Metaphysik.

Von

Dr. Hermann Lotze,

Docent der Medicin und Philosophie an der Universität Leipzig.

Leipzig.

Weidmann'sche Buchhandlung.

1841.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite.

Einleitung 1

Metaphyſik 19

Erſter Theil. Die Lehre vom Sein. 39

Erſter Abſchn. Vom Begriffe des Seins. . . . 41

Zweiter Abſchn. Vom Weſen. 69

Dritter Abſchn. Vom Zuſammenhang der Dinge . 96

Zweiter Theil. Die Lehre von der Erſcheinung. . . 137

Erſter Abſchn. Von den reinen Formen der Anſchaulichkeit. 139

Zweiter Abſchn. Von den reflectirten Formen der Anſchaulichkeit. 216

Dritter Abſchn. Von den transſcendentalen Formen der Anſchaulichkeit. 247

Dritter Theil. Von der Wahrheit des Erkennens. . 275

Erſter Abſchn. Die Subjectivität der Kategorien. . 277

Zweiter Abſchn. Der Uebergang des Objects in die Kategorien. 290

Dritter Abſchn. Deduction der Kategorien. . . . 316

Einleitung.

§. 1.

Wer zuerst in die philosophischen Untersuchungen Eingang zu gewinnen strebt, dem pflegen schon vorher verlorene und unzusammenhängende Gerüchte über das Wesen und die Gegenstände dieser Betrachtungen, so wie dunkle Voraussetzungen über die Stellung derselben innerhalb des gesammten Gebietes menschlicher Bestrebungen überliefert worden zu sein, welche vielleicht mehr, als die eigne Schwierigkeit der Sache den Eingang in die philosophische Wissenschaft zu erschweren und die ersten Schritte in ihr zu schwankenden, unbestimmten und ziellosen zu machen geeignet sind. Wenn es dem vernünftigen Geiste angemessen ist, bei jedem Schritt, den er zu unternehmen im Begriff ist, sowohl der Nöthigung, die ihn dazu treibt, als des Zieles, das er verfolgt, sich bewußt zu werden: so muß Verwirrung unausbleiblich da beginnen, wo, wie in unserm Falle, die gewöhnliche Rede geht: es könne, was die Philosophie sei, nicht angegeben werden, bevor sie selbst bereits begonnen und in gewisser Ausdehnung vollendet sei.

Mit einer krankhaften Vorliebe für urplötzliche, grundlose und auf Nichts beruhende Entstehungen und Entfaltungen, so wie für die besondere Wahrheit alles dessen, was dem unbefangnen Gedankengange widerspricht, haben mehrere Denker geflissentlich jede Brücke abzubrechen getrachtet, welche vermögend wäre, die philosophischen Untersuchungen mit Bedürf-

nissen und Zuständen des unmittelbaren geistigen Lebens in Verbindung zu setzen; und während man sonst wohl für jede Bestrebung in dem Geiste einen reinlichen und freien Boden zur glücklichen Entfaltung eines klaren Bewußtseins zu gewinnen bemüht ist, scheint man von der Philosophie geglaubt zu haben, daß ihre Blüthe sich nur auf dem unklaren und gährenden Boden eines besinnungslosen Staunens erziehen lasse. Dieses unheimliche Staunen hervorzubringen, hat das Vorgeben ganz eigenthümlicher Denkweisen gedient, die unvergleichbar mit dem gewöhnlichen Gedankenlaufe, zugleich für eine geheimnißvolle Bewegung des gegenständlichen Inhalts in sich ausgegeben wurden, und die steten Reden von einer lebendigen Gliederung der Philosophie, als führe sie unabhängig vom Geiste irgendwo ein selbstständiges Leben, haben noch mehr den Blick von Bedürfniß, Inhalt, Aufgaben und ihrer Lösung auf die Virtuosität geistreicher Entwicklung abgelenkt, und jene Philosophie der Philosophie hervorgebracht, die sich nicht mehr mit den Aufgaben, sondern mit sich selbst beschäftigt.

Hätten wir auch noch keine andre Kunde von dem Wesen und dem Inhalte der Philosophie erhalten, so würde uns doch eine einfache Betrachtung lehren, daß sie zunächst eine einzelne Erscheinung in der Entwicklung des menschlichen Geistes sei, und daß ihr als solcher entweder irgend ein Verhältniß in diesem zu Grunde liegen müsse, durch welches sie möglich, und unter dem Zusammentreffen begünstigender Umstände wirklich wird; oder daß es ein Bedürfniß und eine Nöthigung für den Geist gibt, die ihn über den unmittelbaren Ablauf seiner Gedanken sich zu erheben gezwungen hat. Einen solchen Grund der philosophischen Betrachtungen in dem unmittelbaren Leben des Geistes aufzuzeigen, kann der einzige Gegenstand einer Einleitung sein, damit offenbar werde, welchen Werth dieselben haben, und von ihnen derjenige Begriff gegeben werde, der von jeder Wissenschaft vor ihr selbst gegeben werden kann, nämlich die Erklärung ihres Zweckes, welche zugleich den Kreis ihrer Gegenstände im Allgemeinen zu bestimmen fähig ist.

§. 2.

Es ist ein sehr gewöhnlicher Ausdruck, daß der Philosophie ihre Gegenstände nicht als im unmittelbaren Bewußtsein bereits fertige und gegebene zukommen, sondern von ihr selbst im Verlaufe ihrer Untersuchung gebildet werden; während man mit einem zu hastigen Gegensatze andern Wissenschaften den Besitz solcher fertiger Gegenstände der Betrachtung zugesteht.

So hat es einen Anschein von Wahrheit, wenn von den Naturwissenschaften behauptet wird, daß die Gegenstände ihrer Untersuchungen auch vor der wissenschaftlichen Bearbeitung gegeben sind. Pflanzen und Thiere sind gegeben, aber ihr Blühn und Leben hat tausend Jahre gewährt, ehe die darin liegenden Räthsel der Gegenstand wissenschaftlicher Forschung geworden sind. Nicht die Antworten auf die Fragen, die das Verdienst der Wissenschaft, noch auch die Fragen selbst, die zunächst ihr Gegenstand sind, waren gegeben; sondern nur die Veranlassung, sie aufzuwerfen; aber es bedurfte schon des unbewußt wissenschaftlichen Geistes, um bei Gelegenheit dieser bekannten Erscheinung zum Bewußtsein des nothwendigen Daseins eines Kreises noch unbekannter, aber bestimmbarer Verhältnisse fortzugehen. So ist vor jeder Wissenschaft nur eine Veranlassung gegeben, bei welcher sich der Geist der Unvollständigkeit sowohl der unmittelbaren Erscheinung, als seines von ihr abhängigen Gedankenlaufes bewußt wird; die bestimmten Aufgaben der Untersuchung aber bilden sich überall in dieser selbst durch die fortschreitende Erkenntniß jener unbekannten Verhältnisse, die wir vorauszusetzen genöthigt waren.

Aber die Verschiedenheit jener Veranlassung, die nur ungenau den Namen des Gegenstandes trägt, kann die Ursache werden, um deren willen einzelne Wissenschaften mehr oder weniger von ihrem Inhalte durchscheinen lassen, indem, wo die Veranlassung der sinnlichen Anschauung näher steht, die natürlichen Gedankenbewegungen des unbefangenen Geistes einen größern oder kleinern Theil des Unbekannten durch errathende Betrachtungen bereits vorausgenommen haben. Wenn daher die Philosophie das gleiche Schicksal mit allen

Wissenschaften theilt, daß ihre bestimmten Aufgaben und ihr eigentlicher Inhalt sich nur in ihr selbst entwickelt, so muß sich doch vor ihr, so wie vor jenen andern, in dem Leben des Geistes irgendwo die Veranlassung aufzeigen lassen, welche ihn nöthig, über den gewohnten Ablauf seiner Gedanken hinauszugehen und in der Anerkennung eines Kreises noch unbekannter, aber bestimmbarer, Verhältnisse die Unvollständigkeit seines unmittelbaren Denkens inne zu werden.

Die einzelnen Gelegenheiten, bei welchen wir, ausgehend von der Beobachtung irgend einer Erscheinung, zu dieser Anerkennung gezwungen werden, sind der unberechenbaren Mannigfaltigkeit äußerer Verhältnisse unterworfen, und begründen die Verschiedenheit einzelner wissenschaftlicher Untersuchungen. Aber die Erfahrung, daß wir überhaupt diesen Gedanken eines über unsere gegebene Anschauung hinausliegenden Inhalts fassen können, ist selbst die reinste und stärkste Veranlassung, dieses Verhältniß eines Nichtgegebenen zu Gegebenem, wodurch es die nothwendige Ergänzung des letztern wird, als ein anerkanntes, aber noch unerklärtes Verhältniß der Bestimmung des Nachdenkens zu unterwerfen. Nicht also diejenigen bestimmten Ergänzungen allein können wir aufsuchen, welche das Gefühl einer Unvollständigkeit unsers unmittelbaren Gedankeninhalts in Bezug auf irgend einen Kreis einzelner Erscheinungen vorauszusetzen befiehlt, sondern dies, daß zu allen Erscheinungen solche Ergänzungen gefordert werden, ist selbst eine allgemeine Ergänzung unsers Gedankenlaufs, deren näherem Inhalte nachzuforschen ist.

Nehmen wir dies als Aufgabe der philosophischen Untersuchungen an, so handelt es sich in ihr nicht um die Gesetze, unter denen einzelne Erscheinungen nach Maßgabe ihrer zufälligen Bestimmtheit stehen, sondern um jene Gesetze, nach denen es überhaupt geschehen kann, in Bezug auf jeden möglichen Inhalt, daß Nichtgegebenes in nothwendiger ergänzender Beziehung zu Gegebenem stehe. Man nennt die Philosophie allgemeine Wissenschaft; hier ist es, daß sie sich als solche zeigt. Sie ist nicht allgemein, weil sie gemein genug

wäre, um unnöthigerweise sich auf jeden Inhalt äußerlich anwenden zu lassen; sondern deswegen ist sie es, weil sie zeigt, welcherlei Nöthigungen es überhaupt geben kann, über das Gegebene zu Nichtgegebenem fortzugehn, das heißt, eine Untersuchung zu führen. So, indem sie die treibenden Gründe jeder Untersuchung aufzeigt, enthält sie die Grundlage aller andern Wissenschaften, und ist die allgemeine Lehre, die von diesen auf Veranlassung einzelner Erscheinungen in dieses Einzelne hineingearbeitet wird.

Daß wir aber überhaupt irgendwo das Bewußtsein der Unvollständigkeit unsers Gedankeninhalts fassen, ist nur möglich, wenn wir in uns selbst ein inwohnendes Maß haben, eine Wahrheit, mit welcher verglichen sich die Ungenügendheit unserer Wahrnehmungen offenbartz und die Widersprüche in unserer Erfahrung könnten als Widersprüche nicht empfunden werden, wenn wir nicht die gesetzgebende Wahrheit zugleich besäßen, welcher sie widersprechen. Ueberall bei der Entscheidung jedes Zweifels, bei der Bildung jeder untergeordneten Erkenntniß, überall, wo von Gegebenem auf dem Wege der Untersuchung zu Nichtgegebenem fortgeschritten wird, ist jene maßgebende Wahrheit der Grund der Frage und der Entscheidung. Sie ist aber in dem Geiste nicht gegenständlich enthalten, wie der übrige gegebene Inhalt seiner Erkenntniß, sondern als eine natürliche Thätigkeit, die nur das ihr gemäße Einzelne, nicht aber sich selbst in ihrer eignen Bestimmtheit zum Bewußtsein bringt. Die Gesetze dieser Thätigkeit aus einem Mittel der Erkenntniß zum Gegenstand derselben, aus der natürlichen Thätigkeit des Geistes zum Inhalte seines Bewußtseins zu machen, ist die Aufgabe der Philosophie zu nennen. Das Vorhandensein jener Wahrheit im Geiste, welche über das Gegebene hinauszugehen nöthigt, ist jenes Verhältniß, was die Philosophie möglich und unter begünstigenden Umständen wirklich macht, dann nämlich, wenn andere Bewegungen des Geistes ihn zwingen, bei sich einzukehren und damit Bewußtsein zu durchforschen, was er unbewußt anzuwenden genöthigt ist.

§. 3.

Wenn nun auch keine einzelne Erscheinung durch die Widersprüche, die sie zeigt, an jene Schranken der gewohnten Anschauung erinnerte, und so Bruchstücke jener Gesetzmäßigkeit zum Bewußtsein brächte, so käme doch ohnehin jedem Gemüthe eine Zeit der Sehnsucht und der sittlichen Bewegung in sich, die es über die Unbefangenheit seines unmittelbaren Daseins zu der Anerkennung einer verborgenen Wahrheit hinausführt.

Es kann auf sich beruhen, auf welche Weise die feste anschauliche Gegenständlichkeit der äußern Welt vor dem betrachtenden Geiste nach und nach zu zersplittern und für einen tiefer liegenden Hintergrund durchsichtig zu werden anfängt; nur an das Dasein jenes Zustandes wollen wir erinnern, in welchem der Geist durch einen unendlich großen, schönen und werthvollen Inhalt der Ahnung besessen wird. Nicht er selbst besitzt diesen Inhalt in derselben Weise, wie er etwa über die übrigen Gegenstände seiner Erkenntniß mächtig ist, sondern er wird von ihm besessen, wie der Vogel von Melodien, deren Schönheit größer ist als er selbst. In der glorreichen innerlichen Welt jugendlicher Phantasien kommt es zum Bewußtsein, daß über den gewöhnlichen Gedankenlauf hinaus noch ein andrer wesenhafter Inhalt liegt, der als das einzig Werthvolle und wahrhaft Wirkliche mit aller Kraft des Geistes erfaßt wird. Ihm wird es zugeschrieben, weder selbst eine einzelne Erscheinung zu sein, noch der Begrenztheit und Vergänglichkeit des Endlichen zu unterliegen; als das wahrhaft Wirkliche, das, was in allem Erscheinenden das Seiende ist, kann es nicht ein nur unwirklicher Gedanke des Geistes sein, sondern besitzt im höchsten Maße jene übergreifende Giltigkeit, auch außerhalb des denkenden Geistes das an und für sich Seiende zu sein.

Eben aber, weil es die allumfassende Wirklichkeit ist, kann dieses Werthvolle und allein wahrhaft Seiende durch keine endliche Bestimmung des Gedankens gefaßt werden; nur die Benennungen des Ewigen, Einen, Unendlichen sind vieldeutig und schwankend genug, um ihm einen Augenblick lang

eine Bestimmtheit und Gegenständlichkeit zu leihen, aus der es sich durch Zerstörung jeder bestimmten Bedeutung allezeit wieder in die leere Unermeßlichkeit des Unaussprechlichen zurückzieht. Jener unendlich reiche Inhalt ist daher einzig das, was der Geist unter ihm *meint*; keine Bestimmtheit des Gedankens ist in ihm, durch die er sich unabhängig von dieser Meinung erwiese, und abgelöst von dem stillschweigenden Bewußtsein des Einzelnen über den Gegenstand seiner Sehnsucht, auch der Mittheilung an Andere fähig würde. Wo die Mittheilung beginnen soll, da muß sich an das Gemüth gewandt werden, damit es aus seiner gleichartigen Stimmung selbst sich den nämlichen Inhalt erzeuge. Wie darum die Meinung sich ändert, so wird sich mit ihr auch das Was jener innerlichen Welt ändern, von der es behauptet wurde, daß sie der unvergängliche und unveränderliche Inhalt aller Erscheinung sei. Ermangelnd jeder eigenthümlichen Bestimmung, welche sie vor der vielfarbigen Deutung des sich ändernden Gemüths beschützen könnte, *ist die wahrhaft seiende Welt der Meinung eine Function der veränderlichen Stimmung*, so wie veränderliche Größen in der Natur sich bedingen; und während sie in großen und schönen Augenblicken mit allem Glanze der wesenhaftesten Wirklichkeit erschien, verflüchtigt sie sich in übersättigten und abgespannten Stimmungen in das gänzlich Leere und Nichtige.

Es ist das Schicksal aller solcher Begeisterung und Ahnung, einen scheinbar unendlich reichen und herrlichen Inhalt dennoch nur schwankend und in fortwährendem Uebergange zu dem Nichtigen in sich zu tragen; die schöne Welt des einen Augenblickes setzt sich nicht fort in den nächsten hinüber, und nur wenigen schönen Seelen wird es gelingen, durch die Noth des Lebens hindurch unverrückt den alten Inhalt zwar als Widerschein, aber doch einer beharrlichen Stimmung zu besitzen.

Ein Widerschein der Stimmung *ist* nun die Wahrheit der Ahnung; *sie soll* aber vielmehr nicht ein Widerschein der Laune und Stimmung, sondern die Wirklichkeit des Seienden sein. Dieser Widerspruch des Geistes gegen die Folgen, die

aus der Faſſung ſeines Inhalts in Geſtalt der unmittelbaren Meinung und Ahnung entſtehen, enthält den treibenden Keim der philoſophiſchen Unterſuchung. Jener unendliche Inhalt muß, wenn er gelten ſoll, in einzelnen Beſtimmungen dem erkennenden Geiſte gegenüber ſtehen; nur durch das Gewinnen ſolcher Gegenſtändlichkeit kann er über die Veränderlichkeit der Stimmung hinausgehoben und gerettet werden. Den Inhalt jener Begeiſterung können wir nicht aufgeben; und wenn vorher die Philoſophie als ein harmloſes Spiel erſchien, das als Möglichkeit in einem Verhältniß des Geiſtes begründet, der begünſtigenden Einflüſſe zur Entfaltung wartete, ſo iſt dieſe Pflicht, das was wir für das Höchſte halten, gegen die Veränderlichkeit unſers eignen Gemüths zu ſchützen, die Nothwendigkeit, welche gebietet, aus der Ahnung an eine Arbeit des Erkennens, aus der individuellen Meinung in das allen Individuen gemeinſame Gebiet des Denkens überzugehen.

§. 4.

In dieſer Allgemeinheit aber theilt die Philoſophie ihre Aufgabe mit anderen Beſtrebungen, die alle darauf gerichtet ſind, den wahrhaften Inhalt unſers geiſtigen Lebens vor der Vernichtung durch die Zufälligkeit unſerer individuellen Zuſtände zu retten.

Dem unbefangenen Gemüthe gehen zuerſt die Erſcheinungen des Weltlaufs wechſelnd und veränderlich vorüber und bilden den Stoff zu Ueberlegungen, die durch Vergleichung des Einzelnen das Weſentliche vom Unweſentlichen, das Beſtändige vom Vergänglichen, das Werthvolle von dem Gleichgiltigen zu ſcheiden unternehmen; und ſo ſehen wir aus der Erfahrung des Lebens ſich die Bildung als das Ergebniß jener ſinnigen Beobachtung niederſchlagen, welche aus einer gewiſſen Summe von Erlebniſſen einen verhältnißmäßig ſich gleichbleibenden, durch den Gedanken beſtimmbaren Inhalt des wahrhaft Seienden gewinnt. Aber für den Einzelnen iſt der dargebotene Stoff des Lebens ein Bruchſtück, in beſtimmten Schickſalen und begrenztem Geſichtskreiſe abgeſchloſſen; ſeine einzelnen Theile ſind zufällig gegen einander,

und darum geht durch die Bildung nicht ein einziger gemeinsamer Begriff des wahrhaft Wesentlichen hindurch, sondern eine Menge zerstreut in einander scheinender Wahrnehmungen werden in Umriß und Färbung durch die bestimmte Eigenthümlichkeit eines Charakters zusammengehalten.

Wenn die Bildung so hinsichtlich ihrer Einheit ein Geringeres ist, als das, was wir in der Philosophie beabsichtigen, so ist sie doch, wo sie jene Einheit der Betrachtung als durch die Philosophie gewonnene voraussetzt, ein Höheres als diese, indem sie außer der Bewegung des Gedankens auch die Mühe des wirklichen Lebens und die Bewährung der Einheit des Charakters in der unablässigen Beziehung auf den mannigfaltigen Stoff des Lebens verlangt. Können wir daher als die Bestimmung der Philosophie nennen, Einheit in den Stoff der Bildung zu bringen, so erscheint sie hier gegen diese wesentlich in der Gestalt einer formalen Wissenschaft, und es ist nöthig, dies zu bemerken, um einestheils der thatlosen Selbstzufriedenheit der philosophischen Beschaulichkeit zuvorzukommen, theils die unerfüllbare Erwartung zu verhüten, als böte die Philosophie selbst jenen Schatz inhaltvoller und bedeutender Ideen des Lebens dar, zu deren Gewinnung wir uns vielmehr überall an die lebendige Bildung der Kunst und des Lebens wenden müssen. Mehr Mühe beinahe, als auf die Lösung der Aufgaben, ist in letzter Zeit auf die Apotheose der Wissenschaft verwendet worden, und diese hohen Erwartungen sind es, die, durch die geringen Ergebnisse unbefriedigt und getäuscht, eine Bitterkeit gegen die Beschäftigung des reinen Gedankens mit sich erzeugt haben, welche durch Wegwerfung des Geringen sich das Höhere, die Einheit der lebendigen Bildung verkümmert. —

Wo aber in dem Widerstreite der Einzelnen die Zufälligkeit und Unvergleichbarkeit der Bildung offenbar wird, da kann die Einheit des Inhalts zunächst auch so gewonnen werden, daß von dem Rechte des Einzelnen, selbstthätig für sich das Wahre zu bestimmen, abgesehn und eine Satzung als allgemeine Geltung aufgestellt wird, welcher der Einzelne sich zur Befriedigung und seine Zweifel zur Erledigung zu unter-

werfen hat. Das Gemüth, das seinen Inhalt vor seiner eignen Veränderlichkeit nicht zu schützen weiß, gibt diesem vermittlungslos eine Gegenständlichkeit, indem es sich der bestehenden Sitte, dem Staate und der Kirche unterwirft, in denen allen eine gemeinsame Satzung als einziger Ausdruck des wahrhaft Wirklichen die Mängel der wechselnden Bildung ergänzt.

Aber alle diese Weisen, die Wahrheit zu setzen, gelten nur, die Gesetze dem Gehorsamen, der Glaube dem Gläubigen. In der Sitte und dem Glauben wird nur der das Dasein der Wahrheit anerkennen, der ihren Inhalt einstimmig findet mit dem Inhalte seiner Meinung; wie aber diese und ihre Zustände sich ändern, so wird auch diese Gleichheit eine schwankende und fließende sein, und nach dem Wechsel der Stimmung wird bald dieser, bald jener Inhalt der Sitte und des Glaubens sich mit der Meinung einstimmig finden, sie decken oder zur Seite ausgleiten, und das Gemüth wird dem Widerspruche zwischen dem Bewusstsein eigener Bestimmung und der unvermittelten Gegenständlichkeit des gegebenen Inhalts preisgegeben sein.

Die Aufgabe der Philosophie ist es im Gegensatze hierzu, nicht eine solche unvermittelte Satzung aufzustellen, sondern innerhalb des Allen gemeinsamen Elementes der Erkenntniß die in der Meinung und Ahnung gegenwärtige Wahrheit zum Gegenstande des Besitzes zu machen, dem Gemüthe zu zeigen, was der Inhalt seiner selbst ist und es über den Traum aufzuklären, der es verfolgt. Wendet sich somit die Philosophie an das selbstthätige Erkennen des Geistes, ohne ihm eine fertige, unvermittelte Satzung aufzudringen, so wendet sie sich anderseits zugleich auch *nur* an das Erkennen, nicht an den ganzen Geist; ihr Ergebniß ist das für den Einzelnen seinem *Inhalte* nach verdienstlose Wissen des allgemeinen Geistes von sich und dem Wesen der Dinge, während erst durch die höhere Thätigkeit des Glaubens und Handelns in der Unterwerfung unter Sitte und Recht die erkannte Wahrheit auch für den ganzen Geist des Einzelnen als für ihn seiende bekräftigt wird.

So wie die Kirche die Gemeinschaft der Geister im Glauben ist, so ist die Schule dazu bestimmt, die Ueberzeugung der Einzelnen auf die Gemeinschaft des allgemeinen Erkennens zurückzuführen; aber auf zwei Seiten sind wir schon hierüber hinausliegende Gebiete gewahr geworden, zu denen philosophische Untersuchungen nur die Vorbereitung sein können. Es gilt, dies festzuhalten; denn nicht darauf kommt es an, die Philosophie im erborgten Glanze, sondern darauf, sie in ihrer Wahrheit zu sehn; und indem wir uns ernstlich mit ihr beschäftigen wollen, ist dies der Ernst, mit dem zu Höherem die Grundlage gelegt wird, die verdienstlos wäre, wo sie Nichts trüge.

§. 5.

Wir finden uns jetzt einem großen und unermeßlichen Inhalte der Ahnung gegenüber, welchen durch Verwandlung in Gegenstand der Erkenntniß über die Veränderlichkeit individueller Stimmung emporzuheben, unsre Aufgabe ist. Mit welchen Hilfsmitteln aber finden wir uns dieser Aufgabe gegenüber, und auf welche Weise werden wir diesen in sich beruhenden Inhalt, der hier nur noch eine unbestimmte Sehnsucht ist, in solche einzelne Aufgaben verwandeln können, daß die Bewegung der Erkenntniß an ihnen einen Angriffspunkt finde? Wollen wir mit leeren Händen einem glücklichen Griffe vertrauend uns an das Werk machen, oder gibt es einen bestimmten Weg, der vorher gewußt werden muß? Diese Fragen sind es, die zunächst hier beunruhigen, aber sie haben nicht immer beunruhigt.

Als der unbefangene Geist zuerst den Inhalt des wahrhaft Seienden bestimmen wollte, griff er, und wird in gleichem Falle immer zunächst nach bedeutenden Erscheinungen der innern und äußern Erfahrungswelt greifen, wird überhaupt glauben, durch die einfache Angabe von Eigenschaften der Forderung, das wahrhaft Seiende aufzuzeigen, Genüge geleistet zu haben. Die noch ungewohnte Reflexion wird, wie wir dies in der Geschichte der ältesten Philosophie geschehen sahen, aus dem Bereiche der unmittelbar gegebenen Erscheinungen die verhältnißmäßig beständigen, dauernden, und in

mannigfaltiger Weise als Stoff und Ursache die übrigen bedingenden als den genügenden Ausdruck des wahrhaft Wirklichen hervorheben.

Von solchen Aussprüchen, daß das wahrhaft Seiende das Wasser, die Luft sei, hat sich im Laufe der Zeit die gewandtere Reflexion zu abstracteren Bestimmungen des Einen, Nothwendigen, Unbedingten gewandt; nichts destoweniger gehören alle diese Meinungen den zufälligen Ansichten der Bildung. In dem unmittelbaren Gedankengange liegen gewisse uranfängliche Vorurtheile, nach denen, um ein Beispiel anzuführen, das Nothwendige dem wahrhaft Seienden näher zu stehen geachtet wird, als das Zufällige, oder das, was auch nicht sein kann. Diese Vorurtheile müssen mit Bestimmungen der inwohnenden Wahrheit, welche unser Erkennen möglich macht, zusammenhängen, aber sie werden so nach der Weise der Bildung einzeln hervorgehoben und aus ihrem nothwendigen Zusammenhange mit andern Bestimmungen getrennt, je nachdem durch die Masse der vergessenen, nur noch in ihren Wirkungen unbewußt vorhandenen Associationen von Vorstellungen, welche die verderblichste Macht über unser freies Denken ausüben, der Hang der individuellen Denkweise zu dem einen oder dem andern Extrem hingerissen wird. Darum sehn wir, nachdem in neuerer Zeit das Nothwendige allein für das wahrhaft Wirkliche ausgegeben worden ist, unmittelbar auch in einem Systeme der Freiheit die entgegengesetzte zufällige Ansicht der Bildung auftreten, welche dasselbe wahrhafte Sein nur dem Freien, das heißt dem Auch-nicht-seinkönnenden zugestehen will.

Aus diesen Betrachtungen geht hervor, was nach der Gewöhnung der Reflexion an abstractere Bestimmungen längst hätte klar sein sollen, daß, wenn wir die Frage: was ist das wahrhaft Seiende? aufstellen, wir unmöglich die Stelle jenes Was durch die Angabe bestimmter Prädicate ausfüllen dürfen, ehe wir uns darüber verständigt haben, unter welchen Bedingungen wir überhaupt von irgend einem Inhalte sagen wollen, daß er dem Begriffe des wahrhaft Seienden genug thue. Der Realdefinition des wahrhaft Seienden muß eine

Nominaldefinition vorangehen, damit der Sinn der Frage vor Allem klar werde und es sich zeige, durch welches Ungenügen der dargebotenen Erscheinungen bewogen wir über das Sein dieser als ein unwahres, zu einem anderen, als dem wahren, überzugehen haben. Wo dies verabsäumt wird, entsteht die Leerheit eines in sich zurückkehrenden Satzes; denn wer sich im Stillen bereits das Wort gegeben hat, nur das Nothwendige hochzuachten, der wird natürlich das wahrhaft Seiende nur durch dieses Prädicat bestimmen, das, nur unter anderm Namen, als Subject schon vorausgesetzt war.

Um die verschiedenen zufälligen Ansichten der Bildung unter einander vergleichbar zu machen, müssen wir das hervorheben, was in jenem Begriffe des wahrhaft Seienden das allein allen Gemeinsame ist. Es ist dies aber das sittliche Gewicht, das auf diesen Begriff gelegt wird, und welches einen von der anderweitigen Bestimmung desselben allerdings verschiedenen Inhalt hat. Wer vom wahrhaft Seienden spricht, der verlangt, das an und für sich Werthvolle zu wissen, nicht das Gleichgiltige. Dieser Gegensatz liegt jenem Begriffe zu Grunde; an ihm muß er erkennbar sein, wie nun auch die zufällige Bildung ihn durch die Prädicate des Nothwendigen oder Freien zu bestimmen unternimmt.

Der Begriff des wahrhaft Seienden ist somit vor der Philosophie, wie er in den Ueberlegungen des unmittelbaren Gedankenlaufs entsteht, eine trübe und unentwickelte Vorstellung, in der sich nur die Forderung verbirgt, das, was wir als das Werthvolle ahnen, durch die Art seines Daseins zu bestimmen und es von anderem Werthlosen zu unterscheiden. Diese Abtrennung ist noch keineswegs vollzogen dadurch, daß diesem Sein die leere Benennung des wahrhaften gegeben wird; noch weniger kann dieses seinem Begriffe nach noch unbekannte wahrhafte Sein durch willkührliche Beilegung der Verhältnißbestimmungen des Nothwendigen, Freien oder Wirklichen bezeichnet werden oder durch Formen der Zusammenfassung, wie das Eine, das Allgemeine, das Unendliche mißbräuchlich in diesem Sinne angewandt werden. Das, was wir hier erkennen, ist nur das: von einem unklaren

Bilde eines in sich werthvollen Inhalts werden wir beunruhigt und umhergetrieben; Vorurtheile liegen in unserm Gedankenlauf, die denselben durch eine Weise des Daseins von anderem, werthlosen, abzuscheiden versuchen; aber diese Vorurtheile sind selbst dunkel, und wandelbar; nach verschiedenen Stimmungen scheinen verschiedene einander widersprechende jenen höchsten Vorzug der Werthschätzung zu verlangen, und allen liegt die unerwiesene Voraussetzung zu Grunde, daß überhaupt der werthvolle Inhalt der Welt das, was er ist, durch die besondere Art und Weise seines Daseins ist. So empfinden wir zuletzt nur die Verworrenheit aller dieser psychologischen Bewegungen, die von unendlichen verborgenen Erinnerungen und Verknüpfungen der Eindrücke nach Maßgabe der individuellen Denkweise beherrscht werden.

Die erste Bedingung, hier Klarheit zu bewirken, ist die, nachzuforschen, woher uns überhaupt jener Gedanke einer Steigerung und einer Verschiedenheit des Seins kommt, durch die wir eine Scheidung des Werthvollen und des Gleichgiltigen beabsichtigen. So werden wir zu einer Untersuchung geführt, welche den Geist zur Verständigung über die Voraussetzungen bringen soll, die er über die Natur und die Bedingungen alles Seienden macht. Wir kehren hiermit zu dem Gegenstande einer früheren Bemerkung zurück. Ueberall, wo eine Untersuchung geführt wird, nimmt der Geist an einer Erscheinung Veranlassung, über ihre Unvollständigkeit hinauszugehen, und auf den Grund jener Voraussetzungen hin eine Ergänzung des Gegebenen aufzusuchen. Diese Voraussetzungen, die bei Gelegenheit der äußern Erscheinungen einzeln und bruchstückweis in das Bewußtsein emporgehoben werden, zu sammeln und zu ordnen, ist die erste Aufgabe der Philosophie, damit alle Bedingungen deutlich erkannt werden, unter denen für uns das Seiende steht, und es sich zeige, ob es einen solchen Punkt gebe, wo mit einer Form des Seins zugleich der Anspruch auf an und für sich seienden Werth zusammenfalle. Wenn irgend etwas sein soll, welches sind die Bedingungen, denen es entsprechen muß; wie müssen wir das Einzelne, wie seine Beziehungen in dem Zusammen-

hange der Dinge denken, abgesehen von dem Reichthum zufälliger Bestimmtheiten, die alle den nämlichen Gesetzen unterworfen sind?

§. 6.

Aus dem unentwickelten Inhalte der Ahnung beginnen so einzelne Kreise der Untersuchung sich in ihren größeren Umrissen abzulösen. Unter dem Namen einer metaphysischen Wissenschaft hat die Lehre von den reinen allgemeinen und nothwendigen Voraussetzungen, die wir über die Natur des Seienden als solchen machen, die erste Stelle unter den philosophischen Untersuchungen eingenommen. Ihr werden nach alter Gewohnheit die Philosophie der Natur und die Lehre vom Geiste beigefügt als die größeren Kreise von Aufgaben, welche die übrigen Theile der Philosophie zu lösen haben. Die Erscheinungen der Natur und ihre mannigfaltigen Hindeutungen auf Anderes, was nicht unmittelbar in die Reihe der Phänomene eintritt; die Zweifel und Hoffnungen über das Wesen, die Bestimmung und das Schicksal des Geistes sind es ja wohl, von denen als Anfangspunkten sich die bestimmteren Bedürfnisse des Gemüths nach philosophischer Untersuchung herleiten, und so mag diese Bestimmung der einzelnen Lehrabschnitte sich derjenigen Evidenz erfreuen, welche den Veranlassungen einer Wissenschaft vor ihr selbst zukommen kann. Diese Veranlassungen erscheinen aber, wie sie sich hier überblicken lassen, in sehr verschiednen Phasen, die sie der Betrachtung darbieten: bald als Frage über die Pflichten, die zu erfüllen sind, bald als Verlangen über die Hoffnungen und Befürchtungen aufgeklärt zu werden, die aus der Verschlingung sehr verschiedenartiger Verhältnisse, in die wir festgebannt sind, hervorgehn. So lange daher die Philosophie die Befriedigung des Geistes nicht als den zufälligsten Theil ihrer Aufgabe wegwerfen will, wird sie auf Fragen antworten müssen, deren jede nicht von Einem, sondern von zusammengesetzten Standpunkten ausgeht; und wird so, wenigstens als Untersuchung, möglicherweise in viele einzelne Theile zerfallen, deren Einheit und Verbindung nicht aus ihnen selbst, sondern aus dem Ganzen der Weltansicht zu

begreifen ist, die der Entscheidung zu Grunde gelegt wird. Jede Eintheilung kann daher nur von Werth sein, wo einzelne Kreise von Untersuchungen sich ihrer Natur nach zu einem zusammengehörigen Ganzen aneinanderfügen; hierüber aber zu urtheilen muß aufgeschoben werden, da wir die Untersuchung über die Natur alles Seienden noch vor uns haben.

Es läßt sich voraussehen, was hieraus über die Methode der philosophischen Untersuchungen vorläufig folgen wird. Bevorwortende Betrachtungen und Ueberlegungen hierüber haben in neuester Zeit einen großen Theil des Interesses an sich gerissen, das besser dem Gegenstande zu Gute gekommen wäre, und gehören zu jenen verwirrenden Gerüchten, welche die Philosophie zu umgeben pflegen. Wenn es zuerst gefordert wird, daß Eine Methode durch alle philosophische Untersuchungen hindurchgehn soll, so ist dieser Gedanke von der Vortrefflichkeit der Einheit im Gegensatze zur Vielheit eines jener unbrauchbaren Vorurtheile der Bildung, dem mit Recht die Forderung einer nach dem verschiedenen Inhalte sich verändernden Methode entgegengesetzt wird. Die Einheit, die wir suchen, ist die Einheit der Weltansicht, die aus den verschiedenartigsten Entwürfen und Ueberlegungen dennoch hervorgehn mag; die Einheit des Scheines systematischer Anordnung aber ist eine Seite jener technischen Virtuosität, welche die Lösung der Aufgaben vernachlässigt. Es hat sich gezeigt, wie seit der Ausbildung dieser Fertigkeiten die größten Probleme der Wissenschaft spurlos aus ihr verschwunden sind; das Wesen Gottes, die Freiheit des Willens und die Unsterblichkeit der Seele, weil sie nicht glatt genug als einfache Begriffe aus der dialektischen Methode herausflossen, mußten dem Arrangement des Systems geopfert werden. Für alle Philosophie ist zuerst die Freiheit des Denkens in Anspruch zu nehmen, damit wir nur erst wieder dahinkommen, eine Untersuchung zu haben, deren Gewohnheit und Mühe durch die Erzählungen einer weitverbreiteten Schule hinweggescheucht worden sind.

Ueberhaupt ist das viele Reden von einer besondern speculativen Methode, so beliebt auch dieses Wort sein mag,

ein ebenso unklarer Gedanke, als wenn Jemand eine Methode zu handeln anzugeben verspräche, die blos gute Thaten hervorbringen solle, im Gegensatz der schlechten und gleichgiltigen; und es gehört dies zu dem Gefolge jener verwirrenden Behauptungen über eine Gedoppeltheit des Erkennens, nach welcher das vornehme speculative Erkennen allein sich den höhern Geheimnissen nahen dürfe, wogegen das gemeine bürgerliche Erkennen der außerphilosophischen Intelligenz zu beliebigem Gebrauche nachgelassen sei. Allein alles Erkennen bewegt sich gleichmäßig in denselben allgemeinen Formen des Denkens und unterscheidet sich nur nach dem Grade der bereits erreichten Bildung, nach dem Inhalte der schon gewonnenen Wahrheiten, aus denen es seine weiteren Ergebnisse auf dem einfachen Wege des Schließens ableitet, und nach seinem Zwecke, welcher es nöthigt, den allgemeinen Obersätzen grade diejenigen Einzelheiten unterzuordnen, über welche eine weitere Aufklärung zu suchen in seinem Berufe liegt. Man muß daher jedem Anspruche auf eigenthümliche Denkweisen entsagen, wohl aber den Inhalt jener allgemeinen Voraussetzungen und den Kreis ihrer Giltigkeit lernen; ihre zweckmäßige Benutzung aber dem in jedem Augenblicke nothwendigen Scharfsinne überlassen, der seinen Zweck, seine Mittel und das bereits Gewonnene zusammenzuhalten fähig ist. Dies ist die Weise aller Wissenschaften, denen es um Erkenntniß ihres Inhalts zu thun ist; kein Weg und kein Kunstgriff ist der mathematischen Forschung und den empirischen Beobachtungen der Physik verschlossen; jede Annahme einer stehenden Methode aber würde nur allenthalben das Bedürfniß neuer Methoden zur Anwendung der ersten erwecken.

Will der Geist durch die Macht seiner Erkenntniß die Welt aufbauen, so ist diese lebendige Kühnheit ihm nicht zu mißgönnen; aber er erinnere sich wenigstens, daß wir nicht von selbst im Mittelpunkt des Werdens und der Bewegung stehen, sondern nach vielen Seiten hin dislocirt gar mannigfaltiger künstlicher Wege bedürfen werden, um durch die Untersuchung uns auf jene Höhe der Beobachtung und des Umblicks emporzubringen, von der die unendlichen Verhältnisse

des Seienden ſich überblicken laſſen. Nicht darum handelt es ſich, eine Welt oder ein Bewußtſein methodiſch zu verfertigen, oder ſie aus der Verwirrung unſeres mit zufälligen Aſſociationen aus einer nur fragmentariſch zugänglichen Erſcheinungswelt überladenen Gedankenganges hervorrollen zu laſſen: ſondern der gegebene Inhalt des Geiſtes und die Bruchſtücke der Erſcheinungen ſollen in Uebereinſtimmung mit ſich und den Forderungen der in uns wohnenden Wahrheit gebracht werden. In dieſem Anfange der Betrachtung iſt nur dies der Begriff der Philoſophie, daß wie Göthe von aller Erziehung ſagt, der Menſch nach ſeinem Zwecke und ſeinen Mitteln über ſich aufgeklärt werde; hat dieſe Bewegung des Geiſtes, und dies, daß ſie überhaupt geſchieht, in dem Zuſammenhange der Dinge noch eine andere, tiefere Bedeutung, ſo müſſen wir es den Betrachtungen dieſes Zuſammenhangs überlaſſen, ſie aufzuweiſen.

Es iſt bisher nicht üblich in der Philoſophie geweſen, ſo wie etwa die beſcheidenern Naturwiſſenſchaften bereitwillig ihre unvollendete Natur anerkennen, irgendwo eine Lücke zuzugeſtehen, die von der vereinten Arbeit nachkommender Geſchlechter ausgefüllt werden müſſe. Dennoch müſſen wir mit der Ueberzeugung dieſe einleitenden Bemerkungen ſchließen, daß nur in wenigen Theilen die Philoſophie bisher einen Abſchluß erreicht hat, daß in anderen die Hilfsmittel der Beurtheilung und Entſcheidung nur unvollſtändig vorhanden ſind, und ihre Ergänzung von der gemeinſchaftlichen Anſtrengung der nachfolgenden Zeiten erſt noch gehofft werden muß; daß endlich in noch andern Gebieten nur das Gefühl eines noch Unbekannten vorhanden zu ſein ſcheint, ohne daß bereits die deutlichen Angriffspunkte beſtimmter Probleme aufgefunden wären, an denen die Unterſuchung beginnen könnte.

Metaphyſik.

§. 7.

Die Forderung, jene in Geſtalt ſchwankender Ahnungen auch im unmittelbaren Geiſte vorhandene Welt der Wahrheit in einen Gegenſtand denkender Erkenntniß umzuwandeln und ſie dadurch über die Vergänglichkeit unſerer Stimmung hinauszuführen, hat uns dahin geführt, in einer metaphyſiſchen Wiſſenſchaft zuerſt jenen allgemeinen Vorausſetzungen nachzuforſchen, welche nicht wir allein nach unſerer individuellen Denkweiſe, ſondern der allgemeine Geiſt über die Natur des Seienden zu machen genöthigt iſt. Wo irgend über den Beſtand des in der Anſchauung und Empfindung gegebenen Stoffes hinausgegangen wird, da geſchieht es dadurch, daß einzelne jener Vorausſetzungen bei Gelegenheit einer unvollſtändigen Erſcheinung zum Bewußtſein gekommen ſind und die Frage nach einem vermißten Nichtgegebenen eingeleitet haben. Nur dieſes Nichtgegebene betreffen jene Vorausſetzungen; wo die Erſcheinungen mit allen ihren Bedingungen vollſtändig vorhanden ſind, iſt kein Grund, durch die Unterſuchung über ſie hinauszugehen. Gegeben aber iſt nur der einzelne Inhalt der Empfindung, nicht gegeben die Form ſeiner Beziehung und Verknüpfung mit Anderem. Denn gleichviel, ob dieſe Verbindungen und Beziehungen dem Suchenden dennoch in der Maſſe der übrigen Erſcheinungen ſich als daſeiend erweiſen, oder ob ſie als nicht gegenwärtige nur

nach einer gewissen Nothwendigkeit der Ergänzung hinzugedacht werden müssen, immer liegt in dem einzelnen Stoffe der Empfindung und Beschauung seine Beziehung zu Anderem nur dann, wann sie gesucht wird; der einzelne Inhalt bezieht sich nicht selbst auf Anderes, sondern muß auf die Bewegung des Geistes warten, der durch seine Voraussetzungen auf das Bedürfniß eines Anderen geführt, dieses in seiner Erkenntniß mit dem ersten in Berührung bringt.

Immer also in der Verbindung und Beziehung zwischen Gegebenem und Anderem, oder ihm und Nichtgegebenem ist es, wo die Voraussetzungen, welche das allgemeine Erkennen über die Natur des Seienden macht, ihre Stelle finden. Dem allgemeinen Erkennen aber sind keine bestimmten Stoffe des Gedankens dargeboten, außer der umfassenden Allheit derselben selbst; daher können nur diejenigen Voraussetzungen die metaphysische Wissenschaft angehen, die sich auf das Seiende als solches, abgetrennt von jeder wirklichen Bestimmtheit beziehen, und anstatt des Inhalts tritt hier nur die Abstraction desselben auf, der Begriff des Inhalts, auf welchen, als auf ein zurückgebliebenes Zeichen, die reinen Formen der Verbindung angewandt werden. Diese allgemeinen Formen der Verknüpfung des Mannigfaltigen und seiner Beziehungen bleiben so als der reine Gegenstand der Metaphysik zurück.

Sie sind, seit in den vorigen Jahrhunderten eine neue Bewegung des Denkens eingetreten, in verschiedenen Schattirungen der Ansicht bald als leere Formen der Thätigkeit der Erkenntniß, bald als angeborene Ideen, als die im erkennenden Geiste sich gleichbleibende Natur der Dinge, endlich als Resultate psychologischer Gegenwirkungen der einfachsten Elemente der Gedanken angesehen worden. Wir haben sie hier Voraussetzungen genannt, um die Untersuchung über das, was sie selbst sind, einstweilen abzutrennen von der Betrachtung der Gesetze, die in ihnen mit dem Anspruche der Giltigkeit für das Seiende sich vorfinden. So wie das Bewußtsein sie unbefangen mit dem Anspruche dieser Giltigkeit gewähren läßt, wollen wir uns ebenfalls im Anfange dem Vertrauen überlassen, daß das Erkennen, wenn es einig in

ſich iſt, die Wahrheit erkennt, und die Dinge keine andern Geſetze kennen, als diejenigen, unter denen ſie uns erſcheinen. Zur vorläufigen Beruhigung allein kann es geſagt werden, daß die factiſche Anwendung jener Vorausſetzungen auf den Inhalt der Erfahrung unmöglich ſein würde, wenn nicht der Gegenſtand ſie zu ertragen fähig wäre. Wenn die Dinge an ſich ganz andre möglicherweiſe ſein ſollen, als ſie in die Formen unſerer menſchlich beſchränkten Erkenntniß fallen, ſo wollen wir vor der Hand dieſen ſpäter zu erörternden Gedanken zugeben, daß ſie unter andern möglichen Formen anders erſcheinen könnten; allein ſie könnten überhaupt nicht in die menſchlichen Formen der Erkenntniß fallen, wenn dieſe Möglichkeit hinein zu fallen nicht ſelbſt in ihrem Weſen begründet wäre, ſo daß, wenn unſre Erkenntniß von ihnen nicht alle Wahrheit beſäße, ſie doch das, was ſie davon hat, als Wahrheit beſitzen würde.

Allein wie auch das endliche Ergebniß der Unterſuchung über die Berechtigung jener Vorausſetzungen, wo ſie auf das Seiende angewandt werden, ausfallen, oder welches ihre Bedeutung nicht allein in dem ſubjectiven Denken, ſondern in dem größeren Zuſammenhange der Dinge ſein möge: wo ſie aufgeſucht werden ſollen, bedürfen wir eines Erkennungszeichens, welches unabhängig iſt von den vorgefaßten Anſichten über alle jene Fragen. Nirgends, obwohl die neuere Speculation wenig zur Anerkennung dieſer Thatſache geneigt iſt, findet ſich ein ſolcher Faden, als in der Betrachtung der reinen Denkformen, in welchen bei der Verknüpfung des Mannigfaltigen allenthalben jene Vorausſetzungen als Gründe der Verbindung gelten. Es wird möglich ſein, ſich dieſer reinen Formen bewußt zu werden und die in ihnen liegenden Gedanken zu entwickeln, und wenn dieſe einfache Anſicht Kant's, durch die Verbindung, in die ſie bei ihm mit andern Meinungen, namentlich mit einer wunderbaren Pſychologie trat, und durch untergeordnete Mängel manchem Tadel unterlegen hat, ſo muß ſie doch aufrecht erhalten werden, ſo lange von factiſchen Vorausſetzungen die Rede iſt, unbekümmert darum, woher dieſe entſtanden und welche Giltigkeit

ihnen zuzuschreiben ist. Indem wir Nichts für Inhalt der Metaphysik anerkennen, was nicht als ein Gesetz der Verknüpfung des mannigfaltigen Inhalts im reinen Denken sich erwiesen hat, gewinnen wir einen vorläufigen Ueberblick über die Reihe der Gegenstände, die sich der Untersuchung darbieten, und werden nicht Gefahr laufen, einer dunklen Entwicklung des Inhalts selbst zu folgen, die wie bei Hegel oft durch Associationen der concretesten Vorstellungen gestört wird, welche sich mit der Evidenz, die die Gewöhnung des Falschen gibt, als Gesetze des Seienden eindrängen, obwohl sie nur einzelne Erscheinungen und keineswegs die Bedingungen irgend einer Beziehung zwischen dem Seienden als solchem sind.

§. 8.

Man pflegt jene reinen allgemeinen Formen der Verbindung inhaltlose zu nennen; und sie sind dies insofern, als sie kein einzelnes Mannigfaltige der Empfindung und Anschauung von selbst mit sich bringen; anderseits aber ist eben diese Form selbst ihr Inhalt, denn die Art und Weise der Verknüpfung des Mannigfaltigen kann nicht ohne die Voraussetzung gedacht werden, daß die Natur des Gegenstandes sie an sich zu erleiden fähig ist. So wird es, wo die Rede von der Verbindung der einzelnen Vorstellungsmerkmale zu der Einheit des Begriffes ist, unsre Aufgabe sein, den Sinn und das Recht derjenigen Voraussetzung zu entwickeln, die wir über das Seiende nothwendig im Stillen gemacht haben müssen, sobald wir es einer Verbindung des Mannigfaltigen gleich setzen. Oder wo wir in der Form des Urtheils unsere Gedanken bilden, gleichviel ob die sprachlichen Verbindungen dieser Form deutlich ausgedrückt sind, oder auf irgend eine Weise zusammengezogen: so haben wir nachzuweisen, mit welchem Recht und Sinn wir dem gedachten Gegenstande jene Trennung in Subject und Prädicat, und die Beziehung beider durch die Copula zumuthen, die in der reinen Form des Urtheils als solcher enthalten sind.

In dieser Weise, abgesehn von allen Einzelheiten, die durch die Anwendung auf bestimmt ausgewählten Inhalt der

Erfahrung hervorgehen, gehören Begriff, Urtheil und Schluß als die ersten zu jenen reinen Formen des Denkens, aus denen die metaphysische Wissenschaft die ihnen zu Grunde liegenden allgemeinen Voraussetzungen über die Natur und die Verknüpfungsweise alles Seienden als solchen hervorzuheben hat. Diese drei Formen sind es, unter denen der Geist jeden mannigfaltigen Inhalt vor aller weiteren Bearbeitung durch den Gedanken zurelegt; was in diese Formen noch nicht eingetreten ist, kann überhaupt noch nicht als Gegenstand der Erkenntniß gelten.

In anderer Weise beschäftigt sich mit denselben Formen der Verbindung eine andere Wissenschaft, die Logik. Dieser Name hat in neuerer Zeit mannigfaltige Schicksale erfahren; bald für ein Aggregat trockener Regeln, bald zur Bezeichnung dessen, was wir hier Metaphysik nennen, gebraucht, ist er zuletzt wieder nicht ohne eine gewisse absichtliche Gespreiztheit mit dem Anspruche aufgetreten, daß die sogenannte reine formale oder Aristotelische Logik als die höchste Gesetzgeberin alles Denkens betrachtet werden müsse. Diese Logik bekümmert sich nicht um die Voraussetzungen, welche den eigenthümlichen metaphysischen Inhalt der reinen Denkformen ausmachen; sie nimmt vielmehr Begriff, Urtheil und Schluß als erfahrungsmäßig mögliche Zusammensetzungen der Vorstellungen auf, und bemüht sich zu erweisen, in welchen Verhältnissen der einmal in diese Formen aufgenommene Stoff unter sich in Verbindung gesetzt werden könne. Sie ist daher eine Lehre von der Anwendung der Denkformen, und, die wenigen in ihr üblichen Definitionen ausgenommen, keineswegs eine theoretische, sondern eine praktische Disciplin, welche die Regeln darbietet, nach welchen die einzelnen Theile des Erkenntnißinhaltes in Beziehung und Verbindung gebracht werden können nach Maßgabe ihrer bestimmten Eigenschaften der Größe, des Umfangs, der Bejahung und Verneinung. Sie gibt sich nicht Rechenschaft über Grund und Herkunft der Regeln, sondern nimmt sie als aus der Gesetzmäßigkeit des Denkens hervorgehende Facta hin. Es beruhen aber diese Regeln auf jenen Voraussetzungen, welche den Inhalt der

Denkformen bilden, und die, wo ihnen ein Gegenſtand der Erkenntniß dargeboten wird, die Urſache ſind, daß er nur ihnen gemäß gedacht werden kann. Wir ſind nicht genöthigt, jeden Begriff, den wir faſſen, aus ſeinen einfachen Beſtandtheilen nach und nach zuſammenzuſetzen, wie es die formale Logik lehrt, aber wo wir um der Eigenthümlichkeit unſeres zufälligen Gegenſtandes willen zu dieſem Verfahren genöthigt ſind, da ergeben ſich auf den Grund jener Vorausſetzung hin in der formalen Logik die freilich ſehr überflüſſigen Regeln, nach denen es geſchehen muß. Ebenſo wenig iſt es uns nothwendig, durch Umkehrung von Urtheilen zu denken; aber dieſe Operation kann erforderlich werden durch die beſondere Beſchaffenheit eines Gedankenkreiſes, die uns nöthigt, grade auf dieſem Wege von einer Erkenntniß zur anderen fortzugehen; für dieſe einzelnen Fälle bietet die formale Logik aus dem Inhalte der metaphyſiſchen Vorausſetzungen die Kunſtgriffe der Ausübung dar. Weit entfernt alſo davon, daß dieſe formale Logik eine Geſetzgeberin des reinen allgemeinen Denkens ſein könnte, iſt ſie vielmehr eine Statik und Mechanik, die ſich auf quantitative Verhältniſſe der Poſition und Negation innerhalb eines beſtimmten Gedankenkreiſes bezieht. In der That läßt faſt ihr ganzer Inhalt ſich auf die Größenverhältniſſe von Umfang und Inhalt der Begriffe und von dem Umfange der Bejahung und Verneinung zurückführen, der bei der Verwandlung der Urtheile und Schlüſſe für das Ergebniß dieſer Operation in Anſpruch genommen werden kann; und es verhält ſich dieſe Logik zu der Metaphyſik, wie die Sammlung praktiſcher Rechnungsregeln zu der wiſſenſchaftlichen Arithmetik.

Für uns werden nun die Vorausſetzungen, welche in den allgemeinen Formen dieſer Gedankenverbindungen liegen, das erſte Material der Metaphyſik bilden, aber auch nur dieſe Vorausſetzungen, keineswegs die Formen ſelbſt, welche die pſychologiſche Erſcheinung der Thätigkeit ſind, durch welche der Geiſt in dem Inhalte ſeine Vorausſetzungen aufſucht und ſie wiederfindet. Dieſe pſychologiſche Erſcheinung, wenn ſie eine beſondere Betrachtung verlangt, kann ſie doch wenigſtens

nicht in gleicher Reihe mit ihrem metaphyſiſchen Inhalte ſinden, und wir ſehen, welche Verwirrung dieſes Doppeltzählen der Form und ihres Inhalts in der ſpeculativen Logik Hegels hervorgebracht hat. Wie ſchwer auch die heterogenen Elemente dieſer Lehre unter einen klaren gemeinſamen Geſichtspunkt ſich bringen laſſen mögen, ſo fällt doch als ein deutlicher Fehler wenigſtens die Art in die Augen, wie in dem dritten Theile, als der ſubjectiven Logik, die Formen des Begriffs, Urtheils und Schluſſes als abſolute Formen des Seienden aufgeführt, dennoch aber ihre pſychologiſche Erſcheinung ausdrücklich bei der Anwendung auf das Seiende von ihnen als werthloſe abgeſtreift wird. Hier bleibt dann Nichts übrig, als die in den Formen enthaltenen Vorausſetzungen, die in den früheren Theilen des Werkes ſich alle ſchon, und manche mehr als einmal, entwickelt finden, ſo daß neben der Wiederholung desſelben Inhalts hier nur noch der ohnmächtige Anſpruch nebenher läuft, um des neuen pſychologiſchen Gewandes willen das Alte für Neues zu nehmen, obwohl, um es überhaupt annehmen zu dürfen, das Gewand vorher ausdrücklich wieder weggenommen werden muß.

§. 9.

In den ältern Schulen der Metaphyſik finden wir im Ganzen denjenigen Inhalt, den wir aus den logiſchen Formen herüberzunehmen haben, unter dem Namen der Ontologie als Lehre von dem Seienden als ſolchen an die Spitze der Wiſſenſchaft geſtellt. Von ihr wird zu der Kosmologie übergegangen, deren Aufgabe iſt, zu zeigen, wie aus den Verhältniſſen und Beziehungen der einzelnen Seienden nebſt ihren Veränderungen das Weltall hervorgehe. Auch uns wird ſich aus den vorigen Betrachtungen ein Kreis von Aufgaben entwickeln, der, obwohl mit vielfachen Umdeutungen, dennoch im Ganzen und Großen dem Inhalte dieſer alten Wiſſenſchaft der Schule zur Seite gehen kann.

Jene logiſchen Denkformen nämlich, außer daß ſie keinen einzelnen beſtimmten Inhalt darbieten, zeigen noch eine beſondere Leerheit darin, daß ſie nur die erſten Geſtalten ſind,

die jedem Inhalte der Empfindung und Anſchauung von dem Erkennen, das ſich ihrer bemächtigt, übergeworfen werden, um der Möglichkeit der Bearbeitung und Beziehung auf dem Wege des Denkens theilhaft zu werden. Mit dieſen Formen allein, eben weil ſie die gänzlich allgemeinen ſind, ſteht daher das Denken als willkührliches der unermeßlichen Menge der dargebotenen Gegenſtände und der zwiſchen ihnen denkbaren Beziehungen gegenüber, ohne in denſelben bereits eine Regel der Auswahl und einen Entſcheidungsgrund zu finden, warum gerade dieſe oder jene beſtimmte Stoffe der Anſchauung und Empfindung nach dem Schema der allgemeinen Vorausſetzungen in Verbindung gebracht werden ſollen. Wir erinnern uns, daß an die Stelle der buntfarbigen Gegenſtände des unmittelbaren Bewußtſeins, in den reinen logiſchen Formen, ſo wie wir ſie zum metaphyſiſchen Gebrauche darſtellen mußten, die Abſtraction der Gegenſtändlichkeit oder ein leeres Zeichen getreten iſt, welches nur im Allgemeinen die Forderung eines Seienden andeutet, das als Gegenſtand die in den Formen liegenden Vorausſetzungen und Beziehungen in ſich aufnehmen ſoll. Dieſes leere Zeichen kann Alles bedeuten, und ſo lange wir uns in dieſem willkührlichen Denken befinden, das keine andern Geſetze, als die Formen ſeiner Zuſammenfaſſung des Mannigfaltigen kennt, wird es uns erlaubt ſein, in den verſchiedenartigſten Spielen der Phantaſie das Bunteſte in eine Einheit zuſammenzuknüpfen und zwiſchen dem Entlegenſten Beziehungen eintreten zu laſſen, die wir zwiſchen Anderem eben ſo willkührlich weglaſſen. Allein ſelbſt dieſes Thun würde unwillkührlich noch andere Vorausſetzungen in Gebrauch ziehen, als die einfachen Formen ſeiner Zuſammenfaſſung und ſo auf den Inhalt führen, deſſen hier nur vorläufige Ankündigung uns eben beſchäftigt.

Jede der logiſchen Formen enthält als Vorausſetzung eine Beziehung des Seienden zu anderm Seienden; wie nun auch das Verhältniß zwiſchen beiden ſein mag, ſie mögen coordinirt oder auf andere Weiſe ſich in Zuſammenhang befinden, ſo wird das mannigfaltige Seiende, ſobald es als leeres Zeichen in die logiſche Form eintritt, keinen Grund

haben, die eine oder die andere Stelle einzunehmen. Sollen daher die in den logiſchen Formen enthaltenen Vorausſetzungen wirklich auf das Seiende angewandt werden, ſo muß an dieſem ſchon vorher etwas geſetzt ſein, um deſſen willen bei ſeinem Einreihen in das Verhältniß und die Beziehung die Glieder derſelben auseinandertreten und ſich ſcheiden. Um es einfach auszudrücken: mit der bloßen Abſtraction des Gegenſtandes, oder mit ununterſcheidbaren Gegenſtänden kann das Erkennen Nichts beginnen, denn ſie geben keine Gelegenheit zur Vergleichung und Beziehung, weil ſie vielmehr alle auf eine ununterſchiedene Weiſe zuſammengefaßt werden müßten. Die Erfahrung findet ſich im Widerſpruche mit dieſem willkührlichen, ſich ſelbſt genügenden Denken; ſie zeigt überall, daß jene allgemeinen Vorausſetzungen der Denkformen nur mit Auswahl und ſelbſt unter anderweitigen Vorausſetzungen auf das Seiende ſich anwenden laſſen, und daß die Stellung der Glieder in den einzelnen logiſchen Verhältniſſen nicht willkührlich beliebigem Stoffe gegeben und durch Umtauſch wieder genommen werden kann, ſondern daß beſtimmte Stellen an beſtimmtem Inhalte haften. Jeder metaphyſiſchen Vorausſetzung des logiſchen Denkens muß genug gethan werden; überall muß die Unvollſtändigkeit eines Verhältniſſes durch Auffinden des andern Gliedes, des nicht gegebenen getilgt werden können; aber wenn gleich nicht gegeben, darf doch dieſes andere nicht beliebig hinzugedacht werden, ſondern iſt eine beſtimmte Ergänzung, die von dem willkührlichen Denken nicht abgeändert werden kann.

Wenn wir daher die Frage, welche der erſte Theil der Metaphyſik zu beantworten hatte, mit einer pſychologiſchen Wendung ſo ſtellen können: wenn etwas gedacht werden ſoll, wie muß es gedacht werden? ſo iſt die des zweiten vielmehr dieſe: wie muß etwas gedacht werden, um ſo gedacht werden zu können, wie es nach dem Inhalte des erſten Theils gedacht werden muß? Oder: welche fernere Vorausſetzungen müſſen über die Natur des Seienden gemacht werden, durch deren Erfüllung es erſt die Fähigkeit erlangt, in den Formen des Denkens jenen reinen logiſchen Vorausſetzungen untergeordnet

werden zu können? Die reinen logischen Verknüpfungsformen des Mannigfaltigen liegen bereit, aber ohne alles Weitere würde jetzt Alles unter den verschiedenen Formen zugleich zu fassen sein; wir bedürfen ein Princip der Scheidung und Vereinigung, welches dem willkührlichen Spiele der phantasirenden Combination Grenzen setzt.

Um diesen Gegenstand, dessen weitere Gründe und Zusammenhänge sich später erweisen werden, vorläufig der Deutlichkeit näher zu rücken, erinnern wir an jene Ansicht Kant's über den Metaschematismus der reinen Verstandesbegriffe, eine im Einzelnen vielleicht verfehlte, im Ganzen aber mit Unrecht von Herbart herabgesetzte, glückliche Wahrnehmung. Um bei einem Beispiele Kant's zu bleiben, so ist das Verhältniß von Ursache und Bewirktem eine Voraussetzung der Metaphysik, aber ihre Anwendung wird erst durch die neue Voraussetzung eines zeitlichen Geschehens möglich gemacht, durch welches allein die Glieder des Verhältnisses in bestimmter Bedeutung, nur das eine als Ursach, das andere als Bewirktes, auseinandertreten. Die großen stetigen Anschauungen der räumlichen und zeitlichen Verhältnisse und der Bewegung sind es vorzüglich, welche in die unbegrenzte Biegsamkeit der logischen Combinationen eine bestimmte Starrheit bringen, die durch das willkührliche Denken unveränderlich den wahren Zusammenhang der Dinge begründet. Ihre Auseinandersetzung wird dasjenige sein, was wir der Kosmologie der alten Schule, der Synechologie Herbart's zur Seite gehen lassen.

§. 10.

Den kosmologischen Voraussetzungen, aus denen im Gegensatze der willkührlichen Gedanken der geordnete Kosmos begriffen werden muß, pflegte in der alten Metaphysik als dritter und vierter Theil eine rationale Psychologie und Theologie zu folgen als der Inbegriff der reinen Vernunfterkenntniß über das Wesen Gottes und der Seele. Wir haben anstatt dieser beiden Theile nur einen dritten durch eine deutliche aus dem Vorigen sich entwickelnde Aufgabe bestimmt, der Kosmologie nachfolgen zu lassen, und sein Inhalt wird

nahe mit dem zusammentreffen, was sowohl durch Hegel als durch Herbart an die Stelle jener alten Lehrabschnitte gesetzt worden ist.

Bei der Darlegung der kosmologischen Aufgabe haben wir erinnert, daß der Anwendung der ontologischen Voraussetzungen eine Reihe anderer Formen an dem Seienden vorausgesetzt werden müsse, durch welche dieses an sich selbst den Grund der Entscheidung habe, in welcher Weise es jenen allgemeinen Verhältnissen untergeordnet werden müsse. Diese kosmologischen Voraussetzungen erscheinen daher, obwohl sie ebenfalls nur durch die Bewegung des Gedankens an dem Seienden, doch nicht mit freier Wahl, gesetzt werden, als Etwas, welches mit dem eigenen bestimmten Wesen der Dinge näher zusammen hinge, von dem Denken unabhängiger wäre, als die ontologischen Gesetze der Beziehung. Dieser schon hier sichtbare Schein, dessen nähere Gründe später zu erörtern wären, ist die Veranlassung gewesen, daß man in der Kantischen Schule die kosmologischen Formen unter dem Namen der reinen Anschauungen von den ontologischen Voraussetzungen abgesondert hat. Das Verhältniß, in welchem beide zu einander stehen, führt uns zu einer neuen Aufgabe, zu bestimmen, welches das Verhältniß des Denkens zu dem Gegenstande sei, oder wie es überhaupt geschehen könne, daß etwas gedacht wird. Auch dann nämlich, wenn wir nicht allein unter bestimmten Formen das Mannigfaltige zusammenfassen, sondern überhaupt immer, wenn wir den äußerlichen Inhalt in Bestimmungen des Gedankens verwandeln, machen wir über die Natur des Seienden Voraussetzungen verschiedener Art, deren Sinn und Berechtigung aufgezeigt werden muß. Hierher fallen die Untersuchungen über die Wahrheit und Giltigkeit des Erkennens, und darüber, ob unsre Erkenntniß das Seiende ergreife. Ueberall aber, wo diese Frage aufgestellt wird, muß man sich erinnern, daß unter dem Seienden nur dasjenige verstanden werden kann, was in den ontologischen Untersuchungen als der Sinn dieses Namens aufgezeigt worden ist; die Frage muß so bei sich selbst bleiben und darf nicht darum etwas noch Unerreichtes

voraussetzen, weil sie die Mühe sich erspart, zu wissen, welches Verlangen sie hat. Jene psychologischen Voraussetzungen betreffen daher zunächst die Beziehung des Erkennens zu demjenigen Seienden, welches die ontologischen auf klare Bestimmungen gebracht haben, und gehen deswegen zunächst die Frage nach der Giltigkeit der kosmologischen Voraussetzungen an, durch deren Hilfe eben jenes seinem Namen nach durch die Ontologie erkannte Seiende in der dargebotenen Welt der Erscheinung wiedererkannt wird.

Dies ist der Inhalt, den wir an die Stelle der metaphysischen rationalen Psychologie zu setzen haben; die gegebenen Bemerkungen haben nur die Bestimmung, größere Umrisse vorläufig festzustellen und in der gewöhnlichen Ueberlegung die Veranlassungen aufzuzeigen, welche in der Wissenschaft zu den entwickelteren Aufgaben führen werden. Wir haben deshalb überall die subjective Wendung genommen, die den einleitenden Bemerkungen zu gebühren schien; die Metaphysik sollte als Wissenschaft der Verständigung des Geistes über sich selbst gelten; läßt ihr Inhalt noch anders sich ansehn, so ist doch diese Ansicht keine solche, die vor ihr gegeben werden könnte. Wir haben daher die widerstreitenden Meinungen der neueren Philosophien bis jetzt auf sich beruhen lassen, aber es dürfte willkommen sein, nur mit wenigen Worten die Stellung unserer Wissenschaft zu ihnen zu entwickeln.

Als Kant zuerst im Gegensatz gegen die Ansicht, welche alle Erkenntniß als ein von außen an uns Gelangendes ansah, für den Geist den Besitz einzelner Begriffe geltend machen wollte, die nicht aus der äußern Mannigfaltigkeit durch Abstraction gewonnen, vielmehr die Aufnahme dieses Mannigfaltigen erst möglich machten, suchte er, wie wir, diesen Besitz in den einfachen Voraussetzungen, seinen Formen der Erkenntniß, welche, verborgen in den Formen des Denkens, der Verknüpfung alles Mannigfaltigen zu Grunde liegen sollten. Um sie aufzufinden, mußten die Formen der Verknüpfung gesucht werden, und dieses Verfolgen der logischen Formen, um in ihnen die metaphysischen Voraussetzungen zu

entdecken, war der in der wunderbaren Sprache jener Schule sogenannte transscendentale Leitfaden zur Auffindung der reinen Verstandesbegriffe. Allein mit Unrecht wurde die Untersuchung auf die Form der Urtheile beschränkt, und auf zufällige äußere Formen derselben ausgedehnt, während die Form des Begriffs verschwand, und die der Schlüsse von den übrigen abgetrennt und in eine seltsame Verbindung mit unhaltbaren psychologischen Ansichten gebracht ward. Die kosmologischen Voraussetzungen bildeten einen andern Theil, eine transscendentale Aesthetik, durch die nämliche Art psychologischer Betrachtung verdorben. Diese Wendung, nach der die metaphysischen Voraussetzungen leere Formen, die im Geiste für den Inhalt als ein Bestandstück des Gedankens bereit liegen, dennoch aber nicht fähig sind, das Seiende zu fassen, bringt den Irrthum eines Seienden herbei, das von uns nach andern, als den gewöhnlichen Voraussetzungen gedacht werden müßte, da diese selbst eben auf dasselbe keine Anwendung leiden. Dieses Vorhandensein der leeren Formen im Geiste, wo sie auf einen Inhalt warten, hat Herbart geläugnet, und sie für Resultate der Gegenwirkungen einzelner Vorstellungen gehalten, die keineswegs als an und für sich giltige Gesetze, sondern als factisch unvermeidliche Gewohnheiten anzusehen sind und als solche in der Metaphysik bei ihrer Anwendung auf das Seiende zum Theil berichtigt werden müssen. Endlich hat die Hegelsche Schule jeden Gedanken einer Ableitung der metaphysischen Voraussetzungen aufgegeben, und indem sie dieselben als die übergreifende Gegenwart der Wahrheit des Seienden im Geiste betrachtet, entwickeln sie sich unter ihren Händen durch eine Methode, über die mehr zu sagen sein wird, zu einer Reihe von Begriffen, deren einige wir als solche Voraussetzungen wieder erkennen, deren andere psychologische, noch andere physikalische Erscheinungen bezeichnen, die sich auf keine bestimmte Weise unter einander in einem allgemeinen Gesichtspunkte vereinigen. Sind nun die metaphysischen Begriffe die Gesetze des Seienden, so können die nothwendigen Formen, unter denen wir das Seiende in Beziehung bringen, denselben nicht gleichgiltig sein; sind sie

Resultate eines psychologischen Mechanismus, so sind sie doch factisch die Formen, unter denen wir das Seiende fassen; auf alle Fälle wird aus den logischen Formen sich der Gehalt derjenigen Voraussetzungen entwickeln lassen müssen, die wir über das Seiende machen, entweder um sie zu behalten, oder sie zu verbessern.

Indem wir so voraussetzen, daß Nichts Inhalt der Metaphysik sein kann, was nicht in einer der entwickelten drei Bedeutungen in irgend einer Denkform als Voraussetzung über die Natur des Seienden enthalten ist, glauben wir durch eine solche vorläufige Umschreibung unseres Gebietes uns vor der Willkühr zu bewahren, welche langgewohnte Erscheinungen für Gesetze zu nehmen nur zu geneigt ist. Daß wir daran recht thun, davon kann uns nebenher noch die Uebereinstimmung überzeugen, in der sich unser Inhalt zum Theil mit den offenbar besser gelungenen Partien der Hegel'schen Logik, theils mit dem befindet, was überall die Masse der metaphysischen Untersuchungen ausgemacht hat. So kommen, um an Herbart's Darstellung zu erinnern, alle jene Begriffe, deren Widersprüche zu verbessern die Aufgabe seiner Metaphysik ist, aus den logischen Denkformen her, und das Problem der Inhärenz, der Causalität, des Continui, so wie die größeren Abtheilungen seiner Arbeit selbst, entsprechen eben so vielen Voraussetzungen, welche das reine Denken bei Verbindung von Merkmalen, Bildung von Urtheilen und dem Metaschematisiren der ontologischen Begriffe durch die kosmologischen macht. Es war daher nicht nöthig, jene Zerstückelung mit Gewalt herbeizuführen, die in der Natur der Aufgaben nicht liegt.

§. 11.

Nach diesen Vorbemerkungen und dem Ueberblicke über das ganze Gebiet der Aufgaben haben wir nun zunächst in der Ontologie die Voraussetzungen zu entwickeln, die das Erkennen allmählich von den einfachsten Formen des Denkens aufsteigend zu den verschlungeneren Weisen der Verknüpfung des einzelnen Inhalts über die Natur des Seienden macht, und zu untersuchen, welche Einigkeit oder welcher Widerspruch

zwischen ihnen selbst unter sich und dem Seienden obwaltet. Wo eine solche Untersuchung geführt werden soll, muß es vorher ein Princip der Gewißheit und der Entscheidung geben, nach welchem die Richtigkeit des wissenschaftlichen Ergebnisses beurtheilt werden kann. Diese Voraussetzung macht jede Philosophie, welche Widersprüche der gegebenen Erkenntnißstoffe überwinden und lösen will; auch wir müssen voraussetzen, daß in der Philosophie nicht die Gesetze dieser Entscheidungen erst entstehen, sondern daß der ganze Geist bereits vorhanden ist, der sich seiner Wahrheit erinnert, und sie eher besitzt und ausübt, als er sie wissenschaftlich erkennt. Ueberall, wo wir etwas noch Unbekanntes durch bestimmte Begriffe erkennen wollen, machen wir die stille Voraussetzung dabei, daß wir auf irgend eine Weise wissen müssen, welche Begriffe ihm zukommen können, welche nicht; wo dieses Urtheil unmöglich wäre, fiele die Möglichkeit einer Untersuchung ebenfalls hinweg. Diese innere Gesetzmäßigkeit des gesuchten Inhalts, weil sie noch eine unbekannte ist, ist nicht in einzelnen Bestimmungen des Gedankens gegenständlich für uns da; aber vorhanden in Gestalt der Meinung, besitzt sie, obwohl selbst unangebbar, doch die abwehrende Kraft, das zu verneinen, was ihr nicht gemäß ist. Das, was wir meinen, vergleicht sich daher an sich selbst mit der Bestimmung, welche die Untersuchung ihm gibt, und indem es gegen die Unangemessenheit der irrigen Bestimmung eine negative Seite herauskehrt, gewinnt es im Gegensatze dazu selbst an Inhalt. Wo der untergeschobene Erklärungsbegriff ein falscher war, wird er durch das Gemeinte selbst zurückgewiesen, an dem nun durch die Kraft des Gegensatzes eine bestimmte Seite seines Wesens ins Bewußtsein tritt. Dies ist die einfache Natur der Ueberlegung, die so durch Bestimmung und Verbesserung derselben den Inhalt der Meinung zur Erkenntniß macht.

So ist überall der in Gestalt der Meinung schon vorhandene wahre Inhalt das Princip der Entscheidung über die Angemessenheit der bestimmten Begriffe, und der Geist vergleicht sich in der Untersuchung mit sich selbst. Wo von jenem Inhalte mehr oder weniger bereits dem unmittelbaren Be-

wußtsein bekannt ist, da wird es auch schon ausgebildete Urtheile über seine Natur geben, mit denen die übrigen Seiten seines Wesens zu prüfen sind, ob sie übereinstimmen, ob nicht. In solchen Betrachtungen kann das Einzelne bestimmten Obersätzen untergeordnet werden; anders, wo, wie bei unserer Aufgabe, es ganz noch ein Inhalt der Meinung ist, was als das Sein und das Seiende zunächst den Gegenstand der Untersuchung bildet. Hier, wo der Obersatz, aus dem das wissenschaftliche Ergebniß fließen soll, ein unbewußter und verschwiegener ist, gewinnt es leicht den Anschein, als vollzöge sich die Entwicklung des Gegenstandes durch ein Uebergehen der Begriffe von selbst, ohne durch jene vom erkennenden Geiste fortwährend ergänzten Gründe geleitet zu werden.

Dieses Mißverständniß, nebst einem andern, später sogleich zu berührenden Fehler, ist es gewesen, welches in der Hegel'schen Schule folgerecht zu einer eigenthümlichen speculativen Methode ausgebildet worden ist. Nachdem der einfachste Ausdruck der Meinung gefunden ist, wird hier vergessen, daß doch das Ungenügen, durch welches dieser Begriff in einen folgenden übergeht, nur davon herrührt, daß er seinem Inhalte nach nicht dasjenige ausdrückt, welches er ausdrücken sollte; sondern abgelöst von diesem psychologischen Ursprunge wird das einfache Schema der Bewegung des Gedankens als das wesentliche Mittel zur Entwickelung des Inhalts festgehalten. Bei diesem Verfahren, wo jeder Begriff durch ein unbestimmtes Ungenügen in den andern übergeht, sind die Negativitäten, oder das, was der frühere Begriff bereits in sich enthält, und wodurch er über seinen eignen Inhalt hinausgehend sich aufhebt, durchgängig zufällige; und nach Maßgabe dessen, wozu man kommen will, wird es nicht schwer halten, an jedem Begriffe unter den tausend Negativitäten, die er gegen tausend andere zeigt, gerade diejenige herauszufinden, die dann freilich mit Nothwendigkeit zu dem willkührlich gewählten dialektischen Abschlusse hinleitet. Es ist überdies eine ganz falsche Illusion, daß die Begriffe der Hegel'schen Logik so auseinander herflössen, als enthielte der frühere den folgenden schon im Keime in sich; er erhält

vielmehr auch bei Hegel immer nur die Forderung eines neuen Begriffes, der einen bestimmten Mangel verbessern soll; wie sehr auch die Anhänger dieser Schule die zugleich synthetische und analytische Methode ihres Meisters vertheidigen, so sprechen die Thatsachen laut genug, um zu beweisen, daß auch hier bei jedem Uebergange die nächste Kategorie ein Räthsel ist, das durch den Erkennenden aufgelöst werden muß, keineswegs aber in dem vorangegangenen anders als seiner Forderung nach verborgen liegt. Wir werden indeß Gelegenheit haben, diese Behauptung durch Beispiele zu rechtfertigen; vor der Hand müssen wir jenem falschen speculativen Lüstre entsagen, das Hegel's Methode umschwebt, und behaupten, daß ihre einfachen Wurzeln als Methode jene Bewegung des Geistes im Allgemeinen ist, durch die er einen Inhalt der Meinung allenthalben in Inhalt des Begriffes umwandelt.

Ob nun diese Weise der fortschreitenden Bestimmung für das Seiende selbst einen Werth hat, wissen wir vor der Hand noch gar nicht, wollen aber auch die Möglichkeit hier nicht voreilig läugnen, daß der Geist nicht dieser Bewegung folgen würde, wenn sie nicht selbst, wenigstens für ihn, noch eine höhere Bedeutung hätte. Insofern wäre sie aber nicht Methode, sondern selbst Gegenstand der Untersuchung. Sollte die Methode selber ein Gesetz des Seienden sein, so ist wenigstens unbegreiflich, daß die Aufeinanderfolge der einzelnen Kategorien für das Seiende nicht Gesetz ist; das Seiende durchläuft nicht selbst jene Entwickelungsreihe der Logik, sondern ist unter allen ihren Gesetzen zugleich befaßt; die Natur des Gegenstandes käme also am Gegenstande selbst nirgends zu ihrem Rechte.

Diese Ansicht von der Giltigkeit der wissenschaftlichen Entwickelungsreihe als Gesetz des Seienden selbst hat nothwendig darauf geführt, die Metaphysik zu einer Naturgeschichte von Erscheinungen zu machen, die ein solches gleichzeitiges Bestehen ihrer einzelnen Glieder allerdings darbieten. Zu dieser Vermengung des Seienden selbst mit den Gesetzen, denen es, um zu sein, unterworfen ist, hat nun ein anderer, sehr einfacher Act der Unvorsichtigkeit mitgewirkt.

Unsere Voraussetzungen nämlich über das Seiende gehen die Beziehungen an, die zwischen den Einzelnen obwalten; und jede Voraussetzung ist in der unbewußten Thätigkeit des Geistes, welcher sie anwendet, in Gestalt eines Urtheils vorhanden, welches die Art der Anwendung eines Verhältnisses auf das Seiende bezeichnet. Den ganzen Inhalt dieser einzelnen Verhältnisse können wir aber durch Reflexionsbegriffe zusammenfassen und haben an ihnen zunächst nur Zeichen, welche an die eigentlichen Voraussetzungen und ihren Inhalt erinnern. Nicht diese Reflexionsbegriffe also, nicht Begriffe überhaupt sind die Gesetze, denen wir das Seiende unterwerfen, sie sind vielmehr das Spätere, die Namen jener Voraussetzungen, die selbst nur in Gestalt eines Urtheils erscheinen können. Die Philosophie der Hegel'schen Schule hat sich aber an die Begriffe gehalten, und diese aus einander entwickelt, wo es darauf ankam, die mannigfaltigen Verhältnisse aus einander zu setzen, die in den Voraussetzungen als Urtheilen liegen. So werden die Begriffe der Qualität, Quantität und des Maßes wie Maskenzüge dem Betrachtenden vorgeführt, und vergessen, daß keineswegs ihr einfaches Dasein, sondern die Art ihrer Anwendung auf das Seiende den Schatz unseres eigentlichen Wissens ausmachen. So, als man die Voraussetzungen nur in Gestalt der Reflexionsbegriffe, in der sie mit einem einfachen Artikel citirt werden können, betrachtete, war es leicht, sie in dieser compacten Einheit sogleich mit dem Inhalte zu identificiren und von der Quantität etwa so zu sprechen, als gelte diese uns für das Sein, und das Quantum, die Größe für das Seiende, während die einfache Voraussetzung jederzeit die ist, daß das Seiende die Größe habe, und der Metaphysik hieraus eben die Aufgabe erwächst, das Recht dieser von dem Geiste wirklich gemachten Voraussetzung und den Sinn derjenigen Weise der Inhärenz zu untersuchen, welche in ihr dem Begriffe der Größe zugeschrieben wird. Mit jener Hervorhebung der einfachen Reflexionsbegriffe unter dem Namen der Kategorien war es aber nothwendig verbunden, daß die Art der Beziehung dieser Begriffe auf das Seiende für die Betrachtung

zurücktrat, und sich außer metaphysischen Bedingungen des Seienden noch mancherlei andere Voraussetzungen einschlichen, die wir um empirischer physikalischer Verhältnisse willen für dasselbe zu machen genöthigt sind, und deren bedingender Einfluß daher unter ganz andere Gesichtspunkte fallen muß. Durch alle diese Umstände erhielten die Kategorien jenen Schein plastischer Selbstständigkeit, durch den sie als wesenhafte ewige Gestalten hinter dem Spiele der Erscheinungen ihr eignes Leben führen und willkührlich durch dasselbe hindurchblicken, ohne für sie alle in Einem unveränderlichen Sinne Bedingung oder Gesetz zu sein. So macht, wie Hegel selbst mit wunderbarem Laconismus sagt: „das reine Sein den Anfang"; nämlich den Anfang jener Procession von Begriffen, die aus einander hergeleitet werden sollen, als wenn es mehr als eine falsche Redensart wäre, daß man Begriffe aus Begriffen mit innerer Nothwendigkeit herleiten könne. Zu jeder Herleitung gehört ein Schluß; wie dieser ohne die Form des Urtheils sich bewerkstelligen lasse, muß dahingestellt bleiben; uns aber scheint es klar zu sein, daß so wie Ein Punkt keine Hindeutung auf eine bestimmte Richtung enthält, sondern nach allen Gegenden gleichmäßig blickt, so auch in Einem Begriffe die unentschiedene Möglichkeit mannigfaltiger Veränderungen vorhanden ist; und daß erst, wo mehrere Begriffe in eine Beziehung des Urtheils zu einander getreten sind, in den Processen der Subsumption und anderen ein Mittel gegeben ist, neue Urtheile mit Nothwendigkeit abzuleiten. Diese Sätze, namentlich da sie gegen ein System gerichtet sind, das noch jetzt Vielen als der Gipfel speculativen Scharfsinns gilt, können um so farbloser und gewöhnlicher erscheinen, als sie in der That nicht das Geniale der Hegel'schen Philosophie, sondern die unscheinbaren Nachlässigkeiten betreffen, durch die jenes auf eine unheilbare Art verdorben wird, aber mit diesen einfachen Bemerkungen logischer Art werden wir uns frei machen von der ängstlichen Betriebsamkeit, für jede Stelle, jede Aufgabe der Metaphysik einen einfachen Namen zu schaffen; und von der Beweglichkeit, mit welcher in der Fortbildung dieser Schule ein neues Arrangement

dieſer Namen für einen erreichten Fortſchritt der dialektiſchen Vollkommenheit angeſehn zu werden pflegt. Dieſe Philoſophie, die ihre Wahrheit in der abgemeſſenen Symmetrie ſucht, kann man mit einem Ausdrucke Hegel's ſelbſt, den er von der Natur gebraucht, die Idee der Philoſophie in ihrer Aeußerlichkeit nennen; wie in der Natur es der Erſcheinungen und Anordnungen gar viele gibt, ſo werden in der Philoſophie die ſyſtematiſchen Formen und die Anordnung der Aufgaben wechſeln, ohne den Inhalt anders als verdunkeln zu können.

Wir gehen jetzt zu dem erſten Abſchnitte der Metaphyſik über, deſſen einfacher und ſich von ſelbſt verſtehender Inhalt vielleicht wenig anderes Intereſſe bietet, als die Kritik der Unklarheit, in die ſich das Denken bei ſeinem unmittelbaren unbefangenen Schalten nur ſelten, deſto häufiger aber dann verwickelt, wenn es in die ſpeculative Reflexion über ſich ſelbſt ſich einläßt.

Erster Theil.

Die Lehre vom Sein.

Erster Abschnitt.

Vom Begriffe des Seins.

§. 12.

Wollen wir im gewöhnlichen Leben unter einer Anzahl von Erscheinungen oder Personen eine uns noch unbekannte herausfinden, zu der uns irgend ein Grund oder ein Bedürfniß treibt, so lassen wir uns vorher von ihr ein Bild geben, das wir in der Erinnerung mit uns nehmen und an dem wir die uns begegnende erkennen. Nirgends kann ein Gesuchtes gefunden werden, wo der Suchende nicht aus irgend einer ihm vorhergegebenen Erinnerung zu ihm sagen kann: du bist es. In diesen Fällen pflegt das ganze Bild voraus aufgezeigt werden zu können, und das Aufsuchen bezieht sich auf Bestimmung äußerlicher Verhältnisse, die einem sonst schon Bekannten widerfahren. Wir, indem wir das Seiende in der Welt der Erscheinungen unter den äußerlichen Beziehungen, in denen es dort auftritt, wieder erkennen wollen, haben aber nicht den Begriff desselben als ein fertiges Bild in uns, an dessen ausgearbeiteten Zügen wir es auffinden können. Was das Seiende ist, dies ist vielmehr selbst unbekannt, und nur in dunklen Vorstellungen, deren Quellen weit in entlegenen, vergessenen Beurtheilungen mannigfaltiger Beobachtungen liegen, für uns vorhanden. Uns gilt daher zunächst

die Frage, was wir unter dem Seienden meinen, welches wir aufzufinden und wiederzuerkennen uns bemühen; oder wie wir es beginnen sollen, dasjenige deutlich zu denken, was wir voraussetzen, wenn wir irgend Etwas als seiend aussprechen.

Herbart, indem er die nämliche Frage aufwirft, antwortet: setzet Etwas so, daß ihr seine Setzung nicht wieder zurücknehmt; dann habt ihr das Seiende gesetzt. Wollen wir zugestehn, daß hiermit der wahre Begriff des Seins gefunden ist? Wir werden vielmehr sagen, es ist dies gar kein Begriff des Seins, sondern die Beschreibung derjenigen Gemüthslage allein, an deren Eintreten wir merken können, daß wir den wahren Begriff des Seins, welches dieser auch sei, gefaßt haben. Für uns geht daher aus dieser Antwort vielmehr die neue Frage hervor: wie denken wir Etwas so, daß wir es zurückzunehmen nicht nöthig haben? Dieses Zurücknehmen aber, woher würde es anders rühren, als daß wir das Sein unangemessen demjenigen gedacht hätten, was wir unter ihm meinen? In dieser Meinung scheint es also, besitzen wir den Gegenstand vollständig und in dem ganzen Reichthum seiner Bestimmungen gegenwärtig: ihren Inhalt allein haben wir vollständig aufzuhellen, um dasjenige zu zeigen, was uns das Seiende ist.

Bedenken wir, woher uns der Gedanke des wahrhaft Seienden gekommen ist, so erinnern wir uns, daß wir die Masse der äußerlichen Bestimmtheiten als Schein hinweggenommen haben, und so durch Abstraction jeden bestimmten Inhalt vertilgend zu dem Seienden gekommen sind, das durch keine Eigenschaft mehr angebbar, sich in die einfache ihrer selbst gewisse Meinung zurückgezogen hat. Was ist es nun, das diese von dem Seienden aussagt, welche Voraussetzung macht diese einfachste Form des Denkens, die jeden bestimmten Inhalt noch entbehrt? Sie weiß Nichts von ihm zu sagen, als daß es für sie, daß es ihr Gegenstand ist. Diese einfache Antwort müssen wir hier im Anfange hinnehmen, daß das Seiende das ist, was gemeint wird, oder werden kann. Nichts als die Setzung dieser leersten und einfachsten Gegenständlich-

keit bildet dasjenige, was von der dunklen Vorstellung des Seins bis jetzt in's Bewußtsein tritt. Alles, was in die Bewegung des Denkens aufgenommen wird, erleidet zuerst dieses Schicksal, als sein Inhalt gesetzt zu werden; und wo jeder Inhalt durch die Abstraction vernichtet wird, verliert doch das Denken diese seine absolute Voraussetzung nicht, sondern in die Gestalt der Meinung übergehend bestimmt es das letzte Zurückbleibende als das, was Gegenstand, aber unbestimmter und unsagbarer, der Meinung ist. Die Leerheit und Einfachheit dieser ersten Form, unter der das Seiende begriffen wird, macht es schwierig, sie auf andere Weise deutlich zu machen. Das reine Sein, von dem Hegel spricht, ist dies, was unter der Form dieser abstractesten Gegenständlichkeit gesetzt wird, welche das Denken aus sich selbst erzeugt, wenn ihm jeder angebbare Inhalt genommen ist. In der Phänomenologie hat Hegel zur Erläuterung dieser einfachen Gewißheit der Setzung die Beispiele des Hier, Jetzt, Dieses angeführt; aber nicht hier allein, sondern weit durchgreifender und in seiner eigentlichen Wahrheit erscheint das, was den Inhalt dieses reinen Seins, oder der einfachen Setzung ausmacht, in der Sprache in Gestalt des Artikels. Dieser nämlich ist es, durch welchen dem Inhalte des zugehörigen Wortes jene einfache Setzung ertheilt wird, die frei von aller Behauptung des Daseins und der Wirklichkeit, nur die Bejahung ist, die jedem Inhalte des Denkens zukommen muß, oder die Bestimmung der abstractesten Gegenständlichkeit, abgelöst von allen jenen Beziehungen auf Anderes, die dem Gesetzten eine besondere Weise des Seins oder Daseins zubringen könnten. Nichts wird daher sein können, was nicht vor Allem fähig ist, jene reine, noch unbestimmte Form der Gegenständlichkeit zu haben, welche den Artikel ertragen kann, und es ist unmöglich, das Sein demjenigen beizulegen, dem diese formalste Bestimmung der einfachen Setzung nicht zukommen kann. Von einem Baume und einem Nicht-Baume läßt sich als von bestimmter und unbestimmter Gegenständlichkeit sprechen; „der keine Baum“ aber ist überall eine unmögliche Zusammenstellung, weil hier der Anspruch auf Sein, den der Artikel

geben könnte, durch die bodenlose Ungegenständlichkeit des Keinen vernichtet wird; nur die Griechen konnten mit sprachlicher Ironie sagen: ὁ μηδείς, und so andeuten, wie hier Etwas, dem auch die formalste Grundlage des Seins fehlt, dennoch mit einem Scheine desselben sich breit macht. Und so geben wir denn jedem Inhalte, dem an sich selbst ein Sein nicht zukommt, um es ihm für den Zweck der Betrachtung künstlich zu verschaffen, den Artikel als das Zeichen der einfachen auf sich beruhenden Setzung mit.

Von diesen einfachsten Gedanken ist jede geheimnißvolle Phantasie zu entfernen. Der dunkle Begriff des Seins, so wie er uns unwillkührlich vorschwebt, ist hier auf die Bestimmtheit zurückgeführt, die Form der Gegenständlichkeit zu sein, durch welche Alles gedacht wird. Am wenigsten darf diese Form selbst für den concreten Inhalt der Welt angesehen werden, wie dieses in allen jenen Systemen verstohlen vorausgesetzt wird, welche aus dem reinen unbestimmten Das, dem sie das Prädicat des Ewigen, Absoluten beliebig nach der Weise der Meinung zuertheilen, die Welt der Erscheinungen construirend hervorziehn. Die Erinnerung an den Artikel kann hier hinreichen, um den Gehalt jener Ausdrücke zu charakterisiren; welches auch die Namen sein mögen, es ist der einfache Artikel, der mit dem concretesten Inhalte verwechselt wird; ein Fehler, der leicht zu erklären ist, indem der Geist bald in das Gebiet der Meinung hinüberschweift, wo er den unendlichen Inhalt allerdings besitzt, bald sich in's Denken begebend, obwohl er hier nur die absolute Voraussetzung einer Gegenständlichkeit vorfindet, dennoch die Erinnerung an seinen jenseitigen Reichthum mit sich nimmt.

§. 13.

In dieser ersten einfachsten Form der Meinung, in welcher wir den Gegenstand erfassen, liegt also die Voraussetzung, daß Alles, was sein soll, jene reine abstracte Gegenständlichkeit des Gesetztseins besitzen muß. Dies ist, was von dem Inhalte der unklaren Ahnung über das Seiende zur Bestimmtheit des Gedankens gekommen ist; wir haben es

nun zu vergleichen mit dem, was unter dem Seienden gemeint wird, um zu betrachten, ob der Inhalt des Gesetzten mit dem des Seienden übereinstimmt, und ob so der ganze Sinn der Meinung vollständig und genügend erkannt ist. Es findet sich aber sogleich, daß anstatt der Natur des Seienden nur die leerste und allgemeinste Bestimmung desselben in dem Begriffe der Setzung zum Bewußtsein gekommen ist, eine Bestimmung, die auch dem nicht Gemeinten, nämlich dem Nichtseienden zukommt.

Der Gedanke, indem er sich in sich selbst vertieft, und sich den Reichthum seines von außen dargebotenen Inhalts vernichtet, gibt nicht den Trieb auf, den Gegenstand zu fassen; wo ihm dieser genommen wird, gewahrt er die leere Stelle, die jener auszufüllen pflegte, und sie selbst wird nun ein Gegenstand jener unvertilgbaren Voraussetzung und Forderung der Gegenständlichkeit; so mächtig erweist sich diese Kraft der Setzung, daß das Fehlen des Gesetzten, die Vernichtung des Seienden selbst die Form der Setzung annehmen muß. Das Seiende und das Nichts sind so in gleicher Weise mit jener abstractesten Gegenständlichkeit begabt, welche das Denken an allem seinem Inhalte voraussetzt, und die oben als die hinreichende Bestimmtheit dessen galt, was wir unter dem Seienden meinen. So lange wir also dieses gemeinte Seiende, dessen fortschreitende Erläuterung unser Zweck, nur dadurch charakterisiren, daß wir es als das Gesetzte aussprechen, unterscheidet es sich auf keine Weise von dem Nicht.; denn indem wir das Seiende selbst angeben wollten, ist es uns begegnet, an seiner Statt die allgemeinste Form der Gegenständlichkeit aufzufassen, die nicht allein durch das Seiende, sondern auch durch das Nichtseiende ausgefüllt wird.

Dieses ist der wahre und an sich sehr verständliche Sinn jenes vielfach falsch ausgedrückten und falsch verstandenen Satzes der Hegel'schen Lehre, daß Sein gleich Nichts sei. Diese Ausdrucksweise ist ungenau, denn indem behauptet wird, daß alle noch später entwickelten metaphysischen Begriffe den wahren Sinn des Seienden bestimmen sollen, wird dennoch der Anschein gegeben, als enthielte der Begriff des blos Ge-

setzten, dessen, was Hegel reines Sein nennt, wirklich den Inhalt des gemeinten Seins vollständig, und als wäre dieser wahre, aber in dem Begriffe der Setzung noch nicht enthaltene Inhalt dem Nichts gleich. Soll dies nicht der Fall sein, soll im Gegentheil Hegel's reines Sein nur jene abstracteste Gegenständlichkeit der Setzung bedeuten, so ist es falsch zu sagen, daß ihr Inhalt gleich Nichts sei; vielmehr ist das Gesetzte sowohl gleich dem wahren Seienden, als dem Nichtseienden, d. h. es ist eine Bestimmtheit des Inhalts, die für den Unterschied des Seienden und des Nichts noch keinen Grund der Entscheidung hat. Wir können dies noch so ausdrücken: das Sein, unterschieden von dem Seienden, ist eine Voraussetzung, die über jeden noch kommenden, noch nicht gegebenen Inhalt gemacht wird; als Inhalt betrachtet ist es daher Nichts; wie denn jeder, der das reine Gesetztsein denkt, dabei sich als Inhalt Nichts denkt. Allein, um dem Uebergehen der Begriffe bei Hegel folgen zu können, muß man, wie es scheint, die entgegengesetzte Operation vornehmen, von der, welche er im Vergleich zur alten Logik ausgeführt zu haben sich zum Verdienst anrechnet. Während er vorgibt, fest gewordene und durch Gewohnheit mit einem Scheine von Selbstständigkeit umgebene Vorstellungen in Fluß zu bringen und sie in ihrem organischen Entstehen aufzuzeigen, sind im Gegentheil seine Uebergänge nicht zu fassen, wenn man nicht gleich hier die Vorstellungen von Sein und Nichts, abgelöst von allen den Processen, durch die sie im Geiste entstehen, als für sich bestehende, in sich giltige sich vorschweben läßt; wenn man nicht diesen in Unruhe gebrachten Phantasien erlaubt, unwillkührlich in das ganze Spiel von Associationen überzugehen, mit welchem die anschauende Einbildungskraft immer aufwartet. Thut man dies, so wird sich aus dem Schweben der unklaren Vorstellungen allerdings der Gedanke des Werdens niederschlagen, indem auf eine hierher nicht gehörige Weise das Sein und das Nichts eine Einheit gefunden haben, die man nicht suchen, sondern vielmehr abhalten mußte. Wie sehr in diesen Ausdrücken, das Sein, das Nichts, bei Hegel sich die verschiedensten Gedanken in einen einfachen

Namen zusammengeballt haben, davon zeugen seine zwei Aussprüche: zuerst, daß Gott, als dem höchsten Inhalte, doch vor allem gewiß diese ärmlichste Bestimmung des Seins zukommen müsse, womit die Frage nach der realen Existenz Gottes beschwichtigt wurde; dann zweitens in der Logik: daß dieses Sein aber gleich Nichts sei. Bei so wenig Zusammenhang des Gedankens und so schwankender Bedeutung der Worte wird es schwierig, selbst dem Sitze des Irrthums weiter nachzugehen.

Wir hatten vorher in der Meinung den Begriff des Seins als einen für sich bestimmten, festen und unveränderlichen Begriff angenommen, und ihn erklärt durch die reine Setzung; es hat sich aber gezeigt, daß wo nur diese Bestimmung vorhanden ist, wir nicht vermögend sind, das Seiende vor dem Uebergang in das Nichtseiende zu hüten. Gegen diesen Fehler der Erklärung erhebt sich nun die in der Meinung inwohnende Wahrheit mit der Behauptung, daß das Seiende mit nichten dem Nichtseienden gleich, sondern zwischen beiden ein absoluter Unterschied, daß keines das andere sei. Diese Behauptung der Meinung muß zunächst an dem Begriffe des Seins ausgedrückt werden; es kann nicht als bloßes Gesetztsein gelten, sondern muß ausdrücklich das Nichtsein des Nichtseins sein. Oder genauer gesprochen: das Seiende ist nur, indem es das nicht ist, was das Nichtseiende ist; nur durch diese Verneinung des Verneinten kann seine wahre Natur begriffen werden. Aber von dem Nichtseienden gilt rückwärts dieselbe Bestimmung: es ist das Nichtseiende des Seienden. So hat keines von beiden diejenige Bestimmtheit in sich, die es, um zu sein, oder um das zu sein, als was es gemeint wird, über die bloße Bestimmung des Gesetztseins haben muß; um selbst zu sein, setzt jedes die schon erworbene Bestimmtheit in dem Anderen voraus, und die Erklärung des Einen durch die Verneinung des Andern verliert sich in einen hinüber und herüberschwankenden endlosen Progreß. Dies ist aber in der That die Bewegung der Meinung, wenn sie ihren Gegenstand bestimmen will; das Gemeinte ist ihr das Andere, das Verschiedene vom Nichtgemeinten, welches selbst

das Verschiedene vom Gemeinten war. Die Bestimmung des Seienden durch diese gedoppelte Negation ist daher eine erfolglose und der Gewinn dieser Entwickelung besteht nur in der Einsicht, daß der Begriff des Seins keineswegs ein fester, beziehungsloser und auf sich beruhender ist. Wenn Etwas als seiend bezeichnet wird, so ist dieses Sein noch keine wahrhaft giltige Bestimmung, so lange wir nicht wissen, was wir unter dem zugehörigen Nichtsein zu verstehen haben. Nur als Glied eines solchen Gegensatzes, dessen beide Glieder auf ganz gleiche Weise die reine Setzung der Gegenständlichkeit an sich haben, ist das Seiende wirklich das, was wir als solches meinen. Dem Gesetzten steht zuerst jenes bodenlose Nichts, das Keine, gegenüber, der völlig unfaßbare Gedanke, der auch den Schein einer Setzung wieder in sich vernichtet; dem Seienden aber steht nicht dieses Unsetzbare, sondern das gesetzte Nichtseiende gegenüber; beide sind daher nur als Andere zu begreifen, so daß jedes das Andere des Anderen ist.

So werden uns nun Sein und Nichtsein zu zwei bestimmten Formen der Setzung, die mit dem Anspruch auftreten, einander durchaus entgegengesetzt zu sein, ohne daß sie bereits hier den Inhalt in sich aufzeigten, der einen solchen Unterschied rechtfertigen könnte; aber die Bedeutung, die der einen Form gegeben wird, bestimmt den Sinn der anderen. Aus dieser Darstellung sehen wir jetzt, wie wenig bestimmt jener Begriff des Seins ist, mit dem wir in das offne Blaue hineinsehend, das letzte, Gewisse erfaßt zu haben glauben. Entweder kommen wir bei unsern Abstractionen endlich wirklich nur auf jene reine einfache Setzung zurück, die für Seiendes und Nichtseiendes gleichmäßig gilt, oder wo wir den wahren Sinn, den die Meinung mit der Vorstellung des Seienden verknüpft, retten wollen, werden wir inne, daß zuvörderst Sein und Nichtsein zwei Glieder eines Gegensatzes sind, die nur einander selbst bestimmen, deren eines daher unmittelbar von uns festgesetzt werden muß. Gedanken, Begriffe, Gegenstände und Bilder haben alle ein Sein, das man ihnen doch in anderer Rücksicht wieder abstreitet. Nennen wir Sein das Gedachtsein, so können wir von den

Gegenständen sagen, daß sie eigentlich nicht sind; umgekehrt ist das Bild ein nichtseiendes, wenn das Sein allein dem Gegenstande zugeschrieben wird. Das Bild, der Begriff steht in Zusammenhang mit einer Welt von Bildern, Begriffen; darin haben beide ihr Sein; aber das Bild steht nicht in Verbindung mit dem Kreise der Gegenstände, macht sich in ihnen nicht geltend; so ist es nicht wirklich, sondern nur ein Bild. Hier helfen wir uns im unmittelbaren Denken mit der Verschiedenheit der Ausdrücke; wir unterscheiden Sein und Dasein und Wirklichkeit; die Gründe dieser Unterscheidung aufzusuchen ist jetzt unser Geschäft, denn wir sehen hier wohl, daß der Begriff des Seins nur ein beziehungsweiser ist, und daß es Gründe geben muß, bei der Vertheilung des Seins und Nichtseins an den Inhalt der Gedanken die Glieder des Gegensatzes nicht zu vertauschen.

Man hat das Ergebniß unserer jetzigen Ueberlegung durch den Begriff des Daseins bezeichnet, und wir drücken es so aus: der Begriff des Seins, so wie er einfach in der Meinung gefunden wird, ist vieldeutig und erlangt erst seine Bestimmtheit durch das, was man ihm gegenüber als Nichtsein ansieht; es hat daher überhaupt Nichts nur ein einfaches Sein, sondern sogleich ein bestimmtes Dasein; d. h. sein Sein, der Sinn seines Seins besteht in der gleichen Beziehung, in der es sich mit Anderem befindet, einem Kreise anderer Beziehung gegenüber, welche für die Form des Nichtseienden gilt.

Um durch ein Beispiel unsere Gedanken der gewöhnlichen Vorstellung näher zu bringen, kommen wir auf das Sein Gottes zurück. Irgend einen jener Begriffe, die unter der allgemeinen Bezeichnung des Seins uns in Gedanken liegen, Gott zuzuschreiben, wird freilich jede Philosophie Mittel finden, wenigstens wird sie ihm jene ärmlichste Bestimmung des reinen Gesetztseins beilegen können. Aber dies ist nicht, was wir bei dieser Frage wollen und meinen; Gott soll nicht blos sein, sondern er soll innerhalb eines bestimmten angebbaren Compleres des Seienden sein; und das Unbefriedigende vieler speculativen Entscheidungen hierüber liegt eben darin, daß der bestimmte Sinn der Frage durch das Zurückführen auf

den unbestimmten Begriff des Seins aufgelöst und vernichtet wird. Auch der Begriff und der Schein, auch das Nichtseiende hat irgend ein Sein, in dem es ist; Gott aber muß in jenem Sein als seiend begriffen werden, das wie das lebendige Sein des Geistes zwar dem vorgreifenden Bewußtsein schon hier verständlich ist, im strengen Begriff aber eben durch die Wissenschaft der Metaphysik weiter zu erläutern bleibt.

§. 14.

Indem wir Sein und Nichtsein an den Inhalt des Gedankens vertheilen wollen, kommen uns zwei Voraussetzungen zum Bewußtsein, die wir unwillkührlich schon in dem Vorigen angewandt haben. Das Seiende, indem es ein Anderes als das Nichtseiende sein soll, muß vorher als Etwas bestimmt sein, ehe es überhaupt als seiend gedacht werden kann. Das Sein kann nur dem Inhalte zukommen, der eine Qualität besitzt; nur durch die Vereinigung beider Begriffe können wir das Seiende denken. Die zweite Voraussetzung aber ist diese, daß es an dem Inhalte liegen muß, ob er innerhalb der allgemeinen reinen Gesetztheit als seiend oder als nichtseiend gesetzt werden muß. Seiendes und Nichtseiendes setzt, um einen Sinn zu haben, die Bestimmtheit in dem Anderen schon voraus, und ist jedes das Entgegengesetzte dieses Anderen; wohin also das Sein, wohin das Nichtsein fällt, muß durch diese Bestimmtheit des Einen und des Andern entschieden werden.

Hier befinden wir uns auf dem Gebiete, wo große Irrthümer lange der Metaphysik Schaden gebracht haben. Es war einst Sitte, die Kraft oder gleichsam die Menge des Seins in dem Seienden nach dem Werthe oder der Menge seiner qualitativen Bestimmtheiten abzuschätzen, als wüchse das Sein, wenn die Eigenschaften des Dinges sich mehrten. Kant sprach zuerst aus, daß das Sein eine Art der Setzung sei, und daß dem Inhalte durch das Sein keine neue Bestimmtheit, so wie umgekehrt durch Hinzufügung der vermehrten Eigenschaften kein Zuwachs an Sein zu Theil werde. Unsre obige Erklärung scheint diesem entgegengesetzt zu sein, wir wollen daher den Sinn unsrer Angabe an dem berühmten

Beiſpiele der hundert Thaler erläutern, welches Kant hier eingeführt hat. Daß hundert wirkliche Thaler nicht mehr der Zahl nach ſind, als hundert mögliche, wird leicht zugegeben werden; das Sein ſcheint den wirklichen durch keine Veränderung ihrer Qualität, ſondern blos durch die Setzung des Denkenden zuzukommen. Aber die als möglich gedachten hundert Thaler verhalten ſich, ſo lange ſie in der That nur als möglich angenommen werden, weder als körperliche Subſtanzen im Anſtoß gegen andere Körper, noch bringen ſie durch ihren Werth eine Bewegung in der Welt hervor, man kauft mit ihnen Nichts; es iſt ihnen alſo, als möglichen, die geſammte Sphäre der Beziehungen abgeſchnitten, die den wirklichen oder als wirklich gedachten zukommt oder ihnen in Gedanken beigelegt werden kann. Dieſe Beziehungen nur ſind es, die wir als metaphyſiſche Qualitäten aufzuſuchen und zu betrachten haben; von dieſen Qualitäten muß es allerdings abhängen, ob Etwas als Seiendes oder als Nichtſeiendes angeſehen werden muß. Sie ſind nicht in demſelben Sinne Eigenſchaften des Inhalts, wie etwa die ſinnlichen Beſtimmtheiten auch als Qualitäten angeſehen werden, ſondern ſie ſind die Formen der Beziehung auf Anderes, unter denen ein Inhalt gefaßt wird, und nach Maßgabe welcher er als ſeiend oder nichtſeiend zu betrachten iſt. So iſt das Sein allerdings eine Form der Setzung, aber ſo, daß ſie nicht willkührlich jedem Inhalte gegeben werden kann, ſondern nur dem, welcher zugleich jenen Formen der Beziehung auf Anderes unterliegt, die eben ſeinen Anſpruch auf Sein ausmachen. Dieſe Formen müſſen dann den Grund der Entſcheidung enthalten, warum wir die einem Inhalte gegebene Setzung wieder zurücknehmen oder nicht. Ihrer Entwickelung iſt die ganze Metaphyſik gewidmet, und als ihr Reſultat muß angeſehen werden, was bei Herbart als Forderung an den Anfang tritt, etwas Seiendes zu ſetzen, deſſen Poſition nicht wieder zurückgenommen wird.

Indem nun alle jene metaphyſiſchen Qualitäten weſentlich Formen der Beziehung zwiſchen Geſetzten ſind, ſo muß bei ihrer Betrachtung als die erſte von ihnen, durch die alle

ſpäteren erſt eine Bedeutung erlangen können, die Vorausſetzung angeſehen werden, daß Alles, was iſt, neben ſich Anderes, in gleichem Sinne ſeiendes hat, von welchem es ſich als für ſich beſtehender Inhalt abgrenzt. So erfordert die metaphyſiſche Qualität die Vorausſetzung einer andern Qualität, durch die das Einzelne als ſolches beſteht, und fähig wird, jene als Formen ſeiner Beziehung auf Anderes anzunehmen. Aber Alles, was iſt, iſt nur, indem es Alles Andere nicht iſt; jedes Seiende hat gegen jedes Andere ſich durch eine Beſtimmtheit zu unterſcheiden, die nicht mehr blos darin beſtehen kann, eben das Andere nicht zu ſein, denn die Erfolgloſigkeit dieſer Beſtimmungsweiſe hat uns zu dem Begriffe der Qualität geführt. Dieſe Beſtimmtheiten aufzuzeigen, iſt nicht das Geſchäft der Metaphyſik, ihr gehört es vielmehr blos, die Nothwendigkeit des Daſeins irgend einer ſolchen, welche ſie auch ſei, darzuthun; denn nur darin, daß Alles eine Qualität habe, beſteht die Vorausſetzung, die wir hier über alles Seiende machen.

Mit dem Aufzeigen ſolcher Beſtimmtheiten, durch die das Seiende nicht blos eigenſinnig alles andere nicht Gemeinte verneint, ſondern in ſich ſelbſt den Inhalt aufzeigt, durch den es ſich von demſelben unterſcheidet, treten wir aus der Meinung in die Vorſtellung, welche ihren Inhalt durch eine Summe von Merkmalen erkennt. Was vorgeſtellt werden ſoll, muß mit beſtimmten Merkmalen gedacht werden, durch die es ſich als begrenzte Vorſtellung von andern unterſcheidet. Von den Merkmalen aber, inſofern ſie ebenfalls ein Gegenſtand des Denkens ſind, würden alle die nämlichen Forderungen gelten, die wir bisher entwickelt haben. Die Vorſtellung kann Merkmale anwenden, die ſelbſt zur Verdeutlichung anderer Merkmale bedürfen, ein Fortgang, der nur durch die Ueberzeugung gehemmt wird, daß die letzten und einfachſten Merkmale keiner Entwickelung durch das Denken mehr fähig ſind, ſondern daß überall auf Beſtimmtheiten gekommen wird, die nur ſich ſelbſt erklären durch die vollkommene und beziehungsloſe Ausſchließung aller andern. So ſind ſie aber Inhalt der Meinung, durch den Begriff nicht

mittheilbar, und es zeigt ſich, wie dem Denken überall die einfachſte Form der Meinung als ein Letztes zu Grunde liegt, woraus es aber voreilig wäre, den Schluß zu ziehen, daß auch dem Seienden, dem Qualitativen ein auf dieſe Weiſe nur ſich ſelbſt Gleiches vorangehen müſſe.

§. 15.

So lange das Seiende ſeine Qualität als in ſich verſchloſſen hält, ohne ſie im Gegenſatze zu anderm Seienden in einzelne Merkmale auseinanderzulegen, iſt es noch nicht als Unterſchiedenes. Um daher als ſolches und folglich in ſeiner Wahrheit zu ſein, ſetzt jedes Seiende eine Reihe von Beſtimmtheiten voraus, durch deren Verbindung es ſeiner einfachen Qualität eine Bekräftigung geben kann, welche Beſtimmtheiten jedoch ſchon vor ihrer Verbindung vorhanden ſein müſſen. So erhalten wir zwei Reihen von Inhalt, die Reihe der Seienden und die Reihe der Grenzbeſtimmungen. Unter dieſem Namen nämlich wollen wir jene einfachen Qualitäten verſtehen, durch deren Combination als Merkmale das Seiende ſich gegen alles andre die Grenze gibt, innerhalb deren allein es das iſt, was es iſt. Es kommt hier nicht darauf an, das Spiel, das in neueſter Zeit mit dem Begriffe der Grenze getrieben worden iſt, und die zahlreichen Phantaſieen, die ſich hier leicht darbieten, zu wiederholen, ſondern vielmehr auf das aufmerkſam zu machen, was über jenen Feinheiten der Dialektik in den Hintergrund zurückgetreten iſt.

Die Grenzbeſtimmungen oder Eigenſchaften, indem ſie an jedem Seienden das geſetzte Nichtſein des andern ſind, haben mit dem Seienden ſelbſt nicht ein gleichartiges Sein. Innerhalb ſeiner Grenze allein iſt Alles das, was es iſt, aber die Grenze iſt ſelbſt nicht das Seiende, vielmehr ſtehen alle Beſtimmungen der Grenze unter ſich zwar in gleicher Bedeutung des Seins, gegen das Seiende aber haben ſie den Sinn, das an ihm geſetzte Nichtſeiende zu ſein. Dieſes Sein im Andern iſt die den Grenzbeſtimmungen eigenthümlich zuſtehende Form des Daſeins; ſie haben kein ſubſtantives, ſondern ein adjectives Sein, wie ſie denn in der Sprache durch

die Adjectiva bezeichnet werden. Wie sie aber selbst nicht seiende, sondern an Anderem sind, so erwarten sie von diesem die Form der Begrenztheit, sind aber selbst auf jedes Seiende anwendbar, gleichgiltige, sich über Alles ausdehnende Unendlichkeiten der Vorstellung. Jede Eigenschaft als solche ist unendlich, d. h. sie bezieht sich nicht an sich selbst auf ein bestimmtes Seiende, sondern verlangt nur überhaupt, um zu sein, ein Anderes, an dem sie sei. Gegen andere Bestimmungen der Grenze hat jede von ihnen einen qualitativen Unterschied, in sich selbst aber ist sie eine bestimmungslose Allgemeinheit, die kein Princip besitzt, ein bestimmtes Seiende, wohl aber die Möglichkeit, unendliche aus sich zu erzeugen. Mit dem Begriffe der Unendlichkeit ist in letzter Zeit so viel Mißbrauch getrieben worden, daß es uns nöthig scheint, seine Bedeutung für uns sogleich hier festzustellen. Von den Vorstellungen des Raumes und der Zeit ist jener Begriff entlehnt worden, um in dunkler Weise Vieles zu bezeichnen, was entweder durch die Majestät seiner vermeintlichen Größe oder durch seine speculative Unbestimmtheit eine besondere Ehrfurcht zu verlangen schien. Wenn von dem Unendlichen so geredet wird, daß es das sei, was kein Anderes mehr außer sich habe, so muß dieses Bild seiner eigenen Dunkelheit überlassen werden; denn es ist kein Begriff darin. Sagt man nun weiter, daß das Unendliche, welches dem Endlichen gegenüberstehe, selbst durch dieses begrenzt und endlich gemacht werde, und daß folglich das wahre Unendliche das sei, welches kein Endliches sich gegenüber habe, so kann diese Bestimmung noch weiter fortgesetzt werden, denn dieses wahre Unendliche steht doch wohl im Gegensatze zu jenem ersten falschen; ist deshalb selbst endlich; das noch wahrere Unendliche würde darum das sein, welches wieder das wahre und das unwahre in sich aufgehoben trüge.

Auf diesem Wege würde man die Genugthuung gehabt haben, aus dialektischen Gründen die einfache Wahrheit zu construiren, daß die Glieder eines logischen Gegensatzes, die wir nur mit einander denken können, blos dann auf diesen Widerspruch, auf eine Abhängigkeit des Realen unter sich

führen, wenn sie ungerechtfertigter Weise für das Reale selbst genommen werden. Daß zwei Seiende keinen Gegensatz als solche bilden können, hätte klar sein sollen, denn der Gegensatz zwischen dem Einen, welches das Nichtsein des Andern ist, hat sich uns im Vorigen schon auf die Qualität, d. h. auf die an dem Seienden vorhandene Bestimmtheit zurückgeführt. Darum konnte der Gegensatz zwischen Endlichem und Unendlichem nicht auf Reales, sondern auf Formen des Daseins bezogen werden, aber der Gebrauch isolirter Adjectiva ohne deutliche Bezeichnung des substantivischen Inhalts, dem sie zukommen, ist die unscheinbare Ursache der Hypostase von Verhältnißbestimmungen zu dem Seienden, welchem sie nur als formale Bestimmtheiten gehören. Das Endliche und das Unendliche sind daher ganz falsche und im höchsten Grade unphilosophische Vorstellungen; Endlichkeit und Unendlichkeit sind Formen der Bestimmtheit eines Inhalts, und beschränken sich als solche gegenseitig nicht. Die erste ist die Form alles Seienden, und wir werden sie sogleich noch weiter zu entwickeln haben, die zweite ist die des an andern Seienden; beide stören sich so wenig, daß die Unendlichkeit einer Eigenschaft friedlich neben dem bestimmten endlichen Dinge besteht; sie würden sich aber stören, wenn beide Formen des Seienden wären und es neben dem endlichen Seienden auch noch ein Unendliches in demselben Sinne Seiendes gäbe. Allein dieser bedeutende Unterschied, daß die Unendlichkeit nur dem Seienden an Anderem zukommt, ist über den Subtilitäten vergessen worden, welche das Spiel mit den Begriffen der Grenze und ihrer Bestimmungen hervorgerufen hat.

Ueberblicken wir die gesammte bisherige Entwickelung, so ist der Hergang folgender gewesen. Wir drückten durch das Wort Sein einen Inhalt der Meinung aus, der scheinbar einen durchaus klaren und bestimmten Sinn hatte. Indem wir diesen Sinn aussprechen wollten, identificirten wir ihn zuerst mit dem Begriffe jener reinen formalsten Setzung, die sich sogleich als nicht blos dem Seienden, sondern auch dem Nichtseienden zuständig zeigte. Als blos Gesetztes war das Seiende daher dem Nichtseienden gleich. Es durfte aber

nicht gleich sein; denn die Meinung trennt beide mit der größten Entschiedenheit. Wir verbessern diesen Fehler, setzen das Seiende ausdrücklich dem Nichtseienden gegenüber und gewahren, daß jedes von beiden eine eigenthümliche Bestimmtheit bereits haben müsse, um die des andern herbeizuführen. Wir hatten daher Unrecht gethan, Sein für einen bestimmten in sich geschlossenen Begriff zu halten, er ist vielmehr die Gleichartigkeit der Beziehung, wodurch ein Kreis von Gesetztem sich von einem andern Kreise abtrennt. So ist Alles nur seiend, insofern es eine bestimmte Form des Daseins, der Beziehung zu Anderem, oder ein Sein in einer Reihe mit anderem Seienden hat. Von der Bestimmtheit dieser Beziehungen muß es abhängen, welche die Form des Seins, welche die des Nichtseins ist. Damit aber überhaupt eine Beziehung möglich sei, müssen die Seienden sich vorher wirklich unterscheiden. Dies geschieht, indem sie ihre einfache Qualität, welche ihren gemeinten verschlossenen Unterschied ausmacht, in die vergleichbaren Grenzbestimmungen der Merkmale auseinanderlegen, die nur an dem Seienden ihr Dasein als ein Sein im Andern, und zur Form dieses Seins die Unendlichkeit haben. Im Gegensatze zu diesen Bestimmungen seiner Grenze nennen wir jetzt das Seiende das an sich, nicht an einem Andern Seiende.

§. 16.

Nur dadurch erfüllt das Seiende die erste Bedingung eines Daseins, daß es durch Theilnahme an Bestimmtheiten, die selbst nicht in demselben Sinne, sondern nur an Anderem sind, und deren Form die unbestimmte Unendlichkeit ist, sich einen Inhalt gibt, welcher es von Anderem auf angebbare Weise unterscheidet. Aber das Seiende ist nicht diese seine Grenze selbst, noch kann es die Form dieser Grenze, die Unendlichkeit, zur Form seines Daseins haben; es muß also Bestimmungen geben, durch welche dieser unentschiedenen und für Alles bereiten Unendlichkeit des an Anderm Seienden die Form der Endlichkeit, somit des wahrhaften Seins mitgetheilt wird, oder durch welche das Seiende nicht selbst hingegeben und über-

gehend in die bloße Grenze, sondern diese Grenze als *seine* besitzend dargestellt wird. Das Seiende soll Eines sein gegen Andere; Eines ist aber jedes der Vielen, die als Andere bezeichnet werden; wodurch wird nun die Forderung der Bestimmtheit erfüllt, daß die Vielen sich unterscheiden, denen allen die Theilnahme an Grenzbestimmungen zugestanden ist? Offenbar muß es möglich sein, daß die Grenze oder das an Anderm Seiende dem verschiedenen wahrhaft Seienden auf verschiedene Weise zukommt, und indem sie sich in ihrer unentschiednen Unendlichkeit auf Alles verbreiten kann, dennoch die Möglichkeit in sich hat, dem Verschiedenen mit unterschiedener Bestimmtheit anzugehören.

Dies nun, daß das an Anderm Seiende, die Eigenschaft wirklich nur an Anderm, dem Seienden, und nicht selbst das Seiende, so wie umgekehrt, daß sie nicht blos unendliche Möglichkeit, sondern an einem Seienden zu ihrem eigenthümlichen Dasein gekommen ist, wird an ihr durch die *Größenverhältnisse* gesetzt. Die Bestimmtheiten der Grenze sind, ehe sie noch einem Andern beigegeben werden, unendlich; wo sie eine bestimmte Größe haben, können sie dieselbe nur haben, weil ein Seiendes sie als an ihm seiende setzt; so kommen sie über ihre Unentschiedenheit hinaus, und werden die bestimmten Grenzen, durch welche sich das Seiende von anderm Seienden unterscheidet.

Die Einfachheit dieser Gedanken würde keine weitere Erläuterung fordern, wohl aber die vielen Verwickelungen derselben, die sich in der Art und Weise finden, wie Hegel von den Begriffen der Qualität zu denen der Quantität übergeht. Abgesehen von der unrichtigen Gewohnheit, Reflexionsbegriffe dieser Verhältnisse, anstatt sie selbst, auseinander herzuleiten, ist es durchaus übersehen worden, daß Größenbestimmungen niemals sogleich Bestimmungen des Seienden als solchen sind, sondern daß sie sich immer nur auf die Begriffe des an Anderm Seienden beziehen, deren Unendlichkeit durch sie begrenzt wird. Diese Vernachlässigung hat den Fehler hervorgebracht, das Seiende mit dem Quantitativen zu identificiren, und die ganze fehlerhafte Auseinandersetzung mathematischer Begriffe

verſchuldet, die durchaus in der allgemeinen Metaphyſik nicht an ihrer Stelle ſind. Wir laſſen uns auf die nähere Widerlegung hier eben deshalb nicht ein; es iſt aber falſch, das Seiende als Größe zu definiren; eben ſo falſch, es zuerſt als Zahl zu beſtimmen, und dann durch dialektiſches Umſchlagen den richtigen Begriff hervorzubringen, daß die Zahl nicht das Seiende ſelbſt, ſondern eine formale Beſtimmung deſſelben ſei. Der erſtere Gedanke durfte vielmehr gar nicht gefaßt werden; er iſt nicht eine Phaſe des metaphyſiſchen Begriffs, die ſich mit Nothwendigkeit ergibt, ſondern ein erzwungener Irrthum; die zweite Beſtimmung, die Zahl ſei als Größe nur formale Beſtimmtheit des Seienden, iſt ſelbſt noch nicht genau, ſie iſt vielmehr eine ſolche des an Anderm Seienden; dies mußte ohne alle andern Weitläufigkeiten ſogleich hier feſtgeſetzt werden.

Die einzelnen Seienden ſollten ſich durch Qualitäten unterſcheiden; wo dieſer Unterſchied nicht ein blos gemeinter, gänzlich auseinanderfallender ſein ſollte, mußte die Grenze den verſchiedenen gemeinſchaftlich, aber dennoch jedem in verſchiedener Weiſe zugehören; das an Anderm Seiende mußte alſo in ſich ſelbſt Unterſchiede, und zwar unendliche Unterſchiede zulaſſen, ohne deshalb eine andere Beſtimmtheit anzunehmen. Dieſe Unterſchiede werden durch die Größe, durch das Mehr oder Minder bewirkt; vermöge des Mehr und Minder, nach welchem das verſchiedene Seiende an der gleichen Qualität Antheil hat, unterſcheidet es ſich allein. Wenn die Qualitäten daher gegen das Seiende gehalten, nur eine untergeordnete Form des Daſeins, nämlich das Sein in Anderem für ſich in Anſpruch nehmen konnten, ſo ſtehen nun die Größenbegriffe in dem doppelt negativen Sinn, ſelbſt nur formale Beſtimmungen dieſes an Anderm Seienden zu ſein. Sie theilen dieſen Charakter mit allen metaphyſiſchen Begriffen; und während bei der Qualität nur der abſtracte Begriff derſelben, nicht aber die beſtimmten Qualitäten nothwendige Vorausſetzungen alles Seienden waren, ſo ſind die Größenverhältniſſe ſelbſt in dem ganzen Reichthum ihrer inneren Gliederung Vorausſetzungen, die über jede Qualität

gemacht werden, und bilden daher den Gegenstand einer eigenen sich aus sich selbst entwickelnden Wissenschaft. Nur aus dieser doppelten Negativität, Bestimmungen des an Anderm Seienden zu sein, ist die Breite der Mathematik, ihr innerer Reichthum, und das Fehlen einer entsprechenden aprioriſchen Wissenschaft der Qualitäten zu verstehen.

So wenig nun die Größenverhältnisse, das Mehr und Minder sich auf das Seiende an sich anwenden lassen, dessen Sein vielmehr unmeßbar ist, so wenig können sie auch auf die schon entwickelteren Allgemeinbegriffe angewandt werden. Ein Thier kann nicht mehr oder weniger Thier, eine Farbe nicht mehr oder weniger Farbe sein; sondern nur jene unendlichen Vorstellungen, die, weil sie blos Vorstellungen, nicht allgemeine Begriffe sind, sich nicht wieder durch Combination von Merkmalen erläutern lassen, nur diese sind der Stoff, an dem das Mehr und Minder erscheint, und an dem es zugleich die einzige Weise möglicher Bestimmtheit ist.

Das Seiende, indem es eine Eigenschaft in bestimmter Größe an sich setzt, gibt sich so eine mit Anderem vergleichbare Weise des Daseins. Diese Vergleichbarkeit, die in dem unbestimmten Reflexionsbegriffe des Mehr und Minder nur noch als Abstraction liegt, wird durch die unendliche Zahlenreihe verwirklicht, welche eine Reihe von Maßen der intensiven Setzung darstellt, die alle unter einander in gesetzmäßigen, vergleichbaren Verhältnissen stehen. Jede Größe, die das Seiende seiner Eigenschaft gibt, ist zuerst so als intensive, als Maß der Setzung anzunehmen; und in dieser Weise, als intensive Einheiten, die unter sich gesetzmäßig vergleichbar sind, liegen die Zahlen der Zahlenreihe zu Grunde. Es ist ein vollständiger Irrthum, zu glauben, wie dies die gewöhnliche Angabe ist, daß die Zahlenreihe durch successive Addition der Einheit zu sich selbst entstehe; oder durch eine Wiederholung der Einheit. Um diesen Proceß des Zählens vollführen, um durch successives Hinzuthun der Einheit zu sich selbst die Reihe der Zahlen hervorbringen zu können, muß man die Anzahl der gemachten Wiederholungen beurtheilen können, und daher immer in dem Wiederholungsexponenten die zu

conſtruirende Zahl als das Maß der Intenſität der Setzung vorausſetzen. Jede Zahl iſt daher eine intenſive Einheit, ein beſtimmter Werth, der durch Vergleichung mit anderen nicht conſtruirt werden kann, ſondern ſeine beſtimmten Verhältniſſe gegen dieſe andern eben aus ſich ſelbſt erzeugt.

§. 17.

Die Erzeugung dieſer Beziehungen iſt ihm aber nothwendig. Wo die Kraft der Setzung, mit welcher jedes Seiende eine Beſtimmtheit als die ſeinige ſetzt, eine reine intenſive Größe verbliebe, würde ſie und der durch ſie bewirkte Unterſchied nur der Meinung angehören, und ſomit kein wirklicher ſein. Um dies zu werden, muß die Intenſität durch Gleichſetzung mit einer Zahl in die vergleichbare Zahlenreihe eintreten und ſich als Theil anderer Größen beſtimmen, wodurch ſie ſelbſt zum Ganzen von Theilen wird, durch deren Summe ſie ſich bezeichnet. Mit dieſem Verhältniſſe des Ganzen und der Theile gerathen wir durch die mathematiſche Geſetzmäßigkeit der Größen auf den Gedanken der unendlichen Theilbarkeit, der in ſeinen beſonderen Anwendungen auf ſpätere Aufgaben häufige Schwierigkeiten darzubieten pflegt. Hier muß es genügen, daran zu erinnern, daß alle Größenbeſtimmungen unmittelbar immer nur das an Anderm Seiende, niemals das Seiende an ſich angehen. Wo daher unendliche Theilbarkeit aufzutreten ſcheint, da muß auch ſie immer nur die einfachen Unendlichkeiten der Vorſtellung angehen, deren nur an Anderm ſeiendes Weſen der Unſelbſtſtändigkeit dieſes Verhältniſſes überlaſſen werden darf. Nur durch dieſes geſetzte Nichtſeiende geht das Seiende überhaupt in ertenſive Größenbeſtimmtheit über, nur dieſe kann die unendliche Theilbarkeit treffen.

Aber ſie würde das Seiende treffen, ſo lange eine einzige Unendlichkeit der Vorſtellung ſeinen Inhalt bilden könnte; denn, welche Größe auch derſelben beigelegt würde, ſie würde als Anwendung der Größe auf das an Anderm Seiende erſcheinen, nicht als die Beſtimmtheit eines Seienden, das außerhalb dieſer Beſtimmtheit noch ſein Anſichſein hätte. Aber es

erhellt aus dem Vorigen, daß eine ſolche Einfachheit der Beſtimmung dem Seienden nie zukommen kann; jedes Seiende muß ſich gegen jedes Andere durch Erzeugung beſtimmter Setzungen abgrenzen; wo die Grenze nur gegen Eines gezogen wäre, würde dieſe einzige Beſtimmtheit, jenes Eine nicht zu ſein, unendlich Vielen zukommen, und nicht das Weſen des Seienden, ſondern die gemeinſchaftliche Beziehung ausdrücken, in welcher Vieles gegen Eines ſteht. Dieſes aber war eben der Begriff des an Anderm Seienden, der auf dieſe Weiſe mit dem des Seienden übereinkäme.

Das Seiende iſt daher nur, indem es an vielen Grenzen Theil hat, durch deren jede es ſich von anderm Seienden abſcheidet. So werden wir darauf geführt, in dem Seienden eine Mehrheit oder eine Unendlichkeit beſtimmter Intenſitäten zu ſuchen, mit welchen es ſich die verſchiedenen Beziehungen als ſeine Eigenſchaften aneignet, und es fragt ſich, wie wir dieſe Vielheit in dem Einen Seienden verwenden.

Die Vorſtellung beſtimmt allen ihren Inhalt, den ſie als ſeiend anerkennt, durch mehrere Merkmale. Aber nicht die bloße Anhäufung derſelben gibt ihr das klare Bild des Gegenſtandes, vielmehr, wenn alle Merkmale nach einander aufgezählt werden, wird damit ein Räthſel aufgegeben; es gehört Divination dazu, ſich in dieſes Aggregat zu finden, ſich in ſeinen Mittelpunkt zu verſetzen, und das Einzelne in jener Reihenfolge an einander zu bringen, daß daraus die Einheit und Ordnung, die durchgreifende Beziehung entſteht, die man vorausſetzt, aber in den angegebenen Merkmalen noch nicht vorfindet. Daher die Unentbehrlichkeit der Anſchauung bei allen Naturkörpern. Von dieſer Erinnerung an beſtimmte Naturerſcheinungen müſſen wir aber hier abſehen; ſie, wie alle etwa anzuführende Beiſpiele ſtehen nicht mehr auf dieſer einfachen Stufe, ſondern indem ſie überall Vorſtellungen des Raumes, der Zeit und andere einmiſchen, haben ſie entwickeltere Vorausſetzungen. Nur dies iſt hier zu betrachten, welches die Einheit ſei, die in den vielen Merkmalen geſucht wird, und durch deren Angabe der Gegenſtand aus der Meinung in die ausgebildete Vorſtellung tritt.

Der Punkt der Einheit iſt zu ſuchen in unſerer Behauptung über die zweifach negative Natur der Größenbegriffe, vermöge deren ſie nicht nur gegen das Seiende, ſondern ſelbſt gegen deſſen Grenze eine nichtſeiende Reihe von Beſtimmungen ſind. Wäre das Seiende ſelbſt unmittelbar durch die Maße der Intenſität beſtimmt, ſo würden ſie alle in eine einfache Summe zuſammenrinnen. Allein das Seiende hat nicht blos verſchiedene Zahlen in ſich, ſondern hat dieſe als Maße verſchiedenbenannter Größen. Die Zahlen ſelbſt ſind hier ſchon, getreu ihrer negativen Natur auf Etwas angewandt, nämlich auf die vielen verſchiedenen Eigenſchaften, die das Seiende als Grenzen gegen Andere hat. Jeder Beziehung, an der es Theil hat, gibt das Seiende eine Intenſität der Setzung, die ſeine Natur ausdrückt; dieſe Größen, da ſie auf Verſchiedenes angewandt ſind, können als verſchieden benannte niemals in eine Summe zuſammengehen. So iſt das Seiende ein qualitatives Maß, das ſich beſtimmt durch viele verſchiedenbenannte Intenſitäten, und nur Beſtehen hat, wo das Verhältniß aller zu einander ſich gleich bleibt. Es kann daher nicht als einfache Zahlenbeſtimmtheit ſelbſt angeſehn werden, ſondern iſt völlig unmeßbar und größenlos, obwohl es in eine Vielheit von Größen unter beſtimmten Verhältniſſen ausbricht.

Der Begriff des quantitativen Verhältniſſes iſt von Hegel und ſeither in den neuern Schriften dieſer Schule als metaphyſiſcher aufgeführt worden. Allein ſo, wie er dort behandelt wird, gehört er der Mathematik an. Es rührt von der Methode des Fortſchritts und von früher gerügten Fehlern her, daß dort mathematiſche Functionsformen nur auftreten, ohne daß Rechenſchaft darüber gegeben werden könnte, wie ſie ſich auf das Seiende appliciren. Ein mathematiſches Verhältniß beſteht aus zwei Zahlen; man hat vergeſſen, nachzuweiſen, wo die beiden Glieder an dem Seienden herkommen. Der Exponent wurde für etwas Werthvolleres geachtet, weil er nicht unmittelbare, ſondern vermittelte Zahlengröße ſei, und ſich gleich bleibe, bei ähnlicher Veränderung der numeriſchen Größen. Dieſe Wahrheit hätte nicht ſo ſpät geboten werden

ſollen; denn der Werth jeder Zahl beſtimmt ſich nur durch ihre Verhältniſſe in der Zahlenreihe, und es gibt keine unmittelbaren Zahlen in jenem Sinne. Noch weniger würde es möglich ſein, dem Potenzverhältniſſe irgend eine wahre metaphyſiſche Bedeutung zu geben, ſo wie anderſeits die Begriffe des Maßes, die einzige Abhandlung, in welcher Hegel Naturanſchauung bewieſen hat, unendlich viel concretere Vorausſetzungen haben, als hier geſtattet werden kann. Für uns kann der Begriff des Verhältniſſes nur in ſeiner Anwendung auf die verſchieden benannten Grenzen des Seienden metaphyſiſche Bedeutung haben, jene mathematiſchen Functionen aber ſind die abſtracten Formen, nach welchen unter concreten Verhältniſſen über den Zuſammenhang der einzelnen Beſtimmungen in einem Seienden geurtheilt werden kann.

§. 18.

Das Seiende iſt eine qualitative Einheit verſchiedener Beſtimmungen geworden und ſo der unendlichen Theilbarkeit in vergleichbare Zahlen überhoben; die Theile der Vorſtellung ſind gleichgiltig und zufällig gegen einander, ſobald nicht auf das Seiende zurückgegangen wird, welches ſie alle zugleich als ſeine qualitativen Theile geſetzt hat. Indem ſo die Vorſtellung eine beſtimmte geworden iſt, zeigt ſie ſich doch zugleich als eine unvollendbare; indem es nie möglich ſein würde, alle Verſchiedenheiten des Einen gegen die unendlichen Anderen anzugeben; und indem ſo die Ausſicht einer Erfüllung des Seienden mit beſtimmtem Inhalt eintritt, erſcheint zugleich die Unendlichkeit dieſes Proceſſes. Die Vorſtellung des einzelnen Seienden fällt ſomit noch einmal der Meinung anheim, welche ſich bewußt iſt, nur ihren beſtimmten Inhalt zu meinen, ohne mit der Aufzeigung ſeiner Eigenſchaften fertig werden zu können, durch die er ſich von jedem andern unterſcheidet. Indem ſie ihren Inhalt ausſpricht, und ihn ſo als vollendeten gibt, hat ſie jederzeit eine Abſtraction vorgenommen, und die Unendlichkeit aller Merkmale ihres Inhalts auf die Einheit weniger zurückgeführt, die ſie mit dem Anſpruche ausdrückt, eine genügende Bezeichnung des Seienden zu ſein.

Die Abſtraction macht hiermit eine Vorausſetzung, die in den bisher entwickelten Betrachtungen allerdings bereits enthalten iſt. Das Seiende nämlich, indem es ſich eine Grenze mit beſtimmter Intenſität gibt, drückt durch dieſe ſeine ganze Natur aus, und wiederholt dieſen vollſtändigen Ausdruck in jeder der übrigen Beſtimmungen, die es ſich zur Abgrenzung gegen jedes Andere beilegt. So iſt es daher wahr, daß in jeder einzelnen Beſtimmung die Natur des Seienden enthalten iſt; aber die einzelne Beſtimmung, weil ſie einzeln iſt, drückt dieſe Natur nur nach der Weiſe der Meinung aus; ſie bezieht ſich nicht auf andere, um in dieſer Beziehung die Anweſenheit eines Seienden, das ſich ſelbſt gegen Alles eine Grenze gibt, anzudeuten. Nur in einer Reihe von Beſtimmungen wird es klar, daß ihnen, den gegen ſich gleichgiltigen, eine ſo verbindende Einheit des Seienden zu Grunde liege. Da ſie aber alle den Grund ihrer Intenſität im Seienden haben, ſo bilden ſie eine geſetzmäßige Reihe, die in jedem einzelnen Verhältniß die Natur der in ſie entwickelten Function, nämlich des Seienden, ausdrückt. So thut die Abſtraction recht, das Seiende durch eine bruchſtückweiſe Aufzählung ſeiner Verhältniſſe zu beſtimmen, und vorauszuſetzen, daß eine einzige qualitative Function in jedem derſelben ſich offenbare. Allein weiter: ſo lange das Weſen des Seienden in Geſtalt der Meinung als das Nichtſeiende alles Andern ausgedrückt wurde, konnte zwar dieſer abſolute Unterſchied nicht angegeben werden, war aber doch als Forderung vorhanden; die Erfüllung dieſer Forderung ſcheint aber unmöglich zu werden, ſobald jene gediegene Einheit des gemeinten Weſens ſich in eine Reihe quantitativer Verhältniſſe auseinanderlegt. Alle Quantität iſt eine Form für alles Seiende; jede Größe und jede Reihe von Größenverhältniſſen iſt in's Unendliche wiederholbar, und der Anſpruch, ſie nur einem einzigen Seienden zuzuertheilen, iſt ein unberechtigter, durch die Natur der Zahlen verbotener, während er in jener Einheit der Meinung gemacht werden konnte, indem dort noch die Angabe der Mittel, durch die er zu realiſiren war, offen ſtand. Hier gibt es alſo unendlich viele Gleiche, und ſobald ein Seiendes einmal in

ein einziges Verhältniß mehrerer Bestimmungen eingetreten ist, so scheint es, als müßte es auch in alle andern mit diesen verbundenen eintreten, weil sie eben durch die Natur des Seienden zugleich gesetzt sind.

Alles, was ist, ist daher dadurch, daß es Theil an einer Weise der Verbindung des Mannigfaltigen, an einer Allgemeinheit des Begriffes hat, dessen Gesetzmäßigkeit ihm die specifische Größe der Setzung verschiedener Grenzbestimmungen vorschreibt. Die Allgemeinheit des Begriffs ist daher unterschieden von der Unendlichkeit der Vorstellung, indem sie gerade die Form des Seienden als innere Gesetzmäßigkeit bildet. Aber das Allgemeine, weil es die Form des Seienden ist, kann nur in diesem sein. Soll daher ein Seiendes durch Theilnahme an der Allgemeinheit gedacht werden, so muß es außerhalb dieses allgemeinen Begriffes ein besonderes Sein haben, oder innerhalb desselben sich von anderen unter dem nämlichen Begriffe stehenden Seienden abgrenzen können. Wo schlechthin ein Inhalt als völlig gleich wiederholbar ist, und keine Möglichkeit der Verschiedenheit und des Individuellen zeigt, da ist er auch nicht das Seiende, sondern blos das Allgemeine, an dem mit dem Unterschiede auch der Anspruch auf wahres Sein weggefallen ist. Das Einzelne, das Begrenzte, welches das wahre Seiende ist, hat daher, obwohl es durch das Allgemeine ist, dennoch in demselben nur sein allgemeines Sein; als Einzelnes muß es noch auf andre Weise gesetzt sein, und umgekehrt, um zu sein, muß das Allgemeine sich eine Einzelheit geben. Woher sind nun die Gründe der Unterscheidung des Individuellen zu nehmen?

Sie können nicht in dem liegen, was das Sein selbst ausmacht, denn dieses ist eben nur das Allgemeine; woher sie also auch kommen mögen, sie müssen aus einem Kreise von Bestimmungen genommen werden, die dem Allgemeinen gleichgiltig sind, gegen die es trotz seiner geschlossenen Natur noch offen ist. Wir können sagen, daß in einem Allgemeinbegriffe die Intensität, mit der eine Beziehung gesetzt ist, gleich Null ist; so sind dann offne Stellen für eine unendliche Menge von verschiedenen Bestimmungen vorhanden. Allein

auch dieſe würden als quantitative wiederholt werden können. Nur die Forderung alſo von Unterſchieden innerhalb eines allgemeinen Begriffes iſt vorhanden. Wem aber gehören dieſe dem Allgemeinen gleichgiltigen Unterſchiede? Da ſie dem Allgemeinen nicht gehören können, ſo ſcheinen ſie wohl dem Einzelnen zu gehören, aber wem in dem Einzelnen Seienden, da dies Nichts iſt außer dem, was das Allgemeine ihm gibt?

Die gewöhnliche Ueberlegung hält dieſe Zweifel durch die Unterſcheidung des Weſentlichen und Unweſentlichen aus einander; das Allgemeine ſoll das Weſentliche, die dem Seienden ſein Sein gebende Form ſein, das Unweſentliche iſt jene gleichgiltige Beſtimmtheit, durch die es ſich gegen Anderes ihm weſentlich Gleiches unterſcheidet. Allein ebenſowohl iſt umgekehrt für das Einzelne zu ſagen: was das Einzelne zu dieſem macht, nämlich das dem Allgemeinen Gleichgiltige iſt für es das Weſentliche; das Allgemeine vielmehr die ihm gleichgiltige Gleichheit mit Anderem.

Dieſes Dunkel löſt ſich aber auf, wenn wir auf den Gang unſerer Betrachtung zurückblicken. Indem wir von dem Einzelnen und dem Allgemeinen ſprachen, hat das nicht geſchehen können, ohne in der Bewegung unſeres Gedankens ſelbſt dem hier angegebenen Verhältniß zu gehorchen, nämlich den allgemeinen Begriff des Allgemeinen durch das Beiſpiel irgend eines Allgemeinbegriffs mit einer beſtimmten Summe und Verbindung von Merkmalen zu fixiren. Erinnern wir uns aber, daß dem Fortſchritte der Abſtraction keine Grenze geſetzt iſt, daß das Allgemeine ſich immer weiter verallgemeinern laſſe, ſo werden wir zuletzt von dieſem als Beiſpiel im Gedanken liegenden Allgemeinbegriffe zu demjenigen gelangen, der paſſender hier in Gedanken gelegen hätte, nämlich zu dem Allgemeinbegriffe des Seienden, der dieſer iſt, zugleich ein Allgemeines, nämlich Seiendes, und zugleich ein Einzelnes, Beſonderes, das beſtimmte Seiende zu ſein. Laſſen wir alſo einſtweilen alle Erinnerung an concrete Beiſpiele, deren zu vielfältige Vorausſetzungen andere Entwickelungen erfordern und drücken die Frage, die uns hier beſchäftigt, ſo aus: wodurch wird der allgemeine Begriff

des Seienden realisirt; was ist das Einzelne, dieser letzte Punkt der Individualität, der, indem er die Form der Setzung, welche das Sein ist, in sich aufnimmt, das Seiende begründet? Oder wie unterscheidet sich das Seiende von dem Sein, was kommt in ihm hinzu, an welchem haftend die Form des Seins das Einzelne erzeugt; oder endlich, da das Seiende ein Participium ist, was ist jenes vorausgesetzte Das, welches an dem Allgemeinen, nämlich dem Sein participirt?

Hiermit ist eine fortgesetzte Kritik jener Vorstellung vom Seienden gegeben, die wir im Anfange unserer Betrachtung als eine völlig für sich bestehende inhaltvolle angesehen hatten. Allein schon dort waren wir genöthigt, das Seiende, damit es mit seinem Gegentheile nicht zusammenfalle, durch die bestimmte Qualität zu befestigen; jetzt steht dem Einzelnen zwar nicht mehr das bodenlose Nichts, wohl aber die unendliche Menge des Gleichen entgegen, von der es abgegrenzt werden muß, aber durch den Allgemeinbegriff nicht werden kann. So wie nun jene Reihe des Seienden, die unter einem bestimmten Allgemeinbegriff befaßt ist, zur Unterscheidung ihrer einzelnen Individuen oder Exemplare andere Principien voraussetzt, so setzt alles Seiende überhaupt, sofern es ebenfalls unter den Allgemeinbegriff des Seienden fällt, Bestimmungen voraus, durch welche das Einzelne Seiende ist. Diese müssen außerhalb jenes Allgemeinbegriffs liegen, der hiermit zur Form an einem Andern herabgesetzt wird. Dieses Andere, das Wesen, welches die allgemeinen Formen des Seienden an sich hat, setzt diesen Allgemeinbegriff des Seins, die Einheit der mannigfaltigen Bestimmtheiten ausdrücklich als seine Form, seinen Schein, und zieht sich im Gegensatz zu ihm, als das Wesen in ein Fürsichsein zurück, dessen Zusammenhang mit dem Scheine den Gegenstand unserer nächsten Untersuchung ausmachen muß. Wenn das Sein eine Form der Setzung ist, was ist dann das Seiende, welches diese Setzung an sich hat oder sie zu erhalten verdient?

Während unsere bisherigen Entwickelungen den Zweck hatten, die Bedeutung des Seins aufzuklären, und eine Nominaldefinition des Seienden zu geben, ist unser fernerer

Gegenſtand die Entſcheidnng der Frage, wem dieſe Definition zukommt, oder wem jene Poſition angedeihen darf, deren Bedeutung wir bisher ausgeführt haben. Bei der Bildung der Vorſtellung und des Begriffs macht der Geiſt über das Seiende die Vorausſetzung, daß es zuerſt Seiendes an ſich iſt, dann in die Vielheit der Beſtimmtheiten ausbricht; an dieſen aber eben ſein Daſein hat, ſeine Form, die es aufhebt, um ſich in ein Fürſichſein zurückzuziehen. So iſt die Bewegung des Gedankens geweſen; der Gedanke hat aber dieſe ſeine Bewegung zugleich als bedeutungsvoll für das Seiende vorausgeſetzt; er wird ſich jetzt deſſen bewußt, daß er daſſelbe in ſolchem Fluſſe und Uebergange verſchiedener Beſtimmungen aufgefaßt hat, und hat daher nun die Unterſuchung darüber zu führen, inwiefern er mit ſeiner Vorausſetzung Recht gehabt, was das Weſen iſt, und was der Schein, und wie beide mit einander zu verknüpfen ſind.

Zweiter Abschnitt.

Vom Wesen.

§. 19.

Die Betrachtungen des vorigen Abschnittes haben uns stufenweise genöthigt, immer mehr jene Täuschung aufzugeben, nach welcher uns im Anfange der Untersuchung der einfache Begriff des reinen Seienden als ein sich in sich selbst verstehender und mit eigenthümlicher Bedeutung ausgestatteter gegolten hatte. Es hat sich gezeigt, daß zuerst Alles, was als seiend gedacht werden soll, nicht allein einfach gesetzt werden darf; daß vielmehr, um einem Inhalte jene wahrhafte und unbedingte Setzung zu ertheilen, die von uns nicht wieder zurückgenommen wird, er eben zuvor ein bestimmter Inhalt unter anderen bestimmten sein und an einer über Viele sich erstreckenden gemeinschaftlichen Beziehung Theil haben muß. So war unser letztes Ergebniß dieses, daß Alles, was sein soll, ein durch das Unwesentliche hindurchscheinendes Wesen sein müsse, welches selbst aber erst durch jenen unwesentlichen Schein die Bestimmtheit seiner Beziehung und die Form seines Daseins erhalte.

Wenn dies nun dem Gange der Untersuchung gemäß zuerst so vorgestellt wurde, daß das Wesen als ein in sich beruhender vorausgesetzter Inhalt durch den hinzukommenden

Schein seine Begrenzung gegen Anderes erhalte, so erinnerten wir uns doch zugleich, daß alle Bestimmtheiten, die wir im Wesen stillschweigend vorausgesetzt hatten, hier nur geforderte waren und sich nicht auf metaphysischem Gebiete, sondern nur an bestimmten Beispielen der Erfahrung darstellen ließen, indem hier aus anderweitigen Gründen gewisse Complexionen einzelner Bestimmungen als das bereits anerkannte Wesen andern unwesentlichen gegenüber gestellt werden. Darum blieb uns, indem aller Reichthum des Scheins sich in den einfachen Begriff desselben verflüchtigte, nur der Satz zurück: daß alles Seiende nothwendig zur Form seines Seins diese habe, zuerst ein vorausgesetztes, in sich noch inhalt- und bestimmungsloses Wesen zu sein, dann aber in einem bestimmten Kreise des Scheines seinen Inhalt sich zu geben, und endlich in dieser Zweiheit der Bestimmungen mit sich einig zu sein. Der erste Theil dieses Satzes wird von der Meinung, der zweite von der Vorstellung befriedigt, aber die Rechtfertigung des dritten Momentes ist jetzt unsere Aufgabe.

Betrachten wir näher jenes vorausgesetzte inhaltslose Wesen, so ist es Nichts als das einfache Gesetzte selbst; der Schein die Vielheit der Qualitäten, welche seine Grenze bilden; und so scheinen wir selbst hiermit auf jene einfachste Wahrnehmung zurückgeworfen, daß Alles was sein soll, nothwendig nicht blos sein, sondern Etwas sein muß; oder daß die Setzung ohne ein Gesetztes nicht gedacht und vollzogen werden könne. In der That sind wir auch auf diesen einfachen Gedanken zurückgeworfen; aber weder um bei ihm stehn zu bleiben, sondern um ihn zum Gegenstand weiterer Untersuchungen zu machen, noch auch ganz in seiner alten Einfachheit, sondern jetzt mit der ausdrücklichen Wendung, daß jene einfache Position, die uns nur als eine Form unseres Denkens galt, hier selbst gesetzt und vergegenständlicht als das noch inhaltlose Wesen gegeben ist.

Alles was wir bisher erläutert haben, waren die Formen, unter denen der Geist jeden Inhalt seiner Erkenntniß entwickelt; jedem Gedanken, jeder Vorstellung, jedem Begriffe wird von ihm jene reine einfache Position ertheilt, die wir im

Anfange betrachtet haben; aber der Geiſt unterſcheidet zwiſchen dem, was er nur als ſeinen Gedanken betrachtet, und dem, welchem er eine über ſein Denken hinübergreifende Realität zuſchreibt. Wir fragen daher jetzt, welche Vorausſetzungen die Reflexion über den unmittelbaren Inhalt der Vorſtellung macht, wenn ſie mit beſtimmter Auswahl einem Theile des Gedachten reale Bedeutung zuſchreibt; d. h. was ſie unter dieſem realen Sein verſteht, und wodurch ſie es von dem gleichgiltigen Geſetztſein unterſcheidet.

Wenn wir eine Vorſtellung als ſeiend ſetzen, ſo fällt ihr Sein in uns, durch unſere Poſition iſt dem Inhalte zum Sein verholfen worden, wir können ſie ihm ebenſo wieder nehmen. Soll daher an irgend einen Inhalt eine ſolche Poſition geknüpft werden, die von uns nicht zurückgenommen werden kann, ſo muß der Grund dazu in der Beſtimmtheit des Inhalts liegen; er muß ſich wehren und es nicht leiden, daß ihm ſeine Setzung wieder entzogen wird. Soll nun in dem Inhalte ein Grund abſoluter Poſition gefunden werden, ſo muß der Geiſt, indem er ein qualitativ Beſtimmtes als Seiendes ſetzt, dieſe ſeine eigne Poſition unmittelbar objectiviren und ſie als den noch zu beſtimmenden Begriff des Weſens der Qualität vorausſetzen, als das in dem dieſe ſein ſoll

Die Verhältniſſe zwiſchen dieſer objectivirten Poſition dem Weſen und dem Scheine, haben ſeit den älteſten Zeiten den vorzüglichſten Gedankenkreis der Reflexion gebildet, und Anſichten hierüber machen den alleinigen Kern mancher philoſophiſchen Syſteme aus; wie aber dieſer Zuſammenhang von Weſen und Schein ſehr nahe an viele äſthetiſche und moraliſche Intereſſen erinnert, ſo ſind dieſe um ſo mehr hier entfernt zu halten, als ihre Herbeiziehung durch Einmiſchung zufälliger Anſichten der Bildung oft der Unterſuchung eine falſche Richtung gegeben hat.

In der alten Leibnitziſch-Wolffiſchen Schule der Metaphyſik finden wir unſere Aufgabe in der trockenen Weiſe jener Zeit einfach und beſtimmt bezeichnet. Daß das Seiende, dem die Qualität inhärire, ein bloßer Widerſchein der Setzung ſei, war leicht einzuſehen; es wurde daher in ihm noch ein

beſonderes Subſtantiale angenommen als dasjenige in dem Seienden, dem die Prädicate inhäriren. So war die Löſung dieſer Frage freilich durch unvermittelte willkührliche Intercalation eines neuen unbegreiflichen Elements abgeſchnitten; allein die Bezeichnung ſelbſt muß für ein Verdienſt gelten, da noch in der neueſten Zeit ein berühmtes philoſophiſches Syſtem dieſer Frage auf eine für die übrigen Unterſuchungen verhängnißvolle Weiſe aus dem Wege gegangen iſt. Die Kritik dieſer Vorausſetzung eines Subſtantiale und die Entwickelung der Begriffe über das reale Sein ſind alſo der Gegenſtand unſerer nächſten Betrachtung.

§. 20.

Die Reflexion, welche dem einzelnen Vorſtellungsinhalte ſeine Stellung und Beziehung gegen den Begriff des realen Seins gibt, führt die Denkform des Urtheils herbei. Wo wir einen Allgemeinbegriff denken, haben wir zuerſt zwar nur die intenſive Einheit der Beſtimmungen, die in ihm zuſammengegangen ſind, als Einheit in unſerm Bewußtſein; daneben aber geſchieht ſogleich auch die ausdrückliche Ergänzung durch die Vorſtellung, welche nie einen Allgemeinbegriff anders, als durch die nebenhergehende Erinnerung an eines ſeiner Beiſpiele, aus denen er durch Abſtraction entſtanden iſt, feſthalten wird. Aber eben dieſes Beiſpiel gilt zugleich nur als Beiſpiel; die unweſentliche einzelne Beſtimmtheit, welche durch daſſelbe dem weſentlichen Inhalte des Allgemeinbegriffs beigegeben wurde, wird durch eine unmittelbare Reflexion eben ſo ſehr wieder hinweggenommen, als ſie, um dem Allgemeinbegriffe eine Sphäre des Daſeins zu geben, dieſem hinzugefügt worden war.

Was hier nur von der Vorſtellung als eine ſubjective Nebenhandlung des Geiſtes ausgeführt wurde, das wird in der Form des Urtheils an dem Inhalte geſetzt, und ſo iſt denn dieſes die weitere Entwickelung deſſen, was an dem Begriffe bereits, aber in einer ununterſchiedenen Einheit vorhanden war. Das Weſen tritt hier als Subject auf, in Geſtalt einer vorausgeſetzten, und nur geſetzten Einheit mit ſich. Es

iſt eine bekannte alte Bemerkung der Logik, die uns hier zu Hilfe kommt, um noch einmal die Bedeutung jener einfachen Poſition ins Licht zu ſetzen: daß durch die Form des Urtheils das Subject weder als ſeiend, noch als nicht ſeiend ausgeſprochen werde, überhaupt in ihr keine Ausſage über die Realität deſſelben liege. Dies iſt daher dieſe reine einfache Poſition des vorigen Abſchnitts, die ſich über Seiendes und Nichtſeiendes gleichmäßig erſtreckt, ſobald es überall nur jene abſtracte Gegenſtändlichkeit erwerben ſoll, die es bedarf, um Subject eines Urtheils werden oder in die Unterſcheidung zwiſchen ſich als vorausgeſetztem Weſen und dem inhärirenden Schein übergehen zu können.

Als der Ausdruck des Scheines iſt das Prädicat anzuſehn, welches einmal jenen Sinn bewahrt, der jeder Beſtimmung der Grenze zukommt, eine formloſe Unendlichkeit der Vorſtellung zu ſein, welche gegen die Beſchränkung auf ein einzelnes Weſen gleichgiltig ſich unentſchieden auch über dieſe Beſchränkung hinaus verbreitet. Dann aber wird dieſer adjective Schein durch das Subject begränzt, und als ſein Schein geſetzt, und ſo erhält nicht nur das Subject im Prädicat ſeine Erläuterung, ſondern dieſes durch das Subject die beſtimmte Intenſität ſeiner Setzung.

Die Beziehung, die zwiſchen beiden ſtattfindet, iſt der eigentliche metaphyſiſche Inhalt der Urtheilsform, die Copula. Die Bedeutungen, die dieſes Glied anzunehmen fähig iſt, werden daher auch die Vorausſetzungen enthalten, welche der Geiſt über den Zuſammenhang von Weſen und Schein zu machen genöthigt iſt. Es handelt ſich hier nicht um die grammatiſchen und ſprachlichen Formen der Urtheile, von denen wir nur loſe und beiläufige Anknüpfungspunkte unſerer Unterſuchung zu erwarten haben, noch auch von den Verhältniſſen, welche durch die concrete Natur des beurtheilten Inhalts entſtehn können. Wir ſprechen nur im Allgemeinen von der Vorausſetzung, die der Form des Urtheils zu Grunde liegt und wollen die in dieſer enthaltenen Gedanken einzeln entwickeln. Dagegen iſt anderſeits gegen andre Meinungen die Anſicht aufrecht zu erhalten, daß dieſe allgemeine Form des

Urtheils, die Bewegung des Gedankens von einem vorausgesetzten Subjecte zu seinem Prädicate und die Vermittlung beider Glieder durch die Copula keine bedeutungslose und zufällige, sondern die nothwendige Form ist, in der die Reflexion unmittelbar die uns hier beschäftigende Untersuchung führt, und ihre absoluten Voraussetzungen über das Verhältniß von Wesen und Schein niederlegt.

§. 21.

Die erste Voraussetzung, die in der Form des Urtheils liegt, ist der Ausspruch unserer Frage selbst, daß nämlich jenes inhaltslose Wesen und sein Schein vollkommen eins und identisch seien. Der Inhalt, die Bestimmungen, die wir als den Schein des Wesens haben, sind selbst das wesentlich Seiende, dies aber, daß diese Bestimmtheiten von uns als Schein eines Wesens gefaßt werden, ist selbst nur eine Art der Setzung, die also zunächst als eine von uns gemachte Reflexion über unsern Inhalt erscheint.

Jene Identität des Wesens und Scheins, die unbefangene Ueberzeugung, daß Alles was gegeben ist, Wesen und Schein zugleich, und zwar als ununterschiedene, daß also dieser Unterschied selbst nur ein Schein sei, wird in dem wirklichen Leben des Geistes selten angetroffen werden, weil überall die Reflexion uns bereits gelehrt hat, die nur scheinbaren Existenzen von dem zu sondern, dem wir reales Dasein zuschreiben. Obwohl daher in der Form jedes Urtheils die unterschiednen Glieder, das Subject und das Prädicat, als in eine Einheit zusammengenommen angesehen werden, so findet sich doch jene einfache und unmittelbare Einheit beider nur etwa in der Klasse jener unpersönlichen Urtheile ausgesprochen, in denen die Stelle des Subjects nur noch durch die Abstraction eines solchen bezeichnet wird, aber nicht mehr erfüllt werden kann. In solchen Sätzen, welche die Wahrnehmung eines einfachen Geschehens ausdrücken, wie daß es schneit, regnet, zeigt sich, wie die Reflexion dem Scheine zwar ein Wesen voraussetzt, aber ein solches, dessen ganze Bedeutung eben darin besteht, vorausgesetzt zu sein, und welches daher umgekehrt nur an

dem Scheine als eine wesenhafte Form seiner Setzung erscheint. Hier ist kein bestimmtes Wesen, das in sich Grund zu dem Entlassen seines Scheines trüge, sondern beide in dieser unmittelbaren Einheit, die im Laufe unserer Gedanken sonst fast überall durch die weitere Entwickelung der Reflexion zerstört und nur auf künstlichem Umwege wieder hergestellt wird.

Indessen auch in der Bewegung des Gedankens von einem Subjecte, dessen Inhalt als ein bestimmter vorausgesetzt wird, zeigt sich dieses doch zuerst als eine zum Theil wenigstens noch unbekannte Einheit, der erst durch die Erscheinung ihre ergänzende Bestimmtheit zuertheilt wird. Die Voraussetzung, die in dieser unmittelbaren Identität enthalten ist, ist aber näher diese: das Seiende ist, was es ist, oder es ist seine Qualität. Dieser Satz der Identität ist in neuerer Zeit, nachdem er lange Zeit für einen Grundsatz der Logik gegolten hatte, durch die Dialektik der Hegel'schen Schule zum Theil mit unzurechtfertigenden Künstlichkeiten in einen Widerspruch hineingezogen worden, dem er als logischer Satz gänzlich fremd ist. Die Logik bedient sich dieses Satzes in dem Sinne, daß jeder vorausgesetzte Inhalt die Bestimmungen hat, die er hat, oder daß Nichts sich in sich selbst widersprechen könne, ohne unwahr zu sein. In dieser Form A = A ist in beiden Fällen unter A die Einheit des Wesens und Scheines, das ganze Gesetzte zu verstehen, einmal als Name, dann als Erklärung; nicht aber ist das eine A das Wesen, das andere der Schein, eine Unterscheidung, welche die Logik gar nicht berührt.

Der metaphysische Satz der Identität beruht keineswegs auf diesem logischen Satze, sondern ist eine Voraussetzung, die durch die Form jedes Urtheils, gleichviel welches die Bestimmtheit seines Subjects und Prädicats ist, über das Seiende gemacht wird. Das Urtheil sagt zuerst aus, daß das Subject das Prädikat sei, oder bestimmter: das Wesen ist seine Qualität; und hierin allerdings, in diesem metaphysischen Satze der Identität liegt ein Widerspruch, der sich durch genaueres Achten auf den Inhalt sogleich entdeckt. Wenn jede Setzung nämlich nur so vollzogen wird, daß eine Qualität

gesetzt wird, und außer dieser Nichts Gesetztes vorhanden ist, so folgt, daß es auch wirklich nur Qualitäten gibt, ohne ein Wesen, an welchem diese, die doch an irgend Einem sein müssen, wirklich sein könnten. So lange die Position nur als eine dem Denkenden angehörige That erscheint, und das Object dieser Setzung nur der Inhalt, nicht aber dasjenige ist, an dem dieser Inhalt sein kann, so lange ist auch Nichts, als das gesetzte Nichtseiende, das was an sich selbst nicht, sondern nur an einem Anderen, hier aber fehlenden, sein kann.

Dieser Fall tritt in einem Systeme ein, das gegen alle anderen den wahren Begriff des Seins in jener absoluten Position gefunden zu haben glaubt, die von uns nicht zurückgenommen wird, ohne daß durch diese Position etwas Anderes, als die Qualität gesetzt würde. Herbart hat mit vieler Mühe und vielem Scharfsinn sich um die Frage bemüht, wie an dem Einen der Schein des inhärirenden Vielen entstehe und sie in letzter Instanz zu lösen gesucht durch die Annahme realer Wesen, deren Qualität schlechthin einfach, und die selbst allen Begriffen der Quantität, sowie allen Beziehungen gegen Anderes entnommen sein sollten. Die erste Bestimmung dieser realen Wesen ist Einheit; sie haben keinerlei Unterschied, Grad und Größe in sich selbst; es fragt sich nun, sind diese Wesen noch etwas außer ihrer schlechthin einfachen Qualität, oder sind sie nur diese gesetzte Qualität selbst? Daß sie diese Qualität haben, darf nicht gesagt werden, ohne zugleich den ersten Satz der Frage zuzugestehn und das zu thun, was freilich hier zu thun war, nämlich die Untersuchung über das Problem der Inhärenz auch auf das Verhältniß zwischen den einfachen Wesen und ihren einfachen Qualitäten auszudehnen, und so die einfache Einheit dieser Wesen in ein innerliches Verhältniß und einen immanenten Unterschied hineinzuziehen.

Die realen Wesen sind also nur gesetzte Qualitäten. Wodurch gesetzt? Durch uns, aber mit der Versicherung, daß diese Position nicht zurückgenommen werden darf, daß sie also doch wohl für diese Qualitäten etwas sei, ihnen zukomme. Aber jede Qualität, einfach oder zusammengesetzt, fordert

Etwas, dem sie inhärire; unserer Setzung kann sie aber nicht inhäriren, sondern einem Gesetzten. Es zeigt sich hier grade in der Grundlage des Herbart'schen Systems ein schroffer Widerspruch, der zur Tilgung anderer Widersprüche verwandt wird. Wir wollen nun annehmen, man entgegne, es seien zwar Qualitäten als unbestimmte Unendlichkeiten der Vorstellung nur als an Anderem seiende zu begreifen, aber nicht diese seien als Wesen gesetzt, sondern bestimmte einzelne, begrenzte Qualitäten. Da es viele reale Wesen, und viele gleiche geben soll, die dennoch mehrere sind, so muß freilich nicht die gleichgiltige unendliche Qualität, sondern sie in einer unterscheidbaren Bestimmtheit gesetzt sein; umsomehr aber wird ihr ein Wesen vorangehen müssen, welches ihr diese Bestimmtheit gibt, welche, wie wir in dem Früheren gesehen haben, den unendlichen Qualitäten allemal durch mehr oder weniger intensive Setzung, also durch Größenverhältnisse zugebracht wird. Aber alle Größenbestimmungen sind von den realen Wesen ausgeschlossen. Wodurch also können sie dennoch die Qualität so bestimmen, daß sie ihre specifisch eigne Qualität sei, wo jede Bedingung einer Begrenzung gegen Andere wegfällt? Wir fassen dies in der Kürze so zusammen: es ist vergeblich, das Problem der Inhärenz dadurch lösen zu wollen, daß man es auf die Vielheit von realen Wesen zurückführt, die, wenn sie real sein sollen, nothwendig selbst wieder dem Verhältniß zwischen Wesen und Schein und dessen ungelösten Schwierigkeiten unterliegen müssen; die eine gleiche Qualität an dem Seienden ist nicht um das Geringste mehr erklärlich, als die vielen; das Problem ist vielmehr dieses, wie überhaupt Qualität mit dem Seienden zusammenhänge, und dieses wahrhafte Problem der Inhärenz wird nicht durch die Forderung gelöst, hier Stillstand zu machen, und die Qualitäten, deren bestimmte Einzelheit irgend wo anders hergenommen wird, dadurch zu realen Wesen zu erheben, daß man vorgibt, ihre Position nicht wieder zurückzunehmen.

Diese Bemerkungen enthalten zugleich den Uebergang zu einem neuen Begriffe. Die Voraussetzung, das Seiende sei

eine Qualität, kann nicht wahr sein; dieser metaphysische Satz der Identität muß verbessert werden. Dieses Seiende, welches wir hier haben, reflectirt sich immer von selbst auf Etwas, das ihm vorausgesetzt werden muß, und gibt sich dadurch als Schein zu erkennen. Die Qualität ist der bloße Schein eines Seienden; sie kann gesetzt werden, aber nur durch ein Anderes, durch Sein, in welchem sie die Form der Einzelheit erhält, die den Schein ihres Seins macht.

§. 22.

Das Seiende ist also nicht das, was es ist, sondern diese seine Qualität ist der Schein, der als Schein ausdrücklich auf ein ihm vorausgehendes Wesen sich bezieht; die Qualität ist die Form des Wesens, dieses selbst der Inhalt. Aber dieses vorausgesetzte Wesen hat bis jetzt zu seinem Inhalte Nichts Anderes, als dies, dem Scheine entgegengesetzt zu sein, so wie der Schein keinen andern, als der Gegensatz des Wesens zu sein. So sind beide schlechthin auf einander bezogen als Gegensätze, deren keiner ohne den andern schon vorausgesetzten sein kann. Als Glieder eines solchen Gegensatzes aber sind sie beide ganz unter der gleichen Form gesetzt; zwar meinen wir mit dem Wesen, dem Inhalt, ein Anderes, als die Form, den Schein; aber diese ihre innere Bestimmtheit ist noch nicht an ihnen als solche gesetzt; alles, was sie sind, ist dies, daß sie Gegensätze sind. So fallen hier für die Reflexion Schein und Wesen als zwei Bestimmungen in- und auseinander, die absolut getrennt werden sollen, und sich doch selbst mit einander verwechseln. Was als Form gilt, die Qualität, ist ebenso sehr der Inhalt; das Wesen aber, welches den Inhalt bilden sollte, wird vielmehr eine Form der Setzung an dem Scheine; denn dies ist hier das Wesen, was der Schein ist, wenn er sich auf ein vorausgesetztes zurückwirft.

So ist nun Alles was ist, unter dieser Form eines doppelten Daseins gesetzt, eines unmittelbaren, scheinbaren, und eines zu Grunde liegenden wesenhaften. Hinter dieser gegebenen gegenständlichen Welt des Scheines weiß die Reflexion

noch eine andere Welt, die sich zu dieser wie die der Wesenheiten zu der des Scheines verhalten soll; aber wo aufzuweisen unternommen wird, wodurch diese wesenhafte Welt sich von der scheinenden unterscheidet, so zeigt sich, daß sie dieselben Bestimmungen wiederholt, nur mit dem Anspruch, einen Gegensatz gegen jenen Schein, die niedere Welt zu bilden. Das Aeußere findet sich dem Innern gleich, die Welt der Ideen wiederholt die gegebenen Formen der Erfahrung, und unsere Meinungen von dem andern bessern wesenhaften Sein bemühen sich immer wieder, ihm durch die Erinnerung an den Schein die Bestimmtheit zu geben, die zugleich den Gegensatz gegen den Schein zu einer bloßen Forderung herabdrückt.

Schein und Wesen sind einander gleich, wie Positives und Negatives einander gleich ist. Alles, was also sein soll, hat in dieser Weise die Form eines innerlichen Gegensatzes an sich zwischen sich als dem Wesen und wiederum sich als dem Scheine. Wenn von dieser Bedeutung des Gegensatzes abgesehn und gesagt wird, daß alles Seiende überhaupt unter dem Gesetze des Gegensatzes stehe, so ist dies mit Irrthum für metaphysische Lehre genommen worden, und ist vielmehr so lange eine ganz werthlose zufällige Ansicht der Bildung, bis der nähere Sinn davon durch Anwendung auf bestimmte empirische Gebiete angegeben werden kann. Im Alterthum und Mittelalter ist diese begrifflose Form des Gegensatzes hoch gehalten worden und man hat in ihr etwas gesucht, was dem gesammten Seienden zu Grunde liegen sollte, indem aus uranfänglichen Gegensätzen durch untergeordnete sich die Reihe aller Formen des Seienden entwickle. So ist von Trocknem und Feuchtem, Gradem und Krummem, Endlichem und Unendlichem, als von Principien der Dinge die Rede gewesen, und unter dem Namen der Polarität hat die trostlose Dürrheit dieser Einfälle sich bis in die neueste Zeit fortgepflanzt und logische Abstractionsformen für Grundgesetze des Seienden ausgegeben. Wo in der Natur der Gegensatz als bedeutungsvolle Form auftritt, da liegt die Bedeutung in dem, was in die Form des Gegensatzes gebracht ist, nicht in dieser selbst.

Uns interessiren nun hier diese Platitüden der Speculation nicht weiter; wir haben vielmehr nur noch jene Betrachtung der Natur im Allgemeinen zu erwähnen, die sich überall die Erscheinung in eine Doppelheit des Daseins spaltet, und ihr als Scheine, sie selbst als Wesen wiederholend entgegensetzt. Sie nimmt das Gegebene nicht als eine in sich beruhende Identität, sondern bestimmt in der Form des innerlichen Unterschieds, aber dem Aeußerlichen steht ein dem Inhalte nach gleiches Innere, dem Krystalle die Krystallisationskraft, dem Leben eine Lebenskraft gegenüber. Diese Erklärungsweise ist mit Recht um ihrer völligen Tautologie willen in Verruf gekommen, und in der Physik ist es Regel einer Construction, niemals ein dem Scheine gleiches Wesen anzunehmen. Aus dieser Wissenschaft vertrieben, hat sich diese Vorstellungsweise noch in einer zahlreichen psychologischen Schule als Theorie der Geistesvermögen erhalten, welche, wie man sagt, einen stetigen Abfluß haben. Dieser sonst unbegreifliche hydraulische Ausdruck, wo sich schwer angeben lassen würde, was eigentlich das Fließende ist, mag andeuten, wie das erscheinende Thun des Geistes fortwährend aus einem innerlichen Reservoir der Wesenhaftigkeit abgeleitet wird, so daß der gleiche Inhalt nach dem Ort, den er abfließend erreicht hat, entweder noch Wesen oder schon Schein ist.

§. 23.

Das positive Urtheil des vorigen Abschnitts, der metaphysische Satz der Identität hat sich verkehrt in den negativen Satz der Nichtidentität des Wesens und des Scheines. Das Wesen ist dem Scheine entgegengesetzt, aber dennoch hat es selbst keine andern innern Bestimmtheiten außer denjenigen, welche als äußere im Scheine auftreten. Da also das Wesen vollkommen unter den gleichen Bestimmungen mit dem Scheine befaßt ist, so ist es von diesem nur durch die Forderung unterschieden, ihm entgegengesetzt zu sein; gesetzt aber ist es vielmehr nur als ein anderer innerer Schein. Es kehrt eine ähnliche Schwierigkeit zurück, wie früher; der Schein ist zwar jetzt in das Wesen verlegt, aber so ist dieses selbst nur

der Widerschein des Scheines, der an ihm gesetzt sein sollte. Der Gegensatz zwischen beiden und ihr Verhältniß muß so gefaßt werden, daß die Gleichheit beider aufgehoben und das Wesen als Quell der Setzung dargestellt wird, der den Schein bedingt, ohne in gleicher Weise von diesem gesetzt zu werden.

Die Reflexion hat diese Trennung des Wesens vom Scheine zuerst so vorgenommen, daß sie die gegebene Welt der Phänomene als den Schein aufgefaßt, und das Wesen durch Verneinung aller scheinbaren Beziehungen zu isoliren gesucht hat; durch die Verneinung alles bestimmten Scheines ist man zum Unendlichen gelangt. Wie sehr gering auch der Werth dieses Ausdrucks sein mag, der mit dem Anschein, von dem abstracten Wesen zu sprechen, eine Menge Vorurtheile und Erinnerungen an bestimmte concrete Verhältnisse in sich beherbergt; so bezeichnet er doch in ihrer allgemeinsten Gestalt die einfache Antwort, die an dieser Stelle auf unsre Frage gegeben werden kann. Ueberall nämlich, wo durch Negation aller Bestimmtheit des Scheins zu dem Wesen, als dem Unendlichen gekommen wird, ist nicht dieses selbst eigentlich das Ergebniß des Fortschritts, vielmehr die objectivirte, inhaltlose Setzung.

Nicht irgend eine Qualität wird dem Wesen zugeschrieben, wenn man nicht mit dem spielenden wissenschaftlichen Witze der Zeitgenossen die logische Beschränktheit jedes Gliedes in dem Gegensatze des Unendlichen und Endlichen für eine metaphysische Bestimmtheit des Inhalts, also die Unbestimmtheit selbst für eine Bestimmtheit halten will; sondern der Inhalt ist dieser, daß nicht unsere Position das Seiende bestimmt, sondern daß das allein ist, welches als eine objective Position seinen Schein setzt. Die Gedanken, die in diese Sphäre der Reflexion fallen, haben in der ältern, wie in der neuern Philosophie zu vielfachen Verwirrungen Veranlassung gegeben, theils weil man es für Pflicht gehalten hat, den Unterschied zwischen logischen Relationen und den realen Beziehungen des Seienden zu verwischen und vorzugeben, daß jene logischen Verhältnisse, welche auf das Seiende angewandt

zu haben, eben der Unbesinnlichkeit des Denkens zur Last fällt, durch die Methode der speculativen Dialektik sich in etwas Reales verwandeln könnten; — theils weil die in der neuern Philosophie so häufigen Reden vom Unendlichen nicht zugestehn wollen, daß dieses Wort, hergenommen von der Phantasie des unermeßlichen Weltraums, mit dieser bildlichen Bedeutung zugleich alle Lebhaftigkeit einer distincten Vorstellung verliert, die hier doppelt nöthig wäre, wo eine Definition der angewandten Begriffe fast immer vernachlässigt wird. Das Unendliche, Unbegrenzte ist nur ebenso viel werth, hat keine andere Bedeutung, als das einfache Das; nach Abtrennung jener Negation, die nur von dem zufälligen Ausgangspunkte der abstrahirenden Reflexion herrührt, bleibt nichts anders übrig, als daß das Wesen das Qualitätlose, die reine objectivirte Setzung ist, also das, welches, ohne selbst Qualität zu sein, die Qualität in dem Seienden setzt.

Die Untersuchung über das Verhältniß des Wesens zum Scheine hat hier einen Ruhepunkt gefunden, dessen Bedeutung wir durch Erinnerung an die nächstvorhergehenden Bemerkungen deutlicher zu machen suchen. Aus dem Begriffe des Seienden hat sich ein Moment, das Wesen, in Gestalt der Meinung als noch Unbekanntes hervorgehoben, welches der Träger jener Bestimmtheiten sein soll, die nach dem vorhergehenden Abschnitte die Form des Seins bilden. Wie wir nun früher sagten, daß das Seiende nicht ohne Qualität gedacht werden könne, so sagen wir hier umgekehrt, daß das Wesen, welches in dem Seienden die Qualität bestimmt, nicht selbst mit einer Qualität gedacht werden könne. Die Reflexion nahm zuerst Wesen und Schein als identisch; so war aber die Bestimmtheit des Scheines nicht zu begreifen, denn wie oben gezeigt, liegt in der gleichgiltigen Unendlichkeit allgemeiner Qualitäten kein Princip der Bestimmung und der formellen Beschränkung auf ein einzelnes Seiende. Darum wurde das Wesen dem Scheine entgegengesetzt; aber diese Entgegensetzung war keine vollendete, so lange dennoch die innerliche Bestimmung des Wesens nur die Wiederholung der äußern Bestimmung des Scheines war. Wesen und Schein

wurden vielmehr nur Ausdrücke, welche zwei verschiedene Arten der Setzung eines und desselben Inhaltes bezeichneten. Dies hat sich nun dem zufolge, daß das Wesen das in Wahrheit entgegengesetzte Moment des Scheines sein soll, dahin umgeändert, daß dem Wesen jede Qualität abgesprochen wird, und dasselbe als Unendliches vor der Hand in der Gestalt einer noch weiter zu entwickelnden Meinung angenommen wird. Wir suchten in dem Seienden Etwas, was objectiv in ihm jene Setzung bewirke, welche wir einem Inhalte nur willkührlich beilegen; welches nun auch jene objective Position sein möge, die, indem sie die Qualität in einer begrenzten Bestimmtheit setzt, das aus Position und Qualität zusammenfließende Seiende hervorbringt; dieses negative Resultat steht einstweilen fest, daß sie nicht selbst als Qualität, sondern anders gedacht werden müsse. Der Gedanke einer objectiven Position ist es, der als unser nächster Gegenstand entwickelt werden muß; es muß gezeigt werden, unter welchen Bestimmungen es gedacht werden kann, daß in einem Seienden ein seine Qualität setzendes Wesen vorhanden sei.

Diese bisherige Entwickelung hat also dazu gedient, den Gedanken eines Substantiale zu weiterer Untersuchung vorzubereiten; und wenn hier der Begriff des Unendlichen von uns angewandt worden ist, so hat dies den Sinn, daß wir das Wesen nicht mehr als eine gegen andre Qualitäten bestimmte Qualität fassen; und es muß diese Unendlichkeit des Wesens von der Unendlichkeit der allgemeinen Vorstellungen unterschieden werden. Diese nämlich sind quantitativ unbestimmte; das Wesen ist ein qualitativ unbestimmtes, oder vielmehr es hat mit diesem Begriffe nichts zu schaffen; wir stehen hier nicht mehr auf jener Stufe der Bildung, welche das Wesen ausdrückt durch Wasser, Feuer, Luft oder andre Qualitäten. Ob wir uns im Gegentheile mehr jener andern Stufe der Bildung nähern, welche es durch abstracte Bestimmungen ausdrückt, werden unmittelbar die folgenden Betrachtungen lehren.

§. 24.

In der logischen Sphäre des Begriffebildens galt die noch unbestimmte, unendliche Möglichkeit qualitativer Bestimmungen als der unerschöpfliche Quell, aus welchem der Geist, dadurch, daß er sie setzt, die Mannigfaltigkeit des bestimmten Inhalts hervorzieht. Dieses Mannigfaltige hatte daher so zu sagen sein Wesen an der Position des Erkennens, und inhärirte dieser; wo aber die Reflexion den Inhalt so bestimmt, daß er eine übergreifende Geltung als Seiendes erhalten soll, zeigt sich die Nothwendigkeit, in dem Seienden selbst ein Wesen zu suchen, welches dieses Amt der Position übernimmt, und dem in Wahrheit und auf realem Gebiete der gesetzte Schein als sein Schein zukommt. Vor der Hoheit dieser objectivirten Setzung des selbst noch unbestimmten aber Alles bestimmenden Wesens erscheint die begrenzte Qualität und Mannigfaltigkeit als eine vergängliche und verschwindende, und während das gewöhnliche Bewußtsein geneigt ist, im Gegensatz des noch prädicatlosen Subjects das distincte Prädicat und den bestimmten Schein als das wahrhafte Wirkliche anzusehn, müssen wir hier im Gegentheil alle diese Complexionen einzelner Eigenschaften als ihrer Natur nach nur mögliche, ihre Wirklichkeit aber erst von der Setzung durch das Wesen erwartende betrachten.

Wir erinnern hier an den verschiedenen Sinn der Unbestimmtheit im Scheine und im Wesen. Die Elemente des Scheins als die formale Möglichkeit des Gesetztwerdens, als das, woraus durch Verleihung der Einzelheit und Bestimmtheit ein Seiendes gebildet werden kann, diese Unbestimmtheit muß mit den Begriffen der ὕλη, des ὑποκείμενον, mit der unthätigen Grundlage verglichen werden, welche die philosophirende Phantasie sich als eine Masse der Vorstellung vorschweben läßt. Jene andere Unbestimmtheit des Wesens ist nicht diese passive als Grundlage dienende; sie ist vielmehr deswegen keine einzelne Bestimmtheit, weil sie die Macht hat, alle und jede Bestimmtheit zu setzen, und so kann man sie unter dem Namen des εἶδος, der substantiellen Formen älterer Philosophien zum Theil wiedererkennen.

Alle Bestimmtheit des Scheines hängt so an einer substantiellen Macht, die im Grunde nur der Gedanke der objectivirten Setzung ist, ohne eine weitere Bestimmtheit bereits in sich zu tragen. Dies ist die Stelle, an welcher viele Philosophien unsere Frage dadurch beseitigen, daß sie eben die Forderung einer objectivirten Position erfüllen, ohne sich an die Untersuchung der Bedingungen zu begeben, durch die sie erfüllt werden kann. Die erste Form, welche die Reflexion dem gesuchten Wesen gibt, ist die der Substanz, der Ausdruck der Forderung selbst, daß Etwas gefunden werden solle, was im Sein selbst dem Scheine seine Bestimmtheit gebe. So wird die Substanz der allgemeine Quell, das Reservoir, aus dem die einzelnen Seienden die Kraft ziehn, die Mannigfaltigkeit der Qualitäten zu einer Einheit zu verknüpfen, und es beginnt zugleich die Rede von der Einheit alles Seienden, indem Alles sich zuletzt auf dieses Verhältniß zurückgeführt findet, eine seiende Setzung vorauszusetzen.

Dieser Gedanke einer Einheit alles Seienden vermittelst der allgemeinen Substanz und der Begründung alles Einzelnen durch sie hat theils aus phantastischer Vorliebe für den logischen Begriff der Einheit, theils aus unberufen eingemengten ethischen Rücksichten, eine große Menge verschiedener Nüancen seines Inhalts erhalten, die es schwierig machen, überall den einen unveränderlichen, aber wenig zu solcher Begeisterung anregenden Gedanken herauszufinden. Die eine untheilbare Substanz, die in dem Wechsel ihrer Accidenzen beharrt, sollte das sein, was nur Subject, aber nie Prädicat werden kann. Und gerade dieses Verhängniß ereilt den Begriff der Substanz, aus dem Subjecte alles Seienden, wie auch wir wohl jenes gesuchte Substantiale bezeichnen könnten, überzugehen in das Prädikat desselben. Alle Gedanken der Attribute, der Modi und was sich daran knüpft, Emanationen, durch welche die einzelnen Bestimmtheiten aus dem Schoße der einen Substanz, mit einem Dasein hervorgingen, das sie von dieser zu Lehen erhalten hatten; alle diese Phantasien sind nicht im Stande, dieses Uebergehen des Begriffs zu verhüten. Denn eben dadurch, daß die bestimmungslose

Subſtanz das allem Seienden ſein Sein Gebende iſt, wird ſie zum allgemeinen Prädikat eines vorausgeſetzten, aus ihr keineswegs ableitbaren Scheines, der durch ſie die Form der Subſtantialität erhält. Wenn das Abſolute, das in ſich alle Dinge trägt, ſich aufthut, um ſie aus ſich zu entlaſſen, ſo kann es zwar gewaltſam als eine Grundlage des Seienden gefaßt werden; aber ebenſo ſehr iſt es vielmehr die umſchließende Form alles Seienden.

Das Weſentliche dieſer ganzen Anſicht, die außerdem vielfältig in dürre kosmologiſche Mythologie ausläuft, iſt das Bedürfniß, den Beſtand der Erſcheinungen, ihren Wechſel und ihre Verſchiedenheit an eine Einheit zu knüpfen; allein es war ein Mißgriff, das geſuchte Weſen als ein Seiendes zu ſetzen in gleicher Bedeutung mit dem einzelnen Seienden. Dies mußte aber geſchehen ſein, ſonſt hätte man von der Mittheilung und überhaupt der ſonderbaren quantitativen Diſtribution des Seins nicht ſprechen können, die zwiſchen der Subſtanz und den Dingen ſtattfinden ſollte. Ein Vorrath von Wirklichkeit war auf dieſe Weiſe da, und jedes Ding erhielt ſeinen bedürftigen Antheil; dieſe Lehre von dem Hervorgehen aller Dinge aus der einen Subſtanz war naiv, ſo lange die ungebildete Vorſtellung noch einen der Sinnlichkeit nahe ſtehenden Stoff als die Subſtanz anſah; ſie wurde aber ein beſtimmter Fehler, ſobald mit der richtigen Verſagung aller Qualität in der Subſtanz dieſer dennoch dasjenige Sein beigelegt wurde, welches, wie wir früher gezeigt haben, eben nur verbunden mit einer Qualität gedacht werden kann.

Wo daher gefragt wird, woher dem beſtimmten Scheine ſein ſubſtantielles Sein komme, da iſt es gänzlich unnütz, noch länger die Subſtanz für etwas Anders, als eine Form der Setzung zu halten, die den einzelnen Inhalt keineswegs hervorbringt, wohl aber mit Auswahl ihm ſeiner Natur nach bald zukommt, bald nicht. Da nun das Weſen nicht ſelbſt ein Seiendes, ſondern in dem Seienden das iſt, was ſeine Beſtimmtheit trägt, es ſich aber ferner als eine Form der Setzung dieſes Inhalts ausgewieſen hat, ohne ſelbſt Qualität

zu sein, so muß sowohl das Sein als die Qualität von ihm geläugnet werden, und so wenig es früher als irgend eine qualitative Bestimmtheit gelten konnte, so wenig darf es jetzt für ein bestimmungsloses Seiendes angesehn werden. Vielmehr ist Substantialität oder Wesen eine Form der Setzung, welche bestimmtem Inhalte, nicht nach seiner Qualität, sondern nach bisher noch unbekannten Bestimmungen zukommt, und es erwächst für die nächste Untersuchung eben die Aufgabe, zu zeigen, unter welchen Bedingungen die Complexionen des Scheines, die Vereinigungen mannigfaltiger Bestimmtheiten, die aus einer Substanz einmal nicht erklärt werden können, vielmehr umgekehrt aus sich den Schein der Substantialität hervorbringen. Nicht durch eine Substanz sind die Dinge, sondern sie sind dann, wenn sie einen Schein der Substanz in sich zu erzeugen vermögen.

§. 25.

Zweierlei Ansichten sind hier aus unserer Betrachtung für immer zurückgewiesen. Zuerst jene mannigfaltigen Lehren von der Substanz, die immer an Phantasien und Erinnerungen sinnlicher Vorstellungen klebend, es nicht Wort haben wollen, daß dasjenige, was nach ihnen vermeintlich Allem zu Grunde liegt, nur die der Erfüllung bedürftige Leerheit der Position ist, die sich selbst als ein Gesetztes vor der Einbildung ausbreitet. Sowie neben dem einfachen empfindungslosen Mangel des Lichts in der Hand und dem Fuß, sich die Finsterniß im Auge nicht als Mangel der Empfindung, sondern als gesetzte Empfindung des Mangels darstellt, so ist die Substanz das objectivirte Bedürfniß, welches aber nicht zu objectiviren, sondern zu befriedigen war. Zweitens die Lehre von den Monaden, die für jedes einzelne Bedürfniß den Fehler wiederholt, derjenigen Qualität eine absolute Setzung zu ertheilen, die freilich nicht weggedacht werden kann, nicht weil sie in ihrer Bestimmtheit eine unveränderliche wäre, sondern weil sie der abstracte Begriff der Qualität ist. Wenn gesagt wird, daß die Qualität der realen Wesen eine durchaus einfache,

beziehungslose sei, so ist zuerst dieser Gedanke der Einfachheit ein ganz unnützer, dann aber liegt eine tiefe Finsterniß in diesem Gedanken, die sich eben auf diese Verwechslung des abstracten Begriffs der Qualität mit den bestimmten Qualitäten gründet, die hier Noth thun. Wenn man sich nämlich erinnert, daß alle bestimmten Qualitäten, so viele Beispiele unser Bewußtsein auch davon darbietet, entweder der Welt des subjectiven Scheines, den sinnlichen Anschauungen oder den Reflexionsbestimmungen über Verhältnisse verschiedener Seienden gegen einander angehören, kurz, daß eine Qualität, die weder Zahl, noch Sinnesqualität, noch Ausdruck einer Relation ist, eben nicht gedacht werden kann, so zeigt sich, daß die einfachen realen Wesen nur wiederholte Positionen des Allgemeinbegriffs der Qualität sind, in welchem durch Abstraction alle Bestimmtheiten entfernt werden. Die starre und nichtige Substantialität der einfachen Wesen ist daher aufzulösen, und in ihrem Zusammen und Nichtzusammen sind vielmehr diejenigen Bestimmungen zu suchen und aufzufinden, welche in dem Laufe des Scheins den Widerschein der Substanz hervorbringen.

Es ist hier die zweite Antwort auf unsere Frage nach jenem Substantiale gegeben. Das was die einzelnen Verbindungen des Mannigfaltigen setzt, welchem sie inhäriren, ist nicht ein Stoff, eine Substanz, aus der durch Theilung auf unbegreifliche Weise neue Einheiten entstehen, die fähig sind, Accidenzen in sich eine Stätte zu bieten, sondern das Seiende, das wesenhaft Seiende ist das, was den Schein der Substanz in sich hervorbringt, weil es sich zur Wahrheit und nicht zu der inneren Haltlosigkeit des Traumes an einander gefügt hat.

In der Metaphysik der älteren Schule ist es eine große Auffassung gewesen, daß dem Dinge eine innerliche Wahrheit zukomme, die alle Erkenntniß erst möglich macht, und die jene Veranlassungen der Untersuchung darbietet, deren wir im Anfange der Einleitung gedacht haben. Nicht jene relative Wahrheit des gewöhnlichen Verstandes ist gemeint, die in dem Verhältniß der Uebereinstimmung zwischen dem Gegenstande und der von ihm gefaßten Vorstellung beruht, son-

dern die transscendentale Wahrheit, daß in den Bestimmungen des Dinges eine Ordnung und Gesetzmäßigkeit sei, durch welche sich die substanzielle Welt des Wachens von der substanzlosen Welt der träumenden Vorstellung, der regellosen, widerspruchvollen Phantasie unterscheidet.

Der in sich zusammenhängende geordnete Schein ist es, der auf eine Substanz hindeutet; das regellose Gähren willkührlicher Vorstellungsmassen pflegen wir selbst im gewöhnlichen Leben als einen gänzlich substanzlosen Schein anzusehen. Was irgend unter der Form des substantiellen Daseins erscheinen, was von selbst sich auf ein Wesen, eine Substanz zurückwerfen soll, muß diese innerliche transscendentale Wahrheit eines Zusammenhangs in seinem Dasein haben, und diese Ordnung, das Gesetz des Scheines ist selbst die Substanz, die wir vergeblich vorher so zu finden hofften, daß sie als Substanz dennoch ein der Welt des Scheines gleichartiges Dasein hätte. Diese Wahrheit ist aber nicht die unendliche Continuität eines Stoffes, einer Grundlage des Seienden, die selbst eben so wäre; sondern ein wesenhaftes, aber nicht seiendes Gesetz, welches nicht sich selbst, sondern nur das Seiende ihm Unterthänige in den Schein heraushebt.

Wenn nun gefragt wird, welches der Inhalt dieser Wahrheit ist, so ist darauf eine doppelte Antwort zu geben. Die eine ist die Ausführung der beobachtenden Wissenschaften, die an dem Scheine selbst aufzeigen, aus welchen seiner wandelbaren und verschwindenden Bestimmungen sich der Widerschein einer Substanz niederschlägt; die andere ist diese, daß eben die reinen Formen alles Seienden, die wir in der metaphysischen Wissenschaft betrachten, es sind, deren Inwohnen in den zufälligen Bestimmtheiten des Scheines in diesen die Form der Substantialität hervorbringt. Wesenhaft ist, was unter der Form jener reinen Verhältnisse gesetzt ist, die wir als die Gesetze alles Seienden hier zu entwickeln haben; was außer jenen Formen gedacht werden könnte, sind entweder selbst Formen, denn nur für das Seiende gelten jene Gesetze; oder wo es dennoch mit dem Anspruch auf wahrhaftes Sein gedacht werden soll, das Unmögliche. Eben deshalb aber,

weil Alles, was außer dieſen Formen ſtehen ſoll, ein Unmögliches iſt, breiten ſich die Formen über den einzelnen Inhalt als verſchwindenden aus, und geben das Phänomen einer einzigen Subſtanz, indem ſie das Sein, das nur dem Einzelnen gehörte, widerrechtlich ſich anmaßen. Dieſe Hypoſtaſe der Wahrheit zum Inhalte des als wahr Geſetzten iſt in dem Philoſopheme der Hegel'ſchen Schule in aller Ausbreitung und Conſequenz des Gedankens geſchehen. Es hat eine verführeriſche Evidenz, daß das Letzte, Unbedingte auch das wahrhaft Seiende ſein müſſe, oder vielmehr Manches gibt ſich mit einer Evidenz für ein ſolches Letzte, die nur bei großem Irrthume dem ihm zugehörigen Inhalte zukommen kann. Die Wahrheit der metaphyſiſchen Formen, inſofern ſie ein ſolches Letztes ſein ſoll, iſt ein Nothwendiges, aber jenes Nothwendige allein, welches um der Allgemeinheit und Unendlichkeit ſeines Daſeins willen durch keine andre Erfahrung ſeiner Nothwendigkeit beraubt werden kann. Welchen näheren Stoff der Unterſuchung dieſes Verhältniß geben kann, werden wir ſpäter weitläuftiger zu betrachten haben. Hier müſſen wir auf eine Aehnlichkeit aufmerkſam machen, die ſich zwiſchen der Art des Daſeins der metaphyſiſchen Begriffe und der der qualitativen Unendlichkeiten der Vorſtellung zeigt, und welche zu einer neuen Beſtimmung des Weſens überzugehen nöthigt. Jede Qualität, als eine gleichgiltige Unendlichkeit, bedurfte des Seienden, um durch deſſen intenſive Setzung zu der begrenzten Beſtimmtheit zu gelangen, die ihm, um ſelbſt eine Art des Daſeins zu erlangen, gegeben werden mußte. So erfordert die Unbedingtheit der Wahrheit, indem ſie ſich über Alles unentſchieden verbreitet, das Vorausgehen eines Scheines, in welchem ſie durch ihre Geſetzmäßigkeit das Phänomen der Subſtanz hervorbringe. Die Wahrheit iſt die allgemeine formale Möglichkeit alles ſubſtantiell Seienden; aber eben deswegen bringt ſie aus ſich ſelbſt niemals einen einzelnen Inhalt in das Sein heraus. Wie die Wahrheit ſelbſt nicht mehr als ſeiender Stoff begriffen wird, ſo iſt ihr auch der Uebergang in das Sein gänzlich verſchloſſen; ſie hat keine ſchaffende Macht, um das Nochnichtſeiende durch ſich ſelbſt zum Seien-

den zu machen, oder den vielfarbigen Schein der Mannigfaltigkeit zusammenzutreiben; vielmehr wenn ein Schein ist, ist sie es, die ihn ordnet, ohne ihn selbst hervorgebracht zu haben. Diese Bedeutung hat jener andre Theil unsrer Antwort, daß die Bestimmtheiten der Wahrheit aufzuzeigen der Vollendung der Beobachtung gebühre; diese nämlich hat zu ermitteln, welche Complexionen des Scheines die Wahrheit in sich aufnehmen, die, ohne in ihnen zu sein, überhaupt nicht wäre.

§. 20.

Was den Bestimmungen der Wahrheit entspricht — so muß unser Satz verändert werden — ist noch nicht das Wirkliche, sondern das Mögliche. Die unbedingte Wahrheit ist vielmehr die an sich nicht seiende Grundlage des Seienden, und nur *wenn* etwas ist, muß dieses den Gesetzen der Wahrheit gemäß sein. Das Seiende hat so zwei Principien. Daß überhaupt einzelne Bestimmtheiten des Scheines in die Einheit einer Complexion zusammengehen, dies ist eine Voraussetzung, die nicht in der Wahrheit liegt, sondern von ihr nur gefordert wird. Das zweite ist dies, daß wenn eine solche Complexion sein soll, sie den Gesetzen der Wahrheit gemäß sein muß. Das ganze Wesen des Seienden hat also die zusammengesetzte Voraussetzung, daß nicht blos die allgemeine formale Wahrheit des Metaphysischen, sondern eine bestimmte Wahrheit ihm vorangehe, durch welche die Complexion seiner Bestimmungen nicht blos gesetzt, sondern so gesetzt werde, daß sie den Schein der Substantialität in sich zu erzeugen vermöge. Das Wirkliche ist so dasjenige, welches außer sich eine bestimmte *Bedingung* hat, von der es abhängt. Kein Seiendes ist wahrhaft, wofern es nicht außer ihm liegende Bedingungen voraussetzt, keines vermag aus seinem starren Beruhen aus sich selbst den Schein ein substantiellen Daseins zu erzeugen; und so wie früher nur das Begrenzte, Endliche, so ist hier nur das Bedingte, nicht das Unbedingte für das wahrhaft Seiende anzusehen.

Unſere Unterſuchung ging darauf hinaus, jenes erſte Seiende, das urſprünglich Geſetzte zu finden, welchem der Schein als an ihm Seiendes zugetheilt wird. Wir vermutheten in ihm ein letztes beſtimmungsloſes Weſen, aber wir ſahen, daß Monaden, einfache Weſen und Subſtanz nur Ausdrücke der Forderung, aber keine Löſungen der Aufgabe waren. So lange wir ſtehen blieben bei dem ſtarren mittheilungsloſen Sein des in ſich verſchloſſenen Weſens, ſo lange wir die Beſtimmung des Weſens, wie früher jene des Seins, für eine in ſich beruhende hielten, war es unmöglich, das Band zwiſchen ihm und dem Schein zu erklären. Wir ſahen dann, daß umgekehrt vielmehr die Qualitäten und die Art ihrer Verbindung unter einander in ſich den Schein der Subſtantialität hervorbrachten, und ſo kamen wir zu der Anſicht, daß das Wirkliche dies ſei, einen Schein der Subſtanz in ſich zu erzeugen, in Wahrheit aber Accidens an dieſer ſcheinbaren Subſtanz zu ſein. Dieſer Widerſpruch löſt ſich durch die Auflöſung des Weſens. Es gibt kein ſtarres in ſich beruhendes Weſen des Seienden als letzten Hintergrund, oder Subſtanz in ihm ſelbſt; ſondern der ſubſtantielle Hintergrund des Seienden liegt außer ihm. Was iſt, iſt das, wozu es gemacht worden iſt; und der Grund, warum es durch die Beſtimmtheit ſeiner Qualität den Schein der Subſtanz in ſich erzeugt, liegt in den Bedingungen, aus denen nach den Geſetzen der Wahrheit jene Beſtimmtheiten zuſammengekommen. Die Bedingungen des Seienden, die Beſtändigkeit und Wahrheit derſelben ſind das, worauf das Seiende ſich als auf ſein Weſen reflectirt und zurückwirft.

Hierher gehört die alte Herakliteiſche Phantaſie von dem ewigen Fluſſe aller Dinge; nach der Nichts iſt, ſondern Alles in ewigem Werden begriffen iſt. Dieſe Phantaſie hat, von der Naturbetrachtung entſprungen, Erinnerungen an concrete Erſcheinungen noch an ſich; aber ſie enthält den beſtimmten metaphyſiſchen Gedanken, daß jede Vorſtellung einer ſtarren Subſtantialität eine nichtige und irrige iſt, und daß alles Seiende nur iſt, indem es als fortwährend Werdendes ſich auf außer ihm liegende Bedingungen, als auf ſein Weſen, den

Anstoß seines Werdens und seiner Bestimmtheit bezieht. Es ist wichtig, diese einfache Grundlage der Untersuchung festzuhalten. Wer nicht sieht, daß über das Wesentliche, über den Schein der Substanz außerhalb dessen entschieden wird, das ihn trägt; daß Alles, was ist und substantiell scheint, dennoch nur der Durchschnittspunkt verschiedener Beziehungen ist, denen an diesem Punkte nach bestimmten Gesetzen der Wahrheit ihre Stärke und ihr Verhalten gegen einander von anderen vorgeschrieben wird: der verirrt sich in jenen Aufbau der Welt aus an sich seienden Wesen, denen jedes Verhältniß und Geschehen fremd ist, und hat mit der Mühe der absoluten nicht wieder zurücknehmbaren Position dasjenige bekleidet, was sich selbst fortwährend widerruft, den absoluten Zufall.

Jede Lehre, die an das vorausgesetzte Wesen den äußeren Schein klebt, als Attribut oder Selbsterhaltung, anstatt den Schein der Substanz in seinem Ursprunge außerhalb aufzusuchen, schneidet sich unwiederbringlich den Weg zu einer andern als tautologischen Erklärung der Erfahrung ab. Wenn es den einfachen Wesen gleichgiltig ist, zusammen oder nicht zusammen zu sein und so diese oder eine andre Welt hervorzubringen, so ist für die bestimmte Welt keine andre Erklärung mehr bereit, als diese, daß die Disposition der Wesen eben von der Art sei, daß ihren inneren Bestimmungen die äußeren des Scheines entsprechen. Da nun dieses Entsprechen bei der absoluten Unvergleichbarkeit der einfachen Qualität der realen Wesen und der Mannigfaltigkeit des äußeren Scheines ohnehin ein leeres Wort bleibt, so ist hier in der That Nichts gegeben, als die Versicherung, daß alles Aeußere einen innern Grund habe, und zwar genau eben den, der das Aeußere zu setzen im Stande sei. Hier hätte daher einfacher der Wahlspruch des Fatalismus eintreten können, und die Mühe erspart werden, dem Schein eine unnütze Welt von Substanzen unterzuschieben. Im Gegensatze hierzu hat die ältere Schule der Metaphysik den Grundsatz, daß Alles nur das sei, wozu es von seinen Bedingungen gemacht werde, wahr und kräftig ausgesprochen.

Uns aber erwachsen hier neue Aufgaben der Unterſuchung. Es fragt ſich jetzt nach den Geſetzen des Werdens, des Zuſammenhanges der Dinge. Wir ſcheinen hier in ein Gewebe des Scheins hineingerathen zu ſein, ohne daß Etwas iſt, was ſcheint. Nach dem Realen wird man ängſtlich fragen, das man faſſen könne. Nun wohl, was meinen wir unter dem Realen? Wer nicht in ſeiner Naivetät an die taſtbare Realität der Körper allein ſich hängt, wer den Geiſt mit in Gedanken hat, der wird jenes unergründliche Geſetzte vorſchieben, über welches die bisherigen Unterſuchungen eine Kritik geliefert haben, die wir nicht wieder zurücknehmen können.

Wir können uns hier an den Standpunkt des Empedokles erinnern. Wie dort Eigenſchaften zuſammengemiſcht waren in zufällige, vergängliche Formen, und erſt die Liebe das, was zufällig ſich gelungen und glücklich zuſammen fand, zum beſtändigen und unvergänglichen Seienden machte: ſo treten hier Beziehungen und Scheine gegen einander auf, die auch Schein und Traum bleiben können, wo nicht ein Geſetz die geſetzmäßig ſich fügenden durch den Zuſammenhang der Dinge feſthält und in ihnen den Schein des ſubſtantiellen Daſeins erzeugt. Das iſt das Seiende, was durch den Zuſammenhang der Dinge geſetzt wird; das allein das Nichtſeiende, was außerhalb dieſes Zuſammenhangs gedacht wird.

Wir kommen hier noch einmal auf Herbart zurück. Aus den einfachen Weſen würde auch durch Zuſammenfaſſung kein Schein hervorgehn; der Wechſel der Erfahrung, der Lauf der Dinge wäre unmöglich. Deswegen werden den realen Weſen zufällige Anſichten gegeben, welche mit ihrer Mannigfaltigkeit der einfachen Qualität des Seienden gleich ſein ſollen. Es wird nicht erläutert, wie dieſe Gleichheit des Vielen und Einen hier auf einmal ſo leicht ſich denken läßt, während ſie ſonſt dieſer Philoſophie ſo ſchwer angeht. Aber es wird vorſtellig gemacht an dem Beiſpiele der mathematiſchen Größenfunctionen. Wie wenig geeignet die alleinige Demonſtration durch ein Beiſpiel iſt, Vertrauen zur Wahrheit des Satzes zu erwecken, wollen wir übergehen; aber mit Beſtimmtheit muß hervorgehoben werden, daß alle zufälligen An-

ſichten der Mathematik durchaus auf quantitativen Verhältniſſen, nämlich auf der Möglichkeit unbegrenzter Theilung und unendlich variirender Zuſammenfaſſung der gemachten Theile beruhen. In den einfachen Weſen ſind von Herbart aber ſchlechterdings alle Beſtimmungen der Größe, vollends ihr Getheiltſein geläugnet. Es iſt daher ſinnlos, für ſie eine Form der Darſtellung durch zufällige Anſichten anzunehmen, die ſich einzig auf die quantitativen Verhältniſſe gründen, welche man eben vorher mit ſo großer Energie von dem Seienden geläugnet hatte. Eine Kunſt der zufälligen Anſichten iſt hier allerdings gefordert, aber nicht eine ſo kunſtloſe, welche das einfache Weſen in Theile, $a + b + c + \ldots$ zerfällt; ſondern alles Seiende hat zufällige Anſichten, weil es Bedingungen ſeines Seins und ſeiner Beſtimmtheit hat; in Rückſicht auf jede Bedingung iſt es ein Anderes, und ſo bietet es allerdings von verſchiedenen Seiten verſchiedene Parallaren ſeiner Stellung im Zuſammenhange der Dinge dar, die zu entwickeln nun unſre Aufgabe iſt.

Mit dieſem Abſchnitte ſchließen die Thaten der Reflexion; ſie haben viele große Irrthümer, wenig Reſultate gezeigt und ſich zuletzt auf einfache Beſtimmungen zurückgeführt, die dem gewöhnlichen Verſtande ſelten, dem philoſophiſchen oft entgehn.

Dritter Abſchnitt.

Vom Zuſammenhang der Dinge.

§. 27.

Den Zuſammenhang des Werdens und die Bedingungen, unter denen der Schein hervorgebracht wird, in ſich ſelbſt aber den Schein einer Subſtanz erzeugt, zu erklären, wird die nächſte Aufgabe unſerer Unterſuchung ſein. Wir haben jenes Feſthalten an einem Daſein, einer Realität atomiſtiſcher letzter Subjecte, die nicht Prädicat werden können, aufgegeben und vielmehr feſtgeſtellt, daß durchdringende Bewegungen eines Grundes oder einer wahrhaften Welt der Geſetze als einzelne Durchſchnittspunkte jene ſcheinbaren Realitäten hervorbringen, die, wo ſie abgelöſt von den Bedingungen, die ihr Werden ſind, betrachtet werden, das Phänomen einer letzten unveränderlichen Subſtanz nur hervorbringen, um dieſelbe bei näherer Unterſuchung nur in den Schein eines ſubſtantiellen Seins an der für ſich Vergänglichen wieder übergehen zu laſſen.

Verſuchen wir nun die Welt der Erſcheinungen jener Welt der Geſetze unterzuordnen; verſuchen wir anzugeben, welches die Reihe der Gründe iſt, aus denen dieſelben ihre innerliche Wahrheit und den Schein der Subſtantialität gewinnen, ſo müſſen wir uns an den Ausgangspunkt erinnern,

von welchem unsre letzte Betrachtung begann. Bei der Entwicklung der Vorstellung hatten wir gefunden, daß die Einheit des Allgemeinen und des Besondern, Individuellen zu dem Verhältnisse zwischen Wesen und Schein fortdrängte, dessen Ergebniß unser zuletzt ausgesprochner Satz ist. Alles, was ist, konnte nur sein, indem es den Grund mannigfaltiger Bestimmtheiten des Scheines besitzt; dieser Grund wurde aber schon dort, und wurde bestimmter noch im Laufe der folgenden Untersuchung, anstatt eine in dem Seienden verborgene Substanz zu sein, vielmehr als der allgemeine Grund gefaßt, der den Schein der Substantialität in dem äußern Scheine hervorbringt. Der Zusammenhang der allgemeinen Begriffe und ihre Verhältnisse werden es darum sein, durch Theilnahme an welchen überhaupt Alles was ist ein substantielles Dasein hat. Nur derjenige Schein, nur diejenige Summe von Bestimmtheiten, die so, daß sie dem Inhalte eines Allgemeinbegriffs entspricht, in einander gefügt ist, nur diese gibt den Schein der Substanz, indem sie ein Mittelpunkt ist, der gegen das Eintreten neuer zufälliger Bestimmtheiten eine specificirende und zurückwirkende Kraft besitzt. Nicht also, wie es erst schien, die Reihen der metaphysischen Bestimmtheiten selbst, die wir hier zu entwickeln uns vorgenommen haben, können den hinreichenden Grund dessen enthalten, was sich zur Form der Substantialität zusammenbegibt, sondern solche Allgemeinbegriffe allein enthalten den Grund, die unter den Gesetzen der metaphysischen Kategorien eine Mannigfaltigkeit des Scheines zu bestimmten Beziehungen bereits vereinigt haben.

Ueber die Realität der Allgemeinbegriffe ist in früheren Schulen viel gestritten worden; wir haben hier zur Verständigung nur wenige Bemerkungen hinzuzufügen. Zuerst fallen von selbst diese Allgemeinbegriffe aus der Reihe desjenigen hinweg, was als metaphysischer Inhalt aus der reinen Nothwendigkeit des Denkens sich von selbst ergeben könnte; die einzelne Bestimmtheit, der Inhalt dieser Begriffe ist es nicht, der hier gefordert wird, nur die Nothwendigkeit ist ausgesprochen, daß es überhaupt deren gebe. Hiermit ist aber zu-

gleich dem widersprochen, was in der formalen Logik und in einer neueren Philosophie festgehalten wird, daß Allgemeinbegriffe überhaupt Formen des zusammenfassenden Denkens seien. Sie haben vielmehr über diese Bequemlichkeit des Denkens hinaus noch den übergreifenden Sinn, daß jede Welt unmöglich sein würde, in denen die Form des Allgemeinbegriffs nicht diejenige objective Geltung hätte, die wir derselben zuzugestehn uns hier genöthigt finden. Soll vielmehr irgend eine metaphysische Wahrheit in dem Seienden enthalten sein, wie es die alte Schule mit so vieler Energie voraussetzte, so kann es nur durch das Gelten der Allgemeinbegriffe geschehen, denn jede Ordnung und aller Zusammenhang des Seienden ist nur dadurch, daß Jedes sich auf sein Allgemeines als auf den Grund zurückwirft, welcher über sein Verhalten gegen andere Bestimmtheiten zu entscheiden hat. So wenig als ohne Allgemeinbegriffe ein Denken überhaupt, auch wenn es sich gern aller Abbreviaturen der Zusammenfassung enthalten wollte, möglich sein würde, so wenig ist ohne die Voraussetzung derselben eine wahre Welt möglich.

Man darf hierbei nicht sogleich an jene Allgemeinbegriffe denken, die in der Natur durch Gattung und Geschlecht ein noch besonders hervorgehobenes Dasein zu besitzen scheinen und ihnen etwa die Allgemeinbegriffe des willkührlichen Denkens als anders geartete entgegenstellen. Jene Allgemeinheiten der Natur beruhen auf inhaltvolleren Bestimmungen, die erst der Naturphilosophie zu erörtern überlassen bleiben und es ist eine Erschleichung, wenn in den aprioriſchen Theilen der Philosophie das Allgemeine ohne Weiteres mit jener Allgemeinheit in Verbindung gebracht wird, die sich in der Erzeugung der natürlichen Körper aus einander erhält. Vielmehr sind hier in der That nur jene Allgemeinbegriffe der formalen Logik zu verstehen, wie sie durch Abstraction entstanden, durch successive Fortsetzung dieser Operation ins Unbestimmte ausgedehnt werden; ein Verhältniß, dem zufolge es geschieht, daß dasselbe Seiende nach der verschiedenen Richtung, welche die Abstraction nimmt, unter sehr verschiedene Allgemeinbegriffe subsumirt werden kann. Wenn es nun

ſcheint, als könnten gerade dieſe künſtlichen Abſtractionen um ſo weniger eine objective Wahrheit haben, je mehr ſie der Willkühr der Reflexion unterworfen ſind, ſo rührt dieſer Schein zunächſt von der Verwechſelung mit den Gattungsbegriffen des natürlichen Seienden her, gegen welche gehalten jene Abſtractionen unwahr ſcheinen, weil ſie innerhalb des natürlichen Seins eine ſolche unwandelbare Form allerdings nicht beſitzen. Allein gerade hierin liegt das Weſentliche unſerer Anſicht. Nicht die Allgemeinbegriffe ſelbſt ſollen unmittelbar das Seiende bilden, ſondern deſſen Grund, und der Schein des ſubſtantiellen Daſeins beſteht eben in der Reflexion des Seienden auf viele Gründe, von denen nicht verlangt werden darf, daß ſie jene Realität beſitzen, welche bei den natürlichen Gattungsbegriffen an viel concreteren Bedingungen hängt, und dieſe eben als etwas hier noch Vorzeitiges von unſerer Betrachtung ausſchließt.

Was ſein ſoll, darf den hinreichenden Grund ſeiner Beſtimmtheit nicht in einem einzigen Allgemeinbegriffe haben, denn es wäre ſo dieſer Allgemeinbegriff ſelbſt; die Differenz zwiſchen ihm und dem abſtract ſeienden Geſetze beſteht vielmehr in der Verkettung mehrerer Allgemeinheiten, deren Einheit die Seite der Einzelheit an dem Seienden ausmacht; das vollſtändige Seiende ſetzt daher ſo viele Gründe voraus, als es Beſtimmtheiten an ſich trägt. Die gewöhnliche Reflexion vollführt dieſe Zurückführung des Seienden auf ſeine verſchiedenen Gründe durch Unterſcheidung der verſchiednen Rückſichten. Eine Bildſäule hat als Bild einen Grund der Zuſammenſtimmung ihrer Theile; als Stoff einen andern in den Bedingungen ihrer Schwere und Conſiſtenz; dies in ihr unterſchieden gibt die mannigfaltigen Rückſichten, nach denen ſie unter ſehr heterogene Geſetze ſubſumirt werden kann, aus denen allen einzelne Reihen der Beziehungen gegen Anderes fließen. Dieſes Thun der Reflexion iſt durch Hegel's zahlreiche Gegenbemerkungen in neuerer Zeit mit Unrecht zum Gegenſtand der Geringſchätzung geworden; denn wie ſehr man auch die umfaſſende und umſchließende Einheit des Seienden anerkennen muß, welche dieſe verſchiedenen Beziehungen in

ſich verknüpft, ſo iſt es doch nicht mit der bloßen Forderung gethan, Alles für eine dialektiſche Einheit zu nehmen, und das weſentliche Verhältniß zu vergeſſen, daß Alles, was iſt, gerade nur als Mittelpunkt für ſonſt aus einanderfallende Beziehungen der Gründe und Folgen den dort ſo hoch gehaltenen Schein der Subſtantialität und Einheit erlangt. Jedes Seiende, weil es die Einheit verſchiedener Prädicate iſt, iſt auch ein Glied verſchiedener Syſteme von Gründen und ſteht durch dieſe Vielſeitigkeit der Beziehungen im Zuſammenhange mit der Totalität des Seienden. Wie dieſe Syſteme von Gründen ſich durchſchneiden, und jedes einzelne ſeine beſondere Geſetzmäßigkeit für ſich hat, ſo können ſie durch dieſe auch aus einander weichen, und jenes Spiel von ſcheinbarer Subſtantialität und Vernichtung derſelben hervorbringen, welches die Erfahrung füllt, von dem aber nur die allgemeinſten Umriſſe aus unſern Vorausſetzungen vorläufig erkannt werden können.

Blicken wir hier noch einmal auf ein bekanntes Syſtem zurück, das uns ſchon häufig Gelegenheit zu Bemerkungen gegeben hat, ſo erſcheinen die zufälligen Anſichten Herbart's als das eigentlich Weſentliche, ſobald ſie aus jener Beſchränkung und Verſchiebung befreit werden, in der ſie dort erſcheinen, und ſo dem allgemeinen Gedanken einer durch Syſteme von Gründen bedingten Weltordnung zurückgegeben werden. Sie enthalten in der That den Grund alles Geſchehens und ſind der eigentliche Zuſammenhang der Dinge; daß ſie dort als zufällige Anſichten den vorausgeſetzten Subſtanzen beigegeben werden, iſt eine Inconſequenz der Beſtimmung. Herbart ſelbſt nimmt für ſie, die übrigens willkührlich wählbaren, eine Wahrheit in Anſpruch, und die Art, wie aus ihnen der Schein der Inhärenz hervorgeht, beweiſt, daß ſie etwas für das Seiende ſind. Wie ſehr man beides von einander trennen mag, die Möglichkeit, daß den realen Weſen zufällige Anſichten, und zwar beſtimmten beſtimmte, zukommen, iſt ſelbſt eine weitere Beſtimmung ihrer vorgeblich einfachen Qualität, ein Verhältniß, über das nur die Beziehung auf mathematiſche Functionen eine täuſchende Illuſion

machen konnte. Zahlen gehen allerdings in unbegrenzter Mannigfaltigkeit dennoch in eine Function zusammen, deren Werth eine einzige intensive Größe ist; von Qualitäten durfte nicht so gesprochen werden. Hier sind vielmehr die Theile der zufälligen Ansicht gegen einander gleichgiltige Reflexionen auf verschiedene Gründe, und das einfache Wesen ist ihre Einheit, in einen unmittelbaren Ausdruck zusammengefaßt, der sich eben als Schein zeigt, indem er durch die „zufälligen" Ansichten sich in sein Wesen, nämlich die Vielheit der ihm vorausgehenden Bedingungen wieder auflöst.

§. 28.

Der Metaphysik gehört es nun vor der Hand nicht, die concreten Bestimmungen jener Allgemeinbegriffe und somit den wesentlichen Inhalt der Erscheinungen selbst zu entwickeln; vielmehr ist hier an diesem Orte nur diese allgemeine Ansicht über das Wesen und den Zusammenhang der Dinge auszusprechen, daß die Welt ein System mannigfaltiger Beziehungen sei, deren jede innerhalb ihrer selbst nach den Gesetzen der metaphysischen Begriffe und durch das Mittel der Größenbestimmungen zu einem inneren Reichthume möglicher Verhältnisse geordnet, mit andern eine Reihe verschiedener Grundbeziehungen durch allgemeine Begriffe bildet, und daß Alles, was ist, sein Dasein darin hat, ein Mittelpunkt vieler sich durchschneidender Allgemeinheiten der Gründe zu sein. Hieraus entsteht dem Seienden der Schein der Substanz, weil es nach den Bestimmtheiten der allgemeinen Begriffe, die es in sich vereinigt, jede später hinzutretende Beziehung nicht unmittelbar aufnimmt, sondern sie mit bestimmter Form und Größe specificirt.

Blicken wir nun auf das Thun des denkenden Geistes zurück, so finden wir die Voraussetzungen, die wir hier über den realen Gegenstand unserer Erkenntniß gemacht haben, als die Grundlage der Bewegung des Schlusses vor. Während das Urtheil in dem Subjecte einen Begriff und das ihm zugehörige einfache Wesen, die Substanz, als Träger dessen voraussetzte, was als Prädicat ihm beigefügt war, so er-

ſcheint im Schluſſe dieſes Vorausgeſetzte nicht mehr als einfaches ſubſtantielles Daſein, ſondern in der Form des Satzes als ein Verhältniß, durch Theilnahme an welchem als an ſeinem Grunde in dem beſtimmten Scheine die Wahrheit der Verknüpfung zwiſchen ihm und dem Weſen abhängig gemacht wird. So wenig als früher bei den Urtheilen, iſt es hier unſere Abſicht, uns in die Menge formaler Eintheilungen der Schlüſſe zu vertiefen, die alle nur logiſcher, aber keineswegs metaphyſiſcher Natur ſind. Die Logik ſtellt drei Bewegungen des Gedankens im Schließen als die drei ariſtoteliſchen Schlußformen auf; in dem erſten, dem reinen Schluſſe der Subſumtion, wird das Einzelne durch den Allgemeinbegriff, auf den es ſich reflectirt, unter das Geſetz einer dieſem zuſtehenden Beziehung gebracht; in der zweiten, in deren beiden Prämiſſen der medius terminus Subject iſt, wird von dem vorausgeſetzten Weſen auf Verhältniſſe des Scheines und ſeiner Beſtimmtheiten unter ſich zurückgegangen; dieſe Schlüſſe geben nur unter mehreren logiſchen Cautelen ein brauchbares Reſultat. Die dritte Form mit dem medius terminus beiderſeitig als Prädicat ſchließt von dem gleichen Schein auf Verhältniſſe der Weſen und ihrer Gründe, und iſt ebenfalls nur unter beſtimmten Grenzen eine anwendbare Schlußart.

Dieſe Verſchiedenheiten betreffen nicht die metaphyſiſche Vorausſetzung, die der Schlußform als ſolcher zu Grunde liegt, ſondern ſie rühren von der Anwendung auf gegebenen Inhalt her, der es nöthig macht, nach der Verſchiedenheit deſſen, was bewieſen werden ſoll, und deſſen was als Mittel des Beweiſes gegeben iſt, bald vom Scheine, bald vom Weſen auszugehn. Aber allen dieſen Formen liegt zuletzt immer, auch wo er nicht in den Ablauf der Schlußketten eintritt, ein Schluß in der erſten Figur und zwar nach dem erſten modus Barbara zu Grunde; und jeder Schluß nach andern Figuren wird nur möglich, ſobald im Allgemeinen die Richtigkeit dieſer Form und die in ihr enthaltene ſubſumtive Regel als leitende Maxime bei der Verbindung der Prämiſſen anerkannt wird. Dieſer Zuſammenhang nach ſubſumtiven Schlüſſen, gleichviel ob ſie in ihrer eigenthümlichen Tracht

auftreten, oder unbekannt als leitende Maximen zugegen sind, bilden die Grundlage aller Demonstrationen der exacten Wissenschaften, die daher recht eigentlich als die ausgebildeten und entwickelten Systeme der Gründe zu betrachten sind. Und zwar sind es besonders wieder jene Modi der ersten Figur, deren Glieder sämmtlich allgemeine sind, welche als die Seele des Fortschritts betrachtet werden müssen. Allgemein geltende Verhältnisse für eine ganze Klasse von Erscheinungen, oder Verhältnisse auszudrücken, welche dem Begriffe als solchem, in welchen gleichgiltigen Exemplaren er auch ausgedrückt sein mag, immer zukommen müssen, ist die Aufgabe dieser Wissenschaften.

Aber jeder Allgemeinbegriff ist als solcher zwar etwas Giltiges, nicht aber etwas real Existirendes; was daher von dem Begriffe im Allgemeinen, nicht von einem seiner existirenden Beispiele im Besondern ausgesagt wird, das ist selbst seinem Inhalte nach zwar nothwendig, seiner Existenz nach jedoch nur möglich. Die Nothwendigkeit der Begründung und Vermittlung besitzt jeder Schlußsatz, aber die reale Existenz ist an seinem Inhalt ebenso wenig gesetzt, als das Dasein am Subjecte des Urtheils; und so ist das Ergebniß der Verkettung von Gründen immer ein problematisches, von dem es zweifelhaft bleibt, ob es an irgend einer bestimmten seienden Erscheinung gesetzt sei. Jede Schlußkette daher, die in der ersten Form fortschreitet, und immer nur allgemeine Gründe als Untersätze in sich aufnimmt, kann jederzeit nur zu allgemeinen und deswegen in ihrer Existenz hypothetischen Schlußsätzen kommen; wo vom Allgemeinen zum Besondern gekommen werden soll, dem eine wirkliche Existenz zugestanden werden kann, da muß ein Untersatz in die Kette eingetreten sein, in welchem der Begriff durch Beilegung der bestimmten Besonderheit als seiend ausgesprochen worden ist.

Die exacten Wissenschaften thun dies nicht; Mathematik und Physik nehmen nirgends für die Erscheinungen, die sie dem allgemeinen Gesetze unterwerfen wollen, die wirkliche Existenz in Anspruch; sie erzählen nirgends, was wirklich ist, sich begibt, sondern in einem allgemeinen subsumtiven System

von Gründen zeigen sie, was geschehen muß, wenn gewisse Bedingungen auf eine der Wissenschaft gleichgiltige Art realisirt werden. Wir kehren hiermit sogleich zu unserer Untersuchung zurück. Sobald aller bestimmte Inhalt der Erscheinung aus dem Durchkreuzen der allgemeinen Begriffe hervorgeht, so ist in diesem Grunde alles Mögliche enthalten und vorgebildet; aber auch nur als Mögliches. Niemals würde eine Wirklichkeit des Scheinenden sein, wenn nicht unabhängig von aller Begründung das Begründete auch als seiend gesetzt wäre. Das System der Gründe und Gesetze ist ein ruhendes Reich von Bestimmungen; damit diese in Wirklichkeit treten, bedarf es eines Anstoßes, der sie in Beziehung und die Bewegung des Schlusses gegen einander setzt, der aber auf keine Weise selbst in diesem Systeme der Gründe liegen kann. Wenn nach dem Warum einer bestimmten Erscheinung gefragt wird, so ist es keine genügende Erklärung, wenn die Physik mathematische Gesetze aufzeigt, die in dem einmal Seienden freilich nicht fehlen können; sie sind es dennoch nicht gewesen, die das nur Mögliche zum Wirklichen gemacht haben. Damit vielmehr aus der unendlichen Menge des Möglichen eine bestimmte Auswahl des Seienden zum Wirklichen geworden ist, dafür bedarf es eines nicht blos möglichen, sondern vorher schon wirklichen Grundes, überhaupt nicht eines Grundes allein, sondern einer Ursache, d. h. eines Dinges, welches den Schein der Substantialität bereits in sich als seienden erzeugt hat, und nun auf dem Gebiete der Wirklichkeit diejenigen Folgen als Wirkungen hervorbringt, die dem System der ihm immanenten Gründe entsprechen.

Das ganze System der Gründe ist so, wie die Gesammtheit der metaphysischen Begriffe, zu seinem Rechte gekommen, nämlich das Gesetz zu sein, nach welchem das Wirkliche sich entwickelt, ohne daß es selbst aus sich heraus in die Wirklichkeit übergehen könnte. Beide Reiche, das Reich der möglichen an sich seienden Nothwendigkeit und das Reich der freien Wirklichkeit stehen sich so gegenüber, daß das letzte den formalen Bestimmungen der Gründe die Möglichkeit und Be-

ſtimmtheit ſeines Seins und den Schein der Subſtanz, ſich ſelbſt aber die Wirklichkeit verdankt.

Mit dieſen Betrachtungen gehen wir über zu dem Syſtem der Urſachen und trennen uns hier zugleich von einem philoſophiſchen Syſteme, welches auf der Kategorie des Grundes und ſeiner Beziehungen mit der Verſelbſtſtändigung dieſes Begriffs, welche es auch andern angedeihen läßt, eine große und conſequente Weltanſicht aufgebaut hat. Unſere Bemerkung gilt Hegel. Bei ihm liegt überall in dem Ganzen ſeiner Anſicht, die wir in ihren Einzelnheiten hier nicht berühren können, die alleinige Realität des Grundes hinter den Erſcheinungen, als das einzig Werthvolle; Alles iſt nur, inſofern es ſich in die Allgemeinheit des Grundes, der Idee reflectirt; freilich nicht in jener Weiſe, da alle Mannigfaltigkeiten des Seienden in die allen gemeinſame Nacht der Identität zuſammenfloſſen; vielmehr die Wahrheit des Concreten wenigſtens äußerlich feſtgehalten zu haben, iſt eins der weſentlichen Verdienſte Hegels; aber bei ihm erſcheint die Welt der Gründe, die Idee, aus deren, in ihr nicht ſelbſt gegebenen Combinationen die Welt der Erſcheinungen aufzubauen geweſen wäre, nicht als ein ſolches formales Abſolute, auf deſſen Grund hin durch die freie grundloſe Wirklichkeit des Seienden der wahrhaft reale Weltlauf ſich ereignete; ſondern dieſer, das eigentliche Geſchehen, ſinkt als Trübung und Verunreinigung vor der beſtehenden Subſtantialität der Begriffe zuſammen, die doch, wo ſie ſind, nicht anders, denn als Formen und Bedingungen des Seienden ſind. Es war die Frage: was iſt das wahrhaft Seiende, die Bedingung oder das Bedingte? Hegel entſchied für das erſte; und ſogleich verſchwand der Reichthum, der Wechſel der Erſcheinung, und Alles was in ihr Bedeutung hat, wurde ein gleichgiltiges Beiſpiel der elementaren Gründe und Beſtimmtheiten, die nur zum Dienſte dieſer freien Welt, als Bedingungen gelten können, durch deren Combinationen das Reale entſteht. Das wirkliche Geſchehen ward ſo ein paraſitiſcher Schein an ſeinem eignen Grunde, mit dem daher die Weltanſicht nie recht ins Klare kam; und wie denn dieſer Grund ſelbſt ein grund-

loſer iſt, ſo rührt davon jene Kahlheit der letzten Anſichten her, welche gebieten, das grundloſe Nothwendige zu verehren, das Weben und Schweben einer dialektiſchen Idee, die da iſt, weil ſie nicht wegzubringen iſt, ſo iſt, weil ſie ſo iſt, und den Geiſt an dieſem letzten Punkte der entſcheidenden Ueberlegung der Unterwerfung an die Blindheit eines idealiſtiſchen Fatalismus überliefert.

Auch für uns iſt hier der Grund noch ein grundloſes; wir nehmen ihn aber zuerſt nicht als Weſen, ſondern als die Form des Seienden, und ſtellen uns hiermit auf die Seite des Syſtems der Freiheit, welches dasjenige für das wahrhaft Seiende anſieht, das nicht die reine Nothwendigkeit in ſich des abſtracten Möglichen, ſondern die Wirklichkeit des durch anderes Wirkliche Verurſachten iſt.

§. 29.

Aus dem Grunde folgt die Folge nicht, wenn nicht der denkende Geiſt da iſt, der in ſeiner Bewegung des Gedankens die Enden der Verhältniſſe zuſammenbringt; ſoll dieſe That der Vermittlung eine objective ſein und durch ſie das Seiende zu ſeinem wahrhaften Daſein, dem Bedingtſein gelangen, ſo muß eine Welt der Wirklichkeit vorausgeſetzt werden, innerhalb deren von beſtimmten Durchſchnittspunkten der Gründe, die den Schein der Subſtanz bereits in ſich erzeugt haben, die Beziehungen zu Anderem ſich ordnen. Nur was an ſich ſchon eine beſtimmte Größe und Verbindung der Beziehungen trägt, die in dem Allgemeinbegriffe nur als unbeſtimmte Möglichkeit enthalten ſind, nur dieſes einzelne Wirkliche iſt im Stande, als Urſache eine Wirkung hervorzubringen.

Der Begriff der Urſache und der Wirkung iſt ſeit langer Zeit in der Philoſophie ein Stein des Anſtoßes geworden, deſſen verborgene Schwierigkeiten den denkenden Geiſt zu eigenthümlichen Umwegen genöthigt haben. Worin liegen dieſe Schwierigkeiten? Eine Subſtanz mit ihren Accidentien, dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nach, ſei gegeben; durch das Eintreten einer andern Subſtanz mit den ihrigen in den

Causalnerus zeigen sich veränderte Accidentien an der ersten; es ist eine Beziehung zwischen beiden, die der Geist, mit dem Vorurtheile des eigenthümlichen Seins der Substanz behaftet, durch das Uebergehen eines substantiellen Medii phantasirend vorstellt. Zu dem ersten Seienden muß etwas hinzukommen, damit die Veränderung seiner Accidentien erscheine, neue hervortreten, alte verschwinden. Was dieses Uebergehende, Hinzukommende ist, dies zu erforschen ist die Speculation theils durch die innere Absurdität dieses Gedankens behütet, theils ist sie dessen durch die Art überhoben worden, mit der sie überall die Hypostasen ihres eignen Thuns als unergründliche Gegenstände sich selbst überlassen hat. Eine Hypostase des eignen Thuns liegt aber hierin; der Geist ist es, der jenen Weg macht, der übergeht aus der einen wirkenden Substanz in die andere von dieser veränderte; und indem er diese seine Bewegung als etwas für die Dinge Giltiges voraussetzte, hatte er eigentlich zu bestimmen, in welcher Weise diese Voraussetzung auf sie angewandt werden sollte.

Abgelöst von dem Begriffe des Grundes, wie der Begriff der Ursache einmal war, hat sich im Hintergrunde der Vorstellung einer Causa transiens immer die Phantasie von dem Uebergehen irgend eines materiellen Etwas erhalten, durch dessen Addition zu der einen Substanz das Arrangement ihrer Accidentien einen Stoß erhielte. So die Bilderchen des Epikur; die Lebensmaterie der französischen Biologen. Obwohl diese Vorstellungen durch ihre innere Ungereimtheit meist von offener Darstellung ausgeschlossen blieben, so zeigt sich doch häufig, wie z. B. in der lange streitigen Lehre vom Stoße, der Einfluß dieser Phantasien. Auch die Unterscheidung des influxus physicus und infl. idealis waren hervorgebracht durch das Bestreben, wenigstens in Bezug auf die Wirkung der Dinge auf die Seele, deren immaterielles einfaches Wesen einen solchen Uebergang materieller Theile in sie allerdings abwies, eine andere Art der Causalität mindestens der Forderung nach aufzustellen. Die Schwierigkeit der Vorstellung einer übergreifenden Ursache, die lediglich dem Mißverstand über das Wesen des Substanzbegriffs ihren Ursprung

zu verdanken hat, hat dann in der Philosophie des Spinoza und Leibnitz eigenthümliche Gedankenzüge veranlaßt, die wir, weil sie zunächst besonders das Verhältniß zwischen dem Erkennen und den Gegenständen betreffen, als eine besondere Anwendung des Ursachebegriffes einem spätern Zusammenhange überlassen.

Nach jenen Systemen, in welchen die Veränderung, denn auf diese ist zunächst Rücksicht genommen, als die von innen heraus erfolgende eigene Bestimmung des Veränderten angesehen wird, erscheint die Ursache als Veranlassung der Wirkung, und diese Ansicht eignet sich bequem zur Anknüpfung unserer Bemerkungen.

Ursache ist nicht ein Ding, aus dem in Gestalt wirkender Kraft oder eines sonstigen Ueberganges irgend eine Mittheilung an das andere erfolgte; sondern weil das Ding in sich eine Vielheit gesetzmäßig begründeter Eigenschaften, ein System von Gründen hat, so werden die Gründe dieses Dings, wenn sie in Bezug zu einem Andern treten, mit den Gründen dieses andern zusammen den ganzen Grund ausmachen, aus welchem die Wirkung als eine seiend gesetzte Folge hervorgeht. Dadurch daß wir über den Zusammenhang der Gründe und Folgen zu dem der Ursachen und Wirkungen fortgegangen sind, ist nicht ein unbegreifliches Etwas von Kraft, Substanz oder dergleichen in das Seiende hineingefahren, sondern es ist blos dies ausgesprochen, daß nur der wirkliche, an einem Wirklichen gesetzte Grund, wenn er zusammenkommt mit einem ebenso gesetzten andern Grunde, mit diesem die beiden Prämissen eines Schlusses bildet, dessen Schlußsatz Folge aus beiden Gründen; aber weil diese als seiend gesetzt sind, nicht blos mögliche Folge, sondern Wirkung ist. Ursache ist also das Vehikel eines Grundes; und da zu jeder Folge zwei Prämissen gehören, so enthält nicht blos die Ursache, sondern auch die von ihr behandelte, influirte Sache einen Theil des Grundes, und es gehören zu jeder Wirkung zwei zusammenkommende Dinge, deren jedes ein Bruchstück eines Grundes in sich trägt, aus deren gegenseitiger Ergänzung eine Folge hervorgeht. Auf diese Weise er-

hält der in der Sprache höchst ungenau ausgedrückte Unterschied zwischen Ursache und Wirkung und Bewirktem seine Berichtigung. Ursache und Wirkung ist gar kein Gegensatz; Ursache ist das Ding, wie es vor dem Zusammenkommen mit der andern Ursache, welche jederzeit zu der ersten hinzupostulirt werden muß, vorhanden war; Wirkung ist das Eintreten in den Proceß, und dieser selbst, folglich die Bezeichung eines Geschehens; das Bewirkte endlich bildet mit den Ursachen den Gegensatz, daß es das Residuum ist, was nach dem Wirken der Ursachen von beiden durch das Ausgleichen ihrer Gründe, als Folge, Resultat des Causalprocesses zurückgeblieben ist.

Es kann sehr unnöthig scheinen, Bemerkungen dieser Art zu machen; aber das Vernachlässigen derselben hat dennoch den großen Irrthum in die Metaphysik gebracht, als gebe es eine gewisse Wechselwirkung als Grundgesetz alles Seienden. Es gibt freilich eine, nämlich das gleichmäßige Zusammenkommen zweier Ursachen, von denen jede die andre gleich voraussetzt; aber nicht diese, sondern eine Wechselwirkung zwischen Ursache und Wirkung ist gemeint, indem nach der Analogie derjenigen Causalitäten, wo uns aus Unklarheit nur eine Ursache deutlich ist, der ganze Proceß der Wirkung an etwas Thätiges, die Ursache, und etwas Leidendes, die Wirkung (das Bewirkte), vertheilt wird; Bestimmungen, die weit über alle Ontologie hinausliegen. Nachdem nun dieser specielle Fall, in welchem das Phänomen eines Thätigen und Leidenden entsteht, für den Causalproceß genommen, ist dann weiter gesagt worden, daß nicht blos die Ursache, das Thätige, die Wirkung (das Bewirkte), sondern umgekehrt die Wirkung die Ursache bedinge. An der letzten Stelle ist nun unter Wirkung wieder nicht das Resultat des Processes, sondern das Object, an dem dieses Resultat erzielt wird, verstanden, z. B. der, der geschlagen wird, bedingt seinerseits den der schlägt, denn wo er nicht wäre, könnte er nicht geschlagen werden.

Drei Fehler lassen sich in diesem Begriffe der Wechselwirkung, der ein Grundgesetz alles Seienden sein soll, mit hinlänglicher Deutlichkeit unterscheiden. Zuerst ist der allge-

meine Begriff der Causalität, wie schon bemerkt, mit dem Begriffe des Handelns verwechselt worden, und dem weiteren Denken darüber hat anstatt der vielen oder wenigstens mehreren gleichberechtigten Ursachen das eine Subject, statt des Bewirkten die Mannigfaltigkeit der veränderten Objecte vorgeschwebt. Indem dieses Verhältniß des Handelns und der erlittenen Veränderung zweitens zu dem Begriffe der Causalität ausgedehnt wurde, sind Ursache und Wirkung zusammengestellt worden, welche doch keine Correlata sind, sondern die erste ein Ding, die zweite ein Proceß. Drittens aber ist der bekannte Fehler der neuern speculativen Denkweise wiederholt, nach welchem die logische Untrennbarkeit der Glieder eines Verhältnisses für eine gegenseitige Abhängigkeit des Inhalts jener Realitäten genommen wird, die dem Verhältnisse unterworfen werden, gleich als ob mit dem Eintreten in eine Beziehung sich die eintretende Substanz erst erzeugte. So ist das Bewirkte nur Bewirktes, wenn es Ursachen hat, und diese nur Ursachen, wenn sie ein Bewirktes aufweisen können; allein vor diesem Eintreten in den Causalproceß waren diese Ursachen bereits Dinge, denen durch dasselbe nur eine metaphysische Qualität der Beziehung zuwächst, die aber keineswegs erst durch das Bewirkte selbst bewirkt oder gemacht werden. Diese Verwechselung logischer Abstractionsformen mit dem, was man doch eben im Gegensatz gegen diese Form als Inhalt ansieht, bildet die frappanten Irrthümer der neueren Dialektik; würde aber vermieden worden sein, wenn man nicht blos die Reflexionsbegriffe der Ursache und der Wirkung, sondern die Verhältnisse, welche ihnen zu Grunde liegen, zum Gegenstande der Untersuchung gemacht hätte. Der dunkle Gedanke, der hier vorgeschwebt, würde sich dann zu dem Begriffe der vielen Ursachen aufgeklärt haben, von denen keine einzige blos Ursache, keine andere blos Wirkung in jenem Sinne des Handelns ist, sondern welche, wo sie zusammenkommen, die umstellbaren Prämissen sind, aus deren zusammengehendem Inhalte, als dem ganzen Grunde, das Bewirkte als die Folge hervorgeht.

§. 30.

Der Gedanke einer übergreifenden Ursache hat sich uns durch die vorstehenden Betrachtungen aufgelöst, indem er in dieser Allgemeinheit nur einer Verwirrung der Begriffe seinen Ursprung verdankt, in der bestimmteren Bedeutung eines handelnden Subjects aber, dessen Verwechselung mit der Ursache hier fast überall als unbewußter Grund des Irrthums vorhanden ist, einem Kreise weit entwickelterer Vorstellungen angehört. Ursachen sind uns Dinge, welche in ihrer eigenthümlichen Inhaltsbestimmtheit Theile eines Grundes enthalten, die, wenn sie mit andern Theilen desselben, die von andern Dingen als Vehikeln ihrer Wirklichkeit getragen werden, zusammenkommen, den ganzen Grund ausmachen, aus dessen einzelnen Bestimmungen durch gegenseitiges Aufheben und Verlöschen oder anderweitige durch das Zusammenkommen neubegründete Verhältnisse ein Resultat als verwirklichte Folge hervorgeht. Wie die entstandene Veränderung sich auf die zusammenkommenden Ursachen vertheilt, ob alle wirkenden Dinge mit Bewahrung ihrer Substantialität nur accidentielle Veränderungen erleiden, oder ob mit Vernichtung dieses substantiellen Scheins an einzelnen Ursachen ein einfacheres Ergebniß zurückbleibt, dies sind Fragen, die alle von der zufälligen Bestimmtheit der zusammenkommenden Ursachen abhängen.

Wenn die gewöhnliche Veranlassung zur Anwendung des Causalbegriffs die Veränderung ist, so gehört doch, wie dies aus allem Vorhergehenden hinlänglich erhellt, das gesammte Reich der Wirklichkeit auch als ruhendes Dasein in die Reihe der Causalprocesse, deren Wichtigkeit auch für die einfache Inhärenz des qualitativen Scheines an der Substanz wieder zum Bewußtsein gebracht zu haben, Herbarts Verdienst ist. Nur daß wir nicht in jene Verwechselung des einfachen Causalbegriffs mit dem des Handelns einstimmen können, nach welcher auch bei Herbart die Substanzen als thätige sich selbst erhaltende Wesen begriffen werden; vielmehr liegen die Ursachen, welche den qualitativen Schein in der Form der Substanz zusammenhalten, außer ihm selbst.

Allein aus dieſer Erinnerung, daß auch die ruhende Inhärenz des Mannigfaltigen an dem Scheine der Subſtanz die Anwendung der auseinandergeſetzten Cauſalbegriffe vorausſetzt, erwächſt uns eine neue Frage, indem dieſe Begriffe ſich vielmehr blos auf dieſe ruhende Welt zu beziehen ſcheinen, und die Veränderung, die ſie erklären wollen, wo nicht weitere Beſtimmungen hinzukommen, unmöglich machen. Es ſcheint nämlich, als müßten alle Gründe, die im Univerſum vorhanden ſind, ihren Schluß auf einmal vollziehen und durch Gleichſetzung des Gleichen, Aufhebung des Entgegengeſetzten und Verſchmelzen des Verſchiedenen eine ſtarre veränderungsloſe Welt der begründeten, aber nicht weiter fort Anderes begründenden Wirklichkeit hervorbringen. Die Dinge, indem ſie alle durch ihren Inhalt Prämiſſen zu Schlüſſen, oder Urſachen ſind, werden ihre Wirkung alle ausüben, und ſobald dieſe Wirkung eine wahre und vollſtändige iſt, kann in dem erhaltenen Reſultate kein Grund mehr zu weiterer Entwicklung vorhanden ſein. So kommen wir in den härteſten Widerſpruch mit der Erfahrung, den wir heben müſſen. Damit es in der That eine Veränderung gebe, damit jene Reflexion des Seienden auf ſeine Gründe und die Allgemeinheit der geltenden Geſetze in der Wirklichkeit vor ſich gehe, müſſen die Beziehungen der Dinge unter einander, durch welche ſie concurrirende Gründe eines Dritten werden, einen Wechſel der bloßen Möglichkeit und der Wirklichkeit des Cauſalproceſſes, ein alternirendes Sein und Nichtſein deſſelben zeigen; es muß überhaupt Bedingungen geben, unter denen die Dinge erſt wirklich in die Cauſalbeziehung gegen andere eintreten, gegen welche ſie vorher gleichgiltig waren. Die Löſung dieſer Schwierigkeit iſt offenbar eine Aufgabe von größerem Umfange, und wie ſie darauf berechnet iſt, den Kosmos der wirklichen Erfahrung mit dem geſetzmäßig erfolgenden Wechſel der Zuſtände und des Geſchehens zu erklären, ſo legen wir ſie als eine Aufgabe der kosmologiſchen Unterſuchungen vorläufig zurecht. Nur als Forderung halten wir für den gegenwärtigen Zuſammenhang den Ausſpruch feſt, daß nicht alles Seiende zu allem Seienden ohne weiteres in einem Verhältniſſe

der Cauſalität ſtehen könne, ſondern daß ein Eintreten und Austreten in dieſen Zuſammenhang in Bezug auf die einzelnen zu Urſachen ſich beſtimmenden Dinge nothwendig ſei, damit es dem fortſchreitenden Geſchehen nie an Grund fehle. Die Metaphyſik, ſich oft dem Vergnügen der unermeßlichen Ausbreitung eines ihrer Begriffe auf alles Seiende ohne Unterſchied überlaſſend, hat auch hier ihren falſchen Begriff der Cauſalität ſpeculativ in Geſtalt der Ewigkeit und Nothwendigkeit dadurch faſſen zu müſſen geglaubt, daß ſie eine ſolche Panſpermie der Urſachen feſtſetzte, nach welcher das Univerſum nur beſtehe, indem jedes einzelne Seiende ſich in dem Verhältniſſe der Wechſelwirkung gegen die Totalität der unendlichen übrigen befinde.

Dies iſt aber das Princip des Aberglaubens, der es nicht einräumen will, daß in den Dingen nicht jener unendliche Zuſammenhang iſt, den das freie willkührliche Denken zwiſchen jedem Inhalte anſtiften kann. Nach dieſem Principe findet jedes Unbegreifliche ſeinen Grund, indem die Schranken überſprungen werden, die in dem realen Geſchehen der unendlichen Verbreitung der Wirkungen überall ordnend und hemmend entgegenſtehen, und in demſelben Maße, als das Unbegreifliche an Wahrſcheinlichkeit gewinnt, wird das Gewöhnlichſte unbegreiflich, weil die Integrität, die es vermöge ſeines Nichtberührtwerdens von unendlich vielen Einflüſſen genießt, bei der maßloſen Panſpermie verſteckter Urſachen völlig unerklärlich wird. Die Erklärung der Erfahrung erfordert daher unſer entgegengeſetztes oben angeführtes Princip, nach welchem Eintritt und Ausgang aus dem Cauſalverhältniß und Abſorption unzähliger Wirkungen möglich ſein muß. Daß man den Begriff der Cauſalität in jener Weiſe der Ewigkeit faſſen kann, iſt ein Beiſpiel, zu lernen, daß man die eigenmächtige Entwicklung der Begriffe durch ihre Dialektik nicht ruhig anſehen, ſondern ſie wo nöthig verhindern und verbeſſern muß, wenngleich ſie ſich mit der größten Evidenz des ewig Wahren aufdringt. Denn im Allgemeinen: was würde uns nicht Alles zur Evidenz kommen, wenn wir es leiden und zugeben wollten!

Allein außer dieſen Verhältniſſen, die wir zu ſpäterer Betrachtung vorläufig zurechtgelegt haben, bietet die Natur des Cauſalbegriffs noch eine andre Seite dar. Es iſt geſagt worden, daß Alles, was iſt, nur iſt, indem anderes Seiende durch Eintreten in den Cauſalnerus den ganzen Grund ſeines Daſeins und folglich dieſes Daſein ſelbſt als Folge hervorbringt. So wird dieſe nämliche Vorausſetzung von Allem gelten; und jedem Seienden wird, nicht eine Urſache, welcher ungeſchickte Singular, da eine Prämiſſe keine Folge hat, jederzeit vermieden werden ſollte, ſondern eine Gruppe von Urſachen vorauszuſetzen ſein. Dieſer Progreß läuft in doppelter Weiſe ins Unendliche. Nach dem Ausdruck der alten Metaphyſik iſt nämlich die Urſache das Princip des Seienden ſowohl inſofern es iſt, als ſofern es das iſt, was es iſt. Für jedes wird alſo zuerſt der Grund ſeiner qualitativen Beſtimmtheit gefordert, der in der Natur und dem Inhalte der Prämiſſen liegen muß; wie weit wir dies auch verfolgen, wir treffen zuletzt auf das, was ſich von ſelbſt verſteht, und welches eben deshalb ähnlich den Dingen, einen Schein der Subſtantialität, nämlich hier der Nothwendigkeit in ſich erzeugt. Was das andere, das Sein betrifft, ſo iſt auch dieſer Progreß ins Unendliche fortzuführen und zuletzt anzuerkennen, daß es einen Kreis des Seienden geben muß, deſſen Sein ſich auf keine Weiſe erklären oder ableiten läßt. Nicht zwar ſo, als könnte man über der zerſtreuten, divergirenden Mannigfaltigkeit des durch Urſachen außer ihm Seienden ein letztes Seiendes als causa sui aufſtellen, von dem durch Erbſchaft das Sein den übrigen zu gute komme; denn es iſt eine der wunderlichſten und abnormſten Phantaſien, den Zuſammenhang der Dinge nach dem Cauſalgeſetz pyramidaliſch zuzuſpitzen, ſo daß für die unendliche Mannigfaltigkeit des Bewirkten eine Urſache den genügenden Schlußſtein dieſes hyperboliſchen Gewölbes abgebe. Vielmehr geht die Menge der Urſachen, je weiter wir von einem Ergebniß aufſteigen, in ſteigender Progreſſion aufwärts, und das eine gediegene Reſultat hängt in letzter Inſtanz an ſo unendlichen Urſachen, daß nach rückwärts die geträumte Vollendung der

Causalreihe, wenn man nur wenigstens Eines hätte, was ohne Ursache sein könnte, sich in die Erkenntniß auflöst, daß dieses Postulat für Unendliches gemacht werden müßte.

Und so kehren wir zu dem Standpunkte zurück, den wir hier in der Metaphysik einzunehmen haben. Mag die Beobachtung der Dinge dem Zusammenhange des Causalverhältnisses ins Unendliche folgen und nach einem ersten Seienden, welches freilich nach den Gesetzen des wahren nicht mit dem Handeln verwechselten Causalzusammenhangs nie zureichen würde, suchen; wir folgen hier mit den unvollkommnen Mitteln metaphysischer Begriffe nicht nach, sondern erinnern uns, daß unsre Aufgabe hier der des Astronomen ähnlich, nicht die ist, zu erzählen, woher der erste Anstoß der Bewegung und des Wirkens gekommen, sondern zu bestimmen, welches die unveränderlichen Gesetze der einmal bestehenden Welt sind. Nur über diese können wir hier sprechen, denn der Geist besitzt keine eigenthümlichen historischen Voraussezzungen, und wenn er von Anfängen der Bewegung weiß, so ist es von denen, die dem wirklichen Geschehen immanent sind. Vielleicht gibt es aber später einen Punkt der Philosophie, wo es gefordert wird, dies, was Gegenstand der Mythologie ist, selbst noch wissenschaftlich aufzuklären. Hier haben wir nur zu sagen, daß das Gesetz aller Dinge dies ist, sich auf Ursachen ins Unendliche zu beziehen, und irgendwo einen Kreis des Seienden vorauszusetzen, an dem als seinem Ruhepunkte der Reflex auf die außer ihm liegenden Gründe aufgegeben wird.

§. 31.

Woher aber kommen nun die Dinge und tragen die Gründe zusammen, aus denen als verwirklichte Folge die Erscheinung des Bewirkten hervorgeht? Wollen wir annehmen, daß zwar die Folge mit Nothwendigkeit aus den prämittirten Ursachen hervorgeht, diese aber, als der Grund, zufällig zusammengeblasen seien? Wollen wir einfache Wesen fingiren, denen es gleichgiltig ist, zusammen oder nicht zusammen zu sein, und deren wechselnde innere Zustände nur

vorausgesetzt werden, um das Gefühl der Nothwendigkeit scheinbar zu befriedigen, daß dem wechselnden Scheine eine innere Wahrheit entspreche?

Es muß jedem unbenommen bleiben, den Begriff der Causalität nach dem Maße seiner Bildung zu verwenden. Allein das Zusammen der realen Wesen ist zuerst nur ein logisches Zusammenfassen, von dem zu zeigen wäre, was es objectiv bedeutet; es ist ferner den Wesen so gleichgiltig, daß hier nicht die Willkühr des freien Denkens ausreicht, sondern ein objectiver Grund des Zusammen muß gedacht werden können. Zusammengetrieben werden die realen Wesen im willkührlichen Denken, aber die Nothwendigkeit ihres Beisammenseins muß eine übergreifende Giltigkeit besitzen. Das Princip des Fatalismus ist es, daß ein Wirbel von Prämissen grundlos sich in der Wirklichkeit umtreibt, und wo die passenden zufällig zu einander kommen, diese zu einem unwiderruflichen Schlusse zusammenschnappen. Mit diesem Umtreiben sich zu begnügen, und es als einen Zustand darzustellen, der eben sowohl der natürliche und ursprüngliche sein könne, als jeder andere, heißt mit einer unwahren Welt im metaphysischen Sinne zufrieden sein. Das Zusammen der realen Wesen, unter welchem einfachen Ausdrucke die keineswegs vorhandene Lösung des Problems stillschweigend vorausgesetzt wird, ist selbst eine der Bestimmtheiten, deren Grund aufgesucht werden muß.

Diese Betrachtungen führen uns zu dem letzten Verhältnisse, welches wir als das eigentliche Gesetz im Zusammenhange der Dinge betrachten und dessen Inhalt zugleich als Symbol für die ganze Weltansicht genommen werden mag, die wir späterhin auszuführen gedenken, wie denn überhaupt das, was als das letzte treibende Princip in der Entwicklung und Aufeinanderfolge der Erscheinungen anerkannt wird, in jeder philosophischen Lehre die eigenthümliche Färbung hervorbringt. Der Causalzusammenhang ist nach dem Vorigen nicht so zu verstehen, als wenn jedes Seiende ohne Unterschied und Abstufung in ihm aufgenommen wäre und seine Folgen nach den Gesetzen des Grundes hervorbrächte, sondern daß

die einander gleichgiltigen Dinge in das Verhältniß der causalen Wirkung nach bestimmten Gesetzen eintreten, und daß so die Panspermie der Causalprocesse auf eine begrenzte Welt des wirklichen Geschehens eingeschränkt wird, dies setzt einen Bestimmungsgrund der Auswahl voraus, nach welchem jenes Eintreten und Austreten sich ereignet. Das System der Gründe enthält in sich die hypothetische Möglichkeit des Geschehens und des Seienden, zugleich mit der Bestimmung der Qualität des Geschehenden. Diese noch problematische Unendlichkeit des möglichen Geschehens erhält in bestimmter Begrenzung die Assertion der Wirklichkeit durch die seienden Ursachen, die vermöge ihres Inhalts, welcher der Grund ist, die einzelne wirkliche Folge erzeugen; daß aber dies geschieht, daß die wirkenden Ursachen so zusammengetrieben werden, um nach den in ihnen liegenden Bestimmungen des Grundes durch den Proceß der Causalität das bewirkte Seiende hervorzubringen, davon kann das treibende, entscheidende Moment nicht selbst wieder eine Ursache sein, sondern muß in anderer Art des Seins als der bewirkende Zweck begriffen werden.

Wer nach dem Warum eines Geschehens fragt, wird weder, wenn die Nothwendigkeit in dem Zusammenhange der Gründe, noch wenn die vermittelnden Ursachen aufgezeigt werden, sondern erst dann die genügende Antwort auf seine Frage erhalten zu haben glauben, wenn ihm die Nothwendigkeit des Geschehens um eines zu erfüllenden Zweckes willen bewiesen worden ist. Das Seiende, indem es den Schein der Substanz durch Zurückwerfung auf seine Bedingungen in sich erzeugt, setzt so seine Reflexionen auf die verschiedenen Systeme der Gründe und die zusammengekommenen Ursachen als wahrhaft zufällige Ansichten seiner selbst der wesentlichen Ansicht entgegen, die es in der Beziehung auf seinen Zweck hat. Von allen Dingen lassen sich in Rücksicht jener verschiedenartigen Weisen der Reflexion verschiedene und vielfältige Begriffe aufstellen; aber der wahre und constitutive Begriff wird derjenige sein, welcher das Wesen des Dinges so angibt, daß aus ihm als dem Zwecke sich die hinreichenden

Gründe und die erforderlichen Urſachen der Verwirklichung rückwärts überſehen laſſen.

Alles was wirklich ſein ſoll, muß daher in einer Zweckbeziehung enthalten ſein; auf den Grund der Gründe allein hin würde eine zahlloſe Möglichkeit verſchiedener Welten des Geſchehens ſich denken, die bewirkenden Urſachen würden in unberechenbarer Mannigfaltigkeit anders combinirt in das Verhältniß der Cauſalität ſich einreihen laſſen; aber alle dieſe Welten bleiben nur mögliche; damit dieſe beſtimmte Auswahl des Möglichen wirklich werde, die als Thatſache der Erfahrung uns vorliegt, dafür bedurfte es eines ſein ſollenden Zweckes, deſſen Beſtimmtheit das ihm entſprechende Seiende in die Beziehung der Cauſalität zu einander brachte. Nicht als ob hier in der verworrenen Weiſe mancher neueren Philoſophien der abſtracte Begriff des Zweckes als die reale treibende Macht im Zuſammenhang der Dinge dargeſtellt werden ſollte: ſondern nur das Verhältniß zwiſchen unerfülltem, erfülltem Zweck und Mittel iſt das Geſetz alles dieſes Zuſammenhangs.

Wenn hier von Zwecken geſprochen wird, ſo iſt von den ſubjectiven Zwecken der Abſicht ebenſo zu abſtrahiren, wie oben bei Gelegenheit des Urſachebegriffs von der Cauſalität der Thätigkeit und Handlung. Nur dies iſt mit dieſem Ausdrucke gemeint, daß der Grund der beſtimmten Wirklichkeit in demjenigen liegt, was als Ergebniß der Wirkungen auftritt, und daß dieſes, welches das letzte und abhängigſte Glied in dem Proceſſe des Geſchehens zu ſein ſcheint, im Gegentheil die treibende Macht und Beſtimmung iſt, um deren willen zuerſt auf dem Boden des abſtracten Syſtems der Gründe das Wirkliche als Träger der Beziehungen ſich ſo zuſammenfindet, daß aus der Ausgleichung des verſchiedenen Inhalts die vorbeſtimmte Form des Wirklichen hervorgeht. So hat der Schein der Subſtanz eine eigenthümliche Wanderung vollbracht. Zuerſt als das zu Grunde liegende beſtimmungsloſe Weſen gefaßt, verwandelte ſich die Subſtanz in den Schein, der gewiſſem Inhalte vermöge ſeiner Beſtimmtheit inhärirt. Wir ſahen ferner uns genöthigt, die Quellen dieſes Scheins nicht in dem einzeln Seienden ſelbſt,

sondern in dem Zusammenhange der Dinge aufzusuchen, durch welchen es geschah, daß gewissen Bestimmtheiten vor anderen die substantielle Wirklichkeit zu Theil wurde. Zuletzt kommen wir dahin zurück, daß der Schein der Substanz keineswegs ein unwesentlicher Schein an einem zufälligen Ergebnisse der Gegenwirkungen des Seienden, sondern die Andeutung der wahrhaften Wirklichkeit sei, ohne deshalb zu jener Hypostase der substantiellen Form als seiender Substanz zurückzukehren. Der Schein der Substanz gebührt demjenigen, welches als Zweck die Mittel seiner Verwirklichung zusammenfügt, nicht aber selbst in der Gestalt einer wirkenden Ursache, nicht als Seiendes, sondern als eine individuelle Form auftritt, welcher, als einem zu verwirklichenden Gesetze, das Wirkliche sich als Mittel fügen muß. Diejenige Position, die von uns nicht wieder zurückgenommen wird, gehört daher demjenigen, von dem sich zeigen läßt, daß es sein soll.

So scheint es, als kehrten wir mit dieser Apodicticität dessen, was sein soll, ohne andere Gründe und Ursachen vorauszusetzen, um deren willen es sei, zu den Principien fatalistischer Ansichten zurück. Und in der That thun wir dies insofern, als es zuletzt Etwas geben muß, welchem eine absolute Position ohne Vorbehalt beigelegt werden muß. Allein indem wir von diesem verlangen, daß es sich unserer Erkenntniß als das seiner Natur nach schlechthin sein sollende ausweise, gehen wir zugleich über die Grenzen des Fatalismus hinaus, der diese Apodicticität eben dem Seienden beilegt. Inwiefern in diesem metaphysischen Vorbehalte ein Moment liegt, durch welches die Härten mancher philosophischen Systeme vermieden werden, überlassen wir dem künftigen Zusammenhange, und erwähnen nur in Bezug auf das System der Freiheit, daß wir ihm gegenüber auf die Seite der Systeme im Allgemeinen treten, welche nur das Nothwendige, nicht das zufällig Wirkliche, für das allein wahrhaft Seiende anerkennen. Allein wir verstehen darunter nicht jenes Nothwendige, welches als das schlechthin Factische nur darum nothwendig ist, weil eine gegentheilige Erfahrung seiner Alles umfassenden Verbreitung wegen unmöglich ist, sondern

jenes Nothwendige, welchem um seines Inhaltes willen dieses Prädicat beigelegt werden kann. So wenig als das abstract Nothwendige, das Factische, kann das Auchnichtseinkönnende für ein wahrhaft Seiendes gelten; sondern nur dasjenige ist wahrhaft, welches durch eine Zweckbeziehung mit Nothwendigkeit gesetzt wird, welches folglich im Vergleich mit den abstract nothwendigen Gesetzen alles Seins ein einzelner, in Bezug auf sie allerdings auch nicht sein könnender Fall ist.

§. 32.

Von hier aus ist es möglich, eine aufklärende Bemerkung über jene Entwicklung durch eine Dreiheit von Momenten zu machen, die wir in so vielen Philosophemen alter und neuer Zeit eine bedeutende Rolle spielen sehen, und deren Keim, so weit sie eine Wahrheit enthält, in der Betrachtung des Zweckbegriffs aufgefunden werden kann. Wenn wir absehen von dem Einflusse unklarer Zahlenphantasien, die bei dem historischen Ursprunge dieser Lehren nebst manchen andern ebenso fremdartigen Triebfedern thätig gewesen sind, so zeigt sich, daß im Allgemeinen der noch unerfüllte Zweck als ein unbestimmtes Ansich der bestimmten Erscheinung vorausgesetzt wird, welche selbst als ein Außersichsein jenes vorausgesetzten Inhalts angesehen wird, weil ihr noch die in dem dritten Gliede der Entwicklung hinzugefügte Bestimmung mangelt, nicht eine zufällige Existenz, sondern eine durch die Macht einer Zweckbeziehung zusammengehaltene Wirklichkeit zu sein. In mannigfaltigen Ausdrücken und vielfach variirten Phantasien ist von dem Dritten, welches zugleich und in Wahrheit das Erste sei, gesprochen worden, und in dieser Unbestimmtheit hat sich in die wahre hierin liegende Ansicht zugleich ein bedeutungsvoller Irrthum eingeschlichen.

Um dies in der Kürze zu berühren, so erinnern wir, daß der Zweck, wenn hier doppelt von ihm, dem erst unerfüllten, dann erfüllten, gesprochen wird, dennoch in dieser doppelten Gestalt nur der Reflexion über die in unserm Geiste liegende Voraussetzung angehört, keineswegs aber selbst für ein gedoppeltes Moment der Entwicklung des Seienden anzusehen

ist. Wollen wir das Werden des Seienden im Zusammenhange der Dinge in eine Dreiheit von Momenten zusammenfassen, so darf als das erste Glied dieses Verhältnisses keineswegs das angesehn werden, was an sich schon das dritte, nämlich das bestimmte Seiende wäre; vielmehr an die Stelle dieses, von dem dritten Gliede nur der Form des Seins nach unterschiedenen Ansich ist hier das System der allgemeinen Gründe, die abstracte Weltordnung zu setzen, welche nicht das Ansich einer bestimmten Erscheinung, sondern die formale Möglichkeit jeder Erscheinung ist. Nur diese, um es so auszudrücken, diffuse, gleichmäßige Grundlage, aus deren Elementen der bestimmende Zweckbegriff durch die nur in ihm, nicht aber in dem ersten Gliede der Entwicklung liegenden Combinationen das einzelne wahrhaft Seiende hervorbringt, ist eben selbst als dieses erste Glied zu betrachten, welches deshalb in keiner Weise als mit dem dritten seiner Substanz nach identisch zu nehmen ist. Der Zweck ist es dann, der die seienden Ursachen zusammenführt, damit sie nach den allgemeinen Gesetzen des ersten Moments, nämlich des Systems der Gründe, ihn selbst, als das dritte Moment hervorbringen. So hat diese Dreiheit der Entwicklung einen doppelten Anfang, nämlich den noch unerfüllten Zweck für die Reflexion, welche dies Werden betrachtet, das allgemeine System der Gründe aber als objective erste Voraussetzung alles Geschehens.

Halten wir diese Bemerkung fest, so übersehen wir hier sogleich das Eigenthümliche jener Hegel'schen Lehre, die wir als die Repräsentation aller triadischen Entwicklung der neuern Philosophien betrachten können und zugleich den Grund, warum wir uns von ihr auf alle Fälle lossprechen müssen. Bei Hegel nämlich wird in den großen Massen seines Gedankenganges allenthalben vorausgesetzt, daß das erste Moment der Dialektik, welche er im objectiven Sinne für Zweckbeziehung freilich nicht anerkennt, jederzeit der bestimmte Zweck sei, nur in eine einfache identische Unmittelbarkeit zusammengesunken, die nothwendig da eintreten muß, wo die concrete Bestimmtheit durch die Mittel der Verwirklichung

noch fehlt. Dieſe Anſicht nun den Leſern zu empfehlen, ſind die ganz widerrechtlich aus einer viel concreteren Sphäre, die ihre eigne Betrachtung verlangt, herbeigezogenen Beiſpiele der Entwicklung organiſcher Weſen beſtimmt, während zahlreiche Klaſſen von Erſcheinungen mit Stillſchweigen übergangen werden, die zu einer entgegengeſetzten Anſicht hinführen könnten.

Ueberlegen wir nun, daß jenes Syſtem von Gründen, welches wir als das erſte Moment des Werdens und der Veränderung annahmen, eben in dem Inhalt der Metaphyſik und ſeinen weiteren mathematiſchen Ausführungen nebſt den durch dieſe geregelten Verhältniſſen zwiſchen den empiriſchen Allgemeinbegriffen beſteht: ſo ſehen wir das Gewicht des oben erwähnten Irrthums in den Reſultaten der Conſequenz, mit welcher Hegel ſeiner dialectiſchen Logik verſtattet, in aller concreten Wirklichkeit nur ſich ſelbſt und ihre eigne Verwirklichung aufzuſuchen und zu finden, dasjenige aber, wodurch die Verwirklichung geſchieht, als das gleichgiltige und werthloſe Mittel hinwegzuwerfen. Daher jene bis zum Ueberdruß geläufigen Phraſen von der Ohnmacht der Natur, die Begriffsbeſtimmungen in ihrer Reinheit feſtzuhalten und wieder zu erzeugen, daher die beengende und troſtloſe Wahrnehmung, daß alles Sein und alle Wirklichkeit ſich am Ende auf die Elemente jedes Seins zurückführt, während die Macht, welche ſie zuſammenführt, als Trübung der Idee geringſchätzig übergangen wird. Hegel hat mit bitterem und durch keine Sachkenntniß gemilderten Spotte die arbeitvolle Mühe der Chemiker unaufhörlich verfolgt, welche mit einem freilich ſchief gewendeten Begriffe die zerlegten qualitativen Einheiten der Naturkörper als Producte der Zuſammenſetzung gewiſſer Elemente anſehen, ohne doch vermögend zu ſein, die verſchiedenen neuen Eigenſchaften des vorgeblichen Productes aus den gegebenen Qualitäten der Elemente mit zuſammenzuſetzen. Aber auf einem viel wichtigeren Gebiete, als die Unterſuchung chemiſcher Subſtanzen, und nicht zurückgehalten durch eine gleiche mühevolle Arbeit, wie die Naturforſcher eine ſolche auf jene Forſchungen verwandt haben, fällt der nämliche Vor-

wurf auf ihn ſelbſt zurück. Auch er ſetzt alles Seiende aus den Elementen des Seins, den logiſchen Kategorien, zuſammen; auch er iſt nicht im Stande, das was an dem Wirklichen mehr iſt, als an dieſen, anders zu erklären, als durch die Geringſchätzung der Natur, deren Problem ihm unlösbar iſt; und wenn er den Naturforſchern in Bezug auf ihre chemiſchen Theorien die bekannte Stelle des Fauſt vorhielt: ſo werden dieſe ihn wenigſtens in der nämlichen Stellung, und zwar in Beziehung auf die geſammte Weltanſicht erblicken, indem er die Elemente der Logik in der Hand dennoch in der Natur nur dieſe ſelbſt und nicht die Art ihrer Verwendung wiedererkennt.

Es iſt ein ſchlechter Streit des Atomismus und des Dynamismus, darüber, ob man letzte körperliche Atome annehmen ſolle, oder nicht. Der Boden des Atomismus iſt viel breiter, als dieſe einzelne Schwierigkeit, und Hegel haftet in ihm ſo feſt, als viele andere Philoſophen. Denn das iſt der wahre, alle Weltanſicht verderbende Atomismus, zu glauben, daß die elementariſchen Gründe des Seins, ſie mögen nun als Molecüle, oder Kräfte, oder Kategorien angenommen werden, zugleich das wahrhaft Seiende ſelbſt ſind. Es ſind nicht dieſe Elemente, die ſo koſtbar wären, um ſich in aller Wirklichkeit zu ſpiegeln; ſie ſind vielmehr nur die abſtracte Möglichkeit, auf deren Grund hin das Wirkliche erſt erbaut werden muß; gerade wie die Sprache in ihrer ſeelenvollen Mannigfaltigkeit nicht ein Außerſichſein oder eine Trübung des Alphabets iſt, die etwa zu ohnmächtig wäre, um die reinen Lautbeſtimmungen der Vocale und Conſonanten in ihrer Wahrheit feſtzuhalten und wieder hervorzubringen.

§. 33.

Dieſe Irrthümer der geſammten Weltanſicht hingen von der unrechtmäßigen Vorausſetzung ab, daß das erſte Moment des objectiven Geſchehens zugleich an ſich das dritte, und folglich dieſes, das eigentlich Seiende nur die ſich ſelbſt wiederfindende und in einem Elemente der Aeußerlichkeit ver-

wirklichende Nothwendigkeit des ſich von ſelbſt verſtehenden metaphyſiſchen Grundes ſei. Eine andere Schwierigkeit iſt aus ähnlichen Quellen den Syſtemen der abſtracten Nothwendigkeit bei der Betrachtung des Zuſammenhangs der Dinge rückſichtlich des Zufalls in ihm entſtanden.

Die erſten Bearbeitungen concreter Wiſſenſchaften in dem Geiſte jener Syſteme haben gezeigt, daß man Anfangs mit Conſequenz die durchgängige Nothwendigkeit alles Geſchehens aufrecht zu erhalten ſuchte, wie denn die Principien des Syſtems in ſtrenger Durchführung jedem Zufälligen den Eintritt verwehren mußten. Der Widerſpruch aber, den man bei dieſem Beginnen von Seiten der Erfahrung, die das Walten zufälliger Bedingungen als unleugbares Factum vor Augen hielt, und von dem beſonnenen Unterſuchen der hiſtoriſchen und empiriſchen Wiſſenſchaften erfuhr, hat dahin geführt, daß nach und nach im Gegenſatz zu allem theoretiſch Feſtgeſetzten das Syſtem der Nothwendigkeit in der Anwendung der logiſchen Erkenntniß auf concreten Inhalt dem Zufall immer mehr Raum verſtattete. Die Art, wie in den letzten Ausgaben der Hegel'ſchen Encyclopädie es bemerklich gemacht wird, wie verkehrt eine vorgebliche Conſtruction des Concreten in den empiriſchen Wiſſenſchaften ſei, zeigt aufs Deutlichſte, daß hier von dem Syſteme, welches durch die für es unerklärbaren Erſcheinungen in die Enge getrieben wird, auf die oberflächlichſte Weiſe ein empiriſches, völlig fremdartiges Hilfsprincip hinzupoſtulirt wird, um die Erſcheinungen zu erklären, welche aus den eigentlichen Grundſätzen herzuleiten verkehrt ſein würde. Es iſt Nichts, als ein Aufgeben aller philoſophiſchen Unterſuchung, wenn Hegel zugibt, daß in den niederen Regionen des Geſchehens, in den kleinen verächtlichen Einzelheiten eine andere Macht ſich wirkſam zeige, als in den vorgeblich einer abſtracten Nothwendigkeit der Entwicklung unterworfenen Gipfeln der Erſcheinungen; eine Anſicht, die in der That nur eine Apologie der Vernachläſſigung aller Genauigkeit iſt. Der Zuſammenhang der Dinge iſt nicht von der Art, daß ein vornehmes Geſchehen durch ein zufälliges, geringeres umgeben und umhüllt wird, von wel-

chem Rechenschaft zu geben der Philosophie nicht zugemuthet werden dürfe; vielmehr ist es ihre Pflicht, zu zeigen, woher der Zufall komme, und welche Verbindung zwischen ihm und dem Nothwendigen vorhanden sei.

Aus unsern vorangehenden Betrachtungen wird sich der Ursprung des Zufälligen nicht allein, sondern auch die Nothwendigkeit desselben für jedes reale objective Geschehen zeigen lassen, und der Zufall, anstatt den Principien der systematischen Entwicklung entgegenzustehn, wird vielmehr innerhalb ihrer selbst seine genau bezeichnete Stelle einnehmen. Es ist oben mehrfach erinnert worden, daß nur das die Form des Seienden an sich hat, welches mehrere gegen einander gleichgiltige Beziehungen mit bestimmter Intensität der Setzung umfaßt. Dieser Werth der verbundenen Mannigfaltigkeit ist gegen jede abstracte Einheit des Seienden festzuhalten; das Einfache ist nicht das Seiende, sondern das an Anderm Seiende. Wo nun der Zweck verschiedene seiende Ursachen zur Vollendung seiner selbst zusammentreibt, da wird es sich vermöge der in jeder derselben verbundenen gleichgiltigen Mannigfaltigkeit finden, daß die einzelnen nicht blos denjenigen Grund, diejenige Bestimmtheit enthalten, welche als Grundlage der von dem Zwecke zu seiner Erfüllung geforderten Processe des Geschehens dienen können, sondern außer ihnen wird sich noch eine Mannigfaltigkeit anderer Prämissen in den zusammenkommenden concreten Ursachen zeigen, welche unabhängig von der Zweckbeziehung in die ihnen eigenthümlichen Folgen ausbrechen. Der Zweck, wenn er erfüllt werden soll, führt mit Nothwendigkeit diese Gruppe des Zufälligen bei seiner Verwirklichung mit sich; wo zu dieser nämlich nur der einfache Inhalt der nothwendigen Prämissen ohne jede Nebenbestimmung gegeben wäre, da würden wir nicht seiende, sondern abstracte Voraussetzungen haben, und auf den Zusammenhang des Grundes mit der Folge zurückgeworfen sein, welcher, weil er nur zwischen Allgemeinheiten stattfindet, weder Wirklichkeit noch Zufälligkeit in sich aufnimmt. Realisirt kann die Folge nur werden, wenn ihre Ursachen als seiende begriffen werden; aber alles Seiende, da es nicht der Allge-

meinbegriff iſt, ſteht durch die nothwendige Mannigfaltigkeit ſeiner Beſtimmungen in Verbindung mit mehreren Gründen. Daß es ſich auch auf diejenigen Gründe reflectire, deren Vorhandenſein von der Zweckbeziehung nicht vorausgeſetzt wird, kann von dieſer nicht gehindert werden, da ſie ſelbſt ſich nur erfüllt, indem ſie ihrerſeits ſich auf das wirkliche Zuſammengehen ihrer Prämiſſen zu einem Schluſſe gründet. Daſſelbe demnach, welches den abſtracten Zuſammenhang zwiſchen Grund und Folge zu dem wirklichen Geſchehen machte, nämlich die Gegenwart concreter Dinge als Träger der Prämiſſen, welche ohnedies beziehungslos und unwirklich geweſen wären, dieſes bewirkt es zugleich, daß der Proceß des Geſchehens, der durch eine Zweckbeziehung angeregt wird, ſich auch nach denjenigen Seiten hin irradiirt, welche in dieſer Beziehung nicht ſelbſt aufgenommen waren. Zufällig heißt nach dieſer Auseinanderſetzung dasjenige, deſſen Daſein nicht unmittelbar von irgend einem Zweckverhältniſſe abhängt, ſondern in zweiter Inſtanz nur nach den abſtracten Geſetzen des Grundes von ſolchen Urſachen hervorgebracht wird, die durch einen anderweitigen teleologiſchen Zuſammenhang mit einander verbunden ſind. Dieſes ſelbſt Zweckloſe, welches ſeinen Urſprung, um es bildlich auszudrücken, der Seitenverbreitung des Geſchehens im teleologiſchen Proceſſe verdankt, kann daher nicht einfach und kahl als das völlig Geſetzloſe dem Nothwendigen gegenübrr geſtellt werden; es genießt vielmehr in ſich ſelbſt die größte Nothwendigkeit, aber nur die abſtracte des Grundes.

So bringt der teleologiſche Proceß außer dem erfüllten Zwecke zugleich das Nebenprodukt des Zufälligen hervor, welches zwar hinreichende Gründe und bewirkende Urſachen, wie jedes andere Seiende hat, aber ſolche, die eigentlich nicht um ſeinetwillen, ſondern um ein Anderes zu begründen und hervorzubringen, vorhanden ſind. An dieſem Andern hat es die Bedingung ſeines Daſeins, und es kommt daher ihm keine abſolute, ſondern nur die relative Poſition zu: zu ſein, wenn es von einem Andern, ſein ſollenden in das Daſein mit hervorgehoben wird. Bei der Anwendung des Zweckbegriffs auf

die Zwecke der Absicht erscheinen jene concurrirenden Ursachen, als deren Seitenwirkung wir das Zufällige ansehn, als Mittel und haben auch hier diese doppelte Natur, zuerst das innerliche Band der Vereinigung zwischen dem Grunde und dem zu erfüllenden Zwecke zu sein, dann aber zweitens ausserhalb der Zweckbeziehung zufällig qualificirte Bestimmtheiten zu besitzen und durch diese der Erfüllung des Zweckes einen ihr selbst unwesentlichen Schein zu geben.

Dieses Alles, obwohl es einfache Bestimmungen nur enthält, könnte einerseits noch viel dunkler ausgedrückt werden; anderntheils ist es aber noch zu dunkel und schwebt noch viel zu abstract über dem reichen Inhalt des concreten Geschehens, als daß sich aus ihm Fragen beantworten ließen, die sich leicht schon hier zudrängen. Nur die Nothwendigkeit dessen, was wir zufällig nennen, für den Zusammenhang der Dinge, mußte hier nachgewiesen werden, damit wir nicht in der Anwendung später ein nebenher gehendes, ungerechtfertigtes Princip anzunehmen schienen.

Nicht allein das Zufällige hat in dem Begriffe von dem Zusammenhange der Dinge, den wir aufgestellt haben, ein Princip sowohl der Möglichkeit, als der Nothwendigkeit seines Vorkommens gefunden, sondern noch eine andere Erscheinung findet in demselben die Wurzel ihrer Ableitung. Es ist das Zweckwidrige, was wir meinen. Das wahrhaft Seiende des teleologischen Processes, indem es zu seiner Verwirklichung unumgänglich der seienden Dinge als verbundener Mannigfaltigkeiten bedarf, ist nicht nur dem Anhaften eines zufälligen Scheines vermöge der Nebenverbreitung der Causalität, sondern auch den Störungen seines Daseins ausgesetzt, welche durch das Eintreten anders qualificirter Dinge in den Causalzusammenhang hervorgehen. Es kann nicht von Störung die Rede sein, wo die Verknüpfung der Dinge einzig dem Zusammenhange des causalen Geschehens folgt; weil hier keine Form der Verbindung des Mannigfaltigen einen Vorzug des intensiveren und werthvolleren Seins vor irgend einer andern hat, und somit jede neu hervorgebrachte Combination eben sowohl eine Störung zu nennen wäre, als

die, aus deren Störung sie entstand, wiederum als Verhinderungen ihrer selbst anzusehen wären. Die einzelnen Qualitäten der Dinge, indem sie sich im Causalzusammenhang nur nach den Gesetzen des Systems der Gründe aufheben, bilden so ein gleichgiltiges Spiel von Stoß und Gegenstoß; erst wo durch eine hindurchgehende teleologische Beziehung die Apodicticität des einen Seienden bekräftigt ist, kann die Einwirkung anderer Dinge als Störung bezeichnet werden. Hier ist nun sogleich aus dem Obigen die näher bestimmende Bemerkung hinzuzufügen, daß die Störung, wie sie den Grund ihrer Qualität als Störung nur in dem Vorhandensein eines teleologischen Processes hat, anderseits den Grund ihres möglichen Vorkommens in der Weise findet, wie der teleologische Zusammenhang sich auf den causalen stützen muß. Die Dinge wirken auf einander nur in der Sphäre der zufälligen Erscheinung, mit deren Bestimmtheit sie zu der Zweckvollendung beitragen; an diesem, was für den Zweck das nothwendige Uebel ist, durch den er sich vollbringt, wird er von andern nicht zur selben teleologischen Beziehung gehörigen Dingen ergriffen, indem die beiderseitigen Scheine, die Qualitäten, sich dem Ausbrechen in die nach dem Causalzusammenhang ohne Rücksicht auf den teleologischen Proceß ihnen zuständigen Folgen und Wirkungen überlassen. Wir wollen an dieser Stelle nicht der Einladung folgen, durch dichterische Ausschmückung dieses Verhaltens, etwa wie alles Seiende nur durch seinen endlichen Antheil in den Widerspruch mit anderem gerathe und dem Schicksal der Störung und Verkümmerung unterliege, dem einfachen Sinne dieser Sätze einen größeren Dunstkreis zu geben, durch welchen sie sich, wie es oft geschehen ist, vielleicht selbst mit den entsprechenden Scheinen anderer Sätze in einen Streit und folgende Verkümmerung stürzen möchten; vielmehr ist es nothwendig, dem angeführten Verhalten des teleologischen Processes zum causalen, das in der That die Avenue zu manchen interessanten Ansichten über concretes Geschehen bildet, einige ausdrückliche Verwahrungen gegen mögliche Mißverständnisse hinzuzufügen.

§. 34.

Das wechſelſeitige Verhältniß zwiſchen den drei Zuſammenhängen der Gründe, der Urſachen und der Zwecke muß bei Betrachtung der Verknüpfung der Dinge in allen ſeinen Theilen richtig feſtgehalten werden. Hier liegen die Quellen vieler Irrthümer. Einzelne Syſteme haben, dem Zuſammenhange der Gründe allein ſich überlaſſend, mit der Ableitung der verſchiedenen Beziehungen, die dieſem zukommen, die Fülle der realen Welt zu umfaſſen geglaubt, und nach dem größeren oder geringern Geſchick der Methode haben ſie theils, wie die zerſtreuten älteren Lehren über die Bildung der Welt aus Gegenſätzen, oder wie die ſpinoziſtiſchen Phantaſien über das Abſolute, einfache Begriffe der formalen Logik, die wir in jeder möglichen Erſcheinung finden können, als letzten Erklärungsgrund der beſtimmten Welt der Erfahrung hingeſtellt, und ſind deshalb aus der völligen Unentſchiedenheit dieſes Verhältniſſes der Gründe in Bezug auf das Einzelne niemals zu einer Erklärung der Verſchiedenheit und des Wechſels der Erſcheinungen gelangt; theils wo ihnen ein größerer Reichthum der immanenten Entwicklung logiſcher Begriffe zu Gebote ſtand, haben ſie dieſe über die Erſcheinungen ausgedehnt und die letztern ihrer ſpecifiſchen Verſchiedenheit ungeachtet, auf die gleichen atomiſtiſchen Elemente ihrer Bedeutung zurückgeführt. Von einer Seite her, wenn nämlich dieſes Beginnen, mit einer ſpeculativen Logik die Erfahrung zu überwältigen, nicht für den Inbegriff aller Philoſophie angeſehen wird, kann es den Werth beſitzen, nachgewieſen zu haben, wie das Syſtem der Gründe in aller Erſcheinung in der That die gleichförmige Grundlage bildet, ohne freilich das, was auf ihr erbaut iſt, aus ſich ſelbſt entlaſſen und in Geſtalt einer Trübung und Aeußerlichkeit das, was ſie als Reinheit und Innerlichkeit noch keineswegs beſitzt, dahin geben zu können. Dieſer Anſicht, welche den Unterſchied zwiſchen der allgemeinen diffuſen Natur der Gründe und der beſtimmten individuellen der Zwecke überſieht, ſteht jene andere gegenüber, welche den Schein, durch den der Zweck ſich als einzelner ſeiender erfüllt, ebenfalls abgelöſt von

seiner teleologischen Beziehung auf die Wirklichkeit seiender Substanzen und Monaden zurückführt; und während die erstere Ansicht zeigt, wie allen Erscheinungen zuletzt das sich von selbst Verstehende zu Grunde liegt, erhalten wir hier, wo die Mannigfaltigkeit derselben aus der Einförmigkeit der Monaden aufgebaut werden soll, eine Menge möglicher zufälliger Ansichten von dem, was die Welt eigentlich ist, und es geschieht dem Aehnliches, was Lichtenberg einst bemerkte, daß es sich zeigen lasse, wie die ganze Welt aus Zahnstochermaterie bestehe. Die Verehrung dieses zwecklosen von Punkt zu Punkt gehenden Wirkens, dessen nicht vorbestimmtes Endresultat, wenigstens wo nicht fremde Hilfsprincipe einer heiligen Weltordnung der metaphysischen Construction entgegengesetzt werden, der gesetzmäßige Zusammenhang der Dinge ist, ward verdrängt durch einen wieder auflebenden niemals ganz vergessenen Gedanken, der mit der lauten Verdammung alles causalen Geschehens sich in der neuern Naturphilosophie Geltung verschaffte.

Es möchte schwer sein, auszumitteln, ob diese Verwerfung des Causalzusammenhangs dem richtigen oder nur dem mißverständlichen Begriffe desselben galt; leichter ist es zu zeigen, daß in der Ausbildung der Lehre hier der richtige fast allenthalben verdrängt, der falsche aber von neuem in Anwendung gezogen wurde. Abgesehen nämlich von allen Phantasien des äußerlichen Ausdrucks jener Schule, von denen selbst nur das Verständniß jetzt klar wieder zu erzeugen nach dem Verrauchen der Stimmung schwierig ist, hat jene Lehre allerdings den Gedanken der substantiellen Formen, als desjenigen Princips alles Geschehens, dem in der Philosophie nachgegangen werden muß, sowohl im Allgemeinen als im Einzelnen gegen die Anfechtungen atomistischer Lehren verfochten; aber indem sie die Alleinherrschaft des Causalzusammenhangs mit Recht aufgab, hat sie sich mit dessen gänzlicher Verwerfung den Boden entzogen, welcher jene substantiellen Formen halten und tragen mußte. Dasjenige, was sein soll, ist eben nur ein Sollendes, und indem ihm die absolute Position der Wirklichkeit zukommen muß, kommt sie

ihm doch wirklich nur dann zu, wenn ihm der Zusammenhang seiender Dinge nach dem Causalgesetz als Mittel der Realisirung zu Gebote steht. Aber die naturphilosophische Schule nahm das sein Sollende, die substantiellen Formen, abgesehn jetzt von den häufigen Verwechslungen derselben mit logischen und empirischen Begriffen, für ein Seiendes und sah sich daher genöthigt, ihm als ausübende Gewalt eine unklare Causalität des Handelns noch zuzutheilen. Wenn hiergegen manche Aeußerungen jener Philosophen in einem außerhalb der Anwendung gelegenen Zusammenhange streiten, so liegen doch nicht nur ebenso viele unsre Meinung bekräftigende vor, sondern hauptsächlich zeigt die gesammte Ausführung der Naturphilosophie, wie die Ideen der Natur als selbstständige, bald geisterartig, bald selbst körperähnlich das Universum durchschreitende Gestalten angesehn werden, welche vermögend sind, ohne Dazwischentreten des causalen Zusammenhangs Verhältnisse zu einander einzugehn, sich zu differenziren, indifferenziren und mehr. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, wird sie vielmehr später erst sein, über den dadurch entstandenen Streit zwischen der naturphilosophischen und der physikalischen Schule zu sprechen; es kam nur darauf an, bei dem Begriffe des teleologischen Zusammenhangs die Stelle nachzuweisen, von wo aus sich in die angewandten Wissenschaften eine große Menge nachhaltiger Irrthümer ergossen haben. Noch leidet die gesammte Physiologie an diesem Streite und Irrthume, indem der eine Theil der Forscher sich mit jener Mythologie der Ideen und ihrer Kämpfe mit einander begnügt, welche als organische Weltordnung einer unorganischen entgegengesetzt wird, wobei man es sich selbst überläßt, wie während dieser Vorgänge auf idealem Gebiete sich wohl der niedere Proceß der Verwandlung eines Stoffes in den andern verhalte; noch immer meint man, die Idee des Lebens verändern zu können durch die Gewalt mechanischer und chemischer Mittel, ohne sich klar zu machen, daß deren Wirkungen immer nur Körper gegen Körper, Masse gegen Masse bewegen, und die hervorgebrachte Veränderung in den Tendenzen des Lebens nur der nachfolgende

Schatten iſt, der ſeinen Ort und ſeine Geſtalt verändert, wenn ſein materieller Zeiger in andere Verhältniſſe gekommen iſt.

Die Idee als das ſein Sollende, weil ſie keine Kraft der Gliedmaßen hat, um die Theile, denen ſie als ein Ganzes vorangeht, zuſammenzutreiben, kann deshalb nicht in Geſtalt eines thätigen Subjectes, ſondern muß als ein Geſetz betrachtet werden, welches den cauſalen Zuſammenhang wirklicher Dinge als das Mittel ſeiner Realiſirung vorausſetzt. Die Irrung, die wir hier meinen, rührt aber zum groſſen Theil von jener Verwechslung des reinen Cauſalbegriffes mit dem Begriffe des handelnden Subjectes her, welche zuerſt zur causa transiens und durch Anwendung dieſer zu den Unklarheiten in der Betrachtung des Geſchehens geführt hat. Das geſetzmäßige Verſchlingen des wahren Cauſalnexus mit den Zuſammenhängen der Gründe und Zwecke muß aber als das Geſetz in der Verknüpfung der Erſcheinungen die Mittel darbieten, dieſen Fehlern, wie wir es ſpäter im Einzelnen zu thun verſuchen werden, aus dem Wege zu gehn.

In dieſen letzten Betrachtungen iſt nun die Frage nach dem Urſprunge des Scheines der Subſtantialität erledigt, indem das, was bereits im erſten Abſchnitte für die abſtrahirende Thätigkeit als der Gegenſatz zwiſchen Allgemeinem und Beſonderem, dann zwiſchen Weſentlichem und Unweſentlichem erſchien, auf die beſtimmtere Bedeutung des im teleologiſchen Proceſſe zu Verwirklichenden und der als Mittel dazu beitragenden Dinge zurückgebracht iſt. Die Principien des Subſtantiellen, des Zufälligen und der Störung ſind in ihrem Urſprunge und nach der Nothwendigkeit ihres Vorkommens in dem Laufe der Begebenheiten aufgezeigt, und gewähren uns eine unendlicher Mannigfaltigkeit fähige Grundlage für die Erklärung der auf ihnen gegründeten beweglichen Erſcheinungen. Aber indem wir die Ausſicht hegen, nach den ausgeführten Anſichten eine Beurtheilung der Erfahrung zu gewinnen, müſſen wir ausdrücklich den Grund davon hervorheben, daß dieſe Entwicklung des Gegebenen hier nur noch in perſpectiviſcher Ferne, und unſere Sätze ſelbſt als Annahmen erſcheinen, welche erſt durch beſondere Mittel eine

Anwendbarkeit auf das Concrete, Wirkliche erlangen können. Einen Theil der Schuld nun, daß unſere bisherige Betrachtung ſich noch weit über der Erfahrung hält, und daher durch den Mangel an Beiſpielen, welche für ſie in ihrer ſo abſtracten Geſtalt rechtmäßig angeführt werden könnten, einer geringeren Anſchaulichkeit zu erfreuen hat, trägt die noch vermißte Auflöſung derjenigen Aufgaben, die wir in den letzten Abſchnitten dieſes Theils andeuteten, und über welche wir auf die nächſtfolgenden Unterſuchungen verweiſen müſſen. Ein anderer Theil des nämlichen Umſtandes rührt davon her, daß wir es uns wollen angelegen ſein laſſen, die logiſchen Vorausſetzungen, unter deren Erfüllung einem Inhalte von uns das Prädicat des Seienden gegeben wird, abzutrennen und entfernt zu halten von der Natur dieſes Inhalts, durch welche er jene Bedingungen erfüllt. Daher enthalten unſere Betrachtungen bis hierher nur die formalen Geſetze, unter denen jeder Zuſammenhang der Dinge ſtehen muß; und wer hier ſogleich, wie ein ſolches Verlangen durch die in der neuern Philoſophie ſo häufig vorgenommene Verwechslung des abſtract nothwendigen Geſetzes mit dem ihm unterworfenen Inhalte gerechtfertigt ſcheinen dürfte, die Angabe und Schilderung jener ſubſtantiellen Formen als der Mächte verlangt, welche in Geſtalt prädisponirender Zwecke nach den Geſetzen der Gründe und Urſachen das Spiel der Wirklichkeit hervorbringen, der vergißt, daß unſere logiſchen Vorausſetzungen nur hinreichen, um mit Abſtraction von allem Inhalte die allgemeine Capitulation zu entwerfen, nach deren Garantie der gegebene Inhalt, welcher es auch ſei, unter den ihm zuſtändigen Begriff des Seins einzureihen iſt.

So wie innerhalb des Zuſammenhangs der Dinge, wie wir ihn in ſeiner abſtracten Geſtalt bisher betrachtet haben, eine Scheidung eintrat zwiſchen dem Syſtem der Gründe und der wirklichen Welt ſein ſollender Erſcheinungen, ſo iſt dieſe abſtracte Geſtalt eben ſelbſt von der concreten zu ſcheiden, die jener Zuſammenhang durch Ausfüllung des in ihm leer gelaſſenen und nur bezeichneten Ortes der Zwecke mit den wirklichen weltgeſtaltenden Ideen angenommen hat. Dieſe ſelbſt zu

finden iſt kein Werk, welches auf gleicher Linie der Betrachtung mit dem Bisherigen ſtände; zu entſcheiden, welcher Inhalt als Zweck auftreten könne, gehört nicht mehr dieſer logiſchen Metaphyſik an, welche die in den Formen der Verknüpfung des Mannigfaltigen enthaltenen Vorausſetzungen über den Begriff des Seienden zu entwickeln hatte.

Es tritt daher hier ein Abſchnitt ein, und unſere Aufgabe, eine Nominaldefinition des Seienden zu geben, muß vorläufig als gelöſt betrachtet werden, wenn nicht die in dem gegenwärtigen Zuſammenhange bereits mehrfach vorbereiteten weitren Unterſuchungen eine rückwirkende ergänzende Kraft auf das Bisherige ausüben. Bis hieher ſind wir geleitet worden durch die Betrachtung jener einfachen Formen der Verknüpfung jedes Inhalts, und ſo wie es deren nicht mehr gibt, als Begriff, Urtheil und Schluß, deren Vorausſetzungen wir entwickelt haben, ſo ſind wir auch am Ende dieſes Abſchnitts für das Seiende auf die abſolute Setzung desjenigen gekommen, was ſeinem Inhalte nach ſein muß, und welches daher ſeinen Anſpruch auf Sein nicht mehr ſeinen Beziehungen gegen Anderes verdankt, die im Gegenſatze gegen den Inhalt das Object der reinen in den logiſchen Formen enthaltenen metaphyſiſchen Vorausſetzungen bilden.

Betrachten wir nun überblickend den Gang unſerer Unterſuchung mit beſonderer Rückſicht auf das, was aus dem anfänglichen dunklen Begriffe des wahrhaft Seienden geworden iſt, ſo bemerken wir zwar wohl, daß der Inhalt deſſelben die größte Coincidenz mit dem durch ſeine cauſalen Mittel erfüllten Zwecke zeigen möchte; im Ganzen aber ergibt es ſich, daß die Verhältniſſe des Seienden und die Arten des Seins zu verſchiedenartig in einander verſchlungen ſind, als daß der einfache Gegenſatz zwiſchen Schein und Sein eine wahre objective Bedeutung erlangen könnte. Das in Anderem Seiende war nur ein Schein gegen das in ſich Seiende, die Subſtanz; aber gegen das erſte war nur abſtract ſeiend die Totalität aller Größenbeſtimmungen, und wiederum die letztere, die Subſtanz, ging aus einem weſenhaften Subjecte in einen prädicativen Schein im Zuſammenhang der Dinge

aus einander; ferner ist der Grund ein seiender, aber obwohl allmächtig, dennoch ein unwirklicher gegen die Wirklichkeit der zufälligen Ursachen, denen selbst ein wahrhaftes Sein beizulegen die Rücksicht auf ihre Abhängigkeit von dem Sollenden verhindert.

Hieraus erhellt, daß wenn von einem wahrhaft Seienden so gesprochen wurde, als ob Sein ein in sich bestimmter einiger Begriff sei, diese Voraussetzung irrig ist, und daß man, anstatt auf metaphysischem Gebiete das Sein des verschiedenen Inhalts nach einer Skala der Wahrheit und des Trugs abzuschätzen, vielmehr die Weise des Daseins desselben überall in ihrer eigenthümlichen Bestimmtheit aufzufassen und den Ausdruck des wahrhaft Seienden als von nur ästhetischer Bedeutung vom metaphysischen Sprachgebrauche auszuschließen hat.

Jede Weise des Daseins, die wir kennen gelernt haben, hat für sich den Namen einer wahrhaften Bestimmung in Anspruch zu nehmen; keine von ihnen ist ein bloßer Trug, und dasjenige, was nur als Zufall im Zusammenhange der Dinge auftritt, hat als Zufall nicht minder ein wahrhaftes Dasein, als dasjenige, welches die Bewegung des Causalprocesses zum Behufe seiner eigenen Verwirklichung hervorgerufen hat. Die Ontologie bietet in ihren verschiedenen Begriffen als allgemeine Rüstkammer eine Auswahl von Bestimmungen dar, die wechselsweis von den zufälligen Ansichten der Bildung mit dem Namen des wahrhaft Seienden zusammengestellt werden; aber diese Ansichten irren darin, daß sie die geheime Inclination, von der sie zu einem oder dem andern dieser Begriffe gezogen werden, durch eine Verschiedenheit der Wahrheit in diesen zu rechtfertigen suchen. Sie vergessen dabei, daß es vielmehr die außerhalb der Ontologie befindliche Ueberlegung über die Qualität dessen, was sein soll, ist, was sie vermag, einzelne solche Bestimmungen, in denen sie die charakteristischen Grundlagen jener in der Ontologie nicht bestimmten Qualität zu sehen glauben, als die Bedingungen zu betrachten, unter denen etwas die Nothwendigkeit des Seinsollenden erlangt. Allein diese Bedingun-

gen ſind nicht ontologiſcher Natur; ſie dafür zu halten, iſt der Anfang zu einem logiſchen Nihilismus, der für die ſein ſollende Subſtanz der Welt die Wahrheit hält.

Noch eine Bemerkung mag den Schluß dieſes Abſchnitts bilden. Wir haben geſehn, daß wir nur den immanenten Zuſammenhang der Dinge durch die uns möglichen Vorausſetzungen beſtimmen können; aber weder vermögen wir aus dem Syſteme der Gründe das Wirkliche hervorzurufen, noch den Anfang zu beſtimmen, von welchem aus der Zweck ſich die Reihe der nach dem Cauſalzuſammenhang ablaufenden Proceſſe unterworfen hat. Die Metaphyſik hat dieſer Beſtimmung getreu zu ſein, keine Erzählungen zu liefern über die Entſtehung dieſer Welt, deren, der einmal als gegeben vorhandenen, Geſetze und Regeln ihren einzigen Inhalt bilden. Es muß feſtgehalten werden, daß der Geiſt keine hiſtoriſchen Vorausſetzungen hat, ſondern jede Entſcheidung über derartige Probleme einen anderweitig vermittelten Gedankengang vorausſetzt.

Zweiter Theil.

Die Lehre von der Erscheinung.

Erſter Abſchnitt.

Von den reinen Formen der Anſchaulichkeit.

§. 35.

Den ontologiſchen Vorausſetzungen, welche, in den reinen nothwendigen Formen der Verknüpfung des unbeſtimmten Mannigfaltigen verborgen, bis jetzt entwickelt worden ſind, mußte nach unſern einleitenden Bemerkungen eine andre Reihe kosmologiſcher Vorausſetzungen beigegeben werden, um ihre Anwendbarkeit auf den gegebenen Inhalt des Bewußtſeins zu vermitteln. Indem nämlich, wie es dort ausgeſprochen wurde, die ontologiſchen Formen nur das Zeichen oder die Abſtraction des Inhalts aufbewahrten, dennoch aber über das Seiende ſo disponirten, daß innerhalb der von ihnen geforderten Beziehungen jedes Einzelne nur als ein beſtimmtes Glied des Verhältniſſes in einer unvertauſchbaren Stellung auftreten ſollte, ſo vermißten wir ein ſolches Princip der Scheidung, nach welchem von den verſchiedenen Functionen, welche dieſe verſchiedenen Einzelnen im Zuſammenhange der Dinge erfüllen ſollen, mit beſtimmter Auswahl die einen nur dieſen, andere aber andern übertragen werden müſſen.

Es kann verſucht werden, dieſe Lücke ſogleich durch die Angabe concreter Qualitäten der Erſcheinungen auszufüllen, wie wir denn nicht nur die gewöhnliche Beobachtung und Beurtheilung des Geſchehens, ſondern auch die älteſten aufkeimenden Philoſopheme über den Zuſammenhang der Dinge, wie die der Jonier, ſo in das Geſchehen hineingreifen ſehen, daß ſie unmittelbar einzelne Erſcheinungen als Urſachen, andere als Wirkungen und einfache Formen der Veränderung als die treibenden Zwecke mannigfaltiger Combinationen hervorheben. Aber ſelbſt dieſe Einreihung der Phänomene unter die ontologiſchen Begriffe iſt unkritiſch nur ihrer Ausführung nach, ſie überläßt ſich aber keineswegs gänzlich einer willkührlichen Phantaſie, ſondern indem ſie bei der Schätzung der Erſcheinungen und ihres Werthes ihre räumlichen Verhältniſſe, ihre Dauer oder Vergänglichkeit berückſichtigt, folgt ſie unbewußt den Vorausſetzungen, die wir hier vollſtändig und geordnet entwickeln müſſen. Wir ſind daher auf die Unterſuchung zurückgewieſen über die einfachen der Mannigfaltigkeit der Erſcheinung zu Grunde liegenden Formen, welche in ihrer Eigenthümlichkeit zugleich ein Princip jener Mannigfaltigkeit und ein anderes der Unterordnung unter ontologiſche Begriffe beſitzen, indem ſie an Beiden Antheil haben. Darum werden dieſe hier abzuhandelnden Beſtimmtheiten vorzugsweiſe den Namen der Formen verdienen, der im Gegenſatze zu dem Geſetze vielmehr die Immanenz des Geſetzes in einem Elemente bezeichnet, welches in eine Mannigfaltigkeit einzelner geſetzmäßiger Beſtimmungen auseinanderzugehen fähig iſt.

Wir können jetzt, nachdem wir einen vorangehenden Theil der Unterſuchung beendigt haben, beſtimmter als es in jenen einleitenden Bemerkungen geſchehen konnte, über die Natur unſerer Aufgabe uns erklären, indem wir die Punkte des Vorherigen hervorheben, an denen am deutlichſten das Bedürfniß kosmologiſcher Formen erſcheint.

Die ontologiſchen Begriffe ſind abſolute Forderungen, die nur dann ſich von ſelbſt erfüllen, wenn ſie wirklich nur an den Inhalt gerichtet werden, den die Ontologie beſitzt. In-

dem dieſe nämlich überhaupt als Inhalt nur die Abſtraction oder den Begriff des Inhalts eigenthümlich hat, ſo ſetzt dieſes Zeichen, welches Alles bedeuten kann, dem von ihm geforderten Eintreten in eine Beziehung keinen Widerſtand entgegen, weil es, wo es auch auftritt, ſelbſt ſchon nur die Setzung derjenigen metaphyſiſchen Beſtimmtheit iſt, als welche es fungiren ſoll. Anders mit den wirklichen Dingen, auf welche die ontologiſchen Begriffe ihre einzige wahrhafte Anwendung haben; dieſe ſind bereits für ſich Etwas, ehe ſie in eine ontologiſche Verknüpfung treten, und dieſe ihre eigenthümliche, der Metaphyſik nicht mehr angehörige, freie Beſtimmtheit ſoll dennoch mit Nothwendigkeit jenen Beziehungen unterworfen ſein. So iſt es nothwendig, dieſe freie Beſtimmtheit mit dem Nothwendigen der Ontologie dadurch in Uebereinſtimmung zu ſetzen, daß ſie ſelbſt zu ihren Grundlagen allgemeine Beſtimmungen hat, denen die ontologiſchen Begriffe als immanente Geſetze eingebildet ſind. Den Widerſtand, den ſomit das Freibeſtimmte an den Dingen oder ihre außermetaphyſiſche Qualität den ontologiſchen Beziehungen entgegenſetzt, und wie er überwunden wird, ſehen wir in jeder Stelle der Ontologie offen vorliegen.

So iſt es, um von dem Einfachen zu beginnen, eine Forderung jener Unterſuchung, daß jedes Seiende als Eines ſich gegen Viele abgrenze. Wie aber das Seiende Eines ſein könne, um dieſem Verlangen zu genügen, dies ergänzt der denkende Geiſt, der ſich nach Beiſpielen der Anwendung umſieht, durch Einſchaltung räumlicher Vorſtellungen, die ihm zeigen, was als zuſammengehörig zu betrachten ſei. Aber die Bemerkung, wie er ſonſt auch räumlich Getrenntes in eine Einheit zuſammenzufaſſen gewohnt iſt, überzeugt ihn zugleich, daß hier verwickeltere Verhältniſſe der Anwendung jenes Begriffs auf das Seiende zu Grunde liegen. So wenig als für die Einheit, weiß die Ontologie das Mittel, die Vielheit und Verſchiedenheit des Gleichen zu bewirken, während die nebenhergehende Vorſtellung durch die verſchiedenen Orte, die ſie ihm gibt, den Widerſtand des Inhalts überwältigt. Wie der Schein der Subſtanz entſtehe, oder wie im Zuſam-

menhange der Dinge das System der Gründe, wie die Entgegensetzung und Ausgleichung und die Unterordnung der einzelnen Bestimmtheiten erfolge, darüber gibt die Ontologie keine Auskunft, obwohl sie, sobald ein Seiendes sein soll, die Erfüllung dieser Forderung voraussetzt.

Wir haben ferner bemerkt, daß in dem Causalprocesse kein Moment der Entscheidung liege, welche Seienden als Ursachen, welche als Bewirkte zu fassen sind, noch daß überhaupt dieser Proceß sich bis zu einer Wechselwirkung alles Seienden gegen alle ausdehnen lasse, daß es vielmehr gewisse Schwellen geben müsse, deren Erreichung das Eintreten oder Austreten der Seienden aus diesem Zusammenhange begründen. Der metaphysische Begriff der Causalität bot keine Hilfsmittel für dieses sein eignes Werden, und wenn dies Verhältniß absolut gefordert ist, so wird es dennoch nur verwirklicht, wenn das Seiende aus den allgemeinen Bestimmungen des Inhalts es wirklich macht.

In dem Zusammenhange der Dinge folgte aus dem Systeme der Gründe keine Wirklichkeit, so lange nicht ein Seiendes schon da war, welches die Prämissen in Gestalt seiner Qualität in sich aufgehoben tragend, als Vehikel der Wirklichkeit des Grundes diente; auf die nämliche Weise können wir sagen: den absoluten Forderungen der Ontologie über die Beziehungen des Seienden kann nur genug gethan werden, wenn anstatt des leeren Zeichens vom Inhalt allgemeine Bestimmtheiten jedes Inhalts substituirt werden, welche, indem sie zugleich der concreten Mannigfaltigkeit und der ontologischen Voraussetzungen fähig sind, das Vehikel der Immanenz des Ontologischen an dem freien Concreten abgeben.

§. 36.

Da jede Beziehung eine Verbindung des Geschiedenen ist, so ist das, was hier als kosmologische Formen gefordert wird, zugleich ein analytisches im eigentlichsten Sinne und ein synthetisches Princip. Insofern Verschiedenes durch die Beziehung auseinandertritt mit qualitativem Gegensatze, müssen die gesuchten Voraussetzungen Regeln sein, nach welchen es

dem Seienden widerfährt, auf dieſe oder jene Seite der Beziehung zu treten; die Seite der Verknüpfung aber anlangend ſind ſie die Mittel, durch welche jede Beziehung erſt wirklich zur actualen und geſetzten wird. Nicht nur, wenn wir bei Betrachtung der ontologiſchen Vorausſetzungen uns nach Beiſpielen umſehen, ſondern unmittelbar, indem wir ſie machen, zeigt ſich dieſe ſynthetiſche Kraft, indem wir keine Beziehung zu denken vermögen, ohne ſie durch die nebenhergehende Vorſtellung kosmologiſch zu ſchematiſiren. Allein eben weil dieſe Ergänzung eine nebenhergehende iſt, fällt die Beziehung, die nur durch ſie vermittelt werden könnte, allein in den denkenden Geiſt, und iſt keine wirkliche Beziehung der Seienden unter ſich; ſondern ihr Bezogenwerden durch das Bewußtſein. Der zufällige und unweſentliche Schein geht in der Ontologie nicht von ſelbſt auf das Weſen zurück, noch bewegen ſich die Urſachen auf einander zu, um die in ihnen liegenden Prämiſſen der Wirkung zuſammenzubringen; ſondern jedes Einzelne iſt hier ein in ſich verſchloſſenes Moment, das auf die Thätigkeit des Geiſtes wartet, um von ihm diejenige Beziehung zu erhalten, die ihm die Reflexion deſſelben anheftet. Wie ſehr daher auch in der Ontologie Alles auf vielfältige Beziehungen der Seienden, auf Zuſammenfaſſung unter Verhältniſſen hindeutet, ſo ſind dennoch dort alle dieſe Relationen in Bezug auf das Seiende nur ſcheinbare; überall ſehen wir nur die Zeichen des Seienden als zerſtreute objective Punkte aus dem Bewußtſein hinausgerückt, welche die ſubjective, hin und hergehende Reflexion mit den Fäden der Beziehungen zuſammenſpinnt. So zeigen ſich alle Verhältniſſe nur an dem Hintergrunde des Bewußtſeins, auf deſſen fremdem Boden das Seiende durch eine ihm fremde Thätigkeit zuſammengekettet wird; mit dem Abſehen von dieſer geht auch die ſcheinbare Wirklichkeit der Beziehung verloren und es bleiben die zerſtreuten Punkte der Objectivität als zuſammenhangloſe, discrete, gleichgiltige Setzungen zurück.

Sollen nun die einzelnen Seienden für die Reflexion des Denkenden nicht auch nur in derſelben, ſondern an ſich jene Relationen wirklich haben, ſo müſſen ſie aus dem Bewußt-

ſein heraus in eben dieſelbe Sphäre der Objectivität gerückt werden, in welche die Ontologie die Abſtraction ihres Inhalts ſetzt. So wie ſie dieſen nicht in ihren eignen Vorausſetzungen macht, ſondern ſich auf ihn bezieht, ſo muß ſie auch eine Reihe objectiver Principien des Inhalts im Allgemeinen anerkennen, durch welche es dieſem möglich wird, dem verhältnißbeſtimmenden Zuge der Reflexion ſich anzupaſſen und der Forderung einer Beziehung durch eine Verzeichnung derſelben als wirklich ihm ſelbſt anhaftender zu entſprechen.

An den kosmologiſchen Formen des räumlichen, zeitlichen und bewegten Daſeins, ſo wie an jenen zuſammengeſetzteren Beſtimmungen, die ihnen folgen werden, haben wir nun dieſe Beſtimmungen des Inhalts als ſolchen, durch die ſich an ihm die Linien der Beziehung ſelbſt ziehn; durch die die zerſtreuten objectiven Punkte zur Continuität einer geordneten und überall gegenſeitig auf ſich hindeutenden Welt verbunden werden. Platon nannte die räumlichen Beſtimmtheiten Mittelweſen zwiſchen Idee und Sinnlichem; wir verſtehen hier den Sinn dieſes bildlichen Ausdrucks ſo, daß wir von ihnen und den verwandten Formen ſagen, ſie beſitzen zugleich die immanente Geſetzmäßigkeit des Ontologiſchen und die Möglichkeit unendlicher freier Mannigfaltigkeit; ſo ſind ſie der Hintergrund, der die Beziehungen der Seienden erſcheinen läßt, indem Nichts ſein kann, ohne durch ſein Sein zugleich einen Theil dieſes Hintergrundes auszufüllen und zugleich durch dieſe Ausfüllung unwiderruflich in die nach ontologiſchen Geſetzen geordnete Continuität deſſelben hineingezogen zu werden.

Wie groß die Macht der kosmologiſchen Formen iſt, davon belehrt uns die Beobachtung unſers Gedankenlaufs. Wo irgend eine Beziehung, ein Verhältniß zu fixiren iſt, da gelten die Formen des Raumes, der Zeit, der Bewegung als das unentbehrliche Material der Vergleichung, durch deſſen Benutzung jene erſt ihre lebendige Bedeutung erhalten. Indem ſie die nothwendigen Mittelglieder ſind, welche die Anwendbarkeit des Ontologiſchen auf das Seiende bewirken, vermögen auch ſie allein das Walten der Zwecke in dem

Zuſammenhange der Dinge zu vermitteln und ſind dadurch die Principien aller Erſcheinung. So theilen ſie die Wirklichkeit der Erſcheinung demjenigen mit, was in ihnen ausgedrückt wird, und die Kunſt, indem ſie eine ausgedehnte Anwendung der Bilder und Vergleichungen macht, treibt damit kein leeres und oberflächlich ſich ſelbſt verſtehendes Spiel, ſondern ſetzt in ihnen mächtige Hebel in Bewegung, von denen nur ein Arm die Naivetät ſich ſelbſt entwickelnder Unmittelbarkeit emporhebt, während der verborgene ſeine Kraft aus der Nothwendigkeit und der tieferen Bedeutung metaphyſiſcher Verhältniſſe zieht. Wie wenig commenſurabel daher auch der Glanz der Schönheit ſein mag, ſo ſehen wir doch in dem Inhalte dieſer Betrachtungen den unſcheinbaren Apparat ſich bilden, welcher durch Zurückwerfung der Strahlen jenen Glanz zu verwirklichen dient, ohne ſelbſtleuchtend ihn hervorzubringen.

§. 37.

Das eigenthümliche hier erwähnte Verhältniß, in welchem ſich die kosmologiſchen Vorausſetzungen zu den ontologiſchen befinden, iſt, nachdem es ſich in dem unbefangenen Gedankenlauf durch charakteriſtiſche Erſcheinungen immer ausgeſprochen, in der Philoſophie zuerſt von Kant mit Beſtimmtheit hervorgehoben und von den neuern Syſtemen in verſchiedener Weiſe beachtet worden. Durch die Trennung der Formen des Raums und der Zeit als reiner Anſchauungen und der ontologiſchen Vorausſetzungen als reiner Verſtandesbegriffe, ſo wie durch die Darlegung eines Metaſchematismus der letzten durch die erſteren hat Kant das Thatſächliche jenes Verhältniſſes zugleich in Verbindung mit pſychologiſchen Anſichten gebracht, denen wir hier vorläufig einige abwehrende Bemerkungen widmen müſſen.

Wir haben an dieſer Stelle unſerer Entwicklung keineswegs die Anſicht ausſprechen wollen, daß die kosmologiſchen Formen kraft eines eigenthümlichen Anſchauungsvermögens, aus dem ſie flöſſen, ihrer Natur nach von den ontologiſchen unterſchieden wären; wir ſprechen daher von dem, was wir

behandeln wollen, als von Principien der Anſchaulichkeit, nicht aber als von reinen Anſchauungen; denn nicht ihrem Urſprunge oder ihrer Natur als Objecte des ſpeculativen Erkennens nach, ſondern nur nach dem Reſultate ihrer Anwendung ſtehen die erwähnten kosmologiſchen Formen in ihrem eigenthümlichen Verhältniſſe zu den ontologiſchen. Mit dem Ausdrucke der reinen Anſchauungen aber glauben wir in Rückſicht auf ſie ein dem ähnliches Mißverſtändniß eingeführt zu ſehen, welches wir oben in Bezug auf die Reflexionsausdrücke der ontologiſchen Vorausſetzungen berührt haben. Wie es dort einfache Ausdrücke gab, unter welchen der Inhalt der urſprünglich nur in Geſtalt von Urtheilen denkbaren Vorausſetzungen zuſammengefaßt wurde, und wie dieſe zuſammengezogenen Bezeichnungen unmerklich das, was nur als Form jedes möglichen Inhalts gelten durfte, ſelbſt als Inhalt, und zwar nicht als künſtlich für das ſpeculative Erkennen gebildeten Inhalt erſcheinen ließen, ſo ſind auch hier die einfachen Namen des Raumes und der Zeit nur Zuſammenfaſſungsformen für räumliche und zeitliche Geſetze und verleiten dazu, das, was als Regel der Verknüpfung zum Behufe der Anſchaulichkeit zu faſſen iſt, ſelbſt als Object einer wenn auch noch ſo reinen, doch keineswegs urſprünglich gegebenen Anſchauung anzunehmen. Die eigenthümliche Natur der kosmologiſchen Formen verführt aber dazu, dieſen Fehler in noch weit größerem Umfange zu thun, und ſich durch eine ſcheinbare Evidenz der Folgen täuſchen zu laſſen. Die ontologiſchen Begriffe nämlich bezeichnen zwar Forderungen über die Verknüpfung des Seienden; aber es kommt ihnen von Seiten dieſes Letztern Nichts entgegen; wie weit man daher auch die Forderung über unendliches ſupponirtes Mannigfaltige ausdehnt, die Wiederholung derſelben bleibt, da das Mannigfaltige innerhalb des ontologiſchen Gebiets nicht auseinander tritt, eine nur intendirte, und die Ausbreitung einer ſolchen Vorausſetzung über Unendliches unterſcheidet ſich nicht von ihrer Anwendung auf Einzelnes und gibt daher kein Bild. Dagegen iſt es eben die Natur der kosmologiſchen Vorausſetzungen, nicht nur eine Forderung über die Verknü-

pfung des Mannigfaltigen zu thun, sondern an dem Seienden selbst diese Beziehung objectiv zu verzeichnen, und wo dieser Proceß über Unendliches ausgedehnt wird, das unendlich Viele wirklich auseinanderzulegen, und die schon gemachten Beziehungen nicht zu vergessen, sondern sie in einer von dem Einen zum Andern gehenden Continuität aufzubewahren. Dadurch entsteht bei der Erweiterung der kosmologischen Formen eine eigenthümliche Form der Zusammenfassung, welche den Schein gibt, eine ursprüngliche Anschauung zu sein, obwohl sie nur dadurch entstand, daß man die einfachen Voraussetzungen auf eine Unendlichkeit des Inhalts angewandt hat, die zwar als Möglichkeit, aber nicht als Forderung in ihnen vorhanden war.

Es gehen hieraus zweierlei Folgen hervor: die leichte Hypostase dieser Totalformen zu dem wirklichen Seienden, und die Illusion, als wären sie die gegebenen nothwendigen Voraussetzungen. Das erste zeigt sich in den Täuschungen des gewöhnlichen Bewußtseins, welches selten die ontologischen Kategorien zu Ausdrücken des Seienden erhebt, wozu vielmehr eine gewisse Energie der dialektischen Verbildung gehört; wohl aber sehr leicht und allgemein den Raum, d. h. die Ausdehnung geometrischer Gesetze über eine Totalität des Seienden, und die Zeit mit dem eigentlichen Inhalte des in beiden Bestimmungen Gesetzten auf gleiche Stufe stellt, indem es selbst überlegend äußert, daß nach Abstraction alles Inhalts doch Raum und Zeit als unvertilgbare zurückbleiben. Macht man aber diese Abstraction vollständig, d. h. vergißt man die Unendlichkeit des Seienden, die man aus anderweitigen Gründen im Gedanken hat, so bleiben nicht Raum und Zeit, sondern die einfachen geometrischen und chronometrischen Gesetze als Bedingungen jedes Inhalts zurück, aus deren wiedererfolgender Ausbreitung auf allen Inhalt sich auch jene Totalformen reconstruiren lassen. Wir sehen daraus den Irrthum der andern Annahme, daß diese Totalformen den ursprünglichen Bestand unserer nothwendigen Erkenntniß ausmachen; ein Irrthum, der sich dann rächt, wenn aus ihnen die einzelnen Bestimmtheiten rückwärts abgeleitet werden sollen.

Es gibt daher keine reinen Anſchauungen, als urſprüngliche Objecte unſerer Erkenntniß, ſondern nur gewiſſe einfache Vorausſetzungen, welche deswegen Principien der Anſchaulichkeit ſind, weil ihre Anwendung auf Gegebenes dieſe hervorbringt. Wenn aber behauptet wird, daß die kosmologiſchen Formen deswegen als eigenthümliche Bildungen des Gedankens anzuerkennen ſind, weil ſie nicht auf dem Wege discurſiver Entwicklung conſtruirt werden können, ſo gilt dies Nämliche auch von jedem einfachen ontologiſchen Begriffe, der zu ſeiner Erläuterung immer ſich ſelbſt wieder vorausſetzt; es gibt aber außer der discurſiven Conſtruction noch eine andere Entſtehung des Allgemeinen durch einfache Zuſammenfaſſung, die überall geübt werden kann, wo das Einzelne eben, wie bei den kosmologiſchen Formen, dies zu ſeinem Weſen hat, ein Princip ſolcher Verknüpfung zu ſein.

Indem wir uns alſo auch hier von den Reflexionseinheiten der Vorausſetzungen los machen, halten wir es für eine Verfälſchung des Facti, zu ſagen, daß für alles Seiende der Raum eine nothwendige Form ſei; ein Ausdruck, der keinerlei Princip für das Appliciren dieſer Form an das Einzelne mehr in ſich zeigt. Die Erläuterung dieſer Bemerkung verſchiebend, erinnern wir uns noch, daß auch Hegel die Formen des Raums und der Zeit von der die Stelle unſerer Ontologie vertretenden Logik abgeſondert als Aeußerlichkeiten der Idee bezeichnet. Der Ausdruck iſt ſelbſt etwas äußerlich gehalten; wir interpretiren ihn ſo, daß durch dieſe Formen das eigentliche innere Weſen des Seienden verwirklicht, und zugleich einer concreten Mannigfaltigkeit überliefert wird, die dem Ontologiſchen an ſich fremd iſt. In ähnlicher Weiſe betrachtet Herbart unſern Gegenſtand beſonders, und wie ſehr wir die pſychologiſche Seite dieſer Unterſuchungen von uns abhalten müſſen, ſo finden wir doch bei ihm jene Annahme nicht, welche die Totalformen der Kosmologie als urſprünglich gegebene Vorausſetzungen annimmt.

§. 38.

Wir haben uns jetzt über die Ausführung unserer nächsten Aufgabe und die dabei einzuhaltende Methode der Entwicklung Rechenschaft zu geben. Obwohl von den ontologischen Begriffen vielfältig abgetrennt, sind doch unsere kosmologischen Voraussetzungen noch nicht in der Wissenschaft ihrem vollständigen Zusammenhange nach dargestellt worden, wahrscheinlich wohl, weil uns hier nicht die gleiche Bequemlichkeit, wie bei jenen ersten, zu statten kommt, daß eine Reihe von Verknüpfungsformen vorhanden wäre, die wie Begriff, Urtheil und Schluß in leicht zu übersehender Weise den Weg dazu vorzeichnete. Im Gegentheile kann es scheinen, als wenn die Art, wie die nebenhergehende Vorstellung bei jeder einzelnen ontologischen Kategorie ihre Schematisirung durch die Principien der Anschaulichkeit vollbringt, es räthlicher gemacht hätte, sie an den bezüglichen Stellen der Ontologie einzuschalten. Allein obwohl der Sinn aller kosmologischen Formen ein zu bestimmt abgeschlossener ist, als daß wir sie mit jenen ersten in eine Reihe zu stellen geneigt sein könnten, so würden wir dennoch die Freiheit der Entwicklung und Anordnung nicht beschränken wollen, wenn nicht eine andere Betrachtung gerade die vorgezogene Disposition empföhle.

Es darf nämlich nicht vergessen werden, daß die Ontologie nicht eine Reihe von Bedingungen darstellt, welche successiv von einer entsprechenden Reihe der Erscheinungen erfüllt würde. Vielmehr gilt die Totalität aller Bestimmtheiten der Ontologie von allem Seienden und nur die in ihnen selbst vorausgesetzte qualitative Verschiedenheit der einzelnen Verhältnißglieder bedingt die verschiedene Art und Weise der Theilnahme an ihnen, welche das verschiedene Seiende zeigt. Alle früheren Bestimmungen der Ontologie sind in ihrer letzten, der des Zusammenhangs der Dinge durch Zweckbeziehung dergestalt aufgehoben und aufbewahrt, daß aus ihr durch rückwärtsgehende Entwicklung Alles sich ableiten lassen muß, was als einfachere Bedingungen ihr vorausgeschickt

worden war. Alles Seiende iſt daher nur, inſofern es ſogleich dieſer letzten Kategorie unterworfen iſt; aber dieſe enthält in ſich aufgehoben ſo verſchiedene Momente, daß es mannigfaltige Arten der Einreihung in den teleologiſchen Zuſammenhang geben wird. Indem wir daher von den kosmologiſchen Formen verlangen, daß ſie die Mittel zur Verwirklichung der Zweckbeziehung bereiten ſollen, ſind alle jene Aufgaben mit eingeſchloſſen, die an einzelnen Stellen der Ontologie aufgeworfen werden konnten; zugleich aber haben wir in der Möglichkeit, aus dem teleologiſchen Zuſammenhange nicht nur den cauſalen, ſondern auch das Syſtem der Gründe und Alles übrige, was zur Verwirklichung des Zwecks gehört, rückwärts zu analyſiren, ein Mittel gewonnen, die kosmologiſchen Aufgaben in ihrer Vollſtändigkeit zu umfaſſen. Außerdem aber werden wir dadurch, daß wir wiſſen, welche ontologiſchen Momente und in welcher Verbindung mit einander ſie zu ſchematiſiren ſind, dem Uebelſtand entgehen, die einzelnen Beſtimmtheiten jeder anſchaulichen Form durch eine trügeriſche und verſchwimmende Dialektik aus einander herleiten zu müſſen; vielmehr wird es möglich ſein, nicht nur die beſonderen Momente entſchieden aus einander zu halten, ſondern auch ihre Verbindung mit Genauigkeit aufzuzeigen.

Der beſtimmten Ausführung dieſer letzten Aufgabe hat Nichts ſo ſehr im Wege geſtanden, als der allgemeine Gebrauch der Reflexionseinheiten anſtatt des wahren Inhalts derſelben. So lange man den Raum, die Zeit, die Kraft in Bauſch und Bogen zu deduciren unternimmt, hat man an den gewonnenen Anſchauungen nur ſehr unbeſtimmte und vage Hindeutungen auf die Region, innerhalb deren der Mechanismus des Erſcheinens wohl ſich befinden mag; und die nicht ganz genauen Unterſcheidungen einzelner Nüancen der Begriffe, wie Ausdehnung, Raum, Ort; Zeit, Dauer und mehr vermögen nicht, uns für die fehlende beſtimmte Antwort auf die beſtimmte Frage zu entſchädigen: auf welche Weiſe findet jedes einzelne Moment im Zuſammenhang der Dinge ſeinen einzelnen verwirklichenden Ausdruck, oder wie wenden ſich jene Totalitäten der Anſchauung auf qualitativ

verschiedene metaphysische Bestimmtheiten an? Ohne Zweifel wird die Substanz, das Accidens, die Ursache, der Zweck sich jedes im Raume und der Zeit anders geberden, als das andere; dafür sind im Allgemeinen die Principien der Untersuchung anzugeben.

§. 39.

Die kosmologischen Formen sind die Mittel, durch welche das, was Zweck sein kann, sich hervorbringt, indem durch sie allein jene Gliederung des Systems der Gründe und des Causalprocesses verwirklicht wird, welche für den Zusammenhang der Dinge als nothwendiges Gesetz postulirt ward. Sie sind so Principien der Erscheinung, welche durch sie erst möglich gemacht, das wesentliche Seinsollende zugleich erfüllt, und zugleich dem Scheine und seiner Breite überliefert. Als solche Principien der Erscheinung nun haben sie dreierlei Aufgaben zu erfüllen. Zuerst haben sie das gesammte System der ontologischen Begriffe, welches in den teleologischen Proceß zusammengegangen ist, in einem Elemente der Form auszudrücken, und die von diesem geforderten Beziehungen durch ihre innere Gesetzmäßigkeit möglich zu machen. Dieses leisten die reinen Formen der Anschaulichkeit. Wie aber im Zusammenhang der Dinge es gefordert ist, daß die Gründe getragen werden von dem Seienden, so muß auch zweitens nachgewiesen werden, in welcher Weise das Seiende sich diese Formen der Anschaulichkeit aneignet. Sie erscheinen daher weiter nicht blos als solche, sondern als der Schein eines Wesens, von dem sie gesetzt werden. So finden wir sie als reflectirte Anschauungen von dem, was innerhalb des kosmologischen Systems der Gründe wirklich ist. Es ist drittens übrig, daß aufgezeigt werde, welches die anschaulichen Formen des Seinsollenden sind; d. h. in welchen Combinationen die reinen Formen der kosmologischen Wirklichkeit benutzt werden können, um innerhalb des wirklichen Geschehens den Vorschein des sich verwirklichenden Wesens hervorzubringen. Wir wollen diese letzten die transscendentalen kosmologischen Formen nennen, weil sie zeigen sollen, wie die

immanente Nothwendigkeit der kosmologiſchen Gründe durch die Qualität der Zwecke übergreifend geregelt wird.

Wir überlaſſen die nähere Motivirung unſerer Eintheilung dem Gange der Unterſuchung ſelbſt; nur in Bezug auf den Unterſchied des erſten Abſchnitts von den übrigen machen wir folgende Erläuterung. Die reinen Formen der Anſchaulichkeit übernehmen aus der Ontologie die Aufgabe, die abſtracten ontologiſchen Momente der ganzen Zweckbeziehung darzuſtellen, ohne Rückſicht noch auf die eigenthümlichen Beſtimmungen, welche die Schematiſirung der Urſachen in den reflectirten Anſchauungen herbeiführen wird. So geben ſie nur die abſtracten Formen an, unter denen der Zweck gedacht werden kann, nicht aber jene Formen des erfüllten Zwecks, welche erſt die transſcendentalen Anſchauungen nach Maßgabe der in den reflectirten enthaltenen Reſultate aufzeigen können. Es iſt daher zwar in Beziehung auf jede kosmologiſche Form die Frage aufzuwerfen: wie drückt ſich in ihr der ganze Zuſammenhang der Dinge aus? aber die reinen werden für dieſen ganzen Zuſammenhang vollſtändig nur die Gründe, die reflectirten die cauſalen Verhältniſſe, die transſcendentalen das Eintreten der Zwecke conſtruiren. Wir können in einem zuſammenzogeneren Ausdrucke dafür noch ſagen: die erſten begründen die Möglichkeit jedes Geſchehens, die zweiten die Wirklichkeit des ſeienden, die dritten die Nothwendigkeit dieſer beſtimmten Wirklichkeit.

Der Sinn dieſes Fortſchritts von einfacheren zu verwickelteren Formen wird ſich ſpäter deutlicher enthüllen; es genügt hier, die Fragen angegeben zu haben, auf deren Beantwortung in jedem einzelnen Falle hinzuarbeiten iſt. So finden wir uns nun nach allem bisher Angegebenen hinſichtlich der Methode des Fortſchritts durchaus auf dem nämlichen Fuße, wie bei der Behandlung der Ontologie. So wie dort der Begriff des Seienden deutlich als das Moment daſtand, welches durch einzelne Beſtimmungen aufzuklären war, ſo haben wir hier an dem Begriffe der Zweckbeziehung und der Forderung, ſie anſchaulich zu ſchematiſiren, ein noch entwickelteres und ausgearbeiteteres Ziel, zu dem wir gelangen

müſſen; und die Vergleichung jedes gewonnenen Reſultats mit den beſtimmten Momenten des abſtracten Zweckbegriffes wird uns wie dort, das Ungenügen einzelner Beſtimmungen entdecken laſſen, zugleich mit der Nachweiſung über die dadurch nothwendig geforderte Ergänzung.

Es würde unnöthig ſein, noch einmal darauf zurückzukommen, wie dieſe beſtimmte Entwicklung, die wir uns vornehmen, immer nur möglich wird durch die Umbildung der Dialektik in eine ſubjective Methode der Vergleichung und durch die Auflöſung der Reflexionseinheiten in ihre einfachen Beſtandtheile. So allein gewinnen wir, wenn es auch außerweſentlich iſt, dieſe Natur ſprachlich auszudrücken, Urtheile als Prämiſſen zu Schlüſſen, und nur, was auf dieſem Wege abgeleitet iſt, kann ein nothwendiges Reſultat ſein; während, wenn man es den Begriffen überläßt, ſich zu entwickeln, dieſer Vorgang in eine Phantasmagorie des Erſcheinens, Verſchwindens, Setzens und Sichwiederaufhebens hinausläuft, deren Frappantes im Grunde doch auf der ſie keineswegs empfehlenden Wahrheit beruht, daß das freie Spiel der Vorſtellungen mehr Reiz zu haben pflegt, als die ſuchende Unterſuchung. Gilt es für eine Vollendung der Speculation, dasjenige, was wir hier betrachten wollen, sub specie aeternitatis anzuſchauen, ſo wollen wir aufrichtig bekennen, daß es uns beſſer ſcheint, Nichts unter einer ſolchen species, ſondern Alles in ſeinem weſenhaften eignen Lichte zu betrachten; gerade jene berührte Gewohnheit hat, wie der Kundige leicht ſehn wird, dasjenige hervorgebracht, was wir mit Ueberzeugung als Irrthum anzuſehen genöthigt ſind.

Dieſer Einleitung in unſre nächſte Unterſuchung iſt noch eine Bemerkung beizufügen. Als die Lehre von den Principien der Erſcheinung ſteht die Kosmologie in naher Beziehung zur Naturphiloſophie. Sie hat die Formen aufzuzeigen, unter denen aller geiſtige Inhalt, Alles, was in ſich Bedeutung hat, in der Natur ſich verwirklicht. Dieſe Verwirklichung, da ſie auf nothwendigen Gründen, freibeſtimmten Urſachen und teleologiſchen Combinationen dieſer beruht, führt eine dreifache Betrachtung der gegebenen Erſcheinungen

mit ſich, welche verſchiedenen Theilen der Naturphiloſophie anheimfällt. Der Nachſchein des Ontologiſchen in der Erſcheinung iſt das erſte, deſſen Principien durch die Kosmologie gegeben werden, und da alle dieſe Aufgaben ſich zuletzt auf die Möglichkeit der Unterſcheidung einzelner Seiender durch beſtimmte Intenſität der Setzung gewiſſer Beziehungen zurückführen, ſo müſſen dieſe erſten Principien der Mannigfaltigkeit der Größenbeſtimmungen und ihrer geſetzmäßigen Abhängigkeit offen ſtehen. In der That können durch Ausbreitung über allen Inhalt die reinen kosmologiſchen Formen als geſtaltloſe Unendlichkeiten gefaßt werden, und das in der Ontologie berührte Verhältniß des Unendlichen zu den Zahlen führt die Nothwendigkeit einer mathematiſchen Behandlung dieſes Theils der Naturphiloſophie herbei. Der Kosmologie liegt es nur ob, dieſer mathematiſchen Naturphiloſophie ihre allgemeinſten Grundlagen zu geben.

Aber außer dem Nachſchein des Ontologiſchen kommt der eigne Schein des Seienden hinzu, welches dieſe kosmologiſchen Formen ſich aneignet. Das, was von dieſem innerhalb unſerer Grenzen ſich als nothwendig ergibt, in dem Reichthum ſeiner freien Beſtimmtheiten in der gegebenen Welt nachzuweiſen, iſt das Geſchäft der empiriſchen Naturphiloſophie, welche, ohne in Widerſpruch mit der mathematiſchen gerathen zu können, zu ihren Unterſuchungen nur im Allgemeinen ein höher gelegenes Niveau benutzt. Endlich für den Vorſchein des wahren weſentlichen Elements in dem Seienden hat die Kosmologie nur die zu ſeiner Aufnahme bereiteten Formen zu beachten; ſo gibt ſie der ſpeculativen Naturphiloſophie den Umfang und die Principien ihrer Unterſuchung an, welche den Sinn und die Bedeutung der Natur zu erfaſſen ſtrebt.

So wie daher die Ontologie der geſammten Metaphyſik die Probleme bereitet, ſo ſteht die Kosmologie in einem ähnlichen Verhältniſſe zu dem zweiten großen Kreiſe philoſophiſcher Unterſuchungen. Von dieſer Ausſicht über das große Gebiet ſpeculativer Betrachtungen gehn wir jetzt über zu der Darſtellung der reinen Formen der Anſchaulichkeit.

§. 40.

Der Zuſammenhang der Dinge, wie er ſich in der Zweckbeziehung vollendet hat, iſt der Proceß der Verwirklichung des nicht ſeienden Zweckes durch die ſeienden Urſachen. Dieſes Sein und Nichtſein ſind in der Ontologie nur Forderungen einer Beſtimmtheit, und das erſte muß hier ſein, den objectiven Ausdruck für dieſe verſchiedenen hier vorausgeſetzten Weiſen der Poſition zu finden. Die Schematiſirung dieſes abſtracteſten Gerüſtes für den Zuſammenhang der Dinge bieten die einfachſten Beſtimmungen der Zeitlichkeit dar.

Es darf hier noch nicht von der Zeit geſprochen werden, welcher zuſammengegangene Ausdruck für verſchiedene einzelne Beſtimmtheiten keineswegs, wie wir ſogleich ſehn werden, ein einfaches anfänglich Gegebenes iſt, ſondern im Gegentheil verwickeltere Begegnungen mit andern kosmologiſchen Formen vorausſetzt. Das Erſte iſt vielmehr, daß die einfache Poſition des Seienden objectivirt wird, und daſſelbe in Geſtalt des Jetztſeienden nicht blos als Geſchöpf des Gedankens die künſtliche, von dieſem verliehene, ſondern als an ſich Seiendes die ihm ſelbſt zugehörige Setzung der reinſten Gegenſtändlichkeit erlangt. Alles, was ſein ſoll, muß daher jetzt ſein; Gegenwart und Wirklichkeit ſind unzertrennlich; und dieſes Jetzt, in welchem nicht etwan ein unbegreiflich neuer Inhalt, ſondern nur die Form der Objectivität zu der reinen Setzung des Seienden hinzukommt, iſt das einzige urſprüngliche Element der Zeit, die einzige Form, unter welcher wir wirklich alles Seiende anzuſchauen genöthigt ſind.

Wir würden aber bei dieſer einfachſten Form nur dann ſtehen bleiben, nur dann mit dieſer atomiſtiſchen Setzung uns begnügen können, wenn wir wirklich das Nichtſeiende nur als das bodenloſe Nichts, das Seiende als dieſes einfach Geſetzte annehmen dürften, und nicht genöthigt wären, die Wahrheit des Seienden in ſeinen Beziehungen, und zuletzt in dem teleologiſchen Zuſammenhange aufzuſuchen. Dies aber führt uns über dieſes ſich ſelbſt genügende, beziehungsloſe Mo-

ment des Jetzt hinaus. Auch das Nichtseiende nämlich, der Zweck und die Ursachen, welche sich in der Erzeugung der Erscheinung aufgehoben haben, sind nicht verloren; sie zeigen sich vielmehr, obwohl nicht in dem Sinne des Wirklichen seiend, dennoch als eine über dasselbe gesetzte Macht, und so als ein gesetztes Nichtseiendes. Daher muß innerhalb der objectivirten Setzung der Gegensatz des Seienden, dessen Form das Jetzt, und des Nichtseienden ausgedrückt werden; nur das, was niemals ist, ist das Nichtgesetzte, das aller Beziehungen unfähig ist. So wie wir nun bisher das einzelne Moment des Jetzt gefaßt haben, würde der Zweck aus der reinen einfachen Abwesenheit des gesetzten Nichtseins sich in dem Punkte der Gegenwart verwirklichen, und dieselbe Abwesenheit würde außer ihm auch die Ursachen wieder in in sich fassen, durch welche er die gegenwärtige Erscheinung sich gegeben hat. Um nicht den Schein eines Wortspiels zu geben, bemerken wir ausdrücklich, daß wir unter dem Namen der Abwesenheit das gesetzte Nichtsein grade in derselben bildlichen und auf den Begriff zurückzuführenden Weise verstehn, wie der gewöhnliche Gebrauch die Wirklichkeit durch die Gegenwart ausdrückt.

Nun aber, die einfache Abwesenheit aus der Gegenwart des Jetzt reicht nicht aus, um die geforderte qualitative Verschiedenheit des Nichtseins einerseits der Zwecke, anderseits der Gründe und der aufgehobenen Ursachen deutlich zu bezeichnen. Das Nichtsein der seinsollenden Zwecke ist ein anderes, als das der Vermittlungsglieder, der Prämissen, welche sich in der Erzeugung des Seienden gegenseitig in ihrer Bestimmtheit vertilgt haben. Um diesen doppelten Unterschied des noch unvermittelten und des vermittelten Nichtseins auszudrücken, wird das Verhältniß der Gegenwart und Abwesenheit einer neuen Schematisirung unterworfen, und indem wir die Richtung des teleologischen Processes in das Jetzt hineinbringen, entsteht die Gliederung des Vor, Jetzt und Nach. So entwickelt sich die Position des Seienden und des gesetzten Nichtseienden zu dem Scheine einer Ausdehnung der Zeit.

Es ist wichtig, diese Bestimmung festzuhalten, daß von allen Momenten der Zeit nur das Jetzt, die einfache Position, ein ursprüngliches ist; daß aber die Ausdehnung der Zeit nach beiden Seiten keineswegs ein ursprüngliches Gesetz ist, dem wir alles einzelne Seiende zu unterwerfen haben, vielmehr das Resultat der Anwendung des nämlichen Schematismus auf die Momente des teleologischen Processes. Indem wir den erfüllten Zweck und den erlangten Reichthum seiner Bestimmtheiten mit der noch leeren Möglichkeit des unerfüllten und der Position des Wirklichen in Beziehung bringen, wird für uns die Zeit erst, dehnt sie sich erst aus, indem die Position über jene beiden nicht seienden Momente wächst und sich verlängert, und hierdurch den qualitativen Schein eines Vor und Nach hervorbringt, indem wir uns einer räumlichen Vorstellung hingeben und uns selbst in dem Processe des Geschehens einen Ort und eine Richtung des Blickes geben.

Aristoteles hat das Vor und Nach der Zeit abgeleitet von räumlichen Bestimmungen, mit Unrecht ohne Zweifel insofern, als die Unvertauschbarkeit beider nur von ihrer Bedeutung im teleologischen Zusammenhange herrührt, aber richtig insoweit, als das Auftreten beider Bestimmungen überhaupt keineswegs denselben Sinn hat, als das Vorhandensein des Jetzt. Wir sind im gewöhnlichen Leben in den nothwendigen Schein einer Ausdehnung der Zeit so hineingebannt, und durch die Philosophen, welche nur die aus ihren einzelnen Momenten mit Vergessung derselben conglomerirte Totalanschauung der Zeit im Großen deduciren, werden wir in dieser Meinung so bestätigt, daß es schwer fällt, sich zu überzeugen, wie es in der That weder ein Vor noch ein Nach gibt. Wir rechnen, wenn wir die Welt überblicken, das Gewesene insofern noch mit zu dem Effectivbestande der Erscheinung, als wir ihm in einem Theile der ausgedehnten Zeit eine Miteristenz anweisen; im Grunde aber ist nur, was jetzt ist; alles Andere ist wirklich nicht, und bildet weder vorwärts noch rückwärts eine so mit dem Gegenwärtigen zusammenhängende Reihe, daß es wie dieses als

Erſcheinung zu faſſen wäre. Alles Vor und Nach iſt vielmehr ſeiner ganzen Natur nach ein Ontologiſches, außerhalb der Erſcheinung Befindliches, und wenn es als Vergangenes oder Künftiges angeſehn wird, iſt dies eine Anwendung kosmologiſcher Formen auf dasjenige Ontologiſche, was nur ein ſolches ſein kann.

Es iſt daher durchaus zu behaupten, daß Alles, was als geweſen oder künftig betrachtet wird, in der That nicht auf einer Verlängerung des Jetzt ſeinen Ort hat, daß eine ſolche Ausdehnung nicht für dasjenige exiſtirt, welches unter ihr gefaßt wird, ſondern daß ſie nur an dem Jetzt als der Vor- oder Nach-Schein deſſen beſteht, was als rein Ontologiſches gänzlich außerhalb der Schematiſirung durch kosmologiſche Formen liegt. Man darf uns nicht hier den Vorwurf machen, als verwieſen wir das Weſenhafte aus der Zeit; indem man nämlich hartnäckig die eben von uns geläugnete Ausdehnung derſelben feſthält; ſondern es gibt vielmehr dieſe beiden Arme gar nicht, die ſich ins Unendliche erſtrecken. Sobald wir es einfach überlegen, wodurch das Künftige vom Vergangnen ſich unterſcheidet, ſo ſind es metaphyſiſche Beſtimmtheiten, nämlich die nur ſeinſollende Nothwendigkeit und die wirklich erfüllte aber ebenfalls nicht ſeiende Nothwendigkeit; ſo iſt Vergangnes und Künftiges ein rein Ontologiſches und das Qualitative, Eigenthümliche, das es durch ſein Aufreihen in die ſcheinbare Ausdehnung der Zeit erlangt, trifft nicht es ſelbſt. Beziehen wir uns zurück auf die Entſtehung der kosmologiſchen Formen, ſo ſollten ſie der nothwendige objective Schein ſein, in dem der Zuſammenhang der Dinge erſcheint: daher iſt nur die Gegenwart der Schein des Wirklichen, Zukunft und Vergangenheit der Schein des Nichtſeienden, durch den es ſich Beziehung zu dem Wirklichen gibt; keineswegs aber ſind beide die Formen des Nichtſeienden, als eines Seienden; und dieſer Widerſpruch iſt es doch, der in der Regirung der Wirklichkeit des Zukünftigen und Vergangenen und der gleichzeitigen Aufbewahrung beider auf einer Linie mit dem Wirklichen liegt.

Es gibt daher nur eine kosmologiſche Form des Seins, die der augenblicklichen Wirklichkeit, des Jetzt; aber die Beziehungen zu dem geſetzten Nichtſeienden heften an ſie den Schein des Vor und Nach, durch welchen das, was nur ontologiſch iſt, an dem kosmologiſchen Erſcheinen Antheil hat, ohne ſelbſt je darin wirklich zu werden. Es gibt daher weder Zukünftiges noch Vergangenes, ſondern das Ontologiſche nimmt hier nur den Schein der Erſcheinung an, weil es als ſolches ſelbſt nicht erſcheinen darf. Es iſt daher auch das Jetzt das einzige Moment, welches ſich ſelbſt erklärt, wogegen das Vor und Nach nur in Beziehung auf dieſes gedacht werden können. Wollte man dagegen einreden, daß das Künftige als das Seinſollende auch eine eigenthümliche Beſtimmtheit habe, ſo würde man damit eben ſeine rein ontologiſche Natur hervorziehen, von der wir eben ſagen, daß ſie in Geſtalt der Zukunft ſich nur den Schein einer Erſcheinung gibt, weil die Zukunft nie anders, als an der Gegenwart als ein noch nicht Erſchienenes, und als ſolche auch nie Erſcheinendes vorhanden iſt. Ein Schein der Erſcheinung iſt Zukunft und Vergangenheit, weil beide künſtliche Projectionen desjenigen auf die Linie der Erſcheinung ſind, welches ſeinem Weſen nach an einer ſolchen gar nicht Theil haben kann. Es iſt hiermit die erſte Aufgabe erfüllt, in der kosmologiſchen Form den eigenthümlichen Schein des Seienden, und an ihm den Nachſchein des Ontologiſchen und den Vorſchein des Zweckes aufzuweiſen.

§. 41.

Das Vorhergehende gibt in dem einzelnen für ſich beſtehenden Momente der Gegenwart und dem ihm anhaftenden Scheine eines Künftigen und eines Geweſenen nur diejenigen formalen Beſtimmungen an, ohne welche zwar nicht, aber auch durch welche noch allein nicht der teleologiſche Proceß realiſirt werden kann. So lange wir das einzelne Seiende in ſeinem Momente der Wirklichkeit für ſich laſſen, kann aus dieſer einzigen Prämiſſe kein Geſchehen hervorgehen und die durch jenes dargebotenen Formen des Pro-

ceſſes müßten unbenutzt bleiben. Sollen ſie benutzt werden, ſo muß das cauſale Verhältniß in der Zweckbeziehung realiſirt werden; es müſſen mehrere Seiende in dem Momente der Wirklichkeit befaßt werden, deren unterſchiedene Beſtimmtheiten eine Folge aus ſich erzeugen. Das Zuſammenſein der Urſachen, welches wir in dem Zuſammenhange der Dinge poſtulirten, iſt daher ein Zugleichſein derſelben, d. h. ein Geſetztſein durch dieſelbe objective Poſition. Wo nun die Urſachen in der Erzeugung einer Folge ihre Beſtimmtheiten gegen einander verändern, treten ihre früheren Geſtalten als nun nicht mehr ſeiende aus der Erſcheinung ab, nehmen aber als geweſene noch einmal einen Schein der Erſcheinung an, indem ſie jenes Reich des Nichtſeienden vergrößern helfen, das als Geweſenes, obwohl es nicht mehr erſcheinend und wirklich iſt, dennoch der kosmologiſchen Form nicht entſagen möchte und daher die widerſprechende Form eines vergangnen Jetzt annimmt. Die neue Geſtalt des Wirklichen aber haftete an dem Früheren in dem Vorſchein eines Möglichen, Unbeſtimmten; nun übergegangen in das Jetzt unterliegt ſie dem nämlichen Schickſale, durch Conflict mit andern Beſtimmtheiten den Schein des vergangnen Seins zu vergrößern. In dieſen Verhältniſſen zeigen ſich nun die Mittel, durch welche der teleologiſche Proceß in dem Momente ſich verwirklicht. Das was Zweck ſein kann, darf als ſolcher nur als Zukünftiges ſcheinen; ſo iſt er zwar nur möglicher, aber ein ſolcher, der nothwendig der Verwirklichung zueilt; hindurchgetrieben aber durch das Moment der Erſcheinung wird er nicht von ſich ſelbſt, ſondern von dem Vergangenen, welches die Bedingungen bereitet, die ihn in das Wirkliche hineinziehn.

Es mußte ſo ſein; der Zweck darf nicht unmittelbar ſich ſelbſt vollbringen, ſondern bedient ſich des cauſalen Zuſammenhangs, um durch ſeiende Wirkliche ſeine eignen Momente zuſammenzutreiben. Das Vergangene iſt dann das Nothwendige; weder ſeiend, noch ſein ſollend, bildet es die concreten Gründe, das Syſtem von Bedingungen, aus deren fortwirkendem Einfluß das Wirkliche mit Nothwendigkeit hervorgeht. Auf dieſe Weiſe iſt der Zweck, welcher im kosmologiſchen

Scheine das Letzte ist, zugleich das Erste, aber nicht in seiner eigenen Gestalt, sondern in Gestalt des diffusen Grundes, der noch auf die Bestimmtheit der Wirklichkeit wartet, um hier oder dorthin auszuschlagen. Es ist daher das Zukünftige im Allgemeinen die Form des Resultates, welches durch das Vergangene und Gegenwärtige bestimmt ist, und kann deshalb auch dem Zufälligen gehören, welches nur Resultat und nicht Zweck ist.

Dieses Umsetzen des noch unbestimmten unendlichen Möglichen in das bestimmte Vergangene, welches durch die im Vergangenen selbst liegenden Bedingungen mit Hilfe der qualificirten Gegenwart geschieht, begründet den Schein einer Succession der Dinge in der Zeit. Da einmal Zukunft und Vergangenheit als die Reservoirs da sind, in denen das Nichtseiende, das über die Erscheinung hinaus ist, dennoch den Schein einer solchen annimmt, so ist es nun, als ob die Dinge, anstatt in die reine Abwesenheit des Ontologischen zurückzugehn, an einem Hintergrunde noch fortgingen, aus der Zukunft kommend, in die Vergangenheit gehend. Oder nicht sie selbst bewegen sich durch die ruhende Linie der Zeit, sondern sie ruhen in dem fortfließenden Momente, das aber, obwohl vergangen, dennoch aufbewahrt wird. Und da niemals, so lange Wirkliches ist, die ontologischen Gesetze der Verknüpfung ihre Kraft verlieren, so geht der Proceß dieses Vorüberziehens continuirlich fort; Wirkung und Ursachen, wieder in neue Wirkungen zerfließend, bereichern gleichmäßig die Summe des Vergangenen und entziehen der Möglichkeit des Künftigen einzelne Bestimmungen. So bringt die Wirklichkeit mit dem Reichthum ihres Inhalts und der Kraft ihrer Ursachen den Fluß der Momente hervor, und was aus der Gegenwart des Jetzt verstoßen ist, bewegt sich nach den Gesetzen des kosmologischen Scheins an den imaginären Fernen der Vergangenheit fort. Ueber die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit des Wirklichen klagt das Gemüth; aber die Klage würde ernster sein, wenn es bedächte, daß alles Vergangene aus der Kette der Erscheinungen gänzlich ausgebrochen ist, daß es in keiner Continuität der Zeit mehr

haftet, ſondern aus aller Zeit in die reine Abweſenheit zurückgenommen iſt, aus der es in die Erſcheinung hervorgezogen wurde.

Wir enthalten uns, den weiteren Phantaſien, die ſich über kosmologiſche Formen und ihre Anwendung auf das Seiende ſo leicht geſtalten, weiter nachzugehn und drücken die Folgen, die aus unſern Anſichten fließen, noch einmal beſtimmt aus. Genau ſo, wie die Ausdehnung der Zeit ein nothwendiger Schein an dem einzigen Momente des Jetzt iſt, deswegen nothwendig, damit er die Beziehungen des über alle Erſcheinungen hinausliegenden Inhalts mit dem der Erſcheinung zuſammenhalte in dem gleichen Elemente der kosmologiſchen Form, und ein Schein, weil dieſe Form nur der Erſcheinung zuſteht: eben ſo iſt der Fluß der Zeit ein nothwendiger kosmologiſcher Schein an dem Gegenwärtigen, dem Wirklichen, damit das, was weſentlich bereits aus aller Wirklichkeit und aller Erſcheinung hinausgetreten iſt, in ſeinen Beziehungen zu dem Wirklichen erhalten werde. Die Ausdehnung und der Fluß der Zeit iſt daher eine nothwendige metaphyſiſche Illuſion und als ſolche ein Princip der Ordnung und Beziehung in allem Inhalt, aber eine reine Täuſchung iſt es, ſie für etwas Anderes, als eine ſolche Illuſion zu nehmen, und ſich in die Fragen über den Urſprung und das Ende der Dinge in der Zeit zu verwickeln. Es zeigt ſich hier die unfruchtbare und trügeriſche Auffaſſung metaphyſiſcher Gegenſtände durch Reflexionseinheiten aufs Neue. Man hat die Zeit, d. h. die in der Sprache gemachte confuſe Einheit aller bisher durchgegangenen Beſtimmungen im Ganzen deducirt, ehe man die Momente hatte; und ſo, dieſe compacte Einheit der Beſtimmungen vor Augen, hat man die Zeit ſich zu einem zwiſchen Etwas und Nichts ſchwebenden Hintergrunde gemacht, an dem das Seiende erſcheine.

Wenn ſo nach dem Anfange der Dinge in der Zeit gefragt wird, ſo zeigt ſich die Trübheit und Verworrenheit der Frage darin, daß ſie unausdrückbar wird, ſobald man dieſe irre Einheit der Vorſtellung aufgibt. Der kosmologiſche Schein der Succeſſion iſt überall, wo cauſale Wirkung iſt; der

Schein der ausgedehnten Zeit überall ſelbſt, wo nur ein einfaches Seiendes. Nicht die Dinge fangen daher in irgend einer Zeit an; ſondern jedes wirklich Geſetzte verbreitet den Schein einer in dieſem Falle freilich leeren Vergangenheit um ſich her, und nicht eher iſt ein ſolcher Schein denkbar, ehe das Seiende da iſt, das ihn wirft. Dieſer Fall des einfachen Geſetzten, der eine Succeſſion der Momente unmöglich macht, pflegt dann bei der Vorſtellung gewöhnlich in räumliche Vorſtellung umzuſchlagen, wovon ſich ſpäter der Grund zeigen wird. Wir ſehen jenen Schein der Succeſſion und der Ausdehnung in der Vorſtellung des Werdens. Das, was wird, ſo lautet die gewöhnliche Schwierigkeit, muß in jedem Momente entweder noch nicht ſein, oder ſchon ſein. Aber jene Momente der Zeit liegen nicht fertig da; und man kann nicht ſagen, daß das Ding *vor* ſeinem Gewordenſein *noch nicht* iſt, ſondern es iſt einfach nicht; und jenes vor ſo wie das noch nicht ſind Ausdrücke des Scheines einer Ausdehnung in der Zeit, die das Ding ſich gibt, wenn es die Poſition des Jetzt erreicht, d. h. aus dem reinen ontologiſchen Gebiete in die kosmologiſche Form übergeht. Nicht in einer Zeit entſteht das erſte Seiende, ſondern entſtehend bringt es den Schein einer unendlichen vor ihm liegenden Vergangenheit mit ſich, um ſeine nicht in die Erſcheinung eintretenden ontologiſchen Beziehungen dennoch auf das Element der Erſcheinung zu projiciren. So wenig ein Werdendes *iſt*, ſo wenig iſt es *auch noch nicht*, ſo wenig iſt es ſelbſt ein *Werdendes*, ſondern alle dieſe Beſtimmtheiten ſind rückläufige Scheine des Wirklichen, welches ſeine ontologiſchen Beziehungen in dem Elemente der Erſcheinung auszudrücken ſtrebt.

Wir haben nach dieſem Allen keine groſſe Veranlaſſung, von dem Begriffe *der Zeit* im Ganzen einen philoſophiſchen Gebrauch zu machen, nachdem wir in Geſtalt von Urtheilen die in ihm liegenden Vorausſetzungen erläutert haben. Wer ſagt: es ſei Alles der Zeit unterworfen, ſagt etwas ſehr Unanwendbares; auf die einzelnen Momente mußte zurückgegangen werden, aus denen dieſer Compler entſtanden iſt. Neben der Unanwendbarkeit liegen dann die beſtimmten Irrthü-

mer, die aus der halben Selbſtſtändigkeit der ſo gefaßten Anſchauung entſpringen. So iſt der Gedanke einer leeren Zeit, wie er auch gewandt werden mag, ein Ungedanke, ſo lange wirklich das Charakteriſtiſche der Ausdehnung und Succeſſion darin feſtgehalten werden ſoll. Es ſieht nämlich Jedermann leicht, daß wir die Beſtimmung einer leeren Zeit immer denken, nämlich die Zukunft; aber in ihr iſt keine Succeſſion, und keine Ausdehnung nach qualitativ verſchiedenen Seiten. Man kann demnach zwar wohl das Leere überhaupt denken; ihm aber die Succeſſion innerlicher Momente nur ſcheinbar anheften, die der Zeit eigenthümlich und in ihr von der Verwirklichung teleologiſcher Beziehungen abhängig iſt.

§. 42.

Die Verhältniſſe des cauſalen Zuſammenhangs haben die Succeſſion der Momente und die Flucht der Zeit hervorgerufen, aber die Vorſtellung, wie ſie ſo Verſchiedenes in der zuſammengegangenen Form der Zeit vereinigt, weiß auch von einer Dauer derſelben zu reden. Indem wir zur Darſtellung dieſer und verwandter Begriffe übergehen, erinnern wir uns zuerſt, daß die cauſalen Beſtimmungen zunächſt nur die Natur des Geſchehens, welches der allgemeine Boden aller Verwirklichung iſt, herbeigeführt haben, daß aber die Benutzung dieſes Bodens für das Daſein der Zwecke noch weiter vorzubereiten iſt. Jede Beſtimmtheit, die durch frühere hervorgebracht in die Gegenwart tritt, wird durch ihren Conflict mit anderen Prämiſſen aufgehoben und aufgezehrt, und ſo erſcheint, wenn das Reſultat als die Erfüllung eines Zweckes gelten ſoll, dieſe Erfüllung doch als eine nichtſeiende, aus der Erſcheinung wiederherausfallende, obwohl wir ſie auf dem imaginären Hintergrunde der Vergangenheit noch innerhalb der Erſcheinung ſich projiciren laſſen. Das alſo, was ſich der gegenwärtigen Wirklichkeit erfreut, iſt jederzeit nur das Mittel der Erfüllung; anderſeits aber um der continuirlichen Succeſſion willen, welche die Zukunft niemals aufzehrt, iſt der Zweck ein Jenſeitiges, und das bereits erfüllte erſcheint

nur als die Grundlage des Zwecks, der in seiner Einheit zusammengenommen nicht in die Wirklichkeit tritt.

Diese Bemerkung, daß dasjenige, was das eigentlich Wesenhafte ist, niemals selbst innerhalb des kosmologischen Scheines eine Wirklichkeit findet, hat durch eine zweifache Phantasie über denselben zu der Anerkennung eines eigenen, andern Daseins des an sich Seienden geführt. Einmal hat man das Wahrhafte über aller Succession der Zeit in einer unzeitlichen Ewigkeit gesucht, und mit dieser vorstellungsmäßigen Scheidung einer doppelten Welt die Wahrheit umschrieben, daß die seinsollenden Zwecke nur deshalb den kosmologischen Schein vonnöthen haben, um ihre Erfüllung zu vollbringen, daß sie aber als erfüllte nicht mehr das Sein der Erscheinung, sondern ein anderes ihnen eigenthümlich zuständiges in Anspruch nehmen. Dann aber hat der Gedanke einer nach der Zeit erfolgenden Ewigkeit vorausgesetzt, daß die wahrhafte Wirklichkeit beginnen werde mit der geschehenen Aufzehrung der Zukunft, mit der Erfüllung aller Zwecke und ihrem erfolgten Hindurchgehn durch die Erscheinung, indem mit dem Abschluß des teleologischen Processes Ausdehnung und Succession der Zeit, wie nach allem Bisherigen erhellt, wegfallen würde. Dem entgegen haben neuere Philosophen energischer als je behauptet, daß die Zeit eine Form sei, der das wahrhafteste Sein sich nicht entziehen könne; aber sie haben die Schwierigkeiten doch nicht getilgt, die aus dieser Annahme sich ergeben.

Wir haben hierüber folgende Erinnerungen zu wiederholen: innerhalb des kosmologischen Gebiets haben wir seiend dasjenige genannt, was unter der Form des Jetzt vorhanden ist; alles Andre nichtseiend; aber wir bedenken, daß dieser Gegensatz ein relativer ist, und daß das kosmologisch Seiende selbst ein Nichtseiendes ist, wo auf das, was in der Erscheinung nicht befindlich ist, die werthvollere Bedeutung des Seins übertragen wird. Genauer müssen wir daher sagen: wofern nur das ist, was erscheint, so ist das nicht, was nicht jetzt ist; denn alles Vergangene und Zukünftige erscheint nicht mehr, oder nie; wohl aber hat es an sich den Schein eines

Erſcheinens, indem es ſich, obwohl in die reine Abweſenheit zurückgegangen, dennoch an dem Hintergrunde des Scheins projicirt. Wir werden daher ſagen, da das cauſale Mittel es iſt, welches um zu erlangender Beſtimmtheit willen, die Erſcheinung hervorruft, daß ſie auch nur dieſem gebühre, und daß von dem teleologiſchen Proceß einzig der cauſale Zuſammenhang ſeine wahre Stelle in der Welt der Erſcheinung habe. So darf in der That nur das Mittel in der Succeſſion der Momente erſcheinen, und dieſer Satz liegt jenen Anſichten zu Grunde, die mit dem Eintreten des Zwecks in die völlige Erfüllung Ausdehnung und Succeſſion der Zeit, d. h. die Grundlagen aller Erſcheinung vernichten. Allein der nämliche Satz muß ganz durchgedacht werden. Wenn nur das Mittel erſcheinen darf, ſo muß, was erſcheint, auch nur als Mittel erſcheinen; und die Succeſſion der Momente, als die Erſcheinungsform des cauſalen Mittelproceſſes, muß Principien der Beſtimmung in ſich aufnehmen, durch die ſie zugleich auf den nichterſcheinenden Zweck hindeutet. Oder: das nicht wahrhaft erſcheinende Weſen muß einen Schein zeitlicher Erſcheinung annehmen, um das wirklich Erſcheinende nur als Erſcheinung gelten zu laſſen.

Dieſe ſcheinbar ſich widerſprechende Aufgabe einer zeitloſen Zeit zu löſen, haben alle oben erwähnten Anſichten Anſtrengungen gemacht; die beſondere Stellung, die wir derſelben gegeben haben, führt uns zunächſt auf die Vorſtellung der Dauer. Ein Gegenſatz zu der Succeſſion der Momente muß gebildet werden innerhalb des kosmologiſchen Scheines der Zeit ſelbſt; wenn nun aber als ſolcher ſogleich die Dauer angeführt wird, ſo iſt der Name offenbar eher vorhanden, als der Begriff, denn es fragt ſich eben, wie ein ſolcher Widerſpruch einer beharrenden Zeit gedacht werden könne.

Analyſiren wir zuerſt die Art und Weiſe, wie wir gewöhnlich die Vorſtellung der Dauer bilden. Es wird hier durch die Phantaſie die Ausdehnung der Zeit reſtituirt und von einem auf ihrer Linie angenommenen Punkte der Gegenwart gehen die Erſcheinungen auf den der Vergangenheit zufallenden Theil der Linie über. Die Länge deſſelben grenzt

die Phantaſie in eine Anzahl von Einheiten ab, und mißt die Dauer der Erſcheinungen in der Zeit nach der Länge der Vergangenheit, die ſie bedecken. Von ewiger Dauer wird das ſein, was auf jedem Elemente der Vergangenheit ſich zeigt, mithin durch jedes Moment der Gegenwart hindurchgegangen ſein muß; und da überall im Verlaufe der Linie wenigſtens dieſe ſelbſt ſich zeigt, ſo wendet ſich der Ausdruck auch dahin, der Zeit eine ewige Dauer zuzuſchreiben. Obwohl dieſe Redensart eine Vergleichung der Zeit mit ſich ſelbſt vorausſetzt, ſo hat man doch nicht Urſache, ſobald man einmal mit dieſem Begriffe im Großen hanthieren zu müſſen glaubt, ihr vorzugsweis einen Mangel an Sinn vorzuwerfen; denn es iſt ſchließlich gleichgiltig, wie vielerlei bildliche Vorſtellungen ineinander ſpielen, ſobald man überhaupt nicht geſonnen iſt, auf die Bedeutung dieſer Bildlichkeit einzugehen. Uns liegt es aber ob, aus jener Anſicht dasjenige hervorzuziehen, was in ihr verſteckt die Nöthigung zu weiterem Fortſchritt in ſich enthält.

Es iſt wahr, daß mit einem unvermeidlichen metaphyſiſchen Scheine an das einzige urſprüngliche Jetzt ſich ontologiſche Verhältniſſe in Geſtalt der Zukunft und Vergangenheit anknüpfen, und die ſcheinbare Ausdehnung der Zeit hervorbringen; allein jenes obige Raiſonnement über die Entſtehung des Begriffs der Dauer täuſcht ſich inſofern, als ſie dieſen Schein für ebenſo, als das Jetzt, gegeben annimmt, und ſich gebehrdet, als könne das meßbar und eintheilbar ſein, was ſo verſchiedene Elemente des zeitlich Seienden und nicht mehr Seienden in ſich befaßt. Wäre das Vergangene nicht verlaufen, projicirte es ſich nicht blos in Geſtalt einer Linie, ſondern wäre es wirklich, d. h. jetzt in Geſtalt einer Linie gegeben, ſo würde es allerdings möglich ſein, es einzutheilen nach irgend einem beliebigen Maßſtabe. So aber, da die Linie der Vergangenheit nur eine imaginäre Projection iſt, woher die Einheit nehmen, die nicht nur dieſe Linie, ſondern zugleich gar den reellen Punkt des Jetzt in einer Continuität mäße? Daher war es Täuſchung, die Zeit als meßbare Linie vorauszuſetzen, ſie war in der Ausdehnung nur als

Richtung gegeben, welche weder hier noch irgendwo ein Princip zur Schätzung der Entfernungen hat. Die Ableitung iſt vielmehr umzukehren: das Maß der Zeit ſind die Größen des Geſchehens, nicht nach einem zeitlichen, ſondern einem teleologiſchen Maßſtabe gemeſſen; die Dauer der verlaufenen Zeit wird nach der Maſſe des Geſchehens beurtheilt, welche in der beſtimmten Richtung der Vergangenheit abgegangen iſt.

Wenn es ſich nun fragt, wonach wir die Größen des Geſchehens überſchlagen, ſo begreift es ſich leicht, daß eine ſolche Schätzung überhaupt urſprünglich nur teleologiſche Proceſſe treffen kann, weil nur dieſe mit Erfüllung ihres Zweckes ein Ziel erreichen, während alle Seitenverbreitungen des Zufälligen endlos und in ſich ſelbſt maßlos fortlaufen, und folglich ihr Maß nur durch Vergleichung mit jenen erhalten können. Da wir nun eine Einheit ſuchen, ſo müſſen wir dafür die Vollendung irgend eines teleologiſchen Proceſſes annehmen und zugleich die weitere Vorausſetzung machen, daß dieſer Proceß nicht nur ein einzigesmal ablaufe, ſondern ſich ſelbſt in fortwährenden Wiederholungen durch den ſcheinbaren Verlauf der Zeit hindurchziehe. Oder in ontologiſchen Ausdrücken geſprochen: es muß möglich ſein, jedes Jetzt als einen beſtimmten Punkt einer Zweckvollendung zu faſſen, und aus ſeiner Lage in derſelben jedem Punkte der Vergangenheit auch ſeine beſtimmte Lage in ihr, und ſo fort und fort nicht nur allem Vergangenen gewiſſe Entfernungen anzuweiſen, ſondern auch über die Zukunft in ähnlicher Weiſe zu entſcheiden. Die Zeit hat alſo an der ſcheinbaren Ausdehnung nur ihre Richtung, hier aber an dem Rhythmus ihr Maß; und nicht umgekehrt. Nicht der einzelne Schlag des Rhythmus tritt nach Verlauf einer beſtimmten Dauer ein, ſondern an ihm wird die Dauer gemeſſen.

Der Rhythmus iſt die abſtracteſte Form aller Zweckbeziehung, nämlich ihre quantitative, und nur in dem vorgreifenden Beherrſchen der Zukunft zeigt er die verborgene Abkunft. Darum iſt er gewöhnlich als eine werthloſe Zufälligkeit angeſehn worden, als die Bezeichnung gewiſſer gleicher

Intervalle, die durch Position gleichen Inhalts ausgezeichnet sind. Dies ist unwahr; es gibt vor ihm gar keine gleichen oder ungleichen Intervalle, sondern alles Zukünftige ist nur eine große Pause, alles Vergangene ein gleichmäßig starker Ton; erst durch die gleichen Punkte gleicher Zweckbeziehungen kommt hierein der Tact, der das Discrete, das bereits Vergangene mit dem Jetzt und dem Künftigen verbindet. An diesen Perioden der Zweckbeziehung werden alle andern Processe gemessen und erhalten ihre Dauer aus der Vergleichung der Grenzen, zwischen denen ihr Anfang und Ende liegt, mit den bestimmten Punkten der in sich gesetzmäßigen Kette. Die teleologischen Processe selbst haben aber keine Dauer, sondern bestimmen nur das Maß derselben; denn es gibt keine absolute Geschwindigkeit der Zeit, weil sie selbst nicht fließt; sondern die Dauer ist die Vergleichung jedes Geschehens mit dem teleologischen Rhythmus, welcher, obgleich ontologischer Natur, dennoch von seinem Elemente der Erscheinung aus vorwärts und rückwärts nicht nur den Schein der Ausdehnung, sondern auch den der teleologischen Begrenzung und die Vertheilung der Entfernungen hervorbringt.

Dies ist die Macht des Zwecks in der Erscheinung, die discreten Momente dessen, was auf den imaginären Armen der Zeit, und dessen, was im Jetzt sich befindet, zusammenzuhalten, in dem blinden Scheine der Ausdehnung Nähen und Fernen abzuscheiden und das Zukünftige zu fesseln. Der Rhythmus ist der Schein der Erscheinung, den der Zweck als Zweck in seiner eignen Erscheinung annimmt, und in welcher Gestalt er durch sie als das Wesentliche hindurchblickt. Er ist die zeitlose Zeit, der beharrende Wechsel, der gesucht wurde; in ihm, nicht aber in dem Begriffe der Dauer, der vielmehr von ihm erst seine Klarheit erhält, sind die Forderungen, die wir aufstellten, erledigt. Ihre Lösung war verwickelter, als diejenigen zugeben, welche unter der Aegide der in Gestalt der Ewigkeit erfaßten „Zeit“ sich diesen Untersuchungen entziehen, und auf sie, als die gegebene unendliche Anschauung die quantitativen Bestimmungen ohne Zögern anwenden.

§. 43.

Wir glauben in der vorangegangenen Entwicklung der zeitlichen Formen jenen Anforderungen entsprochen zu haben, die wir uns selbst in der Einleitung zu diesen kosmologischen Untersuchungen setzten. Die einzelnen Momente der Zweckbeziehung haben uns auf die zu beantwortenden Fragen geführt, und die Art, wie alle diese Formen mannigfaltige Anwendungen auf das Seiende erleiden, ist aufgezeigt worden. Wir haben an einem Beispiele kennen gelernt, wie entbehrlich für die Philosophie jene Reflexionseinheiten sind, welche die Sprache für den Complex solcher Bestimmungen erfunden hat. Aber wenn wir auch nicht die Zeit in Bausch und Bogen zu deduciren Veranlassung hatten, so müssen wir doch angeben, inwiefern die Sprache mit Recht diesen Kreis von Formen mit einem bestimmten eignen Namen belegt hat; um so mehr, als bereits im Vorigen das Ineinanderspielen räumlicher und zeitlicher Vorstellungen bemerklich war. Die Zeit ist daher, um es kurz zu sagen, der Name für die Summe der kosmologischen Formen, welche die Verhältnisse des Seins und des Nichtseins im teleologischen Processe ausdrücken. Nur dieses abstracteste Moment haben sie aus dem Zusammenhang der Dinge herausgehoben, und daher bilden alle Bestimmungen der Zeitlichkeit, in dieser Hinsicht zusammengehörig, nur das formalste Gerüst der Erscheinungswelt. Werden sie zugleich auf eine Welt angewandt, deren Inhalt man aber bis auf das Zeichen desselben durch Abstraction vernichtet, so erzeugen sie die Anschauung der unendlichen Zeit, die als solche keineswegs ein ursprünglicher unvermittelter Gegenstand unserer Erkenntniß ist. Man pflegt die Zeit zu definiren als die Form des Nacheinanderseins; diese Definition ist fehlerhaft, weil sie nur die maßlose Succession, aber nicht die Correlation der Momente berücksichtigt; wird ihr aber vorgeworfen, daß sie das Definirte bereits enthalte, so ist dies gerade ihr Vorzug, daß sie die Priorität dieses bestimmten Verhältnisses anerkennt, und die Totalform erst aus ihm construiren will.

Wir haben die Anſicht geltend gemacht, daß einzig das Jetzt eine kosmologiſche Form ſei, die urſprünglich dem Seienden, d. h. in dieſem Zuſammenhange dem erſcheinenden Wirklichen zukomme. Darauf bauten wir eine Betrachtung über den doppelten Schein des Vor und Nach. Die Zeit ſelbſt, konnten wir ſagen, iſt nur in dem Jetzt; nur von dieſem aus wird ſowohl es ſelbſt, als Zukunft und Vergangenheit erblickt; aber dieſe beiden haben keine ſolche Ausſicht; man muß in dem Jetzt ſtehn, um ſie zu genießen. So war die Einrichtung zeitlicher Dinge künſtlicher geordnet, als es zuerſt ſchien; aber dieſer zuſammengeſetzte Mechanismus hat uns über die verwickelten Fragen Aufſchluß gegeben, die dem Gebrauche der einfachen zuſammengegangnen Totalanſchauungen ihren Urſprung verdanken.

Mehrfach haben ſich ſchon Andeutungen räumlicher Verhältniſſe mit eingemengt, theils an Stellen, wo die beſtimmten Uebergänge zu ihnen befindlich ſind, theils überhaupt wo beſtimmte Momente durch bildliche Vorſtellung noch deutlicher werden konnten. Dies hat ſeinen Grund darin, daß alle dieſe kosmologiſchen Formen keine Ganzen ſind, die ſich gegen einander abgrenzen, ſondern ineinanderfließende Gruppen einzelner Momente; und außerdem drängen grade hier ſich am leichteſten vergeſſene concrete Bilder in den Vordergrund. Es könnte eine ſchöne Erweiterung der kosmologiſchen Unterſuchungen ſein, auf dieſe Art der Verbildlichung die Beobachtung zu lenken. Nicht nur die räumlichen Formen, auch die der Bewegung ſcheinen in die zeitlichen hinein, ſelbſt Erinnerungen an concrete Verhältniſſe beſtimmen ſehr allgemein den Lauf der Phantaſie. Wer die Maſſe ſeines Lebens überdenkt, wendet der Zukunft eine breite Fläche zu und läßt die Vergangenheit ſich in zugeſpitzter Verkürzung verlieren, weil wir am Verſchwinden räumlicher Maſſen die Zeit, an ihrer Verkleinerung die Entfernung zählen.

Es kann hier nur angedeutet werden, welche Kreiſe außermetaphyſiſcher Stoffe dieſen Principien der Betrachtung ſich anſchließen. Sie gehören meiſt der Pſychologie und der Aeſthetik; jener, wenn gezeigt werden ſoll, wie die Metaſche-

matismen ſich combiniren und verſchmelzen; dieſer, wo nachzuweiſen iſt, wie ſie als Mittel zur Darſtellung des Schönen anzuwenden ſind. Uns liegt es jetzt ob, die in den Formen der Zeit liegenden Mängel aufzuſuchen, welche uns hindern, bei ihr ſtehn zu bleiben.

In der Succeſſion der Momente und dem Maße der Zeit ſind zwar die Bedingungen gegeben, durch welche der teleologiſche Zuſammenhang die Form eines Proceſſes annehmen kann, aber nicht diejenigen, durch die ſich die Verhältniſſe ſelbſt, die in den Fluß der Zeit eingehen ſollen, zu conſtituiren vermögen. Damit der Zweck ſich vollende, braucht er den cauſalen Zuſammenhang, welcher mit ſeinen innerlichen Beſtimmtheiten die Form der zeitlichen Succeſſion annimmt. Wo aber eine Wirkung zu Stande kommen ſoll, da muß das Syſtem der Gründe Platz haben, ſich in verſchiedenen ſeienden Urſachen zu particulariſiren und aus einander zu thun, damit die unterſchiedenen Prämiſſen vorhanden ſind, aus deren Zuſammengehen der Schluß der Wirkung hervorbreche. Es reicht daher nicht hin, daß in den Beſtimmungen der Zeit diejenigen formalen Vorrichtungen gegeben ſind, nach welchen Prämiſſen, *wenn* ſie ſind, in die Bewegung der Beziehung übergehen können, ſondern in der einfachen Poſition des Jetzt müſſen Mittel ermöglicht werden, um ſie zugleich dem Verſchiedenen beizulegen, welches zur Realiſirung des Cauſalzuſammenhangs gefordert wird. Wenn daher die Zeit der Complex der kosmologiſchen Formen für die Beziehungen zwiſchen Seiendem und Nichtſeiendem iſt, ſo müſſen wir hier ein ähnliches Syſtem von Formen aufſuchen, in welchen die Beziehungen des zugleich ſeienden Verſchiedenen zu ihrem Rechte kommen. Auch das Maß der Zeit verlangt eine ſolche Vergleichbarkeit des Verſchiedenen; denn ſobald eine wahrhafte Meßbarkeit eintreten ſoll, muß außer der Einheit des einen Proceſſes auch noch eine Menge anderer Proceſſe gegeben ſein, die auf jene Einheit reducirt werden ſollen. Die Möglichkeit des Ablaufs rhythmiſcher Proceſſe iſt daher an das Zugleichſein Verſchiedner in einem und demſelben Momente der Zeit gebunden. Dieſe Forderungen,

die wir hier gemacht haben, werden befriedigt durch die Principien der Räumlichkeit, welche wir im Gegensatze zu der Zeit mit der allgemeinen Charakteristik bezeichnen, kosmologische Formen der in der Ontologie geforderten Beziehungen zwischen Seiendem und Seiendem zu sein.

§. 44.

Indem wir so zu den Bestimmungen des Raumes übergehen, bieten sich uns viele, theils früher gemachten ähnliche, theils anderweitige Betrachtungen über die verschiedenen Bearbeitungsarten dieses Begriffes oder dieser kosmologischen Form dar. Wer überblickt, wie sich grade an diesen Theil der Metaphysik die vielseitigsten Anstrengungen der Philosophen geheftet, und doch wie es scheint, mit wenig Erfolg an ihm abgearbeitet haben, wird vermuthen, daß Mißverständnisse in der Stellung der Aufgaben Statt finden. Die Metaphysiker haben manchen Begriff als eine in sich compacte Einheit angenommen, wie die zusammengegangenen Reflexionsausdrücke bezeugen; auch der Raum ist in solcher Weise als eine in sich gediegene Bestimmung betrachtet worden, und dennoch findet sich hier, und hier gerade vorzugsweise ein Streben nach Ableitung des Raumes, und gehäufte Vorwürfe geheimer Supposition schon fertiger räumlicher Vorstellungen, sobald eine neue Construction oder Ableitung sich zeigt. Es scheint als habe die geometrische Methode, die sich unter Voraussetzung räumlicher Elemente so großer und glänzender Erfolge rühmen kann, unter den Händen der Philosophen sich aus Uebermuth rückwärts gekehrt um die Axiome, unter deren Autorität sie allein vorwärts schreiten konnte, aus sich selbst zu erzeugen. Daß eine solche geometrische Construction des Raumes nur eine Verdeutlichung des an sich Klaren, aber Abstracten, vermittelst seiner von ihm abhängigen, aber der Vorstellung näher liegenden Folgen sei, werden wir später an Beispielen erläutern.

Bei dem Ueberblicken so vielfältiger Ungewißheit treffen wir zuerst auf einen Punkt, der durch seine nur scheinbare Verständlichkeit allen derartigen Untersuchungen die größten

Hinderniſſe bereitet. Den Raum ableiten iſt das Vorhaben; aber Wenige von denen, die es unternehmen auszuführen, verſuchen vorher ſich die zwei Fragen zu beantworten: warum man ihn ableiten müſſe, und noch mehr, was denn auf metaphyſiſchem Gebiete dieſer Ausdruck der Waſſerbaukunſt bedeuten mag?

Was das Erſte betrifft: wer hat den Begriff der Einheit abgeleitet, oder den der Urſache und des Seins? Und wenn dieſe Begriffe eine ſpecifiſche Verſchiedenheit von dem des Raumes zeigen, worin beſteht ſie? Wir können hinzufügen, wenn jene ontologiſchen Begriffe als einfache, der Raum folglich als eine zuſammengeſetzte Beſtimmung angeſehn wird, welches freilich unſere Herzensmeinung iſt, welches ſind dann die Theile, die abgeleitet werden ſollen, oder wollte man eben nur bis auf die Theile zurückgehn? Dieſe Fragen können ſich allerdings nur diejenigen aufwerfen, die nicht in den blauen Himmel ſehend, den κόσμος der Alten, d. h. die Symmetrie des Weltgebäudes mit den einfachen kosmologiſchen Formen des Seienden verwechſeln. Deren können aber nur wenige ſein nach dem allgemeinen Sprachgebrauche zu ſchließen, welcher wieder „den Raum“ als Eine Beſtimmtheit zu deduciren unternimmt.

Dann aber, was das Ableiten betrifft, ſo iſt dies in neuerer Zeit ſo unbeſtimmt gehandhabt worden, daß man die innerliche Diſſolution des philoſophiſchen Gedankenganges kaum vor den Augen des unſpeculativen Verſtandes verbergen kann. Hegel hat den Umſtand, daß ſeine Entwicklung der Idee drei Momente, und der Raum ſeine vorgeblichen drei Dimenſionen habe, für eine hinreichende Ableitung gehalten, und ſo finden wir ſelten, daß über den Sinn und Zweck, ſo wie über die Nothwendigkeit des Verfahrens der Deduction ein Aufſchluß gegeben würde. So wie Manche Alles aus Aſſociationen der Vorſtellungen erklären, wobei zuletzt Nichts übrig bleibt, was noch nicht ſelbſt ſchon aſſociirt wäre, ſo geht die Betriebſamkeit des Ableitens nicht nur vorwärts, über die Folgen, ſondern auch rückwärts über die Principien ins Unendliche. Was alſo das Erſte zu ſein pflegt, die An-

gabe des ursprünglichen Ortes, aus dem Etwas abgeleitet werden soll, so ist die Rechtfertigung darüber häufig vernachlässigt worden. Die Art des Verfahrens aber besteht wenigstens in der Hegel'schen Philosophie darin, sich von dem Strome der Vorstellungen treiben zu lassen nach dem Rhythmus eines Schemas, und an jeder Stelle sich an diejenigen durch immer sich darbietende Associationen hervorgehobenen Begriffe zu halten, welche nach einer Ueberschlagung, die der Speculation nun Nichts weiter angeht, sich grade hier brauchbar erweisen, von andern aber zu abstrahiren.

Um zu unserm Gegenstande zu kommen, so bietet die Aufgabe einer Ableitung folgende Fragen dar: Ist der Raum als Anschauung, als Object unseres Denkens sammt aller geometrischen Gesetzmäßigkeit ein Product der Abstraction aus der Erfahrung? Diese Herleitung wäre die gleichzeitige Deduction seines Vorkommens in uns und seines Inhalts. Wir brauchen diese Frage nicht mehr zu beantworten. Zweitens: ist das, was wir im Ganzen und Großen Raum nennen, eine uns ursprünglich in dieser Gestalt inwohnende einfache kosmologische Kategorie, oder ist sie zusammengewachsen aus bestimmten einfachen Elementen, deren Anwendung auf bestimmten Inhalt die Totalform des Raumes erst hervorbringt? Dies Letztere ist unsere consequente Behauptung; „der Raum" ist kein Gesetz, sondern nur Urtheile, die dem Seienden seine Beziehung zu räumlichen Vorstellungen geben, sind solche. Wir werden dies auszuführen suchen, indem wir den ursprünglichen Thatbestand von seinen Complicationen im Gedankenlaufe sondern. Drittens: sind diese einfachen Elemente, aus denen die Totalanschauung des Raumes entsteht, nur aus sich verständliche, ihrer räumlichen Qualität nach voraussetzungslose, oder können dieselben durch Combination metaphysischer Begriffe, durch Schlüsse aus Prämissen, welche keine räumliche Beziehung enthalten, oder auf irgend einem andern Wege aus solchen Voraussetzungen hervorgebracht werden? Nein, sie können nur innerhalb ihres eignen Gebiets weiter entwickelt werden; ihr Zusammenhang ist ein durchaus immanenter und es kann nie gelingen, durch Setzung

irgend eines Etwas, wofern dies nicht ein Punkt iſt, einen Punkt, durch Auseinanderſetzung eines leeren Bildes an das andre, ſofern nicht beide ſchon Linien ſind, eine Linie hervorzubringen, und jede ſolche Ableitung räumlicher Beſtimmtheiten iſt nicht eine Deduction, ſondern eine Fabrikation des Raumes, welche, um hanthieren zu können, jederzeit Platz vorausſetzt. Jeder metaphyſiſche Begriff, und ſo auch jede kosmologiſche Form iſt ſtarr gegen alle andern; nie wird eine aus der andern gemacht, ohne die nebenhergehende Reflexion, welche die zweite aus Gründen, die ſogleich folgen, mit ſich bringt. Nämlich viertens: zugegeben, daß das Räumliche des Raums, und das Zeitliche der Zeit ſich nicht dergeſtalt machen laſſen, daß man Nichts dazu brauchte, als unräumliche und unzeitliche Begriffe, ſo entſteht noch die letzte Frage: ſind nun deswegen die räumlichen Beſtimmtheiten im Bewußtſein abrupte, fremde, begriffloſ hergeſchneite Nothwendigkeiten, oder ſtehen ſie mit dem Syſteme unſerer metaphyſiſchen Begriffe in einem vernünftigen Zuſammenhang, ſo daß eine Lücke, ein beſtimmt angebbarer Mangel entſtehn würde, wenn ſie fehlten; daß alſo jedes räumliche Element einen Mangel des Begriffs zu decken hat, anſtatt in der Art und Weiſe, wie es ihn deckt, ſelbſt von Begriffen abzuhängen? Ja, ohne Zweifel iſt es ſo; wenn die Begriffe hinreichten, wäre es müßig, aus ihnen noch anderes abzuleiten; aber eben weil ſie nicht hinreichen, weil das, was man aus ihnen ableiten kann, ein Mangelhaftes iſt, deswegen werden andre Beſtimmungen gefordert, die an der Mangelhaftigkeit der begrifflichen Natur keinen Antheil haben.

Wer ſich an die Nothwendigkeit erinnert, die uns überhaupt zu der Aufſuchung kosmologiſcher Formen getrieben hat, wird leicht den Sinn unſerer Auseinanderſetzung verſtehn. Es kann uns gar nicht beikommen, von dieſen Formen etwas Anderes zu verlangen, als daß ſie den Forderungen der Ontologie genügen, und anſtatt, wie es hier im Verlaufe der Unterſuchung für den Zweck derſelben nothwendig war, die ontologiſchen Begriffe als Forderungen an die Spitze zu ſtellen, könnten wir ebenſo wohl mit den kosmologiſchen Formen

anfangen, und aus ihnen, indem wir ihre eigenthümliche Mittelnatur fallen ließen, die ontologiſchen durch Abſtraction herausziehn, als diejenigen Momente, denen genuggethan worden iſt. Wir verfahren im pſychologiſchen Gedankenlaufe ſo; der aus dem Raume abſtrahirte Begriff der Einheit als des räumlich ununterbrochenen begrenzten Körpers iſt früher, als der arithmetiſche Begriff der Einheit, der jederzeit ſich nach einer räumlichen Erſcheinung zurückſehnt. Bei dieſer Abſtractionsweiſe werden die ontologiſchen Begriffe etwas Aermeres, indem wir das Kosmologiſche, weil es ſich auf die Natur des Begriffs nicht reduciren läßt, wegfallen laſſen; ebenſo wenig nun können wir es rückwärts aus dieſer allein wiederherſtellen.

Um nun in unſerer bisher durchgeführten Darſtellungsweiſe zu bleiben, ſo ſind die kosmologiſchen Formen die Mittel zur Verwirklichung und Auseinanderſetzung der ontologiſchen Beziehungen; im Mittel muß aber etwas mehr hinzukommen, als in der Forderung liegt, ſonſt brauchte man keines; nichtsdeſtoweniger muß die geforderte Realiſation einer Beziehung in dem gegebenen Mittel entſprechende Hilfsquellen finden. Hieraus erhellt der neue Anfang bei jeder kosmologiſchen Form und ihre Ableitungsfähigkeit durch Forderung. Die Elemente jeder kosmologiſchen Form müſſen in ihrer Combinationsweiſe den zu verwirklichenden ontologiſchen Beziehungen entſprechen; daran haben wir ein regulatives Princip der Betrachtung; aber die Grundlage der Verwirklichung, dieſes Element des Scheins wird durch die Ontologie nur gefordert; wie es ausſehn werde, wenn es hervortritt, davon wiſſen wir aus Begriffen Nichts. Dieſe Betrachtungsweiſe macht aber nicht einen Riß zwiſchen der Behandlung der Ontologie und der Kosmologie; ſie iſt auch in jener erſtern zu Hauſe; nie kann aus den vorhergehenden Begriffen der Begriff der Urſache gemacht werden, er tritt hervor, weil der ganze denkende Geiſt den Mangel decken muß. Was es auf ſich habe mit dieſer Leitung der Entwicklung durch den Geiſt, der das zu Suchende immer ſchon zu beſitzen ſcheint, dafür ſind in der Einleitung Andeutungen, und

werden im dritten Theile, auf den wir uns hier ausdrücklich beziehen, die Untersuchungen gegeben werden.

Hieraus ergeben sich nun die Regeln unserer Ableitungen. Man hüte sich zuerst vor falschen Factis; man nehme nicht den Raum im Ganzen vor, in welcher Gestalt er bereits mannigfaltigen ästhetischen und mystischen Phantasien gedient hat; vielmehr hat man die wirklich gegebenen Elemente räumlicher Bestimmungen aufzusuchen und nach den Regeln des teleologischen Processes zu beurtheilen. Vor allen Dingen aber ist es unsere Intention nicht, den Raum zu fabriciren; wir wollen hier nur die Bedeutung und den Werth der räumlichen Formen in einem Systeme vernünftigen Denkens, oder die Vernunft im Raume zum Bewußtsein bringen. Wir lehnen daher im Voraus alle Vorwürfe ab, räumliche Bestimmungen stillschweigend in den Zusammenhang der Betrachtung einzuschwärzen, indem wir keineswegs die große Forderung an den Leser stellen, aus unsern Begriffen sich einen Raum entwickeln zu sehn, den er nicht selbst hineingelegt hätte. Wenn wir vom Entstehn des Punktes, der Linie u. s. f. sprechen, so verlangen wir im Gegentheil jene Zuvorkommenheit der metaschematisirenden Phantasie sehr eifrig, welche diejenigen ontologischen Beziehungen, aus denen wir jene Formen entwickeln wollen, sogleich unter diesen Formen denkt; denn dies ist eben der Beweis unserer Ansicht von der Unvollständigkeit alles Ontologischen und dem nothwendigen Hinzukommen kosmologischer Formen.

Wir wollen daher zeigen, daß jedes einfache Formelement des Raums eine Ergänzung einer ontologischen Forderung ist, und daß es grade so viele und so geartete einfache Raumbestimmungen gibt, als zu erfüllende Probleme von der Ontologie aufgestellt werden.

§. 45.

Unsre erste Aufgabe ist, die kosmologische Bedingung für die gleichzeitige Position vieler Seiender und ihrer Beziehungen aufzuzeigen. Das eine Gesetzte bezieht sich auf in demselben Momente der Gegenwart außer ihm gesetzte Andere.

Dieſes Außer, welches ſich hier noch ungerufen zudrängt, iſt nicht etwa ein unräumliches Außer der Ontologie, wie wir ſolche kurze Widerſprüche ſo oft aufgeſtellt ſehn, ſondern es iſt eine wahrhafte räumliche Beſtimmung, die uns ſogleich entgegenkommt, weil ohne ſie jede Vielheit des Seienden eine erzwungne unwahre Abſtraction bleiben würde. Aber wenn auch räumliche Beſtimmtheiten im Allgemeinen ſich ſogleich mit Entſchiedenheit einſtellen, ſo müſſen wir doch die einzelnen in ihrer ſtufenweiſen Verwickelung trennen und wir würden es fehlerhaft nennen müſſen, entwickeltere Formen dieſer großen Gruppe hier einzuſchieben, wo wir noch keinen Boden für ſie haben.

Es ſei daher zuerſt ein einzelnes Seiendes geſetzt; wir werden ihm als Form der Setzung die des Punktes anweiſen, eine nicht allein dem Raume, ſondern auch der Zeit angehörige Beſtimmung, welche nur die reine Form der Setzung iſt, und nach Beſchaffenheit der Aufgabe ebenſo wohl in die Succeſſion der Zeitmomente als in die Conſtruction des Raumes auslaufen kann. Für uns tritt aber die nähere Modification hinzu, daß dieſer Punkt nicht als die Grenze zwiſchen Sein und Nichtſein, ſondern als Form eines Seienden im Verhältniß gegen viele eben ſo ſeiende Andere conſtruirt werde. Es fällt hiermit jede beſtimmte Richtung der ontologiſchen Beziehungen, die ſich in dem kosmologiſchen Scheine abbilden könnte, hinweg, und wir haben mit dem Punkte nur die Hindeutung auf allſeitige Beziehung gegen Unendliches in dem Scheine der Ausdehnung in Verbindung zu bringen. Die nämliche Vorausſetzung iſt für Unendliches zu machen, und wir erhalten ſo punktuelle Setzungen, deren jede mit dem Scheine einer Beziehung und eines Zuſammenhangs bekleidet iſt. Dieſe Forderungen finden wir befriedigt in dem Phänomen der Ausdehnung, welche darin beſteht, daß in jedem Punkte die Hindeutung auf Unendliches in dem gleichgiltigen Ausſtrahlen aller Richtungen objectivirt iſt. Es iſt aber ſogleich hinzuzufügen, daß unter der Ausdehnung nicht der ausgedehnte Raum mit ſeiner geometriſchen Geſetzmäßigkeit gemeint iſt, bis zu welchem wir

vielmehr noch weit haben, ſondern dies allein, was an dem Punkte das Phänomen der Ausdehnung hervorbringt, nämlich eben jene objectivirte Beziehung auf Andres, von dem wir noch keineswegs wiſſen, ob es nicht durch andre Schranken von dem zuerſt Gegebenen getrennt iſt. So haben wir bis jetzt einzelne Punkte, jeden mit dem Scheine einer Ausdehnung umgeben; aber wenn wir dem ſtrengen Zuſammenhange der begrifflichen Conſtruction nachgehen, haben wir dieſe Punkte, ſo viel ihrer ſein mögen, doch nur als wiederholte Setzungen einer und derſelben Vorſtellung in unſerer Phantaſie zu betrachten. So aber fallen ſie in discrete Momente der Zeit und ſind unerreichbar für einander; die Aufgabe, das ſeiende Viele in gleicher Gegenwart feſtzuhalten, iſt nicht gelöſt; denn keines kann mit dem Scheine ſeiner Ausdehnung das andere erreichen, welches in einem andern Momente des Vorſtellens den ſeinigen ins Unendliche ausbreitet. Um ſie zuſammenzubringen, müſſen wir die nebenhergehende Thätigkeit der Erinnerung, welche den früher geſetzten Punkt nicht über den ſpätern vergißt, ihrem Inhalte nach objectiviren, und den Zuſammenhang der beiden in der Vorſtellung ſich folgenden Punkte auch an ihnen durch die Linie der Beziehung fixiren, die aus einer Vorſtellung nicht in die andre überlaufen kann. Was an den Beſtimmungen der Zeit nur Schein der Erſcheinung war, nämlich das Befaßtſein des Verſchiedenen in einem Momente, wird hier wirkliche Erſcheinung, indem die Linie der Beziehung mit beiden geſetzten Punkten eine gleichartige Exiſtenz hat. So fällt nun jeder vorausgeſetzte Punkt in den Umkreis der Ausdehnung des andern, die von ihnen ausgeſandten Strahlenbüſchel der Richtungen gehen in einander über; ſie ſind in demſelben Elemente der Setzung. Dieſe einfache Beſtimmung iſt die Grundlage der räumlichen Formen, daß von einem Geſetzten zum andern eine Beziehung in demſelben Medium fortgehen könne, und es gilt daher als erſtes Poſtulat der Geometrie, grade Linien zu ziehen, wobei jedoch zu bemerken, daß die Gradheit nur als einfachſter Fall innerhalb geometriſcher Geſetzmäßigkeit anzuſehn iſt; uns hindert

hier Nichts, wenn wir uns obstiniren wollen, zuerst auch krumme Linien zu ziehn. Auf dieser Stufe der Betrachtung ist uns der Raum dasjenige, worin man Linien von Punkt zu Punkt, diesen Begriff in seiner oben angedeuteten Weise genommen, ziehen kann, ohne daß ihre einzelnen Theile in andre Arten des Daseins übergehen.

Der Begriff der Linie ist von uns hier ohne Weiteres aufgenommen worden, wir werden bei dem Begriffe der Richtung uns darüber rechtfertigen. Herbart, ebenfalls von dem punktuellen Dasein eines realen Wesens ausgehend, hat durch eine Betrachtung, deren Bedenkliches andere Darsteller hervorgehoben, die Linie zu construiren gesucht. Die Aufgabe einer Möglichkeit der Linie als beschriebener fällt aber für uns in die Untersuchung der Bewegung; wir hatten sie hier an der Stelle einzuführen, wo ihr Begriff zur Charakteristik des Raumes gefordert war. Wir werden späterhin sehen, wie diese Genesis der Linie die in der Zeit durchgegangenen Bestimmungen und viele der noch zu erwähnenden räumlichen voraussetzt; auch ist, was Herbart gibt, keineswegs die räumliche Linie, sondern das allgemeine Schema einer recurrirenden Reihe, und der Zeit weit ähnlicher als der Linie. Aber Herbart wollte aus den Begriffen des Wesens und des leeren Bildes, d. h. nach unserm Sprachgebrauche des Seienden und der an ihm gesetzten Möglichkeit der Beziehung, die räumliche Bestimmtheit, das Räumliche des Raums erzeugen, und konnte daher in den wirklich gefundenen Begriff der Reihe nur durch einzelne Suggestionen den qualitativen Schein des Raumes hineinblicken lassen.

Die kosmologische Phantasie übersliegt so leicht die jedesmal durch den Begriff gegebenen Grenzen der anschaulichen Form, daß wir uns in Bezug auf das Vorige vor ungerechtfertigter Hineintragung noch nicht abgeleiteter Bestimmungen verwahren müssen. Allerdings haben wir Ausdehnung, aber nur die von den einzelnen Punkten gesetzte; wer hier den geordneten ausgedehnten Raum voraussetzt, der wie man sagt, nach drei Dimensionen sich erstreckt, wer irgend einen geometrisch bestimmbaren Raum schon hier zu sehen glaubt,

greift ſpäteren Beſtimmungen vor. Wir wiſſen noch gar nicht, wie die verſchiedenen Strahlenbüſchel der einzelnen Punkte in einandergreifen zu der einen zuſammengegangnen Ausdehnung des Weltraums; wir haben noch alle dieſe Hilfsmittel der Geometrie nicht, welche die Punkte in verſchiedenen Entfernungen ſo hält und feſſelt, daß eine Gleichförmigkeit der Ausdehnung und des Auseinanderhaltens eintritt. Unſer Raum iſt jetzt nur das Element, in dem von Punkt zu Punkt Linien gezogen werden können, aber Nichts verbürgt uns, daß nicht dieſe Linien irgendwo dichter liegen, als ſonſt und ſich ſo ein zuſammengekrüppelter Raum mit ungleichförmiger Ausdehnung bilde, — wenn dergleichen andere Räume, die dem wirklichen nicht gleichen, überhaupt in anderer Abſicht fingirt werden könnten, als um den Mangel an Prämiſſen zu dem einzig wahren Raume für eine kleine Strecke der Betrachtung fühlbar zu machen.

§. 46.

In dem Strahlenbüſchel der unbeſtimmten Ausdehnung und in der Linie von Punkt zu Punkt iſt eine noch ſehr unvollkommene räumliche Vorſtellung gegeben, indem weder die Ausdehnung bereits mit dem geordneten Raume, noch die Linie mit etwas Anderm, als der einfachen objectivirten Möglichkeit der Beziehung verglichen werden kann. Das Strahlenbüſchel weiſt zwar nach Anderm hinaus und enthält ſo die Möglichkeit des objectiven Vorkommens von Relationen; aber außer dieſer Begründung verlangen wir auch die Principien der Specification, ohne welche die Beziehungen nur Forderungen ſolcher bleiben würden. Es fragt ſich alſo, wodurch drückt ſich in dieſer punktuellen Ausdehnung die Verſchiedenheit der Beziehungen gegen Verſchiedenes Seiende aus? Es iſt nun die ontologiſche Forderung, daß die Einzelnen durch ihr Zuſammenkommen entweder eine Folge begründen, oder durch ihr Nichtzuſammenkommen von jeder Bewirkung durch gegenſeitige Veränderung ausgeſchloſſen ſeien. Da nun dieſe Form des Daſeins, innerhalb der Ausbreitung des Strahlenbüſchels jeder andern Ausdehnung zu liegen, jedem Seienden

zukommt, indem dieſe durchgängige Beziehungsfähigkeit eben die Grundlage aller räumlichen Formen ausmacht, ſo muß auch auf dem Boden dieſes erſten Verhältniſſes der allen gemeinſamen Setzung das Zuſammen- und Nichtzuſammenſein der Einzelnen unterſchieden werden. Was aber zuſammen iſt, darf nicht als urſprünglich ſo zuſammen angenommen werden, denn ſo würden wir aus der kosmologiſchen Conſtruction der Beziehungen in die Ontologie zurückkehren; ſondern es muß an ihm geſetzt ſein, daß ſein Zuſammenſein ein Moment in der Beziehung des Geſchehens iſt, und ebenſo muß an dem, was wir für nichtzuſammenkommend annehmen, die Unmöglichkeit des Zuſammenkommens geſetzt werden. Für die Realiſation alles Geſchehens alſo verlangen wir als die allereinfachſten kosmologiſchen Formen der Veränderlichkeit der Beziehungen zwiſchen den Einzelnen die Principien der Iſolation und der Convergenz. Während die Succeſſion der Zeit die conſtanten Formen der Beziehung zwiſchen Seiendem und Nichtſeiendem darbot, muß der Raum Grundlagen für den Wechſel des Seins und Nichtſeins in den Relationen des conſtanten Seienden herbeiführen.

Um dieſe Principien zu entwickeln, müſſen wir, jedoch nur zum Behufe der Darſtellung, die Vorſtellungen der zeitlichen Succeſſion benutzen. Es ſeien zwei räumliche Abſtractionen des Seienden, alſo zwei Punkte, gegeben. Um die Form des Wechſels ihrer Beziehungen zu beurtheilen, bringen wir ſie in den Fluß der Zeit, jedoch mit der ausdrücklich feſtgehaltenen Vorausſetzung unſeres jetzigen Standpunkts, daß ſie in jedem Momente der Zeit beide zugleich ſind. Die Iſolation der beiden Einzelnen tritt hier dann ein, wenn in jedem Elemente der fortſchreitenden Zeit die Form ihrer Beziehung des Zugleichſeins, d. h. ihr räumliches Verhältniß, ungeändert das nämliche bleibt. Wir bringen alſo die Iſolation, das Nichteingehn in eine Vereinigung des Schluſſes dadurch hervor, daß wir das Verhältniß zwiſchen unendlichen ſich folgenden Wiederholungen der beiderſeitigen Setzungen ein conſtantes ſein laſſen. Da wir aber innerhalb räumlicher Beſtimmungen dieſe nebenhergehende Vergleichung des

Succeſſiven, wie ſie ſich in der Reflexion über den Gegenſtand macht, in ein objectives Verhältniß zwiſchen zugleichſeienden Setzungen umwandeln müſſen, ſo haben wir die Wiederholung jener Setzung, grade ſo wie oben jede Beziehung überhaupt auf räumlichem Gebiete als Linie zu faſſen, welche, ausdrücklich als Form der Beziehung einer Reihe die Richtung heißen mag. Das Princip der Iſolation muß alſo darin beſtehen, daß zwei Richtungslinien in jedem Paar entſprechender Punkte, d. h. ſolcher, die eine gleiche Anzahl zwiſchen ſich und dem Anfang haben, folglich die Endpunkte gleicher Längen ſind, einerlei Abſtand von einander zeigen.

Zwei Punkte allein, oder die einfache Setzung zweier Seienden läßt niemals beſtimmen, ob dieſelben in einem Proceſſe der Vereinigung noch begriffen ſind, oder ihn ſchon vollendet haben, oder ob ſie nicht überhaupt eines ſolchen unfähig ſind. Um dies zu beſtimmen, muß jederzeit das Verhältniß eines jeden zu einer ihm vorausgehenden Reihe anderer, welche ihm ſeine Richtung geben, und die Conſtanz oder Veränderlichkeit der Beziehung dieſer Reihen beſtimmt ſein. Es iſt hier an einen Satz der Ontologie zu erinnern. Wir haben den Schein der Subſtanz und die Kraft, mit welcher die Urſachen vermöge ihrer Beſtimmtheit in einander wirken, abgeleitet von dem Zuſammenhang der Dinge; was zuerſt als in ſich geſchloſſenes Weſen erſchien, welches die Kraft des Einwirkens nur von ſich ſelbſt hatte, iſt ſpäter zu dem geworden, wozu es von außer ihm liegenden Bedingungen gemacht wurde; die Reihe dieſer, welche hinter dem Scheine der Subſtanz zurückelag, beſtimmte für das Einzelne die Weiſe und den Grad ſeiner Wirkung. Dieſe ontologiſche Beziehung zeigt ſich hier ſchematiſirt. Wir hatten als erſtes Element der räumlichen Form den Punkt angenommen, der in dem diffuſen Scheine der Ausdehnung auf eine unendliche Menge von Relationen zu Anderem hindeutete. Aber es liegt nicht in ihm, ob er mit Anderen wirklich in den Proceß der Vereinigung eingehen wird, als deſſen Bedingung das Zuſammen gelten muß; ſondern hierüber wird außer ihm

entſchieden von der Richtung derjenigen Reihe, als deren eines Glied er jetzt auftritt. So hat der Punkt ein Princip der Iſolation und Convergenz nur als Element einer Linie, und ſo iſt es auch, daß ihn die Geometrie faßt.

Die Grundlage aller Iſolation iſt die Form der Parallelen, der Richtungen, die in allen gleichliegenden Punkten gleiche Abſtände haben, man mag nun die Linien, durch die ſie bezeichnet werden, als unveränderliche Richtungen, oder als veränderliche, aber gleichförmig wechſelnde, mithin als concentriſche analoge Krümmungen annehmen. Nur im Raum ſind ſie möglich, und ohne ihn hätten wir kein Hilfsmittel für die kosmologiſche Conſtruction gleichzeitiger, aber niemals ſich berührender und ſtörender Beziehungen. Wir überlaſſen der Geometrie die Auseinanderſetzungen über die Verhältniſſe der Iſolation zur Convergenz und gehen zu der einfachſten Begründung dieſer letztern über.

Wir kennen die Forderung, welche die Convergenz ſuchen heißt; die zuſammenkommenden Urſachen müſſen in früheren Momenten auseinandergeweſen ſein, und ihr Abſtand ſich ſo vermindert haben, daß in einem beſtimmten Momente die Punkte beider Richtungen in die gemeinſame Setzung eines einzigen Punktes zuſammenfallen. So erſcheint der Punkt als Durchſchnitt zweier Linien, welche einen Winkel einſchließen. Jener Schein der Ausdehnung, der an dem Punkte haftete und nur erſt den unbeſtimmten Schimmer eines Raums darbot, erhält hierdurch noch nicht jene nähere Beſtimmung, die ſogleich durch die Vorſtellung vorgreifend herbeigebracht wird durch die Erinnerung an die Kreisfläche, welche die unendlichen Verſchiedenheiten aller möglichen Richtungen umfaßt. Wenn wir uns Nichts aufdringen laſſen, als was in unſern Forderungen liegt, ſo iſt hier nur eine unendliche Mannigfaltigkeit vorauszuſetzen, nach der die Linien convergiren, und ein beſtimmter Kreis der Divergenzen kann erſt durch die Anwendung der Größenverhältniſſe hervorgebracht werden. Wenn wir nämlich um der Einfachheit der Conſtruction willen annehmen, daß die beiden Schenkel eines Winkels von gleicher Länge r ſind, und die Diſtanzen

ihrer gleichliegenden Punkte durch die grade Sehne zwiſchen ihnen gemeſſen werden, ſo müſſen vom Punkte der Schneidung an bis zum Ende der Schenkel die ſich folgenden Sehnen continuirlich wachſen. Aber für dieſes Wachsthum der Sehnen kann arithmetiſch jede beliebige Intenſität angenommen werden, unbeſchadet der Proportionalität, mit welcher daſſelbe geſchieht. Wir können daher die Winkelöffnungen ſo groß annehmen, daß die Größe der Endſehne in jedem beliebigen Verhältniſſe zu der Länge der Schenkel ſteht. Es fragt ſich nun, ob die Natur der Convergenz dieſe unbeſchränkte Mannigfaltigkeit in der Intenſität des Wachsthums einer Reihe auf ſich anwenden laſſe, oder ob es beſtimmte Grenzen gebe, die nicht überſchritten werden dürfen.

Es bieten ſich aber die Grenzen der Convergenz und Divergenz ſehr einfach dar. Wählen wir nämlich zur Betrachtung eine grade Linie = 2r, ſo können wir ihren Mittelpunkt als den Convergenzpunkt zweier Linien r anſehen, die von beiden Seiten her zuſammenkommen. Durch gleichmäßige Verkürzung beider Schenkel erhält ſich das Verhältniß in der Art, daß alle gleichliegenden Punkte beider Schenkel, d. h. die vom Convergenzpunkt um die Größe r entfernten, von einander um 2r abſtehen. Dieſes 2r kann daher angeſehn werden als die den Grad der Convergenz meſſende Sehne, welche hier mit den in gleicher Flucht liegenden Schenkeln zuſammenfällt. Es iſt klar, das dies ein Grenzfall der Convergenz iſt, denn da dieſe gemeſſen wird durch die Entfernung gleichliegender Punkte auf beiden Schenkeln, dieſe Entfernung aber nie die Summe der Schenkel überſteigen kann, ſo iſt von dieſer Seite die Convergenz aller Linien beſchränkt, welcher Satz von der Geometrie als Bedingung aller Dreiecke angeſehn wird. Laſſen wir zweitens die nämlichen beiden Linien r einen Punkt gemein haben, und die Abſtände der übrigen gleichliegenden conſtant ſein, ſo müſſen ſie alle = o ſein und die beiden Schenkel ſich überall decken. Es iſt daher der Abſtand zwiſchen gleichliegenden Punkten, mithin die Sehne, = o, und dies gibt den zweiten äußerſten Fall, indem die Sehne nie kleiner als o werden kann. Die

Natur der Convergenz fordert daher, daß die Mannigfaltigkeit in der Länge der Abstände in die Grenzen o — 2r eingeschlossen werde.

Diese Bestimmung gibt die erste deutliche Ansicht von der Lage der Richtungen in der Fläche. Fixiren wir in einer Linie den Mittelpunkt, und lassen die eine Hälfte aus ihrer Lage ins Unbestimmte sich durch alle möglichen Grade der Convergenz hindurchbewegen, so fällt sie zuletzt auf die andere Hälfte und die Richtung kehrt so in dieselbe Grade zurück. Man darf sich nicht darüber täuschen, daß diese kreisförmige Ausbreitung der Fläche, indem wir nämlich die entsprechenden Verlängerungen über den Schneidepunkt als geschehn, und den beschriebenen Weg des einen Endpunktes als bezeichnet voraussetzen, erst jetzt durch die Eingrenzung der Richtungen gegeben ist. Freilich haben wir sie schon während der Darstellung nicht aus unserer Vorstellung verbannen können, und deswegen ist dieser Täuschung vorher keine Erwähnung geschehn, indem sie am beßten dadurch vernichtet wird, daß man dasjenige sich erst bilden sieht, was man schon zu besitzen vermeinte.

Aber auch für die nähere Eintheilung der Richtungen und der Kreisfläche lassen sich aus den bisher angeführten Gründen die einfachsten Gesetze nachweisen. Da nämlich jede Linie zugleich als eine Sehne der größten Divergenz ihrer Hälften angesehn werden kann, so ergibt sich von selbst das Gesetz, daß die Summe der Schenkel, als Sehne der äußersten Divergenz sich zur Sehne jedes andern gegebnen Winkels verhält, wie diese Sehne, ihrerseits wieder als Summe zweier Schenkel von größter Divergenz betrachtet, sich zur Sehne desjenigen Winkels verhält, der von ihren Hälften mit dem gegebenen Grade der Divergenz gebildet wird. Es ist daher im Kreise die Sehne jedes Centriwinkels die mittle Proportionale zwischen dem Durchmesser und der veränderlichen Sehne, den die Hälften der ersteren Sehne mit der nämlichen Divergenz machen. Dieser Satz, der einfach aus der Natur der Begriffe folgt, indem man dieselbe nur auf zwei Exemplare anwendet, liegt, obwohl nicht in dieser, der An-

wendung zu unbequemen Geſtalt, wohl aber in andern Folgen der geſammten Lehre von den Verhältniſſen der Linien im Kreiſe zu Grunde. Namentlich iſt es der Pythagoräiſche Lehrſatz, welcher als einzelner ausgezeichneter Fall ſowohl der Trigonometrie ihre Grundfunctionen als auch der kosmologiſchen Conſtruction des Raums eine neue Beſtimmung gibt. Es kann nämlich nach der Sehne gefragt werden, welche die gleichen Schenkel bei einem Mittelgrade der Convergenz zwiſchen jenen äußerſten beſpannt. Wir wollen den Winkel dieſer mittlen Convergenz ſogleich den rechten, ſeine Sehne die Hypotenuſe nennen, womit jedoch nicht mehr, als Namen gegeben ſind.

Um unſern Satz anzuwenden, werden wir die Hypotenuſe x, zu der als ſolcher zwei Katheten r gehören, zugleich als Kathete eines andern Winkels gleicher Divergenz anſehen, deſſen Hypotenuſe $2r$. Wenn dies ein möglicher Fall iſt, wird die Rechnung ſeine Bedingung zeigen, wo nicht, uns durch ein unmögliches Reſultat zurechtweiſen. Nach unſerm Satze iſt jetzt die Linie $2r$ die mittle Proportionale zwiſchen $2x$, als Summe der Schenkel, und der Sehne, welche die Hälften von $2r$ unter gleichem rechten Winkel bilden. Aber der Vorausſetzung nach iſt die Hypotenuſe zu r als Kathete $= x$; folglich müßte ſich verhalten $2x : 2r = 2r : x$, mithin $x = \sqrt{2r^2}$. Nach dieſer Betrachtung gehören, wie ſich leicht überlegen läßt, zuſammen: die Größe $\sqrt{2r^2}$ für die Sehne eines Winkels und die Möglichkeit, daß zwei dergleichen Winkel nicht nur die einen ihrer Schenkel in gleicher Richtung haben, ſondern auch ihre Sehnen über dieſer Grundlinie wieder unter dem gleichen Winkel zuſammenſtoßen. Dieſe Bedingungen, die dem Anſatz der Gleichung zu Grunde liegen, ſind aber diejenigen, die jenen Winkel zum Mittelwerthe machen, ſo daß an einem Punkte nur vier rechte Winkel möglich ſind, wenn nämlich die Conſtruction auf den Verlängerungen wiederholt wird.

Es hier von keinem Intereſſe, den weitern Details nachzugehn, in denen ſich die Anwendung unſerer Sätze verliert. Aber erſt durch ſie ſind wir dazu gelangt, eine geometriſche

Fläche zu haben, während eine verworrene beziehungslose Ausdehnung früher genügt hätte. Dadurch, daß jeder Punkt einen eingetheilten Kreis der Richtungen um sich hat, ist es möglich, sie an ihm zu vergleichen, und indem man die verschiedenen Stücke unserer Proportionen combinirt, kann man nun erst über die Distanzen der Punkte im Voraus urtheilen und hat die Schlüssel der Gesetzmäßigkeit, nach welcher die verschiedensten Linien der Beziehungen sich in einander schlingen und auf das Wunderbarste an einander messen. Es gehörte der kosmologischen Construction durchaus, über die unbestimmte ungleichförmige Anschauung einer bloßen Ausdehnung überzugehn zur Darstellung der Art und Weise, wie aus der Anwendung der Zahlenverhältnisse auf den Begriff der Convergenz sich die einfachsten Gesetze räumlicher Verhältnisse ergeben.

Mit diesen Bemerkungen sind die nächsten uns vorgelegenen Fragen erschöpft, die aus der Forderung der Isolation und Convergenz flossen; sie haben uns bis zur Construction der Flächenausdehnung geführt mit dem Reichthum ihrer trigonometrischen Gesetze. Wir hoffen, daß wenn einmal die Sitte, den Raum im Großen und Unbestimmten zu betrachten, sich verloren haben wird, fleißige Forscher auf diesem Gebiete der philosophischen Construction räumlicher Verhältnisse noch manche schöne Erfolge haben werden.

§. 47.

Aus dem unbestimmten und regellosen Scheine der Ausdehnung hat sich bis jetzt die circulare Fläche der Richtungen herausgebildet. Unsere Forderung der Convergenzen könnte befriedigt scheinen, da die Linien ihr hinlängliche Principien der Mannigfaltigkeit bieten; wir haben aber noch zu sehen, ob die Natur jener diffusen Ausdehnung durch die Anwendung der mathematischen Verhältnisse nicht etwa fähig ist, einen noch größeren Reichthum der Bestimmungen anzunehmen, der hier noch nicht gefordert ist.

Wir erinnern uns zuerst, wie eine Linie in der Kreisfläche nach Durchlaufung zweier Quadranten in die entgegen-

gesetzte aber gleiche Richtung und nach Vollendung von vier rechten Winkeln in ihre erste Lage zurückkehrte. Wir können nun jene Umdrehung fortsetzen so weit wir wollen, aber wie wir auch fünf, sechs Quadranten durchmessen, es kehren immer nur die Verhältnisse der ersten Reihe wieder. Jeder Umlauf durch vier rechte vernichtet alle Convergenz, so daß die Trigonometrie zwar die Längen der vielfachen Peripherien angeben, sie aber nicht durch innere Verhältnisse unterscheiden kann. Weil die Convergenz der Linien in diese Grenzen eingeschlossen ist, sind daher alle Längen der Sehnen und die davon abhängigen trigonometrischen Functionen Größen, zu denen unendliche Wiederholungen der Convergenz gehören. Wir wissen, welche wichtigen Resultate die Geometrie aus diesen Verhältnissen zieht; aber auch wir haben für unsere Betrachtungen eins daraus zu entnehmen. Wie reich nämlich auch das Reservoir der unbestimmten Ausdehnung noch an unbekannten Bestimmungen sei, so viel ist gewiß, daß kein Punkt auf der nämlichen Fläche sein kann, dessen Lage nicht durch die Lage der Linien in der Fläche bestimmt werden könnte.

Es fragt sich nun, ob ein Punkt außerhalb dieser Fläche sein kann; und da er als Punkt nothwendig eine in gleicher Gesetzmäßigkeit geordnete trigonometrische Rose der Richtungen um sich haben müßte, so fragt sich weiter, ob die Natur der Ausdehnung gestatte, diese Wiederholung der Vorstellung einer Fläche so zu objectiviren, daß die beiden Flächen zugleich bestehen. Dabei versteht es sich leicht, daß die Punkte in beiden Flächen, da sie die Bezeichnungen des gleichzeitig für einander Seienden sind, auch nothwendig in alle jene Verhältnisse gegen einander übergehn müssen, die wir für die Punkte einer Fläche entwickelt haben. Auch sie müssen Principien der Convergenz haben, und auch diese Convergenzen der Punkte aus verschiedenen Flächen können nur durch Linien gemessen werden, die sich schneiden. Sobald aber zwei Punkte, die in verschiedenen Flächen liegen, zusammenfallen, müssen auch die zusammenfallen, die gegeneinander in gleichem Verhältniß stehn, und eine Linie der Schneidung her-

vorbringen. Die möglichen Lagen beider Flächen gegen einander werden daher bestimmt durch die möglichen Convergenzen zweier Linien, die aus den verschiedenen Flächen in einem Punkte zusammentreffen, den die Flächen gemein haben. Jetzt, wie auch irgend die Linien liegen mögen, alle Vorstellung und Anschauung bei Seite gesetzt, folgt aus dem Vorigen, die Flächen können keine andre Lage annehmen, als die, in denen die Entfernung der sich schneidenden Linien die oben gegebenen Grenzen der Convergenz nicht überschreitet. Folglich kann eine Fläche durch Ablösung von sich selbst, so daß sie ihre Wiederholung in einer Linie schneidet, nur durch eine Ausdehnung hindurchbewegt werden, in welcher die Abstände der entsprechenden Punkte in ihr und ihrer Wiederholung 4 rechte Winkel durchlaufen. Sobald Lagen versucht werden, in welchen die gleichliegenden Linien in der Ebne und ihrer Wiederholung um mehr als 4 Quadranten abstehn sollen, können wir nur die Mühe des zurückgelegten längern Wegs in Gedanken behalten, sind aber genöthigt, den charakterisirenden Linien wieder die vorigen Verhältnisse gegeneinander zu geben. Es folgt daher aus dem Gesetze und den Grenzen aller Convergenz, daß zwei Richtungen um einen Punkt, wohin sie auch weisen mögen, nie um mehr als zwei Rechte divergiren, in welchem Falle sie dann in eine Richtungslinie zusammenfallen. Wenn daher in der Fläche nur zwei Richtungen unter rechten Winkeln sich schneiden konnten, so kann dieses System von Richtungen selbst nur noch mit einer Richtung sich schneiden. Darum kann es in dem ganzen Bereiche der Ausdehnung keinen Ort mehr geben, nach welchem hin die Richtung von einem Punkte aus nicht irgendwo durch das trigonometrische Netz dieser eingegrenzten Linien hindurchginge, und alle unendlichen Richtungen von jedem Punkte aus fallen immer zwischen sechs mittlere Divergenzen hinein, von denen je zwei in eine gerade Linie zusammengehen.

Um noch deutlicher den Sinn des Schlusses zu zeigen, wiederholen wir kurz: von jedem Punkte, er mochte liegen wo er wollte, war es aus dem Begriffe der Convergenz erwiesen, daß er nur eine bestimmte Mannigfaltigkeit der Richtungen

in der Fläche um ſich geſtatte. Wie viel es nun auch ſolche Syſteme von Richtungen geben mag, ſoll ihre Lage gegen einander, d. h. die Beziehung ihres Zugleichſeins angezeigt werden, ſo muß das nämliche Geſetz, was innerhalb des einen alle Lage beſtimmte, auch auf das Verhältniß aller angewandt werden. Da es nun kei... Fläche nach dieſer Entſcheidung geben kann, die nicht innerhalb der bekannten Grenzen der Richtung gegen alle andern verbliebe, ſo kann es auch außer dieſem Syſteme der geordneten Flächen keinen Punkt mehr geben, weil deſſen Lage dann kein einziges Beſtimmungsſtück mehr hätte und mit ſeiner zugehörigen Fläche auch er ſelbſt gänzlich außer allem Verhältniß zu jedem andern Punkte herausträte.

Hiermit iſt das Syſtem aller Ortbeſtimmungen ein geſchloſſenes, und Alles, was ſeinen Ort nicht innerhalb dieſer Geſetzmäßigkeit hat, hat gar keinen Ort und iſt in derjenigen Ausdehnung zu Hauſe, die mit der wahrhaften gänzlich unvergleichbar iſt, nämlich in dem Nirgends. Die Schließung des Syſtems erfolgte aber dadurch, daß auf den Begriff der Convergenz die arithmetiſchen Beſtimmungen angewandt wurden, und dies muß feſtgehalten werden, denn das Vergeſſen dieſes Umſtands, daß alle Geſetzmäßigkeit der Richtungen nur den Ortverhältniſſen angehört, hat uns viele Irrthümer über die ſogenannte Dreiheit der räumlichen Dimenſionen zu Wege gebracht.

Was wir hier deducirt haben, iſt keineswegs die Dreiheit der Dimenſionen des Raums, die wir vielmehr für ein falſches Factum erklären. Der Raum hat gar keine Ausdehnung oder Dimenſion, der räumliche Punkt aber hat ihrer nicht drei, die er von ſich ausſchickt, ſondern unendlich viele im ſtrengſten Sinne. Von der Dreiheit der Dimenſionen iſt ſoviel die Rede geweſen; man hat ſie ſo vielfältig abgeleitet und bewundert, daß es ſonderbar iſt, wie wenig man ſich zuerſt über das zu erklärende Factum verſtändigt hat. Conſtatirung des Thatbeſtandes iſt die erſte Pflicht; ſie würde gelehrt haben, daß man zwar, wenn man drei auf einander ſenkrechte Linien betrachtet, durch ihre 6 Arme auf myſteriöſe

Weise ins Unbestimmte hinausgewiesen wird, daß aber nimmer diese drei Linien einen Raum bezeichnen, sobald man sich nicht herbeiläßt, die Zwischenräume der Arme durch die Unendlichkeit der übrigen Richtungen, die man weggelassen hat, wieder anzufüllen, d. h. den Raum zu denken, ohne sich um die drei Dimensionen zu kümmern. Es hilft auch Nichts, vorzugeben, daß der Raum dadurch erzeugt würde, daß in jedem Punkte dieses System der 3 Linien vorkomme; man bekäme so nur ein Bündel Richtungen, keinen Raum. Es ist dann davon die Rede gewesen, daß doch alle übrigen Richtungen sich auf die senkrechten drei zurückführen lassen; diese Rede will wenigstens Rechenschaft darüber geben, woher der besondere Werth der Rechtwinkligkeit kommt; aber es ist falsch, daß man Richtungen auf einander zurückführen könne, ein Ausdruck, der nur in der Lehre von der Bewegung, und in der Bestimmung nicht der Richtung, sondern der Lage eines Punkts durch Coordinaten einen Sinn hat, welcher Sinn dann ohnehin nicht blos für rechte Winkel gilt. Schwächere Ausflüchte noch hat man gesucht: der rechte Winkel sei etwas Besonderes, weil alle rechten sich gleich, aber stumpfe und spitze mannigfaltig verschieden seien. Aber alle Winkel von gleichen Graden sind gleich; die Frage war vielmehr die: warum man den rechten Winkel als eignes Genus, nicht aber ebenso jeden Winkel von etwa 60° unter einem besondern Namen isolirt, sondern vielmehr alle von 0—90° unter dem Gattungsnamen der spitzen zusammengefaßt habe? Lassen wir dies Alles; die Sache ist einfach die: der Raum um einen Punkt hat grade so viel Ausdehnungen, als man ihm geben will; denn ursprünglich hat er gar keine wirkliche, aber unendliche der Möglichkeit nach; diese unendlichen Richtungen haben aber viele gesetzliche Beziehungen unter einander, die sie nicht überschreiten können. Davon ist eine, daß nur drei von ihnen auf einander senkrecht sein können; und außer dieser Beziehung gibt es noch tausend andre, mit deren Hilfe man den Raum ebensowohl durch die Dreizahl, als Vierzahl, Fünfzahl u. s. f. characterisiren und symbolisiren könnte. Legen wir z. B. den Winkel von 60° zu Grunde, so erhal-

ten wir neun Dimenſionen, bei denen das Verhältniß, daß die Sehne von 60° gleich dem Radius iſt, bei weiterer Ausführung zu nicht minder myſteriöſen Dingen führen würde. Kurz, in dieſer Dreizahl der Dimenſionen iſt gar keine ſpeculative Bedeutung, deswegen, weil ſie eine willkührlich gemachte Vorſtellung ſind, und alle Philoſophen haben, wenn ſie ſie zu conſtruiren verſuchten, nur dasjenige abgeleitet, was die Phantaſie zum Behuf ihrer Bequemlichkeit ſich gemacht hat. Denn es iſt allerdings vernünftig, den rechten Winkel als Mittelglied aller Convergenzen und wegen mancher bequemen Eigenſchaften, die er hat, für Mathematik und Mechanik als Grundvorſtellung zu iſoliren. Dazu kommt noch, daß eine Erinnerung an Vorgänge im Weltbau uns immer Zenith und Nadir, Oſt und Weſt, Nord und Südpunkt als ausgezeichnete Punkte der räumlichen Ausdehnung vorſchweben läßt; daher denn auch jeder, wenn er ſeinen unbewußten Aſſociationen unbefangen folgt, das Schema der drei Dimenſionen immer ſo richten wird, daß die einzelnen Arme nach jenen Punkten ſehen, zwiſchen deren Auszeichnung die übrige Maſſe der durch Nichts weiter empfohlenen Richtungen gleichgiltig hineinfällt. So viel von den drei Dimenſionen des Raumes; eine andre wahrhafte Dreiheit iſt die der Coordinaten zu Ortbeſtimmungen. Sie iſt ein ſtrictes Geſetz, indem ſie das Minimum der zur Beſtimmung erforderlichen Stücke angibt; aber da ihre Benutzung nur mathematiſch iſt, entheben wir uns der Mühe, ihre einfachen Quellen in den angegebenen Principien der Convergenz noch ausdrücklich darzuſtellen.

§. 48.

Die vorigen Beſtimmungen ſind die Geſetze des Ortes; man hat den Ort vom Raume häufig ſo geſchieden, als ſei er eine Anwendung desſelben auf den Begriff des Seienden, als wäre die Ausdehnung uns urſprünglich gegeben, und eine dialektiſche Entwicklung zeigte uns erſt ſpäter ihre blos formale Natur, der Ort eines Anderen zu ſein, welches nicht blos Ausdehnung iſt. Wir haben uns dagegen genü-

gend verwahrt. Die Geſetzlichkeit der Ortbeſtimmungen iſt das erſte Gegebene; das Bild aber, welches aus ihrer Anſchauung entſteht, in der kein Punkt mehr als einzelner fixirt wird, iſt die Vorſtellung des Raumes. Aber unſere Ortbeſtimmungen bilden nur die einfachſte Grundlage aller Beziehungen des Seienden; ſie ſind das Syſtem der räumlichen Gründe, von welchem nun gefragt werden muß, wie ſich ſeiner das Seiende bemächtigt, um ſich in ihm zu offenbaren? Wir haben bis jetzt überall nur die Principien ſeiner Darſtellung; nun müſſen wir übergehen zu den Formen, in denen es auf den Grund dieſer einfachen Verhältniſſe hin ſich zur Erſcheinung bringt.

Wo nun im Vorigen von Richtungen geſprochen und dieſe mit dem Namen der Linien bezeichnet worden, iſt jetzt als Erläuterung hinzuzufügen, daß dies ein Vorgriff war. Jede Richtung iſt nur die Möglichkeit einer Linie, und dieſe, die gezogene ſelbſt, iſt eben als die einfachſte der Formen anzuſprechen, die auf den Grund der Ortbeſtimmungen hin ſich bilden können. Wir wollen indeß nicht des Princips halber in der Darſtellung der Linien Alles wiederholen, was dort von Richtungen geſagt war, und beſchränken uns, um den Unterſchied deſſen, was dort noch allein rechtmäßig vorhanden war, von dem, was hier hinzukommt, zu bezeichnen, auf die Angabe der Verhältniſſe von Gerade und Krumm. Jede Linie iſt die räumliche Form, durch welche die Beſtändigkeit oder Veränderlichkeit der Beziehung zwiſchen einer zuſammengehörigen ſtetigen Reihe von Punkten bezeichnet wird. Dieſe Beziehung iſt immer ihre Richtung.

Die grade Linie iſt diejenige, in welcher die Abſtände der einzelnen Punkte vom Anfangspunkt den Längen von demſelben Punkte gleich ſind; welches die Geometrie als den kürzeſten Weg zwiſchen zwei Punkten bezeichnet, indem ſie die Länge der Reihe mit dem Abſtand ihrer Enden vergleicht. Krumm iſt jede Linie, in welcher die Entfernungen der Punkte vom Anfangspunkte nicht den Längen der Linien gleich ſind, ſondern in Sehnen übergehn, und zwar iſt es unnöthig, in dieſe Definition das Stetige einzuflechten, indem in jeder ge-

brochenen Linie der Abſtand vom Anfang bis zum erſten Winkel nicht unter dieſelbe fällt. Gleichförmig gekrümmt iſt jede Linie, in welcher die Sehnen zwar nicht gleich den Bögen ſind, aber zu ihnen nach einer beſtimmten Function in Verhältniß ſtehen. Es würde wahrſcheinlich einen der unanwendbarſten Algorithmen abgeben, wenn wir die krummen Linien auf dieſe Weiſe durch ihre Sehnen beſtimmen wollten, obwohl einige der einfacheren ſich allerdings daraus leicht entwickeln laſſen. Indem wir daher der analytiſchen Geometrie überlaſſen, mit ihren applicabeln Hilfsmitteln die Rectification der Curven zu bewirken, muß es doch möglich ſein, wenigſtens in Bezug auf den Kreis, der als Grundgeſetz aller Richtungen metaphyſiſches Intereſſe hat, unſere Sätze über die Sehnen zu der Gleichung zu entwickeln, die den geometriſchen Behandlungen zu Grunde liegt. Man ſetzt dort ein Syſtem rechtwinkliger Coordinaten voraus; die Gleichung zwiſchen ihnen iſt nicht das urſprüngliche, wohl aber das in der Rechnung anwendbare Geſetz des Kreiſes; wir haben daher unſere Betrachtung dahin umzuformen, und um das künſtliche Geſetz zu erlangen, müſſen wir uns einiger Vergleichungen bedienen, die dem urſprünglichen Verhalten zufällig, aber doch aus ihm ableitbar ſind. Es läßt ſich nämlich durch Sätze über Congruenz der Winkel und Dreiecke, ohne etwas Weiteres vorauszuſetzen, beweiſen, daß die Länge der Sehne b, welche durch die Hälften der Sehne a, die wir als gegeben annehmen, unter dem Winkel der Sehne a hervorgebracht wird, gleich der ſenkrechten Projection der Sehne a auf den Durchmeſſer durch ihren Anfangspunkt iſt. Nennen wir dieſe Projection x, und die ſenkrechte von dem Ende der a auf den Durchmeſſer y, ſo iſt $a = \sqrt{x^2 + y^2}$. Nun verhält ſich nach unſerer Angabe der Durchmeſſer als Summe der Schenkel jedes Winkels vom Centrum, wie dies hier immer angenommen iſt, zur Sehne a, wie dieſe zur Sehne über ihren Hälften unter gleichem Winkel. Alſo $2r : \sqrt{x^2 + y^2} = \sqrt{x^2 + y^2} : x$; folglich $y^2 = (2r - x)\,x$, welches die Gleichung des Kreiſes für die Abſciſſe x und Ordinate y iſt, wofür ſie in unſerer Conſtruction galten.

Wir überlaſſen es der Geometrie, dieſe Gegenſtände weiter zu beleuchten und kehren zu unſerer Aufgabe zurück, nachzuweiſen, welches die Formen ſind, unter denen das Seiende die räumlichen Verhältniſſe zu ſeiner Erſcheinung macht. Für das Zuſammenwirken und die Unterſcheidung der Urſachen iſt eine Qualität gefordert, durch die ſie ſich unterſcheiden. Welches nun auch ihre Eigenſchaften als einfache Unendlichkeiten der Vorſtellung ſein mögen, es müſſen dieſelben innerhalb der Principien des Raumes an ihnen geſetzt und zweitens, wie wir in dem erſten Theile geſehn, durch Größen beſtimmt werden. Jene einfachen Formen nun bilden die metaphyſiſchen Qualitäten des Seienden auf räumlichem Gebiete, die Linie, die Figur und der umſchloſſene Raum. Dadurch, daß das Seiende die Beziehungen zu Anderem, die ihm der Raum verſtattet, in beſtimmter Größe und Combination an ſich ſetzt, unterſcheidet es ſich von andern. Richtungen haben keine Länge, Convergenzen keine Geſtalt; beides erlangen ſie an dem Seienden. Wir haben früher als das Zeichen, die Abſtraction eines Seienden den Punkt eingeführt, und von ihm geſehn, wie ſeine Natur durch die allſeitige Verbreitung der Richtungen erſchöpft wird. Dies was hier als der Durchgangspunkt aller dieſer Geſetze erſchien, muß eine Größe erlangen, um dem Begriffe des Seienden zu entſprechen. Indem dies geſchieht, muß das Seiende ſich Beziehungen in jeder Richtung der Ausdehnung geben, um durch ſeine Größe in jeder Reihe des Seienden mitzuzählen. Die verticale Linie verſchwindet in der Reihe der horizontalen, die Fläche verſchwindet, wo ihre Grenze und nicht ihre Ebene in die Reihe der Ebenen tritt; nur der umſchloſſene Raum iſt, wie er ſich auch wende, immer ein Glied in der Reihe aller andern, denn keine Lage kann es geben, die nicht in ihm ſchon enthalten wäre. Eben weil Linie und Fläche nur einzelne Phänomene des Raums, die geſchloſſene Geſtalt aber die ganze Natur des Raumes in ſich hat, deswegen können die Dinge zur Form ihres räumlichen Daſeins nur die Geſtalt haben, welche durch keine Lage aus der Beziehung zu andern gebracht werden kann. Linien und Flächen dagegen können

nur als Begränzungen der Gestalt gelten, durch welche der umschlossene Raum sich zu andern in Verhältniß setzt. So steht die Gestalt als Totalität räumlicher Bestimmung in einer festen und unvertilgbaren Beziehung zu allem Räumlichen, dadurch aber, daß sie ihre Begrenzung durch Linien und Flächen, bei denen Convergenz und Isolation noch möglich ist, sich verschafft, kann sie selbst durch ihre Begrenzung auch in wandelbare Beziehungen übergehn, ohne jemals aus der allgemeinen Beziehung des Daseins auf irgend eine Weise herausfallen zu können. Alles daher, was sein soll, muß um der Nothwendigkeit seines Begriffs willen zur Form seines räumlichen Daseins die des geometrischen Körpers haben, und nur dieser umschlossene Raum, aber keine andere räumliche Figur, ist im Stande anders, denn als Grenze des Seienden aufzutreten. Was wir hier angedeutet haben, und was wir, um es einzugestehn, gern noch besser ausführen zu können wünschten, ist eine Frage, die in den Constructionen des Raums übersehen zu werden pflegt. Daraus nämlich, daß der Raum drei rechtwinklige Richtungen hat, folgt nicht, daß das Seiende ihrer ebenso viele haben müsse; und die Geometrie hat nur durch Abstraction aus der Erfahrung den umschlossenen Raum Körper genannt, worauf die Philosophie es für sich von selbst verstehend angesehen, daß das Seiende nicht als Fläche, sondern als geschlossener Raum erscheinen müsse. Es mußte aber besonders erläutert werden, und wir glauben oben die Grundlage dazu gegeben zu haben, warum nothwendig das Seiende unter einer Reihe von Linien und Ebenen befaßt sein müsse, die sich zur bestimmten Gestalt verbinden, und so nach jeder andern Reihe hin alle Verhältnisse zeigen können, welche dem Seienden nothwendig zukommen. Alles Seiende hat daher zuerst einen Ort, dann aber als Form ein System der nach den Gesetzen der Oerter zusammenstimmenden Flächen, durch deren Combination es seine Beziehungen gegen Anderes, welche sein Dasein ausmachen, noch über das einfache Gesetztsein im Raume hinzubekommt.

Die Gesetze, unter denen allein Gestalten möglich sind, hat die Stereometrie aus den Grundlagen der Convergenz

zu entwickeln. Die Lehren von den Linien, den Curven namentlich, den Figuren durch Combination der Linien und den Geſtalten durch die der Figuren bilden die weitläuftige Ausführung dieſer metaphyſiſchen Frage über die Art, wie das Seiende ſich auf den Grund der einfachen Geſetze der Convergenz und Iſolation hin die ſeinem Begriffe gemäße räumliche Erſcheinung bereitet, und ſo ſich die Qualität gibt, die es braucht, um jene Formen für ſein Eingehn in den Cauſalzuſammenhang benutzen zu können.

Aber alle Geſtalten, ſofern ſie keine andern Principien haben, als die, welche ihre Möglichkeit begründen, ſind zufällige Formen; es bleibt die dritte Forderung innerhalb unſers ganzen Zuſammenhangs, nachzuweiſen, wodurch die weſenhafte Beſtimmtheit, die ſelbſt nicht räumliche Geſtalt ſein kann, dennoch dieſe ſo bildet, daß ſie in ihrer Verknüpfung von ſelbſt auf ein Inneres hindeutet, dem ſie als Aeußerlichkeit der Erſcheinung beigegeben iſt. Wie in der Zeit der Rhythmus als zeitloſe Zeit die vergänglichen Wirklichen einem die Succeſſion der Momente zuſammenfaſſenden Weſen unterwarf, ſo iſt auch im Raume die Symmetrie der Bildung dasjenige, welches die verſchiedenen Grenzen des Seienden als Grenzen eines Einzigen darſtellt. Das Verſchiedene mußte an dem Einen ſo geſetzt ſein, daß dieſes als die qualitative Einheit ſeiner verſchiedenen Beziehungen erſchien; ſo haben wir in den Anfängen unſerer Betrachtung geſehen; und hier innerhalb der kosmologiſchen Formen wird dieſe Beſtimmung, daß das Seiende ein Maß ſeiner Erſcheinung ſei, realiſirt. Hier nämlich haben wir in der Mannigfaltigkeit der räumlichen Beſtimmungen jene verſchiedenbenannten Größen, auf welche die verſchiedene Intenſität der Setzung angewandt werden mußte, und das Seiende kann dieſe nach allem Reichthume mathematiſcher Verhältniſſe verknüpfen, ſoweit dieſe auf räumliche Beſtimmtheit überhaupt anwendbar ſind. Während daher unſere bisjetzigen Betrachtungen die diffuſen Gründe darſtellten, nach denen eine Combination räumlicher Verhältniſſe möglich iſt, welche, wenn ſie vollſtändig iſt, immer die ſtereometriſche Form eines Seienden

hervorbringt, ſo wird doch für das, was nicht blos zufälliges Nebenproduct eines Proceſſes, ſondern ſelbſt in einer wahren Beziehung befaßt ſein ſoll, verlangt, daß die Combination des Verſchiedenen an ihm einer beſtimmten, aus jenen Gründen noch nicht folgenden Function unterworfen ſein ſoll. Wo wir Linien ſehen, deren Längen nach gar keinem, weder beſtändigen, noch regelmäßig veränderten Verhältniß ihrer Entfernungen vom Anfang wachſen, wo Flächen unter keinem beſtändigen, ſelbſt nicht unter geſetzmäßig wechſelnden Neigungswinkeln ſich treffen, da ſetzen wir voraus, daß die Geſtalt des Seienden entweder ein zufälliges Product ſei, oder daß eine wahre Geſtalt durch zufällige Einflüſſe verändert worden. In der Natur kann keine in ſich wahre und durch einen Zuſammenhang des Zweckes begründete Geſtalt vorkommen, deren einzelne Beſtimmungen nicht nach Einer, wenn auch noch ſo verwickelten Function zwiſchen denſelben geordnet wären. Dieſe Symmetrie iſt ſelbſt keine räumliche Erſcheinung; im Gegentheil kann es geſchehen, daß ihr viele ähnliche zugehören; ſie iſt ſo in derſelben Weiſe ein ausdehnungsloſer Raum, als der Rhythmus eine beharrende Zeit.

Aber nicht blos in Bezug auf die Form des Seienden und die Figuren, durch die ſie zuſammengeſetzt wird, auch in Rückſicht auf die Beſtimmung der Orte kann es gefordert werden, daß in der unendlichen Ausdehnung eine ſymmetriſche Anordnung ausgezeichneter Punkte herrſche. Sie iſt möglich gemacht durch das Princip der Convergenz, aber ihre Wirklichkeit und eigenthümliche Beſtimmung kann hier, ſo wie die beſondere Symmetrie des Seienden nur gefordert werden. Wie ſie realiſirt wird durch die qualitativen Richtungen des Oben und Unten und ähnliche, fällt den Unterſuchungen der Weſenheiten anheim, durch welche dieſe geſetzt werden. So mit allem Reichthum ſeiner örtlichen Beſtimmungen, den Verhältniſſen der Convergenz und Symmetrie iſt der Raum als ruhender Rhythmus die Grundlage, auf der die mannigfaltigſten Beziehungen des Seienden ſich geſetzmäßig durchklingen.

§. 40.

Noch zwei Punkte sind uns zur Betrachtung übrig geblieben: die Stetigkeit und die unendliche Ausdehnung des Raums.

Der Begriff des Stetigen ist von Herbart einer Analyse unterworfen worden, welche seine Ursprünglichkeit in der Art, daß er der Vorstellung des Discreten zu Grunde läge, bestreitet, und vielmehr dieses als das Element ansieht, aus dessen eigenthümlichen Complicationen die Natur des Stetigen zu entwickeln sei. Herbart hebt hervor, daß zwei nächste Theile des Raums, um unterschieden zu sein, durch eine Zwischenausdehnung scheinen auseinander treten zu müssen, wodurch denn ihre Natur als nächster Theile verloren ginge. Um sie als nächste zu denken, müssen wir sie unterscheiden, ohne sie räumlich zu unterscheiden. Bei diesem Bewußtsein des Problems würde man die Auflösung erwarten; allein Herbart's Construction ist einem eignen Mißgeschick unterlegen. Sehen wir nämlich ganz ab von der mechanischen Leichtigkeit, mit welcher die an einem Wesen vorhandene Möglichkeit, daß ein anderes mit ihm zusammen sei, durch Buchstaben bezeichnet wird, und diese dann sogleich als Elemente zu combinatorischen Operationen benutzt werden, ohne daß man fragt, ob das, was mit Buchstaben sich machen läßt, auch auf den Begriff, den sie bezeichnen, anwendbar ist: so hat mit aller Mühe Herbart doch keine räumliche Linie construirt. Der ganze Inhalt seiner Ableitung ist die Reihe der Ordinalzahlen als Ordnungsexponenten in ihrer Anwendung auf den Allgemeinbegriff eines Zählbaren. Wir machen ihm nicht den Einwurf, daß seine Construction in ihrem Verlaufe räumliche Größen schon einmische; wohl aber thut sie dies am Ende, wo man sich überrascht findet, daß das Abgeleitete eine Linie sein soll. Wie ist die räumliche Natur herbeigekommen?

Herbart verwahrt sich gegen das Zwischenschieben von Distanzen, um das Außereinander zu bewirken, und mit Recht; denn in der Reihe der Wiederholungszahlen ist Nichts zwischen zwei nächsten; wie man hier auch Brüche anwendet,

ſo wird das Gezählte gebrochen und die Zähler ſeiner Bruchtheile gehen immer wieder alle Stellen der Ordinalzahlen ohne Mittelglied hindurch. Aber, was nicht außerhalb der einzelnen leeren Bilder lag, liegt in ihnen. Wir ſchieben Nichts zwiſchen ſie, aber wir verlangen, daß das Geſetz, welches Herbart ſelbſt anführt, daß zu allen Ordnungszahlen der Begriff des Gezählten hinzukommen müſſe, auch wirklich feſtgehalten werde. Zugegeben nun, daß die erzeugte Reihe der leeren Bilder nach der graden Linie der Ordnungszahlen $n, n+1$ u. ſ. w. fortſchreite, ſo muß die Summe der Conſtruction doch immer die Summe der Producte aus dieſen Zahlen in die gezählte Einheit ſein. Entweder nun haben die leeren Bilder als Punkte keine Länge; dann iſt die Summe aller auch von keiner Länge, mithin keine Linie; oder ſie haben eine Länge, ſo iſt dieſe ſchon Linie. Herbart, indem er ſich gegen jede andre Einmiſchung räumlicher Begriffe wehrt, hat dieſen einen Fall nicht berührt, daß die Bilder Durchmeſſer haben. So bilden ſie eine ſtarre Reihe, deren alle nächſten Glieder durch keine Diſtanz getrennt und doch außereinander ſind, wie die Glieder einer Perlenkette, und der Conſtruction liegt das Stetige zu Grunde, welches die Einheit iſt, die durch die discreten Wiederholungen gezählt wird. Es kommt auf dieſe beſtimmte Vorausſetzung an, was aus der Conſtruction Herbart's werden ſoll; die Rechenpfennige, die er zur Verſinnlichung braucht, zeigen, woher die Dimenſionen der Länge durch die Summirung ihrer Breiten entſtand. Dieſe Darſtellung ſetzt daher das Stetige voraus, und muß es; denn Stetiges und Discretes verhalten ſich ſo, daß das erſte jederzeit die Einheit iſt, das Discrete aber die Anzahl; ohne Einheit kann man nicht zählen.

Was wir hier noch zu ſagen haben, gründet ſich auf die im erſten Theile abgehandelten Anſichten über intenſive und extenſive Größe; wir faſſen uns daher kurz. Zahlen werden als Anzahlen angewandt auf Individua zuerſt, die durch Zuſammenfaſſung von Mannigfaltigem unter einem Allgemeinbegriff keine ſummirbaren, ſondern verſchiedenbenannte

Theile haben. Hier iſt die Einheit ein beſtimmtes qualitatives Maß. Zweitens gelten ſie bei Beſtimmungen, die an Anderm ſind. Dieſe ſind unbegrenzte, jeder Theilung und Summirung fähige Unendlichkeiten der Vorſtellung, und haben kein immanentes Maß, das als Einheit gelten könnte. Sie ſind daher nur unter ſich vergleichbar nach den Größen, die man ihnen gibt; ſieht man eine davon als Einheit an, ſo ſind die andern Functionen derſelben. Aber dieſe Einheit, da ſie durch keinen Begriff angebbar iſt, muß entweder als Beſtimmung der Meinung gelten, die nicht weiter durch Analyſe ſich aufklärt, oder man muß ſie ſelbſt als Summe ihrer Theile betrachten, die daher eine neue Einheit ſind, von der ins Unendliche fort das Nämliche gilt; bis man ſtill ſteht und anerkennt, daß aller Extenſion eine intenſive Größe zu Grunde liegt. Man kann durch Vergleichung mit der Einheit die Größe des Doppelten, Dreifachen angeben; aber wie groß iſt die Eins? Sie hat gar keine Größe, ſondern iſt das Zeichen für die intenſive Größe, die man jedem Zählen zu Grunde legen will. Zieht man ſie aber hinein in extenſive Beſtimmungen, ſo unterliegt ſie auch der unendlichen Theilbarkeit. Alles, was eine angebbare Größe hat, iſt daher eine extenſive Wiederholung des Intenſiven; das Discrete die Wiederholung deſſen, was ein immanentes Maß der Einheit hat, das Stetige die extenſive Wiederholung deſſen, was keine immanente, ſondern eine äußerliche, relative Einheit beſitzt. Der Raum, der die Unendlichkeit aller möglichen Beziehungen abbilden ſoll, durfte aber ein immanentes Maß der Größe und Einheit nicht beſitzen, und es iſt vergeblich, es ihm geben zu wollen. Herbart hat im Verfolge dieſer Unterſuchungen die Incommenſurabilität gewiſſer Linien durch Annahme immanenter Einheiten allein löſen zu können geglaubt. Dieſe Frage, ſo wie die darauf gegebenen Antworten fallen auf die Arithmetik zurück, und die umfaſſenderen Betrachtungen darüber hat lange vorher Fries gegeben, ohne jene Hypotheſen vorausſetzen zu müſſen.

Das Zweite betraf die unendliche Ausdehnung des Raums. Iſt der Raum und das Weltall in ihm begrenzt oder unbe-

grenzt, oder der erſte zwar unendlich, das zweite nicht? Dieſe Frage hat durch verſchiedene Beantwortung ſehr durchgreifende Folgen für die Geſtaltung der geſammten Weltanſicht gehabt. Da die Unendlichkeit des Raumes ſich unwiderſtehlich aufdringt, hat die eine Schule davon Grund genommen, ihn für nur ſubjective Form des menſchlichen Erkennens zu halten, weil er keinen Abſchluß der Welt zulaſſe; die andere hat eben ſo unmittelbar die Unendlichkeit des Seienden daraus gefolgert. Beiden Anſichten liegt der Irrthum zu Grunde, als müſſe das Seiende ſich nach dem Raume, und nicht umgekehrt der Raum nach dem Seienden richten. Mit Bezug auf die ähnliche Verhandlung über die Zeit faſſen wir uns hier kurz. Jedes einzelne Seiende verbreitet um ſich den Schein der unendlichen Ausdehnung; wie viel oder wie wenig Seiendes es auch geben mag, die Vielheit kann den Raum nicht vergrößern, die Minderzahl nicht verringern. Wenn auch nur vier Dinge wären, je zwei in einer Linie, ſo daß die Linien in einem unendlich kleinen Winkel geneigt wären, ſo reicht das Geſetz der Convergenz hin, eine unendliche Entfernung erſcheinen zu laſſen, in welcher die Linien ſich ſchneiden müſſen. Wenn auch die Maſſe des Seienden begrenzt iſt, die Beziehungslinien ihrer räumlichen Verhältniſſe werden ihr Netz geometriſcher Geſetze weit hinaus über alle Grenzen des Wirklichen werfen. Es gehört nur wenig Aufmerkſamkeit hinzu, um ſich hiermit zu verſtändigen. Der Raum iſt nicht, er iſt nur Form an Anderem, aber gerade diejenige Form, die die Beziehungen dieſes Anderen zu jedem von ihm Verſchiedenen ausdrückt, gleichviel ob ſich ein ſolches darbietet oder nicht. Jede unbefangene Vorſtellung ſetzt daher den Raum als unendlich, das Weltall aber ſchwebend in ihm als begrenztes; der Raum ſchnappt nicht ab, wo das Seiende aufhört, denn die in dieſem angefangnen Convergenzen verlangen einen Ort, wo ſie ſich ſchneiden. So iſt die Welt und das Geſchehen begrenzt, aber nicht beſchränkt; ſie können über jede einmalige Grenze hinausgehen und der unendliche Raum hört nicht auf, der Wirklichkeit ſo viel Ausbreitung zu geſtatten, als ſie braucht. Die Anſichten, die ſich

an die Unendlichkeit des Raums ſtoßen, haben ihn vorher zum Seienden hypoſtaſirt, und gehen dann plötzlich zum ſubjectiven Schein über, anſtatt anzuerkennen, daß der Raum objectiver Schein iſt, kosmologiſche Form, die man nicht mit ihrem Inhalt identificiren darf. Grade ſo wie die Zeit nie angefangen hat, ſondern das erſte Seiende ſchon eine hinter ihm liegende Vergangenheit als objectiven Schein nach den Geſetzen des kosmologiſchen Zuſammenhangs erſcheinen ließ, grade ſo hört auch der Raum nirgends auf, ſondern wird als geometriſcher von jedem Seienden als Element der Erſcheinung um ſich projicirt. In dieſem geometriſchen Raume kann der erfüllte Raum wachſen und abnehmen, ſo wie denn auch Nichts hier metaphyſiſch im Wege ſteht, daß nicht innerhalb des erfüllten Weltalls ſich leere Räume zeigen als objective Scheine, in denen Nichts Seiendes iſt, die aber nach den Geſetzen der Ortbeſtimmung und Ausdehnung durch die Conſtruction des übrigen geordneten Seienden nothwendig gefordert werden, weil der Raum nicht zuſammenkrüppeln kann, wenn eine Linie in ihm die Stütze des Seienden verlor.

Wir brechen hier ab, mit der Ueberzeugung, daß die, denen dieſe kurze Ausführung nicht einleuchtet, auch nie von den mannigfaltigen Vorurtheilen zurückkommen werden, nach denen der Raum vor dem Seienden in ſeiner ganzen Unendlichkeit fertig gemacht, und ſpäterhin, da man ſeine formale Natur erkennt, das Seiende in die Unendlichkeit nachgeſchoben wird, als müßte ebenſo viel Seiendes, als Raum ſein. Wir begnügen uns mit dem Vortheil unſerer Auflöſung, daß ſie eine beſtimmte Rechenſchaft gibt, und nicht die Unklarheit der Gedanken unter einer hohlen Anpreiſung der Unendlichkeit verbirgt. Andere Gegenſtände erwarten uns bereits, und die Darſtellung der Elemente räumlicher Beſtimmungen und ihrer Verknüpfung ſchließt hier mit der Herbeiführung dieſes Totalbildes, dem eigentlich erſt, dem Sprachgebrauche gemäß, der Name des Raumes zukommt.

§. 50.

Die kosmologiſchen Formen liegen nun bereit, in denen das verſchiedene Seiende ſeine mannigfaltigen Beziehungen unter ſich realiſiren kann; aber daß es dieſes Thun vollbringt, haben wir bisher nur vorausgeſetzt, indem wir allenthalben die Bewegung, welche unſer Denken bedarf, um von dem Einen zum Andern zu kommen, dem Seienden beilegten, ohne uns noch ausdrücklich dieſer Objectivirung bewußt zu werden. Die Bewegung iſt es, durch welche allein ſowohl die ontologiſchen Beziehungen als die kosmologiſchen Formen, in denen ſich dieſe ausgedrückt finden, jene Actualität und Verwirklichung erlangen, die wir als eine der Aufgaben der Kosmologie bezeichnet haben. Während die Zeit für den Wechſel des Seins und Nichtſeins, der Raum für die gleichzeitigen Beziehungen der Verknüpfung und Verſchiedenheit das allgemeine formale Gerüſt darbot, an dem die unterſchiedenen Beſtimmungen geſetzmäßig auseinandertreten, gibt erſt die Bewegung das Mittel an die Hand, jenes Gerüſt als Boden eines auf ihm wurzelnden zuſammenhängenden Geſchehens zu benutzen.

So iſt die Bewegung zu gleicher Zeit die allerwichtigſte und die einfachſte kosmologiſche Form; jenes, weil keine Beziehung ohne ſie wirklich wird, und jeder Gedanke, eine Beziehung ſetzend, nach ihr greift, um das, was er beabſichtigt, in der Form der Wirklichkeit darzuſtellen; die einfachſte Form aber iſt ſie, weil ſie zwar über alle Vorſtellungen mächtig übergreifend, dennoch zu den früheren keine eigenthümliche Beſtimmtheit mehr hinzubringt, als die Wirklichkeit deſſen, was ſeinem Inhalte nach theils durch die ontologiſchen Begriffe, theils durch die andern kosmologiſchen Formen bereits geſetzt iſt. Wir können uns darum billig enthalten, rückwärts in allem Vorangegangenen die Unentbehrlichkeit der Bewegung zur Faſſung aller angegebenen Verhältniſſe beſonders aufzuzeigen; in der Succeſſion der Momente, in den Begriffen der Richtung liegt ſie als Mittel der Beſtimmung zu Grunde; Linien und alle räumlichen Geſtalten, obwohl ihre geſetzliche Form ohne Bewegung beſtimmt iſt, werden doch

nur durch ſie wirklich beſchrieben, und ſo kann der Geiſt nicht anders, als daß er jedem Inhalte, den er denkt, in Geſtalt irgend einer Bewegung die Wirklichkeit ſeiner Beziehungen beilegt. So wird dieſe Form zu dem durchgreifendſten, mächtigſten Bilde, welches der gewöhnliche Lauf der Vorſtellungen und die Kunſt allenthalben anwendet, indem beide demjenigen, was außer der Erſcheinung liegt, die höchſte wirklichſte Form aller Erſcheinung beilegen, aus welcher rückwärts die Bedingungen aller Beziehung entwickelt werden können. In der metaphyſiſchen Betrachtung geht der Werth dieſer Beziehungen voran, und die Betrachtung der Bewegung zieht ſich deshalb einfach auf die Art und Weiſe zuſammen, wie gleichmäßig durch ſie alle Beziehungen verwirklicht werden können.

Die Bewegung iſt Veränderung des Ortes und der Entfernungen zweier Seienden von einander. Soll dieſe Veränderung beurtheilt werden können, ſo muß für die Entfernung ein Maß gegeben ſein, und die Bahn jedes Einzelnen ſetzt als ſolches Maß ein Syſtem räumlicher Beſtimmungen des Ortes voraus, welche nicht in die Beziehung der Veränderung eingehen. So läßt die Vorſtellung zuerſt das Bewegte an dem beſtehenden Hintergrunde des ruhenden Raumes vorübergleiten. Aber ſie beſinnt ſich bald, daß dieſes Ruhende nur darum ruht, weil ſie ſelbſt ſich zur Theilnehmerinn der Bewegung des Bewegten macht; ſobald ſie ſelbſt den Weg nicht mit zurücklegt, wodurch ſie eben den Raum als ruhenden ſetzte, kann ſie nur die Veränderung in den gegenſeitigen Stellungen der einzelnen Punkte des ruhenden Raums zu dem Bewegten erblicken; und die Bewegung vertheilt ſich auf das, was oben als bewegt angenommen, und auf den ruhenden Raum, der nun in entgegengeſetzter Richtung ſich fortbewegt. Aber auch dieſe Vertheilung geſchieht nur, indem die beiden entgegenkommenden Bewegungen an dem Hintergrunde eines dritten ruhenden Raumes gemeſſen werden, eine Umwandlung der Vorſtellung, welche ſich ins Unbegrenzte wiederholt. Es iſt daher zu gleicher Zeit zur Beurtheilung aller Bewegung ein abſoluter Raum als ruhender Hintergrund gefordert, und zugleich durch die oben be-

trachtete Natur des Raums, der von dem Seienden erſt ausgedehnt wird, unmöglich gemacht. Dieſe Frage muß ſo gelöſt werden, daß anſtatt des abſoluten Raumes ein abſoluter Ort gefordert wird; d. h. eine Combination des Seienden, und ihre inneren räumlichen Verhältniſſe, die nicht mehr durch räumliche, ſondern durch qualitative Beſtimmungen gegeben ſind, als der Ausgangspunkt der Beziehungen angeſehn wird.

In einem vorgeblichen abſoluten Raume hat Nichts ſeinen abſoluten Ort, wohl aber hat es dieſen in dem Syſteme derjenigen Dinge, zu denen es durch qualitative Beſtimmtheiten gehört; es iſt in Bewegung, ſobald es ſeine räumlichen Verhältniſſe gegen dieſe ändert; wogegen die Veränderung ſeiner Beziehung zu Anderem, als dem Gedachten, die Möglichkeit ſeiner Ruhe und der Bewegung des Andern für die Conſtruction im philoſophiſchen Sinne frei läßt. Wo zwei zuſammengehörige, von einander aber verſchiedene Gruppen ihre räumlichen Verhältniſſe ändern, iſt deshalb ohne eine Reflexion auf die Stellung beider in größeren Zuſammenhängen, nicht zu entſcheiden, welches das Bewegte ſei; dagegen verſchwindet für die Auffaſſung durch Begriffe, nicht aber für die Bequemlichkeit der mathematiſchen Rechnung, die Freiheit der Wahl des Raumes, auf den die Bewegung bezogen werden ſoll, ſobald qualitative Zuſammenhänge ein Syſtem örtlicher Beſtimmungen als zuſammengehörig erweiſen; hier muß die immanente Veränderung der Lage des Einzelnen als Bewegung, die bleibende Geſetzmäßigkeit der übrigen verbundenen Theile als Ruhe betrachtet werden.

Dieſer Satz, daß alles ſeinen Ort in ſeinen qualitativen Beziehungen hat, muß als Grundlage für die Zuſammenſetzung der Bewegung gelten. Der Name iſt falſch; nicht die Bewegung kann zuſammengeſetzt werden, ſondern der Weg. Indem nämlich in einem zuſammengehörigen Syſteme räumlicher Beſtimmungen eine immanente Veränderung dadurch ſtattfindet, daß ein Einzelnes ſeine Lage gegen andere Einzelne ändert, kann zugleich dem ganzen Syſteme eine Aenderung ſeiner Lage gegen andere Räume zugetheilt werden.

Beide Bewegungen verlaufen gesondert, und gehen einander Nichts an; aber jeder Ort des Seienden auf dem Verlaufe seines Wegs ist zweifach bestimmt, einmal durch seine eigne, dem System immanente Bewegung, dann durch den Fortschritt des letztern. Hierauf beruhen die einfachsten Beweise für das Parallelogramm und das Parallelepipedum der Wege; gewöhnlich werden beide sogleich in Beziehung auf den später zu erläuternden Begriff der Geschwindigkeit angesehen. Unsere Aufgabe ist es nicht, in diese einfachen mathematischen Entwicklungen weiter einzugehn; wir haben nur die metaphysische Bedeutung dieser Construction anzuführen, die hierin besteht, daß durch sie zuerst, und durch die Möglichkeit, jeden Weg als das Resultat vieler verschiedenen Combinationen anzusehn, jenem ontologischen Satze sein Recht geschieht, nach welchem jede einfache Bestimmtheit ihre Wurzeln außer sich hat, und das Seiende, von dem wir hier Nichts als die Richtung seiner Bewegung kennen, als Bewegtes sich an jedem Orte, den es einnimmt, auf viele außer ihm liegende Veranstaltungen zurückwirft, durch deren Zusammenkommen dieser Ort ihm gegeben ist. So steht es im Zusammenhang mit vielen Systemen der Beziehungen, und seine eigenen Bestimmtheiten erscheinen als die Resultate, die der Durchschnitt jener hervorgebracht hat. Dagegen bietet aber diese Eigenschaft der Bewegung auch nur die Möglichkeit solcher Constructionen; es steht jedoch unter der Verfügung jener oben gedachten qualitativen Bestimmungen, ob diese, und in welcher Weise sie auf das Seiende anzuwenden sind, oder in welchen Fällen sie vielmehr nur Hilfsmittel der Rechnung bleiben, die um der Natur des Raumes willen in sich zurücklaufende und dem Thatbestande der räumlichen Beziehungen nicht widersprechende Betrachtungen darbieten.

Jedes geschlossene System hat seinen Ort in sich selbst, und ruht in ihm; nur immanente Bewegungen seiner Theile sind möglich, und Veränderungen seiner Beziehung zu andern Systemen treten nur dann ein, wenn es durch das Anerkennen anderer sich neuen Ortbestimmungen öffnet. Das Ganze der Welt, sofern es als qualitative Einheit von Be-

ſtimmungen gefaßt wird, iſt daher das, was nur ruhen, nie ſich bewegen kann; denn die Bewegung iſt nicht das Durchlaufen eines vorausgeſetzten abſoluten Raumes, ſondern die Veränderung des Ortes. Für das Ganze gibt es keinen Ort außer ihm, denn es müßte dann noch eine höhere Einheit vorhanden ſein, welche darüber entſchiede, wo der eigenthümliche Ort der Welt ſei. Die Verhandlungen darüber, wie das Seiende den Raum ſetzt, werden hinreichend geweſen ſein, um dieſen Gedanken Verſtändlichkeit zu verſchaffen. Das Einzelne, das qualitativen Beſtimmungen untergeordnet iſt, hat ſeinen Ort nicht in ſich, ſondern da, wo ſeine Beziehungen zu dem Ganzen ihm denſelben anweiſen, und es ruht daher jederzeit in dem Raume des Ganzen. Beide Beſtimmungen, die Ruhe des Ganzen und die des Einzelnen müſſen unterſchieden werden. Der Theil nämlich, da er in Verhältniſſen gegen andere Theile ſteht, hat Bedingungen ſeiner Ruhe, deren Aufhebung eine Bewegung hervorbringt; das Ganze bedarf ihrer nicht. Die Mechanik conſtruirt das ruhende Gleichgewicht des Punktes durch Aufhebung der Bewegung nach allen Richtungen; ſie macht es alſo abhängig davon, daß das Reſultat aller ſeiner Beziehungen gegen Anderes, welche einzeln genommen nur durch Bewegungen ſich ausdrücken könnten, zuſammengenommen ihm ſeinen Ort anweiſt. Indem die Beziehungen ſich auf dieſe Weiſe Widerſtand leiſten, wird die Vertilgung der einen die Summe der Bedingungen ändern, an denen die Ortbeſtimmung des Dinges hing; die übrig bleibende Reihe derſelben wird ihm einen neuen Ort innerhalb eines andern Raumes anweiſen; und wo es ihn erreicht hat, wird es von neuem in ſeinem qualitativen Orte ruhen. In dieſem Proceſſe beginnt alſo das Ding, irgend wie aus ſeinem Zuſammenhang mit andern, wodurch ſein Ort ihm beſtimmt wurde, herausgeriſſen, eine Bewegung, die ſelbſt ihr Ende bereits in ſich hat, indem ſie aufhört, wo der neue durch die veränderte Summe der Bedingungen geforderte Ort erreicht iſt; und dies iſt die urſprüngliche Vorausſetzung, auf welche man im philoſophiſchen Zuſammenhange kommen muß. Wir ſcheinen hierdurch in

Widerſpruch mit der Phyſik zu gerathen, nach welcher jede angefangne Bewegung gradlinig ins Unendliche fortgeſetzt wird, wofern nicht hindernde Urſachen dagegen treten. Es iſt klar, daß dieſer Widerſpruch nur ſcheinbar iſt, denn die beigefügte Bedingung iſt einer der Fälle, die in unſerm Satze abſtracterweiſe angenommen werden können. Wo nämlich dem Dinge durch keinen qualitativen Zuſammenhang, ſondern durch eine einfache Setzung ſein Ort angewieſen wäre, ſo würde die Vernichtung dieſer Setzung ihm jeden Ort rauben; abgelöſt von jedem qualitativen Verhältniſſe hätte es ſein Weſen an der Bewegung, und wäre überhaupt gar Nichts, als der abſtracte Begriff des Bewegten, welcher in Widerſpruch mit ſich käme, wenn er nicht als der Begriff des ins Unbegrenzte Bewegten gedacht würde. Die Phyſik, indem ſie von einem bewegten Körper ſagt, daß er ins Unbegrenzte dem Geſetze der Trägheit nach ſich fortbewegen würde, abſtrahirt davon, daß dieſer Körper ein Körper iſt, der eben im Syſtem der Körper ſeinen qualitativen Ort hat, über den er nicht hinausfliegen kann; ſie nimmt ihn vielmehr als das Subſtrat der Bewegung; und da der Körper als ſolches Subſtrat der Bewegung kein anderes Weſen hat, als das, bewegt zu werden, ſo muß die Bewegung ſo lange fortgehn, bis man ſich erinnert, daß qualitative Beſtimmtheiten in dem Subſtrate daſind, wodurch es ſich dem Schickſale entreißt, nur ein Beiſpiel der Bewegung zu ſein. Nirgends kann daher in der Natur dieſer abſtracte Fall der Rechnung vorkommen; immer wird vielmehr die ins Unendliche fortgehende Bewegung durch die qualitativen Zuſammenhänge umgebogen und kommt da zur Ruhe, wo das Bewegte ſeinen neuen qualitativen Ort erreicht hat. Die Beziehungen aber, welche die Dinge unter ſich haben, können wir nicht anders als nach der Bewegung ihres Zuſammenkommens oder Auseinandergehens meſſen; daher wird auf dem eignen Gebiete der Bewegung ſelbſt, die freie Bewegung, die unendliche Fortſetzung des Weitergehens, durch andere Bewegungen aufgezehrt, welche dem ortloſen Bewegten die Ruhe an einem qualitativen Orte wiedergeben. Der phyſikaliſchen Lehre gehört

es aber, die näheren Betrachtungen über Zuſammenſetzung und Störung der Bewegungen anzuſtellen.

§. 51.

Dieſe Geſetze bietet nun die Bewegung für den Proceß des Geſchehens als Gründe deſſelben an; es fragt ſich aber, wodurch das Seiende als ſolches ſeine unterſcheidenden Qualitäten in dem Elemente der Bewegung ausdrückt. Es kann dies nur durch Größenbeſtimmungen geſchehen und durch die mannigfaltigen Complicationen, welche dieſe, indem ſie ſich des räumlichen Syſtems der Richtungen und der Ortbeſtimmungen bemächtigen, hervorrufen können. Für den Unterſchied der Dinge bietet ſich daher hier nur das quantitative Element ihrer Bewegung, die Geſchwindigkeit dar, mit welcher ſie einen Ort verlaſſend, einen andern aufſuchen, um in ihm zu ruhen. Wir werden in der empiriſchen Betrachtung ſelten Veranlaſſung finden, die eigenthümliche Qualität des Dinges nach der Geſchwindigkeit ſeiner Bewegung zu ſchätzen; vielmehr werden wir aus dieſer auf die Gewalt der vorausgegangenen Urſache ſchließen. Indeſſen beugt ſich auch dieſer Gedanke in den vorigen zurück, indem er die Qualität der Urſache in der That nach der Geſchwindigkeit ſchätzt und nur Vorausſetzungen über die Entſtehung der Bewegung noch mit hinzubringt.

Der Begriff der Geſchwindigkeit iſt es, deſſen Nichtachtung die ſcharfſinnigen Zweifel der Alten hervorgerufen und ein erzwungenes Räthſel in die Betrachtung der Bewegung eingeführt hat. Herbart's treffende Bemerkungen hierüber haben die gewöhnlichen Täuſchungen bei der Faſſung des Begriffs der Bewegung ins Licht geſtellt; aber ſtatt der Weitläufigkeit ſeiner Unterſuchungen, deren Principe wir nicht beiſtimmen können, müſſen wir uns hier mit einer kurzen Erläuterung begnügen, die ſich oben bei der Stetigkeit des Raums vorbereitet hat.

Es darf bei der Betrachtung der Bewegung nicht, wie es häufig zu geſchehen pflegt, die irrige Annahme gemacht werden, als beſtände zwiſchen den Momenten der fließenden

Zeit und den räumlichen Bestimmtheiten irgend eine Proportionalität, so daß zu dem verschwindenden Jetzt auch nur räumliche Punkte gehörten, die in ihnen von dem Bewegten eingenommen werden könnten. Wir haben gesehen, daß eine räumliche Strecke nie auf diese Weise entsteht, sondern immer durch extensive Wiederholung einer Einheit, die in sich selbst eine unendliche stetige Theilbarkeit bereits aufgehoben trägt. Aber wir müssen hierzu noch das fügen, daß es ein Irrthum ist, die Zeit als irgend einen Fluß anzusehen, dessen gleichförmig ablaufende Wellen das ursprüngliche Maß einer Bewegung im Raume abgeben könnten. Vielmehr wird alles Maß in die Zeit durch die Masse des Geschehens hineingebracht, und die Geschwindigkeit der Bewegung hängt nicht von den Momenten der Zeit ab, sondern die Distanz zwischen diesen wird gemessen durch Räume, welche eine Bewegung durchlaufen hat. So kommt daher der Begriff der Geschwindigkeit zurück auf den der qualitativen Einheit, die für jede extensiv durch die gleiche Menge von Wiederholungen gemessene Größe eine andere sein kann. Man könnte daher eigentlich sagen: jede Bewegung verlaufe in ihrer eigenen Zeit, deren Momente die an einander gereihten qualitativen Einheiten wären, und nur die Vergleichung verschiedener Bewegungen führe, da sie das, was verschiedene qualitative Einheiten hat, nach einer und derselben messen wolle, auf die unendliche Theilbarkeit einer stetig ablaufenden Zeit. Es ist, von diesem Gesichtspunkt betrachtet, Nichts Wunderbares darin, daß dem einen Flusse der Zeit unendlich verschiedene Geschwindigkeiten entsprechen, daß die Zeit als die Reihe der gleichförmig auf einander folgenden Momente nur die Wiederholungszahl dieser qualitativen Einheit der Geschwindigkeit ist, und daß alle Bewegung unmöglich wird, sobald mit dem Vergessen der Geschwindigkeit die Einheit wegfällt, die durch extensive Addition die räumliche Strecke des Weges hervorbringen sollte. Wenn so bei Zeno jedes Bewegte die Hälfte seines Wegs *eher* erreichen muß, als das Ende, so ist dies wahr; aber falsch, daß deswegen die Bewegung nie zu etwas komme; weil unendliche Zeit

dazu gehöre, von einem Punkte zum andern zu kommen, zwiſchen welche beiden dann wieder dieſelbe Unendlichkeit ins Unendliche eingeſchoben werden könne. So wahr es iſt, daß Zeit und Weg zugleich ins Unendliche ſich theilen laſſen, ſo dehnt ſich doch die Zeit dadurch nicht aus; ſie wartet nicht, bis auf die letzten Theile gekommen iſt und braucht nicht, wie es hier verſtohlen vorausgeſetzt iſt, ſelbſt wieder Zeit dazu, um die Summation ihrer unendlich vielen unendlich kleinen Momente zu einer extenſiven Größe zu vollbringen. Sondern weil ſie urſprünglich ein qualitatives Moment in einer rhythmiſchen teleologiſchen Entwicklung iſt, ſo kommt ihr Ende, ſobald die Zwiſchenmaſſe des Geſchehens überwunden iſt, und ihre unendliche Theilbarkeit iſt daher dennoch nur eine innerliche, wie ſie jeder Größe zukommt, die, ohne eine immanente qualitative Einheit zu beſitzen, dennoch von dem Begriffe desjenigen, deſſen Größe ſie iſt, ſammt allen ihren unendlich vielen Theilen in gewiſſe Grenzen der Extenſion im Voraus eingeſchloſſen iſt.

Die Geſchwindigkeit iſt das qualitative Maß der Beziehung zwiſchen dem Seienden, und in ihr drückt ſich auf dem Boden der Bewegung die Qualität der concurrirenden Urſachen aus. Wiſſen wir ſo, wie das Seiende ſich der kosmologiſchen Form der Bewegung bemächtigt, ſo haben wir doch noch nachzuweiſen, wie der Grund der Wirkung, d. h. der Zweck ſich in der Bewegung eine Form ſeiner Erſcheinung ſchafft. So wie wir bisher die Bewegung betrachteten, bietet ſie keine ſolche Form; es iſt hier gleichgiltig, wo der Anfangs-, und wo der Endpunkt genommen wird; das, wozu gekommen wird, unterſcheidet ſich als räumlicher Ort auf keine qualitative Weiſe von dem früheren Orte. Mit der Bewegung muß daher Etwas erreicht werden; ſie muß ein Reſultat haben, deſſen Beſtimmtheit nur den Endpunkt für Endpunkt gelten macht, ohne ihn mit dem Anfangspunkte vertauſchen zu laſſen; es muß einen Grund der Richtung geben, während es vorher dem Bewegten gleichgiltig war, nach welchem Strahle der geometriſchen Roſe ſeine Bewegung ging. Alle dieſe Forderungen begründen den Begriff des eigentlichen

Geſchehens; dieſes hat ein Reſultat, iſt ſelbſt das Ergebniß von dem Zuſammengehen der Bewegungen, und ſetzt nicht blos Zeit und Raum, ſondern ihre höchſten Formen am meiſten, die geordnete rhythmiſche Zeit und den qualitativ beſtimmten Weltraum voraus. Die beſtimmte qualitativ verſchiedene Richtung der Zeit in dem Vor und Nach, die durch das Zugleichſein aller räumlichen Momente in der Bewegung zu Grunde gegangen iſt, muß wieder hergeſtellt werden; ſie kann dies aber nur auf anderm Gebiete, indem nämlich das Seiende durch das, was es iſt, und wozu es in der Bewegung wird, ſeine Vergangenheit von ſeiner Gegenwart und Zukunft unterſcheidet. Aber nicht nur das Geſchehen, ſondern auch alle zuletzt durchgegangenen kosmologiſchen Formen haben ſchon mehrfach, wo von den qualitativen Gründen ihrer Beſtimmtheit die Rede war, auch noch auf andere Ergänzungen hingedeutet, die ſie bedürfen und zu denen jetzt überzugehn Zeit iſt.

Zweiter Abſchnitt.

Von den
reflectirten Formen der Anſchaulichkeit.

§. 52.

Die reinen Principien der Anſchaulichkeit, wie wir in dem vorigen Abſchnitte ſie entwickelt haben, bilden das einfache Gerüſt des Geſchehens; oder wie wir noch richtiger ſagen würden, noch nicht einmal das Gerüſt, ſondern ſie ſind den geometriſchen Verhältniſſen zu vergleichen, deren Benutzung in irgend einer Weiſe jedem Aufbau des Gebäudes zu Grunde liegen muß. Nicht dieſe formalen Beſtimmungen aber reichen hin, daß das wirkliche Bauwerk ſich erhebe; vielmehr muß das Syſtem dieſer in einander verſchlungenen Verhältniſſe ein Material des Baues haben, wodurch es getragen wird. Wir ſind mehrfach in dem Vorhergehenden auf die ausdrückliche Betrachtung dieſes Materials hingewieſen worden, deſſen unbeſtimmtes Vorhandenſein wir ſchon innerhalb der vorigen Unterſuchungen vorausſetzen mußten. So wie in den Grenzen der Ontologie ſich die beſtimmte Mannigfaltigkeit auf ein Weſen zurückwarf, welches als Träger derſelben, als die objectivirte Poſition auftreten und ſich bethätigen ſollte: ſo wei-

sen hier zeitliche Succession, räumliche Gestalt und die Bedeutung des Geschehens als Formen der Erscheinung auf ein Wesen der Erscheinung hin. Aber dieser ähnliche Uebergang ist hier mit einer näheren Bestimmtheit vorhanden. Wir suchen nicht im Allgemeinen den Zusammenhang zwischen Wesen und Schein, sondern wir wollen dasjenige Wesen kennen lernen, welches als Wesen der kosmologischen Formen begriffen werden muß, nämlich das Seiende, inwiefern es nicht blos seinen Schein, sondern auch sich selbst im Gegensatze zu diesem in dem Elemente der kosmologischen Bestimmungen ausdrückt. Indem wir daher einerseits den Charakter des Kosmologischen festhalten, müssen doch diejenigen Formen, welche auf gleichem Gebiete Formen des Wesens sind, als reflectirte, von jenen unmittelbaren und einfachen kosmologischen Formen der reinen Anschaulichkeit unterschieden werden, welche der Erscheinung des Scheins, nicht aber der des Wesens gewidmet sind.

Wir haben über diese reflectirten Formen der Anschaulichkeit, unter denen die Begriffe der Materie und der physikalischen Kraft die vorzüglichsten sind, jene Anmerkungen zu wiederholen, die wir in Bezug auf Behandlung kosmologischer Formen oben gemacht haben. Einestheils ist auch hier jene Vielfarbigkeit der Deductionen aus dem Mißverstande über die Pflichten der Ableitung hervorgegangen, anderntheils hat die vorzeitige Beruhigung, daß wenn nicht Materie, so doch Kraft ein in sich verständlicher Begriff sei, den man zur Construction der ersten anwenden könne, die Keime übersehen lassen, aus welchen durch Forderungen der Ontologie auch diese kosmologischen Bestimmungen abzuleiten sind. Dazu ist auf verschiedenen Wegen noch eine neue Verwirrung eingeschlichen, indem die allezeit bereitwillige Beobachtung der Metaphysik an dieser Stelle die Erklärung specieller Phänomene, sofern sie speciell sind, abfordert, und durch solche Einschüchterung den Gang der Kosmologie verwirrt und sie vielfältig in Naturphilosophie ausarten läßt. Von dieser dienstfertigen Erfahrung darf sich die Metaphysik ihre Probleme niemals stellen lassen; nicht von Aggregatzuständen darf

hier die Rede sein, nicht von Gasen und Flüssigkeiten, nicht von Electricität, Magnetismus und Schwere; diese Probleme alle gehören der Naturphilosophie, denn sie sind Phänomene der concreten Welt, und zwar desjenigen Bruchstücks aus ihr, das wir aus unserm Gesichtskreis auf der Erde zu übersehen vermögen. Die Metaphysik hat nur die allgemeinen Bestimmungen aufzuweisen, die jedem Kosmos zukommen müssen, sobald er dem überall geltenden Zusammenhang der Dinge als Erscheinung dienen soll; wie diese Bestimmungen in der concreten Wirklichkeit durch freie Mittel realisirt worden sind, hat die Naturphilosophie zu zeigen, von der es gut ist, im Vorbeigehn diese ihre Eigenthümlichkeit zu erwähnen, daß sie durch Construction der Processe an der Erde nur einen sehr kleinen Bruchtheil der Erscheinungswelt den kosmologischen Gesetzen zu unterwerfen die Mittel und die Gelegenheit hat. So verschiedene Interessen dürfen daher nicht auf gleicher Linie behandelt werden; wir müssen uns erinnern, daß Copernikus gelebt hat, und daß wir weder in der Naturphilosophie noch in der des Geistes zu dem Standpunkte der alten Astronomie zurückkehren können, welche die Masse des Geschehens im Universum auf die Küstenländer des mittelländischen Meeres auf der Erde einschränkte, und auf das, was sich von dem Horizonte derselben durch Analogieen erreichen ließ. Nach Abscheidung dieses unermeßlich reichen und noch vielfältig in den ersten Anfängen der Untersuchung begriffenen Inhalts der Naturphilosophie wird unsre Aufgabe sehr vereinfacht und wir haben nur die reflectirten Formen der Anschaulichkeit in ihrem metaphysischen Zusammenhange zu betrachten.

Die Bewegung ist die entwickeltste der kosmologischen Formen; in ihr finden sich die Bestimmungen der Zeit und des Raumes, sowie die Hindeutungen dieser auf das Wesen, das in ihnen erscheint, zusammengenommen; an sie wenden wir uns daher zuerst. Wir haben bisher als das Substrat der Bewegung jenen metaphysischen Punkt angenommen, der als die allgemeine kosmologische Form der unbestimmten Setzung ohne Qualität allenthalben wiederkehrt; dieses ab-

ſtracte Zeichen iſt jetzt mit den Beſtimmungen des Seienden zu vertauſchen. Der Punct der Zeit vergeht mit dem Fluſſe derſelben; der Punct des Raumes iſt ſtarr und geht nicht in den andern über; wo Bewegung iſt, geht der Punct der Bewegung vorwärts, aber die Stelle des Raums, an der er geweſen, wird durch die zuſammenſchießenden Proportionen des geſetzmäßig gefügten Raumes reproducirt. Das Seiende in der Bewegung, mithin das Seiende im kosmologiſchen Elemente überhaupt, iſt der Punkt, der ſich von ſeinem Orte ablöſt und als beweglicher fortſchreitet. Wir haben aber geſehen, daß das Seiende nicht als verſchwindender Punkt, ſondern mit räumlicher Geſtalt allein gedacht werden kann, deren Begrenzungen durch die beſtimmte Qualität deſſelben zuſammengehalten werden. Nehmen wir dies hinzu, ſo iſt das Seiende auf kosmologiſchem Gebiete ein zuſammengehöriges Syſtem räumlicher Begrenzungen, welche von der Continuität des Raums ſich ablöſen und beweglich an ſeinem Hintergrunde fortgehn, während die vorher von ihnen gefüllte Ausdehnung zwar durch die Geſetzmäßigkeit des Raumes wieder erzeugt wird, ohne aber daß dieſe letzte im Stande wäre, ein bewegliches Syſtem der Abmeſſungen auf gleiche Weiſe aus ſich zu erzeugen. Nicht anders als ſo kann auf dieſer Stufe die kosmologiſche Form des Seienden als ſolchen gefaßt werden; das Weſen fällt durchaus mit ſeiner Erſcheinung zuſammen, und auf dieſe Weiſe iſt es auch, daß zuerſt das Seiende in dem Laufe der Vorſtellungen von uns genommen wird. Die bewegliche Geſtalt, welche den unbeweglichen immer aus ſich ſelbſt neu entſtehenden Raum als frei vorübergehende und von ihm nicht erzeugbare Beſtimmtheit durchſchreitet, iſt uns das Seiende.

Hiermit iſt eine Form angegeben, die jedes Seiende annehmen muß; aber von der Auffindung einer Form iſt der Gedanke in der Geſchichte der Philoſophie vielfältig in jenen Irrthum übergeſprungen, als wäre dieſe formelle Bedingung alles Seienden eine reale Grundlage, und es müſſe, weil jene ein allgemeines Geſetz iſt, auch dieſe für jedes Seiende die nämliche ſein. So haben ſich die Unterſuchungen über

die Materie, unter welchem Worte wir nur die kosmologische Form des Seienden verstehen können, in der Art mit ihr beschäftigt, als läge eine einzige, formlose und bestimmungslose Materie allem Seienden zu Grunde. Diese Hypostase der allgemeinen Bedingung zur realen Bedeutung ist vollkommen ähnlich jenen Mißverständnissen über den Begriff der Substanz, wonach dies-, obwohl qualitätlos, dennoch jenes Sein mitgenießen sollte, das nur dem Qualitativbestimmten beschieden ist. Das Seiende, indem es immer in bestimmter Gestalt, beweglich und ablösbar von dem Raume, den es einnimmt, erscheinen muß, hat daher in der formlosen Materie nicht seine Grundlage, aus der es erzeugt werden könnte, sondern seinen Allgemeinbegriff, in welchem durch Abstraction jede Besonderheit, jede Form, in welcher allein ein Seiendes ist, zu Grunde gegangen ist. „Die" Materie ist daher gar nicht, und nicht aus ihr, aus der Totalanschauung, die nach Abstraction von den Einzelnen und nach Verwischung der constituirenden Momente in verworrener Weise zurückbleibt, kann man jemals hoffen, das einzelne Seiende abzuleiten, sondern umgekehrt aus den Bedingungen, die das Seiende zu erfüllen hat, ist der Allgemeinbegriff dieser Bedingungen erst klar zu machen und zu entwickeln. Auch der Begriff der Materie, sowie früher der des Raumes, ist ein aus verschiedenen Momenten zusammengeronnenes Ganze, und das Geschäft der Philosophie ist es viel mehr, an diesen Begriffen, in dieser Gestalt Erzeugnissen des empirischen Denkens, sich nicht festzuhalten, als sie durch künstliche Mittel der Deduction zu stützen. Wir dürfen daher von einer gemeinsamen Materie des Seienden gar nicht so reden, als wäre dieser Begriff ein in sich so fester, daß man aus demselben die nothwendigen Grenzen in den Bestimmtheiten der einzelnen Dinge ableiten könnte, oder daß sich aus ihm, aus seiner Nothwendigkeit und Consequenz die Zulässigkeit gewisser Voraussetzungen über sie entscheiden ließe.

Das Ungenügen dieser vorausgesetzten Materie als des gemeinsamen Stoffes zeigt sich sogleich, wenn wir, wie uns allerdings obliegt, zu der Frage übergehen, wie denn das

Seiende, das oben mit der beweglichen Geſtalt zuſammenfiel, gedacht werden müſſe, um in dieſer Weiſe ſich von dem unbeweglichen Raume zu unterſcheiden und nicht deſſen Doppelgänger zu ſein. Wenn hierauf geantwortet wird, daß die Materie ihren Raum erfülle und ihn ſo abgrenze von der Leerheit des geometriſchen Ortes, ſo enthält dieſe Antwort, welche nur durch ihr Daſein die Materie die Ausdehnung erfüllen läßt, keine andere Auskunft, als daß in dem beweglichen Raume eben eine ſolche Poſition vorhanden ſei, die ihn zu etwas Beſonderem mache. Dies iſt der einfache Ausſpruch der Frage ſelbſt, die nicht an dem Vorhandenſein einer ſolchen weſentlichen Setzung zweifelte, ſondern zu wiſſen verlangte, wie ſie zu denken ſei. Zugleich aber enthält die Antwort nach einer Seite hin weniger noch. Erfüllt eine allgemeinſame Poſition oder Materie den Raum, ſo iſt die geforderte Abgrenzung des Seienden nicht möglich; eine ſolche Anſicht hat nur ein Princip der Erfüllung, aber keines der beſchränkten, discreten Erfüllung. Es iſt daher hier nicht über jenen erſten Standpunkt hinausgegangen, auf welchem das kosmologiſche Weſen mit ſeinem Scheine ſchlechtbin identiſch iſt, vielmehr iſt die den Raum erfüllende Materie Nichts anders, als der Raum ſelbſt, als ſeiender gedacht, das heißt die formale, der beweglichen Geſtalt zu Grunde liegende Allgemeinheit. Auch kann hier noch nicht über jenen überhaupt vielfach einer trüben Reflexion angehörigen Streit geſprochen werden, ob die Materie den Raum ſtetig erfülle, oder nicht. Wir haben hier nur die bewegliche Geſtalt ohne Dichtigkeit als das Seiende vor Augen, und eben geſehn, daß der dunkle Begriff der Materie und ihrer Raumerfüllung nicht hinreicht, das Räthſel ihrer Begrenzung und ihrer Beweglichkeit zu enthüllen. Die umſchloſſnen Räume werden als Räume immer ſtetige bleiben; aber wir ſehen keinen Grund, ſie mit einer zweiten Stetigkeit der Materie zu erfüllen, von der wir bisher noch keine andere Beſtimmung erhalten haben, als die, daß ſie die Bezeichnung des Seienden iſt, dem die Geſtalt gehört. Wir dürfen uns hier nicht auf die Erörterung empiriſcher Fragen einlaſſen; Gewicht und Widerſtand der Maſ-

ſen verbietet freilich, ſie nur für Räume zu halten, aber dem muß durch andere und wahrere Beſtimmungen abgeholfen werden. Der ganze Streit zwiſchen Atomismus und der Stetigkeitslehre berührt uns hier gar nicht; wir können, ja wir müſſen ebenſowohl die Abſtraction der Atome als beweglicher Geſtalten vertheidigen, als wir die Stetigkeit der Räume in ihnen zugeſtehn; aber für die Atome verweigern wir uns alle Prädicate der Maſſe und für die Räume alle Theilbarkeit in der Art, daß mit dem Raume das Seiende zugleich getheilt würde.

Wir kehren zu unſerer noch wenig vorgerückten Frage zurück. Die Tautologie, die in dem Erfüllen des Raums durch die Materie, d. h. in der bloßen Entgegenſetzung, aber nicht wirklichen Unterſcheidung zwiſchen Weſen und Schein liegt, mußte aufgehoben und das Weſen als dasjenige beſtimmt werden, welches die Qualität ſetzt, ohne an ihr Antheil zu haben. Dieſe Betrachtung, die Wiederholung einer frühern auf ontologiſchem Gebiete hat zu jenen Conſtructionen der Materie geführt, deren ſeit Kant ſo mannigfaltige aufgetreten ſind. Wie alſo gibt ſich das Seiende die Form der Materie, die bewegliche Geſtalt?

Kant antwortete darauf: die Materie erfüllt ihren Raum durch abſtoßende und anziehende Kräfte. Seine Antwort hat vielfache Kritiken erfahren; wir können hier kurz ſein. Kant's Ausſpruch iſt in einen Irrthum durch das erſte Wort hineingerathen. Ehe man die Materie, die man conſtruiren wollte, hatte, durfte man nicht von dem ſprechen, was ſie thut. Das Erfüllen des Raumes iſt eben das Materieſein; und dadurch, daß Kant, anſtatt von dem Seienden zu ſagen, wie es Materie wird, das Nämliche von der Materie ſagen wollte, verwickelte er ſich in die Widerſprüche ſeiner Conſtruction, die als Träger der Kräfte immer die ſchon vorhandene Materie vorausſetzt. Sehen wir: das Seiende erfüllt den Raum durch Kräfte, ſo iſt der Satz allerdings klar geworden, aber er verſchweigt dann, was angezogen wird: denn wäre dies wieder das Seiende, ſo müßte dieſes zweite Seiende ſchon als Materie fertig ſein, um das erſte zu vollenden. Man könnte

ſagen, das Seiende zieht den Raum an und ſtößt ihn in anderem Verhältniſſe ab; und hierdurch gelangte man zu der beſtimmten Geſtalt. Allein was wäre der Werth und die Bedeutung ſowohl dieſer als der Kantiſchen Löſung? Wir können in allen dieſen Conſtructionen der Materie durch Attraction und Repulſion, wie ſie in mannigfachen Abwechſelungen in der neuern Philoſophie ein ſtehender Artikel zu werden ſcheinen, Nichts erblicken, als eine offne, und zugleich ſonderbare Tautologie. Jede Maſſe hat ihre beſtimmte Größe; um dieſe zu conſtruiren, gibt man ihr eine Kraft, vermöge deren ſie nicht größer iſt, als ſie iſt, nämlich die Attraction, und eine andre, um deren willen ſie nicht kleiner iſt, als ſie iſt, die Repulſion. Hiermit iſt Nichts gethan, als dem Zuge der Vorſtellung gefolgt, welche erpandirend zuerſt der Raum ins Unendliche beſchreibt, und dann ſoviel davon abſchneidet, als nöthig iſt, um das erforderliche Reſiduum einer beſtimmten Ausdehnung zu geben. Dies iſt aber nur das Factum, welches wir eben erklären wollen, noch abgeſehen ganz von drei Punkten, von den Schwierigkeiten im Begriff der Kraft, von der Vorausſetzung fertiger Maſſen, und davon, daß dieſe Erfüllung des Raums auf unklare Weiſe ſogleich mit den Begriffen des Widerſtands und der Undurchdringlichkeit in Zuſammenhang geſetzt wird.

Die Conſtruction der Materie durch Attraction und Repulſion leidet aber außerdem an manchen Inconſequenzen, welche in den verſchiedenſten Theorien wiederkehren. Offenbar liegt dem Zuge der Vorſtellung das Problem der beſtimmten beweglichen Geſtalt zu Grunde; um ſie zu erhalten, wird die Unendlichkeit der Ausdehnung durch die Attraction begrenzt. Aber indem häufig die Folgerung hinzugeſetzt wird, daß die Repulſion nur in der Berührung wirke, weil ſonſt die Materie ſich ins Unendliche zerſtreuen würde, ſetzt man zugleich die Oberfläche der Berührung voraus. Wenn aber noch geſagt wird, daß die Attraction alle Materie in einen Punkt zuſammenziehn würde, wenn ſie allein wirkte, ſo iſt hier die alte Verwechſelung des Realen mit ſeinem Allgemeinbegriffe vollſtändig wieder eingetreten. Man hatte gar

kein Recht, die Attraction, durch welche die einzelne bewegliche Gestalt begründet wird, mit derselben Attraction anderer zu identificiren; es durfte mithin nicht heißen, die gesammte Materie, sondern jede einzelne Materie werde durch die alleinige Attraction in einen Punkt zusammengezogen. Oder wenn man von dem Allgemeinbegriff so sprechen wollte, mußte man sich erinnern, daß er in unzähligen Exemplaren gesetzt werden kann, und daß die Bestimmtheit, die durch ihn den Einzelnen zukommt, noch kein Präjudiz über die Verbindungsweise dieser unter einander enthält. Die Attraction als einzige Grundkraft, durch welche eine Materie besteht, würde mithin nicht die Welt in einen Punkt zusammenziehen, sondern jeder einzelnen Masse nur würde dies begegnen; ob aber diese Massen gegenseitig einander anziehen, ist eine ganz andere Bestimmung; jene erste Attraction galt nur von dem Seienden, ehe es Materie ist. Ebenso würde die Repulsion nicht so gedacht werden können, daß sie von einem einzigen Punkte des Raums die allgemeine Materie ins Unendliche zerstreute, sondern jeder Punkt kann als Centrum einer solchen Expansion angesehen werden. Nur unter dieser Voraussetzung für jede einzelne von beiden Kräften ist es möglich, aus ihrer Combination die bestimmte Gestalt herzuleiten. Hätte man hier aus andern Gründen die Repulsion nur in bestimmten Räumen wirken lassen, so hätte man die vollständige Grundlage der atomistischen Constructionen aus den nämlichen Vordersätzen entwickelt, aus denen man die dynamische Theorie abzuleiten für räthlicher hielt.

Wir verlassen daher diese Constructionen, in denen wir Nichts geleistet vorfinden, als daß für jedes Moment unserer Frage eine eigene Hypostase gegeben wird. Die bewegliche Gestalt verlangt Ausdehnung; diese Eigenschaft wird auf das ihr gleiche Wesen der Repulsion oder richtiger der Expansion zurückgeworfen; sie fordert Begrenzung; man gibt sie ihr durch die Kraft der Begrenzung, die Attraction; endlich erheischt sie einen Unterschied von dem leeren Raume; er wird ihr zu Theil durch die entweder offen eingestandene oder doch unabweisliche Einschiebung einer Position, die Nichts ist, als

die Hypostase des Fragepunktes selbst. Endlich ist Alles in Verwirrung gebracht durch die Unklarheit einer allgemeinen Materie, als deren Beispiele die einzelnen Seienden gelten sollen. So ist überall das Wesen die leere Wiederholung der Erscheinung, und um zu den bestimmten Gestalten zu gelangen, müssen wir äußerliche Principien zu Hilfe nehmen und den vorgeblichen Grundkräften grade diejenigen Größen beilegen, welche das Problem uns abnöthigt. Wir gehen daher zu einer andern Ansicht über.

Der Begriff der Materie ist weder ein metaphysischer, noch ein in der Erfahrung wirklich gegebner. Nirgends erscheint in der Welt die Materie, sondern die bestimmten Körper erfüllen ihren Raum durch ihre Eigenschaften und ihre Beziehungen gegen einander. Nur so erscheinen sie wirklich; aber die trübe Reflexion des gewöhnlichen Gedankenlaufes hat die Frage, wie ein zusammengehöriges System von Eigenschaften einen beweglichen Raum fülle, durch den dunklen Gedanken einer seienden Position zu beantworten gesucht. Eben so wenig sind wir durch die Continuität der metaphysischen Entwicklung darauf hingeführt, das Seiende als eine solche Stetigkeit der Ausdehnung zu fassen, von der, was sie mehr sei, als die Erstreckung des Raumes, nur in dunklen Vorstellungen zum Bewußtsein kommt. Da nun nirgends überdies die Materie selbst existirt, sondern nur von jedem einzelnen Exemplare der Anlaß zur Erzeugung dieser Anschauung ausgeht, so hat die Construction die Materie nicht aus sich selbst, oder aus irgend beliebig angenommenen Gründen, sondern aus demjenigen zu entwickeln, in dem sie hervorgebracht wird. Die bestimmte Combination der Eigenschaften, so werden wir nämlich sagen, ist es, durch welche die bewegliche Gestalt das ist, was sie ist; an dieser Combination muß es liegen, ob sie den Schein einer Materie in sich hervorbringt oder nicht. Materialität ist eine Bestimmtheit, die, so wie der Begriff der Substanz, eine nothwendige metaphysische Illusion ist, die in gewissen Configurationen des Scheins sich erzeugt, in andern fehlt. Nothwendig ist sie im Verlaufe der metaphysischen Zusammenhänge; Illusion

iſt ſie, weil nicht wirklich eine reale Poſition in dem Seienden vorhanden iſt, die als eine ſeiende Grundlage die Eigenſchaften trüge; vielmehr, wo dieſe nach beſtimmten kosmologiſchen Geſetzen zuſammenkommen, erzeugen ſie in ſich dieſen Schein einer materialen Subſtanz, die Nichts iſt, als die als ſeiend geſetzte metaphyſiſche Zuſammengehörigkeit ihrer Beſtimmungen. Die bewegliche Geſtalt unterſcheidet ſich ſomit von dem leeren Raumbilde zuerſt dadurch, daß ihre einzelnen Momente nicht durch ein in ihr liegendes Weſen, ſondern durch die Geſetzmäßigkeit im Zuſammenhange der kosmologiſchen Erſcheinungen getragen werden, und darum als weſentliche Beſtimmtheiten ein ſcheinbar in ihnen liegendes Weſen hervorbringen.

Es iſt eine nothwendige Phaſe in der Entwicklung des metaphyſiſchen Begriffes, daß wie oben die Subſtanz, ſo hier die Materie zuerſt als das dem Scheine gegenüberſtehende, und in keine ſeiner Beſtimmungen ſelbſt eingehende Weſen gefaßt wird, aber ſo wie dort der Begriff der Subſtanz, ſo hat hier der der Materie, feſtgehalten auf dieſer Stufe der Betrachtung, ſich in ſeiner Starrheit zur Grundlage unſerer naturwiſſenſchaftlichen Vorſtellungen gemacht, während er doch mit Recht derſelben Auflöſung zueilt, wie jener. Auch von der Materie, die als Stoff der geſammten Erſcheinungen gelten ſoll, müſſen wir ſagen, daß ſie vielmehr eine prädicative Weiſe der Setzung an einem Complexe von Eigenſchaften iſt, ſo wie die Subſtanz, die nur Subject ſein ſollte, gerade ganz eigentlich ein allgemeines Prädicat des vorgeblich von ihr Geſetzten wurde. Es iſt nach dieſer Anſicht ganz einleuchtend, daß die Conſtruction der Materie nun nicht mehr dahin gehen kann, dieſen Schein auf reale Kräfte zurückzuführen, die in allen Erſcheinungen nur dazu dienten, ihn hervorzubringen; vielmehr müſſen nun diejenigen Formen hervorgehoben werden, mit denen in der Natur der Schein der Materialität nothwendig verbunden iſt; das, was an ihnen das Gleichmäßige iſt, wird dann die Bedingung abgeben, unter der aus der Erſcheinung ſich der Schein der Materie als eine Reflexion in ſich erzeugt, und die Materie wird ſich auf

dieſe Weiſe nicht zuerſt, als Grundlage, ſondern als Reſultat gewiſſer Beſtimmtheiten ergeben, und ſich ſelbſt aus ihnen conſtruiren.

§. 53.

Das Seiende war die freibewegliche Geſtalt; als ſolche, um ſich von dem Leeren der Formen zu unterſcheiden, mußte es in jenes ontologiſche Verhältniß der Zurückweiſung des Aeußeren auf ein Inneres übergehen und die reflectirte Anſchauung eines räumlichen Weſens geben. Aber dieſes, wenn ſeine Natur angegeben werden ſollte, ſchwand immer wieder zu einem Doppelgänger ſeines Scheines zuſammen, und wir mußten annehmen, daß die räumliche Erſcheinung ihr Weſen nicht als Materie in ſich, ſondern außer ſich in dem Zuſammenhange der Erſcheinungen habe, daß aber jederzeit der Complex von Eigenſchaften nach gewiſſen Geſetzen den Schein jener Undurchſichtigkeit und Materialität in ſich ſelbſt hervorbringe. Es bleibt hier einestheils der Naturphiloſophie überlaſſen, diejenigen Beſtimmtheiten im Laufe der Natur aufzuweiſen, die für unſern Beobachtungkreis den Schein der Materialität erzeugen, und der Streit über die Stoffartigkeit der Imponderabilien zeigt, wie nützlich eine ſolche Bearbeitung ſein könnte. Anderntheils gehört es der Kosmologie, dasjenige aufzuſtellen, was als die allgemein geltende Bedingung zur Hervorbringung jenes Scheins anzuſehen iſt. Wir haben dafür unſern Zuſammenhang nach ontologiſchen Forderungen wieder aufzunehmen.

Um die Urſachen, welche dem Geſchehen nach dem Syſtem der Gründe durch ihre Geſtalt die Beſtimmtheit, durch ihre Wirklichkeit das wirkliche Sein geben ſollen, zuſammenzubringen, iſt die Bewegung beweglicher Geſtalten in der Kosmologie hervorgetreten. Ihr Zuſammenkommen iſt nach den Geſetzen des Raumes geregelt, aber das Reſultat deſſelben, das eigentliche Geſchehen, bedarf beſonderer Beſtimmungen. Die zuſammenwirkenden Urſachen haben wir als Prämiſſen eines Schluſſes betrachtet, gebildet durch die verſchiedenen Beſtimmtheiten, die in ihnen aufgehoben nach den Verhältniſſen

des kosmologischen Zusammenhangs durch Ausgleichung und Verschmelzung eine Folge hervorbringen. Wo daher das Aneinanderkommen der Ursachen ein Resultat hat, gehen jedesmal beide zu Grunde; mit dem Aufhören einer einzigen ihrer Bestimmtheiten sind sie nicht mehr die vorigen, sondern es ist an ihre Stelle ein drittes getreten, eine neue Combination, die sich auf beide vorigen als auf ihr Wesen zurückbezieht. So ist innerhalb der philosophischen Construction die Durchdringung eines Stoffes durch den andern ein einfacher Fall und muß an die Spitze der Untersuchung gestellt werden. Wir können uns hier nicht auf naturphilosophische Details einlassen, doch ist es nöthig, einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Jeder Complex von Bestimmtheiten, der wirksam in den Causalnexus eintritt, geht, und dies müssen wir hier festhalten, zu Grunde; in dem Resultate ist weder die eine noch die andre Ursache wiederzuerkennen. Die chemische Lehre von der Durchdringung der Substanzen ist eine unvollkommene und falsche, sobald die sich durchdringenden nach ihrer Vereinigung noch als durchdrungene gefaßt werden. Sie existiren vielmehr gar nicht mehr, und alle Formeln der Chemie, welche durch die Buchstaben der Elemente die Zusammensetzung des Products anzugeben vermeinen, irren darin völlig; sie geben im Gegentheil durch diese Bezeichnung nur diejenigen Complexe von Eigenschaften an, aus deren Voraussetzung sich durch einen Proceß, bei dem viele von ihnen verloren gehn, die neue Combination entwickeln läßt. Sie thun dies aber überdies, wie es speciell in der Naturphilosophie zu erläutern ist, höchst unvollständig, indem sie die wichtigen mitwirkenden Bedingungen, die Veränderung der Aggregatzustände, der Wärme u. s. f. nicht mit in die Formel aufnehmen, sondern sich mit der einfachen Angabe der Massenverhältnisse von Stoffen begnügen, die so qualificirt, wie sie hier angenommen werden, meist gar nicht in den chemischen Proceß wirklich eingehn. Hier, wie allenthalben, ist jene starre Substantialität des Einzelnen zu überwinden, nach welcher die bestimmten bestehenden Elemente nur durch Zusammensetzung, in welcher sie bleiben und doch nicht bleiben,

die übrige Welt der körperlichen Erscheinung hervorbringen könnten. Es ist im Gegentheil Nichts hier von vorn herein fest und unzerstörbar; die einfachen Elemente sind eine nicht weniger unhaltbare Hypothese als die unzerdrückbaren Körperchen der Atomistiker; vielmehr kann jeder Complex der chemischen Eigenschaften in jeden andern umgewandelt werden, sobald die hinlängliche Reihe aller Mittelglieder einer solchen Schlußkette vorhanden ist. Zu jedem Körper, insofern seine Summe von Bestimmtheiten eine Prämisse bildet, kann eine andre Prämisse in Gestalt eines andern Körpers gefunden werden, durch die er zu einem bestimmten vorgewählten Schlusse, einem neuen Producte umgewandelt wird, sobald der Grund durch beide ein vollständiger ist. Die Chemie hat dieses System der Gründe zu entwickeln, nach denen die durch mathematisch berechenbare Zustände charakterisirten Körper sich einander zu einem Dritten ausgleichen; sie hat zu zeigen, wie in der unendlichen Wandelbarkeit aller sich ein bestimmtes Gesetz als empirischer Zusammenhang der Erscheinungen verfolgen läßt; aber sie hat sich nicht zu beklagen, daß diese durchgängige Umwandlungsfähigkeit aller Massen in alle ihren empirischen Beobachtungen widerspreche. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und daß wir kein Gold machen; aber nicht weil das letztere der Wahrheit der Metaphysik widerspräche, sondern weil es die Thorheit der Wissenschaft ist, alle Mittel, alle Gründe und Bedingungen solcher Umwandlung als disponirbare Kräfte in ihrer Hand zu glauben. Ihre Hilfsmittel sind aber sehr beschränkt und erreichen nicht einmal die Intensität der Processe, durch die das Leben der Erde seine Producte hervorbringt, noch weniger stehen ihr die Mächte zu Gebot, die von außerhalb der Erdfläche dennoch auf deren Productionen den ungeheuersten Einfluß ausüben. So würden wir oft, wenn wir jetzt schon im Stande wären, die Natur eines Körpers vollständig durch eine mathematische Function vieler physikalischer Bestimmtheiten auszudrücken, und wenn wir zu dieser die entsprechende Function suchten, die als andre Prämisse mit jener ersten einen dritten gegebenen Körper erzeugte, auf

Combinationen kommen, welche zu realiſiren weder unſere techniſchen Hilfsmittel, noch vielleicht überhaupt die Kräfte an der Erde oder der Kreis des concret Gegebenen hinreichte, und als ſolche Körper müſſen vor der Hand die chemiſchen Elemente angenommen werden. Indem ſich ſo einige einfache Beſtimmungen über die chemiſchen Proceſſe ſchon hier ergeben, müſſen doch viele, die demſelben eigenthümlich ſind, für ſpäter aufbewahrt werden; wir haben überhaupt hierüber hinlänglich für unſere Anſicht geſprochen, und würden ohne das genaueſte Eingehn in das techniſche Detail immer ungenügend für den Gegner ſprechen. Daher der Naturphiloſophie das Weitere überlaſſend, kehren wir zu unſerm Zuſammenhange zurück.

Die Durchdringung gibt ein Princip der Convergenz der Qualitäten, dem wie in der Lehre vom Raume ein Princip der Iſolation beigegeben werden muß. Die Iſolation der Materien kann nur in ihrem Zuſammenſein ſich zeigen; wären ſie nicht zuſammen, ſo würden ſie dadurch ſowohl für Durchdringung als für Iſolation unempfänglich. Es müſſen hier alſo zwei Prämiſſen zuſammenkommen, aus denen nichts Neues folgt, ſo daß es mit dem Proceſſe des Zuſammenkommens und ſeinen nicht von der Wirkung der Urſachen auf einander abhängigen Folgen ſein Bewenden hat. Es bleibt mithin jedes der Seienden das, was es iſt, ohne Wechſel ſeiner Beſtimmtheit. Aber indem es ſich als Anderes von dem Anderen unterſcheidet, gibt es das Phänomen der Undurchdringlichkeit, welches nur in der Starrheit gegen die Durchdringlichkeit beſteht. Mithin enthält das Geſchehen hierbei Nichts als die Summirung der vorhandenen Beſtimmtheiten nebſt ihren Zuſtänden der Bewegung, und die einfachen Geſetze des Stoßes und der Mittheilung der Bewegung bringen nur durch die Verſchiedenheit der Richtungen eine Mannigfaltigkeit herbei, die nicht mehr von dem Seienden, ſondern von den Geſetzen der Bewegung abhängt. Die Undurchdringlichkeit wird im Allgemeinen zunächſt da ſtattfinden, wo zwei gleichartige Complexe von Beſtimmtheiten zuſammengerathen, indem aus zwei gleichen Prämiſſen Nichts

als ihre Summation folgt; während differente Systeme in den Proceß der Durchdringung übergehen. Allein so einfach sich diese Ansichten von metaphysischem Standpunkte gestalten, so verwickelt wird ihre Darstellung für die Naturphilosophie, welche die Bedeutung der Masse mit zu berücksichtigen hat, ein Moment, welches wir erst später berühren können.

Durchdringlichkeit und Undurchdringlichkeit auf gleiche Weise als nothwendig abgeleitet zu haben, kann Verwunderung erregen, wenn man bedenkt, wie lange für die absolute Undurchdringlichkeit der Materie gestritten worden ist. Beide Formen sind von Einigen so an das Seiende vertheilt worden, als wären einige Stoffe durchdringlich schlechthin, andere undurchdringlich. Es ist hieran nicht zu denken. Es kommt darauf an, welche Masse mit welcher andern zusammenkommt; ist aus ihren beiderseitigen Bestimmtheiten eine Folge möglich, oder wird sie durch äußerliche concurrirende Umstände als Ergänzungen jener möglich gemacht, so tritt auch Durchdringung und Bildung eines dritten ein; sind aber die Gründe unvollständig, so müssen beide undurchdringlich sein und das Geschehen in eine Vertheilung von Bewegung an denselben übergehen. Alles ist daher zugleich durchdringlich gegen Einiges, undurchdringlich gegen Anderes, aber es können ergänzende Gründe hinzukommen, welche eine Eigenschaft in die andere verwandeln, so daß auch in allem Diesen nichts Festes ist, als die unerschütterliche Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit des Systems der Gründe, welches alle Erscheinungen beherrscht. So lange man die Undurchdringlichkeit der Materie durch Repulsivkraft construirt, die dieser ursprünglich inhäriren soll, wird man genöthigt sein, sich in eine Verwirrung zu begeben, in der Mischungskräfte zuweilen jener ersten Widerstand leisten; man wird beiden, wie es geschehen ist, zwischen jeden zwei verschiedenen Körpern einen bestimmten Grad beilegen müssen, und so von dem Spiegelbilde einer einfachen Kraft, wenn man auch nach solcher Gewaltthat ihren Namen noch beibehält, zu unserer Ansicht zurückkehren müssen. Der Metaphysik kommt es nun nicht zu,

den Inhalt jener Prämiſſen zu conſtruiren, welche über Durchdringlichkeit und Undurchdringlichkeit durch die Beſchaffenheit ihrer Folge entſcheiden.

In dem Falle der Durchdringlichkeit und der neuen Bildung zeigt ſich das Geſetz des kosmologiſchen Zuſammenhangs als die einzige wahrhafte Subſtanz des Geſchehens; der Schein der Materialität geht in den zuſammenkommenden Urſachen zu Grunde, aber er erzeugt ſich wieder in dem Innern des neuen Gebildes. Wo aber die Körper undurchdringlich ſtehn, iſt jenes Syſtem der Gründe unvollſtändig in ihnen enthalten, und dieſe Unvollſtändigkeit, vermöge deren ſie in den Fluß des wahren Geſchehens und der Veränderung nicht übergehen können, verleiht den an ſich wandelbaren Compleren den Schein eines Widerſtandes, den ſie ausüben. Aber in Wahrheit geht der Widerſtand nicht von ihnen, ſondern von den Gründen aus, und die Dinge ſind ähnlich optiſchen Inſtrumenten, die für gar nicht convergirende Strahlen dennoch einen geometriſchen Mittelpunkt in einer Richtung abbilden, wohin jene nicht gelangen. So iſt dieſe Reflexion des ſubſtantiellen Scheines in das Innere des Einzelnen eine kosmologiſche nothwendige Illuſion.

Aber nicht allein dieſer, noch ein anderer Schein entſteht in dieſem Zuſammenhange als eine reflectirte Anſchauung. Obwohl nämlich das Syſtem der Gründe das letzte Geſetz in dem Wechſel der Erſcheinungen iſt, ſo bringt es doch ſich ſelbſt nur durch die einzelnen Beſtimmtheiten zur Wirklichkeit, denen es ihr Verhalten gegen andere vorſchreibt. Um jenen illuſoriſchen Mittelpunkt des Weſens, welcher durch die Reflexion dieſer Beſtimmtheiten in ihr Inneres gebildet wird, ſammeln ſich daher alle Beziehungen dieſes Inhalts gegen anderen als Möglichkeiten künftiger Veränderungen, und bringen die reflectirte Anſchauung der Kraft hervor, mit welcher jener Mittelpunkt gleichſam durch eigenes Recht ſeine Verhältniſſe zu Anderem regulirte. Jeder Körper, als eine einzige Prämiſſe, iſt für ſich folgenlos, aber indem ſein Inhalt im Syſtem der Gründe Beziehungen zu jedem andern hat, werden die aus ihnen entſtehenden Folgen in derſelben Weiſe als

aus dem Einzelnen und seinem Wesen hervorgehende angenommen, wie dies Wesen selbst als etwas in sich Beruhendes nothwendig gefaßt wurde. Dadurch, daß eine Prämisse von einem seienden Dinge als ihre Bestimmtheit gehabt wird, nimmt sie die anschauliche Reflexionsform der Kraft an, als wäre sie in dem Einzelnen das Mittel, durch welches das Wesen seine Wirkungen hervorbringt. Der Begriff der Kraft ist in der neuern Philosophie einer derjenigen geworden, dessen Mißverstand, wie der des Begriffs der Materie, aller speculativen Naturforschung eine falsche Richtung gegeben hat. Es ist zuerst eine falsche und irrige Definition, daß die Kraft die Ursache der Bewegung sei. Da sie überhaupt keine Sache ist, ist sie auch nicht Ursache; vielmehr kann sie nur als der an dem Dinge gesetzte Grund seines Verhaltens angesehn werden. Ursache der Bewegung ist jederzeit das Ding selbst, und um in eine Veränderung überzugehen, bedarf es nicht der Kraft als eines realen Mittels; sondern die durch seinen Inhalt für es vorausbestimmte Form seiner Wirkung projicirt sich in es hinein als der kosmologische Schein einer nicht von seinem Inhalt, sondern von dem inhaltlosen Wesen ausgehenden Thätigkeit. Jene Art der Spaltung des Wirkenden in Materie und Kraft als reale Principien kann mit Recht ins Unendliche fort wiederholt werden, denn es gehört auch eine Kraft dazu, Kraft zu haben in jenem Sinne; nach unserer Ansicht würde diese Kraft des Kräftigseins eben die Bestimmtheit des Inhalts sein, als der Grund, aus dem der Schein der Kraft sich reflectirt, und der Gedanke würde so bei sich bleiben.

Eine noch viel trübere Vorstellung ist es aber, daß dieser Begriff der Kraft ein in sich so fester und sich abschließender sei, daß eine Theorie möglich werde, welche die verschiedenen Arten der Kräfte aus ihrem eigenen und dem Begriffe der Materie ableiten könnte. Diese Arbeit ist in der Kantischen Schule ausgeführt worden; wir sollten a priori entscheiden können, welche Kräfte anzunehmen möglich, welche unmöglich sei. Die Ausführung setzt hier allenthalben die Erfahrung voraus; durch völlig unrechtmäßige Subreptionen

wird zuerſt die Kraft als wirkend in einem Verhältniſſe der Entfernung angenommen; nicht der Begriff der Kraft konnte hierzu die Gelegenheit geben, denn Nichts verhinderte, die Kraft in allen Entfernungen ſich conſtant bleiben zu laſſen. Aber die Erfahrung und Newtons Lehre, welche mit merkwürdiger Einſeitigkeit von dieſer Schule zum ganzen Umfange der Naturphiloſophie ausgedehnt wird, nöthigten dazu. Die Summe aller Kräfte wurde von Kant auf Attraction und Repulſion zurückgeführt, obwohl dieſe nur die Kräfte der freien Bewegung abgeben können; ſpäterhin ſind Flächenkräfte, Linienkräfte hinzugekommen, ohne daß dieſe Verſchiedenheit derſelben ſich anders motiviren ließe, als durch die Nothwendigkeit, den ſchreienden Forderungen der Erfahrung etwas in den Mund zu ſchieben. So ſind überall diejenigen Formen der Wirkung zur Erklärung angenommen worden, welche eben paſſend ſchienen, und es iſt zu jeder noch die unnütze Reflexionsform der Kraft hinzugekommen. Dieſe ſpätern Ausführungen der Kantiſchen Lehre überheben uns der weitern Polemik an dieſem Orte; die Entdeckungen der neuern Phyſik haben die alte Kantiſche Annahme durch eine ſo große Mannigfaltigkeit der Grundkräfte zu erweitern genöthigt, daß dadurch die gefährliche Spitze derſelben abgeſtumpft wird. Das Gefährliche lag nämlich darin, daß man ſich anſchickte, dem vorausgeſetzten Weſen beſtimmte Grundkräfte beizulegen, ſo daß in jeder Erſcheinung ſich das nämliche Weſen mit den nämlichen Kräften vorfände. Hierdurch wäre die Entwicklung in die ſchiefſte Stellung gekommen; denn, da das Weſen ſich nur aus dem Scheine, dem Inhalt reflectirt, ſo gehören an ſich jedem einzelnen Dinge auch ſeine eigenen unvergleichbaren Kräfte, und die Zurückführung aller auf wenige, wenn ſie dennoch ſtattfinden muß, hat einen ganz andern Boden, als die Natur der vorgeblichen Materie. Dieſe Aermlichkeit der Abſtractionen iſt nun durch die Anforderungen der Erfahrung überwunden, und wir können es der Naturphiloſophie überlaſſen, das nähere Detail des Vergangenen zu beleuchten.

Der unmittelbare Gedankenlauf ſucht überall etwas Thätiges, Handelndes; daß er dies thut, iſt an ſich eine wichtige

Bestimmung, der wir weiter nachgehen werden; aber dieses Streben muß beschränkt werden, wo seine rechtliche Befriedigung noch nicht vorhanden ist. Die nämliche Verwechselung, welche schon in der Ontologie den Causalbegriff verdarb, ist auch hier die Beschützerin der den Materien eingebornen Kräfte gewesen. Und zwar hier, wo es nach den Gesetzen des kosmologischen Scheins ausdrücklich so kommen mußte, daß die Bestimmtheiten, um sich von dem Leeren zu unterscheiden, den Schein eines innerlichen Wesens hervorbrachten, ist es um so natürlicher, jener Causalität des Handelns den Eintritt zu verstatten, da wenigstens der Schatten eines Subjects bereits vorhanden ist. Aber es ist noch weit hin bis zu so entwickelten Begriffen; hier müssen wir von den Dingen sagen, daß sie weder thun noch leiden, sondern ähnlich mathematischen Größen in ein Spiel der Veränderungen eingehn. Aber in diesem Spiele ist es eben das Eigenthümliche dieser Stufe, daß nach bestimmten Gesetzen der Verbindung des Mannigfaltigen die Einheit derselben sich in der kosmologischen Illusion der Materie offenbart, und die vorbestimmte Form der Wirkung sich in Gestalt der eben so illusorischen Kräfte um den fingirten Mittelpunkt versammelt. Materie und Kraft sind aber beide so lange Nichts, bis sie sollicitirt durch die zweiten Prämissen, in bestimmte Wirkungen ausbrechen, und zeigen so ihre Natur als unmittelbar gewordene Scheine des Gesetzes an dem Einzelnen.

Von diesen Bemerkungen allen muß aber festgehalten werden, daß ihr Charakter ein blos metaphysischer ist. Die Metaphysik hat die Begriffe der Materie und der Kraft in ihrem Entstehen aufzuzeigen, aber der Physik ist es nicht zuzumuthen, sich den Gebrauch dieser kosmologischen Scheine als Abbreviaturen abzugewöhnen. Alle philosophische Untersuchung kann im Gegentheil bei solchen Gegenständen ihren Werth oder Unwerth daran messen, ob sie im Stande ist, diese Abbreviaturen der Physik so zu erklären, daß alle Operationen, die mit jenen vorgenommen werden, auch mit den erklärten stattfinden können. Die Abstractionen der physikalischen Kräfte sind das wahrhaft erzeugende Hilfsmittel, ohne

welches es niemals gelingen würde, die Masse der Erscheinungen zu überwältigen; jede philosophische Ansicht, die ihrem Begriffe der Kraft, ihrem Begriffe der Materie nicht dieselbe Fähigkeit des Eingehens in den mathematischen Calcül verleihen könnte, würde weniger werth sein, als jene reflectirten Anschauungen, deren sich die Naturwissenschaft ohne das Bewußtsein ihres Ursprungs bedient. Hier so wie zum Beispiel an dem ähnlichen Falle der Differenzialrechnung kann es viele Ansichten geben, die vornehm auf die nicht überwundene metaphysische Schwierigkeit darin herabsehen; aber die philosophische Construction, wenn sie nicht bis zu den nämlichen bestimmten Regeln des Algorithmus vordringen kann, ist viel weniger werth, als das Auffinden einer solchen glücklichen Abstractionsweise, die, obwohl ungerechtfertigt, dennoch nach allen Seiten hin die sicherste Anwendbarkeit zeigt. Unsere Erklärung der Kraft nimmt der physikalischen Anwendung dieses Begriffes Nichts; obgleich wir ihn auflösen, erkennen wir doch die Nothwendigkeit an, mit der diese reflectirte Anschauung sich überall erzeugt, welche eben durch diese ihre Natur das wahre kosmologische Geschehen erst möglich macht. Nur die Principien dieses Zusammenhangs sind andre, als man gemeinhin annimmt, aber diese Principien selbst bringen mit Nothwendigkeit die scheinbaren Principien des Geschehens hervor, und diese letztern hat man der physikalischen Construction zu Grunde zu legen, denn der Gang aller Wissenschaft ist es, nicht das verwickeltste Phänomen aus den einfachsten Gründen aller zu erklären, sondern aus dem nächst einfacheren Compler, welcher selbst schon eine Abbreviatur für gesetzmäßige Zusammenhänge ist. Die vollständige Durchbildung unserer Ansicht bis zu den Principien des physikalischen Algorithmus gehört aber deswegen nicht hierher, weil dieser empirische Data voraussetzt, die wir uns hüten müssen, in der Metaphysik construiren zu wollen.

§. 54.

Undurchdringlichkeit und Durchdringlichkeit enthalten die Grundzüge der kosmologischen Causalität, d. h. sie sind die

Formen, unter die das Geschehen fallen muß, wenn überhaupt verschiedene Ursachen zu einer Wirkung zusammenlaufen. Wir haben außer ihnen noch anzugeben, wie die teleologische Beziehung sich diese ihre Bedingungen unterwirft; damit ein wahrer Zusammenhang der Erscheinungen möglich sei, muß an den Materien selbst noch eine andere Bestimmtheit gesetzt sein, durch die sie fähig werden, als Mittel eines Zweckes zu dienen. Wir haben das Zusammenkommen der Ursachen und überhaupt ihr Eingehn in eine Wirkung bisher dem Zufall überlassen, und nur nach gegebener Sollicitation eine bestimmte Folge, die sich nach der Beschaffenheit der beiden Prämissen richtet, verlangt und erwartet. Die Dinge können aber nicht durch diesen Zufall zusammengelangen, sondern die Form ihrer Vereinigung muß ihnen vorgeschrieben sein.

Unsere bisherigen Anführungen waren die Principien des Einzelnen; aber die Kosmologie vor Allem hat die Grundbedingungen zu betrachten, nach denen das Ganze, der geordnete Kosmos aus jenen sich zusammensetzt. Dafür aber haben wir die Voraussetzung zu machen, daß das Einzelne die Actualität des Zusammenkommens, welche die übrigen Veränderungen bedingt, selbst durch einen Grund erhalte, welcher das Eintreten teleologischer Processe möglich macht. Auch hierüber also muß sich der gesetzmäßige Zusammenhang der Erscheinungen verbreiten und die hypothetische Welt, die aus den ruhenden Prämissen würde entstehen können, dadurch zu einer wirklichen machen, daß die Bewegung derselben zu einander nach bestimmten Formen eingeleitet wird.

Sind daher die Einzelnen vorhanden, und sie sollen einer durchgehenden Beziehung unterworfen werden, so muß ihnen unter sich eine bestimmte Form der Annäherung gegeben werden, aus welcher, wo auch die Dinge sein mögen, die Art ihres Zusammengehens mit Nothwendigkeit folgt. Wir werden so zum zweitenmal auf den Begriff einer Attraction geführt, hier aber mit dem klareren Anspruche, daß Etwas vorhanden sei, was attrahire oder attrahirt werde. Es folgt aus allem Bisherigen, daß diese Anziehung nur gegen-

seitig sein kann; jede Einseitigkeit der Vertheilung an ein Ziehendes und ein Gezogenes würde jenen Fehler wiederholen, den wir bei Betrachtung der Causalität mehrfach besprochen haben. Wir verstehen nun unter Attraction Nichts weiter, als eine Form der Beziehung, nach welcher die Dinge, die von einem teleologischen Zusammenhange in ein zusammengehöriges System verbunden sind, ihre Entfernung von einander durchlaufen, um an den ihnen durch das System bestimmten qualitativen Ort zu kommen, und hier jene Processe der Durchdringung oder der undurchdringlichen Summation einzugehn, welche ihrer Natur zukommen. Wir heben es ausdrücklich hervor, daß die Erreichung des qualitativen Ortes das Ende dieses Processes sein muß. Hier nämlich haben unzählige Verwirrungen die metaphysische Kosmologie zu einer falschen Naturphilosophie umgewandelt.

Um dies zu erläutern, erinnern wir zuerst mit Wenigem daran, daß auch diese Form der Annäherung zwischen den Dingen aus einem Gesetze des Geschehens in einem geschlossenen System nach einer uns bekannten Nothwendigkeit sich in die Reflexionsform einer attrahirenden Kraft umwandelt. Wer nun den Dingen überhaupt, ohne Rücksicht auf die Einheit und Bedeutung des Systems, in welchem sie sich verbunden finden, eine Attractionskraft gegen einander zuschreibt, der hat Recht, wenn er hierunter im Allgemeinen eine Form der Annäherung versteht, und die bestimmte Beschaffenheit derselben, sowie die Angabe des qualitativen Ortes der Erläuterung noch offen läßt. Allein die Metaphysik, häufig durch mangelhafte Kenntniß der Processe an der Erde verführt, hat diese allgemeine Form der Anziehung so oft mit dem concreten Phänomen der Gravitation oder der Schwere verwechselt, daß wenige unter den neueren Lehren sind, welche nicht die physikalischen Bestimmungen dieser letztern auf metaphysischem Gebiete deduciren zu können glaubten. Davon ist nicht die geringste Möglichkeit vorhanden; die Schwere ist ein rein empirisches Beispiel jener allgemeinen von uns geforderten Attraction. Niemand vermag a priori zu bestimmen, welches das Verhältniß der Geschwindigkeit zu Zeit und

Raum in einer ſolchen Attraction eines zuſammengehörigen Syſtems ſei; Niemand weiß den qualitativen Ort anzugeben, an dem die angezogenen Dinge ruhen. Es kann geſchehen, daß nach dem Geſetze der Annäherung in einem kosmologiſchen Syſteme die Geſchwindigkeit conſtant iſt, ebenſowohl als daß ſie nach irgend einer Function der Zeit wächſt oder abnimmt; es kann den Dingen ebenſowohl eine beſtimmte abſolute Entfernung vorgeſchrieben ſein, als daß ſie mit ſtetiger Bewegung bis zu einem Punkte des Zuſammentreffens fortgehn. Nichts in aller Welt kann dafür einen metaphyſiſchen Grund andeuten, warum die Kraft der Anziehung proportional den Quadraten der Entfernung abnehmen ſolle; ſie könnte ebenſogut durch allen Raum conſtant wirken oder nach irgend einer andern Potenz der Entfernung ſich vermindern. Niemand wird den Fall der Quadrate deshalb für einen einfacheren halten, weil die Größen der Kugelflächen concentriſch mit dem Quadrate der Entfernung zunehmen und ſo die Kraft im quadratiſchen Verhältniſſe größere Räume zu bezwingen habe. Nur die unbewußt einſchleichenden Analogien der Wellenbewegung, der Lichtſtärke und andre konnten hier eine Illuſion machen, ſo daß von einer Verbreitung der Kraft, als beſchriebe ſie einen Raum, und als wäre dies ihr ganz natürlich, eine ſolche Verdünnung zu erleiden, geſprochen wurde. Es kann ferner angenommen werden, daß die allgemeine Kraft der Anziehung in einem kosmologiſchen Syſteme durch alle Zeit conſtant ſei; aber Nichts ſteht anderſeits auch der andern Annahme entgegen, ſie in der Zeit wechſeln zu laſſen nach irgend einem Geſetz; dem Allen widerſteht der Begriff der Kraft auf keine Weiſe. Man hat berechnet, ob Kräfte nach andern Verhältniſſen der Entfernung Erfolge geben und welche; was iſt nun das Princip, nach welchem aus der ganzen unendlichen Mannigfaltigkeit, die wir angeführt haben, und die wir leicht, ohne die Grenzen des Begriffs zu überſchreiten, noch vermehren könnten, nur wenige und unter dieſen das Verhältniß der Schwere in dieſer Weiſe herausgehoben worden ſind? Sie entſprechen gewiſſen Problemen der Erfahrung: die Beobachtung des Kreiſes der Erſcheinungen,

die uns zugänglich sind, hat es gezeigt, daß das umgekehrte quadratische Verhältniß der Entfernungen in demjenigen kosmologischen Systeme, in welchem wir leben, das herrschende ist; sie hat gezeigt, daß der Grad der Kraft im ganzen Systeme eine beständiger sein muß, obwohl Wenige wissen würden, worin dieser Beweis liegt; sie hat endlich nachgewiesen, daß die Bewegung eine stetige bis zum Zusammenstoß fortgehende ist. Die Erfahrung hat diese Thatsachen der Metaphysik vorgehalten, und diese, anstatt ihr die abstracten Principien zu bieten, nach denen nicht nur diese Form des kosmologischen Zusammenhangs, sondern auch noch viele andere möglich sind, hat sich darauf eingelassen, die bestimmte Form als allgemeines Gesetz zu construiren. Daher die wunderbare Einseitigkeit der Naturphilosophie und Metaphysik, die nicht müde werden, mit den Kepler'schen Gesetzen zu spielen, als schlössen diese den ganzen Gehalt der Probleme in sich, während sie doch sammt Newtons geistreichen Entwicklungen nur die glänzende Lösung eines sehr kleinen Theils der Aufgaben bilden.

Wir übergehen alle Versuche, dieses Verhältniß der Schwere aus Begriffen speculativ abzuleiten. Sie haben sämmtlich die Zeichen der Unwahrheit doppelt an sich; zuerst indem sie als nothwendige Momente im Begriffe der Attraction Bestimmungen anführen, deren Nothwendigkeit aus keinem Grunde begriffen werden kann; dann aber, indem sie mit mathematischen Formen nach Willkühr spielen und alle Regeln des physikalischen Calcüls bei Seite setzend, durch Zusammenwerfung des Heterogensten einen scheinbar mathematischen Ausdruck hervorzwingen. So ist die Art, wie Hegel nur ins Unbestimmte den Ausdruck Quadrat in seine Darstellung bringt, ein unphilosophisches Stammeln in mathematischen Ausdrücken; man hätte ebensowohl summiren können, als multipliciren, um die Größe „außer sich" zu bringen, und auch das Quadrat noch zugegeben, so folgt aus seiner Darstellung noch gar nicht, was sich ihm proportional verhalten soll. Wir müssen diese Dinge der ernsten Weise mathematischer Betrachtung überlassen, die in der Physik

angewandt wird, und die Metaphyſik zurückhalten von Conſtructionen, in deren Beſtimmung ihr Gang nothwendig haltlos werden muß.

Es kann alſo hier nur gefordert werden, daß in jedem zuſammengehörigen kosmologiſchen Syſtem eine beſtimmte Form der Annäherung herrſche; welche dieſe ſei, iſt metaphyſiſch zu beſtimmen unmöglich. Aber wenn auch die Functionsform, in der ſich das Verhältniß von Weg, Geſchwindigkeit und Zeit ausdrückt, der empiriſchen Phyſik überlaſſen bleiben muß, ſo ſind doch noch einige Punkte metaphyſiſcher Unterſuchung fähig, welche die immanente Beſtimmung dieſer Function in Bezug auf die einzelnen Dinge angehn.

Welches nämlich auch die Function ſei, die einzelnen Dinge werden nicht ſie ſelbſt, wohl aber die extenſiven in ſie eingehenden Größen zu ändern vermögen. Wenn zwei congruente Dinge ihre Attraction durch ihr Zuſammenſein ſummiren, ſtehn ſie der Kraft des dritten Einzelnen mit einer größeren Kraft gegenüber; ſie werden ſich beide gegen einander bewegen, aber die erzeugte Geſchwindigkeit wird verſchieden ſein, indem das größere durch die geringere Kraft zwar nach den Proportionen der allgemeinen Function, aber mit minderer Intenſität bewegt wird und umgekehrt. Daher beſtimmt ſich im Allgemeinen die Größe der Bewegung, die ein Ding hervorbringt, als Maß ſeiner Wirkung durch das Produkt der Größe des Bewegten in ſeine Geſchwindigkeit; und ſo einfach würde das Verhältniß bleiben, wenn das Seiende nur durch ſeine Größe im Raume characteriſirt würde. Allein das Geſetz der Annäherung rührt nicht von Beſtimmungen des Raums, ſondern von der Bedeutung des kosmologiſchen Zweckes her, zu dem die Dinge als Mittel dienen; ſie dienen aber dazu nur vermöge der Eigenſchaften, mit denen als zuſammengehörigen ſie den Raum füllen. Wie daher überhaupt jeder Grad der Kraft dem einen Dinge nicht vermöge ſeiner Raumgröße, ſondern durch ſeine innere Beſtimmtheit zukommt, ſo kann auch der Grad derſelben, der differenten Dingen in ihrer Gegenwirkung gegen einander zukommt, nicht proportional der Größe angeſetzt werden, die ihre Eigenſchaften

im Raume erfüllen. Es hat vielmehr jedes Ding vermöge seiner Bestimmtheit einen ihm zukommenden Werth der Kraft, während die Wirkungsform derselben der einen constanten Function folgt; und dieser Werth wird gemessen durch die Größe der Bewegung, welche es in andern hervorbringt, deren Werth der Kraft als Basis der Vergleichung angenommen wird. Diese bestimmte Intensität der Beziehung, welche den verschiedenen Compleren zukommt, hat sich in der nämlichen Weise der kosmologischen Reflexion zu der Anschauung der Masse umgebildet. Es wird hier der gleichen Materie eine gleiche Intensität der Kraft allenthalben beigelegt und die Verschiedenheit des Werthes so construirt, daß in gleichen Räumen verschiedene Mengen der Materie vorhanden seien, die durch Summation den Werth der Massenkraft geben. Wir kennen die Menge der Masse nicht, die in einem Volumen enthalten ist, und bestimmen sie durch die Bewegung, die sie hervorbringt im Vergleich zu andern Bewegungen, die von gleichen Volumen unter gleichen Bedingungen erzeugt werden. So ist der Begriff der Masse kein ursprünglicher, sondern eine Reflexion in das Innere der Dinge.

Wir müssen es hier der Naturphilosophie überlassen, die Anwendung davon auf die Schwere, das Gewicht und die Dichtigkeit zu machen und überhaupt jene folgenreiche Bedeutung darzustellen, welche das Maß der Bewegung dadurch erhält, daß es den Factor der Masse in sich aufnimmt. Unter der Voraussetzung der Undurchdringlichkeit entwickelt sich über diesem Verhältniß mit Zuziehung der Gesetze der Bewegung und Richtung der größte Theil der Lehre von den Veranstaltungen, durch welche Massen von Massen bewegt werden.

An den Begriff der Masse knüpft sich in naturphilosophischem Zusammenhange die Constanz und Beständigkeit der Masse. In unserm Kreise der Beobachtung finden wir, daß durch die verschiedenen Veränderungen, durch welche Körper chemisch zu Grunde gehen, um neuen Producten Platz zu machen, sich doch überall dieselbe absolute Größe des Gewichts erhält, wie auch die eingenommenen Räume und die Eigen-

ſchaften der Producte ſich verhalten mögen. Für den Standpunkt, welcher die Maſſe als ein Letztes betrachtet, kann dieſe Unverlierbarkeit der materiellen Subſtanz etwas Nothwendiges und aus der Conſequenz des Begriffs ſich von ſelbſt Verſtehendes ſcheinen, woher es denn kommt, daß man ſie als metaphyſiſches Grundgeſetz der Lehre von dem empiriſchen Verhalten der Körper zu Grunde zu legen gewohnt iſt. Es iſt ſchwierig, in dieſen einzelnen Anwendungen der Begriffe genau die Grenzlinie zwiſchen metaphyſiſchem und naturphiloſophiſchem Inhalte zu ziehen, und es iſt wohl möglich, daß eine fortgeſchrittene Unterſuchung das Geſetz der Conſtanz der Maſſe noch als ein metaphyſiſches ausweiſen wird, während ich jetzt keinen Grund wüßte, es für mehr als ein empiriſches Factum zu halten. Wenn nämlich jedes Ding durch ſeine Qualitäten ſeinen beſtimmten Werth der allgemeinen Kraft des Syſtems hat, und zwei Dinge in dem Proceſſe der Durchdringung ſich vernichten, ſo kann im Allgemeinen für das Product nur der Anſpruch gemacht werden, daß ſeine Intenſität ſeinen Eigenſchaften und deren Bedeutung im Syſteme entſpreche. Hier kann es nun allerdings ein einfacher möglicher Fall ſein, daß die Dinge nur nach ſolchen Geſetzen ein Product hervorbringen, nach welchen ſich daſſelbe Quantum der Attraction in dieſem wiedererzeugen muß, das in den zuſammengegangenen Urſachen vorhanden geweſen war. Allein metaphyſiſch ſind auch andere Fälle möglich; das Quantum der Attraction kann nach einer Durchdringung kleiner oder größer gedacht werden, und es müßte ſich dann, wenn das Product durch die dazu nöthigen Bedingungen in ſeine Prämiſſen wieder aufgelöſt würde, auf dieſelbe geſetzmäßige Weiſe wieder bis zu dem Grade vergrößern, den es vor der Durchdringung gehabt hatte. In einem ſolchen kosmologiſchen Syſteme würde der Begriff der Maſſe ſich in der gewöhnlichen Einfachheit nur auf ertenſive Summation gleicher Dinge anwenden laſſen, während für die Proceſſe der Durchdringung eine künſtlichere Abſtraction erforderlich wäre. Die Summe der Kraft im ganzen Syſteme würde eine veränderliche ſein und es würden ſich für die Proceſſe des Geſchehens

eigenthümliche Folgen ergeben. Wir müſſen daher ſolche Verhältniſſe als metaphyſiſch mögliche betrachten, und ſie brauchen keineswegs ſogleich als leere Möglichkeiten betrachtet zu werden; denn es fragt ſich, ob nicht ähnliche Bedingungen auch in unſerm Kreiſe der Beobachtung irgendwo verwirklicht ſind. In demjenigen kosmologiſchen Syſteme freilich, deſſen Attraction Schwere iſt, ſehen wir keine derſelben realiſirt, aber auch der Organismus iſt in ſich ein kosmologiſches Syſtem, das nur nach einer Seite hin mit dem der Gravitation zuſammenhängt. Diejenige Beziehung, welche zwiſchen den Theilen eines organiſchen Syſtems ſtattfindet, wird vielleicht auf eines jener Verhältniſſe führen, die wir nur deshalb für wunderbar halten, weil wir gewohnt ſind, über den Umläufen der Sterne alle übrigen Probleme zu vernachläſſigen.

Die Metaphyſik hat vor Allem die Aufgabe, den geſammten Reichthum möglicher Verhältniſſe zum Bewußtſein zu bringen und den Spielraum der Hypotheſen, die zu jeder Conſtruction der Erfahrung nöthig ſind, über die engen Grenzen zu erweitern, in die wir durch Gewohnheit und durch fortwährende Reminiscenzen an den Theil der Erſcheinungen gebannt ſind, den wir zu überblicken vermögen. Die ganze neuere Naturphiloſophie iſt über dieſen höchſt beſchränkten Rahmen der Gravitation geſpannt, und die ſcheinbare Nothwendigkeit, Alles aus den zwei Grundkräften der Attraction in dieſem Sinne und der Repulſion zu erklären, iſt Nichts als eine Subreption der Beobachtung, die ſich auf beſchränkte Kreiſe der Erſcheinungen fixirt hat. Theilweis ſind dieſe Grenzen ſchon überſprungen; die Imponderabilien haben dazu genöthigt; ſie haben gezeigt, daß auch in unſerm Gebiete der Erfahrung vor allen Dingen zwei kosmologiſche Syſteme herrſchen, deren eines ein ganz anderes Verhalten zeigt, als das andre. Die Imponderabilien, wenn auch durch kein Gewicht beſtimmbar, ſind deswegen nicht minder ebenſo Maſſe, als die ſchweren Körper, und ihre Unwägbarkeit kann nur darauf hindeuten, daß entweder ihr Centrum der Anziehung ein anderes iſt, als das der ſchweren Maſſen, oder daß ſie überhaupt nach ganz andern Functionen der Beziehung ſich unter einander

verhalten. Die Wellenbewegung des Aethers, für welche die ältere Naturphiloſophie nirgends ein Princip hat, iſt nicht minder ein möglicher Fall der kosmologiſchen Beziehung, als die gradlinige Bewegung ſchwerer Maſſen zu ihrem Centrum, und der nächſte Fortſchritt muß darin beſtehn, das Verhalten der Imponderabilien unter ſich in eine ebenſo vollſtändige Theorie zu bringen, als die Gravitationslehre ſie für die ſchweren Maſſen liefert. Iſt dies geſchehen, ſo werden dann ſich wohl auch noch andere Zuſammenhänge zeigen, die eben ſo eigenthümliche Verhältniſſe darbieten, und die letzte Aufgabe der Naturphiloſophie wird es ſein, die Geſetze darzuſtellen, nach denen ſich in unſerm Kreiſe der Beobachtung dieſe verſchiedenen kosmologiſchen Syſteme durchkreuzen und die Erſcheinungen hervorbringen, die ſich auf ſie alle, als auf ihre verſchiedenen Gründe reflectiren. Die Schwierigkeit der letzten Aufgabe bildet jetzt den Knoten, der das Fortſchreiten der chemiſchen Lehre namentlich hindert; die Berührung, in der das Undulationsſyſtem mit dem der Gravitation ſteht, wird auch ſo lange unerklärt bleiben, als man eigenſinnig die empiriſche Beſtimmtheit des letztern als die Grundvorſtellung anſieht, auf welche die Verhältniſſe aller andern Syſteme zurückgeführt werden müſſen.

Wir haben uns auf dieſe Angaben zu beſchränken; die Naturphiloſophie, der die nähere Ausführung gehört, wird nothwendig dereinſt eine ganz andere werden, ſobald wir die Beſchränkung aufgeben, in der wir uns jetzt durch die Suggeſtionen der Erfahrung befinden. Was die Metaphyſik hier thun kann, iſt Nichts als die Niederreißung dieſer Schranken und die Eröffnung des weiten Feldes der Möglichkeiten, die aus den Forderungen des Begriffs für die Conſtruction kosmologiſcher Syſteme und ihrer Complicationen hervorgehn. Dieſe Complicationen nun ſind das eigentliche Material der Zweckbeziehung. Jede Beziehung ſetzt in den Dingen beſtimmte Eigenſchaften voraus, durch welche ihnen ein Grad der Beziehung zukommt; dieſe Eigenſchaften nun können, wie es ſich hier ergibt, und ſpäter rechtfertigen wird, nur in denjenigen Verhältniſſen beſtehen, in welchen die Dinge an andern kosmo-

logiſchen Syſtemen participiren. Jedes kosmologiſche Syſtem, in ſich durch eine Form der Beziehung geſchloſſen, ſetzt als das Material, das es in Verbindung bringt, beſtimmte Qualitäten aus einem andern Syſteme voraus, und dieſes Durchkreuzen der Gründe bringt die Erſcheinung hervor, die ſich auf ſie alle als auf ihr Weſen zurückbezieht. Die Geſetze dieſer Verbindungen der Syſteme haben wir in ihren Principien noch ſpäter zu berühren.

Alle bisherigen Betrachtungen ſtehen dem Werthe und der Bedeutung mathematiſcher conſtitutiver Theorien nicht entgegen; vielmehr fordern ſie ſolche, und indem wir alle Erſcheinungen in ihrem concreten Verhalten ſich auf die Functionen, unter denen ſie ſich als Theile kosmologiſcher Syſteme gegen einander benehmen, zurückführen laſſen, müſſen wir der Geringſchätzung widerſprechen, mit der Hegel und viele mit ihm von den Bemühungen der mathematiſchen Phyſik und namentlich von den Arbeiten Newtons im Gegenſatze zu Keplers Entdeckungen zu ſprechen gewohnt ſind.

Obwohl Keplers Geſetze bereits etwas ſo Großes ſind, daß ſie zu bewundern Jeder, ſie zu erreichen nur Wenige fähig ſein werden, ſo iſt doch Newtons Theorie die eigentlich ſpeculativere That, indem ſie das, was zuvor nur als Form der letzten concreten Erſcheinung gelten konnte, auch in die kleinſten Theile des Zuſammenhangs als immanentes Princip des Syſtems verfolgt. Hegel dagegen iſt nicht glücklich darin geweſen, den freien Fall und die Centralbewegung der Himmelskörper blos aus dem Ausſehn dieſer Phänomene, jedes für ſich, und ohne die Reflexionsform der Schwere, aus Begriffen zu conſtruiren.

Es wäre eine große und umfangreiche Aufgabe, die Entwicklungen, die wir hier nur kurz andeuten konnten, bis zu dem Punkte fortzuführen, wo ihre Begriffe ſich dem phyſikaliſchen Calcül appliciren laſſen; aber die Beſchränkung der Metaphyſik gebietet, vielmehr einen andern Weg zu nehmen und mit Verlaſſung der reflectirten Formen der Anſchauung zu andern Gegenſtänden überzugehen.

Dritter Abschnitt.

Von den transscendentalen Formen der Anschaulichkeit.

§. 55.

Während die reinen Anschauungen die diffusen Gründe darboten, deren sich jede Construction des Geschehens bedienen muß, die reflectirten aber die Bestimmtheiten des Materials, welches jene Gründe in sich aufgehoben tragend, den Zusammenhalt der Bedingungen im Einzelnen hervorbrachte: bleibt es den transscendentalen Formen der Kosmologie überlassen, dieses Chaos der Massen und ihrer Verhältnisse zu einander, die regellose Punctualität des Seienden der durchgreifenden Beziehung eines treibenden Grundes der Gegenwirkungen unterzuordnen. Entsprechend dem Zusammenhange der Dinge auf ontologischem Gebiete gibt es Regeln des Zusammenhangs der Erscheinungen, die als die eigentlichen Naturgesetze jedem möglichen Systeme der Erscheinungen metaphysisch übergeordnet sind. Bereichert durch die in sie eingegangnen kosmologischen Formen und durch deren weit greifende Associationen und Bedeutsamkeit bilden die Ansichten über den kosmologischen Zusammenhang der Dinge noch mehr als jene

über den ontologiſchen, characteriſtiſche Spitzen in ſich abgerundeter Weltanſichten.

So wie in dem früheren Verlaufe der Darſtellung nach dem Ausſpruche, daß alles Seiende das iſt, wozu es gemacht worden iſt, die Bedingungen, durch die es dazu wurde, ſich als Syſtem der Gründe zu dem Geſetze des Zuſammenhangs der Dinge conſtituirten, ſo haben wir auch hier aus den vorigen Betrachtungen dies herüberzunehmen, daß Alles, was iſt, eine Durchkreuzung verſchiedener kosmologiſcher Syſteme iſt. Indem es ſich auf dieſe als ſeine verſchiedenen concurrirenden Gründe zurückbezieht, unterſcheidet es ſich von andern durch dieſelben Gründe geſetzten Dingen nur durch quantitative und kosmologiſche Beſtimmungen der reinen Anſchauung. Alles iſt das, was es iſt, durch die Größe, mit der es Theil an verſchiedenen Gründen hat, und durch den Ort, die Zeit, in welchen es iſt, ſowie durch die Richtung und Geſchwindigkeit der Bewegung, in der es mit ſeinem Complex der Beſtimmungen fortſchreitet. Welches auch der gegebene concrete Kreis der Erſcheinungen in irgend einer Welt ſein könnte, für den Beobachter in ihr würde ſich der Zuſammenhang derſelben immer in ein Syſtem mechaniſcher Vorgänge verwandeln müſſen, in welchen Maſſen nach allgemeinen, aber formloſen und richtungsloſen Geſetzen der Bewegung durch Stoß, Durchdringung und Beſchreibung von Bahnen die äußere Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen hervorbrächten. Jeder durchgeführten mechaniſchen Anſicht genügen diejenigen einfachen Grundbeſtimmtheiten, die in der Form eines oder verſchiedener ſich durchkreuzenden kosmologiſchen Syſteme gegeben ſind, um aus ihnen die verſchiedenen wandelbaren Phänomene zuſammenzuſetzen und wiederaufzulöſen. Da jedes dieſer Syſteme die Form der Attraction ſeiner Elemente nicht irgend einer Beſtimmtheit dieſer, ſondern ſich ſelbſt verdankt, ſo ſetzt es auch dieſe nur als abſtracte kosmologiſche Zeichen desjenigen, auf welches die Beziehung angewandt werden ſoll, das heißt als beſtimmungsloſe Maſſe, deren einzige Eigenſchaft die iſt, zu jeder Wiederholung ihres eigenen Begriffs ſich nach der Function des Syſtems in Be-

ziehung zu ſetzen. Jede mechaniſche Theorie iſt daher bei ihrer Arbeit auf die Benutzung des Atoms hingewieſen, wenn wir von dieſem die Erinnerung an das Unendlichkleine abziehn, in welche Vorſtellung ſich der Mechanismus vor den ungehörigen Angriffen des Dynamismus zurückgezogen hat. Das Weſentliche der atomiſtiſchen Lehre iſt nur, daß die letzten Erſcheinungen aus Combinationen von Reihen unter ſich gleicher, aber nach Verſchiedenheit des Syſtems, unter das die ganzen Reihen fallen, verſchiedener Atome erklärt werden müſſen. Wo immer Atome zuſammenkommen, da iſt die Form der Erſcheinung beſtimmt durch die Geſetze, die zwiſchen den Atomen deſſelben Syſtems, und denen, die zwiſchen verſchiedenen Syſtemen gelten, nicht aber durch eine prädisponirende Gewalt deſſen, was entſtehen ſoll. So erklärt der Mechanismus das Ganze durch eine ununterbrochen fortlaufende Kette der Gegenwirkung zwiſchen den Theilen und führt das Concrete auf die abſtracte Geſetzlichkeit der Gründe zurück. Dieſe Weltanſicht, die man gemeinhin auf wenige Probleme der Phyſik beſchränkt glaubt, macht ſich vielmehr in Bezug auf den ganzen Kreis der Erſcheinungen geltend, und Alles, was dynamiſche Phyſik heißt, kann ſich der Vorausſetzungen derſelben nicht erwehren, weil dieſe in der That überall die einzig mögliche Grundlage des Calcüls bilden. Die Metaphyſik weiß von den concreten Beſtimmtheiten, welche dieſer mechaniſchen Rechnung unterworfen werden, Nichts; aber ſie wird ſich, um ihren einfachen Gedanken durch ſeine allgemeine Bedeutung zu rechtfertigen, auf die Bearbeitungen derjenigen Welt beziehen dürfen, die unſern Blicken geöffnet iſt.

Was früher als unorganiſches Geſchehen dem Kreiſe des organiſchen Lebens entgegengeſetzt wurde, hat durch die Vollendung der mechaniſchen Anſichten und durch ihre Vorausſetzungen der Atome, die nur der allgemeinen Function des Syſtems, dem ſie gehören, unterworfen ſind, in den neuern Zeiten einfache und fruchtbare Principien der Erklärung und des Zuſammenhangs unter ſich gefunden. Nachdem die Durcharbeitung der Gravitationslehre für einen großen Theil der Erſcheinungen die Grundlagen der Conſtruction gegeben, ſind

für die Optik und die Processe der Imponderabilien neue Grundvorstellungen der Undulationen und Strömungen hervorgetreten und haben große Abtheilungen der Naturwissenschaft bereits aus der trüben Verwirrung herauszureißen angefangen, in der sie früher die Unkenntniß mechanischer Prinzipien festgehalten hatte. Vieles ist hier zu thun übrig geblieben, aber die Dunkelheit wird sich lichten, je strenger man innerhalb der mechanischen Ansichten sich nur an ihre eigenen Hilfsmittel hält, ohne doch diese widerrechtlich auf einige begünstigte Abstractionen zu beschränken. Während es nun für diesen unorganischen Kreis der Beobachtungen bereitwillig zugestanden zu werden pflegt, daß die mechanischen Theorien an ihn ein Recht haben, abgerechnet die Desorientirung, mit welcher einzelne Denker, wie Hegel, sich ihren Anforderungen widersetzten, so ist dagegen das Gebiet des Organischen lange davon ausgeschlossen geblieben.

Viele Irrungen über die Gesetze im Zusammenhange der Erscheinungen, von denen wir später mehr zu sagen haben, sind thätig gewesen, um den mechanischen Erklärungsweisen hier den Eingang zu versperren, bis die neuere Physiologie, genesen von dem schweren und dumpfen Miasma eines naturwissenschaftlichen Mysticismus, der sich aus vergangenen Jahrhunderten summirt hatte, auch hier zu den Principien des Mechanismus zurückgekehrt ist. Die Mannigfaltigkeit der Gestalten hat ihre einfachsten, abstractesten Grundlagen in der Zellentheorie gefunden; die Vielfältigkeit organischer Processe beginnt sich den Gesetzen der Hydrodynamik und andern Kategorien der Physik anzupassen, und die allgemeine Tendenz geht auch hier darauf hinaus, die letzten Erscheinungen des Lebens mit ihrem Reichthum von Bestimmtheiten aus den physikalischen Gegenwirkungen der ersten Theile zu erbauen. Es wird sich später zeigen, ob hierin alle Wahrheit liegt; aber das Recht mechanischer Ansichten hier zu vertheidigen, würde unnütz sein, da die Erfolge der fortschreitenden Wissenschaft dies mit mehr augenfälliger Beredsamkeit thun, als die Metaphysik, abstrahirend von dem Concreten, es vermöchte.

Aber nicht allein über das Reich der körperlichen Erschei-

nungen hat sich die Gewalt mechanischer Ansichten erstreckt; sie haben sich rechtmäßig noch weiter ausgebreitet. Auch der Lauf der Gedanken bildet einen Zusammenhang des Geschehens, bedingt durch dieselben kosmologischen Formen der Zeit, der Bewegung und eines inneren Raumes, in welchem die Vorstellungen Platz nehmen. Ihre Verhältnisse der Durchdringung und Undurchdringlichkeit, ihre Bewegungen gegen einander und ihre Störungen konnten mit gleichem Rechte als die Phasen des natürlichen Geschehens einer mechanischen Theorie unterworfen werden. Herbart hat diesen Gedanken verwirklicht und das flüchtige Spiel der Vorstellungen zuerst einer Theorie unterworfen, deren Entdeckung von jeder Philosophie mit Freude hätte begrüßt werden sollen, da sie einen wichtigen, obgleich nur kleinen Theil der Untersuchungen deckt, die in der Psychologie zu führen sind. Es wird sich später ergeben, warum wir nicht glauben können, daß Herbarts mathematische Psychologie mehr als ein untergeordnetes Moment der eigentlichen Psychologie ist, die wir noch suchen; wir werden viele ihrer Resultate ebensowenig uns aneignen können als die Grundsätze ihres Calculs; aber wie viel auch hier noch nicht in den Kreis der Untersuchung eingetreten sein mag, und wie auch künftig die weitere Forschung Grundlagen und Resultate umzuändern genöthigt sein wird, wir werden es dennoch für einen der wenigen reellen Fortschritte der neuern Philosophie halten müssen, daß der Gedanke einer mathematischen Psychologie überhaupt nur mit Klarheit hervorgetreten und an dem Beispiele einer reichen und umständlichen Entwickelung erläutert worden ist.

Noch weit über die Grenzen dieser Betrachtungen hinaus haben mechanische Ansichten sich in der Geschichte Geltung verschafft, die von neuern Systemen mit wenig Grund von der Natur gänzlich ausgeschlossen und jener Philosophie des Geistes übergeben worden ist, die mit Vernachlässigung aller kosmologischen Gesetze willkührliche Constructionen nach schwankenden Begriffen den Abstractionen aus pragmatischen Beobachtungen unterschiebt. So wie der Lauf der Vorstellungen, so ist auch die Geschichte des Geistes immer zugleich an kos-

mologiſche Bedingungen geknüpft; wie er durch dieſe noch nicht Geiſt würde, ſo hat er doch umgekehrt ohne ſie keine Geſchichte; überall aber, wo wir kosmologiſche Formen finden, iſt das Geſchehen in ihnen auch an den Mechanismus geknüpft, der nach ihren Geſetzen das Einzelne in Verbindung bringt.

So durchgreifend dieſer Einfluß der mechaniſchen Anſichten aber iſt, ſo wenig kann er auch einer eben ſo durchgreifenden Ergänzung entrathen, und enthält nicht alle Wahrheit.

Wir ſehen die Maſſen ſich gegen einander bewegen; ihr Zug iſt entſtanden von einem unſichtbaren Anſtoß, der mit gleicher Geſetzlichkeit ſich ins Unendliche fortpflanzt. Jede Bewegung iſt die Urſache neuer Bewegungen, und wie die Atome zuſammenkommen, bilden ſie vergängliche Geſtalten, die nicht in ſich ſelbſt ihr Recht des Daſeins haben, ſondern die nothwendigen Folgen einer Verkettung von Gründen ſind, welche ſich gleichgültig gegen ihr Product durch neu hinzukommende Momente auch wieder zu den Gründen der Auflöſung des Gebildeten umgeſtalten. Wir ſehen ſo, wie das Spiel und der Wechſel der Erſcheinungen als Reſultat auf dem Spiegel dieſer einfachen Vorgänge treibt, und wie ihr ganzer Reichthum hervorgebracht und getragen wird durch die Ineinanderſchlingung deſſen, was ohne Unterſchied ſich zur Begründung jeder Geſtalt hergibt. Aber wir vermiſſen in dieſem Begegnen die Grenze, welche unendliches nach den Geſetzen der Gründe Mögliches von dem Eintreten in die Wirklichkeit abhält. Indem wir die Maſſen zuſammenkommen laſſen, oder die einfachen Elemente unſerer Vorſtellungen aſſociiren, bieten ſie ſich dar, ebenſowohl als Grundlage der ſinnloſeſten Welt verwendet zu werden, als die Baſis deſſen zu ſein, was mit immanenter Wahrheit ſich einen Anſpruch auf Wirklichkeit geben darf. Die Beſtimmungen in dem Syſteme der Gründe ſind weiter, als die der Wirklichkeit; ſie laſſen Vielem die abſtracte Möglichkeit, dem dennoch das Eingehen in die concrete Welt des Daſeins für immer verſagt wird. Wir brauchen daher Beſtimmungen und haben ſie zu fordern, welche dem Geſchehen, ohne ſeine innere Geſetzmäßig-

keit zu ſtören, die Bahnen vorſchreiben, die es allein wandeln darf; welche ferner die Begegnungen feſtſetzen, die die Atome haben müſſen, um dem Inhalte der Wahrheit zu entſprechen und den Principien des Zufalls, des Zweckes und des Zweckwidrigen Eingang in den Zuſammenhang der Erſcheinungen zu verſchaffen, von dem ſie durch die völlige Gleichgiltigkeit aller mechaniſchen Proceſſe ausgeſchloſſen ſein würden. Was in dem Mechanismus das Herrſchende iſt, der abſolute Zufall, der nur in ſich ſelbſt eine Conſequenz hat, muß als Moment eingehen in eine andere Anſicht, welche ihm zwar die Nothwendigkeit ſeines Vorkommens ſichert, ihm aber zugleich auch ſeine Schranken ſetzt.

Die Metaphyſik hat dieſe Forderung zu machen; aber auch die Erfahrung nöthigt uns ſolche Principien ab. Alle mechaniſche Naturwiſſenſchaft iſt eine hypothetiſche Erklärung deſſen, was unter gewiſſen Bedingungen ſein muß; aber dieſe Bedingungen ſelbſt gibt ſie ſich nicht, ſondern ſetzt es voraus, daß ſie in dem Treiben der Bewegungen unter einander eintreten können. So geſchieht das Zufällige; wir aber haben hier dazu fortzugehen, jene einfachen Züge des Geſchehens aufzuweiſen, die im Zuſammenhange der Erſcheinungen eintreten müſſen um deswillen, zu deſſen Gunſten allein der ganze Aufwand einer erſcheinenden Welt vom Anfang herein begriffen werden kann.

§. 56.

Die beherrſchenden Zwecke ergreifen den Mechanismus; das, was ſie erfüllt wollen, iſt nicht gleichgiltiges Reſultat deſſelben, ſondern die vorbeſtimmende Macht, welche dem Geſchehen die Bahnen anweiſt, innerhalb deren allein es ihr Mittel ſein kann. Daß das Ganze eher ſei als ſeine Theile, hat für das charakteriſtiſche Zeichen des Organiſchen gegolten. Die Erfahrung, nur einen beſchränkteren Kreis der Erſcheinungen urſprünglich organiſche nennend, und ihren Sprachgebrauch ſpäter myſtiſch erweiternd, hat dazu Veranlaſſung gegeben, daß auch die Metaphyſik den erweiterten Begriff des Organismus dem des Mechanismus gegenüber geſtellt

hat, als könnten beide neben einander als getrennte Gesetze der Erscheinungen bestehen. Allein es ist nicht das Geschäft der Metaphysik, Bestimmungen zu entwickeln, welche nicht alle zugleich Gesetze alles Erscheinenden wären.

Unklarheit über diesen Punkt hat die Naturwissenschaft in mancherlei Täuschungen verwickelt; wir haben hierüber die zwei Bestimmungen festzustellen, daß organischer Zusammenhang die Bedingung aller Erscheinungen, dann aber, daß dieser nicht unabhängig von dem mechanischen sei, sondern ihn allenthalben mit Nothwendigkeit voraussetze. Nur in einen organischen Zusammenhang muß alle Erscheinung eingereiht sein, nicht aber soll jede ein Organismus sein. Wenn überall die erscheinende Welt einen wesentlichen Inhalt hat, um dessen willen sie ist, so muß die Eigenthümlichkeit des wirklichen Geschehens auch den Bedingungen folgen, durch welche es jenen Inhalt zur Erscheinung zu bringen fähig ist. Außer den abstracten Gründen, die in den Abhängigkeitsformen der Elemente eines kosmologischen Systems von einander liegen, muß es noch einfache Formen des Geschehens geben, durch welche der Zweck aus der Mannigfaltigkeit möglicher mechanischer Combinationen diejenigen sich hervorhebt, die zu seiner Erfüllung dienen. Einestheils nun setzt jede Erscheinung auf diese Weise einen Grund voraus, der auf die Basis der kosmologischen Gesetze hin die Elemente ihrer Verwirklichung in der bestimmten Weise zusammengebracht hat, in der sie sich verbunden haben; anderntheils aber vermöchte diese organische Form des Geschehens selbst nicht zur Wirklichkeit zu kommen, wenn sie nicht jene Elemente als das Material voraussetzte, dessen sie sich bediente. Das Organische ist daher niemals etwas Anders, als eine bestimmte Richtung und Combination des Mechanischen; nicht diesem gegenüberstehend, sondern es zu einer Einheit verbindend, muß es jedesmal zu Grunde gehn, wo das, was es verbinden soll, verschwindet. Aus den Elementen der kosmologischen Bestimmtheiten sind gewisse Züge und Associationen des Geschehens gebildet, deren Eigenthümlichkeit von dem abhängt, was der Kreis der Erscheinungen, zu dem sie die

Grundlage bilden, als Wesen offenbaren soll; so lange sie nun so durch die mechanischen Elemente und deren mechanische Gegenwirkungen untereinander getragen werden, entwickeln sie sich nach eigenthümlichen Formen der Combination, aber nicht nach besondern und abweichenden Gesetzen der Wirkung im Einzelnen. Nur auf die anfängliche Disposition unorganischer Elemente kommt es an, daß diese, fortan blos nach ihren eignen mechanischen Beziehungen auf einander einwirkend, dennoch die organische Form der Erscheinung hervorbringen. Alles ist daher auch im Organischen rein mechanisch, außer dem Anfang dieses Mechanismus; und die Naturwissenschaft hat alle Träume aufzugeben von lebendigen Kräften, die sich ihrer Wirkungsweise nach von mechanischen unterschieden. Auch was am nächsten dem seelenvollen Geschehen im Geiste steht, so lange es noch irgend eine kosmologische Sphäre der Erscheinung hat, kann sich nur und allein mit Hülfe mechanischer Vorgänge verwirklichen, die nach denselben Gesetzen im Einzelnen geschehen, als in dem Gegeneinandertreiben lebloser Massen. Nur die einmal eingeleitete Richtung der Bewegungen und die vorbestimmte Weise ihrer Associationen ist das, was eine Erscheinung von der andern unterscheidet. Eine solche Combination der Wirkungen aber ist nicht blos das Attribut des Lebens, sondern jedes wahrhaften Geschehens, und alles, was von ihr entblößt ist, gehört der Seitenverbreitung der Wirkung des Einzelnen an, die sich über die Grenzen der organischen Beziehung hinaus erstrecken muß, weil sie nicht ihrem Dasein nach, sondern nur nach ihrer Verbindung mit andern von dem Organischen abhängig ist. Diese Massen des regellosen Geschehens sind ihrem Vorkommen nach nothwendig, denn der Organismus, sich auf das Mechanische einzig und allein stützend, muß das Recht desselben anerkennen, in seine mechanischen Folgen auszuschlagen; sie sind daher auch durch die abstracten Gründe ihrer Qualität nach bestimmt; aber nie können sie Gegenstand einer Wissenschaft werden, die sie anders denn als eine Anzahl möglicher Fälle unter hypothetischen Voraussetzungen betrachtete.

Die einfachen Formen des Geſchehens laſſen ſich ihrer Beſtimmtheit nach nicht aus den Gründen, ſondern nur aus den Zwecken der Erſcheinungen erklären; die Naturphiloſophie hat hier ein reiches Feld ihrer Unterſuchungen. Wenn eine beſtimmte Geſtalt, ein beſtimmter Proceß gegeben iſt, da kann die mechaniſche Phyſik viele Hypotheſen über die Art der Aſſociation der Elemente erſinnen, welche zu dieſem Reſultate nach den Geſetzen der Gründe alle mit gleicher Nothwendigkeit geführt haben würden. Sie hat zu ihren Hilfsmitteln nur die Abſtraction der Atome und die Mathematik; aber die mathematiſchen Functionen bieten eine große Mannigfaltigkeit der Conſtructionen dar, die zu einem und demſelben Ziele führen, und geduldig gegen jede Subſtitution bilden ſie mancherlei grade und krumme Wege, von denen das wirkliche Geſchehen immer nur einen einzigen einſchlägt, weil er allein und nicht die übrigen um der teleologiſchen Beſtimmungen willen, die es verfolgt, der bedeutungsvolle und wahre iſt. Die Verfahrungsweiſen der Natur ſind daher anders als die der Kunſt und der Mathematik; ſie hat zur Bildung ihrer Erſcheinungen eine gewiſſe Summe von Combinationen der Wirkungen, mit denen ſie Alles beſtreitet und geht von dieſer beſtimmten Weiſe ihrer Vermittlung nur in dem zufälligen Geſchehen ab, welches ſich von dem organiſchen Zuſammenhange ablöſt. Für die Probleme des Wachsthums, der Entwicklung der Geſtalten laſſen ſich mathematiſch viele Möglichkeiten denken; aber in Wirklichkeit iſt die Art und Weiſe, in der die Natur ihre Geſtalten entwickelt, eine einfache, durchgreifende und weit verſchieden von dem, was die Mathematik als das wahrſcheinlichſte dafür anzuführen hätte. Für die Proceſſe der Fortpflanzung ihrer Gebilde hat die Natur im Großen nur eine Weiſe des Geſchehens, mannigfaltig biegſam zwar, aber nie in die vielfältigen Möglichkeiten der Phyſik übergehend; die Bewegungen der lebenden Körper bewirkt ſie anders, umſtändlicher und mit ganz andern Hilfsmitteln, als die Phyſik ihr unterſchieben würde. Ueberall ſehen wir ſo gewiſſe einfache Formen des Geſchehens, deren Analogie untereinander die Naturphiloſophie weitläuftiger zu zeigen hat, als die ein-

zigen wahrhaften Mittel der Verwirklichung der Erscheinungen benutzt; sie sind die eigentlichen Naturgesetze, von denen die Giltigkeit unserer Hypothesen über den Zusammenhang der Erscheinungen abhängt. Die phantasirende Vorstellung kann wunderbare Apparate in sich zusammenstimmender Erklärungsgründe ersinnen; wo sie aber diesen realen Formen des Geschehens nicht entsprechen, werden sie für unsern Kreis der Erscheinungen unbrauchbar sein. Die Metaphysik, anstatt die Forderung solcher Formen allein aufzustellen, hat mannigfaltige Versuche gemacht, den Inhalt derselben aus ihrer eignen Nothwendigkeit zu bestimmen. Die ältere Schule hat die Sätze, daß die Natur keinen Sprung mache, daß sie zu ihren Zwecken den geringsten hinreichenden Aufwand von Mitteln überall anwende, als Grundgesetze angesehn; beide sind ohne Motiv; der letztere erweislich falsch, und überdies verzeichnen sie nur die äußersten Umrisse dessen, was hier allein ein lebendiges Interesse haben kann. Neuere Philosophien sind sehr weit in das concrete Gebiet vorgeschritten; ohne Berücksichtigung des factischen Bestandes der Erscheinungen und mit irrigen Voraussetzungen über den Unwerth des mechanischen Geschehens haben sie aus blos logischen Formeln den Gang der Natur bei ihren Productionen zu bestimmen gesucht. Unendlich mehr haben die empirischen Wissenschaften geleistet, indem sie das durchgängige Herrschen und die fortwährende Anwendung weniger einfacher Combinationen der mechanischen Processe zur Bildung der verschiedensten Erscheinungen nachgewiesen haben. So hat sich allmählig der Umriß zu einer Lehre vom Leben der Welt zusammengefügt, der in dem Spiele des Geschehens einfache überall durchklingende Grundformen nachweist, ohne daß diese und ihr Wechsel hier anders gefaßt werden könnten, als in Gestalt eines unmittelbaren seiner selbst frohen, lururiirenden Spieles.

Neben den einfachen Formen der Beziehung zwischen den Elementen kosmologischer Systeme gibt es also noch Formen des Geschehens, welche qualitative Einheiten verbundner mechanischer Processe sind, und nur unter Voraussetzung des Mechanismus wirklich sind. Um nun einem Mißverständnisse

nochmals ausdrücklich entgegen zu treten, als wären Mechanismus und Organismus zwei Erscheinungsreihen, und wir hätten, wie es die gewöhnliche anthropomorphistische Sitte der empirisirenden Metaphysik ist, unter dem ersten das Sternensystem, unter dem zweiten die zoologischen Erscheinungen, also zwei Gegenstände unserer menschlichen Beobachtung gemeint, führen wir als empirische Beispiele der metaphysischen Kategorie des Organismus die hauptsächlichsten Data der Erfahrung an. Diese nämlich zeigt uns bereits in ihrem beschränkten Kreise sehr verschiedene einfache organische Formen des Geschehens. Das Sternensystem, nicht minder organisch geordnet als seine Theile, hat als solche die Periodicität und Regelmäßigkeit seiner Bahnen, zusammengesetzt aus den Gesetzen der Gravitation und aus einer ursprünglichen Richtung und Geschwindigkeit der Bewegung; eine Form, die sich nicht aus der Gravitation, also nicht aus der Function eines kosmologischen Systems entwickelt hat, wohl aber nur mit Hilfe dieses Mechanismus nach seinen Gesetzen fort und fort erhält. Wenn es daher allerdings noch als eine, vielleicht unlösbare Aufgabe der Naturphilosophie angesehen werden muß, diese Bestimmtheit der himmlischen Bewegungen aus einer Nothwendigkeit teleologischer Beziehung zu begreifen, so ist doch nicht weniger die physikalische Betrachtung eine nothwendige und unerläßliche; denn ohne die unscheinbaren Mittel, die sie entwickelt, wäre auch die spekulativste Bedeutung jenes ewigen Bewegens nie in die Wirklichkeit der Erscheinung unvergänglich eingetreten. Wir sehen das Gleiche in dem, was wir eigentlicher Organismus zu nennen gewohnt sind; einfache Formen der Gestalt setzen sich nach bestimmten Beziehungen des Wachsthums an einander, gerathen in ein rhythmisches Spiel der Gegenwirkung mit andern und gehen periodisch lebend, wieder zu Grunde; überall verwirklicht durch die Bedingungen, die die einzelnen Theile gegen einander zeigen. Auch hier ist der Mechanismus die unerläßliche Grundlage; während sich die verschiedenen Formen der Processe zur Verwirklichung der Individuen und Geschlechter durchschlingen, wird die individuellste Gestalt doch nicht unabhängig von den

zu Grunde liegenden Mitteln, und die fortwährende Erzeugung organischer Gestalten aus einander kann nicht geschehen ohne die ununterbrochene Continuität des mechanischen Zusammenhangs, indem jede die zusammengehörigen Massen bereitet, deren Beziehungen, schon nach organischen Verhältnissen geordnet, den Keim zur neuen Entwicklung in sich tragen. Wo diese Continuität einmal gestört wäre, würde die organische Form, auch wenn sie die höchste Bedeutung in sich trüge, doch niemals wieder wirklich das Mechanische in Bewegung setzen, sondern hilflos ihm gegenüberstehn.

So bewegt auch im Organismus nur Masse sich gegen Masse, und Nichts kann geschehen, was nicht nach den Gesetzen des Mechanismus geschehe; jene Formen des Entstehens und Vergehens, die Dauer und Periodicität der Erscheinungen, obwohl sie qualitative Bestimmtheiten sind, die einem ideellen Wesen ihre Bedeutung und den Grund ihres Daseins verdanken, sind doch zugleich die Resultate eines Mechanismus, der nur nach seinen Gesetzen wirkt; der nur darum diese Gesetze bloß auf eine bestimmte Richtung und Verknüpfung der Bewegungen anwendet, weil er diese Bedingungen von seinen frühern ebenfalls nur mechanischen Zuständen überliefert empfangen hat und sie nun gesetzmäßig weiter bilden muß. Wir dürfen daher auf keine Weise uns jener Täuschung hingeben, als könnte man vitale Kräfte von mechanischen nach den Gesetzen ihrer Wirkung unterscheiden. Die Form des Zusammenstimmens der Massen und Kräfte, die Gestalt des daraus hervorgehenden Geschehens, kurz die letzte Pracht des Lebens mag immerhin zugleich der erste in einem Reiche der Ideen vorbestimmte Grund aller Erscheinung sein; aber so lange diese Idee des Lebens mit ihrer ganzen Entwickelung noch im Lande der Ideen bleibt, so ist sie, ausgeschlossen von allen kosmologischen Formen, noch nicht das Leben; tritt sie aber in diese ein, will sie durch Bewegung der Massen gegeneinander sich eine Wirklichkeit geben, so kann Nichts sie davon dispensiren, sich vorher allen Gesetzen des Mechanismus zu unterwerfen. Die naturphilosophische Schule hat diese Gestalten des Geschehens abgetrennt von ihren mechanischen Grund-

lagen betrachtet, eine mangelhafte Art der Auffassung zwar, aber immer viel vorzüglicher, als die unreinliche Logik, mit welcher aus denselben in der Medicin jene Masse von Lebenskräften gemacht worden ist, die wir nun nicht mehr los werden können.

Ueberlassen wir nun der Naturphilosophie das reiche Material, welches sich hier der Betrachtung darbietet, so sehen wir auch innerhalb der Psychologie auf entsprechende Weise einen organischen Zusammenhang der Vorstellungen obwalten, wie wir einen mechanischen derselben oben zuzugestehen genöthigt waren. Man muß sich hierbei nicht die Täuschung machen, als vermöchte die mathematische Erklärung der Gegenwirkungen des Einzelnen hier zugleich die organischen Formen aus sich selbst zu erzeugen, durch welche ein Spiel von Vorstellungen erst zu dem natürlichen Ablauf geordneter Associationen wird. Vielmehr ist die Theorie genöthigt, diese Formen vorauszusetzen und auf diese Voraussetzung hin den Thatbestand des wirklichen Gedankenlaufs zu analysiren. Wir dürfen uns nicht die Illusion machen, daß, wenn wir eine bestimmte Art der Gegenwirkung zweier Vorstellungen und ihr mechanisches Resultat betrachten, *hieraus* irgendwie der Begriff des Sehnens, des Fühlens und Wollens hervorgehe, ohne daß wir nöthig gehabt hätten, ihn vorher zu besitzen. Die mathematische Formel, welche ein solches Verhältniß zweier Vorstellungen, dies Wort im Sinne der mechanischen Psychologie genommen, anzeigt, wird nie etwas mehr bedeuten können, als ein *mathematisches* Verhalten; daß aber dieses mathematische Element die psychologische Bestimmtheit des *Sehnens* sei, ist ein Schluß, der die Analyse des Sehnens als einer organischen Form des Gedankenlaufs voraussetzt, und behauptet, daß *diese* organische Bestimmtheit nur durch dieses bestimmte mechanische Verhältniß verwirklicht werden kann. Was so nach den Principien der mechanischen Psychologie ein Resultat der Gegenwirkungen zu sein scheint, ist zwar dies Resultat, aber es ist noch außerdem eine nicht von dem Mechanismus abstammende organische Form. Lassen wir daher jene unnütze und unklare Hypostase von Geistes-

vermögen weg, so werden diejenigen Phasen des geistigen Lebens, die man als solche Vermögen fassen zu müssen glaubte, dennoch für alle Zeit als die höhern und beherrschenden Formen gelten müssen, welchen der Mechanismus des Innern ebenso untergeordnet ist, wie der des Aeußern den Trieben der Natur.

Eine Vorstellung, die in den Kreis anderer eintritt, bewegt diese nicht einzeln nach bloßen mechanischen Gesetzen, sondern sie hat als ihren Angriffspunkt einen organischen Complex der Gedanken, der seine Störungen nach eignen Formen der Verbreitung fortpflanzt. Es gehört der Psychologie, diese Irritabilität der organischen Formen auch auf diesem Gebiete näher zu beleuchten, die Metaphysik hat nur darauf aufmerksam zu machen, wie sie auch hier das sind, welches die chaotische Verwirrung möglichen Geschehens zu einer geordneten Welt der Gedanken macht. Auch sind sie das eigentliche Object unsers innern Lebens; wir haben den Inhalt unseres Geistes nicht in Gestalt der Störungen und Verschmelzungen elementarer Vorstellungen, sondern die Formen des Gefühls, des Willens, der Sehnsucht und andere sind es, auf die wir uns stützen, wenn wir unsern Gedankenlauf überblicken. Sie zeigen, was aus dem Treiben der Elemente geworden ist und nach den organischen Gesetzen der Seele werden mußte; in ihnen aufgehoben, als Gefühl gegen Gefühl, als Wille gegen Wille erhalten diese erst die Eigenschaft, Phänomene im Geiste zu sein, und treten nach diesen Beziehungen gegeneinander in Wechselwirkung.

Verschiedene Theile der Wissenschaft sind zu verschiedenen Zeiten dahin gelangt, die organischen Formen, unter denen ihre Gegenstände sich entwickeln, auf die Concurrenz mechanischer Kräfte zurückzuführen und ihnen hierdurch den nothwendigen Hintergrund zu geben, den sie zu ihrer Festigkeit und Wirklichkeit bedürfen. So sind noch über das Gebiet der eigentlichen Naturwissenschaften hinaus mancherlei Facta der Anthropologie Andeutungen eines organischen Zusammenhangs; die Verbreitung der Völker, der Gang ihrer Entwicklung zeigt einzelne Uebereinstimmungen im Verhalten, die, da sie

zu gleichgiltige Umstände betreffen, nicht wohl in einer höhern Region ihre Erklärung finden werden. Aber die mechanischen Kräfte, die solche gleichförmige Erfolge, analoge Phänomene in zusammenhanglosen Bereichen der Entwicklung hervorgebracht haben, sind unbekannt, und die Arbeit der Naturwissenschaft geht hier in die weiten und anziehenden Bestrebungen der Bildung über, welche nur ins Unbestimmte überschlagend ihre Gegenstände mit dem Reize einer verborgenen Gesetzmäßigkeit bekleidet.

§. 57.

Während die einfachen Gesetze der kosmologischen Systeme das abstracte Reich der Gründe bildeten, auf dessen Boden alle Erscheinung wurzeln mußte, bieten die organischen Formen die ursächlichen Gestalten des Wirklichen, in denen die Gründe als Prämissen des Laufes der Dinge aufgehoben sind. Sie sind so die Hilfsmittel, die unbestimmte Möglichkeit des Geschehens auf einen geordneten Kosmos zu beschränken. Aber auch sie liegen als solche Mittel nur bereit zur Verwirklichung dessen, was auf ihnen erbaut werden soll; das Seiende ist nicht ein bloßes Resultat ihres gleichgiltigen Zusammenkommens, so wenig als es früher das bloße Ergebniß mechanischer Gegenwirkungen war; vielmehr muß jede Zusammenstimmung dieser Formen einen Grund ihrer Verhältnisse besitzen, der nicht aus ihnen selbst begriffen werden kann. Die organischen Formen reflectiren sich doppelt in sich selbst; indem sie nämlich zu ihrer Verwirklichung mechanischer Zusammenhänge bedürfen, bringen sie im Einzelnen in sich die Scheine der Masse und ihrer Kräfte hervor; aber ihr Zusammenstimmen und die Beziehung ihrer Theile verdanken sie nicht dem Mechanismus; so als organische werfen sie sich vielmehr auf eine andere Einheit zurück, welche ihren mechanischen Grundlagen die bestimmte Gestalt der Vereinigung gegeben hat.

Wir kennen jene Scheine der Reflexion, wodurch die Complexe der Bestimmtheiten in sich selbst eine Einheit erzeugten, die doch nicht in ihnen, sondern in dem Zusammen-

hange der kosmologischen Gründe lag. Hier aber ist es ein anderes; die einfachen Beziehungen der Bewegung und des Widerstandes, die als Elemente des Mechanismus gelten müssen, brachten jene Einheit selbst als kosmologische Bestimmtheit, als die gediegene Anschauung der Masse hervor; hier dagegen gewinnen wir keine solche Einheit, die selbst noch innerhalb kosmologischer Formen befaßt und durch sie ausdrückbar, als die wesentliche Grundlage der Verknüpfung organischer Triebe gegenüberstände. Jede Thätigkeit, die als vorbestimmte Combination mechanischer Processe ihren organischen Character zeigt, gehört nicht der Masse, durch die sie verwirklicht wird; weder den einzelnen Theilen, die jeder eine besondere Pflicht in der ganzen Entwickelung zu erfüllen haben, noch ihrer Summe, aus deren Gegenwirkungen die organische Erscheinung hervorgeht. Der ganze mannichfaltige Apparat des kosmologischen Geschehens zeigt so seine Bestimmung, nur das Mittel, nicht aber der bewegende Grund zu der Verwirklichung der Erscheinung zu sein. Alle organischen Thätigkeiten, wie sie auch sich in Gestalt der Kräfte oder Triebe auf ein Inneres reflectiren, haben doch als solches Innere nicht Etwas, das selbst innerhalb der Erscheinung verbliebe, eine Masse, oder Materie, die im Raume oder der Zeit ihre eigenthümlichen Bestimmungen hätte. Vielmehr tritt das Substanzielle hier aus dem Bereiche der kosmologischen Erscheinung über in ein ihr transscendentes Gebiet, und die organischen Functionen in ihren mannigfaltigen Verschlingungen inhäriren dem Sinne der Erscheinung, der als ihr allgemeiner Begriff ihnen die Grenzen ihres Thuns und Lassens vorschreibt, ohne durch mechanische Mittel sie dahin zu treiben.

Alle kosmologischen Untersuchungen erreichen hier ihr Ende, indem diese Reflexion auf das Innere, welche nur durch den Begriff adäquat gemessen wird, die letzte nöthige Angabe darüber zum Theil selbst ist, zum Theil sogleich herbeiführen wird, wie die beherrschenden Ideen in das Getriebe der Erscheinungsformen sich ihren Eingang bereiten. Die Metaphysik hat hier still zu stehn; was weiter über den Reichthum der Erscheinungen gesagt werden muß, hat nicht mehr seinen

Grund in den abſtracten Formen, denen jede Geſtalt unter ihnen zu gehorchen hat, ſondern in dem Inhalte, der Bedeutung und dem Sinne jener innern Beſtimmtheiten, welche durch ihre concrete Realität der Betrachtung des Wirklichen, der ſpeculativen Empirie angehören. Die combinirende Naturwiſſenſchaft hat mit großem Glück und im weiteſten Umfange die natürlichen Allgemeinbegriffe der beſtimmten Erſcheinungen zu dem Gegenſtande ihrer Unterſuchungen gemacht. Wir haben oben geſehen, wie das Allgemeine nicht nur eine Abbreviatur des Denkens, ſondern eine nothwendige Bedingung für alles Seiende ſei; wir mußten in kosmologiſchem Gebiete dies wiederholen. Soll eine wahrhafte Welt der Erſcheinung, ein geordneter Kosmos ſein, ſo müſſen ſich die Elemente des Geſchehens und ihre Combinationen auf ein Syſtem innerer Bedeutungen zurückwerfen, durch welches allein jenen Compleren das Recht ihres Daſeins geſichert iſt. Was nicht in dieſem Zuſammenhange innerlicher Bedeutung ſich eine Geltung verſchaffen kann, dem muß auch ſeine Wahrheit von dem Gedanken angefochten werden, und ſo iſt es auch, daß die Wiſſenſchaft auf den Grund der allgemeinen Erſcheinungsformen hin dasjenige wenigſtes bezweifelt, was ihnen widerſpricht oder zu widerſprechen ſcheint.

Die neuere Wiſſenſchaft hat auf dem Boden, auf dem wir uns hier befinden, ihre weitläufigen Unterſuchungen über den Zuſammenhang der Naturerſcheinungen in einem Claſſenſyſteme erbaut, die zu den größten Zierden der combinirenden Phyſik gehören. Aber noch einmal müſſen wir hier, ſo wie oben, der Angewöhnung widerſprechen, den Begriff der Gattung, der in dieſen Wiſſenſchaften ſo bedeutend iſt, als einen metaphyſiſchen anzuſehen. Die geſammte Welt der Erſcheinungen ebenſo wie jede einzelne reflectirt ſich auf eine Bedeutung, die in ihr liegt, und kein Einzelnes kann ſein, deſſen Sein nicht in einer Reihe, einem Zuſammenhange mit Andern ſeine Wahrheit hätte. Soweit allein gehen metaphyſiſche Vorausſetzungen, nur dies verlangen ſie, daß in den vernünftigen Kreis der Erſcheinungen keine eintreten könne, die nicht in einem eben ſo bedeutungsvollen Verhältniſſe zu

dieſen ſtände; aber die Begriffe der Gattung, der Ordnungen und Geſchlechter ſind naturphiloſophiſcher Abkunft; nur auf einen Theil der Erſcheinungen anwendbar, ſtützen ſie ſich auf empiriſche Formen des Daſeins, die nur der erfahrungsmäßig gegebenen Welt angehören, während der metaphyſiſch conſtruirende Geiſt ohne Reminiscenz an ſie wohl nicht darauf fallen würde, ihre Gliederung und ihre Verhältniſſe unter ſich zu der Grundlage ſeines Weltbaues zu machen. Wir freilich, indem wir die Gattungen der Pflanzen und Thiere biegſam ihre Charactere in gewiſſen Grenzen ändern, und dann doch von geheimer Gewalt zurückgehalten ſehen, indem wir betrachten, wie ihr Leben darauf hingeht, den allgemeinen Begriff ihrer Erſcheinung ins Unendliche zu wiederholen und zu erhalten: wir ſind geneigt, dieſem Verhältniſſe eine metaphyſiſche Nothwendigkeit beizumeſſen und es für ſich von ſelbſt verſtehend anzuſehen, daß der Begriff der Erſcheinung in unendlichen Exemplaren vervielfältigt werde, weil jedes einzelne vergehe. Aber weder jene Vervielfältigung noch dies Vergehen ſind nothwendige Grundlagen jeder Welt; auch aus unvergänglichen Individuen könnte ſie erbaut werden, wenn anders deren innere Bedeutung eine wahre gegen einander wäre, und wenn nicht derjenige Sinn der Erſcheinungswelt, der nicht durch die Formen jeder möglichen Erſcheinung in der Metaphyſik conſtruirt werden kann, gerade die gegebnen Verhältniſſe zu ſeiner Verwirklichung vorausſetzte. Der neueren Philoſophie liegt es aber gar nahe, dieſe Fehler zu begehn, und ſich dadurch zum dürftigen Abbild der Empirie zu machen, daß ſie vorgibt, Leben und Sterben, Uebergehn und Beharren und die vielfältigen Spannungen der Erſcheinungen gegen einander aus entſprechenden Momenten formaler Begriffe ableiten zu können. Wir müſſen daher auch dieſes reiche Gebiet der Gegenſtände der Naturphiloſophie überlaſſen, und ihnen die Freiheit der Unterſuchung gönnen, die ihre empiriſche Beſchaffenheit nothwendig macht.

Die kosmologiſche Weltordnung gibt den einzelnen Erſcheinungen ihre Bedeutung und die Art ihres Verhaltens gegen einander; aber die Möglichkeit ihrer Einwirkung beruht

auf dem Mechanismus, den die organischen Formen sich unterworfen haben. Durch diese ihre Aeußerlichkeit mechanischer Bestimmtheit kommen die Dinge in Conflict; die Verbreitung des einmal geschehenen Stoßes zwar wird durch die organischen Mächte beherrscht; aber da diese sich nur auf den Mechanismus als die Grundlage ihrer Verwirklichung stützen, so ist die Möglichkeit ihres Zugrundegehens durch dasselbe gesetzt, was sie verwirklicht. Ebenso kann der Mechanismus in seiner Seitenverbreitung das Zufällige, so wie das Misgeborne hervorbringen, sobald die Ordnung der Erscheinungen ihm Gelegenheit gibt, über die Grenzen des organischen Geschehens hin auszuweichen. Krankheit und Vergehn finden so die Principien der Möglichkeit ihres Vorkommens; aber auch sie müssen wir der concreten Wissenschaft überlassen, um zu dem Ende der kosmologischen Betrachtungen zu kommen.

Um dem teleologischen Zusammenhange eine Erscheinung zu verschaffen, ist der ganze Apparat kosmologischer Bestimmungen gesucht worden. Bei der Betrachtung der Bewegung bereits haben wir erinnert, daß nur das Geschehen, d. h. diejenige Bewegung, die zu ihrem Ende ein qualitativ Anderes als zum Anfangspunkt hat, als die Form bezeichnet werden könne, in der das Seinsollende sich zur Erscheinung bringt. Hindurchgegangen durch die nachfolgenden Bestimmungen kehrt diese Frage nach dem eigentlichen wahren Geschehen wieder; aller mechanische Zusammenhang bringt in seinen einzelnen verschiedenen Processen nur die einander homologen quantitativen Bestimmtheiten hervor; jedes Resultat der Bewegung ist nur ein neues aber nicht werthvolleres Beispiel jener allgemeinen Gesetze, die allen Bewegungen zu Grunde liegen. Indem sie aber durch die innere Bedeutung der Erscheinung zu einer idealen Einheit verflochten worden, stehen sie doch gegen andere nur in mechanischen Verhältnissen der Gegenwirkung; wie auch diese dann durch die irritable Natur des Organischen auf bestimmte Bahnen abgelenkt werden, so ist doch auch dieses Resultat nur eine Veränderung von Bewegungen innerhalb des Ganzen. Das Spiel mathematischer Bestimmungen wird noch nicht dadurch zur Erschei-

nung eines Wesentlichen, daß seine Mannigfaltigkeit in bestimmte Züge der Verbindungen eingegrenzt ist; vielmehr muß auch diese kosmologische Gesetzmäßigkeit als das Mittel betrachtet werden, welches den innerlichen Inhalt der Erscheinungswelt zu verwirklichen hat. Von diesem Inhalt nun eben ist die Frage, wie er sich durch die kosmologischen Formen eine Grundlage der Erscheinung gibt. Alles was in diesen Formen wirkend sich verhalten soll, verlangt außerdem, daß es ihren Gesetzen unterworfen ist, noch eine Qualität, auf welche dieselben sich anwenden. Diese Qualität wird ihm nicht gegeben durch mathematische Bestimmungen; wohl aber wird sie verlangt durch seine Bedeutung, die es in der Reihe der Erscheinungen haben soll. Obwohl nun die Metaphysik sich nicht damit beschäftigen darf, die concreten Qualitäten des Wirklichen nachzuweisen, oder sie aus mißverstandenen Begriffen zu construiren, so ist es doch ihre Pflicht, Rechenschaft darüber zu geben, woher überhaupt diese natürlichen Qualitäten stammen und wie sie sich mit der Gesetzmäßigkeit der geordneten kosmologischen Formen vertragen.

„Jedes nun, indem es durch einen früheren Zusammenhang seiner Zustände zum Träger von Prämissen geworden ist, die mit andern in einen Schluß auslaufen, gibt seine Natur durch die mechanischen Wirkungen zu erkennen, die es an anderen ausübt, und an sich selbst leidet, aber dies ist nur die eine äußerliche Seite des Geschehens. Die andere innerliche ist diese, daß die Bedeutung, der Begriff des Dinges eine Veränderung ebenfalls erleidet, sobald die mechanischen, durch organische Richtungen beherrschten Grundlagen desselben durch den Anstoß anderer umgewandelt werden. Denn da nur auf der bestimmten Combination seiner Erscheinung das bestimmte Wesen beruht, so wird es ein anderes, sobald die Veränderung diese Basis seiner Wirklichkeit ergreift, und den mechanischen Vorgängen in ihrem Wandeln und ihrer Durchschlingung auf kosmologischem Gebiete entspricht eine ähnliche Veränderung in den Momenten des Idealen, das, obwohl die Bedeutung der Erscheinung enthaltend, dennoch in diese niemals übergehen kann. Bei jeder Einwirkung verrückt das

eine Ding durch seine mechanischen Kräfte die mechanischen Grundlagen des andern; aber dieser Verrückung folgt zugleich ein Vorgang in dem transscendenten Sinne der angegriffenen Erscheinung und die Natur des einen wird nicht blos an seinen causalen Wirkungen auf kosmologischem Gebiete gemessen, sondern an der Veränderung, die es mit Hilfe derselben in dem darüber hinausliegenden Gebiete der idealen Bestimmtheiten hervorbringt. Und hier ist es, wo die Natur alles kosmologischen Geschehens zu ihrer Wahrheit kommt.

Damit ein Wesen erscheine, und durch die Erscheinung sich die innere Spannung seiner Momente geben könne, durch die es allein seine Wahrheit hat: deshalb ist der ganze Apparat kosmologischer Formen nöthig gewesen. In dieser Beziehung des Erscheinenden auf sein Inneres besteht allein das wahrhafte wesentliche Geschehen, und alle Formen der Anschauung bieten nur als Mittel das Gerüst, durch dessen ihm einwohnende Dimensionen die verschiedenen Bestimmungen des Wesens in die Ferne und Sonderung von einander gerückt werden, die, eins mit der gegenseitigen Beziehung, ihren Verhältnissen unter sich als verschiedener zu einander erst Wirklichkeit gibt. Nicht also das kosmologische Spiel der Massen gegen einander nach bestimmten Functionen des Raumes und der Zeit ist die eigentliche Erscheinung, so daß nur als gleichgiltiges Resultat aus ihrem anderswoher gegebenen Zusammenstoße die Veränderung der idealen Welt nebenherginge: vielmehr dient dieses System der Bewegung als ein Mittel, die wahre Erscheinung erst hervorzubringen, die in dem idealen Geschehen besteht, dessen vorbestimmende Macht die Züge der Ursachen zu ihrer Verwirklichung zusammentreibt. Was nun der Inhalt dieses idealen Geschehens sei, das der kosmologischen Formen sich bedient, um seine Momente auseinanderzusetzen, dies gehört der Metaphysik nicht an zu bestimmen, wohl aber hat sie aufzuweisen, welche einfachen Elemente der wahrhaften Erscheinung sich aus dem kosmologischen Zusammenhange bilden, aus deren gesetzmäßigem Verhalten das wahre Geschehen hervorgeht.

Wo eine Erscheinung sich organisch zusammengefügt hat,

wird sie als ein ideales Wesen, das eine Apodicticität seines Daseins in der Reihe anderer genießt, sich erhalten gegen die Störungen seiner kosmologischen Grundlage durch andere. Die mechanische Rückwirkung, die sie vermöge dieser Basis gegen den Anstoß ausübt, gehört dem scheinbaren Geschehen, und wird nicht von ihr hervorgebracht, sondern von den Massen, die nach mechanischen Gründen sich ebenso verhalten, wie sie auch in zufälligen Gebilden sich verhalten würden. Aber gegen die Störung seiner idealen Natur, die der Veränderung seiner kosmologischen Grundlage folgen würde, leistet es Widerstand, indem es sich als seinsollendes Wesen gegen die Macht der eindringenden Bewegung erhält. Es setzt daher die Umwandlungen seiner mechanischen Verhältnisse als ideale Accidenzen an sich dem Idealen, und wirft sie eben so sehr aus sich als ein Fremdes hinaus, als es ihnen erst die ideale Qualität zuertheilt, die sie zeigen. Die Geschichte dieses Widerstandes, den die idealen Wesen vermöge ihrer mechanischen Grundlagen sich einander leisten, indem sie jedes das Andere unter einer von ihnen selbst gesetzten idealen Form von sich abstoßen, ist das wahre eigentliche Geschehen, und in ihm erst thut sich der Schauplatz aller Erscheinung auf. Jedes hat seine Erscheinung in dem andern; dadurch, daß es von dem andern, auf das es einwirkt, vermittelst der in diesem hervorgebrachten Veränderungen gemessen, und als Fremdes, dem idealem Sinne des Angegriffnen nicht zukommendes aus ihm herausgeworfen wird, erlangt es die ideale Qualität, die es zur wahren Erscheinung macht.

Die Natur bringt so als ihren Gipfel nothwendig die Empfindung hervor; erst in ihr kommt die schweigende, unsichtbare Welt der kosmologischen Dinge zu der wahrhaften Erscheinung, und die Qualitäten der Sinne, der Glanz, der Klang, der Druck und die Wärme bilden mit den Gefühlen der Lust und Unlust diejenige Grundlage des idealen Geschehens, zu der sich der todte und erscheinungslose Zusammenhang des Kosmologischen erhebt. Mit den Qualitäten der Sinnlichkeit füllen die Dinge den Raum; durch ihre Veränderung bringt die bewegliche Gestalt die Veränderung, die sie

ſelbſt erleidet, zur Erſcheinung, und ſie bilden ſo das eigentliche Material, deſſen Combination und Entwicklung in ſich als der Schein des idealen Geſchehens das eigentliche Erſcheinen bildet. Die Metaphyſik muß ſich enthalten, dieſe ſinnlichen Qualitäten in derjenigen Beſtimmtheit conſtruiren zu wollen, welche ſie für uns haben; ſie hat auch hier nur die Forderung einer Welt der Sinnlichkeit und die Grundlage zu ihrem Daſein aufzuſtellen, aber der empiriſchen Ausführung die Aufzählung derjenigen verwirklichten Formen zu überlaſſen, die neben unendlichen andern als mögliche gedacht werden können. Beide Punkte laſſen ſich zugleich erläutern. Die idealen Qualitäten der Sinnlichkeit haben nicht in jener Reihe der eigentlich kosmologiſchen Vorgänge ihr Daſein, in welche wir die Materie mit ihren mathematiſch beſtimmbaren Zuſtänden der Bewegung und den räumlichen Formen ihrer organiſchen Aggregation verſetzen; weder licht noch finſter ohne das Auge, weder ſtill noch laut ohne das Ohr, weder drückend noch leicht ohne den fühlenden Nerven, kommt alle kosmologiſche Welt erſt zu dieſer wahren Erſcheinung, indem die Wellen ihres mechaniſchen Geſchehens ſich bis an die Schwellen des idealen Weſens fortſetzen, das die Störung ſeiner eigenen mechaniſchen Baſis in Geſtalt jener Qualitäten auf idealem Gebiete von ſich abſtößt. Der Glanz und die Süßigkeit iſt nicht außer uns, ſondern in uns, und der ganze Apparat des mathematiſchen Geſchehens ruft ſie nicht nach mechaniſchen Gründen hervor, ſondern ſtumpft ſeine Gewalt ab in Erzeugung mechaniſcher Folgen, denen, weil ſie die Grundlagen des idealen Innern ändern, mit Nothwendigkeit die Aenderung des idealen Zuſtandes zur Seite geht. So ſind alle mechaniſchen Proceſſe nur Reize, nicht aber die qualificirenden Urſachen jener innern Welt des Erſcheinens, zu deren letzter Begründung ſie den Mechanismus der Sinnlichkeit zuſammenſetzen. Sie haben auch hier nur dasjenige zu erfüllen, was ihnen im Anfange dieſer Betrachtung auferlegt wurde, nämlich die Momente des Seienden ſo auseinander treten zu laſſen, daß Sonderung und Beziehung gleichmäßig möglich werden. Auf mathematiſch beſtimmbaren Bedingungen der

Bewegung beruht das Hervortreten jeder ſinnlichen Qualität in der innern Erſcheinung; aber nicht die gegebene Geſchwindigkeit der Aufeinanderfolge von Luftwellen bringt die unterſchiedene Höhe des Tones oder auch nur ihn ſelbſt hervor, als verblieben beide Theile dieſes Geſchehens in der Gleichartigkeit eines und deſſelben Proceſſes; ſondern das Klingende des Schalles und das Glänzen des Lichts treten mit einem neuen Anfange des Geſchehens auf idealem Gebiete hervor, indem das ideale Weſen in ihnen ſeine eigene Störung empfindet und an ihr das Weſen der äußeren Urſachen mißt. Dieſe innere Welt der qualitativen Erſcheinung iſt eben deshalb nur da möglich, wo ein ideales Weſen vorhanden iſt, welches organiſche Formen zu der geſetzmäßigen Grundlage eines Begriffes verbindend, die äußere Einwirkung als Störung dieſes Begriffs empfinden kann. Wo Maſſen oder zufällige Gebilde in Conflict mit andern gerathen, wird das Geſchehen zwiſchen ihnen, die keinen Begriff der idealen Welt zu vertreten und zu vertheidigen haben, nur ein kosmologiſches bleiben, das nicht in ihnen, ſondern in einem Dritten zur Erſcheinung kommt. Wir müſſen daher zwar mit Herbart Gebrauch von dem Begriffe der Störung machen, und die wahrhaften Qualitäten der Erſcheinung als Selbſterhaltungen des Geſtörten betrachten, aber wir können nicht dieſes Recht der Selbſterhaltung auf einfache Weſen mit einer unveränderlichen Qualität ausdehnen, ſondern haben, um innere Zuſtände und ihr Verhalten zu den äußern annehmen zu dürfen, die Vorausſetzung zu machen, daß dasjenige, was geſtört werden kann, zuvor Etwas ſein muß, das durch die Apodikticität ſeines Weſens jede Veränderung ſeiner Lage als Störung ſetzt.

In dem ſinnlichen Spiele der Geſtalten, dem farbigen Abglanz der Natur und den Verknüpfungen ihres Geſchehens haben wir die ganze Erſcheinung eines Weſentlichen vor uns und die Naturwiſſenſchaften, indem ſie dieſen Glanz der Sinnlichkeit zurückführen auf die mathematiſchen Zuſtände der Bewegung und die Verhältniſſe des Raums, führen in der That das Höhere auf das Niedere zurück, während es das

Geschäft der Metaphysik war, jene früheren nothwendigen Voraussetzungen mechanischer Zusammenhänge bis zu dem Punkte hinaufzuführen, wo in den Qualitäten der Sinnlichkeit die Erscheinung zum Ausdrucke ihrer innern wesentlichen Bedeutung die einfachen Formen der Empfindungen erhält, die auf dem reinen kosmologischen Gebiete mathematischen Geschehens unausdrückbar waren. Es gehört jetzt den empirischen Wissenschaften die große und umfassende Aufgabe, die Bedingungen aufzuweisen, an denen das Hervortreten der Sinnesqualitäten hängt; sie haben nicht sich vergeblich abzumühen, aus den Wellen der mathematischen Bewegung den Glanz des Lichtes hervorzuzaubern, als wäre er selbst noch ein kosmologisches Geschehen; vielmehr müssen sie anerkennen, daß aus dem Innern des Wesens heraus nach einer vorbestimmten Harmonie, bestimmten Veränderungen des Körperlichen bestimmte Empfindungen entgegenkommen, ohne nach den Gesetzen massenhafter Wirkungen von ihnen erzeugt worden zu sein. Eben darum aber, weil die Qualität der Empfindung nicht ein Attribut des mechanischen Processes ist, der sie erregt, sondern die Folge aus ihm und einer andern Prämisse, welche aus der Natur des idealen Wesens fließt, müssen wir der Phantasie gestatten, über die Grenzen unserer Sinnlichkeit hinauszuschweifen, und ideale Wesen zu denken, welche die gleichen einwirkenden Kräfte in mannigfaltig verschiedenen Formen der Empfindung percipiren. Nur daß eine Sinnlichkeit sei, fordert die Metaphysik, aber sie würde selbst unberechtigte Phantasie, wenn sie mit einer engen Erinnerung an die Erfahrung behaupten wollte, daß mit Glanz und Tönen und den Gefühlen der Lust, die uns zugänglich sind, der tiefe Reichthum des Wesens seine einzige und vollkommene Erscheinung gefunden habe. Wir sind gar zu sehr geneigt, die Bruchstücke der Welt, die wir beobachten, für das Ganze zu nehmen, und der Phantasie in ihrem rechtmäßigen Fluge dadurch Zügel anzulegen, daß wir einem dürren Auszug derselben als schlechthin nothwendigen Einfällen einen ihm nicht gebührenden Platz in der metaphysischen Wissenschaft einräumen. Nichts gebietet uns aber diese Beschränkung; die Sinn-

lichkeit können wir für unbegrenzter Mannigfaltigkeit fähig ansehen, obgleich wir selbst die Regungen derselben in andersgearteten Wesen nicht verstehen; dagegen wird auch für uns die Lebendigkeit der Phantasie in Bezug auf ein anderes Gebiet der Betrachtungen ihre Grenze finden, und es wird nicht möglich sein, jede Bestimmtheit der Erscheinung sich auch als in anderer Weise verwirklicht zu denken.

Es erhebt sich nämlich hier am Schlusse der Kosmologie die Frage: wie wir uns in näheren Bestimmungen jenes ideale Wesen denken müssen, welches dem Andern in sich eine qualitative Erscheinung bereitet, indem es seine eigene Störung objectivirend, sie als Schein und Bestimmtheit eines Aeußeren von sich abstößt. Wir haben die Beziehungen, die in der Ontologie zwischen dem Seienden stattfinden, hier zu objectiviren gesucht; in diesem Bestreben sind wir selbst das ideale Wesen gewesen, welches dem Andern vor sich eine Erscheinung gibt, und in den Gegensatz und das Geschehen zwischen sich selbst und dem Aeußern hineintritt. Indem wir daher die Bestimmtheiten des idealen Wesens suchen, an dem sich das kosmologische Bewegen zu dem qualitativen Geschehen der wahren Erscheinung verinnerlicht, haben wir zugleich damit eine Kritik unsers eignen Erkennens zu liefern, welches uns selbst als ein Beispiel jener allgemeinen Transsubstantiation erscheint.

Bei dem Uebergange von der Ontologie zu dem eben beendigten kosmologischen Abschnitte gab uns der Zusammenhang des teleologischen Processes die einzelnen Momente an, welche der Bearbeitung vorlagen. Wir hatten diesem Systeme von Beziehungen, die wir an allem Seienden vorauszusetzen genöthigt waren, für unser Erkennen die Gestalt der Objectivität zu geben, vermöge deren sie, die nur von dem nebenhergehenden Denken zusammengehalten wurden, jetzt für dasselbe an den Dingen als deren eigne und an ihnen gesetzte Bestimmungen erscheinen konnten. Die Arbeit der Kosmologie hat sich dahin umgewendet, zu zeigen, daß die wahrhafte Erscheinung dennoch nicht in jenen Formen zu Tage komme, sondern durch das auf ihnen basirte Geschehen nur

in den Weſen ſelbſt hervorgerufen werde. Der neuen Betrachtung liegt alſo die beſtimmte Frage vor, wie das Weſen, welches Schauplatz und Zuſchauer der Erſcheinung zugleich iſt, das objective Aeußere in die innere Beſtimmtheit ſubjectiver Natur, Empfindung und Gedanken verwandelt. Jede Frage nach einem Geſchehen kann den dreifachen Sinn haben, den der Zuſammenhang des Geſchehens überhaupt beſitzt; wir werden nach dem Grunde forſchen, auf den die Beſtimmtheit der Erkenntniß ſich zurückführen läßt, oder nach ihrer Geſetzmäßigkeit in ſich, nach der Urſache, welche den ſo vorbereiteten Proceß in Bewegung ſetzt und nach dem teleologiſchen vorbeſtimmenden Grunde, welcher die Urſachen ſo zuſammenführt, daß das Reſultat des wirklichen Erkennens hervorgeht. Dies ſind die Fragen, die ſich entwerfen laſſen; ob eine Antwort möglich, und welche, wird die Betrachtung ſelbſt lehren.

Dritter Theil.

Von der Wahrheit des Erkennens.

Erſter Abſchnitt.

Die Subjectivität der Kategorien.

§. 58.

Als wir am Anfange dieſer metaphyſiſchen Unterſuchungen das Gebiet unſerer Gegenſtände vorläufig zu umſchreiben ſuchten, haben wir als die dritte unſerer Fragen zur Beantwortung dieſe aufgeſtellt: welche nothwendige Vorausſetzungen wir über den Zuſammenhang der Dinge und unſerer Erkenntniß zu machen haben, um das Erkennen der Gegenſtände mit Hilfe der ontologiſchen und kosmologiſchen Formen begreifen zu können? Zu dieſer Frage, die in jenen einleitenden Bemerkungen zunächſt aus einem beſonderen Bedürfniſſe des ſubjectiven Denkens in ſeinem Verhältniſſe zu den Gegenſtänden hervorgegangen ſchien, hat uns jetzt von neuem die Betrachtung der Geſetze geführt, die wir dem Zuſammenhange des objectiven Geſchehens aufzuerlegen genöthigt ſind. Der Anregung der Metaphyſik lag ein ähnliches Verhältniß zu Grunde; ein unſagbarer Inhalt der Meinung war gegeben; ihn aufzuhellen und zu begreifen ſind die Vorausſetzungen aufgeſucht worden, die wir über die Natur jedes Seienden zu erheben haben; ihre immanente Entwicklung hat uns auf die Erklärung der Möglichkeit deſſen zurückgeführt, deſſen nähere Auseinanderſetzung als gegebener Thatſache unſer früheres

Werk war. Der Gegenſatz nämlich zwiſchen dem denkenden Subjecte und dem Objecte ſeiner Betrachtung, die Möglichkeit einer Objectivität und ihrer Beziehung zum Geiſte war dasjenige, was wir nicht als Aufgabe der Unterſuchung zuerſt annahmen, ſondern als das Factum, deſſen Folgen allein der Unterſuchung anheimfielen. Jetzt indem uns in den letzten Abſchnitten die Bedingungen gegeben ſind, unter denen überhaupt erſt das Erſcheinen des Einen in dem Andern möglich iſt, wodurch beide objective Realitäten für einander werden, haben wir uns zu beſinnen, daß unſerer Betrachtung des Seienden das nämliche Verhältniß zu Grunde liegt, welches wir an dieſer Stelle als ein objectives Verhältniß zwiſchen dem Betrachteten antreffen, und es fragt ſich nun, ob die Beſtimmungen, die wir über das Seiende gemacht haben, die Vorausſetzungen, die wir bisher nur als ſolche gelten ließen, mit derjenigen Natur des Erkennens ſich vereinigen laſſen, die hier aus ſeinen eignen Vorausſetzungen über das Weſen der Erſcheinung ſich mit Nothwendigkeit ergeben wird. Während wir in unſerer vorangegangenen Unterſuchung uns des Unterſchieds des Objectiven von uns und unſeres Verhältniſſes zu ihm als einer Grundlage der Betrachtung bedient haben, treffen wir jetzt in dieſem Zuſammenhange ſelbſt auf die Geſetze, unter denen wir ein ſolches Verhältniß zu befaſſen haben; und dieſer dritte Theil unſerer Auseinanderſetzung hat nicht nur die allgemeinen Beſtimmungen hierüber aufzuſtellen, ſondern auf unſer Verhältniß zu unſern Objecten als auf ein Beiſpiel des allgemeinen Verhaltens Rückſicht zu nehmen.

Indem wir daher hier, unſere Betrachtungen auf ihre eigene Grundlage zurück wendend, über die Wahrheit und Giltigkeit des Erkennens zu ſprechen haben, und darüber, ob es das Weſen der Dinge erfaſſe, müſſen wir doch dieſe Fragen in der Geſtalt von uns ablehnen, in welcher ſie einen der wichtigſten Zweifelpunkte des gewöhnlichen Bewußtſeins bilden.

Wer in dem Treiben des gewöhnlichen Gedankenlaufs, indem er ſich der unbefangenen Unterſuchung der Dinge nach den Geſetzen, die ihm Gewohnheit ſind, eine Zeitlang über-

laſſen hat, dann plötzlich aufſchrickt, und mit der Laſt moraliſcher und ängſtlicher Bedeutung, die er dieſer Frage gibt, ſich darum bemüht, ob ſein Erkennen das Weſen ergreife? der ſucht eine Uebereinſtimmung ſeines Denkens mit einem unbekannten Etwas, welches er ſich auf keine Weiſe zuvor deutlich gemacht hat. Es kann wohl ſo ſcheinen, als müßte jedem Gebrauche der Erkenntniß in Bezug auf die Dinge ein Wiſſen von dem Werthe und der Fähigkeit dieſer Erkenntniß vorausgehn; als werde eine Kritik der Vernunft gefordert, die durch bloße Beobachtung deſſen, was in uns vorgeht, die effectiven Bewegungen des Denkens aufzeige und ihnen ihre Grenzen der Giltigkeit anwieſe. So würden wir eine anthropologiſche Metaphyſik erhalten, die auf den Grund unſerer geiſtigen Einrichtung hin die uns möglichen Proceſſe der Erkenntniß darſtellte. Allein wenn wir genau ſein wollten, müßten wir bei der Beobachtung verbleiben, und niemals könnte aus ſolcher Pſychologie eine Kritik der Erkenntniß werden. Denn jede Beurtheilung des Verhältniſſes zwiſchen den Dingen und dem Denken würde über die Beobachtung hinaus noch ein anderes Erkennen der Wahrheit vorausſetzen, welches als Maßſtab der Vergleichung dem pſychologiſchen Erkennen ſeine Mängel vorwürfe. Ein Syſtem der Gedanken, die ſich ſelbſt beobachten, kann nicht in ſich ſelbſt noch einen unabhängigen geheimen Reſſort haben, durch den es über ſeine eigene Stellung nach außen urtheilt und ſie corrigirt. Wenn der mit allen möglichen Aſſociationen verſchiedener Vorſtellungen beladene Geiſt nach der Wahrheit der Dinge verlangt, ſo ſetzt er wohl dieſe Dinge ſo aus ſich heraus, daß er von ihnen eine Kenntniß zu haben glaubt, die nicht ſelbſt aus dem Mechanismus ſeiner Gedankenbewegungen hervorgegangen wäre, ſo daß er dann dieſen Mechanismus, ohne ſelbſt in ihm zu ſtehen, nach jenem Ding an ſich richten und ihn von unberechtigtem Eingreifen abhalten könnte. Allein das Ding an ſich, das Weſen und die Wahrheit ſind ſelbſt Beſtimmungen, die aus dem innerlichen Treiben des Erkennens in uns aufſteigen, und wir müſſen uns vorher darüber klar werden, was dieſe Objectivität bedeuten will,

ehe wir daran denken können, ſie als eine feſtgewordene Welt der Dinge an ſich, die uns abſolut gegenüberſtände, mit uns ſelbſt wieder in Einklang zu bringen. Die ganze Frage nach der Wahrheit der Dinge, die Kritik der Vernunft iſt nicht eine der Metaphyſik vorangehende, ſondern eine ihr immanente Frage; man kann nicht zuerſt von dem Verhältniſſe des Geiſtes zu den Dingen ſprechen, um dann das von den Dingen zu ſagen, was ihnen gemäß dieſem Verhältniſſe beigelegt werden könnte; ſondern man muß zuerſt von dem Verhalten des Objectiven gegen einander ſprechen, ſo wie es durch die Geſetzmäßigkeit des Erkennens beſtimmt wird; und dieſer Ausführung das Verhältniß zwiſchen uns und den Dingen als einen ſpeciellen Fall unterordnen.

Wenn nach der Wahrheit, dem Weſen der Dinge an ſich gefragt wird, ſo bieten dieſe dunklen Ausdrücke der Meinung dem Geiſte Platz, um in ſie hinein allen den Inhalt einer unbeſtimmten moraliſchen Sehnſucht und unklar gefühlter Bedürfniſſe zu verſetzen, die ihm im Leben erwachſen ſind; aber er weiß nicht, was er ſucht, und die ewige grundloſe Ungenügſamkeit mit den Reſultaten ſeines Denkens wird immer die Möglichkeit beſitzen, jedes Ergebniß durch die leere Vorſpiegelung eines neuen noch unerreichten Weſens zu nichte zu machen, über welches man ſich eben ſo wenig Rechenſchaft gibt, wie über das erſte.

Soll daher eine Kritik der Erkenntniß unternommen werden, ſo muß die Frage über unſer Verhältniß zum Weſen der Dinge bei ſich ſelbſt bleiben und es darf der Unterſuchung kein Gegenſtand untergeſchoben werden, der nicht fähig iſt, wirklich Object einer Unterſuchung zu werden. Daher darf nicht in höchſt unkritiſcher Weiſe die Rede von demjenigen Weſen der Dinge ſein, das eben nicht nach den Geſetzen unſers Denkens gedacht würde; ſondern nur von dem, welches für uns und für die Erkenntniß überhaupt das Weſen iſt. Wir dürfen nicht ins Blinde hinaus nach einem unbegreiflichen Ding an ſich jagen, von dem wir ſelbſt zugeſtehn, nicht zu wiſſen, was wir damit eigentlich meinen, ſondern wir haben dasjenige zu ſuchen, was wir meinen, und von

dem wir angeben können, warum wir es zu ſuchen genöthigt ſind, und welches die Beſtimmungen ſind, die uns zu ihm hinweiſen. Für dieſe Unterſuchung nun werden wir uns an die vorangegangenen Auseinanderſetzungen halten müſſen; wir werden von unſerm Verhalten zu demjenigen Weſen ſprechen, welches wir früher als ſolches Weſen beſtimmt haben, und nach dem, als einem ſolchen, wir Verlangen tragen; und indem wir die einmal getroffnen Begrenzungen der Begriffe beibehalten, werden wir nicht etwas ſuchen, was nicht einmal Gegenſtand einer deutlichen Forderung werden kann, ſondern den Antrieben allein folgen, die in den ſchon gegebenen Verhandlungen eine neue Arbeit nöthig machen.

Die Klagen ſind bekannt, und wir kennen ihre Folgen, daß wir nie mit unſerm Erkennen über uns ſelbſt hinausgehen können. Bei der weiten Verbreitung dieſer ſubjectiven Anſichten ſollte man meinen, daß ſie davon abgehalten haben würden, gerade dieſes Unmögliche zu unternehmen. Nichtsdeſtoweniger ſtellt ſich jede der Metaphyſik vorangehende Kritik der Erkenntniß auf dieſen unmöglichen Standpunkt, indem ſie verlangen muß, daß ihre Reſultate über die Natur des Erkennens als von einem anderen und wahreren Erkennen gewonnene angeſehen werden ſollen, als dasjenige iſt, dem die Unterſuchung gilt. Eben weil wir zugeben, daß alle Philoſophie nur eine Verſtändigung der Gedanken unter ſich iſt, und daß ſie weder die Fähigkeit noch die Luſt haben kann, über ſich ſelbſt hinauszuſchweifen, müſſen wir das, was die factiſche Grundlage des Erkennens bildet, ſeine Vorausſetzungen über die Natur der Dinge, vorher zum Gegenſtande der Unterſuchung machen, um dieſen allgemeinen Geſetzen, den einzigen, die wir zuletzt doch haben und allein haben können, das einzelne Problem der Erkenntniß zu unterwerfen. Oder da hier die Erkenntniß das Object eines ſpeculativen Erkennens ſelbſt werden ſoll, ſo muß ſie auch nach den allgemeinen Geſichtspunkten aufgefaßt werden, die für ſolche Probleme überhaupt der erkennenden Wiſſenſchaft zu Gebote ſtehn. Deshalb mußte die Reihe der metaphyſiſchen Begriffe in ihrer Anwendung auf das Seiende vorangehn, damit wir dieſe

Regeln der Betrachtung in ihnen haben, und wir nicht bei vorgeblich blos auffassender Betrachtung der Erkenntniß uns in jene Reflexionsbegriffe verwirren, welche eine vormetaphysische Vernunftkritik einzumengen doch nicht umhin kann. Die Geschichte der Philosophie unserer Zeit wird jedem die Belege liefern, wozu es geführt hat, daß man eine Beobachtung des Geistes an die Spitze der Philosophie gestellt hat, in der sich ungerechtfertigte Reflexionsbegriffe häufen, um dann durch die irrigen Resultate, die sie über die Natur der Erkenntniß liefern, wieder zur Grundlage der Metaphysik zu dienen, aus der vielmehr sie selbst und die auf sie gebaute Theorie des Erkennens ihre Begründung und Kritik zu erwarten gehabt hätten.

Dieser dritte Theil unserer Abhandlung hat sich also parallel dem Abschnitte der rationalen Psychologie der alten Schule mit dem Verhältnisse zu beschäftigen, welches zwischen dem erscheinenden Wesen und dem, welchem es erscheint, statt findet; und von welchem unser eignes Verhalten zu den Dingen ein Beispiel ist. Wenn dieses Beispiel aus gerechtem Grunde unsere Aufmerksamkeit am meisten auf sich lenkt, so haben wir doch durch seine Unterordnung unter das allgemeine Problem jene ungerechten Klagen über die Beschränktheit des menschlichen Erkennens zurück zu weisen, wie sie von den anthropologischen Theorien auszugehn pflegen. Es wird erhellen, daß nicht wir allein von den Zweifeln und der Unklarheit über unser Verhältniß zu den Dingen behelligt werden, sondern daß jedes Wesen, für das ein anderes erscheint, den Unbequemlichkeiten dieses Verhältnisses unterliegen muß, die in der Natur der Erscheinung, nicht in der Beschränktheit des menschlichen Verstandes liegen. Anders organisirte Wesen sind indessen vielleicht vor der Trübheit des gewöhnlichen Gedankenlaufs bewahrt, und vor den anthropologischen Begründungen der Metaphysik, welche für uns die Momente metaphysischer Bestimmungen zu Schranken der Erkenntniß verdichten.

Unsere Aufgaben sind uns durch die zuletzt vorangegangnen Betrachtungen gestellt worden. In dem Mechanismus der Sinnlichkeit, so wie er sich als das Uebergehn aus dem kos-

mologiſchen Geſchehen in das ideale ergab, iſt zuerſt die Möglichkeit und der Schauplatz einer Erſcheinung eröffnet worden, auf dem das Eine für das Andere, das Object für das Subject iſt. Wir dürfen dieſe einmal getroffenen Beſtimmungen nicht zurücknehmen und haben nur zur hiſtoriſchen Verſtändigung die Anſichten anzuführen, die auf einem untergeordneten Standpunkt entſpringen. Nachdem wir einmal geſehn, daß die Sinnesqualitäten, zwar ihrem Auftreten und ihrer Verbindung nach von der Gegenwart des Objectiven abhängig, dennoch ihrer qualitativen Eigenthümlichkeit nach nur die dem empfindenden Weſen eigenthümlichen Formen ſind, unter denen es die Störung ſeiner kosmologiſchen Erſcheinung von ſich abwehrt, können wir von dem ſinnlichen Erkennen nicht mehr ſo reden, als gingen von den Dingen ihre Eigenſchaften aus, um in dem Geiſte ſich abzubilden. Es liegt eine ganze niedergeſchlagene Unterſuchung in dem Ausdrucke, daß unſere Vorſtellungen Bilder der Gegenſtände wären; denn eben was ein Bild iſt, würde für dieſe Anſicht die ſchwierigſte Frage ſein. Wenn wir aber ſo die durchaus ſubjective Natur der Sinnesempfindungen und ihre gänzliche Unvergleichbarkeit mit der Qualität der Dinge als Ergebniß des Frühern hier ſogleich der Betrachtung zu Grunde legen, ſo iſt doch das Mißverſtändniß zu entfernen, als folge nun, daß die Dinge an ſich andere Qualitäten der Sinnlichkeit haben könnten. Mit dem Wegwerfen unſerer Sinnlichkeit, der Anerkennung ihrer Täuſchung pflegen wir freigebig zu ſein, aber nur um andere unerhörte Qualitäten ebenfalls ſinnlicher Art den Dingen als objective beizulegen, die nur für uns durch eine beſondere Trübung ſich zu Farbe, Glanz und Klängen umwandelten. Dieſe Phantaſie iſt gewöhnlich, aber falſch; man kann nicht auf die eine Seite das Object mit fertigen ihm an ſich zugehörigen ſinnlichen Eigenſchaften, und auf die andere das Subject ſtellen, welches jene durch ſeine Sinne auf beſondere Art percipirte, ſo daß nur eine Umwandlung des gegebenen Exemplars der ſinnlichen Qualität in ein anderes in dem Proceſſe der Empfindung erfolgte. Es gibt dieſen Gegenſtand nicht, der hier als auf ſich beruhender vorausgeſetzt

wird, gibt keine objective Welt ſinnlicher Beſtimmtheiten, die unmittelbar ein ruhendes Object der Betrachtung für viele verſchiedene Zuſchauer werden könnte. Da jede Sinnesqualität nur die Form iſt, unter der das Weſen ſich gegen ſeine Störungen erhält, ſo kann es auch an dem Dinge an ſich keine andern ſinnlichen Beſtimmtheiten als objective Eigenſchaften geben; ſondern das, was man etwa dafür anſehn könnte, ſind die Formen, unter denen daſſelbe ſich ſelbſt erſcheint, indem es ſich ſelbſt ſtört und gegen ſeine eigene Störung erhält. Die Sinnlichkeit an dem Dinge an ſich iſt für daſſelbe nicht minder ein ſubjectives entoptiſches Phänomen, als die unſrige es für uns iſt; und nur unter der Vorausſetzung, daß das Ding ſich ſelbſt erſcheint, können wir ihm eine ſinnliche Qualität beilegen, in der es für ſich ſelbſt iſt; kann es ſich aber nicht erſcheinen, ſo hat es gar keine, ſondern ſeine Störungen verlaufen ohne Selbſterhaltung nach den Geſetzen des kosmologiſchen Geſchehens. Alle Sinnlichkeit iſt daher ein ideales Geſchehen in Weſen, die ihre Störungen empfinden und die Frage, ob die Dinge nicht etwa anders ſinnlich beſtimmt ſind, als ſie uns erſcheinen, hat keinen Sinn; indem auch jede ſolche Beſtimmtheit nur ein ſubjectives Geſchehen in dem Dinge ſelbſt wäre. Hier alſo iſt keine Schranke unſerer, ſondern jeder Erkenntniß, und es liegt in dem Begriffe der Sinnlichkeit ſelbſt, daß ihre ganze Fülle und ihr Reichthum nur von dem Mittelpunkte des empfindenden Weſens in einer idealen, ſubjectiven Welt um ſich projicirt wird. Unendlich verſchiedene Qualitäten der Sinnlichkeit kann es geben, wie wir oben zugeſtanden, und es iſt nicht zu behaupten, daß in den unſrigen die Fülle der möglichen Anſichten von dem Zuſammenhange der Dinge erſchöpft ſei; aber wo ſie auch auftreten mögen, ſind ſie immer ſubjective Formen der Wahrnehmung, und das Weſen der Dinge iſt der einen ſo gleichgiltig als der andern. Wenn wir daher die Dinge gemäß den Geſetzen des kosmologiſchen Zuſammenhanges in den Raum verſetzen, in dem ſie nach den Beſtimmungen der Bewegung und des Geſchehens ihre Proceſſe unter einander vollführen, ſo tritt nach eben derſelben Noth-

wendigkeit des Denkens die Welt der Sinnlichkeit nicht in den Raum ein, genießt nicht die gleiche Art des kosmologischen objectiven Daseins, sondern wird in allen Punkten, wo das kosmologische Geschehen sich an der Selbsterhaltung eines Wesens bricht, nach innen über die Mannigfaltigkeit der Störungen ausgebreitet. Unsere Frage ändert sich daher; sie spricht nicht mehr von Uebereinstimmung der Sinnlichkeit m.. der Natur der Dinge, sondern von der Bedeutung und dem Werthe dessen, was hier über diese Natur hinaus als ihre Erscheinung im subjectiven Denken noch hinzu kommt, und von dem Orte des Wesens, das derselben zu Grunde liegt.

Dasjenige Objective, welches der Sinnlichkeit zuerst gegenüberstand, die verborgene sinnliche Bestimmtheit der Dinge, die durch unsere Auffassung umgewandelt würde, ist verschwunden; wie alle Qualität nur an Anderem ist, so ist sie auch nur für Anderes, und indem so alles Sinnliche ein rein entoptisches subjectives Phänomen ist, wäre hier die Thüre zu einem völligen Idealismus geöffnet, wenn nicht die früheren Voraussetzungen sie wieder vor uns verschlössen. So wie die Sinnlichkeit durchaus ein subjectives Geschehen hinsichtlich der Qualität ist, unter der sie die Dinge erscheinen läßt, so ist doch das Hervortreten ihrer Wahrnehmungen selbst durch das Aeußere bestimmt. Jede sinnliche Qualität ist nur die Form, unter welcher das Wesen die Störung seiner kosmologischen Grundlage als ideales Geschehen percipirt; und nicht eher oder anders kann eine solche in ihm zum Vorschein kommen, als sie von der Einwirkung und Störung durch das Aeußere hervorgebracht wird. Wenn wir daher die Qualität der Sinnlichkeit dem Subject zuschreiben, so verschwindet darum nicht der Gegensatz des Objectiven, sondern wir sind genöthigt, ein Unbekanntes uns gegenüberzustellen, das durch seine Bestimmtheit die Verknüpfung und Gesetzmäßigkeit der sinnlichen Empfindung in uns hervorbringt; und diese erscheint als ein dem Wesen der Dinge gleichgiltiges und fremdes Material, das aber geschickt ist, durch seine Combinationen als Erscheinung der Verhältnisse jener zu dienen und als Zeichen die Anwesenheit und das Dasein des bestimmten Wesens

zu fixiren, welches als ſolches in das Bereich der Sinnlichkeit nicht ſelbſt eintritt.

§. 59.

Faſſen wir jetzt nach den Grundlagen, welche die kosmologiſchen Vorausſetzungen darbieten, den Proceß der ſinnlichen Erſcheinung als ein objectives Ereigniß zwiſchen den gegebenen Weſen und ſehen wir, welche Phänomene ſich im Innern derſelben entwickeln. So lange vor dem dritten Betrachtenden die gegenſtändlichen Weſen ruhen, iſt kein kosmologiſches Geſchehen vorhanden, folglich eben ſo wenig eine Störung des Betrachtenden oder eine Empfindung. Die ruhende Welt kann alſo weder nach unſern Vorausſetzungen ein Object der Wahrnehmung werden, noch geſchieht dies in der Erfahrung wirklich. Die Eigenſchaften der Dinge haften nicht nur in Geſtalt ſinnlicher Qualitäten noch nicht an ihnen, ſondern auch dasjenige objective Moment, durch welches ſie, in den Proceß der Erſcheinung durch die Störung eingehend, die beſtimmte ſinnliche Qualität als ein ihnen zu verleihendes Attribut hervorrufen, iſt keine an ihnen ſelbſt von Anfang geſetzte Beſtimmtheit. Die Dinge haben weder Farbe noch in ſich ſelbſt die hinreichenden Vorausſetzungen, um innerhalb des ſinnlichen Weſens farbig zu ſcheinen; ſondern dies wird an ſie gebracht durch die Bewegungen, die in ihnen von dem Aether hervorgerufen werden. So iſt die Farbe, ſo ſind andere ſinnliche Qualitäten nirgends Eigenſchaften ruhender Dinge, die in ihnen fertig vorgebildet lägen, ſondern die ſinnlichen Wahrnehmungen entſprechen vielmehr dem Producte aus dem Zuſammenkommen mehrerer und der Fortpflanzung ihrer Bewegung, bis ſie zur Störung des betrachtenden Weſens wird. Auf dieſe Weiſe geht vollends jede Frage nach Uebereinſtimmung der Sinnesanſchauungen mit dem Weſen der Gegenſtände zu Grunde; denn ſie gehören nicht den ruhenden Dingen, ſondern ſind Merkmale, durch welche das betrachtende Weſen gleiche Zuſtände des Geſchehens fixirt, um ſie von andern zu unterſcheiden. So ſteht die Objectivität dem ſinnlichen Subject gegenüber; nir-

gends geht das Wesen der Dinge in das Betrachtende über, sondern nur die Zustände derselben, die Folgen ihres Zusammentreffens mit anderen, kommen, und selbst diese nur durch die ihnen gleichgiltigen Wirkungen, die sie ausüben, zu der Empfindung des Betrachtenden, und die gesammte Welt der Sinnlichkeit ist ein innerliches Geschehen, welches an einer den Dingen selbst fremden Scala die Vorgänge zwischen den unbekannten Wesen mißt.

Dieses Messen selbst ist aber eine weitere Voraussetzung, die das Aufzeigen des Maßes erfordert. Nur die letzten Enden eines kosmologischen Processes zwischen den Wesen, nicht diese selbst, treten in die Sinnlichkeit ein und bilden die Grundlage des idealen Geschehens. Soll das Wesen selbst zur Erscheinung kommen, so müssen diese letzten Resultate aufgelöst werden in ihre Prämissen und jedem Wesen muß dasjenige zurückgegeben werden, was es aus seiner Natur zu der Bildung der sinnlichen Erscheinung beigetragen hat. In dem, was der Sinnlichkeit gegeben ist, ist das Wesen verschwunden; uns zwar, indem wir diese selbst als einen Proceß zwischen zwei Objectiven betrachteten, ist durch frühere Voraussetzungen jenes Wesen gegeben; aber indem wir uns selbst als Beispiel eines Subjects ansehen müssen, in dem der Proceß der Sinnlichkeit stattfindet, haben wir zu untersuchen, wie in diesem jene Selbsterhaltung geschieht, durch welche der gegebenen Sinnlichkeit und ihren mannigfaltigen Combinationen ein Anderes, Objectives untergelegt wird. Wenn das Wesen der Dinge erscheinen soll, und nach allem Früheren ist dies gefordert, — so darf in dem Subjecte nicht ein leeres automatisches Spiel der idealen Formen stattfinden, unter denen es seine Störungen annimmt, sondern dies, daß es sie überhaupt empfindet, und als Störungen empfindet, setzt die Gegenwart eines innern Maßes voraus, durch welches es sich selbst von dem Andern unterscheidet, und die gegebene Mannigfaltigkeit und Verknüpfung seiner Störungen auf die Verhältnisse dieses Andern unter sich zurückführt. Das Spiel der Erscheinungen, das für uns, den dritten Beobachtenden, sich auf das Verhalten der Wesen unter einander zurückwarf,

die bisherigen Bestimmungen der Metaphysik, müssen selbst die Gründe sein, nach denen das Subject fähig ist, über den Zusammenhang seiner Störungen zu urtheilen und ihnen als Basis eine gesetzmäßige Objectivität unterzustellen. Die Sinnlichkeit für sich würde nie zu einer Unterscheidung zwischen Subject und Object kommen, sie würde aber auch unbegreiflich sein, wo es nicht die Natur des auffassenden Wesens wäre, diese Unterscheidung nach den absoluten Voraussetzungen zu vollziehen, die in ihm über die Natur der Dinge und über seine eigene liegen. Denn da jede sinnliche Qualität nur die Form ist, unter welcher das Subject seine eigene Störung begreift, so kann sie als Störung nur begriffen werden, wo durch die eingetretene Spaltung das Subject im Stande ist, das Objective von sich selbst abzustoßen; dies aber selbst ist nur möglich, wenn es die Gesetze befolgt, nach denen bestimmte Combinationen des Scheines in sich den Schein eines substantiellen objectiven Wesens hervorbringen. Am Anfange der Metaphysik hatten wir jenen Unterschied und Gegensatz von uns und dem Objecte in Gestalt der Meinung; weder das eine noch das andere war mehr als eine Bezeichnung des noch unbekannten Gemeinten; die Bestimmungen der Metaphysik haben nach und nach die Natur des Gegenstandes zu erläutern versucht, bis wir hier zu dem Punkte gekommen sind, wo der gesetzmäßige Verlauf des Denkens das Subject, das ihn vollführt, als ein Beispiel der betrachteten Objecte, sich selbst aber als ein natürliches Geschehen in diesem betrachtet. Soll irgend das Seiende und seine Verhältnisse zur Erscheinung kommen, so genügt nicht die atomistische Anhäufung der Sinnesqualitäten in dem gestörten Subjecte, sondern dasselbe muß sich ihrer bemächtigen, und sie nach denselben metaphysischen Gesetzen, die wir entwickelt haben, aneinanderbringen und sie als Erscheinungen auf objective Wesen zurückführen, die nie anders als auf diese complicirte Weise mit ihm in Zusammenhang treten. Die Metaphysik also, indem sie die Gesetze alles Geschehens zwischen dem Seienden entwickelt, fordert hier, daß sie selbst und ihre eigenen Gesetze wieder in den Wesen, die ihr Gegenstand sind,

sich reproduciren, damit diejenige Erscheinung möglich sei, die sie als nothwendig vorher festgestellt. Nichts würde überhaupt sein und Nichts würde die Verhältnisse zu einander zeigen, in die es, um das Geschehen zu realisiren, eingehen muß, wenn es nicht in einer Erscheinung sich offenbarte; erscheinen kann es aber nur für ein Anderes; die Erscheinung selbst und mit ihr die Wirklichkeit des Seienden fiele daher weg, wo nicht diese Gesetzmäßigkeit des Verhaltens der Dinge, die wir aufgezeigt haben, auch für die Wesen wäre, die den Schauplatz der Erscheinung in sich darbieten. Wir haben früher bei dem Uebergange von der Ontologie zur Kosmologie den Mangel der erstern darin gefunden, daß ihre Bestimmungen, die Verhältnisse, die sie dem Seienden zur Erfüllung auferlegt, nur von dem nebenhergehenden Denken des Geistes zusammengehalten werden. Dieses Verhältniß kehrt sich um; der Gedanke kann zwar jene Beziehungen in den kosmologischen Formen objectiviren; aber diese Objectivität ist nur für ihn selbst; und jene Formen sind die, unter denen für den Geist die Beziehungen der Dinge als ihnen an sich zugehörige erscheinen; eine Relativität des Fürunsseins, die auf keine Weise überwunden werden kann.

Wir sind durch den Gang unserer Untersuchung dahin geführt, jene idealen Wesen der Kosmologie, in denen erst alle Erscheinung zum wahren Erscheinen kommt, als objective Gegenstände unserer Betrachtung hinzustellen, zwischen sie als die Grundlage ihres nothwendigen Verhaltens unter sich die Reihe der metaphysischen Begriffe, die ontologischen und kosmologischen Formen der Beziehung als ebenfalls bereits giltige objective Elemente einzuschalten, in denen jene Wesen schweben, endlich aber, damit eine wahrhafte Erscheinung sei, dieselben metaphysischen Gesetze als innerliches Phänomen in den nämlichen Wesen vorauszusetzen, deren Beziehungen wir nach ihnen bereits gemessen haben. Die Betrachtung dieses Verhältnisses nun erweckt den Zweifel an der Wahrheit und Giltigkeit unsers Erkennens. Indem wir nämlich die Reihe der metaphysischen Gesetze durchlaufen haben, sind wir selbst an der Stelle eines solchen idealen Wesens gewesen, und was

wir entwickelt haben, müſſen wir nun ſchon als ein entoptiſches Phänomen in uns erklären, deſſen Giltigkeit über die Grenzen unſers Bewußtſeins hinaus in Zweifel gezogen werden muß. Als Geſetze alles Seienden haben wir die urſprünglichen Vorausſetzungen angeſehn, die in uns liegen, und ſo iſt die Verdopplung der Metaphyſik entſtanden, welche einmal als Grundlage der objectiven Welt und dann wieder als ſubjectives Geſchehen in jedem der vorausgeſetzten idealen Weſen erſcheint. Aber die zweite Annahme ſcheint die erſte aufzuheben, indem wir Alles, was wir von Anfang an entwickelt haben, ſogleich in dieſe zweite Stellung zu bringen gehabt hätten, nur ein innerliches ſubjectives Ereigniß in uns ſelbſt zu ſein. Nichts kann uns, ſo pflegt dieſer Zweifel ausgeſponnen zu werden, dafür eine Bürgſchaft geben, daß alle unſere metaphyſiſchen Begriffe nicht ein bloßes Erzeugniß unſerer Subjectivität ſind; ſie reichen nicht über dieſe hinaus und haben keine Wahrheit und Giltigkeit in Betreff der Dinge an ſich.

§. 60.

Dieſer Streit über die Objectivität oder Subjectivität der Kategorien, wie wir die metaphyſiſchen Begriffe nennen wollen, in der Kantiſchen Schule zuerſt angeregt und in der neuern Philoſophie mehrfach vernachläſſigt, bietet der Unterſuchung mehrere Seiten, die wir trennen müſſen. Wir haben bisher nicht von dem Entſtehen und dem Hergange des Erkennens geſprochen; wir ſcheiden daher auch hier die Deduction des Urſprungs der Kategorien ab und betrachten zuerſt jenen Cirkel des Erkennens, das ſich ſelbſt beurtheilend niemals über ſich hinauskommt und die Natur der Kategorien, wie ſie ſich aus der Metaphyſik ſelbſt ergibt. Objectivität der Kategorien, Giltigkeit, Wahrheit derſelben, ſind kurze und zweideutige Ausdrücke; es fragt ſich, ob nicht der metaphyſiſche Thatbeſtand ein ſolcher iſt, daß die Frage hiernach eine andere Wendung bekommen muß?

Ueber die Wahrheit der metaphyſiſchen Begriffe iſt außer und in der Metaphyſik geſprochen worden. Der gewöhnlichen

Klage über die Schwäche des Erkennens, das niemals über seine eignen Gedanken zu den Dingen an sich hindurchdringe, einem Phänomen, welches sich mit Nothwendigkeit in jedem Erkennen zeigen muß, liegt in der außermetaphysischen Reflexion die Phantasie zu Grunde, als wären wir im Stande, die Vorstellung von den Dingen an sich noch ungetrübt von der Auffassung durch unsere Kategorien auf die eine, diese selbst auf die andere Seite zu stellen; und als dritter unparteiischer Zuschauer über dieses Verhältniß unserer Subjectivität zu dem Objecte zu richten. Die Natur der Dinge sei uns unbekannt, nur daß sie sind, sei eine unumstößliche Gewißheit; unsere metaphysischen Begriffe über den Zusammenhang der Dinge dagegen verblieben ein subjektives Geschehen in unserm Geiste; andere Gesetze regierten das Verhalten der Dinge an sich; und die Phantasie baut die bessere, verborgene Welt auf, in der Alles anders ist, als in der uns dargebotenen Erscheinung.

Es ist eine wunderbare Täuschung, dies alles vor der Metaphysik aus der Beobachtung des Geistes wissen zu wollen, auch das Ding an sich ist ein Erzeugniß unsers Denkens; und zwar das Resultat complicirter Bewegungen des Gedankens; wissen wir nun nicht, welche freie Natur der Prädicate dasselbe zeigt, so kennen wir doch das, was wir als seine formale Bestimmtheit meinen; und dies, was wir von ihm wissen, und was die einzige Veranlassung sein kann, von ihm als einem Subjecte des Urtheils zu reden und sich nach ihm zu sehnen, ist ein reines metaphysisches Bedürfniß nach einer Position, die zu den Erscheinungen hinzu von dem Zusammenhange unserer Kategorien gefordert wird. Daß die Dinge an sich sind, dies geringste zu wissen ist keine Geringfügigkeit; denn was ist Sein anders, als ein unbestimmter Ausdruck, dem, wenn er mit diesem Accente des einzig Gewissen gesprochen werden soll, die Entwickelung der ganzen Metaphysik vorangehn muß? Der Ausspruch, daß die Dinge an sich sind, ohne daß mehr als ihr Sein uns bekannt wäre, ist nicht ein Satz, der vor aller Metaphysik gesprochen werden könnte, sondern er ist der zusammengenommene In-

halt aller bisherigen Entwicklungen, und eine nothwendige Folge aus dem Zusammenhange unserer Kategorien. Ebenso wie der ganze Gegenstand unserer Sehnsucht, das Ding an sich, weit entfernt, eine durch die Trübung der Kategorien noch nicht hindurch gegangene unmittelbare Erkenntniß zu sein, vielmehr durchaus nur ein Bedürfniß ist, das aus ihnen selbst hervorgewachsen, so ist der Zweifel an der Giltigkeit der Kategorien hinsichtlich seiner im Gegentheil die Voraussetzung dieser. Die Nothwendigkeit, welche das Bild des Dinges an sich in dem Zusammenhang der Kategorien emportrieb, hat zugleich in dem, wofür es gelten soll, die andere Nothwendigkeit befestigt, sich der Verkettung dieser Begriffe anzuschließen. Andere Gesetze sollen von dem Dinge an sich gelten; so setzen wir doch voraus, daß überhaupt Gesetze gelten, mithin jene Unterordnung des Besondern unter das Allgemeine, und alle die Begriffe, welche diese Beziehungen erst möglich machen. Es ist unerreichbar, die Vorstellung des Dinges an sich von aller Gesetzmäßigkeit unserer Kategorien zu befreien; und zwar deswegen, weil sie nicht unabhängig von ihnen, sondern selbst als eine derselben auftritt. Was folgt hieraus? Der gewöhnliche Lauf der Gedanken wird diese Folge ziehn, daß um so mehr, weil die Vorstellung des Dings an sich nur auf unsern Kategorien wurzele, auch sie selbst eine rein subjective sei, und daß wir nicht wissen können, ob die von uns gedachten Dinge an sich wirklich existiren. Und woran messen wir dieses letzte wirkliche Sein? Doch wohl daran, daß etwas nicht unsere subjective Vorstellung ist, sondern außer uns, also im Raume durch Gestalt und Bewegung und die physikalisch.n Kräfte sich erhält? Also immer machen wir zum Maßstabe des wahren wirklichen Seins, des außer uns, des objectiven Seins, die Erfüllung jener Kategorien, von denen wir sogleich wieder behaupten, daß sie nicht von dem Dinge an sich gelten, und daß die ihnen entsprechenden Wesen nur unsere Vorstellung, nicht aber (und hier schleichen die Kategorien wieder herbei) in Wahrheit seiende sind. Es ist genug Spiel mit diesem wahrhaften Sein getrieben worden; man hätte anerkennen sollen, daß dasselbe nie etwas anders ist, als dasjenige

Sein, welches den Kategorien, wenn sie recht angewandt werden, entspricht, und daß man überhaupt gar nicht einmal im Stande ist, eine Aufgabe zu haben, die nicht von den metaphysischen Begriffen als Veranlassungen der Untersuchung gestellt worden wäre.

Dieser Unmöglichkeit, aus dem Netze unserer Kategorien zu entkommen, müssen wir weichen und nicht mehr darnach fragen, ob sie giltig in Betreff eines Dinges an sich seien, das wir, obwohl es nur ein Erzeugniß der nämlichen Kategorien ist, doch anderswoher zu kennen uns einbilden; vielmehr haben wir zu sehen, wie das, was die Metaphysik als das wesenhafte Ding an sich kennt, von denselben Begriffen, durch die es hervorgebracht wurde, uns dargestellt wird. Die Einheit des Erkennens in sich und mit den Problemen, die es sich selbst stellt, ist unsere Betrachtung; die Frage setzt ein Subject voraus, dessen Prädicate gesucht werden; jene einst übliche über die menschliche Beschränktheit klagende Fragweise, die weder das Subject noch das Prädicat kennt, müssen wir den Geistern im Monde überlassen. Das wahre Sein, das wir durch unsere Kategorien zu erreichen zweifeln, ist selbst ein Geschöpf derselben, und es kann für uns gar keine Objectivität, keine Dinge an sich geben, die nicht als solche erst von diesen Begriffen ihren Ursprung herleiteten. Die Uebereinstimmung des Erkennens mit den Aufgaben, die es sich selber stellt, ist daher die wirkliche Frage und die Untersuchung über die Objectivität der Kategorien gilt denjenigen an sich seienden Wesen, die sie selbst als solche für den Bereich des Erkennens festsetzen.

Und hier findet sich eine Verwechselung zweier Fragen als Ursache einer großen Verschiedenheit der Ansichten. Wenn nur mit einem kurzen aber zweideutigen Ausdrucke nach der Objectivität dieser Begriffe, oder darnach, ob sie das Wesen *fassen*, gefragt wird, so hat die eine Ansicht im Sinne, daß dieselben die Qualität, die objective Bestimmtheit der Dinge angeben und ihnen als Prädicate beigegeben werden sollen; während die andere nur nach der Giltigkeit der Katego-

rien in Bezug auf die Dinge in dem Sinne fragt, in welchem sie selbst nach den Bestimmungen der Metaphysik auf dieselben angewandt sein wollen. Die erste Ansicht legt einen fremden unkritischen Maßstab an ihren Gegenstand; denn wenn es nach dem eignen Ausspruche der Metaphysik nicht die Bestimmung und die Function ihrer Begriffe ist, dasjenige als Prädicate zu bedienen, was sie als das Wesen voraussetzen; so kann es kein Vorwurf der Beschränktheit für sie sein, wenn gefunden wird, daß sie dieser ihnen aufgedrungenen Aufgabe nicht entsprechen. Indessen selbst dieser Fund ist nicht überall in den philosophischen Ansichten gethan worden, welche die Kategorien als Erzeugnisse des subjectiven Denkens von dem objectiven Wesen der Dinge fern halten; vielmehr hat man häufig vorausgesetzt, daß wenn nicht unsere, so doch andere, vortrefflichere Begriffe metaphysischer Art, die vielleicht höhern Wesen verliehen sind, die Natur der Dinge an sich auszudrücken im Stande sein könnten. Irrthümer dieser Art müssen fast nothwendig eintreten, wenn man über unser Verhältniß zu dem Objectiven beginnend die Aussprüche überhört, welche die Metaphysik selbst über die Bedeutung ihrer Begriffe thut. Diese nämlich kann die Kategorien für Nichts anders ausgeben als für die formalen Gesetze des Zusammenhangs der Dinge, der bestimmt ist, als Erscheinung eines seinsollenden Inhalts zu dienen. Nirgends in der ganzen Entwicklung der Metaphysik hat sie von ihren Bestimmungen mehr verlangt als die nothwendigen Formen anzugeben, in denen jedes vorausgesetzte, aber unbekannte Wesen der Dinge den Ausdruck seiner Erscheinung finden muß; und während die Ontologie dem Bewußtsein klar zu machen hatte, was eigentlich jene von ihm verlangte Position außer ihm bedeute und von wannen sie kommen müsse, haben die kosmologischen Untersuchungen nachgewiesen, welche Formen dieses Objective annehmen muß, um dem gefundnen abstracten Allgemeinbegriffe dessen, was wir das Seiende nennen, zu genügen; niemals aber haben wir geglaubt, metaphysisch dasjenige deduciren zu können, was als das einzelne, concrete, wirkliche Wesen der Dinge in diese

ihm um seines Allgemeinbegriffs willen nothwendigen Formen einzutreten hat. Alle Kategorien sind Formen von Relationen der Wesen unter sich und keine derselben ist fähig, einem solchen als qualitatives Prädicat beigelegt zu werden; und zwar ist dieses weder für uns noch für irgend ein Wesen möglich, welches etwa andere, aber doch metaphysische Begriffe zur Erkenntniß der Welt anwendete. Der Begriff der Ursache erreicht, faßt, drückt das Wesen nicht aus; nicht weil er zu unvollkommen wäre, um das zu thun, was schärfer gefaßte Begriffe höherer Geister zu leisten vermöchten, sondern weil er als eine formale Bestimmung eines Verhältnisses nicht selbst Object, sondern nur Relation zwischen Objecten sein kann. Daß die Eins und die Vielheit, der Schein und die Materie nicht Gegenstände oder Wesenheiten sind, die irgend wie existirten, daß sie um dies zu sein, sich selbst als die metaphysisch nothwendigen Formen ihres Daseins noch einmal voraussetzen müßten, und dennoch dadurch keinen Inhalt erlangten, dies alles scheinen triviale und von selbst klare Dinge zu sein; aber große Systeme der Philosophie haben mit Energie das Gegentheil versichert und zeigen, daß der speculative Gedanke häufig in den Schwierigkeiten sich verfängt, die dem gewöhnlichen Bewußtsein keine sind.

Während jede wahre Metaphysik behaupten muß, daß wir durch alle unsere Kategorien und den Gedankengang, der sich auf sie gründet, gar nicht die Qualität und Natur des objectiven Wesens ergründen, sondern nur den Allgemeinbegriff desselben und seine Relationen zu andern erzeugen, hat die Philosophie Hegels gerade in diesen Begriffen das wahre Wesen der Dinge zu finden geglaubt, und jede Lehre, die diesen formalen Bestimmtheiten ein noch unerkanntes Innere entgegensetzt, als einen befangenen dualistischen Standpunkt verurtheilt. Dieses Urtheil würde dann gelten, wenn wir von Anfang herein die Illusion genährt hätten, als besäßen wir unabhängig von den metaphysischen Formen eine Kunde von dem Inhalt, und als müßten wir darum, beide mit einander vergleichend, sie auseinanderhalten; allein umgekehrt hat die Metaphysik selbst in sich diesen Gegensatz des idealen

Weſens und ſeiner kosmologiſchen Grundlage erzeugt, und dieſer Unterſchied genießt daher dieſelbe Nothwendigkeit, die allen andern Kategorien zukommt; er ſelbſt würde als ein Moment in dem Weſen zu faſſen ſein. Hieran wird die Polemik der Hegelſchen Schule die Zurechtweiſung knüpfen, daß dieſer Unterſchied eben auch nur als ein Moment zu betrachten ſei, welches durch weitere dialektiſche Entwicklung aufgehoben werden müſſe. Auch wir werden verſuchen, hierüber hinauszugehen und von dem Weſen der Dinge eine Kunde zu erlangen, aber der Fortſchritt kann nicht darin beſtehen, daß ein weiterer Theil der Unterſuchung das gerade Gegentheil von dem lehre, welches der vorangehende als Wahrheit aufgeſtellt. Daß die Kategorien das Weſen der Dinge nicht als Prädicate angeben können, dieſes Reſultat muß bleiben, und die Verſöhnung der Subjectivität und Objectivität kann nicht in der Verzweiflung beſtehen, ein ſolches Ergebniß aufzuheben und wieder zu einer Anſicht zurückzukehren, die zur Bekämpfung des lebendigſten Widerſpruchs von Seiten des Bewußtſeins bei jedem Schritte die Subtilität der Dialektik nöthig hat.

Hegels Anſicht bietet indeſſen der Betrachtung noch eine andere Seite dar, auf die wir ſpäter zurückzukommen haben.

Die immanente Kritik der Kategorien, d. h. die Anhörung der Ausſprüche, die ſie ſelbſt über ſich thun, hat uns am Ende dieſes Abſchnitts alſo dahin geführt, daß ſie nicht die Natur des Weſens begreifen, ſondern ſeine Relationen. Für eine ſolche Anſicht ſtellt ſich nun die Frage nach ihrer Objectivität ganz anders. Dem unbefangenen Gedankenlaufe entſteht hier allemal die Vorſtellung, als wären die Weſen, die Dinge an ſich im Raume und den übrigen kosmologiſchen Formen zwar gegenwärtig, aber in Geſtalt unfaßbarer Poſitionen, ſo daß der, der nach ihnen ſucht, bei der räumlich gegebenen Erſcheinung angelangt, an dieſem beſtimmten Punkte in ein unräumliches Innere hinabzuſteigen hätte, um ſie ſelbſt zu faſſen. So ſetzt die Vorſtellung voraus, daß die Relationen, die wir durch die Kategorien anſtiften, zwiſchen den

Dingen dergestalt gegeben seien, daß die kosmologischen Formen selbst außer uns eine gewisse Realität in Anspruch nehmen könnten. Da sie aber nur Formen von Relationen und nicht selbst Objecte sind, so können sie dies nicht, sondern diese ihre Objectivität, vermöge deren sie eben als ein objectivirtes Element der Beziehungen in den kosmologischen Untersuchungen erschienen, ist selbst eine metaphysische Illusion. Kein Raum, keine Zeit, keine Bewegung kann außer uns sein; nicht weil etwa wieder diese Kategorien nur menschlich, und andere höherer Geister vortrefflicher wären, sondern weil jede Form der Beziehung nur in dem sein kann, für welches sie ist. Raum und Zeit sind darum nichts Objectives, weil die Metaphysik selbst, zu der sie gehören, ihnen die Bestimmungen abspricht, durch die sie als Wesen sein könnten; indem daher ihre Ausdehnung und Succession nur in demjenigen sich ausbreitet und abwechselt, für welches das Objective ist, müssen wir unserm vorigen Resultate das hinzufügen, daß auch die Relationen der Wesen nicht als Relationen an ihnen haften, sondern nur wirklich werden, wo ein anderes betrachtendes Wesen sie sucht, hervorbringt und festhält. Man darf nicht, dem Zug der Vorstellungen folgend, sich einbilden, daß der Zusammenhang der metaphysischen Begriffe ein erkennbares vorhandenes Netzwerk darstelle, in dessen Maschen die unbekannten Wesen ausgestreut und befestigt sind; sondern alle diese Gesetzmäßigkeit der kosmologischen Welt ist ein innerliches Ereigniß in dem Subjecte, oder vielmehr in allen Subjecten. So zehrt die Subjectivität nach und nach dasjenige auf, was bisher als ein nur Daseiendes dem Denken gegenübergestanden hat, und es gibt überhaupt kein Object als dasjenige, welches in einem Subjecte als Erscheinung, die von ihm erst projicirt wird, auftritt.

Diese Betrachtungen führen uns zu dem folgenden Abschnitt über. Das Erscheinen hat in der Sinnlichkeit und den Kategorien das System der Gründe gefunden, nach welchem es überhapt möglich ist, daß Qualität und Relation an die Dinge gebracht werden, die die kosmologische Untersuchung als unbekannte zurückgelassen hatte. Aber es fragt sich nun,

indem alle Aufgaben um den Begriff der Subjectivität ſich concentriren, welches die Mittel ſind, durch die die Erſcheinung auf jene Gründe hin zu Stande kommt, und welches der Sinn und die Bedeutung dieſes verwickelten Geſchehens, deſſen völlige Aufklärung erſt die nachfolgenden Betrachtungen geben können.

Zweiter Abſchnitt.

Der Uebergang des Objects in die Kategorien.

§. 62.

Unſere metaphyſiſchen Begriffe haben ſich als eine Macht erwieſen, welche alle Unterſuchungen über unſer Verhältniß zu dem Objectiven beherrſchen muß, weil nie ohne ihre Vorausſetzung und Beihilfe der Gedanke dieſes letztern ſelbſt zu dem Gegenſtande eines Problemes ausgearbeitet werden könnte. Aber indem wir die unbeſchränkte Giltigkeit jener Begriffe aufzeigten, haben ſie ſelbſt über die Functionen, für deren Ausübung ſie dieſe Befugniß verlangten, andere Bekenntniſſe gegeben, als wir Anfangs erwarten mochten. Nach ihren eigenen Vorſchriften gehört der Vorzug des wahren, weſenhaften Seins, das wir ſuchen, einem über ſie hinausliegenden Inhalte an, als deſſen prädicative Beſtimmungen zu gelten ſie ſelbſt völlig unfähig ſind. Nur die Verhältniſſe jenes vorausgeſetzten Weſens zu anderen vermögen ſie zu beherrſchen, und indem ſie ſo formale Beſtimmungen der Beziehung ſind, entziehen ſie ſich nach ihren eigenen Behauptungen das Recht desjenigen Daſeins, welches ſie als objectives an das

vorausgeſetzte Weſen übertragen. Unfähig, jemals die Natur desſelben ſo auszudrücken, daß in ihnen als prädicativen Erſcheinungen die innere Fülle derſelben offenbar würde, verfehlen ſie doch durch dieſe Unfähigkeit nicht ihre wahre, ſondern die eingebildete Beſtimmung, die ihnen ein verworrener Gedankenlauf gegeben hat. Die Frage nach ihrer Objectivität war daher eine ſolche, die nur auf einem für uns verſchwundenen Standpunkte in der Weiſe gethan werden konnte, in der ſie gewöhnlich erhoben wird; da jene Begriffe für uns keinerlei Prädicate der Dinge ſind, ſo fällt alle Vergleichbarkeit und Aehnlichkeit beider hinweg, und die Metaphyſik muß die Weſen als völlig unberührt von den Verhältnißbeſtimmungen der Kategorien betrachten. Aber wir müſſen dies auch wirklich und ganz thun, und der Vorſtellung nicht geſtatten, durch einen halben Idealismus ſich den Fortgang zu anderen Fragen abzuſchneiden.

Als Beſtimmungen der Beziehung haben die Kategorien kein Recht auf dasjenige Daſein, welches nach ihnen ſelbſt dem Weſen und den Qualitäten zukommt, die durch Inhärenz an ihm getragen werden. Inhäriren ſie alſo nicht den Dingen, und ſie können dies nicht, — ſo ſind ſie auch nur für das Erkennen, welches nebenhergehend Verhältniſſe ſtiftet, vergleicht und zuſammenhält. Nur für das erkennende Subject ſind die Weſen Eins und Viele, ſtehen ſie überhaupt in Verhältniſſen und weiſen durch die Beziehungen, die wir entwickelt haben, auf einander hin. Ziehen wir das Bewußtſein ab, welches davon das Wiſſen hat, ſo beſtrebt ſich die Phantaſie vergeblich, eine Weiſe zu finden, wie ſie dieſe Beziehungen an den Dingen ſelbſt, ohne für ein Wiſſen zu ſein, als ihre qualitativen Inhärenzen befeſtigen könnte. Die unermeßliche Ausdehnung des Raumes, die endloſe Dauer der Zeit breiten ſich alſo nicht wirklich um uns aus, noch bieten ſie einer Bewegung in der That ein Feld des Geſchehens dar; in derjenigen Wirklichkeit, in welcher das Weſen ſich befindet, ſind ſie nicht, und dieſe Weſen ſelbſt ſind eben ſo wenig im Raume und der Zeit zerſtreut, ſo daß die innerliche Production dieſer Formen in ihrem Erkennen nur eine Wiederho-

lung deſſen wäre, was objectiv ſich eben ſo verhielte. Vielmehr in reiner Abweſenheit aus allen kosmologiſchen Formen verweilen die Weſen in einem hier noch unbekannten Zuſammenhange unter ſich, und bringen ihre Beziehungen gegen einander in ſich ſelbſt in die Einfaſſung jener Formen. Jedes Weſen begreift die Welt in einem Raume, einer Zeit, die nur ihm ſelbſt angehört, und weder durchdringen ſich je dieſe Räume, denn ſie wären dann wirkliche für einen dritten Beobachter, und würden, was ſie nie werden können, objective Erſcheinungen; noch auch bilden die innerlichen Welten der verſchiedenen Weſen unter ſich ein anderes Continuum, als das, welches durch den Zuſammenhang der Weſen ſelbſt vermittelt wird.

So ſind alle Kategorien ſubjective Phänomene, nicht aber ein beſchränktes Eigenthum unſerer Organiſation, ſondern der jedes Subjectes. Wo irgend ein Erkennen ſein ſoll, wird es das Daſein jener Weſen und ihre realen unbekannten Verhältniſſe nur durch die Vermittlung jener Begriffe zu ſchematiſiren vermögen, aber eben ſo wenig wird es mehr wahrzunehmen vermögen, als dieſe Hindeutung auf ein Seiendes, deſſen Natur durch keine prädicative Erſcheinung in dem Mechanismus des metaphyſiſchen Erkennens erfaßt werden kann. Indem wir daher die Kategorien als Phänomene in jedem Subjecte betrachten, gewinnen ſie durch dieſe Allgemeinheit jene Giltigkeit, die ihnen gewünſcht wurde; denn darauf wohl war der metaphyſiſche Neid des Erkennens gerichtet, daß nicht etwa höhere Weſen durch ihre ſubjectiven Denkgeſetze der Natur der Dinge näher kämen, oder ſie erfaßten. Dies iſt unmöglich geworden; anſtatt die Kategorien als objective Prädicate der Dinge aufweiſen zu können, haben wir nur gezeigt, daß ſie allgemeine Formen der Subjectivität ſind, ſowohl der eigenen als derjenigen, die ſelbſt für uns in Geſtalt des Objectes iſt; oder: ſie ſind zwar objectiv giltig, aber nicht für das, was innerhalb der Objectivität ſelbſt als Gegenſtand, ſondern für das, was als Subject auftritt. So bildet ſich aus dieſen Gründen das Ergebniß, das wir kurz noch der Vorſtellung näher rücken wollen: die

Metaphyſik erkennt ein Reich der Weſenheiten an, die für einander ſind und ſich erſcheinen; aber das, was ſie als das weſenhafte Sein derſelben anſieht, iſt ſelbſt unvergleichbar mit den Formen der Erſcheinung, welche in den metaphyſiſchen Kategorien enthalten ſind; welches auch die erkennenden Weſen ſein mögen, für welche die Erſcheinung iſt, immer werden ſie das Andere in ihrem Erkennen unter jenen Formen betrachten, die das Weſen dieſes Andern zu erfaſſen völlig unfähig ſind. Wenn daher auf andern Standpunkten geklagt wird, daß wir vermöge des Mechanismus unſers Erkennens nie zu dem Weſen der Dinge vordringen können, ſo iſt im Gegentheil hier zu behaupten, daß jedes Erkennen durch metaphyſiſche Formen, weil es Erkennen iſt, niemals das Weſen erfaſſen wird, daß dieſes letztere überhaupt für das metaphyſiſche Erkennen nicht vorhanden iſt. Wir wollen dieſen ſcheinbar widerſinnigen Satz und die Frage nach dem Sinne dieſes wunderbaren Geſchehens zwiſchen den Weſen einer ſpätern Betrachtung aufbewahren, und jetzt eine Unterſuchung über einen Zweifel anſtellen, der ſich aus der ſubjectiven Natur der Kategorien in Hinſicht auf das immanente Zuſammenſtimmen des Erkennens in ſich ſelbſt ergibt.

§. 63.

Ueberblicken wir das angegebene Verhältniß zwiſchen den ſich erſcheinenden Weſen, und fragen, was nach Abzug der ſinnlichen Qualitäten und der metaphyſiſchen Formen als eine Bürgſchaft für das Daſein der Objecte zurückbleibt, ſo werden wir zwar nicht zu jenem automatiſchen Idealismus verführt werden, welcher die einzige Realität ſeiner Erkenntniß vorausſetzend, den Ablauf der Gedanken für ein Geſchehen hält, dem keine objective Gegenwart des Aeußeren entſpreche, aber wir finden jene Bürgſchaft in einem Verhältniſſe, welches der Betrachtung eine neue unüberſteigliche Schwierigkeit darzubieten ſcheint. In dem Fluſſe unſers Erkennens treten Vorſtellungen der Dinge ungerufen und unverlangt ein; ihr von uns unabhängiges Auftauchen fordert uns die Anerkenntniß einer eben ſo unabhängigen Poſition ab, durch die ſie

begründet werden. Wir haben in den letzten Betrachtungen von der Objectivität des Raumes und der Zeit gesprochen; wir erinnern uns jetzt an die Ungenauigkeit dieses Sprachgebrauchs, welcher den Urtheilen, die wir über die Dinge fällen, die Reflexionsausdrücke ihres Inhaltes substituirt. Nicht der Raum, die Zeit sind Gesetze des Geschehens, sondern die Wichtigkeit dieser Formen beruht darauf, wie das Seiende in ihnen Platz nimmt. Sie würden schlechte Werkzeuge des Erkennens sein, wenn sie nicht die Fähigkeit besäßen, die Beziehungen der Dinge durch die Mannigfaltigkeit ihrer immanenten Bestimmungen zu sondern und auseinander zu halten. Da sie nun nur zu dieser Anwendung bestimmt sind, so kann die Frage nach dem Erkennen nicht so abgefertigt werden, daß jene Reflexionseinheiten als Formen der Auffassung alles Objectiven dargestellt worden, sondern es muß die Möglichkeit nachgewiesen werden, wie dasjenige, was man als Object bestimmt hat, sich auf der Basis dieser Formen von andern unterscheiden könne. Hierin nun liegt die Schwierigkeit der Ansicht von der subjectiven Natur der Kategorien, die wir angenommen haben.

Wo die Objectivität der metaphysischen Begriffe, die dem gewöhnlichen Bewußtsein so trefflich zu Statten kommt, um sich über die Dunkelheit des Erkennens eine Illusion zu machen, geläugnet wird, scheint die Möglichkeit des Erkennens selbst zu Grunde zu gehen. So lange Raum und Zeit in jener unbestimmten Weise der Realität und Wirklichkeit, die ihnen die unbefangne Anschauung gibt, wirklich um uns ausgebreitet sind, und die Dinge in ihnen schwimmen, da wird, wie fein auch übrigens die Ansichten zugespitzt werden, von den Bilderchen des Epicur an bis zu speculativeren und unklareren Phantasien hinauf, sich immer eine Weise des stetigen Uebergangs ersinnen lassen, vermöge deren die Objecte mit dem Erkennen communiciren, welches durch körperliche Bedingungen ebenfalls im seienden Raume fixirt und in der Zeit dauernd, und sie messend, eine Pforte darbietet, durch welche an einem bestimmten Punkte das kosmologische Geschehen in Erkenntniß übergeht. Sobald aber Raum, Zeit und Bewe-

gung, die Grundformen der kosmologiſchen Objectivität, für innere Phänomene in dem ſelbſt unräumlichen und unzeitlichen Erkennen ausgeſprochen werden, wie werden dann die Objecte im Erkennen dennoch mit beſtimmter Aufeinanderfolge und Gruppirung ihrer Erſcheinungen diejenigen Plätze in jenen kosmologiſchen Formen einnehmen, die ſie wirklich erfüllen? Es iſt leicht zu ſagen, daß die Dinge an ſich, die den beſtimmten Erſcheinungen zu Grunde liegen, Nichts zu ſchaffen haben mit Raum und Zeit; aber wenn ſo, warum erſcheinen ſie hier, nicht dort, warum jetzt, nicht ein andermal, warum in beſtimmter unveränderlicher Geſtalt?

Es ſei eine Welt der Weſen anerkannt, die durch Raum und Zeit nicht berührt werden, ſo fragen wir, woher nimmt das Erkennen die Gründe der Entſcheidung, in der Succeſſion der Erſcheinungen und ihrer Gruppirung die einzelnen nicht zu verwechſeln?

Die Antwort auf dieſe Frage wird ſich bilden, ſobald wir einen Irrthum der Vorſtellung berichtigen, der ſich hier immer einſchleicht, und ein Verhältniß in Betrachtung ziehen, welches früher bereits angedeutet, hier ſeine Stelle findet.

Den ganzen wunderbaren Proceß des Füreinanderſeins, den wir das Erkennen nennen, hat die Metaphyſik auf das gegenſeitige Verhalten der Weſen zurückgeführt, die durch kosmologiſche Veranſtaltungen ſich erſcheinen. Sie hat dann dieſes Verhältniß umgekehrt, indem ſie dieſe Veranſtaltungen als einen nothwendigen Schein darſtellt, der in jedem Subjecte über ſein Verhalten zu den Dingen und die Natur dieſer ſich bilde. Die Weſen ſelbſt verwies ſie aus dem Bereiche des Kosmologiſchen in eine reine Abweſenheit aus Zeit und Raum, und ließ dieſe vielmehr innerlich in jenen als allgemeines Phänomen in allen Subjecten entſtehn. Hier aber hat ſich jener alte anthropologiſche Irrthum des Subjects in unſere Frage eingeſchlichen, welches nicht ſich ſelbſt als Beiſpiel jener Weſen, die ihm die Metaphyſik lehrt, anſehn will, ſondern ſich der Objectivität ſo gegenüberſtellt, als wäre es ſelbſt dieſen Beſtimmungen nicht unterworfen. Wir, indem wir jene Frage thun, wie in unſerm Erkennen das Ding an dem be-

ſtimmten Punkt der Zeit und des Raumes komme, ſetzen voraus, daß wir ſelbſt unſere Exiſtenz in Raum und Zeit haben; dieſe, die nur ein ſubjectives Phänomen in uns ſind, werden als prädicative Beſtimmungen unſers eignen Weſens angeſehn; wir breiten uns im Raume aus, dauern in der Zeit; nur daß die Dinge nicht ebenfalls in dieſes objective Daſein unſerer Subjectivität als ſolcher hinein können. Dies iſt ein Fehler gegen unſere eigenen früheren Beſtimmungen; da die kosmologiſchen Formen nicht ſein können, in gleichem Sinne mit den Objecten, ſo ſtehen dieſe nicht außerhalb ihrer, bereit, aus ihrer unräumlichen und unzeitlichen Sphäre des Daſeins in Zeit und Raum hineinzuſpringen. Gerade dieſe Frage, welche vorgeblich von der ſubjectiven Natur der Kategorien Grund zur Anfechtung des Erkennens nimmt, bedient ſich unvermerkt der Vorſtellung von einem objectiven Daſein derſelben, denn ſie trennt und ſtellt auf zwei Seiten ſich gegenüber die unräumlichen, zeitloſen Weſen als ſeiende, und die Formen der Subjectivität nicht minder als ſeiende; ſie gebehrdet ſich, als ſeien dieſe Formen, abgetrennt von dem Subject, als auf unbeſtimmbare Weiſe einfach vorhandene, ein Spiegel, der die Dinge und ihre Verhältniſſe nur abbilde, und der doch, weil er unräumliche geſtaltet und ausgedehnt, zeitloſe ſucceſſiv wiedergibt, nirgends erkennen läßt, wie die ſtarre Realität der Dinge ſich in dieſer Umwandlung arrangire. Allein die Dinge bedürfen dieſer Anſtrengung nicht, ſie brauchen ſich nicht wirklich Mühe zu geben, an die beſtimmten Stellen eines Scheines zu kommen, der nicht in gleicher Bedeutung des Seins mit ihnen exiſtirt. Die Kategorien, ſo wie wir ſie im Vorigen betrachtet haben, ſind die Gründe, nach denen das Abbilden der Dinge, wenn es eines iſt, im Erkennen vor ſich gehn muß, aber ſie ſind nicht ſelbſt die Urſachen, welche das Eintreten der Erſcheinung an dem beſtimmten Punkte hervorbrächten. Da ſie Formen der Beziehung ſind, exiſtiren ſie nicht, wie Dinge, ſondern ſind das Eigenthum deſſen, welches die Beziehungen auffindet und begreift; nicht die Kategorien erkennen, noch wenn ſie ein Spiegel wären, würde das Bild, das dieſer gäbe, ein ſich wiſſendes ſein, ſondern

das Weſen iſt das Erkennende, welches ſeine Störungen unter ihnen als Formen, zuſammenfaßt.

Man wird fragen, wozu dies dient? Wir antworten: im vorigen Kapitel, als von den Gründen, den Geſetzen die Rede war, nach denen ſich durch die immanente Wahrheit der Kategorien der Inhalt zu einander in Beziehung ſetzt, konnten wir abſehn von dem erkennenden Weſen; hier aber in dieſer pſychologiſchen Betrachtung über die Realiſirung des Erkennens auf jene Gründe hin, dürfen wir von den Kategorien nicht mehr ſo reden, als wären ſie, die metaphyſiſche Formenſammlung, allein hinreichend, um den Lauf des Erkennens hervorzubringen. Man kann daher nicht ſagen, daß die Dinge an ſich in dieſe Erkenntnißformen fallen, denn dies würde vorausſetzen, daß die letztern in derſelben Wirklichkeit der Objectivität aufgeſtellt ſeien, als jene Fallenden, noch auch wäre das Erkennen hiermit erklärt; vielmehr hätten wir ein Geſchehen, ein Fallen in ein Netz, das erſt dann Erkennen würde, wenn die Zuckungen des Netzes durch die Erſchütterung empfunden würden von einem Andern. So ſchöbe ſich tautologiſch der Proceß der Erklärung immer weiter rückwärts.

Gegen dies Alles müſſen wir nun wiederholt nach allen unſern Vorausſetzungen bemerken: die Kategorien haben kein ſolches Daſein, daß die Dinge in ſie hineinfallen könnten; auch würden ſie dies nicht zu ſchätzen wiſſen, denn ſie ſind nicht ſenſibel; vielmehr würde der ganze Proceß nur die Maſſe des Materials vermehren, welches der Erkenntniß vorliegt, um zum Bewußtſein zu kommen. Vielmehr ſind jene metaphyſiſchen Begriffe die allgemeinen Formen, unter denen das Weſen, welches ſelbſt, wie immer, außerhalb ihrer ſelbſt liegt, die Störungen ſeiner Natur zufolge in Zuſammenhang bringt. Daher iſt der Gang des Erkennens ein anderer, als die gewöhnliche Vorſtellung ihn annimmt; der Uebergang von dem Objecte zum Subjecte geſchieht nicht durch die Kategorien als Organe der Aufnahme, welche die Erſcheinung aufſuchen müßte; ſondern ein Zuſammenhang verbindet geſetzmäßig die Weſen untereinander, deſſen Veränderungen als Störungen der letztern von jedem einzelnen für ſich in den

metaphyſiſchen geordneten Kosmos ſeiner Erkenntniß projicirt werden. Das Eingehen der Dinge in die metaphyſiſchen Formen iſt daher in der Verwirklichung der Erſcheinung nicht das erſte Geſchehen; ſondern das erſte iſt ein Begebniß zwiſchen den Weſen, welche ſelbſt außer allen Formen dieſer Erſcheinung liegend, dennoch ſich ſelbſt, und die Wechſel der Dinge und folglich auch jenes erſte Geſchehen ſelbſt, durch welches ſie angeſtoßen worden, nur in dieſen Formen, welche die Geſetze aller Erſcheinung ſind, für ſich zur Erſcheinung des Bewußtſeins bringen. Man wird ungläubig hier fragen, ob alſo wirklich das Eintreten einer Vorſtellung an einem beſtimmten Raume und in dem angegebenen Punkte der Zeit nur eine im Geiſte nachgeborne Erſcheinung ſei, wodurch dieſer ein zeitloſes Begebniß zwiſchen ihm und Anderem ſich gegenüberſtelle? Ob nun mehr als vorhin das Räthſel begreiflich ſei, wie die beſtimmten Plätze in dem kosmologiſch geordneten Erkennen von den einzelnen Erſcheinungen geſucht werden; und ob endlich nicht jenes Begebniß, das wir als zeitlos bezeichneten, nach metaphyſiſcher Nothwendigkeit ſelbſt nicht ohne Vorausſetzung kosmologiſcher Formen des Geſchehens gedacht werden könne? Wir verkennen die Berechtigung dieſer Fragen nicht, und ſuchen ihnen mit Folgendem zu begegnen.

Die Trennung der ontologiſchen Begriffe von den kosmologiſchen Formen, die wir der Betrachtung der Metaphyſik zu Grunde gelegt haben, bietet uns einen Leitfaden aus dieſem Labyrinth. Während die erſten Beſtimmungen der Beziehung zwiſchen allem waren, was als ſeiend gelten ſoll, waren die zweiten die Formen, unter denen dieſe Beziehungen die Geſtalt der Objectivität für uns erlangten, eine Geſtalt, deren verführenden Einfluß wir in den Vorbemerkungen zur Kosmologie bereits beleuchteten, und der uns hier in die Dunkelheit verwickelt hat, in der wir uns befinden. Die Verhandlung über die Objectivität der Kategorien hat uns gelehrt, daß ſie als Inhärenzen des Seienden nie gefaßt werden können, aber ſie hat zugleich die Giltigkeit derſelben ſo bewahrt, daß das Weſen alles Seienden nur in ihnen zur Erſcheinung kommen kann. Wir ſind daher berechtigt, die ontologiſchen

Begriffe zwar nicht als Prädicate auf den Inhalt des Wesens wohl aber als Bestimmungen der Beziehung desselben, in sofern es selbst dem metaphysischen Begriffe des Wesens unterliegt, auf es anzuwenden, und die nämliche Gesetzmäßigkeit, welche für unsere Betrachtung den ontologischen Zusammenhang der Dinge, der, als bewegungsloser, Raum und Zeit nicht kannte, in den kosmologischen als seine Erscheinung überführte, wird auch das bewegungslose Verhalten der Wesen für die Erkenntniß derselben in die Succession und Ausbreitung der kosmologischen Formen überführen, unter denen allein es den Schein der Objectivität erhalten kann, den es für das Erkennen haben muß. Lassen wir daher irgend ein unsagbares Füreinandersein der Wesen eintreten, indem wir uns furchtsam vor jeder Einmengung des Fremdartigen dieser unbestimmten Ausdrücke bedienen, so wird es darauf ankommen, ob die unbekannte Natur der Wesen es fordert, daß die Qualität ihres Füreinanderseins ihre formelle Bestimmtheit in den ontologischen Beziehungen erhalte. Ist dies der Fall, so liegt in diesen ontologischen Beziehungen der Wesen gegeneinander allerdings die Nothwendigkeit, daß sie, wenn sie in der Erkenntniß zur Erscheinung kommen, sowohl im Allgemeinen unter den kosmologischen Anschauungen gefaßt werden, als auch, daß bestimmte Beziehungen, nach der Weise, in welcher sie in dem Systeme zusammenstimmender Gründe und Folgen sich wechselsweis untergeordnet sind, auch in den schematisirenden Formen der Anschauung die correspondirenden Plätze in der Succession und Ausbreitung einnehmen. Ob jene Bedingung, die wir angeführt haben, statt findet, ist eine spätere Frage, und die Untersuchung ist hier unvollendet, indem sie momentane Abhilfe hinsichtlich der kosmologischen Formen bringend, die völlige Entscheidung verschiebt. Indessen müssen wir wenigstens klar sein über das, was wir hier bereits haben. Das Füreinandersein der Wesen geht wie das wahre Geschehn Herbarts, nicht die Wesen als Wesen, d. h. als unter eine ontologische Kategorie fallende, sondern ihren unbekannten qualitativen Inhalt an, durch den sie Bedeutung für einander haben. Ontologische Begriffe anderseits sind

zwar schlechthin giltig als die allgemeinen Formen, unter denen jede Subjectivität die Wesen zusammenfaßt. Hiergegen sind diese gleichgiltig, denn es begegnet ihnen dadurch Nichts; aber es kann der doppelte Fall eintreten, daß entweder die ontologischen Begriffe nur fremdartige Zusammenfassungen jener unbekannten Qualitäten sind, oder daß die unbekannten Qualitäten der Wesen um ihrer Natur willen es fordern, auf diese und keine andere Weise in dem Subjecte zusammengefaßt zu werden. Im ersten Falle wäre keine Brücke mehr zwischen der Bedeutung, dem Füreinandersein der Wesen und ihrer Ordnung in dem ideellen Universum der Vorstellung; im letztern aber würde jenes Sein für einander überall eine Erkenntniß durch ontologische Kategorien, vermöge seiner Natur selbst hervorrufen und auf jene Weise der Objectivirung zu einem kosmologischen Ablauf der Erscheinung übergehn, die wir mehrfach erörtert haben, deren nähere Bestimmungen aber der Psychologie angehören. Daß der zweite Fall und wie er statt finde, werden wir bald zu zeigen suchen; indessen können wir als Bestätigung seiner Wahrheit anführen, daß sein Gegentheil jeden Mechanismus eines geordneten Erkennens unmöglich macht.

§. 64.

Die Dinge und die Formen der Erkenntniß stehen also einander nicht so in einem Dasein von gleicher Bedeutung gegenüber, daß nach einem Mechanismus gefragt werden dürfte, durch welchen die noch außerhalb jener Formen befindlichen Dinge in diese selbst übertreten könnten. Die objectiven Dinge haben keine reale Anstrengung zu machen, um in diesen noch nicht vorhandnen scheinbaren Ort überzugehn, den eine nothwendige Illusion nur in dem Subjecte hervorbringt, ohne daß er mit dem Sein, in dem die Wesen sind, communiciren könnte. Vielmehr liegt dem Erkennen ein reales, bisher noch unbekanntes Geschehen zwischen den Wesen, deren eines das erkennende selbst ist, zu Grunde. Dieses wahre, aller kosmologischen Formen überhobene Geschehen ist das Erste; nicht das erkennende Wesen streckt den Dingen seine

Fähigkeiten der Erkenntniß als Organe der Aufnahme entgegen, ſondern es wird erſt zum erkennenden, wenn durch ſeine reale Natur hindurch das Geſchehen ſeinen Weg genommen und von ihm als Störung abgeſtoßen unter der nachgeborenen Form der Objectivität angeſchaut wird. In dem wahren Geſchehen, dem, welches noch nicht erſcheinendes Object für irgend ein Bewußtſein iſt, befindet ſich keinerlei Succeſſion und Gruppirung, noch die Raſtloſigkeit der Bewegung, wohl aber iſt es von der Natur, daß, wenn überhaupt, es nur in beſtimmten Weiſen des Scheines in jenem ſubjectiven Elemente auftritt. Die Dinge alſo, indem ſie die metaphyſiſchen Begriffe nicht als qualitative Prädicate an ſich haben, tragen doch in ſich die Prädeſtination zu einer beſtimmten unveränderlichen Auffaſſung unter dieſen Begriffen; oder, indem es ihnen hier völlig gleichgiltig ſcheint, aus ihrem reinen von dem Erkennen noch nicht beſchienenen Fürſichſein in das Daſein als Object eines andern überzugehn, können ſie doch, wo dies einmal geſchieht, auf der Baſis dieſer ſubjectiven Formen nur an gewiſſen Plätzen und vorbeſtimmter Ordnung erſcheinen. Die immanente Beſtimmtheit der Erkenntniß iſt daher weder in dem Sinne des gewöhnlichſten Realismus ein Abbilden der Dinge, noch in dem des automatiſchen Idealismus ein ruhiges unvermitteltes Aufſteigen nirgend woher gekommener Vorſtellungen, ſondern ſie iſt die Folge aus zwei Prämiſſen, aus der Natur des Subjects, welches zur Objectivirung ſeiner Störungen nur beſtimmte Formen beſitzt, und aus der der Dinge, welche, gleichgiltig und zufällig an den Platz der zweiten Prämiſſe gekommen, dennoch ihrem Inhalt nach nur unter eignen Verhältniſſen in jene Formen eingehn können.

Allein ſo hat die Unterſuchung über den Hergang des Erkennens nur die eine kosmologiſche Schwierigkeit beſeitigt, denn jene Natur der Weſen, die wir als eine Prämiſſe vorausſetzten, können wir nicht anders als durch die ontologiſchen Begriffe vom Zuſammenhange der Dinge beſtimmen. So finden wir bei Herbart die Frage zurückgeführt auf die Art und Weiſe, wie das Zuſammen oder Nichtzuſammen der Weſen, auf welchen kurzen, und nicht den paſſendſten Auszug

dort das System der ontologiſchen Beziehungen reducirt wird, durch die Störungen des betrachtenden Weſens und ſeine Selbſterhaltungen die kosmologiſchen Formen der Erkenntniß hervorbringe.

Raum und Zeit, unfähig als prädicative Beſtimmungen der Dinge zu dienen, ſeien doch nicht ſubjectiver, ſondern objectiver Schein; räumliche und zeitliche Beſtimmungen der Dinge ſeien gegeben. Dieſer Name des objectiven Scheins läßt ſich mit dem vergleichen, was aus unſerer Trennung und Beziehung zwiſchen Ontologie und Kosmologie oben hervorging. Räumliche und zeitliche beſtimmte Verhältniſſe ſind als ſolche, mit dem qualitativen Attribute der Räumlichkeit und Zeitlichkeit, ſtreng genommen nicht gegeben, ſondern nur die Nöthigung, ſie in dieſer beſtimmten Weiſe zu bilden; es liegt in dem Objectiven nur die eine Prämiſſe, die, wenn ſie mit der andern ſubjectiven zuſammenkommt, ihre Beſtimmtheit in dieſer, nämlich räumlich, ausdrückt, ſo daß die Production des rein ſubjectiven Scheines der Kosmologie durch objective aber heterogene Beziehungen der Dinge auf beſtimmte Weiſe ſollicitirt wird.

Gälten nun die ontologiſchen Kategorien als den Dingen inhärirende Beſtimmungen, ſo hätten wir dann das, was in dem Subjecte die kosmologiſchen Formen hervorruft. Aber hier entſpinnt ſich neuer Zweifel. Dieſe Kategorien gleichfalls ſind nicht prädicative Beſtimmtheiten der Dinge; keines von ihnen vermöchte an ſich ſelbſt Eines, Vieles, oder Urſache und Bewirktes zu ſein, ohne die davon wiſſende Erkenntniß, die durch ihr Zuſammenfaſſen dieſe Beziehungen ſetzt. Nichts deſto weniger nöthigen uns die Dinge zur Anerkennung ſolcher Beziehungen. Wenn wir daher auch dieſe Begriffe nur dem von der Erkenntniß beleuchteten Weſen zuſchreiben, ſo müſſen wir doch behaupten, daß auch jene dunkle Objectivität, die wir als ausdrücklich von dem Denken nicht beſchienene ſetzen, in ihrer Natur die Vorbeſtimmung trage, nur an gewiſſen Stellen der ontologiſchen Beziehungen im Denken auftreten zu können.

Betrachtungen hierüber haben die deutſche Philoſophie in

einer myſtiſchen Zeit zu transſcendenten Flügen veranlaßt. Mit dem Bewußtſein, daß wir das Weſen der Dinge nie ſo zu Geſicht bekommen, wie es ausſieht, wenn es Niemand ſieht, hat die Sehnſucht begonnen, ſich auf künſtliche Weiſe in das zu transſubſtantiiren, das zu ſein, was man nicht anders als erkennend erkennen konnte; eine vielleicht ernſtere Sehnſucht, als die Nacktheit des Widerſpruchs verräth, der in dieſer Faſſung liegt. Die kosmologiſchen Kategorien konnten wir entfernt halten von unſerer Faſſung des Weſens, denn ſie ſind nur die Formen, unter denen für uns das Seiende unſer Object iſt; die ontologiſchen nicht, denn ſie ſind die des Seienden, wie es für uns an ſich iſt; dieſes erſte für uns ſein können wir nicht tilgen, denn wir können das nicht betrachten, was nicht für uns wäre oder durch die Betrachtung würde. Aber dennoch müſſen wir dieſen imaginären Gedanken feſthalten und von dem unbekannten Geſchehen, deſſen Verhältniſſe uns ſelbſt nur durch die ontologiſchen Beziehungen deutlich ſind, das Erkennen abhängig machen. Wir wollen daher einſtweilen ſagen, daß der ganze Complex unſerer metaphyſiſchen Vorausſetzungen ſeiner eignen Geſetzmäßigkeit nach auf eine Urſache wartet, die ihn verwirklicht und den beſtimmten Lauf der Gedanken hervorbringt, daß jene aber Urſache ſelbſt nur iſt für dieſe Reflexion.

Die mathematiſche Pſychologie, indem ſie dieſe Verwirklichung des Erkennens und das Hervortreten der Kategorien conſtruiren will, ſetzt die Wahrheit des ontologiſchen Mechanismus, und vielleicht noch mehr voraus; aus ihm als dem objectiven Scheine bildet ſie das reale Geſchehen zwiſchen den Vorſtellungen und erzeugt ſo die Formen des Erkennens. Eine aus dem Kreiſe der Hegelſchen Schule hervorgegangene Anſicht, das Syſtem der Freiheit, geſteht den Kategorien abſolute Geltung zu, aber erklärt ſie für das nur negative, formale Abſolute. Dieſe Ausdrücke ſind der Vorſtellung, nicht dem Begriffe angemeſſen, und enthalten eine ganze niedergeſchlagene Unterſuchung. Objectiver Schein und formal Abſolutes können Nichts anderes bedeuten als nothwendige Formen, die alles Seiende in jeder Erkenntniß annehmen muß;

hierin liegt ihre absolute Giltigkeit und ihre Negativität. Sie sind also durchaus subjective Bestimmungen, und wir können aus ihnen nicht die Natur des realen Geschehens und wieder rückwärts aus diesem den Ursprung des Erkennens verfolgen, ohne daß nicht dies Alles ein subjectives Thun wäre. Nur die Bezeichnungen, die Namen konnten hierüber eine Täuschung machen, und den Kategorien jene unbegreifliche reale Existenz verschaffen, die weder der der Wesen, noch der seiner Inhärenzen gleich zu setzen wäre.

So scheinen nun die subjectiven Bewegungen des denkenden Wesens allem wahren objectiven Geschehen hilflos gegenüberzustehn und wir wissen über die Verwirklichung unsers Vorstellens Nichts, als daß irgend ein wahres Geschehen ist zwischen den Wesen, die erst in sich, in ihrer Subjectivität den ganzen Reichthum der Erkenntniß ausbreiten, auf unbekannte Weise zu jeder bestimmten Production von einem bestimmten Wesen angestoßen. Allein wenn wir irgend von einem wahren Geschehen reden, so dürfen wir nicht über jenem starren ungesehnen Fürsichsein der Objectivität vergessen, daß auch diese Ausbreitung der Subjectivität in dem Wesen, obwohl sie nicht nach außen auf andre Wesen anstoßend wirkt, doch nicht minder ein Theil desselben wirklichen Geschehens ist. Wie das Object, so hat auch das Subject für sich jenes unbekannte Sein im Zusammenhange der Wesen in Anspruch zu nehmen, und sein Thun, die Hervorbringung des subjectiven Erscheinens in ihm selbst, ist nicht weniger als jenes Dasein ein reales Geschehen. Nicht so freilich, als sollte die immanente ontologische und kosmologische Form des Ablaufs der Erkenntniß zu der Höhe des wahren realen Geschehens zwischen den Dingen erhoben werden; aber das Dasein dieses subjectiven Scheins, das Hervortreten der Subjectivität im Gegensatz zu dem Objecte bildet selbst den einen Theil dessen, was in der Welt der Wesen begegnet; nur der Inhalt des Scheines ist Schein; aber das Dasein desselben Wirklichkeit; und nicht nur, was zwischen den Wesen, sondern auch was in ihnen sich zuträgt, ist ein wahres und wirkliches Geschehen. Wir wissen

daher allerdings vom wirklichen Geſchehen, aber nicht das, was wir durch eine transſcendente Frage zu erfahren ſtrebten.

Der Betrachtung liegen ſo zweierlei Beſtimmungen vor: die in ſich beruhende Objectivität und ihr Verhalten in ſich, ehe ſie in die Erſcheinung der Erkenntniß übergegangen iſt, und der andre Arm des wahren Geſchehens, der in den Weſen die ſubjective Welt aufthut. Von jener Objectivität wiſſen weder wir etwas, noch kann irgend ein Weſen etwas von ihr erfahren; wir werden niemals herausbekommen, wie das Weſen es macht, daß es iſt, oder daß es erkennt. Das wirkliche Geſchehen iſt dieſer Uebergang aus einem unbekannten von keiner Subjectivität geſehenen Weſen in die Erſcheinung der Erkenntniß, und was erſcheint, kann dies nur, indem es jenes Fürſichſein aufgibt, und in das verändernde Licht des Scheines übergeht. So iſt es als Weſen nur das, was es als Schein ſein wird, die Poſition eines Künftigen, und ſelbſt ohne alle Prädicate doch die Prädeſtination einer beſtimmten Erſcheinung. Die Natur der Weſen iſt es, zu ſein, zu erſcheinen und zu erkennen; dieſe Beſtimmtheit des wirklichen Geſchehens bringt das Erkennen ſelbſt hervor, ohne daß eine andre Frage nach ſeiner Verwirklichung eine Antwort finden könnte. Aber ſowohl das Geſchehen als die innerliche Production des Erkennens ſind Ausflüſſe jener Natur der Weſen, und indem wir die Frage nach dem Mechanismus des Erkennens aufgeben, entſteht uns die neue, den Sinn aller dieſer Verhältniſſe in dem wirklichen Geſchehen zu ſuchen, d. h. den Grund davon, warum ein unbekanntes Weſen, das für uns zu einer leeren prädeſtinirenden Poſition verſchwindet, dieſen Reichthum der metaphyſiſchen Erſcheinung hervorbringt. Noch einmal nach mehrfachen Verwandlungen taucht eine Ungewißheit über die Wahrheit des Erkennens auf. Wenn es ſo iſt, daß die letzte unbeſehene Objectivität und ihr Uebergang in das Denken jedem Erkennen verhüllt und verborgen bleibt, und alle Anſchauung nur von dem Weſen für ſich in ſeinem Innern erbaut wird, iſt dann das Erkennen in ſich ſelbſt nur eine Reihe zuſammenhängender Phänomene, die zwar aus der

Natur des erkennenden Weſens folgen, die aber von dem Objecte und dem objectiven Geſchehen nur angeſtoßen, nicht hervorgebracht werden? Oder laufen Geſchehen und Erkennen nicht blos als unabhängige und zufällig verknüpfte Mechanismen an einander ab, ſondern hat dies, daß überhaupt jener Proceß der Erſcheinung erfolgt, und die Formen, unter denen es geſchieht, ſelbſt noch eine innere Wahrheit für ſich?

Dieſe Frage, die ſelbſt noch weiterer Erläuterungen bedarf, führt uns zu der Deduction der Kategorien, welche den früheren Unterſuchungen eine ergänzende Aufklärung geben wird.

Dritter Abſchnitt.

Deduction der Kategorien.

§. 65.

Die letzten Betrachtungen, welche den Proceß des Erkennens ſelbſt als einen Theil des wahren und wirklichen Geſchehens darſtellten, von dem wir die beſtimmte Einreihung der Objecte in die ſubjectiven Formen des Denkens abhängig zu machen haben, läßt uns die Frage übrig, woher dem erkennenden Weſen dieſe Formen, die metaphyſiſchen Kategorien ſtammen. Daß ſie aus ſeiner Natur entſprießen und nur durch dieſe als Selbſterhaltungen möglich ſind, iſt feſtgeſetzt worden, aber es bleibt zu unterſuchen, wie wir dieſe Natur denken müſſen, um ihre Selbſterhaltung nur durch dieſe beſtimmten Formen für möglich zu halten. Die metaphyſiſchen Kategorien haben ſich als Vorausſetzungen erwieſen, die jeder Subjectivität als ſolcher nothwendig ſind; ebenſo nothwendig iſt aber jeder dieſe Abſtraction von ſich, welche den Gegenſtand als noch nicht erkannten dennoch erkennen will. Das Weſen der Dinge, wie ſie ſo für ſich ſind, tritt in kein Erkennen, keine Subjectivität ein; indem wir daher dieſe transſcendente und ſich widerſprechende Bemühung fallen laſſen, glauben wir dem Bedürfniß, das wir fühlen, vielmehr dadurch abhelfen zu müſſen, daß wir nachforſchen, auf welche

Weiſe die Subjectivität zugleich mit ihrem unüberwindlichen Gegenſatze der Objectivität aus dem unbekannten Weſen des Geiſtes wohl folgen könne. Nicht die Objectivität unſerer Begriffe wollen wir von neuem vergeblich in Schutz nehmen, ſondern die Würde der Subjectivität retten, die mit Unrecht für ſo geringfügig angeſehen wird, daß immer über ſie hinaus zum Objecte gegangen werden müßte. Sie iſt ſelbſt ein Theil des wirklichen Geſchehens und nicht der geringſte; ihre Beſtimmungen und ihr Thun in ſich iſt kein werthloſes, keine Täuſchung.

Wir haben oben erinnert, daß, entgegen unſerer Anſicht über die Subjectivität der Kategorien, Hegel ſie als das objective Weſen der Dinge bezeichnet, das in dem Geiſte ſich gleichbleibend, eben in dem Erkennen ſeine völlige genügende Erſcheinung findet. Wir können nicht die früheren Reſultate umſtoßend zu dieſer Behauptung zurückkehren, aber ſie bietet, wie wir dort bemerkten, eine andere Seite der Betrachtung dar. Hegel war durchdrungen von der großen Bedeutung der Subjectivität; er konnte nicht annehmen, daß das Geſchehen zwiſchen den Weſen und das andere in ihnen ſo getrennt wären, daß dem einen das andre nur als ein fremder, künſtlich angeſchmiedeter Proceß nebenherliefe, ohne daß die innerſte Subſtanz des Objectiven mit dem Denken in Gemeinſchaft trete. Nichts deſto weniger mußte er bemerken, daß die logiſchen Begriffe in Geſtalt von Prädicaten jenem Weſen der Dinge nicht inhäriren können, ſondern daß dieſes nur die geſetzte Möglichkeit iſt, in dem Erkennen unter jenen Formen zu erſcheinen. Er entſchied hier, indem er es den Dingen zum Vorwurf machte, daß ſie für ſich nicht das wären, was ſie ſein ſollten; und das, was ſie für den Geiſt ſind, ſollten ſie ſein. Jene unbeſehene Objectivität wurde ſo als ein dunkles Ohnmächtiges zurückgeſchoben, welches zwar an ſich das wäre, wozu es in dem Geiſte würde, nämlich der Gedanke, der Begriff, aber unfähig, ohne den Beiſtand dieſes Geiſtes, der ſein Weſen ſieht, dieſe Beſtimmung zu erfüllen. Die Objectivität iſt beſtimmt, zu erſcheinen; ehe ſie dieſe Pflicht vollzieht, iſt ſie das in ſich Widerſprechende, das nichtige

Ansich, das Sein, welches noch nicht Wirklichkeit ist. Hiermit war jeder Gedanke einer Ableitung dieser Formen der Erkenntniß aus einem Höhern unterdrückt; und indem die sich entwickelnde logische Idee selbst das Wesen der Dinge war, konnte sich die Philosophie nicht mehr in jene transscendenten Fragen über den Mechanismus verirren, durch welchen das Wesen in die Erscheinung übergeht, aber sie warf hier zugleich das Bewußtsein von dem nothwendigen Dasein eines Transscendenten weg. Der Gebrauch der Reflexionseinheiten für die wahren metaphysischen Voraussetzungen führte weiter abwärts. Wo es die Bestimmung der Dinge gewesen wäre, an einem distincten Orte, unter dieser nicht jener Gestalt zu erscheinen, war das Wesen derselben vielmehr, Ursache im Allgemeinen, Substanz, Materie, Begriff zu sein; die Möglichkeit verschwand, die bestimmte successive Realisation dieser Wesenheiten in dem Ablaufe der Gedanken zu construiren. Von der Verwirklichung des Erkennens hat daher diese Philosophie nie gesprochen und alle ihr ähnliche haben jederzeit mit einer merkwürdigen Scheu des Causalbegriffes alle Untersuchungen vermieden, welche über die Verwirklichung logischer Formen zu führen gewesen wären; denn allerdings hätten diese darauf geführt, daß es nicht hinlänglich ist, das Wesen der Dinge in die Prädestination metaphysischer Begriffe aufzulösen. Die Vorstellungen treten in bestimmten Verbindungen auf; das Wesen der Dinge entschließt sich, bald diese, bald jene logische Begriffsstufe an sich zu realisiren; zu dieser Wahl muß es eine eigne Vorbestimmung geben in jenem wirklichen Geschehen welches durch seinen Inhalt die Erscheinung in logischen Formen von dem Bewußtsein erzwingt. Wir haben gesehen, daß die Frage nach diesem Mechanismus eine unlösbare ist, aber wir dürfen sie nicht weglassen, und auf die Läugnung des Daseins eines Unbekannten die übrigen Betrachtungen gründen. Wenn wir nun diese Berichtigung anbringen und allerdings eine Objectivität annehmen, die an sich mehr und etwas anders ist, als die metaphysische Kategorie, so kann doch weiter behauptet werden, daß dennoch dieser andre Inhalt nur das gleichgiltige

Mittel ist, durch welches die Dinge ihre Bestimmung realisiren, in dem Erkennen zum Begriffe zu werden. So kehrt diese Ansicht alle früheren um; die metaphysischen Formen und ihre Verknüpfung sind der absolute Zweck, der verwirklicht werden soll; die Objectivität, die dunkle ungesehne, sammt all ihrem Reichthum der innerlichen Natur ist das gleichgiltige und werthlose Mittel, um in dem Geiste das sich selbst beobachtende Ablaufen der dialektischen Idee hervorzubringen.

Es können hier Variationen der Vorstellung angebracht werden; die Objectivität kann dem unerfüllten Ansichsein des Zweckes, das Subject dem Mittel parallelisirt werden; überall wird die Kraft der Ansicht in dieser eigenthümlichen Spitze bestehen, daß, wie es sich auch mit der Objectivität verhalten mag, doch die logische Idee das absolut Werthvolle und Herrliche ist, um dessenwillen zuletzt aller uns unbekannte Mechanismus des Seins vorhanden ist.

Diese kühne Ansicht ist der Wahrheit nahe genug, und nur die Erbschaft schlechter Vorstellungen aus der Identitätsphilosophie hat sie abhalten können, sie zu erreichen. Daß alle Anstrengungen vergeblich sind, eine Theorie der Erkenntniß physikalischer Art hervorzubringen, wußte sie und ignorirte es; sie verlangte eine Construction des Erkennens nach teleologischen Gründen, durch welche es abhängig gemacht würde von dem, was sein soll, dessen Evidenz viel größer ist, als die dessen, was ist. In der That liegt hier der letzte Punkt, den eine Verständigung über das Erkennen erlangen kann. Die Formen desselben werden wahr sein, sobald sie dem dienen, was sein soll. Aber Hegels Theorie irrte über den Platz, den sie den Kategorien in dem teleologischen Zusammenhange gab, durch den nämlichen Fehler, den wir bei Betrachtung des Zweckes angegeben; sie setzte das dritte Moment desselben dem ersten in der objectiven Entwicklung gleich.

Die Opposition gegen Hegel hat von zwei Seiten in der neuesten Zeit begonnen. Zuerst ist die Methode, die wissenschaftliche Technik mit mehr oder minder Glück in ihrer ganzen Blöße dargestellt worden, am häufigsten ohne Anerkennung dessen, was allerdings in ihr Wahres liegt. Diese Po-

lemik hat den Kern des Systemes nicht erschüttert; es ließ sich Abhilfe denken für diese Uebelstände, Vervollkommnung der Methode und dergleichen mehr; überdem hatte Niemand eigentlich eine bessere aufzuweisen. Aber die andere mächtigere Opposition ging von dem moralischen sittlichen Gefühl aus, mit Energie die Werthlosigkeit und Untröstlichkeit dieses Resultats hervorhebend, nach welchem aller Inhalt der Welt sich in Trübungen der logischen Idee verflüchtigt. Hiermit erkannte der Geist an, daß die alleinige Realität dessen, was um seines innern Werthes willen sein muß und soll, den zusammenschließenden Punkt der philosophischen Theorie bildet, aber sie gab ihre Zustimmung nicht dazu, daß dieses Seinsollende der Inbegriff der logischen Ideen sein könne. Hierüber ist kein metaphysischer Streit möglich, außer jener angegebenen Zurückführung auf die Verhältnisse des teleologischen Zusammenhangs. In der formalen Bestimmung des wahrhaft Seienden als des zugleich Seienden und Seinsollenden, wird jede Philosophie zuletzt übereinkommen, aber die eine, wie die Hegels, wird dieses Sollen dem abstracten unausweichlichen Grunde zutheilen, andere dem, was als Zweck jenen Grund zu seiner Verwirklichung hervorruft.

Man würde indessen irren, wenn man glauben wollte, daß in der That der Geist dieser Schule unbedingt die logischen Formen als solche für den Inhalt der Welt gehalten habe. Die Vorstellung schwebt in solchen Systemen, von dem des Pythagoras an bis auf Hegel immer zwischen dem ersten und dem letzten Momente des teleologischen Zusammenhangs. Da alle die abstracten Formen des Grundes nur um der wesentlichen Bestimmtheit des Zweckes ihre Grundlage zu geben vorhanden sind, so spielt als Vorschein der Werth dessen, was auf dieser Basis sich realisiren kann, in die abstracte Betrachtung hinein, und gibt diesen dürftigen Bestimmungen eine um so magischere Beleuchtung, je ungewisser noch diese vorgreifende Ahnung ist. Die Entwickelung der dialektischen Idee durch ihre drei Momente, und die innere Gliederung in triadischer Weise, wie verschiedene Aspecte hat sie verschiedenen Beobachtern gegeben! Dem einen war sie die allerlangweiligste

Formalität, ein bedeutungsloſer Schlendrian des Gedankens; dem andern die allerſubſtanzielſte Wahrheit der ſich durchklingenden Erſcheinungen. Sie haben beide Recht; der letzte hörte dieſes Klingen, der erſte nicht. Es kommt darauf an, an welches Moment der teleologiſchen Beziehung man ſich hält. Zieht man das erſte hervor und betrachtet die metaphyſiſche Idee in ihrer Entwicklung als nothwendigen Grund alles Seienden, ſo wird unſere eigene Darſtellung, in der dies geſchehen iſt, den Beweis von der Aermlichkeit und Trockenheit aller dieſer Beſtimmungen geliefert haben. Aber ſo erſcheinen ſie nicht bei Hegel, ſondern all das Portement, mit dem die wirklichen Erſcheinungen ſich in ihrer triadiſchen Entwicklung benehmen, das Vorbedeutende, Ernſte und Liebliche, welches nur der Inhalt dieſen Formen geben kann, iſt der Entwicklung der Logik von ihm durch die Wahl pompöſerer Ausdrücke, als die Sache verlangt, den Gebrauch jener glücklichen Doppelſinne, mit denen die Sprache vorahnend ſymboliſirt, durch unermüdliche, geiſtreiche Hindeutungen auf das Wirkliche einverleibt worden, und hat dieſem Werke jene Vieldeutigkeit gegeben, welche verſchiedenen Sinnen ſo verſchiedene Anblicke darbietet. Daher iſt jede dieſer Speculation ähnliche philoſophiſche Richtung immer in Myſticismus übergegangen, oder hat ſich aus ihm herausgearbeitet. Von Pythagoras an durch alle ſolche Anſichten hindurch haben alle Ausdrücke einen doppelten Sinn, einmal den gewöhnlichen, dann aber einen emphatiſchen; denn nur ſo könnte man ihn nennen, da er nur der Richtung des Gedankens nach, der entweder aus dem Leeren oder aus dem Vollen kommt, von dem erſten differirt. Hegel ſagt: das Kind und der Greis beten den nämlichen Inhalt; aber für den Greis iſt in ihm die Fülle und Erfahrung des ganzen Lebens. So iſt es auch mit den Kategorien. Der Greis würde wiſſen, welchen unendlichen Reichthum er an das Symbol knüpfen kann; das Kind urtheilt hier richtiger; es erkennt die Subſtanz des Symbols und findet ſie ärmlich. Wir haben genug hiervon geſagt; die Erinnerung an dieſe Verhältniſſe kann vielleicht dienen, die ſittliche Erbitterung gegen ein Syſtem zu mildern, welches

die unglückliche Conſequenz gehabt, das allertrockenſte Symbol für den reichſten Inhalt aufzuſtellen und auszuarbeiten, und anderſeits die Verachtung herabzuſtimmen, die es von Seiten der Naturforſcher erleidet, indem es allerdings einen geheimen Kummer hatte, der es unbewußt verführte, die abſtracten Lehren mit der Wärme und Fröhlichkeit der Erſcheinungswelt zu beleben.

§. 66.

Mit der Anerkennung, daß die Wahrheit des Gedankens in einem teleologiſchen Zuſammenhange zu ſuchen, und der gleichzeitigen Ueberzeugung, daß der Inhalt der Metaphyſik nicht das weſenhaft Seiende, oder der zu erfüllende und erfüllte Zweck des Geſchehens ſei, haben die andern Syſteme die Einheit des Geiſtes verloren, der mit ſeinen praktiſchen Intereſſen hindurchgreifend, erſt die ganze Bewegung des Erkennens antreibt. Nicht allein jene Anſichten, die durch die bequeme Hypotheſe der Seelenvermögen die Deduction der Kategorien der Betrachtung entziehn, haben nur eine überſchwängliche, myſtiſche Einheit des geiſtigen Weſens zum Hintergrund des metaphyſiſchen Erkennens gemacht, ſondern auch das Syſtem der Freiheit iſt offner in einen Dualismus übergegangen, als es die Anhänger deſſelben zugeſtehn. Dieſe Theorie läßt die Kategorien die nothwendige, nicht nichtſeinkönnende Grundlage des Seienden, dies ſelbſt aber das freie Auchnichtſeinkönnende ſein. So iſt die Werthloſigkeit und Nichtigkeit der Kategorien dem wahrhaften Sein gegenüber ausgeſprochen, und um ſo ſchneidender und unerträglicher wird das Attribut der Nothwendigkeit an dieſen weſenloſen Kategorien. Bei Hegel waren ſie ein abſolutes Fatum, denn ſie waren das Weſen des Seienden; dieſes letzte freilich konnte nur ſo ſein, weil es ſo iſt. Aber hier erhalten wir als den Inhalt des Fati, d. h. der ſchlechten factiſchen Nothwendigkeit, nicht das allein wahrhaft Seiende, ſondern dieſes iſt ſelbſt ein Freies, welches aber dennoch an eine nothwendige Grundlage geknüpft iſt, die nicht von der Natur des wahrhaft Seienden iſt. Es hilft hier nun zu Nichts mehr, daß die

Kategorien als objectiv giltige ausgesprochen werden; sie sind dem Inhalte, dem wahrhaft Seienden gleichgiltig und zufällig; es kommt am Ende wenig darauf an, von wem das Seiende diese Despotie der formalen Bedingungen erleidet, ob von dem Subject, oder von einer grundlosen objectiven Nothwendigkeit.

Wie werden wir diesen formalen Bestimmungen, die an sich nicht das wahrhaft Seiende sind, dennoch mit Recht jene alles beherrschende Nothwendigkeit zugestehn? Wir werden behaupten, daß die metaphysischen Kategorien allerdings nicht der wahre seinsollende Inhalt der Welt sind, aber ebenso wenig, daß sie als eine unbegreifliche Nothwendigkeit, als ein absolutes Prius, aus sich selber da sind, um als das mögliche Resultat ihres Eingehns in die Erscheinung das wahrhaft Seiende als später Gebornes hervorgehn zu lassen: sondern sie sind das System von Gründen, welches der seinsollende wahrhafte Inhalt der Welt seiner inneren Bestimmtheit nach verlangt, um durch das Zusammenwirken des Seienden nach jenen Gründen sich selbst zu verwirklichen. Die Kategorien sind nicht das erste in der Welt, sondern der sittliche Inhalt ist die Substanz des Geschehens, und ist da ohne Kategorien; aber er ruft in dem Geiste als der Zweck diese Kategorien selbst hervor als die Gründe, nach denen allein der unbekannte Mechanismus der Wirklichkeit ihn selbst hervorbringt. Zweierlei ist zu betrachten: daß der Zweck die Kategorien im Geiste, denn nur hier als Gedanken können die Gründe des Geschehens verwirklicht sein, und welche er hervorbringt.

Daß der wahrhafte Inhalt der Welt das ist, was sein soll, welches diese Apodicticität seines Daseins vermöge dessen besitzt, was es ist, dies ist die metaphysische formale Bestimmung desselben Inhalts. Sie entscheidet darüber nicht, welcher Qualität diese Nothwendigkeit des unumgänglichen Daseins zukommt. Die Metaphysik, keine Richterinn über die Bestimmungen des Werthes, könnte jene Apodicticität dem ruhenden identischen Sein verleihen, wie sie es in den Philosophemen der Eleaten, in den Phantasien über die unendliche

ſich ewig gleiche Subſtanz gethan hat. Sie würde aber dadurch den unermüdlichen Widerſpruch des ſittlichen Geiſtes hervorrufen, der es weiß, daß dem ſtarren Objectiven, dem unergründlichen Anſich ſolcher Werth nicht zukommt; ſie würde ferner die Erklärung ſich unmöglich machen, wie aus der Apodicticität des Einen und Gleichen der Proceß des Erkennens ſo wie die Vielfältigkeit und die immanenten Unterſchiede ſeiner Formen hervorwüchſen. Aber es iſt nicht ſo; die formale Beſtimmtheit des Inhalts, die relative Form des Sollens, die er in Vergleich zu andern Beſtimmungen des Gedankens hat, iſt zugleich ſeine reale Form. Der ſeinſollende Inhalt iſt nicht das Gebot, daß ein Ruhendes ſei, ſondern daß das Seinſollende ſei als ſolches. Nur in dieſer Form des Unerfüllten, welches durch die Erſcheinung in die Erfüllung übergeht, iſt die Subſtanz des Geſchehens das was ſie iſt, vermöge deſſen ſie erſt die relative Form des Sollenden erhält, durch die ſie als der Schlußpunkt des metaphyſiſchen Zuſammenhangs angeſehn werden muß.

Die Apodikticität des Daſeins kann nur dem Guten zugeſtanden werden. Die Metaphyſik verlangt, daß alles Geſchehen und ſomit ihre eigenen Beſtimmungen von demjenigen abhängen und abgeleitet werden, welches vermöge ſeines Inhalts in die metaphyſiſche Kategorie des abſoluten Zweckes eintritt. Unabhängig aber von der Metaphyſik, und für immer in dieſem Punkte von ihr unabhängig zu erhalten, weiß der ganze, nicht blos der metaphyſiſche, der erkennende Geiſt, daß es einen ſolchen Inhalt gibt, der nicht blos der abſolute Zweck des Geſchehens iſt, ſondern zugleich zu ſeiner realen Form dieſelbe Form der Zweckerfüllung hat. Das Gute und ſein Gegentheil das Böſe ſind nur möglich in jenem Uebergange des Unerfüllten durch die That, die Handlung zu dem Erfüllten; ſo iſt es beider Natur, nur in derjenigen Form ihre Apodicticität zu haben, welche ſelbſt relativ zu Anderem denſelben ihre Stelle in dem metaphyſiſchen Zuſammenhange anweiſt. Ueberblicken wir die Metaphyſik; in welche Züge läßt ſich ihr Inhalt faſſen? Es iſt der fortwährende Proceß der teleologiſchen Erfüllung; größere Abſchnitte er Wiſſenſchaft

sind bestimmt, die Momente des noch nicht seienden ontologischen Gesetzes, der verwirklichenden kosmologischen Erscheinung, der erfüllten in das Ideale übergegangenen Erscheinung darzustellen; um die Begriffe des Grundes, der Ursache und des Zweckes gruppirt sich der Zusammenhang der Dinge, Materie, Kraft und sinnliche Erscheinung sind die Spitzen der kosmologischen Betrachtung; lauter Begriffe, welche den Zusammenhang der Bewegung aus dem noch unerfüllten in den erfüllten Zweck festhalten. Dieses Uebergehn aus dem vorausgesetzten Wesen durch die Erscheinung zu dem erfüllten Wesen ist die Seele der Metaphysik, alles hängt daran, daß ein Sollendes da sei, das dieses Spiel der Gedanken in Bewegung setze.

Und alles würde unmöglich und zerrissen sein, wenn als dieses Letzte, dem die absolute Apodicticität zukommt, etwas dastände, dessen Natur die völlige Ruhe, das Nichteingehn in diesen Proceß wäre, dessen Dasein als Lauf des Erkennens dann selbst ein unbegreifliches und unmögliches, dem Scheine oder vielmehr der Täuschung und dem Wahne anheimfiele. Aber dieses Letzte ist vielmehr nicht blos das, was durch fremde Nothwendigkeit an den Platz des Sollenden in dem Zusammenhange der metaphysischen Bestimmungen berufen würde, sondern vermöge seiner Natur fordert es diesen Platz, und indem das Gute das, was es ist, dadurch ist, daß es nur in diesem Uebergange der Entwicklung durch die That, nicht aber in der Ruhe sein kann, so ist in der Metaphysik an den entscheidenden Platz das gestellt, was nicht nur das Dasein der metaphysischen Entwicklung im Geiste, sondern auch die Bestimmtheit der einzelnen Formen vermöge seiner Natur verlangt.

Um hierüber die möglichste Deutlichkeit zu verbreiten, stellen wir den Zusammenhang noch einmal in der Kürze dar. Es war vorausgesetzt ein wirkliches Geschehen, dessen einer Theil zwischen den Wesen uns völlig unbekannt und unfaßbar, der andre in ihnen die Production der metaphysischen Formen und das Erkennen durch sie war. Beide standen in Zusammenhang, der letztere war abhängig von dem

ersten. Wir fragten nach der Art der Abhängigkeit. Wir sahen, daß jede Frage nach dem Mechanismus der Sollicitation des Erkennens durch die Dinge transcendent und widersinnig war; wir ließen dies und wandten uns zu der andern Frage nach dem Sinne dieses Zusammenhangs. Gehen beide Processe, der objective und das innerliche Geschehen der gesammten Subjectivität blos durch ein Fatum eingelenkt neben einander, oder ist es ein seinsollender Inhalt, welcher diese Doppelheit der Arme in dem Geschehen sowohl, als die Bestimmtheit dessen, was in der Subjectivität geschieht, die metaphysischen Formen hervorbringt? Hat es einen Sinn, daß die allgemeine Subjectivität auf den Anstoß durch das wirkliche Geschehn reagirt und so reagirt, oder ist dies nur so? Warum erhalten die Substanzen sich gegen ihre Störung; warum geschieht es überhaupt, daß eine Störung eintritt, warum ist Geschehen? Warum endlich beherrscht diese Entwicklung durch eine Dreiheit der Momente nicht nur das Geschehen, so daß ein Erkennen stattfindet, sondern auch das Erkennen noch so, daß in ihm nichts als der nämliche teleologische Proceß erkannt wird? Es ist nicht nur so; kein bloßes Fatum hat die Langweiligkeit triadischer Entwicklung als die Macht über alle Welt hingestellt; das Geschehen ist nicht nur da, weil es da ist, und die Ruhe nun einmal fehlt; sondern weil das Gute die wahrhafte Substanz der Welt ist, es selbst aber nur in diesem Processe das ist, was es ist, deswegen ist alles Sein in die Form des Guten gegossen, um deswillen es ist; deshalb sind alle Kategorien Formen des Uebergangs und der Beziehung, der Bewegung und Entwicklung, nicht der Ruhe, deswegen gibt es überhaupt diese Entwicklung, weil die Substanz der Welt, die das Gute ist, nur in Bewegung, Uebergang und Entfaltung das ist, was sie ist und sein soll.

Ein geistreicher Forscher, Trendelenburg, hat die Bewegung als das den Dingen und dem Geiste gemeinschaftliche Element hervorgehoben, in welchem Denken und Sein sich berühren. Wir erkennen an, daß die Bewegung und der Trieb zu ihr der Mittelpunkt der metaphysischen Betrachtung

iſt; aber ſie iſt nicht ſo als Factum hinzunehmen, ſondern das Princip, welches ſie zum Mittelpunkte macht, iſt der Zweck, der ſich in ihr eine Grundlage ſeines Werdens gibt.

§. 67.

In Hegels Anſicht iſt die logiſche Idee das Abſolute; wie viel wird davon geſprochen, daß ſie in ihr Andersſein, die Erſcheinung übergehn muß; daß ſie das werden muß im Geiſte, was ſie an ſich iſt! Warum muß ſie dies? Warum kann es nicht ſein Bewenden haben mit dem ſtarren Daſein der Kategorien? Das Weſen, die Wahrheit des Seienden, wäre ja vollendet mit dieſem einfachen Daſein. Was iſt es alſo, das bei Hegel dieſe ſo oft erneuerte Forderung hervorbringt, daß die Beſtimmungen, die nur erſt an ſich etwas ſind, auch ſich ſelbſt als die nämlichen Beſtimmungen ſetzen? Was bildet den Fortſchritt, die Seele der Dialektik und der Weltbetrachtung im Großen? Die verſchwiegene aber immer gegenwärtige Mitwirkung des ganzen Geiſtes, wie wir in der Einleitung geſagt haben, daß er, und nicht das Erkennen, die ſich wiſſende Wahrheit, die Entwicklung der Metaphyſik regiert. Immer hat der Geiſt dasjenige vor Augen, was ſein ſoll, und ohne dieſe ſittliche Subſtanz, die er iſt, würde er nie dahin ausbrechen, in dem Zuſammenhange der Dinge den Schein des Handelns, die Urſachen, oder die Erfüllung, den Uebergang aus dem Nichtſein in das Sein zu ſuchen. Das, was der Geiſt iſt, das thätige Weſen von der Subſtanz des Guten, dies gebietet ihm nicht nur überhaupt den Proceß der Erkenntniß zu vollziehen, ſondern ſchreibt ihm vor, unter welchen Formen er in den Störungen, die ihm geſchehen, das wahre Geſchehen erkennen und begreifen ſoll. In der Metaphyſik, indem er abſtrahirt von dem gegebenen Material der Wirklichkeit, entwickelt er ſich die allgemeinen Gründe der Zuſammenfaſſung, Sonderung und Beziehung, unter denen allein es ihm möglich iſt, die unbekannten Poſitionen dem Geſchehen unterzuordnen, in dem ein Unterſchied zwiſchen gut und böſe, in dem die That, die Handlung überhaupt möglich iſt. So wird er durch die Entwicklung als

die Natur des Seinsollenden, gezwungen, überhaupt die Welt der Subjectivität aufzuthun, in der allein dem Sollenden das Sein, das ihm gebührt, zu Theil wird, und er wird weiter genöthigt, als die nothwendigen Formen alles Seienden solche anzuerkennen, welche als abstracte Gründe die Natur des concreten aber noch unerfüllten Inhalts vorzubereiten im Stande sind. Die Wahrheit ist nicht das Prius, sondern sie hängt daran, daß das Reich des Guten sie als ihre nothwendige Voraussetzung, sowohl ihrem Dasein als ihrer Bestimmtheit nach hervorbringt.

Wohin ist nun die Deduction der Kategorien ausgeschlagen? Sie hat gezeigt, daß die Metaphysik keine alleinstehende Gruppe fatalistisch vorhandner Begriffe ist, sondern daß sie ihr Dasein und ihren Inhalt von dem herleiten, dem diese letzte unweigerliche Apodicticität seines Seins und seiner Gewalt mit Beruhigung gegeben werden kann. Die Substanz der Welt kann nur in dem Bewegen der Entwicklung sein, was sie sein soll; aber Bewegung, Entwicklung setzen Beziehungen voraus; diese können nicht als inhärirende Natur dem unbekannten Objectiven zukommen; sondern sie verlangen das anschauende Bewußtsein des Subjects, welches sie festhält und weiß. So sind die Kategorien von der höchsten Wahrheit, weil sie subjectiv sind, und der Werth der Subjectivität besteht darin, die Verwirklichung jenes Ansich zu erschaffen.

Worein verwandelt sich nun jene unbekannte, ungesehne Objectivität? Das werthvolle und allein substanzielle Wesen des Seinsollenden geht im Bewußtsein auf; dort wird das Geschehen umgewandelt in die Erscheinung des wahrhaft Seienden; was nicht in diesem Lichte der Subjectivität steht, hat den Anspruch nicht, zur Substanz des Geschehens zu gehören. Dennoch darf auch jenes transscendente Dasein nicht verloren gehn. Die Gründe allein bringen nicht das Seinsollende hervor, wir bedürfen den Anfang der Bewegung und die Ursachen, die sie fortsetzen. Aber wir haben keine historischen Voraussetzungen über das Wesen der Dinge; nur einen unbekannten nach dem Gebote der vorbestimmten Wirklichkeit

angeordneten Zusammenhang der Positionen können wir voraussetzen, die zusammenkommend mit dem Wesen des Geistes die Welt der Subjectivität, des wahrhaften Geschehens, hervorrufen. Die sich selbst überlassene Phantasie überspringt diese Grenze; sie verdichtet sich die Erscheinung und ihre einzelnen Phasen, zu denen Nichts als eine Position gefordert wird, zu jenen imaginären Elementen einer unergründlichen Objectivität, die ihr so bequem über alle Schwierigkeiten hinweghelfen, und doch so unfaßbar werden für die nähere Betrachtung. Sie spricht ängstlich von Materien, Dingen an sich, letzten Wesen, und glaubt, daß die Welt zerfalle in zwei Substanzen, aus deren einer Gedanken, aus der andern Dinge gemacht werden. Sie verlangt sorgfältig, daß in dem Wechsel der Erscheinungen, die Nichts sind, als die von uns endlichen Wesen unabhängig auftauchenden Scheine, überall ein Stiftchen jener Substanz, aus der die Dinge gemacht werden, zurückbleiben und aufbewahrt werden möge, damit nicht Alles, Niemand weiß, durch welche Kraft und Feindseligkeit, zusammenstürze. Allein die Erscheinungen bedürfen eines solchen widersinnigen Sparrwerks und Gebälkes nicht, durch welches der Schein von innen in die Realität auseinandergespreizt würde, sondern sie kommen und treten auf, gehalten und verbunden, nicht durch einen Objectstoff, sondern durch den Zusammenhang, den ihnen eine höhere Macht, materieller Kräfte zu ihren Thaten unbedürftig, vorgeschrieben hat. In diesen teleologischen Idealismus hat unsere Betrachtung sich aufgelöst. Sie hat in diesem letzten Theile nur aphoristisch verfahren können, weil die Psychologie mit ihrem Räthsel des Ich und der Einheit seiner Bewegungen von anderer Seite her der völligen Klarheit entgegenführen muß, und noch andere Hilfe die concreten Wissenschaften zu leisten haben, denn der Anfang der Metaphysik ist nicht in ihr selbst, sondern in der Ethik.

Leipzig, Druck von Hirschfeld.

Ueber

BEDINGUNGEN DER KUNSTSCHÖNHEIT.

Von

HERMANN LOTZE.

Abgedruckt aus den Göttinger Studien. 1847.

Göttingen

bei Vandenhoeck und Ruprecht.

1847.

441 ?

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ueber

Bedingungen der Kunstschönheit.

Von

Hermann Lotze.

I.

Die mannigfaltigsten Mittel, dem gesammten Gebiete der äussern Schöpfung entlehnt, finden wir in dem weiten Reiche der Kunst zu lebendigen Gebilden verbunden, deren Eindruck unser Gemüth dennoch zu sehr verwandten Erschütterungen aufzuregen weiss. Wie verschieden gestaltet daher auch der Stoff sein mag, in welchem die Künste ihre Urbilder der Schönheit ausprägen, und wie abweichend die Verfahrungsweisen, zu denen die Natur dieser Mittel sie nöthigt, dennoch müssen sich in ihnen gewisse gemeinschaftliche Grundzüge des Schaffens vorfinden, auf deren Vorhandensein die erregende Kraft ihrer Darstellungen beruht.

Aber indem wir den Entschluss fassen, sie aufzusuchen, werden wir durch die so oft wiederholte Behauptung verschüchtert, dass vor jeder Zergliederung der schönen Erscheinung ihr wahrer und innigster Werth sich verflüchtige, und dass der ungeschickten Hand nur die zerstreuten Bruchstücke eines Ganzen nachbleiben, die kein mühseliges Nach-

denken wieder zu beleben vermöge. Wir könnten es vielleicht darauf hin wagen und erproben, ob die einfachen und unscheinbaren Grundsätze, deren Darstellung das Folgende gewidmet sein soll, wirklich so gänzlich jenen Genuss zerstören und ob nicht vielmehr auch auf ihnen ein schwacher Nachglanz wenigstens des Schönen werde haften bleiben. Allein es ist nicht nöthig, uns der Gefahr dieses Versuches auszusetzen, dessen unerwünschter Ausgang leicht die Bestrebungen verdächtigen könnte, deren Misslingen nur unserm Unvermögen zur Last gelegt werden dürfte.

Wir geben vielmehr sogleich zu, dass unsere Betrachtungen nicht das Schönste der Schönheit, wenn auch wesentliche Gründe und Bedingungen derselben berühren werden. Die reizendste menschliche Gestalt trägt ihr Knochengerüst in sich; und ob wir gleich dem Versuche entsagen müssen, die feine Schönheit und Anmuth der äusseren Umrisse, diese ganze Zartheit der Incarnation anders, als in hingebender Bewunderung zu begreifen, so können wir doch in den grösseren und beständigeren Verhältnissen des Knochenbaues wenigstens die Anordnung der dienenden Mittel beobachten, die der unberechenbaren Lieblichkeit des Ganzen Festigkeit und haltbare Grundlagen gewähren. Wie oft sehen wir nicht, dass die artige Fülle und die reizende Färbung, mit denen die Gesundheit jugendliche Körper überkleidet, durch die Angriffe der Zeit bis zu trostloser Unbedeutendheit verschwindet, wo nicht ausdrucksvolle und edle Knochenformen die hinfällige Zierlichkeit der Jugend ersetzen. Und so können wir von jeder Erscheinung behaupten, dass sie zwar durch mannigfachen Schmuck reizend, aber schön erst dann sein werde, wenn hinter der Weichheit und dem farbigen Glanze ihrer Umrisse sich jenes an sich harte und starre Gerüst strenger Gesetzlichkeit entdecken lässt, das doch für den Anblick so sanft in diese Umrisse sich auflöst.

Ihm nun werden unsere Betrachtungen gelten; wenn aber die Bestrebung, sich auf die gleichartigen Züge zu be-

sinnen, durch welche Kunstwerke der verschiedensten Gattung an derselben und Einen Schönheit Theil nehmen, an sich keine Entschuldigung bedarf, so hat sie noch ausserdem eine Seite nützlicher Anwendung. Man pflegt wohl jetzt mit einer gewissen Aengstlichkeit sich vor dem Verdachte zu verwahren, als hielte man eine wissenschaftliche Betrachtung des Schönen für fähig, der ausübenden Kunst Regeln zu geben. Wir theilen diese Furchtsamkeit nicht. Der eigentlich neue Gedanke zwar, der den Künstler zur Schöpfung eines Werkes treibt, wird nie der Gegenstand einer wissenschaftlichen Ausklügelung sein; aber viele Gedanken würden im Alterthum wie in unserer Zeit nicht gefasst, oder flüchtig gefasst schnell wieder aufgegeben worden sein, hätte man ihren Anspruch auf Schönheit nicht nach überlieferten Mustern von selbst schwankendem Werthe und einem sklavisch an ihnen gebildeten Geschmacke beurtheilt, sondern sich gefragt, welche Forderungen an die Schönheit ein unbefangenes Gemüth stellen muss, das durch Rohheit eben so wenig verdüstert, als durch die irrende Geschichte der Kunst verbildet ist. Aber eben indem wir uns auf ein unbefangenes Gemüth berufen, scheinen wir da nicht zuzugestehen, dass in ihm für die Beurtheilung der Schönheit die eigentliche Quelle entspringe, deren Ergiebigkeit die Wissenschaft nichts hinzufügen könne? Wir fragen dagegen, ob denn die Wissenschaft ein fernes und fremdes Gewitter sei, das in unbekannten Gegenden des Himmels sich düster zusammenzieht, um wüst und gleichgültig über die Keime daherzufahren, die das Gemüth in sich getrieben hat? Was ist sie vielmehr anders, als eine aufrichtige Verständigung unsers sinnenden Gefühls über sich selbst und über die Gedanken, die aus ihm und aus keinem andern Grunde erwuchsen; was soll sie anders thun, als diese Gefühle in Erkenntniss umwandeln, damit sie, nun nicht mehr beschränktes Eigenthum des einzelnen Gemüths, sondern über allen Wechsel der Stimmung erhobene Wahr-

heiten, sich besser gegen die Zudringlichkeit schützen mögen mit der Gewohnheit, Ueberlieferung der Kunstgeschichte, Geschmack des Zeitalters und vielfarbige Gattungen der Heuchelei unser unbefangenes Urtheil zu befangen suchen?

So wollen wir denn hier nichts anders thun, als dieser Quelle unbefangenen Kunstsinns eine feste Fassung zu geben suchen, die ihre planlose Verschleuderung verhindert. — Dass nun Untersuchungen dieser Art wenig zeitgemäss sind, wer wüsste dies nicht? Frühere Tage beschäftigten sich wohl mit der Frage, welchen Regeln ein Kunstwerk genügen müsse, um schön zu sein, aber der trockene Ernst dieser damals etwas erfolglosen Ueberlegungen hat sich längst in die schalkhaften Verkröpfungen verloren, in denen die Dialektik neuerer Kunstphilosophie, statt alte Räthsel zu lösen, ganz neue Gegenstände der Verwunderung geschaffen hat. Manches ist indessen überhaupt nachzuholen, worüber der hastige Schritt der letzten Entwicklung unserer Wissenschaften zu schnell hinweggegangen ist, und so wollen wir uns denn auch diesen Rückschritt in einer Weise der Kunstbetrachtung gefallen lassen, welche nicht die Schönheit ihres Gegenstandes durch die Begeisterung des noch tiefsinnigeren Redens darüber zu überbieten, sondern ihren Genuss an einfache Grundsätze des Wissens zu fesseln sucht.

Man kann mehrere Kreise von Bedingungen unterscheiden, denen die Schönheit eines Kunstwerks genügen muss, denn verschieden sind die auffassenden Thätigkeiten, mit denen die Empfänglichkeit des Geistes ihm entgegenkommt, und jede derselben muss es sich hüten zu verletzen. Jeder schöne Gegenstand muss zunächst durch sinnliche Empfindungen sich in das Innere des Geistes einführen, und wenn einige Künste weniger von dem unmittelbaren sinnlichen Eindrucke abhängen als andere, so vereinigen sie mittelbar nur um so mannigfaltigere Sinnesvorstellungen zu einer reichen inneren Bilderwelt der Erinnerung. Die Forderungen indessen, die unsere körperlichen Sinne an die Schönheit

eines Kunstwerks stellen möchten, pflegen in unserer Zeit eben so ungehört übergangen zu werden, als früher einseitige Ansichten mit Unrecht das Wesen der Schönheit in eine Fähigkeit der Gegenstände setzten, dem Spiel unserer Sinnesthätigkeiten angemessene Gelegenheit zu üben dem Selbstgenuss zu geben. Während die letzte Ansicht sich selbst längst gerichtet hat, ist es vielleicht nicht undankbar, auf die wirklich berechtigten Ansprüche der Sinnlichkeit hinzuweisen, deren weitläuftigere Begründung übrigens nicht in der Absicht dieser Betrachtungen liegt. Denn es würde eine eigene und umfänglichere Untersuchung bedürfen, zu zeigen, wie alle jene Verhältnisse, alle jene dem Denken zugänglichen Beziehungen, in welchen man den höchsten Gehalt der Schönheit zu finden pflegt, ganz unverständlich für uns wären, wenn nicht die einzelnen Empfindungen der Sinnlichkeit uns die Beziehungspunkte und das wechselnde Spiel unserer körperlichen Thätigkeiten den Sinn der Beziehungen selbst, die zwischen diesen Statt finden, zu einem innerlich mitfühlenden Verständnisse brächten. Beschränken wir uns jetzt auf einige wenige Andeutungen, so können wir sogleich zweifelnd an den so oft vernommenen Satz anknüpfen, dass nie das Einzelne und Einfache schön sei, sondern nur das Zusammengesetzte die Schönheit durch ein festes Mass seiner innerlichen Beziehungen erwerbe. Dies ist vielleicht wahr, wenn man den Namen der Schönheit auf das unaussprechlich Höchste beschränken will, aber es ist grundlos zu meinen, dass der Eindruck einfacher Sinnesempfindungen von der höchsten Schönheit anders als der Grösse des Gefühls nach verschieden sei. Wir springen überhaupt zu schlecht mit dem Inhalte unserer Empfindungen um, weil wir seinen einfachen Zauber zu oft durch die Verhältnisse gestört sehen, in die er zufällig geräth; und so wie wir hässlichen Schmutz sehen, wenn der unvollkommene Ueberblick eines zusammengewürfelten Haufens uns die regelmässig gestaltenden Kräfte entgehen lässt, die seine

Theile beleben, so schätzen wir aus ähnlichen Gründen die Bedeutung aller unserer sinnlichen Empfindungen zu gering. Sehen wir doch, was aus der Welt werden würde, wenn wir uns ihrer entschlagen und nur mit dem reinen Gedanken die Ereignisse beobachten könnten. Eine Welt der Gestalten und der Bewegungen würde uns dann umfangen, aber weder Gestalt noch Bewegung würden unserer Erkenntniss das Innere der Dinge aufschliessen, oder uns jenen Naturgeist enthüllen, dessen Gegenwart wir sonst in jeder einzelnen Erscheinung, wie in der Gesammtheit der Ereignisse ahnend empfinden. Denn wenn vor dem Auge des reinen Gedankens einem allgemeinen Gesetze der Anziehung gehorsam, die Körper einer gemeinsamen Mitte selbstlos zustreben, oder wenn sie dem Zusammensinken in ein todtes Gleichgewicht durch den Drang einer ursprünglichen Geschwindigkeit entrissen, geschlossene Bahnen in rastlosen Bewegungen durchkreisen, was ist das Alles doch für den Gedanken? Für ihn, der jeder sinnlichen Empfindung ledig, nichts weiss von dem Gefühle der Anstrengung, die unsere Muskeln schwellt, oder von der Wonne der Ermüdung, in der der lebendige sinnliche Geist die Grösse und den Muth seiner früheren Bewegung nachgeniesst? Sicher, nur das, was sich selbst mühend und anstrengend bewegt, weiss was Bewegung ist; hätte die Natur der Kraft unsers Willens unsere Glieder widerstandslos dienstbar gemacht, so dass kein leises Gefühl der Last ihre Bewegungen begleitete, dann würden uns diese trotz aller zweckmässigen Verknüpfung doch ein so unverständliches Zucken sein, wie für jenen reinen Gedanken alle Bewegungen der äussern Welt. Die inneren geheimnissvollen Kämpfe des Suchens und Fliehens, die die Dinge durchbeben, können in der Erscheinung nur für den aufleuchten, der sie selbst vorher empfunden hat, und ohne dieses sinnliche Gefühl würden alle Bewegungen des Weltalls uns nur die Thatsache versinnlichen, dass jetzt etwas hier, nun aber dort sei; wie aber

würde dies die Kunst zu ihren Zwecken zu benutzen vermögen? Nun aber ferner die Gestalten, in deren Umrissen unsere Anschauung unmittelbar das Innere verkörpert zu erfassen wähnt, was sind sie für uns anders, als Denkmale vergangener Geschichten? Jener Anziehungen und Abstossungen nämlich, durch deren Gegenwirkungen ein immer unbekannt bleibendes undurchsichtiges Inneres der Dinge gewisse äussere Grenzen der Ausdehnung feststellte, an denen unsere eindringende Kenntniss abgewiesen wird, schützende Schranken, über die hinein in das Wesen der Dinge unsere Neugier nicht brechen soll? Gestehen wir zu, dass auch von Gestalten der reine Gedanke wenig zu fassen weiss. Wir, die sinnlichen Wesen, denen tausende kleiner Empfindungen fortwährend den Umriss unsers Körpers und die beweglichen Formen unserer Glieder anschaulich erhalten, und denen sie ausdeuten, welche Fülle von Spannkraft, welche zarte Reizbarkeit oder geduldige Stärke, welche liebliche Hinfälligkeit oder straffe Festigkeit in jedem einzelnen Theile dieser Umrisse schlummert, wir wissen freilich durch diese Hülfe der Sinnlichkeit begünstigt, auch die fremde verschwiegene Gestalt zu verstehen. Und nicht allein in die eigenthümlichen Lebensgefühle dessen dringen wir ein, was an Art und Wesen uns nahe steht, in den fröhlichen Flug des singenden Vogels, oder die zierliche Beweglichkeit der Gazelle; wir ziehen nicht nur die Fühlfäden unsers Geistes auf das Kleinste zusammen, um das engbegrenzte Dasein eines Muschelthieres mitzuträumen und den seltsamen Genuss seiner einförmigen Oeffnungen und Schliessungen; wir dehnen uns nicht nur mitschwellend in die schlanken Formen des Baumes aus, dessen feine Zweige die Lust anmuthigen Beugens und Schwebens beseelt; vielmehr selbst auf das Unbelebte tragen wir diese ausdeutenden Gefühle über, und verwandeln durch sie die todten Lasten und Stoffe der Gebäude zu eben so vielen Gliedern eines lebendigen Leibes, dessen innere Bewegungen in uns übergehen.

Kehren wir aber noch einmal zu jener unsinnlichen Welt zurück, vor deren verschlossenem Innern der reine Gedanke verlassen und rathlos steht. Die Gewalt des Stosses, welche die nachgiebige Luft oder das spröde Metall erschütterte, ändert nicht allein die sichtbare Lagerung der Dinge, sondern regt in ihrer Spannung eine innere fortschreitende Bebung an, die verloren für die Gestalt der sichtbaren Welt sich mit mannigfachen Abwandlungen durch die Umgebungen fortpflanzt, und bald an ihrem ausgedehnten Widerstande sich bricht. Aber einen sinnlichen Geist treffend vergeht sie nicht ganz, und als der erste volle und lebendige Hauch, der das inhaltslose todte Gerüst der Raumwelt durchweht, bricht der Klang hervor, die ortlose gestaltlose Seele der Natur, die endlich in ihrer einfachen Innerlichkeit ausspricht, was Gestalten und Bewegungen auszudrücken umsonst sich bemühten. In dem Tone der Stimme glauben wir nicht allein das Gemüth des Sprechenden unverschleiert zu erkennen, sondern das Wesen jeglichen Dinges spricht aus dem Klange, den wir ihm entlocken. Nicht mehr an der Kraft, die er ausübt, nicht an der Grösse seines Widerstandes gegen äussere Gewalten schätzen wir jetzt die Härte, die Dichtigkeit, die Sprödigkeit und Federkraft des Körpers; vielmehr in der Fülle der Klänge, in ihrer Weichheit oder Herbigkeit, in dem Schneidenden oder Abgerundeten und Feuchten des Schalles glauben wir erst zu fühlen, wess Geistes Kinder alle jene Eigenschaften sind, und welche wahrhafte Härte und Sprödigkeit, welche wahre Weichheit des Wesens und Daseins in der Welt sich hinter jenen äusserlichen Gestalten räumlich wirkender Kräfte verhüllt. Wir werden nicht lange im Stande sein, jene klang- und lichtlose Welt der Atome und der Bewegungen, wie sie der Naturforscher allein ausser uns bestehen lässt, für das wahrhaft Seiende zu halten, dem die ganze Pracht unserer Sinnlichkeit nur als verhüllender Schatten, als beschränkte Auffassung nachfolgte. Vielmehr

wie die lebhaften Geberden von Gestalten, deren Stimme die Entfernung verschlingt, so scheinen uns die Bewegungen der Natur ein fruchtloses Umherwerfen der Anstrengung, bis es ihr gelingt, in der Seele ihre Sehnsucht und ihr Streben in dem vollen und farbigen Glanze der Sinnlichkeit auszudrücken. Wie wir indessen hierüber auch denken wollen, die Betrachtung der Schönheit wenigstens und der Kunst muss zugestehen, dass in den sinnlichen Empfindungen die erste und nicht geringe Offenbarung des schlummernden Geistes gegeben ist, in dessen Träume sich zu versenken sie so oft liebt. Und hiervon ist kein Sinn ausgenommen, obgleich nicht alle in gleicher Weise und mit gleicher Kraft dies Innere der Dinge verkündigen.

Während wir, Töne selbst erzeugend, auch in den vernommenen Mass und Grösse der Strebung wiedererkennen, die wir in sie gelegt, treten uns die farbigen Lichter anders zwar in dieser Beziehung entgegen, aber sie erwecken um so freundlicher in uns die Anerkennung einer fremden geheimnissvollen Realität, in deren Klarheit wir hineinsehen, ohne sie doch ergründen und nachschaffen zu können. Ungünstiger sind die andern Sinnesempfindungen gestellt, die für sich kein schönes Ganzes zu bilden vermögen, aber wir würden nicht so viel von dem Dufte, der Wärme und Weichheit der Farben und der Töne sprechen, wenn nicht auch in diesen Empfindungen der Geist der Natur eine eigene Offenbarung hätte.

In aller Sinnlichkeit finden wir also etwas mehr, als Gleichgültiges oder nur Angenehmes; wer einmal nur sich in die Anschauung eines reinen farbigen Lichtes vertieft hat, wird vielmehr zugeben, dass diese Empfindungen nur eine geringe fast verschwindende körperliche Lust erwecken und dass sie nur in unbedeutendem Masse angenehm heissen können, während grade der ahnungsvolle Eindruck, den sie auf das Gemüth machen, uns so bedeutend in das Verständniss des natürlichen Daseins einführt. Auf solchen Grund-

lagen ruht nun eine reich ausgebildete Schönheit. Die Harmonien der Töne und der Farben, die schönen Abwandlungen der Tonfolgen und die Bedeutsamkeit aller sichtbaren Bewegungen und Gestalten stehen in einer sehr nahen Beziehung zu jenen leiblichen Thätigkeiten, durch welche ihre Anschauung oder ihre Nacherzeugung möglich wird. Und so würden sich ohne Zweifel physiologische Gesetze der Kunstschönheit entwickeln lassen, die uns zeigten, welcherlei Zusammenfassungen sinnlicher Elemente zu vollbringen dem Systeme unserer sinnlichen Thätigkeiten schwer fällt, welche andere ihrem Ablauf sich anschmiegen, welcherlei Uebergänge und Gegensätze zwischen verschiedenen Elementen sie zu ertragen und auszuführen fähig sind, welche andere dagegen sie nur mit Zerrüttung ihrer Ordnung und Erschöpfung ihrer Kräfte zu verfolgen vermöchten. Reich und noch unerforscht, verdiente dieses Gebiet eine weitere Pflege, und seine bessere Aufhellung würde vielleicht einige Streiflichter auf jene Eigenthümlichkeiten des Kunstgeschmackes werfen, die wir bei Völkerschaften von sehr verschiedener Abstammung und abweichendem körperlichen Baue finden.

Uns aber liegt es ob, einen zweiten Kreis von Bedingungen hervorzuheben, den die Schönheit eines Kunstwerks zu schonen und zu befriedigen hat. Der äussere Eindruck trifft in uns nicht nur ein Gewebe körperlicher Thätigkeiten, das hier angeregt, an vielen entfernten Orten nachbebt, und die einzelnen Empfindungen haben ihre Verwandtschaften und Gegensätze nicht nur insofern, als die leiblichen Vorgänge, von denen sie erzeugt sind, einander begünstigen, stören oder ausschliessen. Alle diese Vorgänge vielmehr brechen sich noch einmal an dem Wesen der Seele, und neue Bedingungen ihrer Thätigkeit treten hinzu, um aus dem weiteren Kreise des sinnlich Angenehmen einen engern des Schönen auszuscheiden. Nur wenigen Vorstellungen gestattet die Enge des Bewusstseins, zugleich in voller Klar-

heit vor uns zu stehen, nicht von jeder zu jeder andern an Inhalt und Gestalt verschiedenen vermag unsere Aufmerksamkeit mit gleicher Leichtigkeit überzugehen, und nicht jede Anhäufung von Gedanken gewährt unserm Geiste dieselbe Befriedigung müheloser beherrschender Uebersicht. Manche Züge eines schönen Gegenstandes werden eine volle und deutliche Entfaltung ihres ganzen Inhalts von der Kunst verlangen müssen, um von der Seele all ihrem Werthe nach empfunden zu werden, manche andere werden um so eigenthümlicher und tiefer das Gemüth ergreifen, je einfachere Andeutungen der Einbildungskraft Spielraum lassen, das übrige Verschwiegene durch eigene Thätigkeit zu ergänzen, oder über das Mitgetheilte hinaus in einen noch unerschöpften Reichthum unberührter Geheimnisse zu blicken. Oft wird die Mannigfaltigkeit verbundener Einzelheiten unsere Seele zerstreuen, und die Vorstellungsreihen vergeblich jene Geschlossenheit und Abrundung suchen, die ihren Ueberblick möglich macht, oft gerade wird ein eigenthümlicher Genuss aus jenen leisen vervielfältigten Erzitterungen quellen, mit denen dieselbe Mannigfaltigkeit tausend Fäden unsers Gemüths anregt, und schnell verschwindende halbverhüllte Gedanken die stetige und helle Entwicklung einer herrschenden Ideenreihe ahnungsvoll umkreisen lässt. Manches darf nur einmal und deutlich dem Gemüthe gezeigt werden, dessen Empfänglichkeit sein Anblick erschöpft, andere Gedanken bedürfen, wie der Tropfe den Stein höhlt, mannigfacher Wiederholungen, um allmählich ihren Erschütterungskreis auszubreiten und durch die Menge angeregter Erinnerungen ihr ganzes inneres Leben dem geistigen Auge zu entfalten. Alle diese Verhältnisse sind den Ansichten über die Schönheit der Kunstwerke schon längst bekannt gewesen und das Meiste, was wir an älteren Versuchen, die Kunstübung durch Gesetze zu bestimmen, besitzen, läuft darauf hinaus, den Gang der angeregten Vorstellungen mit den natürlichen Gesetzen und den Gewohnheiten der See-

lenthätigkeiten zusammenzustimmen. Wenn die Schönheit des Kunstwerks darin bestehen soll, dass es die möglich grösste Anzahl der Gedanken in den kleinsten Zeitraum zusammendränge, oder darin, dass es Verhältnisse zeige, die der nachschaffenden Einbildungskraft den Genuss einer freien zwecklosen Zweckmässigkeit verschaffen, oder wenn im Einzelnen verlangt wird, durch allmähliche Steigerung der Gedanken und ihres Werths die sinkende Empfänglichkeit wach zu erhalten und zu heben, oder durch plötzliche Ueberraschungen sie zu neuem Schwunge aufzuregen, so stehen alle diese Anforderungen wesentlich auf diesem Boden, obgleich sie zum Theil Gesetze berühren, denen noch ausserdem eine höhere Bedeutung zuzuschreiben sein würde. Allein wie lange man auch schon an Betrachtungen dieser Art gewöhnt sein mag, so ist doch zu zweifeln, ob in ihnen die eigentlich wesentlichen Gesetze der Schönheit gefunden oder zu finden sind. Denn alle solche Bemerkungen pflegen uns meistens nur den ganzen Vorrath der innern Zustände und der Erschütterungsweisen des Gemüths vorzuführen, welche überhaupt in der Hand des Künstlers Mittel zu gewaltigen Wirkungen werden können. Aber sie sagen uns weder, wie man sie handhaben müsse, um ihren Erfolg zum Schönen zu lenken, da doch ihre Kraft sich nicht minder auch im Hässlichen äussern kann, noch, wenn sie dies etwa versuchen, wissen sie Gründe anzugeben, warum die dann entstehende Lust über den Reiz des Angenehmen hinaus noch auf die Würde des Schönen Anspruch machen dürfe. Auch diese Ansichten bedürften daher einer neuen Durchforschung; es wäre nöthig, jene allgemeinen Gestalten des Vorstellungsverlaufes, jene einfachen Grundverhältnisse des Mannigfaltigen aufzusuchen, auf denen überhaupt in unserer Seele die schöne Lust begründet ist. Man würde daraus vielleicht bestimmtere Anweisungen über viele Kunstmittel schöpfen, deren Kraft wir jetzt nur an glücklichen Beispielen bewundern. Man würde lernen, wo eine halbe Verhül-

lung tieferen Eindruck gewährt, als offene Darstellung, was in der Erwartung ergreifender oder in der Erinnerung mächtiger und inniger bewegt, als in unmittelbar gegenwärtigem Anblicke, und von hier aus dürfte man ohne Zweifel auch für die grösseren zusammengesetzteren Werke eine Reihe psychologischer Bedingungen der Kunstschönheit aufstellen können. Aber man würde sich hüten müssen, diese Gesetze, wie es so oft geschehen ist, für die höchsten zu halten, in denen der eigentliche Sinn aller Schönheit völlig umschlossen liegt.

Ein Kunstwerk darf nicht nur für eine wunderbar ausgesonnene Veranstaltung gelten, unsern Sinnen oder dem bewegten Treiben und Fliessen unserer Vorstellungen wohlzuthun, nicht für ein Mittel, das man wegwirft, wenn sein Zweck erreicht ist, vielmehr grade in seinem Inhalt wollen wir einen unabhängigen Werth erkennen, der die Gefühle rechtfertigt, von denen in seiner Anschauung unser Gemüth bewegt wird. Und so dürfen wir wohl, nachdem unsere Betrachtung uns an den Gebieten des Leibes und der Seele vorübergeführt hat, auch noch des letzten Gliedes einer berühmten Dreiheit gedenken, und nach den Forderungen fragen, welche der Geist an das Kunstwerk und seine Schönheit stellen wird.

Noch inhaltlos und unbefangen drängt sich die natürliche Seele jedem Eindrucke entgegen, an allem sich erfreuend, alles zu lieben erbötig, was ihre Thätigkeit zu einem glücklichen lebendigen Spiele vereinigt; der Geist hat gewählt, was er lieben will, und durchdrungen von einer Ahnung des ewigen Weltinhaltes fragt er weniger mehr nach der Befriedigung, in der die Seele schwelgt, sondern richtet an alles Schöne das Verlangen, Gestalten ihm zu zeigen, die ihre Heimat in diesem Höhenkreise der besten Wirklichkeit haben, und Ereignisse zu schildern, deren Anblick in die Gemeinschaft dieses ewig Wesentlichen zurückführt. Ueber jenes Leben, in welchem mancherlei äussere Ein-

drücke nur den zufälligen vereinzelten Regungen unsers endlichen Gemüths schmeichelnd sich anschliessen, soll uns ein Bild des Weltlaufes aufgehn, in dessen Betrachtung und Genusse die des allgemeinen Geistes würdige Lust und Seligkeit jede andere vergängliche Stimmung überwächst. Diese Forderung ist ein Verlangen nach Wahrheit; denn eben dies meinen wir nicht, dass das Schöne der Kunst uns einen nirgends vorhandenen in dem leeren Spiele der Einbildungskraft allein kreisenden Himmel täuschend vorstellen solle, sondern dieselbe Welt, in der wir leben, soll unsern Blicken durchsichtig werden, und jeder Schritt im Reiche der Kunst soll uns gemahnen, zugleich ein Schritt in der wahrsten Wirklichkeit des Weltalls zu sein.

Diese Bedürfnisse des Geistes, nicht nur die der Seele zu befriedigen, ist den echten Erzeugnissen der Kunst zu keiner Zeit misslungen, aber die kühlere Wissenschaft, die ihrem Geheimnisse nachforschte, hat erst in unsern Tagen das Wesen des Schönen und der Kunst nach diesem Masse zu messen begonnen. Wie viel Grosses, wie viel Verfehltes diese Bemühungen einschliessen mögen, darf hier unentschieden gelassen werden, denn aus dem ganzen Reichthume des Inhalts, dem sie gewidmet worden sind, wollen wir nur einen kleinen Theil als den endlichen Gegenstand unserer ferneren Betrachtungen auslösen.

Kunstwerke kann es geben, die einer unmittelbaren Offenbarung gleichen und in einem kleinen Brennpunkt alle Strahlen der Wahrheit zu einem vollständigen Weltbilde sammeln. Aber wir lieben nicht nur die Lichtquelle selbst, sondern auch die Gegenstände unter ihrer Beleuchtung. Mag auch mit dem umfassenden grossartigen Inhalte, der jenen ganzen Lichtkreis vereinigt, der Werth eines Kunstwerks wachsen, so ist doch auch in dem eine Schönheit, das einzelne Bruchstücke der Welt in seine wärmende farbige Beleuchtung rückt. Würde doch ohnehin jedes Werk, das den höchsten Inhalt uns darstellen wollte, seine eigene

Bestimmung verfehlt haben, wenn es für mehr als Bruchstück gelten und das seiner Natur nach Unerschöpfliche erschöpfen wollte; der Genuss würde enden, wo er beginnen sollte, beim Verständniss. Von Seiten des Inhalts wird mithin jede Kunst nur ein Streiflicht des höchsten Glanzes darstellen, um so wahrscheinlicher ist es, dass ihre Gewalt über die Seelen in der Form und Eigenthümlichkeit ihres Darstellens bestehn werde. Und wenn wir gleich das Vorurtheil bedauern müssen, welches den wahren Werth des Schönen allein in seiner Form finden will, so mögen wir doch zugeben, dass die Kunst nicht überall das Ganze des werthvollen Inhalts wird darstellen müssen, aber mit der Kraft des Ganzen muss sie das Einzelne beleuchten. Seine ewige Gegenwart braucht an den kleinen Dingen der Welt nur durch wenige Züge sich zu verrathen, die uns entschieden und mühelos in eine reinere Luft emporheben und unserer Ahnung die übrigen Fernen der Welt eröffnen. Der wissenschaftlichen Betrachtung nun geziemt es, diese Wege der Erhebung zu beschreiben, der Kunst, sie sogleich zurückzulegen und uns mit sich emporzuführen. Unser Entschluss kann daher nur sein, das erste zu unternehmen, und auch dies wäre unmöglich ohne das Glück, mit welchem das andere der Kunst so oft gelungen ist.

Vermöchten wir ein Ereigniss so zu beobachten, wie es in den Gang des Weltplans mitwirkend eintritt, so würde diese Anschauung seiner Bedeutung einer Erhöhung durch die Mittel der Kunst weder bedürftig noch fähig sein, und in der That gewährt uns die Betrachtung grosser geschichtlicher Entwicklungen diesen Genuss einer ursprünglichen bedeutungsvollen Schönheit. Aber in dem Gebiete der gewöhnlichen Ereignisse sehen wir selten oder nie den Plan der Weltordnung, dessen Ganzheit nur unserer Ahnung offen steht, sondern wir gewahren nur den Rhythmus seines Ganges an den wenigen Schritten, die in die beschränkte Ausdehnung unserer Beobachtung fallen. An ihn muss die

Kunst sich halten, um ihren Gebilden Wahrheit zu geben, sie muss den Inhalt, der nur als eine ewige Geschichte selbst ursprünglich gedacht wird, in die Form eines Geschehens zusammendrängen, an der das Kleinste Theil haben und durch sie dem Ganzen sich anschliessen kann. Und auch hierin wird die Kunst die Züge des Weltbaues nur nachahmen. Denn auch in ihm sehen wir, dass der grösste und höchste Inhalt nicht allein als eine einmal sich vollziehende Geschichte abrollt, sondern dass er sich ein Reich von Formen des Geschehens, von allgemeinen Gesetzen geschaffen hat, die so wie sie sind, nur um des willen sind, weil sie den Werth der höchsten Ideen in die zersplitterte, zerstreute Welt der einzelnen Erscheinungen überzuführen bestimmt sind.

Soll die Kunst nun allgemeine Verfahrungsweisen besitzen, die unabhängig von dem Stoffe, in dem sie ihre Gebilde verwirklicht, und gleich unabhängig von dem Inhalte sind, den sie darstellen will, so können diese nur Wiederholungen jener allgemeinen Gesetze sein, die auch den Weltbau im Grossen beherrschen, und die ebenso wenig einer einzelnen Erscheinung eigenthümlich sind, als sie anderseits jenen höchsten Inhalt selbst aussprechen. Sie bedeuten vielmehr auch in der wirklichen Welt nur die formellen Weisen des Benehmens der Dinge, das sie einhalten müssen, wenn sie in eine vernünftige und schöne Welt passen wollen. Und hierin grade liegt ihre Allgemeingültigkeit. Ueber das letzte Ziel des Weltplans und den Lauf seiner Entwicklung lassen sich unzählige abweichende Meinungen ausbilden, aber die Züge der Schönheit treffen jedes Gemüth und fragen nicht nach dem bestimmtesten Inhalt seines Glaubens. Sie können es, indem sie nicht den verhüllten Plan der Welt selbst darstellen, sondern nur die ewigen Formen der Weltordnung, die uns wirklich umgeben, und deren Bedeutsamkeit sich auch das Gemüth nicht entziehen kann, das hinter ihnen jenen noch höheren Inhalt zu sehen nicht vermögend oder nicht willig ist.

Dass nun diese metaphysischen Bedingungen der Kunstschönheit die einzigen sind, deren Befriedigung der Geist noch über Seele und Sinnlichkeit hinaus verlangt, dürfen wir nicht behaupten. Auch der Gegenstand, dessen Fassung sie bilden sollen, darf ihnen nicht roh überliefert werden, sondern nur ein Gemüth, das ihn bereits in eine inhaltvolle Welt der Kunstgedanken verschmolzen hat, wird ihn flüssig genug finden, um in diese äussern Formen der Darstellung zwanglos sich zu fügen. Aber diesem künstlerischen Inhalte wollen wir eine eigene Betrachtung zu anderer Gelegenheit widmen, und jetzt nachzuweisen versuchen, welche Ausführung im Einzelnen unsere allgemeine Ansicht verstattet.

II.

Drei Mächte sieht unsere sinnende Beobachtung der Welt sich in einander zum Laufe der Dinge verschlingen: allgemeine Gesetze des Werdens und Geschehens, theilnahmlos für jede einzelne Gestalt des Erfolges, bilden das ewige Schicksal der Erscheinungen; ihnen unterthan ist eine Fülle der lebendigen Wirklichkeit, die mit wunderbaren eingebornen Trieben der Gestaltung und innerlicher Regsamkeit diese starren Schranken überwebt, und in dieser endlich glauben wir zuweilen deutlicher die Spur eines ordnenden Gedankens zu gewahren, der den zusammenhangslosen Lärm der Erscheinungen einem gemeinsamen Ziele dennoch unwandelbar zuführt. Nicht diese letzte dem Ziele zugewendete Bewegung allein bildet den Sinn des Weltlaufs, sondern darin grade liegt seine Bedeutung, dass dieser allmähliche Fortschritt jene widerspenstigen Mächte, die nie fortschreitenden Gesetze und die eigenwillige Regsamkeit der Dinge, in sich einschliesst. Soll die Kunst uns in ihren Werken ein Abbild dieses gesammten Weltlaufes geben, so darf keiner dieser Züge ihr fehlen, und die Weisen ihres Verfah-

rens müssen jedem Raum lassen, sich in seiner Bedeutung zu entwickeln. Stehn nun diese einzelnen Züge vor dem Auge der Lebenserfahrung nur als Räthsel da, deren Vereinigung durch eine gemeinschaftliche Lösung die ganze Kraft eines menschlichen Herzens beschäftigen kann, so hat auch die Kunst nicht von einer bekannten und gewissen Lösung aller der Fragen auszugehn, die sich hier zudrängen, sondern sie ist diese Lösung selbst. Sie verkündigt nicht eine sonst gewusste Wahrheit, sondern erzeugt sie in ihren Schöpfungen. Denn die Räthsel der Welt zu lösen, wird dem reinen bedürftigen und entblössten Gedanken nie gelingen; da wo die Wissenschaft verzagen müsste, den tiefen Gehalt des Lebens zu deutlicher Erkenntniss zu bringen, hat die Dichtung zu allen Zeiten eingegriffen, und auf dem wärmeren Boden des fühlenden Gemüths das zu lebendigen Blüthen emporgetrieben, was im Lande der Erkenntniss immer ein trockener gestaltloser Keim geblieben wäre. Jedes echte Kunstwerk ist eine Eroberung einer neuen Erfahrungswelt; es spricht für die Erkenntniss keine Lehre aus, die diese selbst zu finden unfähig wäre, aber die breite zerstreute Welt menschlicher Erfahrung sammelt es zu einem verdichteten Bilde, an dem die Erkenntniss als an einem neuen, aber alle Elemente seiner Lösung in sich tragenden Räthsel wiederum sich versuchen mag.

Lassen wir indessen diese Gegenstände, die erst in Frage kommen würden, wenn es sich um den Inhalt handelte, den die Kunst gestalten soll; für uns ist es jetzt genügend, wenn sie durch Erinnerung an dieselben Kräfte, welche die Welt bewegen, uns dem Räthsel nur wieder gegenüberstellt, dessen Dasein und Werth die Kleinlichkeiten des Lebens häufig unserm Gemüthe verdecken. Und so wollen wir an alle Kunstgebilde zunächst die allgemeine Anforderung stellen, dass sie uns überall die Erinnerung an allgemeine Gesetze, an ihre Verkettung mit einem unergründlich gegebnen Wirklichen, und endlich die diesem Laufe

inwohnende Herrschaft eines einzigen höhern Zieles erwecken. Aber wenn hierin die formellen Bedingungen der Kunstschönheit beruhen sollen, so werden wir ihre Erfüllung selbst wieder in dreifacher Art verlangen müssen: denn zuerst wird der noch ungestaltete Stoff, mit dem die Kunst wirkt, Anlagen zeigen müssen, jene bestimmten bedeutungsvollen Formen aufzunehmen; dann aber werden die allgemeinen Verfahrungsweisen der Kunst in der Verbindung des mannigfaltigen Einzelnen sich eben so nach ihnen zu richten haben, und endlich muss selbst der individuelle Plan eines Kunstwerks die vollständige Erinnerung an diesen Weltbau durch die Gestalt seiner Entwicklung und Zusammenfügung erwecken können. Nicht alle Künste vermögen jede dieser Forderungen in gleicher Ausdehnung und in gleicher Weise zu erfüllen, und hieran hauptsächlich liegt die nothwendige Beschränkung, die sich jede derselben in der Wahl der Gegenstände auferlegen muss, um der Beschränktheit ihrer Mittel ebenso sehr sich anzubequemen, als zuweilen sie zu ergänzen. Unsere gegenwärtige Betrachtung daher, absehend von der Gewalt des Inhalts, den schöne Erfindung und der Hintergrund einer inhaltvollen Weltansicht zum Gegenstand unserer Bewunderung machen können, wird sich hauptsächlich nur mit den Künsten beschäftigen, die irgend einen äusserlichen Stoff zu schöner Gestaltung auszuprägen suchen und dadurch formeller Vollendung mehr Raum geben, als die Poesie, die im Reiche der Gedanken lebt.

Richten wir zuerst unsern Blick auf die allgemeinen Gesetze, so müssen wir von ihnen ausdrücklich verlangen, dass sie gegen den dargestellten Gegenstand gleichgültig sind. Dies freilich nicht, als müsste ihr Befehl unvergleichbar mit ihm sein, wohl aber müssen wir fordern, dass jedes Kunstwerk uns den beschränkten Gegenstand seiner Wahl als unterworfen einer Gesetzlichkeit zeige, die neben ihm unendliches Andere in gleicher Weise beherrscht. Eben durch

diese Erinnerung sühnt die Kunst diese Schuld der Endlichkeit, ein einzelnes Bruchstück der Welt unserer Anschauung darzubieten und erweitert unsern Blick über seine Grenzen hinaus, ohne durch einen bestimmten fremdartig angefügten Inhalt ihn zu verwirren. Wie nun die Kunstwerke es vermögen, neben der Entfaltung ihres Gedankens jene Erinnerung festzuhalten, zeigt uns sogleich am deutlichsten das Beispiel der Musik. Die Natur der Töne, deren Auffassung für uns stets einen Zeitraum füllt, lässt jene Gesetze sogleich als die beherrschenden Mächte der Zeit erscheinen, in deren gleichgültiger Ausdehnung die einzelnen Klänge, um ihr ausdrucksvolles Spiel zu entfalten, kommen und gehen. Neben dem Entwicklungsgange der Melodie bilden die Schläge des Taktes die stets begleitende Erinnerung an das allgemeine Schicksal, dessen abgemessene Kreisungen alle Wirklichkeit hervorrufen und hinwegraffen, ohne für die eine mehr Vorliebe zu zeigen als für die andere. Und eben deswegen bedarf der Takt häufig einer Verschleierung; sein starkes Hervortreten, so dass er sich zum Rhythmus des Ganzen aufdrängte, würde übel zu dem Sinne eines Chorales stehen, in dessen Tönen ja keine hinfällige, unter andere Gesetze gebundene Wirklichkeit, sondern die Fülle des höchsten einigen Seins selbst sich entwickeln soll. Desto entschiedener, obwohl nur in ernstem und langsamem Gange darf er den starken und festen Grund eines kriegerischen Marsches bilden, in dem der Muth menschlicher Begeisterung sich gern auf die unwandelbaren Geschicke der Welt stützt. Und so mag er denn ungebunden herrschen in jenen Tänzen, in denen jede Selbstständigkeit und melodiöse Kraft des einzelnen Gemüths sich der nivellirenden Gemeinheit des alltäglichen Taumels der Dinge überlässt. In reicherer Ausbildung als der gewöhnliche Takt der Musik zeigt uns das Metrum der Dichtkunst eine ähnliche Bedeutung. Man hat seinen Werth und seine Nothwendigkeit oft künstlich zu erweisen gesucht, am meisten von dem Standpunkte psychologischer

Ansichten, die in ihm irgend welche angenehme Berührung der Vorstellungsthätigkeiten fanden. Mehr indessen scheint es doch zu sein. Wo die Poesie irgend einen kleinen beschränkten einzelnen Inhalt mit der Fülle ihrer übrigen Kunstmittel uns vor Augen stellt, würde sie ungerecht sein, wenn sie ihn als die einzige augenblickliche Anfüllung der Welt hinstellen wollte. Sagen kann sie freilich nicht, ohne überhaupt aus einander zu gehn, wie Vieles und Grosses noch ausser ihm ist, aber in der metrischen Gebundenheit ihrer Rede lässt sie uns zugleich die Schwingungen eines allgemeinen Schicksals ahnen, das ihn weit überragt, und rückt so den Inhalt gerade durch eine ihm gleichgültige Form in die Stellung, die in einer poetischen Weltauffassung ihm zukommt.

In der Musik nun kann der Takt im Allgemeinen nicht entbehrt werden, denn ihre Töne gestatten nicht durch ihren Inhalt, sondern nur durch die Weise ihrer Verbindung eine Erinnerung an die Gesetzlichkeit festzuhalten, von der die Welt getragen wird; die Dichtkunst dagegen kann die gebundene Rede entbehren. Denn sie vermag nicht bloss durch die äussere Form, sondern auch durch den Sinn der Gedanken das allgemeine Schicksal lebendig darzustellen; ja sie wird zu dem letzten genöthigt sein, wo sie irgend umfassende, verwickelte Verhältnisse des Lebens behandelt, die nicht einem eintönig fortklingenden inhaltlosen Gesetze unterworfen gedacht werden können, sondern in deren Einzelheiten die Nothwendigkeit des Weltlaufs vielgestaltig eingeht. Die Erzählung, der Roman verlegen daher ihren Rhythmus in die Entwicklung ihres Inhalts selbst; das Epos bedarf eines einfachen, in vielen Einzelheiten veränderlichen Versbaues, und nur das lyrische Gedicht darf sich in verwickelten, sich wiederholenden Rhythmen bewegen, in denen es doch dann mehr einen eigenthümlichen inwohnenden Gestaltungstrieb, als ein allgemeines Schicksal zum Ausdrucke bringt. Die Mannigfaltigkeit gleichzeitig er-

klingender Töne gestattet der Musik, eine Tonreihe ausdrücklich zum Träger dieser Erinnerung zu machen, und es liegt in einer bekannten physiologischen Symbolik, dafür die tiefen Töne zu wählen, über deren fester Grundlage sich die Lebendigkeit der höhern bewegt. Allein nichts in der Welt ist ein reines blosses Schicksal, sondern Alles hat seine eigene Lebendigkeit in sich, und so wird es stets der frostigste Anfang der musikalischen Kunst sein, durch die Klänge des begleitenden Basses nur eben die Tactschläge des Schicksals anzudeuten, den ganzen Lauf der Entwicklung aber einer abgesonderten Tonreihe zu überlassen. Ebenso wenig dürfen wir fortwährend ohne allen Kampf das Einzelne und seine Lebendigkeit dem allgemeinen Gesetze zum Opfer fallen lassen; nicht immer dürfen die organischen Abschnitte der Melodie mit den todten des Tactes zusammenfallen, sondern viel lebendiger wird der sich sträubende zarte Körper der Melodie bald von dem starren Gange des Tactes nach sich geschleppt, bald eilt seine fröhliche Lebendigkeit erwarteten Zeitabschnitten ebenso reizend vor. Nach solcher Brechung der allgemeinen Nothwendigkeit werden einzelne Schritte vollkommener Anpassung der Entwicklung an sie desto mehr erquicken, und namentlich der Ausgang eines Ganzen wird diese Beruhigung stillen und befriedigten Enthaltenseins des einzelnen Lebens in dem allgemeinen Weltlaufe verrathen müssen. Den Reichthum dieser Verhältnisse vermag die Poesie zwar nur in geringerer Mannigfaltigkeit, aber fühlbar genug durch den Widerstreit auszudrücken, den sie zuweilen zwischen dem Accente des Metrum und der eigenthümlichen Betonung der Worte eintreten lässt.

Versuchen wir diese Forderung steter Erinnerung an allgemeine Gesetze, die gleichgültig über aller einzelnen Entwicklung schweben, auch an die Werke der Baukunst zu stellen. In dem Flusse der Töne liess sich leicht die periodische Wiederkehr der Zeitabschnitte als etwas von aller bestimmten Gestalt der Melodie unabhängiges herausfühlen,

aber die räumlich gestalteten Massen der Baukunst scheinen das allgemeine Gesetz der Schwere zwar in sich zu tragen, aber nie unabhängig von ihrer bestimmten Gestalt im Einzelnen darzustellen. Nun ist es auch ohne Zweifel richtig, dass ein Bauwerk sich zu einer Musik wie ein einzelner organischer Bildungstrieb, der seine völlige Entwicklung erlangt hat, zu einem umfassenden Weltlaufe verhält. Wir dürfen an ihm eine so deutliche Ausprägung der allgemeinen Gesetze so wenig erwarten, als an irgend einer einzelnen Thier- oder Menschengestalt, durch deren Darstellung die Sculptur noch weiter sich von unserer Aufgabe entfernt. Wir können in der Architectur eine Andeutung des allgemeinen gleichgültigen Schicksals nur in irgend einer Erscheinung erwarten, in welcher das Unzureichende des organischen Bildungstriebes hervortritt und der Kampf sichtbar wird, den er um seiner Vollendung willen mit der Natur der schweren Masse führt. Steht man einem gothischen Dome gegenüber, so fühlt man bald, worin diese Andeutung liegt. So wie der Schaft mancher Pflanzen nicht durch einen einmaligen Aufschuss seine völlige Höhe erhält, sondern in Knoten die erschöpfte Kraft sammelt, um dann mit einem neuen Wurfe eine höhere Stufe der Entfaltung zu erreichen, so sehen wir auch hier viele strebende Keime ganz hinter dem Gipfel des Gebäudes zurückbleiben und ihre Triebe frühzeitig in kleinere Blüthen aushauchen; andere sehen wir nur in einzelnen Absätzen, immer von neuem sich sammelnd, immer an Ausdehnung verlierend, emporstreben, und nur wo die ganze Kraft des Gebäudes massenhaft sich zusammennimmt, erreicht sie es in der Höhe einen Abschluss zu finden, der ihrem strebenden Triebe entspricht. Diese einzelnen Absätze betrachten wir als die Theilstriche, die dem Tacte ähnlich die allgemeine Macht der Schwere an der lebendigen Entwicklungslust des organischen Aufstrebens zieht. Wer würde nun nicht sogleich einwerfen, dass diese Betrachtung nur der Baukunst gelten könne, die diesen vielfach getheilten Aufbau

kennt, und dass namentlich die Griechische Architectur nur in wenigen und nicht in den vorzüglichsten ihrer Werke dieser Forderung genügen würde? So ist es nun auch; in der That ist ein Griechischer Tempel ein einziger Tact, ein einziges Internodium einer schönen Pflanze, zu den edelsten Verhältnissen ausgebildet. Diese wird man immer bewundernd geniessen müssen, wenn man auch bekennt, daran kein Genüge zu finden. Es würde uns nichts helfen, wenn wir unsere Ketzerei in diesen Dingen bemänteln wollten. Wir wollen lieber die Betrachtungen aussprechen, die nicht allein aus diesen Ueberlegungen, sondern auch aus dem unmittelbaren Eindruck der Dinge entstanden sind. Was in andern Völkern mit einem glühenden Gefühl, mit unendlichem sich überstürzenden Reichthum der Gedanken und Bilder in der Kunst lebt und webt, dieses Alles haben die Griechen stets in das Enge gezogen, vielleicht, weil sie es für Vermessenheit hielten, daran zu denken, dass ein so wildes Chaos der Ueberfülle je sich reiner Schönheit nähern könne, vielleicht auch, weil eine zuweilen doch wohl bemerkbare angeborne Frostigkeit der Anschauung ihrem sonst so schönen Masshalten einigermassen förderlich entgegenkam. Allein innerhalb dieser Grenzen sind sie in der That gross und edel gewesen und weit verständiger als ihre späten Vergötterer, deren Abneigung gegen allen Reichthum der neuern Kunst in dem folgerechten Beschlusse allein enden müsste, künftig in der Kunst so durchaus masshaltend und einfach zu sein, dass vor Einfachheit eigentlich gar nichts mehr zu sehen wäre. Der Geist der neueren Völker ist hierin durchaus von dem der Alten verschieden, und es wird stets unmöglich sein, es allgemein glaubhaft zu machen, dass eine schöne Armuth besser sei als eine schöne Fülle. Diese Gleichheit der Schönheit freilich, wie würde die Schule sie je zugeben können? Wenden wir uns daher nicht an sie, sondern an die unbefangne Auffassung jedes Gemüths, das nicht gewaltsam sich aus seiner Zeit heraus versetzen will. Die

Kunst der Griechen, mit Ausnahme ihrer frühesten Epopöe vielleicht, ist eine statuarische; ihre architectonischen wie ihre dramatischen Werke sind herrliche, in den schönsten Formen vollendete Krystallisationen eines scharf bestimmten und begrenzten Gedankens; aber die höchsten Forderungen, die gerade an diese Kunstformen zu stellen sind, erfüllen sie nicht. Der Griechische Tempel ist ein Individuum, der gothische Dom ist eine Welt und doch nicht weniger Eins; jener ist ein abgeschlossenes Ideal, auf keine äussere Welt hindeutend, und wenige Erinnerungen an die wirklichen Kräfte der Welt erweckend, ein reines Kunsterzeugniss, dieser ist der Ausdruck der gewaltsam ringenden Macht der Erde selbst, die grössere Naturwahrheit und Wirklichkeit bestimmt ihn für die Welt, in der wir leben, während dem mühelosen Olymp der erste gehört. Mit dem Säulenbaue der Griechischen Kunst ist nun diese Weise des Baues, dieses allmähliche Verklingen stufenweis höher strebender Kräfte, nicht wohl zu vereinigen. Denn einmal, wenn die Säule aus dem ungestalteten Erdboden steigt, kann man sich wohl vorstellen, dass in seinen Tiefen eine Kraft schlummere, die sie lebendig emportreibt; aber aus der kahlen, gleichgültigen Masse eines Zwischengesimses kann unmöglich eine zweite darüber gestellte Säulenreihe ihr Leben gesogen haben, und sie wird daher immer wie ein beliebig Angebrachtes, nicht wie ein nothwendiges Erzeugniss aus der eignen Lebenskraft des Gebäudes erscheinen.

In einer menschlichen Gestalt scheint keine Andeutung anderer Gesetze liegen zu können, als derjenigen, die eben ihre Bildung allein beherrschen. Aber die Sculptur, obwohl an Vollkommenheit ihren Schwestern gleich, steht doch an Vollständigkeit ihren übrigen Künsten weit nach. Nur die Art, wie wir ihre Werke als Festtagsgenüsse in Museen bewundern, lässt uns oft die Frage vergessen, wo denn die Welt eigentlich sei, auf welche sich Ausdruck und Geberde der Statuen beziehen, und an welche selbst die Eigenthüm-

lichkeit der Gestaltbildung sich bedeutsam anschliessen müsste. Weder das vegetabilische Leben einer Gegend, noch viel weniger aber die beseelte menschliche Gesellschaft kann in ihrer allzu saftreichen Realität einen Beziehungspunkt für diese stillen Grössen der Kunst bilden; wir müssen vielmehr ihre wahre Stelle in der künstlerischen Welt der Architectur suchen. Es zeigt sich nun, wie unsere Forderung erfüllt werden kann. Wir verlangten allgemeine Gesetze, gleichgültig gegen das Einzelne ihnen unterworfene; die menschliche Gestalt konnte keine andern Gesetze ausdrücken, als die ihrer eigenen Bildung; so muss denn an dieser selbst ein Widerschein eines äussern Schicksals haften, und die einzelne Gestalt muss sich einem Typus unterworfen zeigen, der seinen völlig zureichenden Grund nicht in dem Sinne der Gestalt selbst, sondern in dem allgemeinen Charakter der umgebenden Welt hat. Der Styl der architectonischen Umgebung muss sich widerspiegeln in dem allgemeinen Typus aller Gestalten, die sie umfasst, und gerade hierin besteht die Aufgabe der Kunst, diesen Typus nicht in Widerspruch mit dem Sinne der Gestalt treten zu lassen, so wie etwa verschiedene farbige Beleuchtungen, die einer Statue so wunderbar verschiedenen Ausdruck geben, doch den feinen Zusammenhang ihrer Formenschönheit nicht ändern. Zu der offenen Heiterkeit Griechischer Bauweise gesellen sich mit innerlicher Nothwendigkeit jene nackten oder verhüllten Göttergestalten, in denen überall die freie Entwicklung der schönen Form aus sich selbst herausdrängt, ohne von einem Punkte ausserhalb zur überwiegenden Entfaltung nach einer Seite angezogen zu werden. Im Mittelalter hatte andächtiger schwermuthvoll grübelnder Sinn des Glaubens nicht nur die Welt als eine Verhüllung des Ewigen angesehn, sondern auch die Menschen waren zu göttlichen Crustaceen geworden, die aus mannigfachen äussern und innern Versteinerungen des Gemüths und der Sitte ihr Streben nach oben richteten. Dies ist schwerlich so günstig für die Sculptur, als

für die Baukunst; aber der Charakter mittelalterlicher Tracht und Rüstung und der Bildwerke, so weit ihre unvollständige Kenntniss reicht, harmonirt allerdings auf eine bedeutungsvolle Weise mit dem Sinne der architectonischen Schönheit, die ihr zur Umgebung diente. Ueberhaupt hat sich dieser gegenseitige Einfluss immer merkbar gemacht. Soll es einmal eine architectonische Welt im Geschmack von Versailles geben, welche andere Statuen, als jene dickleibig verkröpften, durften ein Bauwerk bevölkern, in dem, wie in den knotigen Stengeln der Balsamine, die phlegmatische Massenkraft überall träge Saftgeschwülste treibt?

Wie aber wird die Malerei allgemeine Gesetze darstellen, die dem eigentlichen Gegenstande ihrer Dichtung fremd sind? Werden wir nicht auch hier zu Annahmen genöthigt, die zu weit hergeholt scheinen, als dass sie sehr für die Richtigkeit unserer Forderung sprächen? Und doch vermag die Malerei jene Erinnerung an die allgemeinen Mächte der Welt auf die bezauberndste Weise zu bewirken. Wenn wir so oft in Genrebildern eine an sich unbedeutende Gestalt, die irgend ein eigenthümlicher Reflex des Lichtes hervorhebt, mit Interesse betrachten, was ist es da, was unsere Theilnahme eigentlich erregt? Freuen wir uns wirklich nur über die physiologische Wirkung der Farben, die vom Licht gehoben werden, oder über den Gegensatz, den seine Fülle mit dem dichten Schatten daneben bildet, oder über die sanften Uebergänge des Helldunkels? Oder wird unsere vorstellende Thätigkeit, beschäftigt, diese Umrisse nachzuerzeugen, zu einer Reihe von Handlungen genöthigt, die mit den natürlichen Gesetzen ihres Wirkens zusammenstimmen? Das Alles ist es wohl nicht, die lebhafte und allgemeine Theilnahme, die wir den Lichteffecten schenken, beruht vielmehr auf einer Forderung, die der Geist an die Schönheit stellt, und in ihnen erfüllt sieht. So wie in der Musik von den einzelnen bestimmten Tönen sich der Tact als Erinnerung an allgemeine Gesetze des Weltlaufs loslösen konnte, so hat

hier neben allen bestimmten Farben des allgemeinen Elementes Macht ihr besonderes Dasein; aber dieses Allgemeine erscheint in einem Gebiete, das kein Werden kennt, sondern ruhende Gestalt, nicht als ein verzehrendes, sondern als ein begünstigendes Schicksal; als die Welle, die uns alle umschlingt, und alles getrennte Seiende zu einer gemeinsamen Wirklichkeit verbindet. Ohne Zweifel missbrauchen viele Gemälde diesen Werth des Lichtspiels und schaffen durch seine einseitige Hervorhebung Spielereien; aber da, wo der Ernst grösserer Gedanken weniger nothwendig einheimisch ist, als in der Darstellung geschichtlicher Ereignisse, in aller Genre- und Landschafts-Malerei tritt seine Wirkung berechtigter hervor. Hier sehen wir entweder den stummen noch träumenden Naturgeist in Gestaltungen ringen, zwischen denen kein Gedanke, sondern nur ein äusserliches Mittel gegenseitiges Verständniss bewirken kann, oder wir sehen ein Leben schlecht und recht, das für die Geschichte der Welt verloren wäre, aber dafür desto freundlicher von dem allgemeinen natürlichen Elemente umfangen wird. Hierauf können wir wohl den Eindruck dieser malerischen Gebilde zurückführen; das Licht ist die allgegenwärtige freundliche Naturgewalt, die nicht verschmäht, das Geringfügigste in ihren wärmenden Glanz gütig aufzunehmen, und aus ihm die blühenden schlummernden Farben hervorzulocken; es ist ein befreiendes lösendes Element, das die Vereinzelung einer verlorenen Gestalt aufhebt, und ein stiller Gesellschafter derer, denen die übrige Welt verschlossen ist. Wir finden daher nicht nur ganz natürlich, dass die höhere Weise der historischen Malerei weniger Gewicht auf diese elementarische Verknüpfung der Gestalten unter einander legt, denn sie kennt die bedeutungsvollere der Handlung, durch die sie ihre Gebilde unverlierbar dem Weltlauf einflicht; und eben so natürlich ist es, dass die Kunst nicht den einfachen vollen Glanz des Lichtes sucht und liebt, sondern seinen bald stillen, bald siegreich blendenden Gang durch die Hindernisse

der Körperwelt aufsucht. Denn in all diesem Durchblicken des Leuchtens durch die engen Oeffnungen, die Pflanzenwuchs oder Architectur gestatten, liegt um so deutlicher jenes liebevolle Herabbeugen des befreienden und tröstenden Elements in alle die Krümmungen und Beschränkungen der Endlichkeit.

Haben wir nun in diesen Betrachtungen den Werth dieses malerischen Spieles überschätzt? Wir glauben nicht, denn wir erinnern uns, wie dieselben Eindrücke nicht bloss aus den Werken der Kunst quellen, sondern unser ganzes Leben füllen. Worin liegt die Weihe, die auf den harten Zügen eines pflügenden Landmanns plötzlich ruht, wenn der volle Schein des Abendroths ihn umfliesst, wenn nicht in der Anschauung, dass ein freundlicher allwaltender Naturgeist den Verlassenen jetzt in seine Lebendigkeit mit einschliesst, und die Fülle seiner Güte selbst auf die todten Werkzeuge seines menschlichen Verkehres veredelnd ausgiesst?

Wir haben den Kreis der Künste jetzt durchlaufen. Denn die Poesie, deren wir noch wenig gedacht haben, bedarf nicht nothwendig jene äusserliche Form des Rhythmus, über deren Bedeutung oben gesprochen ist. Sie kann in viel grösserem Umfange, als dies andern Künsten vergönnt ist, den Weltlauf seinem Inhalte nach darstellen, und so werden die Erinnerungen an sein allgemeines Gesetz, die im Metrum, oder in der gleichmässigen Färbung des Vortrags liegen könnten, immer bedeutend hinter der Kraft jener andern zurückstehn, welche die Dichtkunst durch tiefe und allseitige Auffassung ihres Inhalts und seine geordnete Darstellung zu bewirken vermag.

III.

Wenn wir nun jener Ahnung allgemeiner Gesetze, deren Darstellungsweisen wir kennen gelernt haben, eine reiche

Mannigfaltigkeit eigenthümlicher Wirklichkeit untergeordnet zu sehen verlangen, so wollen wir hier noch nicht von dem bestimmten Plane sprechen, der die Individualität eines Kunstwerkes bildet. Vielmehr wie eine allgemeine Geweblehre des thierischen Körpers die allgemeinen Bildungstriebe der verschiedenen Massen kennen lehrt, die sich bald zu dieser bald zu jener umschliessenden Endgestalt eines lebendigen Geschöpfs zusammenthun, so liegt uns hier nur an den überall benutzbaren Verbindungsweisen, durch welche ein gegebenes Mannigfaltiges sich zur Darstellung irgend eines Planes vereinigen lässt. Der Aufbau einer bedeutungsvollen Welt auf dem Grunde allgemeiner Gesetze verlangt aber nicht nur die Gegenwart eines unberechenbaren Wirklichen, das den festen Grund aller Erscheinungen darbietet; nicht nur ferner, dass jedem so Gegebenen ein eigenthümlicher Bildungstrieb inwohne, den der Lauf der Ereignisse zwar zu immer grösserer Entfaltung aufregen, aber nie aus dem geschlossenen Kreise seiner Entwicklung herausdrängen kann, sondern er erfordert wesentlich auch ein gegenseitiges Verständniss der vereinzelten Mannigfaltigkeit, eine Unterordnung derselben unter allgemeinere Gattungen, eine innere Wahlverwandtschaft, die durch die äusserlichen Unterschiede hindurch leuchtend, für alles Vorhandene entgegenkommende, liebende Gegenbilder schafft. So erst entsteht die Möglichkeit von Ereignissen, die nicht nur bunten Wechsel des Unvergleichbaren, sondern bedeutsames Zusammenwirken des innerlich auf sich Bezogenen verrathen. Jene erste Grundlage nun, das unberechenbare Wirkliche wird jeder Kunst in ihrem Stoffe ohnehin gegeben, und wir haben früher angedeutet, welcher Reiz in dieser Anerkennung einer sinnlichen Realität liegt, deren Ursprung wir nicht weiter verfolgen können; die innerlichen Lebenstriebe werden nicht minder in diesem Stoffe selbst gefunden und nur darin hat die Kunst sich zu mühen, dass sie vollständig ihren Reichthum zur Anwendung bringt, und anderseits keine andern Weisen

der Entwicklung dem Stoffe aufdrängt, als ihm, mit dem zu wirken sie sich einmal entschlossen hat, natürlich sind. Auch jene Wahlverwandtschaften endlich, auf denen im Leben wie in der Kunst so vieler Reiz des Daseins beruht, wird sie in ihm selbst aufzusuchen, und ihre Entwicklung so zu gestalten haben, dass sie den allgemeinen Anforderungen des Geistes an Wahrheit der Schönheit genügt. Auf so bereitetem Boden mag sie dann unternehmen, den ganzen Reichthum der vorhandenen Mittel zu einem lebendigen individuellen Ganzen zu verbinden, für dessen Beseelung sie dem Geiste der Schönheit verantwortlich ist. Auch in Bezug auf alle diese Anforderungen nun erfreut sich die Musik des günstigsten Schicksals und keine Kunst ist so sehr wie sie geeignet, in dem blossen Spiele der Formen alle wesentlichen Seiten der Schönheit auszudrücken. Sie besitzt in den Tönen nicht nur eine Mannigfaltigkeit überhaupt, sondern eine solche, deren einzelne Glieder in den reizendsten Verwandtschaften stehen. Wenn die Sprache von höhern und tiefern Tönen redet, so drückt sie damit das ganz deutliche Gefühl aus, dass eine Grössenverschiedenheit diesem Unterschiede zu Grunde liege; aber es ist nicht eine unmittelbar äussere Stärke oder Dauer der Wahrnehmung, sondern eine Steigerung der innern Kräftigkeit des Wesens selbst, die den höhern Ton über den niedern stellt, und doch die höchsten, gleichsam die Grenzen ihrer Anstrengung überfliegend, wieder der stilleren Gewalt der tieferen unterordnet. Der leere Gedanke der intensiven Grösse wird uns selbst gewissermassen durch diese Natur der Klänge versinnlicht, und wenn jeder in ihrer Reihe seine bestimmte Stelle findet, so sehen wir doch nicht einen einfachen Fortschritt der Steigerung, sondern die höhern Töne scheinen nur weiter in ein Land des Lebens hineinzusehn, aber diese Fernsicht durch Aufopferung schwindender Lebenskräfte zu erkaufen. Und nun treten zwischen diesen einfachen Fortschritt die bestimmten Verwandtschaften der einzelnen Tonstufen hinein; nicht

gleichgültig strebt der niedere Ton zum höhern auf, sondern an jedem Punkte seiner Laufbahn rückt ihm das gewonnene Lebensgefühl andere Erinnerungen des Früheren nahe, oder macht ihm auf einen Augenblick die Stimmungen unverständlich, in die er früher aufging. Wenige Töne der Skala schon sind ein solches Abbild des Lebens, und wir dürfen nicht fürchten, in dieser Ausdeutung eine spielende Vergleichung zu sehen, die fremdartiges in den Gegenstand unserer Betrachtung einführt. Denn dieses Zusammenfassen früherer Erlebnisse in eine wiedererzeugende Erinnerung, diese Wahlverwandtschaft, mit der sich das Herz an irgend einer Stelle seiner Entwicklung zu einzelnen Augenblicken seines frühern Lebens hingezogen fühlt und ihre verschwundenen Stimmungen leise wieder anklingt, dies alles sind Formen der Entfaltung, auf denen das Leben aller Geister viel wesentlicher ruht, als der freilich zugeben wird, der sie für unvorbedachte Zufälle im Laufe einer nothwendigen Gedankenbewegung ansieht. Woher auch immer die Harmonien der Töne kommen mögen, und auf welche Weise Thätigkeiten des Körpers und der Seele an das eine Verhältniss die Lust des Einklangs, an das andere den augenblicklichen Schmerz unaufgelösten Widerstreits knüpfen mögen, sobald sie einmal vorhanden sind, empfindet der Geist in ihnen nicht mehr diese Weise ihrer Entstehung, sondern freut sich nur dieser klaren Erinnerung an die bewegendsten Formen seines Lebens, die sie ihm vorführen. Und eben deswegen haben wir von den Harmonien gleich so geredet, wie sie in der aufsteigenden Reihe der Töne sich einstellen; denn nicht darauf, dass überhaupt Consonanzen und Dissonanzen vorhanden sind, beruht das Wesentliche der Töne, noch würde die Musik damit allein ihre Aufgaben zu lösen wissen. Sondern dies ist der Zauber, dass der Klang keine neue höhere Stufe erreichen kann, ohne dass sogleich eine plötzliche und doch von einem verschwiegenen Gesetze beherrschte Verschiebung der ganzen Welt von Tongestalten widerführe, zu

der er in stiller Wahlverwandtschaft sich hingezogen fühlt. Aber auch diese Verwandlung geht nicht ins ungemessene Weite; der Musik ist gegeben, was der Malerei versagt ist, das Leben ihrer Töne wieder in seinen Anfang zurückkehren zu sehen, und doch liegt dieser Anfang jetzt in einer höheren Welt. So vollenden die Octaven, aus der gewaltigen Nacht und Ferne der tiefen Töne beginnend, mehrmals vor unserm Geiste den Kreislauf dieses Lebens, dessen Ende in seliger Schwäche verklingt, und die Tonwelt steht uns gegenüber als das vollendetste Bild einer Gesetzlichkeit, die in Fleisch und Blut der Wirklichkeit übergegangen, alle Züge des Weltlaufs der schaffenden Kunst zur Verwendung anbietet. Denn in der That bilden in dem Weltbau der Musik alle diese Verhältnisse doch nur die stillen Leitern, an denen die Engel der Melodie auf und niedersteigen. Eingeschlossen in die allgemeine Gesetzlichkeit des Zeitmasses, aber in seine Abschnitte bald grössere bald geringere Schritte der Entwicklung eindrängend, bald ihnen zuvoreilend, bald mit Widerstreben nachfolgend, zuweilen mit Hingebung sich auf ihren Wellen wiegend, erscheint nun erst die Melodie, die angeborne innere Lust der Entwicklung in reiches geschichtliches Leben auszuströmen. Wir versuchen nicht, was unmöglich wäre, die Erfindung der Melodie an berechenbare Gesetze zu knüpfen, aber wir suchen einige Beziehungen hervor, an denen in der einmal vorhandenen die Theilnahme des Geistes haftet. Von aller Entwicklung verlangt er zuerst eine innere Nothwendigkeit ihres Ganges, und er findet sie hier im Laufe der Melodie; denn der einzelne zuerst anklingende Ton zwar ist noch ein unentschiedener Keim, dem die Entfaltung nach allen Richtungen des Tonreichs noch offen steht; aber wenig willkührliche Schritte genügen, um jene Gesetzlichkeit harmonischer Töne neben ihm anzuklingen, in deren Schranken das Leben der Melodie allein weiter sich entwickeln kann. Wie der Geist bei dem ungebundensten Schweifen seiner Gedanken doch immer nur in wenigen an-

gestammten Zügen einen Ruhepunkt findet, so kann auch die Melodie nicht ins Masslose und in willkührliche Verknüpfung von Tönen übergehn, sondern muss um einige feste Grundlagen kreisen, aus denen sie neue Kraft schöpft, und die meisten ihrer Töne werden nur Windungen eines Weges sein, zu Stellen führend, von denen die Aussicht auf diese beharrlichen Züge der Harmonie sich mannigfach wechselnd eröffnet. In dieser Natur der Melodie, eine Auflösung harmonischer Tonverhältnisse zu sein, sehen wir jedoch nur die eine Forderung befriedigt, dass die Entwicklung aus einem festen Kerne angeborner Natur nach allgemeinen Gesetzen erfolge. Aber keine Entfaltung ist nur diese Ausbreitung dessen, was im Keime vorhanden lag; vielmehr wirken äussere Einflüsse ein, um ihr eine bestimmte Richtung zu geben, und die einmal getriebene Blüthe hindert das Sprossen anderer, um nach verschiedenen Seiten hin desto mehr zu treiben. Und das Gesetz der Entwicklung selbst finden wir nirgend nackt und bloss ausgesprochen, sondern alles Leben überkleidet es mit einer reichen Fülle unberechenbarer Wirklichkeit und fügt sich seinen Geboten nur, indem es zugleich einen leisen Hang ursprünglicher Eigenthümlichkeit gewähren lässt. So muss denn auch die Melodie ihren Reiz in der besonderen Art ihrer Bewegungen finden, mit denen sie die feststehenden Punkte der Harmonie vereinigt, und je reicher sie hierin die allgemeinen Formen des Lebens ausdrückt, desto ergreifender wird ihre Wirkung sein. Wir dürfen nur flüchtig an jene bekannten Figuren erinnern, welche die gewöhnlichen Bestandtheile aller Melodien sind, und deren Deutung sich leicht genug von selbst ergibt. Bald hören wir alle Töne der Stufenleiter in geordneter Reihe sich vor uns entfalten, wie sie einer zu erringenden Höhe mit gemessener Kraft, stetige Entwicklung versinnlichend zustreben, oder absteigend sich mit eben so gefasster Entsagung in den Grund der Harmonie begraben, aus dem ihr Spiel entstand; bald hören wir dieselbe Reihe

flüchtig auf und absteigend uns an die Unermesslichkeit des Tonreichs erinnern, das die sich entwickelnden einzelnen Gedanken umgibt, ähnlich wie zwischen die Stetigkeit unserer beschränkten Entschlüsse zuweilen die Ahnung der ringsum schlummernden Unendlichkeit tritt. Dann überspringt plötzlich die Melodie die schwach ansteigenden Mittelstufen und erklimmt in wenigen Sprüngen, von Gipfel zu Gipfel schreitend, die festen Punkte der Harmonie, auf denen sie sicher sich wiegt, um doch bald einen neuen Lauf durch die Mannigfaltigkeit der Töne zu beginnen. Auch nicht überall strebt sie auf dem kürzesten Wege ihrem Ziele zu; reizender als diese Sicherheit der todten Nothwendigkeit sind die Fehler der lebendigen Entwicklung, deren Kräfte bald in überschwellender Schwingung über das Ziel hinausschweifen, und dann erschöpft in immer schwächerem Aufschwunge von ihm zu lassen genöthigt sind, bis sie tiefer einen Ruhepunkt finden, den ihnen die Höhe nicht gewährte, bald auch entwickeln sie nach vergeblichen Versuchen erst die sichere Bewegung, die von Stufe zu Stufe sie an das ersehnte Ziel führt. So kreisen die Töne, wie alles geistige Leben, um einen Mittelpunkt, dessen Macht über ihre Bewegungen deutlicher ist in der Reihe wiederholter Annäherungen, als sie je durch eine schnelle sichere Erreichung sein würde. Allen diesen Formen der Bewegung nun weiss überdiess die Musik noch den Ausdruck ihrer innern Kraft oder der Gesinnung mitzugeben, von der sie beseelt werden, indem sie durch die verschiedene Geschwindigkeit der Tonfolge, oder durch die Mannigfaltigkeit der Verbindungen, bald durch ein Ineinanderhauchen, bald durch ein zögerndes, abgeschnittenes Schreiten der Töne den seelenvollen Ausdruck des lebendigen Ganges nachahmt.

Solche feststehende Figuren nun soll endlich, und dies ist die dritte Forderung, die wir an sie zu richten haben, die Melodie zu einem beseelten Ganzen verbinden, das in aller seiner Mannigfaltigkeit doch eine Gesetzmässigkeit inne-

rer Entwicklung zeigt. Wie wenig es hier auch möglich sein wird, das Schöne durch Ueberlegungen zu erzeugen, so gewahren wir doch auch hier noch allgemeine Formen, in denen es enthalten ist. Kaum wird es irgendwo eine Entwicklung geben, die geradlinig durch immer unähnliche Veränderungen ins Unendliche fortliefe. Mit derselben Neigung ihres gestaltenden Triebes, dem die einfachen Formen der Blätter entsprangen, nur auf einem überhaupt höher gelegenen Boden ihres Wirkens entfaltet die Pflanze die geistigeren Gestalten der Blüthe und selbst die zusammengeschlossenen Umrisse der Frucht; so wird auch jede Entwicklung überhaupt als eine allmähliche Bereicherung und Vertiefung eines ursprünglichen Gedankens in sich selbst betrachtet werden müssen. Die neue Umgebung, in welche der erste sprossende Theil emporwuchs, die neuen Kräfte, die auf ihn jetzt wirken, lassen ihn nicht Früheres einfach wiederholen, sondern nur eigenthümlich fortbilden; die Veränderung, die der Keim durch seine eigne Entwicklung erlitten hat, gibt seinem spätern Wachsthum andere Richtungen oder bildet selbst gegen die frühere aus Erschöpfung der Empfänglichkeit einen Rückstoss, der erst nach einer abweichenden Reihe von Gestaltungen in die alte Bahn wieder einlenkt und zum endlichen Abschlusse führt. Die Aufgabe der Kunst ist es nun, durch diese vervielfältigte Entwicklung den schlummernden Reichthum eines Melodienkeimes zu erschöpfen. Das Metrum der Poesie vertritt durch den Wechsel betonter und unbetonter Sylben oder langer und kurzer Laute die Melodie der Musik, und hier sehen wir leicht, wie eine bestimmte Gliederung der Hebungen und Senkungen regelmässige Ansätze zu Melodien hervorbringt. Betrachten wir, ohne übrigens der ganz verschiedenen Anschauungsweise der philologischen Metrik vorzugreifen, eine iambische Dipodie als den einfachen Kern einer Alkaischen Strophe, so sehen wir in ihren ersten beiden Zeilen zweimal vergeblich diesen Aufschwung nach einem höhern Gebiete sich erheben, und in

einem logaödischen Ausgange die aufgewandte Kraft sich wieder senken; erst in der dritten gelangt die nochmals aufgebotene Anstrengung dahin, eine Zeit lang unverwandt den ersehnten Gang einhalten zu können, bis dem gesteigerten Versuche wieder der besänftigende und mit trochäischem Ausgang länger nachhallende Schluss folgt. Wie nun hier lebendige Entwicklung dadurch entsteht, dass eine Hebung die rückkehrende Senkung vorbereitet, so sehen wir auch in der Musik Melodien sich dadurch ausbreiten, dass ihr erster Anlauf eine antithetische Umkehrung ihrer Bewegung hervorlockt, ein Mittel, das die Kunst auch auf andern Gebieten wie in der entsprechenden Bildung räumlich entgegengesetzter Richtungen benutzt. Während aber das Metrum nur durch farblose Zeichnung dies aussprach, und die Senkung genau auf den Pfad der Hebung zurückleitete, darf die Musik jene Ausweichungen in die verwandten Tonarten benutzen, durch welche die rückkehrende Thätigkeit eine Spur ihrer Verwandlung an sich trägt, und um so kräftiger und eigenthümlicher den bessern Erfolg begründet, den die neu sich zusammenfassende Kraft später erringt. Es würde nicht schwer sein, auf diese Doppelheit von Gegensätzen, deren zweiter durch den ersten begünstigt, auf höherem Gebiete weilt, jene einfachen den erwähnten metrischen Strophen ähnlichen Musiksätze zurückzuführen, die in dem gewöhnlichen Masse der acht Takte sich vollenden. Diese einfachste Fortpflanzungsweise einer Melodie aus sich selbst kann durch andere eben so natürliche Mittel bereichert werden. Unter passender Benutzung des veränderlichen Zeitmasses, das den Fortschritt der Töne bald eilen, bald zögern lässt, kann die Melodie zuerst flüchtig einzelne ihrer Schritte mit leichtem vergänglichen Schmucke bekleiden; und durch eine innere Ausdehnung vermögen diese Nebenkeime allmählich zu bedeutungsvollen Gegensätzen zu erwachsen, die sich mit dem ursprünglichen Gedanken verschlingen und ihn für Augenblicke vielleicht in andere Harmonien auszuweichen nöthigen.

Endlich, wie die Kraft jeder Entwicklung zunächst an der Bewältigung zufälliger Hindernisse geprüft wird, so kann dem Strome der Melodie ein fremdartiges Element zuerst überraschend eingemischt, sie selbst aber dadurch gezwungen werden, zu seiner Verschmelzung mit ihrem ursprünglichen Bildungstriebe alle Kraft ihrer Beweglichkeit aufzubieten.

Die Baukunst entbehrt viele der Hilfsmittel, welche der Musik zu Gebot stehn, und selbst diejenigen, die sie besitzt, kann sie nicht nach allen Seiten hin erschöpfend benutzen. Zwar man sollte meinen, dass eine Kunst, die in drei Ausdehnungen des Raums alle möglichen Grössenverhältnisse darstellen kann, an ihnen überreiche Mittel besitzen müsste, um die Mannigfaltigkeit der Musik nachzuahmen. Allein Grössen, so wichtig sie auch hier sind, bedeuten in der Architectur doch nichts an sich selbst. Sie kommen nur in Betracht als Masse der strebenden Kräfte, die im Bauwerk walten, und was als Zahlenverhältniss an sich vielleicht einfach, harmonisch, oder von regelmässiger Mannigfaltigkeit ist, kann trotz dem als architectonisches Verhältniss nüchtern, leblos und unbedeutend sein. Legen wir in der Vorstellung ein Bauwerk auf seine Spitze oder seine Seite um, so machen seine Linien, die ihre Symmetrie hier nicht verlieren, keinen Eindruck mehr, sie sind sinnlos für wagerechte Lagerungen, während sie schön waren für die Richtung der Schwere. Wer daher nach psychologischen Ansichten musicalische und architectonische Verhältnisse vergleichen und etwa Dicke des Säulenfusses, Höhe und Verjüngung nach einfachen Zahlen abmessen wollte, würde sich sehr über die Natur seines Gegenstandes täuschen, dessen Massverhältnisse verwickelter sind. Und wenn die Baumeister des Mittelalters den Massen ihrer Dome verwickelte Kreistheilungen und Aehnliches zu Grunde legten, so ist dies zwar für den berechnenden und versuchenden Verstand das nächste Hilfsmittel, einen erkennbaren Geist in das künftige Ganze zu bringen, aber die Schönheit des Vollendeten wird selten ohne unwillkührliche

Abweichung von diesem vorgezeichneten Gerüst entstanden sein. Man darf den Stoff in der Architectur nie als blosses Substrat der Ausdehnung, man muss ihn vielmehr als Masse betrachten, und nur die in dieser schlummernden Kräfte sind die Mittel, mit welchen die Baukunst schöne Wirkungen erzielt. Der Musik nun sind ihre Stoffe, die Töne in ihrer ganzen Gesetzmässigkeit gegeben, die Architectur hat die ihrigen aus der Natur mit Wahl und Umsicht zu entlehnen, und sie wird zu künstlerischer Benutzung nicht alles aufnehmen dürfen, was sonst für die mechanische Ausführung ihrer Werke passend sein würde. Baukunst beginnt erst da, wo der Gegensatz zwischen Trägern und Lasten in irgend einer Weise deutlich die belebende Seele des Ganzen ausmacht, und für diesen Ausdruck müssen die Stoffe gewählt werden. Unsere Häuser, welche nur durchlöcherte Ausdehnungen sind, und jede Erinnerung an die Kraft des verwendeten Materials durch möglichst gleichförmige Tünche verdecken, können nur für Erzeugnisse des dringenden Bedürfnisses gelten. Verlangen wir nun aber, dass die innere wirklich zusammenhaltende Kraft des Bauwerks sich auch im Aeussern zeige, so kommen wir schon bei der ersten Forderung, der Wahl des Stoffes, auf Folgerungen, die in manchem Betracht Anstoss geben mögen. Zwar, dass Holz kein Stoff für höhere Baukunst sei, gibt man leicht zu; in der That ist die Erinnerung an den Vegetationsprocess, durch den es entstand, und der so gänzlich seiner Verwendung im Bauwerk fremd ist, in Jedem zu lebhaft, und wird unterhalten durch die Faserung, die nur selten mit der Richtung übereinstimmt, in welcher die Kunst den Ausdruck lebhaft strebender Kräfte des Zusammenhanges verlangt. Gleichförmige Stein- und Metallmassen, die der Kunst erlauben, an ihnen jede Spur der Entwicklung willkührlich auszudrücken, werden ihr allein geeignet sein, und hier hat sie darauf Rücksicht zu nehmen, die Formen der Gestaltung der Natur derselben anzupassen. Gewiss wird so etwa das Eisen

schlankere Formen durch seine beträchtliche Cohäsion gestatten, als der körnige Stein, der immer bis zu gewissem Grade den Mangel seines Zusammenhangs durch Breite der aufgewandten Massen ersetzen muss. Aber auch die übrigen Eigenschaften des Stoffes dürfen nicht so selbstständig hervortreten, dass sie seine Bestimmung, zu tragen und getragen zu werden, verdecken. Die weissen, lichtzurückstrahlenden Flächen des Marmors mögen eine Last wohl bezeichnen, die breit in der Wirklichkeit Platz nimmt, aber die tragenden Säulen bedürfen in diesem Falle jener Canellirungen, die durch ein leichtes Spiel des Schattens ihre Breite weniger massenhaft und ihre emporstrebende Länge desto vielfältiger hervortreten lassen. Für gothische Baukunst aber, in welcher Last und Träger sich zu dem gemeinschaftlichen Ausdrucke quellenden Wachsthums verschmelzen, worden wir überall einförmig dunkle Stoffe vorziehen müssen. Bunte Farben nun ohnehin haben keinen Sinn für die wesentlichen Theile eines Bauwerks. Vielleicht haben wir, die im Lande des Schattens und des Schnees leben, nicht genug Empfänglichkeit für den Farbenreichthum, mit dem die südlichen Griechen ihre Gebäude bedeckten, vielleicht aber haben wir auch Recht, wenn wir diese Bemalung verschmähen. Denn einmal verlangen wir, dass die festen zusammenhaltenden Skelettheile des Gebäudes sich aller Fremdartigkeiten enthalten, die zu ihrer Bestimmung nichts helfen, und ihre Färbung macht uns denselben verwirrenden Eindruck, den etwa ein Pfauenskelet machen würde, wenn es in allen Farben schillerte, mit denen die Augenpunkte des Schwanzes glänzen. Treten nun die Malereien, nicht nur an den freien Ebenen der Wand und Giebelfelder, sondern an Theilen, die selbst in die Construction wesentlich mit eingehn, als Schmuckwerk auf, so ist uns auch dies zuwider, denn wir müssen verlangen, dass auch die Ornamente in ihrer Gestalt die letzten Ausblühungen der Construction selbst sind. Endlich widersteht uns im Allgemeinen diese Lüge,

mit der die Kunst von aussen auf das Material eine Farbenpracht aufträgt, die weder in der für den architectonischen Zweck benutzten strebenden Kraft der Masse, noch sonst in irgend einer andern ihrer Eigenschaften einen Grund hat. Für die äussere Gestalt des Bauwerks verlangen wir daher Einfachheit und Gleichartigkeit der Mittel, und vor allem Wahrheit derselben. Wollte Jemand Steinmassen mit Metallen verbinden, so wären dies wenigstens verwandte Stoffe, und die im Glanze fast untergehenden Farben der Metalle würden sich bei passender Auswahl leichter als Verklärungen des gröberen Materials fassen lassen, und so könnte vielleicht eine Steigerung von undurchsichtigem Material in den Fundamenten bis zu glänzenderen durchscheinenden Mitteln in den ausklingenden Gipfeln nicht unschön sein. Dieselben Forderungen, die wir hier an die Architectur stellen, richten wir natürlich auch an die Sculptur. Man hat früher mit ganz richtigem Sinne die Bemalung der Statuen für eine Barbarei gehalten; jetzt nachdem sich herausgestellt, dass diese Färbungen eine bei den Griechen sehr verbreitete Sitte waren, hat man bereits angefangen, seine Ueberzeugungen nach dem Geschmacke der Alten umzuändern. Auch die Sculptur muss sich nach ihrem Material bequemen. In der klaren, einförmigen Masse des Steins aber liegen an sich höchstens Kräfte der Gestaltbildung und der Krystallisation; diesen Keim kann allerdings die Kunst ohne zu grosse Unwahrscheinlichkeit so entwickeln, dass statt in die geometrische Regelmässigkeit des Krystalls, sich die Masse vielmehr in die unberechenbare Gesetzmässigkeit einer lebendigen Gestalt einfügt. Aber ein inneres Leben fortwährender Ernährung und beständige Regsamkeit kann man unmöglich in die Masse hineindichten. Und doch kommt es darauf wesentlich an; denn der Mensch ist kein angestrichenes Geschöpf, vielmehr ist seine Färbung nur der veränderliche Ausdruck des flüchtig wechselnden innern Lebens selbst.

Der Architectur steht mithin in ihren Materialien keine

so grosse Mannigfaltigkeit der Elemente zu Gebot, wie der Musik in ihren Tönen. Auch die harmonischen Grundverhältnisse, die sie zur Ausführung ihrer Gedanken benutzt, sind beschränkter. Wir müssen sie in jenen ursprünglichen Lebenstrieben der Massen suchen, durch welche sie auf bestimmte eigenthümliche Weise, und zwar auf eine überall in dem Ganzen eines Werkes festgehaltene, ihre Bestimmung erfüllen, also in den Stylelementen, die sich in der Verknüpfungsweise zwischen Träger und Last zeigen. Deutlich unterschieden treten diese beiden Theile zuerst im griechischen Säulenbau hervor, dessen horizontale Lasten die senkrecht aufstrebende Kraft der Stützen durchschneiden, zwischen beiden keine andere Vermittlung, als die, die sich in der Rückwirkung des Druckes auf die Schwellung der Säule, in der Ausdehnung ihres Knaufes und der Gestaltung der ausladenden Theile zeigt. Denn die vielen horizontalen Schichtungen, welche das Dachgebälk zeichnen, dienen weniger zu einer Vermittlung mit der Säule, als zur vervielfältigten und eindringlicheren Darstellung der ganz andern Richtung, in welcher hier der Zusammenhalt wirkt. Dieser entschiedene Gegensatz, dessen bekannte weit re Einzelheiten wir übergehen, erhält zuerst eine Weiterbildung in den Rundbögen, welche die senkrechte Kraft der Säulen mit der Last vermitteln sollen. Viele Versuche dieser Art sind ohne Zweifel sehr misslungen. Einfache Säulen, besonders wo sie so dicht stehen, als dies meist im Alterthum der Fall war, sind kraftvoll genug, um ohne weitere Vermittlung die Lasten zu tragen. Ihre Verbindung durch Arkaden aber nöthigt zu grösserer Weite der Zwischenräume, wenn die Bögen nicht kleinlich erscheinen sollen; dann aber ist es oft unbegreiflich, wie aus dem schlanken Körper der Säule diese ziemlich massenhafte Kraft des Bogens selbst ausgehn könne, um ihrerseits die Last des Architravs zu tragen. Viele dieser Anwendungen von Arkaden, namentlich wie sie in Basiliken vorzukommen pflegen, machen einen so verwirrenden Ein-

druck; es ist klar, dass der eigentliche Säulenkörper zu schwache Füsse hat, um mit so starken Armen die ungeheuere Last des Architravs halten zu können. Und dies wird durch die spätere Erfindung des Kämpfers nicht wesentlich gebessert, denn wenn er auch eine gewisse Formvermittlung zwischen Säule und Arkade enthalten mag, so erklärt er doch den Ursprung der Kraft der letztern nicht. Man hat daher schon früh die tragenden Säulen verdoppelt, und auf jede nur einen Arm des Rundbogens gestützt; aber eine wesentliche Formenharmonie scheint nur da einzutreten, wo man der Kraft der Säule einen Rückhalt an ungestalteter Masse gab; d. h. wo man einen Theil des unorganischen Mauerwerks, das sonst hinter der Säulenreihe lag, in sie hineinzog, und so einen hinlänglichen Körper schuf, von welchem aus rechts und links die weiterstrebenden Bögen ausgehen: dann erscheinen die Arkaden als der Ausdruck einer aufgesparten und gesammelten Kraft, die in der Masse verborgen lag, und allmählich in andeutenden Ornamenten mehr und mehr hervortritt, um in den einzelnen Säulen, auf denen die innere Bogenwölbung ruht, nur ihren entschiedensten glücklichsten Ausdruck zu finden. Dies ist der Charakter, den allerdings nach vortrefflichen antiken Vorgängen, der romanische Rundbogenstyl in seinen schönsten Monumenten zeigt, und mit dem seine Ornamentistik vollkommen übereinstimmt. Denn von dem architectonischen Schmuckwerke verlangen wir, dass es uns entweder den Charakter der strebenden Kraft in ihrem höchsten Affecte durch einen Reichthum innerlich gegliederter Wiederholungen ausdrücke, gleich den Schaumwirbeln, die der endliche Zusammenstoss der Fluthen erregt, oder dass es in der Ausdehnung der indifferenten Mauermassen uns allmählich aufwachende Triebe der Gestaltung zeige, die immer deutlicher und entschiedener ihrem letzten Ausdruck zustreben, gleich den weit ausgedehnten Furchungen, mit denen die Fläche des Meers den Ort des höchsten Kampfs der Elemente umzieht; gibt es

endlich zwischen diesen streitenden Strömen kleinere Inseln ruhigeren Wassers, so sollen doch auch die leichten Kräuselungen, die ihre Oberfläche bewegen, nur als die letzten feinen Durchschnitte der Richtungen erscheinen, in deren Verlängerung man auf die wahrhaft wirkenden Kräfte stossen würde. So erfüllen die schlanken Säulen, nur in ihren Knäufen zu plötzlichem kräftigen Leben erwachend, den ersten Wunsch, während die Vervielfältigung der concentrischen Rundbögen, die zuerst in der Mauermasse nur angedeutet, dann immer bestimmter hervorgehoben, immer dichter liegend, immer reicher in lebendigen Schmuck ausbrechend, endlich die innere Wölbung scharf begrenzen, dem zweiten ein Genüge thun; und jene Kreisbogenfriese und Lissenen, all jenes Schmuckwerk aus getheilten, verschlungenen und in sich vervielfältigten Rundbögen deutet den Nachhall derselben bildenden Kraft in den scheinbar ruhigen Theilen des Baues an. Noch sehr weit von dieser Schönheit entfernt sind freilich die sehr häufig vorkommenden Anwendungen des Rundbogens in der früheren Zeit dieses Styls. Der Bogen ist hier oft nicht eine hervorspringende reich ornamentirte Form eines constructiven strebenden Bautheils, sondern nur der Contour des Loches, das im Mauerwerk sich befindet. Dadurch werden die Säulen, die die innere Wölbung des Bogens auskleiden, zwecklos, und wirken eben so unangenehm als die andern, welche die Scheidewand paarweis gekuppelter Fenster bilden und über ihrem Kapital auch nichts anders als eine formlose Mauermasse tragen, in die sich ihre aufstrebende Kraft nirgends fortsetzt.

Der gleichförmig steigende und sinkende Kreisbogen bildet ein Styleelement, das durch seine ruhige und gemessene Kraft am nächsten mit der Heiterkeit und Sicherheit griechischer Bauweise zusammenstimmt. Man könnte fragen, ob nicht andere belebtere Formen der Bögen noch höhere Eindrücke bewirken würden. Aber man findet bald, wie beschränkt doch die Auswahl unter geometrischen Formen ist,

die nicht blos als solche, sondern zugleich als Formen eines architectonischen Gestaltungstriebes gelten sollen. Der sarazenische Hufeisenbogen, mit seinen zunächst auseinanderweichenden Armen, ist ohne Zweifel ein belebtes elastisches Gebilde, und gewiss darf seine Federkraft die nach aussen verschlossene Steinmasse maurischer Gebäude gewaltsam zu einem Portal auseinanderdrängen, ohne unschön zu werden. Wie anders dagegen nimmt sich seine Anwendung in der Moschee von Cordova aus, wo die Elasticität der vielen gleich Sprungfedern aneinandergedrückten Bögen nicht nur nach oben tragend wirkt, sondern auch so augenscheinlich spannend nach den Seiten hin, dass man eine plötzliche Explosion durch ihr Zurückschnellen aus ihrer gezwungenen Lage erwarten sollte. Dieser Bogen ist keine bildende, sondern eine zerstörende Kraft in der Masse, und er bedarf jene breite rechtwinklige Einfassung, mit der die Mauren seiner allzu grossen Lebendigkeit Schranken zu setzen suchten. Auch andere elliptische, parabolische und ähnliche Bögen haben keinen bestimmten architectonischen Sinn, so wenig als jene nach oben concaven Ausschweifungen, wie wir sie bei Chinesen finden, und wie sie wohl nur bei Völkern heimisch sein werden, deren Baukunst aus dem Hängewerk von Zelten, nicht aus einem Festbau hervorging.

Von ganz anderer Herrlichkeit ist der Spitzbogenstyl der gothischen Architectur, dessen allgemeinster Charakter in der Verdrängung der todten Lasten und in der Verschmelzung der Träger und des Getragenen zu lebendigem Wachsthum besteht. Nur wenige Züge dieser bekannten Schönheit hat unser gegenwärtiger Zusammenhang zu berühren. Der Spitzbogen eignet sich bei weitem weniger als der Rundbogen zu dem ästhetischen Ausdrucke einer tragenden Spannung, wie gross auch seine mechanische Tauglichkeit sein mag; es würde schwer sein, mit ihm die horizontalen Linien einer Last auf eine lebendige Weise zu vermitteln, und man kann in der That wohl die Frage aufwerfen, ob es der gothischen

Architectur gelungen ist, die Schwierigkeiten ganz zu überwältigen, die hierin liegen. Im Innern freilich haben die Gewölbformen, in den Thürmen die steilen Seiten der Endpyramiden eine schöne Auskunft geboten; aber die grossen völlig unorganisirten Dachflächen des Aeussern versinnlichen zu deutlich eine Last, für die es doch keine eigentlichen Träger gibt, und die nur für nahe Standpunkte hinter der lebendigen Zierlichkeit der Fensterspitzgiebel und Nebenthürmchen verschwindet. Und dennoch glauben wir nicht, dass man diese Dachflächen ganz verdecken dürfte: eine einfachere und homogenere Construction muss allerdings wohl dem Auge hier einen Ruhepunkt gewähren, aber es ist nicht nöthig, dass dies in der Einförmigkeit geschehe, wie häufig bei kleineren Kirchen der Fall ist. Mit diesem lastlos aufstrebenden Charakter der Spitzbögen hängt folgerichtig die Gestaltung der übrigen Bautheile und des Schmuckwerks zusammen. Die Decken, für welche schon der romanische Styl der horizontalen Ueberlagerung einfache Gewölbe oder kreisförmige Kuppeln substituiren konnte, bedürfen einer innern Gewölbgliederung, durch die sie sich noch deutlicher nicht als ruhende Last, sondern als letzte Ausbreitung und Entwicklung der Fundamente darstellen, und so werden anstatt der Consolen in massiven Mauertheilen, oder statt der Rundsäulen, von denen die Arkaden des romanischen Styls noch ausgehen konnten, vielfach gegliederte Pfeiler auftreten. Ihnen gebührt nicht mehr eine kreisrunde Basis, sondern als eine Ansammlung aller der Keime, die sich im Rippenwerke der Gewölbe entfalten, müssen sie vielfach eingeschnittene und unterhöhlte Profile zeigen, deren Vorsprünge durch ihre Grösse die Kraft und Richtung der aus ihnen entspringenden Zweige und so den ganzen Bau des Gewölbes voraus andeuten. Und mit dieser allgemeinen Tendenz, die trägen Massen zum Verschwinden zu bringen, hängt auf bekannte Weise die Bildung der Strebepfeiler und Strebebögen, so wie anderseits jene Ornamentistik auf das Engste zu-

sammen, die überall die gestaltenden Kräfte des Steins in eine Art krystallinischer Vegetation ausblühen lässt. Je trefflicher indessen alle Züge dieser Bauweise zusammenhängen, desto mehr muss man auch an einem ausgeführten Werke einen gewissen Reichthum ihrer Entwicklung verlangen. Freilich öffnet sich uns schon das Herz, wenn wir in einer einförmigen Mauermasse auch nur ein verlornes gothisches Ornament finden; allein als Ganzes sind diejenigen gothischen Bauwerke doch ziemlich unschön, die diesen Styl nackt und ohne seinen wunderbaren Reichthum zeigen. Wie ungeschickt und unbehilflich werden z. B. die Strebepfeiler und ihre Verbindungsbögen mit dem Kerne des Baus, wenn sie in todter Massenhaftigkeit nur ihren technischen Zweck zur Schau tragen! Den Sinn für die schöne Gestaltung des Ganzen sehen wir überhaupt in der gothischen Baukunst nicht ebenso früh und ebenso lebhaft ausgebildet, als den für die strenge architectonische Schönheit des Einzelnen, während umgekehrt der Styl der Renaissance bei aller Verwilderung des Details doch häufig glückliche malerische Massenwirkungen hervorbringt.

Ausser diesen Stylelementen kennen wir keine, die eine durchgreifende Eigenthümlichkeit der übrigen Construction der Bauwerke bedingten. Jener traurigen Werke zu erwähnen, in denen zu massenhaft nichtssagenden Aufhäufungen von Material eine sinnlose Zeit geschmacklose Zierrathen von Consolen, Muschelnischen, Wappen fügte, thut kaum mehr Noth; neue Formen der Baukunst kann man höchstens, auf gewisse Zwecke beschränkt, von solchen technischen Erfindungen, wie von Hängebrücken erwarten, in denen die Last nach unten getragen wird, oder von der Schiffsbaukunst, die sich dem architectonischen Charakter der Zeitalter immer in bemerkenswerther Weise angeschlossen hat.

Fragen wir nun noch, um unserer dritten Forderung zu genügen, nach den Gesetzen der Verbindung dieser Stylelemente zu einem Ganzen, so sind diese weit weniger von

dem Plane des Ganzen unabhängig als die Entwicklungsweisen der Melodien, und wir können über sie kurz sein. Wie die Uebergänge aus einem harmonischen System in das andere, so verlangen auch die von einer Form zur andern vermittelnde Zwischenstufen, und auf vielfältige, oft sehr sinnvolle Weise hat die Kunst aus der quadratischen Grundfläche des Fusses die Rundung der Säule, oder durch das Mittelglied polygoner Entwicklung kuppelförmige Schlüsse der Gebäude entstehn lassen. Neben dieser Motivirung gewinnt aber die Architectur noch durch Zusammenstellungen und Wiederholungen des Gleichartigen eine Ausdehnung ihrer Melodie, die der Musik versagt ist. Hierin scheinen jedoch Klippen zu vermeiden. Jede Vielfachheit gleichartiger Elemente setzt den Werth des einzelnen herab; verlangt man daher übersichtliche Zierlichkeit im Unbedeutenden und Kleinen, so ist sie an ihrem Platze, aber bedeutendere Theile des Bauwerks dürfen nicht in zu grosser Anzahl wiederholt werden, wenn nicht eine belebte Perspective durch diese Reihe, oder ein andrer Gewinn den Verlust ersetzt, der aus der Entwerthung des einzelnen Elements folgt. Die Säulen der griechischen Tempel, an sich von sehr bedeutenden Massen, werden auf der Schauseite noch besonders durch die verschiedene Beziehung gehoben, die sie zu dem allmählich aufsteigenden Giebelfelde annehmen, die Langseite eines mit 13 oder mehr Säulen geschmückten Tempels dagegen macht durch diese Anzahl den Eindruck gewiss nicht überwältigender. Säulenwälder wie in der Moschee von Cordova sind offenbar keine Architectur mehr, deren Ganzes man übersehn könnte, sondern eine in Stein ausgeführte Landschaftsmalerei, deren Durchblicke und Fernsichten auf ihre Weise ergötzen. Besonders unannehmlich wird aber diese Wiederholung des Gleichartigen, wo durch äussere Mittel noch ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht wird, dass man die Exemplare mindestens nach halben Dutzenden zusammenfassen und zählen muss, wie in den durch kleine Rundbögen

verkoppelten Säulenreihen, die häufig noch zu 3 bis 4 in grösseren Rundbögen, wie in besondern Säckchen eingeschlossen, in romanischen Bauwerken oft ein kleinliches Balustradenwerk an die Stelle viel ernsterer Bautheile setzen. Dieser missliche Eindruck wird dadurch erhöht, dass bei so leichten Werken, wie die hier gemeinten Gallerien sind, Säulen mit ihrer ernsthaften Gliederung in Fuss, Schaft, Kapitell überhaupt allzugrossartige Anstalten zu kleinen Zwecken sind, und um so mehr scheint die edle Form der Säule in diesen kleinen Dimensionen gemissbraucht. Ueber viele solche unästhetische Eindrücke lassen uns traditionelle Verehrung, unvermeidlicher Zweck der Bauwerke und manche ausgleichende äussere Gunst der Umgebungen hinwegsehn. Ein antikes offenes Amphitheater mag theils durch die landschaftliche Schönheit der Umgegend, in die es sich als bedeutender Theil einfügt, theils durch die Kühnheit seiner Umrisse im Grossen erhaben wirken; architectonisch aber ist die wenig belebte Formation der Sitzreihen, oder die Bienenzellenbildung der Fenster und Thüren, wie im Aeussern des Coliseo, kein tiefer Gedanke. Jede Vereinigung dagegen, die dieses gleichgiltige Aufreihen der Exemplare an einem Faden vermeidet, und ein dramatisches Zusammenwirken einzelner Gruppen dafür einsetzt, was aber freilich nur selten möglich sein wird, kann eine so organisirte Vielheit in der grössten Ausdehnung benutzen.

Das Ungenügende des Gleichartigen finden wir auch in dem einförmig Stetigen; abgesehen von einzelnen Zwecken der Bedachung oder Befestigung, scheinen Kreisrundungen mit ihrem augenblicklich zu übersehenden langweiligen Geiste von Gesetzlichkeit überall eine viel unlebendigere Form, als die Polygone, in denen individuell hervortretende Seiten von demselben Gesetze viel dramatischer gezügelt werden. Durch diese regelmässigen Polygone wiederholt besonders der romanische Styl in den horizontalen Grundrissen jenen Trieb der Kreisrundung, den er offen nur vertical in der Form

der Portale und Fenster ausdrückt, während die Bedachung wechselnd bald durch kegelförmige, bald durch pyramidale Schlüsse den prismatischen Unterbau vollendet.

Der Fortschritt endlich in der Entwicklung der Melodie müsste im Bauwerk in seiner Höhenrichtung gesucht werden, in der jeder höhere Theil sein entwickelndes Motiv in dem untergelagerten finden soll. Wo das Bauwerk sich dem formlosen Erdboden entwindet, fassen wir es ein mit einer geebneten Fläche, deren Umfang den Hauptumrissen des Gebäudes parallel geht und das erste noch einfache Erwachen der gestaltenden Kräfte theils hierdurch, theils durch mehrere terrassenförmige Wiederholungen andeutet. Die untern Theile des Gebäudes selbst sind nur der passende Ort für die Ablagerung der grossen und schmucklosen Massen, aus denen sich die Mannigfaltigkeit der strebenden Bautheile mit um so grösserem Reichthume des Schmuckwerks erhebt, je mehr die Zerfällung in vielfältige Theile ihnen diese Lust individueller Entwicklung gestattet. Man kann ähnlich wie von der musicalischen Melodie, behaupten, dass Menge und Gestalt der Ornamente in den untern Theilen überall nur den Zweck fester und sicherer Zeichnung der Hauptentwicklungstriebe haben darf, und dass jede Anwendung fehlerhaft ist, die hier schon eine Feinheit und Mannigfaltigkeit des Schmuckes sich erlaubt, die weder durch die nackten Fundamente des Baus begründet, noch durch die weitere Entwicklung nach oben überboten werden kann. Aber auf den Plan, nach welchem das Ganze sich oben abschliessen soll, wird es ankommen, ob dieser Reichthum der Entwicklung nicht auch nach der Höhe eine Grenze hat und sich in strengen dramatischen Schluss der Construction verlieren muss. Dieselbe Nothwendigkeit das Höhere durch das Tiefere zu motiviren, erlaubt uns nicht jede beliebige Uebereinandersetzung der Bauelemente. Ueber Rundbögen von kleinerem Durchmesser sollen nicht andere von grösserem stehn; denn die letzteren haben ästhetisch die Bedeutung grösserer aber weni-

ger bewegter, die ersten die einer kleineren aber angestrengteren Kraft. Ebenso wird man die Dreiecke, welche als Giebel die Spitzbögen der gothischen Architectur umgeben, nicht in den tiefern Theilen spitzere, in den obern stumpfere Winkel bilden lassen; denn die aufstrebende Elasticität wird sich freier und lebendiger entfalten müssen, je höher sie schon wurzelt und je weniger Last sie von oben drückt. Die Pyramiden der Thürme müssen daher spitzer zusammenlaufen, als die Giebel der Portale oder die der Façaden und Mittelkuppeln. So zeigt beispielsweise die Gallerie des Rathhauses von Braunschweig im Kleinen eine schöne Gradation. Ueber sehr flachen Spitzbögen, die jedoch überhaupt mit den höhern Theilen organisch nicht zusammenhängen, wölbt sich über der horizontalen Fensterschwelle zuerst ein Rundbogen, auf den zwei von kleinerem Durchmesser aufgesetzt sind. Diese Theile umschliesst nach oben ein Spitzbogen, selbst von dem noch spitzeren Giebeldreieck bekrönt. Dagegen mag es erlaubt sein zu zweifeln, ob die Strebebögen des gothischen Styls, die mit der Verticale einen weit grösseren Winkel zu bilden pflegen, als die Seiten der Giebeldreiecke oder der Spitzbögen, die übrige Formenschönheit dadurch nicht beeinträchtigen. Aehnlichen Ueberlegungen folgend haben schon die Alten, wo sie Säulen über Säulen stellten, die untern im ernsten dorischen, die höhern im weicheren ionischen oder korinthischen Style gebildet.

Wir haben länger bei Musik und Baukunst verweilt, weil Sculptur, Malerei und Poesie uns wenigere Veranlassung zu ähnlichen Bemerkungen bieten. Denn sie alle, wie verschieden auch sonst, bringen nicht ein ungestaltes Material in eine ganz der Kunst eigenthümliche Form, sondern entlehnen ihre Gestalten der wirklichen Welt der Ereignisse: die ersten, indem sie ein einzelnes Bruchstück festhalten, in welchem nicht die Darstellung selbst, sondern nur die durch sie angeregte Phantasie des Beobachters die Erinnerung an diese formellen Gesetze erregen kann; die letzte kann zwar

vollständig alles schildern, aber ihr fehlt der Stoff jener beiden, und so bleibt die Erfüllung unserer Forderungen in ihnen allen dem Plane und Gedanken des Ganzen überlassen. Hiervon könnte nur die Malerei mit ihrer Farbenwelt auszunehmen scheinen; allein wie schon in der Baukunst die geometrische Bedeutung der Formen nur in Betracht kam, so fern sie Ausdrücke einer strebenden Kraft waren, so sind die Harmonien der Farben noch vielmehr dem Sinne des Dargestellten untergeordnet, und auf ihn kommt es an, ob Monotonie oder glanzreiche Abwechselung wirksamer sein werden. Nur die Landschaftsmalerei stimmt mehr mit den früher betrachteten Künsten überein, denn obgleich ihre Wirkung von der Zusammenfassung der Elemente zu einem abgeschlossenen Bilde abhängt, so ist in ihr doch kein eigentlicher Plan zu finden, der abgelöst von den allgemeinen Formen der Zusammenfassung deutlich ausdrückbar wäre. Sie hat dagegen in anderer Hinsicht eine andere Stellung als die übrigen Künste. Versenken wir uns mit ihr in die unbewussten träumenden Regungen des Naturgeistes, der in stillem Wirken seinen Erzeugnissen wunderbare, bald streitende, bald zusammenstimmende Formen gibt, so haben wir meist an der Wahrheit genug, mit welcher die Darstellung uns sein geheimnissvolles Walten verräth, und wir verlangen nicht, dass das Dargestellte zugleich schön sei. In dieser Wahrheit nun sehen wir allerdings einige unserer Forderungen als die Mittel der Wirkung, aber die Kunst stellt diese Hindeutungen nicht in eigenthümlichen künstlerischen Formen dar, sondern durch sinnvolle Benutzung der Elemente, in denen die Natur selbst sie ausdrückt. Sehen wir also, wie hier die allgemeinen Gesetze, die eigensinnig individuelle Wirklichkeit und der zusammenfassende Plan des Naturlaufes zum Ausdruck kommen.

Gemälde haben den Vortheil, die Unvollständigkeit des Bruchstücks der Welt, das sie hervorheben, einfach durch ihre eigene Begrenzung anzudeuten. Ueber den Rahmen hin-

aus, der sie umschliesst, setzt sich die unermessliche Welt fort. Aber zur bestimmteren Erinnerung daran muss auch die Vertheilung des Dargestellten einige Rücksichten nehmen. Hierin liegt zuerst der Grund, warum nicht die Mitte eines Landschaftbildes durch die Gegenstände eingenommen werden soll, die mit der meisten Kraft unsere Aufmerksamkeit anziehn; sie verlangen vielmehr eine excentrische Stellung, denn es ist eine unwahrscheinliche Absichtlichkeit für den Beobachter, dass er sich genau in dem Visirpunkte der Welt befinde, von dem aus sie in symmetrische Hälften zerfiele, und eben so unwahr für den Gegenstand, dass um ihn als Mittelpunkt sich die übrige gleichgiltige Welt anlege. Man wird leicht bei unbefangener Betrachtung finden, dass jeder Durchblick durch ein Gebüsch wirkungsreicher ist, wenn er ausser dem Mittelpunkt der Landschaft in einer sonst vernachlässigten Richtung eine neue Welt unerwartet öffnet, als wenn er gerade auslaufend, was sich von selbst verstand, nur die dritte Dimension der Ausdehnung veranschaulicht. Eine Baumgruppe wird ziemlich eitel und herausfordernd in der Mitte stehn, während sie ausserhalb ihrer eine anmuthige Unberechenbarkeit in das Ganze bringt. Aus gleichen Gründen ist die Anfüllung der Seitentheile besonders zu berücksichtigen. Da wo der dargestellte Gegenstand an der Begrenzung des Rahmens aufhört, ist es um so nöthiger, seine nicht darstellbare weitere Fortsetzung durch neue Anfänge bestimmt zu versinnlichen; entweder durch bedeutende Bildungen des Bodens und Gesteins oder neue Fernsichten und Wege in ein verschlossenes Waldgebiet, in dessen Dunkel die Phantasie weiter schweifen kann. Und dies gilt auch für andere Malerei. Man soll uns keine Schlachtgemälde liefern, die nur im Mittelpunkt einen wohlgeordneten Knäuel von Gestalten in einer sonst leeren Gegend zeigen; um nicht eine Balgerei zu sein, bedarf ihr Kampf der Andeutung, dass er Theil eines grossen und auch die nicht sichtbare Ausdehnung der Erde noch mit erfüllenden Streites ist.

Neben dieser Erinnerung an das umfassende Weltganze, in das die einzelne Landschaft sich einfügt, verlangen wir aber in ihr eigenthümliche Lebendigkeit der Bildungen, die sich dem schlummernden Naturgeist entringen, und hier muss es uns darauf ankommen, jede nackte Symmetrie zu vermeiden, welche das Einzelne nur als beiläufigen Beziehungspunkt für allgemeine Gesetze, und nicht als eine volle markige Wirklichkeit erscheinen liesse. Nichts ist langweiliger als jene kegelförmigen oder muldenförmigen Landschaften, die symmetrisch in der Mitte Gipfel oder Vertiefung, an den Seiten der Gegend das Entgegengesetzte zeigen; die Umrisse einer Bergkette werden um so nichtssagender, je mehr sie dieser Gesetzlichkeit der Stellung sich nähern. Allein daraus folgt nicht, dass völlige Asymmetrie das Bessere sein werde; einen wahreren Zug der Natur finden wir vielmehr darin, dass ihre durchdringenden Gesetze allerdings wohl künftigen Erscheinungen die ausgezeichneten Orte feststellen, an denen sie auftreten sollen; die Punkte des räumlichen Weltalls, in denen die Natur zu hervorragenden Gestalten ausbricht, mögen immerhin in einem symmetrischen Netze liegen und die geordneten Durchschnittspunkte wirkender Mächte bezeichnen; aber die eigne Lebendigkeit der Dinge schlägt dagegen zurück, und sucht sich von der Gewalt des Allgemeinen wenigstens durch die ganz eigenthümliche Form ihrer Gestaltung zu befreien, mit der sie jene leeren Plätze ausfüllt. Darin also würde die malerische Symmetrie bestehn, dass die Hauptmassen allerdings auf symmetrische Punkte fallen, dass sie aber in Gestalt und Sinn vielmehr different und contrastirend sind. Da wo die Faulheit unsers schematisirenden Verstandes beim Ueberblick der Gegend eine blosse Wiederholung des Früheren erwartet, soll sie vielmehr überrascht werden durch die unberechnete Neuheit, mit der an der berechneten Stelle die Gewalt des träumenden Naturgeistes unerschöpflich andern Ausdruck findet. Allerdings würde es schwer sein, die Schönheit der Anordnung einer Landschaft

überall deutlich auf diese Grundlage zurückzuführen, und zwar dies desshalb, weil jene ausgezeichneten Punkte in der Landschaft und ihre gegenseitige Entfernung für die ästhetische Betrachtung nicht ganz nach demselben Masse gemessen werden können, welches eine geometrische Untersuchung anlegen würde. Dennoch wird man bei näherer Ueberlegung finden, dass der malerische Contrast nicht in der Gegenüberstellung einer ausgezeichneten Masse und des vergleichungsweise Leeren, nicht zum Beispiel im Gegensatz eines schroff abfallenden Berges und einer davor liegenden Fläche besteht; jede hervorspringende Gestalt ist vielmehr ein Ruf, der irgend woher eine Antwort, wenn gleich eine unerwartete, und nicht ein gleiches Echo, verlangt. Deswegen werden wir symmetrische Gegensätze von Bergen und Gebäuden, Ruinen und Baumgruppen sehr häufig als werthvolle Elemente der landschaftlichen Composition vorfinden, so wie umgekehrt die Leblosigkeit symmetrischer Gegensätze von Berghöhen schon dadurch gemildert wird, dass die antwortende nicht völlig in Höhe und Gestalt der zuerst betrachteten gleichkommt. In gleicher Weise bildet ein schlanker Thurm keinen Contrast mit der Fläche des Erdbodens, aber wohl mit der breiten Masse eines Gebäudes, die seinem aufwärts strebenden Triebe einen nicht minder energischen, aber völlig anders gearteten gegenüberstellt. Und hieraus lässt sich zugleich begreifen, wie der Contrast an sich nur ein malerisches, nicht ein architectonisches Princip ist, wie er aber dennoch, mit Vorsicht und aus dem stetigen Entwicklungsplane eines Gebäudes selbst herausgearbeitet, das Höchste und Reichste darstellt, was architectonische Lebendigkeit noch ertragen kann, ohne vor Ueberfülle innerer regsamer Kräfte in das einheitlose gährende Treiben landschaftlicher Natur zu verfallen. Jene Minarete, die über flachen Massen emporsteigen, sind bei aller graziösen malerischen Wirkung, die sie im Gegensatz zu vielgegliederten Kuppelsystemen machen, doch keine architectonisch mit dem Uebrigen verschmolzene

und berechtigte Theile des Bauwerks, während Thürme an der Façade einer Kirche mit einem System von Kuppeln oder Gewölben, welche in minderer Höhe die breite Masse des Baues krönen, einen äusserst malerischen und dabei doch streng architectonischen Contrast bilden können.

Das Vorige galt der Nebeneinanderstellung der Gegenstände auf Einer Fläche; aber unendlich grössere Wirksamkeit erlangt die Landschaft durch das Hineinziehen der dritten Dimension, der Tiefe. Wir versetzen uns auf eine doppelte Weise in die Regungen des Naturgeistes, den wir hier bewundern. Denn zuerst verschmelzen wir uns mit jeder einzelnen Gestalt und ihren innerlichen Zuständen; wir fühlen die frische Kraft der Vegetation nach, wie sie in jedem charakteristischen Baumwuchse sich eigenthümlich dehnt und ausbreitet; wir empfinden die stumme in sich versunkene Ruhe mit, in der die massigen Schichten des Sandsteins lagern, oder die empörte Kraft, mit der gehobene Basalte in gewaltsamen Wendungen sich über einander verwerfen, die ruhelose Beweglichkeit endlich, mit der der eingeschlossene See gegen seine Ufer kämpft. Aber ein zweiter grösserer Genuss liegt in der Auffassung der Beziehungen und Verwandtschaften, in denen dies mannigfaltige Leben sich überall durchdringt; sie aber gelingt uns nur, indem wir die Standpunkte unserer Betrachtung wechseln, und von jedem sichtbaren Punkte der Landschaft aus die übrige Gegend überblicken. So schweift auf dem Bilde wie an der Natur selbst unsere Einbildungskraft beweglich über den Umrissen des Landes hin; in jede heimliche Einbuchtung des Berges, in jede trauliche Zurückgezogenheit belaubter Thäler dringen wir ein, und die mannigfachen Gefühle stetiger Fortbewegung, plötzlicher Sprünge oder anmuthiger freier Wendungen, lieblichen Umschlossenseins oder weiter Fernsicht, drängen wir zu einer Gesammtanschauung des Lebens zusammen, das in der ganzen Gegend sich ausspricht. Und in solchen Wanderungen sind wir fast allgegenwärtig; wir stehen auf

dem Gipfel der Berge, die tiefe Ebene betrachtend, und finden uns zugleich in dieser wieder, den eigenthümlichen Eindruck geniessend, den jener Standpunkt auf diesem macht, und so geht uns der Reichthum der Landschaft dadurch auf, dass jeder Punkt ein Spiegel des Uebrigen ist, und dass für jeden die unendlichen Verschiebungen der Umgebungen neue reizende Ansichten gewähren. Dadurch ist die Natur ein Bild des Gemüths, in dem unzählige Gedankenreihen sich durchkreisen, Gestalt, Färbung und Zusammenhang mannigfach wandelnd, wie die Wege verschieden laufen, auf denen die Erinnerung sie durchschreitet.

Hierauf hat die Landschaftsmalerei bei freien Compositionen oder bei Wahl des Aufnahmepunktes für wirkliche Gegenden zu achten. Der Beschauer muss den zufälligen Standpunkt, den ihm der Maler dem Gemälde gegenüber gegeben hat, mit immer neuen in der dargestellten Landschaft selbst befindlichen vertauschen können, ohne befürchten zu müssen, dass von ihnen aus der geistige Ausdruck der Gegend sich verflache, oder eintönig überall sich gleiche. Hierzu aber führt unter Anderen der Reiz des Halbverhüllten, aber doch klar Angedeuteten. Ganze Höhenreihen hinter einander aufzuschichten, bringt keinen Vortheil, denn sie zeigen der Phantasie nur die Aussicht, oftmals auf und eben so oft absteigen zu können; eine Durchsicht dagegen, die uns einen eigenthümlichen neuen Charakter eines halbverborgenen Thales eröffnet, gewährt ihr unerschöpfliche ahnungsvolle Beschäftigung. Eben so wenig taugen jene steilen Perspectiven, mit denen die Kindheit der Landschaftsmalerei eine grosse Fülle von Bergen, Ebenen, Städten und Ländern zum Hintergrunde irgend einer bedeutungsvollen Handlung machte; sie nähern sich dem mässigen Genusse, den eine Landkarte gewährt, in der alle Faltungen des Bodens entwickelt sind und die gegenseitigen Lagen der Orte allzu offen vorliegen, um unsere Einbildungskraft zu selbständiger Weiterdichtung einer angefangenen Gegend aufzufordern.

Mit diesen allgemeinen Betrachtungen glauben wir freilich nur den geringsten Theil der landschaftlichen Schönheit angedeutet zu haben. Denn, um das wenigstens flüchtig zu berühren, was unserm gegenwärtigen Zusammenhange fremder ist, schon jedes natürliche Element, das in der Darstellung verwandt ist, hat seine eigenthümliche Bedeutung und Nothwendigkeit. Die starren und todten Formationen der Gebirge werden nicht nur einer Belebung durch Vegetation bedürfen, sondern noch darüber hinaus werden die befreienden und lösenden Elemente des Wassers und der Luft mit mannigfaltiger Beweglichkeit nöthig sein, um in dem Anblick einer Landschaft alle Bedürfnisse des Gemüths zu befriedigen, ja selbst das thierische Leben wird sich hinzudrängen müssen, um uns den Genuss lebhaft entgegen zu bringen, dessen diese Form der Erde fähig ist. Daneben stehn die Spiele der Beleuchtung und die gewählten Augenblicke aus dem allgemeinen kosmischen Leben der Natur, die der Kunst mancherlei besondere Pflichten der Zusammenstellung und Ausführung auferlegen, aber ihr auch Gelegenheit zur Enthüllung eines tiefsinnigen Naturlebens geben, das der Zeichnung unbewegter Umrisse immer fremd bleibt. Niemandem endlich entgeht es, wie die verschiedenen Anordnungsweisen der natürlichen Mannigfaltigkeit Grundlage eigenthümlicher poetischer Eindrücke sind, die wir zu den Zwecken landschaftlicher Darstellungen rechnen müssen. Die sandaufwirbelnde Ebene von Ilium, nur fern von mythischen Bergen eingefasst, und durch das gestaltlos vielgestaltige Meer nach der übrigen Welt hingewendet, erscheint uns als der passende Boden epischer Geschichten mit ihrer ruhigen unablässigen Wiederkehr gleicher Lebensläufe, für welche die Natur eigenthümliche Schauplätze zu schaffen keinen Grund hat; jene lieblich motivirten Gegenden, in denen ein sinniger Zug der Senkung oder Erhebung in vielförmigen Wellen ausklingt, gewähren der lyrischen Bewegung des Gemüths eine freundliche Stätte, während das harte Aneinanderrücken schroffer

Gebirgsstöcke und die steil abfallenden Schluchten, Symbole tiefer Trennung des widerwillig Zusammengedrängten, uns nur die Heimath schnell reifender dramatischer Geschicke vor Augen stellen.

IV.

Aus den allgemeinen Elementen, deren wir bisher gedacht, hat die Kunst endlich das Schwerste zu vollbringen, einen Körper für die individuelle Seele ihres Werkes zu bilden. Wie wenig wir nun im Stande sein würden, zur Entwerfung seiner Umrisse ihr hier die Hand zu führen, so können wir doch die allgemeinen Typen bezeichnen, innerhalb deren ein sich zusammenschliessender Organismus möglich ist, wir können wenigstens Zahl und Bedeutung der Glieder angeben, die er bedarf und deren sinnige Verflechtung wir von dem belebenden Hauche des künstlerischen Geistes erwarten. Schon früher haben wir bemerkt, dass wir auch in der Gestaltung des Planes, der den Sinn des Kunstwerks bezeichnet, eine Andeutung unserer drei Anforderungen verlangen, und die Erfüllung dieses Wunsches wollen wir jetzt im Einzelnen betrachten.

Auch in der Entwicklung ihres individuellen Gedankens lässt die Musik die allgemeinen Weisen des Weltlaufs deutlich für das Gefühl hervortreten, aber ihr Verfahren ist hier weniger geeignet in Worte gefasst zu werden, und wir gehen mit wenigen Andeutungen bei dieser reichen Quelle künstlerischer Schönheit vorbei. Die Erinnerung an allgemeine Gesetze, die neben der reizenden Entwicklung der einzelnen Melodie bald drohend bald begünstigend einen unermesslichen Weltlauf beherrschen, wird durch die harmonische Begleitung kraftvoll festgehalten, und erst seit ihrer Ausbildung hat die Musik einen universellen Charakter gewonnen. Schüchtern, wie die erste Schifffahrt den Küsten folgte, hat man zuerst in den einfachsten consonirenden Intervallen die Me-

lodie begleitet, als ginge sie zu Grunde, wenn momentan der Kreislauf der ewigen Gesetze anderes oder mehr wollte, als ihre einsame ungestörte Entwicklung. Den Charakter des Lebens errang sie erst, als man ihr zumuthete, sich gegen die Dissonanzen selbst zu erhalten, mit denen der Lauf der Naturordnung ihre eigne Entfaltung zuweilen durchschnitt, und da wurde es auch offenbar, dass ihr Blühen nicht allein die Welt füllte, sondern dass neben ihr tausend zurückgedrängte andere Melodien in demselben Grunde der Harmonie schlummerten, von dem zuerst sie allein getragen und gehoben schien. Als diese Mannigfaltigkeit klingend durchbrach, war das zweite erreicht, eine Welt der Entwicklungen, in denen mancherlei Triebe der Sehnsucht und der Gestaltung sich eben so durchschlingen, wie tausend verschiedenartige Geschöpfe auf dem gleichen Erdboden ihr fröhliches Leben führen, mit wunderbaren Verwandtschaften, Neigungen und Abneigungen. Diese Fülle zu zügeln, ohne welche keine wahre und ergreifende Kunst sein kann, ist das dritte Bedürfniss, und auch hier sehen wir dieselben Meinungen walten, mit denen wir sonst den Lauf der Entwicklungen in der Welt betrachten. Denn bald in strophischem Hinundwiederschwanken sehen wir einzelne Melodien sich antworten, ohne dass aus dem Rhythmus ihres Gesprächs ein Ergebniss quölle, so wie die Welt ewig sich dreht und in ihrem Kreisen ein Genüge hat; bald sehen wir von einem keimartigen Anfange die Melodie stetig sich entfalten und in grösseren Reichthum ausdehnen, so wie eingestreute Zwischenfälle ihrem Flusse anmuthige Windungen geben: eine Emanation, die die ursprünglich vorhandene Kraft ausströmen und an dem Widerstand eines gestaltlosen Aeussern Ursache zu begrenzender Gestaltung finden lässt. Aber das vollendetste Bild des Lebens ist jene Weise zerstreuter Anfänge und ihrer Zusammendrängung, die anerkennt, dass keine endliche Erscheinung der Quell der Entfaltung für das sein kann, das für die Kunst die Welt bedeutet, dass viel-

mehr von den verschiedensten Seiten her ursprünglich strebende Kräfte sich begegnen, zuerst fremdartig, staunend über einander und sich bekämpfend, dann im Laufe der Entwicklung die innere Verwandtschaft ihres Wesens erkennend, und zu der Verherrlichung eines gemeinsamen Zieles in endlicher Durchdringung sich verschmelzend. Die Fülle ursprünglich lebendiger Mannigfaltigkeit hat die Kunst hier zusammengefasst, indem sie allzu verwegene Strebungen in feste Zusammenwirkung band.

Die Säulen eines Tempels hat nicht ihr inwohnender Gestaltungstrieb in die gerade Linie einer Reihe gestellt, ein theilnahmloses Gesetz der Regelmässigkeit tyrannisirt sie vielmehr. Je einfacher und je symmetrischer der Grundriss eines Gebäudes ist, je deutlicher der Parallelismus seiner Seiten hervortritt, je gleichmässiger die Höhenausdehnung der Theile ist, desto weniger können wir in solchen Anordnungen ein quellendes inneres Leben, eine gestaltende Idee sehen; wir finden vielmehr eine Form, die wie die des Krystalles nur einem allgemeinen Gesetz der Anlagerung jedes Theils an jeden andern folgt, aber keine, deren letzte Umrisse sich deutlich als ein organisirtes und abgeschlossenes Ganzes erwiesen. Eine Schauseite des Gebäudes besonders zu entwickeln, war freilich schon den Griechen nothwendig, aber diese erste Durchbrechung eines leeren architectonischen Schemas zu einer belebten und gegliederten Gestalt reicht nicht aus, um die Bedürfnisse der Kunst zu befriedigen. So sehr wir im Einzelnen eine Erinnerung an allgemeine Gesetze wünschen, so sehr scheuen wir im Ganzen des Kunstwerks ihre Herrschaft, und so scheint uns jede Epoche, welche die Baukunst der späteren Zeiten durchlaufen hat, etwas zur Erfüllung ihrer Aufgaben hinzugefügt zu haben. Die Zwecke der Bauwerke und die technischen Schwierigkeiten haben sich oft vereinigt, um das zu erzeugen, was den Forderungen der Schönheit gemäss war. Die Bestimmung der Basiliken schied in ihr Gegenden von verschiedenem Werth,

und wenn gleich der Parallelismus ihrer Begrenzungen blieb, so wurden doch die Säulenreihen in lebendigeren Gegensatz zu den Tribünen gebracht, oder durch Arkaden verbunden gewährten sie belebte Perspectiven, die dem Blicke eine bestimmte Richtung nach dem Haupttheile des Gebäudes gaben. Die Kuppelbedachung der Byzantiner nöthigte dann, zu ihrer Herstellung das einfache Schema jener Reihenanordnung aufzugeben, und zum ersten Male ausser den Rundbauten, die in anderer Hinsicht wenig genug dem Sinne der Baukunst entsprechen, trat das Innere des Gebäudes als ein centralisirender bedeutender Kern hervor, um welchen die Systeme der Nebenkuppeln eine lebendige Gliederung entfalteten, und dadurch ward zugleich der Unterbau genöthigt, eigenthümliche Durchkreuzungen und Mannigfaltigkeiten der Perspective zuzulassen, durch die der Reichthum des gestaltenden Triebes allmählich zum Ausdruck kam. Wir halten dies für einen wesentlichen Punkt, wesentlich wenigstens für jedes Gemüth, das in unserer Zeit gebildet ist. Wir wollen nicht, dass man uns einen noch so schönen regelmässigen Salzkrystall für das Höchste der architectonischen Kunst ausgebe; von einem Bauwerke verlangen wir, dass es eine Welt sei, in der es eine innere allmählich erst sich dem Sinne aufschliessende und doch in ihren Hauptzügen sogleich deutliche Unendlichkeit gibt; wir wollen mannigfaltige Pfade, in die wir uns verlieren können, mancherlei Standpunkte, von denen der Bau des Ganzen sich mit geheimnissvoller Regelmässigkeit verschiebt; wir wollen verborgene verhüllte Gegenden, in deren Durchforschung unser Blick mit dem Anfange nicht auch schon das Ende erreicht. Es ist möglich, dass man dieser Ansicht vorwirft, ein landschaftliches Princip zu einem architectonischen zu machen, wir aber glauben damit nur die allgemeine Forderung eines inneren Reichthums auszusprechen, ohne den keine Kunst ihr Höchstes erreicht. Und vielleicht gilt diese Forderung von der Architectur in besonderem Grade; denn sie hat die Welt darzu-

stellen, die der Mensch sich selbst schafft, um darin zu wandeln. Wir lieben aber nur die Welt, die in unerschöpfter Mannigfaltigkeit unserer sehnenden und sinnenden Phantasie immer neue Wege gestattet, und die zu allen jenen Begehungen, mit denen stille Gedanken unser Gemüth erfüllen, eine mitfühlende Umgebung bildet. Wie heimlich sind uns jene alten Wohngebäude schon mit ihrem nur verworrenen, nicht gedankenvollen Plan, und wie sehnen wir uns in den Häusern dieser Zeit irgend einen Winkel zu finden, einen Corridor, einen Vorplatz, der nicht an dem allgemeinen diffusen Licht und der inhaltlosen Aufrichtigkeit unserer Bauriase Theil nähme! Allerdings nun werden diese Wünsche mehr in der Anlage der Städte oder in dem Baue der Burgen mit ihren mannigfaltigen Bestandtheilen befriedigt werden können, aber auch in einfacheren Unternehmungen hat die spätere Baukunst, zum Theil mit sehr einfachen Mitteln, wie in der prächtigen Halle der Abencerragen in der Alhambra dieses malerische Element geltend gemacht. Die gothische Architectur hat in der überkommenen und weiter entwickelten Kreuzform ihrer Dome ein eben so einfaches als gewaltiges Mittel, dieses Durcheinanderstreben sich entgegenkommender Gestaltungstriebe auszudrücken, die in der Kreuzung der Längs- und Querschiffe sich durchschneiden, und es wäre nicht unmöglich, diese gegenseitige Durchsetzung verschiedener, selbst in abweichenden Stylelementen sich bewegender Triebe noch weiter zu verfolgen, wenn man für ihre endliche Zusammenwirkung zu einem Gedanken die passenden Uebergänge und einen genügenden Schluss zu finden weiss.

Kommen wir endlich zu der Seele, welche diese mannigfaltigen Gestaltungstriebe zu einem individualisirten Ganzen zusammenfasst, so hat auch hier die Kunst wie die Natur, nur mit dem steigenden Reichthum der Mittel und Formen die höchsten Organismen hervorgebracht. In dem griechischen Tempel ist die Höhenausdehnung der Theile, in

welcher zumeist die abgestufte Bedeutung der einzelnen Bauelemente sich zeigen müsste, sehr gleichförmig und bei der mangelnden Centralisation haben auch die meisten Theile ziemlich gleichen Werth und tragen eine ununterschiedene Bedachung, in welcher die innere Gliederung des Gebäudes nicht hervortritt. Die flachen Kuppeln der alten Byzantinischen Baukunst zwingen durch ihre technischen Schwierigkeiten zu einer allzu massenhaften und schwerfälligen Construction der stützenden und den Seitendruck verhütenden Massen; wie schön und imposant ihre Wirkung im Innern oder aus der Ferne sein mag, sie geben dem Gebäude zu leicht das Ansehn eines Teiges, der Blasen wirft. Rundbildungen sind nirgends im krystallinischen Gefüge der Massen begründet, und sind ästhetisch von nicht grösserem Werthe. Ausserdem ist die Stellung der Kuppel bedenklich; deckt sie die Mitte eines massenhaften Bauwerks mit flacher Wölbung, so ist dies ästhetisch keine imponirende Anstrengung der strebenden Kräfte, wie gross auch die technische Tragkraft sein mag; und überdies ist die geometrische Mitte ein allzu gesetzlicher und mechanisch ausgeklügelter Platz; so wie das Herz nicht in der Mittellinie des Körpers liegt, so möchten wir auch diese Haupttheile des Gebäudes etwas unberechenbarer angeordnet sehn. Kuppeln in höher gestreckten Curven gebildet, und durch polyedrische Substructionen aus der übrigen Masse hervorgehoben, vermeiden unstreitig den ersten Fehler; aber ohne eine solche ausgedehnte Nebenmasse allein hingestellt sind sie eben so misslich, als wenn sie aus dieser motivirt werden sollen. Die Kuppel von Sct Peter, bei aller Schönheit, die wir ihr an sich nicht rauben wollen, auf welche Weise geht sie organisch aus der übrigen grossen und hässlichen Masse der Kirche hervor? Diese Schwierigkeiten, den Höhenabschluss der Gebäude mit den Trieben der Construction in stetigen Entwicklungszusammenhang zu setzen, finden wir dagegen in der gothischen Baukunst und in manchen schöner Denkmälern der mauri-

schen Zeit beseitigt. Die Einführung der Thürme hat hierzu wesentlich mitgewirkt; denn in ihnen waren Theile des Gebäudes gegeben, in denen der Trieb zur Entfaltung nach oben durchaus frei sich entwickeln konnte, ohne durch den Zweck, eine bestimmte Last zu tragen, darin gehemmt zu sein; die Befriedigung dieses Strebens aber gestattete nicht nur dem Hauptkörper des Gebäudes, in geringerer Höhe und mit grösserer Breite über dem Mittelraume sich zusammenzuschliessen, sondern die Form der Thürme erlaubte bei dem Hange der gothischen Bauweise, eine unendliche Menge kleinerer Triebe sich von dem Stamme ablösen und selbstständig ausklingen zu lassen, den gewaltigen Aufschwung in den Hauptthürmen durch schwächere Vorandeutungen desselben Strebens in der Masse des Bauwerks zu motiviren. Der Plan des Kölner Domes kann als vortrefflichstes Beispiel der Erfüllung dieser Wünsche gelten. Mit prächtiger Lebendigkeit streben die Arme des Kreuzes durcheinander; durch die Mannigfaltigkeit ihrer Fenstergiebel und Nebenthürmchen den aufwärtsstrebenden Sinn des Ganzen schon verrathend, schlagen sie im Punkte ihrer Durchkreuzung in eine vereinigte höhere Welle zusammen, die schon in der edelsten Form den Gestaltungstrieb des Ganzen zeigt, und die Belebung der Dachflächen, die bereits durch die Kreuzung begonnen war, fortführt, obgleich vielleicht nicht ganz vollendet. Diese Kuppel hat eine leichte Excentricität ihrer Stellung gegen den Chorschluss zu, und sie dient selbst als eine vortreffliche Motivirung der Hauptthürme, deren plötzliches Aufstreben ohne sie in dem langen Körper des Gebäudes nicht hinlänglich vorbereitet scheinen würde. Wie vielfach nun auch dieser Plan abgeändert werden kann, ein allgemeiner darin liegender Gedanke scheint uns nothwendig. Man kann die Bestimmung des Gebäudes, einen innern Raum überwölbend zu umschliessen, nicht mit der andern zusammenfallen lassen, den grössten Ausdruck strebender Kraft zu geben. Die Thürme, zur Vertheidigung nach aussen, wie sie denn

zuweilen noch ihren Ursprung aus der Befestigungskunst verrathen, oder zur Hindeutung auf ein höheres Ziel bestimmt, bedürfen einer abgesonderten Stellung, und ihre Aufbauung über dem Kerne des Gebäudes erscheint uns immer widersinnig, sobald sie nicht in die Form einer breiten Kuppelwölbung übergehn. Eben so unpassend aber ist die Errichtung eines einzigen Thurmes über den Hauptportalen; er mag darauf immer fest stehn können, aber er verdeckt und stört die freie Entwicklung der Stirnseite, und überdies ist es ästhetisch unwahr, die grössten aufwärts strebenden Massen auf ein Loch zu gründen.

In der Gestaltung ihrer Werke ist die Baukunst zwar wohl durch einen Zweck bestimmt, ohne dass jedoch in diesem eine nähere Vorbildung der Formen läge, durch die er zu erfüllen wäre. Die lebendige individuelle Gestalt eines Gebäudes ist daher ein ursprüngliches Erzeugniss der Kunst; die Sculptur dagegen findet diese Arbeit von der Natur schon gethan, und hat nur deren schöne Gestalten treu nachzubilden und zum Ausdrucke eines geistigen Inhalts zu verwenden. Allein wer sagt uns, welche Gestalt des menschlichen Körpers schön sei, wenn nicht ein natürlicher oder gebildeter Formensinn, der aus der Menge der vorkommenden Gestalten, also doch nacherschaffend, diejenigen wählt, in denen seine Phantasie die Züge verwirklicht sieht, die er dem Lebendigen geben würde, wenn er im Falle wäre, es gleich Werken der Architectur selbst zu schaffen? So liegt daher auch der Sculptur eine wenn nicht erfindende, doch auffindende und wählende Thätigkeit zu Grunde und sie wird diejenigen Formen darstellen müssen, in denen die Natur selbst jenen Forderungen Genüge thut, die wir an alle Schönheit richten. Gedenken wir zuerst der allgemeinen Gesetze, so werden wir sie hier in der Festhaltung der Formverhältnisse wiederfinden, die allem Lebenden gehören, und diese hat die Kunst in derselben Richtung zu idealisiren, in welcher die Natur selbst sie in ihren edelsten Geschöpfen

immer mehr ausbildet. Ein Verständniss der Bedeutung der Glieder ist hier der Kunst eine unentbehrliche Voraussetzung, denn aus ihm, und nicht aus der Erfahrung allein muss sie jenes künstlerische Ideal erzeugen, das mehr ist, als der durchschnittliche richtige Typus einer Gattung. Werfen wir nur einen flüchtigen Blick auf die Reihe der thierischen Geschöpfe, so sehen wir die Ausbildung des Körpers hauptsächlich darauf hinausgehn, die Empfänglichkeit des Geistes für die äussere Welt und die Herrschaft über sie sowohl, als über die kleinere Welt des Leibes selbst nicht nur zu sichern, sondern auch auszudrücken. So tritt aus der unentschiedenen Masse des Körpers immer deutlicher das Haupt, die Hülle des herrschenden Willens in einen gemessenen Gegensatz zu dem übrigen Leibe, weder dumpf in ihn zurückgezogen, wie in Crustaceen, noch allzu beweglich wie bei schwachsinnigen Insekten an fadenförmigem Stiele baumelnd, Festigkeit vielmehr und Freiheit gleichmässig vereinigend. Und diesem Geiste, dessen Sitz es bildet, gehört eine stille und geräuschlose Herrschaft über die Welt, nicht eine solche, die mit grossem Lärm und ungeheurem Aufwande von Mitteln zum Fahnden der äussern Dinge nur die Anstrengung verriethe, die sie machen muss. Deswegen nützt es nichts, sondern es ist hässlich, den Kopf übermässig zu vergrössern; mit dem Zunehmen des Gehirnklosses, den die Seele zu ihren Verrichtungen braucht, nimmt unsere Achtung vor dem Zauber ihrer Gewalt ab; deswegen dürfen nicht glotzende Augen in die Ferne starren, wie in Furcht, dass die Dinge ihnen entlaufen; ruhig unter der Wölbung ihrer Höhlen sind sie vielmehr gewiss, das Fernste dennoch zu beherrschen; und ebenso wird Niemand in der Vergrösserung der Ohren und der Nase einen entscheidenden Ausdruck lebhafter geistiger Empfänglichkeit sehen. Alle diese Organe entkleidet die Natur in ihren höheren Geschöpfen der abenteuerlichen Verlängerungen und Auswüchse, die in den niedern wohl vorkommen, und drängt sie ohne Aufsehn in einen

kleinen nicht in die Aussenwelt vorspringenden Raum zusammen. Die ersten Versuche der Sculptur zeichnen sich gewöhnlich durch das Kolossale der Köpfe aus, eine rohe Symbolik; die schöne Kunst der Griechen verkleinerte sie fast unter natürliches Mass und that daran sehr weise. Auch in den Organen der Bewegung verfährt die Natur ähnlich; niederen Geschöpfen gibt sie wohl eine Anzahl von Fangarmen mit Saugnäpfen, Warzen und Wimpern, ohne Knochen und Gelenke einer widerlichen Verdrehbarkeit fähig; aber in den höchsten beschränkt sie diesen Aufwand der Mittel, mindert die Anzahl der Glieder überhaupt, und besonders die der gleichen und ähnlichen, sie verringert jene schlenkernde Beweglichkeit einer zu grossen Anzahl von Gelenken, und lässt diese nur in den Fingern der menschlichen Hand in verkleinertem Massstabe fortbestehn, während sie die Füsse der Insekten noch in vielen zusammenknickenden Theilen bildet. Durch diese Sparsamkeit gewinnt sie den andern schönen Erfolg, die wenigen übrigen Glieder zu grösserer Fülle und Rundung auszudehnen, und so sehen wir Arme und Beine der menschlichen Gestalt bis in ihre äussersten Grenzen von dem warmen Pulse des Lebens durchdrungen, während die dünnen Beine der Insekten uns wie äusserlich angeschnallte Stelzen vorkommen, in deren fadenförmige Dimensionen sich unmöglich eine organisirende Kraft erstrecken könnte. Widerstehn uns aber jene magern Gestalten, wie sie oft die Kindheit der Sculptur, auf den Ausdruck der nothdürftigsten Mittel der Bewegung bedacht, hervorbrachte, so dünken uns nicht minder unschön die Anhäufungen träger Stoffe, die in den Gliedern keinen Trieb der Thätigkeit mehr verrathen. Ich habe nie begriffen, warum die Maler in ihren Christuskindern diese widerliche Massenanhäufung im Zellgewebe der Kinder nachahmen; handelt es sich doch ohnehin hier um ein Kind des Wunders, das der gemeinsten Naturnothwendigkeit der thierischen Oekonomie zu überheben doch wohl angemessen sein würde. Und wären diese

Bildungen noch durchaus naturgetreu! Meistens aber zeigt ja ohnehin das Gesicht einen geistigen Ausdruck, der naturgemäss erst lange später und zu einer Zeit auftritt, wo mit der Entwicklung des Geistes auch die leiblichen Glieder sich in schlankere Formen dehnen. Dieses Verständniss der Organisation nun wird den Künstler bewahren, von den Typen der natürlichen Gattung in solche Gebilde abzuschweifen, wie jene indischen Götzen, die in ihrer Ohnmacht vervielfältigter Arme bedürftig sind, um die Welt zu lenken; aber es wird ausserdem ihm wesentlich nöthig sein zur Erfüllung der zweiten an ihn gerichteten Forderung, auf der Grundlage dieses richtig verstandenen Typus, welchen selbst darzustellen, unter seiner Aufgabe wäre, eine charakteristische, individuelle Schönheit zu entwerfen. Denn hieraus allein vermag er zu beurtheilen, welche Grösse und Fülle, welche besondere Bildungen und eigenthümliche Entwicklungen er den einzelnen Theilen geben darf, ohne aus den Grenzen der Schönheit auszuschweifen, oder welche Züge vorangegangner Uebung, Thätigkeit oder Anstrengung er an seinen Gestalten noch in deutlicher Ausprägung hervortreten lassen darf, ohne sie zu einem Genre herabsinken zu lassen, dessen gemeine Naturwahrheit keine ewige Festhaltung in der Dauer des Steines verdient. Nach solchem Verständniss der menschlichen Gestalt wird er nicht mehr glauben, wie wir in einer neuern Kunstlehre wiederholt finden, dass die Sculptur in dem männlichen Körper ein gleichschenkliches Dreieck anbete, dessen Grundlinie die Schultern, in dem weiblichen eine Ovale, deren grösster Querdurchmesser die Hüften verbindet; er wird vielmehr auch in dieser Formverschiedenheit den geistigeren Gegensatz einer völlig befreiten nach oben strebenden Kraft und einer reizenden Fesselung an die Macht der Schwere erkennen, über deren Gebundensein sich desto geistiger die übrigen Formen des Körpers entwickeln. Wir gehen hier vorüber an Betrachtungen, die auch sonst schon eben so richtig als anregend gemacht worden sind;

die Art, wie die griechische Sculptur für jeden individuellen Charakter ihrer Götterwelt den wahren und vollendeten leiblichen Ausdruck fand, würde sonst reichen Stoff darbieten, unsere allgemeinen Bemerkungen ins Einzelne zu verfolgen. Es bleibt nur noch ein Wort zu sagen über die Handlung, die Situation, das dritte, was die Sculptur zu leisten hat, und wozu sie jene typisch individualisirten Gestalten verflicht.

Wir sprechen hier nicht von der geistigen Bedeutung des Gedankens, den sie darstellen will, sondern nur von dem, was die charakteristische Aufgabe der Sculptur ist, von der sinnlichen Ausprägung desselben. Der geistige Gehalt eines Ereignisses bedarf nicht des steinernen Bildes, um verstanden zu werden; öfter vielmehr dieses der Mitwirkung der Rede; wollen wir dennoch eine plastische Darstellung, so ist es weil sie allein uns zeigen kann, wie jene innerliche Bedeutung einer Handlung sich in den Umrissen des Körpers verräth. Und hierin liegt nichts Kleines. Denn wie gern verweilen wir in dem Raume, den eine grosse oder geliebte Seele geheiligt hat, indem sie in ihm jene tausend kleinen Anordnungen traf, aus deren Ueberblick auf unberechenbare Weise das volle sprechende Bild ihres Lebens und Thuns uns entgegentritt? Wie viel mehr werden wir die Bewegungen des Gemüths angedeutet sehn wollen in jener kleineren Welt des Leibes, in jenem treuen Begleiter unsers unsterblichen Theiles, der beweglicher und gefügiger als die äussere Welt, jeder Erschütterung sich anschmiegt, und jede leise Regung wieder gibt, dessen Wohl und Weh eben so dem Horizont unsers innern Lebens bestimmte Färbungen gibt, wie jede Bewegung unsers Herzens auf seine mitfühlende Kraft entladen wird? Deswegen wird die Sculptur entweder das Nackte oder doch solche Verhüllungen bilden, die fähig sind, der Bewegung des Körpers zu folgen und sie zu verrathen. Sie wird keine solche symmetrische Stellung wählen, in welcher der Körper in vollständigem Gleichgewicht ist, sondern wenigstens eine leise Verschie-

bung des Schwerpunkts vorziehen, um an der Dehnung oder Erschlaffung der einen, dem anschwellenden Gegendruck anderer Theile sowohl die Gebundenheit des Körpers unter die allgemeinen Gesetze der Masse, als die sinnige Regsamkeit fühlen zu lassen, mit der er dennoch die Mängel der äussern Umstände ausgleicht. Hierzu reichen die einfachsten Stellungen hin, selbst die völlige Ruhe einer hingegossenen Gestalt wird uns durch die verschiedene Anspannung, Wölbung oder Auflösung der Glieder ein eigenthümliches Gefühl der freundlichen Sympathie erwecken, mit der dieser getreue Leib im Dienste der Seele ihr Leiden und ihre Freude, ihre Erschöpfung und Kräftigkeit theilt. Vielleicht, wenn wir hier recht sehen, liegt es sogar in der Aufgabe der Sculptur, bei so einfachen Situationen stehen zu bleiben; denn darin beruht der geheimnissvolle Zauber der menschlichen Gestalt, dass wir in allen ihren Umrissen die strebenden und mitfühlenden Kräfte empfinden, die dem ganzen inneren Leben der Seele getreu zur Seite stehn; diese unendliche Schönheit der Sinnlichkeit wird uns dagegen überall verkümmert, wo wir den Körper in gewaltsamer Anspannung für ein bestimmtes Ziel thätig sehn, das unbedeutend aus der Ganzheit des Gemüthslebens heraustritt. Deswegen wünschen wir den Statuen wenig Lärm der Handlung und Situation; ein einfaches Spiel mit der Gewandung, in deren Handhabung die Eigenthümlichkeit des Gemüths sich ausdrückt, irgend eine jener einfachen Thätigkeiten des Schmückens und Spielens werden uns viel mehr Gelegenheit geben, die volle Harmonie der Gestalt zu bewundern, als jene Kraftstücke der Ringer, oder des Laokoon, diese unvergleichlichen Sünden der schönsten antiken Sculptur. Verwickelte Gruppirungen und Situationen mischen mehr ein malerisches Princip in die Sculptur, und sie gehören höchstens dem Basrelief, zu dessen Ausbildung in der wesentlichen Aufgabe der Sculptur keine Nöthigung liegt; diese wird nur darauf achten müssen, dass die Stellung der Glieder uns nicht unorgani-

sche, von der Wirkungsweise lebendiger Kräfte undurchdrungene Figuren darstellt, wie die dreieckigen oder trapezoidalen Christuskinder, die man so oft gemalt sieht.

Sehen wir ab von dem begreiflichen Sinne, den ein Gemälde in seinem Inhalt darstellt, und ebenso von dem geistigen Hauche einer künstlerischen Conception, welche die in ihm verborgene Fülle der Schönheit zur Entfaltung bringt, so bleiben uns sehr wenige allgemeine Regeln der Composition übrig, die wir von der Malerei beobachtet wünschen, obgleich eine grosse Menge technischer Maximen sich mit hinlänglicher Allgemeinheit würde ausdrücken lassen. Die Gestaltung des Hintergrundes übernimmt es in der Malerei, an die umfassende Weltordnung zu erinnern, in welche der dargestellte Gegenstand sich einfügt, und der Maler wird wohl zu beachten haben, ob die Handlung, die er gewählt, eine sorgsam detaillirte Zeichnung der umgebenden Welt verträgt, oder ob sie genügsam in sich selbst, nur eine der Localtöne entkleidete Andeutung erfordert; ob ferner die dargestellte Gemüthslage und Leidenschaft wirksamer aus einer ähnlich gearteten Umgebung motivirt, oder besser mit einem anders fühlenden Hintergrund in Contrast gestellt werden kann. Aber auch, wo der Gegenstand noch so sehr eine Vereinsamung des Schauplatzes und seine Abschliessung von der übrigen Welt verlangte, wird der Künstler uns doch nie ohne die Andeutung eines Weges lassen dürfen, der zu ihr zurückführt, geschähe es auch nur durch einzelne Lichtstrahlen oder Streifen des Himmels, die irgend eine Lücke mit ihrer tröstlichen Gegenwart füllen. So wie wir im Leben Platz für alle und jede Art unsrer Regsamkeit brauchen, so gehört, noch ganz abgesehn von den besondern Bedürfnissen des jedesmal gewählten Gegenstandes, ein angemessenes Verhältniss zwischen den Gestalten und dem leeren Raume des Schauplatzes auch zu den Nothwendigkeiten der Kunst; eine Forderung, gegen die so viele neuere und ältere Gemälde fehlen, indem sie z. B. jeden Winkel einer be-

schränkten drückenden Architectur so mit Gestalten füllen, dass man vergeblich fragt, wo die Luft bleibt, die sie respiriren sollen. Ja selbst für die Darstellung einzelner Gestalten würden wir ähnliches wünschen; denn wenige Situationen nur werden für sich so bedeutsam und verständlich sein, dass wir bei ihrem Anblicke nicht auch eine Andeutung des übrigen Lebenskreises und der Umgebungen verlangten, in denen die Gestalt sich sonst bewegt. Aus ihrer Kenntniss erst wird ein genügender poetischer Hintergrund für die Gestalt hervorgehn, ein bedeutungsreicherer, als jene Teppiche und Vorhänge, gegen deren dunklen Grund sich freilich eine sterbende Kleopatra reizend abhebt, die aber doch eigentlich nur dazu dienen, den überflüssigen Raum des Grundes wieder hinwegzuschaffen, und dadurch anzudeuten, dass die ganze Aufgabe, so gefasst, nur der Sculptur gehören würde, die jenen verbindenden Hintergrund nicht kennt.

Verlangen wir nun von der Malerei, dass sie uns auf diesem erinnerungsreichen Grunde lebendige charakteristische Gestalten vorführe, so lässt sich doch weder über ihre Bildung noch über die Anordnung ihrer Stellung Allgemeines sagen. Denn beide hängen zu sehr von dem Sinne des Ereignisses ab, dessen Verflechtung dargestellt wird. Man könnte sich daher höchstens auf jene Gemälde beziehen, die ohne irgend eine hervorstechende Begebenheit zu zeigen, nur den Reiz schöner Körperformen in mannigfaltiger Bewegung zur Anschauung bringen wollen. Allein diese Bilder stehen schwerlich so auf der Höhe der Kunst, wie manche Künstler neuerdings wieder gemeint haben, unbefriedigt von den Gewohnheiten des heutigen Lebens, die dieser nackten Naturschönheit allerdings den Spielraum zu sehr verengen. Sie werden überdies kaum auf einem andern, als auf einem mythologischen Boden gedeihen, der noch anerkannt auch dem vollen Leben zu Grund liegt; denn einestheils wird die nothwendige charakteristische Mannigfaltigkeit der schönen

Körperlichkeit, die hier vor allen Dingen die mangelnde Tiefe des historischen Geistes ersetzen müsste, nur in den typischen Gestalten einer Götterwelt zu finden sein; anderseits aber wird die Malerei hierin nur dann beträchtlich mehr als die Sculptur leisten, wenn sie nicht nur Bewegungen bildet, die wie die statuarischen, in der Welt der Schwere möglich sind, sondern wenn sie alles mährchenhafte Schweben göttlicher Wesen in sich aufnimmt. Und selbst wenn sie uns nur im Schwimmen den eigenthümlichen Reiz der Bewegung in dem weichen Flüssigen versinnlicht, wird sie wenig leisten, sobald sie uns nur badende Menschen vorführt, und nicht das besondere Lebensgefühl dieser Lage in Nereiden oder Nixen verkörpert. Die Schönheit der Stellungen und Bewegungen im Einzelnen zu beurtheilen, würde auch dann nur aus dem bestimmten Charakter der einzelnen Figuren gelingen, und darin freilich war die griechische Kunst glücklich, dass sie auf ihren Basreliefs, um nur an eines zu erinnern, schon in den Bacchischen Mythen allein eine reiche Mannigfaltigkeit von Gestaltengruppen vorfand, deren jede eine besondere lebendige Weise des Naturgenusses durch eben so charakteristische Bewegungen ausdrücken konnte. Im Allgemeinen aber dürfen wir wohl nur an die bekannte Schlangenlinie der Schönheit erinnern, um anzudeuten, wie fruchtlos es sein würde, für die Bewegungen und Stellungen der einzelnen Gestalten unabhängig von ihrem Sinne Regeln zu geben.

Soll endlich die Composition unsere dritte Forderung erfüllen, und die Menge ihrer Gestalten zu einem Ganzen verbinden, so treffen hier die allgemeinen Züge der poetischen Wahrheit des Inhalts besser mit den formellen Bedingungen zusammen, die wir aufstellen können. Sobald es sich um Ereignisse von grösserer Wichtigkeit handelt, verlangt der anschauende Blick auch eine Mehrheit verbundener Gestalten. Selbst wenn die darzustellende Begebenheit ohne ihre Mitwirkung begreiflich ist, bedürfen wir doch einer An-

deutung darüber, wie das Ereigniss in der übrigen Welt fortwirkt, für die es nicht verloren ist; und wie sein Sinn und seine Bedeutung von verschiedenen Charakteren vielfach abweichend aufgefasst und wiedergegeben wird. Dies ist nicht nur eine Erleichterung für die Erschütterung unsers eignen Gemüths, das von einer Fülle sich durchklingender Empfindungen bewegt, gern diese an fremden anschaulichen Gestalten ausgeprägt sich gegenübertreten sieht, sondern es gehört zur Wahrheit der Ereignisse selbst, die nicht im leeren Raume geschehen. Verführt durch Vorliebe für eine falsche Einfachheit hat weniger die Malerei, desto öfter aber die Dichtkunst übersehen, dass in einem Kunstwerke es allerdings auch eine füllende Folie geben muss, die mit der Haupthandlung nicht auf unlösbare Weise verbunden ist, sondern für diese zufällig, doch dem Eindruck des Ganzen nothwendig ist. Und so haben wir über manche dramatische Arbeiten zu klagen, nach deren Anlage man annehmen müsste, dass Gott nach einem seltsamen Sparsamkeitsprincipe nur genau so viel Personen in die Welt gesetzt habe, als nöthig sind, um durch Verwicklung ihrer Beziehungen eine Katastrophe unter sich einzuleiten, an der sonst Niemand einigen Antheil nimmt, weil eben Niemand weiter da ist. Wie ganz anders hat Shakspeares gewaltiger Geist die grossen Schicksale mit einem unerschöpflichen Reichthum von Nebenereignissen und untergeordneten Gestalten umflochten, mit einer Welt, von deren mannigfacher charakteristischer Empfänglichkeit jene Geschicke auf tausendfach verschiedene Weise beleuchtet zurückstrahlen, und an deren ungestörter Fortdauer sie nach ihrem Vorüberrauschen noch weitgehende und umfassende Nachwirkungen zurücklassen! — Versuchen wir nun, für die Anordnung dieser Gestaltenfülle Gesichtspunkte aufzustellen, die von der besondern Natur des dargestellten Inhalts unabhängig sind, so begegnen wir zuerst jener pyramidalen Gruppirung, die man sonst als unverbrüchliches Gesetz der Composition betrachtete. Verbin-

det man mit ihr den Sinn, dass die Hauptfigur oder Hauptgruppe überall den Mittelpunkt des Gemäldes einnehmen solle, so dürfen wir wohl entschieden widersprechen. Wie in der Landschaftsmalerei, so auch hier ist diese Stellung allzu berechnet und absichtlich; gern geben wir zu, dass sie angewandt sei bei vielen kirchlichen Gemälden, die uns geradezu dem Himmlischen gegenüberstellen, uns also in den Mittelpunkt der Welt blicken lassen; aber profane Darstellungen werden durch eine Excentricität ihrer Hauptfiguren besser die historische Natürlichkeit andeuten, durch welche diese in irgend ein Bruchstück der Welt gesetzt worden sind. Noch weniger können wir eine symmetrische dreieckige Zuspitzung der Gestalten nach oben und nach der Mitte des Bildes schön finden; gebieterisch schiene dann vielmehr das Auge noch zwei entsprechende obwohl sich minder erhebende Anfüllungen der Seitentheile zu verlangen. So kämen wir auf eine Dreiheit von Gruppen, die wir nun in der That als einen wirksamen Bestandtheil sehr vieler schöner Gemälde vorfinden, ohne freilich an sie als eine nicht überschreitbare Zahl die Composition binden zu wollen. In dem allgemeinen Charakter der meisten Handlungen, die überhaupt grössere Gestaltenfülle fordern und vertragen, liegen aber einige Züge, die auf diese Dreiheit vorzugsweise hindeuten. Denn meistens wird die dramatische Kraft einer Situation darauf beruhen, dass zwischen zwei entgegengesetzte Gewalten ein Drittes eintritt, sei es als Opfer ihres Streits, oder als versöhnende Mitte, Wirkungen von beiden Seiten empfangend, oder sie auf verschiedene Empfänglichkeiten ausstrahlend. Selten dagegen wird der Contrast zweier Gruppen allein dargestellt schön sein, wo nicht das gemeinsame Ziel, nach dem sie streben, oder das Erzeugniss ihres Kampfes, von dem sie sich wegwenden, ebenfalls in anschaulicher Gestalt uns vor Augen tritt. Diese dem Sinne entlehnte Gruppirung, einer gleichgiltigen Umschliessung durch unentschiedne Gestalten noch fähig, bedarf natürlich keiner

geometrischen Abgemessenheit der Stellungen; hier ist vielmehr nur darauf zu achten, dass die Menge der Figuren in einzelne Gruppen und Massen gesondert deutlich heraustrete, und dann eben so sehr, dass diese einzelnen Gruppen nicht verbindungslos gelassen werden, sondern durch bewegte Gestalten in die ihrem Sinne zukommende Verknüpfung gesetzt werden. Die Malerei hat hier eine ähnliche Klippe zu vermeiden, wie wir früher eine der Architectur drohen sahen. Sie soll nämlich nicht eine Menge von Gestalten hinstellen, in denen zwar der Eindruck eines Ereignisses sich auf höchst mannigfache, aber doch vereinzelte Weise ausspricht. Nicht neben der andern soll jede Gestalt für sich und nur in ihrer Weise die Gemüthserschütterung zeigen, in welche sie das Ereigniss versetzt, als wären eben so viele, nur verschieden gefärbte Gläser symmetrisch aufgepflanzt, um das Bild eines Lichtes zu reflectiren; vielmehr müssen einzelne von ihnen die Mittelpunkte kleinerer Katastrophen bilden, um welche die andern in lebendiger Theilnahme sich bemühen, ohne dadurch von ihrer gemeinsamen Beziehung auf den Sinn des Ganzen abgewandt zu werden. Hierdurch wird nicht allein an die Stelle monotoner Stellungen eine dramatische Lebendigkeit der Zeichnung treten, sondern auch die Wahrheit des Gegenstandes wird gewinnen, denn durch diese Zusammenhänge der unbedeutenderen Gestalten mit denen, auf welche die Bedeutung des Ereignisses zunächst fällt, wird ihre Gegenwart überhaupt begründeter erscheinen. Ohne diese Hilfe einer Schöpfung untergeordneter Centra würde es, obwohl sie hier weniger bestimmt hervortreten, Leonardo da Vinci kaum gelungen sein, aus dem in Bezug auf Anordnung der Gestalten so ungünstigen Gedanken des Abendmahls das zu bilden, was wir in seinem Gemälde bewundern.

Hat es uns nun in unsern bisherigen Betrachtungen schon oft verlockt, von den abstracten und armen Kunstbedingun-

gen abzuschweifen, deren wir gedenken wollten, und den schönen Inhalt der Kunstwelt mit in den Kreis unserer Ueberlegungen zu ziehn, so würde dies noch mehr im Gebiete der Poesie der Fall sein. Wir schliessen daher hier diese Abhandlung, deren Zweck, die Wirksamkeit dieses Kreises ganz formaler Bedingungen der Kunstschönheit zu zeigen, vielleicht nicht ganz verfehlt ist und freuen uns bei einer andern Gelegenheit auf jene inhaltsvollen Ideen einer künstlerisch durchgeistigten Weltansicht einzugehn, deren lebendiger Hauch freilich erst dieses starre Gerüst von Formen mit blühender Schönheit zu überkleiden vermag.

Druck von E. A. Huth in Göttingen.

Geſchichte

der

Wiſſenſchaften in Deutſchland.

Neuere Zeit.

Siebenter Band.

Geſchichte der Aeſthetik in Deutſchland.

AUF VERANLASSUNG
UND MIT
UNTERSTÜTZUNG
SEINER MAJESTÄT
DES KÖNIGS VON BAYERN
MAXIMILIAN II.

HERAUSGEGEBEN
DURCH DIE
HISTORISCHE COMMISSION
BEI DER
KÖNIGL. ACADEMIE DER
WISSENSCHAFTEN.

München.
Literarisch-artiſtiſche Anſtalt
der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1868.

Geſchichte

der

Aeſthetik in Deutſchland.

Von

Hermann Lotze.

AUF VERANLASSUNG
UND MIT
UNTERSTÜTZUNG
SEINER MAJESTÄT
DES KÖNIGS VON BAYERN
MAXIMILIAN II.

HERAUSGEGEBEN
DURCH DIE
HISTORISCHE COMMISSION
BEI DER
KÖNIGL. ACADEMIE DER
WISSENSCHAFTEN.

München.
Literariſch-artiſtiſche Anſtalt
der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1868.

Inhalt.

Seite

Erſtes Buch.

Geſchichte der allgemeinen Standpunkte. . . . 1

Erſtes Kapitel. Die Anfänge der Aeſthetik durch Baumgarten, Winckelmann und Leſſing.

Baumgartens Anknüpfung an Leibnitz. — Die präſtabilirte Harmonie. — Die Empfindung als verworrene Erkenntniß. — Aeſthetik als Logik der Empfindung. — Baumgartens Scheu vor dem Heterokosmiſchen. — Winckelmanns Verdienſte. — Sein falſcher Begriff von dem Ideal des Schönen. — Neigung zur Allegorie. — Nach Leſſing Schönheit der einzige Zweck der Kunſt. — Beginnender Streit über Form oder Inhalt als Sitz der Schönheit. — Nach Leſſing das Schöne nicht in bloßer Form beruhend 3

Zweites Kapitel. Kants Grundlegung der wiſſenſchaftl. Aeſthetik.

Apriorische Elemente in der theoretiſchen und in der praktiſchen Vernunft. — Kritik der Urtheilskraft als entſprechende Betrachtung des Allgemeingültigen im Gefühl. — Subjectivität des Geſchmacksurtheils. — Das Schöne, das Angenehme, das Gute. — Schön, was ohne Intereſſe gefällt. — Schön, was ohne Begriff allgemein gefällt. — Kein objectives Princip des Geſchmacks möglich. — Schönheit Zweckmäßigkeit ohne Zweck. — Freie Schönheit allein reine Schönheit; eben deshalb von geringem Werth. — Größeres aber nicht rein äſthetiſches Intereſſe der anhängenden Schönheit. — Vertheidigung Kants gegen Einwürfe Zimmermanns 31

Drittes Kapitel. Herders Hervorhebung der Bedeutſamkeit im Schönen.

Mißverſtändliche Angriffe auf Kant. — Das Schöne gefalle nie ohne Begriff. — Ueber das Symboliſche als Grund äſthetiſcher Eindrücke. — Herders Neigung zur Allegorie. — Begründung des äſthetiſchen Wohlgefallens auf Sympathie. — Mangelhafte Anknüpfung des Schönen an das Gute 70

Viertes Kapitel. Schillers Vermittlung zwiſchen Schönheit und Sittlichkeit.

Architectoniſche Schönheit der menſchlichen Geſtalt. — Die menſchliche Geſtalt als Ding im Raume. — Ueber das Verhältniß zwiſchen der räumlichen Erſcheinung und dem ſittlichen Innern. — Künſtliche Schwierigkeiten hierin und ihre Auflöſung. — Die Handlungen als Ausdruck der ſchönen Seele. — Schillers Anſichten über die rein formale Natur des Schönen 87

Seite

Fünftes Kapitel. Die Weltſtellung der Schönheit im Idealismus Schellings.

Rückkehr der Philoſophie zur Aufſuchung des Weltplans. — Die Welt für Fichte verſinnlichtes Material der Pflicht. — Das Abſolute Schellings und die Schematiſirung der Welt. — Vorbildliche und nachbildliche Welt. — Worin das Schlimme der Endlichkeit liegt. — Zergliederung des Begriffs vom Unendlichen. — Die vorbildliche Welt hat nur idealen, die nachbildliche mechaniſchen Zuſammenhang ihrer Theile und Ereigniſſe. — Unterſcheidung des Schönen vom Seienden überhaupt. — Ob Schönheit den Urbildern oder den Nachbildern zukommt. — Vertheidigung Schellings gegen die Zumuthung einer vorweltlichen Aeſthetik 112

Sechſtes Kapitel. Die Phantaſie als Schöpferin des Schönen bei Solger und Schleiermacher.

Solgers Ideen in Gott. — Schöpferiſche Thätigkeit Gottes; Verſtändniß der Schönheit durch die nachſchaffende des Menſchen. — Mangelhafte Unterſcheidung des gemeinen und des höheren Erkennens. — Logiſcher Formalismus Solgers. — Unvollkommne Beſtimmung der Phantaſie. — Schleiermacher. — Krauſe. — Schopenhauer . . . 151

Siebentes Kapitel. Hegels Einordnung der Schönheit in den dialektiſchen Weltplan.

Sinn der Dialektik überhaupt. — Nicht die Begriffe ändern ſich dialektiſch, ſondern der Inhalt, der ihnen untergeordnet iſt. — Verſuch, ſich dieſer Dialektik durch eine dialektiſche Methode zu bemächtigen. — Ihre drei Wurzeln und ihr Mißverſtändniß. — Aeſthetiſcher Character der Dialektik Hegels. — Aeſthetik als Theil des Syſtems. — Mangelhaftigkeit aller Naturſchönheit verglichen mit der Kunſtſchönheit. — Unvollkommene Beſtimmung der äſthetiſchen Elementarbegriffe . . 168

Achtes Kapitel. Innere dialektiſche Gliederung der Aeſthetik durch Weiße und Viſcher.

Sinn des Ausdrucks Idee bei Weiße und Differenz von Hegel. — Die drei Ideen des Wahren, des Schönen und des Guten. — Das Reich des Schönen als geſchloſſene Selbſtentwicklung der Idee der Schönheit. — Ueberſicht der hier unterſchiedenen Entwicklungsſtufen. — Die äſthetiſche Begriffswelt, die Kunſt, der Genius. — Andere Anordnung bei Viſcher 196

Neuntes Kapitel. Rückkehr zur Aufſuchung der wohlgefälligen Urverhältniſſe des Mannigfachen bei Herbart.

Die bisher ungelöſte Aufgabe der Aufzeigung deſſen, was unter den Begriff der Schönheit fällt. — Herbarts philoſophiſche Zuſchärfung der Aufgabe. — Zweifelhafte Annahme durch ſich ſelbſt gefallender Verhältniſſe ohne reale Bedeutung. — Das äſthetiſche Urtheil und das Gefühl. — Subjective und objective Gültigkeit des Schönen. — Erklärung gegen den Vorſchlag einer rein formalen Aeſthetik . . . 225

Zweites Buch.

Geſchichte der einzelnen äſthetiſchen Grundbegriffe. . . 247

Erſtes Kapitel. Verſchiedene Arten des äſthetiſch Wirkſamen.

Gradunterſchiede der Schönheit überhaupt möglich. — Das Angenehme, das Schöne und das Gute als Glieder einer und derſelben Reihe. —

Seite

Alle Gefühle gehören dem Gebiet der Aesthetik an. — Das Aesthetische subjectiver Erregung. — Das Angenehme der Sinnlichkeit, das Wohlgefällige der Anschauung, das Schöne der Reflexion 249

Zweites Kapitel. Vom Angenehmen der Empfindung.

Aesthetischer Werth der einfachen Sinnesempfindung. — Ton und Farbe. — Die Höhenskala der Töne. — Der Grund der Consonanzen und Dissonanzen. — Die Schwebungen nach Helmholtz. — Unzulänglichkeit blos physiologischer Begründung. — Herbarts psychologische Deduction der Consonanz. — Harmonien der Farben. — Parallelisirung der Farben und Töne durch Unger. — Complementärfarben nach Brücke. — Geruch und Geschmack 265

Drittes Kapitel. Das Wohlgefällige der Anschauung.

Die Zeitgrößen und der Takt nach Herbart. — Verschiedenheit der zeitmessenden modernen Musik und der gewichtmessenden metrischen Recitation. — Aesthetischer Werth des Metrischen überhaupt nach Moriz und Wilh. Schlegel. — Der goldne Schnitt als allgemeines ästhetisches Gesetz räumlicher Gestaltung nach Zeising und Fechner. — Aphorismen über Figuren, Symmetrie und Gruppirung. — Die intellectuellen Verknüpfungsformen des Mannigfachen: Consequenz, Verwicklung, Spannung, Ueberraschung und Aehnliches 294

Viertes Kapitel. Die Schönheiten der Reflexion.

Das Erhabene nach Kant, Solger, Weiße, Vischer. — Grundgedanke und verschiedene Formen des Erhabenen. — Das Häßliche nach gewöhnlicher Meinung. — Weißes dialektische Gleichung zwischen Schönheit und Häßlichkeit. — Das Häßliche nach Vischer und Rosenkranz. — Das Lächerliche nach Kant. — Die Erklärungen des Lachens. — Jean Paul's irrige Erklärung des Komischen. — Definition von Fr. Schütze. — Dialektische Stellung des Lächerlichen bei Vischer und Bohtz 324

Fünftes Kapitel. Die ästhetischen Stimmungen der Phantasie.

Schiller über das Naive und Sentimentale; und über Realismus und Idealismus. — Der Spieltrieb bei Schiller und der Begriff der Ironie. — Ironie bei Fr. Schlegel und Solger. — Die romantische Schule. — Der Humor nach J. Paul und Solger. — Forderung einer universalen Komik bei Weiße und Vischer. — Bedenken hierüber 353

Sechstes Kapitel. Die ästhetischen Ideale.

Der ideale Stoff der Kunst nach Schelling. — Mythologie und Weltansicht. — Symbol und Allegorie bei Solger. — Begriffsbestimmung des Ideals durch Weiße. — Dessen Dreiheit der Ideale: das antike, das romantische, das moderne. — Bemerkungen über das Wesentliche des modernen Ideals 390

Siebentes Kapitel. Die künstlerischen Thätigkeiten.

Versuche zur Bestimmung des Begriffs vom Genie bei Kant und Fries. — Weißes Lehre vom Gemüth, von der Seele und dem Geiste, von dem Talent, dem Genius und dem Genie. — Schillers ästhetische Erziehung der Menschheit. — Schleiermachers Nationalität der Kunst. — H. Ritters Darstellung der Bedeutung des Kunstlebens 421

Seite

Drittes Buch.

Zur Geſchichte der Kunſttheorien. 439

Erſtes Kapitel. Die Kunſt und die Künſte.

Abgrenzung des Geſammtgebietes der Kunſt. — Allgemeine Aeſthetik und Theorie der Künſte. — Naturnachahmung; Objectivirung; Idealiſirung. — Styliſirung und Manier. — Claſſification der Künſte nach Schelling, Solger, Hegel, Weiße, Viſcher, Kooſen, Zeiſing. — Beſchränkter Werth aller Claſſificirung. — Vorbemerkung zu den Kunſttheorien 441

Zweites Kapitel. Die Muſik.

Die Anwendung discreter Tonſtufen. — Die Geſtaltung der Skala, und der verſchiedenen Tonleitern nach Helmholtz. — Tonalität und Tonika; homophone und polyphone Muſik. — Aeſthetiſcher Werth der Conſonanzen und der Melodie. — Hanslicks Anſicht über die Unmöglichkeit des muſikaliſchen Gefühlsausdrucks. — Die namenloſen Gefühle Zweck der muſikaliſchen Compoſition. Drei Momente der Muſik: Zeiteintheilung, Harmonie, Melodie. — Dialektiſche Gliederung der Muſik. — Richard Wagner 461

Drittes Kapitel. Die Baukunſt.

Definitionen der Baukunſt. — Abhängigkeit vom Zweck und Schönheit des Nützlichen. — Conſtruction und Ornament. — Böttichers Tektonik der Hellenen. — Römiſche, romaniſche und gothiſche Baukunſt. — Hübſch über die Aufgaben der Baukunſt. — Controverſen über Gothik. — Die Proportionen. — Ueber den Bauſtyl der Gegenwart 501

Viertes Kapitel. Die Plaſtik.

Winckelmann und Leſſing über Laokoon. — Deutung dieſer Gruppe; Henke. — Die Milderung der Affecte zur Schönheit. — Die Ruhe der plaſtiſchen Geſtalt nach Winckelmann; Verbot des Tranſitoriſchen durch Leſſing; Widerſpruch Feuerbachs. — Körperſchönheit als Gegenſtand der Sculptur. — Normaltypus und Kanon. — Färbung. — Die Plaſtik formt nur göttliche Weſen. — Das Genre; die religiöſe und hiſtoriſche Sculptur und die modernen Aufgaben . . 551

Fünftes Kapitel. Die Malerei.

Abgrenzung der maleriſchen Schönheit gegen die architektoniſche, plaſtiſche und poetiſche. — Die maleriſche Behandlung des Nackten. Teichlein. — Die poetiſche Schilderung. Leſſing. — Naturnachahmung und Idealiſirung. Rumohr. — Styl und Manier. — Die verſchiedenen Style der Meiſter und der Schulen. — Erſcheinungen oder Ideen als Gegenſtand der Malerei. — Die religiöſe Malerei und das Genre. — Die geſchichtliche und die Landſchaft 577

Sechſtes Kapitel. Die Dichtkunſt.

Die Erzählung überhaupt und das Epos. — W. v. Humboldt über epiſche Poeſie. — Spätere Umgeſtaltung der Anſichten. — Der Roman. — Die lyriſche Poeſie. Character des Lyriſchen überhaupt. — Reflexionspoeſie und Lied. — Subjectivſte Lyrik. — Fremde Formen und künſtliche Formen. — Anſprüche des Volksliedes und der kunſtmäßigen Lyrik. — Die dramatiſche Poeſie. — Leſſings Reformen 619

Erstes Buch.

Geschichte der allgemeinen Standpunkte.

Erstes Kapitel.

Die Anfänge der Aesthetik durch Baumgarten, Winkelmann und Lessing.

Baumgartens Anknüpfung an Leibniz. — Die prästabilirte Harmonie. — Die Empfindung als verworrene Erkenntniß. — Aesthetik als Logik der Empfindung. — Baumgartens Scheu vor dem Heterokosmischen. — Winckelmanns Verdienste. — Sein falscher Begriff von dem Ideal des Schönen. — Neigung zur Allegorie. — Nach Lessing Schönheit der einzige Zweck der Kunst. — Beginnender Streit über Form oder Inhalt als Sitz der Schönheit. — Nach Lessing das Schöne nicht in bloßer Form beruhend.

Es ist niemals ein bedeutungsloses Ereigniß in der Entwicklung der Wissenschaft, wenn Fragen, welche einzeln längst die Aufmerksamkeit beschäftigt hatten, zum ersten Male unter gemeinsamem Namen vereinigt und als bestimmtes Glied in den Zusammenhang menschlicher Untersuchungen eingereiht werden. Wie niedrig auch der Standpunkt gewesen sein mag, von dem aus das neue Land zuerst ins Auge fiel, und wie unvollständig darum die Uebersicht seiner Gestaltung: immer ist es wichtig, daß diese vorläufige Besitzergreifung das noch dunkle Gebiet unverlierbar in den Gesichtskreis der Wissenschaft gerückt hat. Jede spätere Vervollkommnung der Ansichten findet es vor; jede ist genöthigt, sich mit seiner Erforschung und seinem Anbau zu beschäftigen; so in Berührung mit dem Ganzen der Erkenntniß gesetzt und befruchtendem Einfluß von dorther unterworfen entfaltet es nach und nach den inneren Reichthum, der dem Blicke des ersten Entdeckers entging.

Den Betrachtungen über das Schöne leiſtete in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Alexander Baumgarten dieſen Dienſt, und allerdings in der beſcheidenen Weiſe, die wir eben bezeichneten. Sein unvollendet gebliebenes Werk (Aesthetica und Aestheticorum pars altera, Frankfurt a. O. 1750—1758) führt zum erſten Male unter dem Namen der Aeſthetik den neuen Zweig der Unterſuchung in das Lehrgebäude der philoſophiſchen Wiſſenſchaften ein. Als Leitfaden akademiſcher Vorleſungen noch in ermüdendem Latein geſchrieben und durch Kunſtausdrücke überlaſtet iſt ſeine Arbeit wenig anziehend; noch mehr bleibt ſie hinter dem, was wir jetzt von gleichnamigen Darſtellungen erwarten, durch die Beſchränktheit ihres äſthetiſchen Geſichtskreiſes zurück. Weder die Schönheit der Natur, noch Werke der bildenden Kunſt haben zu dieſer Unterſuchung angeregt; Redekunſt und Poeſie des Alterthums, ſelten die der neueren Völker, gaben ihr die Veranlaſſungen ihrer Fragen und die Erläuterungsbeiſpiele zu ihren Antworten. Darin gleicht Baumgartens Leiſtung den äſthetiſchen Ueberlegungen, welche in dem literariſchen Leben Deutſchlands das Streben der verſchiedenen Dichterſchulen nach Ausbildung des poetiſchen und redneriſchen Geſchmacks auch früher veranlaßt hatte; aber während dieſe vereinzelten Verſuche nur flüchtige Erwähnung ihres Daſeins verdienen, feſſelt die Erſtlingsgeſtalt, die Baumgarten der beginnenden Wiſſenſchaft gab, durch einige auf lange Zeit wichtig gebliebene Geſichtspunkte, welche er der Philoſophie ſeines Meiſters Leibnitz entlehnte.

Wir bewundern die Vielſeitigkeit, mit welcher Leibnitz auf alle menſchlichen Intereſſen einging; zu dem Ganzen einer geſchloſſenen Lehre hatten ſich indeſſen nur wenige nahverwandte Gedankenkreiſe in ihm vereinigt. Die Frage nach dem Bande zwiſchen Körper- und Geiſterwelt und nach der Möglichkeit einer Wechſelwirkung beider hatte die vorangegangene Philoſophie vorzugsweis beſchäftigt; auf ſie richtete auch Leibnitz ſeine Aufmerk-

samkeit und schloß die Reihe der Erklärungsversuche, die bereits jeden möglichen Gesichtspunkt benutzt zu haben schienen, mit einer neuen Auffassungsweise, auf deren Eigenthümlichkeit hier ein rascher Seitenblick erlaubt ist.

Die Vielheit der Dinge läßt die gewöhnliche Meinung wohl am Anfange der Welt aus Einer schaffenden Hand entsprungen sein, aber in der Untersuchung der veränderlichen Ereignisse, welche die Welt füllen, nachdem sie da ist, gelten sie uns nur für viele, jedes als selbständig für sich und als ruhend in sich selbst; keines von ihnen beginne aus eignem Antrieb eine neue Entwicklung, jedes erwarte vielmehr die Veranlassung dazu von Wechselwirkungen, die zwischen ihm und denen, welche außer ihm sind, nicht immer geschehen, sondern veränderlich eintreten und aufhören. Eben diese Wechselwirkung nun, die zwischen an sich selbständigen Dingen zeitweis einen nicht stets vorhandenen Zusammenhang gegenseitiger Mitleidenschaft herstellen sollte, war vor allem da geheimnißvoll erschienen, wo sie zwischen Leib und Seele, zwei ohnehin unvergleichlich verschiedenen Endpunkten, geschehen mußte; aber auch da, wo sie nur zwischen zwei vergleichbaren Dingen einzutreten hatte, war sie der fortschreitenden Untersuchung so unbegreiflich in ihrem Hergang und ihrem Begriffe nach so widersprechend geworden, daß Leibnitz nur in einer völlig anderen, unserer gewohnten Vorstellungsweise fremdartigen Annahme die Erklärung des Weltlaufs zu finden hoffte.

Was uns als eine Reihe von außen her in den Dingen erzeugter Wirkungen erscheint, das gilt ihm für den Ablauf von Veränderungen, welche jedes einzelne Wesen aus sich selbst heraus entstehen läßt, nur geleitet durch die Folgerichtigkeit eines seiner eigenen Natur angehörigen Entwicklungsgesetzes, und völlig unabhängig von jeder Einwirkung der Außenwelt, für deren Einfluß es keine zugängliche Stelle darbieten würde. Nun würde der Weltlauf in eine zusammenhanglose Vielheit von Beispielen solcher inneren Entwicklung zerfallen, wenn jedes einzelne

Weſen ohne Rückſicht auf die Natur aller andern nur ſeinem eignen eingebornen Traume folgte, und unbegreiflich bliebe die unwiderleglichſte Thatſache aller Erfahrung, die nämlich, daß allerdings Lagen und Zuſtände der einen Dinge von Zuſtänden und Lagen der andern abhängen. Aber die durchgängige Beziehung jedes Dinges und ſeines Entwicklungsgeſetzes auf die Naturen und Entwicklungsgeſetze aller übrigen iſt ſo ſehr eine der weſentlichſten Anſchauungen Leibnitzens, daß grade von dieſer Seite her ſeine Anſicht als Lehre von der vorausbeſtimmten Harmonie aller Dinge am meiſten bekannt iſt. Dieſer Name drückt den Sinn der Lehre nicht glücklich aus; er läßt das Mißverſtändniß möglich, die Uebereinſtimmung, durch welche die unabhängigen Entwicklungen aller einzelnen Weſen zu dem Ganzen Eines Weltplans verſchmelzen, als eine zwiſchen dieſen Weſen geſtiftete Ordnung anzuſehen, die zwiſchen denſelben Weſen auch hätte ungeſtiftet bleiben oder anders eingerichtet werden können, als ſie iſt. Nichts meint Leibnitz weniger als dies. Für ihn ſind die einzelnen Weſen nur als Theile des Ganzen, das ſie umfaßt, und keineswegs haben ſie außerhalb der Weltordnung, in welcher ſie wirklich ſind, oder vor ihrem Eintritt in dieſelbe, ein Daſein oder eine Natur, die ſie befähigte, nun erſt als Bauſteine zu dieſer, vielleicht auch zu einer andern Welt benutzt zu werden. Wo daher Leibnitz, von der Schöpfung ſprechend, der vielen möglichen Welten gedenkt, die dem göttlichen Geiſte vorgeſchwebt, da verfehlt er nicht hinzuzufügen, daß die Verwirklichung der einen, die nun wirklich iſt, nicht in einer willkürlichen Gliederung und Zuſammenpaſſung bereit liegender, auch anders verbindbarer Theile beſtanden habe. Nur darin ſei die Schöpfungsthat gelegen, daß Gott aus vielen denkbaren Weltordnungen das Ganze dieſer Welt als Ganzes billigend gewählt und daß ſein Wille der auch für ſeine Allmacht unabänderlichen Geſammtheit folgerecht zuſammenſtimmender Theile, welche der Sinn dieſer Welt einſchloß, geſtattet habe, vereinigt aus der Möglichkeit des

Denkbaren in die Wirklichkeit des Seins überzugehen. Nun eben, weil keiner dieser Theile außer dem Ganzen ist, und keiner etwas Anderes ist, als was er für das Ganze und in ihm bedeutet, so stimmen die Entwicklungen aller einzelnen zu dem Zusammenhang Eines Weltlaufs von selbst zusammen und sie bedürfen nicht der Vermittlung mannigfacher Wechselwirkungen, um erst nachträglich, als wären sie ursprünglich einander fremd, in die erforderlichen gegenseitigen Beziehungen gesetzt zu werden.

Mit Unrecht würde man also den Kern dieser Lehre in der Annahme einer zeitlich vorangehenden, die Ereignisse aller Zukunft willkürlich zusammenpassenden Berechnung suchen; was sie beabsichtigt, läßt sich kurz als ein Versuch bezeichnen, in der Erklärung der Wirklichkeit den Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen durch den andern von Gründen und Folgen zu ersetzen, mithin den zeitlichen Verlauf geschehender Ereignisse von demselben Gesichtspunkte aus zu betrachten, von dem aus wir die Verknüpfung einer Vielheit zeitlos gültiger Wahrheiten anzusehen pflegen. Die Einheit aller geometrischen Wahrheit bringt es mit sich, daß in einem beliebigen Dreieck nicht nur die gegebene Größe der Winkel die relativen Längen der Seiten bestimmt, sondern auch die gegebenen Längen der Seiten die Größen der Winkel bedingen, unter denen sie zusammenstoßen können; jedes dieser Verhältnisse bedingt als Grund das andere als seine Folge; keines aber bringt das andere durch eine von seinem Dasein noch verschiedene Anstrengung des Wirkens hervor, am wenigsten so, daß einseitig das eine als die erzeugende Ursache, das andere als dessen Wirkung sich fassen ließe. Der Zusammenhang der Wirklichkeit ist nach Leibniz kein anderer, und wir stellen ihn falsch und willkürlich vor, wenn wir ein Ereigniß durch ein anderes, nicht aber auch dies letztere durch jenes erstere bedingt denken und wenn wir überhaupt einen besonderen Vorgang des Wirkens für nöthig halten, um eine Folge erst hervorzubringen, die vielmehr allemal schon mitgegeben sei,

ſobald ihr Grund beſteht. Nicht blos der Wind und die Welle treibe das Schiff, ſondern auch das Schiff ſei Grund der Welle und des Windes. Denn die Wirklichkeit, Ein Ganzes in ſich ſelbſt, iſt von Seiten ihrer Vielheit angeſehen, ebenſo wie jenes Dreieck, ein Syſtem des Mannigfachen, deſſen jeder Theil wechſelsweis als Grund und als Folge jedes andern angeſehen werden kann; in dieſem Ganzen kann auch jenes Schiff nicht ſein, ohne daß da, wo es iſt, in gleichem Augenblicke der Wind und die Wellen wären, die es uns zu treiben ſcheinen. Indem ſo das Ganze der Welt, und durch die Kraft des Ganzen getrieben, jeder einzelne Theil ſich als Function jedes andern entwickelt, entwickeln ſich alle zuſammen in jenen aufeinander berechneten Verhältniſſen, die uns den einſeitigen Schein einer Bewirkung jedes einzelnen Ereigniſſes durch ein anderes einzelne verurſachen.

Die Triftigkeit dieſer Anſicht zu beurtheilen iſt nicht unſere Pflicht; welche Anknüpfung ſie der Aeſthetik gewährte, finden wir, wenn wir ſie einen Schritt weiter verfolgen und nach dem Weltinhalte fragen, dem ſie die ebengeſchilderte formale Weiſe ſeines Beſtehens und ſeiner Entwicklung zuſchrieb. Wie nun Alles, was der gewöhnlichen Meinung als erzeugender und vermittelnder Zwiſchenmechanismus im Lauf der Ereigniſſe erſchien, dieſe Bedeutung für Leibnitz verloren hatte, ſo fand er noch weniger das wahrhaft Seiende in einem dunklen und ſpröden Kern von Sachlichkeit, der dem Geiſte ewig fremdartig gegenüberſtände; nur geiſtige Regſamkeit galt ihm vielmehr für wahre Wirklichkeit; lebendige Seelen waren alle die einfachen Weſen, die Monaden, aus denen er das Weltall aufgebaut dachte. Aber dieſe Anerkennung des geiſtigen Lebens als des allein wahrhaften Seins wurde durch eine verhängnißvolle Einſeitigkeit geſchmälert. Unlängſt vorher hatte Descartes Ausdehnung und Denken als die einzigen klaren Begriffe hervorgehoben, und jene war zur Geſammtbezeichnung für das Weſentliche des körperlichen Da-

ſeins, dieſes zur Geſammtbezeichnung des geiſtigen geworden. Es iſt eine Nachwirkung hiervon, daß auch Leibnitz, mit Nichtachtung deſſen, was Gefühl und Wille Eigenthümliches beſitzen, das geiſtige Leben nur von Seiten ſeiner vorſtellenden, denkenden und erkennenden Thätigkeit ins Auge faßt. Die Veränderungen, die jede Monade vermöge ihrer urſprünglichen Zuſammengehörigkeit mit dem Ganzen der Welt in jedem Augenblicke entſprechend den Veränderungen aller übrigen erfährt oder in ſich hervorbringt, erſcheinen ihm ausſchließlich in Geſtalt von Vorſtellungen, durch welche jede von ihrem Standpunkt aus jenes Ganze abbildet, das innere Entwicklungsgeſetz der Monade nur als ein Drang, von einer Vorſtellung zu einer andern überzugehen. Je nach der Bedeutung aber, die jedes Weſen für das Ganze hat, und nach den Vortheilen oder der Ungunſt ſeiner Stellung in demſelben iſt jedem ſeine beſondere Weiſe dieſer Spiegelung unvermeidlich: nur die bevorzugteſten Geiſter bilden in voller Klarheit begrifflicher Erkenntniß die Welt ab, die unvollkommenſten nur in verworrenen Vorſtellungen; zwiſchen beide in die Mitte geſtellt hat der Menſch für Einiges die gegliederte Klarheit logiſcher Erkenntniß, für Anderes nur eine unzerdenkbare Miſchung undeutlicher Vorſtellungen: die ſinnliche Empfindung.

In jener merkwürdigen, durch ihren poetiſchen Reiz feſſelnden Lehre von der Einheit der Welt und der zwangloſen Harmonie ihrer unzähligen Sonderentwicklungen hätte ein lebendiger Sinn vielleicht unmittelbare Antriebe gefunden, der Schönheit zu gedenken, und ihre Betrachtung mit den Unterſuchungen über die Wirklichkeit zu verknüpfen. Sie ſind nicht benutzt worden; an dieſe Zweitheilung des menſchlichen Vorſtellens dagegen ſchloß ſich die beginnende Aeſthetik an; auch dies zunächſt in ſehr äußerlicher Weiſe. Für eine Weltanſicht, welche, wie die geſchilderte, jede Sonderentwicklung eines einzelnen Weſens in durchgängiger Harmonie mit dem Weltganzen geſchehen läßt und

welche folgerecht auch die verworrenſte und undeutlichſte Weltvorſtellung ausdrücklich als wahre Vorſtellung der Welt bezeichnet, für eine ſolche Anſicht hat es zwar Schwierigkeit, Stellung und Bedeutung einer Wiſſenſchaft begreiflich zu machen, welche vermeidbare Wege des Irrthums von aufzuſuchenden Wegen der Wahrheit unterſcheiden will. Indeſſen die Logik, welche dieſen Anſpruch erhebt, war ein alter feſtſtehender Beſitz der Wiſſenſchaft, den jede Anſicht anerkennen muſte. Sie erhob und erfüllte jedoch jenen Anſpruch nur in Bezug auf die deutliche Erkenntniß durch Begriffe; für die Sinnlichkeit fehlte eine ähnliche Lehre. Um dieſen Mangel an Symmetrie in der Gliederung des philoſophiſchen Syſtems zu beſeitigen, wurde die Aeſthetik geſchaffen, als nachgeborne Schweſter der Logik und empfing ihren Namen von dem Empfinden, mit dem ſie ſich zu beſchäftigen hatte.

Ihre Stellung zu ihrem Gegenſtand konnte nicht dieſelbe ſein, wie die der Logik zu dem ihrigen. Gedanken laſſen ſich, wie dies nun auch zugehen mag, richtig und falſch verknüpfen und durch Verbeſſerung der falſchen Verknüpfungen die Wahrheit ſich erzeugen; Empfindungen ſind uns gegeben und ändern ſich nicht durch abſichtliches Streben, anders und beſſer zu empfinden; nur ſo weit wir ſelbſt Empfindungen erzeugen, laſſen ſich für dies Handeln Vorſchriften geben, welche die beſſere Empfindung hervorzurufen, die ſchlechtere zu vermeiden lehren. Obwohl als Theorie der niederen Erkenntniß bezeichnet, entſpricht daher die Aeſthetik nur ihrem andern Namen als Lehre von der Kunſt ſchön zu denken; denn bei dem geringen Antheil, den die Schönheit der Natur und der bildenden Kunſt erweckte, wendet ſich die Aeſthetik doch wieder nur der Verknüpfung und dem Vortrag der Gedanken zu, nämlich dem anſchaulichen, ſinnlichen, bildlichen und rhythmiſchen Elemente der Darſtellung, deſſen Bedeutung ſich nicht ganz in deutliche Begriffe ausprägen läßt. Unter den nützlichen Anwendungen, durch die Baumgarten

seine Lehre empfiehlt, ist die verständlichste, daß sie das wissenschaftlich Erkannte jeder Fassungskraft anzupassen anleite; wenn sie zugleich taugen soll, die Vervollkommnung der Erkenntniß über die Grenzen des genau Erkennbaren hinaus zu erweitern, so ahnt man nur, was damit fehlerhaft beabsichtigt war, ohne zu begreifen, wie es sich hätte erreichen lassen.

Man bemerkt leicht in dieser Grundlegung einen Irrthum, welcher die deutsche Aesthetik auf lange hinaus geschädigt hat. Die Wissenschaft, welche die Aufgabe ihrer eigenen Bemühungen mit Recht allein im Wissen sucht, ist immer der Versuchung ausgesetzt, diese von ihr selbst zu übende Weise der Thätigkeit, das denkende Erkennen, als das Ganze oder als den Gipfel alles geistigen Lebens anzusehen. Diese Ueberschätzung, deren Einschleichen in Leibnitzens Gedanken ich andeutete, beruft sich mit Unrecht auf die anzuerkennende Thatsache, daß Bewußtsein in dem allgemeinsten Sinne des Fürsichseins allerdings als formaler Character das geistige Leben in allen seinen Zuständen von dem Dasein unbeseelter Dinge unterscheidet, die ohne in irgend einer Weise sich selbst zu besitzen und zu genießen, nur Gegenstände der Betrachtung für Andere sind. Innerhalb dieses allgemeinen Fürsichseins, dessen Form sie alle tragen, unterscheiden sich dennoch die verschiedenen Aeußerungen des Geistes durch Eigenthümlichkeiten, die sich nicht als Gradabstufungen einer einzigen Wirkungsweise deuten lassen; am wenigsten aber ist das Denken berufen, diese ursprünglichste Thätigkeit zu sein. Denn eben seine Leistungen grade bestehen nur in Beziehungen, Vergleichungen, Trennungen und Verknüpfungen von Inhalten, die es nicht selbst erzeugen kann, und ohne deren Gegebensein durch völlig andere Thätigkeiten des Geistes seine eignen Bemühungen gegenstandlos und unmöglich sind. Die Empfindungen der Farben und der Töne, die unsere Sinne uns erregen, die räumlichen Anschauungen, in welche wir die äußern Eindrücke zusammenfassen, die Arten der Lust und Unlust, die wir erleiden und

alle die Werthbeſtimmungen, die wir auf klar oder unklar Erkanntes legen, alle dieſe Vorgänge ſind nicht mißlingende Verſuche zu *denken*, ſondern ſie ſind jene geiſtigen Urerlebniſſe, welche, nachdem ſie in ihrer Eigenthümlichkeit erlebt ſind, das Denken in Bezug auf ihre Aehnlichkeiten oder Unterſchiede vergleichen, aber durch keine ſeiner eigenen Thaten erklären oder erzeugen kann. Dies nun bemerkte man wohl, daß der Reiz der Schönheit nicht an den Leiſtungen jenes logiſch klaren Erkennens haftet, deſſen ganze Herrlichkeit doch am Ende nur darein geſetzt worden wäre, jeden Inhalt durch ſeinen allgemeinen Gattungsbegriff und ſeine unterſcheidenden Merkmale zu denken; er haftete vielmehr unleugbar an den unzergliederbaren Empfindungen und Anſchauungen und an Verknüpfungen beider, die ohne begrifflich nachweisbaren Rechtsgrund eigenthümliche Gefühle der Werthanerkennung in uns hervorrufen. Aber anſtatt den Grund der Schönheit in Etwas zu ſuchen, was größer und höher vielleicht als alles Denken, jedenfalls aber von ihm verſchieden iſt, ſuchte man ihn in Folge des begangenen Irrthums in der *Unvollkommenheit*, mit welcher jene geiſtigen Regungen hinter ihrer Aufgabe, denkende Erkenntniß zu ſein, zurückblieben.

Hieraus entſprang die Seltſamkeit, daß die deutſche Aeſthetik mit ausgeſprochener Geringſchätzung ihres Gegenſtandes begann. Sie mußte dieſen Gegenſtand in dem Gebiete ſinnlicher Erſcheinungen und der aus ihnen uns entſpringenden Gefühle ſuchen; aber ſie glaubt ſelbſt nicht, daß in alle Dem etwas liege, was ſich an Werth mit der vollſtändigen Deutlichkeit begrifflicher Erkenntniß vergleichen ließe. Nicht allein bei *Baumgarten* beginnt die Aeſthetik mit Entſchuldigungen ihres Daſeins; ſie gibt zu, Dinge zu behandeln, die eigentlich unter der Würde der Wiſſenſchaft ſeien, aber der Philoſoph, Menſch unter Menſchen, dürfe keine Art menſchlichen Thuns und Treibens vernachläſſigen. Dieſelbe Neigung hält bei ſeinen Nachfolgern an. Das

Gefühl für Schönheit findet Eſchenburg an die Undeutlichkeit der Vorſtellungen gebunden, und durch Zunahme der Deutlichkeit werde es geſchwächt; noch beſtimmter erklärt es Mendelsſohn für eine Mitgift nur endlicher Naturen, die zwar nicht zu lauter undeutlichen Vorſtellungen verurtheilt, deren Verſtand aber zu eingeſchränkt ſei, eine unendliche Mannigfaltigkeit denkend zur Einheit zu verknüpfen; der Schöpfer habe kein Gefallen am Schönen, er ziehe es nicht einmal dem Häßlichen vor. Mit dieſer letzten Aeußerung mag Mendelsſohn ſchwerlich gemeint haben, die denkende Einſicht Gottes ziehe die erkannte Einheit des unendlich Mannigfachen in keiner Weiſe der erkannten Zwieſpältigkeit des Unvereinbaren vor; aber die Wärme der Betheiligung, mit der unſer Gemüth jene Einheit, ohne ſie zergliedernd zu denken, in dem Gefühle der äſthetiſchen Luſt erlebt, dieſe, und durch ſie freilich unterſcheidet ſich Schönheit und Wahrheit, ſei nur die Folge unſerer Eingeſchränktheit und unſers Unvermögens. So erwärmen ſich etwa undurchſichtige Körper unter dem Lichtſtrahl, weil ihr innerer Bau nicht klar genug iſt, um ihn gleichgültig hindurchſtrahlen zu laſſen.

Eine Aeſthetik nun, welche verlangte, eine Art der Erkenntniß zu ſein, mußte auch in dem Schönen ſelbſt Wahrheit verlangen. Dieſe Folgerung zog Baumgarten in eigenthümlicher Weiſe. Ich habe vorhin Leibnitzens Anerkennung des geiſtigen Lebens als des wahrhaften Seins eine Bezeichnung des Weltinhaltes genannt, dem ſeine Theorie von der vorbeſtimmten Harmonie die formale Art ſeiner Exiſtenz vorſchrieb. Genauer genommen iſt jedoch dieſe Anerkennung noch immer nur die Angabe einer Form des Benehmens, in welcher ſich das Seiende bewegt: Vorſtellen iſt die allgemeine Thätigkeitsweiſe aller Monaden; aber was ſtellen ſie vor? Man wird ſchwer hierauf eine Antwort bei Leibnitz finden; mögen die Monaden jede von ihrem Standpunkt das Weltall abſpiegeln, ſo beſteht doch das Weltall ſelbſt nur aus anderen Monaden, denen zwar verſchiedene Stand-

punkte zu einander zugeſchrieben werden, ohne daß jedoch die relativen Lagen derſelben beſtimmt und ein Bauplan der Welt aus ihnen zuſammengeſetzt würde. Was daher jede Monade zu ſpiegeln findet, das iſt nur die Art, wie ſie ſich ſelbſt in andern, und dieſe andern ſich in einander ſpiegeln; es fehlt zuletzt jeder unabhängige Thatbeſtand und Inhalt der Welt, der in dieſer Spiegelung genoſſen würde. Auch in den Unterſuchungen der Theodicee, obwohl hier am meiſten dazu veranlaßt, hat Leibnitz dieſe Lücke nicht gefüllt; aber während es auch hier an einer Ueberſicht über die Gliederung der Welt fehlt, tritt der Gedanke, daß dieſe Welt, wie ſie auch näher betrachtet ſein möge, jedenfalls die beſte aller denkbaren Welten ſei, mit um ſo größerer Entſchiedenheit hervor.

Verſagte nun dieſe Philoſophie der Aeſthetik jene Anregungen, welche ihr ſpätere in der Deutung des Weltplans beſonders geübte Syſteme vielleicht zu freigebig aufdrängten, ſo erfüllte ſie durch dieſen Gedanken der beſten Welt die beginnende Wiſſenſchaft um ſo mehr mit einer Verehrung der Wahrheit, die unter dem Schein der Beſchränktheit einen unverächtlichen Kern des Guten enthält. Es haben ſich ſpäter Stimmungen geltend gemacht, denen alle Wirklichkeit ungenügend, unvollkommen in ihren ſtehenden Einrichtungen und ſchaal im gewöhnlichen Verlauf ihrer Begebenheiten ſchien; eine beſſere Welt ſollte die freiſchaffende Phantaſie auferbauen, und dieſer das Herz den Antheil widmen, den es dem unbefriedigenden Lauf der Wirklichkeit entzog. Dieſe Schwärmerei umgab die Wiege der deutſchen Aeſthetik nicht. Auch jene verworrene Erkenntniß, in welcher die Schönheit zu liegen ſchien, war doch in ihrer Art eine wahre Erkenntniß; ſie war noch immer ein Abbild der Wirklichkeit, und welchen Werth ſie für den Geiſt haben mochte, ſie hatte ihn nur durch ihre Uebereinſtimmung mit dieſer Welt. Das konnte nicht die Aufgabe der Kunſt ſein, Gebilde zu ſchaffen, die dieſer Wirklichkeit nicht angehörten: ſie beleidigte den Geiſt der Wahr

heit, wenn ſie an die Stelle der Welt, die Gott die beſte geſchienen, Gewebe von Ereigniſſen und Erſcheinungen ſetzte, die nur in einer andern, alſo ſchlechteren Welt möglich ſind. Heterokosmiſch oder fremdweltlich nennt Baumgarten dieſe Erdichtungen und ſtreitet gegen ſie mit aller Lebhaftigkeit, die aus dem Bewußtſein eines richtigen Grundgedankens entſpringt, doch mit wenig Umſicht und Glück in ſeiner Anwendung. Im Ganzen gegen jede Erdichtung eingenommen, auch gegen die, welche nicht den allgemeinen Geſetzen dieſer Welt durch Unmöglichkeit, ſondern nur dem thatſächlichen Beſtand der Wirklichkeit durch Fremdartigkeit widerſpräche, ſieht er ſich doch bald zu einigen Zugeſtändniſſen an die Bedürfniſſe der Kunſt genöthigt. Er fährt fort, den Gebrauch einer mythologiſchen Fabelwelt von Seiten Derer zu tadeln, die nicht mehr an ſie glauben, aber er erlaubt die Benutzung von Erdichtungen, die der Wirklichkeit analog ſind. Dennoch ſchließt er mit dem Einwurf: warum doch, da dies ja alles Unwahrheit ſei, den einen Theil derſelben wenigſtens empfehlen? Und den heiligen Auguſtin ruft er als Beiſtand an und beruhigt ſich mit ihm: Lüge ſei nicht Alles, was wir erdichten, ſondern nur was Nichts bedeutet; die Erdichtung, welche ſich auf eine Wahrheit beziehen laſſe, ſei nicht Lüge, ſondern Verbildlichung des Wahren.

Unſtreitig klingen dieſe Aeußerungen kleinlich; ſie erinnern an die oft getadelte Geſinnung, welche den Eindruck einer künſtleriſchen Darſtellung durch die Frage nach dem wirklichen Geſchehenſein des Geſchilderten unterbricht, und ſich vom Nein entzaubert fühlt. Iſt aber dieſe Geſinnung in ihrem letzten Grunde durchaus unrecht? Beſitzt nicht wirklich eine künſtleriſche Schöpfung höheren Werth, wenn ihr Inhalt in vollem Ernſt der Wirklichkeit angehört, in welcher wir leben, weben und ſind? kann unſere Theilnahme für eine ſchöne Erſcheinung dauerhaft ſein wenn ſie Nichts Wirkliches bedeutend, gegenſtand- und heimatslos neben der Welt ſchwebt? und welchen Sinn hätte es, daß

unſer Gemüth durch ein Spiel von Formen beſeligt würde, die ihre Macht nicht dem verdankten, daß ſie den Rhythmus des Lebens der Wirklichkeit abſpiegeln? Es mag ſein, daß der Anfang der deutſchen Aeſthetik nicht geſondert hat, was in dieſen Fragen zu ſondern iſt, aber ihre unklare Meinung verdient nicht Geringſchätzung. Es gibt für ſie nur Eine Welt und dieſe iſt die beſte; Alles was dem Menſchen widerfährt oder er leiſtet, hat Werth nur in ſeinem Zuſammenhang mit ihr; auch die Kunſt als lebendige Thätigkeit des Geiſtes iſt Nichts, wenn nicht ihr ganzes Streben ſich als Glied in die beſtehende Weltordnung und in die Reihe der Aufgaben einfügt, die uns von dieſer geſtellt werden. Dies Wahrheitsbedürfniß erkältet unſere Theilnahme für jede Mährchenwelt, an die wir nicht mehr glauben; als freies Erzeugniß der Phantaſie reizt ſie nur noch durch die allgemeine Wahrheit, die ſie enthält, ich meine nicht die Wahrheit, die ſich in einen Lehrſatz faſſen, ſondern jene, die völlig nur in dieſer lebendigen Bildlichkeit ergriffen werden kann, welche ihr als Einkleidung, aber doch eben nur als Einkleidung dient. Daſſelbe Bedürfniß erzeugt die Abneigung, geſchichtliche Thatſachen willkürlich nach künſtleriſchen Abſichten umgeformt zu ſehen. Leſſing, in der Hamburger Dramaturgie, hält mit Ariſtoteles es nicht für Pflicht des Dichters, uns die wirklichen Erlebniſſe der geſchichtlichen Geſtalten vorzuführen, deren Namen er benutze; er habe nur zu zeigen, was Menſchen von ihrem Character begegnen könne und müſſe. Auch darin liegt noch die Forderung einer Wahrheit der Darſtellung, die den Geſetzen dieſer Welt entſpricht; aber ſchwerlich wird Leſſing das deutſche Gemüth auch nur hiervon überzeugen, daß die Geſchichte für die Künſtler nur als Beiſpielſammlung für allgemeine pſychologiſche Wahrheiten zu dienen habe. Man benutze die geſchichtlichen Namen, meint er, für die erdichteten Dinge, weil wir bei ihnen an beſtimmte Charactere zu denken gewohnt ſind, weil wirklichen Namen auch wirkliche Begebenheiten anzuhängen ſcheinen, weil endlich, was

einmal wirklich geschehen, glaubwürdiger ist, als was nie geschehen. Aber wenn die Kunst, wie doch hier vorausgesetzt wird, nur das schildert, was nach allgemeinen Gesetzen des Geschehens möglich ist, warum denn dann der Versuch, seine Glaubwürdigkeit durch Berufung auf wirkliches Geschehensein zu steigern? Man wird zugeben müssen, daß diese Berufung gar nicht die Wahrscheinlichkeit erhöhen, sondern daß sie unmittelbar das Verlangen befriedigen will, nicht Dichtung im Sinne der Unwirklichkeit, sondern Wirklichkeit zu sehen. Lessing unterschätzt dies Bedürfniß, indem er zuviel dem Griechen glaubt, dem der Begriff einer Geschichte nicht in dem Sinne eines zusammenhängenden Weltplans geläufig ist, in welchem jedes Einzelne *wesentlich*, sondern nur in dem Sinn einer Folgenmenge aus allgemeinen Naturbedingungen, innerhalb deren jedes Einzelne ein unwesentliches *Beispiel* ist.

Der Mangel der Anregungen, welche der lebendige Verkehr mit mannigfaltiger Kunstschönheit geben kann, hatte den Anfang der Aesthetik gedrückt; aber gleichzeitig mit ihm stellte der begeisterte Sinn Johann *Winckelmanns* in unvergänglichen Leistungen unserm Volke die reiche Welt der bildenden Kunst des Alterthums vor Augen und gab den späteren Betrachtungen über die Schönheit unerschöpflichen Stoff. Mit dankbarer Verehrung mag man alles wahre Verständniß der bildenden Kunst auf ihn zurückführen: aber wenn seine Wirksamkeit unermeßlich wichtig war um des großen Gesichtskreises willen, welchen er dem ästhetischen Nachdenken nahe legte, so liegen doch den allgemeinen Fragen, die unsere Geschichte zu behandeln hat, seine Verdienste zu fern, um sie mit der ihnen sonst gebührenden Ausführlichkeit zu schildern. Nicht die belebenden Antriebe haben uns zu beschäftigen, die er der archäologischen Forschung gab; selbst sein zum ersten Mal unternommener Versuch, in einer

umfaſſenden Kunſtgeſchichte die Entwicklung des künſtleriſchen Triebes der Menſchheit zu verfolgen, berührt nur unſer Gebiet; unwiederholbar endlich iſt die große Menge treffender Bemerkungen, die ihm über unzählige Einzelheiten der plaſtiſchen Darſtellung der Anblick der Kunſtwerke entlockt.

Aufgewachſen in literariſcher Beſchäftigung mit dem Alterthum, dann in ſpät erreichter Anſchauung der italiäniſchen Kunſtſchätze ſchwelgend, knüpfte er nicht an Principien einer philoſophiſchen Schule an, ſondern machte ſich einfach zum Ausleger der antiken Kunſt, deren Werke ihm die unmittelbare Offenbarung der Schönheit ſchienen. Die Wiſſenſchaft hatte nur geringen und mittelbaren Nutzen von dieſer Begeiſterung; aber für den äſthetiſchen Geſchmack und durch ihn doch auch für die Wiſſenſchaft war es ein bedeutſames Glück, daß ſo großer Eifer einem würdigen Ziele galt. Der verkümmerte Geſchmack der Zeit bedurfte der erfriſchenden Rückkehr zu dem Alterthum, am meiſten erfriſchend, wenn ſie zu der bildenden Kunſt zurücklenkte, in welcher jenes ſo unübertrefflich und ſeiner ſelbſt gewiß, die Gegenwart in ihren Erfolgen ſo wenig glücklich und ſo unklar in ihren Abſichten war. Obgleich daher in Winckelmanns Verſuchen zur Theorie der unbefriedigende Kreislauf der Gedanken wiederkehrt, die Alten zu preiſen, weil ſie das wahre Schöne gekannt, und wahres Schöne das zu nennen, was die Alten gebildet, ſo bleibt bei der Wahrheit ihres Inhalts und bei ihrer Bedeutung für jene Zeit die formelle Unvollendung ſeiner Reflexionen wenig zu bedauern. Und Etwas Großes war es doch, was ſeine dem Alterthum verwandte Seele, nicht zwar in doctrinärer Zergliederung, aber mit der Deutlichkeit der Begeiſterung ſeiner Zeit und ſeinem Volke vortrug; jene Achtung vor der Stille der wahren Erhabenheit, vor der Ruhe der Majeſtät, vor der Einfalt alles wahrhaft Schönen, die er der Hinneigung ſeines Zeitalters zu dem Lärmen angeblicher Großartigkeit, der Frierloſigkeit des Gewaltſamen, der Ueberladung geſuchter Reize

entgegenſtellte. Nirgends iſt er beredter, als in der Belegung dieſer Lehre durch die ergreifenden Vorzüge antiker Werke; dieſe reinere Stimmung des Geſchmacks bewirkt zu haben, iſt dem Verdienſt eines Fortſchritts in wiſſenſchaftlicher Aeſthetik gewiß nicht nachzuſetzen, an nachhaltiger Wirkſamkeit für die Entwicklung des Kunſtſinns unſtreitig vorzuziehen.

In einigen ausführlichen Schilderungen hat Winckelmann den ganzen Schönheitsgehalt bedeutender Kunſtwerke zergliedern wollen, des belvederiſchen Apoll, des berühmten Herkulestorſo, des Laokoon. Auserleſene Sorgfalt ſtyliſtiſcher Wendungen iſt abſichtlich auf dieſe Darſtellungen verwandt, dennoch geben ſie nur den durch Reflexion abgekühlten Ausdruck von Gefühlen, welche der Anblick jener Kunſtwerke erregt; über die künſtleriſchen Mittel, durch welche dieſer Eindruck möglich wird, ſind dieſe Ausarbeitungen weniger beredt, als viele Bemerkungen, die Winckelmann ſonſt gelegentlich hinwirft; auf äſthetiſche Principien führen ſie gar nicht. Auch dieſe hat allerdings Winckelmann mehrmals, obwohl mit liebenswürdig ausgeſprochnem Mißtrauen in ſeinen Erfolg, ſich klar zu machen verſucht: zu ſpät habe er ſich dieſem Gegenſtande zugewandt und könne nur unkräftig und ohne Geiſt von ihm reden. Um billig zu beurtheilen, wovon er ſelbſt ſo beſcheiden ſpricht, beachten wir zuerſt, daß ſein Nachdenken ſich auf die Welt der bildenden Kunſt beſchränkte, was die Allgemeingültigkeit ſeiner Ergebniſſe ſchmälert; dann, daß er ſelten in ruhiger Lehrdarſtellung, meiſt in aufbrauſendem Kampf gegen den Ungeſchmack ſprach. Dies führte ihn zu einer Unterſcheidung wahrer Schönheit und falſches Reizes, die ſich lebhaft ausſprechen, aber ſchwer begründen ließ. Schärfe des äußern Sinnes für den Thatbeſtand des Wahrnehmbaren und eine Bildlichkeit der Einbildungskraft, welche der mannigfachen Verhältniſſe des Wahrgenommenen ſich vergleichend bewußt wird und ſie feſthält, reichten ihm noch nicht zur Empfänglichkeit für wahre Schönheit hin; ein feinerer innerer Sinn für den Werth des

Beobachteten müſſe hinzutreten. Der Mangel dieſes Sinnes ſchien ihm nicht blos Fehler natürlicher Begabung, ſondern ein Zeichen innerer Verkehrtheit des Gemüths durch die Lüſte. So konnte ſein für Formenreiz ſonſt ſo empfänglicher Sinn doch die wahre Schönheit nicht in bloßen Formverhältniſſen ſuchen; wie der falſche Schein mit dem Schlimmen in uns, ſo mußte ſie mit allem Beſten und Größten der Welt zuſammenhängen. Zwei Aufgaben kreuzen ſich daher ungeſchieden in ihm, die eine: die thatſächlichen formellen Bedingungen der Schönheit, die andre: die Gründe aufzuſuchen, die dieſen Bedingungen ihren Werth und ihre Macht über unſer Gemüth verleihen.

Zur Löſung der erſten Aufgabe trug Winckelmann durch zahlreiche treffende Einzelbemerkungen bei, die ſich hier nicht ſammeln laſſen; ſeine Verſuche, dieſe unmittelbaren Offenbarungen ſeines Geſchmackes auf Grundſätze zurückzubringen, ſind ohne Erfolg. Schreibt er der Schönheit eine elliptiſche Umrißlinie zu, ſo drückt er damit nur etwas unbehülflich aus, ihr Geſtaltungsgeſetz ſei nicht allzu einfach, wie das des Kreiſes; findet er ſie in Uebereinſtimmung eines Geſchöpfs mit ſeinen Zwecken und in Harmonie der Theile unter einander und mit dem Ganzen, ſo kann man zwar in ſeinem Sinne ergänzen, daß dieſe Vollkommenheit ſchön nur wird, ſoweit ſie ſinnlich anſchaulich erſcheint; allein auch ſo iſt dieſe Beſtimmung von den bevorzugten lebendigen Geſtalten abgezogen, mit denen ſich die Sculptur beſchäftigt, und ſtimmt nicht zu dem unſchönen Eindruck vieler niederen Organismen, die doch nicht minder vollkommen in ihrer Art ſind; ſie wird ziemlich nichtsſagend für architektoniſche, muſikaliſche und decorative Werke, deren innere Vollkommenheit weit mehr aus dem ſchönen Eindruck geſchloſſen wird, als daß ſie vorher nachweisbar ihn begründete.

Wichtiger iſt uns ein Mißverſtändniß, in welches ſich Winckelmann verwickelte, indem er im Sinn der zweiten Aufgabe die unendlich verſchiedenen Arten der Schönheit, für deren

Beſonderheiten ſein künſtleriſcher Blick ſonſt ſo empfänglich war, in die Einheit eines höchſten Schönen zuſammenzufaſſen ſuchte. Er unterlag hier einem antiken Fehler, obgleich er wohl nicht in unmittelbarſter Abhängigkeit von Platon und Plotin geſprochen hat, denen er, wenn er Anderes als Selbſtdurchdachtes hätte geben wollen, leicht mehr und Scheinbareres entlehnen konnte. Es gibt nur Eine geometriſche Geſetzlichkeit oder Wahrheit, und alle Figuren, die ſich ſollen verzeichnen laſſen, ſind nur unter ihrer Vorausſetzung möglich und das, was ſie ſind. Aber dieſe Wahrheit iſt nicht ſelbſt eine Figur, und die Mannigfaltigkeit der Figuren läßt ſich nicht auf Eine Figur an ſich, nicht auf ein Ideal der Figur zurückführen, deſſen Modificationen die einzelnen wären, ſondern eben nur auf jene ſelbſt geſtaltloſe Wahrheit, die das Geſetz iſt, von welchem alle von einander übrigens unabhängigen Geſtalten Beiſpiele der Anwendung ſind. Die Geometrie hat nie jenes Unmögliche geſucht; auch die Aeſthetik hätte es nicht ſuchen ſollen. Sie konnte die verſchiedenen Reize der einzelnen Schönheiten unter allgemeine Geſichtspunkte bringen, welche die beſtändigen Grundbedingungen bezeichnen, deren Erfüllung Jedem, worin ſie erfüllt ſind, Schönheit gibt, ohne daß dieſe Bedingungen ſelbſt ſchön ſind; ſtatt deſſen ſuchte ſie ſo oft ein Schönes an ſich, von dem alle einzelnen Schönheiten fragmentariſche und abgeſchwächte, aber doch gleichartige und ähnliche Abbilder ſeien. Jener Begriff des Schönen, der, wie Begriffe überhaupt, nicht ſelbſt das iſt, was er an Anderem als deſſen Eigenſchaft bezeichnet, läßt ſich als mögliche Aufgabe denken und er mag allerdings nur Einer in der Welt ſein; ein Höchſtes aber, das nicht nur gemeinſame Bedingung der Schönheit für alles einzelne Schöne, das vielmehr ſelbſt ſchön wäre, ohne ein Einzelnes zu ſein, dies iſt jenes unmögliche ſich ſelbſt widerſprechende Ideal, welches im Formloſen leiſten ſoll, was eben nur die Form zu leiſten vermag. Nur in Gott glaubte es Winckelmann zu finden: „Unbezeichnung“ ſei ſeine weſentliche

Eigenſchaft, eine Geſtalt, die weder dieſer noch jener Perſon eigen ſei, noch irgend einen Zuſtand des Gemüths oder eine Empfindung der Leidenſchaft ausdrücke, gleich dem vollkommenſten Waſſer, aus dem Schoße der Quelle geſchöpft, welches, je weniger Geſchmack es habe, deſto geſünder geachtet werde, weil es von allen fremden Theilen geläutert ſei. Dieſe ſichtlich noch immer dem beſondern Anſchauungskreiſe der Sculptur entlehnte Definition des höchſten Schönen drückt offenbar nur aus, was Winckelmann von ihm fordert, ohne daß ſich irgend Etwas nachweiſen ließe, was dieſe Forderungen befriedigte; auf dem Wege von dieſem nichtigen Ideal zur Betrachtung der Kunſt und ihrer Werke findet ſich dann bei Winckelmann nach und nach wieder ein, was er mit Unrecht weggelaſſen hatte: das characteriſtiſche Ideal der beſtimmten Gattung, welches dem Schönen ſeine Form, dann der „Stand der Handlung und der Leidenſchaft," welcher ihm ſeinen Ausdruck gibt

„Gott und Natur haben wollen einen Maler, einen großen Maler aus mir machen," ruft Winckelmann einmal in vertraulicher Aufwallung über ſeinen Lebensgang aus, der ihm verfehlt ſchien. Die Art ſeiner Kritik künſtleriſcher Werke ließe uns eher Erfolge in plaſtiſcher Kunſt vorausſehen, als in der Malerei, in welcher ſein natürlicher Geſchmack wohl noch weniger den Einfluß einer unhaltbaren Anſicht würde überwunden haben, die er ſich von der Aufgabe künſtleriſcher Darſtellung gebildet hatte. An das Wort des alten Simonides erinnernd, Malerei ſei ſtumme Dichtung, verlangt er von ihr, ſie ſolle erdichtete Bilder haben, d. h. Gedanken perſönlich machen in Figuren. Er ſelbſt hebt freilich die Perſönlichmachung hervor, ich, daß es Gedanken ſind, deren Darſtellung er verlangt. Ich will damit kurz ſagen, daß er nicht von jenem Gedankeninhalt eines Kunſtwerks redet, den wir in Begriffen zu erſchöpfen eben verzichten müſſen, ſondern daß es doch leider ſehr trockene in Begriffen nur allzu gut erſchöpfbare Gedanken ſind, die er meint, und zu deren Einkleid-

ung er allen Aufwand der Formenſchönheit verwenden möchte. So ſonderbare Ausſprüche, wie der, daß die weſentliche Aufgabe der Malerei die Darſtellung des Nichtſinnlichen, des Vergangnen und des Zukünftigen ſei, zielen nur auf dieſe früh in ihm ausgebildete und nie abgethane Vorliebe für Allegorie, die ihn antrieb, theils die ſinnbildlichen Vorſtellungen der Alten zum Gebrauch zu ſammeln, theils auf ihre Vermehrung zu denken. Mit wunderlicher Unbefangenheit gedenkt er ſelbſt dabei der Hieroglyphenſchrift, in deren Verwandtſchaft die Conſequenz ſeiner Lehre allerdings die bildende Kunſt herabdrücken würde. Denn ſelbſt das Räthſelhafte, das nicht jedem Sinn Verſtändliche der Allegorie gilt ihm für einen Theil ihres äſthetiſchen Werthes. So begegnen ſich ſeine Anſichten ſeltſam mit denen Baumgartens, nur daß er die Allegorie eifrig ſuchte, die jener nur entſchuldigte. Noch einmal kommt indeſſen bei ihm der künſtleriſche Sinn zu Wort; unter den Regeln für Entwerfung der Allegorie betont er die letzte: lieblich ſollen die Bilder ſein, dem Endzweck der Kunſt gemäß, welche zu ergötzen und zu beluſtigen ſucht. Und hier fügt er hinzu: die plaſtiſche Kunſt, verſchieden von der Dichtkunſt, könne nicht mit Vortheil die ſchrecklich ſchönen Bilder ausführen, welche dieſe male. So ſtreitet in ihm der unbefangene Sinn für Formenſchönheit mit dem Vorurtheile, die Idee eines Kunſtwerks in einem Gedanken ſuchen zu müſſen, der um zu bedeuten, was er bedeuten ſoll, der Schönheit nicht im Mindeſten bedarf.

Schon einmal haben wir Leſſings zu gedenken Veranlaſſung gehabt. Sein großer Name wird uns bei jedem Fortſchritt wieder begegnen, der in den einzelnen Kunſtlehren gemacht worden iſt, und nicht minder bedeutend iſt ſeine mächtige Einwirkung auf die Ueberzeugungen, die ſich über die allgemeinen Aufgaben aller Kunſt zu bilden anfingen. Dennoch gleicht ſeine

Stellung zu den allgemeinſten äſthetiſchen Fragen der Winckelmanns. Ob ſeine männliche Seele in hohem Maß die natürliche Reizbarkeit beſaß, ohne Reflexion von Formenſchönheit tief erregt zu werden, macht die Geringfügigkeit des lyriſchen Elements in ſeinen eignen Arbeiten zweifelhaft; aber überall, wo Schönheit und ſo weit ſie auf nachweisbarer Verknüpfung mannigfacher Mittel zu einem Ganzen beſteht, da wußte ſein eindringender Scharfſinn die Gründe des Eindrucks zu zergliedern, den Andere nur erleiden. An Gewandtheit des Denkens und Strenge des Unterſuchungsgeiſtes Winckelmann weit überlegen, hat doch auch er den letzten Schritt von der Mannigfaltigkeit ſeiner Einzelergebniſſe zur Aufſuchung der höchſten Gründe der Aeſthetik nicht gethan. Er äußert mehrmals den Vorſatz dazu: aber die Nichtausführung entſpricht dem Verhalten, das er auch auf anderen Gebieten ſeiner weitverzweigten Thätigkeit beobachtete. Kein Gegenſtand, den er angriff, iſt ohne bedeutende Aufklärung geblieben, aber auf keinem Felde der Unterſuchung ging der große geiſtige Agitator, dem die Bildung ſeines Volkes Unermeßliches verdankt, bis zur ſyſtematiſchen Verknüpfung der von ihm erfolgreich angeſponnenen Gedankenfäden. Man gedenkt dabei ſeines Wortes: das ewige Forſchen nach Wahrheit, ſelbſt wenn es vergeblich wäre, ihrem müheloſen Beſitze vorzuziehen; man begreift, daß dieſe ernſte Freude an der Unterſuchung und die tiefe Verehrung der Wahrheit ihn ungeneigt zu einem Abſchluſſe machte, der weniger leicht als ein einzelner Irrthum zurückgenommen zu werden pflegt. In Bezug auf bildende Kunſt bemerkt er ſelbſt, das bloße Vernünfteln aus allgemeinen Begriffen könne zu Grillen führen, die man über kurz oder lang zu ſeiner Beſchämung in den Werken der Kunſt widerlegt finden würde. Winckelmann, in der Furcht, allgemeine Reden über Aeſthetik das neue Modeargument in Deutſchland werden zu ſehen, wie früher Ontologie und Kosmologie, bemerkt ähnlich: l'aggirar sull' universale con dei luoghi topici è facile; il difficile è

l'individuare. So sind beide die stets verehrten Bildner unsers Geschmackes geworden, und es war ein neues Glück, daß zugleich mit der angeregten Betrachtung der plastischen Kunst Lessings Vielseitigkeit auch die Dichtung aller Völker und Zeiten in den Kreis lebhafter Untersuchung zog; aber auch von ihm kann jetzt unsere Uebersicht der allgemeinsten Fragen nur Weniges berichten.

In der Schätzung dieser allgemeinen Ansichten Lessings kann ich dem nicht beistimmen, was R. Zimmermann in seiner verdienstvollen Geschichte der Aesthetik bemerkt. Der Zwiespalt zwischen uns betrifft, obwohl hier noch nicht von seiner ganzen Stärke zu reden ist, so sehr die Grundfragen der Aesthetik, daß ich den Streit gegen den Vortrag meines vortrefflichen Vorgängers der erzählenden Darstellung vorziehen darf.

Daß Schönes uns wohlgefällt, ist so lange die Welt steht, die ursprüngliche Veranlassung gewesen, es von Gleichgültigem oder Häßlichem zu unterscheiden; und ebenfalls so lange die Welt steht, hat man nicht alles Gefällige gepriesen, sondern von werthlosen oder verdammlichen Reizen das abzutrennen gesucht, von dem wohlgefällig berührt zu werden unser menschliches Recht und unsere Pflicht sei. Baumgarten freilich, von systematischen Voraussetzungen beherrscht, hatte der ästhetischen Lust wenig gedacht; seine Nachfolger, je mehr sie diese Anknüpfungen fallen ließen, kamen auf den natürlichen Standpunkt zurück: eine Schönheit, die nicht gefiele, uns nicht vergnügte, wie sie sich ausdrückten, war ihnen ebenso undenkbar als eine Wahrheit, die sich nicht einsehen ließe. Aber von der großen Menge des aus irgend welchem Grunde Wohlgefälligen suchten sie das Schöne durch Nachweis des höheren Grundes zu trennen, der uns berechtige, an ihm unsere Lust zu haben, und sie fanden diesen Grund theils darin, daß das Schöne die Wahrheit, theils darin, daß es das Gute zur Erscheinung bringe. Eberhard nennt die Einheit des Mannigfachen als Bedingung der Wohlgefällig-

keit; aber er ſchreibt Schönheit nur den Wahrnehmungen des Geſichts und des Gehörs, nicht auch den Eindrücken der niedern Sinne zu, die nur einen unzergliederbaren Eindruck bilden. Denn nur jene höhern Sinne, die unſerer beziehenden Thätigkeit eine Leiſtung verſtatten, geben uns das Gefühl der Vollkommenheit unſerer geiſtigen Organiſation, welche das Mannigfache zur Einheit ſelbſtthätig verbinden kann; dieſe Vollkommenheit aber, ſo ergänzen wir den Gedanken, gehört zu dem, wovon erfreut zu werden, menſchlich und ſittlich würdig iſt. Sulzer nennt gleichfalls als Bedingungen des äſthetiſchen Eindrucks Beſtimmtheit und mühelose Faßbarkeit, fühlbare Ordnung in der Mannigfaltigkeit und harmoniſches Zuſammenfließen des Mannigfachen, ſo daß nichts Einzelnes beſonders rühre. Aber obgleich er da, wo dieſe Bedingungen erfüllt ſind, ſchon Schönheit finden will, ſo ſei doch da, wo Nichts weiter gegeben iſt, nur Schönheit ohne innern Werth, die nur in der Phantaſie bleibe. Die himmliſche Schönheit, deren Genuß Glückſeligkeit iſt, findet er nur in den Werken, in denen wir die dreifache Kraft antreffen, die Sinne, den Verſtand und das Herz einzunehmen: Zimmermanns Vorwurf, Sulzer, nach der objectiven Seite der Schönheit neigend, lange zuletzt bei der rein ſtofflichen an, kann ich mir demnach nicht aneignen. Denn Sulzer nimmt ſeinen Ausſpruch, daß die Schönheit in Verhältniſſen des Mannigfachen, in Formen alſo, beſtehe, nicht zurück; was er aber hinzufügt, läßt ſich nicht nur als Bemerkung über die würdige Verwendung ſchöner Formen faſſen, in der man dem Moraliſten, ſondern auch als eine Abſtufung verſchiedener Schönheitsgrade, in der man dem Aeſthetiker zuſtimmen kann. Zimmermann ſelbſt findet richtig, daß Sulzer zu den Bedingungen der Wohlgefälligkeit auch Einklang von Innerem und Aeußerem, Inhalt und Form rechne; er tadelt, daß jener nicht auch dies Einklangsverhältniß als bloße Form betrachte, bei der der ſelbſtändige Werth des Innern ebenſo gleichgültig ſei, wie eine verborgene Goldfüllung für die Schön-

heit einer Statue. Ich bemerke dagegen, daß ein **verborgen** bleibendes Gold eben **nicht** den Fall jener Uebereinſtimmung zwiſchen Aeußerem und Innerem bilden würde, von welcher Sulzer die Schönheit abhängen läßt, und keine ſeiner Aeußerungen zwingt, ihn ſo verſtehen, als könne die anderweitige Vortrefflichkeit eines Inhalts eine Form ſchön machen, die nicht **ſeine** Form iſt. Sulzers wirkliche Meinung ſcheint mir in der That äſthetiſche Wohlgefälligkeit überhaupt auf bloße Verhältnißformen des Mannigfachen zu gründen. Aber unter vielen andern Fällen ſei es ein ausgezeichneter Fall, wenn ein Theil der verbundenen Elemente ein Inneres bildet, mit deſſen Natur der andere Theil derſelben als Form zuſammenſtimmt. Auch dies gelte von jedem Inhalt dieſes Innern; aber ein noch mehr ausgezeichneter Fall ſei es, wenn dies Innere ſelbſt nicht ein beliebiger Inhalt, ſondern auch ſeinerſeits eine Natur iſt, deren innere Verhältniſſe, die Formen der Beziehung zwiſchen **ihren** Elementen, eine unabhängige Billigung für ſich erwecken würden, auch wenn ſie äußerlich nicht erſchienen. Erſcheint dieſe Gliederung dennoch in einer entſprechenden äußeren Form, ſo iſt dieſer Einklang zwiſchen zwei in ſich ſelbſt harmoniſchen Syſtemen des Mannigfachen eine Steigerung jener Einheit des Vielen, die den Begriff der Schönheit macht; und dies mag jene Form der Schönheit ſein, die den Verſtand zugleich befriedigt, während die einfachere nur die Phantaſie vergnügt. Und endlich, wenn dies Innere die Welt des menſchlichen Geiſteslebens iſt, wollen wir ernſtlich behaupten, daß die Disharmonie des Geiſtes in ganz entſprechender Disharmonie der äußern Erſcheinung ausgedrückt, an Schönheitswerth der harmoniſchen Erſcheinung des harmoniſchen Innern ganz gleich ſtehe, blos weil das formale Verhältniß des Einklangs zwiſchen Inhalt und Form in beiden Fällen ſich ganz gleich vorfinde? Ich glaube wohl nicht; vielmehr iſt nur der letzte Fall jene Schönheit Sulzers, die auch das Herz erfreut, während wir am andern

nur bedingtes Intereſſe nehmen. Die Summe dieſer Anſichten ſcheint mir daher dieſe, daß die als abſtufbar gedachte Schönheit durch ein Product aus der Wohlgefälligkeit der Form in den Werth des in ihr niedergelegten Inhalts gemeſſen werde. Der Name der Schönheit ſchien zu viel Verehrung und Bewunderung zu enthalten, um bereits dem gegeben zu werden, was nur durch ſeine Form gefällt.

Aber wir kommen zu Leſſing zurück, deſſen Verhalten zu ſolchen Auffaſſungen Zimmermann (Geſchichte der Aeſthetik, S. 189) durch den Ausſpruch characteriſirt: der Zweck der Kunſt ſei nur die Schönheit. Zwar ſagt nun Leſſing dies mehrfach, doch in allerhand Gegenſätzen zu andern Forderungen an die Kunſt, nirgends mit der Bedeutung eines grundlegenden Lehrſatzes. Was hätte auch der Satz geholfen? Gebilligt hätten ihn alle, weil jeder an ſeinen eigenen Begriff von der Schönheit gedacht hätte; was Leſſing unter ihr verſteht, ſagt er nicht; wir müſſen es aus einzelnen Aeußerungen, aus ſeiner Praxis überhaupt errathen. Und hier mißdeutet wohl Zimmermann eine Stelle des Laokoon. Zwar ſetze dort Leſſing den Zweck der Kunſt in das Vergnügen, erkläre aber doch das Vergnügen als entbehrlich und nur für erlaubt um der Schönheit willen, deren Folge und unzertrennlicher Begleiter, nicht deren Zweck es ſei. Aber Leſſing will an jener Stelle rechtfertigen, daß bei den Alten auch die Kunſt bürgerlichen Geſetzen unterlegen habe. Ueber die Wiſſenſchaft freilich dürfe der Staat nicht beſtimmen, denn ſie ſuche Wahrheit, die der Seele nothwendig ſei; Vergnügen aber ſei entbehrlich und deshalb die Kunſt, da Vergnügen ihr Zweck, ein Theil des Lebensüberfluſſes, den man zu Erziehungszwecken beſchneiden dürfe. Weder hierin alſo, noch ſonſt in Leſſings Kunſtkritik finde ich den Beweis, daß er in Zimmermanns Sinne den ſubjectiven ſchwankenden Boden des Vergnügens verlaſſen habe, um den objectiv feſten des Schönen zu betreten. Gewiß ſchwebten ihm allgemeine und ewige Geſetze der

Schönheit vor, doch ſchwerlich in dem Sinne, daß dieſe Geſetze in reinen Formverhältniſſen ohne Rückſicht auf den Inhalt beſtänden. Indem Zimmermann ſo interpretirt, fügt er doch ſelbſt Leſſings Worte bei: nur das Vollkommenſte gefällt dem Edelſten und der Künſtler will nur dem Edelſten gefallen. Warum dies? Das Vollkommenſte gefällt, und nicht das Formſchöne? Es gefällt dem Edelſten, nicht dem Geſchmackvollſten? und wenn dies noch zuſammenſtimmt, warum will der Künſtler dem Edelſten gefallen? Dies ſind nicht Worte deſſen, dem die Schönheit in bloßen Formen beſteht. Und wenn ferner Leſſing die höchſte Schönheit nur im Menſchen, und auch in dieſem nur vermöge des Ideals findet, das nur in ihm, weniger im Thiere, in Pflanzen und lebloſer Natur gar nicht ſtatthabe, wenn er dem entſprechend Blumen- und Landſchaftsmalerei geringſchätzt, nicht viel höher die Muſik, und Colorit im Gegenſatz zur Zeichnung Sinnenkitzel nennt, ſo hat ihn bei alle Dem gewiß nicht blos eine gelegentliche Erinnerung an Winckelmann überſchlichen, nach welchem das Schöne weſentlich Allegorie iſt, ſondern es war ſeine eigene nie anders geweſene Ueberzeugung, daß Schönheit gar nicht blos Form „und Nichts weiter" ſei, daß vielmehr zu der Gefälligkeit der Form der Werth des Inhalts unabtrennbar gehöre.

Vergegenwärtigt man ſich endlich den Geſammteindruck der Hamburgiſchen Dramaturgie, ſo kann man es nicht als Leſſings Meinung anſehen, das Vergnügen, die äſthetiſche Gemüthsbewegung überhaupt, ſei nur eine unausbleibliche Wirkung, nicht der Zweck der Kunſt. Vor allem: jener „objectiv ſichere Boden" des Schönen an ſich wird hier faſt ganz unſichtbar vor der Beeiferung, mit welcher deſſen Wirkung auf uns aufgeſucht und an Regeln geknüpft wird. Der ſubjective Eindruck des Schönen, die Bewegung des Gemüths, die wir von ihm empfinden, iſt der einzige Augepunkt der Unterſuchung, den wir zweifellos vor uns ſehen. Intereſſirt uns! ruft Leſſing den Dichtern zu, und dann

macht mit den kleinen Regeln, was ihr wollt. Er vergaß natürlich nicht, daß die Befolgung dieſer Aufforderung an die Beobachtung ewig gültiger Geſetze gebunden iſt; aber deutlich macht doch dieſes lebhafte Wort, daß ihm Schönheit nicht in einem bloßen Formenſpiel beruht, ſondern in dem Inhalt, der durch dieſe Formen als Mittel ſeiner Darſtellung die äſthetiſche Luſt erzeugt. Und auch dieſe Luſt ſelbſt galt ihm nicht blos als ein Gefallen an der Harmonie und dem Gleichmaß der verſchiedenen Gemüthsbewegungen, welche der Eindruck des Schönen anregt. Wenn er alle Kunſtgriffe berückſichtigt, durch welche die Aufmerkſamkeit gefeſſelt, die Erwartung geſpannt, die Ueberſicht des Mannigfachen erleichtert wird, ſo dienen ihm doch alle dieſe formalen Mittel nur dazu, jene Stimmung des Mitleids und der Furcht hervorzubringen, die er mit Ariſtoteles als den Zweck der tragiſchen Darſtellung betrachtet. Von dieſen beiden Gefühlen aber wird Niemand behaupten, ſie ſeien das, was ſie ſind, durch das bloße formale Verhältniß der kleinſten veränderlichen Elemente des Gemüthszuſtandes, die in ihnen vorkommen. Weder der ſchöne Gegenſtand alſo iſt ſchön durch ſeine bloße Form, noch das äſthetiſche Wohlgefallen an ihm äſthetiſch durch ſeine formale Verſchiedenheit von andern Gefühlen.

Doch bin ich vielleicht zu weit ſchon gegangen, indem ich Leſſings Meinung einen poſitiveren Ausdruck gab als er ſelbſt. Nur dies wollte ich behaupten, daß er auch nach der andern Seite hin ganz mit Unrecht als Vorfechter der Lehre aufgeführt wird, welche mit gleicher Ausdrücklichkeit den Grund der Schönheit *nur* in Formverhältniſſen findet. Bis zur beſtimmten Entſcheidung ſolcher Principienfragen gelangte überhaupt dieſer erſte Zeitraum der Aeſthetik nicht, den wir durch Baumgarten, Winckelmann und Leſſing bezeichneten. Der erſte von ihnen begnügt ſich mit einer nicht ſehr lebhaft nachwirkenden ſyſtematiſchen Begründung des ganzen Unterſuchungsgebietes; die Verdienſte der beiden andern liegen in der Erweckung des Kunſtſinnes und der Kritik.

Die übrigen in dieſem Zeitraum mitwirkenden Kräfte, deren wir zum Theil ſchon erwähnten, trugen wenig Eigenthümliches bei; ſelbſt Sulzers ſehr nützliche „Theorie der ſchönen Künſte“ verbreitete zwar mannigfache Kenntniſſe über die einzelnen alphabetiſch behandelten Fragepunkte der verſchiedenen Kunſtlehren, erfüllt aber ſehr wenig die Anforderungen, die wir an eine allgemeine äſthetiſche Theorie ſtellen müſſen.

Zweites Kapitel.

Kants Grundlegung der wiſſenſchaftlichen Aeſthetik.

Apriorische Elemente in der theoretiſchen und in der praktiſchen Vernunft. — Kritik der Urtheilskraft als entſprechende Betrachtung des Allgemeingültigen im Gefühl. — Subjectivität des Geſchmacksurtheils. — Das Schöne, das Angenehme, das Gute. — Schön, was ohne Intereſſe gefällt. — Schön, was ohne Begriff allgemein gefällt. — Kein objectives Princip des Geſchmacks möglich. — Schönheit Zweckmäßigkeit ohne Zweck. — Freie Schönheit allein reine Schönheit; eben deshalb von geringem Werth. — Größeres aber nicht rein äſthetiſches Intereſſe der anhängenden Schönheit. — Vertheidigung Kants gegen Einwürfe Zimmermanns.

Nicht aus Begeiſterung für die Schönheit, ſondern aus dem Gewahrwerden einer Lücke, welche in dem Lehrgebäude der philoſophiſchen Wiſſenſchaften geblieben ſchien, war die Aeſthetik bei Baumgarten entſprungen; ſie hatte ſich dann freilich der lebendigen Betrachtung der mannigfachſten Schönheit zugewandt, aber, obwohl fruchtbar in glücklichen Einzelergebniſſen, hatte ſie doch die letzten Gründe ihres Gegenſtandes nur ungewiß und unzureichend berührt. Von neuem bemächtigte ſich in Immanuel Kants großem Geiſte die Philoſophie der Führung in dieſen Unterſuchungen, und wieder war es weit weniger die unmittelbare Theilnahme für die Schönheit, als das ſyſtematiſche Intereſſe der Speculation, woraus der neue große und fruchtbare

Anstoß zum Fortschritte hervorgehen sollte. In seinem engbegrenzten Stillleben, den Anschauungskreis seines Wohnsitzes nie durch Reisen erweiternd, war Kant nicht in lebendigen Verkehr mit der vielgestaltigen Kunstwelt glücklicherer Länder getreten; die Reize, welche die Natur seiner Umgebung entfaltete, genügten ihm, um an sie seine Betrachtungen anzuknüpfen. Daß Schöpfungen der Dichtkunst, von deren Genuß keine Einsamkeit ausschließt, einen tief aufregenden Eindruck auf sein Gemüth gemacht, bezeugen uns wenigstens seine Werke nicht, obgleich wir gern seiner gelegentlichen Versicherung von dem Vergnügen glauben, welches ihm allzeit die Anhörung eines wohlgelungenen Gedichtes verursacht habe. Zum Vortheil des allgemeinen Fortschritts sind die Gemüthsarten den Menschen verschieden ausgetheilt; wo es sich um die allgemeine wissenschaftlich erkennbare Natur des Schönen handelte, hatte diese kühlere Stellung zu dem Gegenstande vielleicht mehr Hoffnung des Gelingens als jene Reizbarkeit der Phantasie, für welche die beständige Versenkung in den leidenschaftlichen Genuß der Schönheit unentbehrliche Lebensbedingung ist.

Im Streit gegen die Ueberschätzung der Erfahrung als einziger Quelle alles unsers Wissens und als Bestimmungsgrundes für alles unser Handeln hatten sich Kants Gedanken zu der Gestalt entwickelt, in welcher sie Anfang und noch immer fortwirkender Trieb unserer deutschen Philosophie geworden sind. Jene allgemeinen Gewohnheiten, welche uns zu jeder Veränderung, die wir in der Welt geschehen sehen, eine bewirkende Ursache, die ihr voranging, aufsuchen, eine Wirkung, die ihr nachfolgen wird, erwarten lassen, jene Grundsätze überhaupt, nach denen wir in der Verknüpfung der Wahrnehmungen verfahren, um Unwahrgenommenes aus ihnen zu folgern, hatten einst der Wissenschaft als ein dem menschlichen Geist ureigner Besitz angeborner Wahrheit gegolten; sie alle aber hatte gerade damals die Philosophie aus äußerer und innerer Erfahrung abzuleiten

verſucht, und ſie ſo rückſichtlich ihres Urſprungs eben jenen Einzelerkenntniſſen gleichgeſtellt, über welche ſie als Regeln möglicher oder nothwendiger Verknüpfung herrſchen ſollen. Es konnte nicht unbemerkt bleiben, daß eine ſolche Abſtammung dem Anſpruch auf allgemeine und nothwendige Geltung nicht günſtig iſt, mit welchem jene Grundſätze ſich unſerm Bewußtſein aufdrängen. Hätten wir ſie äußerer Erfahrung entlehnt, ſo würden ſie nur gelten für die beobachteten Fälle des Weltlaufs, nicht vorgreifend auch für die nichtbeobachteten; wäre es denkbar, daß wir ſie durch innere Erfahrung in uns ſelbſt als nothwendige und allgemeine Regeln unſers Urtheilens vorfänden, ſo würde theils auch dieſer Fund nur für den Augenblick gelten, in dem er gemacht wird und nicht verbürgen, daß die innere Erfahrung des nächſten Augenblicks daſſelbe finden würde, theils könnte auf dieſem Wege die Gültigkeit jener Grundſätze in Bezug auf die Wirklichkeit außer uns nicht bewieſen, ſondern nur unwahrſcheinlich gemacht werden. Der Skepticismus zog dieſe Folgerungen in der That: unzuverläſſig ſeien alle jene Sätze, welche von einer gegebenen Erfahrung eine noch nicht gegebene mit Nothwendigkeit glauben ableiten zu können, von einer bekannten Urſache eine unvermeidliche Wirkung vorausſagen, zu einem vorliegenden Thatbeſtand eine vorangegangene Bedingung, mit der Gewißheit, ſie irgendwo finden zu müſſen, hinzu ſuchen. Nichts ſei gewiß, als die gegebene Thatſache ſelbſt; erzählen können wir das Geſchehene, nachdem es geſchehen iſt, aber auf keinem Gebiete ſollen wir glauben, mit dem Gegebenen das Nichtgegebene, mit dem Gegenwärtigen das Zukünftige als nothwendig verbunden nachweiſen zu können.

In den engliſchen Philoſophen Locke und Hume hatte ſich dieſer Gedankengang vollzogen, der mit einem ſonderbaren Widerſpruch zwiſchen Wiſſenſchaft und Leben endete. Denn dieſes mußte begreiflicherweiſe fortfahren, für die Behandlung aller ſeiner Aufgaben jenen allgemeinen Grundſätzen alles Urtheilens

daſſelbe Vertrauen zu ſchenken wie früher, während die Wiſſenſchaft die Gültigkeit derſelben mit einer Sicherheit des Behauptens beſtritt, welche ſie ſelbſt ſchwerlich hätte rechtfertigen können. In der Kritik der reinen Vernunft nahm Kant dieſe Unterſuchung von neuem auf und entſchied ſich zu Gunſten einer Ueberzeugung, die ſchon Leibnitz in den Ausſpruch zuſammengefaßt hatte, daß Nichts in unſerm Verſtande ſei, was nicht aus den Sinnen oder der Erfahrung ſtamme, den Verſtand ſelbſt allein ausgenommen.

Eine geſchichtliche Darſtellung der Urſprünge und der inneren Gliederung der Kantiſchen Speculation würde hier mit vorſichtiger Ausführlichkeit manche Mißdeutung zu vermeiden haben; unſer Ueberblick, nur auf den Ertrag gerichtet, den Kants Gedanken für die Aeſthetik gebracht, opfert dieſe Genauigkeit dem Bedürfniß der Kürze. Es genügt uns, daß Kant in dem Bewußtſein der Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit, welches einige unſerer Erkenntniſſe begleitet, den Beweis ſah, daß dieſe Erkenntniſſe nicht auf dieſelbe Weiſe wie andere, an die jenes Bewußtſein ſich nicht knüpft, dem menſchlichen Geiſte auf dem Wege einer wenn auch innern Erfahrung zu Theil geworden ſein können. Allerdings, das Gewahrwerden der Thatſache, daß es ſolche allgemeingültige und nothwendige Wahrheiten in uns gibt, wird man als einen Act der Erfahrung bezeichnen können; allein man würde damit nichts Tieferes und Fruchtbareres geſagt haben als mit der Behauptung, auch unſer eignes Daſein ſei für uns nur Gegenſtand innerer Erfahrung. Gewiß iſt es ſo; dennoch wird man zugeben, daß man erſt ſein muß, um dieſe Erfahrung ſeines eignen Daſeins machen zu können; ganz ebenſo wird keine Selbſtbeobachtung die nothwendige Wahrheit in uns als eine ſolche erkennen, wenn dieſelbe Wahrheit nicht bereits das Geſetz unſers Beobachtens iſt. Wäre wirklich, wie man behauptet hatte, unſer Inneres eine gänzlich leere Tafel, die nach und nach von Eindrücken der Außenwelt beſchrieben und bemalt

würde, und richteten wir auf dies Innere einen beobachtenden Sinn, der ein ebenso leerer Spiegel ihm gegenüber wäre, wie es selbst eine leere Tafel war gegenüber der Außenwelt, so würde Nichts geschehen, als daß jener Sinn diese Tafel mannigfach bemalt und beschrieben fände. Aber nie würde es nach Kants Meinung möglich sein, daß für einen solchen Sinn, der diese Beobachtung vornimmt, sich mit irgend einem dieser so entstandenen Bilder, einer dieser Erkenntnisse, das Bewußtsein nothwendiger und allgemeiner Geltung verbände. Nur unter der Voraussetzung ist dies möglich, daß eben diese Erkenntnisse, noch ehe sie durch eine innere Erfahrung, welche sie auffand, zu eigentlichen Erkenntnissen werden, die von aller Erfahrung unabhängige, dem Geiste ursprünglich eingeborne Verfahrungsweise seines Erkennens sind.

Und hierin liegt denn nicht nur die Wiederherstellung des Glaubens an eine Wahrheit, die unserer Natur eingepflanzt ist, sondern zugleich die Beschränkung, welche Kant diesem oft mißbrauchten Gedanken gibt. Es ist nicht mehr bei ihm von angebornen Ideen die Rede, durch welche wohl frühere Zeiten dem menschlichen Geiste eine unmittelbare Offenbarung des Wirklichen, eine ursprüngliche Kenntniß von Weltthatsachen, dem Dasein Gottes, der Unsterblichkeit und Anderem zu sichern suchten; der ganze Inhalt unserer Erkenntniß stamme zuletzt aus der Erfahrung, nur die allgemeinen Gesetze der Verknüpfbarkeit des Wahrgenommenen, die nicht etwas Wirkliches erzählen und schildern, sondern nur die Formen bezeichnen, unter denen Alles, was wirklich sein soll, gegeben und untereinander verbunden sein muß, diese allein bilden den unserem Geiste angebornen Besitz an Wahrheit, denn sie sind nichts Anderes, als Ausdrücke der unvermeidlichen Verfahrungsweisen seiner erkennenden Thätigkeit, sie sind eben der Verstand selbst, der allein der Erfahrung vorangehend mit dem schaltet, was diese uns zubringt, und aus ihren Aussagen neue Wahrheiten, aus dem Wahrgenommenen auch Unwahrgenommenes gewinnt.

Der mannigfache Empfindungsinhalt, den uns die Sinne zuführen, und durch den die eine Wahrnehmung ſich von anderen unterſcheidet, mag immerhin zuletzt auch nur eine innerliche Erregung in uns ſein; er iſt jedenfalls keine beſtändige allgemeingültige und nothwendige Form unſerer Thätigkeit. Welche Erregungen dieſer Art wir in jedem Augenblicke, wie viele derſelben und in welcher Aufeinanderfolge wir ſie haben werden, wiſſen wir nicht voraus, ſondern müſſen es abwarten; in dieſem Sinne jedenfalls iſt das Mannigfache der Empfindung oder die Materie unſerer Wahrnehmungen ein Gegenſtand und Erzeugniß der Erfahrung. In ihrer Vereinzelung bilden jedoch dieſe Empfindungseindrücke noch keine Erkenntniß; ſchon die Formen aber, in denen ſie zu ſinnlichen Anſchauungen verknüpft werden, die des Raumes und der Zeit, werden nicht in gleicher Weiſe mit ihnen erfahren, ſondern ſind beſtändige, dem Geiſt unvermeidliche, ihm angeborne Auffaſſungsweiſen, reine Anſchauungen, innerhalb deren er den Eindrücken der ſinnlichen Erfahrung ihre Stellen anzuweiſen genöthigt iſt. Obwohl nun zunächſt nur ſubjective Verfahrungsweiſen des Geiſtes und von ſeiner Natur abhängig, gelten doch dieſe Anſchauungen mit aller ihrer Gliederung, der Raum mit der Geſetzlichkeit des Nebeneinander, die Zeit mit der minder reichhaltigen des Nacheinander, von Allem, was überhaupt Gegenſtand unſerer Wahrnehmung wird; denn es kann eben Nichts ſolcher Gegenſtand werden, ohne durch dieſe Formen des Raumes und der Zeit bereits hindurchgegangen zu ſein, die ſich, um ein nicht unbedenkliches doch deutliches Bild zu brauchen, zwiſchen dem unbekannten Wirklichen an ſich und unſerm wahrnehmenden Bewußtſein wie ein Zwiſchenmittel ausbreiten, in welchem allein dieſes ſich mit jenem begegnet. Transſcendentale Aeſthetik hat Kant den Abſchnitt ſeiner Lehre genannt, welcher dieſe Möglichkeit erörtert, auf Grund jener reinen Anſchauungen nothwendige Wahrheiten über alles Wahrnehmbare zu behaupten; und dies iſt das letzte Mal, daß in der Ge-

ſchichte der Wiſſenſchaft der Name der Aeſthetik, ſeiner Abſtammung gemäß, in dieſe beſondere Beziehung zu der ſinnlichen Empfindung geſetzt wird, die ihm Baumgarten gegeben hatte.

Unſere Weltauffaſſung iſt jedoch nicht blos Anſchauung; hinter dem Neben- und Nacheinander der Erſcheinungen ſetzen wir einen inneren Zuſammenhang derſelben voraus, aus welchem ihre räumlichzeitlichen Anordnungen und deren Aenderungen ſelbſt erſt fließen. Auch die Aufſuchung dieſes Zuſammenhanges, die Aufgabe des Verſtandes, gelingt nur an der Hand von Grundſätzen, die wir nicht den Ausſagen der Erfahrung entlehnen, ſondern vor aller Erfahrung als eingeborne Regeln beſitzen, nach denen unſer Erkennen dem Mannigfachen der Wahrnehmung nothwendig innezuhaltende Formen ſeiner wechſelſeitigen Beziehung vorſchreibt. Der Grundſatz der Cauſalität, nach welchem dies Mannigfache nicht nur ein Neben- und Nacheinander iſt, ſondern ein unabgeriſſenes Gewebe gegenſeitiges Bedingens und Bedingtſeins, mag als das bekannteſte und wichtigſte Beiſpiel dieſer Geſetze angeführt werden. Auch dieſe reinen Verſtandesgrundſätze, wie Kant ſie nennt, verdanken die Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit, von deren Bewußtſein ſie begleitet werden, ihrem Urſprung aus der eigenen Natur des Geiſtes, der ſich nicht von ihnen, den Folgerungen ſeines eignen Weſens, zu befreien vermag; auch ihnen wird eine unbeſchränkte Anwendbarkeit auf alle Gegenſtände der Erfahrung durch einen Beweis von ähnlicher Form mit jenem zugeſprochen, welcher den reinen Anſchauungen ihre Gültigkeit in Bezug auf alles Empfindbare ſichern ſollte. Auf das Mangelhafte dieſer Beweisart in dieſem Falle deute ich flüchtig hin: Gegenſtand der Anſchauung zwar könne die Welt für uns auch ohne Uebereinſtimmung mit unſern Verſtandesgrundſätzen ſein, zum Gegenſtand der Erfahrung aber, dies Wort in einem ausdrucksvolleren Sinne genommen, nämlich zu einem Ganzen gegenſeitiges Bedingtſeins, welches von einem Gliede auf ein anderes zu ſchließen geſtatte, könne ſie nur wer-

den, ſofern der Inhalt jener Grundſätze die gültige Regel für die Verknüpfung des Mannigfaltigen in derſelben ſei. Nun ſei aber Erfahrung in dieſem Sinne, und durch dieſe Thatſache ſei bewieſen, daß unſere Verſtandesgrundſätze von allem gelten, was Gegenſtand unſerer Erkenntniß werden kann. Aber daß Erfahrung in dieſem Sinne eines Bedingungszuſammenhanges der Erſcheinungen ſei, konnte als eine Thatſache, auf die man ſich berufen dürfte, nur ſoweit behauptet werden, als man es erfahren hatte; daß dagegen das Ganze der Welt ein ſo zuſammenhängendes Syſtem bilde, hätte nicht als eine Gewißheit ausgeſprochen werden dürfen, aus welcher die allgemeine Anwendbarkeit unſerer Verſtandesgrundſätze ſich rückwärts folgern ließe. Nur das unmittelbare Zutrauen zu der bereits anerkannten Gültigkeit der letzteren hatte veranlaßt, die einzelnen wirklich wahrgenommenen Beiſpiele jener innern Verknüpfung der Erſcheinungen zu der Behauptung eines notoriſch allgemeinen und lückenloſen Zuſammenhanges, einer Erfahrung in jenem eminenten Sinne, zu ſteigern.

Wie dem auch ſei, denn ſowohl das Tiefere als das Weitere dieſer Unterſuchungen überſchreitet die Grenzen meiner Aufgabe, — in Bezug auf unſere Erkenntniß hatte Kant den Glauben an das Vorhandenſein dem menſchlichen Geiſte eingeborner und für alle Gegenſtände möglicher Erfahrung allgemeingültiger Geſetze vertreten und jenen Zwieſpalt geſchlichtet, der zwiſchen dem Leben und der Wiſſenſchaft die falſche Lehre von dem Urſprung aller Erkenntniß aus der Erfahrung verurſacht hatte. Aber dieſelbe Aufgabe war in Bezug auf die Beurtheilung des menſchlichen Handelns zu löſen. Das Gefühl von der ſchlechthin verpflichtenden Kraft allgemeiner Sittengeſetze war freilich der Menſchheit ebenſo wenig ganz abhanden gekommen, als ſie ſich ganz des Zutrauens zu der Wahrheit der allgemeinen Verſtandesgrundſätze hatte entſchlagen können. Aber die philoſophiſche Reflexion hatte doch wiſſenſchaftlich auch die Entſtehung der ſitt-

lichen Ueberzeugungen aus bloßer Erfahrung des Nützlichen und Schädlichen, aus bloßer Betrachtung der menschlichen Natur und ihrer Triebe, aus der Deutung der Richtung, welche diese nehmen, der Ziele, die sie verfolgen, aus der Abwägung überhaupt der natürlichen Motive, welche uns treiben und der natürlichen Zwecke, die wir uns zu setzen pflegen, zu erklären versucht. Sie hatte dadurch das Bewußtsein der unbedingten Gültigkeit höchster Sittengesetze getrübt, und da, wo die Verwicklung der Verhältnisse die Stimme derselben weniger deutlich erkennen ließ, zu einer allgemeinen eudämonistischen Neigung geführt, menschliches Handeln nicht nach unveränderlichen Idealen der Gesinnung, sondern nach dem Werth des in jedem Einzelfall von ihm zu erreichenden Gutes zu schätzen. Es ist zu bekannt, um weiterer Erinnerung zu bedürfen, daß diese zweite Aufgabe, auf den eingebornen, aller Erfahrung vorangehenden und ihr übergeordneten Maßstab des Rechten zu verweisen, Kant in der Kritik der praktischen Vernunft zu lösen versuchte. Ganz ebenso wie unser Erkennen sich von der Erfahrung nicht seine Beurtheilungsgrundsätze, sondern nur die Gegenstände ihrer Anwendung geben läßt, ebenso trägt die sittliche Vernunft die unbedingt verpflichtende Regel alles Handelns in sich selbst, und erwartet von der Kenntniß und Erfahrung des Lebens nur die entscheidenden Gründe für die Wahl der besondern Handlungsweise, welche in jedem einzelnen Falle dem Sinne jener allgemeinen Regel entspricht.

Zwischen die beiden Kritiken der reinen und der praktischen Vernunft hat erst später Kant jenes dritte seiner Hauptwerke eingeschaltet, das den eigentlichen Gegenstand unserer jetzigen Besprechung bilden wird, die Kritik der Urtheilskraft. Mancherlei ist darüber gemuthmaßt worden, ob dies dritte Gebiet seiner Untersuchungen schon in seinem anfänglichen Plane gelegen habe, und ob er nicht erst später der hergebrachten Eintheilung der geistigen Vermögen in Vorstellung Gefühl und Begehrung blind vertrauend, durch entsprechende Behandlung des

Gefühlsvermögens (denn hierauf läuft allerdings die Kritik der Urtheilskraft hinaus), der ſyſtematiſchen Vollſtändigkeit habe Genüge leiſten wollen. Ich lege wenig Werth hierauf; denn die Bedeutung eines wiſſenſchaftlichen Werkes beſteht in dem, was es zuletzt leiſtet; ſie hängt nicht von der Veranlaſſung ſeiner Entſtehung ab, welche außerdem, wäre ſie wirklich die angegebene, mir in dieſem Falle nicht zu tadeln ſchiene.

Die reinen Verſtandesgrundſätze, lehrt uns Kant, ſchreiben zwar den Erſcheinungen Geſetze vor, ohne deren Erfüllung dieſe überhaupt nicht als Erſcheinungen für uns denkbar wären, aber ſie beſtimmen poſitiv Nichts über die Geſtalt des Wirklichen und den Plan ſeines Zuſammenhangs; unzählig verſchiedene Formen des Daſeins, unzählige verſchiedene Weiſen gegenſeitiger Beziehung laſſen ſie vielmehr möglich, in denen allen das Wirkliche ihren allgemeinen Anforderungen Genüge thun kann. Verglichen mit dieſen allgemeinen Geſetzen des Verſtandes erſcheinen daher die thatſächlichen Formen und Zuſammenhänge des Wirklichen immer als zufällige, jenen Geſetzen zwar entſprechend, aber nicht aus ihnen allein als nothwendige ableitbar. Und eben deshalb läßt ſich unbeſchadet des Gehorſams, den alle Erſcheinungen dieſen Geſetzen ſchulden und leiſten, doch eine Einrichtung der Wirklichkeit denken, welche die Bemühung unſerer Erkenntniß, Einheit in das Mannigfaltige unſerer Wahrnehmungen zu bringen, durchaus vereiteln würde. Denn nach den bloßen Forderungen jener Grundſätze allein iſt es nicht nothwendig, daß es viele gleiche oder gleichartige Dinge gebe, deren Verhalten ſich nach gemeingültigen Geſichtspunkten zuſammenfaſſen laſſen müßte; nicht nothwendig, daß die zuſammengeſetzten Gebilde der Natur als Wiederholungen allgemeiner Gattungsbegriffe, dieſe ſelbſt als verwandte und vergleichbare Glieder eines umfaſſenden Syſtems auftreten und daß nicht jedes Ding vielmehr das einzige ſeiner Art wäre; nicht nothwendig, daß die Wechſelwirkungen, welche das Cauſalgeſetz überall anzunehmen befiehlt, vergleichbar ſeien

und nicht in jedem einzelnen Falle einem nur für dieſen gültigen Sondergeſetze folgen. Manche Bedenken untergeordneter Art würden gegen dieſe Darſtellung Kants möglich ſein; im Ganzen würden ſie jedoch den Gedanken nicht widerlegen, daß eine ſolche Einrichtung der Wirklichkeit, falls ſie beſtände, die Verknüpfung unſerer Erfahrungen zu dem Ganzen Einer Welterkenntniß unmöglich machen würde. Aber dieſe Einrichtung, fährt Kant fort, beſtehe nicht, und daß ſie nicht beſtehe, habe der gemeine Verſtand und die Wiſſenſchaft längſt in Sätzen behauptet wie die: daß die Natur ſtets den kürzeſten Weg nehme, daß ſie gleichwohl keinen Sprung mache, weder in der Folge ihrer Veränderungen, noch in der Reihe der ſpecifiſch verſchiedenen Arten des Wirklichen; daß ihre große Mannigfaltigkeit in Einzelgeſetzen des Wirkens gleichwohl Einheit unter wenigen Principien ſei. In allen dieſen und ähnlichen Sätzen drücke unſere Urtheilskraft die Vorausſetzungen aus, welche ſie, falls es überhaupt eine zuſammenhängende Welterkenntniß geben ſoll, zu ihrem eignen Bedarf über jene thatſächliche Anordnung des Wirklichen machen muß, über welche die reinen Verſtandesgrundſätze allein nichts Nothwendiges behaupteten. Die Urtheilskraft verfährt hierbei nicht beſtimmend, wie Kant ſich ausdrückt, nämlich nicht das Einzelne unter gegebene und zugeſtandene Geſetze unterordnend, ſondern reflectirend, d. h. die allgemeinen Formen des Zuſammenhangs der Dinge errathend, ohne deren Gültigkeit das Unternehmen jener Unterordnung fruchtlos ſein würde.

Von dieſer Seite betrachtet erſcheinen die Unterſuchungen über die Urtheilskraft als eine Ergänzung der Lehre von der Erkenntniß, die ſich auf die Sinnenwelt bezieht; aber ſie verknüpfen zugleich dieſes Gebiet mit dem des Ueberſinnlichen, in Bezug auf welches Kant die Möglichkeit einer Erkenntniß geleugnet hatte. Denn obzwar eine unabſehbare Kluft zwiſchen dem Gebiete des Naturbegriffes als dem Sinnlichen, und dem Gebiete des Freiheitsbegriffes als dem Ueberſinnlichen befeſtigt

und von dem einen zum andern vermittelſt des theoretiſchen Gebrauchs der Vernunft kein Uebergang möglich ſei, gleich als ob es ſo viel verſchiedene Welten wären, deren erſte auf die zweite keinen Einfluß haben kann: ſo ſolle doch dieſe auf jene einen Einfluß haben, nämlich der Freiheitsbegriff ſolle den durch ſeine Geſetze aufgegebenen Zweck in der Sinnenwelt wirklich machen, und die Natur müſſe folglich auch ſo gedacht werden können, daß die Geſetzmäßigkeit ihrer Form wenigſtens zur Möglichkeit der in ihr zu bewirkenden Zwecke nach Freiheitsgeſetzen zuſammenſtimme. Dieſe Aeußerungen, auch nur auf das menſchliche Handeln gedeutet, welches unter Vorausſetzung jener oben geſchilderten nicht beſtehenden Welteinrichtung ebenſo erfolglos ſein würde, als die Bemühungen des Erkennens, laſſen deutlich bemerken, wie auch von Seiten der praktiſchen Vernunft her dies neue Gebiet der Unterſuchung als ergänzender Abſchluß aufgeſucht werden konnte.

Mit dieſen beiden Betrachtungen, welche die neue Unterſuchung der Urtheilskraft in ihrer Beziehung zu den Lehren von der Erkenntniß und dem Handeln betreffen, verknüpft ſich ungezwungen eine dritte, welche uns ſehen läßt, wie aus ihr eine äſthetiſche Wiſſenſchaft entſtehen konnte. Faſſen wir kurz zuſammen, was wir eben über die wirkliche Geſtaltung der Erſcheinungswelt vorausſetzten und verlangten, ſo war es eine Angemeſſenheit ihres Zuſammenhangs zu dem, was unſere Erkenntnißkräfte leiſten können, und zu dem, was unſer Wille in ihr leiſten will; mit einem Worte: Zweckmäßigkeit der Welt für uns. Dieſe Eigenſchaft aber können wir nicht von den Dingen als eine zu ihrer eigenen Natur gehörige Pflicht verlangen; ſie ſelbſt thun eigentlich genug, wenn ſie den allgemeinen Verſtandesgeſetzen entſprechen, ohne deren Erfüllung ſie, wenigſtens als Erſcheinung für uns, nicht möglich ſind. Eben deshalb aber rechnen wir den Erſcheinungen die Folgſamkeit gegen dieſe Geſetze nicht als ein Verdienſt an, denn ſein und dennoch ihnen

widerſprechen könnten ſie nicht; wo aber die Erſcheinungen eine Zweckmäßigkeit in Beziehung auf uns verrathen, welche nicht zu ihren unerläßlichen Pflichten gehört, da glauben wir einen Ueberſchuß ihrer Leiſtung, ein Verdienſt derſelben oder ein Glück der Umſtände zu ſehen, auf das wir nicht mehr mit gleichgültiger Beobachtung und bloßer Vorſtellung, ſondern mit einem Gefühle der Luſt antworten. So führen dieſelben Betrachtungen, die zuerſt nur beſtimmt ſchienen, von gewiſſen Ergänzungen zu ſprechen, deren ſowohl die theoretiſche als die praktiſche Vernunft in ihren Vorausſetzungen bedürfen, zu einer Unterſuchung der Bedingungen, unter welchen dem dritten jener Geiſtesvermögen, welche Kant auf einander nicht zurückführbar glaubt, dem des Gefühls, ſeine Befriedigung zu Theil wird. Und wie die Kritik der reinen Vernunft nicht nach der Mannigfaltigkeit unſerer empiriſchen Erkenntniß, ſondern nach den allgemeinen Geſetzen der uns eingebornen Wahrheit, nach denen wir jenes Mannigfache zur Erkenntniß verknüpfen, die der praktiſchen Vernunft nicht nach den veränderlichen Zielen unſeres Handelns, ſondern nach dem unbedingten Gebote fragt, dem alle Handlungen entſprechen ſollen, ſo hebt die Kritik der Urtheilskraft aus den mannigfachen Gefühlen diejenigen zu abgeſonderter Betrachtung hervor, in denen alle menſchlichen Gemüther zur Verehrung einer allgemeingültigen Schönheit übereinſtimmen müßten.

Aber wichtiger als dies Vorſpiel allgemeiner Betrachtungen, welche die ſyſtematiſche Stellung der Aeſthetik im Ganzen der Wiſſenſchaft bezeichnen, ſind uns für jetzt die ſpeciellen Auseinanderſetzungen, in denen Kant zum erſten Mal die äſthetiſchen Grundbegriffe zum Gegenſtand einer methodiſchen Unterſuchung macht. Entſprechend dem Gange, den er auch ſonſt zu nehmen pflegt, beginnt auch hier Kant mit der ſubjectiven Seite der Sache, mit der Zergliederung des Geſchmacksurtheils und mit der Ueberlegung der Bedingungen ſeiner Möglichkeit. Und dieſer Anfang iſt ohne Zweifel der einzige, welcher der Natur dieſer

Fragen entspricht; denn nicht die Schönheit ist uns unmittelbar als ein Allen Bekanntes gegeben; die einzige von jeder Voraussetzung unabhängige Thatsache, von der wir ausgehen können, ist vielmehr nur das Vorkommen dieser eigenthümlichen Art der Urtheile, durch welche wir irgend Etwas als schön bezeichnen, ohne noch hinlänglich klar darüber zu sein, was wir eigentlich von ihm mit diesem Namen aussagen. Gleich nothwendig aber ist die zunächst folgende Erklärung, durch welche Kant diese Ungewißheit beseitigt: die Behauptung, daß Etwas schön sei, drücke gar keine Erkenntniß der Natur des schönen Gegenstandes aus, sondern bezeichne nur die Art der Erregung, welche von ihm das Gemüth des Behauptenden erfahre. Aus diesem Grunde nennt Kant das Geschmacksurtheil nicht ein logisches, sondern ein ästhetisches, indem er jetzt diesen Namen zwar mit Anklang an seine ursprüngliche Bedeutung aber doch mit verändertem Sinne nicht mehr auf das sinnlich Empfindbare, sondern auf den andern Gegensatz des Denkbaren bezieht, nämlich auf das, was nur unmittelbar im Gefühl erlebt wird. Und in dieser Bedeutung ist der Name auf die Folgezeit übergegangen, wenigstens wenn wir eine nähere Beschränkung in ihm eingeschlossen denken, die Kant sofort hinzufügt.

Gegenstände des Gefühls sind neben dem Schönen auch das Angenehme und das Gute; beide von ihm zu unterscheiden befiehlt uns dennoch eine unmittelbare Ueberzeugung. Den Sitz des Unterschiedes findet Kant darin, daß das Geschmacksurtheil, welches dem Schönen gelte, ohne alles jene Interesse an der wirklichen Existenz seines Gegenstandes sei, von welchem sowohl unser Gefühl für das Angenehme, als unsere Billigung des Guten begleitet werde; das Schöne gefalle uns auch dann, wenn wir seine Wirklichkeit ganz dahingestellt sein lassen und ohne daß ein Begehren nach seiner Existenz in uns entstehe. Ich kann mich nicht überzeugen, daß dieser Ausspruch das Richtige vollkommen trifft. Er mag Recht darin haben, daß zu unserer Bil-

ligung des Guten das Bewußtſein hinzutritt, zu ſeiner Verwirklichung mitverpflichtet zu ſein, aber von dem Angenehmen iſt das Schöne ſchwerlich auf entſprechende Weiſe zu trennen. Vor allem iſt jener Ausſpruch überhaupt nur deutlich in Bezug auf die plaſtiſche Schönheit der Naturformen und der bildenden Kunſt. Die Form eines Bauwerks mag ſchön ſein, gleichviel ob es ausgeführt oder nur im Entwurf beſteht; von einem Gedicht dagegen ließ ſich ſo nur ſprechen, wenn man damit die wirkliche Exiſtenz ſeines Inhalts gleichgültig nennen wollte. Aber die Schönheit des Gedichts iſt nicht ſein Inhalt, ſondern deſſen Darſtellung. Faſſen wir jenen Unterſchied etwas anders. Was wir angenehm nennen, das muß meiſt in phyſiſcher Realität als wirklicher Reiz auf uns wirken, um uns den Genuß ſeiner Annehmlichkeit vollſtändig zu gewähren und die bloße Erinnerungsvorſtellung eines abweſenden Angenehmen entſchädigt uns nie ganz für die Entbehrung ſeiner gegenwärtigen Einwirkung: das Schöne dagegen iſt häufig mit ſeiner ganzen Schönheit ſchon in dem Gedanken gegenwärtig, der es abbildet und wiederholt, oder in dem es überhaupt den Ort ſeiner Exiſtenz hat, und wir brauchen, um uns völlig an ihm zu ſättigen, eine äußerlich materiale Wirklichkeit ſeines Inhalts nicht. Auch dies gilt nicht ohne Ausnahme; die Schönheit einer Muſik befriedigt uns nicht völlig als bloße Vorſtellung einer nicht erklingenden Tonreihe; hier verlangen wir auch diejenige reale Exiſtenz, deren das Subſtrat dieſer Schönheit, das Hörbare, überhaupt fähig iſt; ſie muß klingen, und gehört werden; ebenſo wenig erſetzt die Erinnerung den Anblick eines Gemäldes ganz. Doch wird man zugeben, daß in beiden Fällen die ſinnliche Empfindung nur dient, um ohne Einbuße die ganze Mannigfaltigkeit der Vorſtellungen hervorzubringen, auf deren Verknüpfung das äſthetiſche Wohlgefallen ruht; die Wirkung des Angenehmen dagegen entſpringt auch aus ſeiner vollſtändigen Vorſtellung nicht, ſondern bedarf, um einzutreten, jener Realität der Erregung, durch welche ſich die Empfindung

eines gegenwärtigen Reizes von der bloßen Erinnerung eines abweſenden merklich unterſcheidet. Nur halb können wir daher dem erſten Ergebniß der Unterſuchung beiſtimmen, das Kant dahin zuſammenfaßt: ſchön ſei, was ohne Intereſſe gefällt. Die kurzen Anfänge zweier Paragraphen, denen Kant hier keine weitere Folge gibt: angenehm ſei, was den Sinnen in der Empfindung, gut, was vermittelſt der Vernunft durch den Begriff gefällt, hätten für das Schöne eine andere Beſtimmung erwarten laſſen, etwa die: ſchön ſei, was der Phantaſie in der Anſchauung gefalle, ohne eine andere Wirklichkeit zu bedürfen, als die, welche nöthig iſt, um es eben zum Gegenſtand der Anſchauung zu machen.

Von vier verſchiedenen Geſichtspunkten aus pflegte Kant jedes in einem Satze ausgeſprochene Urtheil zu betrachten. Dieſe Gewohnheit, deren Berechtigung dahingeſtellt bleiben mag, da ſie doch nur in geiſtreichem Spiel und ohne methodiſche Nothwendigkeit auf das äſthetiſche Urtheil des Geſchmacks ausgedehnt wird, verſpricht uns noch drei neue Anläufe zur Beſtimmung des Schönen. Der nächſte von ihnen führt zu der zweiten Formel: ſchön ſei, was ohne Begriff allgemein gefällt. Dem Angenehmen, deſſen Gefallen ſich ebenſo wenig aus begrifflichen Gründen rechtfertigen laſſe, fehle dieſe Allgemeingültigkeit; was uns angenehm ſei, von dem ſeien wir geſtändig, daß es Andern anders erſcheinen dürfe: nur die Kürze des Ausdrucks laſſe uns überhaupt einfach von einem angenehmen Gegenſtande reden, wo wir genauer nur von einem für uns angenehmen ſprechen ſollten. Was wir dagegen ſchön finden, von dem erwarten wir, daß es Allen gefallen werde und wir ſinnen es Jedem an, dieſes unſer Urtheil anzuerkennen, obgleich wir keinen für jede Erkenntniß zwingenden Beweis ſeiner Gültigkeit zu führen wiſſen. Das Gute anderſeits theilt mit dem Schönen zwar dieſe Allgemeingeltung, aber in jeder der beiden Bedeutungen, die ihm Kant gibt, iſt dieſe abhängig von Begriffen und

durch sie beweisbar; das, was etwozu gut ist, hängt von dem Begriffe seines Zweckes, das an sich Gute von dem höchsten Gebote der praktischen Vernunft ab; die Schönheit allein kann nur in einem unmittelbaren durch Nichts beweisbaren Urtheil des Geschmacks behauptet werden und wird dennoch als allgemeingültig für jedes urtheilende Subject behauptet.

Ehe wir Kants Erklärung dieses Verhaltens berühren, müssen wir doch bezweifeln, ob es thatsächlich ganz so besteht. Daß die Güte des sittlich Guten durch Unterordnung einer einzelnen Handlungsweise unter ein höchstes Sittengesetz beweisbar sei, wird nur zugeben, wer mit Kant in dem allgemeinen Grundsatz, den er der praktischen Vernunft gibt, so zu handeln, daß die Maxime des Handelns sich zur allgemeinen Gesetzgebung eigne, die wesentliche Natur des Guten ausgesprochen glaubt. Doch eigentlich meinte Kant selbst gar nicht, durch diese Formel das Wesen des Guten so bestimmt zu haben, daß in ihr zugleich der Grund der verpflichtenden Majestät des sittlichen Gebotes mitbegriffen wäre; jene Tauglichkeit zur allgemeinen Gesetzgebung galt ihm im Grunde nur als ein Kennzeichen, welches uns das Vorhandensein eines sittlichen Werthes in jeder Maxime des Handelns verbürgt, an der es vorkommt, ohne deswegen selbst ihr diesen Werth zu ertheilen. Und so kann es scheinen, als reiche es hin, eine einzelne Handlungsweise an diese Formel auch nur als an ein Kennzeichen des Guten zu halten, um aus der vorhandenen oder fehlenden Uebereinstimmung beider auf die Güte oder Verwerflichkeit der ersten mit der Strenge eines Beweises zu schließen. Aber dieser Schein ist doch irrig; die Tauglichkeit einer Maxime zur allgemeinen Gesetzgebung kann nicht ein allgemeingültiges Kennzeichen ihrer Güte sein. Denn schon dies, daß einer Maxime diese Tauglichkeit überhaupt nur zukomme, können wir nicht aus Erfahrung wissen, da wir niemals alle möglichen Folgen derselben beobachten können. Stände dies aber von irgend einer Handlungsweise wirklich fest, so würden wir doch den

andern Ausspruch, daß sie gut sei, immer wieder nur einer unmittelbaren Stimme des Gewissens verdanken müssen. Es sei denn, daß sich eben aus dem bloßen Begriffe jener Tauglichkeit die Nothwendigkeit denkend erweisen lasse, daß jeder Handlungsweise, an der sie vorkomme, um ihretwillen die Werthbestimmung des Guten zukommen müsse; und dann wäre sie nicht ein äußerliches Kennzeichen, sondern das Wesen der Güte selbst. Daß sie dies nicht sei, hat Kant, wie ich erwähnte, gefühlt; daß er diesem Gefühl nicht genug Raum gegeben, hat die Folgezeit sehr allgemein an seiner Sittenlehre getadelt, welche die unmittelbaren Urtheile des Gewissens über einzelne Fälle unseres Handelns viel zu sehr auf dem Wege eines Beweises aus jenem obersten formalen Grundsatze abzuleiten und ihre verpflichtende Kraft erst hierdurch festzustellen sucht. Anstatt daher diesen Unterschied des Guten vom Schönen anzuerkennen, hat im Gegentheil eine spätere Philosophie gerade die Urtheile des Geschmacks und die des Gewissens unter dem Gesammtnamen der ästhetischen vereinigt, und von beiden behauptet, was Kant nur von den ersteren zugab: daß sie unmittelbar durch Denken nicht beweisbare Werthurtheile des Gefallens und Mißfallens seien.

Die Consequenzen seiner Ansicht zog Kant sehr entschlossen. Man weiß, bis zu welchen Einzelheiten hinab er über die sittlichen Verpflichtungen auf Grund seiner allgemeinen Prinzipien zu entscheiden versuchte; vollkommen entgegengesetzt behandelt er die ästhetischen Fragen. Natürlich konnte er nicht die Schönheit überhaupt aus irgend einem Rechtsgrund logisch ableiten wollen, doch hätte man erwarten dürfen, daß sein Grundsatz, das Schöne gefalle ohne Begriff, ihn zur Anerkennung einer Mehrheit auf einander nicht zurückführbarer und aus einem höheren Grunde nicht ableitbarer Urformen des Gefallenden führen, daß er aber dann uns verstatten würde, mit diesen gegebenen Elementen des Schönen weiter zu rechnen, und auf sie und ihre Zusammensetzung die Schönheit des Zusammengesetzten nach allgemeinen

Regeln zu gründen. Aber auch hiergegen verhält sich Kant sehr spröde. Das Geschmacksurtheil werde immer als einzelnes Urtheil über den einzelnen Fall gefällt: diese Tulpe finde ich schön. Der Verstand könne wohl verallgemeinern: alle Tulpen sind schön, aber er verallgemeinere dadurch die Gültigkeit jenes einzelnen Urtheils nicht, falls nicht alle diese Tulpen jener einzelnen vollkommen gleich sind. Alle Schlüsse von der Aehnlichkeit der Objecte auf die Aehnlichkeit ihres Gefallens werden abgewiesen; in jedem einzelnen Falle müsse von neuem der Geschmack unmittelbar befragt werden; keine allgemeine Regel, aus einer Gruppe von Eindrücken abstrahirt, gelte von vorn herein für eine andere Gruppe von Eindrücken. Ich stopfe mir die Ohren zu, sagt Kant, mag keine Gründe und kein Vernünfteln hören und werde eher annehmen, daß die Regeln der Kritiker falsch oder doch hier nicht der Ort ihrer Anwendung sei, als daß ich mein Urtheil durch Beweisgründe sollte bestimmen lassen. Diese Aeußerung kann sich nicht nur auf diejenigen beziehen, die alle Schönheit aus Begriffen demonstriren zu können meinen, denn Kant spricht von jenen Regeln als von solchen, welche Kritiker des Geschmacks wie Batteux und Lessing gegeben; und von diesen ist anzunehmen, daß sie nur verallgemeinern, was der ästhetische Geschmack im Einzelnen geoffenbart hat. Auch fährt er fort: es mag mir jemand alle Ingredienzien eines Gerichts nennen und von jedem derselben bemerken, daß es mir doch sonst angenehm sei, so bin ich gegen alle diese Gründe taub, versuche das Gericht an meiner Zunge, und darnach, nicht nach allgemeinen Principien, fälle ich mein Urtheil. Ueberhaupt: ein objectives Princip des Geschmacks scheint ihm gänzlich unmöglich, d. h. unmöglich ein Grundsatz, unter dessen Bedingung man den Begriff eines Gegenstandes unterordnen und alsdann durch einen Schluß herausbringen könnte, daß er schön sei. Und damit stimmen seine Aeußerungen über die schöne Kunst: sie sei Sache des Genies, d. h. des Talentes, dasjenige hervorzubringen, wozu sich keine

bestimmte Regel geben läßt; wie es sein Product hervorbringe, wisse das Genie selbst nicht und habe es nicht in seiner Gewalt, Andern Regeln zur Erzeugung gleicher Producte mitzutheilen.

Man kann einwerfen, daß die meisten dieser Bemerkungen mit Sicherheit nur die Unmöglichkeit von Regeln zur Erfindung der Schönheit behaupten, aber nicht gleich bestimmt die Anerkennung allgemeingültiger Grundsätze leugnen, nach denen die erfundene zu beurtheilen und ihre Wirkung zu verstehen sein würde. Wenn jedoch Kant letztere in gewisser Ausdehnung zugegeben haben mag, so hat er doch selbst niemals Anstalt gemacht, auf ihre Feststellung auszugehen; auch würden sie wahrscheinlich doch nur auf jene Elemente des Wohlgefälligen sich bezogen haben, welche Kant, nach der Auswahl der Beispiele zu schließen, die er zu brauchen pflegt, von der Schönheit im eigentlichen Sinne, die eben aus ihrer erfinderischen Verwendung entsteht, noch zu unterscheiden scheint. In Bezug auf diese letztere nun werden wir seinem Mißtrauen gegen alle verstandesmäßige Begründung und gegen die Aufstellung von Geschmacksregeln nicht Unrecht geben; auch Lessing urtheilte hierüber nicht anders. Auch ihm galt keine noch so überredend erscheinende Regel, die aus besondern Fällen zur Allgemeinheit erhoben worden war, jemals für so sicher, daß er nicht befürchtet hätte, durch eine gar nicht vorherzusehende Leistung eines künstlerischen Genius sie doch noch widerlegt zu sehen. So suchte also in Kant die deutsche Moralphilosophie die menschlichen Pflichten, deren Abschätzung so oft einem schwankenden Gefühl und subjectiven Meinungen überlassen worden war, bis ins Kleinste hinab aus allgemeingültigen Grundsätzen abzuleiten; während zugleich die deutsche Aesthetik durchaus dem Doctrinarismus widerstand, mit welchem namentlich romanische Völker das Urtheil über die Schönheit an einen feststehenden Kanon zu binden gedacht hatten; jede Folgerung, die aus Analogien beobachteter Fälle mit größter Wahrscheinlichkeit von selbst hervorzugehen schien, befahl sie immer noch einmal

dem unmittelbaren und nicht vernünftelnden Geſchmack zur Beſtätigung oder Verwerfung vorzulegen.

Nun aber, um zu dem zurückzukehren, wovon wir ausgingen: iſt dieſer Gegenſatz richtig? und verhalten wir uns nicht vielmehr auch in Bezug auf das Sittliche ebenſo, wie uns hier zum Schönen uns zu verhalten angeſonnen wird? Laſſen wir nicht durch allgemeine Grundſätze und durch die Folgerungen aus ihnen uns nur ungefähr ebenſo weit in der Beurtheilung unſerer Pflichten leiten, wie in der Schätzung des Schönen? halten wir nicht das gefundene Ergebniß auch hier zuletzt noch einmal mit dem unmittelbaren Ausſpruch unſers Gewiſſens zuſammen? und verſagt dieſes nicht häufig dennoch ſeine volle Billigung, obgleich wir aus unzweifelhaft richtigen Grundſätzen ein beſſeres Ergebniß abzuleiten nicht im Stande ſind? Geſtehen wir daher zu, daß die Unterſcheidung des äſthetiſchen und des ſittlichen Urtheils, welche Kant uns hier vorſchlägt, nicht durchgreifend iſt, obgleich es allerdings zutrifft, daß unſere Pflicht aus der Unterordnung des gegebnen Falles unter allgemeine Geſichtspunkte mit ungleich größerer Strenge bewieſen werden kann, als die Schönheit eines zuſammengeſetzten Ganzen aus allgemeinen Geſetzen ſchöner Zuſammenſetzung. Unter den Gründen dieſes Verhaltens hebe ich nur einen hervor. Der äſthetiſche Geſchmack, eben weil er nur ein Wohlgefallen verlangt, deſſen Empfundenwerden für das Ganze unſers Lebens nicht unerläßlich iſt, will durchaus und vollkommen befriedigt ſein und findet Nichts ſchön, was auch nur durch leiſen Mangel die Allſeitigkeit dieſer Befriedigung verkümmert. Das ſittliche Urtheil dagegen, ſich auf Handlungen beziehend, denen wir nicht ausweichen können, ſondern welche ſo oder ſo auszuführen die dringendſte unſerer Pflichten iſt, kommt in den Fall, auf die völlige Uebereinſtimmung der gefundenen Entſcheidung mit dem ganzen Gefühl unſers Innern zu verzichten. Um die unentbehrliche Entſcheidung überhaupt nur zu erlangen, müſſen wir uns oft begnügen, allgemeinen Grundſätzen

zu folgen, den Mangel an Befriedigung aber, den die Folgerungen aus ihnen im Falle eines Conflicts von Pflichten, aber auch sonst so oft übrig lassen, als ein Opfer anzusehen, das wir dem höchsten Gebote, überhaupt zur Verwirklichung des Guten mitzuwirken, zu bringen genöthigt sind. So scheint es, als seien die Regeln unsers Handelns strenger aus Principien ableitbar, als unser ästhetisches Urtheil, während wir uns im Grunde auf sittlichem Gebiete nur häufig mit der unvollkommenen Ableitung zufrieden stellen müssen, die wir auf ästhetischem durchaus verschmähen würden.

Der Anspruch auf Gültigkeit für Alle, den das Urtheil über Schönes, nicht aber das über Angenehmes macht, führt nun Kant zur Begründung seiner eigentlichen ästhetischen Theorie. Uebereinstimmung Aller in einem Urtheile, welches Nichts über die Sache aussagt, sondern nur die Art unsers Ergriffenseins durch sie ausdrückt, können wir nur verlangen, wenn wir in Allen einen gleichartigen Maßstab voraussetzen, an welchem dieser subjective Eindruck der Sache gemessen wird. Nun sind wir berechtigt, dieselben allgemeinen Verfahrungsweisen, dieselbe Organisation der Urtheilskraft bei allen Menschen als gleichartig vorhanden anzunehmen; mit Recht sinnen wir daher jedem Andern das Wohlgefallen gleichfalls an, welches uns aus der bloßen Uebereinstimmung eines Eindruckes mit den Verfahrungsweisen unserer Urtheilskraft entspringt. Darauf also, können wir sagen, beruht der Anspruch des Schönen auf allgemeine Anerkennung, daß es dem allgemeinen menschlichen Geiste, der in jedem Einzelnen derselbe ist, darauf der Mangel gleiches Anspruchs für das Angenehme, daß es nur den Bedingungen des Einzellebens entspricht, die für den Einen andere sind als für den andern. Doch haben wir, indem wir die Sache so aussprechen, Kants Meinung etwas verallgemeinert; was sie von diesem Ausdruck unterscheidet, heben wir jetzt hervor.

Kant selbst erwähnt, daß in Bezug auf vieles Angenehme

der Sinne eine größere Uebereinſtimmung wirklich herrſcht, als in Bezug auf das Schöne, obwohl ſie nur für dieſes von uns verlangt wird. Er erwähnt ferner, daß die Anerkennung unſeres Urtheils, etwas ſei ſchön, von uns in derſelben Weiſe gefordert wird, in welcher wir jedem Geſunden wegen ſeiner mit der unſeren als gleichartig vorausgeſetzten Organiſation zumuthen, einem Gegenſtande dieſelbe Farbe zuzuſchreiben, die wir an ihm bemerken. Warum ſollen dennoch nur diejenigen Eindrücke allgemeingültig ſchön ſein, welche mit der Urtheilskraft, nur individuell angenehm dagegen die, die mit der Sinnlichkeit ſtimmen, obgleich wir doch für beide, Urtheilskraft und Sinnlichkeit, allgemeingültige Normen ihrer Thätigkeit in allen Einzelnen nicht blos vorausſetzen, ſondern in ungefähr gleichem Maße auch wirklich finden? und obgleich die wirkliche Ausübung beider Thätigkeiten aus Gründen, die dahingeſtellt bleiben mögen, ſich häufig von dieſen Geſetzen entfernt?

Faſſen wir Folgendes ins Auge. Wenn der Sprachgebrauch Angenehmes und Schönes unterſcheidet, ſo drückt er ſehr fühlbar einen Werthunterſchied aus, welcher nicht blos in der Allgemeingültigkeit des Einen und dem Fehlen derſelben an dem Andern beſteht, ſondern vielmehr den inneren Grund andeuten möchte, um deswillen wir ſie hier verlangen, dort nicht. Das Angenehme würde noch nicht ſchön ſein, wenn ihm jene Allgemeingültigkeit zukäme; vielmehr würde zwiſchen dieſem Allgemeingefälligen und dem Schönen jener innere Unterſchied des Werthes fortbeſtehen. Er könnte ſchwerlich anderswoher, als aus dem verſchiedenen Eigenwerthe der Maßſtäbe ſelbſt abgeleitet werden, mit welchen in beiden Fällen der gefallende Eindruck gemeſſen wird. Dieſer Gedanke ſcheint mir überall bei Kant zwiſchen den Zeilen zu liegen, ohne offenen Ausdruck zu finden: der Werthunterſchied der Sinnlichkeit und der Urtheilskraft. Die Sinnlichkeit iſt überwiegend ein Vermögen, vom Eindruck zu *leiden*, die Urtheilskraft ein Vermögen thätiger Beziehung ſeines Mannigfachen.

Mag immerhin auch in der Sinnesempfindung die Seele auf einen geschehenden Eindruck zurückwirken, so weiß doch das Bewußtsein Nichts hiervon, sondern kennt nur das letzte Erzeugniß dieses unbewußten Vorgangs: die fertige Empfindung und das Lustgefühl, welches sie begleitet; mag anderseits die Seele, wenn sie das Schöne bemerkt, ebenfalls nicht im Stande sein, sich die Gründe ihres Urtheils zu logischer Erkenntniß zu verdeutlichen, so fühlt sie doch sich überhaupt thätig, und empfindet, daß auf der Uebereinstimmung des Eindrucks mit den Bedingungen dieser ihrer beziehenden Thätigkeit das entstehende Wohlgefallen beruht. Auf diesen Gedanken deuten die obenerwähnten nicht weiter ausgeführten Paragraphenanfänge, nach denen angenehm sein sollte, was den Sinnen in der Empfindung, gut, was vermittelst der Vernunft durch den Begriff, schön (wie wir hinzufügten), was der Urtheilskraft in der Anschauung gefällt; und denselben Gedanken wiederholen viele andere Ausdrücke, in denen Kant, wie alle Welt zu thun pflegt, das Vergnügen der Sinne an Werth sowohl der ästhetischen Lust als dem Wohlgefallen an dem Guten nachsetzt.

Ausdrücklicher kommt Kant hierauf in dem dritten Versuch zur Begriffsbestimmung des Schönen im Gegensatz zu dem Nützlichen und dem Vollkommenen. Sinnenurtheile setzt er hier aufs Neue den reinen Geschmacksurtheilen gegenüber, welche letzteren von Reiz und Rührung unabhängig seien. Es fehlt an einer bestimmten Erklärung dieser beiden Ausdrücke, doch befiehlt der Zusammenhang sie auf diejenigen Erregungen zu beziehen, durch welche der Einzelne sein individuelles Wohl gefördert fühlt, ohne sich als allgemeinen Geist in ihnen thätig zu wissen. Nun thun sich, fügt Kant hinzu, wieder manche Einwürfe hervor, die zuletzt den Reiz als für sich allein hinreichend, um schön genannt zu werden, vorspiegeln. Eine bloße Farbe, ein bloßer Ton werden von den meisten für schön an sich erklärt; aber doch geschehe dies nur, sofern beide, Farbe und Ton, rein sind: dies aber sei

eine Beſtimmung, welche ſchon nicht mehr den Inhalt der Empfindung, ſondern ihre Form betreffe. Denn wenn auch unſer Gemüth die Regelmäßigkeit in der Abfolge der Licht- und Schallwellen keineswegs unmittelbar bemerkt (eine Frage, die den beiden erſten Ausgaben der Kritik der Urtheilskraft gar ſehr, der dritten gar nicht zweifelhaft erſcheint), ſo kann doch das Gemüth die ununterbrochene Gleichförmigkeit ſeiner eignen Erregung, ſeiner Empfindung alſo, wahrnehmen, und ſich deſſen erfreuen, daß ihm gelingt, die unendlich kleinen Erregungen, die es in aufeinanderfolgenden Zeitaugenblicken oder von nebeneinanderliegenden Raumpunkten erfährt, zu dem Geſammteindrucke Einer reinen Farbe oder Eines Tons, Mannigfaches alſo überhaupt zur Einheit zuſammenzufaſſen. Gegenſtände des äſthetiſchen Wohlgefallens ſind alſo die Eindrücke, die dem Gemüthe zur Entfaltung dieſer Thätigkeit Veranlaſſung geben; nur angenehm diejenigen, die es nur leidend in ſich aufnimmt, um ſich von ihnen, unbewußt wie, gefördert zu fühlen.

Von größerer Wichtigkeit iſt uns die eigentliche Abſicht dieſes dritten Anlaufs, die Unterſcheidung des Schönen vom Nützlichen und Vollkommenen. Zwar daß die Nützlichkeit, die ſich nur nach Vergleichung eines Gegenſtandes mit ſeinem außer ihm liegenden Zwecke durch verſtändige Erkenntniß beurtheilen läßt, ſeine Schönheit nicht ausmache, iſt für ſich klar. Aber eine objective innere Zweckmäßigkeit, die Vollkommenheit, komme dem Prädicate der Schönheit ſchon näher und ſei daher von namhaften Philoſophen, jedoch mit dem Zuſatze: wenn ſie verworren gedacht werde, für einerlei mit der Schönheit gehalten worden. Daß jedoch das äſthetiſche Urtheil nicht durch Verworrenheit ſeines Erkennens, ſondern dadurch, daß es gar keine Erkenntniß der Dinge enthält, von allen andern Urtheilen abweicht, ſteht nach allem Vorigen feſt; wie könnte alſo Vollkommenheit der Dinge ſein Gegenſtand ſein? Verſtehen wir unter ihr die Vollzähligkeit aller Merkmale, durch welche das Einzelne ſeinem All-

gemeinbegriffe entſpricht, ſo iſt ihre Beurtheilung nur durch denkende Vergleichung des Einzelnen mit dem Muſterbild ſeiner Gattung möglich, welches wir vorauskennen müſſen. Suchen wir die Vollkommenheit nicht in der Angemeſſenheit des Einzelnen zum Allgemeinen, ſondern an dem Allgemeinbegriffe ſelbſt, in der Zuſammenſtimmung ſeines Mannigfaltigen zur Einheit, ſo kann doch der maßgebende Geſichtspunkt, nach welchem wir dieſe Zuſammenſtimmung bald als vorhanden, bald als nicht vorhanden betrachten, zunächſt wieder nur in irgend einem Zwecke, einer Idee, einer Beſtimmung des Dinges liegen, in Bezug auf welche ſeine Merkmale ſich zur Einheit zuſammenfügen; es iſt dann vollkommen, wenn dieſem Zielpunkte das innere Gefüge ſeines mannigfaltigen Inhalts entſpricht und die Beurtheilung auch dieſer Vollkommenheit fällt daher einem Denken zu, welches die gegebene Natur des Dinges mit den Anforderungen ſeiner Beſtimmung vergleicht. Soll endlich von einem ſolchen erkennbaren Ziele, welches die Natur des Dinges beſtimmte und den Maßſtab ſeiner Vollkommenheit bildete, gänzlich abgeſehen werden, ſo kann die Schönheit, welche wir in einem äſthetiſchen Urtheile einem Gegenſtande zuſchreiben, nicht in einer Vollkommenheit deſſelben an ſich ſelbſt, ſondern nur darin beſtehen, daß die Form der Verknüpfung des Mannigfaltigen in ihm, indem ihr Eindruck den Thätigkeitsbedingungen unſerer Urtheilskraft entſpricht, uns die allgemeine Vorſtellung einer Zweckmäßigkeit deſſelben ohne Hindeutung auf einen beſtimmten Zweck erregt.

Vollkommen reine Schönheit kommt daher nur den Gegenſtänden zu, bei deren Betrachtung uns gar kein Begriff eines beſtimmten Zweckes leitet, durch welchen die Zuſammenſtimmung ihres Mannigfachen zur Einheit bedingt würde, deren Form vielmehr unmittelbar durch den der Natur und Gliederung unſerer Geiſteskräfte entſprechenden Rhythmus gefällt, in welchem ſie dieſe zur Ausübung ihrer Thätigkeiten anregt. Blumen, Arabesken, muſikaliſche Melodien gehören zu dieſer Gattung und

Kant unterscheidet sie unter dem Namen der freien Schönheit von der anhängenden Schönheit jener andern Gegenstände, deren Form, wie die eines Gebäudes oder eines Menschen, einem Zwecke oder einem natürlichen Gattungsbegriffe angemessen sein muß. Das Wohlgefallen an dieser zweiten Art der Schönheit sei kein rein ästhetisches mehr, sondern verbunden mit dem intellectuellen Wohlgefallen, welches die Vernunft an der vollkommenen Uebereinstimmung der Erscheinung mit ihrer erkennbaren Bestimmung findet. So sehr setzt Kant hier die Schönheit in die bloße Form der Verbindung des Mannigfachen, daß er selbst den Ausdruck nicht scheut, die Vollkommenheit, die im letzteren Falle unser Urtheil mitbestimme, thue im Grund der Reinigkeit desselben Abbruch. Es gewinne eigentlich weder die Vollkommenheit des Gegenstandes durch seine Schönheit, noch diese durch jene; aber da es nicht vermieden werden könne, die Beurtheilung der einen mit der Empfindung der andern im Bewußtsein zusammenzuhalten, so gewinne das gesammte Vermögen der Vorstellungskraft, wenn beide Gemüthszustände zusammenstimmen.

Diese merkwürdige Aeußerung regt zu weiterer Ueberlegung an. Denn was gewinnt denn dies gesammte Vermögen der Vorstellungskraft, wie Kant es nennt, oder diese Gemüthslage, die aus dem Zusammenstimmen jener beiden Betrachtungen des Gegenstandes hervorgeht? Doch wohl nur einen Zuwachs an Lust oder Wohlgefallen. Und diese Lust entspringt aus einer Uebereinstimmung zwischen Formenschönheit und Wesen des Dinges, welche um so weniger nothwendig stattzufinden braucht, je unabhängiger ja eben Vollkommenheit und Schönheit von einander sollen bestehen können. Auch diese Lust entsteht also aus einem Verhalten des Gegenstandes, welches aus Begriffen nicht als nothwendig nachweisbar ist, aber überall, wo es vorkommt, einer jener Voraussetzungen der Urtheilskraft entspricht, deren Befriedigung allgemein die Quelle der ästhetischen Lust ist. Die Uebereinstimmung nämlich zwischen Form und Wesen ist eines

jener Verhältniſſe, welche gefallen, weil ſie zweckmäßig und günſtig für das Beſtreben unſerer Urtheilskraft, Mannigfaches zur Einheit zu verbinden, geſtaltet ſind. Nicht die anhängende Schönheit iſt daher weniger ſchön, nicht unſer äſthetiſches Urtheil über ſie weniger rein äſthetiſch, ſondern nur die Beziehungspunkte, deren Verhältniß hier gefällt, ſind weniger einfach als in der reinen Formenſchönheit. Die letztere verknüpft gleichartige Elemente zum Ganzen einer Form; dort bilden äußere Erſcheinung und innerer Gehalt die beiden Glieder, deren Uebereinſtimmung völlig aus demſelben Grunde gefällt, nämlich weil ſie eine Maxime beſtätigt, welche die Urtheilskraft überall anwenden möchte, ohne ſie doch logiſch als nothwendig gültig erweiſen zu können.

Ich habe mehrfach erwähnt, daß dem natürlichen Geſchmack die verſchiedenen Fälle der Schönheit nicht gleich hoch im Werthe ſtehen, die aus den verſchiedenen Eigenwerthen der Beziehungspunkte entſpringen, zwiſchen denen die harmoniſche Beziehung beſteht. Für Kant beſtimmt nun jene Reinheit der Schönheit keineswegs ihren ſchließlichen Werth; in der Ueberſicht der Künſte gibt er unbefangen zu, daß die Muſik, die ausgebildetſte Kunſt freier Schönheit, durch Vernunft beurtheilt, weniger Werth habe, als jede andere der ſchönen Künſte; den oberſten Rang weiſt er der Poeſie an. Aber dies iſt in Kants Sinne nur ein Urtheil über den Endwerth, welcher den verſchiedenen Künſten im Zuſammenhang aller menſchlichen Lebensintereſſen zukommt, und welcher eben nicht ausſchließlich durch die von ihnen entwickelte Schönheit bedingt werde. Und freilich wird man dieſer Unterſcheidung des äſthetiſchen Eigenwerthes der Schönheit und ihrer ſonſtigen Bedeutung für das menſchliche Leben hier beipflichten können, wo nur von einer Schätzung menſchlicher Kunſtleiſtungen die Rede iſt; aber ſchwerlich auch dann, wenn jede bedeutungsvolle Schönheit der Natur, nur weil ſie nicht frei von Bedeutung iſt, für eine minder echte Schönheit gelten und die Theil

nahme für sie aus andern Quellen als dem ästhetisch angeregten Gefühl abgeleitet werden soll. Oder sollen wir unsern Sprachgebrauch ganz ändern, und vielleicht gar nicht mehr von einer Schönheit der menschlichen Gestalt sprechen? Ist doch diese Schönheit schlechterdings gar Nichts ohne Verständniß für die Bedeutung der Gestalt. Denn davon muß uns doch Niemand überreden wollen, daß die menschliche Gestalt blos durch ihre stereometrischen Formverhältnisse, ohne Rücksicht auf das geistige Leben, das sich in ihnen bewegt, einen irgend merklichen Reiz des Wohlgefallens auf unsere Phantasie ausüben würde. Sie würde hierin von der viel ausdrucksvolleren Mannigfaltigkeit und dem viel lebhafteren Schwunge zusammenstimmender Umrisse in jeder anmuthigen Blume, jeder zierlichen Arabeske unvergleichlich überboten werden. Dennoch wirkt sie viel mächtiger auf uns als diese, weil die an sich anspruchslosen Linien ihrer Form und die Verhältnisse zwischen ihnen einen ungemeinen Werth durch die Bedeutung der lebendigen Kräfte gewinnen, die wir in ihnen thätig wissen. Und dabei gibt es durchaus keinen für das unbefangene Gemüth überredenden Grund, diesen Eindruck für einen weniger rein ästhetischen anzusehen als jenen, welchen uns Blumen oder Arabesken machen. Wir empfinden ihn ohne Zweifel gerade als Schönheit und durchaus nicht als eine „durch Vernunft beurtheilte" anderweitige Vortrefflichkeit, die durch ihren sonstigen intellectuellen Werth uns über die Dürftigkeit ihres eigentlich ästhetischen Reizes täuschte. Gegen diese Schönheit ist Kant nicht ganz gerecht gewesen; fast könnte man hier bei ihm einen Nachklang aus der Kindheit der deutschen Aesthetik finden: reine Schönheit ist ihm nur das inhaltleere Formenspiel der Eindrücke in Raum und Zeit, und gegen diese reine Schönheit zeigt er eine sehr merkliche Geringschätzung; was er dagegen höher achtet: die Schönheit des Bedeutungsvollen, das möchte er am liebsten gar nicht mehr zur Schönheit rechnen, um es aus einem bessern Rechtsgrunde hochzuachten.

Alle zu befriedigen erscheint stets von neuem unmöglich. Mir schien es, als suchte Kant zu ausschließlich die Schönheit in bloßen Formen; das Entgegengesetzte tadelt an ihm Zimmermann. Wenn Eindrücke uns gefallen, weil sie unsere Geisteskräfte zu einem ihrer Natur angemessenen Spiele der Thätigkeiten veranlassen, worauf beziehe sich doch dann dies Gefallen? solle es dem Einklang erregter Seelenkräfte als solcher, oder solle es dem Einklang überhaupt gelten? Das letztere scheint Zimmermann nothwendig. Denn um Lust an der Harmonie der eigenen Kräfte fühlen zu können, müsse die Seele vorher Einklang überhaupt, gleichviel zwischen welcherlei Beziehungspunkten, als etwas Werthvolles ansehen, weil ohnedies der Umstand, daß zwischen ihren eignen Kräften Uebereinstimmung bestehe, ihr gleichgültig bleiben müßte. So überredend die Klarheit dieser Bemerkung erscheint, so kann ich mich dennoch von ihrer Richtigkeit nicht überzeugen.

Denn was bedeutet am Ende *Einklang* irgend welcher zwei Elemente, abgesehen von den Gefühlen dessen, dem er gefällt? und wie unterscheidet er sich von irgend einem andern denkbaren Verhältnisse derselben Elemente, welches an sich, noch ehe es mißfiele, Mißklang zu heißen verdiente? Kein Verhältniß ist für sich betrachtet besser als ein anderes; um dennoch zwei mit so verschiedenen Werthbezeichnungen belegen zu dürfen, ohne noch Rücksicht darauf zu nehmen, wie sie auf uns wirken, müßten wir nachweisen können, daß sie sich auf entgegengesetzte Weise zu einem andern objectiven Maßstabe der Werthbestimmung verhalten, der entweder allgemein oder insbesondere für die in Rede stehenden Elemente gilt. Erst dieser Maßstab würde *diese* Verhältnisse *dieser* Elemente zu Einklang oder Mißklang machen, während für *andere* Elemente um ihrer andern Natur willen in *andern* Verhältnissen Harmonie und Disharmonie läge. Nur ganz scheinbar würden wir die durchaus nothwendige Rücksicht auf einen solchen Maßstab durch die Behauptung vermeiden, daß

zwei Elemente ſchlechthin miteinander übereinſtimmen oder nicht; um noch zu verſtehen, was wir damit ſagen wollen, müſſen wir immer wieder auch hier einen Zuſtand vorausſetzen, welchen von einander zu erleiden die beiden Elemente beſtimmt ſind, oder der für ſie in irgend einer Weiſe ein Gut iſt, und zu deſſen Begründung das eine der fraglichen Verhältniſſe zwiſchen ihnen dient, das andere nicht dient. Damit es alſo überhaupt Sinn habe, zwei formal verſchiedene Beziehungsweiſen zweier Elemente als Einklang oder Mißklang zu bezeichnen, iſt die erſte unerläßliche Bedingung die Vergleichung beider mit einem Muſterverhältniſſe, welches aus irgend einem Grunde zwiſchen jenen beiden Elementen ſtattfinden ſoll.

Auf Uebereinſtimmung der inneren Verhältniſſe eines Mannigfachen mit einem Muſterverhältniſſe beruht jedoch auch die Richtigkeit des Richtigen, die Güte des Guten, die Nützlichkeit des Nützlichen, und gar nicht die Schönheit des Schönen allein. Es würde ſich deshalb weiter fragen, unter welchen beſonderen Bedingungen eine ſolche Uebereinſtimmung den eigenthümlichen Gegenſtand einer äſthetiſchen Beurtheilung bilden muß. Wenn Einklang und Mißklang dennoch, ſo wie wir eben ihren Sinn beſtimmten, unmittelbar eben auf Schönes und Häßliches zu deuten ſcheinen, ſo verdanken wir dies nur einer Erſchleichung, die mit dem Doppelſinn dieſer Namen ſpielt. Denn indem wir beide Ausdrücke der muſikaliſchen Theorie entlehnten, ſchienen wir freilich zuerſt nur die Thatſache des Vorhandenſeins oder Fehlens jenes Verhältniſſes der Uebereinſtimmung durch ſie bezeichnen zu wollen; im Stillen aber haben wir in dieſe Ausdrücke zugleich die Vorſtellung der Luſt oder Unluſt, des Glückes oder der Widerwärtigkeit bereits mit eingeſchloſſen, welche ein ſolches Verhältniß nicht an ſich enthält, ſondern in uns erzeugt, wenn es auf uns, und zwar nicht auf unſere Einſicht, ſondern eben auf unſer Gefühl wirkt. Und nun freilich verſteht es ſich unwiderleglich von ſelbſt, daß Einklang gefällt und Mißklang mißfällt; denn

beide sind nun nicht mehr Verhältnisse, die an sich, durch das was sie formal sind oder nicht sind, schon Einklang und Mißklang wären, und in Folge dessen gefielen oder mißfielen, sondern beide sind jetzt die mustermäßigen oder nicht mustermäßigen Verhältnisse eines Mannigfachen nur eben sofern sie gefallen oder mißfallen.

Vielleicht erscheint die Zergliederung dieser Begriffe nicht mir allein wichtig genug, um sie noch an dem bestimmten Beispiele fortzusetzen, von dem ihre Namen entlehnt sind. Einklang findet zwischen zwei Tönen statt, welche klingen; sie klingen aber nur für den Hörenden: außerhalb des Hörenden durchkreuzen nur zwei verschiedene Systeme von Schallwellen zu gleicher Zeit den Luftraum. Diese Wellen nun können in den mannigfachsten Verhältnissen zu einander stehen; innerhalb des Zeitraums, welchen der Hin- und Hergang der einen ausfüllt, kann die Welle des andern Systems in jeder beliebigen Anzahl von Wiederholungen verlaufen. Keines dieser Verhältnisse ist an sich besser oder edler als das andere; von keinem läßt sich aus Vernunftgründen allgemeiner Art beweisen, es sei dasjenige, welches an sich Einklang sei; denn die Schallschwingungen haben keine Pflichten, keine Bestimmung, kein Ideal ihres gegenseitigen Verhaltens, dem das eine Verhältniß sich mehr als das andere annäherte. Erfahrung lehrt uns nun, daß für unser Gefühl einstimmige Töne aus denjenigen zusammenklingenden Schallwellen entspringen, deren Wiederholungshäufigkeiten in gleicher Zeit sich zu einander wie die niedrigsten der ganzen Zahlen verhalten. Hieraus schließen wir, daß die Einfachheit dieses ihres Verhältnisses das uns Wohlgefällige sei. Aber dieser Schluß ist nicht in dem Sinne richtig, als könne es irgend welche Verhältnisse solcher Art geben, die an sich, ohne alle Beziehung auf uns, auch nur einfach sein könnten, die an sich deshalb von höherem Werthe als andere, die endlich in Folge dessen auch uns wohlgefällig sein müßten. Denn in Wahrheit ist doch keiner der Zahlen-

brüche, welche die verschiedenen möglichen Verhältnisse der Schallwellen bezeichnen, an sich wirklich einfacher als der andere; ihn so zu nennen haben wir nur Veranlassung, wenn wir ihn auf die Leistungsfähigkeit unserer Vorstellungskraft beziehen, welche nicht mit gleicher Leichtigkeit große und kleine Zahlen zusammenzufassen und die Verhältnisse zwischen ihnen zu übersehen vermag. In den Zahlenverhältnissen der Schallschwingungen liegt daher an sich gar kein Grund zu einer Werthabstufung; in ihrer Beziehung auf unser Vorstellungsvermögen liegt zwar ein solcher Grund, doch berechtigt auch er uns nur, ein Verhältniß bequemer für unser Vorstellen, als ein anderes, zu nennen, keineswegs aber zu schließen, daß es um deswillen auch wohlgefälliger sei. Denn alle jene Zahlenverhältnisse, auf denen thatsächlich freilich der Wohlklang der wahrnehmbaren Töne beruht, nehmen wir ja als solche eben nicht wahr; die Befriedigung, welche wir empfinden, wenn uns im Denken die Uebersicht dieser wissenschaftlich bekannt gewordenen Zahlen leicht gelingt, ist daher verschieden von dem Gefühl des Wohlgefallens, welches uns die sinnlich gehörten Töne erregen. Von selbst versteht es sich nun keineswegs als nothwendig, daß dieselben Verhältnisse des Mannigfachen, welche dem Vorstellen bequem sind, weil sie *seinem* Verfahren sich leicht fügen, auch dieser andern Seite des geistigen Lebens, der sinnlichen Empfänglichkeit, gleich zusagend sein, daß also dem Gefühle *gefallen* müsse, was für das Vorstellen *einfach* ist. Nur überraschen kann es uns nicht, daß die Erfahrung es so findet, denn das Gegentheil hätte freilich noch weniger Wahrscheinlichkeit, als die Voraussetzung dieser Gleichartigkeit der ganzen geistigen Organisation, die sich in dem wirklichen Verhalten verräth. Aber dies wirkliche Verhalten dürfen wir nicht zu dem Schlusse benutzen, das einfache Verhältniß gefalle, weil es einfach *ist*, und es sei deshalb an sich Einklang; es gefällt vielmehr und wird gefallend zum Einklang, weil es vermöge derselben Beschaffenheit, um deren willen es dem Vorstellen einfach

erſcheint, auch auf unſere ſinnliche Empfänglichkeit in einer Weiſe wirkt, welche der Natur derſelben und den Bedingungen ihrer Thätigkeit entſpricht. Sehen wir von dieſer Beziehung auf unſer Gefühl ab, ſo iſt jenes Verhältniß nicht mehr Einklang, ſondern als Gegenſtand des Vorſtellens nur noch einfach; von einem Einklang zu reden, der abgeſehen von jedem Geiſte, der ihn empfände, vielleicht ſelbſt unabhängig von jedem Vorſtellen, das ihn dächte, als bloß beſtehendes Verhältniß zwiſchen zwei Elementen ſchon Einklang zu heißen und deswegen zu gefallen verdiente, ſcheint mir um Nichts begründeter, als von einem Schmerze zu ſprechen, der ſchon Schmerz wäre, ehe ihn Jemand litte, und der in Folge deſſen Jedem weh thun müßte, welcher zufällig auf ihn ſtieße.

Aus dieſen Gründen kann ich Zimmermanns Tadel gegen Kant und ſeinem Vorſchlage nicht beiſtimmen, Harmonie als ſolche als Grund des äſthetiſchen Wohlgefallens anzuſehen und die harmoniſche Anregung der Seelenkräfte nur als einzelnes Beiſpiel dieſem Allgemeinbegriffe unterzuordnen. Vielmehr iſt dieſe Bewegung unſerer Seele der unerläßliche Realgrund, durch den in allen Fällen das erſt entſteht, was wir eine Harmonie nennen, d. h. durch den ein an ſich gleichgiltiges Verhältniß, welches zunächſt nur Gegenſtand der Vorſtellung iſt, zu dem Werthe eines Einklangs oder Mißklangs erhoben wird. Noch einmal will ich meines Gegners eigne Worte anführen: wenn der Einklang der Seelenkräfte der Grund des Gefallens iſt, ſo ſei nicht abzuſehen, warum dieſer Einklang nicht an jedem Objecte, an welchem er uns wahrnehmbar würde, ebenſogut Gefallen erregen ſollte? Ich antworte: auch vorausgeſetzt, es heiße etwas, daß an einem Object, bevor es wahrgenommen würde, etwas wie Einklang beſtehe, wie könnte dann doch dieſer objectiv vorhandene Einklang uns wahrnehmbar werden, ohne von uns wahrgenommen zu werden, d. h. ohne unſere Seelenkräfte in irgend einem Verhältniß zur Thätigkeit zu reizen? Iſt es nun glaublich, daß dieſer an ſich beſtehende Einklang uns gefallen

würde, wenn ihm das Mißgeschick begegnete, unsere Seelenkräfte zu disharmonischen Aeußerungen zu nöthigen? Zwar wird ihm dies wohl nicht begegnen, außer in einzelnen Augenblicken der Verstimmung unserer eignen Seele; aber klar ist doch, daß das bloße Vorhandensein eines objectiven Einklangs zwischen Elementen, die nicht wir selbst sind, zur Erzeugung unsers ästhetischen Wohlgefallens gar Nichts hilft, wenn nicht die Einwirkung dieses Einklangs auf uns noch einmal in Einklang mit den Bedingungen ist, unter denen unserer auffassenden Seele wohl sein kann.

Diese Subjectivität des ästhetischen Urtheils mit unerbittlicher Deutlichkeit hervorgehoben zu haben, halte ich für eins der wesentlichsten Verdienste, welche Kants eindringliche Kritik sich erworben hat; zu Ende freilich ist mit diesem unzweifelhaft richtigen Anfange die ganze Untersuchung noch nicht und auch Kant führt sie weiter. Allein auch der bisher erreichte Standpunkt läßt uns nicht ganz rathlos, wenn wir der Werthminderung zu entgehen suchen, welche der Schönheit von dieser subjectiven Begründung unsers Wohlgefallens zu drohen scheint. Auch hier gegen einige Aeußerungen meines Vorgängers zu streiten, darf ich mir um so eher erlauben, als er selbst uns auch das Richtige lehrt. Er überträgt auf Kant die Ausartung späterer Meinungen, wenn er als Sinn seiner Lehre behauptet, wahrhaft schön sei nur das Ich, der Gegenstand dagegen nur in Folge des Widerscheins, den auf ihn die ästhetische Bewegung der Seele wirft; das Ich erfreue sich an sich selbst, nicht an den Dingen, es sei eine ästhetische Selbstanbetung. In Wahrheit ist für Kant doch nicht die Harmonie der Seelenkräfte das Schöne selbst; sie ist vielmehr die sich selbst genießende ästhetische Lust; schön ist für ihn wie für den gewöhnlichen Sprachgebrauch der Gegenstand, dessen Einwirkung auf uns diese Lust erzeugt. Es ist Kants eigne Meinung, was Zimmermann, wie es scheint, als Bedenken gegen Kant aufführt: wenn auch das Wohlgefallen am

Gegenstand nur die harmonische Thätigkeit unseres Innern ist: der Grund, der diese Thätigkeit anregt, liegt doch in dem Gegenstande selbst. Aber man hat wohl nicht Recht hinzuzufügen: dieser Grund liege in dem Gegenstande allein, *nicht* in uns; er liegt vielmehr einzig darin, daß die Dinge und wir *zusammenpassen*. Es gibt keine Schönheit als solche, außer in dem Gefühl des Geistes, der sie genießt und bewundert; aber der Zusammenhang der Dinge ist so geordnet, daß er dem Geiste die Formen der Bewegung erregen kann, in denen ihm jener Genuß zu Theil wird und der Gegenstand seiner Bewunderung entsteht. Verweilen wir einen Augenblick hierbei. Wer ängstlich darnach strebt, eine außer uns seiende Schönheit nachzuweisen, die wir nur als bestehende wahrnehmen, ohne sie durch unser Wahrnehmen zu erzeugen, der huldigt dem gewöhnlichen Vorurtheile, nach welchem die eigentliche Welt nur in den Dingen besteht, die nicht Geist sind, der Geist aber nur als eine halb müßige Zugabe hinzukommt, höchstens bestimmt, den auch ohne ihn fertigen und vollständigen Thatbestand der Wirklichkeit in Gedanken noch einmal abzubilden. Unter solcher Voraussetzung freilich würde die Schönheit wenig Werth haben, sie würde selbst nur ein Schein sein, wenn sie nicht außerhalb des Geistes und bevor er die Welt abbildet, in dieser vollständig als solche vorhanden wäre, ein möglicher Gegenstand künftigen Genusses für uns, aber unserer Wahrnehmung nicht bedürftig, um ganz zu sein was sie ist. Aber der Geist ist nicht ein Anhängsel der wahrhaft seienden ungeistigen Welt, nicht ein Spiegel, dessen Leistungen in der Vortrefflichkeit beständen, mit welcher er die einzig theuere Wirklichkeit eines Geschehens und Daseins abbildete, das nichts von sich selbst hat, weil es sich nicht weiß und nicht genießt; sondern die Geisterwelt ist der wesentlichste Bestandtheil des Universum, der Vorgang ihrer Auffassung der Wirklichkeit oder das Erscheinen der Wirklichkeit für sie der wesentlichste Theil alles Geschehens, ohne den der Weltlauf nicht

fertig, nicht in ſich ſelbſt abgeſchloſſen ſein würde. Wer mit dieſer Wahrheit ſich durchdringt, wird vor allem nicht mehr darüber klagen, daß die Schönheit *nur* in dem ſubjectiven Gefühl des Geiſtes ihr Daſein habe, als wäre dies Gefühl der ſchlechteſte Ort, oder in ihm zu ſein die ſchlechteſte Art des Daſeins; dieſen Ort od- dieſe Art des Seins hat vielmehr Alles, was Werth hat: Tugend und Liebe ſinken nicht im Preiſe, weil ſie an ſich nicht ſind, ſondern nur im Augenblicke, da der lebendige Geiſt ſie übt oder fühlt. Doch Tugend und Liebe freilich wollen nichts Anderes ſein, als Thaten des Geiſtes, das Gefühl der Schönheit dagegen will bewundern können was nicht wir ſelbſt ſind. Aber auch dieſem Bedürfniß fehlt ſeine Befriedigung darum nicht, weil erſt in unſerem Innern zur Schönheit wird, was außer uns nur gleichgültiges Verhältniß iſt. Der einzelne ſchöne Gegenſtand allerdings büßt zuerſt ein, wenn eine ihm ſelbſt und ſeiner Beſtimmung gleichgültige Beziehung ſeines Mannigfachen blos durch zufälliges Zuſammentreffen mit einer Auffaſſungskraft, für welche ſie angemeſſen iſt, ihn nur für den auffaſſenden Geiſt ſchön erſcheinen läßt. Aber daß die Wirklichkeit im Großen dazu angethan iſt, um ſolches Zuſammentreffen möglich zu machen, daß das Gefüge der ſeienden Welt der Empfänglichkeit des Geiſtes entſpricht, daß die Verknüpfungen der Dinge in Formen geſchehen und geſchehen können, deren Eindruck die Thätigkeiten der Seele zu harmoniſcher Ausübung anregt: dieſes ganze Füreinanderſein von Welt und Geiſt iſt die große Thatſache, die wir im Gefühle der Schönheit genießen, eine Thatſache der allgemeinen Weltordnung, die den objectiven Gegenſtand unſerer Bewunderung und unſerer äſthetiſchen Luſt bildet. Und nun iſt auch jeder einzelne Gegenſtand, deſſen Verhältniſſe uns in ausgezeichneter Weiſe an dieſes Füreinanderſein erinnern, nicht mehr nur durch zufälliges Zuſammentreffen mit den Bedingungen unſerer ſubjectiven Thätigkeit ſchön, ſondern er iſt es als Zeugniß dieſer Weltordnung, deren Sinn und Macht ob-

jectiv in ihm vorhanden und wirksam ist, und selbst dann in ihm wirksam ist, wenn sie nur nebenher und nur als Beispiel des allgemeinen Weltlaufs, dem Alles unterworfen ist, schöne Formen an ihm entstehen läßt, ohne gerade durch sie das Wesentliche seines Einzellebens zum Ausdruck zu bringen.

Man wird nicht leugnen können, daß auf diesem Gedanken Kants Aesthetik nicht nur beruht, sondern daß sie ihn selbst mehr als einmal offen ausspricht. Nur oberflächlich wird er durch die systematisch nicht überwundene Unklarheit verdunkelt, die bei Kant zuletzt über die Wirklichkeit der Welt übrig bleibt, von deren Eindrücken er anfänglich alle unsere Erkenntniß ableitete, während die Consequenz seiner Kritik zuletzt jede Behauptung über sie ausschloß. Es scheint mir nutzlos, hier diese Schwierigkeiten zu erörtern, die doch ohne erheblichen Einfluß auf die Gestaltung dieses ästhetischen Grundgedankens bleiben. Erkennen wir nicht die Dinge an sich, sondern nehmen nur eine Erscheinung für uns wahr, so ist doch immer die Macht, welche die Ordnung dieser Erscheinungen hervorbringt, unabhängig von uns und eine Thatsache der Weltordnung, deren Uebereinstimmung mit der Empfänglichkeit der Geisterwelt ebenso sehr ein objectiver Grund und Gegenstand unserer ästhetischen Lust sein würde, wie nur irgend die unmittelbare Uebereinstimmung der Dinge selbst mit jener Empfänglichkeit gewesen wäre. Und selbst wenn in allen unsern Wahrnehmungen nichts Wirkliches auch nur erschiene, sondern alle unsere Anschauungen nur Erzeugnisse einer schöpferischen Einbildungskraft in unserem eigenen Geiste wären: auch dann würden wir doch diese unbewußt schaffende Kraft des allgemeinen Geistes in uns und das auffassende Bewußtsein, das sich dieser Erzeugnisse freut, als zwei nie aufeinander zurückführbare Thatsachen der Weltordnung betrachten, deren Zusammenpassen nur unter anderem Namen und mit anderer Wendung des Ausdrucks uns denselben Grund der ästhetischen Lust und der Schönheit darbieten würde. Keine dieser Deutungen, welche

Kants Metaphyſik ſpäterhin erfahren hat, läßt daher jenen äſthetiſchen Grundgedanken unbrauchbar werden, von dem wir zum Abſchluſſe nur noch einmal bemerken wollen, wie entſchieden er die oft getadelte Verknüpfung zwiſchen der Schönheit der Erſcheinung und dem Weſen des Seienden feſthält, welche die Anfänge der deutſchen Aeſthetik im Auge gehabt hatten. Man kann billig zugeſtehen, daß die empiriſche Aufſuchung und Feſtſtellung der einzelnen Formen des Mannigfachen, auf denen thatſächlich allgemeines Wohlgefallen ruht, aus anderen Geſichtspunkten der Aeſthetik unentbehrlich iſt, und daß Kant dieſer Aufgabe ſeine Kräfte nicht gewidmet hat. Nur darauf ging ſeine Arbeit, zu zeigen, unter welchen Bedingungen dieſes Prädicat der Schönheit, welches auch die Gegenſtände ſein mögen, denen wir es ſpäter zutheilen, überhaupt nur als Vorſtellung in unſerm Geiſte, und zwar mit dem Sinne und mit dem Werthe entſtehen kann, den wir mit ſeinem Namen zu bezeichnen uns bewußt ſind. Und hier zeigte er ganz jene Abneigung gegen das Heterokosmiſche, die wir bei Baumgarten fanden; wie dieſer der Kunſt nicht geſtatten wollte, Dinge zu erfinden, die in dieſer Welt keinen Sinn und keinen Platz haben, obwohl vielleicht in einer andern; ebenſo würde Kant niemals in bloßen Formverhältniſſen eines Mannigfachen den Gegenſtand und Grund des äſthetiſchen Wohlgefallens zu finden geglaubt haben, bevor er für dieſe Verhältniſſe einen Platz in dieſer Welt nachgewieſen hätte; nicht als Formen an ſich, die auch außer der Welt oder in einer andern gleich viel zu gelten fortführen, ſondern nur als Formen der Wirklichkeit, als ſolche, die in dem Ganzen der Weltordnung etwas bedeuten, hatten ſie ihm Anſpruch auf die Verehrung, welche ihnen die Geiſter widmen.

Beſchließen wir jetzt mit dieſer Betrachtung unſere Darſtellung der Kantiſchen Lehre, ſo geſchieht es nicht in der Ueberzeugung, ſie ſchon erſchöpft zu haben. Aber ſowohl die weiteren Keime, die ſie enthielt, als die Lücken, die ſich in ihr finden,

werden geeigneter bei den ſpäteren Anſichten erwähnt, die jene zu entwickeln, dieſe zu füllen glaubten, und die wir alle in deutlicher Abhängigkeit von Kants grundlegenden Gedanken finden werden.

Drittes Kapitel.

Herders Hervorhebung der Bedeutſamkeit im Schönen.

Mißverſtändliche Angriffe auf Kant. — Das Schöne gefalle nie ohne Begriff. — Ueber das Symboliſche als Grund äſthetiſcher Eindrücke. — Herders Neigung zur Allegorie. — Begründung des äſthetiſchen Wohlgefallens auf Sympathie. — Mangelhafte Anknüpfung des Schönen an das Gute.

Philoſophiſche Unterſuchungen, auf das Allgemeine eines Zuſammenhangs von Mannigfachem gerichtet, pflegen nach wenigen Schritten weit hinter ſich die buntfarbige Fülle der Erſcheinungen zu laſſen, von denen ſie veranlaßt wurden. So gerathen ſie leicht in Widerſtreit mit der lebendigen Bildung, welche den Werth jener Erſcheinungen tief und leidenſchaftlich empfindet, in unklarer Begeiſterung an ihm feſthalten will und ſich nicht darüber beruhigen kann, daß die einfachen Fundamente, mit deren Aufdeckung die Speculation beſchäftigt iſt, nicht ſelbſt die Reize entfalten, die mit Recht nur von dem auf ſie gegründeten Gebäude erwartet werden dürfen. Von Kant haben wir zugeben müſſen, daß ſeine äſthetiſchen Betrachtungen von unmittelbarer Empfänglichkeit für das Schöne nicht durchdrungen und getragen wurden; um ſo natürlicher erregten ſie Mißvergnügen bei denen, welche von den aufgefundenen einfachen Ergebniſſen keinen kurzen Rückweg zu dem erblickten, dem die Wärme ihrer eigenen Gefühle galt.

Herder gab in ſeiner Kalligone dieſem Widerſpruch der lebendigen Bildung gegen die wiſſenſchaftliche Speculation Aus-

druck. Er gehörte zu jenen blendend organisirten Naturen, die für alles Bedeutende empfänglich, aber nicht genug zugänglich für das Kleine sind, dessen unscheinbare Vermittlung den Zusammenhang des Großen sicher stellt. Den verschiedenartigsten Fragen wandte er seine höchst vielseitige Bildung zu und immer gingen seine Antworten in nächster Nähe bei der Wahrheit vorbei; in welcher Form der Reflexion oder der künstlerischen Thätigkeit er sich auch versuchte, die zweiten und dritten Preise fielen ihm zu. Von dieser vielseitigen Regsamkeit, welcher das deutsche Volk für große Fortschritte seines geistigen Lebens tief verpflichtet ist, fällt leider unserer Betrachtung nur ein minder verdienstvoller Bruchtheil zu. Gegen die philosophischen Lehren Kants hatte Herder in der Metakritik, die er der Kritik der reinen Vernunft entgegenstellte, sich zum Streit erhoben. Dieses Werk, weniger Polemik als leidenschaftliches Stammeln gegen die Gedanken des großen Zeitgenossen, dürfen wir hier übergehen. Aber auch Kalligone verhält sich nicht vortheilhafter zu der Kritik der Urtheilskraft, deren Sätze sie mit einer Bitterkeit angreift, welche um so störender wirkt, je unbegreiflichere Mißverständnisse Herder sich in der Auslegung Kantischer Sätze zu Schulden kommen ließ. Kaum Etwas ist endlich versäumt, was sich stylistisch leisten läßt, um den Eindruck des Ganzen unerfreulich zu machen; in der widrigen Form eines Gesprächs, in welchem ein A katechetisch Antworten aus einem B hervorlockt, wechselt die Darstellung haltungslos zwischen trockenen und doch nur scheinbar genauen logischen Erörterungen und blühenden Schilderungen, die zwar des Feinen genug enthalten, aber die stetige Entwicklung der Gedanken nur unterbrechen.

Auf die Unterscheidung des Schönen vom Angenehmen und vom Guten hatte Kant Mühe verwandt, offenbar weil die Verwandtschaft zwischen diesen Begriffen groß ist und zur Vermischung verführt; Herder zweifelt nicht an der Verschiedenheit derselben, verlangt aber ihre Verwandtschaft besonders hervorzu-

heben. Wenn er jedoch gelten macht, ihnen allen liege das Angenehme oder Annehmliche, das Wohlgefällige, Erfreuende, Vergnügende, Beseligende zu Grunde, so hatte doch Kant mit geringerer Wortverschwendung das Nämliche gesagt, indem er Angenehmes Schönes und Gutes zusammen als Objecte des Gefallens von gleichgültigen Vorstellungen unterschied. Das kalte Gefallen freilich genügt nach Herder dem Schönen nicht, so wenig als dem Guten die bloße Werthachtung; dieses will auch begehrt, das Schöne auch erkannt und geliebt sein. Aber die Kälte hat Herder willkürlich zu dem Gefallen hinzugesetzt, und Liebe verlangt doch wohl ein Kegel oder eine Kugel nicht, die Herder beide schön findet. Angenehm, hatte Kant gesagt, ist das was vergnügt; schön, was gefällt; gut, was geschätzt wird. Um so schlimmer für die Kritik, fährt Herder fort, wenn, was ihr gefällt, sie nicht vergnügt; was sie vergnügt, ihr nicht gefällt; was sie vergnügt und ihr gefällt, von ihr nicht geschätzt wird, und wenn, was sie schätzt, ihr weder gefallen noch sie vergnügen kann. Ende! setzt er pathetisch hinzu; in Kants Lehre lag natürlich nicht der mindeste Grund zu behaupten, Annehmlichkeit Schönheit und Güte, obwohl an sich nicht Dasselbe, müßten einander als unvereinbare Eigenschaften ausschließen. Herders eigene Sehnsucht dagegen, Schönes Wahres und Gutes in eine ungetheilte Einheit zu verschmelzen, bleibt unfruchtbar genug. Auch das sinnlichst Angenehme möchte er als eine Mittheilung des Wahren und Guten ansehen. Freilich mit dem Zusatze: sofern der Sinn es fassen könne; die Empfindung der Lust und Unlust sei nichts anders, als eben das Gefühl des Wahren und Guten, daß der Zweck des dienenden Organs, nämlich die Erhaltung unseres Wohlseins, die Abwehr des Schadens, erreicht sei. Spricht die Kritik anders? fügt er hinzu und läßt merkwürdigerweise diese Frage bejahen. Aber wenn die gepriesene Mittheilung des Wahren und Guten nur hierin bestehen sollte, so hatte ja Kant eben alles Gefallen auf Uebereinstimmung

der Reize, von denen wir afficirt werden, mit den Bedingungen unſers Wohlſeins zurückgeführt; nur daß er dieſes Gut, welches allein in der Förderung unſers individuellen Wohlſeins durch den wirklichen Genuß beſteht, blos als Angenehmes gelten ließ, für das Schöne dagegen eine Stimmung verlangte, welche ohne Intereſſe an der realen Exiſtenz eines Gegenſtandes ſich an der Contemplation ſeines vorſtellbaren Inhalts genügen läßt. Auch dies freilich gibt Herder Veranlaſſung zu der Auseinanderſetzung, daß Schönheit ohne irgend ein Intereſſe, welches ſie erweckt, undenkbar ſei.

Die Unfruchtbarkeit ſolcher Einwürfe rechtfertigt uns, wenn wir dem polemiſchen Faden in Herders Darſtellung nicht weiter folgen. Er iſt achtbarer in der lebhaften Entwicklung eigner Anſichten als in der Kritik und dem Verſtändniß fremder. Als den erſten weſentlichen Punkt ſeiner Auffaſſung bezeichnen wir die Behauptung, Schönheit liege nicht, wie Kant zu behaupten geſchienen, in einer Form, die ohne Begriff gefalle. Laſſen wir, ſagt Herder, dieſe Kritik des Schönen ohne Begriff und Vorſtellung, und bleiben wir bei dem natürlichen Gemeinſinn, dem *Urtheil aus Gründen*; denn der natürliche Verſtand, den jene Kritik unter dem Namen des populären tief herabſetzt, vermißt ſich nie ohne Gründe zu urtheilen, ſo oft er ſich auch an ihnen betrüge. Einer blind gebornen Bäuerin ward die Frage vorgelegt, welcher Tiſch ſchöner, d. h. ihr angenehmer ſei, ob der viereckige oder der runde? Der ovale, antwortete ſie, denn daran ſtößt man ſich weniger, als an den Ecken des andern, an ihm iſt auch alles angenehmer beiſammen. Dergleichen Urtheile über Wohlgeſtalt und Schicklichkeit der Theile zu einander, über das Angenehm-Zweckmäßige der Natur- und Kunſtproducte höret man im gemeinen Leben vom geſunden Verſtande allenthalben, wenn ſich der ſpielende mit Kritteleien und Wahnbegriffen unterhält.

Alle Schönheit iſt *ausdrückend*, und das Mitbewußtſein dieſer Gründe, auf denen ihr Eindruck beruht, unterſcheidet allein

unſer Gefallen an ihr von dem ſtumpferen Genuß niedrigerer Organiſationen, die von der Welt, in der ſie ſich befinden, nur leidentlich berührt werden. Alle Wahrnehmungen der niedern und höhern Sinne, alle Formen der Anſchauung, die Geſtalten der Geſchöpfe und den Verlauf der Ereigniſſe durchmuſtert nun Herder, um überall die bedeutungsvollen Gedanken nachzuweiſen, auf denen ihr wohlgefälliger Eindruck oder ihre Häßlichkeit beruht. Nicht ſelten begegnen wir Ungenauigkeiten, die denen des oben angeführten Beiſpiels gleichen; ſehr häufig nur willkürlichen Ausdeutungen der Gefühle, welche uns ausgezeichnete Gegenſtände der Wahrnehmung erwecken; dennoch liegt in dieſen Darſtellungen, welche das Muſter vieler ähnlichen in ſpäteren Lehrbüchern der Aeſthetik geworden ſind, nicht nur eine Menge feinſinniger Bemerkungen, ſondern auch ein allgemeiner Gedanke, deſſen Recht ich bis zu einem gewiſſen Grad hier vertheidigen möchte: ſagen wir kurz, indem wir uns Berichtigungen vorbehalten, der Gedanke, daß alles Schöne ſymboliſch ſei und eben dadurch ſchön ſei, daß es dies iſt.

Ganz wird Niemand leugnen, daß die äſthetiſche Wirkung der Gegenſtände nicht nur von dem abhängt, was ſie ſind, ſondern auch von dem, woran ſie uns erinnern. Man wird nur hinzufügen, daß der äſthetiſche Eindruck nicht ebenſo, wie jeder andere leidenſchaftliche, auf der Erweckung von Nebenvorſtellungen beruhen darf, welche mit dem wahrgenommenen Gegenſtande nur eine zufällige Aſſociation individuell für uns verbunden hat; er ſoll aus den Gedanken entſpringen, welche die Form oder der Inhalt des Gegenſtandes in jedem Gemüth anzuregen durch ſich ſelbſt geeignet iſt. Mit dieſer näheren Beſtimmung aber wird unſer Satz nicht nur von denjenigen Objecten der Anſchauung gelten, welche durch eine beſonders ausdrucksvolle und eigenthümliche Gliederung und Verknüpfung ihrer Beſtandtheile ſich in dem gewöhnlichen Sinne zu Symbolen eines Gedankens eignen; auch die einfachſten Elemente des Anſchaulichen vielmehr

ſcheinen mir nicht durch das was ſie ſelbſt ſind, ſondern durch eine ſymboliſche Deutung zu wirken, welche nicht nebenher zu der Wahrnehmung hinzutritt, ſondern uns vollkommen unvermeidlich geworden iſt. Unſere Auffaſſung räumlicher Verhältniſſe, um an dieſem einfachſten Beiſpiele unſere Meinung zu rechtfertigen, finden wir dergeſtalt mit Deutungen des Geſehenen auf Bewegung und auf Wirkung von Kräften verſetzt, daß eine äſthetiſche Beurtheilung, welche geometriſche Formen nur als geometriſche auffaßte, eine durchaus unausführbare Abſtraction ſein würde. Selbſt in den Sprachgebrauch der exacteſten Wiſſenſchaft hat ſich dieſe Deutung vollkommen unaustreiblich eingeſchlichen; es würde ohne Zweifel möglich ſein, die weſentliche Natur einer geraden Linie ohne Einmiſchung einer Vorſtellung von Zeit und Bewegung nur durch abſtracte Verhältniſſe zu definiren; aber Niemand ſieht hierin ein anzuſtrebendes Verdienſt; Richtung, Verlauf der Linien, Convergenz und Divergenz ſind allgemein zugeſtandene Ausdrücke, welche die Bewegung, aus der Linien entſtehen, als noch fortdauernde Eigenſchaften der entſtandenen bezeichnen. Viel ausſchließlicher aber und allgemeiner beruht unſere äſthetiſche Auffaſſung des Räumlichen auf ſolchen Deutungen. Kein räumliches Gebilde wirkt auf uns anders als durch Erinnerung an Bewegungen, deren Erzeugniß oder deren vorgezeichneter Schauplatz es iſt, und zwar nicht an Bewegungen, die nur geſchehen, ſondern an ſolche, die von wirkenden Kräften gegen irgend einen Widerſtand ausgeführt werden; ja ſelbſt dies reicht nicht hin: noch muß die Erinnerung an das eigenthümliche Wohl und Wehe hinzutreten, welches dem ſich Bewegenden in jedem Augenblicke aus der Form ſeiner Bewegung fühlbar erwächſt. Dieſe Behauptungen verdienen wohl einige weitere Begründung.

Symmetrie iſt ſtets als äſthetiſch wirkendes Motiv geprieſen worden, und zwar in dem rein geometriſchen Sinne, in welchem ſie bedeutet, daß eine Vielheit von Punkten um irgend

einen Mittelpunkt, eine Axe oder eine mittlere Ebene entweder in lauter gleichen Abständen oder mit leicht in ihrer Gesetzlichkeit übersichtlicher Veränderlichkeit ihrer Entfernungen angeordnet ist. Nun will ich nicht leugnen, daß das Gewahrwerden dieser Regelmäßigkeit auch ein gewisses ästhetisches Interesse erregt, jene Befriedigung nämlich, welche immer die Beobachtung einer Einheit des Mannigfachen hervorbringt, auch wenn diese Beobachtung nur durch eine denkende Einsicht gemacht wird. Aber das Angenehme einer räumlichen Symmetrie hat einen gewissen Ueberschuß voraus vor der erkannten und ebenfalls auf einen Blick angeschauten Gesetzlichkeit einer blos algebraischen Formel, und dieser Ueberschuß scheint mir auf Rechnung der Bewegung zu setzen, deren Form und Richtung das Raumgebilde uns deutlich vorschreibt, während die abstracte Formel uns nur einen intelligiblen Zusammenhang von Bestandtheilen denken lehrt, dessen Betrachtung uns nur gleichnißweise und unbestimmt an räumliche Bewegungen erinnert. Es ist wohl nicht möglich, mit eigentlichen Beweisen hier aufzutreten, wo es sich nur darum handelt, in unserem ästhetischen Urtheil die Anwesenheit eines Motivs aufzuzeigen, dessen Wirksamkeit jeder durch eigne Beobachtung in sich finden muß und daher jeder auch ableugnen kann, wenn er es nicht findet. Es muß deshalb hinreichen, wenigstens das Suchen nach ihm zu veranlassen; ich bin gewiß, daß der Suchende sich überzeugen wird, Wohlgefallen an räumlicher Symmetrie hänge nicht unmittelbar von der Regelmäßigkeit der Maßverhältnisse, sondern mittelbar von dem Angenehmen der Bewegungen ab, zu deren Vorstellungen uns diese anregen. In der That, wenn man nach dem Grunde fragt, warum Maßverhältnisse, deren bloßer mathematischer Begriff, abgesehen von einer räumlichen Zeichnung, in der sie vorkämen, uns sehr kalt lassen würde, nun doch im Raume ausgeführt uns lebhaft anziehen, so wird man leicht die Antwort hören, weil das Symmetrische, im Raum verwirklicht, uns ein wohlthuendes Gleich-

gewicht des Mannigfachen in seiner Vertheilung darstelle. Wirklich ist nicht Gleichmaß, sondern Gleichgewicht das ästhetisch Wirksame. Vom Gleichgewicht aber können wir nicht sprechen, wenn wir nicht vom Gewicht überhaupt wissen, von Kräften also, durch welche das Wirkliche im Raum bewegt wird, und als deren Ausdruck und Wirkungsweg jedes Lagenverhältniß des Mannigfachen und jede Linie uns lebendig wird. Diese Erinnerung an die concrete Welt durchdringt unsere räumliche Anschauung durchaus, und von ihr und ihren Deutungen werden auch alle die unbewußt geleitet, welche an den rein geometrischen noch nicht physisch interpretirten Beziehungen des Räumlichen ein ästhetisches Interesse zu nehmen glauben.

Dem Schüler muß es im mathematischen Unterricht künstlich angewöhnt werden, sich die Linie oder Figur, die nur Gegenstand einer geometrischen Untersuchung werden soll, in einem ganz unorientirten Raume vorzustellen, und sich zu überzeugen, daß dieselben Wahrheiten für ein Dreieck gelten, mag es auf seiner Grundlinie ruhen oder auf seiner Spitze balanciren oder seinen spitzesten Winkel nach rechts oder links kehren. Für die natürliche Anschauung ist der Raum unzweifelhaft orientirt; durch die Erinnerung an die Schwere sind Vertikale und Horizontale, die in der Geometrie nur einen relativen Sinn haben, absolut verschiedene und feste Richtungen geworden von bestimmtem ästhetischen Werth, und jede schräge oder gekrümmte Linie ist uns der Ausdruck einer mit bestimmter, constanter oder veränderlicher Kraft ansteigenden oder fallenden Bewegung, die aus der Richtung, in welcher die Schwere wirkt, in die andere übergeht, nach welcher diese Wirkung nicht stattfindet. Niemand kann sich dieser Gewohnheit entziehen, die wir selbst auf Ebenen übertragen; ein rechtwinklig begrenztes Blatt Papier hält Keiner in schräger Lage vor dem Auge, es gehört sich, daß zwei seiner Seiten senkrecht, zwei wagerecht liegen; ein elliptischer Rasenplatz erscheint schöner vom Endpunkt seiner kleinen Axe, denn so gibt er den Eindruck

des Ruhenden und Liegenden, weniger vom Endpunkte der großen, denn von da scheint er gegen seine Bestimmung in die Höhe zu steigen.

Ich erwarte nicht, daß man einwerfen wird, alle diese Gewohnheiten unserer Phantasie seien nicht in unserer Raumanschauung an sich, sondern in dem Nebeneinfluß unserer körperlichen Organisation begründet; dies ist es vielmehr eben, was ich selbst noch hinzufügen wollte. Wie es sich mit unserer ästhetischen Raumanschauung verhalten würde, wenn wir reine Geister wären, dies mag ausmachen, wer will; vorläufig begnügen wir uns mit dem Bewußtsein, daß die wirklich in der Welt vorhandenen, ästhetische Urtheile fällenden Subjecte sich von ihrem Körper nicht befreien können, und daß sie zwar, wie dies eben in der Mathematik geschieht, von den Nebenzügen abstrahiren können, die ihre Raumvorstellung durch jene Mitwirkung ihrer Organisationseigenthümlichkeiten erhält, daß sie sich aber täuschen würden, wenn sie in dieser künstlich erzeugten reinen Räumlichkeit noch den Gegenstand zu sehen glaubten, der ihr ästhetisches Gefühl erweckt. Auch hierüber freilich läßt sich nur eine subjective Ueberzeugung aussprechen, nicht ein zwingender Beweis führen. Nur zu diesem Zweck fahre ich fort. Auch die statischen und mechanischen Begriffe von Gleichgewicht und Bewegung, die wir in die Raumformen hineinschauen, würden aus diesen noch kein Object unsers Wohlgefallens oder Mißfallens machen, wenn wir sie nur durch ihre theoretischen Definitionen dächten: die Bewegung als bestimmtes Verhältniß zwischen Zeitgrößen und den veränderlichen Entfernungen der Orte des Bewegten, Gleichgewicht nur als eine zu Null werdende algebraische Summe der Bewegungsmomente aller Theile eines zusammengehörigen Systems. Aesthetisch ergreifend werden für uns auch diese mechanischen Verhältnisse nur, soweit wir uns in das eigenthümliche Wohl und Wehe hineinfühlen können, welches die bewegten Dinge durch ihre Bewegung, die im Gleichgewicht befindlichen durch

ihre Ruhe erfahren. Und hierzu eben ist die Mitwirkung unserer Organisation, anstatt eine störende Zugabe zu sein, vielmehr wesentlich.

Wir, diese Doppelwesen von Seele und Körper, sehen Bewegungen nicht nur geschehen, sondern bringen selbstthätig deren hervor; und obgleich wir nicht unmittelbar unsern Willen in dem Schwunge fühlen, mit welchem er wirkend in unsere Glieder überströmt, so erlaubt uns doch eine andere Gunst unserer Organisation hier, wo der Schein an Werth gleich ist der Wirklichkeit, diese freundliche Täuschung. Von den Veränderungen, welche die bereits arbeitende Kraft des Willens in dem Zustande unserer Glieder hervorgebracht hat, kehrt von Augenblick zu Augenblick eine Empfindung zu unserm Bewußtsein zurück, und so leicht beweglich folgen die Veränderungen dieser Empfindung jeder kleinsten Zunahme oder Abnahme der bewirkten Spannung oder Erschlaffung nach, daß wir in diesem Spiegelbilde seiner hervorgebrachten Erfolge unmittelbar den Willen in seiner Arbeit zu fühlen und in alle Wandlungen seines Anschwellens und seiner Mäßigung zu begleiten glauben. Erst so lernen wir Bewegungen verstehen und schätzen, was es mit ihnen auf sich hat; ohne diese Erinnerungen wäre jede beobachtete äußere Bewegung nur die unverständliche Thatsache, daß vorhin etwas hier war, nun aber dort ist, und in der Zwischenzeit an Orten zwischen diesen beiden; nur jenes eigne sinnliche Erleben der Thätigkeit oder des Leidens läßt uns den kühneren oder lässigeren Schwung einer anstrebenden Linie genießen und an der plötzlichen Verhinderung ihres gleichmäßigen Verlaufs Anstoß nehmen; nur weil wir selbst das Glück eines Gleichgewichts, das unserem Körper die Anspannung eigner Thätigkeit oder die Gunst der äußeren Umstände verschafft, nur weil wir das Bange der Unsicherheit empfinden, die aus der ungünstigen Verschiebung seiner Theile entspringt, nur deswegen sind Gleichgewicht und Ungleichgewicht der Massenvertheilung für uns Verhältnisse, die

wir mit dem Antheile des Mitgefühls beobachten. Und jetzt, nachdem tausende dieser kleinen Empfindungen uns den Umriß unsers Körpers und die Formen unserer Glieder kennen gelehrt und uns ausgedeutet haben, welche Fülle von Spannkraft, welche zarte Reizbarkeit und geduldige Stärke, welche liebliche Hinfälligkeit oder Festigkeit in jedem einzelnen Theile dieser Umrisse schlummert, jetzt wissen wir auch die fremde Gestalt zu verstehen. Und nicht nur in die Lebensgefühle dessen dringen wir ein, was an Art und Wesen uns nahe steht, in den fröhlichen Flug des Vogels oder die zierliche Beweglichkeit der Gazelle; wir ziehen nicht nur die Fühlfäden unseres Geistes auf das Kleinste zusammen, um das engbegrenzte Dasein eines Muschelthieres mitzuträumen und den einförmigen Genuß seiner Oeffnungen und Schließungen; wir dehnen uns nicht nur mitschwellend in die schlanken Formen des Baumes aus, dessen feine Zweige die Luft anmuthiges Schwebens und Beugens beseelt; mit einer ahnungsvollen Kraft der Deutung vielmehr, die alle bestimmte Erinnerung an unsere eigene Gestaltung entbehren kann, vermögen wir selbst die fremdesten Formen einer Curve, eines regelmäßigen Vielecks, irgend einer symmetrischen Vertheilung von Punkten als eine Art der Organisation oder als einen Schauplatz aufzufassen, worin mit namenlosen Kräften sich hin- und herzubewegen uns als ein nachfühlbares characteristisches Glück erscheint. Und so wirken denn alle räumlichen Gebilde ästhetisch auf uns, sofern sie Symbole eines von uns erlebbaren eigenthümlichen Wohls oder Wehes sind.

Mit der Bestimmtheit, die ich hier dieser Ansicht zu geben suchte, hat Herder sie allerdings nicht ausgesprochen, doch liegt sie deutlich seinen Bemühungen zu Grunde, in allen einzelnen Naturerscheinungen das aufzuzeigen, was sie ausdrücken; denn ausdrückend, nicht blos andeutend, war ihm alles Schöne. Seine weiteren Ausführungen werden jedoch durch ein Mißverständniß verdunkelt. Er war gereizt durch Kants Behauptung, das Schöne

gefalle ohne Begriff. Obgleich er ſelbſt nun eigentlich nur Intereſſe daran hatte, einen Gehalt überhaupt in der ſchönen Form zu ſuchen, ſo verführt ihn doch ſeine Polemik gegen Kant, für dieſen Gehalt nun umgekehrt die Form grade eines Begriffsinhaltes anzunehmen. Seine einzelnen Erörterungen mißlingen unter dieſer Vorausſetzung ſtets; für keine der von ihm gemuſterten Erſcheinungen kann er einen Grund ihres Wohlgefallens finden, der in dem beſtimmten Sinne Begriff heißen könnte, welchen hier feſtzuhalten die Polemik gegen Kant gebot; was er wirklich auffindet, ſind mannigfache Beſchreibungen der empfundenen Eindrücke durch Hindeutungen und Erinnerungen an andere, deren äſthetiſcher Werth uns bereits im Gefühl feſtſteht. So wird allerdings im Einzelnen ſeine falſche Vorausſetzung durch Unfruchtbarkeit unſchädlich, aber es hätte vielmehr grundſätzlich bemerkt werden müſſen, daß keine einfache Form, und je einfacher ſie wäre, um ſo weniger, als beſonderes Symbol eines einzigen durch beſtimmte Begriffe fixirbaren Gedankens ſchön iſt. Sie iſt es nur als ein allgemeines Symbol eines eigenthümlichen Genuſſes, den die Phantaſie an unzählige verſchiedene Veranlaſſungen geknüpft denken, daher durch unzählige Gedanken, an die alle er mit gleicher Kraft erinnert, umſchreiben, aber durch keinen von ihnen erſchöpfen kann. Es reicht daher auch die alte Definition nicht hin, auf die Herder anſpielt, ſchön ſei, was dem Verſtande in kürzeſter Zeit ſehr viele Vorſtellungen erweckt; denn mit ſolcher Ueberfülle von Vorſtellungen beſchenkt uns mancher Eindruck, der uns nur in Verlegenheit ſetzt; verlangen wir aber Harmonie der vielen Vorſtellungen noch hinzu, ſo iſt eben dieſe Harmonie der nicht wieder durch Vorſtellung und Begriff erſchöpfbare Genuß, von dem wir ſprechen. Vollkommen froſtig dagegen ſind Allegorien, die einen beſtimmten Gedanken verſinnlichen ſollen, der durch ſie Nichts gewinnt, ſondern ſich ohne die Verſinnlichung eben ſo gut, vielleicht beſſer als durch ſie ausdrücken läßt. Vor dieſem Abwege hat Herdern

allerdings im Ganzen sein poetisches Gefühl geschützt; doch neigt er ihm zu. Eine Kugel auf einen Würfel gestellt findet er sehr ausdrückend; aber welchen Gedanken er auch in dieser Allegorie finden mochte, er wäre klarer im bloßen Wortausdruck gewesen und gewinnt Nichts durch das der Phantasie zugemuthete äquilibristische Kunststück, sich in das Balancement des Runden auf dem Ebenen zu versetzen.

Fand nun Herder alle Schönheit nur in dem Ausdrückenden, so mußte auch das Ausgedrückte die Mühe des Ausdrucks lohnen. Was empfunden werden soll, muß Etwas sein, behauptet er, d. i. eine Bestandheit, ein Wesen, das sich uns äußert; mithin liegt jedem für uns Angenehmen oder Unangenehmen ein Wahres zu Grunde; Empfindung ohne Gegenstand ist in der menschlichen Natur ein Widerspruch, also unmöglich. Dies Wahre nun, das uns schön erscheint, sucht er in der Vollkommenheit der Zusammenstimmung der Theile zu dem gemeinsamen Lebenszweck des Ganzen. Zu den lebendigsten Partien der Kalligone gehören die Abschnitte, in denen er die Schönheiten der Pflanzen und der Thiere deutet; namentlich das Thierreich macht ihm den Nachweis leicht, daß Schönheit hier nicht in den Formen allein, sondern in ihrer Bedeutung für die lebendige Thätigkeit liegt. Allein je beredter er die Zustimmung aller Organe zu frohem Lebensgenuß nachweist, je mehr er jede Gestalt als ausdrucksvolle Erscheinung eines der Natur vorschwebenden Musters und zugleich als die zweckmäßigste Anbequemung dieses Musters an die Eigenheit des besondern Lebenselementes erkennt, für welches sie bestimmt ist, um so näher liegt ihm die Versuchung, Alles schön zu finden, was die Natur geschaffen hat. Der Unterschied des Schönen und des Häßlichen verschwindet nothwendig für den, der im Schönen nur die Erscheinung des Wahren und der wirkenden Thätigkeit sucht, denn Dem begegnet er auch im Häßlichen; solche Wahrheit hatte Herder ja selbst sowohl dem

Angenehmen als dem Unangenehmen zugeschrieben. Diesem Irrthum entzog er sich indessen doch.

Das Sein oder die Bestandheit eines Dinges beruht, so fährt er fort, auf seinen wirksamen Kräften in einem Eben- und Gleichmaß. Wird diese Conformation zum dauernden Ganzen uns sinnlich empfindbar, und ist sie unserm Gefühle harmonisch, so ist die Bestandheit eines Dinges als solchen uns angenehm; wo nicht, so ists häßlich, fürchterlich, widrig. Der Punkt des Bestandes für das Ding ist eine Mitte zwischen zwei Extremen, gegen welche seine Kräfte sich äußern; daher nun Symmetrie und Eurhythmie in Verhältnissen, die vom Einfachsten zur künstlichsten Verwicklung aufsteigen. Je leichter und harmonischer das Gefühl diese Verhältnisse wahrnimmt und sich aneignet, desto angenehmer wird uns die fremde uns zugeeignete Bestandheit; je schwerer und disharmonischer, desto entfernter häßlicher fremder ist uns die Gestalt.

Diese Sätze, denen sich viele anreihen ließen, in denen Herder den ästhetischen Werth des Ebenmaßes, der Harmonie, des Gleichgewichtes unbefangen anerkennt, benützt Zimmermann als Beweis, daß schließlich doch auch Herder den Grund der Schönheit in der früher von ihm mißachteten „leeren Scherbe" unbedingt gefälliger Formverhältnisse des Mannigfachen gefunden habe. Nicht daß ein Ding das sei, was es seinem Begriffe nach sein soll, nicht seine Conformation zum dauernden Ganzen mache es schön; sondern daß sich an ihm Ebenmaß und Harmonie, also formale Schönheiten finden, gebe ihm selbst Schönheit. Es scheint mir, daß Herders eigne Worte etwas Anderes sagen. Ebenmaß und Gleichmaß der Kräfte gehören ihm zu den Bedingungen des Bestehens der Dinge, machen aber das Bestehende noch nicht schön; sie sind an sich nur metaphysische Vollkommenheiten; schön werden sie erst dann, wenn sie außerdem mit unserem Gefühl harmonisch sind, wenn sie das ausdrücken, was wir als eine menschlich nachgenießbare Weise des Glückes kennen.

Fehlt dieſe Uebereinſtimmung mit unſerem Gefühl, ſo wird die Beſtandheit des Dinges mit allem Ebenmaß und aller formalen Vollkommenheit, die ſie auch dann noch einſchließen mag, häßlich fürchterlich und widrig.

Die leere Scherbe unbedingt gefälliger Formen hat daher auch ſpäter Herder nicht aufgehoben; dafür iſt ihm allerdings Schönheit zu einem Prädicat geworden, das den Gegenſtänden nur in unſerer ſubjectiven Auffaſſung zukommt. Je beſtimmter ſeine Polemik gegen Kant durch die Sehnſucht erregt erſchien, der Schönheit eine größere Weltbedeutung, eine nähere Verwandtſchaft mit allem Guten und Wahren zu ſichern, um ſo unglaublicher wird dieſe Wendung. Aber die beſtimmteſten Aeußerungen machen ſie unzweifelhaft. Kein vernünftiger Philoſoph, bemerkt Herder, hat die objective Zuſammenſtimmung einer Sache zur Schönheit gemacht ohne die ſubjective Vorſtellung deſſen, der ſie ſchön findet. Sich ſelbſt iſt die Sache, was ſie iſt, vollkommen in ihrem Weſen oder unvollkommen; mir iſt ſie ſchön oder häßlich, nachdem ich dies Vollkommne oder Unvollkommne in ihr fühle oder erkenne; einem Andern ſei ſie, was ſie ihm ſein kann. Und wenn dieſer Satz noch zweifelhaft läßt, ob nicht doch die objective Vollkommenheit des Dinges nur noch des Erkanntwerdens durch uns bedürfe, um ſofort die Schönheit ſelbſt zu werden, ſo entfernt dieſen Zweifel das Folgende: Weſenheit des Dinges muß daſein im Object, ſelbſt des ſchönſten Traumes; aber ſie muß ſich zweitens darſtellen, empfindbar zeigen; dieſe Darſtellung muß drittens meinem Organe wie meiner Empfindungs- und Vorſtellungsfähigkeit harmoniſch ſein, ſonſt iſt das Schönſte mir nicht ſchön: dieſe drei Momente ſind jedem Object wie jeder Empfindung des Schönen unerläßlich. Endlich: im Menſchen iſt das Maß der Schönheit, nur für Menſchen, nach menſchlichen Begriffen und Gefühlen; von empfindenden Weſen anderer Art reden wir nicht, und es iſt doppelte Thorheit, ſich in dergleichen unbekannte Welten hineinzuträumen.

Einem ſolchen Ergebniß kann man nicht ohne Verwunderung ſich gegenüberfinden, wenn man bedenkt, daß es aus einer lebhaften Empörung gegen die Anſichten Kants hervorgewachſen iſt. Auf ein glückliches Zuſammenpaſſen der Erregung, die von dem Gegenſtande ausgeht, mit der Erregbarkeit des Gemüths hatte auch Kant die Schönheit gegründet; aber unter dieſer Erregbarkeit hatte er Vorausſetzungen unſerer Urtheilskraft über den Bau der Welt verſtanden, deren univerſale Bedeutung hinlänglich klar hervortrat, und deren mögliche Befriedigung durch den Eindruck des Gegebenen ſelbſt mit zu den allgemeinen und höchſten Gütern der Weltordnung gehört. Bei Herder iſt die Schönheit nicht minder ſubjectiv, ſie iſt es viel mehr; ſie beruht auf der Sympathie, mit welcher unſere ſpeciell menſchliche Organiſation in das Glück einer ihr ähnlichen, mithin auch eine ganz anders geartete ſich in das Glück einer ganz anderen verſetzen kann. Auch Kant war dem früher ſchon geäußerten Gedanken nicht fremd geweſen, Schönheit fühle nur der Menſch; aber er hatte ihm den Sinn gehabt, ein höherer anſchauender Verſtand werde da die volle Wahrheit ſehen, wo der eingeſchränkte endliche Verſtand die ausnahmsweis eintretende volle Befriedigung ſeiner mühſam reflectirenden Urtheilskraft als Schönheit, als nicht überall zu hoffende Gunſt des Weltlaufs empfindet. Nach dieſer Anſicht gibt es Schönheit überhaupt weder für höhere Weſen, weil ihre Erkenntniß ſchrankenlos iſt, noch für niedere, weil dieſen die Vorausſetzungen der Urtheilskraft abgehen, aus deren Befriedigung die Schönheit entſpringen würde. Für Herder dagegen kann Schönheit im Allgemeinen, da ſie nur auf Sympathie mit dem ähnlich Organiſirten beruht, jeder Gattung von Weſen fühlbar ſein, aber verſchiedene Gattungen werden die Schönheit in verſchiedenen Formen der Erſcheinung finden.

Da nun nicht einzuſehen iſt, warum die in einer Gattung allgemein vertretene Organiſation einen Vorzug vor der ſpeciellen Eigenthümlichkeit des Einzelnen hätte, da mithin auch jeder Ein-

zelne das ſchön zu finden berechtigt iſt, was ihm in ſeiner Beſonderheit ſympathiſch iſt, wodurch werden wir dann vor der Rückkehr zu dem elenden Satze behütet, der alle Aeſthetik unmöglich macht: nämlich daß eben der Geſchmack verſchieden ſei? Natürlich will dies Herder nicht; ſchön ſei nicht, was dem Pöbel, ſondern was dem Gebildeten und Edlen ſympathiſch iſt. Aber es reicht nicht hin, in dem erhebenden Bewußtſein, zu der Ariſtokratie der Geiſter zu gehören, auf den Geſchmack der Anderen herabzuſehen; man bedarf eines für ſich feſtſtehenden Entſcheidungsgrundes, der die eignen Sympathien rechtfertigt und die fremden verurtheilt. Es iſt auffällig, daß Herder an die Beſeitigung dieſes Mangels ſeiner Theorie ſo wenig gedacht hat, obgleich ſeine ganze Sinnesart ſonſt ihn nach der Richtung hindrängen mußte, in welcher zunächſt die Abhülfe zu finden war. Er hätte leicht bemerken können, daß für ſich genommen Sympathie nicht der Grund eines wahrhaft äſthetiſchen Urtheils ſein kann; ſie gehört zu offenbar zu jenem Reiz und jener Rührung, auf welche Kant den Eindruck der Schönheit zu gründen verſchmähte. Wer ihn dennoch in unſerem Mitgefühl mit einem nacherlebbaren Glücke ſucht, muß dasjenige Glück, in welches ſympathiſirend ſich zu verſenken dem Geiſte Beſtimmung und Pflicht iſt, von dem andern ſondern, deſſen Nacherleben nur ein unſerer Natur möglicher Genuß bleibt. Die Anknüpfung des Schönen an das Gute, welche Herder verſpricht, aber nur höchſt unvollkommen ausführt, war hier in einer wiſſenſchaftlichen Weiſe zu verſuchen. Jenes Element der Verehrung, das nach deutſchem Sprachgebrauch in den Namen der Schönheit durchaus mit eingeſchloſſen iſt, und durch welches das Wohlgefällige erſt zum Schönen wird, ohne deshalb das Gebiet rein äſthetiſcher Beurtheilung im Mindeſten zu überſchreiten, dieſes Element verlangte den Nachweis, daß unſer Gemüth in ſeiner äſthetiſchen Erregung nur mit Erſcheinungen ſympathiſirt, deren Formen Widerſchein des Seinſollenden des Guten ſind.

Viertes Kapitel.

Schillers Vermittlung zwiſchen Schönheit und Sittlichkeit.

Architectoniſche Schönheit der menſchlichen Geſtalt. — Die menſchliche Geſtalt als Ding im Raume. — Ueber das Verhältniß zwiſchen der räumlichen Erſcheinung und dem ſittlichen Innern. — Künſtliche Schwierigkeiten hierin und ihre Auflöſung. — Die Handlungen als Ausdruck der ſchönen Seele. — Schillers Anſichten über die rein formale Natur des Schönen.

Alle Vorzüge ſtrenger und ſtetiger Gedankenentwicklung, die wir in den leidenſchaftlichen Beſtrebungen Herders vermißten, vereinigt Schiller in jener glänzenden Reihe äſthetiſcher Abhandlungen, welche für alle Zeiten eine der ſchönſten Zierden unſerer vaterländiſchen Literatur bilden. Voll der herzlichſten Hochachtung für Kant, in deſſen ernſte Schule er die Beweglichkeit ſeines dichteriſchen Geiſtes gab, hat er die reichen Anſchauungen eines künſtleriſchen Bewußtſeins mit den nie aufgegebenen Grundſätzen ſeines Meiſters zu vermitteln geſucht; erfolgreich in vielen einzelnen Punkten, deren Erwähnung wir vorbehalten, und in hohem Grade intereſſant eben in Bezug auf jene Lücke, welche uns Herders Anſichten zu laſſen ſchienen. Denn von allen Gedanken der neuen Philoſophie ergriff keiner Schillers ernſten und feurigen Geiſt mächtiger, als der ſcharf und blendend von ihr hervorgehobene Gegenſatz zwiſchen der Freiheit des Willens und der unfreien Verkettung des Naturlaufs; die Theilnahme des dramatiſchen Dichters aber konnte unter den verſchiedenartigen Formen der Schönheit keine dauernder feſſeln, als die Anmuth, Würde, Lieblichkeit und Erhabenheit der bewegten Menſchengeſtalten, durch die er ſelbſt ſeinem Volke das unerſchöpfte Räthſel jenes Gegenſatzes und ſeine Löſung zu deuten gewohnt war. Während daher Schiller in den allgemeinſten Betrachtungen dem Wege Kants einſichtig folgt, ohne ihn erheb-

lich zu verlaſſen, iſt ihm dieſe beſondere Frage nach den äſthetiſchen Erſcheinungen, in denen die Freiheit des Geiſtes ſich mit der Nothwendigkeit der Natur begegnet, zum fruchtbaren Ausgangspunkte einer eigenthümlichen Gedankenreihe geworden.

Zwar die Anfänge der Unterſuchung über Anmuth und Würde, an die wir zunächſt anknüpfen, regen uns zu lebhaftem Widerſpruch früher als zur Beiſtimmung auf. Nachdem eine liebenswürdige Einleitung den Begriff der Anmuth aus der griechiſchen Fabel von dem Gürtel der Venus entwickelt hat, beginnt Schiller die philoſophiſche Feſtſtellung deſſelben mit einer Betrachtung über die architectoniſche Schönheit der menſchlichen Geſtalt. Mit dieſem Namen will er denjenigen Theil der menſchlichen Schönheit bezeichnen, welcher, wie glückliches Verhältniß der Glieder, fließende Umriſſe, ein freier und leichter Wuchs, durch Naturkräfte nicht blos ausgeführt, denn dies gelte von jeder Erſcheinung, ſondern auch allein durch ſie beſtimmt werde. Dieſe Venus ſteige ſchon ganz vollendet aus dem Schaume des Meeres empor, denn ſie ſei nichts Anderes, als ein ſchöner Vortrag der Zwecke, welche die Natur mit dem Menſchen beabſichtige; und ihr denkt Schiller ſpäter die andere Schönheit entgegenzuſetzen, welche das geiſtige Leben der Perſönlichkeit über dieſe von der Natur ihr zu Gebot geſtellte erſcheinende Hülle verbreitet. Ehe wir jedoch dieſer Unterſcheidung folgen, feſſelt uns der andere Gegenſatz, den Schiller zwiſchen dieſer architectoniſchen Schönheit und der techniſchen Vollkommenheit der menſchlichen Geſtalt, dieſe noch immer als bloßes Naturerzeugniß betrachtet, feſtzuſtellen ſucht. Vollkommenheit ſei die ſyſtematiſche Vereinigung von Zwecken unter einem oberſten Endzweck, wie unſer Verſtand ſie denkend begreift; jene Schönheit nur eine Eigenſchaft der Darſtellung dieſer Zwecke, wie ſie unſerer ſinnlichen Anſchauung erſcheinen. Wer daher von Schönheit ſpreche, ziehe weder den materialen Werth dieſer Zwecke, noch die formale Kunſtmäßigkeit ihrer Verknüpfung in Betracht, ſondern halte ſich anſchauend

einzig an die Art des Erscheinens. Ob also gleich die architectonische Schönheit des Menschen durch den Begriff desselben und durch die von der Natur mit ihm beabsichtigten Zwecke bedingt sei, so isolire doch das ästhetische Urtheil sie völlig von diesen Zwecken, und Nichts, als was der Erscheinung unmittelbar und eigenthümlich angehöre, werde in die Vorstellung des Schönen aufgenommen.

Schon diese Worte sind nicht ganz unbedenklich. Ist die Schönheit einer Naturgestalt nur eine besondere Weise des Vortrags der Zwecke, welche die Natur beabsichtigt, so ist sie doch gewiß eben ein Vortrag dieser Zwecke; sie mag nur formelle Erscheinung der Vollkommenheit sein, aber sie bleibt Erscheinung dieser Vollkommenheit; Vortrag und Erscheinung, die Nichts oder Beliebiges vortrügen oder erscheinen ließen, würden durch keine besondere formelle Weise, in der sie dies thäten, zur Schönheit dieses bestimmten Gebildes werden. Keineswegs isolirt daher das ästhetische Urtheil die Schönheit der Gestalt völlig von ihrer Vollkommenheit und Bedeutung, sondern setzt nothwendig die letztere voraus, deren formellen Vortrag eben jene bildet. Und zwar reicht es nicht hin, Vollkommenheit und Bedeutung nur so vorauszusetzen, daß die Schönheit zwar irgendwie von ihr bedingt sei, aber sich ohne Rücksicht auf sie empfinden lasse; sondern die Anschauung der Schönheit als solcher ist unmöglich ohne das Verständniß einer Vollkommenheit, deren Erscheinung sie ist. Aber dies freilich ist es gerade, was Schiller mit aller wünschenswerthen Bestimmtheit des Ausdrucks hier entschieden bestreitet. Wenn dem Menschen, so fährt er fort, vorzugsweis vor allen übrigen technischen Bildungen der Natur Schönheit beigelegt wird, so ist dies nur wahr, sofern er nicht durch die Würde seiner sittlichen Bestimmung, sondern durch seine bloße sinnliche Erscheinung als Ding im Raume diesen Vorzug behauptet. Freilich möge der Grund, welcher ihm diesen Vorzug der Schönheit verschaffe, in seiner menschlichen Bestimmung lie-

gen, aber doch nicht darum sei die menschliche Bildung schön, weil sie diese Bestimmung ausdrücke. Denn wäre dieses, so würde die nämliche Bildung aufhören schön zu sein, sobald sie eine niedrigere Bestimmung ausdrückte und ihr Gegentheil würde schön werden, sobald man nur annehmen könnte, daß es jener höheren Bestimmung zur Erscheinung diente. Gesetzt aber, man könnte bei einer schönen Menschengestalt ganz und gar vergessen, was sie ausdrückt, man könnte ihr, ohne sie in der Erscheinung zu verändern, den rohen Instinkt eines Tigers unterschieben, so würde das Urtheil der Augen vollkommen dasselbe bleiben und der Sinn würde den Tiger für das schönste Werk des Schöpfers erklären.

So entschieden und unbefangen, wie in dieser merkwürdigen Stelle, mag die völlige Gleichgültigkeit der schönen Form gegen ihren Inhalt kaum jemals behauptet worden sein. Es wird zugegeben, daß die Würde seiner Bestimmung allerdings der Maßstab sei, nach welchem jedes Geschöpf seinen Schönheitsgrad zugetheilt erhalte; aber nicht als wüchse diese Schönheit unmittelbar aus jener Bestimmung heraus, und wäre nur deren Erscheinung; sondern aus einem Vorrath an sich schöner Formen wird dem würdigen Gehalt die eine oder die andere als zierende Anerkennung seines Werthes umgethan, kaum anders als die verschiedenen Klassen der Ehrenzeichen, welche die abgestuften Verdienste ihrer Träger zwar als vorhanden bezeugen, aber die besondere Natur derselben nicht sichtbar machen. Daß auf gleiche Weise wirklich die Schönheit der Naturgestalten zwar von der Bedeutung derselben abhänge, aber diese Bedeutung nicht ausdrücke, wird die weitere Beweisführung Schillers schwerlich wahrscheinlich machen. Denn: wenn man nur annehmen könnte, sagt er selbst, daß die vorher für häßlich befundene Erscheinung jetzt die höhere Bestimmung ausdrücke, so würde ja dann auch sie schön sein; und diese widersinnige Folge sieht er als Widerlegung der Ansicht an, welche die Schönheit in dem

Ausdruck der inneren Bestimmung findet. Aber dieser Gefahr, eben noch für häßlich Geachtetes nun für schön erklären zu müssen, entgehen wir ja eben dadurch, daß uns, denen Form und Inhalt zusammengehören, jene seltsame Annahme von Anfang an für unmöglich gilt. Nur wer mit Schiller von der zu beweisenden selbständigen Schönheit der bedeutungslosen Form und ihrer Gleichgültigkeit gegen den Inhalt bereits ausgeht, kann es versuchen wollen, dieselbe Erscheinung bald als Ausdruck des Wesens, dessen Erscheinung sie wirklich ist, bald willkührlich als Ausdruck eines andern zu denken, dem sie völlig fremd ist.

Gedenken wir noch des Beispiels, mit welchem Schiller seine Behauptung erläutert. Dem Tiger in Menschengestalt gegenüber würde das Urtheil des Auges freilich, das den inwendigen Tiger nicht sehen kann, dasselbe bleiben; unser ästhetisches Urtheil aber würde fortfahren, diese Gestalt schön zu finden, eben um ihrer Uebereinstimmung mit dem menschlichen Innern willen, welches wir in ihr voraussetzen würden. Der Versuch, den uns Schiller ansinnt, würde nur beweisend sein, wenn zugleich mit dem bleibenden Eindruck der Menschengestalt der Tiger im Innern von uns gewußt würde, und dann doch unser ästhetisches Wohlgefallen keine Aenderung erlitte. Ich behaupte nicht zu wissen, was wir unter so unausführbaren Bedingungen eigentlich empfinden würden; aber ein anderer Versuch, vielleicht minder unausführbar, dürfte auch hier völlig gegen Schillers Meinung entscheiden. Nachdem wir so lange die menschliche Gestalt auf menschliches Seelenleben zu deuten gewohnt sind, von dieser Gewohnheit abzulassen, ist schwer genug; es war nicht dienlich, diese Aufgabe noch durch die Zumuthung zu steigern, derselben Gestalt ein ihr widersprechendes Innere unterzuschieben. Lassen wir daher den Tiger bei Seite und versuchen wir, die schöne Menschengestalt, um jeden hereinspielenden Begriff ihrer Bestimmung auszuschließen, und sie möglichst rein nur als Ding im Raume anzusehen, etwa als eine Form zu betrachten, die eine Baum-

wurzel aus Zufall angenommen habe: wird uns die jetzt bedeutungslos gewordene und nur noch durch ihre ſtereometriſche Figur wirkſame Verknüpfung von Erhöhungen und Vertiefungen, Flächen und Ecken in der That noch als das ſchönſte Werk des Schöpfers vorkommen? Sie wird uns im Gegentheil kaum einen bemerklichen äſthetiſchen Eindruck überhaupt machen, gewiß aber nur den kleinſten Theil der hohen Schönheit zu beſitzen ſcheinen, die wir in ihr finden, ſobald wir ſie als Erſcheinung ihres Innern verſtehen.

Noch einige Schritte folgen wir der Entwicklung dieſer Gedanken. Nur der Sinn, welcher die Erſcheinung anſchaut, nicht die Vernunft, welche die innere Vollkommenheit denkt, ſei über Schönheit zu urtheilen berechtigt; aber eben deshalb, fährt Schiller fort, müſſe es ſcheinen, als könne Schönheit durchaus kein Intereſſe für die Vernunft haben, da ſie nur in der Sinnenwelt entſpringe. Nichts deſto weniger ſtehe doch feſt, daß das Schöne der Vernunft gefalle, obwohl es auf keiner Eigenſchaft des Gegenſtandes beruhe, die durch Vernunft auch nur entdeckt werden könne. Dies auffallende Verhalten erkläre ſich nun aus der zweifachen Art, in welcher Erſcheinungen zu Objecten der Vernunft und zu Ausdrücken von Ideen werden können. Die Vernunft müſſe nicht überall die Ideen aus den Erſcheinungen herausziehen, ſie könne ſie auch in dieſelben hineinlegen; im erſten Fall ſehen wir Vollkommenheit, im andern Schönheit. Wiewohl nun in dieſem zweiten Falle es in Anſehung des Gegenſtandes ganz gleichgültig ſei, ob unſere Vernunft mit ſeiner Anſchauung eine ihrer Ideen verknüpfe, ſo ſei es doch für das vorſtellende Subject nothwendig, mit einer ſolchen Anſchauung nur eine ſolche Idee zu verbinden, von einem andern Eindruck zu einer andern beſtimmten Idee angeregt zu werden. Wodurch freilich der ſinnlich wahrnehmbare Gegenſtand befähigt werde, einer beſtimmten Idee zum Symbol zu dienen, dieſe ſchwierige Frage bleibe einer Analytik des Schönen vorbehalten.

Dieſe Analytik zwar hat uns Schiller nicht gegeben; aber wir haben genug gehört, um zu ſehen, wie ſchnell er ſelbſt auf Umwegen zu demſelben Ziele treibt, welches er Anfangs durchaus vermied. Das Intereſſe, welches wir an reinen an ſich bedeutungsloſen ſinnlichen Formen nach ſeiner Ueberzeugung wirklich finden, ſetzt ihn in zweifelnde Verwunderung. Und dieſen Zweifel weiß er doch nicht anders als dadurch zu beſeitigen, daß er jenen Formen wenigſtens die Fähigkeit, eine Bedeutung in ſich aufzunehmen, uns aber die Nöthigung zuſchreibt, ſie ihnen beizulegen. Aber wenn dies ſo iſt, wodurch iſt dann eigentlich bewieſen oder zu beweiſen, daß unſer äſthetiſches Wohlgefallen an jenen Formen ſchon haftete, noch bevor wir dieſe Bedeutung in ſie legten, oder in ihnen zu finden glaubten? und warum ſollen wir nicht annehmen, eben jene Gedanken, welche durch beſtimmte Formen ſymboliſirt zu denken unſere geiſtige Organiſation uns nöthigt, ſeien an ſich ſelbſt der Grund der Wohlgefälligkeit dieſer? So löſt in kurzem Kreislauf dieſe Schwierigkeit ſich von ſelbſt in Nichts. Nur die Vorausſetzung, der Sinn erfreue ſich äſthetiſch an bedeutungsloſen Formen, machte den Antheil befremdlich, den auch die Vernunft angeblich noch beſonders an dem Schönen nehmen ſollte. Der Verſuch aber, dieſen Antheil zu erklären, führt ſofort zu Annahmen zurück, aus denen die Grundloſigkeit eben jener Vorausſetzung von der Bedeutungsloſigkeit der ſchönen Formen hervorgeht.

Eine andere Schwierigkeit blieb für Schiller zurück. Denn wie können Formen, die nur der ſinnlichen Erſcheinung angehören, überhaupt zu einer Bedeutung kommen? ſei es nun, daß nach Schillers Meinung erſt die Vernunft dieſe Bedeutung in ſie hineinlegt, nachdem der äſthetiſche Sinn ſchon die bedeutungsloſen ſchön gefunden hat, oder ſei es, daß nach unſerer Annahme auch die ſinnliche Anſchauung die Formen nur ſchön findet um der Bedeutung willen, die ſie in ihnen bereits zu ſehen glaubt. Dieſelbe Frage bleibt auch denen übrig, welche den oft

gehörten Satz behaupten: Formen seien zwar an sich selbst schön, auch ohne Rücksicht auf eine Bedeutung; dann sei es aber freilich auch wieder ein unbedingt wohlgefälliges und deshalb zu verlangendes Verhältniß, daß die Form, wo sie einen Inhalt hat, mit diesem in Uebereinstimmung stehe. Denn wie ist dieser Satz überhaupt verständlich, oder wie kann von einem Zusammenpassen oder Nichtpassen von Form und Inhalt gesprochen werden, wenn die Form von Anfang an jeder Beziehung auf den Inhalt ermangelt, und folglich der Maßstab fehlt, nach welchem das eine Verhältniß beider als Zusammenstimmung, das andere als Widerstreit beurtheilt werden könnte? Auf welche Weise kann also eine sinnlich anschauliche Form überhaupt zur anpassenden Erscheinung eines nichtsinnlichen Wesens werden?

Allerdings, um diese Frage an dem bestimmten Beispiele zu beantworten, an welches Schiller seine Betrachtungen über sie angeknüpft hat: allerdings unmittelbar und durch sich selbst können die Raumformen des menschlichen Körpers die eigenthümliche Natur des menschlichen Innern dem nicht offenbaren, der es noch nicht kennt. Linien Flächen Wölbungen und Kanten und alle Umrisse, welche diese einzelnen Elemente verbinden, können an sich höchstens auf Größe, Richtung und Begrenzung der Machtgebiete von Kräften hindeuten, die in der gestalteten Masse irgendwie wirksam sind; aber sie können nicht sagen, daß diese Kräfte bewußte oder sittliche sind. Nur braucht, wie mir scheint, nicht eine tiefsinnige Analytik des Schönen aufgeboten zu werden, um zu erklären, wie sie dennoch für uns diese Hindeutung auf das Uebersinnliche zu enthalten scheinen; die lebendige Erfahrung ergänzt, was der sinnliche Anblick selbst nicht bietet. Man muß wissen, daß die geformte Masse, welche den menschlichen Bau bildet, nicht ein unveränderlicher fester Körper ist, sondern Gelenke hat, durch die einzelne Massengruppen zu beweglichen Gliedern werden; man muß wissen, daß Kraft Leichtigkeit und Nachhaltigkeit der Bewegungen von Größe, Form und vortheilhafter Ver-

bindung dieſer Glieder mit dem Ganzen des Körpers abhängt; man muß ferner lebendig erfahren haben, welche geiſtigen Antriebe der beſtimmten Abſicht, des bewußten Willens, des leidenſchaftlichen Strebens in den Bewegungen ſich äußern, welche Befriedigung endlich, Verſtimmung oder eigenthümliche Färbung des ganzen Lebensgefühls aus der erleichterten oder erſchwerten Ausübung dieſer Wirkungen, zuletzt alſo aus dem Bau des Körpers, der ſie bedingt, entſpringen kann. Erſt aus dieſem Verſtändniß der Geſtalt heraus können wir den Werth ſchätzen, den ein ſanftes Verfließen der Umriſſe hier, dort vielmehr eine ſcharfe Begrenzung hat; erſt aus ihm können wir beurtheilen, worin für den Menſchen die glücklichen Proportionen der Glieder, die Schiller zu ſeiner architectoniſchen Schönheit rechnete, und worin jener freie leichte Wuchs beſteht, der doch für den Menſchen ſicher unter ganz andern geometriſchen Formverhältniſſen als für Baum oder Vogel ſtattfindet. Nachdem auf dieſem Wege der Erfahrung und des Selbſterlebens uns jeder einzelne Theil dynamiſch deutbar geworden iſt, erſcheint uns die aus allen zuſammengeſetzte Geſammtgeſtalt ſchön, nicht weil die geometriſche Form ihrer Umriſſe als unbenannte Raumgröße auch für den Nichtverſtehenden ſchön wäre, ſondern weil ſie als ein Syſtem von Coefficienten innerer Kräfte dem, der ſie verſtehen gelernt hat, ein nachfühlbares glückliches Gleichgewicht der geiſtigen Thätigkeiten verſinnlicht. Unſere Theilnahme für ſie zerfällt daher nicht in ein äſthetiſches Urtheil des Sinnes und ein nebenhergehendes Intereſſe der Vernunft; ſondern die an ſich gleichgültige ſinnliche Wahrnehmung wird überhaupt erſt zum äſthetiſchen Eindrucke, indem wir in den Formen das überſinnliche Innere wiedererkennen, von dem wir aus Erfahrung wiſſen, daß es in ihnen erſcheint.

Ich bleibe ſo lange bei dieſem Punkte nicht blos ſeines eignen Intereſſes wegen, ſondern weil, um dieſer Aeußerungen willen mit Recht, und doch im Ganzen mit Unrecht, auch Schiller

zu den Vertheidigern der Ansicht von der unbedingten Wohlgefälligkeit inhaltloser Formen gezählt worden ist. Daß er auch sonst aussprach, dem Schönen gebe die Form den Gehalt, würde wenig beweisen; denn man begreift, wie leicht der Künstler sich ohne ernstlichere Meinung auf diesen Wahlspruch zurückziehen konnte, nur zur Abwehr von Zudringlichkeiten, welche der Kunst allerhand Zwecke der Belehrung, der Besserung, der religiösen und politischen Agitation zumuthen möchten. In seiner dichterischen Thätigkeit lebte Schiller diesem Satze so wenig, daß er die Schönheit der Form nicht selten durch die Uebermacht des Inhalts gefährdete; aber auch der weitere Verlauf seiner ästhetischen Theorie läßt jene Ansicht, in deren Begründung wir ihn nicht glücklich finden, fast nur als Selbsttäuschung über die Consequenzen seiner eignen Ueberzeugung erscheinen.

Indem Schiller von der architectonischen Schönheit zu jener andern übergeht, die erst das geistige Leben über die Gestalt ausbreitet, begegnet ihm die selbstgeschaffne Schwierigkeit von Neuem. Der Mensch, als freies Vernunftwesen an das Ideal der Sittlichkeit gewiesen, sei zugleich Erscheinung in der Sinnenwelt; wo das moralische Gefühl durch ihn befriedigt werde, da wolle auch das ästhetische nicht verkürzt sein. Die Uebereinstimmung seines übersinnlichen Innern mit dem Gebote des sittlichen Ideals dürfe daher seiner äußern sinnlichen Erscheinung kein Opfer kosten, und dieselbe Gemüthsverfassung, durch die der Mensch seine Bestimmung als moralische Persönlichkeit erfüllt, müsse zugleich seiner Erscheinung den vortheilhaftesten Ausdruck verschaffen. Hier sei es nun, wo die große Schwierigkeit eintrete; denn wie könne Schönheit, die auf Bedingungen der Sinnlichkeit beruht, von der Sittlichkeit ausgehn, die über das ganze Gebiet des Sinnlichen hinausliegt? Nur die Annahme bleibe übrig, daß nach einem unergründlichen Gesetze geistige Zustände die leiblichen bedingen, und zwar so, daß gerade die mo-

ralische Fertigkeit derjenige Zustand des Geistes sei, aus dessen Nachwirkung auf den Körper für diesen die Naturbedingungen der Schönheit entstehen. Aber dies heißt doch nur: als eine anzunehmende befremdliche Thatsache dasselbe empfehlen, was man um eines irrigen Princips willen nicht als selbstverständlich zugeben zu dürfen meint. Die sittliche Vollkommenheit soll Schönheit bewirken; da sie dies nicht kann, weil Schönheit auf eignen Bedingungen ganz anderer Art beruht, so muß es auf unbegreifliche Weise eingerichtet sein, daß dennoch geschieht, was nicht zu geschehen braucht: die Nachwirkungen der Sittlichkeit auf den Körper müssen durch ein glückliches Zusammentreffen dieselben sein, welche, auch ohne von der Sittlichkeit ausgegangen zu sein, als Naturbedingungen zur Erzeugung der Schönheit hinreichen würden. Diese Auskunft wird offenbar unnöthig, sobald wir die Vorstellung von einer für sich bestehenden Erscheinungsschönheit fallen lassen, mit welcher das innere Leben, um sich schön zu äußern, künstlich zusammentreffen müßte; wenn wir vielmehr annehmen, eben diejenigen Formen seien schön, die wir in lebendiger Erfahrung als die natürlichen Ausdrucksweisen des sittlichen Geistes kennen, und eben diese stille Hindeutung auf das, dem sie hier zur Erscheinung dienen, bilde ihre Schönheit auch da, wo sie abgelöst von diesem Inhalt als reine Formen überhaupt in unsere Anschauung fallen.

Wenn ich hier von natürlichen Ausdrucksweisen des Geistes spreche, so meine ich damit freilich nicht die anschauliche Form der Bewegung, in welcher sein Inneres zu äußern ihn die bestimmte Form seiner leiblichen Organisation nöthigt. Denn hätten wir diese im Sinne, so würde allerdings unsere Annahme die Besorgniß erwecken, als könnten Formen, in denen der Geist nothgedrungen, weil keine andere ihm zu Gebot steht, seinen Ausdruck suchen muß, zu einem Schönheitswerthe gelangen, auf den sie durch das, was sie an sich selbst sind, keinen Anspruch hätten. Der Widerschein der sittlichen Vollendung in der äußern

Erſcheinung, von dem wir hier ſprechen, wird jedoch überhaupt gar nicht in dem Bilde der Bewegung zu ſuchen ſein, welches von dem Baue der Werkzeuge abhängt, und für verſchiedene Geſchöpfe bei gleicher Bedeutung der Bewegung doch ungleich ausfällt, ſondern in dem formalen Vortrage der Bewegung, in dem Rhythmus, welcher Verknüpfung und Aufeinanderfolge vieler beherrſcht, gleichviel wie der Umriß jeder einzelnen ſich ausnimmt. Eine nachſinnende Ueberlegung mag auch in dem beſtimmten Bau der organiſchen Werkzeuge die Hindeutung auf einen ausgedehnteren oder engeren Kreis möglicher Zwecke finden, und desbalb die eine Geſtalt der andern als paſſender zum Ausdrucke der höheren Beſtimmung vorziehen; die ſinnliche Anſchauung dagegen wird ohne jenes Nachdenken nicht finden, daß an ſich ein zweibeiniges gehendes und ſtehendes Geſchöpf eine ſchicklichere Erſcheinung des Sittlichen und der vernünftigen Freiheit ſei, als ein vierbeiniges fliegendes oder ſchwimmendes. Sinnliches bildet eben unmittelbar natürlich niemals das Ueberſinnliche in dem Theil ſeines Weſens ab, in welchem ſein Unterſchied vom Sinnlichen liegt; aber die formalen und quantitativen Eigenthümlichkeiten einer Verknüpfung überſinnlicher Elemente laſſen ſehr wohl einen ſprechenden Ausdruck durch gleiche formale Verhältniſſe eines ſinnlich Mannigfaltigen zu. Nicht der eigentlich ſittliche Gehalt der Treue, der Gerechtigkeit, der Billigkeit oder des Wohlwollens, nicht das, wodurch ſie alle von der blinden Wirkſamkeit einer Anziehung oder Abſtoßung ſelbſtloſer Maſſen ſich unterſcheiden, kann in irgend einer Geſtalt oder Bewegung unmittelbar zur Erſcheinung kommen; aber jede dieſer Tugenden führt die Vorſtellung eines beſtimmten Rhythmus mit ſich, welchem ſie die ganze Mannigfaltigkeit unſerer inneren Zuſtände zu unterwerfen ſtrebt. Nur eine ſehr engherzige Moral beſchränkt die Aufgabe der Sittlichkeit auf das Gebiet der Handlungen, die nach gewöhnlicher Meinung allein der Verantwortung unterliegen; jene vollkommne Sittlichkeit, deren Erſcheinung wir in

der Schönheit zu finden hoffen, gebietet, daß auch alle anderen Regungen unſers Innern, der Verlauf unſerer Vorſtellungen, der Wechſel unſerer Stimmungen und Begierden, und alle Nachwirkungen unwillkürlicher Reizbarkeit denſelben Formen ſich fügen, welchen das ſittliche Gebot zunächſt allerdings die Geſinnungen unterwirft, welche ſich in Handlungen äußern. Denn die erſte formale Bedingung aller Sittlichkeit iſt die Perſönlichkeit; dies, daß der Menſch Einheit ſei, nicht eine Sammlung verſchiedenartiger Reizbarkeiten und Triebe, die unter einander keine Gemeinſchaft haben. Um dieſer Einheit willen kann die Seele, die dem ſittlichen Ideale nachſtrebt, nicht dulden, daß ihre Vorſtellungen in dem haltloſen und unzuſammenhängenden Wechſel ſich drängen, den die ſittliche Pflicht der Treue ihren Handlungen verbietet; ſie darf nicht ihre Gefühle von Kleinem hoch aufregen laſſen und unaufregbar bleiben für Großes, denn wie handelnd gegen die Rechte der Perſonen, ſo müſſen wir fühlend gerecht ſein gegen den Werth der Dinge und ihrer Reize; nie endlich darf das Gemüth andrängenden Trieben und Begierden plötzliche ſprungweis ſich ändernde Ausbrüche geſtatten, da es gleichen Mangel an hinreichender Begründung und an Beſchränkung der einzelnen Handlungsweiſe durch den zuſammenhängenden Plan des ganzen Lebens und durch die Einheit des Characters auch ſeinen Thaten nicht zulaſſen darf. So würde alſo die ſittliche Vollendung, eben weil ſie dies iſt, zugleich die Urſache einer durchaus beſtimmten Haltung des Gemüths ſein; die Formen dieſer Haltung aber, eben weil ſie Formen ſind, Verhältnißformen eines Mannigfaltigen, haften nicht unablösbar an dieſem ſittlichen Innern allein, ſondern laſſen ſich an jedem andern Syſtem eines Mannigfachen, laſſen ſich deshalb auch an der Geſammtheit der Bewegungen ausprägen, welche der Körper dem Geiſte als Mittel ſeines Ausdrucks zu Gebote ſtellt. Und es iſt klar, daß es dann keines beſondern Vermittlungsgliedes bedürfen wird, welches uns lehrte, warum dieſer eigenthümliche Vortrag

der Bewegungen ſich zum Ausdruck des Sittlichen eigne; denn er würde nicht ein conventionelles, oder durch eine unbegreifliche Natureinrichtung geſtiftetes Symbol des Sittlichen ſein; vielmehr ſeine eignen Verhältnißformen ſind unmittelbar identiſch mit denen, in denen das Höchſte nach ſeiner eignen Natur ſich äußern muß; ſie ſind das Formale dieſes Inhalts, ohne dieſen Inhalt ſelbſt in ſich zu enthalten und eben ſo erfüllen ſie genau die Aufgabe, die man überhaupt mit Recht von der Erſcheinung irgend eines Weſens gelöſt verlangen kann.

Noch Eines nur muß ich hinzufügen, um abzuſchließen. Wir ſollen, meine ich, nicht ſagen: deshalb, weil gewiſſe Formen der Geſtalt oder der Bewegung an ſich die äſthetiſchen Eindrücke des Ebenmaßes, des Gleichgewichts, der Harmonie, der Stetigkeit und Conſequenz machen, eignen ſie ſich zum Ausdruck überſinnlicher Vollkommenheiten, welche in dem Mannigfachen unſerer inneren Zuſtände gleiche Verhältniſſe herbeizuführen ſtreben. Vielmehr, wie ich früher ſchon gelegentlich der Begriffe von Einklang und Mißklang erwähnte, alle jene Eindrücke würden als äſthetiſche gar nicht für uns vorhanden ſein, wenn wir nicht in den Verhältniſſen, von denen wir ſie empfangen, die Hindeutung auf dies abſolut Werthvolle, dem ſie als Formen dienen, bereits mit empfänden. Wir haben kein urſprüngliches und unabgeleitetes äſthetiſches Intereſſe an den Begriffen der Einheit, der Folgerechtigkeit, der Uebereinſtimmung und ähnlichen; ſobald wir unter dieſem Namen nur die Verhältniſſe verſtehen, welche unſer vergleichender Verſtand zwiſchen den Eindrücken findet, iſt durchaus kein Grund, warum wir nicht die Uneinigkeit, die Unfolgerichtigkeit und den Streit ihnen gleich ſetzen oder vielleicht noch intereſſanter finden ſollten. Aber wir empfinden als ganze Geiſter, nicht blos als denkende Weſen, überall mit, daß alle jene Verhältniſſe und ihre Gegenſätze in der Welt des Denkbaren überhaupt nur deshalb vorkommen, weil dieſe Welt der Verwirklichung des Guten und der Möglichkeit ſeines Gegentheils zu dienen

bestimmt ist; deshalb verehren wir das Eine, Stetige, Folgerechte, welches die Form des Guten ist, und tadeln seinen Gegensatz als Form des Bösen. Und dies ist endlich nicht eine Schulansicht, die dem gewöhnlichen menschlichen Gedankenlauf und Sprachgebrauch fremd wäre; die Namen der Einheit und der Consequenz haben für uns alle längst nicht mehr den trocknen Sinn eines theoretischen Gegensatzes zur Nichteinheit oder zu dem, was sich nicht als nothwendige Folge eines Grundes im Denken begreifen ließe; sie bezeichnen nicht etwas, was uns gefiele, blos weil es der allgemeinen Verfahrungsweise unserer Intelligenz angemessen ist, sondern sie bezeichnen etwas an sich Löbliches, welches seinen Werth von dem höchsten Inhalte hat, den unser Bewußtsein kennt.

Ich habe bei dieser Abschweifung Schiller nicht aus den Augen verloren, sondern komme eben durch sie auf das Wesentliche seiner Ansicht und seinen Gegensatz zu Herder. Daß viele schöne Formen auf uns durch Erinnerung an das Glück wirken, welches wir als in ihnen genießbar oder aus ihnen entspringbar kennen, hatte Herder gesehen; aber diese Sympathie, die wir mit einer uns verständlichen Glückseligkeit fühlen, erklärte nur die Annehmlichkeit der Schönheit, nicht ihre Würde. Diese schien nur begreiflich, wenn das Schöne nicht blos an ein Glück, sondern an das an sich höchste Gut, an die Seligkeit des Guten erinnerte. Ich habe versucht zu zeigen, daß dieser Gedanke nicht unausführbar ist, und daß allerdings, zunächst in Bezug auf die lebendige Gestalt, die Schönheit der Form als Widerschein des Inneren sich fassen läßt. Aber nur mit halbem Recht habe ich diese Auseinandersetzung im Streit gegen Schiller gemacht, dessen vortreffliche weitere Betrachtung vielmehr eben auf dieser Ueberzeugung, nicht auf der Theorie über die Schönheit bedeutungsloser Formen beruht, in welche ihn zu große Abhängigkeit von dem Buchstaben Kants verstrickt hatte.

Die Schönheit, welche die Seele dem Körper gibt, kann als

Anmuth oder als Würde nur in ſeinen Bewegungen erſcheinen, die wenigen ruhenden Züge abgerechnet, welche eben eine oft wiederholte Bewegung ſelbſt in den von der Natur einmal gegebenen feſten Umriſſen des Baues hervorbringt. Doch nicht alle Bewegungen ſind der Anmuth und Würde fähig; weder die unwillkürlichen, die nur aus organiſchen Gründen erfolgen, noch die willkürlichen, welche der Entſchluß ganz beſtimmt. Doch ganz freilich ſei durch Entſchluß und Zweck auch die willkürliche Bewegung in Wirklichkeit nie beſtimmt; die Streckung des Armes werde zwar durch den zu erreichenden Zweck vorgeſchrieben, aber welchen Weg wir den Arm zu dem Gegenſtand nehmen und wie weit wir den übrigen Körper nachfolgen laſſen, wie geſchwind, langſam, mit mehr oder weniger Kraftaufwand wir dieſe Bewegung verrichten wollen, ſei weder durch den Zweck beſtimmt, noch wir gewohnt, im Augenblick des Handelns ſelbſt zu berechnen. Nur unſere Art zu empfinden gebe hier den Ausſchlag und beſtimme durch den Ton, den ſie angibt, die Art und Weiſe der Bewegung. In dieſem Antheil, den der willenloſe Empfindungszuſtand der Perſon an der willkürlichen Bewegung hat, ſei die Anmuth und Würde der Bewegung zu finden; eben dieſer unwillkürliche und ſympathetiſche Antheil der Bewegung hänge mit der bleibenden Natur und Geſinnung der Perſon nothwendig zuſammen, während, was an ihr dem Entſchluſſe zugehört, durch den äußerlichen und augenblicklichen Zweck beſtimmt werde. Aus den Reden eines Menſchen könne man wohl abnehmen, wofür er gehalten ſein wolle; aber was er wirklich iſt, müſſe man aus dem mimiſchen Vortrag ſeiner Worte und aus den Geberden, alſo aus Bewegungen, die er nicht will, errathen.

Nachdem dieſe feinſinnigen Bemerkungen den Ort des ſchönen Ausdrucks und folglich auch ſeines Gegentheils bezeichnet, leitet Schiller die Darſtellung der Gemüthslage oder der Empfindungsweiſe, welche durch jene unwillkürliche Einwirkung die Anmuth

bewirken wird, durch eine allgemeine Auseinanderſetzung über die Grundlagen der Sittenlehre ein. Die Doppelnatur des Menſchen als Vernunft- und Sinnenweſen laſſe dreierlei Verhältniſſe zu, in denen der Menſch zu ſich ſelbſt, d. h. die eine Natur in ihm zur andern ſtehen könne. Unterdrückung der Forderungen ſeiner ſinnlichen Natur und eine Sittlichkeit, die ſtets im Kampfe gegen dieſe ſtets in gleichem Maß widerſtrebende lebt, verhindere die Schönheit der Erſcheinung durch den Ausdruck des Zwanges, den ſie den Handlungen und der Haltung mittheilt; Hingabe dagegen an die Sinnlichkeit, Aufopferung der perſönlichen Freiheit an ſie laſſe noch weniger an Schönheit denken; nur Zuſammenſtimmung zwiſchen Trieb und Pflicht könne die Bedingung ſein, aus der ſie wirklich hervorgeht. Aber dieſe Annahme ſchien eine Sprache zu reden, welche der Moral abgewöhnt zu haben, das unſterbliche Verdienſt Kants geweſen ſei; nicht der Trieb, der uns durch den Reiz eigner Befriedigung zum Guten lockt, ſondern nur die Unterwerfung des Willens unter das Geſetz der Pflicht ſolle unſere Handlungen beſtimmen. Darin nun, daß bei dem ſittlichen Handeln es nur auf Pflichtmäßigkeit der Geſinnung ankomme, weiß Schiller ſich völlig in Uebereinſtimmung mit den Rigoriſten der Moral; allein er hofft, dadurch noch nicht zum Latitudinarier zu werden, daß er die Anſprüche der Sinnlichkeit, die bei der moraliſchen Geſetzgebung durchaus abzuweiſen ſind, im Felde der Erſcheinung und bei der wirklichen Ausübung der Sittenpflicht noch zu behaupten verſuche. Der Menſch ſei nicht beſtimmt, einzelne ſittliche Handlungen zu verrichten, ſondern ein ſittliches Weſen zu ſein. Nicht als wegzuwerfende Laſt, nicht als abzuſtreifende rohe Hülle, nein, um ſie aufs innigſte mit ſeinem höheren Weſen zu vereinbaren, ſei ſeiner reinen Geiſternatur eine ſinnliche beigeſellt; er habe die Verpflichtung, nicht zu trennen, was die Natur verbunden hat, auch in den reinſten Aeußerungen ſeines göttlichen Theils den ſinnlichen nicht hinter ſich zu laſſen und den

Triumph des einen nicht auf Unterdrückung des andern zu gründen. Erst alsdann, wenn sie aus seiner gesammten Menschheit, als die vereinigte Wirkung beider Principien hervorgehe, erst wenn sie ihm zur Natur geworden, sei seine sittliche Denkart geborgen; so lange der sittliche Geist noch Gewalt anwenden muß, bezeuge er nur die Macht, die der Naturtrieb ihm noch entgegenstellt.

Wenn Kant im Gegensatz hierzu die Idee der Pflicht mit einer Härte hervorgehoben habe, welche alle Grazien verscheuche, so habe er, der Drakon seiner Zeit, die eines Solon noch nicht würdig gewesen, dies thun müssen, um durch eine erschütternde Cur die Verkehrtheit zurechtzuweisen, die er in Theorie und Ausübung der Moral vorgefunden; je härteren Abstich der wahre Grundsatz der unbedingten Pflichtmäßigkeit gegen die herrschenden der Nützlichkeit und der Beachtung natürlicher Triebe machte, desto größer die Hoffnung, Nachdenken zu erzeugen. Womit aber hatten die Kinder des Hauses verschuldet, daß Kant nur für die Knechte sorgte? Weil der moralische Weichling dem Sittengesetz gerne eine Laxität gäbe, die es zum Spielball seiner Convenienz machte, mußte ihm darum eine Rigidität beigelegt werden, welche die kraftvollste Aeußerung moralischer Freiheit nur in eine rühmlichere Art von Knechtschaft verwandelte? Es sei für moralische Wahrheiten gewiß nicht vortheilhaft, wenn sie Empfindungen gegen sich haben, welche der Mensch sich ohne Erröthen gestehen darf; und es erwecke anderseits kein gutes Vorurtheil für einen Menschen, wenn er der Stimme des Triebes so wenig trauen darf, daß er gezwungen ist, ihn jedesmal erst vor dem Grundsatze der Moral zu verhören. Eine schöne Seele nenne man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grade versichert hat, daß es dem Affect die Leitung des Willens ohne die Befürchtung überlassen darf, jemals mit den Entscheidungen desselben in Widerspruch zu stehen. Nicht die einzelnen Handlungen der schönen Seele seien daher eigent-

lich ſittlich, aber der ganze Character ſei es; man könne ihr keine einzige ihrer Handlungen zum Verdienſt anrechnen, weil die Befriedigung eines Triebes nie verdienſtlich heißen kann; die ſchöne Seele habe kein anderes Verdienſt, als daß ſie iſt; ſo zahlen nur gemeine Naturen mit dem was ſie thun, edle mit dem was ſie ſind.

In dieſer ausdrucksvollen und lebendigen Darſtellung entwickelt Schiller nur unter zum Theil andern Bezeichnungen dieſelbe Grundanſchauung, deren ich oben gedachte, dieſelbe Forderung, daß alle Regungen unſerer geſammten Natur, welche nicht aus Freiheit, ſondern aus nothwendiger Verkettung theils unſers pſychiſchen Mechanismus, theils unſerer körperlichen Triebe entſpringen, dennoch in Formen verlaufen, welche die Herrſchaft des ſittlichen Geiſtes auch über ſie bezeugen. Aus dieſer Verfaſſung unſers Innern erwartete er auch die Anmuth des Aeußeren hervorgehen zu ſehen. Allerdings war es nun ſeine Meinung, daß jene Haltung des Gemüths nicht durch ſich ſelbſt die Formen der leiblichen Erſcheinung, in denen ſie ſich äußern, ſchön mache; ſie ſollte nur das Glück haben, durch ihre Nachwirkung auf den Körper in dieſem die Entſtehungsbedingungen an ſich ſchöner Bewegungen zu erzeugen. Die wenigen Beiſpiele jedoch, die Schiller ausführt, beſtätigen dieſe Vorſtellungsweiſe nicht. Alle Bewegungen, ſagt er, welche von der ſchönen Seele ausgehn, werden leicht ſanft und belebt ſein; heiter und frei wird das Auge ſtrahlen und Empfindung in demſelben glänzen; keine Spannung wird in den Mienen, kein Zwang in den willkürlichen Bewegungen zu entdecken ſein; denn die Seele weiß von keinem. Aber Leichtigkeit, wenden wir ein, Sanftheit und Belebtheit ſind nicht ebenſo wie Geſchwindigkeit, Gleichförmigkeit oder Wechſel der Richtung und Beſchleunigung, anſchauliche mathematiſche Eigenſchaften, die jedes Auge an der Bewegung wahrnehmen könnte; ſie ſämmtlich ſind Werthbeſtimmungen, welche von der Deutung der Bewegungen, ſei es von der

in ihnen vorausgeſetzten Abſicht oder von ihrem vermutheten Urſprunge abhängen. Schweigen wir ganz von der Heiterkeit des Blickes und der in ihm glänzenden Empfindung, ſo ſind doch auch Spannung und Zwang nur dann aus einer anſchaulichen Form herauszuleſen, wenn man die andere Form kennt, in der ſich das Gleichgewicht der hier anzunehmenden Thätigkeiten äußern würde. Und ſelbſt dieſe Kenntniß würde noch keine beſtimmte äſthetiſche Schätzung begründen, bevor wir wüßten, daß das Gleichgewicht wegen ſeines Werthes zum Ausdruck eines inneren Gutes dem Ungleichgewicht vorzuziehen iſt. Der Name des Zwanges ſchließt freilich dieſe Vorausſetzung ſogleich mit ein; der der Spannung nicht und ſie mögen wir daher unter Umſtänden dem Ausdruck des Gleichgewichts vorziehen. Alle dieſe Worte, deren Schiller ſich hier unbefangen bedient, ſind verführeriſch; ſie geben ſich dafür aus, bloße Formen der Erſcheinung zu bezeichnen, und doch enthalten ſie ſehr beſtimmte Vorurtheile über die Bedeutung dieſer Formen und über den Werth, der ihnen in Folge derſelben zuſteht. Ohne Zweifel endlich iſt es ſehr fein von Schiller bemerkt, die wahre Anmuth ſchone die Werkzeuge der willkürlichen Bewegung, die falſche habe nicht das Herz, ſie gehörig zu gebrauchen; ſo wende der unbehülfliche Tänzer ſo viel Kraft auf, als gälte es der Bewegung einer Laſt und ſchneide mit Händen und Füßen ſo ſcharfe Ecken, als handle es ſich um geometriſche Genauigkeit; der affectirte trete ſo leiſe auf, als fürchte er den Fußboden zu berühren und beſchreibe lauter Schlangenlinien, auch wenn er dadurch nicht von der Stelle komme. Aber warum iſt nun das, was wir bei beiden Gelegenheiten *ſehen*, unanmuthig? Nach Schiller ſelbſt doch nur, weil die geſehenen Bewegungen nach dem erfahrungsmäßigen Verſtändniß, welches wir alle von dergleichen haben, nur aus inneren Gründen naturgemäß entſpringen würden, welche mit der harmloſen Anſicht des Tanzes in Widerſpruch ſtänden. Daß aber das geſehene *Bild* der Bewegung an ſich formenunſchön

ſei, hat Schiller nicht bewieſen; ſelbſt die Erwähnung der ſcharfen Ecken regt nur die Frage an, warum Eckigkeit, die an ruhenden Geſtalten des Unbelebten unzweifelhaft gefallen kann, an den Bewegungen des Lebendigen mißfalle? Die Antwort hierauf würde nur den Satz beſtätigen, den Schiller durch dieſe Beiſpiele ſo wenig wie durch ſeine Theorie widerlegt hat: der edle Gehalt des Gemüths trifft nicht glücklicherweiſe in ſeinem Ausdruck Formen, die an ſich ſchön ſind, ſondern jede Form wird ſchön, ſobald ſie natürlicher und verſtändlicher Ausdruck jenes Gehaltes iſt.

Auf die bewegte Menſchengeſtalt und die Wechſelwirkungen zwiſchen Natur und Freiheit, welche ſich in ihr und ihren Bewegungen offenbaren, bezogen ſich vorzugsweis, wie ich erwähnte, Schillers äſthetiſche Unterſuchungen. Ich behalte anderer Gelegenheit die Arbeiten auf, in welchen er Werth und Bedeutung der Kunſt und der äſthetiſchen Sitten für die Geſammtaufgabe des menſchlichen Geſchlechtes prüfte; hier, wo uns nur die Beſtimmungen der allgemeinſten äſthetiſchen Begriffe beſchäftigen, bleibt uns nur noch übrig, ſeine ſparſamer geäußerten Anſichten über andere Gattungen der in der Welt vorkommenden Schönheit zu berühren.

So ſehr beherrſchte Schiller der bisher erwähnte Gedankenkreis, welcher die Schönheit als Widerſchein des Sittlichen im Formellen anſah, daß im Grunde alle Schönheit ihm nur in der ſchönen Seele des Menſchen und in ihrer ſinnlichen Erſcheinung zu beſtehen ſchien. Weder reinen Geiſtern noch lebloſen Maſſen der Natur komme ſie zu; beiden könne ſie nur in Uebertragung des Menſchen beigelegt werden. Dieſe Behauptung ſteht wenig im Einklang mit der anfänglichen Annahme an ſich ſchöner Formen, welche das geiſtige Leben zum Behuf ſeiner Aeußerung wählt, und welche demnach auch da, wo ſie ohne dieſen Hintergrund des geiſtigen Lebens vorkommen, den Namen der Schönheit verdienen müßten. Der weitere Fortgang entfernt ſich noch mehr

von diesem Vorurtheil. Auf zweierlei Wegen werde die unbeseelte Natur ein Symbol der menschlichen; theils als Darstellung von Empfindungen, theils als solche von Ideen. Ihrem Gehalte nach freilich seien Empfindungen keiner Darstellung fähig, wohl aber ihrer Form nach, und wirklich habe eine beliebte Kunst, die Musik, kein anderes Object, als diese Form der Empfindungen. Ihr ganzer Effect bestehe darin, die inneren Bewegungen des Gemüths durch analoge äußere zu begleiten und zu versinnlichen. Da nun jene innern Bewegungen als menschliche Natur nach strengen Gesetzen der Nothwendigkeit vor sich gehen, so werde der Künstler, welcher die gemeinen Naturphänomene des Schalles nach analogen Gesetzen der Nothwendigkeit und Bestimmtheit verbindet, zum wahrhaften Seelenmaler. Was aber den Ausdruck von Ideen durch die Natur betreffe, so sei nicht diejenige Erweckung von Ideen gemeint, die von dem Zufall der Association abhängig sei; nur die sei der Kunst würdig, die nach Gesetzen der symbolisirenden Einbildungskraft nothwendig erfolge. In thätigen und zum Gefühl ihrer moralischen Würde erwachten Gemüthern sehe die Vernunft dem Spiele der Einbildungskraft nicht müßig zu; unaufhörlich suche sie dieses zufällige Spiel mit ihrem eigenen Verfahren einstimmig zu machen. Bietet sich ihr nun unter diesen Erscheinungen eine dar, welche nach ihren eigenen (praktischen) Regeln behandelt werden kann, so ist ihr diese Erscheinung ein Sinnbild ihrer eignen Handlungen; der todte Buchstabe der Natur wird zu einer lebendigen Geistessprache und das äußere und innere Auge lesen dieselbe Schrift der Erscheinungen auf ganz verschiedene Weise. Jene liebliche Harmonie der Gestalten, der Töne und des Lichtes, die den ästhetischen Sinn entzückt, befriedigt jetzt zugleich den moralischen; jene Stetigkeit, mit der sich die Linien im Raume oder die Töne in der Zeit aneinander fügen, ist ein natürliches Symbol der innern Uebereinstimmung des Gemüths mit sich selbst und des sittlichen Zusammenhangs der

Handlungen und Gefühle, und in der schönen Haltung eines pittoresken oder musikalischen Stückes mahlt sich die noch schönere einer sittlich gestimmten Seele.

So äußert sich Schiller in der Recension der Gedichte Matthisons; auch hier werden seine Ausdrücke von Verschiedenen verschieden gedeutet werden. Denn so sehr ihm auch hier alle Schönheit nur in dem Ausdruck des Geistigen zu liegen scheint, so spielt dazwischen hinein doch jene Unterscheidung des ästhetischen Eindrucks von dem Interesse der Vernunft an ihm, die ich bereits früher erwähnte. Ohne die vielfachen scheinbar mindestens nicht übereinstimmenden Aeußerungen Schillers im Einzelnen miteinander abzugleichen, können wir doch im Ganzen uns Rechenschaft über sie geben. Die verschiedenen Arten des Schönen sind nicht von gleichem Werth. Die eigenthümliche Schönheit eines musikalischen Accordes kann von uns nur im Empfinden, nur leidend genossen werden und läßt keine fruchtbare Thätigkeit der Zergliederung zu; die Umrisse räumlicher Figuren regen solche Thätigkeit zwar an, aber geben ihr nicht so bestimmte Richtung, wie diejenigen Erscheinungen in Raum und Zeit, die ausdrücklich als Darstellungen eines bestimmten geistigen Lebens auftreten. Jene passiv genossene Schönheit nun, die wir lieber die Wohlgefälligkeit der Eindrücke nennen möchten, erklärt Schiller, hierin Kant folgend, welcher das Gefallen ohne Begriff betonte, für die eigentliche reine Schönheit, die er, ausdrücklicher als Kant, stets als sinnliche bezeichnet; jene andere dagegen, die wir in den gegebenen Eindrücken nur durch die Gedanken, welche sie selbst anregen, entdecken und verstehen können, mag er, der Dichter, zwar nicht mit Kant für eine unreine Schönheit erklären, wagt jedoch, durch das Ansehn der Schule zurückgehalten, nicht gelten zu machen, daß nach dem Zeugniß des Gefühls der Eindruck, den sie macht, vollkommen der Eindruck der Schönheit ist, keineswegs verschieden von demjenigen, welchen die von Gedanken nicht durchdrungenen sinnlichen Erscheinungen erzeugen.

So wird denn, was in dieſen Fällen der eigentliche äſthetiſche Genuß der höheren Schönheit ſelbſt iſt, als ein Intereſſe der Vernunft an der geringern, für eigentliche Schönheit geltenden Wohlgefälligkeit der Eindrücke erklärt. Aber doch nur in den Stellen, welche die Theorie der Sache zu geben verſuchen; in der weiteren Ausführung ſeiner Gedanken hat Schiller nur für dieſes angeblich nebenhergehende Vernunftintereſſe Theilnahme und Achtung, während er jene reine ſinnliche Schönheit weder zum Gegenſtand ſeiner Erörterungen macht, noch ihr beſondere Verehrung beweiſt. Im Gegentheil ein Zug von Geringſchätzung gegen ſie geht durch ſeine Betrachtungen, wie einſt am Anfange der Aeſthetik; wie ſchön auch dieſe reine Schönheit ſein mag, unſer menſchliches Intereſſe an ihr wird doch erſt gerechtfertigt, ſo weit wir in ſie Ideen hineinzulegen vermögen.

Auch in Bezug auf Kunſtübung hat Schiller ähnliche Aeußerungen gethan, nach denen der darzuſtellende Inhalt gleichgültig, nur die Form der Darſtellung von Werth ſei, nicht moraliſche Wahrheiten gelehrt, ſondern durch ein Spiel der Formen die Phantaſie ergötzt werden ſolle. Im Ganzen ſind dieſe Behauptungen in Uebereinſtimmung mit ſeiner Grundanſicht. Wenn er die Schönheit in dem Widerſchein des Sittlichen im Formellen ſuchte ſo iſt nicht allein auf dieſen Hintergrund der Sittlichkeit, ſondern auch darauf Werth zu legen, daß die Schönheit nur in ihrem formellen Widerſchein beſtehen ſoll, nicht in ihrem inhaltlichen Weſen. Nur da iſt ſie zu finden, wo die Geſtalt einer Erſcheinung in dem Fluſſe ihrer Formen den Rhythmus des Sittlichen vollſtändig und freiwillig befolgt; ſie kann niemals da auftreten, wo zum Ausdruck des ſittlichen Inhalts irgend welche Mittel der Darſtellung nur auf irgend eine Weiſe gezwungen werden. Nicht die beſtändig fordernde, gegen die Natur ſtreitende Sittlichkeit, ſondern die, welche mit der Natur Eins geworden iſt, war ja der Gedanke, dem er überall folgte; keine Kunſt alſo da, wo dem Inhalt die Form widerwillig dient oder

doch äußerlich bleibt. Andere noch auffallendere Aeußerungen, wie ſolche, welche auch den ſchnödeſten Inhalt noch der Kunſt erlaubt nennen, und nur ſeine formell ſchöne Behandlung fordern, führen in letzter Inſtanz nur zu einem Streit um Worte. Denn das, was hier als Inhalt genannt wird, verdient doch höchſtens Object, Gegenſtand oder Veranlaſſung der künſtleriſchen Darſtellung zu heißen; aber die Darſtellung ſelbſt macht dieſes Object erſt zum Inhalt des Kunſtwerks, und zwar dadurch, daß ſie in der formellen Behandlung deſſelben zugleich eine Kritik ſeines Werthes liefert. Das alſo, was die Kunſt von dem Gegenſtande denkt, und was ſie durch ihre Formen ausdrückt, iſt ihr Inhalt, und Niemand wird leugnen, daß allerdings der ſchnödeſte Gegenſtand die Phantaſie zu einem künſtleriſch berechtigten Inhalt in dieſem Sinne führen könne. Wo dagegen die Art des Vortrags jene Kritik nicht liefert, ſondern ſich nur in der Entfaltung ſchöner Formen überhaupt bewegt, die der Natur des veranlaſſenden Gegenſtandes fremd ſind, da wird man zwar die Virtuoſität der künſtleriſchen Phantaſie bewundern können, aber ihre üble Anwendung bedauern, und das Ganze des ſo entſtandenen Kunſtwerks tadeln. Und endlich wird man noch zugeben, daß es Gegenſtände gibt, welche zwar durch die Kraft der Phantaſie veredelt werden können, welche aber aufzuſuchen und zum Zweck ſolcher Behandlung zu wählen, ſelbſt nur als ein capriciöſes Kunſtſtück, aber nicht als natürlicher Antrieb einer äſthetiſch rein geſtimmten Seele betrachtet werden kann.

Fünftes Kapitel.

Die Weltſtellung der Schönheit im Idealismus Schellings.

Rückkehr der Philoſophie zur Aufſuchung des Weltplans. — Die Welt für Fichte verſinnlichtes Material der Pflicht. — Das Abſolute Schellings und die Schematiſirung der Welt. — Vorbildliche und nachbildliche Welt. — Worin das Schlimme der Endlichkeit liegt. — Zergliederung des Begriffs vom Unendlichen. — Die vorbildliche Welt hat nur idealen, die nachbildliche mechaniſchen Zuſammenhang ihrer Theile und Ereigniſſe. — Unterſcheidung des Schönen vom Seienden überhaupt. — Ob Schönheit den Urbildern oder den Nachbildern zukommt. — Vertheidigung Schellings gegen die Zumuthung einer vorweltlichen Aeſthetik.

Wie es geſchehen könne, hatte bisher die deutſche Aeſthetik gefragt, daß Erſcheinungen, welcher Art ſie auch ſonſt ſeien, in uns jenes eigenthümliche Wohlgefallen erregen, um deswillen wir ſie als ſchöne von andern Arten des Gefallenden unterſcheiden? Und als Antwort glaubte ſie gefunden zu haben, daß die allgemeingültige Bedingung für die Entſtehung jedes ſchönen Eindruckes in irgend welcher Verknüpfungsweiſe ſeines Mannigfachen beſtehe, welche, wie ſie auch ſonſt immer geſtaltet ſein möge, unſere Einbildungskraft zu einem ihren eignen Geſetzen und Gewohnheiten angemeſſenen Spiele der Thätigkeit anregt. Nach zwei Seiten hin ließ dieſer richtige Anfangsgedanke wünſchenswerthe Fortſetzungen noch vermiſſen. Zuerſt: worin beſtanden doch eigentlich jene Geſetze und Gewohnheiten unſers Vorſtellens, unſeres Anſchauens und unſerer Urtheilskraft, denen angemeſſen zu ſein den Reiz des Schönen bilden ſollte? Kant hatte wenig auf eine ſolche Frage geantwortet. Einleitend freilich hatte er einige Beiſpiele einer nicht vorhandenen Unordnung der Welt angedeutet, deren Vorhandenſein eine zuſammenfaſſende Weltanſicht für unſere Erkenntniß unmöglich machen würde; aber er gab keine ebenſo beſtimmten Erläuterungen über die andere Angemeſſenheit der Erſcheinung zu den Bedingungen unſerer

Einbildungskraft, durch welche sie für unser ästhetisches Gefühl schön werden. So blieb der Grundgedanke jener Uebereinstimmung zwischen der Natur des schönen Gegenstandes und den Seelenkräften, die ihn auffassen, bei all seiner Wahrheit unfruchtbar; da man nicht wußte, was eigentlich diese Kräfte von dem verlangen, was uns gefallen soll, so ließ sich die Eigenthümlichkeit der Gegenstände nicht vorher bestimmen, an denen die Schönheit vorkommen wird: erst die bereits empfundene ästhetische Befriedigung bezeugte, daß sie auf unbekannt bleibende Weise einer nicht zergliederbaren Forderung unseres Inneren genug gethan hatten.

Diese Lücke hatten weder Herder noch Schiller ganz ausgefüllt. Herder war bemüht gewesen, jene formlosen Ansprüche unserer Einbildungskraft in Begriffe bestimmter Vollkommenheiten zu verdichten, die wir von dem, was uns schön heißen soll, verlangen; allein er war zu keiner befriedigenden Unterscheidung der Eigenschaften, welche die Dinge vollkommen in sich selbst, und jener andern gekommen, welche sie schön für uns machen; zuletzt hatte auch er sich auf die Behauptung zurückgezogen: schön sei dasjenige Vollkommene oder vollkommen Scheinende, dessen Eindruck auf eine jetzt ebenso wenig als früher nachweisbare Weise den Gesetzen und Gewohnheiten unserer Phantasie sympathisch sei. Schiller hatte deutlicher die Idee des Sittlichen als dasjenige bezeichnet, dessen Widerschein wir in den Erscheinungen zu sehen erwarten; aber er hatte diesen Gedanken nicht so gewendet, als sei es die eigene Sehnsucht der ästhetischen Phantasie, welche die Erscheinung des Sittlichen als Grund und Quell der Schönheit verlangt; vielmehr sich selbst vertheidigend gegen die Anforderungen des Sittengesetzes, die aus einem ganz andern Boden zu entspringen schienen, hatte der ästhetische Geschmack den Anspruch erhoben, daß die sittliche Vollkommenheit die Schönheit der Erscheinung nur nicht störe. Durch ein räthselhaftes Glück sollte der sittliche Inhalt in seiner Aeußerung

die Formen der Schönheit treffen, deren eignen Werth und Ursprung auch Schiller in einer unangebbaren Uebereinstimmung der Eindrücke mit unangebbaren Forderungen unserer sinnlichen Anschauung suchte.

Alle diese Gedankenkreise sprachen daher zwar von einem Maßstab in uns, an dem gemessen die eine Erscheinung schön, die andere häßlich wird, aber die Natur dieses Maßstabes und den Inhalt seiner Forderungen gaben sie nicht an. Nur darin waren sie einig, daß sie ihn nicht in dem suchten, was nur dem einzelnen Geist in seiner Einzelheit und Veränderlichkeit zukommt, sondern in irgend einem beständigen Zuge der allgemeinen geistigen Organisation, die sich in allen Einzelnen mit gleichförmiger Anlage, obwohl nicht mit gleicher Feinheit der Entwicklung wiederholt. Aber selbst über den Werth dieses Allgemeinen blieb Zweifel. War es am Ende nicht doch nur die allgemeine Beschränktheit des menschlichen Geistes, welche die Bedingungen für die Empfindung der Schönheit erzeugt? so daß nicht nur niedere Geschöpfe, sondern auch höhere Geister des Gefühls für sie entbehren, und Alles, was wir unter dem Namen der Schönheit verehren, ähnlich wie der Glanz des Regenbogens, eine nur für bestimmte Standpunkte der geistigen Entwicklung vorhandene Erscheinung ist? Dieser Gedanke geht ausgesprochen und unausgesprochen vielfach durch die bisher geschilderten Untersuchungen; dem unbefangnen Gefühle entspricht er sehr wenig; stets wird dieses seine eigne Lust an der Schönheit durch den Nachweis zu rechtfertigen suchen, was uns begeistere, entspreche einem allgemeinen Bedürfnisse aller Geisterwelt, und schmeichele uns nicht nur durch eine besondere Lichtbrechung, die unserm beschränkten Sinne wohlthue.

Aber auch das Gelingen dieses Nachweises würde uns nicht völlig befriedigen, sondern ein zweites Bedürfniß wecken. Denn auch so wäre die Schönheit noch nicht zu dem Rechte gekommen, das wir für sie begehren: sie wäre zwar ein allgemeiner Schein,

den die Dinge für alle Geiſter werfen, aber was wäre ſie für die Dinge ſelbſt, als deren Verdienſt unſer unmittelbares Gefühl ſie doch zu verehren liebt? Scheinen die Dinge der Geiſterwelt ſchön nur durch einen für ſie ſelbſt gleichgültigen Zufall, der bald dieſe, bald jene ihrer Eigenſchaften, und vielleicht die unbedeutendſten von allen, in günſtige Beziehungen zu der auffaſſenden Thätigkeit der Geiſter bringt? erwecken die Dinge gleichſam nebenher und im Vorüberſtreifen in uns den Eindruck der Schönheit, nicht durch ihre weſentliche Natur, ſondern durch irgend einen Nebenzug, der für ſie bedeutungslos iſt, aber uns wohlthut, oder durch irgend eine zu uns eingenommene veränderliche Stellung, die ohne Werth für ihre eigne Entwicklung, aber günſtig für die Erregung unſeres Weſens iſt? und iſt es endlich hier dieſer dort jener Zufall, worauf ſolchergeſtalt die Eindrücke der verſchiedenen Schönheiten beruhen, Zufälle ohne inneren Zuſammenhang und ohne andere als dieſe formale Aehnlichkeit, eben dieſe Thatſache einer augenblicklichen Uebereinſtimmung des Eindruckes mit der auf ihn wartenden Empfänglichkeit zu erzeugen? So gewiß Schönheit nur unſer Genuß der Erſcheinungen, und nur ſcheinbar das eigne Licht des Genoſſenen iſt, ſo verehren wir dennoch dieſen Schein zu hoch, um nicht zu wünſchen, dasjenige ſo hoch als möglich ſtellen zu dürfen, das ihn wirft. Wohl wiſſen wir, daß die Schönheit ſo wie ſie im Geiſte des Anſchauenden lebt, als lebendig gefühltes Gut nicht in dem bewußtloſen Gegenſtand ſich wiederfinden kann, deſſen Eindruck in uns dieſes Gut erzeugt; aber die Erzeugung dieſes Gutes in uns möchten wir wenigſtens von Urſachen ableiten, welche ſelbſt die weſentlichſte Lebenskraft der Dinge, nicht die zufälligſten ihrer Eigenſchaften ſind; und nicht in verſchiedenen Fällen möchten wir die Schönheit von verſchiedenen Gründen, ſondern in allen von einem und demſelben Grunde herleiten, der nur reich und biegſam genug wäre, um in unzählig mannigfaltigen Unterſchieden immer derſelbe zu ſein. Schön

müſſen uns die Dinge erſcheinen durch das, was an ihrem Weſen das Beſte und Höchſte iſt: dieß Beſte und Höchſte aber kann nicht maßlos verſchieden für die verſchiedenen Dinge ſein, ſondern muß als Ein Gedanke betrachtet werden, zu deſſen mannigfacher Darſtellung in unzähligen Sonderausdrücken die einzelnen Dinge beſtimmt ſind. So ergänzt dieſe Forderung die vorige: Schönheit entſteht, wenn das Beſte der Außenwelt in Uebereinſtimmung mit dem allgemeinen Verlangen der Geiſterwelt iſt.

Ich führe dieſe Betrachtung hier nicht als eine Lehre auf, welche keine Bedenken gegen ſich hätte, ſondern als eine natürliche Bewegung unſers Gemüths, welche in ſich ſelbſt erlebt zu haben, kaum Jemand leugnen wird. Ihr Hervortreten bezeichnet eine neue Entwicklungsſtufe der deutſchen Aeſthetik, und die Antwort auf dieſe neuen Fragen konnte zugleich nur von einer Umformung der philoſophiſchen Anſchauungsweiſe erwartet werden. Denn der Verſuch, ſie zu geben, ſetzte offenbar über Natur und Bedeutung der Dinge und über das Verhältniß der Geiſterwelt zu ihnen eine beſtimmte Anſicht voraus, als die Kantiſche Speculation, alles unſer Wiſſen auf Erſcheinungen beſchränkend und über die Dinge an ſich keine Behauptung wagend, hatte entwickeln können. Der Idealismus, in welchen nach Kant die deutſche Philoſophie einlenkte, ſchien und glaubte ſelbſt dieſe nöthigen Vorausſetzungen für die tiefere Auffaſſung des Schönen darzubieten. Ich überlaſſe der kundigen Hand, welche in dieſer Sammlung die Geſchichte der Philoſophie in Deutſchland verzeichnen wird, die genaue Darſtellung dieſes merkwürdigen Umſchwungs der Speculation, und beſchränke mich darauf, mehr in einer deutlichen Umſchreibung, als in unmittelbarer Wiedergabe der nach und nach ausgeſprochenen Gedanken, die weſentlichſten Punkte hervorzuheben, welche für die Geſchichte der äſthetiſchen Theorie von Werth ſind.

Zwei reine Anſchauungen, die des Raumes und die der

Zeit, und zwölf reine Verſtandesbegriffe, unter denen wir als Beiſpiele die Begriffe des Verhältniſſes von Ding und Eigenſchaft, und des andern von Urſache und Wirkung hervorheben, glaubte Kant als den geſammten Schatz angeborner Erkenntniſſe gefunden zu haben, den der menſchliche Geiſt als ihm eigenes Werkzeug zur Bearbeitung der Erfahrung mitbringe. Woher dieſe ſonderbaren Anzahlen? iſt es glaublich, daß dieſe Vielheit einzelner Erkenntnißformen ohne eine gemeinſame Wurzel, aus der ſie hervorgingen, in dem menſchlichen Geiſte ſich finden, deſſen innere Einheit doch auch der unbedenklich behaupten wird, der ſonſt keine Behauptung über die Natur irgend eines Dinges an ſich wagen möchte? Sobald dieſe Frage aufgeworfen wurde, war die verneinende Antwort gewiß; hatte Kant den thatſächlichen Beſtand der angebornen Wahrheit richtig empfunden, ſo blieb die Ableitung deſſelben aus Einem Grundzug der geiſtigen Natur die Aufgabe des nächſten Fortſchritts. Fichte unternahm ihre Löſung. In der Beſtimmung, ein handelndes Weſen zu ſein, glaubte er den urſprünglichſten Character des Geiſtes zu finden, aus welchem alle jene Verfahrungsweiſen ſeines Erkennens, aus welchem dies Erkennen ſelbſt als nothwendige und unerläßliche Mittel zum Ziele begriffen werden können. Denn Dinge vorzuſtellen als feſte Punkte in dem wechſelnden Fluß von Erſcheinungen, dieſe Dinge als beſtimmbar nach allgemeinen Geſetzen der Cauſalität zu betrachten, dem Ich eine Wirkſamkeit auf ſie, ihnen ſelbſt eine entſprechende auf das Ich zuzuſchreiben: dies alles ſind Nothwendigkeiten für den Geiſt, der um handeln zu können einer Welt bedarf, gegen welche ſein Handeln ſich richtet.

Je überzeugender jedoch dieſer Verſuch die Entſtehung unſerer Erkenntnißformen aus der urſprünglichſten Natur unſers Geiſtes nachwies, um ſo zweifelhafter wurde die Wirklichkeit, auf welche wir ſie anzuwenden glauben. Schon Kant hatte von den Dingen an ſich, die unſerer Wahrnehmung zu Grunde lie-

gen, uns jede Kenntniß abgesprochen; nur das unmittelbare Zutrauen zu dem Vorhandensein einer wie auch immer gestalteten Welt des Seienden, auf welche unsere Erkenntniß sich beziehe, hatte seine Speculation stillschweigend festgehalten. Sind jedoch alle Behauptungen, die wir sonst über die Dinge zu wagen pflegen, nur Ergebnisse unserer geistigen Organisation, so hat auch die Nothwendigkeit, welche uns zur Annahme des Daseins von Dingen treibt, keinen anderen Grund; auch dies, daß uns eine Welt von Dingen außer uns vorhanden scheint, mit welcher wir in Wechselwirkung ständen, ist nur eine erste That unserer Einbildungskraft, auf welche sich dann bearbeitend und beurtheilend die späteren Anstrengungen unseres Denkens richten. Die Anschauung, welche die Außenwelt vor sich zu finden glaubt, ist nur eine nicht dafür anerkannte schaffende Thätigkeit, welche diese Welt erst hervorbringt.

Es konnte niemals der bleibende Sinn dieser Ansicht sein, daß der einzelne Geist als einzelner sich die Welt einbilde, die ihn zu umgeben scheint; weiß er doch nichts von einer schaffenden Thätigkeit, die er in dieser Weise ausübte. Nur eine höhere und allgemeine Macht, die in allen einzelnen Geistern zusammenhängend wirkt, kann erklärlich machen, wie die Weltbilder, die jeder von ihnen für sich entwirft, so zusammenpassen, daß die scheinbare Welt des einen Geistes sich in die scheinbare Welt des andern fortsetzt und ihr anschließt, und allen folglich in derselben äußern Wirklichkeit, die ihnen nun gemeinschaftlich erscheint, gegenseitiges Auffinden und Wechselwirkung möglich wird. Hierin allein besteht die Wirklichkeit oder die Objectivität, welche für jeden einzelnen Geist die Welt der Dinge hat: in dieser Allgemeingültigkeit, mit der ihre Erscheinung Allen als gemeinsamer Schein aufgedrängt wird, aber nicht in einem Dasein, welches außer den Geistern und zwischen ihnen ein Reich der Sachen noch für sich führte. Nur das *ist*, was für *sich* ist;

was sich selbst nicht besitzt, sondern nur für Anderes da ist, das ist eben nur eine Erscheinung für dieses Andere.

Den metaphysischen Werth dieser tiefsinnigen Auffassung zu bestimmen ist nicht meine Aufgabe; der Aesthetik bietet sie nur geringe Anknüpfungen. Hoher sittlicher Ernst hat ohne Zweifel ihren Grundgedanken eingegeben; dennoch war es kein glücklicher Griff, das, was diesem sittlichen Ernst als Höchstes vorschwebte, in den formalen Begriff des Handelns, der freien Selbstbestimmung, des Sichselbstsetzens und Verwirklichens zu pressen, ohne sogleich der Zwecke zu gedenken, die allein alle Mühe und allen Lärm des Handelns adeln. Denn blindes Sein ist an sich selbst nicht geringer als bewußtes, Selbstbestimmung nicht vornehmer als Bestimmtsein durch Anderes, Freiheit nicht werthvoller als Bedingtheit; wir nehmen alle für das eine Glied dieser Gegensätze doch nur Partei um des inhaltvollen Gutes oder Glückes willen, dem nur Bewußtsein, Selbstheit und Freiheit, nicht das blinde und bedingte Dasein und Wirken als Vorbedingungen seiner Verwirklichung dienen können. Noch einen Schritt, scheint es, hätte Fichte weiter zurückthun sollen; auch die Bestimmung zum Handeln ist nur abgeleiteterweise die formale Natur des Geistes, weil der Inhalt und das Ziel seines Wesens das Gute ist. Wäre es gelungen, diesen höchsten Inhalt namhaft zu machen, um deswillen gehandelt werden soll, so würde aus ihm vielleicht eine Reihe von Aufgaben geflossen sein, welche jene allgemeine in uns thätige Macht in der Erzeugung des Weltbildes, das sie uns erscheinen läßt, hätte erfüllen müssen, und es wäre möglich geworden, die Gestalten und Ereignisse der Natur aus einer Idee zu deuten, welche ihre Bildung und ihren Zusammenhang bestimmt. So lange dagegen nur menschliches Handeln und auch dies nur als inhaltlose Unruhe freier Selbstbestimmung der Zweck der Welt war, konnte dies Weltbild, das uns umgibt, höchstens nach seinem Verdienst, unsere Thätigkeit überhaupt zu ermöglichen, geschätzt werden (und die Versuche,

die nach dieſer Richtung hin gemacht wurden, gehören nicht zu den glücklichen Theilen dieſer Philoſophie); aber eigne in ſich zuſammenhängende Aufgaben hatte die Natur nicht. Sie war kein Ganzes, in welchem ſich ein Ganzes göttlicher Thätigkeit ausdrückte, ſondern eine Sammlung von Mitteln zum Zweck des menſchlichen Handelns. Warum ſie ſo gebildet ſei, warum nicht anders? dieſe Frage konnte die Speculation nur abrathen; es ſolle uns genügen, daß die Welt das erſcheinende Material unſerer Pflicht ſei. So hatte dieſer Idealismus zwar das unbegreifliche Daſein einer aller geiſtigen Natur ewig fremdartgen Dingheit beſtritten und in Schein aufgelöſt, der nur für die Dienſte der Geiſterwelt erſcheint; aber den Inhalt der Idee gab er dennoch nicht an, zu deren Darſtellung Auffaſſung und Verwirklichung dieſes Erſcheinen mit dem Handeln des Geiſtes zuſammenwirken ſollte.

Man wird nicht erwarten, daß dieſe Anſicht äſtheiſche Ueberlegungen an die Schönheit der Erſcheinungen, welche wir anſchauend genießen, knüpfen wird; nur von der künſtleriſchen Thätigkeit als einer eigenartigen Form des geiſtigen Handelns hat ſie Veranlaſſung zu ſprechen. Sie kann nicht den Grund der Schönheit in irgend einem Sinne des Erſcheinenden, ſondern nur die Rechtfertigung unſeres Wohlgefallens an dem ſchöpferiſchen oder nachſchaffenden Spiel der Phantaſie in dem Werthe ſuchen, den daſſelbe für die Geſammtheit unſerer geiſtigen Beſtimmung hat. Unter dieſem Geſichtspunkt, den ich hier noch auszuſchließen vorhatte, bringt in der That Fichte äſthetiſche Fragen zur Sprache. Aber auch ſeine Antwort iſt nicht ganz neu, ſondern wie wir finden werden, durch Schiller bereits vorweggenommen, und die ganze Ueberlegung ſucht mehr zu beweiſen, daß in dem Ganzen der einmal gewonnenen Weltanſicht auch das Schöne einen ſyſtematiſchen Platz habe, an den von ihm geredet werden könnte, als daß umgekehrt aus dem Geiſte

des Systems ein erklärendes Licht auf die Natur der Schönheit zurückfiele.

An die Stelle des menschlichen Handelns den Inbegriff alles Werthvollsten zu setzen, zu dessen Verwirklichung die Welt zu dienen hat, aus ihm das Ganze der Aufgaben zu entwickeln, welche die Natur als Ganzes, selbstständig in den Verfahrungsweisen ihres großen Haushalts und nicht jede einzelne Anforderung durch eine besondere Ausgabe deckend, zu erfüllen hat: darin vielleicht hätte die Ergänzung gelegen, welche dieser Ansicht des Idealismus von der Unterordnung alles Wirklichen unter das geistige Leben zu wünschen gewesen wäre. Die weitere Entwicklung durch Schelling nahm andere Wege. Die Natur nur als Erscheinung anzusehn, hinter welcher kein wesentliches eignes Sein liege, widerstrebte ihr; und wenn sie später auch immer ausdrücklicher die Natur als Vorstufe des geistigen Daseins faßte, so verwandelte sie doch am Anfang die Unterordnung der Natur unter den Geist in Gleichstellung beider und suchte für sie eine höhere gemeinschaftliche Wurzel, aus der beide als gleichwirkliche und gleichwerthige obwohl verschiedengestaltete Keime hervorgehen. Dieser Versuch überflog jedoch die Grenzen dessen, was unsere Vorstellungskraft leisten kann. Die Gebilde der Natur trauen wir uns noch zu als Ausdrücke Mittel und Vorandeutungen dessen zu begreifen, was nach seinem vollen Gehalte nur das geistige Leben zu verwirklichen vermag; aber über den Geist hinaus kennen wir nichts noch Höheres. Die Anstrengung, das zu denken, was weder Geist noch Natur wäre und dennoch in seinem Wesen den lebendigen Keim zu beiden enthielte, verliert sich deshalb in eine leere Sehnsucht, welche nur durch die Namen des Unendlichen, des Unbedingten, des Absoluten, das Ueberschwängliche, das sie meint, bezeichnen, aber keinen Inhalt angeben kann, der das wäre, was sie sucht. Aus der Leerheit dieses Absoluten die beiden Stufenreihen der natürlichen und der geistigen Wirklichkeit nachschaffend abzuleiten, dies Unter-

nehmen konnte nie etwas Anderes, als eine bei sinnreicher Ausführung auch so noch anziehende Bemühung werden, in jenes leere Princip das zurück zu leiten, was die Erfahrung bereits kennen gelehrt hatte. Nur wer es schon wußte, daß die Vorstellung des Absoluten dazu dienen sollte, Natur und Geist als gemeinsame Wurzel zu verbinden, konnte Grund haben, in dem Wesen desselben zwei entgegengesetzte Factoren, den Trieb zu realer Gestaltung und den andern zu idealer Verinnerlichung anzunehmen; nur wer das Bedürfniß hatte, dem Princip eine Entwicklung zu mannigfachen Folgen abzugewinnen, konnte demselben die Unruhe zuschreiben, aus seiner Unentschiedenheit in Gegensätze, aus den Gegensätzen zu ihrer Ausgleichung überzugehen; endlich nur, wer mit geschmackvollem Scharfsinn die allgemeinen Formen der Naturerscheinungen verglich, konnte darauf kommen, die lebendigen aus der Erfahrung bekannten Bilder derselben an passenden Stellen in das voraus entworfene Schema jener Differenzirungen und Indifferenzirungen einzureihen und sie den dort namenlosgelassenen verschiedenen Entwicklungsstufen des Absoluten gleich zu setzen. In ihrem höchsten Princip keinen Grund zu irgend einer Folgerung besitzend, konnte diese Naturdeutung nur ein Werk der Phantasie werden, in dessen gelungeneren Theilen eine Art von poetischer Gerechtigkeit in der Combination der Thatsachen den Beifall erwarb, den durch Strenge wissenschaftlicher Beweisführung zu verdienen hier unmöglich war.

Ueberlegen wir, was dieser speculative Aufflug der Aesthetik gewähren konnte, so finden wir oft das Verdienst gerühmt, erst diese Ansicht habe die Wirklichkeit als gegliederten Organismus betrachten und die Idee kennen gelehrt, welche die mannigfachen Erscheinungen der Natur und des geistigen Lebens zu einem zusammenhängenden Ganzen verknüpft. Organismus ist ein Ganzes von Theilen, die keineswegs nur durch Aehnlichkeiten Verwandtschaften oder Gegensätze ihrer Eigenschaften oder ihres Sinnes aufeinander hindeuten, sondern wechselseitig ihr Entstehen und

Beſtehen, ihre Veränderungen und ihren Untergang werkthätig bedingen. In dieſem Sinne hat die fortſchreitende Naturwiſſenſchaft der neueren Zeit ſich dem Ziele genähert, das Ganze der Natur als einen Organismus darzuſtellen; denn mit raſtloſem Scharfſinn hat ſie die zahlloſen Wechſelwirkungen aufgeſucht, welche die ſcheinbar entlegenſten Elemente der Welt zu einem großen, nach beſtändigen Geſetzen geordneten Haushalt verknüpfen. Anders die Speculation Schellings; ſie löſte die verſchiedenen allgemeinen Formen des natürlichen Geſchehens aus dem Zuſammenhange, in welchem ſie zu nützlicher Wechſelwirkung verbunden ſind, und ordnete ſie in eine Stufenreihe, in welcher ſie ihre Plätze nur nach dem Grad ihrer Fähigkeit finden, eine in der Natur nach Ausdruck ringende Idee zur Erſcheinung zu bringen. Man kann deshalb zweifeln, ob dieſe Philoſophie die Natur eben als Organismus begreifen lehrte, aber ſchwerlich kann man bezweifeln, daß ihre Naturauffaſſung, welches auch der für ſie paſſende Name ſei, einem lebhaften Bedürfniſſe des Geiſtes entgegenkam. Denn die Einſicht in den feingegliederten Zuſammenhang, in welchem die mannigfachſten Regungen der Weltelemente zu der beſtändigen Erhaltung des Ganzen und zur ewigen Wiederholung ſeines Bewegungsſpiels in einander greifen, dieſe Einſicht iſt bezaubernd, ſo lange ſie noch wächſt, und ſie würde feſſelnd bleiben, auch wenn ſie je vollendet wäre; aber ſie würde doch die Frage nach dem Gut nicht unterdrücken, zu deſſen Verwirklichung all dieſer Aufwand des Geſchehens aufgeboten iſt. Je deutlicher eben die Naturforſchung die nothwendige Vergänglichkeit alles Einzelnen im Gegenſatz zu den allgemeinen Formen des Daſeins und des Werdens lehrt, die aus der Vernichtung ihrer Beiſpiele ſtets wiedererſtehen, um ſo mehr lenkt ſie unſer Sinnen von den hinfälligen beſonderen Erſcheinungen auf die bleibenden allgemeinen Gedanken ab, die für jene den Rechtsgrund ihrer beſtändigen Wiederholung enthalten. Auf dieſe Bedeutung der Welt, auf das, was durch ſie geſagt ſein ſoll, war Schellings

Geist gerichtet; und zwar nicht in zerstreuten Ahnungen, in denen unsere Phantasie die Erscheinungen zu überfliegen pflegt; mit Kühnheit erneuerte er vielmehr den lang vergessenen Versuch, das ewige Thema wirklich auszusprechen, welches die mannigfachen Erscheinungen der Natur und der Geschichte in unzähligen Variationen wiederholen; abgeleitet aus diesem höchsten Quell oder in ihn zurückgeleitet sollten die ewigen Begriffe aller bleibenden allgemeinen Formen des Seins und Geschehens als unvertauschbare Glieder einer Reihe erscheinen, geordnet nach den inneren Beziehungen, in denen sie zu einander als Theilideen in dem Inbegriff der vorbildlichen Weltidee stehen, nicht nach den unwesentlichen Causalverknüpfungen, durch welche in der wirklichen Welt die einzelnen Träger jener Formen einander zu vergänglichem zeitlichen Dasein verhelfen. Ich habe mein Bedenken gegen die wissenschaftliche Ergiebigkeit dieses Grundgedankens ausgesprochen; ich hebe nicht minder den großen und weitreichenden Einfluß hervor, den er auf die Umgestaltung der ästhetischen Ansichten ausübte. Allgemeine Gesetze hatte die Wissenschaft längst durch alle Gebiete der Natur herrschend anerkannt, in dem Flusse der Geschichte wenigstens zu finden gesucht; aber die Thatsachen, auf welche jene Gesetze Anwendung leiden, hatten als eine unübersehbare durch keinen eigenen Plan verbundene Mannigfaltigkeit vorgeschwebt, als herkunftlose Beispiele, an denen sich die Macht des Allgemeinen zeigt, nicht als vorbedachte Glieder einer Wirklichkeit, in welcher jede von ihnen ihre berechtigte Stelle findet und durch ihr Nichtdasein eine Lücke lassen würde. Diese Auffassung änderte Schelling; indem er die bleibenden allgemeinen Naturformen aus bloß vorgefundenen Thatsachen zu nothwendigen Gliedern der folgerechten systematischen und symmetrischen Entwicklung Eines Princips umdeutete, stellte er die Natur unter der Gestalt eines schönen Ganzen vor, dessen scheinbar einander fremde Mannigfaltigkeit durch die fühlbare Einheit eines überall sich wiederholenden Lebenstriebes gebändigt wird. Die begeisterte

Zuſtimmung, welche dieſe Lehre fand, beweiſt uns, daß durch ihren Grundgedanken Schelling ſelbſt ſich eine unverlierbare Stelle in der Geſchichte unſerer geiſtigen Entwicklung erworben hat.

Unſtreitig iſt nun das Verdienſt, eine äſthetiſche Auffaſſung des Weltganzen veranlaßt zu haben, nicht unmittelbar identiſch mit dem andern einer Aufklärung des Weſens der Schönheit ſelbſt, die ſo über den Zuſammenhang aller Dinge verbreitet wurde. Dennoch hat dieſe Philoſophie auch den äſthetiſchen Unterſuchungen eine Wendung gegeben, die ich nicht mit neueren Gegnern ihrer Beſtrebungen für eine Abirrung von dem rechten Wege halten kann, ſondern für den nächſten berechtigten Verſuch, die Aufgaben zu löſen, deren ich am Anfange dieſes Kapitels gedachte. Es war von hohem Werth, die Schönheit nicht als landfremd in der Welt zu betrachten, nicht als eine zufällige Anſicht, die uns manche Erſcheinungen unter zufälligen Bedingungen gewähren, ſondern als die glückliche Offenbarung deſſen, was als ewige Regſamkeit Eines höchſten Urgrundes verborgen alle Wirklichkeit durchdringt; es war von Werth, daß der Einfluß dieſes Idealismus die blos pſychologiſchen Betrachtungen abbrach, denen die Schönheit nur auf dem bequemen Zuſammentreffen der äußern Eindrücke mit den ſubjectiven Gewohnheiten und Geſetzen unſeres Vorſtellens zu beruhen ſchien und daß er an ihre Stelle die Geneigtheit ſetzte, in jedem Gegenſtand unſerer äſthetiſchen Billigung zuerſt die objective Bedeutung aufzuſuchen, die ſein Gehalt, ſeine Bildung und Form in dem Zuſammenhang des Weltplans haben, und um derenwillen er nicht mit zufälligen Beſonderheiten unſerer Gemüthslage, ſondern mit dem allgemeinen und beſtändigen Geiſte in uns harmoniſch übereinſtimmt; es war von Werth, alle jene formalen Eigenſchaften der Conſequenz, der Einheit in der Vielheit, des Reichthums in der Einheit, auf welcher thatſächlich unſer äſthetiſches Gefühl ruht, zugleich als die Formen wiederzuerkennen, die ſich der ewige Weltinhalt um deswillen

gibt, was er ist; es war endlich von Werth, auch die Kunst nicht als eine zufällig vorhandene Uebung menschlicher Kräfte, die gänzlich auch fehlen könnte, sondern als ein berechtigtes und nothwendiges Glied jener Reihe von Entwicklungen anzusehen, in welchen das geistige Leben den gemeinsamen Grundtrieb des Ewigen Einen wiederholt.

Ich habe schon mehrfach im Laufe dieser Arbeit meine völlige Anhänglichkeit an diese Auffassungsweise im Gegensatz zu jener formalen Aesthetik ausgesprochen, für welche allerdings das, was ich hier lobe, nur als eine ganz unberechtigte Vermischung ästhetischer und metaphysischer Untersuchungen erscheinen muß. Wenn ich diese Anhänglichkeit hier noch einmal ausdrücklich gestehe, ohne jetzt weiter auf Vertheidigung und Angriff zu sinnen, so geschieht es, um das große und nicht zu verkümmernde Verdienst voll anzuerkennen, welches sich Schelling um die Begründung und Belebung dieser Richtung der ästhetischen Untersuchungen erworben hat. Dies Verdienst wird wenig dadurch geschmälert, daß bei Schelling selbst, noch mehr bei manchen seiner Nachfolger, auf welche weniger sein Geist, als seine Kunstausdrücke übergingen, die Deutlichkeit und Sicherheit der von ihm verwendeten Begriffe Manches zu wünschen übrig läßt. Je größer aber sein Einfluß gewesen ist, je nothwendiger mithin der unumwundene Tadel dessen, was unfertig bei ihm dem weiteren Fortschritt schaden mußte, um desto unerläßlicher schien es, die allgemeine Anerkennung dessen, was er Großes gewollt, der Prüfung seiner einzelnen Schritte vorauszuschicken. Ich wünsche nicht, daß die folgenden Ausstellungen, in denen ich völlig frei und ungehemmt sein will, den Werth der fruchtbaren Anregungen verdunkeln, welche das geistige Leben unseres Volkes überhaupt und sein ästhetisches Urtheil insbesondere durch Schelling empfangen hat.

Nur in einem systematisch angelegten Werke, den Vorlesungen über die Philosophie der Kunst, welche erst die Sammlung der nachgelassenen Schriften veröffentlicht, hat Schelling

die äſthetiſchen Fragen zuſammenhängend behandelt. Der Titel, welchem der Inhalt völlig entſpricht, kündigt uns an, daß wir nur mittelbar Antwort auf die Fragen erhalten werden, welche uns hier noch allein beſchäftigen. Weder die pſychologiſchen Umſtände, unter denen der ſubjective Eindruck des Schönen entſteht, noch die in der Natur der Sachen liegenden Bedingungen, welche den verſchiedenſten Gegenſtänden daſſelbe Prädicat der Schönheit erwerben können, ſind der gradaus liegende Zielpunkt dieſer Unterſuchungen Schellings; auf der Kunſt haftet die Aufmerkſamkeit und ſucht ſie als eine der Entwicklungsſtufen darzuſtellen, in denen das Abſolute ſich entfaltet; nur mittelbar richtet ſie ſich auf das Schöne, das in dieſer künſtleriſchen Thätigkeit ebenſo wiedergeboren wird, wie es in der Natur durch eine ähnliche künſtleriſche Thätigkeit des Abſoluten zuerſt erzeugt wurde. Hierauf einzugehen, werden wir ſpätere Gelegenheit finden; für jetzt wollen wir die verſteckten Antworten hervorziehen, welche Schelling auf die Fragen gibt, deren Beantwortung die Aeſthetik verlangen muß.

Der erſte für die Aeſthetik wichtige Gedanke iſt die Unterſcheidung der vorbildlichen Welt oder Natur in Gott, und der Welt oder Natur, ſofern ſie nur erſcheint. Es iſt nicht nöthig, genau die wiſſenſchaftliche Begründung und die Verknüpfung dieſes Gedankens mit den übrigen Hauptgeſichtspunkten der Schellingiſchen Philoſophie aufzuſuchen, und ebenſo nutzlos, wie mir ſcheint, ſeinen Urſprung bei Platon oder Plotin zu vermuthen; er hat vielmehr zu allen Zeiten in der Luft geſchwebt, greifbar für Jeden und auch ergriffen. Denn ſobald menſchliches Nachdenken irgend ſoweit entwickelt iſt, um den Lauf der Welt einer zuſammenfaſſenden Ueberlegung zu unterwerfen, wird ihm allemal der Gegenſatz zwiſchen einem Ziele, dem der Verlauf der Dinge fühlbar zuzuſtreben ſcheint, und einer räthſelhaften Ablenkung bemerkbar werden, durch welche das Geſchehende und Beſtehende vom rechten Wege vertrieben wird; der

Gegenſatz alſo einer vorbildlichen Welt zu dieſer nachbildlichen Erſcheinung der Wirklichkeit. Die Mythologien aller Völker ſind voll von dieſem lebhaft gefühlten Zwieſpalt, und von Verſuchen, durch Vorſtellungen des Abfalls, der Empörung, der allmählichen Abſchwächung einer aus dem ſchöpferiſchen Mittelpunkt emanirenden Kraft die räthſelhafte Thatſache begreiflicher zu machen. Weder dem Alterthum war es nöthig, auf die Griechen zu warten, um dieſen Gedankenkreis zu entdecken, noch bedarf die Gegenwart einer gelehrten Zurückbeziehung auf ſie, um jenes Gegenſatzes ſich zu erinnern, den ſie viel tiefer als die Vorzeit zu empfinden gewohnt iſt. Wenn dennoch Schelling ſelbſt auf Platon zurückweiſt, ſo iſt dies nur die üble Gewohnheit, Räthſel, welche alle Welt und alle Zeiten bewegt haben, als nur vorhanden und fortgepflanzt in der Ueberlieferung philoſophiſcher Schulen zu betrachten. Und ebenſo endlich, wie jener Gegenſatz von Ideal und Wirklichkeit, iſt wohl keiner Zeit der Gedanke fremd geweſen, in der Schönheit die Verſöhnung des Zwieſpalts zu ſehen, und den ſchönen Gegenſtand als ein glückliches Erzeugniß der nachbildlichen Natur zu preiſen, in welchem es ihr gelungen ſei, ſich des Ideals voll zu erinnern und es ohne Verkümmerung in ſinnlicher Erſcheinung darzuſtellen.

Von der Philoſophie erwarten wir nicht die Erfindung, ſondern die Aufklärung, Begründung und Rechtfertigung dieſer Gedanken. Weder Platon noch Plotin ſchulden wir für eine ſolche Leiſtung Dank, und wenn wir auch bei dem deutſchen Philoſophen keine zufriedenſtellende Erörterung deſſen finden, was eigentlich die Vorſtellungen des Abfalls der Wirklichkeit ſagen wollen und wo der Grund der Nothwendigkeit oder des thatſächlichen Geſchehenſeins dieſes Abfalls liege, ſo haben wir darin nur eine allgemeine Unfähigkeit der menſchlichen Erkenntniß zu beklagen. Allein, wenn wir nicht zum letzten Ende unſerer Zweifel kommen, ſo können wir doch einige Schritte noch thun, um wenigſtens den Inhalt deſſen, was wir auf räthſelhafte Weiſe

geſchehen denken, etwas genauer zu beſtimmen. Es reicht nicht hin, durch die Bezeichnung des Ideals und der Wirklichkeit, der unendlichen und der endlichen Natur, der Welt in Gott und der abgefallenen Welt, Werthurtheile der Verehrung und des Tadels über die beiden Glieder dieſer Gegenſätze auszuſprechen (und mehr enthalten doch wohl dieſe Namen nicht); es iſt nothwendig zu beſtimmen, worin denn eigentlich die Fehlerquelle und der Keim des Verderbens liegt, welcher die Welt außer Gott abhält, der in Gott zu gleichen, oder die abgefallene hindert, in ihrer verhältnißmäßigen Selbſtändigkeit ſo zu bleiben, wie ſie vor dem Abfall war; worin denn eigentlich das Schlimme der Endlichkeit liegt, die wir dieſer Welt zum Vorwurf machen, oder worin das Verhängnißvolle der Realität, in welcher ſie die Ideale der vorbildlichen Welt auszugeſtalten ſtrebt.

Schelling ſelbſt hat uns nicht hinlänglich über ſeine Motive zur Bildung dieſer Begriffe aufgeklärt, von denen ſeine Speculation ſo reichlichen Gebrauch macht; aber der Gebrauch ſelbſt führt uns auf das zurück, was er beſtimmter hätte ausſprechen ſollen. Das Reale zuerſt gehört nicht der nachbildlichen Welt allein; in ſeiner vorbildlichen Entwicklung vereinigt vielmehr das Abſolute bereits die beiden Triebe, ſeinen eignen Inhalt ſowohl in idealer als in realer Geſtaltung zu entfalten, und die einzelnen Gebilde der realen Reihe ſtehen denen der idealen an Vollkommenheit nicht ebenſo nach, wie das Reale der abbildlichen Welt hinter ſeinem Vorbilde zurückbleibt. So ſcheint es denn, daß der Name des Realen nicht daſſelbe für die ewige und für die endliche Welt bedeutet. Sollen wir die beſtimmtere Aufklärung in den Worten des §. 8 der Philoſophie der Kunſt ſuchen? Die Einbildung der unendlichen Idealität Gottes in die Realität als ſolche erklärt er für die ewige Natur, und eben an dieſer Stelle verweiſt Schelling, leider ſehr kurz, auf den ſonſt bei ihm bekannten Unterſchied der natura naturans von der naturata. Indem wir die Bezeichnung der Realität als ſolche

hervorheben, ergänzen wir den Gedanken auf folgendem Wege. Wenn wir das, was uns als das höchste bestimmende Princip der Welt, als ihr erster Anfang und letzter Zweck erscheint, nur in Form einer Idee oder eines Gedankens fassen können, so fühlen wir doch zugleich, daß die Idee nur die Bestimmung des Künftigen und seine Aufgabe, nur den unerfüllten Zweck bezeichnet, der seine Verwirklichung nur in einer anschaulichen Gestaltung findet, welche seinen Sinn enthält, ohne doch nur dieser Sinn zu sein. Und welche Idee wüßten wir denn auch anzugeben, deren wesentlicher Sinn zu seinem Verständniß nicht eine Menge irgendwie gestalteter Beziehungspunkte voraussetzte, in deren Verhältnissen untereinander er sein Bestehen hat? Dies Element der Anschaulichkeit nun, dessen jede Idee bedarf, um wirklich zu werden, was sie sein und bedeuten will, verstehen wir unter demjenigen Realen, das auch in der vorbildlichen Natur nicht fehlen kann. Aber es tritt hier mit keinen andern Eigenschaften auf, als mit denen, welche die Idee verlangt, um sich in ihm zu gestalten; es ist das Reale als solches, das als selbstloser, völlig sich hingebender Hintergrund durch keine ihm einwohnende, der Idee fremdartige Neigung die vollkommene Einbildung derselben hindert. So besteht die vorbildliche Welt in dem Spiele der Objectivirung des idealen Inhalts in diesem Stoff ohne Widerstand, und in der Subjectivirung, welche den in diese ewige Natur gelegten idealen Inhalt ohne Verkürzung zum Genusse seines Sinnes und seiner Bedeutung zurücknimmt. Ein anderer und gröberer Stoff muß es sein, der in der abbildlichen Welt die Ideen der vorbildlichen sammt dem in ihnen schon enthaltenen Gegensatze des Idealen und des Realen aufnimmt und ausprägt. Aber dieser leicht zu habende Gedanke, daß durch die Stumpfheit und Unfähigkeit der Materie, in welcher die Urbilder sich abdrücken sollen, die Züge ihres Gepräges verzerrt werden, erklärt an sich Nichts; es fragt sich eben, woher diese Hemmung der unverfälschten Wiedergabe der Ideen, die

wir doch nur mit einem unbehülflichen Gleichniß platoniſchen Urſprungs als Zähigkeit des aufnehmenden Stoffs bezeichnen? Nicht ein Mangel, ſondern eine poſitive Eigenthümlichkeit der Subſtrate, durch welche in der wirklichen Natur die Ideen realiſirt werden, ſcheint den Zwieſpalt zwiſchen beiden zu begründen. Aber ehe wir dieſen Gedanken weiter verfolgen, knüpfen wir noch an den andern Gegenſatz des Unendlichen und des Endlichen an.

Der Name des *Unendlichen*, häufig von der neueren Philoſophie verwendet, und ſelten erklärt, ſcheint von drei Ausgangspunkten aus nicht ſowohl zur theoretiſchen Bezeichnung einer beſtimmten Natur oder eines beſtimmten Verhaltens, ſondern zum Ausdruck einer *Werthbeſtimmung* deſſen geworden zu ſein, dem dieſe Natur oder dies Verhalten zukommt. Unendlich nennen wir zuerſt, was ſeinem Weſen nach durch keinen Begriff unſerer Erkenntniß ausgemeſſen und erſchöpft werden kann, ſondern als ein nur gemeinter aber unſagbarer Inhalt überſchwänglich über allen den Gegenſätzen ſchwebt, deren eines Glied wir von jedem endlichen Object unſerer Erkenntniß gültig finden. In dieſer Auffaſſung liegt nur noch der geringſte Grad jener Werthbeſtimmung; denn was ſich unſerer Erkenntniß entzieht, muß nicht das unendlich Große, ſondern kann auch das unendlich Kleine ſein. In der That wird jedoch der Name des Unendlichen ſchlechthin nur dem gewöhnlich vorbehalten, was durch die Fülle und den Reichthum, nicht durch Mangel und Armuth ſeines Weſens uns unfaßbar wird. Dies führt zu dem zweiten jener Ausgangspunkte. Alles das, deſſen Natur ſich in irgend einem Begriff erſchöpfen, oder als erſchöpfbar vorausſetzen läßt, iſt nur dies, was es iſt, und kann alles Andere *nicht* ſein. In dieſer Ausſchließung des Anderen eine Beſchränktheit, und in jeder beſtimmten Wirklichkeit nur eine Verneinung zu ſuchen, durch die ſie iſt, was ſie iſt, reizt uns eine natürliche Verlockung; mit ſeiner Fähigkeit der Verallgemeinerung, der Abſtraction

und Idealiſirung kommt der lebendige Geiſt leicht zu der Sehnſucht, einmal die Grenzen ſeiner eigenen Organiſation überfliegen und das Leben einer anderen miterleben zu können, die er nicht iſt. Jede beſtimmte Natur ſcheint uns daher, indem ſie iſt, was ſie iſt, hinter ſich den Weg verſchloſſen zu haben, auf dem ſie auch das hätte werden können, was andere ſind; wir nennen ſie endlich um dieſer Grenze willen und faſſen dieſen Namen als Bezeichnung eines Mangels um der erwähnten Gefühle willen, die ſich an das Bewußtſein der Grenze knüpfen. Glücklich und überſchwänglich erſcheint uns dagegen die noch unentſchiedene Kraft, die unzählige Möglichkeiten der Entfaltung noch vor ſich hat, und Nichts iſt, indem ſie Alles ſein kann. So überſteigt dieſes Unendliche alle Mittel unſerer Erkenntniß, weil es in der Kraft ſeines Weſens allem Erkennbaren, d. h. allem Endlichen überlegen iſt. Ebenſo eindringlich erinnert uns zuletzt an die Mängel der Endlichkeit die Vergänglichkeit, deren Name ſo oft mit dem ihrigen vertauſcht wird, und deren Anblick vielleicht am unmittelbarſten den Gedanken des Unendlichen oder Ewigen erweckt, den die beiden früher gedachten Anläſſe nicht jedem gleich nahe legen. Lag darin, daß das beſtimmte Seiende Anderes nicht iſt, eine Beſchränkung, die doch zugleich Abwehr des Fremden und Begründung jedes Dinges in ſich ſelbſt war, ſo enthält die Vergänglichkeit nur noch die Verneinung des wahrhaften Seins und das Bekenntniß der Unſelbſtändigkeit, nur durch das zu ſein, was dem eignen Weſen fremd iſt und durch eben dasſelbe wieder zu Grund zu gehen.

Die beiden erſten Bedeutungen können es nicht ſein, in denen die Endlichkeit der nachbildlichen Welt der Unendlichkeit der vorbildlichen entgegengeſetzt wird. Denn nur das Abſolute ſelbſt in der Glorie ſeiner Identität, auch dieſer ſeiner eignen innern Entwicklung vorangedacht, würde in dem Sinne beider unendlich ſein; jene einzelnen Ideen aber, in welche ſein in ſich beſchloſſenes Weſen ſich entfaltet, mögen vielleicht unſere, aber ſie

können nicht alle Erkenntniß überſteigen, ſo lange ſie Ideen ſind. Jede von ihnen iſt was die andere *nicht* iſt; dennoch gilt ihre Geſammtheit, der Inbegriff der ewigen Welt, als Gegenſatz zu der Endlichkeit. Selbſt der Name der ewigen Natur, denn ſo, und nicht als unendliche, pflegt ſie von der endlichen unterſchieden zu werden, deutet darauf hin, daß die Unvergänglichkeit, das Enthobenſein über alle Bedingungen der Entſtehung, der Erhaltung und der Veränderung der wahre und entſcheidende Character dieſer Unendlichkeit iſt. Worin beſteht nun der Grund dieſer Vergänglichkeit, der die Ideen nur unvollkommen in der nachbildlichen Welt widerſcheinen läßt? Nicht in einer geheimnißvollen und niemals nachweisbaren Unfähigkeit und Rohheit *Eines* Stoffes, der ihre Bilder aufnehmen ſollte, ſondern in der Selbſtändigkeit der unzähligen realen Elemente, durch deren Verbindungen Wechſelwirkungen und Trennungen allein jeder ideale Inhalt in dieſer Welt realiſirt wird, und die doch nicht freiwillig zu dieſer Aufgabe ſich drängen, und etwa nur ſo weit Stoff ſind, als die Idee ſich deſſen wünſcht, die vielmehr, mit unveränderlichen Naturen und nach beſtändigen Geſetzen aufeinanderwirkend, das Gebot der Idee nur vollziehen, ſo weit der Inhalt ſeiner Forderung zugleich die unvermeidliche Folge ihrer eignen jedesmaligen Zuſtände iſt.

Nichts Anderes, um es kurz zu ſagen, unterſcheidet die vorbildliche Welt von der nachbildlichen, als der Mechanismus, der über die letztere herrſcht und der erſten fremd iſt. Leicht bei einander wohnen die vorbildlichen Gedanken im Innern des Abſoluten, die folgerichtige Entwicklung ihres Sinnes erfährt keinen Widerſtand von jenem Realen an ſich, dem völlig ſelbſtloſen Stoff ihrer Darſtellung; Alles *iſt* hier, was ſein *ſoll*. In der endlichen Welt regiert nicht ſchrankenlos die Forderung der Idee; nicht zu Gunſten ihrer Verwirklichung verknüpft der Weltlauf die Ereigniſſe jetzt ſo, dann anders, nur auf den Zweck denkend, der erfüllt werden ſoll, und nach ihm ſich richtend;

ſondern allgemeine Geſetze alles Verhaltens treten an die Stelle des individuellen Planes, und beſtimmen die Wirkungsweiſe unzähliger Elemente, ohne alle Theilnahme für die Geſtalt des Erfolges, der herauskommen wird. Nicht, was ſein ſoll, iſt deshalb oder wird, ſondern die der Idee entſprechende Wirklichkeit entſteht, beſteht oder vergeht, wenn ihre mechaniſchen Bedingungen ſich zuſammenfinden, erhalten oder auflöſen. Nicht Ein außergöttlicher Weltſtoff, ſondern dieſer Zuſammenhang des Mechanismus iſt dasjenige reale Element, in welchem die nachbildliche Welt die Urbilder ausprägt; nicht Eine Eigenſchaft der Stumpfheit eines ſolchen Weltſtoffs macht ihre Abbilder endlich im Sinne der Vergänglichkeit, ſondern dies, daß ſie nur durch Verbindungen mannigfacher Elemente bewirkt werden, die vorher und nachher von andern Gewalten getrieben, auch während der Dauer ihrer glücklichen Vereinigung die Bewegungen beibehalten, die der Weltlauf ihnen gegeben hatte, und mit dieſen Bewegungen ſich der augenblicklichen Herrſchaft der Idee wieder entziehen.

Daß hierin der weſentlichſte Grund zu Schellings Entgegenſetzung des Unendlichen und des Endlichen liege, beſtätigen ſeine ſonſt gewohnten Ausdrucksweiſen, und ſie zeigen zugleich, daß dieſer Gegenſatz nicht bis zu völliger Klarheit durchgedacht iſt. Alle Dinge unter der Form der Ewigkeit zu denken, ſprach er als die Aufgabe der Speculation aus; aus der Erſcheinung, die ſie in der endlichen Welt darbieten, ſollen wir zurückgehen zu jener vorbildlichen Idee, die in Einem Ausdruck das Weſen, die Beſtimmung und Bedeutung jedes Dinges und jedes Ereigniſſes erſchöpfe, abgetrennt von allen den unwahren Nebenzügen, die beiden nur anhängen, ſofern ſie in der endlichen Welt durch bewirkende Bedingungen hervorgebracht werden müſſen, aber ihnen fremd ſind, ſofern ſie in jener ewigen Welt ihrem Sinne nach enthalten ſind und auseinander folgen. Die conſequente Feſthaltung dieſer Unterſcheidung, der Vorſatz, nur nach dem ver-

nünftigen Sinn und der idealen Bedeutung aller Dinge zu fragen, die Unterſuchung des cauſalen Zuſammenhangs aber, durch den dieſe Ideen der Dinge in der Wirklichkeit bald erfüllt, bald verfehlt werden, gänzlich auszuſchließen, würde Schellings Philoſophie im Frieden mit den poſitiven Naturwiſſenſchaften erhalten haben. Sie gerieth in unglücklichen Streit mit ihnen, weil ſie jenen Unterſchied unklar zugleich machte und aufhob; denn nur zu oft glaubte ſie, durch den Nachweis irgend einer dialektiſchen Reihenfolge zwiſchen den ewigen Ideen zweier Ereigniſſe auch die Frage nach der cauſalen Entſtehung der wirklichen Naturproceſſe aus einander, die jene Ideen abbilden, mitbeantwortet zu haben. Daß der Verlauf der Realiſirung der Ideen in dieſer Wirklichkeit ganz andere Wege nimmt als die Entfaltung ihres Sinnes innerhalb des Abſoluten, daß alſo der Naturlauf nicht im Entfernteſten parallel der dialektiſchen Reihenfolge jener Urbilder iſt, dieſe Einſicht würde neben der Speculation auch der empiriſch-mechaniſchen Naturforſchung anſtatt grundloſer Verachtung ihre Anerkennung bewieſen haben.

Die Klarheit über dieſen Gegenſatz hätte wohl auch die Schilderung der vorbildlichen Welt anders ausfallen laſſen; denn ſie hätte vor Allem die Frage nach der Bedeutung dieſes ganzen räthſelhaften Verhaltens nahe gelegt. Es reicht nicht hin, über die endliche Welt mit Geringſchätzung wie über einen Parvenü hinwegzugehn, nach deſſen Herkunft zu fragen man unterläßt; da ſie nun doch einmal da iſt und nicht ohne Zuſammenhang mit dem Abſoluten da ſein kann, ſo muß ihre eigne Idee, die Idee des Mechanismus, unter den Entwicklungen der vorbildlichen Welt auch ihre Stelle haben. Ich meine nicht jene mißgeſtaltete Vorſtellung des Mechanismus im engeren Sinne, die im Gegenſatz zu Chemismus und Organismus allerdings unter den Potenzen der Naturreihe von Schelling aufgeführt wird; ſondern dies eben mußte abgeleitet werden, daß der Idee des Abſoluten ſelbſt es ein Bedürfniß iſt, nicht nur in eine Reihe

von Ideen, die ihrem Sinne nach zuſammenhängen, ſondern auch in eine Vielheit realer Elemente auseinanderzugehen, die nach allgemeinen Geſetzen aufeinander wirken. Wenn die Philoſophie das volle, warme, concrete Leben, das Leben, in welchem empfunden, gefühlt, genoſſen und gehandelt wird, mehr ſchätzte, und die allgemeinen Ideen und Grundſätze, die uns zur denkenden Betrachtung dieſes Lebens nöthig ſind, nicht ſo leicht für den eigentlichen Zweck und Inhalt aller Wirklichkeit anſähe, ſo würde die Nothwendigkeit jener Ergänzung ſchwerlich je überſehen werden. So lange man es für eine Welt anſieht, oder für hinreichend, um eine Welt zu bilden, daß eine Reihe von Ideen in feierlich unbewegter Ordnung daſteht und jede auf die andere hindeutet, ſo lange freilich hat man nicht Grund, Etwas anderes, als eine theatraliſche Etikette ihrer Aufſtellung auszudenken; ſobald es uns aber zu dem Begriff einer Welt unentbehrlich ſcheint, an die Stelle der Ideen, die etwas bedeuten, Weſen zu ſetzen, die etwas fühlen und erfahren, ſo wird es uns klar, daß dieſe neue Aufgabe, die das Abſolute ſich ſtellt, nur durch eine Vielheit wirkender Elemente zu erfüllen iſt, aus deren veränderlichen Beziehungen zu einander nach nothwendig allgemeinen und beſtändigen Geſetzen die Inhaltsfülle dieſer endlichen Welt entſpringt. Aber dieſe Gedanken, welche zu dem zurücklaufen, was ich oben über die Wahrheit der Deutung bemerkte, die Schelling von der Weltidee gegeben, habe ich hier nur im Intereſſe der Aeſthetik weiter zu verfolgen.

Noch ein Begriffspaar von häufiger Anwendung bei Schelling, hebe ich zu dieſem Zweck hervor: den Gegenſatz der Freiheit und der Nothwendigkeit. In dem Sinne einer Entwicklung, die Alles, was in ihrem Keime liegt, aus eigner Kraft unverkürzt und vollſtändig hervortreibt, kommt offenbar Freiheit den Ideen der vorbildlichen Welt zu, und eben in dieſem Sinne enthält ſie zugleich die Möglichkeit einer fehlloſen Conſequenz, welche dieſe Philoſophie unter dem entgegengeſetzten Namen der Noth-

wendigkeit nicht überall zum Vortheil der Klarheit zu bezeichnen liebt. Nothwendigkeit ist vielmehr das Loos der endlichen Welt, deren Gebilde nicht durch sich sind, was sie sind, sondern durch das Zusammenwirken ihnen fremder Ursachen dazu gemacht werden.

Ich weiß, daß ich durch die Einführung des Begriffs vom Mechanismus über dasjenige hinausgegangen bin, was Schelling ausdrücklich lehrt, und daß ich schwerlich völlig getroffen habe, was als verschwiegener Beweggrund zur Bildung seiner Ansichten mitwirkte. Aber doch nur durch diese Ergänzung erhalten die Definitionen der Schönheit, die er in die Aesthetik eingeführt hat, und die seitdem gewöhnliche Ausdrücke geworden sind, die nöthige Bestimmtheit. Identität des Unendlichen und des Endlichen, des Idealen und des Realen, der Nothwendigkeit und der Freiheit, in sinnlicher Erscheinung angeschaut: dies ist nach ihm die Schönheit, und die begeisterte Zustimmung Vieler, die hierdurch ihrer eignen Empfindung Ausdruck gegeben sahen, beweist, daß diese Bezeichnungen ohne Zweifel eine für die Aesthetik aufzubewahrende Wahrheit enthalten. Aber die Fassung der Ausdrücke ist nicht so bestimmt, um selbst im Sinne der eignen Speculation Schellings unzweideutig zu sein.

Da das ganze Universum aus dem untrennbaren Doppeltriebe des Absoluten hervorgeht, ... nie Ideales anders als eingebildet in das Reale, noch Reales anders als zugleich das Ideale einschließend erzeugt, wie sollen wir das Schöne von dem Seienden schlechthin unterscheiden, wenn seine Schönheit nur in der Identität jener beiden besteht? Legen wir aber Werth auf den bestimmten Ausdruck der Identität, die nicht blos Zusammensein, sondern Gleichgewicht des Verbundenen zu bezeichnen scheint, so würde Schönheit nur dem Absoluten in seiner uranfänglichen Verschlossenheit eigen sein, aber weder den aus ihm quellenden ewigen Ideen der vorbildlichen, noch den Erscheinungen der nachbildlichen Natur zukommen. Denn von den ersteren be-

hauptet dieſe Speculation ſelbſt das Vorwiegen des einen oder des andern Factors, und die letzteren können noch weniger den Vorzug genießen, der jenen mangelt. Und doch lehrt ein zu natürliches Gefühl uns die Schönheit im Mannigfachen, nicht in der Einheit ſuchen, die ſich noch nicht entfaltet hat. Iſt ſie nun nicht unverträglich mit verſchiedenen Antheilen des Idealen und des Realen, und beſteht ſie nur in der innigen Durchdringung beider, wo iſt dann die Grenze zwiſchen dem Schönen und dem Seienden, welches dieſe Bedingung gleichfalls erfüllt? Dieſe Schwierigkeit iſt oft genug bemerkt worden und in der That iſt ſie unvermeidlich für eine Weltanſicht, welche aus der Idee Alles entſpringen läßt, ohne einen Widerſtand, der ihr fremd iſt, und in deſſen Ueberwindung ein vor andern ausgezeichneter glücklicher Fall beſtehen könnte. Wir empfinden, daß um aus dieſem Lichte Farben zu gewinnen, der Schatten nicht fehlen darf. Nur die Ueberzeugung, daß in der endlichen Welt die Idee nicht ſchrankenlos herrſcht, ſondern daß ihre Gebote ſich mit einer Nothwendigkeit kreuzen, deren Geſetze im Ganzen zwar gewiß nicht ohne Zuſammenhang mit dem ſind, was ſein ſoll, aber im Einzelnen nicht parallel den Forderungen der Idee laufen, nur dieſer Gedanke eines Conflictes zweier Principien erlaubt uns, das Seiende in Schönes und Unſchönes zu ſcheiden. Schönheit finden wir dann, wo eine Uebereinſtimmung, die nicht allgemein ſtattzufinden braucht, in einzelnen begünſtigten Erſcheinungen zwiſchen dem was ſie der Idee nach ſein ſollen und dem ſtattfindet, wozu die Nothwendigkeit des Mechanismus ſie macht. Ohne jene Vorausſetzung bleibt uns in Bezug auf die endlichen Dinge nur übrig, mit Schelling zu ſagen, daß ihre Urbilder alle, wie abſolut wahr, ſo auch abſolut ſchön ſeien, das Verkehrte und Häßliche aber, wie der Irrthum und das Falſche, in einer bloßen Privation beſtehe und nur zur zeitlichen Betrachtung der Dinge gehöre. Aber dieſe Behauptung läßt theils zweideutig, woher uns dieſe mangelhafte zeitliche Betrachtung komme, wenn ſie nicht

irgendwie in der Mangelhaftigkeit ihres Gegenstandes begründet ist, theils wenn sie uns verspricht, eine bessere Auffassung werde alles Seiende schön finden, setzt sie doch eben das Seiende dem Schönen gleich, und zwar nur sofern es ist, nicht als ob Schönheit thatsächlich und aus einem andern Grunde über alles Seiende verbreitet wäre.

Eine andere Frage war, ob Schönheit, welche wir unmittelbar immer nur in den Erscheinungen der endlichen Welt zu sehen gewöhnt sind, auch den ewigen Urbildern derselben, ihren wesentlichen Begriffen, zukomme. Schellings Aeußerungen sind nicht ganz übereinstimmend, und obgleich ich zugebe, daß für jede derselben sein System eine Rechtfertigung zuläßt, so gewinnt doch durch diese Vieldeutigkeit die Schärfe der Begriffe nicht.

Schönheit und Wahrheit, lehrt uns §. 20, sind an sich oder der Idee nach Eins, denn die Wahrheit der Idee nach sei ebenso wie die Schönheit Identität des Subjectiven und des Objectiven, nur jene subjectiv und vorbildlich angeschaut, wie die Schönheit gegenbildlich oder objectiv. Schwerlich enthält dieser Satz eine für die Aesthetik wichtige Betrachtung. Denn was ist am Ende nicht Identität des Subjectiven und Objectiven, da aller Inhalt der Welt auf dem Triebe des Absoluten, beide zu setzen beruht, und was ist nicht entweder vorbildlich oder gegenbildlich, da eben dieser Gegensatz alle Productionen des Absoluten beherrscht? Deutlicher nennen die folgenden §§., die ich theilweis schon erwähnt, die Formen der Dinge, wie sie in Gott sind, schön; sei die Indifferenz des Realen und Idealen im realen oder idealen All Schönheit, und zwar gegenbildliche Schönheit, so sei die absolute Identität des realen und des idealen All nothwendig die urbildliche, d. h. absolute Schönheit selbst. Und hiermit verknüpfen wir §. 16, welcher Schönheit da gesetzt findet, wo das Besondere (Reale) seinem Begriffe so angemessen ist, daß dieser selbst, als Unendliches, eintritt in das Reale und in concreto angeschaut wird. Scheint dieser Satz die Schönheit nicht dem

Begriffe, ſondern ſeiner Erſcheinung im Realen zuzuſchreiben, ſo wird doch dies zweifelhaft durch den Zuſatz: hierdurch werde das Reale, in dem der Begriff erſcheint, dem Urbild, der Idee wahrhaft ähnlich und gleich, wo (in welcher?) eben dieſes Allgemeine und Beſondere in abſoluter Identität iſt. Denn ſo ſcheint die Schönheit des Endlichen wieder nicht aus der Harmonie der zwei bleibend verſchiedenen Glieder, des Begriffs und ſeiner Erſcheinung, ſondern daraus hervorzugehn, daß das Reale, in welchem die Erſcheinung geſchieht, vor dem Begriffe verſchwindet, und an deſſen urſprünglicher Schönheit Theil nimmt.

Dieſe Zweifel ſind nicht ganz ſo müßig, als ſie ſcheinen mögen. Eine Verſchmelzung verſchiedener Begriffe, welche dem lebendigen Genuß natürlicher und künſtleriſcher Schönheit nicht ſchadet, kann doch der wiſſenſchaftlichen Aeſthetik hinderlich ſein. Dem bewegten Gemüth haben wir nicht ſo ſehr zu verargen, wenn es alle Grenzen verwiſchend, Schönheit, Wahrheit und Güte in ein untrennbares Ganze verſchmelzt; falſchen Folgerungen in Bezug auf Wiſſenſchaft und Moral allerdings ausgeſetzt, wird es doch für ſeinen äſthetiſchen Genuß die richtige Fernſicht auf einen engen Zuſammenhang des Schönen mit allem Höchſten ſich in dieſem dunklen aber lebhaften Gefühl bewahren. Die Wiſſenſchaft dagegen nimmt an jenem Gegenſatz einer urbildlichen abſoluten und einer gegenbildlichen endlichen Schönheit Anſtoß. Ich habe früher bemerkt, wie leicht wir der Verſuchung nachgeben, den allgemeinen Begriff der Schönheit, den wir aus den verſchiedenartigen Schönheiten der Beobachtung entnehmen, und der nur den Inbegriff der Bedingungen angibt, unter denen einem Andern als ihm ſelbſt, Schönheit zukommen kann, in den Begriff eines höchſten Schönen umzuwandeln, dem wir dann, als dem bevorzugteſten aller, gleiche Wirklichkeit mit den übrigen ſchönen Gegenſtänden zuſchreiben. Dieſen Fehler finden wir bei Schelling nicht begangen; im Gegentheil iſt ihm die abſolute Schönheit nur ein Prädicat, das einem Andern, dem

Absoluten, um deswillen zukommt, was es außerdem ist. Aber ebenso leicht unterliegen wir dem andern Irrthum, daß wir den Gattungsbegriffen von Wesen diejenigen Eigenschaften und gegenseitigen Verhältnisse zuschreiben, welche in Wahrheit nur an oder zwischen den einzelnen reellen Beispielen dieser Begriffe, nicht an ihnen selbst vorkommen können. Die allgemeinen Begriffe des Herrn und des Dieners bestimmen wohl, daß der Diener dem Herrn dienen soll, aber nicht kann, wie Platon nahe daran war, förmlich zu lehren, der Begriff des Dieners an sich dem Begriffe des Herrn an sich dienen und ihm den Begriff des Stiefels ausziehen; und der Begriff des stoßenden Körpers stößt den Begriff des widerstehenden nicht so, wie jener Körper diesen. Denselben antiken Fehler nun wiederholen wir sehr oft noch in der Weise, daß wir dem Allgemeinbegriffe eines Geschöpfes, welcher kurz ausgedrückt nur die analytische Gleichung ist, durch die das künftige Gefüge desselben bestimmt wird, sofort die anschauliche Gestalt zu schreiben, die er *nur* in seiner Verwirklichung im einzelnen Beispiele annehmen kann. Wir verwickeln uns dadurch in den widersprechenden Versuch, ein anschauliches allgemeines Urbild aufzustellen, d. h. als *Bild* überhaupt ein Allgemeines zu fassen, das, so lange es allgemein ist, eben niemals Bild sein kann.

Eine Täuschung dieser Art scheint mir bei Schelling vorzukommen. Er wird nur dann Recht haben, wenn wir uns entschließen, jeden einsehbaren, consequenten Zusammenhang eines Mannigfachen, z. B. die Folgerichtigkeit in der Gedankenverkettung eines wissenschaftlichen Beweises, bereits Schönheit zu nennen; denn dieser Zusammenhang allerdings mag der vorbildlichen Ideenwelt in Gott zukommen, und in diesem Sinne mag sie ein vollkommnes Kunstwerk sein. Aber durch solchen Sprachgebrauch würde die Aesthetik ihren eigenthümlichen Gegenstand ganz verlieren, denn überall, auch in jedem blinden Wirken der Naturkräfte kommt diese Folgerichtigkeit, *diese* Einheit des

Mannigfaltigen vor; und da man doch dem unmittelbaren Gefühle, welches Schönheit hier nicht überall ſehen will, nicht Schweigen gebieten darf, ſo würde ſofort die Frage ſich wiederholen, wodurch dieſe beſondere Art der Einheit des Mannigfachen, in welcher die Schönheit beſtände, ſich von jenen anderen Arten unterſcheide, die wir ſonſt nur Richtigkeit, Conſequenz oder Wahrheit nennen. Unrecht aber würde Schelling haben, wenn er den weſentlichen Character der anſchaulichen Form, die wir der Schönheit für unentbehrlich halten, jenen vorbildlichen Ideen zueignete. Die ewige Idee des Kreiſes in Gott kann Nichts als eine der Gleichungen, die wir kennen, oder ein auch ihnen allen übergeordneter Begriff ſein, und dieſer Begriff iſt nicht rund; als runde Figur kann auch für die höchſte Intelligenz der Kreis nur in dem Augenblicke einer inneren Anſchauung exiſtiren, welche ihn mit einem beſtimmten gröſſeren oder kleineren Halbmeſſer beſchreibt, mithin nicht den Kreis an ſich, ſondern einen einzelnen aus unzähligen möglichen ſich zum Gegenſtand macht. Und eben ſo wenig kann die Idee der Pflanze oder der beſtimmten Pflanzengattung oder die Idee des Menſchen in Gott jene anſchauliche Bildlichkeit haben, die nur in den endlichen einzelnen Beiſpielen deſſen, was ſie im Allgemeinen verlangen, ſich einfinden kann. Sollen daher unſere Begriffe Beſtimmtes bedeuten, ſo müſſen wir Schelling entgegengeſetzt behaupten: die ewigen Ideen der Dinge, ihre Allgemeinbegriffe in Gott ſind nicht ſchön, ſondern Schönheit gehört nur den endlichen einzelnen Erſcheinungen, welche ihren Begriff in beſonderer anſchaulicher Geſtalt ausprägen, und ſie entſpringt auch für ſie nur in dem glücklichen Falle, daß die realen Mittel, durch die ihr Daſein überhaupt verwirklicht wird, ohne Reibung und Widerſtand ſich zu einem der vielen möglichen Bilder vereinigen, welche die allgemeine Forderung des Begriffs gleich gern erlaubt.

Noch einen Schritt weit iſt es vielleicht der Mühe werth,

dieſe Betrachtung fortzuſetzen. Man ſieht ohne Schwierigkeit, daß unſer letzter Satz in Bezug auf die Kunſtübung dem Streben nach dem Characteriſtiſchen mehr als dem nach dem ſogenannten Idealen das Wort redet. Mit dem Vorbehalt, nöthige Beſchränkungen ſpäter nachzuholen, geſtehe ich in der That Folgendes ein. Wenn erſt die beſondere Geſtalt, welche das Allgemeine in einem einzelnen ſeiner Beiſpiele annimmt, Schönheit begründen kann, ſo iſt nicht wohl denkbar, daß nur Eine ſolche Einzelform den Vorzug beſitzen ſollte, die Schönheit wirklich zu begründen; wäre es ſo, ſo würde dieſe Form unmittelbar zu dem unerläßlichen Inhalt der Idee gehören, und nicht mehr eine Zuthat zu ihr ſein, die erſt im Augenblicke ihrer Erſcheinung entſtände. Allerdings nehme ich daher an, daß jede Idee in einer unbeſtimmten Anzahl verſchiedener Erſcheinungen ihre gleich legitimen und vollkommnen Ausdrücke findet; daß ſie überhaupt erſcheint, kann ich nicht für ein bloßes Beſtreben halten, Ein feſtſtehendes vollkommnes Vorbild in vielen und dann nothwendig unvollkommenen Nachbildern auszuprägen, ſondern für das entgegengeſetzte, den überhaupt noch unanſchaulichen Sinn der Idee in unzählig verſchiedene Geſtalten zu gießen, durch deren mannigfaltige Schönheit erſt der ſchlummernde und verſchloſſene Reichthum ihres Inhalts in ſeiner ganzen Vielſeitigkeit offenbar wird. Deshalb möchte ich, mit Vorbehalt, der Kunſt ihre Richtung auf das Characteriſtiſche nicht mißgönnen; es iſt nicht ihre Aufgabe, das Verſchiedene auf das Ideal zurück, ſondern das Ideal in die Verſchiedenheit hineinzuführen. Und eben deshalb kann ich die angeführte Aeußerung Schellings nicht erſchöpfend finden, welche Schönheit da ſieht, wo der allgemeine Begriff in das Endliche eintritt und in ihm in concreto angeſchaut wird. Doch vielleicht legt dieſer kurze Ausdruck ſeinen Accent ſo weſentlich auf dies Concrete und Characteriſtiſche der Anſchauung, daß er mit uns mehr als augenblicklich ſcheint, übereinſtimmt. Und in der That ſcheint die ganze Anlage der Schel-

linzischen Weltansicht diese Uebereinstimmung zu beweisen. Denn was ist alle Thätigkeit des Absoluten anders, als ein beständiges Bemühen, den unsagbaren Inhalt, den es in seiner anfänglichen Identität verschließt, in characteristische Einzelgestalten auseinander zu legen, doch wohl nicht in der Aussicht, dieses ewige Eine nur zu vervielfältigen, sondern in der andern, sich zu bereichern durch die mannigfachen Formen, in die es sich gliedert?

Einen andern Zweifel noch haben wir zu berühren. Daß die einzelnen Erscheinungen ihrem Begriffe nicht entsprechen, haben wir überhaupt nur erklärlich gefunden durch Berücksichtigung des Mechanismus, der in der endlichen Welt herrscht; aber sollen die verschiedenartigen Gestalten, welche glücklicherweise dennoch ihrem Gattungsbegriffe entsprechen, alle in gleichem Grade und alle um dieses Grundes willen schön sein? so daß einestheils alle Abstufungen der Schönheit, anderntheils jeder Unterschied zwischen dem Richtigen und dem Schönen verschwinden würde, das doch dem unmittelbaren Gefühle mehr als das Richtige zu leisten scheint? Correct und richtig, möchten wir antworten, ist alles das, was die Forderungen des Begriffs erfüllt, ohne deren Erfüllung es nicht ihm untergeordnet sein würde; da es aber diese Forderungen nur durch eine anschauliche Gestalt erfüllt, welche nicht aus ihnen ableitbar ist, sondern nur ihnen entspricht, so kann es in der Bildung dieser Gestalt noch weiter seine Freiheit zeigen; denn es kann entweder die Gesetze des Begriffes zwar im Ganzen anerkennen, aber in unvorgeschriebenen Einzelheiten verleugnen, oder sich dem Sinne desselben auch in solchen Zügen zuvorkommend anschmiegen, über welche zu herrschen der Begriff selbst nicht ernstlich beansprucht. Richtig und normal ist die einzelne endliche Erscheinung, der Nichts fehlt, was ihre Idee verlangt; aber sie ist gleichgültig, wenn sie nicht mehr leistet, häßlich, wenn sie innerhalb widerwillig geachteter Schranken in allem worin sie frei ist, sich gegen den Sinn ihres Begriffs entwickelt, schön, wenn sie jeden unvorgeschriebenen

Einzelzug in Formen bildet, die diesem Sinne entsprechen. Denn der Begriff, wie jeder Zweck, der sich erfüllen will, schreibt den Mitteln seiner Verwirklichung nur bestimmte Eigenschaften vor; die Mittel aber würden nicht Mittel sein, wenn sie außer dem, was der Zweck von ihnen verlangt, nicht andere Eigenschaften hätten, die er nicht verlangt, oder wenn sie nicht die Leistungen, die er von ihnen fordert, in einer eigenthümlichen Weise vollzögen, die er nicht gebietet, sondern welche die Folge der beständigen Natur ist, mit welcher jedes Mittel in den Zusammenhang des Mechanismus, des allgemeinen Verwirklichers *jedes* Zweckes, nicht des Dieners einer einzigen Idee, verflochten ist. Wo diese vom Zwecke nicht bestimmte überschüssige Natur der Mittel sich als schädliche Reibung gegen ihn kehrt, hindert sie seine vollständige Erfüllung überhaupt; wo sie nach Richtungen thätig ist, die ihn weder hindern noch fördern, erlaubt sie seine Erfüllung, läßt aber den Stoff der Erscheinung als ursprünglich theilnahmlos gegen ihn erscheinen; wo endlich ihre verschiedenen Wirkungen sich untereinander zu einem Bestreben vereinigen, ohne Aufgaben und auf eigne Hand Formen zu bilden, welche spielend den Sinn des Zweckes wiederholen, da allein scheint uns jene volle Identität des Idealen und des Realen vorhanden, welche den Eigenwillen des letztern vollständig in die Gewalt des ersten gibt. So bleibt nicht nur ein Unterschied des Richtigen und des Schönen, sondern neben der qualitativen Verschiedenheit der characteristischen Schönheit auch eine Werthabstufung der verschiedenen Schönheiten möglich, deren jede gleichwohl Schönheit ist. Denn der Nachklang des Zweckes in den freien Formen, über die er nicht gebietet, kann ohne Zweifel reicher und ärmer, vollstimmiger oder schwächer gedacht werden.

Ich kann nur leichthin noch einen Gedanken berühren, der an diese Betrachtungen sich anschließt. Man wird fragen, wie ein Widerhall des Sinnes der Idee in denjenigen Zügen der endlichen Erscheinung möglich sei, die ihm nicht dienen? Und

man wird ohne Zweifel die Antwort in jenen andern Betrachtungen ſuchen, welche wir über die intellectuelle Bedeutung wahrnehmbarer Formen als Grund ihres äſthetiſchen Eindruckes früher gepflogen haben. Denn nur ſo weit Formen an ſich, auch wo ſie zu keiner beſtimmten Leiſtung dienen, dennoch an einen äſthetiſch werthvollen Sinn erinnern, können ſie wohl als eine gleichartige Reſonanz den Eindruck verſtärken, welchen die Zuſammenſetzung der wirklich dienenden Formen erzeugte. Hieran zu erinnern veranlaßt mich jedoch nur jener andere Ausdruck Schellings, welcher die Schönheit in die Identität des Unendlichen und des Endlichen ſetzt. Er darf nicht blos ſagen wollen, daß irgend ein unbeſtimmbar Himmliſches im Irdiſchen widerſcheint; um die Beſtimmtheit der Namen zu wahren, müßte er meinen, das ſchöpferiſche Princip, welches ſich in der ſchönen Geſtalt eine beſtimmte Erſcheinung geſchaffen hat, laſſe zugleich ſeine unbegrenzte Kraft zu anderer Geſtaltung hindurchſcheinen. Man kann dahingeſtellt laſſen, ob dieſe Behauptung ſich ohne Zwang auf alle Gattungen des Schönen beziehen kann; eine Art Hindeutung aber auf dieſe Möglichkeit des Andersſein liegt wohl in dieſem Spiel der durch den Zweck ungebundenen Formen, deſſen wir eben gedachten. Ohne direct auf eine andere beſtimmte Geſtalt hinzudeuten, welche derſelbe Begriff annehmen könnte, erinnert uns dieſes Spiel wenigſtens an die allgemeine Biegſamkeit, Geſetzlichkeit und Verwendbarkeit des realen Elementes, in welchem er dieſe Form fand, und in welchem folglich auch andere zu finden ihm möglich ſein wird. Wie endlich dieſer Gedanke an die Zweckmäßigkeit ohne beſtimmten Zweck ſtreift, die Kant von der Schönheit pries, bedarf nur dieſer kurzen Hindeutung.

Schellings Anſichten über einzelne äſthetiſche Fragen werden uns noch beſchäftigen; hier, wo nur die allgemeinſten Begriffsbeſtimmungen uns reizten, werden wir den Geiſt ſeiner Auffaſſung im Ganzen vertheidigen, aber ihre Ungenauigkeit zu-

geben müssen. Er schildert mehr die Stimmung, die der Schönheit entgegenkommen soll, und das Ziel einer Sehnsucht, die uns in ihrer Anschauung bewegt; aber wenig die bestimmten Bedingungen, durch welche die schöne Erscheinung jener Stimmung ihrerseits entspricht, oder diese Sehnsucht befriedigt. Die allgemeine Neigung dieser Philosophie, die höchsten Ziele im Auge zu haben, ihre Verwirklichung zu fordern und doch achtlos die Mittel zu derselben zu übersehen, zeigt sich hierin, wie in der Vernachlässigung des Mechanismus, dessen Berücksichtigung doch allein dem Gegensatze der vorbildlichen zur nachbildlichen Welt Haltung gibt. Bemüht, für die Erkenntniß die Welt aus der strengen Einheit Eines Princips abzuleiten, und ganz in dieser Bestrebung aufgehend, bemerkte man nicht, daß weder der ästhetische Genuß der Schönheit von dem Gelingen dieses Versuchs, noch die Aesthetik als Wissenschaft von der Vollendung der Metaphysik abhängt. Denn *wie* im allerletzten Grunde die freie Consequenz der vorbildenden Ideen mit der ganz anders gearteten Nothwendigkeit des Mechanismus zusammenhänge, dies vollständig aufgedeckt zu haben, wird keine Metaphysik behaupten und keine Aesthetik braucht es zu verlangen. Vielmehr von der Thatsache des Zwiespalts gehen wir aus und *finden* in der Schönheit ein Zeugniß seiner Versöhnbarkeit. Die Schönheit wird nicht erst dadurch schön, daß wir vorher einsehen, wie jene beiden Gewalten untereinander Eines sind, und sie lehrt uns auch nicht, nachdem sie da ist, erkennen, *wie* es geschehen könne; aber indem sie da ist, ist sie für uns der sichtliche und unwiderlegliche Beweis, daß die Versöhnung, die wir suchen, innerhalb der Welt überhaupt möglich ist und besteht, wie wenig auch unsere Erkenntniß ihren Hergang begreifen kann.

Aber ich will nicht mit diesem Tadel, sondern mit der Anerkennung des großen und fruchtbaren Anstoßes schließen, welchen Schelling dennoch der deutschen Aesthetik gegeben hat. Es geht uns bei Schelling, sagt Danzel, genau so wie bei Platon. Wir

wollen wissen, worin die Schönheit der einzelnen Gegenstände, Natur- und Kunstwerke, bestehe, die wir mit geistigem Auge zwar, aber doch zugleich mittelst sinnlicher Organe wahrnehmen. Aber statt daß uns dies erklärt würde, finden wir uns auf die rein intellectuelle Versenkung in die Schönheit selbst hingewiesen, und das gemeinhin sogenannte Schöne kommt nur insofern in Betracht, als durch dasselbe jene Eine ungetheilte Anschauung jedesmal in größerer oder geringerer Intensität hervorgerufen wird. Und Zimmermann führt, allerdings in Bezug auf Solger, doch im Wesentlichen auch auf Schelling passend, diesen Vorwurf bestimmter aus. Seine Aesthetik schildere uns die Aesthetik der Weltgeschichte, ein Beispiel statt eines Begriffs, einen Gegenstand statt einer Idee. Natürlich begegne er auf diesem Wege erhabenen, komischen, tragischen Momenten, die er dann für das Erhabene, das Komische, das Tragische selbst ausgebe. Sie seien das aber eben so wenig selbst, als sein schönes Weltdrama das Schöne sei, obgleich sie allerdings ein Erhabenes, Komisches, Tragisches repräsentiren, und als Ereigniß, Act, Gegenstand unter eine dieser Kategorien fallen. So sei das noch formlose Absolute unstreitig ein Erhabenes, sowie das Einzelne in seiner Nichtigkeit und seinem vergeblichen Großthun ein Lächerliches sein könne; so möge selbst das zwecklose Sichselbstsetzen und Wiederaufheben des Absoluten im Einzelnen ein Ironisches heißen, aber das Erhabene, das Ironische seien sie nicht und noch weniger sei gesagt, was sie für uns zu diesem oder jenem mache. Dazu bedürfte es eines feststehenden Begriffes vom Erhabenen, Lächerlichen, Ironischen, unter den jene Objecte und Acte zu subsumiren wären.

Der Tadel zu geringer Feststellung und Zergliederung der ästhetischen Grundbegriffe muß beiden Aesthetikern gegen Schelling zugegeben werden; aber was sie selbst weiter verlangen, scheint mir irrig und unmöglich. Mit ganzem Herzen halte ich vielmehr das, was sie beanstanden, als die beste Wahrheit und

als die würdige Fortsetzung einer Richtung fest, welche die deutsche Aesthetik frühzeitig nahm und nicht verlassen sollte. Ein richtiges Gefühl dieser Wahrheit begegnete uns schon in der Furcht, die Baumgarten vor allem Heterokosmischen hatte. Er scheute die Erdichtungen, die in dem Geist und Sinn der Wirklichkeit keinen rechtmäßigen Platz haben, aber es genügte ihm noch, daß die Schönheit verworrene Wahrnehmung einer in ihrem Zusammenhang nicht begriffenen Wirklichkeit sei. Kant, so sehr ihm die Schönheit als Erscheinung für uns galt, sah dennoch ihren Grund in der großen Thatsache der Welteinrichtung, dem Füreinandersein der Dinge und des Geisterreichs, einer Thatsache, die ihm nicht vor aller Wirklichkeit denknothwendig, sondern ein hinzunehmendes Geschenk eben der Wirklichkeit selbst schien. Der Idealismus Fichtes, den ästhetischen Fragen nicht ausschließlich zugewandt, rang doch darnach, die lebendige Thathandlung, durch die der Geist sich setzt, als das Erste fassen zu können, alle Gesetzlichkeit des Denkens aber, die der gewöhnlichen Meinung als unverdenkliche Schranke und Bedingung aller Wirklichkeit gilt, nur als die eigne Entwicklung und Folge jenes Lebendigen zu begreifen. Nur unter anderer Form kehrt diese Scheu vor dem Heterokosmischen bei Schelling wieder, als Scheu vor einer prokosmischen Reihe von Abstractionen, die der kommenden Welt als gesetzgebende Schranken vorangingen, ein im Leeren des Nichts bereits gültig feststehendes Recht, unter dessen Satzungen eventuelle Universa fallen müßten. Eben das, was oben von ihm verlangt wurde, konnte und durfte er nicht versuchen: es gibt nicht eine solche vorweltliche Aesthetik, welche die Bedingungen festsetzte, nach denen in dieser Wirklichkeit, nachdem sie Gott geschaffen, und eben so in jeder andern Welt, die etwa ein anderer Gott schaffen möchte, die einzelnen Erscheinungen unter die verschiedenen Begriffe des Erhabenen, Lächerlichen, Ironischen, des Schönen überhaupt fallen müßten. Daß es überhaupt Mannigfaltiges gibt, und zwischen dem Mannigfaltigen mannigfache

Beziehungen, daß es ferner Geister gibt, in deren Innerem die Betrachtung dieser Beziehungen Gefühle der Schönheit und der Erhabenheit erregen kann, daß es also in der Welt ästhetische Gegenstände überhaupt und von ihnen durch die Arbeit der Erkenntniß entlehnte Ideen des Schönen gibt: Dies alles ist Theil und Folge dieser Wirklichkeit selbst, Geschenk und Gunst der Einen allgemeinen Macht, die sich in ihr entwickelt, von ihr allein abhängig und Erscheinung ihres Geistes, aber nicht Consequenz einer blasirten im Nichts thronenden Wahrheit, die sich dann beiläufig auch in jedem etwa entstehenden Weltall befolgt fände. Ein richtiges Princip kann in seiner Durchführung nicht alle Fehler vermeiden lehren, und weder Schellings noch seiner Nachfolger sämmtliche Versuche zu dieser Durchführung mögen wir vertreten; daß sie aber das Weltdrama nicht blos als Beispiel für die Begriffsbestimmungen der vorweltlichen Aesthetik gelten lassen wollten, neben dem es vielleicht noch andere Beispiele gebe, darin sympathisiren wir völlig mit ihnen. Was wir als Schönheit verehren sollen, das muß den Grund seines Werthes in seinem Zusammenhang mit den ewigen Gewohnheiten der Wirklichkeit, mit dem wahren Geschehen haben, und zwar nicht, weil dieses Geschehen nach der Aussage jener vorweltlichen Aesthetik formal unter den Begriff des Schönen fiele, sondern weil es selbst der einzige Realgrund ist, welcher den schönen Gegenstand, das empfindende Subject und des letzteren ästhetische Begriffe, Theorien und Zweifel alle zusammen erst hervorbringt.

Sechstes Kapitel.

Die Phantasie als Schöpferin des Schönen bei Solger und Schleiermacher.

Solgers Ideen in Gott. — Schöpferische Thätigkeit Gottes; Verständniß der Schönheit durch die nachschaffende des Menschen. — Mangelhafte Unterscheidung des gemeinen und des höheren Erkennens. — Logischer Formalismus Solgers. — Unvollkommne Bestimmung der Phantasie. — Schleiermacher. — Krause. — Scheyenbauer.

Dem allgemeinen Gedankenkreise des Idealismus und seiner Gewohnheit, die Stellung des Schönen und der Kunst im großen Zusammenhange der Welt zu bestimmen, schlossen sich mannigfache geistreiche Bestrebungen an, deren ich hier in gemeinschaftlicher Uebersicht gedenken will. Denn obgleich nicht ohne Eigenthümlichkeiten auch in der Gestaltung der Grundansicht, sind sie doch bemerkenswerther durch den Versuch, die hier noch nicht zu erwähnende Fülle des ästhetischen Inhalts zu umfassen, den seit Baumgarten theils die Speculation, theils die eigne künstlerische Thätigkeit Deutschlands in so außerordentlichem Maße vermehrt hatte.

Gleich befähigt zur speculativen Forschung, wie empfänglich für den lebendigen Eindruck der mannigfachsten Kunstschönheit hat Karl Wilhelm Ferdinand Solger in seinem Erwin, vier Gesprächen über das Schöne und die Kunst, die erste ausführliche Aesthetik gegeben, die mit allgemeiner Uebereinstimmung lange als bahnbrechender Anfang der späteren Untersuchungen verehrt worden ist. In der That ist der Einfluß derselben weithin sichtbar, obwohl ein Mißgriff in der Wahl der Darstellungsform das tiefsinnige, von unablässiger Gedankenarbeit zeugende und in vielen Einzelheiten hochvortreffliche Werk dem Verständniß größerer Kreise gänzlich entzogen hat.

Es war Solger Bedürfniß, die Wahrheit künſtleriſch darzuſtellen; das Geſpräch aber erſchien ihm als die paſſendſte Form philoſophiſcher Unterſuchung: in ihm werde gemeinſam für das gemeinſame Gut der Menſchheit gewirkt; indem jeder der Redenden eine Seite der Wahrheit vertrete, ſondere ſich zuerſt deutlich, und verknüpfe ſich dann deutlich dem Hörer, was vorher undeutlich vermiſcht den Inhalt ſeines eignen Bewußtſeins bildete. Hat indeſſen nicht Nachahmung Platons Solger zur Wahl dieſer Form vermocht, ſo iſt doch der unbewußte Einfluß des antiken Vorbildes zum Schaden ſeiner Darſtellung bemerkbar genug. Nicht die Form des Geſprächs an ſich dürfte äſthetiſchem Inhalt unangemeſſen ſein; aber eben das Geſpräch, weil es nicht einen Beſtand von Wahrheit fertig überliefern, ſondern in lebendiger Betheiligung von Perſonen ihn entſtehen laſſen will, bedarf durchaus modernen Tones, wenn es nicht dem Kreiſe, an den es ſich wendet, als Pedanterie auffallen ſoll. Solgers Dialog iſt leider ganz unmodern. Es iſt ganz undenkbar, daß in Deutſchland vier Menſchen mit den wenig gangbaren Namen Anſelm, Adalbert, Erwin und Bernhard ſich ſollten zuſammengefunden haben, um vier Abende ſich in einem Deutſch zu unterhalten, das zu keiner Zeit in irgend einer Geſellſchaft geſprochen worden iſt, das vielmehr mit ſeinem unabläſſigen Pathos und ſeiner ungelenken Höflichkeit nur in Ueberſetzungen aus den Alten ein gedrucktes Daſein führt. Ganz unmodern iſt die tyranniſche Geſprächsleitung durch den Einen, der wie eine Vorſehung mit tiefſinnig methodiſcher Abſicht die Aufklärung zurückhält, die er geben könnte, und die verſchiedenen Fragen zu einem Knäuel verflicht, deſſen bedeutungsvoll ſyſtematiſche Fadenlagerung von den undankbaren Zuhörern nicht bemerkt wird. Mit Intereſſe mag man endlich Platons ſymboliſche Viſionen leſen, mit Widerwillen ihre Nachahmung; es iſt gar nicht moderner Styl, Aufklärung ſpeculativer Räthſel durch den Mund aus dem Waſſer ſteigender Nixen zu empfangen, oder in weitausgeſponnenen

Gleichnissen zu schwelgen, auch wenn diese nicht, wie Solgers Lieblingsbilder von bewegten Lichtströmen, dem Aether physikalisch unbillige Leistungen zumuthen. Leider völlig richtig ist daher, was er selbst brieflich klagt: manchmal vergeht mir die Lust, weiter zu schreiben, wenn ich mir vorstelle, wie ich die Sachen zusammenkünstele und Niemand die Mühe sich geben mag, die Kunst zu merken; fast glaube ich, etwas unternommen zu haben, was die Zeit nicht mag und nicht will.

Daß indessen Solger nicht blos durch diese verfehlte Form schwer verständlich ist, zeigen seine von Heyse herausgegebenen Vorlesungen über Aesthetik (1829). Es gibt zwei Arten der Genauigkeit; die eine pflegt von humanistischen, die andere von naturwissenschaftlichen oder juristischen Studien erzogen zu werden. Jene, an die Deutung von Schrift- und Kunstwerken gewöhnt, begnügt sich, einem Gedankenkreise logische Gliederung und die Consequenz poetischer Gerechtigkeit zu geben; diese fragt sorgfältiger nach, ob den Gedanken und ihren Zeichen, den Begriffen, Etwas in der Wirklichkeit entspreche, das uns nöthige, von ihnen zu reden. Solgers Darstellungen haben in hohem Grad die Genauigkeit der ersten Art; wer sie jedoch mit der Gewohnheit der zweiten liest, ist zuweilen versucht, sie einer juristischen Deduction darüber zu vergleichen, was Rechtens sei, wenn Parteien, über deren Rechtsfähigkeit, Wohnsitz und Verbleib man Nichts Gewisses weiß, über ein Object streiten, dessen Natur und Dasein fraglich ist. Kant besaß die Genauigkeit der zweiten Art in vorzüglichem Maß; er behandelte nicht leicht einen Begriff, ohne zuvor ein sorgfältiges Rationale über seine Herkunft und sein wirkliches Nochamlebensein aufzunehmen, und er ließ sich nicht auf eine Streitfrage ein, ehe er ermittelt hatte, daß ihre Entscheidung uns etwas angeht. Diese Gewohnheiten fehlen Solgern; er selbst drückt seine Verschiedenheit von Kant durch den ungerechten Vorwurf characteristisch aus, Kant habe das Schöne zum Gegenstand theoretischer Erkenntniß

gemacht. Aber Kant hatte gar nicht das Schöne, ſondern ganz ſeiner vorſichtigen Art gemäß unſer äſthetiſches Urtheil, denn dieſes allein fand er als gegebene Thatſache vor, zum Object einer theoretiſchen Unterſuchung gemacht, und eben dieſe hatte ihn zu dem Ergebniſſe geführt, daß das Schöne theoretiſch nicht erkennbar ſei. Grade dieſe richtige Inſtruction des Proceſſes fehlt uns bei Solger; ſeine Dialektik führt uns ſofort auf ein hohes Meer, auf welchem uns ſelten ein Anhalt zur Beſtimmung der geographiſchen Länge und Breite zu Theil wird, in der wir uns in jedem Augenblicke befinden.

Im Anfang der Vorleſungen erklärt Solger kurz, ſeine Aeſthetik ſolle Kunſtlehre ſein; es gebe kein Schönes im vollen Wortſinn außer der Kunſt. Wie das Naturrecht eine Chimäre, Recht nur im Staate, geſchaffen durch das Bewußtſein, vorhanden ſei, ſo beſtehe auch kein Naturſchönes. Nicht freilich, als gäbe es das nicht, was wir ſo nennen; aber der ſchöne Gegenſtand iſt nicht von Natur ſchön, ſondern wird es nur für uns, ſobald wir die Natur als Product einer göttlichen Kunſt betrachten und nur ſoweit, als wir die in ihm pulſirende göttliche Thätigkeit gewahr werden. Weiter als alle ſeine Vorgänger iſt daher Solger von der Meinung entfernt, Formen könnten an ſich ſchön ſein durch das, was ſie als Formen ſind; zwar den Ort der Schönheit ſucht er ſtets in der Form, der Oberfläche, der Erſcheinung, nie in einem dahinter liegenden Sinn oder Zweck, Begriff oder Urbild; aber doch iſt ihm die Oberfläche ſchön nur durch die Gegenwart der göttlichen Thätigkeit in ihr, die ſich ganz, ohne Rückhalt und ohne den Reſt eines Unterſchied[es] von der Erſcheinung, in ſie ergoſſen hat. Wie dies möglich ſei, müſſe man nicht fragen; dies eben ſei die dem gemeinen Erkennen ganz unausmeßbare Natur der Gottheit, die nur die höhere Erkenntniß der Begeiſterung ſchaue. In dithyrambiſchen Ausdrücken erzählt Solger nach, was ihm darüber

eine Botin des Himmels in einem Augenblicke der Verzückung geoffenbart habe.

Es sei eine Welt des Wesens, deren Ort weder auf der Erde noch im Himmel, sondern vielleicht jener überhimmlische sei, dessen der göttliche Platon gedenke. Dort sei kein Wechsel des Guten und Bösen, Vollkommnen und Unvollkommnen, Sterblichen und Unsterblichen, alles Dies vielmehr Eins und zwar die vollkommne Gottheit selbst, die dort mit ewiger und reiner Freiheit die Welt hervorbringe. Allvollendend sei ihre Thätigkeit und verwirkliche ihre ganze Möglichkeit; so sei ihr das geschaffene All von Anfang als ein Vollkommnes gegenwärtig und erhalte sich durch eigne Nothwendigkeit, in der die Gottheit eben so nothwendig gleichsam im Besitz ihrer eignen Schöpfung selig ruhe. Aus dem Mittelpunkte des Alls ergieße die sich selbst erleuchtende Gottheit überallhin stetig das Licht ihrer Schöpfungskraft so wunderbar, daß es zwar die zusammenhängende Ausdehnung des Alls allerfälle, zugleich aber in einfachen Strahlen ausströme, die das Erschaffene mit dem ganzen einfachen Wesen des Innersten durchdringen. Nirgends sei dort ein todtes starres Dasein, gleichsam als Absatz der schaffenden Thätigkeit, worin sie sich selbst ausgelöscht hätte; Alles Erschaffene sei zugleich selbst schaffend, ja nichts Anderes als das ursprüngliche Wesen, welches seine ganze Urkraft darin überall wiederhole. Ideen nennen wir die vollkommnen Wesen, die dieses überhimmlische Weltall bilden, jede von ihnen voll von der ganzen lebendigen Gottheit. Darum stets nach dem innern Licht der Gottheit hingewandt, schlingen sie sich in den harmonischen und sich selbst vollendenden Umschwüngen des aus dem Innersten sich ausbreitenden Zusammenhangs ewig um dasselbe und saugen aus ihm ihr eignes Licht. Nicht ausgelöscht aber ist darum ihre Besonderheit; obgleich Eines in Gott, stehen sie doch als besondere und wirkliche, wenn gleich göttliche, Dinge mit jenem ihrem Mittelpunkt in wesentlichen Verhältnissen und jede von ihnen

umfaßt von einem eigenthümlichen Standpunkt aus das ganze Weltall. Eine dieſer Ideen iſt nun auch die Schönheit, die eben darin beſteht, daß die beſondern Beſchaffenheiten der Dinge nicht blos das Einzelne und Zeitliche ſind, als welches ſie uns erſcheinen, ſondern zugleich in allen ihren Theilen die Offenbarungen des vollkommnen Weſens der Gottheit in ſeiner Wirklichkeit; ſie iſt es, die den Dingen in ihrer Beſonderheit ein ewiges Leben in ſeiner ganzen Vollendung einpflanzt, und was wir in der Welt Schönheit nennen, iſt eben nur die Erſcheinung dieſer urſprünglichen Idee.

Suchen wir uns dieſen antiken Dithyrambus auf moderne Weiſe zu deuten, ſo verlieren wir unſtreitig etwas von ſeiner Tiefe, doch iſt die verſtändliche Hälfte vielleicht nützlicher als das dunkle Ganze. Das ſchöpferiſche Thun Gottes iſt ohne Zweifel ſeinem weſentlichen Sinne nach Eines; allein auch die Einheit einer menſchlichen Abſicht wird in ihrer ganzen Bedeutung oft nur verſtändlich, wenn wir ſie nach verſchiedenen Geſichtspunkten ſo zerlegen, wie wir auch eine einfache Bewegung in die Seitenbewegungen zerfällen, als deren Reſultante ſie ſich anſehn läßt, ohne grade wirklich aus ihnen zuſammengeſetzt zu ſein. So läßt ſich nun auch das göttliche Thun durch eine Summe verſchiedener partieller Handlungsweiſen ausdrücken, deren jede gleichſam die beſondere Projection des Ganzen auf eine beſondere Ebene iſt. Dieſe einzelnen Verfahrungsweiſen des göttlichen Thuns ſind die einzelnen Ideen, jede eigenthümlich in ſich, alle dennoch in dem Ganzen Eines und jede zugleich in allen Thätigkeiten Gottes mitwirkſam, denn ſie ſind nicht trennbare Theile des ganzen Thuns, ſondern untrennbare Anſichten deſſelben nach verſchiedenen Seiten. Nach der einen Richtung projicirt zeigt ſich dies Ganze als ein allumfaſſender Zuſammenhang des Bedingtſeins durch allgemeine Geſetze und legt ſich ſo als Idee der Wahrheit allen Thätigkeiten unſers verſtändigen Erkennens unter; nach einer andern erſcheint es

als allgemeines Zusammenstimmen zu Gütern und Zwecken und beherrscht so als Idee des Guten unser sittliches Handeln; zwischen beide tritt es in einer dritten Ansicht als Idee der Schönheit, das Einzelne überall mit dem vollen Inhalt des Allgemeinen sättigend, in dem Endlichen das Unendliche zur Wirklichkeit und Erscheinung bringend.

Nur der schaffende Gott aber durchdringt alle Dinge bis in die letzten Verzweigungen ihrer Oberfläche mit dem Bewußtsein seines Schaffens; nur für ihn ist daher in aller Einzelheit auch sein ganzes Wesen gegenwärtig, nur für ihn alle Dinge schön. Uns stehen sie fremd gegenüber; wir, die wir sie nicht schaffen, können uns nicht in diese Einheit ihrer Besonderheit mit dem Allgemeinen versetzen und sie miterleben; uns erregt ihr Anblick nur unvollkommne Erinnerung an die Schönheit: sollen wir diese vollständig genießen, so müssen wir sie schaffen können. Diesen Wunsch aber hat Gott um seinetwillen selbst uns gewährt. Er, der schöpferische, konnte sich vollkommen nicht in unschöpferisch ruhenden Dingen, sondern nur in lebendigen Geistern offenbaren, denen er einen Funken seiner eignen Schöpferkraft mitgetheilt. In dem künstlerischen Genius ist die göttliche Idee als Princip lebendig, im Kunstwerk verwirklicht sie sich zum Dasein; die zwischen beiden schwebende Thätigkeit, welche den Reichthum des Genius zu Gestalten ausprägt, ist die künstlerische Phantasie, und sie eben ist das lebendige Schöne selbst.

Zum ersten Male tritt hier der Name der Phantasie mit der Bedeutung eines wesentlichsten Grundbegriffs der Aesthetik auf. Von ihr wird gerühmt: in einem geweihten Gebiete der Seele lebe sie recht auf göttliche Art so, daß sie, der Hauch Gottes, zugleich das innerste und wesentlichste Leben dieser besondern Seele geworden sei; in derselben Flamme, die auf dem Altar der Gottheit brennend dieser Seele Inneres erhelle, werde zugleich die eigne Lebensflamme derselben für sich lebendig er-

halten. Unveränderlich sei diese göttliche Kraft und, wenn gleich in die Zeitlichkeit gebannt, doch deren unendlicher Zersplitterung enthoben. Werde auch der Mensch in der Zeit als Einzelwesen geboren, so lebe doch im Innersten seiner Eigenthümlichkeit das, was nicht geboren wird, nicht stirbt, die in ihm sich offenbarende Gottheit, welche dieselbe bleibt in jedem Augenblick seines Lebens und auf jedem Standpunkt, auf welchen ihn die Wirklichkeit bringt; als Einheit seines Wesens durchdringe sie all sein Thun, seine Sinnlichkeit, die Handlungen des trennenden und verknüpfenden Verstandes, die im Willen selbstthätige Vernunft.

Dem damals romantisch gestimmten Zeitalter mußte diese Darstellung gefallen, die jeden künstlerischen Genius in all seiner individuellen Eigenthümlichkeit als unmittelbaren Ausfluß der göttlichen Schöpferkraft erscheinen ließ; die Gegenwart findet die Mängel dieser Begriffsbestimmung der Phantasie auffallender. Darauf freilich müssen wir von Anfang verzichten, diese wunderbare Erscheinung der Phantasie aus irgend welchem Zusammenwirken sonst begreiflicher Regungen der menschlichen Seele erklärt zu sehen; als unmittelbares Geschenk Gottes hat sie keinen angebbaren Gang ihrer psychologischen Entstehung. Aber auch wenn wir uns darauf beschränken wollen, sie nur durch das Verdienst und die Eigenthümlichkeit ihrer Leistungen characterisirt zu sehn, finden wir uns nicht befriedigt, auch durch das nicht, was die Vorlesungen verständlicher dem Erwin hinzufügen. Nachdem einmal die Schönes erzeugende Thätigkeit der Phantasie hervorgehoben worden ist, hören wir wenig mehr von der Empfänglichkeit für die Schönheit, welche doch derselben Phantasie gleichfalls als Leistung zufallen muß. Dies hat die Folge, daß wir später, wo die verschiedenen Verfahrungsweisen der künstlerischen Phantasie zergliedert werden, zwar von der speculativen Bedeutung der Intentionen unterrichtet werden, welche sie hegt, aber wenig über die Ausführungsbedingungen erfahren, deren Beobachtung die Erfüllung jener Intentionen zu

etwas Schönem werden läßt. Die Wahrung dieses eigenthümlich ästhetischen Interesses wird dem neben der Theorie hergehenden guten Geschmack überlassen; nicht was schön sei, hören wir, sondern was das anderswoher bekannte Schöne sonst noch in der Welt wolle.

Selbst über dieser Schilderung der Intentionen der künstlerischen Phantasie hat der Unstern eines früher begangnen Irrthums gewaltet. Das gemeine Erkennen, behauptet Solger, mit seinen Hülfsmitteln der Unterordnung von Einzelwahrnehmungen unter allgemeine Gesichtspunkte könne uns immer nur lehren, wie die Dinge sich und wie wir uns unter Bedingungen verhalten, nicht wie sie an sich, wir an uns selbst innerlich sind. Eine solche Erkenntniß könne nur für unwesentlich und nichtig einer höhern gegenüber gelten, deren Annahme nicht nur ein unmittelbares Bedürfniß unsers Gemüths, sondern auch nothwendig sei, um selbst nur die Möglichkeit des gemeinen Erkennens zu begreifen. Die innere Erfahrung nun bestätige, daß es wirklich in uns, ganz unzugänglich dem gemeinen Verstande, eine Region gebe, in der uns gewisse Offenbarungen jener ewigen unmittelbaren Einheit aller Dinge zu Theil werden; zu diesen Offenbarungen gehöre das Schöne. Wir besitzen also wirklich jene gewünschte höhere Erkenntniß, für welche die Elemente des Erkennens, das Allgemeine und das Besondere, in Eins zusammenfallen, und dieses höhere Bewußtsein nennen wir das Walten der Idee in uns oder schlechthin die Idee, indem wir doppelsinnig zugleich die erkannte und die erkennende Einheit, oder vielmehr absichtlich die lebendige Einheit beider Einheiten in diesem einen Worte zusammenfassen.

Hieran nun muß ich ein Bedenken knüpfen. Ueber dasjenige hinaus, was Solger gemeines Erkennen nennt, können wir uns allerdings eine innigere Weise wünschen, jenen Einen göttlichen Weltinhalt zu erleben, eine Weise, welche die Gestalten des Mannigfachen nicht blos durch Unterordnung des

Besondern unter das Allgemeine oder unter allgemeine Gesetze erklärt, die eben deswegen, weil sie allgemein gelten, theilnahmlos und fremd gegen die Eigenthümlichkeit sind, durch die ein Besonderes sich vom andern unterscheidet; eine Weise vielmehr, welche den Einen Sinn, die Eine Idee, die in der Welt wirksam ist, unmittelbar zugleich als absichtliche Schöpferin des Einzelnen in seiner individuellsten Besonderheit erscheinen läßt. So angesehn würde jedoch zuerst jene Idee gar nicht mehr ein Allgemeines gegenüber dem Besondern, nicht ein Gesetz gegenüber dem Beispiel, sondern ein individueller Plan gegenüber den Gliedern zu nennen sein, die er als Mittel seiner Verwirklichung verbindet. Und zweitens wird jede Erkenntniß, welche aus diesem Weltplan die ewige Berechtigung des Einzelnen in seiner Besonderheit begreifen will, doch vollständig den Character dessen an sich tragen, was Solger gemeines Erkennen nennt; so lange sie überhaupt Erkenntniß ist und sein will, wird sie allemal durch die Mittel des discursiven Denkens, durch allerhand Thaten der Beziehung des Mannigfachen verfahren müssen.

Was Solger höheres Erkennen nennt, das ist, wie er selbst versteckt zugeben muß, gar kein Erkennen, sondern jener Gemüthszustand, in welchem von dem noch nicht oder nicht mehr durch Denken gegliederten Inhalt unserer Wahrnehmungen nur ein ganz anders gearteter Gesammteindruck übrig bleibt oder vorhanden ist, den sie auf unser Gemüth machen, mit einem Wort: ein Gefühl, und aus dem Gefühl entspringend ein Trieb. Dies hatte Kant eingesehen und deswegen hatte ihm das Schöne für gar nicht erkennbar gegolten; Solger nähert sich wieder dem Standpunkt Baumgartens, nur daß er nicht wie dieser in einer niedern, sondern in einer höheren Erkenntniß das Organ für die Auffassung der Schönheit sucht.

Die Folgen dieses Mißgriffs sind sehr sichtbar. Großen Werth legt Solger auf den Unterschied der Phantasie von der

gemeinen Einbildungskraft; dennoch wird dieſer Unterſchied nie recht greiflich. Wird die letztere darein geſetzt, daß ſie uns für jedes Allgemeine ein Einzelbild zur Verſinnlichung biete, ſo iſt doch dieſe Leiſtung auch der Phantaſie ganz unentbehrlich; der Unterſchied beider kann nur darin liegen, daß in der Phantaſie noch Etwas hinzutritt, was der Einbildungskraft fehlt. Aber worin liegt dieſes Mehr? Solger beſtimmt es nicht; ſeine Bezeichnungen der Phantaſie ſchildern immer nur deren größeren Werth, ohne zu ſagen, worauf er beruht. Ich glaube nicht, dieſe Frage im Vorbeigehen endgültig beantworten zu können; aber könnte nicht Einbildungskraft allerdings nur in der Leichtigkeit beſtehen, allgemeinen Vorſtellungen beſondere Bilder, abſtracten Beziehungen anſchauliche Schemate, Geſetzen erläuternde Beiſpiele unterzulegen? Phantaſie aber wäre die Feinfühligkeit und Gewandtheit des Gemüths, in jedem vorliegenden thatſächlichen Verhalten zugleich den Werth deſſelben zu empfinden, und umgekehrt der weſentlichen Bedeutung eines im Allgemeinen empfundenen eigenthümlichen Gutes eine Erſcheinung zu geben, die eben nicht nur ſeine theoretiſch erkennbare Natur, ſondern ſeinen Werth zur Anſchauung brächte? Nichts anders würde die Phantaſie dann ſein als die Einbildungskraft eines für allen ewigen und zeitlichen Werth aller Dinge, Verhältniſſe und Ereigniſſe reizbaren Gemüthes; niemals aber, ſcheint es mir, wird die Beſtimmung ihres Begriffs gelingen, wenn man den Geiſt, dem ſie zukommen ſoll, nur als erkennenden, nicht als fühlenden auffaßt.

Das gemeine Erkennen ferner hatte Solger wegen der Spaltung des Allgemeinen und des Beſonderen getadelt, die es nur nachträglich durch Beziehungen wieder zu ſchließen ſuche. Nun hätte man vermuthen ſollen, jene höhere Auffaſſung, die er preiſt, werde über dieſen Gegenſatz völlig hinausſein und unmittelbar das göttliche Sein der Dinge genießen. Aber einmal unter die Benennung einer Erkenntniß gebracht, haftet ſie vielmehr in

dieſem Gegenſatze feſt; denn eben indem ſie ſich etwas damit weiß, ſich der völligen Einheit des Allgemeinen und des Beſonderen bewußt zu ſein, erkennt ſie beſtändig die ungeheure Wichtigkeit dieſes Gegenſatzes ſo an, daß alles wahrhafte Sein und Geſchehen lediglich in ſeiner Ueberwindung zu beſtehen ſcheint. Daß aber in der Auflöſung dieſer eintönigen Aufgabe unmöglich der ganze Werth und die beſeligende Macht der Schönheit li[illegible] kann, iſt dem unbefangnen Gemüth von Anfang gewiß. S[illegible]t Solger, deſſen lebendige Empfänglichkeit für das Schöne trotz einzelnen Wunderlichkeiten ſeines kunſtkritiſchen Urtheils ebenſo unbeſtritten iſt als die Wärme ſeiner ſittlichen Geſinnung, theoretiſch doch zu ganz nüchternen Formulirungen des Inhalts gekommen, der ſein Gemüth ſo tief bewegte. Auch von dem ſittlichen Intereſſe des Geiſtes ſpricht er ähnlich; auch das praktiſche Bewußtſein hat ihm nichts dringender zu thun, als wieder zwiſchen Allgemeinem und Beſonderem zu ſchweben, ſein Wirken beſtehe in dem Beſtreben, beides zu vereinigen. In der Aeſthetik iſt ihm dieſer Formalismus vollends maßgebend geworden. Alle Unterſchiede des Schönen und der künſtleriſchen Thätigkeit im Erzeugen und Genießen der Schönheit führt er auf Differenzen in dem formalen Verhalten der Phantaſie, der göttlichen ſchaffenden oder der menſchlichen nachſchaffenden zurück, die entweder vom Allgemeinen zum Beſondern, vom Mittelpunkt zum Umkreis, oder vom Beſondern zum Allgemeinen, vom Umkreis zum Mittelpunkt ſtrebe, oder die, indem ſie beide vereinigt, gleichwohl auch dieſe Einheit wieder mehr vom Standpunkte des centralen Allgemeinen oder dem des peripheriſchen Beſonderen betrachtet. Es iſt ein bedeutſames Zeugniß für den Reichthum von Solgers äſthetiſcher Bildung, daß er doch vermochte, eine Fülle der feinſten ſachlich anziehenden Bemerkungen über die verſchiedenſten Arten der Schönheit in dieſes trockne Schema zu bringen, mit dem man unmittelbar eigentlich jeder Art der Schönheit, der

Melodie, dem Bilde, dem Gebäude und dem Liede, ganz rathlos gegenüberſteht.

Zu dieſen Verdienſten Solgers bringt uns ſpäter unſer Weg zurück, den wir jetzt zu Schleiermachers Anſichten fortſetzen, ſo wie dieſe, leider nicht von ihm ſelbſt zur Veröffentlichung ausgearbeitet, in den von Lommatzſch herausgegebenen Vorleſungen (1842) vorliegen. Ich weiß nicht, in weſſen Sinn Schleiermacher zu ſprechen denkt, wenn er ſogleich im erſten Satze die Aeſthetik unter den Disciplinen nennt, die eine mit Gründen belegte Anweiſung enthalten, wie etwas auf die richtige Art hervorzubringen ſei. Zur Zeit dieſer Vorleſungen war dies nicht der Sprachgebrauch in Deutſchland. Entſtanden war die Aeſthetik als Unterſuchung des Grundes, der vielen Wahrnehmungen den Vorzug ertheilt, in uns ein von anderen Gefühlen weſentlich verſchiedenes Gefühl des intereſſeloſen und allgemeingültigen Wohlgefallens zu erzeugen; für dieſe Unterſuchung war es gleichgültig, ob das Schöne als eine Naturerſcheinung oder als Erzeugniß der Kunſt gegeben war; der Grund ſeiner Schönheit blieb derſelbe, welches auch die Urſache ſeines Daſeins ſein mochte. Später hatte allerdings der größere Reichthum der Kunſt und ihre Bedeutung für menſchliches Leben den Blick mehr auf ſie und ihre Weltſtellung gerichtet; aber dennoch, ſelbſt bei Solger, war der Mittelpunkt der Betrachtung die Idee der Schönheit, die als ſolche, durch ihren eigenen für ſich feſtſtehenden Sinn ſowohl den Naturgebilden als den Werken der Kunſt jenen Vorzug und Werth eigenthümlicher Wohlgefälligkeit mittheilt. Daß der Name der Schönheit, urſprünglich von der Geſtalt entlehnt, auf andere Gegenſtände des Wohlgefallens nicht mit gleicher Leichtigkeit übertragbar, für die Bezeichnung dieſes weſentlichen Objects der Aeſthetik nicht paſſe, (S. 8) iſt eine Kleinigkeit; daß eine Theorie, welche von dem Eindruck des Schönen ausgehe, den Menſchen nur in einem leidenden Zuſtande auffaſſe, (8) iſt namentlich auf Kant mit ausgedehnt, aber

auch an sich eine unrichtige Bemerkung. Niemand wird jemals verkannt haben, daß das ästhetische Wohlgefallen eine thätige Rückwirkung ist, die der Eindruck nur veranlaßt, und umgekehrt, wer die Aesthetik ausgehend von der Kunstthätigkeit des Menschen behandeln will, muß sich gleich Anfangs gewiß sein, daß diese Thätigkeit eine ästhetische nur ist, soweit sie sich in ihrem Verfahren bestimmt, erregt und gebunden fühlt durch die für sich gültige und bedeutsame Natur des Schönen, die dem Thun gegenüber als ein Eindruck erscheint, von dem es leidet. Ueberhaupt, weil Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit, „Pathematisches", wie Schleiermacher sagt, und Productives in jeder geistigen Aeußerung verschmolzen sind, kann der Unterschied zwischen diesen beiden für die Aesthetik nur unwesentlich sein; hier handelt es sich um das Eigenthümliche, wodurch die ästhetische Thätigkeit sich von anderen Thätigkeiten, der ästhetische Eindruck von anderen Eindrücken, das ganze Gebiet folglich, welches Eindruck und Thätigkeit umfaßt, von anderen Gebieten unterscheidet. Und eben deswegen kann ich es nicht mit Schleiermacher für eine Aufgabe halten, die beiden entgegengesetzten Ausgangspunkte der Aesthetik, den vom Eindruck und den von der Productivität, auf einander zurückzuführen, auch wenn ich wüßte, was unter dieser Absicht eigentlich zu verstehen sein soll. (S. 25.) Ganz mißverständlich aber wird diese Frage mit der andern zusammengebracht, ob die Künste aus Naturnachahmung, also aus Nachahmung eines in der Natur an sich vorhandenen Schönen entstanden seien. Es ist ganz gleichgültig, daß Musik und Baukunst keine Vorbilder in der Außenwelt haben; mag immerhin die wahre musikalische und architectonische Schönheit erst durch Kunstübung entstehen: jenes kritische Gewissen, welches uns das eine Werk dieser Uebung schön, ein anderes häßlich finden läßt, wird nicht durch die künstlerische Thätigkeit miterschaffen; es mag wohl scharfsichtiger werden, je länger es sich in der Beurtheilung dessen übt, was die Kunst erzeugt, aber in seinen wesentlichen

Anforderungen steht es aller Production als ein für sich gültiges Gesetz voran. Es kann sein, daß bisher der Inhalt dieser Idee des Schönen, wie Schleiermacher meint, nur schwankend bestimmt worden war; aber dann galt es, diesen Mangel zu bessern, nicht aber den Angriffspunkt der Untersuchung nach einer Richtung zu verlegen, in der ihr eigentliches Ziel nicht liegt.

Ich gestehe, daß Schleiermacher mir diesen Fehlschritt gethan zu haben scheint. Ohne noch den Begriff der Kunst durch den ihres Zieles, der Schönheit, von andern Thätigkeiten unterschieden zu haben, will er ihren Ort im System der Ethik aufsuchen. Nun kann man ein Unbekanntes nicht suchen; die Entscheidung darüber, ob irgend welche Thätigkeit zur Kunst zu rechnen sei, hängt daher von einem uneingestandenen Vorurtheil über das ab, was entweder in Uebereinstimmung mit der allgemeinen Ansicht, oder nach vorgefaßten systematischen Ueberzeugungen in Widerspruch mit ihr, unter dem Namen der Kunst gemeint sein soll. Ich lasse dahingestellt, in welchem Maße der eine und der andere Fall in Schleiermachers Darstellung überwiegt. Die Ethik behandelt die freien Thätigkeiten; diese scheiden sich in identische, die jeder Mensch ebenso wie jeder andre, und in individuelle, die jeder eigenthümlich, anders als jeder andere vollzieht. Schleiermacher entscheidet sich, die Kunstthätigkeit zu den letztern zu rechnen. Das Denken werde zwar auch in verschiedenen Sprachen verschieden ausgeführt, aber es habe das Bestreben, diese Differenz aufzuheben; sobald wir uns aber auf das Gebiet des Geschmacks begeben, so lasse sich Niemand einfallen, den nationalen Geschmack zu corrigiren! (S. 55.) Diese unbegreifliche Aeußerung wird auch später nicht hinlänglich verbessert; es versteht sich ja freilich, daß Niemand nationale Eigenthümlichkeiten wird tilgen wollen, so lange sie das Allgemeingültige der Schönheit nur in characteristischer Beleuchtung darstellen, und ebenso versteht sich, daß in der Kunst diese spe-

cifische Ausprägung des gemeinsamen Ideals ganz andern Werth hat, als im Denken der national verschiedene Ausdruck der Wahrheit; aber welche Uebereilung, um deswillen die Kunst einseitig den individuellen Thätigkeiten zuzurechnen!

Auch diese spalten sich nun weiter in solche, die ihr Wesen nur innerhalb eines einzigen Lebens haben und andere, deren Wesen es ist, daß das einzelne Leben aus sich herausgeht und etwas in einem andern hervorbringt. Da auch dieser Gesichtspunkt für die Kunst eigentlich nebensächlich ist, so kostet es einige Weitläufigkeit, bis die Entscheidung dahin ausfällt, sie gehöre zu den ersten immanenten Thätigkeiten und vollbringe sich rein innerlich; das äußere Werk sei erst ein Zweites, das mechanisch entstehe und gehöre nicht mit zu dem Begriff der Kunst. Da aber Kunstthätigkeit nicht ohne Denken möglich ist, so müsse es neben dem Denken, welches als „identische Thätigkeit" die „Selbigkeit" voraussetzt, ein anderes, der Kunst eigenthümliches geben; sein Unterschied von jenem besteht darin, daß es eine nicht auf Wahrheit und Abbildung des Seins gerichtete, sondern rein aus innerer Thätigkeit hervorgehende Gedanken- und Bildererzeugung ist; von einem höheren Impuls hängt diese Thätigkeit ab, die nichts Anderes ist, als die Phantasie. In sie als die Begeistung muß aber die Besinnung eintreten als Maß, Bestimmtheit und Einheit, ohne welche ihre Erzeugnisse verschwimmen und nicht fest sein würden. In diesen Momenten der Begeistung und Besinnung ist also der Begriff der Kunst vorhanden. (S. 80.)

Als Darstellung der Bedeutung, welche dem künstlerischen Thun im Ganzen des ethisch zu ordnenden Menschenlebens zukommt, hat Schleiermachers Arbeit ohne Zweifel später zu erwähnende Verdienste; der allgemeinen Aesthetik bringt sie keinen Zuwachs. Wird sie als Muster einer scharfsinnigen Dialektik gerühmt, so hoffe ich vielmehr, daß in Deutschland allmählich die Vorliebe für diese Art der Leistungen verschwinden wird,

welche ohne rechte Theilnahme für das Wesentliche der Sache zu logischen Uebungen werden, und von eigensinnig gewählten Nebenstandpunkten anamorphotisch verzogene Bilder entwerfen. Schleiermachers Aufsuchung des Begriffs der Kunstthätigkeit läßt uns zuweilen glauben, wir befänden uns in Platons Sophisten; diese Bemühung, den Inhalt und Umfang eines Begriffs dadurch zu finden, daß man von einem allgemeinsten Begriffe durch ganz willkürlich gewählte Eintheilungsgründe und durch oft nur zweifelhaft motivirte Einordnung des Gesuchten unter das eine Glied der gewonnenen Eintheilung herabsteigt, ist weder an sich logisch zu empfehlen, noch modern, noch ist sie ein großer Styl wissenschaftlicher Strategie. Man belagert nicht jedes einzelne kleine Hinderniß besonders, sondern geht auf den Mittelpunkt der Schwierigkeit los; seine Ueberwältigung erledigt dann tausend kleine Zweifel, über deren weitläuftige Vorherüberlegung Schleiermachers Leser zuweilen verzweifeln möchte.

Auf die Bedeutung der Kunst im Ganzen der Welt haben sich mehr als auf die Bestimmung der Schönheit selbst auch Krauses und Schopenhauers Ansichten bezogen; ich darf deshalb neben ihren eignen Werken (Krause: Abriß der Aesthetik herausgegeben von Leutbecher 1837; Schopenhauer: die Welt als Wille und Vorstellung) auf die kritische Darstellung verweisen, welche Zimmermann in seiner Geschichte der Aesthetik von beiden gegeben hat. Krause, die ganze Welt als organische Entwicklung Gottes verehrend und ohne Rechenschaft über den Grund dennoch in ihr enthaltener Mängel zu geben, war begeistert für die Aufgabe einer sittlichen Lebenskunst, in welcher nicht die Menschheit allein, sondern die gesammte Geisterwelt die Schönheit zu verwirklichen habe. Schopenhauer, dem die Entwicklung des Absoluten zur Welt, die Schelling gepriesen hatte, nur als Verirrung des Seienden in das erschien, was nicht sein soll, fand in der Anschauung des Schönen zwar nicht völlige Heilung, aber Trost dieses Uebels; denn die Schönheit, indem

ſie uns die ewigen Gattungsbilder des Wirklichen vorführt, verneint wenigſtens die freche Anmaßung, mit der das Einzelne in ſeiner Einzelheit den verbrecheriſchen Willen zu leben ausdrückt. Durch dieſe Ueberzeugung iſt Schopenhauer bei anerkennenswerther Lebendigkeit ſeines äſthetiſchen Urtheils doch zu einer characteriſtiſchen Bereicherung unſerer allgemeinen Anſichten über die Natur der Schönheit ebenſo wenig, als Krauſe durch ſeine ganz entgegengeſetzte Begeiſterung gelangt.

Siebentes Kapitel.

Hegels Einordnung der Schönheit in den dialektiſchen Weltplan.

Sinn der Dialektik überhaupt. — Nicht die Begriffe ändern ſich dialektiſch, ſondern der Inhalt, der ihnen untergeordnet iſt. — Verſuch, ſich dieſer Dialektik durch eine dialektiſche Methode zu bemächtigen. — Ihre drei Wurzeln und ihr Mißverſtändniß. — Aeſthetiſcher Character der Dialektik Hegels. — Aeſthetik als Theil des Syſtems. — Mangelhaftigkeit aller Naturſchönheit verglichen mit der Kunſtſchönheit. — Unvollkommene Beſtimmung der äſthetiſchen Elementarbegriffe.

Ihre letzte Entwicklung erreichte die idealiſtiſche Denkweiſe in Hegel. Der Schönheit und der Kunſt hat er ſelbſt nur in Vorleſungen, welche die Sammlung ſeiner Werke veröffentlicht, den Scharfſinn ſeines mächtigen Geiſtes zugewandt und dem Ganzen ſeiner längſt feſtſtehenden Weltanſicht auch dieſes Gebiet in großen und ſichern Zügen eingefügt, entſchieden aber hat ſeine Schule in dem letzten Vierteljahrhundert die deutſche Aeſthetik beherrſcht. Den Anhängern der Schule ſelbſt und den Zeitgenoſſen der damals mit Spannung verfolgten Entwicklung der Philoſophie mag der Unterſchied zwiſchen Hegel und Schelling entſcheidend erſcheinen; der ſpäteren Zeit wird die Uebereinſtimm-

ung der Grundgedanken mehr ins Auge fallen; am wenigſten wird für den Zweck dieſer Darſtellung eine Vertiefung in dieſe häuslichen Angelegenheiten der philoſophiſchen Schulen nöthig ſein. Denn das characteriſtiſche der Aeſthetik, welche unter dem Einfluſſe Hegels ſteht, liegt weniger in der Nachwirkung jener Faſſung des höchſten Princips, welche ihn von Schelling trennt, als in der Handhabung einer wiſſenſchaftlichen Methode, durch welche der Gehalt der im Weſentlichen Beiden gemeinſamen Weltanſicht ſeine genaue Entwicklung jetzt erſt zu finden ſchien. Der Geſchichte der Philoſophie überlaſſen wir die Auffaſſung jener Unterſchiede; aber Urſprung, Sinn und Berechtigung der *dialektiſchen Methode*, welche ſo lange nicht nur die ſyſtematiſche Form der wiſſenſchaftlichen Aeſthetik, ſondern auch die äſthetiſche Kritik der gebildeten Kreiſe des Volkes bedingt hat, müſſen wir verſuchen, dem Verſtändniß ſo nahe als möglich zu bringen.

In der Encyclopädie (S.W. VI. 152 ff.) wirft Hegel einige aufklärende Blicke auf das, was von Alters her in der Philoſophie als Dialektik geübt wurde und auf die Beiſpiele, welche von ihr auch das gewöhnliche Bewußtſein in ſeiner Beurtheilung der Dinge gibt. Sie ſei nicht eine Kunſt, willkürlich in beſtimmten Begriffen Verwirrung und bloßen Schein von Widerſprüchen hervorzubringen, ſondern ſie ſtelle vielmehr die eigne wahrhafte Natur der Verſtandesbeſtimmungen, der Dinge und des Endlichen überhaupt dar. Wenn der Verſtand zunächſt freilich glaube, die Natur und Wahrheit der Wirklichkeit durch viele in ſich abgeſchloſſene feſte und einander ausſchließende Begriffe aufzufaſſen, ſo erſcheine doch auch in unſerm gewöhnlichen Bewußtſein die Dialektik, d. h. das Nichtſtehenbleiben bei dieſen feſten Verſtandesbeſtimmungen in der Form einer bloßen Billigkeit, nach dem Sprüchwort: leben und leben laſſen, ſo daß das Eine gelte *und auch* das Andere. Das Wahre aber ſei, daß verſchiedene Begriffe nicht blos neben einander Anſprüche an das Endliche erheben, ſondern durch ſeine eigne Natur hebe dieſes ſich

auf und gehe durch sich selbst in sein Gegentheil über. So sage man, der Mensch sei sterblich, und betrachte dann das Sterben als etwas, das nur in äußern Umständen seinen Grund habe, nach welcher Betrachtungsweise es dann zwei besondere Eigenschaften des Menschen sein würden, lebendig und auch sterblich zu sein. Die wahrhafte Auffassung aber sei, daß das Leben als solches den Keim des Todes in sich trage, und daß überhaupt das Endliche sich in sich selbst widerspreche und dadurch sich aufhebe. Das Bewußtsein dieser Dialektik, welcher alles Endliche unterliege, finde sich dann auch in der sprüchwörtlichen Weisheit, nach der das abstracte Recht auf seine Spitze getrieben in Unrecht umschlägt, Hochmuth vor dem Fall kommt, allzu scharf schartig macht, alle Extreme sich berühren.

Zur weiteren Erläuterung hebe ich hervor, daß Hegel ausdrücklich das Endliche als das Gebiet der Dialektik bezeichnet, aber unter diesem Namen die Dinge mit den Verstandesbestimmungen zusammenfaßt. Von der Unfestigkeit und Veränderlichkeit der Dinge nun sind wir leicht zu überzeugen, aber gar nicht ebenso leicht auch von der inneren Unstetigkeit und Wandelbarkeit der Begriffe, durch die wir jeden Moment jener flüchtigen Wirklichkeit einzeln bestimmen zu können glauben. Schon früh hat in der Philosophie Heraklit die allgemeine Unbeständigkeit alles Wirklichen in den Ausdruck, Alles fließe, zusammengefaßt; aber auch von ihm wissen wir nicht, daß er in diese Flüssigkeit alles Wirklichen, Seienden und Geschehenden die Begriffe eingeschlossen habe, deren Natur ja nicht ist, zu sein und zu geschehen, sondern von dem Sein und Geschehen zu gelten. Daß aber der beständige Fluß des Wirklichen, sobald er zugegeben würde, die Geltung fester und beständiger Begriffe von ihm, also jede Wahrheit aufhebe, ist eine irrige Folgerung, durch die Platon im Theätet zu einer mißverständlichen Bestreitung der Empfindungstheorie des Protagoras kommt, einer Theorie, die bis auf Weniges die richtige Einsicht der gegenwärtigen Physiologie vorausge-

nommen hat. Wenn ein Wirkliches ſich ſo ändert, daß es in keinem Augenblick ſich ſelbſt im vorigen Augenblicke gleicht, ſo hat zwar keiner der Begriffe, welche einen ſeiner momentanen Zuſtände bezeichnen, eine dauernde Anwendung auf dieſes Wirkliche, aber der Inhalt jedes dieſer Begriffe bleibt für ſich ſelbſt vollkommen gleich, und allem Wechſel enthoben. Und dies ſelbſt keineswegs ſo, daß nun der Begriff, völlig ohne Werth für die Wirklichkeit, ſeiner Identität mit ſich ſelbſt und ſeiner feſtſtehenden Beziehungen zu andern ſich in einer beſondern Welt für ſich erfreute, ſondern ſein eigner Inhalt und dieſe Beziehungen bleiben bei alledem geſetzgebend und beſtimmend für die Geſtalt des ſtetigen Fluſſes, in welchem ſich das Wirkliche befindet. Denken wir uns die Spannung einer Saite durch eine ſtetig an ihrem Ende wirkende Kraft ſtetig wachſen und zugleich ſie ſelbſt auf irgend eine Weiſe dauernd in Schwingungen geſetzt, ſo wird ſie während keiner noch ſo kleinen merklichen Zeitdauer einen Ton von ſich ſelbſt gleicher Höhe angeben, ſondern der entſtehende Ton nimmt ſtetig an Höhe zu. Aber dieſe ſtetige Veränderung des ganzen, eine endliche Zeit füllenden Hörbaren ändert doch die Thatſache nicht, daß jeder einen unendlich kleinen Augenblick erklingende Ton, den wir aus der ganzen Reihe in Gedanken herausheben, eine ganz beſtimmte Höhe hat, oder ein Ton iſt, der ſich feſt und unwandelbar von jedem andern unterſcheidet. Die Begriffe dieſer verſchiedenen Töne gehn nicht im mindeſten in den beſtändigen Fluß ein, den die in einander verſchwindenden, erklingenden Beiſpiele derſelben in der Wirklichkeit bilden. Und es iſt nicht nöthig, nur in Gedanken den ſich ſelbſt gleichen Ton aus jenem Fluſſe herauszuheben; unterbrechen wir in einem beſtimmten Augenblicke die Zunahme der ſpannenden Kraft und machen dadurch die eben vorhandene Spannung der Saite conſtant, ſo hören wir jetzt dauernd den beſtimmten Ton, den das Wachſen der Tonhöhe bis zu dieſem Augenblicke erreicht hat; und dieſer beſtimmte Ton iſt immer ſich ſelbſt gleich, und wird dadurch nicht

ſelbſt ein anderer, daß bei ſtetig wachſender Spannung der Saite unſere Empfindung nur durch ihn hindurchgeführt worden wäre, ohne irgend eine angebbare Zeitdauer bei ihm zu verweilen. Unterbrechen wir ferner das Wachsthum der Spannung in einem zweiten Augenblick, ſo erhalten wir in dem nun dauernd gemachten Endton den zweiten andern Ton, den die wachſende Tonhöhe bis zu dieſem andern Augenblicke erreicht hat, und dieſer Ton ſteht zu dem erſten, ſei es als deſſen Terz oder Quint oder als welches Intervall ſonſt, in einem ganz beſtimmten Verhältniß, deſſen Begriff und Eigenthümlichkeit ganz unabhängig davon gültig iſt, ob vom erſten zum zweiten Ton der Uebergang ſo oder anders geſchieht. Denken wir uns endlich, um dies Beiſpiel zu erſchöpfen: ehe die Kraft zu wirken begann, habe die Saite mit ihrer damaligen Spannung den Ton c dauernd angegeben, man kenne ferner den Augenblick, in welchem die Spannung zu wachſen anfing, kenne die Beſchleunigung der ſpannenden Kraft, endlich das Geſetz, nach welchem die hörbaren Tonhöhen von den Spannungsgraden derſelben Saite abhängen, ſo wird man unzweifelhaft im Stande ſein, denjenigen Ton vorauszubeſtimmen, welchen nach einer beliebigen Anzahl von Zeiteinheiten die Saite als dauernden Endton angeben muß, ſobald man nach Verfluß dieſer Zeit den Zuwachs ihrer Spannung unterbricht. Und dies heißt mit andern Worten: in dem Fluß des Geſchehens bleiben die Begriffe, durch welche jeder niemals ruhende und ſeiende, vielmehr blos werdende und vergehende Moment dieſes Fluſſes beſtimmt wird, nicht nur für ſich, als Beſtandtheile einer Begriffswelt, conſtant und ſich ſelbſt gleich, ſondern ſie üben auch eine bleibende Herrſchaft über jene vergängliche Wirklichkeit; aus ihren gegenſeitigen Beziehungen zu einander können wir den Fluß des Wirklichen berechnen und können vorausſagen, welchem jener Begriffe derſelbe in einem beſtimmten Augenblicke eine augenblickliche Wirklichkeit verſchaffen wird. Doch, es iſt im Grunde überflüſſig, antiken Irrthümern zu

Liebe so weitläuftig zu erörtern, was unserer Zeit geläufig ist. Seit der Ausbildung der Naturwissenschaften und ihres vorzüglichsten Werkzeugs, der Analysis des Unendlichen, zweifelt Niemand mehr, daß eine und dieselbe mathematische Wahrheit die Verhältnisse des stetig Veränderlichen ebenso sicher wie die des ewig Dauernden beherrsche; während das Alterthum Erkenntniß nur möglich glaubte, wo feste, gegeneinander beziehungsarme Begriffe jeder sein Gebiet in dauernden Gestaltungen beherrschen, findet die Gegenwart eine lohnende Erkenntniß erst in der Erforschung der Gesetze, die das Veränderliche durchziehen und die Form seiner Veränderung bestimmen.

Eilen wir denn zur Gegenwart zurück. So wie wir in dem eben ausgeführten Beispiel zwar die Veränderlichkeit des Wirklichen zugaben, nach der es nicht ist, was es war, die Festigkeit der Begriffe dagegen behaupteten, die jeden Moment dieses unsteten Daseins messen, ganz ebenso werden wir auch die andern Beispiele, die Hegel anführt, beurtheilen. Wir werden gar nicht mit ihm sagen, das Leben trage in sich den Tod, sondern nur das Lebendige trägt ihn in sich. Denn nicht das Leben stirbt, noch geht sein Begriff jemals in den seines Gegentheils über, sondern die realen Elemente, welche in dem einzelnen Lebendigen seinen Begriff verwirklichen, fügen sich nur eine Zeit lang in die Verknüpfung, die es verlangt, und streben aus ihr wieder hinaus, indem sie Antrieben folgen, die nicht der Begriff des Lebens, sondern der gegen ihn gleichgültige allgemeine Zusammenhang der Naturwirkungen ihnen mittheilt. Und wenn das höchste Recht in das höchste Unrecht übergehen soll, so heißt auch dies nicht, jenes Recht selbst werde in dem juristischen Sinne zum Unrecht, in welchem dieses dem Recht entgegen steht. Im Gegentheil, wäre es so, so würde die Menschheit nie in diesem Satze eine herbe Klage ausgesprochen haben, denn es wäre ja das Glücklichste, was geschehen könnte, wenn das auf die Spitze getriebene Recht in dem Augenblicke, wo es zu verletzen anfängt,

von ſelbſt in Unrecht überginge, d. h. ſeine rechtliche Geltung verlöre. Der wahre Sinn iſt ja vielmehr dieſer, daß der ewige Sinn des Rechten, der an ſich noch kein juriſtiſches Recht iſt, aber aller Bildung deſſelben zu Grunde liegt, wenn er auf die gegebenen menſchlichen Verhältniſſe angewandt wird, eine Menge einzelner, nun erſt beſtimmt erkennbarer Rechte hervorbringt, deren jedes eine begrenzte Gruppe menſchlicher Verhältniſſe beherrſchen ſoll. Aber die Verhältniſſe eben ſind nicht von der Art, daß die eine ſolche Gruppe derſelben reinlich neben der andern läge, ſondern ſie erzeugen Fälle, die formell ohne Zweifel einem jener beſtimmten Rechtsſätze untergeordnet ſind, obgleich um ihres materiellen Inhalts willen dieſer Rechtsſatz aus ihnen nicht mehr das Gerechte entwickeln kann, zu deſſen Begründung er wie alle ſeines Gleichen urſprünglich allein gebildet wurde. Man kann leicht dieſe Beiſpiele vermehren und wird durch ſie zuerſt zu der allgemeinen Behauptung kommen, daß nicht die Verſtandesbegriffe, durch welche wir die einzelnen Momente des Endlichen beſtimmen, einer Dialektik unterliegen, die ſie in ihr Gegentheil umſchlagen ließe, ſondern nur das Endliche ſelbſt erfährt dieſen Uebergang, indem ſeine veränderliche Natur durch Antriebe, welche nicht von jenen Begriffen herrühren, aus dem feſtſtehnbleibenden Gebiete des einen derſelben in das ebenſo feſte Gebiet des anderen übertritt.

Indeſſen iſt ſo die Sache nicht erſchöpft. Mit Recht behaupten wir, der Begriff des Lebens verlange nur Leben und niemals Tod; mit Recht auch, ſelbſt in der allgemeinen Verknüpfung phyſiologiſcher Functionen, durch welche in dem Thierkörper das Leben verwirklicht wird, liege an ſich nicht allgemein ein Hinderniß ewiger Fortdauer; nur die Benutzung der beſtimmten Stoffe, die an der Erdoberfläche ſich finden, zum Bau des Körpers und nur die Eigenthümlichkeit der äußern Verhältniſſe, unter denen das Leben hier gedeihen muß, führe die Bedingungen des Unterganges herbei. Aber wenn wir hierin Recht

haben, so entsteht um so mehr die Frage, woher diese wirklichen Thatbestände kommen, welche die wandellose Geltung der allgemeinen Begriffe in Bezug auf das Endliche hindern? Zwei Ansichten stehen hierüber einander entgegen; die eine erklärt die reine Darstellung der Begriffe für die Aufgabe der Endlichkeit, hinter welchem Ziele diese aus unerklärlicher Unfähigkeit zurückbleibe; die andere nimmt jenen Wechsel, durch den die Erscheinungen aus dem Gebiet des einen Begriffs in das eines andern übergehen, selbst mit in deren Bestimmung auf, und behauptet, auf etwas Anderes, als auf diese Veränderlichkeit, die in jedem ihrer Momente durch ein anderes Maß zu messen sei, habe die Weltordnung es von Anfang an nicht abgesehen. Das Leben des Lebendigen *sollte* nicht ewig sein, sondern in den Tod übergehen; dazu sind jene Bedingungen geordnet, um diesen Uebergang zu verwirklichen. Schließen wir uns dieser letzten Ansicht an, und verallgemeinern sie, so bleibt zwar jeder von jenen Verstandesbegriffen, durch die wir die Erscheinungen messen, in sich selbst fest und einig, ohne in einen andern überzugehen, aber der Verstand irrt sich gleichwohl, wenn er meint, durch Anlegung dieser Begriffe als zureichender Maßstäbe das Wirkliche so zu fassen wie es ist; sie gelten wohl von ihm, aber nur einen Augenblick, und dann entschlüpft es ihnen; dies selbst aber ist kein grundloser Zufall, sondern alle jene Begriffe haben vermöge der allgemeinen Weltordnung die Bestimmung, daß sie in bestimmter Reihenfolge wechselnd, nicht aber jeder stetig, in Bezug auf das gelten sollen, worauf sie überhaupt sich beziehen. In dieser Art würde daher eine Erkenntniß, welche sich in den letzten oder ursprünglichsten Sinn der Weltordnung zu versetzen wüßte, auch von einer Dialektik der Verstandesbegriffe sprechen können; im Auftrage jener höchsten weltordnenden Idee würde jeder von ihnen, für sich bleibend, was er ist, seine Herrschaft über das eben noch von ihm beherrschte Endliche in bestimmter Reihenfolge einem andern, vielleicht seinem Gegentheile abtreten

müſſen. Und in dieſer Weiſe laſſen wir uns gefallen, daß Hegel das Bemühen, durch dieſe Begriffe das Weſen der Dinge zu fixiren, das blos verſtändige Erkennen, als unfruchtbar verwirft, ein vernünftiges Erkennen dagegen preiſt, welches im Bewußtſein deſſen, was die höchſte Idee mit der Welt will, den Dingen in die nothwendigen Widerſprüche ihrer Natur nachfolgt.

Solche Nachfolge aber bedarf eines Leitfadens; Hegel glaubte ihn in ſeiner berühmten dialektiſchen Methode gefunden zu haben, welche nicht ſo völlig das Denken der Philoſophirenden lange Zeit beherrſcht haben würde, wenn ſie nicht, wie mißverſtändlich auch immer, in der Natur und den Bedürfniſſen unſerer Erkenntniß ihre ſtarken Wurzeln hätte. Die Geſchichte der deutſchen Philoſophie mag nachweiſen, wie die äußere Form der Methode allmählich entſtand: wie ſchon Kant, als er Einheit, Vielheit und Allheit, Bejahung, Verneinung und Beſchränkung unter ſeinen urſprünglichen Verſtandesbegriffen aufführte, die „artige Bemerkung" eines Gegenſatzes zwiſchen den beiden erſten Gliedern dieſer Gruppen und einer Verſchmelzung der Gegenſätze in dem dritten machte; wie Fichte in dem Rhythmus von Theſis, Antitheſis und Syntheſis fortſchritt; wie endlich Schellings Identität ſich in Gegenſätze ſpaltete und dieſe zur Indifferenz wieder zuſammennahm. Dieſe Gedankengänge waren jedoch durch beſondere inhaltliche Aufgaben veranlaßt, und galten abgeſondert von dieſen noch nicht als allgemeine Methode der Erkenntniß. Wie Hegels Dialektik dieſen Anſpruch erheben konnte, verſuche ich ganz exoteriſch aus Gründen, die Hegel ſelbſt verſchmäht haben würde, zu verdeutlichen.

Um Natur und Grund einer ſinnlichen Wahrnehmung, ſei es einer Röthung des Himmels, zu errathen, bewegen ſich unſere Gedanken ſo. Das Wahrgenommene X muß wenigſtens ſo weit deutlich ſein, daß es uns Veranlaſſung gibt, verſuchsweis einen beſtimmten Thatbeſtand A als erklärenden Grund ihm unterzuſchieben; wäre die Wahrnehmung ihrem Inhalt nach vollkommen

unklar, was sie freilich nicht sein könnte, ohne überhaupt aufzuhören, so würde sie auch nie einer Aufklärung fähig sein. Wir machen nun jenen Versuch und setzen X = A, z. B. den Mondaufgang als Ursache der wahrgenommenen Röthung. Sobald dies geschehen ist, treten, indem wir nun A mit X vergleichen, sofort in dem X früher übersehene Eigenschaften hervor, durch die es sich von A unterscheidet. Wir geben deshalb nicht nur unsere erste Vermuthung auf, sondern werden durch diese jetzt deutlicher gewordenen Züge des X zugleich auf eine bestimmte andere Vermuthung B hingewiesen; vielleicht setzen wir jetzt die Ursache der Röthung in eine Feuersbrunst. Auch diese zweite Gleichung X = B unterliegt derselben Vergleichung und Berichtigung, und die ganze Gedankenbewegung dieses Rathens endigt erst, wenn wir eine Vermuthung X = M gefunden haben, welche zwischen dem wahrgenommenen Inhalt des X und der Natur des zur Erklärung angenommenen M durchaus keinen Mangel an Uebereinstimmung übrig läßt. So lange nun, wie in diesem Falle, die gegebene Wahrnehmung X, wenn auch unverstanden, doch in ihrem thatsächlichen Inhalt vollständig bestimmt ist, und eben so der Grund, um deswillen A oder B nicht zu ihrer Erklärung genügt, eingesehen wird, so lange sind wir uns auch bewußt, daß der geschilderte Vorgang eine von uns in bestimmter Absicht geleitete Bewegung unserer Gedanken ist, durch welche wir unzulängliche Deutungen des Wahrgenommenen zurücknehmen und durch bessere ersetzen. Nicht immer befinden wir uns jedoch in diesem Falle; anstatt einer wirklichen Wahrnehmung müssen wir zuweilen einen Inhalt, den wir nur *meinen*, aber gar nicht wirklich vorstellen, auf ähnliche Weise zu bestimmen suchen; so z. B. wenn wir einen Namen, der uns nicht einfallen will, durch versuchsweis angenommene andere zu errathen hoffen. In diesem Falle ist X, welches wir *meinen*, gar nicht gegeben; gleichwohl empfinden wir, daß die angenommenen falschen Namen einen Eindruck machen, welcher mehr oder weniger dem ähnelt

oder widerspricht, den der gesuchte richtige machen würde. Allgemein: wenn wir Etwas meinen, so wissen wir zwar geradezu das Gemeinte nicht auszusprechen, aber wir können sehr wohl unterscheiden, ob eine dafür uns angebotene Bezeichnung genau das ausdrückt, was wir meinen oder nicht. Und deshalb kann auch in diesem Falle ganz dieselbe Gedankenbewegung entstehen, welche zu einem endlichen erschöpfenden Ausdruck des Gemeinten führt, indem sie alles Taugliche versuchsweis angenommener Ausdrücke festhält, und das Untaugliche nach und nach tilgt. Weil wir aber in solchen Fällen uns der Gründe, um derentwillen diese einzelnen Ausdrücke ungenügend und der Uebergang von einem zum andern nothwendig ist, nicht mehr deutlich bewußt sind, sondern dies Ungenügen und den Drang zum Fortschritt nur fühlen, so tritt hier die Verlockung leicht ein, diese ganze Bewegung, welche nur eine fortschreitende Verbesserung unserer Vorstellung vom Gegenstande ist, für eine dem Gegenstande selbst angehörende Entwicklung anzusehen, durch welche er vor dem zuschauenden Auge unsers Bewußtseins die Wandelungen selber durchläuft, denen in Wahrheit nur unsere Vorstellung von ihm unterliegt.

Die Betrachtung geringfügiger Gegenstände würde gleichwohl diese Verlockung leicht überwinden; aber Hegels Speculation hatte ihre Gesammtaufgabe in einen Anfangspunkt zusammengedrängt, der solcher Verführung Macht gab. Das dem gewöhnlichen Bewußtsein noch völlig dunkle und unfaßbare Absolute, jener einzige höchste Weltgrund, den wir wohl meinen, aber nicht sagen können, sollte durch die Philosophie in deutliche Begriffe zerlegt und durch sie zur Erkenntniß gebracht werden. Es konnte nur so geschehen, daß diesem höchsten Inhalt unserer Ahnung versuchsweis eine Definition gegeben wurde, die ohne ihn zu erschöpfen nur das hervorhob, was wir zunächst als das Gewisseste von ihm wissen, dies also, daß er Sein, nicht aber Nichtsein bedeute; Sein aber nicht in einer der besonderen Be-

deutungen, in welcher es verſchiedenen Gruppen des Wirklichen verſchieden zukommt, ſondern in jener allgemeinſten, welche nur den in dieſen allen gemeinſam enthaltenen Gedanken der Bejahung oder Setzung feſthält. Als man aber dieſes Sein mit dem gemeinten Abſoluten verglich, zeigte es ſich die Herrlichkeit desſelben auszudrücken ſo unfähig, daß es in ſeiner vollkommenen Inhaltsleere nicht einmal von dem Nichtſein, das man gewiß nicht gemeint hatte, ſich unterſcheiden ließ. Eine Verbeſſerung war deshalb nöthig, um dieſen Unterſchied zu ſichern; der Begriff des Daſeins, welcher dieſer Verwechſelung nicht mehr unterliegt, erſetzte den des Seins. Was uns nun hier als eine fortſchreitende Berichtigung unſerer unvollkommenſten Vorſtellung vom Abſoluten erſcheint, das tritt in Hegels bekanntem Anfang: Sein gehe über in Nichts und ſtelle ſich durch Werden zum Daſein her, als eine innere Entwicklung des Abſoluten ſelbſt auf, und ebenſo werden in ſeiner Logik alle ſpäteren Aufklärungen, die wir uns über deſſen Weſen verſchaffen, als Stufen und Durchgangspunkte gedeutet, welche zu erſteigen und zu durchlaufen die eigne Lebensgeſchichte des Abſoluten bilde. Hegel ſelbſt verräth die eigentliche Herkunft dieſes Fortſchritts, indem er die Reihe dieſer Stufen zugleich eine Reihe von immer vollkommneren Definitionen nennt, durch welche nach und nach das Weſen des Abſoluten begrifflich erſchöpft werde. Doch der Beweggründe, durch die wir eigentlich dieſen unſern Gedankengang leiten, geſchieht keine Erwähnung, ſondern der Gegenſtand unſerer Gedanken durchläuft durch eigne Triebkraft dieſe Stufenleiter, in welcher der Fortſchritt nur durch ein unausſprechliches Gefühl des Paſſenden, vollkommen Dem ähnlich, was wir poetiſche Gerechtigkeit zu nennen pflegen, bewirkt wird.

Die beſtimmtere Form, in welcher nun die Methode angewandt wird, läßt ſich von einem andern Punkte aus verſtehen. Vom Abſoluten wiſſen wir nicht, was es iſt, wohl aber, was ſeine Annahme uns wiſſenſchaftlich leiſten ſoll. Können wir

daher aus ſeinem unbekannten Weſen nichts ableiten, ſo muß dies Weſen doch formell alle die Eigenſchaften haben, ohne die es nicht Princip aller Wirklichkeit wäre, denn dazu war es ja berufen. Nun wäre ein Princip nicht Princip, wenn es nicht den Reichthum der künftigen Entwicklung unentwickelt in ſich trüge, noch viel geſtaltloſer in eine ununterſchiedene Einheit zuſammengeſchloſſen, als das Samenkorn die künftige Pflanze birgt. So iſt das Princip an ſich das, was werden ſoll. Aber es wäre auch nicht Princip, wenn es ewig in dieſer Einheit verharrte, und eben ſo wenig, wenn das, was aus ihm entſpränge, nicht eine mit ſeiner eignen Einheit contraſtirende Mannigfaltigkeit wäre. So entwickelt ſich denn der Keim in die Pflanze, die ihm gegenüber zwar ſeine Verwirklichung, aber zugleich Beſchränkung und Verendlichung iſt. Denn der Baum, ſo wie er wirklich ausgewachſen iſt, in dem Maße ſeiner Höhe und der maleriſchen Geſtaltung ſeiner ungleich entwickelten Aeſte von Wind und Wetter bedingt, bleibt zwar in den Grenzen deſſen, was ſein Keim ihm vorzeichnete, verwirklicht aber doch nur eine Geſtalt mit Ausſchluß der übrigen, die derſelbe Keim unter andern Verhältniſſen getrieben hätte. Allgemein: was aus einem Principe folgt, iſt eine einzelne Folge deſſelben und drückt ſeine Kraft nur einſeitig nach beſtimmter Richtung aus; deshalb iſt alle Entwicklung zwar Verwirklichung, zugleich aber auch im Sinne eines wiederaufzuhebenden Mangels ein Andersſein des Anſich. Nun mag in der Summe aller Folgen die ganze Kraft des Princips vorhanden ſein; aber ſo lange dieſe Totalität nur in jener Summe zerſtreut läge, wäre ſie ſelbſt nur an ſich vorhanden; es bedarf noch einer dritten Form, welche die Mannigfaltigkeit, in die das Eine ausgebrochen iſt, ihm ausdrücklich unterwirft und durch Verneinung ihrer Beſchränktheit ſie in das Princip zurückleitet. Nicht ganz freilich zurück; denn die neu erreichte Einheit iſt nicht die urſprüngliche der Unentſchiedenheit, ſondern eine höhere, bereichert durch die Entwicklung, welche das Princip

nun hinter sich hat. Mit diesem Fürsichsein schließt die Dreizahl der dialektischen Momente ab. Auch diese Wurzel der Methode deutet Hegel unwillkürlich an, indem er, nach dem ersten Anfangspunkte aller Speculation fragend, sogleich als das am nächsten Liegende den Begriff des Anfangs selbst zu zergliedern vorschlägt, und aus ihm nahezu dasselbe findet, was wir eben aus dem Begriffe des Princips gefunden haben.

Aber aus diesen beiden logischen Keimen der dialektischen Methode würde sich doch weder der Zauber, den sie so lange über die Geister geübt hat, noch auch nur die Möglichkeit ihrer Anwendung selbst hinlänglich begreifen lassen, wenn sie nicht drittens mit unmittelbaren Anschauungen zusammenträfe, welche in großen und wichtigen Gebieten der Wirklichkeit den von ihr aufgestellten Schematismus als thatsächlich herrschendes Entwicklungsgesetz nachzuweisen schienen und dadurch eben zugleich lehrten, welche lebendige Bedeutung die abstracten Formeln desselben in sich aufnehmen oder durch sich andeuten können. Nachdem einmal die menschlich unabweisliche Sehnsucht nach Einem höchsten Grunde der Welt das Wort genommen, ordneten sich diesem Anfangspunkte und der in ihm enthaltenen maßgebenden Wahrheit gegenüber Natur und Geisterreich von selbst in die Stellung des Andersseins und der Rückkehr aus ihm. In sich aber beruhte wieder das geistige Leben auf der Selbstheit des Ich, das an sich wohl das Wesen des künftigen Geistes ist, aber was es ist oder sein soll, doch nur durch Verkehr mit einer Außenwelt und mannigfach von ihr empfangne Eindrücke werden kann, aber auch wieder nicht wird, so lange es sich an diese ihm aufgedrängten Zustände hingibt, sondern nur wenn es mit der Kraft seiner Einheit denkend oder handelnd auf sie zurückwirkt und so aus dem Andersein der Erfahrung in das Fürsichsein des unter allgemeine Gesichtspunkte sie wieder aufhebenden Geistes sich rettet. Die Natur aber anderseits schien ebenso zuerst in dem durch keine Gattungsbegriffe beherrschten Spiele

ihrer physikalischen Ereignisse nur das noch unentschiedene Ansich, den Vorrath der Kräfte zu zeigen, aus denen etwas werden kann; in den bestimmteren Gestalten der organischen Welt verendlicht und formt sie dies ungebundene Wirken zu Erzeugnissen von festem Plane; in der thierischen Seelenwelt scheint sie sich selbst wieder zu ergreifen und sich in empfindenden Subjecten des Werthes und Sinnes ihrer unbewußt ausgeführten Thätigkeiten zu erfreuen. Es ist nutzlos, diese Beispiele zu häufen; daß solche Deutungen der Erscheinungen dem menschlichen Gemüth unvermeidlich sind, wird man eben so zugeben, wie das andere, daß in jedem dieser großen Beispiele die Dreiheit der dialektischen Momente wieder in einem besondern Sinne gesucht und gefunden wird; eine Unbestimmtheit übrigens, die nach der allgemeinen Sinnesart der Menschen den Reiz der ahnungsvollen Fernsichten, welche sich eröffnen, nicht zu vermindern, sondern zu erhöhen dient. Die Möglichkeit nun, sich zur Rechtfertigung der Methode auf diese großen und eindrucksvollen Beispiele ihrer sichtlichen Geltung zu beziehen, hat nicht nur das Zutrauen zu ihr gestärkt, — wenn nicht mit noch mehr Recht eben diese Beispiele als die ursprünglichen Anschauungen zu betrachten sind, aus denen die Methode floß; — sondern auch die Allgemeinheit der Anwendung dieser ruht nur hierauf. Denn jetzt erst konnte man glauben, den Rhythmus entdeckt zu haben, in welchem der schaffende Weltpuls überall schlägt; und während die früheren Gesichtspunkte nur *einmal* die Unterscheidung des Weltinhaltes in jene drei Momente rechtfertigten, so durfte man jetzt annehmen, daß an jedem Punkte dieser großen Welle der Dinge sich bis ins Unendlichkleine hinab derselbe dreitheilige Wellenschlag wiederholen werde. Auch dies ist eine Ueberzeugung von eigentlich nur ästhetischer Glaubwürdigkeit. Logisch hätte Nichts die Möglichkeit verhindert, daß in jeder einzelnen von jenen großen Abtheilungen der Wirklichkeit, eben der specifischen Bedeutung einer jeden gemäß, die Entwicklung des Absoluten sich

in einer besondern Form weiter fortsetzen würde. Die Versenkung der Phantasie in jene großen Anschauungen schien dagegen die Gleichförmigkeit der dialektischen Bewegung durch das ganze Weltall zu bestätigen, und so erst errang die Methode das Zugeständniß, das ganz allgemeine dem wahren Wesen der Dinge entsprechende Entwicklungsmittel jegliches Gedankeninhalts zu sein.

Die Zeit hat über diesen Anspruch gerichtet. Jede Methode bedarf freilich zu ihrer Anwendung noch mancher Nebenanweisung; aber vermittelst dieser dialektischen sind in Hegels Schule Verschiedene von gleichen Ausgangspunkten zu allzu verschiedenen Endpunkten gelangt. Man kann sich jetzt wohl eingestehen, daß sie überhaupt keine Methode, sondern eine Aufgabe ist; die Aufgabe nämlich, durch irgend welche nicht vorgeschriebenen Mittel geschmackvoller Reflexion eine zusammengehörige Gruppe von Begriffen in eine fortschreitende Reihe triadischer Cyclen zu ordnen. Als Methode gehandhabt, hat diese Dialektik auch in Bezug auf Aesthetik manche Nachtheile zu beklagen gegeben: Ablenkung der Aufmerksamkeit von dem Inhalt der fraglichen Gegenstände auf die unfruchtbaren Zwiste über ihren richtigen Ort im System; eine gewisse Mißwilligkeit, Fragen in der Gestalt zu beantworten, in welcher sie für das unbefangne Bewußtsein von Werth sind, und den Hang, sie vorher so umzuformen, daß alles Interesse an ihrer Beantwortung verschwindet; endlich die bleibende Unklarheit darüber, ob in jedem Falle die dialektische Wechselabhängigkeit zweier Begriffe ihnen als Begriffen, und nicht vielmehr als Eigenschaften dessen gilt, an dem sie vorkommen. Dem Folgenden diese Beschwerden überlassend, bestreiten wir dagegen Hegels Ausspruch nicht, daß erst das Innewerden und die Beachtung der den Dingen inwohnenden Dialektik den richtigen Sinn für das Schöne und die für die Aesthetik unentbehrliche Stimmung aller Gedanken hervorgebracht habe. Denn die Anerkennung jener Dialektik, so wie wir sie oben zugaben, ist unabhängig von Werth und Unwerth der dia-

lektiſchen Methode, durch welche dieſe Schule ſie wiſſenſchaftlich zu beherrſchen dachte. Ja ſelbſt die Schwäche dieſer Methode, die verſtandesmäßig unnachweisliche, nur als poetiſche Gerechtigkeit empfindbare Nothwendigkeit ihres Ganges läßt eine Rechtfertigung zu, ſobald wir für ſie auf den Ruhm, den man ihr am liebſten ſichern möchte, nämlich eben den, eine Methode zu ſein, verzichten dürfen. Sehen wir die Welt nicht blos als Beiſpielſammlung allgemeiner Begriffe, höchſtens allgemeiner Geſetze an, glauben wir vielmehr an einen Plan in ihr, welcher die einzelnen Theile der Wirklichkeit zu dem Geſammtausdruck einer Idee verbindet, ſo werden wir auch nicht mehr glauben, daß die abwechſelnde Herrſchaft der Begriffe über das Endliche, oder mit andern Worten die Unruhe, mit der das Endliche aus dem Gebiet des einen Begriffs in den eines andern übergeht, nach dem Maßſtab der blos logiſchen Verwandtſchaften dieſer Begriffe geordnet ſei. Dieſe Dialektik wird vielmehr von dem Werthe abhängen, den jeder dieſer Begriffe für die Verwirklichung jener Idee hat; eine ſolche wechſelſeitige Beziehung zweier Begriffe aber, die aus dem Werth ihres Inhalts für den Ausdruck eines Gedankens hervorgeht, verknüpft nicht am nächſten das logiſch Verwandteſte, ſondern unberechenbar auch das logiſch einander Fremdeſte. Kein Bedenken ſteht daher dem Bekenntniß entgegen, daß die Nothwendigkeit, welche die Herrſchaft des einen Begriffs über das Endliche der Herrſchaft eines andern weichen läßt, im letzten Grunde in der That nur in Geſtalt einer poetiſchen Gerechtigkeit unmittelbar angeſchaut, aber nicht durch Beweismittel des Denkens abgeleitet und eingeſehn werden kann. Nur die Erkenntniß freilich kommt zu kurz, wenn wir in der Aufſuchung des thatſächlichen Inhalts dieſer Dialektik der Dinge uns einem Verfahren überlaſſen, deſſen Triebkraft nur in dem beſteht, was uns in augenblicklicher oder dauernd gewordener, dennoch nur individueller Stimmung als ſolche Gerechtigkeit erſcheint; alle Kunſtgriffe eines von Stimmungen unabhängigen Denkens

müßten vielmehr aufgeboten werden, um jeden Schritt jener sachlichen Dialektik als thatsächlich gültig sicher zu stellen. Doch dieser Gedanken weitere Verfolgung überschreitet den Zweck meiner Darstellung, die nur zu fragen hat, wo innerhalb einer solchen Weltansicht der Ort der Schönheit und der Ausgangspunkt ästhetischer Untersuchungen sich findet.

Die ausführliche Einleitung in die Vorlesungen eröffnet uns, daß Hegels Aesthetik nur das Schöne der Kunst zu behandeln beabsichtige. Und dies nicht aus willkürlicher Begrenzung ihrer Aufgabe, wie sie ohnehin jeder Wissenschaft freistehe, sondern weil die Kunstschönheit als aus dem Geiste geborne oder wiedergeborne um eben so viel höher über dem Naturschönen stehe, als der Geist und seine Erzeugnisse über der Natur und ihren Erscheinungen. Höher stehen freilich sei noch ein unbestimmter Ausdruck; er bedeute hier, daß der Geist erst das Wahrhaftige, alles in sich Befassende sei, alles Schöne wahrhaft schön nur als dieses Höhern theilhaftig, das Naturschöne nur ein Reflex des dem Geiste gehörigen Schönen, eine unvollständige Weise, die ihrer Substanz nach im Geiste selbst enthalten sei. Die Klarheit dieser letztern Ausdrücke ist nicht erheblich größer, als die der frühern, doch können wir die auffallende Ausschließung der Naturschönheit, über die dennoch Hegel später sich äußert, begreifen, ohne sie eben so zu billigen. Wie sehr auch die Schönheit, die wir an den Gegenständen finden, von ihnen selbst und von ihren an sich bestehenden Verhältnissen abhängt: als Schönheit, als ein genossener Werth, besteht sie allerdings nur in dem Geiste, auf welchen die Gegenstände wirken. So, als Erscheinung im Seelenleben, hatte auch die frühere Aesthetik sie aufgefaßt, und selbst die Ansichten, welche ihren Grund in unbedingt wohlgefälligen Verhältnissen eines Mannigfaltigen suchen, können diese Verhältnisse selbst nur im Geiste auffinden. Denn jede Symmetrie verschiedener Elemente gehört weder dem einen, noch dem zweiten, noch dem dritten

derſelben als Eigenſchaft; was ſie aber als beſtehendes Verhältniß zwiſchen ihnen bedeute, ſo lange dieſe Elemente ſelbſt ſich ihrer nicht genießend erfreuen, würden wir nicht zu ſagen wiſſen; ſie iſt nur, ſofern ſie wahrgenommen, und hat Werth nur, ſobald dieſer Werth gefühlt wird. So entſteht jegliche Schönheit formaler Verhältniſſe erſt in dem Geiſte, deſſen beziehende Thätigkeit das Mannigfache zuſammenfaßt, oder von dem Eindruck ſeiner Beziehungen zum Gefühl erregt wird; ſie iſt Etwas, was der Geiſt über die Dinge denkt, nicht Etwas, was die Dinge ſind. Schien es unbefriedigend, ſie, die wir ſo gern als eignes Verdienſt der Gegenſtände ſchätzen, nur als unſere Anſicht derſelben zu faſſen, ſo blieb Nichts übrig, als in den Dingen ſelbſt dieſelbe Empfänglichkeit vorhanden zu glauben, die in uns die Schönheit möglich macht; alle Dinge mußten beſeelt und lebendig ſein, um ihre eignen Verhältniſſe ebenſo zu genießen, wie ſie von uns im Gefühle der äſthetiſchen Luſt genoſſen werden. In Schelling trat dieſer Gedanke auf; die blinde Wirkſamkeit der Natur war doch nicht ganz blinde Nothwendigkeit; ein träumender Naturgeiſt erfreute ſich, indem er ſchuf, zugleich des Werthes der Formen und Verhältniſſe, die er bildete. Hegel, ſeine Geringſchätzung der Naturſchönheit rechtfertigend, bemerkt, daß niemals der Geſichtspunkt der Schönheit gewählt worden ſei, um die Naturerſcheinungen als Ganzes zu erfaſſen; er hätte ſich hier an Schellings Rede über das Verhältniß der bildenden Künſte zur Natur erinnern können, die zwar einen ſolchen Verſuch nicht durchführt, aber zeigt, daß er dieſer Anſicht von der Geiſtigkeit der ſchaffenden Naturtriebe nicht fremd iſt. Die entſchiedener untergeordnete Stellung, welche für Hegel die Natur dem Geiſte gegenüber einnimmt, läßt jedoch für ihn alle Schönheit der Natur als unvollkommenen Vorſchein deſſen erſcheinen, was in voller Kraft erſt der Geiſt zu verwirklichen vermag. Nicht blos in künſtleriſcher Nachbildung, ſondern auch in der Wahrnehmung der natürlichen Schönheit ſind wir genöthigt, und zum Theil

durch günstige Eigenthümlichkeiten unserer Organisation befähigt, über viele störende Elemente hinwegzusehen, welche sie unterbrechen, und Manches hinzu zu ergänzen, was zu ihrer Vollständigkeit fehlt. Anstatt der stets einigermaßen unreinen Verhältnisse von Tönen, die erklingen, hören wir die reine Harmonie, die da sein sollte; anstatt der im Kleinen unregelmäßig verstreuten Farbenpunkte, die wirklich auf einer Ebene vorhanden sind, sehen wir die reine Kreislinie, der ihre Vertheilung sich nähert, ohne sie je zu erreichen; jede in der Natur gegebene Form erweckt in uns dieses Bestreben der Idealisirung, und reizt uns, anstatt ihrer das Vollkommne anzuschauen, dessen unvollkommene Nachbildung sie selbst ist. Auch in diesem Sinne ist die Schönheit nicht in der Natur, sondern breitet sich nur in unserer Anschauung über sie aus „als ein Reflex des dem Geiste gehörigen Schönen, als eine unvollkommene Weise, die ihrer Substanz nach im Geiste selbst enthalten ist." Endlich, wie nahe auch die Natur in einzelnen ihrer Gebilde an dies dem Geiste gehörige Ideal streifen, und wie sehr ihre ganze Wirksamkeit unter ästhetische Gesichtspunkte zu bringen sein mag: erschöpfend und in umfassender Gliederung stellt doch allerdings nicht sie, sondern nur das Ganze der Künste den Gesammtinhalt des schönen Ideals dar. Hin und wieder erfreut uns die Natur durch schöne Gestalten und anmuthige Verbindungen derselben; aber nur die künstlerische Phantasie, von den Zwecken entbunden, denen die wirkliche Welt dient, beutet den Reichthum der Idee der Schönheit völlig aus, und stellt in ihren mannigfaltigen Schöpfungen jede mögliche Art des Schönen auch wirklich dar. Diese Gründe lassen das Uebergewicht begreiflich erscheinen, welches Hegel dem Kunstschönen über das Naturschöne gibt; sie haben nicht zu völliger Uebergehung, aber zu unerwünscht kurzer Betrachtung des allgemeinen Begriffs der Schönheit und seiner Naturbeispiele geführt; zuerst bestimmten sie die

Stellung, welche die Aesthetik im gesammten System seiner Philosophie erhielt.

In drei großen Haupttheilen schließt dies System sich ab. Die Logik ist der Schattenwelt allgemeiner Begriffe gewidmet, welche, bildlich zu reden, die vorweltliche Bewegung des Absoluten darstellen, in welcher dieses sich der ewigen, in jeder künftigen Welt gleichbleibenden Form seiner eignen Handlungsweise erinnert. Die Naturphilosophie folgt dem Absoluten aus diesem Ansich in das Andersein der mannigfachen endlichen Ausgestaltung seines Inhalts in raumzeitlichen Erscheinungen und endet mit der letzten Hervorbringung der Natur, der sinnlichen Empfindung, in welcher das Absolute zu dem Fürsichsein, zu der geistigen Besitznahme seiner unbewußt vollzogenen Entwickelungen zurückkehrt. Die Philosophie des Geistes stellt die Stufenreihe der geistigen Lebensformen dar, in denen das Absolute, als einzelner Geist, dann als Geist der Gemeinde, zu dem Höchsten dieses Fürsichseins, dem absoluten Selbstbewußtsein gelangt, für welches jeder Unterschied des Wissens und des Gewußten aufhört. Innerhalb dieser großen Gliederung, in deren Bezeichnung ich zum Vortheil eines klaren Gesammteindruckes vieles Zweifelhafte übergangen habe, fällt die Aesthetik, d. h. die Betrachtung der künstlerischen Thätigkeit im Anschauen und Schaffen, dem dritten Theil, der Philosophie des Geistes zu. In drei Gliedern vollendet sich diese selbst. Die Lehre vom subjectiven Geist gilt dem geistigen Leben des Einzelnen, der Person; die Lehre vom objectiven Geist, mit der Betrachtung der Familie, der bürgerlichen Gesellschaft und des Staates abschließend, betrachtet die großen geselligen Institutionen, durch welche der allgemeine menschliche Geist Aufgaben löst, die dem vereinzelten individuellen Leben unlösbar sind; der letzte Theil, die Lehre vom absoluten Geist, führt uns Kunst, Religion und Philosophie als die höchsten Formen alles geistigen Lebens vor, jede von ihnen in ihrer besonderen Weise ein im Dienste der Wahrheit fortdauernder Gottesdienst, und bei der

Gleichheit ihres Inhalts nur durch die Formen unterschieden, in denen sie ihren gemeinsamen Gegenstand, das Absolute, zum Bewußtsein bringen. Die Unterschiede dieser Formen liegen im Begriff des absoluten Geistes selbst. Der G.ist ist an und für sich nicht ein der Gegenständlichkeit abstract jenseitiges Wesen, sondern innerhalb derselben, im endlichen Geist, die Erinnerung des Wesens aller Dinge; das Endliche in seiner Wesenheit sich ergreifend und somit selber wesentlich und absolut. Die erste Form nun dieses Ergreifens ist ein unmittelbares und eben darum *sinnliches* Wissen, ein Wissen in Form und Gestalt des Sinnlichen und Objectiven selbst, in welchem das Absolute zur Anschauung und Empfindung kommt: die *Kunst*. Die zweite Form sodann ist das *vorstellende* Bewußtsein, das Absolute aus der Gegenständlichkeit der Kunst als Gegenstand der Vorstellung in die Innerlichkeit des Subjects hineinverlegend, die *Religion*. Die dritte Form endlich ist das freie *Denken* des Absoluten, die *Philosophie*, der geistigste Cultus des Göttlichen, sich zum Begriff aneignend, was sonst dem Glauben und der Kunst nur Inhalt subjectiver Vorstellung oder Empfindung ist.

Diesen Entwickelungen wollen wir hier nicht allgemeine, unserm besondern Zweck entbehrliche Bedenken anhängen. Vielleicht kann, wie der Mensch, so auch der absolute Geist „im Element des reinen Denkens nicht aushalten" und „bedarf auch des Gefühls, des Herzens, des Gemüths"; und dann würde die Philosophie als die reine kalte Spiegelung des Weltgeistes im Denken diesen Vorrang, den Gipfel der Weltentwicklung zu bilden, einer wärmeren Form des geistigen Lebens, sagen wir: dem Leben eben selbst abtreten müssen, in welchem erst diese drei Formen des geistigen Verhaltens, Kunst, Glauben und Wissen und das ihnen entsprechende Handeln sich zu einer wahrhaften Wirklichkeit durchschlingen würden. Lassen wir dies und erinnern vielmehr, daß ganz folgerecht Hegel der Kunst nicht die überschwängliche Bedeutung in der Gesammtheit des menschlichen

Lebens zugesteht, die ihr von schwärmerischen Uebertreibungen gegeben zu werden pflegt. Sie ist ihm weder der Form noch dem Inhalte nach die höchste Weise, dem Geiste seine wahrhaften Interessen zum Bewußtsein zu bringen. Denn ihrem Inhalt nach ist sie beschränkt; nur ein gewisser Kreis, eine Stufe der Wahrheit, in deren eigener Natur es noch liegt, zu dem Sinnlichen herauszugehen und in demselben sich adäquat sein zu können, ist echter Inhalt der Kunst. „Wie die griechischen Göttergestalten," setzt Hegel hinzu und verräth dadurch, daß auf diese Behauptung etwas einseitig die Erinnerung an plastische Kunst allein geführt hat. Dagegen gibt es eine tiefere Fassung der Wahrheit, in welcher sie nicht mehr dem Sinnlichen so verwandt und freundlich ist, um von diesem Material in angemessener Weise aufgenommen und ausgedrückt zu werden. Von solcher Art ist die christliche Auffassung der Wahrheit und vor allem erscheint der Geist unserer heutigen Welt, unserer Religion und Vernunftbildung als über die Stufe hinaus, auf welcher die Kunst die höchste Weise ausmacht, sich des Absoluten bewußt zu sein. Nach der Seite ihrer höchsten Bestimmung bleibt die Kunst für uns ein Vergangenes; was durch Kunstwerke jetzt in uns erregt wird, ist außer dem unmittelbaren Genuß zugleich unser Urtheil, in dem wir den Inhalt, die Darstellungsmittel des Kunstwerks und die Angemessenheit beider unserer denkenden Betrachtung unterwerfen. Die Wissenschaft der Kunst ist uns daher mehr Bedürfniß, als die Kunst selbst; nicht Kunst wieder hervorzurufen trachten wir, sondern, was Kunst sei, zu verstehen. — Auch über diese Bemerkungen und ihre befremdliche Uebertreibung eines richtigen Gedankens gehen wir mit der Erinnerung hinweg, daß derselbe Hang, einen wissenschaftlichen Extract des Schönen über das Schöne selbst zu setzen, und das sinnliche Kunstwerk wieder in ein Kunstwerk des Gedankens zu entkörpern, schon bei Schelling, obwohl milder, sichtbar wird; im Grunde ein seltsamer Versuch der Weltverbesserung, der ohne das Mittel-

glied einer Erscheinungswelt der Idee dieselbe Fülle der Wirklichkeit verschaffen möchte, die ihr Gott selbst nur durch dies Mittelglied gegeben hat.

In drei Haupttheile gliedert nun Hegel das Ganze seiner Aesthetik. Der erste hat die allgemeine Idee des Kunstschönen als des Ideals, sowie das nähere Verhältniß desselben zur Natur auf der einen, zur subjectiven Kunstproduction auf der andern Seite zum Gegenstand. Der zweite entfaltet die wesentlichen Unterschiede, welche diese Idee in sich enthält, zu einem Stufengange besonderer Gestaltungsformen, der dritte betrachtet das System der Künste, das aus deren einzelnen Gattungen und Arten sich abrundet. Den zweiten und dritten Theil einstweilen dahinstellend, muß ich beim ersten einen Augenblick verweilen. Auch er behandelt nach dialektischer Methode den Begriff des Schönen überhaupt; dann das Naturschöne, dessen Mängel nöthigen, drittens das Ideal in seiner Verwirklichung in der Kunstdarstellung aufzusuchen.

Der erste dieser Abschnitte, auch in der vorzüglichen Redaction der Vorlesungen durch Hotho, unerwartet kurz und unklar, fügt den bereits bekannten allgemeinen Ansichten über das Wesen der Schönheit nichts Nennenswerthes hinzu. Wenn er die Schönheit das sinnliche Scheinen der Idee nennt, so erläutert erst der zweite Abschnitt den bestimmten Sinn, den hier der Name der Idee haben soll. In verschiedenen Graden der Vollkommenheit gewinnt in der Natur der Begriff, „um als Idee zu sein," in seiner Realität Existenz. Das Mannigfache, in dessen Zusammenspannung zur Einheit überall das Wesen des Begriffs besteht, zeigt sich im Metall nur als Vielheit von Eigenschaften, die jedem kleinsten Theilchen gleichartig zukommen; in dem Planetensystem treten der Sonne, welche die ideale Einheit des Systems bildet, Planeten, Monde, Kometen, das verknüpfte Mannigfaltige also, als reale Körper gegenüber; die Unterschiede des Begriffs erscheinen hier nicht nur als verschiedene Eigen-

ſchaften gleicher, ſondern explicirt als ungleiche, zur Einheit aufeinander bezogene Theile; mangelhaft bleibt jedoch, daß dieſe ideale Einheit des Begriffes ſelbſt noch als Sonne oder Centralkörper außerhalb der verbundenen Glieder ein ihnen gleichartiges Einzeldaſein beſitzt. Erſt im lebendigen Organismus ergießt ſich der Begriff geſtaltend und beherrſchend, ohne ſelbſt ein Theil zu ſein, durch alle Theile, und alle Theile hören auf, ein ſelbſtändiges Daſein außer ihrem Ganzen zu haben; ſie ſind aus Theilen zu Gliedern geworden. Die beſondern Theile eines Hauſes, Steine, Fenſter, bleiben daſſelbe, ob ſie ein Haus bilden oder nicht; die Hand iſt nur Hand am lebendigen Körper, ihre Geſtalt, Farbe ändert ſich, ſie fault, wenn ſie von ihm getrennt iſt. Dieſes Spiel mit Worten, nebenbei bemerkt, hätte Hegel dem Ariſtoteles, der es uns vorgemacht hat, nicht nachmachen ſollen. Eine Deichſel iſt außerhalb des Wagens auch nicht mehr eine Deichſel, ſondern ein Balken, obwohl man es ihm anſehen mag, daß er als Deichſel gedient hat, oder dienen kann; und ebenſo iſt die Hand vom Leibe getrennt, nicht Hand, ſondern organiſche Maſſe, der man anſieht, daß ſie Hand war. Daß ſie ſich zerſetzt, iſt wahr; aber Knochen, Hörner, Haare, Sehnen zerfallen außerhalb des lebendigen Körpers nur unter Bedingungen, unter denen auch die Deichſel verweſt. Die Ungenauigkeit dieſer Unterſcheidungen hebt indeſſen die richtig bemerkte Eigenthümlichkeit des Organismus nicht auf, in deſſen Verbindungsweiſe des Mannigfachen Hegel mit Recht diejenige Beſitzergreifung des Realen durch den Begriff ſah, durch welche dieſer als Idee ſich verwirklicht. Als Idee aber ſollte eben das Schöne gefaßt werden; nur die lebendige organiſche Geſtalt iſt daher innerhalb der Natur eine Stätte der Schönheit; auch ſie dennoch nur unvollkommen. Denn obgleich der Organismus die ſinnlich objective Idee iſt, ſo iſt er doch weder ſchön für ſich ſelber, noch aus ſich ſelbſt als ſchön und der ſchönen Erſcheinung

wegen producirt. Die Naturschönheit ist nur schön *für uns*, für das sie auffassende Bewußtsein.

Ich hoffe, Hegels Sinn zu treffen, wenn ich dies dahin deute, daß die *Vollkommenheit*, mit welcher eine Naturerscheinung die Herrschaft der Idee über das Reale verwirklicht, nur die Bedingung ist, *ohne* welche Schönheit *nicht* empfunden werden kann; daß aber diese Vollkommenheit allein nicht Schönheit *ist*, sondern nur dann zu ihr wird, wenn sie unserem Geiste Veranlassung gibt, die erscheinenden Eigenschaften als sinnliches Scheinen der Idee zu deuten. Denn darauf scheint die Aeußerung zu zielen, daß nicht alles Lebendige schön sei, z. B. dasjenige nicht, dessen Gliederung allzusehr von dem Bau abweicht, in welchem *wir* die Lebendigkeit, d. h. die sinnliche Objectivität der Idee anzuschauen gewohnt sind. So wäre denn, sind Hegels eigene Worte, die Natur überhaupt als sinnliche Darstellung des concreten Begriffs und der Idee schön zu nennen, *in so fern* bei Anschauung der begriffsgemäßen Naturgestalten ein solches Entsprechen (der wesentlichen Bedeutung und der formellen Erscheinung) geahnt ist und bei sinnlicher Betrachtung dem Sinne zugleich die innere Nothwendigkeit und das Zusammenstimmen der totalen Gliederung aufgeht. Unvollkommen entwickelt liegen diese Gedanken Hegels ohne Zweifel vor; daß aber nach ihnen das Gefühl für Schönheit ganz und gar nur auf Baumgartens unklare und verworrene Erkenntniß des Wahren zurücklaufe, kann ich nicht finden. Denn das, was Hegel uns in der Anschauung der Naturschönheit will *ahnen* lassen, ist ein *bestimmter* Gedanke, für ihn selbst wenigstens ein ganz bestimmter, nämlich der einer characteristischen Form der Herrschaft der Idee über das Reale; bei Baumgarten war es eine unbestimmt gelassene Wahrheit, deren verworrene Erkenntniß uns im Schönen erfreut.

Was diese Stufe der Entwicklung, lebendiger Organismus zu sein, nicht erreicht, kann nicht Schönheit in diesem vollstän-

digen Sinne bieten, aber es kann sich in Formen darstellen, die als äußere Bestimmtheit wenigstens im Allgemeinen die Herrschaft einer nicht selbst in ihrer Fülle zum Vorschein kommenden innern Einheit bezeugen. Regelmäßigkeit, Symmetrie, Gesetzmäßigkeit, Harmonie kommen hier für Hegel als solche abgeschwächte formelle Schatten des eigentlichen Schönen in Betracht, deren Wohlgefälligkeit auf dem fühlbaren Anlauf beruht, dieses Höhere, obwohl sie es nicht erreichen, vorahnend zur Erscheinung zu bringen. Die weitere Darstellung, welche die Mangelhaftigkeit alles Naturschönen und die Nothwendigkeit des Uebergangs zum Kunstschönen entwickeln soll, bringt in der That die Gesichtspunkte, die wir bereits oben dem Ausschluß der Naturschönheit von den ästhetischen Betrachtungen unterlegten. Nicht in der Allgemeinheit des Begriffs, sondern nur in der einzelnen Erscheinung, als Seele derselben, existirt die Idee als Idee; aber indem sie sich so verwirklicht, wird sie in den Verkehr mit dem Realen verwickelt, welches die Mittel ihrer Verwirklichung liefert, und obwohl im Lebendigen als Idee thätig, bringt sie doch auch in ihm sich nicht zu voller und nicht zu restloser Erscheinung. Was in den niedern Thieren sich nach außen kehrt und erscheint, ist nicht das Innere, sondern dies bleibt unter der seelenlosen Formation der Schuppen, Federn, Haare verborgen; der menschliche Leib ist ausdrucksvoller für das innere Leben, aber auch in ihm verräth sich die Bedürftigkeit der Natur in Poren, Haaren, Aederchen, zweckmäßigen, aber zum Ausdruck der Idee nicht verwerthbaren Einrichtungen. Auch das geistige Individuum erscheint in seiner natürlichen Wirklichkeit, in Leben, Thun, Lassen, Wünschen und Treiben nur fragmentarisch. Die ganze Reihe seiner Handlungen allein kann seinen Character zur Erscheinung bringen; aber in dieser Reihe ist der concentrirende Einheitspunkt der Individualität nicht als zusammenfassendes, frei sich aus sich entwickelndes Centrum sichtbar, sondern äußerliche Umstände rufen die Handlungen hervor, unterbrechen ihr

folgerechtes Streben, trennen das Zusammengehörige. Das ganze unmittelbare sowohl physische als geistige Dasein also, obwohl es als Leben Idee ist, stellt doch nicht die Unendlichkeit und Freiheit dar, welche nur zum Vorschein kommt, wenn der Begriff sich durch seine gemäße Realität so ganz hindurchzieht, daß er darin nur sich selbst hat und an ihr nichts Anderes als sich selber hervortreten läßt. Das Bedürfniß dieser Freiheit ist daher der Geist auf einem höheren Boden zu befriedigen genöthigt; dieser Boden ist die Kunst und ihre Wirklichkeit das Ideal.

Dem Ideal nun ist der letzte Abschnitt des ersten Theils der Aesthetik gewidmet; aber wir haben nicht Veranlassung, über diesen ausführlich zu sein. Es ließ sich aus dem Vorigen erwarten, daß das Ideal nur jenes Bild der Phantasie sein werde, welches der künstlerische Geist erzeugt, indem er von einer gegebenen Naturerscheinung die eben erst erwähnten Trübungen ihres Sinnes entfernt. Vieles Nützliche und Treffende, was Hegel auch hierüber bemerkt, kann theils andern Gelegenheiten vorbehalten bleiben, theils vermehrt es doch die allgemeine Lehre von dem Wesen der Schönheit nicht durch neue, eigenthümliche und scharf ausgesprochene Bestimmungen.

So gering nun auch die Ausbeute ist, welche die veröffentlichten Vorlesungen Hegels gerade über die allgemeinsten Fragen gewähren, mit denen wir uns hier noch allein zu beschäftigen vorgenommen haben, so unerschöpflich ist der Gehalt anregender und feinsinniger Gedanken, welche sie in Bezug auf Künste und Kunstwerke darbieten. Auf diese zurückzukommen werden wir später Gelegenheit haben; versuchen wir jetzt zu überblicken, in welcher Weise die Schule Hegels die offenbar bei ihm selbst zu kurz gekommene Entwicklung der allgemeinen Grundbegriffe der Aesthetik vervollständigt hat. Dieser Ueberblick wird uns zur Erörterung mancher in Hegels Lehre wichtigen Punkte zurückführen, zu deren Erwähnung sein eignes Werk weniger aufforderte.

Achtes Kapitel.

Innere dialektiſche Gliederung der Aeſthetik durch Weiße und Viſcher.

Sinn des Ausdrucks Idee bei Weiße und Differenz von Hegel. — Die drei Ideen des Wahren, des Schönen und des Guten. — Das Reich des Schönen als geſchloſſene Selbſtentwicklung der Idee der Schönheit. — Ueberſicht der hier unterſchiedenen Entwicklungsſtufen. — Die äſthetiſche Begriffswelt, die Kunſt, der Genius. — Andere Anordnung bei Viſcher.

Noch ehe Hegels Vorleſungen veröffentlicht waren, hatte Ch. H. Weiße, damals von der Vorzüglichkeit der dialektiſchen Methode überzeugt, das Syſtem der Aeſthetik im Geiſte der Schule entworfen. Doch nur um den Preis einer principiellen Umdeutung des Grundgedankens der Hegeliſchen Philoſophie will Weiße ſein Werk als Theil in das Lehrgebäude der Wiſſenſchaft einreihen, welches dieſe zu erbauen verſprochen hatte. Hegels Logik habe ſich ſelbſt nicht für das anerkannt, was ſie ſei; nicht für die Geſammtheit der nothwendigen Formen, die allem Seienden Bedingungen der Möglichkeit ſeines Seins ſind; mit verhängnißvollem Mißverſtändniß habe ſie vielmehr dieſe Formen zugleich für den Inbegriff aller Realität gehalten, der ſich in ihnen entwickeln ſoll. Schon früher hatte Weiße gegen Hegel dieſen Vorwurf erhoben; er hat ſpäter in ſeiner Metaphyſik ausführlich die Geſammtheit der logiſchen, oder nach ſeinem eignen Sprachgebrauch: der metaphyſiſchen Formenbeſtimmungen als eine unvordenkliche, aller Wirklichkeit geſetzgebende, dennoch ſelbſt weſenloſe Nothwendigkeit dargeſtellt, und ihr die Freiheit entgegengeſetzt, mit welcher das Abſolute den Reichthum der jene Formen erfüllenden Wirklichkeit geſtalte. Welchen Gewinn dieſer neue Weg brachte, auf welchem Weiße ſich mit der neugeſtalteten Spe-

culation Schellings begegnete, verfolgen wir hier nur in Bezug auf Aesthetik.

Ausdrücklich als Idee der Schönheit in dem strengen Sinne, welchen Hegel diesem Namen gegeben, bezeichnet Weiße den Gegenstand seines Werks. Ueber diesen strengen Sinn ist jedoch weder Hegel, eine alte Klage, deutlich genug, noch hat Weiße eben da, wo er ihn fordert und voraussetzt, eine Erläuterung gegeben, welche außerhalb der Schule verständlich werden könnte. Im Gegentheil, noch viel später finden wir den rastlosen Forscher bemüht, die Bedeutung dieses Kunstausdrucks festzustellen und eben eine seiner letzten Arbeiten erst, eine Abhandlung über Eintheilung und Gliederung des philosophischen Systems in Fichtes Zeitschrift für Philosophie (Bd. 46 u. 47) scheint uns zu gestatten, das Wesentliche seiner Meinung auf folgenden Nebenwegen zu verdeutlichen.

Dem Menschen, welcher mit dem Glauben an eine einzige Alles beherrschende Macht zur Betrachtung der Wirklichkeit kommt, wollen drei verschiedene Fäden, die deren Geflecht zusammensetzen, nicht leicht zu einem einzigen verschmelzen. Alles, was ist und geschieht, finden wir zuerst allgemeinen und nothwendigen Gesetzen des gegenseitigen Verhaltens unterworfen, die nicht aus der besondern Natur der bestehenden Wirklichkeit fließen, sondern weiter reichen als diese; denn jede andere geschaffene Welt würden sie, wie wir meinen, mit gleicher Gültigkeit bedingen; und ebenso wenig fließen sie unmittelbar aus dem, was uns als letztes Ziel oder höchstes Gut der Welt vorschwebt: gleichgültig für Alles, was nach ihrem Gebote entstehn kann, begründen sie vielmehr Verkehrtes, Schädliches und Gemeines mit gleicher Folgerichtigkeit aus seinen Bedingungen, wie das Sinnvolle, Glückliche und Edle aus den seinigen. Als zweiten Anfang finden wir dann die Fülle der wirklichen Weltgestaltungen; alle, nachdem sie da sind, jener allgemeinen Nothwendigkeit unterthan, keine aus ihr allein entspringend, jede vielmehr nur eine ver-

wirklichte Möglichkeit neben vielen andern unverwirklicht gebliebenen, die jene allgemeinen Gesetze ebensowohl würden zugelassen haben. Nicht alle ferner, aber viele von ihnen lassen unserer Einsicht werthvolle Zwecke hindurch scheinen und ihre Formen finden wir mit Rücksicht auf diese gebildet; aber auch diese Zwecke erklären nicht ihre ganze Natur, nicht die ganze buntfarbige Mannigfaltigkeit ihres Erscheinens, die ohne dem Gebote jener Zwecke zu widerstreben, auch anders sein könnte als sie ist. Das dritte endlich, das wir zu sehen glauben, sind eben jene höchsten Werthe alles Guten, Schönen und Seligen, klar für sich selbst in dem, was sie für unser Gefühl bedeuten und von uns als die tiefste Wahrheit der Wirklichkeit verehrt, um deren willen ist was ist und so ist wie es ist; aber diese Alleinherrschaft, die wir für sie verlangen, sind wir dennoch außer Stand nachzuweisen: nicht aus ihnen allein, nicht durch sie selbst schon völlig bestimmt, fließen die Mittel ihrer Verwirklichung, weder aus ihnen noch aus diesen Mitteln scheinen die Gesetze ableitbar, welche den Vorgang ihrer Verwirklichung beherrschen. Drei Mächte, jede selbständigen Ursprungs, scheinen sich im Weltlauf zu begegnen; daß ihre Dreiheit nur Einheit sei in dem Höchsten, ist der Glaube, den wir dennoch festhalten.

Folgen wir nun dem Schwunge des Idealismus und versetzen wir uns in das innere Leben des göttlichen Geistes, in den denkenden Selbstgenuß seines ewigen Wesens, so wird dieser Geist zwar in dem Innewerden der nothwendigen Wahrheit, welche die Verfahrungsweise seines Wirkens, sowie in der Betrachtung der höchsten Werthe, die alles seines Wirkens Absicht sind, völlig bei sich selbst sein: aber seinem eignen Schaffen der Wirklichkeit, in die er sich ergossen hat, wird er doch nur wie einer Thatsache innerer Erfahrung zusehen. Er könnte sich selbst nicht als seiend oder wirkend überhaupt denken, ohne sich auf der Grundlage jener nothwendigen Wahrheit beruhend zu fühlen, welche die Möglichkeit alles Seins ist; er könnte sich ferner nicht als

Der erscheinen, der er ist, ohne die höchsten Werthe als zielsetzende Absicht alles seines Wirkens zu empfinden; aber in der Art des Wirkens, durch die er jener Wahrheit und dieser Absicht zugleich genügt, erscheint er selbst sich als frei, Form und Richtung seines Schaffens als eine thatsächlich vollzogene und ewig sich vollziehende Bewegung in ihm selbst, die so wie sie ist, auch hätte nicht sein, oder anders hätte sein können als sie ist, ohne darum der Einheit seines göttlichen Wesens zu widerstreiten. Ist nun für Gott selbst dieser Theil seines innern Lebens nur Gegenstand einer Anschauung, nicht eines nothwendigen, d. h. eines Nothwendigkeit begreifenden Wissens, so ist auch für den menschlichen Geist nur das Reich der allgemeinen Gesetze einerseits, das der unbedingten Werthe andererseits, Gegenstand einer vollkommenen wissenschaftlichen Erkenntniß; alles Wirkliche dagegen kann nur durch Erfahrung erfaßt werden und die Lehren über dasselbe lassen zwar Durchdringung durch leitende wissenschaftliche Gesichtspunkte zu, aber sie sind nicht ebenbürtige Bestandtheile des philosophischen Systems der Wahrheit, die aus sich selbst begriffen wird.

Scheiden wir nun dies mittlere Gebiet aus, so sind auch jene beiden äußersten nicht gleichartig. Das Reich der denknothwendigen Gesetze ist der Inbegriff der Bedingungen, unter denen Wirklichkeit überhaupt möglich ist; Wahres, Schönes und Gutes aber sind die ewigen Zwecke, um deren willen Wirklichkeit sein soll, nicht nur, um diese Güter als schon in sich vollendete, einer außer ihnen stehenden Welt mitzutheilen, sondern eben so sehr, weil sie als unerfüllte Zwecke noch nicht diese Güter sind, die sie sein wollen, sondern der Verwirklichung in einer Welt bedürfen, um sie selbst zu sein. Wie dies gemeint sei, ist nicht so dunkel, als es scheint. Denn wie oft begegnet es nicht uns allen, daß wir mit den Namen des Wahren, Schönen und Guten, in dieser Allgemeinheit ausgesprochen, gleichsam aus allen Schranken der Endlichkeit tief aufathmend, das Größte,

Herrlichſte und Ueberſchwänglichſte zu nennen meinen; und doch bemerken wir bald, daß eben dieſe Namen vielmehr leere Worte werden, wenn ſie den allgemeinen Werth des Schönen und Guten, der in unzähligen verſchieden geſtalteten Beiſpielen des Erſcheinens und Thuns verſtändlich vor uns liegt, aus der Vereinzelung in dieſe Geſtaltungen zu löſen und in ſeiner Reinheit als das Schöne an ſich oder das Gute an ſich feſtzuhalten verſuchen. Mit der Geſtalt, an der die Schönheit haftete, verſchwindet auch die Schönheit, mit dem Verhältniß und der beſtimmten Lage, worin das Gute Anlaß fand, in beſtimmter Weiſe wirklich zu werden, verſchwindet auch das Gute ſelbſt; ſo wenig es eine Gleichheit oder eine Ungleichheit an ſich geben kann, wenn die beiden Elemente fehlen, zwiſchen denen ſie ſtattzufinden hätten, ſo wenig ſind Wahrheit, Schönheit oder Güte etwas Anderes als Bezeichnungen von Werthen, die nur an einem Wirklichen Wirklichkeit haben, und nur innerhalb einer wirklichen Welt verwirklicht in der That das ſind, was ſie bezeichnen. Oder, wenn ich auf einen früheren Ausdruck deſſelben Gedankens zurückverweiſen darf: nicht die Schönheit iſt ſchön, nicht die Güte gut, ſondern das Wirkliche iſt ſchön oder gut, dem beide zukommen.

So ſetzen dieſe höchſten Abſichten des göttlichen Geiſtes die Wirklichkeit voraus und liegen mit ihrer Erfüllung über derſelben; geht die denknothwendige Wahrheit umgekehrt der Wirklichkeit voran und ruht unter ihr als ihre Grundlage? Ihren Inbegriff hat Weiße häufig mit Hervorhebung ſeines unbedingten Nichtandersſeinkönnens als die Bedingung der Daſeinsmöglichkeit auch für Gott ſelbſt und als die geſetzgebende Schranke auch für ſein Schaffen und Wirken bezeichnet. Aber warum ſollen wir gerade dieſen Inbegriff der Nothwendigkeit zum erſten Gegenſtand unſerer Betrachtung machen, und auf ihn, wie auf ein Erſtes, Fürſichfeſtſtehendes die lebendige Thätigkeit Gottes als ein Zweites folgen laſſen, das ſich nach ihm richten müſſe?

Warum sollen wir uns nicht vielmehr zuerst in diese lebendige Thätigkeit selbst, als das einzige Wirkliche versenken und von ihr erwarten, daß sie dem Inhalt gemäß, den sie in sich hegt, selbst erst jene unbedingt scheinende Wahrheit als Inbegriff der Bedingungen voraussetzen werde, unter welche sie ihre Verfahrungsweise, um deswillen was sie beabsichtigt, ewig stellen will? Wenn Gott in seiner Selbstanschauung jene denknothwendige Wahrheit als einzigen Gegenstand seines Bewußtseins hervorhebt, so findet er in ihr nicht eine seinem übrigen Wesen fremde dunkle Wurzel, auf der als auf einer unvordenklich gegebenen Voraussetzung die Klarheit seiner göttlichen Natur beruhte, sondern er übersieht in ihr nur eine Reihe von Abstractionen, die ihm entstehen, wenn er die Form seines Verfahrens denkend von den Zwecken seines Verfahrens trennt; Abstractionen, deren ganze Geltung und deren unvordenkliches Vorhandensein dennoch nur auf dem Inhalt dieser Zwecke beruht, und die Nichts bedeuten, als die Form, welche die göttliche Absicht, weil sie diese ist, sich in ihrer Selbstverwirklichung gibt, und welche sie sich nicht geben würde, wenn sie eine andere als diese wäre. Denn in welchen Gesammtsinn ließe sich die Bedeutung aller logischen Formen, so wie sie Hegel entwickelt hatte, characteristischer zusammenziehen, als in den der absoluten Negativität? d. h. in den Sinn, nicht Form der Ruhe eines stetig Seienden, sondern Form jener ewigen Unruhe zu sein, durch welche alles wahrhaft Seiende getrieben wird, nicht mit seinem unmittelbaren Sein sich zu begnügen, sondern diese Unmittelbarkeit aufhebend sich selbst durch Verneinung eines Andersseins, in das es sich dahingibt, wiederzugewinnen? Und nun, wenn wir fragen, warum diese Negativität, mystisch und sonderbar, wie sie in Hegels Logik erscheint, dennoch auf uns den Zauber ausübt, daß wir ihr zutrauen, wenigstens einen Theil höchster Wahrheit zu bezeichnen, so dürfen wir uns wohl zugestehen, daß diese Form alles Daseins und Geschehens Sinn und Glaubwürdigkeit nur in einer

Welt hat, deren wesentlichster Kern die Verwirklichung von Zwecken ist. Nur wenn die Welt überhaupt Aufgaben hat, nur wenn ferner der Inhalt dieser Aufgaben das, was er bedeutet, nicht als unmittelbar ewig und wandellos verwirklichter sein kann, sondern es nur ist, sofern er in einem Vorgang der Verwirklichung wird, nur wenn der höchste Weltgrund, um das zu wollen, was er will, nicht die ewige Erfüllung des Gewollten wollen kann, sondern die Sehnsucht nach seiner Erfüllung und eine Geschichte seines Erfülltwerdens wollen muß, nur dann hat es natürlichen Sinn, alles Sein und Geschehen durch das Gesetz jener dialektischen Unruhe bedingt zu denken. Nicht das Reich dieser logischen Wahrheit würde deshalb als ein auf eigner unabhängiger Denknothwendigkeit beruhendes Faktum dem Inhalt der Welt und der inhaltschaffenden Thätigkeit des Höchsten gesetzgebend vorangehen, sondern nur unser Denken würde sich, absehend von jenem Inhalt der Welt, dieser Wahrheit abgesondert als der Formbestimmung alles Seienden bewußt werden können, und in dieser Absonderung von dem lebendigen Inhalt, der sie als seine Form erzeugt, umgibt sie sich dann mit dem Schein, das Frühere und Selbständige zu sein, zu dem sein eigner Grund in das Verhältniß des Bedingten und Späteren träte. Diesen Schein nahm Weiße, unbeugsam, für Wahrheit.

Weil also Ideen der Zweck alles Seins und Geschehens sind, ist alles Sein und Geschehen durch die Form der Idee bedingt. Es wird nun nicht schwierig sein, durch Erläuterung dieses Satzes die Grundanschauungen Weißes zu verdeutlichen. Denn ganz in Uebereinstimmung mit ihm will ich im ersten Gliede dieses Satzes unter Ideen nicht mit einem bekannten bequemen Sprachgebrauch jeden Gedanken eines großen bedeutenden und interessanten Inhalts überhaupt, sondern ausdrücklich den Gedanken eines solchen Inhalts verstanden wissen, der das, was er bedeutet, nicht in ruhigem unmittelbarem Fertigsein, sondern nur in jenem geschilderten Vorgang der Verwirklichung sein kann.

Jeder Inhalt, welcher Idee iſt, oder als Idee gefaßt wird, hat alſo in ſich ein Princip eigenthümlicher Fortentwicklung, und kann vollſtändig als das was er iſt nur in Geſtalt eines Syſtems verſchiedener Gedanken erkannt werden, die untereinander nach demſelben Rhythmus zuſammenhängen, welcher allgemein dargeſtellt die logiſche Form der Idee bildet. Wenn daher Weiße am Anfang ſeiner Aeſthetik die Schönheit als Idee zu faſſen verlangte, ſo hatte dies den Sinn, die Geſammtheit der äſthetiſchen Grundbegriffe als ein dergeſtalt zuſammengehöriges Ganze zu betrachten, daß jeder einzelne von ihnen nur dann völlig verſtanden würde, wenn ihm durch die dialektiſche Behandlung die beſtimmte Stelle zugewieſen wird, die er neben den übrigen allen als an ſeinem Ort unentbehrliches Glied in der Entwickelung des Einen Grundgedankens einzunehmen hat. Von dieſer dialektiſchen Geſtaltung des äſthetiſchen Syſtems will ich ſpäter berichten.

Aber unſer obiger Satz ſprach ferner von Ideen in der Mehrzahl, von ſolchen alſo, die durch ihren Inhalt ſich von einander unterſcheiden, während die Form der Idee nur eine iſt, die ſie alle tragen, ſofern ihr Inhalt jene Unruhe der Selbſtentwicklung gebietet. In dieſem Sinne nennt Weiße Wahrheit, Schönheit und das Gute als die drei ewigen Aufgaben, auf deren Daſein in der Welt es ankam, und die zugleich das, was ſie bedeuten, weder ſchon als unerfüllte ſind, noch als unmittelbar wandellos verwirklichte, ſondern nur als in dem Vorgang der Selbſtverwirklichung ſich unaufhörlich vollziehende. Deshalb, weil ſie ihrer Natur nach die Form der Idee tragen, ſind ſie als die drei höchſten Ideen, als das wahrhaft Seiende und ſein Sollende der Welt zu bezeichnen. Und hier zeigt ſich die Differenz, welche Weiße von Hegel trennt. Wie alle logiſchen Formen, ſo habe Hegel auch die der Idee, ihrer aller Inbegriff, mit dem Inhalt verwechſelt, deſſen Form ſie ſein ſoll. Nachdem ſeine Logik einmal von dieſem Ende der Sache, von der denknothwendigen Form, begonnen hatte, in welcher alles Sein und Ge-

schehen enthalten sein müsse, überhöhte sie den Werth dieser Form so maßlos, daß es nur auf ihre Durchsetzung und Verwirklichung in der Welt abgesehen schien und alle Wirklichkeit nur zu einer Sammlung von Beispielen wurde, die sich vergebens bemühten, jene allgemeinen Begriffsbestimmungen, in denen alles Höchste vorhanden schien, in ihrer Reinheit festzuhalten, abzubilden und zu wiederholen. Dieser Irrthum ist es, der sich in dem Gebrauch des Namens *der Idee* schlechthin ausdrückt, welchen Namen Hegel nur in der Einzahl gestattet; denn eben hierdurch weist er jedes Verlangen zurück, einen Inhalt kennen zu lernen, dessen Form die Idee sei, und seine Speculation erklärt er ausdrücklich für unverstanden, so lange das Verlangen wiederholt werde, zu erfahren, *was* hier als Idee gedacht werden solle. Natürlich bedeutet gleichwohl bei Hegel Idee nicht einen Gedanken im Sinne eines Satzes, der gedacht werden *könnte*, wenn Jemand wäre, der ihn dächte; nicht als *denkbarer* Gedankeninhalt, sondern als lebendig *gedachter* Gedanke des Absoluten, als wirksame Bewegung also eines höchsten Wesens, entwickelt sich die Idee, und die Wirklichkeit soll nicht aus wesenlosen Abstractionen, sondern aus dieser Thätigkeit eines Thätigen entstehen; aber dieses Absolute, welches das thätige Subject dieser Thätigkeit ist, hat doch selbst keinen anderweitigen Inhalt seiner Natur, als diesen, eben die reale Seite dieses dialektischen Thuns, eben nur das lebendige Subject dieser sich vollziehenden Bewegung zu sein. Als personificirte Form der Idee hat das Absolute auch in der Natur, in die es sich auf unbegreifliche Weise ergießt, und in dem höheren Leben, in das es sich als absoluter Geist nach Hegel zurückzieht, dennoch keine anderen Aufgaben, als rastlos wieder die logische Form der Idee an dem neuen Material auszuarbeiten, welches sich ihm hier sei es darbietet oder von ihm geschaffen wird. Alle Gebiete des geistigen Lebens haben in Hegels systematischer Speculation diese unrichtige Beleuchtung erfahren, daß ihr eigenthüm-

lichſter Gehalt nur nach der Vollkommenheit geſchätzt wurde, mit welcher ſie die an ſich ſo werthloſen und gleichgültigen logiſchen Formbeſtimmungen zur Erſcheinung brachten; keinem von ihnen wurden eigenthümliche Aufgaben zugetraut, oder keine dieſer eigenthümlichen Aufgaben als ein Glied der Weltordnung von ſelbſtändigem Werth genannt; ſie erſchienen in der Gliederung des Ganzen nur da, wo der Vorgang ihrer Verwirklichung ſich von Seiten ſeiner Form her als Glied in die Entwicklungsreihe einfügen ließ, durch welche der Rhythmus der logiſchen Idee jene allgemeinen Formbeſtimmungen in immer erneuter und verjüngter Geſtalt reproducirt. Auch der Schönheit war Gleiches begegnet. Nicht ſie ſelbſt hatte Hegel als eine ewige Aufgabe der Weltordnung ſelbſt, als einen integrirenden Beſtandtheil deſſen hingeſtellt, was in der Welt ſein ſoll, ſondern nur in Geſtalt der Kunſt war ſie ihm erſchienen als eine der Formen, in denen der endliche Geiſt ſich aus ſeiner Endlichkeit heraus der Weſenseinheit mit dem Unendlichen zu verſichern ſtrebt. Dieſer ſyſtematiſche Irrthum hat Hegels reichen Geiſt nicht gehindert, den einzelnen Schönheiten der Kunſt mit der eindringendſten Feinſinnigkeit gerecht zu werden; aber allerdings trägt er die Schuld der äußerſt mangelhaften Beſtimmungen, die wir von ihm über die einfachſten Grundbegriffe der Aeſthetik erhalten haben. Weiße, indem er die Schönheit als Idee faßt, und das, was er unter dieſem Namen als Gegenſtand der Aeſthetik vereinigt, zu einer in ſich zuſammenhängenden, ſich in ſich ſelbſt gliedernden unbedingten Aufgabe der Weltordnung erhebt, wird dadurch theils zu einer anderen Stellung der Aeſthetik im Syſtem der Philoſophie, theils zu einer neuen Anordnung ihres eignen Inhalts geführt. Beide Aenderungen kann ich nur andeuten; ihre genauere Begründung iſt für eine kurze Darſtellung zu eng mit theils ſchwierigen theils ſtreitigen Feinheiten ſpeculativer Dialektik verwachſen.

Für Weiße wie für Hegel fällt die Betrachtung des Schönen

einer Lehre vom absoluten Geiſte zu, welche für beide Denker die gleichnamige Aufgabe hat, das Leben zu begreifen, welches der Weltgeiſt führt, ſofern er aus ſeiner Zerſtreuung in die Endlichkeit des Wirklichen ſich zum Selbſtbeſitz und Selbſtgenuß ſeines Weſens zurücknimmt. Für Hegel gewann jedoch der Weltgeiſt auch dieſe ſeinem Begriffe genügende höchſte Exiſtenz nur in geiſtigen Bewegungen endlicher Weſen, die das Unendliche in ſich ſelbſt verwirklichen; Kunſt, Religion und Philoſophie waren die letzten Formen, in denen das Abſolute die Rückkehr zu ſich ſelbſt vollzieht. Weiße, von Anfang an in der Geſtalt des lebendigen Gottes den Abſchluß ſeiner Gedanken ſuchend, konnte in der Lehre vom abſoluten Geiſte ſich nicht mit der Aufzeigung der vollendeten Formen ſeines Erſcheinens innerhalb der Endlichkeit begnügen, ſondern mußte ihr, ohne ſie auszuſchließen, die Darſtellung deſſen überordnen, was der abſolute Geiſt an ſich ſelbſt iſt. Drei aufeinanderfolgende Wiſſenſchaften, von der Idee der Wahrheit, von der Idee der Schönheit, von der Idee der Gottheit, ſind beſtimmt, in dieſer Reihenfolge den Inhalt des unendlichen Geiſtes zu entwickeln.

Gott als denkendes Weſen, das Denken in uns als die uns mitgetheilte göttliche Kraft, die Ausübung dieſer Kraft im Erkennen, das alles äußere Daſein zu Gedankenbeſtimmungen verinnerlicht, als Gottes und unſer lebendiges Sein zu begreifen: dies iſt die erſte und einfachſte Auslegung der Ueberzeugung, daß Gott ein Geiſt ſei. Dem gewöhnlichen Bewußtſein, wenn es in dieſen Satz einſtimmt, ſchwebt dabei dennoch eine Welt vor, die dem Denken an ſich fremd ſei, und zwar einen Theil ihres Inhalts ihm abzubilden geſtatte, einen andern unabbildbar zurückhalte; Beziehungen ihres Mannigfachen gültig zu vergleichen und zu verknüpfen erlaube ſie ihm, in das Weſen des Bezogenen einzudringen nicht. Die ſpeculative Erkenntniß dagegen glaubt an die Wirklichkeit eines Wiſſens, dem das Weſen der Dinge völlig durchſichtig werde, und das, wenn es ihre Begriffe denkt,

ohne Rückſtand ihre ganze Natur im Gedanken erſchöpfe und nacherzeuge. Die Lehre von der Idee der Wahrheit widmet Weiße der Darſtellung des innern Zuſammenhangs und der Gliederung dieſer Erkenntniß; denn nicht als für ſich gültiger Gedankeninhalt, der noch deſſen wartete, welcher ihn dächte, iſt hier die Wahrheit gemeint, ſondern als die lebendige Thätigkeit des Erkennens ſelbſt, die jenes Gültige dadurch verwirklicht, daß ſie ſich auf daſſelbe richtet. Dieſes lebendige Wiſſen nun oder dieſe ewige Verwirklichung der Wahrheit im Wiſſen hatte Hegel als die innerſte und die ganze Natur des Weltgeiſtes, als das letzte Ziel und den treibenden Anfangspunkt ſeiner Selbſtentwicklung geprieſen. Aber wäre das Denken der ganze Geiſt Gottes, wo bliebe die Welt? Denn ihm als Denkendem würden allgemeine Denkbilder als Beziehungspunkte der Wahrheit genügen, die er über ſie denken will; nicht unzählige gleiche und ungleiche Dinge, ſondern die allgemeinen Begriffe der Dinge, jeder nur einmal in ſeiner ewigen Bedeutung vorhanden, würden diejenige Welt bilden, die das Denken aus ſeinem eignen Weſen heraus zu ſchaffen getrieben wäre. Und wäre das Denken die ganze Natur des endlichen Geiſtes, woher käme er ſelbſt in ſeiner individuellen Einzelheit, und in ſeinem Unterſchied des Ich vom Du, da das Denken nur Eines iſt? Und wäre das Denken endlich die ganze Natur der Dinge ſelbſt, wo bliebe der Gegenſatz zwiſchen beiden, der aufhebbar doch vorhanden ſein muß, wenn das Denken als thätige Bewegung die Dinge in ſich verwandeln oder ſich in ihnen wiedererkennen ſoll? So zeigt ſich, daß das Denken, ſo gewiß es eben das Allgemeine, Ewige und Nothwendige der Dinge, oder die Dinge in Geſtalt der Ewigkeit und Nothwendigkeit denkt, nicht hinreicht, um die ganze Wirklichkeit, alſo nicht hinreicht, um den ganzen Geiſt Gottes, der die Welt ſchuf, und den ganzen endlichen Geiſt zu bezeichnen, der die geſchaffene erkennen ſoll. Dieſer Ueberzeugung aber, deren Begründung ſtreitig ſein kann, kommt viel weniger beſtreit-

bar und unabhängig von ihr der andere Glaube entgegen, der nicht in dem unabläſſigen Spiel des Denkens, nicht in dem ewigen Verſtande allein den ganzen Werth wiederfindet, den das Gemüth unter dem Namen Gottes verehrt. Die Idee der Wahrheit, in dieſem Sinne gefaßt, bildet daher nicht den Schluß, ſondern den Anfang der Lehre vom abſoluten Geiſte; der Weltgeiſt iſt nicht allein ſich wiſſendes Wiſſen, und die Welt hat nicht als höchſte Aufgabe die, in immer erhöhter Vollkommenheit das mechaniſche Problem der Identität des Subjects mit ſeinem Object zu löſen; ſondern der Begriff dieſes abſoluten Wiſſens hat ſich ſelbſt zu beſcheiden, nur die Vorſtufe eines höheren zu ſein, in den er ſelbſt durch ſeinen eignen Widerſpruch getrieben ſich aufheben muß.

Dies bedeutet jedoch keine Zurücknahme deſſen, was alle philoſophiſche Speculation bleibend dem Denken zugeſtehen muß. Es iſt wahr: in den Dingen liegt über ihren Begriff hinaus ein Mehr, das im Denken ſich nicht erſchöpfen läßt; aber es iſt darum nicht wahr, daß man zu jener ſpeculativen Anſicht zurückkehren müſſe, die in den Dingen einen Kern dunkler und unbegreiflicher Sachlichkeit vorausſetzt, der den Angriffen des Denkens ſtets unnahbar und für den Begriff unauflöslich bleiben müſſe, weil er von ganz unſagbar fremdartiger Natur, allem Geiſtigen unvergleichbar, und als völlig vernunftlos im Grunde zu ſchlecht für das Denken ſei. Was in den Dingen mehr iſt als Begriff, das iſt vielmehr auch dem Werthe nach ein Höheres, dem gegenüber das Erkennen nicht mehr die Bedeutung des völligen Innehabens, ſondern nur die des Anerkennens hat; nicht ungeiſtigen Urſprungs iſt es, vielmehr Erzeugniß eines andern lebendigen Triebes, durch deſſen Hinzudenken wir unſere Vorſtellung des göttlichen Weſens vervollſtändigen müſſen, eines Triebes, der nur innerhalb des ganz geiſtigen Weſens Gottes vergleichungsweis als göttliche Natur bezeichnet werden darf. Er iſt die unendliche Productivität des göttlichen Gemüths,

welche von Ewigkeit her innerhalb der Formen der Wahrheit, die der göttliche Verstand denkt, die Urbilder der creatürlichen Welt in unabläſſigem Werdefluß auf- und absteigen läßt. Für dieſe Lebendigkeit des göttlichen Gemüths mag der Name der Schönheit ebenſo wie für die Regſamkeit des göttlichen Verſtandes der der Wahrheit gebraucht werden. Denn Schönheit iſt nicht Gegenſtand der gleichgültigen Einſicht, ſondern des beſeligenden Gefühls; dies aber ſcheint durch den hier gebrauchten Namen des Gemüths angedeutet zu ſein, daß die göttliche Productivität, wie ſie einerſeits durch die Schranken der denknothwendigen Wahrheit, anderſeits durch die ethiſchen Abſichten des göttlichen Willens Form und Richtung empfängt, ſo auch an ſich ſelbſt doch nicht unbeſtimmte, ziellose Bewegung iſt, ſondern daran ihre eigenthümliche Natur hat, nicht ſowohl eine unendliche Fülle der Geſtalten, ſondern in den Geſtalten und durch ſie eine zuſammenhängende unendliche Fülle des Glückes und der beſeligenden Werthe zu erzeugen. „Dieſen Proceß, der in allen Regionen des Univerſum, in dem innergöttlichen, vom Gemüthe der Gottheit umſchloſſen bleibenden, wie in dem durch den ſchöpferiſchen Willen der Gottheit zu ſelbſtändiger Exiſtenz herausgeſtellten, und dem entſprechend endlich auch im Menſchengeiſte, von Ewigkeit zu Ewigkeit vorgeht, ihn hat als Wiſſenſchaft von der Idee der Schönheit die Aeſthetik darzuſtellen."

Welche inneren Beweggründe nun an ihrem Schluſſe auch dieſe Wiſſenſchaft haben kann, ſich ſelbſt aufzuheben und einer ſpeculativen Theologie als Lehre von der Idee der Gottheit den Abſchluß der Betrachtung des abſoluten Geiſtes zu übertragen, darf ich als entbehrlich für meine Zwecke dahingeſtellt laſſen. Um ſo mehr, da von ſelbſt erhellt, daß der Begriff Gottes, den unſer Glaube philoſophiſch gerechtfertigt ſehen will, noch nicht abgeſchloſſen ſein kann durch die Attribute der Seligkeit, der Herrlichkeit und Weisheit, die in ihrer Weiſe eben dieſe geſtaltende und ihrer Geſtaltungen ſich erfreuende Bildungskraft des

göttlichen Gemüthes bezeichnen. Es fehlen noch die Attribute des göttlichen Willens, die wir unter der Idee des Guten zusammenzufassen gewohnt sind; zu ihnen aber leiten die ästhetischen Prädicate Gottes, deren wir eben gedachten, in leicht erkennbarer Weise hinüber. Denn das Gute, wesentlich in dem Willen der Mittheilung eines Realen bestehend, dessen Besitz in dem Wollenden vorausgesetzt wird, bleibt in der That so lange ein leerer Begriff, der nur wenig von dem Großen wirklich sagt, das er meint, so lange die Voraussetzung dieses Realen abgeht, welches den Gegenstand der Mittheilung bilden soll. Nur als Inhalt der Empfindung oder des Gefühls aber, wie es unabhängig von dem Willen und vor ihm besteht, nur als ein Gut, welches seinen Werth wesentlich in dem Gefühle oder für das Gefühl hat, kann jenes Reale gedacht werden; die Güte des göttlichen Willens setzt daher zum Verständniß ihres Begriffs diese ästhetische Welt der vom Willen unabhängigen Werthe voraus.

Ich muß hoffen, daß die kurze Uebersicht, die ich von der höchst vielseitigen Verzweigung dieser Gedanken geben konnte, den Eindruck der großartigen Aussicht nicht ganz verkümmert hat, den Weiße uns über dies Ganze der ästhetischen Untersuchungen eröffnet. Von den kleinen Anfängen aus, welche die Aesthetik als Untersuchung der Bedingungen einer eigenthümlichen Art der Gefühlseindrücke nahm, ist sie zu einem Gedankenkreise erwachsen, welcher unmittelbar in dem göttlichen Wesen den ersten Ursprung eines vielverschlungenen Fadens der Weltordnung aufsucht, und als dessen zusammengehörige Windungen Reihen von Erscheinungen verfolgt, deren Zugehörigkeit zu dem Reiche der Idee der Schönheit zwar nicht selten Gegenstand vorübergehender Ahnungen, aber bis dahin nicht ein fest ins Auge gefaßtes Object wissenschaftlicher Untersuchung gewesen war. Soweit andere methodische Gewohnheiten überhaupt Zustimmung zu Ergebnissen erlauben, deren Herbeiführung und Begründung noch Gegenstand

des Bedenkens ſein kann, halte ich Weißes Aeſthetik nicht nur geſchichtlich für den vollkommenſten Abſchluß der Beſtrebungen, die auf dieſem Gebiete der philoſophiſche Idealismus unſerer Zeit entfaltet hat, ſondern die Zweifel, die ich gegen einzelne Theile ihres Inhalts einwenden möchte, verſchwinden gegen den Reichthum an bleibender Wahrheit, die auch für andere Ausgangspunkte verwerthbar von ihr erarbeitet worden iſt. Ungünſtig für ihre Wirkſamkeit, die mehr im Stillen als anerkanntermeiſe dennoch bedeutend geweſen iſt, war die gefliſſentlich hervorgehobene Strenge dialektiſcher Methodik, durch welche ſie ihren reichen Inhalt dem Verſtändniß mehr entzog, als der fragliche Nutzen dieſer Anſtrengung vergüten konnte. Hierüber hat im Laufe der Zeit Weiße ſelbſt ſeine Meinung gemildert; wir aber unſerſeits möchten nicht unbillig ſeiner Dialektik jeden Werth abſprechen, weil wir ſie nicht unentbehrlich finden. Ueber ihren Sinn hat er ſelbſt nicht im Unklaren gelaſſen; er vermeidet die beliebt gewordenen Ausdrücke, die von einem Umſchlagen und Uebergehen der Begriffe in der Weiſe einer Geſchichte ſprechen; er erklärt ausdrücklich, die dialektiſche Ordnung der Begriffe ſei zwar für das Erkennen, welches ſie faſſen will, nothwendig, aber doch auch nur für dieſes nothwendig. Auch dieſe Meinung beſtreiten wir, aber ſie iſt nicht widerſinnig. Die ſyſtematiſche Anordnung hat ihren entſprechenden Werth auch in andern Wiſſenſchaften ſelbſt dann, wenn der Inhalt der einzelnen Gegenſtände vorher völlig bekannt iſt und durch die Art ihrer Aufreihung die Kenntniß deſſelben nicht erweitert wird. Aber überall pflegt dann zu geſchehen, was wir auch für die ſpeculativen Unterſuchungen gelten machen: es pflegt nicht nur eine ausſchließliche, ſondern mancherlei verſchiedene Anordnungen zu geben, deren jede eine gleich ſchätzbare und dem Verſtändniß dienende Beleuchtung auf das ſonſt bekannte Material zurückwirft. Es iſt im Grunde ein ſehr zufälliger Geſichtspunkt, eine Anzahl von Curven unter dem Namen der Kegelſchnitte zu vereinigen; gleich-

wohl möchten wir ihn in der Geometrie nicht missen; aber wir geben zu, daß es auch wieder eine belehrende Ansicht ist, dieselben Curven auf andere Weise entstanden zu denken, umschrieben um einen constanten Radius, oder um die constante Summe oder Differenz zweier veränderlichen u. s. w.; auch so geben sie eine interessante Stufenreihe, und die eine wie die andere Anordnung ist vollkommen richtig. Der Zusammenhang der Dinge, welchen die Speculation bearbeitet, scheint mir nicht ärmer, sondern ebenso reich gegliedert, wie das System der mathematischen Gebilde; in seinem Ganzen mag es wohl eine Hauptrichtung des Fortschritts geben, die keine andere Ansicht als gleichwerthig zuläßt, aber dasselbe Ganze, das nach dieser einen Richtung unabänderlich polarisirt ist, kann nach vielen andern Richtungen in sehr willkürlich gewählten Bahnen durchlaufen werden und in jeder wird die Trefflichkeit seines Baues den richtig Denkenden auf die Spur eines bedeutungsvollen Zusammenhanges führen.

Ueber Weißes innere systematische Gliederung der Aesthetik belehrt uns §. 7 seines Werkes; die ideale Natur ihres Inhalts erfordere den Gesetzen der dialektischen Methode zufolge eine nicht willkürlich gesetzte, sondern aus dem Begriffe des Gegenstandes selbst hervorgehende Dreiheit ihrer Haupttheile, welche sich zueinander wie unmittelbares Sein, vermitteltes oder reflectirtes Sein und Einheit von beiden oder begriffsmäßiges Sein — oder auch, das unmittelbare Sein der Schönheit sogleich als Begriff gesetzt, wie subjectiver Begriff, objectives Dasein und Einheit dieser beiden oder ideale Lebendigkeit verhalten. Diese Aufgabe wird nun durch folgende Gliederung erfüllt. Der erste oder allgemeine Theil enthält die subjective Begrifflehre von der Schönheit, d. h. die speculative Erklärung des Begriffs der Schönheit in seinem unmittelbaren, noch nicht durch sich selbst gestalteten Dasein; den zweiten oder besondern Theil bildet die Lehre von der Kunst, welche eben das äußerliche und objective

Daſein iſt, in welchem die Schönheit dialektiſch aufgehoben, und einem todten, für ſich begriffloſen Stoffe eingebildet iſt. Der dritte Theil endlich, welcher unter der Kategorie der Einzelheit ſteht, die Lehre vom Genius, enthält diejenigen Begriffe, welche die wahre und ideale, zugleich ſubjective und objective Subſtanz und Wirklichkeit der Idee der Schönheit ausmachen. Den zweiten Theil hier übergehend, muß ich des erſten, weil ſein Inhalt uns hier vorzüglich angeht, des dritten aber deswegen ausdrücklicher gedenken, weil er zu dem Neuen und Eigenthümlichen der Weißiſchen Aeſthetik vor allem gehört.

Die allgemeine Lehre vom Begriff der Schönheit wird die Frage, was dieſe ſei, zu beantworten haben. In der That fehlt es an ihrem Anfang nicht an einer kurz formulirten Definition, welche die Schönheit die aufgehobene Wahrheit nennt. Aber dieſe Definition drückt ſo ſehr nur die ſyſtematiſche Stellung des Begriffs der Schönheit im Ganzen der Philoſophie des Geiſtes aus, daß Weiße in umfänglichen Anmerkungen, mühſam und doch unanſchaulich, die Angabe der inhaltlichen Beſtimmtheit nachholen muß, die durch dieſe ſyſtematiſche Stellenbezeichnung dem Begriff der Schönheit zugeſchrieben wird. Zum Verſtändniß deſſen, was unmittelbar folgt, gelangen wir viel friſcher, wenn wir uns ſeiner ſpäteren, oben mitgetheilten Darſtellungen über die unendliche, ſelige Productivität des göttlichen Gemüths erinnern, die ihm als das zweite Weſensmoment Gottes und als der Ausgangspunkt aller äſthetiſchen Unterſuchungen erſchien. Eben ſie, als lebendige geiſtige Thätigkeit gedacht, iſt die uranfängliche Exiſtenz und Wirklichkeit des Schönen, und von einer ſolchen Wirklichkeit mußte die Aeſthetik beginnen, wenn ſie die Schönheit nicht als einen irgendwo aus zufälliger Verkettung irgend welcher Bedingungen entſtehenden Schein, ſondern überall als Erſcheinung einer Idee zu faſſen dachte, die ſelbſt zu den höchſten Zielen der Welt, zu dem letzten Seinſollenden, und deshalb auch zu dem erſten Seienden gehört. Keineswegs auffällig

und fremdartig, ſondern ganz natürlich erſcheint es daher, daß mehr in Uebereinſtimmung mit Solger, als in Anſchluß an ihn, als die erſte Form, das erſte unmittelbare Daſein der Schönheit die Phantaſie genannt wird, deren Name ſich zur Bezeichnung jener göttlichen Thätigkeit bereits aufdrängte. Unterſchieden von der gemeinen Einbildungskraft, welche blos mit endlichen Bildern und Vorſtellungen beſchäftigt iſt und dieſe auf endliche Weiſe reproducirt, iſt ſie vielmehr die Gewißheit eines Ewigen und Unendlichen, und der Drang zur Erzeugung ſeiner Anſchauung. Aus dieſer Phantaſie, welche ungeſchieden zugleich das Schöne und die ſelige Empfindung des Schönen iſt, entwickeln ſich dieſe beiden Momente nun ſo, daß der Name des Schönen dem Gegenſtande der Anſchauung allein zufällt, die Phantaſie fortan in engerer Bedeutung ihres Namens zum anſchauenden Subject wird, das nicht mehr die Schönheit ſelbſt, ſondern der von außen ſie ergänzende Gegenſatz iſt.

Die weitere Entwicklung des Begriffs von der Schönheit als Gegenſtand oder von dem Schönen zeigt dann, daß die Schönheit zuerſt weſentlich eine unbegrenzte Vielheit ſchöner Gegenſtände ſei, in deren jedem der ganze Begriff der Schönheit, in keinem aber die Totalität der Idee nach allen Seiten oder Momenten ihres möglichen Inhalts geſetzt ſei; eine dialektiſche Entwicklung des Satzes, daß der Werth, den wir unter dem Namen der Schönheit meinen, nicht ihr ſelbſt als Allgemeinem, ſondern nur dem unzähligen Beſonderen zukomme, welches durch ihren allgemeinen Begriff gedacht wird. Jeder dieſer ſchönen Gegenſtände (nicht Dinge, ſondern Einzelformen der Schönheit) wird dann als ein unendlich einzelner, als dergeſtalt von allem andern, Schönem und Unſchönem verſchieden bezeichnet, daß dasjenige, was ſeine Schönheit ausmacht, nie auf gleiche Weiſe außer ihm ein Daſein haben kann. Als Mikrokosmus, als Myſterium erſcheint die untheilbare einzelne Form der Schönheit, ſofern das Bewußtſein der Ewigkeit, Nothwendig-

keit und Allheit, welches in der Geſtalt ſeiner Allgemeinheit der Schönheit eingebildet iſt, ſich in ihr zu der Gewißheit der in ihr der Anlage nach abſolut gegenwärtigen Totalität der endlichen Welt individualiſirt. Dieſe Betrachtungen, deren Einzelausführungen hier zu übergehen ſind, wiederholen nicht ohne den Gewinn tieferer Auffaſſung, aber durch ihre Einſchnürung in dialektiſche Feſſeln beengt, auch früher bekannte Geſichtspunkte. Von ihnen wendet ſich Weiße durch eine etwas wunderliche und gemachte Dialektik endlich der Auffaſſung der Schönheit als einer *Eigenſchaft* von Wirklichem zu, deſſen Wirklichkeit auf eigenen andern Gründen beruhe, und an welchem die Schönheit deshalb in das Verhältniß, beziehungsweis den Widerſpruch einer erſcheinenden Form zu dem realen Inhalte tritt. Als Erſcheinung und Form endlicher Dinge hat die Schönheit zum Element ihres Daſeins die natürliche Unmittelbarkeit, die Qualität und Quantität jener Dinge und tritt als Maßbeſtimmung beider, als Regel oder *Kanon* auf, welcher Ausdruck nicht ein Verhältniß von Größen und Qualitäten, ſondern ein Verhältniß zweiter Ordnung zwiſchen ſolchen Verhältniſſen bezeichnen ſoll. Eine weitläufige Polemik führt Weiße hier gegen alle Verſuche, den Kanon der Schönheit in rationalen, d. h. verſtandesmäßig beſtimmbaren Maßverhältniſſen zu ſuchen. Man fühlt leicht das Richtige, was er meint, aber die Darſtellung wird durch irrigen Gebrauch des letztern mathematiſchen Ausdrucks theilweis unwahr. Das Irrationale iſt nicht *jedem* mathematiſchen Maße überlegen, ſondern läßt eine geſetzmäßige Verwendung und Verknüpfung im Calcül zu, die zu rationalen Ergebniſſen zurückführt. Die Schönheit nun auf Verhältniſſe zu gründen, die nur in dieſem mathematiſchen Sinne irrational ſind, hat kein ſpeculatives Intereſſe; zu behaupten aber, daß ſie an mathematiſch *ſchlechthin* nicht *beſtimmbaren*, alſo mathematiſch auch nicht *beſtimmten* Verhältniſſen hafte, iſt unmöglich, ſo weit die Schönheit in räumlich zeitlichen Formen erſcheint, deren jede einzelne für ſich

ein mathematiſch durchaus beſtimmtes Verhältniß iſt. Die Betrachtung der Endlichkeit der Dinge endlich, an welcher die Schönheit als Maßverhältniß ihrer erſcheinenden Eigenſchaften auftreten ſoll, dürfte wohl auf natürlicherem Wege, als der, den hier Weiße geht, zu dem Inhalt des zweiten Abſchnittes dieſes erſten Theiles geführt haben, zu der Lehre nämlich von der im Gegenſatz zu ſich ſelbſt begriffenen Schönheit, oder von der Erhabenheit, dem Häßlichen und dem Komiſchen.

Ich habe dieſe verſchiedenen Formen des äſthetiſch Wirkſamen einer ſpäteren Erörterung vorbehalten; doch kann ich dieſen erſten Verſuch, ſie zu einer dialektiſchen Reihenfolge zu verknüpfen, ſchon hier nicht unbemerkt laſſen. Mit Recht erwiedert Weiße der Verwunderung darüber, in der Aeſthetik dem Begriffe des Häßlichen zu begegnen, daß der Wiſſenſchaft vom Schönen auch das Gegentheil des Schönen ein ſo natürlicher Gegenſtand der Betrachtung ſei, wie der Ethik die Sünde. Aber die Dialektik, welche jene drei Begriffe als einander erzeugende Entwicklungsmomente der Idee der Schönheit vorführt, iſt doch nicht von ſo unbedenklicher Klarheit, daß ſie die häufig vernommenen Einwürfe von ſelbſt zurückwieſe. Erinnern wir uns zunächſt, daß nicht der Idee der Schönheit als ſolcher ein inwohnendes Bedürfniß zugeſchrieben wird, durch Erhabenheit in Häßlichkeit überzugehen, und in Lächerlichkeit zu endigen. Der Anlaß zu dieſen dialektiſchen Ereigniſſen liegt vielmehr darin, daß die Schönheit, die an ſich nur Schönheit und nicht ihr Gegentheil iſt, genöthigt wird, als Eigenſchaft an einem Wirklichen zu erſcheinen, welches ſie ſelbſt nicht ſchafft, ſondern als entſtanden aus einem andern Zuſammenhange des Wirkens vorausſetzen muß. Erhabenheit, Häßlichkeit und Lächerlichkeit erſcheinen daher als Schickſale, denen die Idee der Schönheit in ihrem Verſuche, ſich in dem Material der endlichen Wirklichkeit auszuprägen, ausgeſetzt iſt. Drohen ihr nun dieſe Schickſale unvermeidlich, und läßt ſich das Eigenthümliche der hierdurch entſtehenden Erſchein-

ungen eben nur aus jenem Versuche der Idee der Schönheit zur Besitznahme des Endlichen verstehen, so haben ohne Zweifel jene drei Begriffe ihren wissenschaftlichen Ort nur in der Aesthetik und allerdings an der Stelle, die ihnen Weiße angewiesen hat. Nicht der Begriff der Schönheit geht also in den der Erhabenheit, nicht der Begriff der Erhabenheit in den der Häßlichkeit, nicht dieser in den des Komischen über; sondern die Eigenschaften der Gegenstände, in denen die Schönheit sich verwirklichen will, gleiten unter Bedingungen, die in der Natur dieser Gegenstände liegen, aus dem Gebiete des einen dieser Begriffe in das des andern über; der Gegenstand, der schön zu werden versprach, wird erhaben, der erhaben zu sein sich bestrebte, wird häßlich. Der aber, der schön zu werden versprach und es nicht wurde, verfehlt damit nicht einfach das ganze Gebiet des Aesthetischen, so daß er gleichgültig würde, sondern er geht unter bestimmten Bedingungen in eine andere Form oder Fehlform der Erscheinung über, die selbst nur als Ableitung der Schönheit, nur als ihr Gegentheil, als ein nur aus ihr entspringbares Mißverhältniß verständlich und möglich ist.

Auch der letzte Abschnitt dieses ersten Theils, die Lehre vom Ideal, läßt sich in seiner Zugehörigkeit zu dem bisherigen Gedankengange leicht ohne Rücksicht auf die ausdrückliche dialektische Motivirung seines Erscheinens begreifen. Zu dem abstracten Begriffe der Schönheit als noch unerfüllter Aufgabe und zu diesen Formen und Fehlformen, welche die Schönheit in der wirklichen Welt sich erfüllend annimmt, gehört als drittes Glied eine Rückkehr aus dieser Aeußerlichkeit in die Phantasie; eine wieder innerliche Existenz der Schönheit, jetzt ausgebreitet über alle Welt als eine eigenthümliche Beleuchtung, in welcher die weltgeschichtliche Thätigkeit des menschlichen Geistes die Herrschaft der Idee der Schönheit über alle Wirklichkeit sich zur Anschauung bringt. Schon Solger hatte, und nach ihm Hegel, diese Weltansichten, in denen das menschliche Gemüth den Zu-

ſammenhang aller Dinge nach ſeinem Werthe zu rechtfertigen ſucht, unter dem Namen der Ideale zu Gegenſtänden der Aeſthetik gemacht; Weiße, die Bezeichnung von ihrer geſchichtlichen Ausprägung entlehnend, unterſcheidet das antike, romantiſche und moderne Ideal; Begriffsbeſtimmungen, die wir ſpäterer Beachtung vorbehalten.

Hinweggehend über den zweiten Haupttheil der Aeſthetik, welcher die Lehre von der Kunſt enthält, finden wir in dem dritten, der Lehre vom Genius, den eigenthümlichſten Theil des Ganzen. Manche der Begriffe, mit denen er ſich beſchäftigt, wie die des Talents, des Genies, waren von untergeordneten Geſichtspunkten aus in der Aeſthetik ſtets als Mittel künſtleriſcher Hervorbringung behandelt worden; Weiße vereinigt ſie mit anderen, die bisher nur als bevorzugte Gegenſtände der künſtleriſchen Phantaſie gegolten hatten, zu einer Reihe, welche ihm die vollendetſten Wirklichkeitsformen des Schönen darzuſtellen ſcheint; Formen, in denen die Schönheit nicht wie in den Werken der Kunſt nur der objectivirte Widerſchein der Phantaſie und ihres Inhalts iſt, ſondern ſelbſt wirkſames Daſein hat; nicht Geſtalt, in welcher die Schönheit angeſchaut werden kann, ſondern lebendiger Genius, der ſich der Schönheit, die er unter anderem in ſeinem Werke niederlegen kann, als ihn ſelbſt beſeelender Regſamkeit bewußt iſt. Es will wenig bedeuten, wenn hiergegen eingewandt wird, daß dieſe Anordnung den ſchaffenden Genius ſpäter als ſein Werk auftreten laſſe; mag in der cauſalen Verkettung der Dinge noch ſo ſehr die ſchaffende lebendige Phantaſie ihrem Erzeugniß vorausgehn; die dialektiſche Reihenfolge iſt ihrem Weſen nach eine Abſtufung der Werthe, nicht eine Geſchichte der Entſtehung ihrer Gegenſtände. Dem natürlichen Gefühle wird ſehr leicht klar werden, daß die höchſte und wahrſte Wirklichkeit nicht darin beſtehen kann, daß ſie immer nur dargeſtellt wird, daß ſie immer nur in Werken der Kunſt niedergelegt wird; muß doch ohnehin die Kunſt um ihrer ſelbſt willen vorausſetzen, daß

Jemand kommen werde, der das Dargeſtellte anſchaut, das Niedergelegte aufhebt; ohne die Wirkung im Gemüthe, die ſie hervorbringt, iſt die Schönheit der Kunſt ſo wenig vorhanden, als das Licht ohne das Auge leuchtet, von dem es empfunden wird. Nun eben dieſe innerliche Bewegung des Geiſtes, die das Kunſtwerk in dem Genießenden hervorruft, dieſe wahre und volle Gegenwart und Wirklichkeit der Schönheit, wird nicht nur auf dieſem Wege, nicht nur als Eindruck äußerer Schönheit hervorgebracht; ſie hat überhaupt nicht nur dieſe einſeitige Beziehung zur Kunſt, entweder erzeugende Kraft ihrer Darſtellungen oder Empfänglichkeit für ihre Wirkungen zu ſein, ſondern unabhängig von aller dieſer Rückſicht tritt ſie als die ſelbſtändige Form auf, in welcher die Schönheit in der Wirklichkeit lebendig Platz nimmt, und nicht nur als ein Jenſeitiges in Werken erſcheint, die dieſer Wirklichkeit ſtets in gewiſſer Weiſe als Darſtellungen einer nur idealen Welt gegenüberſtehen. Auch dieſen letzten Abſchluß, den Weiße der Aeſthetik gegeben hat, kann ich deshalb nur völlig übereinſtimmend mit dem überall feſtgehaltenen Grundgedanken ſeines Werkes finden, und halte ihn im Ganzen, obwohl im Einzelnen nicht ohne Bedenken, für das natürliche und unentbehrliche Endglied, in welchem dieſe weitausgreifende Betrachtung aller äſthetiſchen Elemente ſich zuſammenfaſſen muß. Von der inneren Gliederung dieſes Gedankencyclus muß ich mich begnügen, vorläufig zu erwähnen, daß zuerſt der Genius in ſubjectiver Geſtalt als Gemüth Talent und Genius im engeren Sinne, dann der Genius in objectiver Geſtalt als Naturſchönheit phyſiognomiſcher Ausdruck und Sitte, endlich die Liebe als platoniſche Liebe, Freundſchaft und Geſchlechtsliebe, die namentlich zuletzt etwas paradoxen Stufen der hier aufgeführten Dialektik bezeichnen.

Ich durfte der Aeſthetik Weißes dieſe verhältnißmäßig ausführliche Erwähnung nicht nur um ihres eignen Gehaltes willen, ſondern auch deshalb widmen, weil Weiße zuerſt der Zeit nach, und mit bedeutſamem eignen Fortſchritt gezeigt hat, was ſich der

allgemeinen Denkweise der Hegelischen Philosophie für die ästhetische Wissenschaft abgewinnen ließ. Ich ahnte nicht, als ich diese Darstellung beendigte, daß noch vor ihrer Veröffentlichung auch dieser große ernste und reine Geist uns verlassen, und daß Manches, was ich zur freundlichen Berücksichtigung des Lebenden zu schreiben meinte, jetzt nur dem verehrungsvollen Gedächtniß des Geschiedenen würde gewidmet werden können.

Hegels Schule ist in der Verfolgung dieser Bestrebungen thätig genug gewesen; ohne dem Werthe ihrer weiteren Leistungen zu nahe zu treten, muß ich mich begnügen, dem eignen Studium des Lesers zu empfehlen, was der Ausbildung der Wissenschaft förderlich gewesen ist, ohne doch durch entschieden neue Standpunkte die allgemeinen Grundansichten weiter verändert zu haben. So mag mit Dank Arnold Ruges gedacht werden, theils um seiner Vorschule der Aesthetik, noch mehr um der lebendigen Thätigkeit willen, mit welcher er als Kritiker, häufig mit dem vollsten Rechte der Sache, immer frisch und anregend, der Anschauungsweise der neueren Aesthetik Bahn zu brechen wußte. Nicht eben so kurz zwar, doch kürzer, als ich selbst möchte, bin ich gezwungen, in diesem allgemeinen Theil meiner Arbeit der wesentlichen Dienste zu gedenken, welche Fr. Wilhelm Vischer theils in verdienstreichen monographischen Arbeiten, theils in seiner umfänglichen Aesthetik als Wissenschaft des Schönen der Erweiterung, Vervollständigung und dem methodischen Ausbau des ästhetischen Gedankenkreises geleistet hat. Diese wissenschaftlichen Leistungen gehören so sehr der Gegenwart an, und diese Gegenwart flicht dem geistreichen Schriftsteller so viele Kränze der Anerkennung, daß er meines Lobes entbehren und ich unbedenklicher die Zweifel erwähnen kann, deren Beseitigung wir von seiner noch frischen Kraft hoffen dürfen.

Eine Seite seines Werkes hat Vischer selbst in dem Vorwort zum Schluß desselben herzlich beklagt: die Zerspaltung des

Vortrags in Textesparagraphen und erklärende Anmerkungen. Aber es ist leider nicht blos diese äußerliche Form der Anordnung, in Bezug auf welche wir diesem Seufzer beistimmen, sondern wir beklagen durchaus, daß Vischer die große Fülle seiner höchst anzuerkennenden frischen ästhetischen Anschauungen in völlig unfruchtbarer Weise in den Schematismus Hegelischer Dialektik preßt; noch mehr ermüdet die Gewissenhaftigkeit der beständigen kleinen Polemik, die jeden kleinsten Schritt dieser Dialektik gegen jede kleinste Abweichung anderer Dialektiker zu rechtfertigen sucht. Wie nahe steht die Zukunft bevor, welche nur noch für die größten Umrisse dieser ganzen Behandlungsweise der Wissenschaft lebendige Theilnahme, für die minutiösen Etiketteſtreitigkeiten zwischen den einzelnen Gliedern der dialektischen Entwicklung aber nicht einmal mehr geschichtliches Interesse empfinden wird! Und dieser Zukunft hätte Vischer eine große Fülle sachlicher Belehrung zu hinterlassen, während sie seine systematische Behandlung kaum in dem von ihm gehofften Maße den Leistungen Anderer vorziehen wird.

Das Schöne, weder theoretisch noch praktisch, aber auch ebensowohl das eine wie das andere, hat nach Vischer zugleich mit Religion und Philosophie seinen Platz in einer Sphäre über diesem Gegensatz; alle drei gehören dem Geiste an, der nicht mehr den Gegensatz zwischen Subject und Object, sei es als erkennender oder handelnder, zu überwinden erst strebt, sondern überwunden hat, dem absoluten Geiste. Innerhalb dieses Gebiets aber trete nach dem allgemeinen Gesetze der dialektischen Bewegung als erste Stufe die Religion, als zweite die Kunst, als dritte die Philosophie auf; anders also als bei Hegel, welcher die Kunst der Religion voranschickt. Auch der absolute Geist wiederhole die Theilung in Subject und Object, doch so, daß das letztere das eigne selbsterzeugte Gegenbild des vom absoluten Gehalt durchdrungenen Subjects sei. Die Rangordnung der Stufen hänge davon ab, ob dies Gegenbild diesem Gehalte ad-

äquat, und ob es vom Subject als frei erzeugtes anerkannt werde. Die Religion leiste keines von beiden, indem sie mit ihrem sinnlichen bestimmten Gegenbilde in unfreier Verwechslung sich zu einer dunklen Einheit verschlinge; im Schönen sei das Gegenbild zwar noch sinnlich bestimmt, aber das Subject trete ihm doch frei gegenüber; die Philosophie genüge beiden Bedingungen: das Gegenbild sei Geist, durch die reine und freie Thätigkeit des Denkens erzeugt.

Solche Darlegungen machen fühlbar, wie wenig Sicherheit Halt und Genauigkeit doch eigentlich eine Speculation bietet, wenn sie so große und vielseitige Complexe geistiger Thätigkeiten, wie Religion Kunst und Philosophie nach so armen und abstracten Gesichtspunkten vergleicht, wie diese Abschätzung des Grades der erreichten Subject-Objectivität. Selbst wenn über das, was mit den Namen jener großen Lebensrichtungen bezeichnet sein soll, völlige Uebereinstimmung bestände, würde geringer Scharfsinn hinreichen, um von einem solchen Vergleichsgrunde aus jede beliebige Stufenreihe derselben mit gleicher Wahrscheinlichkeit zu rechtfertigen; einfach indem man bald diesen bald jenen Theil ihres reichen Inhalts, bald diese bald jene in ihm unterscheidbare Bestimmung einseitig als Angriffspunkt wählte, an welchen man jenes abstracte und deswegen äußerst dehnbare Maß anlegte. Von den Gründen, mit denen Hegel seine Anordnung stützt, sagt Vischer, sie seien sehr scheinbar, nur irrig; man wird seine eigne Begründung grade so finden können. Keiner würde den Andern überzeugen, denn das eigentliche Motiv solcher Ansichten liegt in einer Grundanschauung, die durch die Dialektik nicht geschaffen, sondern blos zum Vortrag vorbereitet zu werden pflegt; für Vischer z. B. in einer Ansicht von der Religion, die von allem abweicht, was Andere so nennen; denn wer würde sie in dem wiedererkennen, was er oben von ihr sagt? Er liegt ferner in der Zuversicht, mit der Vischer die Undenkbarkeit einer göttlichen Persönlichkeit behauptet; und diese Zuversicht muß doch

haltbarere Wurzeln bei ihm haben, als den einen dünnen und langen Faden der dialektischen Methode. Diese Vorüberzeugungen hier zu discutiren ist unmöglich; es war aber auch überflüssig, sie in die Aesthetik einzumengen; für die innere Ausgestaltung dieser Wissenschaft sind sie bei Vischer ebenso unfruchtbar, wie bei Weiße die entgegengesetzten. Weiße bemerkt: Hegel, der durch das Schöne zum Wahren strebe, könne im Schönen nur werdende Wahrheit schätzen; Vischer erwiedert: umgekehrt, Weiße, welcher vom Wahren zum Schönen wolle, finde in diesem nur die Wahrheit wieder, die er hineingelegt. Vischer fürchtet, wer vom Schönen zum Guten strebe, werde im Schönen nur das gesuchte religiöse Element vorbereiten wollen; ich entgegne: umgekehrt, wer die Religion zur Vorstufe der Kunst macht, wird im Schönen nur das Religiöse wieder finden, das er hineingelegt. Dies alles sind nutzlose Fechterkünste. Gewiß unrichtig ist es aber, daß der Glaube an einen lebendigen Gott es der Kunst zur höchsten Aufgabe mache, ihn selbst mit seinen Umgebungen darzustellen; unrichtig, daß, wenn wir die Eingriffe Gottes in die Welt, sofern sie Erscheinungen sind, allerdings zu den höchsten Gegenständen der Kunst rechnen, dadurch alle Fortschritte der weltlichen Kunst seit der Reformation verkannt oder verdammt werden; wahr, aber nicht zu Vischers Vortheil wahr, daß der Theismus einen Punkt in Raum und Zeit, obwohl gewiß nicht einen Punkt, setze, in welchem die höchste Einheit des Subjects und Objects wirklich ist; aber nicht wahr, daß er in Folge dessen diesem Gott einen eignen Leib und Wohnort gebe und Darstellungen desselben für die höchsten Aufgaben der Kunst erkläre. (I. S. 48 ff.) Ich begreife nicht, woher Vischers sonst so vorurtheilslosem Geiste diese Gespenster kommen, die in Weißes theistisch gedachter Aesthetik doch gar nicht umgehen.

Von den drei Theilen des Werkes benutzen wir die Kunstlehre später. Der zweite, der objectiven Existenz des Schönen

als Naturschönheit und der subjectiven als Phantasie gewidmet, zieht mit großer Fülle geistreicher Blicke, in den Schilderungen die Bedürfnisse eines Systems zur Freude der Leser weit überschreitend, dort die Schönheit der unorganischen und der organischen Welt, die Racencharactere der Menschheit und die geschichtlichen Physiognomieen der Völker, hier jegliche Thätigkeit der individuellen und der idealbildenden geschichtlichen Phantasie in Betracht. Dem ersten Theile, der Metaphysik des Schönen entlehne ich nur eine grundlegende Definition.

Schön ist das räumlich und zeitlich Einzelne, welches uns den Schein gibt, seinem Begriffe schlechthin zu entsprechen, zunächst also eine bestimmte Idee, mittelbar die Totalität der absoluten Idee in sich zu verwirklichen. In Wahrheit enthält nur der unendliche Weltlauf als Ganzes diese Wirklichkeit der Idee; dem Einzelnen wird sie immer durch den Zusammenhang der Bedingungen verkümmert, unter denen seine Verwirklichung steht; jener Schein selbst kann nur zu Stande kommen, wenn die Gestalt nicht nach ihrer innern Mischung und Structur, sondern nur nach ihrer erscheinenden Oberfläche, nur der Aufriß, nicht der Durchschnitt in Betracht kommt. So ist das Schöne in dem doppelten Sinn reiner Schein, daß in ihm die vom Stoffe abgelöste Oberfläche allein wirkt, und daß aus dieser Alles entfernt ist, wodurch die Gestalt auch den Störungen durch die Bedingungen unterliegen würde, von denen sie ihre reale Wirklichkeit erhielte. Das Schöne ist demnach Form ohne Stoff, aber nicht Form ohne Sinn; dieser grade ist es vielmehr, der aus der zur Durchsichtigkeit geläuterten Gestalt hervorleuchtet, und ihr, sofern er selbst eine Stufe der absoluten Idee ist, die Bedeutung eines Weltalls gibt.

Dem Ausdruck nach nur an plastische Schönheit erinnernd, läßt doch diese Definition leicht eine Erweiterung zu, die auch in Ereignissen Schönheit in dem idealen Werth der Formen des

Geſchehens fände, abgetrennt von jeder Rückſicht auf den Mechanismus der Entſtehung und auf die concreten Zwecke dieſes Geſchehens.

Neuntes Kapitel.

Rückkehr zur Aufſuchung der wohlgefälligen Urverhältniſſe des Mannigfachen bei Herbart.

Die bisher ungelöſte Aufgabe der Aufzeigung deſſen, was unter den Begriff der Schönheit fällt. — Herbarts philoſophiſche Zuſchärfung der Aufgabe. — Zweifelhafte Annahme durch ſich ſelbſt gefallender Verhältniſſe ohne reale Bedeutung. — Das äſthetiſche Urtheil und das Gefühl. — Subjective und objective Gültigkeit des Schönen. — Erklärung gegen den Vorſchlag einer rein formalen Aeſthetik.

In Platons Euthyphron verlangt Sokrates von ſeinem Begleiter eine Definition des Heiligen, oder des Sittlichen, wie wir wohl beſſer überſetzen. Euthyphron verfehlt nicht, ihm einzelne Handlungsweiſen anzuführen, die ihm ſittlich dünken, und es gelingt Sokrates nicht, ihm begreiflich zu machen, daß er nicht Beiſpiele des Sittlichen, ſondern den allgemeinen Sinn deſſen habe hören wollen, was wir auf die einzelne Handlung eben dadurch übertragen wollen, daß wir ſie ſittlich nennen. Er würde ganz anders bedient worden ſein, wenn er die deutſche Aeſthetik gefragt hätte, was ſchön ſei. Sie würde ihm ſogleich mit einer allgemeinen Definition der Schönheit geantwortet und ihm erläutert haben, welchen Vorzug oder welche Ehre wir jeder Erſcheinung zuzuwenden meinen, wenn wir ſie ſchön nennen. Aber Euthyphron würde nicht befriedigt worden ſein; denn welche Erſcheinungen oder Gegenſtände es nun eigentlich ſind, die wir ſchön finden, oder durch welche formalen und beſtimmten Kennzeichen ſich diejenigen verrathen, welche einen rechtlichen Anſpruch auf jene Auszeichnung haben, davon hat die deutſche

Aesthetik bisher sehr wenig gesprochen. Allerdings stellte sie bestimmte Forderungen auf, welchen Alles genügen müsse, was schön sein solle; allein diese Forderungen bewegten sich selbst noch in speculativen Beziehungen zwischen Momenten der Idee in so abstracter Weise, daß die anschauliche Form, in welcher uns zuletzt die wirkliche Erfüllung derselben im Schönen anlacht, aus ihnen selbst gar nicht ableitbar wurde. Der Kunstkritik, nicht der Aesthetik, fiel es zu, aus gelungenen Werken der Phantasie die Formen zu sammeln, in denen jene Forderungen erfüllt schienen, und dies Geschäft hat sie sehr eifrig, im Einzelnen aber nicht ohne die Irrthümer besorgt, welche unvermeidlich scheinen, wenn, bei zusammengesetzten Werken namentlich, der Geschmack aus dem Stegreif über das Zusammenpassen oder Nichtpassen der anschaulichen Form mit vorausgesetzten abstracten Aufgaben richten soll. Man ist zu leicht verführt, entweder das wirklich empfundene Wohlgefallen festzuhalten, es dann aber auf speculative Gründe zurückzudeuten, von denen es nicht abhängt, oder seine eignen Gefühle doctrinär zu verleugnen, weil man in der vorliegenden Erscheinung die vielleicht richtig gestellten allgemeinen ästhetischen Forderungen nicht in der bestimmten Art erfüllt sieht, in der man sie erfüllt zu sehn erwartete. Daß in beide Irrthümer die von speculativen Grundsätzen beherrschte Kunstkritik öfters verfallen ist, bedarf wohl eines Beweises durch Beispiele nicht.

Es hat nun aber auch nie an solchen gefehlt, welche den schwierigen und, wie es ihnen schien, unfruchtbaren Weg der speculativen Aesthetik ganz verließen, um vorerst, Weiteres vorbehaltend, erfahrungsmäßig die thatsächlichen Einzelobjecte des ästhetischen Urtheils, nämlich jene einfachsten Formen und Verhältnisse des Mannigfachen aufzusuchen, welche überall, wo sie vorkommen, unmittelbares Wohlgefallen erregen. Man begegnet diesen Auffassungen in den praktischen Anweisungen, welche in jeder einzelnen Kunst der Meister dem Schüler überliefert; in

dieſer Geſtalt ſind ſie hier nicht aufführbar, da ſie mit Recht an den beſtimmten Einzelaufgaben haften bleiben, welche jede Kunſt verſchieden von jeder andern ſtellt. Ein Streben aber, ſo Gewonnenes zu verallgemeinern, führt in der Regel, da die Induction gewöhnlich doch nur von einem beſchränkten Beobachtungsgebiet, einer vorzugsweis geübten oder mit Kennerſchaft überlegten Einzelkunſt ausgeht, zu dem Fehler, den Grund aller ſchönen Verhältniſſe durch ſpecielle Eigenthümlichkeiten einiger zu deuten. Daß endlich alle dieſe Bemühungen nur die wohlgefälligen Elemente finden, die zur Verknüpfung tauglich ſind, geben ſie ſelbſt zu und erwarten das Beſte, eben die Verbindung zu der Schönheit eines Ganzen, von einem ſchöpferiſchen Takt, der ſich der Zergliederung entzieht.

Künſtler und Kenner, denen in der Beurtheilung ihrer ſpeciellen Gebiete ein maßgebendes Urtheil gern zugeſtanden werden mag, verhalten ſich daher etwas dilettantiſch, wenn ſie zur Begründung einer allgemeinen Aeſthetik übergehen. Einen ſcharfen und ſyſtematiſchen Ausdruck hat ihrem allgemeinen Beſtreben Herbarts Philoſophie gegeben, freilich nicht, ohne ihnen ſelbſt manche Irrthümer ihres Verfahrens vorzuwerfen. Viel ſtrenger richtete ſich aber ſeine Speculation gegen die geſammte vorangegangene Aeſthetik des Idealismus, die, da ſie die weſentlichen Aufgaben verkannt und durch Vermiſchung mit fremdartigen ihre Beantwortung ſich unmöglich gemacht habe, gänzlich dem Neubau weichen müſſe, deſſen Grundlagen er ſelbſt verzeichnet. Mit aller Achtung vor dem großen und wahrheitsliebenden Geiſte des Philoſophen und dem heilſamen Anſtoß, den er dem in ſich verſunkenen Idealismus zur Ueberlegung begangener Fehler gegeben hat, kann ich nicht verhehlen, was die ganze bisherige Darſtellung ohnehin verräth, daß ich weder jener Verurtheilung des früher Geleiſteten beitrete, noch von dem allſeitigen Vorzug der neuen Vorſchläge überzeugt bin. Gar Manches haben wir von den Ergebniſſen, noch mehr von der Unterſuchungsmethode des

Idealismus Preis geben müſſen, und die allgemeine Tendenz, abgeſehen von der ſpeculativen Deutung der Idee der Schönheit die einzelnen Urverhältniſſe aufzuſuchen, auf denen thatſächlich der äſthetiſche Beifall ruht, erkennen wir rückhaltlos für eine nothwendige Ergänzung der alten Aeſthetik an. Mit der Aufſtellung dieſer Forderung hat jedoch Herbart nur eine ſtets vorhandene Ueberzeugung ausgeſprochen; ausgeführt hat er ſelbſt leider nicht, was er verlangte; die ſpeculative Zuſchärfung aber, die er jenem allgemeinen Verlangen gab, möchte ich nicht für die beſſere Bahn zum Ziele halten.

In jedes Kunſtwerk ohne Ausnahme, bemerkt Herbart (Encyclopädie I. Abſchnitt 9. Kapitel), und ebenſo in jede natürliche Schönheit, ſetzen wir hinzu, muß Unzähliges hineingedacht werden; am ſchnellſten und ſicherſten wirkt die plaſtiſche Kunſt, denn die menſchliche Geſtalt, ihre Mienen und Geberden zu deuten iſt Jeder geübt; die Malerei dagegen rechnet auf die Bemühung des Zuſchauers, den dargeſtellten Moment in Gedanken zu einer fortgehenden Handlung zu erheben; das Porträt vollends thut nur auf die, welche das lebende Original kannten, ſeine volle Wirkung; andern iſt es nur ein ſchönes, häßliches oder gleichgültiges Bild; es iſt der Perception allein überlaſſen, die Apperception fehlt und mit ihr das ſtärkſte Intereſſe. Mit welchen Augen ſieht dagegen der Hiſtoriker eine alte Münze! ſeine hiſtoriſche Aneignung (und nichts anderes heißt Apperception) gibt ihr den Werth.

Je zufälliger aber, fährt Herbart fort, die Apperception, deſto leichter kann ſie ausbleiben, und wiefern auf Zufälliges beim Kunſtwerke gerechnet wird, deſto weniger iſt es ein geſchloſſenes Ganze. Die klaſſiſche Poeſie bleibt haltbar durch Jahrtauſende, weil ſie das Nationalintereſſe, mit dem ſie einſt zuſammenhing, und ſelbſt die alte Art des Vortrags größtentheils entbehren kann, ohne für uns merklich zu verlieren. Um den innern Kunſtwerth eines Werkes recht zu würdigen, muß des-

halb die Apperception *insofern als sie nicht wesentlich die Auffassung bedingt*, bei Seite gesetzt werden, obgleich Niemand sich *gern* entschließt, dieser Forderung vollständig Genüge zu leisten. Die Kunstwerke sollen etwas bedeuten, und die Deutelei drängt sich ungestüm herbei, sie zu Symbolen von diesem und jenem zu machen, woran der Künstler nicht gedacht hat. Was mögen wohl die alten Künstler, welche die möglichen Formen der Fuge entwickelten, oder die noch älteren, deren Fleiß die möglichen Säulenordnungen unterschied, auszudrücken beabsichtigt haben? Gar Nichts wollten sie *ausdrücken*; ihre Gedanken gingen nicht hinaus, sondern in das innere Wesen der Künste hinein; diejenigen aber, die sich auf Bedeutungen legen, verrathen ihre Scheu vor dem Innern und ihre Vorliebe für den äußern Schein.

Man kann zu diesen Gescholtenen gehören, ohne sich durch die letzte Aeußerung irgend getroffen zu fühlen, die, wie alle Heftigkeit, ihr Ziel verfehlt; denn scheinbarer klänge es gewiß, Vorliebe für äußern Schein da zu finden, wo man an dem Gegebenen der Anschauung haftet, seine Aufnahme in ausdeutende Gedankenkreise weigert. Sprechen wir jedoch von der Sache. Die Gesammtwirkung der Kunstwerke leitet auch Herbart von Gedanken ab, die sie erregen; nur ein geringer Theil dieser Wirkung scheint ihm indessen ästhetisch. Nun erhalten ja gewiß Naturerscheinungen und Kunstwerke durch Erinnerungen, die sie nur uns, nicht anderen, erwecken, einen Affectionswerth für uns, den man, als ihnen selbst nicht zukommend, von ihrem Schönheitswerthe scheint abziehen zu müssen. Wie weit soll jedoch diese Abstraction fortgesetzt werden? und was unterscheidet sich zuletzt als reine Perception, die aber doch den innern Kunstwerth fassen soll, von der Apperception, die das thatsächlich Gegebene in schon gehegte Gedankenkreise aufnimmt? Herbart bestimmt diese Grenze nicht; da er die Apperception nur so weit als sie nicht wesentlich die Auffassung bedingt, bei Seite setzen heißt,

so scheint er anzuerkennen, daß sie nicht ganz vermeidbar ist; aber worin besteht doch diese Auffassung selbst und was ist an ihr wesentlich? Eine Gestalt der Sculptur ist der blos sinnlichen Perception nur ein geometrisches Bild in einer Ebene; schon die scheinbar gesehene Rundung im Raum, noch mehr die Deutung der Mienen und Geberden gehört der Apperception des Gesehenen in eine ihm entgegenkommende Vorstellungsmasse der Erinnerung. Nun fragt sich: soll dieser so vermittelte Gesammteindruck für einen ästhetischen angesehen werden, oder soll das Interesse, welches aus der Deutung entspringt, nur ein zwar schätzbarer, doch fremder Zusatz zu der Schönheit sein, welche in der bloßen percipirten Raumform liegt?

Schillers Ueberlegungen hierüber veranlaßten uns bereits (S. 90), das zweite Glied dieser Doppelfrage zu verneinen. Es ist gar nicht beweisbar, sondern ein leerer Einfall, daß die menschliche Gestalt, nur „als Ding im Raume" percipirt, uns ein Wohlgefallen erregen würde; eben weil jeder nicht blos geübt, sondern genöthigt ist, Mienen, Geberden und Umrisse zu deuten, so kommt eine blos geometrische Perception einer menschlichen Gestalt nie in Wirklichkeit vor, sondern ihre Deutung ist ein unvermeidlicher Bestandtheil der Umstände, unter denen es überhaupt zu einem ästhetischen Urtheil über sie kommt. Es bleibt daher mindestens zweifelhaft, ob diese Deutung nur eine unwesentliche, wenn auch beständige Begleitung der Bedingungen unsres Wohlgefallens, oder ob sie nicht vielmehr selbst eine von diesen ist; so weit wir uns künstlich in eine blos geometrische Anschauung zurückversetzen können, ist es nicht wahrscheinlich, daß eine solche, wenn sie ganz gelänge, uns die menschliche Gestalt würde schön erscheinen lassen. Eine kurze Fortsetzung dieser Ueberlegungen führt dahin, daß für alle Erscheinungen, welche eine natürliche Bedeutung haben, für alle mithin, welche Kant unter den Begriff der anhängenden Schönheit brachte, diese Bedeutung mit zu ihrer vollständigen Auffassung, die Uebereins-

ſtimmung aber zwiſchen der percipirten äußern Erſcheinungsform und dieſem appercipirten Inneren zur Begründung ihrer Schönheit gehört. Und hier läßt ſich ſogleich hinzufügen, daß dieſe dem äſthetiſchen Eindruck zu Grunde liegende Apperception ſich nicht nothwendig auf das beſchränken muß, was „jeder hinzuzudenken geübt“ iſt; muß doch einmal zu dem Thatſächlichen des ſinnlichen Eindrucks eine Deutung hinzukommen, die jeder Beobachter aus ſeiner Erfahrung ſchöpft, ſo iſt der Ausdehnung dieſer Zuthaten keine feſte Grenze zu ziehen, über welche hinaus ſie den äſthetiſchen Eindruck nicht ſteigern, ſondern nur noch einen fremdartigen Reiz des Wiſſens hinzufügen könnten. Es kommt nur darauf an, daß dem Hinzugedachten etwas in der Erſcheinung entſpricht; iſt dies aber der Fall, ſo wird ohne Zweifel der, welcher ſie in ein reicheres Verſtändniß appercipirt, mehr Schönheit jener Uebereinſtimmung des Innern und Aeußern in ihr entdecken, als der, welcher nur die allgemeinen landläufigen Umriſſe jenes Innern, nicht ſeine characteriſtiſche Individualität begreifen kann. Nur iſt es für die Kunſt, da ſie doch Eindruck machen will, ein verkehrtes Verfahren, dieſen hauptſächlich durch Züge zu erſtreben, deren Verſtändniß minder allgemein vorausgeſetzt werden kann.

Von jener Harmonie eines Innern und Aeußern aber, die man zur äſthetiſchen Beurtheilung hier nothwendig annehmen mußte, kann man ferner nicht ſprechen, ohne irgend eine wo auch immer gelegene Aehnlichkeit oder doch Correſpondenz beider zuzugeben, die überdies, um wirkſam zu ſein, unſerer Beobachtung im einzelnen Falle leicht bemerklich ſein muß. Hiermit geſteht man im Princip zu, daß Formen, und zwar nicht nur räumliche, ſondern auch alle nur innerlich anſchaulichen, ganz natürlich für uns Symbole eines Innern werden, ja daß ſie in unſerer Anſchauung eigentlich gar nicht vorkommen, ohne, wenn auch mit ſehr veränderlicher Stärke, die Vorſtellungen dieſes Innern, dem ſie entſprechen, zu reproduciren. Eben dies, daß anderweitige

Kenntniß von der Bedeutung einer Erſcheinung uns nicht hindert, in ihr dasjenige Innere anzunehmen, deſſen Vorſtellung durch die Form erweckt wird, läßt ſie uns in jenem erfreulichen Gleichgewicht des Innern und des Aeußern erſcheinen. Aber noch mehr: ganz willkürlich iſt es jetzt, von der wahrſcheinlichen Vermuthung völlig abzuſehen, daß auch die anſchaulichen Formen für ſich ihre eigne äſthetiſche Bedeutung eben jenen Aſſociationen erſt verdanken, von denen wir ſie in der Zeit, in welcher wir überhaupt äſthetiſch zu urtheilen beginnen, längſt nicht mehr zu trennen im Stande ſind. Dieſe Vermuthung haben wir bisher, ſoweit uns Gelegenheit ſich darbot, durchgeführt; auch jene freie Schönheit Kants, die ohne irgend einem Gattungsbegriff eines Weſens oder eines Vorgangs zur Erſcheinung dienen zu müſſen, nur in reinen Formen zu ſpielen ſchien, haben wir nicht auf einer urſprünglichen Wohlgefälligkeit dieſer Formen als ſolcher beruhend gedacht, ſondern auf dem Abglanz einer Bedeutung, an welche ſie erinnern. Recht eigentlich mithin der Deutelei ſchuldig, die Herbart anklagt, darf ich wohl hier gegen ſeine entgegengeſetzte Anſicht die meinige rechtfertigen.

Formell könnte ich beide als zwei zunächſt gleich zuläſſige Hypotheſen bezeichnen. Herbart vermuthet, daß der ſchwer zu zergliedernde und etwas ſchwankende äſthetiſche Eindruck, den wir von zuſammengeſetzten Werken der Natur und der Kunſt empfangen, auf dem Zuſammenwirken einfacher wohlgefälliger Formverhältniſſe beruhe, von denen uns einige, wie die harmoniſchen Verhältniſſe der muſikaliſchen Töne, manche Raumfiguren und Rhythmen, wirklich in unſerer innern Erfahrung abgeſondert als urſprüngliche Objecte eines unmittelbaren Wohlgefallens gegeben ſind. Dieſe Elemente habe man aufzuſuchen, aus ihrer mannigfachen Verknüpfung und Verwendung nach Regeln, welche die Aeſthetik aufzufinden habe, entſtehe die Schönheit jedes zuſammengeſetzten Ganzen. Die Anſicht anderſeits, die wir Herbart gegenüber retten möchten, leugnet keineswegs das Vorhanden-

ſein wohlgefälliger Verhältnißformen, und eben ſo wenig, daß Schönheit auf ihnen beruhe und ohne ſie undenkbar ſei; ſie fügt nur die Behauptung hinzu, daß der Werth dieſer Formen, den das äſthetiſche Urtheil anerkennt, kein urſprünglich ihnen ſelbſt eigner ſei, ſondern auf ſie übertragen von Vorſtellungen aus, an welche ſie erinnern. Mit dieſer Behauptung glauben wir keineswegs das Geſchäft der bloßen Aufſuchung der wohlgefälligen Urverhältniſſe, das uns hier obliegt, durch eine voreilige Speculation über den Urſprung derſelben zu ſtören; vielmehr ſcheint uns dieſe Ergänzung, die wir hinzufügten, nothwendig zu ſein, um eben den Thatbeſtand deſſen zu fixiren, worin unſer äſthetiſches Urtheil das Schöne findet. Jene Gewohnheit, die Herbart zu dem Vorwurf einer beſtändigen Deutelei veranlaßt, würde in uns nicht ſo allgemein vorhanden ſein, wenn die Formen uns nicht in der That nur durch Erinnerung an ein inhaltlich unbedingt Werthvolles erregten, deſſen Vorbedingungen oder Erſcheinungsweiſen ſie ſind. Mit Vorſtellungen dieſes Werthvollen finden wir die Anſchauung der Formen ſo allgemein in uns aſſociirt, daß es uns eine gewaltſame Abſtraction erſcheint, das empfundene Wohlgefallen allein auf die Formen als ſolche zu beziehen und den anderen Beſtandtheil dieſes zuſammengeſetzten Vorgangs in uns als unweſentlich zu übergehen. Ich frage mich vergeblich, welchen zwingenden Grund es geben könnte, von dieſem Wege abzulenken, auf den uns die Selbſtbeobachtung, und auf den uns vor allem das Bedürfniß verweiſt, nicht nur das Wohlgefallen am Schönen, ſondern auch die Verehrung vor ihm zu begreifen; nicht einmal Herbarts eigne Principien enthalten ein Hinderniß dieſer Richtung zu folgen. Wer Verhältniſſe der Willen zu einander als ſittliche Ideale aufſtellt, denen unſere unbedingte Billigung gebührt, kann nicht unmöglich finden, daß die Erinnerung an ſie durch ähnliche Verhältniſſe zwiſchen willenloſen Elementen des Anſchaulichen in uns erweckt wird. Und dieſe Erinnerung wird an die anſchaulichen Formen nun

auch eine Werthbestimmung knüpfen, entstanden aus der Billigung, die den sittlichen Verhältnissen als solchen gehört, aber umgewandelt zu ästhetischem Wohlgefallen durch den Unterschied, der zwischen jenen sein sollenden Beziehungen der Willen und diesen nur bestehenden Verhältnissen willenloser Elemente übrig bleibt.

Kann ich daher keineswegs von Anfang an einen Mißgriff darin sehen, den ästhetischen Werth der Formen durch Erinnerung an einen werthvollen Inhalt zu erklären, so muß ich freilich über den näheren Zusammenhang beider theils auf Früheres verweisen (S. 74. 96.), theils späteren Gelegenheiten Weiteres vorbehalten. In der Schönheit nur eine verhüllte Wahrheit zu suchen, die doch ohne Verhüllung dasselbe bedeuten würde, wie mit ihr, Werken der Kunst die Empfehlung bestimmter Pflichten oder Anleitungen zur Tugend zuzumuthen, überhaupt die ganze kleinliche und engherzige Weise, die relative Selbstständigkeit der Schönheit zu verkennen und sie zu unmittelbarem Dienste der Moral oder der Wissenschaft herabzuwürdigen: alles Dies ist weder Folge der von mir vertretenen Ansicht, noch hängt es irgend mit ihr zusammen. Die elementaren Formen des Schönen sind mir Analogieen der allgemeinen Verhältnisse, die alles Gute zu seiner Verwirklichung voraussetzt; spielt das Mannigfaltige der Anschauung, obgleich ihm keine sittliche Verpflichtung obliegt, dennoch in diesen idealen Formen, so füllt es uns mit verehrungsvollem Wohlgefallen durch den Schein einer Welt, in welcher die ewigen Gesetze des Seinsollenden zu Fleisch und Blut der Erscheinungen geworden sind, und das Ideale zugleich als reale Kraft die Fülle der Erscheinungen hervortreibt, ihrer selbst froh, durch äußere Zwecke und Aufgaben unbelästigt, von keinem ihnen fremden Mechanismus zurückgehalten. Weit ab liegt von dieser Ansicht jeder Versuch, eine Schönheit räumlicher Gestalt oder des zeitlichen Rhythmus zum Ausdruck eines bestimmten Gedankens oder zum Symbol eines bestimmten Vorgangs zu

mißbrauchen; dieſes Schöne deutet durch ſich ſelbſt nie auf einen einzelnen geformten Beſtandtheil der wirklichen Welt hin, ſondern nur den Werth der allgemeinen Verhältniſſe, die in ihrer Formung herrſchen ſollen, ſtellt es in einem freien Gebilde dar, das an keine einzelne Wirklichkeit ausſchließlich, aber gleichzeitig an unzählige erinnert.

Einen zweiten Punkt des Zweifels müſſen wir dieſen Betrachtungen ſogleich anſchließen. Kant hatte die Schönheit in eine Beziehung zu dem Gefühl geſetzt, die ich ſchon bei der Darſtellung ſeiner Lehre gegen Einwürfe zu ſchützen geſucht habe. In dem ſpäteren Idealismus, der alle Zwecke und Güter des Daſeins nur in der vollkommenſten Erkenntniß ſuchte, verlor ſich dieſe Berückſichtigung des Gefühls allmählich und es fehlte nicht an gelegentlichem Spott gegen die, welche den Genuß des Schönen nur in dieſer trüberen Form der innern Erregung für möglich hielten. Herbart trennt die äſthetiſchen Urtheile mit Entſchiedenheit von allen theoretiſchen und ſucht in der Schönheit keine erkennbare Wahrheit; aber dem Gefühl verſagt er die frühere Stellung gleichfalls. Es iſt nöthig, um auf den eigentlichen Fragepunkt zu kommen, in der Kürze Vieles zu beſeitigen, was von jedem Standpunkt aus unweſentlich erſcheinen muß; wir verlangen alſo mit Herbart, daß von den Gemüthsbewegungen, die dem einen ſo dem andern anders ſich an den Eindruck des Schönen knüpfen, von aller Leidenſchaft des Begehrens und aller Freude über ſeine Befriedigung abgeſehen werde und daß die vollſtändige Vorſtellung deſſen, worüber das äſthetiſche Urtheil ſich äußern ſoll, in ruhiger Contemplation vor uns ſchwebe. Kann aber dieſe Abſtraction von veränderlichen und individuellen Gefühlen ſo weit fortgeſetzt werden, daß in der Fällung des äſthetiſchen Urtheils das Gefühl für Nichts mehr wäre? und worin eigentlich würde dann der Inhalt dieſes Urtheils beſtehen?

Der Name des äſthetiſchen Urtheils, den wir allerdings

aus dem Sprachgebrauch wohl nicht wieder werden entfernen können, scheint mir nicht unzweideutig zu sein. Alle inneren Vorgänge, die wir erleben, können, welches auch ihre Natur sein mag, später zu Gegenständen eines reflectirenden Denkens werden, welches ihren Inhalt in seiner Weise, nämlich in der Form eines Satzes, durch eine Beziehung zwischen irgend einem Subject und irgend einem Prädicat ausdrückt. In diesem Sinne würde ästhetisches Urtheil die Form sein, in welcher das Denken jenen innern Zustand der Erregung, den wir unter dem Eindrucke des Schönen erfahren, für Zwecke einer vergleichenden und combinirenden Betrachtung ebenfalls in Gestalt eines Satzes fixirt, der an einem gesondert denkbaren Subject ein gesondert denkbares Prädicat bejaht. Keineswegs dagegen würde nöthig sein, daß jenes innere, durch dieses Urtheil bezeichnete Erlebniß der Erregung an sich selbst diese Form einer Beziehung zwischen Subject und Prädicat tragen müßte, die es vielmehr nur unter der Hand des discursiven, auf es reflectirenden Denkens annimmt. Nun aber tritt hier der eigenthümliche Fall ein, daß in dem inneren Vorgang, den der Eindruck des Schönen in uns hervorruft, auf irgend eine Weise ein Act der Werthbestimmung und der Schätzung liegt, der gar zu sehr dazu verlockt, ihn unter den Begriff einer eigentlichen Beurtheilung, d. h. einer Operation unterzuordnen, welche in Gestalt eines Urtheils, also einer Beziehung eines Prädicats auf ein Subject erfolgt. Und deshalb scheint nun das, was in uns unter dem Eindruck des Schönen geschieht, nicht blos ein noch zu untersuchender, irgendwie beschaffener Vorgang zu sein, den secundär die auf ihn gerichtete Reflexion des Denkens in Gestalt eines Urtheils aussprechen könnte: er selbst vielmehr, dieser Vorgang, scheint in dem Ausspruch eines Urtheils zu bestehen, und ihm dieselbe Unterscheidung eines Subjects und eines Prädicats und die Beziehung beider aufeinander wesentlich zu sein, um das zu sein, was er ist. In diesem letzteren Sinne, den ich nur für einen Mißverstand

halten kann, wird der Name des ästhetischen Urtheils von Herbart gebraucht; zwar bezeichnet derselbe Name dann natürlich, nachdem der von mir gemachte Unterschied hinweggefallen ist, auch den vom Denken formulirten Satz, durch welchen unser Eindruck ausgedrückt wird; im Wesentlichen aber erscheint das ästhetische Urtheil als die unmittelbare Reaction, die der Eindruck des Schönen in uns hervorruft, oder vielleicht deutlicher gesagt, diese Reaction erscheint unter der Form eines ästhetischen Urtheils.

Die Folgen hiervon kommen nicht sogleich zum Vorschein. In dem Prädicat der Wohlgefälligkeit, mit dem es sein Subject ausgestattet, scheint zuerst das ästhetische Urtheil die charakteristische Erregung, die wir unter dem Eindruck des Schönen erfahren, völlig zu enthalten, und das was in uns geschehen ist, nur in reflectirendem Denken zu wiederholen. Ja selbst diese in ihm hervortretende Unterscheidbarkeit des als Subject gedachten Inhalts von dem Gefallen, das ihm als Prädicat folgt, deutet richtig eine Differenz des Schönen vom Angenehmen an, in welchem wir das, was gefällt, nicht von der erzeugten Lust zu sondern vermögen. Das Mißliche zeigt sich allmählich, wenn wir jenes Prädicat der Wohlgefälligkeit selbst untersuchen, in welches sich nun der Unterschied eines ästhetischen Urtheils von andern Urtheilen concentrirt hat. Denken wir uns nämlich unter A, B, C drei verschiedene vollständig vorgestellte Verhältnisse, über welche der Geschmack sich äußern soll, so wird nach Analogie dessen, was Herbart in der Bestimmung der sittlichen Willensverhältnisse wirklich ausführt, die Reihe der bezüglichen ästhetischen Einzelurtheile doch nur lauten können: A gefällt, B gefällt, C gefällt oder mißfällt. In dieser Form können jedoch diese Urtheile nicht Ausdrücke der unmittelbaren ästhetischen Reaction sein, zu deren Hervorrufung in uns die Vorstellung jener Verhältnisse führt. Denn unzweifelhaft gefällt A *anders* als B und B *anders* als C; ein Satz, welcher diese Unterschiede

nicht erwähnt, ist nicht mehr ein ästhetisches Urtheil in diesem zweiten Sinne; er drückt nicht unmittelbar die ästhetische Beurtheilung des zur Frage gestellten Verhältnisses durch unser Gemüth aus, sondern ist das Ergebniß eines reflectirenden Denkens, welches nach Vergleichung vieler solcher Beurtheilungen alle diese einzelnen Subjecte A B C nur noch mit dem allgemeinen durch Abstraction gewonnenen Prädicat ausstattet, von dem eigentlich jedem von ihnen nur eine specielle Unterart mit Ausschluß aller übrigen zukommt. Das erste Kapitel meines zweiten Buchs wird mir Veranlassung geben, diese Bemerkung nach einer andern Richtung hin zu verfolgen; hier will ich nur hinzufügen, daß sie für sich allein noch nicht zu schließen erlaubt, das Schöne werde ursprünglich durch ein Gefühl ergriffen, dessen feine Schattirungen im Denken unwiederholbar seien. Dieselbe Ungenauigkeit kommt in dem Ausdruck aller möglichen Wahrnehmungen vor; unsere Urtheile pflegen überall, durch die allgemeine Fassung ihres Prädicatsbegriffs, etwas Unbestimmteres zu sagen, als sie meinen; wer das Kupfer roth nennt, meint doch weder Rosenroth, noch Scharlach, sondern eben nur Kupferroth.

Allerdings aber kommen wir zu jenem Schlusse, wenn wir uns das Prädicat der Wohlgefälligkeit auch nur in seiner unzulässigen Allgemeinheit gefallen lassen und nach seiner Bedeutung fragen. Und hier weiß ich in der That nicht, warum ich weitläuftig sein sollte; denn entweder ist für sich klar, was ich behaupte, oder ich bin durchaus unfähig, den Sinn meiner Gegner zu verstehen. Wenn nun doch einmal das Gefallen etwas anders sein soll, als das Vorgestelltwerden, wenn es zu diesem hinzukommen muß, um ein ästhetisches Urtheil zu Stande zu bringen, wenn endlich in dem ästhetischen Urtheil das Vorgestellte nicht als gleichgültig vorgestellt werden soll: durch welchen andern mit Namen zu nennenden geistigen Vorgang können dann diese Forderungen erfüllt werden, als durch den, welchen alle Welt ein Gefühl im Gegensatz zu einer gleichgültigen Vorstellung

nennt? Gewiß ist nicht Alles schön, was Gefühle irgend welcher Art aufregt; aber ganz unmöglich scheint es doch, die Abstraction von den Gefühlen so weit fortzusetzen, daß zuletzt der innere Vorgang, welcher das Gefallen ist, ganz aus dem Umfange des Gefühls herausfiele, ohne doch in den Umfang des andern klaren Begriffs der gleichgültigen Vorstellung einzutreten. Der Name des Beifalls oder des Wohlgefallens kann zwar eine Art des Gefühls von andern unterscheiden, allein er hat gar keine construirbare oder nachweisbare Bedeutung in einer blos intelligenten Seele, die der Fähigkeit Lust oder Unlust zu empfinden, überhaupt entbehrte. Dabei ist natürlich gänzlich gleichgültig, ob Jemand Gefühle für Aeußerungen eines besondern ursprünglichen Vermögens oder für eine eigenthümliche Klasse von Producten des mechanischen Vorstellungsverlaufs halten will; im letzteren Falle ist ästhetisches Wohlgefallen ein Ereigniß, das erst eintreten kann, wenn oder indem der psychische Mechanismus eines dieser eigenthümlichen Producte hervorbringt.

Worauf beruht nun das entschiedene Widerstreben Herbarts, hierin der gewöhnlichen Meinung Zugeständnisse zu machen? Ich kann es mir nur aus der zweideutigen Natur seines sogenannten ästhetischen Urtheils erklären. Wohlgefälligkeit, in dieser Allgemeinheit gefaßt, war ein Erzeugniß des denkenden Vergleichens; freilich nur, sofern sie eben als Allgemeines ihren besonderen Arten entgegensteht; denn das, wodurch sie vom Gleichgültigen sich unterscheidet, ließ sich nicht eigentlich denken, sondern nur für weitere Behandlungen durch das Denken *bezeichnen*. Wir unterliegen jedoch sehr leicht der Täuschung, als hätten wir irgend einen Inhalt durch und durch, seinem ganzen Wesen nach *gedacht*, wenn wir an ihm nur irgend eine leichte logische Operation vollzogen, und das Ergebniß dieser Bearbeitung durch einen Namen bezeichnet haben. Wir glauben Farbe denken zu können, weil wir sie, die allgemeine, aus Roth, Blau, Gelb durch vergleichende Abstraction gewonnen haben; aber Niemand

kann durch Denken den Unterſchied zwiſchen Farbe und Ton, Niemand mithin das Weſentliche der Farbe ſelbſt beſtimmen; ihr Name iſt nur ein Zeichen für einen lediglich empfindbaren, aber nicht denkbaren Inhalt. Dieſelbe Täuſchung iſt vielleicht jenem allgemeinen Wohlgefallen zu Gut gekommen und hat es als ein Prädicat erſcheinen laſſen, mit welchem das Denken, ohne ſelbſt fühlen zu müſſen, dem von ihm vorgeſtellten Verhältniſſe einen Werth ertheilen könnte. Unterſtützt konnte die Täuſchung werden durch die Gewöhnung, den innern Vorgang, in welchem die äſthetiſche Erregung beſteht, ſich in derſelben Form eines äſthetiſchen Urtheils zu denken, in welcher ſie von der Reflexion recapitulirt wird. Der Act der Zuſammenfügung des Prädicats der Wohlgefälligkeit mit dem als Subject vorgeſtellten Verhältniß erſchien dann freilich nicht mehr als ein Gefühl, ſondern als die Handlung eines beziehenden Denkens, bei der vergeſſen wurde, daß das Prädicat nicht eher da ſein konnte, bis es in einem vorangegangnen Gefühle entſtanden war.

Luſt und Unluſt ſind jedoch ferner nicht begreiflich ohne Vorausſetzung von Einklang oder Widerſpruch zwiſchen dem Eindruck und der Natur deſſen, der ihn erleidet. Ich übergehe jetzt Vieles, was hiermit zuſammenhängt und hebe nur die von Kant gezogene Folgerung hervor, daß alle Prädicate des Gefallens nur Bezeichnungen der ſubjectiven Affection ſind, die wir von den Dingen erleiden. Auch die Schönheit macht hiervon nicht Ausnahme; haben wir den Wunſch, ſie vor anderen Arten des Gefälligen auszuzeichnen, ſo müſſen wir einen Grund ſuchen, welcher ihr innerhalb dieſer Subjectivität, die ſich nicht aufheben läßt, einen unbedingten Werth ſichert. Ich verſtehe hierüber eine Reihe von Bemerkungen nicht, welche Zimmermann macht. (Geſchichte der Aeſth. S. 772.) Kant habe das Geſchmacksurtheil durchaus ſeinem ſubjectiven pſychiſchen Urſprung nach betrachtet und ihm allgemeine Gültigkeit nur um der Gleichheit der urtheilenden Geiſter willen zugeſchrieben; Herbart ſehe von der pſycho-

logiſchen Entſtehung des äſthetiſchen Urtheils ganz ab, faſſe rein den Gegenſtand deſſelben, das Beifall oder Mißfallen erzeugende Verhältniß ins Auge und erkenne daher dem äſthetiſchen Urtheil allgemeine mit ſich identiſche Geltung, um der Identität ſeines Objectes willen zu; hierdurch erſt ſei eine objective Wiſſenſchaft vom Gefallenden und Mißfallenden möglich, die für Kant unmöglich geweſen. Ich bezweifle beide Glieder dieſer Antitheſe. Allerdings hat Kant an eine Sammlung der äſthetiſchen Urverhältniſſe nicht gedacht; ſeine Ueberzeugung hätte es ihm jedoch nicht unmöglich gemacht, eine objective Wiſſenſchaft von dem aufzuſtellen, was immer gleich gefallen oder mißfallen wird, ſo lange es von gleichartigen Subjecten beurtheilt wird. Mehr aber zu leiſten würde auch für Herbart nicht möglich ſein, auch nicht auf Grund des Satzes, den Zimmermann citirt: „vollendete Vorſtellung deſſelben Verhältniſſes führt wie der Grund ſeine Folge, daſſelbe äſthetiſche Urtheil mit ſich und zwar zu jeder Zeit und unter allen Umſtänden.“ Die Folge entſpringt eben, wie Herbart ja ſonſt lehrt, nur aus ihrem vollſtändigen Grunde; daß aber das vollendete Vorſtellen des Verhältniſſes der vollſtändige Grund des von ihm angeregten äſthetiſchen Urtheils ſei, iſt unmöglich. Denn vollendetes Vorſtellen iſt nach dem Geſetz der Identität, deſſen Verletzung man nicht von Herbart erwarten darf, nichts als vollendetes Vorſtellen, und damit würde es in Ewigkeit ſein Bewenden haben, wenn das vorſtellende Subject eben nur vorſtellendes Subject, ohne eine anderweitige Natur, wäre. Soll aus dem Vorſtellen etwas Anderes entſtehen, und das Wohlgefallen wird ja ausdrücklich vom Vorſtellen unterſchieden, ſo muß nach der Methode der Beziehungen eine anderweitige Bedingung hinzutreten, und an dem Zuſammen derſelben mit dem Vorſtellen muß das neue Ereigniß, das Wohlgefallen hängen, das aus dem Vorſtellen allein nicht entſpringen kann. Dieſe Bedingung nun kann ich nur darin ſuchen, daß der Geiſt nicht blos vorſtellendes Subject iſt, daß vielmehr Verhältniſſe

zwiſchen mehreren Vorſtellungen, indem ſie als neue innere Reize auf ſein ganzes Weſen einwirken, in ihm die durch äußere Reize unmittelbar nicht angeregte Fähigkeit zu Luſt und Unluſt vorfinden, und dieſer das Gefühl des Beifalls oder Mißfallens als Selbſterhaltung zweiter Ordnung abgewinnen. Auch hier iſt es natürlich gleichgültig, ob wir dieſe Fähigkeit als ein in der einheitlichen Natur der Seele allein begründetes eigenthümliches Vermögen anſehen, das aus der Fähigkeit, durch Vorſtellungen ſich ſelbſt zu erhalten, nicht ableitbar iſt, oder ob wir mit allmählich ins Komiſche fallender Scheu vor dem Begriff der Seelenvermögen auch Luſt und Unluſt als ſpontane Erzeugniſſe des Vorſtellungslebens als ſolchen betrachten. In beiden Fällen findet ſich das äſthetiſche Urtheil nur ein, weil das vollendete Vorſtellen in einem ſolchen vorſtellenden Subjecte geſchieht, durch deſſen übrige concrete Natur zu ihm die ſonſt fehlende Bedingung zur Erzeugung dieſes neuen Vorgangs hinzugebracht wird; zur vollendeten Vorſtellung deſſelben Verhältniſſes tritt daher daſſelbe äſthetiſche Urtheil nur unter Vorausſetzung derſelben Natur der Subjecte, in denen die eine das andere hervorrufen ſoll. So war es bei Kant, ſo muß es auch bei Herbart ſein. Ein Unterſchied liegt nur darin, daß Kant mit dem Gedanken vielfach verſchiedener Organiſation der Geiſter ſpielte, und ſich höhere und niedere Seelen denken konnte, in welchen um ihrer beſondern Eigenthümlichkeit willen auf dieſelbe vollendete Vorſtellung deſſelben Verhältniſſes entweder nicht daſſelbe äſthetiſche Urtheil oder gar keines zu folgen brauchte; Herbart dagegen ſetzt, wenigſtens was den pſychiſchen Mechanismus betrifft, alle Seelen als gleichartige Naturen voraus, in denen auf gleiche Anregungen gleiche Rückwirkungen folgen. Auch für ihn alſo hat das äſthetiſche Urtheil allgemeine und nothwendige Geltung blos unter Vorausſetzung der Identität der urtheilenden Subjecte, nur daß für ihn ſich dieſe Identität als thatſächliche von ſelbſt verſteht, während Kant ſie dahingeſtellt läßt.

Auch für Herbart würde mithin, wenn der Schönheit ein höherer Werth als andern Gegenständen des Gefühls zukommen soll, ein Grund dazu innerhalb der allgemeinen Subjectivität alles Gefühls gesucht werden müssen. Und hier berühre ich den letzten mir unverständlichen Zug, den Zimmermann als einen Vorzug der Herbartischen Auffassung rühmt. Er wirft es der idealistischen Aesthetik vor, daß sie nicht nur frage, *was* schön sei, sondern auch *warum* es schön sei. Allein wenn die Aesthetik die erste Frage hinlänglich beantwortet hätte, was allerdings, wie ich zugebe, nicht geschehen ist, so ist kein Grund zu entdecken, warum die zweite nicht aufgeworfen und ihre Beantwortung so weit gefördert werden solle, bis das Bedürfniß befriedigt ist, das zu ihr drängt. Ein solches Bedürfniß nun sehe ich allerdings. Schon das sinnlich Angenehme, dem wir doch keine Verehrung widmen, regt unsere wissenschaftliche Wißbegierde zur Frage nach den Bedingungen auf, unter denen dies immerhin wunderbare Ereigniß eines Interesses entsteht, welches die empfindende Seele an dem Inhalt des Empfundenen nimmt. Aber dem Schönen gegenüber, das wir verehren, können wir vollends unmöglich zufrieden mit der Erkenntniß sein, es *gebe* eine gewisse Vielheit einzelner, auf einander nicht zurückführbarer Verhältnisse des Mannigfachen, an die sich nun einmal das ästhetische Wohlgefallen knüpfe. Man kann diesen Satz als Warnung gegen zuversichtlich voreilige Theorieen aussprechen, die das Wahre schon ergriffen zu haben meinen; man kann durch ihn den höchst unvollkommenen thatsächlichen Zustand unserer Erkenntniß characterisiren; aber es scheint mir ganz unerhört, ihn so wie gerade Zimmermann thut, als erschöpfenden Ausdruck der *Sache selbst* anzusehen und ihn zum Princip einer sogenannten formalen Aesthetik zu machen, welche die Irrthümer des Idealismus heilen soll. Woher denn und wozu unser ganzer Enthusiasmus für das Schöne, die Kunst und die Aesthetik, wenn der letzte Kern dessen, was uns begeistert, in dem vernunftlosen Factum besteht, ge-

wiſſen Formen als Formen, ohne daß ſie etwas bedeuten, und zwar einer Vielheit von Formen, ohne daß in den vielen ſich ein und derſelbe ſie vereinigende Sinn verberge, ſei es durch ein unvordenklich grundloſes Schickſal gegeben, unſer Wohlgefallen zu erregen? Wird nicht grade durch eine ſolche Annahme der ſelbſtändige Werth des Schönen empfindlich geſchädigt? Kommen nicht dann jene formalen Verhältniſſe, eben weil ſie Nichts bedeuten, nur noch als Mittel in Betracht, uns nur auf irgend eine Weiſe jenes Wohlgefallen zu erzeugen? iſt die Beſchäftigung mit dem Schönen dann noch etwas Anderes als ein Bemühen, ſich mit Hülfe jener Formen, die es ja glücklicherweiſe gibt, den Kitzel eines uns wohlthuenden, im Uebrigen freilich ganz bedeutungsloſen äſthetiſchen Behagens zu verſchaffen? Oder wenn Jemand die äſthetiſchen Erregungen von Seiten des Nutzens betrachten wollte, den ſie der ſittlichen Entwicklung bringen, würden wir dann nicht alle Schönheit und Kunſt um ſo allgemeiner und plumper in den directen Dienſt der Moral ziehen müſſen, je empfindlicher wir uns vorher dagegen ſträubten, in ihnen ſelbſt einen Widerſchein des Guten zu ſehen, der für ſich ein unbedingt werthvolles Gut iſt und deshalb nicht nöthig hat, erſt noch dem ſittlichen Handeln zu dienen? Und um von dieſem Ausruf des bedrängten Gemüths zu theoretiſchen Schwierigkeiten zurückzukehren: wenn denn doch äſthetiſche Urtheile Werthbeſtimmungen enthalten ſollen, wie wird Zimmermann den Begriff eines Werthes klar machen, der einem formalen Verhältniß zwiſchen Mannigfachem an ſich, objectiv zukommen ſoll, ſo daß die auffaſſende Erkenntniß ihn nur verſände, nicht aber ihn dadurch erſt erzeugte, daß ſie den durch das Auffaſſen in ihr ſelbſt entſtandenen Zuſtand in Einklang oder Widerſpruch mit dem ihr vorſchwebenden Bilde deſſen fände, was wiederum ſie ſelbſt als ein für ſie ſein Sollendes erkennt? Zimmermann erinnert hierüber an metaphyſiſche Lehren, an Herbarts objectiven Schein, an die Objectivirung der ſubjectiven Raumanſchauung Kants und an

Anderes. Allein nach Herbarts eignem Sinne beweisen metaphysische Analogien nichts in der Aesthetik; die angeführten aber überreden den am wenigsten, der es nicht anzustellen weiß, Beziehungen sich als bestehend außerhalb des Geistes zu denken, welcher sie durch seine beziehende Thätigkeit verwirklicht.

Ich habe mich hier gegen Zimmermann gewandt; denn Herbart selbst zeigt diesen Grad der Schroffheit nicht. Er hat außer dem, was sein Lehrbuch der Einleitung in die Philosophie und die Encyclopädie enthält, seine ästhetischen Lehren nicht zusammenhängend vorgetragen; hier aber wie in andern zerstreuten Aeußerungen finden sich, auch von seiner eignen Schule anerkannt, mancherlei Zeichen eines Schwankens, das die endgültige systematische Entscheidung noch zurückhält. Voll feines Sinnes für alles Schöne, mit Poesie und Musik in hohem Grade vertraut, verfehlt Herbart nicht, uns mit einer Menge treffender Einzelbemerkungen, von zum Theil doch sehr weitreichender Wichtigkeit, zu erfreuen; nur eine neue Bahn, der wir folgen möchten, finden wir durch ihn nicht gebrochen, ihn selbst und seine Schule auch gar nicht beschäftigt, wirklich die Aufgabe zu lösen, in deren Aufstellung jede Ansicht mit ihm sympathisiren kann, die der Aufsuchung der ästhetischen Elementarurtheile. Sie kann ihrer Natur nach nur auf dem experimentalen Wege gelöst werden, den wir später bei Gelegenheit von Fechner werden einschlagen sehen; Herbart selbst und seine Schüler, obgleich sie vorzeitige Einmischung theoretischer Speculation überall tadeln, haben doch in diesen Fragen, wie z. B. der Betrachtung der musikalischen Intervalle, sogleich den Speculationen ihrer mathematischen Psychologie ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht gegeben.

Verschiedene Abhandlungen, welche die Zeitschrift für exacte Philosophie von Allihn und Ziller vereinigt, zeigen, daß die Herbartische Schule keineswegs einstimmig in der extremen Ansicht Zimmermanns die förderliche Fortbildung der Aesthetik ihres

Meisters sieht. Resl (Bedeutung der Reihenreproduction für die ästhetischen Urtheile Bd. VI. S. 174) hat keinen Zweifel daran, daß das ästhetische Wohlgefallen seinem Wesen nach ein Gefühl sei, ästhetische Urtheile mithin in Gefühlen wurzeln. Nahlowsky (Aesthetisch-kritische Streifzüge Bd. III. u. IV.) und Flügel (über den formalen Character der Aesthetik IV.) discutiren die Ansprüche der reinen Formen und des Inhalts oder ihrer Bedeutung. Der Wahrheitsliebe dieser Untersuchungen wird man mit Vergnügen folgen und auch aus ihnen Vortheile für die Wissenschaft hoffen. Von einer Reform der Aesthetik aber durch Herbart zu sprechen dürfte verfrüht sein; Reformen bestehen nicht in der Aufstellung, sondern in der Durchführung eines neuen Princips und in seiner Beglaubigung durch neue Entdeckungen. Die formale Aesthetik aber arbeitet überwiegend noch mit dem Stoffe, den ihr die großen und lebendigen, oft mißleiteten, aber hier mit Unbilligkeit geringgeschätzten Anstrengungen der idealistischen Aesthetik überliefert haben.

Zweites Buch.

Geſchichte der einzelnen äſthetiſchen Grundbegriffe.

Erſtes Kapitel.

Verſchiedene Arten des äſthetiſch Wirkſamen.

Gradunterſchiede der Schönheit überhaupt möglich. — Das Angenehme, das Schöne und das Gute als Glieder einer und derſelben Reihe. — Alle Gefühle gehören dem Gebiet der Aeſthetik an. — Das Aeſthetiſche ſubjectiver Erregung. — Das Angenehme der Sinnlichkeit, das Wohlgefällige der Anſchauung, das Schöne der Reflexion.

Von der Schönheit pflegen die allgemeinſten Betrachtungen ſo zu reden, als wäre ſie Eine und Dieſelbe überall. In Wirklichkeit jedoch iſt ſo angewandt ihr Name nur ein Sammelname für ſehr verſchiedene Gattungen des äſthetiſch Wirkſamen, die zwar alle den letzten Grund ihres Intereſſes in demſelben Gedanken finden mögen, dieſen Gedanken ſelbſt jedoch in ſehr verſchiedenen Formen und Wendungen und mit mannigfachen Abſtufungen der Lebhaftigkeit zum Ausdruck bringen. Der Anerkennung dieſes Verhaltens, welche dem unbefangenen Geſchmack völlig geläufig iſt, ſtehen einige Vorurtheile des ſchulmäßigen Denkens entgegen.

So iſt nicht ſelten geäußert worden, was einmal ſchön ſei, ſei unbedingt ſchön, eine Gradabſtufung des mehr oder minder Schönen aber undenkbar. Dieſe Meinung erinnert an die ſtoiſchen Paradoxen Ciceros, nach denen jedes Vergehen gleich ſündhaft iſt, und in der That liegt ihr Urſprung in der antiken Verehrung der Sichſelbſtgleichheit eines von ſeinen Beiſpielen abgelöſten und vereinſamten Allgemeinbegriffs. Die mathematiſche Bildung, weniger vom Alterthum als von der Natur der Sache

beeinflußt, kennt dieſes Vorurtheil nicht. Sie gibt ebenfalls zu, daß, was krumm iſt, jedenfalls krumm und nicht grade ſei, aber während ſie vom Graden freilich, um ſeiner Natur willen, nur eine Gattung kennt, läßt ſie ſich doch nicht zu der Behauptung verleiten, ebenſo könne es nur Krummes überhaupt, nicht aber mehr oder minder Gekrümmtes geben; ſie mißt vielmehr die Halbmeſſer der unendlich verſchiedenen Krümmungsgrade, welche ſie an den Linien beobachtet. Und dabei räumt ſie gar nicht ein, daß dieſe verſchiedenen Krümmungshalbmeſſer nur unweſentliche Nebenumſtände ſeien, durch welche ſich mannigfache Curven außerdem, daß ſie überhaupt Curven ſind, nur nebenbei von einander unterſcheiden; die Linie von kleinerem Krümmungsradius erſcheint ihr vielmehr wirklich krümmer als die von einem größeren; beide unterſcheiden ſich durch dieſe Differenz nicht nur von einander, ſondern thun zugleich durch dieſelbe ihrem weſentlichen Begriffe, gekrümmt zu ſein, in größerer oder geringerer Intenſität Genüge. Dieſes Beiſpiel beweiſt natürlich noch nicht, daß es mit dem Schönen ſich ebenſo verhalten müſſe; es zeigt nur, daß es ſich mit ihm ſo verhalten könne, und daß nur ein logiſcher Irrthum die Furcht erzeugt, Reinheit und Richtigkeit eines Allgemeinbegriffs leide durch das Zugeſtändniß, daß ſeine einzelnen Beiſpiele Abſtufungen in der Größe der weſentlichen Eigenſchaft darbieten, durch welche ſie überhaupt unter ſeine Herrſchaft fallen. Ob ſich dagegen das Schöne wirklich ebenſo verhalte, darüber kann nur die äſthetiſche Erfahrung entſcheiden: dieſe aber hat längſt entſchieden; denn kein unbefangenes Gemüth zweifelt an den Gradunterſchieden mannigfaltiger Schönheiten eben in Bezug auf ihren Schönheitswerth, gerade ſo wie die moraliſche Beurtheilung unbeirrt durch jene logiſchen Paradoxien an der Abſtufung ſittlicher Vergehungen eben in Bezug auf ihren Bosheitsgrad feſthalten wird.

Daſſelbe Vorurtheil, Wahrheit ſei nur durch ſtarre Iſolirung jedes Begriffs und durch Flucht vor allen Vermittlungen zu

erreichen, welche ſein Gebiet mit denen anderer verknüpfen könnten, hat überhaupt die äſthetiſchen Begriffe auf mir nicht triftig ſcheinende Weiſe von allen verwandten abzugrenzen geſucht. Von dem Behagen und Mißbehagen, welches uns das Angenehme und Unangenehme verurſacht, und von der Billigung und Mißbilligung des Guten und Böſen unterſcheiden wir freilich alle das Wohlgefallen und Mißfallen am Schönen und Häßlichen als eine eigenthümliche Art unſeres Gefühls, die auf gleiche Eigenthümlichkeit ihres Gegenſtandes hinweiſt. Die Berechtigung dieſer von uns gemachten Unterſcheidung überhaupt bezweifeln zu wollen, wäre ein leeres Unternehmen, denn Gefühle ſind ohne Zweifel weſentlich verſchieden, wenn ſie verſchieden gefühlt werden; es kann nur noch Aufgabe ſein, Art und Größe des Unterſchiedes begrifflich zu beſtimmen, welcher zwiſchen dieſen Gefühlen und in der Natur der Bedingungen obwaltet, von denen ſie erzeugt werden. Aber dieſe Unterſuchung muß nicht nothwendig auf ſcharfe Grenzlinien führen, durch welche ohne Uebergang jene drei Formen der Gefühle oder ihre Gegenſtände, das Angenehme, das Schöne und das Gute, von einander geſondert würden. Es iſt gleich denkbar, daß dieſe wie jene vielmehr nur Reihen bilden, in denen nur wenige Glieder als ausgezeichnete Punkte mit voller Beſtimmtheit und zweifellos die durch jene drei Namen bezeichneten Eigenthümlichkeiten beſitzen, während die übrigen Glieder ſich dem einen oder dem andern dieſer Punkte mehr oder minder annähern.

Auch hier nun verleitet die aus dem Alterthum ererbte Vorliebe für unbedingte Abgrenzung der Begriffe die philoſophiſchen Bearbeiter der Aeſthetik zu Sonderungen, welche nicht nur das Schöne jenen andern Gegenſtänden der Gefühle, ſondern auch die einzelnen Formen der Schönheit einander mit der Unaufhebbarkeit von Kaſtenunterſchieden gegenüberſtellen. Die Gewohnheit dagegen, zu beobachten, wie ſtetiges Wachsthum gewiſſer Bedingungen bei beſtimmten Einzelwerthen, die ſie er-

reichen, einem von ihnen abhängigen Erfolge plötzlich ganz neue Formen ſeines Erſcheinens gibt, hat diejenigen, die von Naturforſchung zur Aeſthetik kommen, nicht ſelten vermocht, Angenehmes, Schönes und Gutes nicht nur in Eine Reihe zu ordnen, ſondern zugleich jeden weſentlichen Unterſchied zwiſchen ihnen zu leugnen. Mit gleichem Unrecht fürchten die Erſten und behaupten die Anderen, das Vorhandenſein von Mittelgliedern ſchwäche oder vernichte die Eigenthümlichkeit und den Gegenſatz der Endglieder, zwiſchen denen ſie ſtattfinden. Aber Gleichheit und Ungleichheit hören darum nicht auf, vollkommen entgegengeſetzte Verhältniſſe zu ſein, weil alles Ungleiche ſich durch ſtetige Uebergänge der Gleichheit nähern kann; Finſterniß iſt nicht Daſſelbe mit Helligkeit, weil durch unzählige Abſtufungen der Dämmerung die eine in die andere übergeht; Convexität und Concavität werden deshalb nicht gleichbedeutend, weil eine Linie, die in der einen Strecke concav iſt, durch unmerkliche und ſtetige Richtungsänderungen in einer andern Strecke convex werden kann; die Zwei endlich wird weder der Eins noch der Drei um deswillen gleich, weil unzählbare Zwiſchenwerthe von ihr zu der einen wie zu der andern überführen. Ganz eben ſo würden Angenehmes, Schönes und Gutes ihren unvertauſchbaren und weſentlich verſchiedenen Begriffen auch dann noch jedes für ſich genügen, wenn eben dieſe Begriffe ſelbſt nur drei ausgezeichnete Punkte einer Reihe bezeichneten, zwiſchen denen durch andere Glieder ein ſtetiger und unabgebrochener Uebergang hergeſtellt würde. Auch dieſe logiſche Bemerkung aber hat nur ein Vorurtheil beſeitigt, welches der Anerkennung eines vielleicht vorhandenen Verhaltens voreilig entgegenſteht; über das wirkliche Verhalten hat auch hier nur die äſthetiſche Erfahrung zu entſcheiden. Aber die Thatſache eben, daß ſo häufig darüber geſtritten werden kann, ob ein einfacher oder zuſammengeſetzter ſinnlicher Reiz oder eine ſittliche Handlung auf uns einen Eindruck der Schönheit oder nur den der ſinnlichen Annehmlichkeit

und der moralischen Löblichkeit mache, diese Thatsache scheint auch hier vorläufig zu Gunsten unserer Meinung zu sprechen.

Ich denke sie jedoch weiter rechtfertigen zu können. Alle ästhetischen Gegenstände, bemerkt Herbart, wirken bei günstiger Gemüthslage auf den Gemüthszustand; aber diese subjectiven Erregungen, die wir mit mancherlei Namen des Lieblichen, Rührenden, Schrecklichen und anderen bezeichnen, will er als Wirkungen des Schönen auf uns von der Anerkennung des Schönen an sich abgesondert wissen, welche allein das ästhetische Urtheil auszusprechen habe. Ich halte diese Sonderung für falsch. Herbart selbst dringt sonst darauf, verschiedene unmittelbar wohlgefällige Urverhältnisse zuzugestehen und die Schönheit nicht in Einem durch Abstraction gewonnenen Schönen zu suchen. Darum fällt es auf, daß er im Widerspruch zu dieser Mannigfaltigkeit in den Objecten des ästhetischen Urtheils das subjective Element, das Wohlgefallen, durch dessen Ausdruck diese Klasse der Urtheile sich von andern unterscheidet, als überall gleich, als Wohlgefallen an sich, betrachten zu wollen scheint. So wenig es einen Schmerz gibt, der blos überhaupt, aber nicht so oder anders weh thäte, so wenig ist ein Wohlgefallen möglich, in welchem nur der abstracte Gedanke einer ästhetischen Billigung überhaupt läge; käme es aber vor, so wäre sein einziger würdiger Gegenstand jenes reine ganz geschmacklose Wasser, mit welchem Winckelmann die Schönheit verglich. Jeder ästhetische Gegenstand wirkt auf das Gemüth in einer besondern Weise; ein Duraccord gefällt nicht blos, wie ein Mollaccord auch, gefällt auch nicht blos mehr oder weniger, sondern anders als dieser. Und dieses Colorit des ästhetischen Gefühls dürfen wir auf keine Weise von dem Wohlgefallen an sich als dem echten Inhalt des ästhetischen Urtheils trennen, denn ohne diese Färbung ist alles Gefallen überhaupt unmöglich, ebenso gewiß als es nicht Farbe schlechthin, sondern nur Roth oder Grün oder eine andere einzelne in unserer Empfindung wirklich gibt. Der Be-

griff des reinen farbloſen Wohlgefallens iſt ein zuläſſiger Begriff, ohne Zweifel; aber ein Urtheil, welches blos dieſes Wohlgefallen ausſpräche, iſt kein äſthetiſches mehr, ſondern ein blos logiſches Vergleichungsurtheil, welches viele vorangedachte wirkliche äſthetiſche Urtheile mit Abſtraction von einem weſentlichen Theil ihres Inhalts unter einen allgemeinen Geſichtspunkt zuſammenordnet, dem in ſeiner Allgemeinheit kein wirklicher Vorgang im Gemüth entſpricht. Vollkommen im Gegenſatz zu Herbart muß ich daher behaupten, daß ein äſthetiſches Urtheil gar nichts Anders als der Ausdruck eines Gefühls ſein kann, und daß gar Nichts von ihm übrig bleibt, wenn man gerade die Erinnerung an die beſtimmte Art unſerer Gemüthserregung aus ihm weglaſſen will. Doch gegen dieſe Harmonie, die in den Gegenſtänden ſchon da ſein ſoll, ehe ſie von Jemand als Harmonie gefühlt wird, gegen dieſes äſthetiſche Analogon des objectiven Scheines der Herbartiſchen Metaphyſik, habe ich ſchon zu oft meine Bedenken geäußert, um ſie jetzt anders als mit ſpecieller Abſicht zu wiederholen.

Und dieſe Abſicht geht freilich weiter, als auch andere äſthetiſche Auffaſſungen zu folgen geneigt ſein werden. Es ſcheint mir, daß die Aeſthetik ſich viel zu ſchroff abgegrenzt hat, und daß es ihr nützlich wäre, eine Menge von Gefühlseindrücken mitzubetrachten, die ſie von ihrem Bereich ausſchließt; ja vielleicht ſollte ſie alle Gefühle überhaupt in ihr Gebiet aufnehmen, obwohl natürlich nicht allen gleichen Werth zugeſtehen. Mit Unrecht, ſcheint es mir, weiſt die Aeſthetik Gefühle von ſich weg, deren Namen etymologiſch freilich dasjenige, was ſie als die eigne äſthetiſche Natur des Eindrucks meinen, nur durch Worte bezeichnen können, die von unſerer Art, durch den Eindruck zu leiden, hergenommen ſind; denn überhaupt entſcheiden Namen nicht über Sachen. Es iſt ganz gleichgültig, daß das Rührende bildlich ſo genannt iſt von einer characteriſtiſchen Form der Bewegung unſers Gemüthes; was wir mit ihm meinen, iſt doch

eine eigenthümliche äſthetiſche Eigenſchaft, für welche nur die Sprache eine unmittelbare Bezeichnung deſſen, was ſie iſt, nicht beſitzt; und überall, wo wir im Leben gerührt werden, leiden nicht blos wir etwas, ſondern üben durch dieſe Gemüthsbewegung eine äſthetiſche Beurtheilung der Lage der Dinge aus, durch welche wir erregt worden ſind. Wer eine Gegend lieblich findet, ſetzt blos durch die ſprachliche Herkunft dieſer Benennung ſeine Beurtheilung dem falſchen Verdacht aus, nicht rein äſthetiſch zu ſein, ſondern eine ſubjective Erregung auszudrücken, die zu dem wahrgenommenen äſthetiſchen Werth des Landſchaftsbildes gleichgültig hinzukomme; in der That meint er eine der eigenthümlichen und ſpecifiſchen Formen, von denen jede Schönheit, um überhaupt zu ſein, eine oder die andere annehmen muß. Man kann zweifelhafter ſein über andere Fälle; überraſchend, furchtbar, entſetzlich ſcheinen allerdings die Dinge und Ereigniſſe nur heißen zu können, ſofern ſie zwar durch ihre eigne Natur, aber doch auch nur um der Natur und Lage des Subjects willen, auf welches ſie einwirken, ihre Eindrücke ausüben. Allerdings, was uns im Leben überraſcht, der Einſturz eines Hauſes, der unerwartete Anblick eines Todfeindes, die unvermuthete Löſung einer Verwicklung, das hat, blos Rückſicht auf die Größe der Erſchütterung genommen, die es uns zufügt, noch keinen äſthetiſchen Werth. Elend iſt die Kunſt, die auf Erregung ſolcher pſychiſchen Roheffecte abzielt und deren Erzeugniſſe nur das erſte Mal überraſchen, nicht das zweite Mal. Aber es gibt in der wahren Kunſt ein Ueberraſchendes, das ewig überraſchend bleibt und in deſſen wunderbare Natur ſich die wiederholte Anſchauung immer mit gleichem Genuß verſenkt; dies wird nicht aus der Reihe der wahren äſthetiſchen Gegenſtände um deswillen zu verſtoßen ſein, weil wir zur Bezeichnung ſeines eigenthümlichen Weſens nur den Namen des pſychiſchen Affectes wiſſen, den es in uns hervorbringt. Auch das Furchtbare und Entſetzliche iſt nicht blos Gefahr und Drohung für uns; abgeſehen von allem,

was uns von ihm widerfahren kann, verſtehn wir unter ihm einen eigenthümlichen Werth und Unwerth, deſſen Auffaſſung mit zu der äſthetiſchen Beurtheilung der Welt gehört.

Ich weiß nicht, ob ich weiter gehen darf. Doch dadurch, daß ich im Lieblichen, Rührenden oder Entſetzlichen die äſthetiſche Eigenthümlichkeit des Eindrucks, welche wir *meinen*, von dem Namen der Gemüthserregung unterſchied, durch den wir ſie *ausdrücken*, habe ich meine Ueberzeugung nicht vollſtändig ausgeſprochen. Jene äſthetiſchen Eigenſchaften, von denen ich ſpreche, ſind in Wahrheit unſern Gemüthsbewegungen nicht ſo fremd und von ihnen unterſcheidbar, daß wir nur aus Mangel an paſſenderen Worten ſie durch die Namen der letzteren bezeichneten; ſondern ihre eigene Natur hat wirklich gar keine Möglichkeit, anders als in dieſen Gemüthsbewegungen zu exiſtiren; aber dennoch ſcheinen ſie mir wahrhaft äſthetiſche Prädicate. Um dies deutlich zu machen, wollen wir annehmen, nicht *uns*, den hier Urtheilenden, widerführe das Furchtbare, Ueberraſchende, oder begegne das Liebliche und Rührende, ſondern es ſei ein fremdes Gemüth, deſſen Erregung wir beobachten. Nun ſoll ja nach der Behauptung der Anſichten, die uns hier am meiſten entgegengeſetzt ſind, äſthetiſcher Werth und Unwerth immer in Verhältniſſen zweier Verhältnißglieder zu einander liegen. Welches Verhältniß aber ſchön und welches häßlich, welches dritte gleichgültig ſei, dieſe Fragen werden eben dieſe Anſichten lediglich durch ein unmittelbares auf keinerlei logiſche Gründe geſtütztes Urtheil des Geſchmackes beantwortbar denken.

Auf ganz die nämlichen Vorausſetzungen berufe ich mich nun auch, indem ich behaupte: überall, wo ein äußeres Ereigniß auf einen empfänglichen Geiſt ſo wirkt, daß es dieſem Eindrücke der Lieblichkeit, des Rührenden, des Ueberraſchenden und Furchtbaren gibt, überall da liegt ein Verhältniß vor, zwiſchen jenem Ereigniß nämlich und dieſem Geiſte, welches in uns ein äſthetiſches Urtheil rege macht und durch daſſelbe äſthetiſch gewürdigt

wird. Es ist gar nicht richtig, wenn das, was hier in uns stattfindet, nur als Mitgefühl, als Mitleid oder Mitfreude an dem Wohl oder Wehe des einzelnen Geistes gedeutet wird, auf den jenes Ereigniß wirkt. Dieses Mitgefühl empfinden wir freilich; aber die Hauptsache ist es nicht. Denn unser ganzer Gemüthszustand besteht in diesem Falle gar nicht in einem allgemeinen Interesse für das Wohl und Wehe des Andern *überhaupt*, sondern wir fühlen mit ihm, weil er *dieses* erlitten hat, dieses Liebliche, nicht jenes Rührende, oder dieses Rührende, nicht jenes Furchtbare. Es liegt also in unserm Mitgefühle eine ästhetische Würdigung des Werthes und der Eigenthümlichkeit dessen, worüber wir es dem Andern schenken. Nicht auf das Quantum des Wohl oder Wehe kommt es an, welches einem einzelnen Geiste hier zugefügt wird, sondern auf die Form, in der es diesem wie jedem andern, in der es also dem Geiste überhaupt zugefügt werden kann. Auf jenes bezieht sich unser menschliches Mitgefühl, auf diese die im Mitgefühl mitenthaltene ästhetische Beurtheilung: auf die allgemeine Thatsache also, daß im Weltlauf Ereignisse vorkommen, deren Eindruck die stetige Haltung unsers Gemüths, das Gefüge unserer Gedanken und Gefühle zu fassungsloser Beweglichkeit rührend auflöst, auf die Thatsache, daß die Vernichtung, die dem Vernichteten unfühlbar sein würde, dem noch Seienden als drohender Untergang furchtbar vor Augen stehen kann; darauf endlich, daß die Nothwendigkeit, die in allen Dingen herrscht, durch den unberechenbaren Gang der Ereignisse nicht immer zur Begründung des seinem Sinne nach Folgerichtigen, sondern auch zur Erzeugung dessen aufgefordert wird, was überraschend die zu erwartende Reihe der Begebenheiten unterbricht. Diese eigenthümlichen Formen des Gefüges, die wir in dem Inhalt der Wirklichkeit beobachten, sind abgesehen von dem Nutzwerth, den sie für das Wohl des einzelnen Geistes haben, ebenso gut Gegenstände eines ästhetischen Urtheils, als jene andern, die uns eine Erscheinung schön oder erhaben, tragisch oder lächerlich nennen lassen.

Dennoch haben alle dieſe äſthetiſchen Prädicate keinen andern Ort ihres Daſeins, als unſer Gemüth, und keine andere Art ihres Daſeins außer der, als Bewegungen unſers Gemüths zu exiſtiren; das Furchtbare iſt furchtbar nur in unſerer Furcht, das Rührende rührend nur in unſerer Rührung. Aber hierdurch unterſcheiden ſie ſich nicht von denjenigen, die längſt die Aeſthetik als ihr eigenthümliche anerkannt hat; unterſcheiden ſich überhaupt nicht von allen Werthbeſtimmungen, deren gemeinſame Natur es iſt, ein Wohl oder Wehe, ein Gut oder Uebel, welches nur in dem Gefühl eines fühlenden Weſens Daſein haben kann, als inwohnendes Verdienſt oder als Schuld der äußern Gegenſtände zu bezeichnen, welche die Veranlaſſungen ſeiner Erzeugung in unſerem Inneren ſind. Will man dieſem Werth oder Unwerth der Dinge ein ſelbſtſtändiges Vorhandenſein zuerkennen, ſo daß beide an ſich wären und von unſerem Gefühl hernach nur aufgefunden würden, ſo iſt dies nur durch Vermittlung der Annahme möglich, daß eine zwecksetzende Abſicht die Verhältniſſe der Dinge eben zu dieſem Zwecke geordnet habe, all dies mannigfach characteriſtiſche Wohl und Wehe in der Welt hervorzubringen. Dann ſind alle jene Werthbenennungen und alle jene äſthetiſchen Prädicate Bezeichnungen deſſen, was die Dinge und Ereigniſſe an ſich ſelbſt wollen oder ſollen, und hierin allein, in dieſer Abſicht gleichſam oder in dieſer Beſtimmung der Dinge, kann diejenige Objectivität liegen, welche wir dem Schönen und Erhabenen, dem Rührenden und Furchtbaren zuſchreiben dürfen. Erreicht aber wird jene Abſicht, erfüllt wird dieſe Beſtimmung der Dinge niemals ohne Mithülfe des Geiſtes; ihn und ſein Gefühl bedarf die Natur als letztes Mittel, um das zu verwirklichen, was ſie will: nur in dem Gefühl des Fühlenden kommt der Werth und der Unwerth, das Gut und das Uebel, das Wohl und das Wehe wirklich zu lebendiger Wirklichkeit, welches die Außenwelt durch bloße Verhältniſſe des Mannigfachen, ſo lange dieſe noch nicht

von einem Gemüth genoſſen wurden, ewig nur vorzubereiten im Stande war.

Doch dieſen Gedanken habe ich im Allgemeinen eine andere Ausführung gegeben, auf die ich hier verweiſen darf. (Mikrokosmus 2. Bd. S. 178.) Jetzt liegt mir nur die Folgerung nahe, die ich aus ihnen für die Geſtaltung der Aeſthetik ziehen möchte. Nicht unſere Gefühle hat ſie als ungehörige Zugabe von dem reinen äſthetiſchen Urtheile zu trennen, welches nur den an ſich beſtehenden Werth von Verhältniſſen des Mannigfachen auszudrücken hätte, ſondern alle Gefühle ſoll ſie vielmehr in ihren Bereich ziehen in der doppelten Ueberzeugung, daß ein äſthetiſches Urtheil nur Ausdruck eines Gefühls iſt, weil nur in dieſem, nicht an ſich jener Werth ein Daſein hat, und daß zugleich in *jedem* Gefühl ein ſolcher Werth zum Daſein kommt, deſſen Ausdruck ein äſthetiſches Urtheil bilden würde.

Dieſe Behauptung muß ich zuerſt auf die untere Grenze anwenden, welche ſich die Aeſthetik gegeben hat, indem ſie das *Angenehme* aus ihrem Gebiet ausſchied. Die Bedeutung dieſes Namens iſt in der Sprache nicht ſo ſcharf beſtimmt, daß wir aus ihr die Gründe für Zulaſſung oder Nichtzulaſſung des Bezeichneten herleiten könnten. Wollen wir angenehm einen Eindruck nennen, welcher unſer perſönliches Wohlſein vermehrt und darum, weil er dies thut, ſo gehört allerdings dieſe Annehmlichkeit nicht zu den Gegenſtänden der Aeſthetik, allein ſie iſt einerſeits eine Nebeneigenſchaft, die jedem Eindrucke, auch dem der wahrſten Schönheit, zukommen kann, und keineswegs unterſcheidet ſie eine *Klaſſe* unäſthetiſch gefallender Eindrücke von einer andern äſthetiſch wohlgefälligen. Auch der einfachſte ſinnliche Eindruck anderſeits *kann* uns nicht blos *überhaupt* wohlthun, ſondern kann es nur in beſtimmter Färbung; dieſe Färbung iſt auch an ihm ein äſthetiſch werthvoller Inhalt, der dadurch nicht geringer wird, daß er nur in unſerem Wohlſein ein Beſtehen hat. Eine milde Wärme iſt ſinnlich angenehm,

wenn wir nur auf das Quantum des Behagens Rückſicht nehmen, das ſie uns verſchafft; daß ſie es aber ſo thut, anders nämlich als eine erfriſchende Kühle, die uns in einem andern Augenblicke dieſelbe Größe des Wohlſeins gewähren würde, dies erinnert uns, daß in ihr ein eigner Werth liegt, den wir auch dann anerkennen, wenn er nicht auf uns, ſondern auf einen andern günſtig einwirkt. Es kommt daher gewiſſermaßen auf die Richtung unſers Blickes an, ob wir in einem gegebenen Eindruck nur Angenehmes in dieſem Sinne, oder bereits Schönes in der Bedeutung ſehen, in welcher dieſer Name alle Gegenſtände äſthetiſcher Beurtheilung umfaßt. Wer von der echteſten Schönheit ſich nur zu einem Gefühle des perſönlichen Behagens erregen läßt, genießt auch ſie nur als Angenehmes; wer bei dem einfachſten ſinnlichen Eindruck von der Förderung ſeines perſönlichen Wohlſeins abſieht, und ſich in den eigenthümlichen Inhalt verſenkt, durch welchen der Eindruck dieſe Förderung bewirkt, hebt aus dieſem Sinnlichen das Element des Schönen hervor, das in ihm eingeſchloſſen liegt. Nicht darauf kommt es in dieſem Falle an, daß uns der ſinnliche Reiz erfreut, ſondern darauf, daß wir uns erfreuen laſſen, damit in unſerer Freude der eigene Werth des Reizes einen Augenblick lang die lebendige Wirklichkeit erlange, die er anderswo nicht finden kann.

Möchte ich nun ſo alle Gefühle in der Aeſthetik berückſichtigt ſehen, natürlich nicht, damit künftig durch Gefühle, ſondern damit über ſie theoretiſirt werde, ſo habe ich doch bereits hervorgehoben, daß nicht alle mir deshalb gleichen äſthetiſchen Werth beſitzen, daß ſie vielmehr eine Stufenleiter gradweis zunehmender Schönheit bilden. Wollen wir die Glieder dieſer Reihe ſondern und ordnen, ſo kann dies nicht unmittelbar durch eine Unterſcheidung der verſchiedenen Gefühle geſchehen, welche ſie in uns erzeugen. Denn Gefühle ſind eben in Bezug auf das, was ſie ſelbſt ſind, und wodurch das eine ſich vom andern unterſcheidet, in Begriffen nicht zu erſchöpfen; ſie laſſen ſich be-

zeichnen und unterscheiden nur durch Hinweis auf die eigenthümliche Natur der Gegenstände, von denen sie erweckt zu werden pflegen. Und auch die Werthgröße dessen, was sie uns zur Empfindung bringen, läßt sich nicht unmittelbar angeben oder vergleichen, sondern nur durch Reflexionen, durch welche wir ihre Bedeutung im Zusammenhange mit dem Ganzen unsers geistigen Lebens hinterher feststellen. Ich erläutere den ersten Theil dieses Satzes durch Hinweis darauf, wie schnell jeder Versuch zur unmittelbaren Beschreibung der Gefühle dahin ausläuft, von Aufregung, Spannung, Druck oder Erschlaffung zu sprechen, lauter Ausdrücke für die eigenthümliche Form der veranlassenden äußern Einwirkungen, durch welche die Gefühle entstehen, aber nicht unmittelbare Bezeichnungen dessen, was sie an sich sind. Den andern Theil des Satzes aber erklärt die bekannte Geringschätzung, die wir den sinnlichen Gefühlen im Gegensatz zu intellectuellen oder moralischen zu beweisen pflegen; denn obwohl die Heftigkeit der ersten nicht hinter der Lebhaftigkeit der andern zurücksteht, so lehrt uns doch die Besinnung über den ganzen Zweck unsers Lebens den höhern Werth dieser vor jenen.

Indem ich nun nach diesen Gesichtspunkten die verschiedenen Formen des ästhetisch Wirksamen zu ordnen versuche, benutze ich einen Leitfaden, den ich hier, wo er nur der übersichtlichen Aufreihung sehr mannigfaltiger Einzelheiten dienen soll, nicht ernsthafter glaube vertheidigen zu dürfen. (Vergleiche meine Abhandlungen über den Begriff der Schönheit und über Bedingungen der Kunstschönheit in den Göttinger Studien 1845 und 1847.)

Jedes Gefühl beruht auf der Uebereinstimmung eines Eindrucks mit Bedingungen, unter denen die Thätigkeit und die Wohlfahrt dessen besteht, der ihn empfängt. Der Mensch aber bringt dem Aeußern eine dreifache Empfänglichkeit entgegen. Zuerst erzeugt er nicht aus sich selbst heraus den Inhalt seines Vorstellens, sondern empfängt ihn durch Anregungen seiner Sinne; so als sinnliches Wesen verlangt er von den Eindrücken Ueber-

einstimmung mit den Bedingungen, unter welchen die Verrichtung der Sinne dauernd und ohne Widerspruch gegen die Wohlfahrt des ganzen körperlichen Lebens vollzogen werden kann. Was dieser Forderung entspricht, wollen wir das Angenehme der Sinnlichkeit nennen, indem wir von der gewöhnlichen Bedeutung des Angenehmen dies beibehalten, daß es den geringsten ästhetischen Werth eines Eindruckes bezeichne, zugleich aber in der oben bemerkten Weise das rein Sinnliche so deuten, daß es einen wahrhaft ästhetischen Inhalt noch einschließt. Die verschiedenen sinnlichen Eindrücke aber und die von ihnen zurückgebliebenen Erinnerungsbilder verknüpft der Vorstellungsverlauf in mancherlei räumlichen und zeitlichen Formen der Anordnung, der Aufeinanderfolge und gegenseitigen Beziehung. Auch er folgt dabei allgemeinen mechanischen Gesetzen seiner Verrichtung, und nicht jede Verknüpfung der Eindrücke, zu welcher die Thatsachen der äußern Reize nöthigen, entspricht gleich sehr den Gewohnheiten seines Wirkens; die eine fällt ihm schwer, weil sie der natürlichen Form seiner Bewegung widerspricht, die andere erweckt ein Gefühl der Lust, weil sie sich ihr vollkommen anschließt und jede Uebung einer Fähigkeit in einer ihrer Natur entsprechenden Weise uns erfreut. Wir wollen als das Wohlgefällige der Vorstellung alle diese Eindrücke zusammenfassen, die mit den Functionsbedingungen des psychischen Mechanismus in Uebereinstimmung sind. Aber der Mensch ist nicht blos bestimmt, Schauplatz dieses Mechanismus zu sein und die einzelnen Vorstellungen in sich wirken, einander verdrängen und sich zu einander gesellen zu lassen; er soll aus ihnen die Erkenntniß der Wahrheit und die richtige Würdigung des Guten gewinnen, und seine einzelnen Gedanken zu dem Ganzen einer Weltansicht verbinden. Auch diese Bemühung folgt Gesetzen, aber sie liegen hier in Ueberzeugungen über die Natur dessen, was sein kann und sein soll; was diesen Vorüberzeugungen entspricht, und die auf sie gegründete Thätigkeit des Geistes in

lebhafte Uebung setzt, wollen wir als das Schöne der Reflexion bezeichnen. Nennen wir unser Inneres Seele, sofern es nur allgemeinen Gesetzen seines formalen Verhaltens gehorcht, Geist aber diese Seele, sobald sie durch Uebung ihrer Fähigkeiten sich jenen Gedankeninhalt einer Weltansicht erworben hat oder in seiner Erwerbung begriffen ist, so sind Sinnlichkeit, Seele und Geist die drei von einander unterscheidbaren lebendigen Maßstäbe, an denen die Eindrücke sich messen und mit denen übereinstimmend sie gefallen. Der ästhetische Werth dieses Gefallens aber darf wohl ohne besondern Beweis entsprechend der Rangordnung gedacht werden, in welcher wir jene drei aufsteigend auf einander folgen zu lassen gewohnt sind.

Ich habe weder die Pflicht noch die Erlaubniß, hier meiner eignen Meinungen weiter zu gedenken, als zur Verdeutlichung der geschichtlich vorliegenden Ansichten Anderer dienlich ist. Auch diese Auseinandersetzung habe ich nur gewagt, weil ich irgend eines Leitfadens bedurfte, um die außerordentliche Mannigfaltigkeit der jetzt zu erwähnenden Untersuchungen über die einzelnen Formen des Aesthetischen in übersichtliche und nicht allzuvielgliedrige Abschnitte zu sammeln. Aus demselben Bedürfniß der Deutlichkeit muß ich noch folgende Bemerkung hinzufügen.

Das Angenehme der Sinnlichkeit entsteht uns zwar aus einer Erregung der Sinne, welche mit den Bedingungen ihrer Empfänglichkeit übereinstimmt, das Wohlgefällige der Vorstellung aus Verknüpfungen des Mannigfaltigen, welche auszuführen unserer vorstellenden Thätigkeit eine anpassende und belebende Aufgabe ist; aber ich meine nicht, daß darum der ganze Grund unseres Wohlgefallens an beiden auch nur in diesen Bedingungen ihrer Entstehung liegt. Weder in dem sinnlich Angenehmen empfinden wir nur das uns fertig überlieferte günstige Ergebniß einer glücklichen Reizung unserer leiblichen Organe, noch in dem vorgestellten Wohlgefälligen das harmonische Zusammenpassen des gegebenen Vorstellungsstoffes mit dem Mechanismus des Vor-

ſtellens, der ihn verarbeiten ſoll. Eine ſolche Anſicht würde folgerecht dahin führen, das Angenehme der Sinnlichkeit als zu gering und niedrig aus dem Gebiete der Aeſthetik wieder auszuſchließen, wie es früher allgemein ausgeſchloſſen war. Das Wohlgefällige der Vorſtellung dagegen würde ſich zwar aus der Aeſthetik nicht verdrängen laſſen, denn es iſt zu klar, daß unſer äſthetiſches Intereſſe ſehr lebhaft an ſolchen Formen des verknüpften Mannigfachen haftet, wie wir ſie unter dieſer Benennung zuſammengefaßt haben. Je ſicherer man aber eben in dieſem Wohlgefälligen das eigentliche Schöne zu beſitzen glaubt, deſto näher liegt die Folgerung, jenes dritte, welches wir als das Schöne der Reflexion bezeichneten, aus der Aeſthetik gleichfalls auszuſchließen, nicht als zu niedrig, ſondern entweder als zu hoch oder doch als nach anderer Richtung ihr Gebiet überſchreitend. Den reichen Gedankengehalt eines zuſammengeſetzten Kunſtwerks und die reale Bedeutung dieſer Gedanken, die uns an wichtige Züge des Baues der ſinnlichen und der ſittlichen Welt erinnern, würde dann die Aeſthetik zwar nicht werthlos finden, aber ſie werde doch an dieſem Theile des Kunſtwerks nur ein anderweitiges Intereſſe nehmen, das äſthetiſche dagegen nur an dem Formellen des Vortrags finden, durch welches ein bedeutender Inhalt natürlich mit größerer Geſammtwirkung als ein unbedeutender dargeſtellt werde. Wir haben dieſe äſthetiſche Grundanſchauung in mancherlei Beiſpielen kennen gelernt und ich habe nicht verſchwiegen, daß ich gegen ſie entſchieden Partei nehme. Wir haben nicht minder die idealiſtiſche Aeſthetik in vielfachen Variationen den entgegengeſetzten Standpunkt einnehmen ſehen: alles Schöne galt ihr als ſchön nur, weil es durch ſeine Form an den werthvollen idealen Inhalt erinnert, welcher der Sinn und die Bedeutung aller Wirklichkeit iſt. Mit dieſem Grundgedanken völlig in Uebereinſtimmung, muß ich doch gegen den Idealismus bemerken, daß er zu einſeitig dies, was ich das Schöne der Reflexion nannte, hervorgehoben, gegen das ſinnlich Angenehme

aber und gegen die formale Wohlgefälligkeit des verknüpften Mannigfachen ſich zu ſpröde und ablehnend, wie gegen Geringfügigkeiten, verhalten hat, deren eigentliche Stellung und Beziehung zu dem allein wahren ideal Schönen man nicht genauer zu beſtimmen nöthig habe. Die folgenden Abſchnitte werden daher gelegentlich auf den Weg hindeuten, den wie ich glaube die Aeſthetik hier zu nehmen hat: ſie müßte nicht auf eine Anzahl unabhängiger Urformen wohlgefälliger Verhältniſſe ausgehn, um aus dieſen Elementen, nachdem ſie gefunden wären, durch Zuſammenſetzung und mannigfache Verwendung die höhere Schönheit zuſammengeſetzter Erſcheinungen aufzubauen; ſondern ſie müßte im Einzelnen nachzuweiſen verſuchen, daß alles äſthetiſche Intereſſe, welches wir an ſcheinbar rein formalen Verhältniſſen nehmen, nur darauf beruht, daß ſie eben die natürlichen Formen ſind, die ſich das Höchſte um ſeines eignen Inhalts willen gibt. Nicht die höhere Schönheit gefällt als glückliche Combination einfacher ſchönen Elemente, ſondern die Elemente gefallen als Theile der ganzen Schönheit, an die ſie uns erinnern.

Zweites Kapitel.

Vom Angenehmen der Empfindung.

Aeſthetiſcher Werth der einfachen Sinnesempfindung. — Ton und Farbe. — Die Höhenſkala der Töne. — Der Grund der Conſonanzen und Diſſonanzen. — Die Schwebungen nach Helmholtz. — Unzulänglichkeit dieſ phyſiologiſcher Begründung. — Herbarts pſychologiſche Deduction der Conſonanz. — Harmonien der Farben. — Paralleliſirung der Farben und Töne durch Unger. — Complementärfarben nach Brücke. — Geruch und Geſchmack.

Sehr einſtimmig hat die Aeſthetik Schönheit nur dem verbundenen Mannigfachen, nicht dem Einfachen zugeſchrieben. An einzelnen Tönen und Farben hielt Kant ein äſthetiſches Inter-

esse nur um ihrer Reinheit willen für möglich: sie gefallen, weil sie durch viele Zeit- oder Raumpunkte ausgedehnt völlige Sichselbstgleichheit eines und desselben Inhalts zeigen; der Inhalt selbst, das wodurch sich Ton von Farbe, die eine Farbe sich von der andern unterscheidet, gilt ihm für ästhetisch gleichgültigen Stoff der Empfindung, dem nur jenes formale Verhalten Anspruch auf ästhetische Beachtung gibt.

Wenn ich nun hiervon abweichend behaupte, daß allerdings auch der einfache sinnliche Eindruck, und zwar nicht der der höheren Sinne allein, ein ästhetisches Wohlgefallen auf sich ziehe, so verhindert freilich die Natur der Sache einen andern Beweis für meine Behauptung, als die Berufung auf unbefangene Selbstbeobachtung. Wer sich in leuchtende Brechungsfarben oder in klare Töne mit seiner Aufmerksamkeit vertieft, wird sich zugestehen, daß er abgesehen von der Reinheit, die ihnen allen zukommen kann, für jede einzelne Farbe, jeden einzelnen Ton ein besonderes und eigenthümliches Interesse empfindet. Das reine Blau gefällt nicht blos um seiner Reinheit willen ebenso oder nur mehr oder weniger als das reine Orange um der seinigen willen, sondern es gefällt *ganz anders*; und die Klarheit eines Tons von mittler Höhe ganz anders als die eines andern, der sich der obern oder untern Grenze der hörbaren Tonleiter nähert.

Doch dies freilich gibt jeder zu; aber man wird hinzufügen, daß Reinheit sich natürlich nicht an Nichts, sondern nur an irgend einem bestimmten Inhalte der Empfindung wahrnehmen lasse; die Eigenthümlichkeit des Eindrucks nun, welchen dieser unentbehrliche Inhalt der Farben und Töne auf unser Gemeingefühl macht, gebe allerdings unserer Gesammterregung ein besonderes sinnliches Colorit; das Aesthetische an ihr sei aber doch nur das formale Verhalten der Reinheit, das an diesem Empfindungsstoff als Gleichheit aller seiner Theile zur Wahrnehmung komme.

Nun könnte ich mich auf feinere Speculationen der Psychologie berufen und gelten machen, daß auch jede einfache Empfindung, die wir mit einem einzigen Namen roth, süß, warm nennen, doch nur das Erzeugniß einer Vielheit aufeinanderfolgender oder zugleich ablaufender kleinsten Erregungen unserer Seele sei, die nicht einzeln wahrgenommen werden, sondern nur in bestimmter Verknüpfung zusammengefaßt jene einfachsten Gegenstände unsers Bewußtseins bilden. Das wodurch Roth sich von Blau unterscheidet, würde dann auf einer eigenthümlichen Verbindungsweise jener unendlich kleinen an sich unwahrnehmbaren Erregungen beruhen; und so könnte jede einfache Empfindung, weil sie in der That verbundenes Mannigfache wäre, ein ästhetisches Urtheil auf sich ziehen, und zwar jede ein anderes, denn das beurtheilte Verhältniß des Mannigfachen würde für jede ein besonderes sein. Aber diese an sich richtige Berufung würde hier ein übles Beispiel befolgen, das die Aesthetik mehrfach gegeben hat. Die Aufsuchung aller in und außer dem Bewußtsein gelegenen Bedingungen, an denen die Entstehung unsers ästhetischen Wohlgefallens hängt, kann nur gelingen, wenn wir zuvor unbefangen alle die Fälle beachtet haben, in denen es thatsächlich eintritt. Wir handeln unrecht, wenn wir eine in der Mehrzahl der Fälle wirksam gefundene Bedingung zur ausschließenden machen, und den ästhetischen Eindruck da nicht anerkennen wollen, wo sie nicht vorkommt. Ueber die Natur des Antheils, den wir an unsern sinnlichen Eindrücken nehmen, kann uns keine Speculation, sondern nur unser unmittelbares Gefühl belehren; und so darf auch die Beantwortung dieser Frage, ob einfache Sinnesempfindungen einen wirklich ästhetischen Eindruck hervorbringen können, nicht von unserer Wahl zwischen zwei psychologischen Ansichten abhängig gemacht werden, von denen die eine diese Empfindungen für wirklich, die andere nur für scheinbar einfach erklärt.

Ich leugne nun, daß unsere Gesammterregung durch einen

einfachen Sinneseindruck nur in dem äſthetiſchen Wohlgefallen an ſeiner Reinheit, und in einem nicht äſthetiſchen, ſondern nur ſinnlichen Erregtſein durch das Qualitative ſeines Inhalts beſtehe. Eben dies vielmehr, was den Ton zum Ton macht, und ihn von der Farbe und jede Farbe von der andern unterſcheidet, hat neben der Wirkung auf das Behagen oder Mißbehagen unſerer Sinnlichkeit eine von dieſer trennbare und im Grunde ſtets im Stillen von uns anerkannte äſthetiſche Bedeutung. Die Landſchaftsmalerei erreicht ihre ganze Wirkung gewiß nicht durch die Formen allein, ſo daß ſie etwa die Farben nur als nothwendiges Mittel brauchte, dieſe kenntlich zu machen; ſie wirkt vielmehr durch die Farben ſelbſt und zugleich durch eine Menge von Sinneseindrücken, die ſie gar nicht wirklich darſtellt, ſondern deren Erinnerung ſie nur hervorruft. Auch die nicht zu malende Wärme oder Kühle des Luftkreiſes und die undarſtellbaren Düfte der Gewächſe tragen zu ihrem Geſammteindruck bei und es iſt auf dieſen Beitrag gerechnet. Aber gewiß will dieſe Kunſt durch Erregung ſolcher Vorſtellungen nicht einen blos ſinnlichen Reiz ausüben, und eben ſo wenig glaublich iſt es, daß ſie durch bloße formale Vereinigung dieſer undargeſtellten ſinnlichen Empfindungen eine Schönheit erzeuge, während dieſe Empfindungen einzeln genommen äſthetiſch ganz gleichgültig wären. Auch urtheilt der unbefangene Sinn des Beobachters nicht ſo. Die Friſche oder Wärme, die ihm ſelbſt allerdings ſinnlich behagen, die Düfte, die ihn erfreuen würden, kommen für ihn gar nicht von dieſem Geſichtspunkt aus, nicht nach dem Maße des Nützlichen oder Schädlichen in Betracht, das ſie für *ihn* enthalten; ſie erſcheinen ihm vielmehr als eigne characteriſtiſche Lieblichkeiten und Trefflichkeiten der Außenwelt ſelbſt, die nur das Eigenthümliche haben, daß kein Verſtand, welcher ſie ſich objectiv gegenüberſtellen könnte, ſondern nur unſer Gefühl der Luſt oder Unluſt das Organ für ihre Anſchauung Erlebung und Anerkennung iſt.

Es hat nie ganz an Verſuchen zur Ausdeutung dieſes äſthe-

tischen Werthes der einfachen Empfindungen gefehlt, doch befriedigen sie nicht. Herder fand das Angenehme der untern Sinne doch nur in dem Zusammenpassen ihrer Eindrücke mit den Bedürfnissen unserer Organe; den Werth der Farben und der Töne erklärte er zu sehr durch das, woran beide uns zum Theil sehr mittelbar erinnern, zu wenig durch das, was beide unmittelbarer durch sich selbst bedeuten. Fast dasselbe gilt von den Versuchen des Idealismus. Für Schelling ist der Klang die Indifferenz der Einbildung des Unendlichen ins Endliche, rein als Indifferenz aufgenommen, das Licht der unendliche Begriff aller endlichen Dinge, sofern er in der realen Einheit begriffen ist. Da er diese Ausdrücke in seiner Philosophie der Kunst mittheilt, so hat er von ihnen für die ästhetische Würdigung beider Empfindungen Gewinn gehofft. Aber solche Definitionen, die mit verändertem Ausdruck bei Hegel und in seiner Schule häufig wiederkehren, bezeichnen nur eine Aufgabe, von der der Philosoph annehmen zu müssen glaubt, das Absolute habe sie im Zusammenhang seiner ganzen Entwicklung speciell dem Lichte und dem Klange gestellt; sie nennen die Idee, zu deren Darstellung in der Wirklichkeit beide berufen sind. Die ästhetische Würdigung der Sinneseindrücke kann jedoch nicht von einer so mysteriösen Bestimmung, sondern nur von demjenigen abhängen, was von einer solchen Bestimmung unmittelbar durch unser Empfinden und ohne Philosophie bemerkt wird. Alle größeren Lehrbücher der Aesthetik haben seitdem theils im Anschluß an solche Schulformeln, theils unabhängig von ihnen, wie unter andern mit großer Ausführlichkeit das noch unvollendete von Köstlin (Tübingen 1865—1866) die Gedanken zusammengestellt, die wir mit den verschiedenen Sinneseindrücken zu verbinden pflegen; auf eine Zergliederung dessen, was diese Eindrücke durch sich selbst oder durch die nächsten und unabweisbarsten Vorstellungsassociationen uns empfinden lassen, ist man weniger eingegangen. Nur zur Verdeutlichung der Aufgabe, die hier liegt, füge ich

Einiges hinzu, ohne Anspruch auf Neuheit, nur häufig Empfundenes etwas schärfer nachzeichnend.

Ob das, wodurch Roth roth ist und sich vom Grün unterscheidet, sich raumlos denken lasse, bleibe dahingestellt; empfinden aber und in der Erinnerung vorstellen läßt sich Farbe nur in räumlicher, Klang nur in zeitlicher Ausdehnung; dagegen ist diesem die räumliche fremd, für die Farbe aber die Zeit nur ebenso unentbehrlich wie für das Zustandekommen jedes Vorstellungsactes. Worauf dieser Gegensatz des Verhaltens bei der Aehnlichkeit der erzeugenden Licht- und Schallschwingungen beruhe, geht Physiologie und Psychologie an; für die Aesthetik ist nur wichtig, daß er vorhanden ist und daß er dem unmittelbaren Empfinden angehört. Aus Gründen, die gleichfalls unbesprochen bleiben können, hat die Farbe auch ihren Ort, an dem sie ruht; dort, in irgend einer Entfernung sucht unser Blick sie auf und sie verschwindet, wenn wir ihn abwenden. Den Klang beziehen wir stets nur auf einen Ort seiner Entstehung, an dem er nicht ruht, sondern von dem er ausgeht, um an uns anzudrängen; er kommt uns nach, wenn wir uns entfernen und sucht uns auf. Deswegen, weil er so empfunden wird, nicht aber, weil er wirklich auf Bewegungen der tönenden Körper beruht (denn darin gleicht er den Farben), ist der Klang stets als eine thätige Offenbarung des gestaltlosen Innern der Dinge, die Farbe dagegen für die ruhige Erscheinung der Realität gehalten worden, mit welcher jedes, durch sein bloßes Sein, im Zusammenhang mit andern seine Stelle einnimmt. Das allgemeine Licht aber, dessen bloße Helligkeit wir im Empfinden leicht von den einzelnen Farben unterscheiden, erscheint uns als das universale Mittel, das geordnete Nebeneinandersein aller Dinge herzustellen; die Stille, denn nur diese, nicht einen allgemeinen Klang setzt unser Empfinden den einzelnen Tönen entgegen, ist der natürlichste Ausdruck der Thatlosigkeit, lautlose Finsterniß die sinnliche Erscheinung des Nichts. Denn Stille und Dunkel müssen wir

den ſinnlichen Empfindungen hier zurechnen; ſie ſind Wahrnehmungen der Abweſenheit eines Reizes, nicht blos Abweſenheit der Wahrnehmung in dem Sinne, wie der Hand oder dem Fuße die Empfindung des Lichts oder der Farben einfach fehlt. Und eben deswegen, weil ſie die einzigen poſitiven Empfindungen des Nichts ſind, müſſen ſie nicht blos als beliebig erfundene Gleichniſſe für das Nichtige, denen man hundert andere gleichberechtigte gegenüberſtellen könnte, ſondern ſie dürfen wohl als pſychologiſch nothwendige Symbole angeſehn werden.

Wenn ich aber auch Hindeutungen auf Realität Thätigkeit Bewegung und Thatloſigkeit unmittelbar in dem Eindrucke von Licht und Schall zu finden glaube, ſo wird man mir einwerfen, daß dies wenigſtens nur Gedanken ſind, die ſich an jene Eindrücke für denjenigen knüpfen, der vom Sein und Thun, vom Handeln und Ruhen bereits andere Erfahrungen hat. Ich antworte darauf, daß das äſthetiſch urtheilende Subject, über deſſen Erregungen wir überhaupt Unterſuchungen anzuſtellen haben, nur die menſchliche Seele und zwar nicht die des Neugebornen iſt, ſondern nur die, welche durch mannigfache Lebenserfahrungen ſchon längſt viel weiter als zu der Ausbildung jener genannten allgemeinen Vorſtellungen gelangt iſt. Die Empfindung dieſer Seele iſt nun überall dieſer zuſammengeſetzte Act, in welchem der ſinnliche Eindruck durch das Auftauchen jener Nebengedanken gedeutet wird, und erſt wo dieſe Stufe der Ausbildung erreicht iſt, können wir an die Möglichkeit eines äſthetiſchen Eindrucks überhaupt glauben. Ich meine daher noch weiter gehn und ſchon hier anſtatt der einzelnen Töne und Farben die Gliederung des geſammten Ton- und Farbenreichs berückſichtigen zu dürfen. Ich denke damit noch nicht von der Schönheit zu ſprechen, die der Verknüpfung des Mannigfachen entſpringt, ſondern nur von der, die dem Einzelnen um ſeiner Vergleichbarkeit mit anderen willen zukommt. In ſolcher Vergleichung aber lebt unſer wirkliches Empfinden durchaus; wir haben, ſo

lange wir ästhetisch urtheilen, niemals blos eine Farbe oder einen Ton gekannt, sondern stets eine Vielheit beider, deren jedes einzelne Glied von uns nicht anders als mit dem Nebengefühl seines Verhaltens zu andern vorgestellt wird; auf dieses wirkliche Empfinden allein kann sich unsere Betrachtung beziehen, nicht auf die unauffindbare Seele, in der Dies alles anders wäre.

Die Töne erscheinen uns als Glieder einer aufsteigenden Reihe und ihre zunehmende Höhe hängt von der wachsenden Häufigkeit der erregenden Schallwellen ab. Diese physische Ursache der Skala erwähne ich nur, um die ganz anders geartete Natur ihrer Wirkung hervorzuheben. Steigerung überhaupt liegt allerdings sowohl in der zunehmenden Höhe der gehörten Töne als in der wachsenden Anzahl der Schallwellen; aber von der Vermehrung einer Anzahl, wie sie eben den letztern zukommt, enthält die Höhenzunahme der gehörten Töne keine Andeutung: sie setzt an die Stelle derselben vielmehr etwas ganz Eigenthümliches, eine Steigerung, die wir als Zunahme einer qualitativen Intensität, oder deutsch-als Zunahme der Lebendigkeit bezeichnen könnten. Denn die wachsende Höhe des Tons ist nicht zunehmende Kraft eines qualitativ Gleichbleibenden, sondern sie ist Uebergang in eine andere Qualität, aber in eine solche, die eben durch das was sie ist, und wodurch sie sich qualitativ von andern unterscheidet, zugleich ein bestimmbares Mehr oder Minder als diese ist. Noch ein Anderes kommt hinzu. Der höhere Ton wird im Verhältniß seiner zunehmenden Höhe und abgesehn von seiner Stärke, dünner schärfer oder spitziger, der tiefere breiter und stumpfer empfunden; Ausdrücke, welche deswegen, weil sie von Raumverhältnissen entlehnt sind, nicht aufhören, eine von aller Vergleichung unabhängige, jedem bekannte Thatsache des Empfindens zu bezeichnen. Vielleicht hängt diese Eigenheit von der kürzeren Dauer der einzelnen Welle ab, durch die für die höheren Töne die größere Häufigkeit ihrer Wiederkehr in gleicher Zeit ermöglicht wird; gleichviel, nachdem einmal die hörbare

Skala so vor unserem Bewußtsein steht, versinnlicht sie uns ein vielgegliedertes Reich möglicher Thätigkeitsformen. Abgesehn von seiner Stärke hat jeder Ton, jede erscheinende Thätigkeit des Innern also, um ihrer qualitativen Natur willen einen meßbaren Werth größerer oder geringerer Lebendigkeit; aber nach zwei Richtungen hin verzehrt sich diese Thätigkeit selbst; sie wird unmöglich und der Ton verschwindet aus dem Reiche des Hörbaren, wenn seine Lebendigkeit, seine Höhe, sich beständig steigert, denn damit verdünnt sich gleichsam zu Nichts der Körper, von dem dies Leben ausgehn sollte; er verschwindet ebenso, wenn die Breite und Masse des Hörbaren in den tiefsten Stufen der Skala die Beweglichkeit erdrückt. So gleichen die höchsten Töne einer Bewegung von immer zunehmender Geschwindigkeit und immer abnehmender Größe des Bewegten, die tiefsten der stets verlangsamten Bewegung einer zugleich maßlos anwachsenden Masse.

Man wird dies im beßten Falle Gleichnisse schelten, die das, was im wirklichen Eindrucke liegt, willkürlich und nicht erschöpfend umschreiben. Allein wenn die ganze Eigenthümlichkeit des sinnlichen Eindrucks sich durch Begriffe wiedergeben ließe, so verlöre er eben das, wodurch er mehr ist, als die bloße Wiederholung des Gedankeninhalts, den er ja nicht blos *wiederholen*, sondern eben *versinnlichen* soll. Hierin scheinen die idealistischen Betrachtungen dieser Gegenstände mir zu irren. Ruhiges Dasein, thätige Bewegung und alle die Eigenthümlichkeiten der letztern, die ich oben in dem Tonreich ausgedrückt zu finden glaubte, können dem Idealismus als Formen des Daseins und Geschehens gelten, welche die höchste Idee zu ihrer Verwirklichung nothwendig voraussetzt; ist also Schönheit die *Erscheinung* des Idealen, so sind Klang und Farbe schön, weil sie jene nothwendigen Momente der Idee *erscheinen* lassen. Aber der Idealismus schätzt beide Sinneseindrücke zu sehr nur deshalb, weil sie jene abstracten Beziehungen *enthalten*; mir scheint

das Wichtigere die Art, wie sie dieselben *versinnlichen*. Nicht darin besteht ihr ästhetischer Werth, daß man aus ihrer sinnlichen Eigenthümlichkeit abstracte Momente der Idee herausschälen kann, sondern darin eben, daß der Gedanke hier diese Schale angenommen hat; darin, daß Beziehungen, die man sonst nur denken kann, jetzt vor unserem Ohre *klingen*, vor unserem Auge *glänzen*. Der sinnliche Eindruck wiederholt also nicht blos den denkbaren Inhalt jener Momente der Idee, sondern gibt diesen, die an sich nur unaufgelöste Aufgaben und Räthsel für das Denken sind, erst jene anschauliche Bestätigung ihrer Wahrheit, welche für jedes Räthsel in seiner Lösung liegt. Denn diese, sobald sie gefunden ist, zeigt nicht nur, was mit ihm gefunden war, sondern zeigt auch erst, daß überhaupt etwas mit ihm gemeint sein konnte, und daß es nicht ein Hirngespinnst einander widerstreitender Forderungen war. So könnte, um nur ein Beispiel zu erwähnen, der Idealismus leicht in seinen Principien Veranlassung finden, als eine um der Idee willen nothwendige Form des Daseins auch die einer qualitativen Intensität zu verlangen; daß aber diese abstracte Forderung etwas ausdrückt, was sich überhaupt erfüllen läßt, und wie sich ihre Erfüllung denn eigentlich ausnimmt, das lernen wir erst von der Tonleiter, welche uns auf eine vorher unerrathbare Weise, durch das Steigen der Tonhöhe, das Verlangte vormacht. Begreiflich ist daher, daß diese der Sinnlichkeit ganz eigenthümliche Art, wie sich in ihr die Erscheinung der Idee *ausnimmt*, nicht wieder durch Begriffe ausgemessen werden kann; der *volle* ästhetische Werth der sinnlichen Eindrücke, der eben hierin besteht, läßt sich daher durch Gedanken niemals, aber auch ihr Gedankengehalt scheint sich nur gleichnißweis erschöpfen zu lassen, weil er in dieser seiner unauflöslichen Verbindung mit dem Eigenen der sinnlichen Erscheinung nicht mehr sich selbst in seiner abstracten Reinheit, sondern nur einem concreten Symbol seiner selbst gleicht. Doch was ich hiermit meine, werde ich

deutlicher vielleicht machen können, wenn wir zuvor der Harmonie der Töne gedacht haben werden.

Schon Leibnitz hatte das Wohlgefallen an der Musik auf unbewußtes Zählen der Seele zurückgeführt. Allein durch unbewußtes Zählen zu Lust oder Unlust bestimmt werden, heißt doch nur: in Folge eines durch Zahlen bestimmbaren Reizes, der auf uns einwirkt, auf bestimmte Weise leiden; so ist jener Ausspruch nicht Erklärung, sondern nur Bezeichnung einer bekannten Thatsache. Auch Euler und nach ihm überhaupt die Aesthetik betrachtete die einfachen Verhältnisse der Schwingungszahlen zweier Töne als directen Grund ihrer Consonanz; man gab nicht an, woran die Seele, welche die Schwingungen nicht zählt, die Gegenwart so günstiger Verhältnisse in dem einen, ihre Abwesenheit in dem andern Tonpaare merken soll. Eine auf die Entstehung aller sinnlichen Gefühle gerichtete Betrachtung veranlaßte mich selbst zu folgenden Bemerkungen. (Medicinische Psychologie 1852.) So wenig ein Sinn die mannigfachen Eindrücke als verschiedene wahrnimmt, weil sie verschieden sind, sondern nur weil und sofern sie auf ihn verschieden wirken, so wenig nimmt ein Gefühl ein Verhältniß zwischen zwei Reizen wahr, blos weil es zwischen ihnen besteht, sondern nur weil und sofern es als solches auf uns einwirkt. Gegenstand der Erkenntniß wird das Verhältniß, sobald jedes seiner beiden Glieder vorgestellt und zugleich die vorstellende Thätigkeit sich der Art und Größe der Aenderung bewußt wird, welche sie bei dem Uebergang vom einen zum andern erfährt; Gegenstand des Gefühls aber, der Lust oder Unlust, wird dasselbe Verhältniß dann, wenn uns die Art und Größe der Förderung oder Störung zum Bewußtsein kommt, die wir durch das gleichzeitige Einwirken seiner beiden Glieder erleiden. Ebenso nun, wie die Empfindung des Rothen keine Hindeutung auf die Natur der Lichtwelle enthält, durch die sie erweckt wird, mithin ihre eigne Erzeugungsursache gar nicht abbildet, ganz ebenso ist im Allgemeinen das Gefühl von Lust und

Unluſt nicht eine Abbildung oder Erkenntniß, ſondern nur eine Folge des Einklangs oder Widerſtreits, welcher zwiſchen der Aufgabe, zwei Reize zugleich aufzunehmen, und unſerer Fähigkeit beſteht, dieſe Leiſtung auszuführen. Es iſt nicht ſo, daß wir die durch beide Eindrücke uns zugefügte Störung oder Förderung zuerſt als erkennbares Schauſpiel beobachteten, um dann nach Befund des Sachverhaltes ein gewiſſes Maß von Luſt oder Unluſt zu beſchließen; ſondern die Vorgänge, auf denen unſer Gefühl beruht, können ſämmtlich außerhalb des Bewußtſeins bleiben, während innerhalb deſſelben nur die Wahrnehmung unſers Wohls und Wehes als Schlußglied einer verborgenen Kette von Ereigniſſen auftritt. Es kann und muß daher allerdings eine theoretiſche Unterſuchung nach dem nützlichen oder ſchädlichen Effect forſchen, den das Verhältniß zweier Reize irgendwo in uns hervorbringt; denn ohne derartige Wirkung könnte es nicht Grund eines Gefühles für uns ſein; aber es iſt gar nicht nöthig, daß das Gefühl ſelbſt von einer Einſicht in dieſe Gründe ſeiner Entſtehung begleitet ſei. Auch dafür, daß wir jetzt Roth, dann Grün ſehen, muß die Theorie der Empfindung den Grund in der Verſchiedenheit der Lichtwellen ſuchen, die nacheinander auf uns einwirken; die Empfindung ſelbſt aber braucht außer der Röthe des Rothen und der Grüne des Grünen nicht auch noch ein Bild der Aetheroscillationen zu enthalten, auf denen beide beruhen. Ein Gefühl des Wohlgefallens kann ſich daher recht wohl an einfache Verhältniſſe der Schwingungszahlen zweier Töne knüpfen, obwohl dieſe Verhältniſſe gar nicht Gegenſtände der Wahrnehmung ſind; aber allerdings kann es ſich an dieſe Verhältniſſe nicht knüpfen, ſofern ſie zwiſchen zwei Tönen blos beſtehen, ſondern nur ſofern die Töne, die in ihnen ſtehen, eben um deswillen eine ſchädliche oder nützliche Aenderung unſers Zuſtandes hervorbringen. Größe und Art dieſer Aenderung wird dann, um dies nochmals hervorzuheben, im Gefühl nicht abge-

bildet und erkannt, sondern nur ihr Werth für uns durch ein nach Art und Größe bestimmtes Wohl oder Wehe genossen.

Nach dieser allgemeinen Annahme schien mir damals noch ein doppelter Fortgang möglich. Bringen zwei dissonirende Töne in dem Gehörnerven zwei unverträgliche Nervenprocesse hervor? und erzeugen sie so einen Störungszustand des Nerven, der als Reiz auf die Seele wirkend, von dieser als Unlust wahrgenommen wird? Oder verlaufen die Eindrücke im Nerven ohne Schaden nebeneinander? und können vielleicht nur die beiden gehörten Töne, die Empfindungen also, nachdem sie im Bewußtsein entstanden sind, von der vorstellenden Thätigkeit der Seele um deswillen was sie sind, nicht zugleich ohne Widerstreit festgehalten werden? so daß die Zumuthung, es dennoch zu thun, Unlust erzeugt als Zeichen einer Gewalt, die der Seele, nicht einer solchen, die dem Nerven angethan wird?

Ich ging damals von der Annahme aus, daß alle Schallwellen auf alle Fasern des Hörnerven wirken, mithin auch die Nervenprocesse, welche zwei dissonirenden Tönen entsprechen, sich in denselben Fasern begegnen. Unter dieser Voraussetzung lag nahe, an eine Störung zu denken, die der Nerv selbst durch die Zumuthung dieser zwei gleichzeitigen Leistungen erführe. Specieller jedoch anzugeben, welche Arten gleichzeitiger Vorgänge den Functionsbedingungen des Nerven zuwider laufen, verhinderte damals wie jetzt die Unkenntniß des Nervenprocesses. Helmholtz hat in seiner Lehre von den Tonempfindungen (2. Aufl. S. 253 ff.) ausgeführt, daß in allen Sinnen intermittirende Reizungen Quellen der Unlust sind; er vergleicht das Unangenehme des Kratzens, Kitzelns und Bürstens, das Quälende des flimmernden Lichtes mit der Rauhigkeit von Tönen, denen er künstlich einen intermittirenden Verlauf gegeben.

Bei fortdauernd gleichmäßiger Einwirkung führe ein Sinnesreiz schnell eine Abstufung der Empfindlichkeit herbei, durch welche der Nerv vor einer zu anhaltenden und heftigen Erregung ge-

ſchützt werde. Während der Pauſen eines intermittirenden Reizes dagegen ſtelle ſich die Empfindlichkeit einigermaßen wieder her und der neue Reiz wirke alſo viel intenſiver, als wenn er in derſelben Stärke dauernd gewirkt hätte. Ich glaube, daß in dieſen von Helmholtz angeführten Umſtänden die thatſächliche Urſache des Unangenehmen unſerer Empfindungen wenigſtens in vielen Fällen wirklich liegt, wenn gleich der eigentlich mechaniſche Grund mir nicht hinlänglich klar ſcheint, um deswillen die intermittirende Aufbrauchung einer unterdeſſen ſtets wiederhergeſtellten Empfindlichkeit ein um ſo viel ſchädlicherer Effect für die Oekonomie des Nerven ſein ſollte, als ſeine dauernde Reizung. Denn die letztere muß ja nicht im Vergleich mit jener ſo überſtark gedacht werden, daß ſchon ihr Anfang die Empfänglichkeit des Nerven ganz aufhebt und dadurch der Schaden ihrer Fortſetzung verhindert wird; continuirliche Reizungen von mittlerer Stärke halten wir längere Zeit ſo aus, daß die Intenſität der von ihnen erregten Empfindung nicht merklich abnimmt; ſie verbrauchen alſo ebenfalls von Moment zu Moment eine inzwiſchen ſich wieder ſammelnde Erregbarkeit, ohne deswegen unangenehm zu werden. Doch dies möge auf ſich beruhen.

Von dieſen Thatſachen führt nun bei Helmholtz zu einer Anſicht über die Gründe der Diſſonanz von Tönen die phyſiologiſche Hypotheſe: von den zahlreichen merkwürdigen Faſern, die Corti im Innern des Gehörorgans in enger Verbindung mit den Faſerenden des Hörnerven gefunden, diene jede einzelne der Empfindung eines einzigen Tones von beſtimmter Höhe, werde jedoch von Tönen, welche dieſem ihrem eigenen ſehr nahe liegen, in geringerem Grade der Lebhaftigkeit miterregt. Treffen nun zwei Töne von ſehr geringem Intervall zuſammen und reizen folglich dieſelben Cortiſchen Faſern, ſo müſſen ihre Schwingungen ſich verſtärken, ſo oft gleiche Phaſen derſelben zugleich eintreten; ſie führen alſo dem Nervenende einen intermittirenden Reiz, nämlich eine Erregung von abwechſelnder Stärke zu. Töne

von größerem Intervall erregen zwar nicht mehr dieſelben Cortiſchen Faſern, aber Partialtöne derſelben können nahe genug zuſammenliegen, um es zu thun; auch ſie erzeugen dann jene Schwebungen, durch welche die Klangmaſſe zum Theil in getrennte Tonſtöße verwandelt und der Zuſammenklang rauh wird. So entſtehe die Diſſonanz; Conſonanz dagegen beruhe auf Schwingungsverhältniſſen zweier Töne, bei denen Schwebungen entweder nicht, oder in zu geringer Stärke entſtehn, um den Zuſammenklang wahrnehmbar zu ſtören.

Die weitere Entwicklung, welche Helmholtz dieſer Lehre bis zur Erklärung und Rechtfertigung vieler Einzelheiten des Generalbaſſes gibt, muß man in ſeiner eignen Darſtellung verfolgen, deren belehrender Reichthum an neu aufgefundenen Thatſachen die Verſuchung zu größerer Ausführlichkeit, als mein Raum geſtattet, ſchwer überwinden läßt. Ueber die äſthetiſche Bedeutung der Ergebniſſe habe ich einige Zweifel. Unmittelbare Erklärung fänden durch ſie nur die Diſſonanzen, wenn man nämlich die Rauhigkeit von den Schwebungen für identiſch mit ihnen anſieht; das Wohlgefallen an Conſonanzen iſt jedoch eine zu ausgezeichnete und zu poſitive Erſcheinung, um zulänglich aus der bloßen Abweſenheit ſolcher Störungen erklärt zu werden. Man müßte hinzufügen, daß jede Nervenerregung Quelle um ſo größerer Luſt iſt, je formell mannigfaltiger die Bewegungen ſind, in welche ſie den Nerven innerhalb der Bedingungen ſeiner dauernden Functionsfähigkeit verſetzt. Dies liegt in der That in Helmholtz's eigenen Beobachtungen, nach denen der wirklich einfache Ton muſikaliſch leer und nichtsſagend klingt, einen gut verwerthbaren Eindruck dagegen nur derjenige macht, der wie die Töne der meiſten Inſtrumente von einer Anzahl mitklingender Obertöne begleitet iſt. Die Wohlgefälligkeit der Conſonanz beruht daher wirklich nicht blos auf dem Mangel der Störung, ſondern auf der vorhandenen Vielheit der mannigfaltigen unterſcheidbaren Eindrücke, die ohne Störung neben einander wahrgenommen werden.

Mit alle Dem würden wir jedoch nur die physiologischen Bedingungen gefunden haben, an denen factisch Consonanz und Dissonanz hängt, ohne doch zu begreifen, warum diese Gründe solche Folgen haben müssen. Weiter hat indeß auch Helmholtz wohl nicht zu gehen gemeint; was ich hinzufüge, bezieht sich im Allgemeinen auf die unvermeidliche Unzulänglichkeit der an sich sehr wichtigen physiologischen Betrachtungsweise dieser Dinge. Ich komme nämlich darauf zurück, daß nicht eine Dissonanz nur ebenso, oder nur mehr oder minder dissonirt, als eine andere; jede vielmehr, und ebenso jede Consonanz, erweckt ein seiner qualitativen Färbung nach eigenthümliches Gefühl der Lust oder Unlust; der characteristische Unterschied von Dur und Moll in unserer Empfindung ist auf kein bloßes Mehr oder Weniger einer und derselben Eigenschaft zurückführbar, welches bloßen Gradunterschieden eines im Nerven vorgehenden schädlichen oder nützlichen Vorgangs entspräche. Es ist dasselbe wie mit den Tönen überhaupt; daß wir steigende Wellenfrequenz als steigende Höhe empfinden müßten, folgt aus dem Begriff dieser Frequenz nicht; daß wir größere oder geringere Intensität der Schwebungen oder verschiedenen Formenreichthum störungsloser Nervenprocesse in der Form dieser characteristisch verschiedenen Consonanzen und Dissonanzen wahrnehmen müßten, folgt aus ihren Begriffen ebenso wenig. Zur Erklärung der musikalischen Erscheinungen reicht daher die Kenntniß dessen nicht hin, was im Nerven geschieht; man müßte ferner wissen, wie das Geschehende auf die Seele wirken kann und in welcher Weise es von ihr aufgenommen wird. Hier endet aber die Ergiebigkeit der physiologischen Forschung ebenso, wie sie bei der Frage endet, warum wir Aetherwellen als Licht und ihre verschiedene Frequenz als Farben empfinden. Nur scheinbar mehr als dies versteht sich von selbst, daß Vorgänge, die den Nerven stören, nach dem Maß dieser Störung auch der Seele Unlust erregen müßten; es kommt immer noch auf den Nachweis an, daß der Störungs-

zuſtand des Nerven, wie ich oben bemerkte, nicht blos beſteht, ſondern ſelbſt als Reiz auf das Bewußtſein wirkt.

Man denke ſich, daß der ſchädliche Effect einer intermittirenden Reizung des Nerven mechaniſch vollkommen nachweisbar ſei, ſo könnte doch immer dieſer Effect zuletzt nur in irgend einer Abweichung liegen, welche die Geſammtſituation der Elemente in dem gereizten Nerven oder in denen erführe, welche zur Ausgleichung der entſtandenen Erregung aufgeboten werden. Wie aber könnte dieſe blos *ſtattfindende* Abweichung Grund unſerer Unluſt ſein, wenn ſie nicht nachweisbar auf die Seele wirkt? Jedenfalls müßte dieſer ſchädliche und im Falle der Conſonanz der günſtige Effect im Nerven als ein poſitiver neuer Reiz angeſehen werden, der Luſt oder Unluſt durch ſeine Einwirkung auf die Seele ebenſo hervorruft, wie der einfache Nervenproceß die Empfindung. Aber es iſt ſehr unwahrſcheinlich, daß jener phyſiſche Effect im Nerven als ein fertig gemachter neuer Reiz auf die Seele wirke, ſo daß die zuſammenſetzenden Vorgänge, deren Reſultante er iſt, hier nicht mehr geſondert in Betracht kämen; ſehr unwahrſcheinlich alſo, daß zwei Tonempfindungen, welche aus den urſprünglichen beiden Nervenproceſſen entſtehen, von einem Unluſtgefühle nur *begleitet* würden, welches neben ihnen als ein Drittes unmittelbar aus dem Angriff entſtände, den die zu einem eigenen dritten Vorgange verſelbſtändigte gegenſeitige Störung der beiden Nervenproceſſe noch nebenher auf die Seele machte. Viel wahrſcheinlicher iſt mir, daß die im *Nerven* entſtandene materielle Störung nur allgemeine Symptome der Ermüdung, Anſtrengung und erhöhter Reizbarkeit hervorbringt, daß dagegen die ſpecifiſch äſthetiſchen Gefühle des Wohlgefallens, welche ſich an verſchiedene Conſonanzen und Diſſonanzen verſchieden knüpfen, erſt aus den Gegenwirkungen der *Empfindungen* entſpringen, nachdem dieſe im Bewußtſein entſtanden ſind, oder indem ſie in ihm entſtehen. Es würde dann das zweite Glied der oben (S. 277) geſtellten

Doppelfrage bejaht: die ästhetischen Gefühle sind Zeichen einer Gewalt oder Gunst, die nicht dem Nerven, sondern der Seele widerfährt.

Diesen zweiten Standpunkt hat vor langer Zeit mit großer Entschiedenheit Herbart behauptet. Die Musik sei nicht Nervenkitzel, sondern Genuß für ein musikalisches Denken; die körperlichen Vorgänge haben nur für die Entstehung unserer Empfindungen zu sorgen, die ästhetische Beurtheilung dieser, nachdem sie im Bewußtsein da sind, erfolge nach Maßgabe dessen, was sie als Zustände des Bewußtseins sind und nach Gesetzen, welche die geistige Thätigkeit des Vorstellens beherrschen. Herbart hat sich wiederholt über diese Dinge ausgesprochen: in den Hauptpunkten der Metaphysik 1808, in den psychologischen Bemerkungen zur Tonlehre 1811, in den psychologischen Untersuchungen 1839; bequem unterrichtet man sich aus keiner dieser Darstellungen, am vollständigsten aus der letzten.

Zwei Acte des Vorstellens, welche sich durch vergleichbare Verschiedenheit ihres vorgestellten Inhalts, wie z. B. zwei Farbenvorstellungen, unterscheiden, können nach Herbart nicht ohne Weiteres nebeneinander bestehen; die Einheit der Seele drängt sie zur Wechselwirkung. Durch diese wird ein Theil der vorstellenden Thätigkeiten gehemmt, und in bloßes Streben vorzustellen verwandelt; die beiden Vorstellungen selbst aber erfahren einen Abbruch ihrer Klarheit im Bewußtsein, der sich im Allgemeinen auf sie im umgekehrten Verhältniß ihrer Stärke vertheilt. Rechnungen lehren dann, daß zwei gleich starke doch verschiedene Vorstellungen eine dritte schwächere ganz aus dem Bewußtsein verdrängen, wenn ihre Stärke sich zu der der letztern wie $\sqrt{2} : 1$ verhält. Den Raum einer Octave nun denkt sich Herbart als eine gradlinige Tonreihe, welche nach dem bloßen Zeugniß des Gehörs und ohne jede Berufung auf physikalische Erkenntnisse in zwölf gleiche Intervalle, die halben Töne, zerfällt. Jeder von diesen Tönen werde dem Grundton unähnlicher im

graden Verhältniß seines Abstandes von ihm, bis in der Octave des Grundtones die Aehnlichkeit mit diesem ganz verschwinde und nur noch Gegensatz, voller Gegensatz also nach Herbarts Sprachgebrauch, übrig bleibe. Jeder Ton der Skala läßt sich daher, obgleich er an sich eine völlig einfache Empfindung bleibt, in einer zufälligen Ansicht als Summe dessen ausdrücken, was er mit dem Grundton Gleiches, und dessen, was er zu ihm Entgegengesetztes enthält. Erklingen zwei Töne zusammen, so sucht ihr Gleiches sie in Eine Empfindung zu verschmelzen; dem widerstreben aber die beiden entgegengesetzten Antheile beider, die von dem Gleichen nicht ablösbar sind. So entsteht hier der vorige Fall wieder: nämlich drei miteinander streitende Acte des Vorstellens. Sind zwei von ihnen, hier die beiden gleichstarken entgegengesetzten Eigenthümlichkeiten beider Töne, grade stark genug, um den dritten, die Vorstellung der Gleichheit in ihnen, aus dem Bewußtsein ganz zu verdrängen, so wird dieser ausgezeichnete Fall sich im Bewußtsein durch ein besonderes Ereigniß, das Wohlgefallen einer Consonanz, verrathen; wären alle drei widereinander wirkenden Kräfte gleich, so würde dem dadurch gegebenen unbeendbaren Streite das Gefühl einer Dissonanz folgen. Ist c der Grundton, so ist der Gegensatz des g zu ihm durch 7 Intervalle zu messen, um die g von c absteht; die Gleichheit des g mit c durch 5, um welche g von $\bar{c}$, dem vollen Gegensatz des c, entfernt ist; umgekehrt ist auch der Gegensatz von $\bar{c}$ zu $g = 7$, seine Gleichheit mit ihm die vorige. Es verhält sich also, wenn Grundton und Quinte zusammenklingen, die Stärke der beiden gleichstarken Gegensätze zur Gleichheit wie 7 : 5, d. h. sehr annähernd wie $\sqrt{2} : 1$. Grundton und reine Quinte geben daher die vollkommenste Consonanz, weil hier der Conflict zwischen dem Einigungsbestreben des Gleichen und dem Widerstreben der Gegensätze völlig, und zwar zu Gunsten der letztern entschieden ist; die Vorstellung der angestrebten Gleichheit ist ganz gehemmt, und die beiden Töne laufen nebeneinander ohne weitere

gegenseitige Störung ab. Dagegen steht Fis von dem Grundton und der Octave um gleichviel ab; seine Gleichheit mit c wird ebenso wie sein Gegensatz zu ihm durch 6 gemessen; die drei Kräfte sind gleich, der Conflict zwischen dem Streben nach Einheit und dem Widerstreben der Gegensätze unversöhnbar, und die falsche Quinte bildet daher mit dem Grundton die schlimmste Dissonanz.

Dies muß genügen, um anzudeuten, wie Herbart über die Harmonien der gehörten Töne allerdings ganz unabhängig von der physikalischen Theorie der Schallwellen urtheilt; daß er sich dennoch zur Bestätigung seiner Resultate auf ihre Uebereinstimmung mit denen jener bezieht, verwirrt mehr, als es aufklärt. Denn seine Theorie müßte dieselben Ansprüche machen, wenn auch die gehörten Töne und ihre empfundenen Intervalle zu den Schwingungszahlen gar nicht in dem einfachen (hier übrigens ganz unerklärt bleibenden) Verhältniß ständen, welches eine so kurze Vergleichung der beiderseitigen Resultate gestattet. Auch darüber muß ich die weitere Ausführung der Lehre dem eignen Quellenstudium des Lesers überlassen; vielerlei Bedenken im Einzelnen unterdrücke ich hier, wo dem scharfsinnigen, ganz mit Unrecht fast völlig ignorirten Versuche seine Stelle in der Geschichte der Aesthetik zu sichern war; nur einige allgemeine Bemerkungen sollen mich noch zu dem Punkte zurückführen, von dem ich oben (S. 275) ablenkte.

Das ästhetische Urtheil trifft nach Herbart die Form eines Verhältnisses; unwesentlich ist ihm unsere Lust oder Unlust an der Wahrnehmung dieser Form, so wie deren sonstige ideale Bedeutung. Mit dieser Denkweise scheint mir seine Ableitung der Consonanzen nicht zu stimmen. Er sucht im Voraus die Verhältnisse von Tönen zu errathen, von denen zu erwarten ist, daß sie im Bewußtsein sich durch Consonanz und Dissonanz bemerklich machen werden. Was kann ihn hier leiten, wenn nicht der Gedanke: es verstehe sich von selbst, daß das gefallen oder miß-

fallen werde, was der Thätigkeit der Seele passend oder zuwider sei? Denn offenbar: nur so fern Größenverhältnisse zwischen Zuständen bestehen, deren gleichzeitige Erleidung ein und demselben vorstellenden Wesen zugemuthet wird, haben sie so verschiedenen Werth, daß man von dem einen angenehme, vom andern unangenehme Folgen erwarten darf; als bloßes Größenverhältniß ist eins nicht böser oder besser als das andere. Wenn daher auch nach Herbart das ästhetische Urtheil des Hörenden selbst Consonanzen billigte, Dissonanzen mißbilligte, ohne den psychologischen Grund dieses seines nothwendigen Verfahrens zu kennen, so läge doch in dem Gang, den Herbart nahm, das Zugeständniß der Theorie, Gefallen und Mißfallen hänge von dem Nutzen oder Schaden ab, den die wahrgenommenen Verhältnisse für die Oekonomie unseres Vorstellens haben. So sieht man sich zu Kants Ansicht zurückgeführt, welche die Schönheit in Uebereinstimmung der Eindrücke mit dem Ablauf der Seelenvermögen fand.

Aber ich kann die Unwissenheit des Hörenden über die Gründe seines ästhetischen Urtheils nicht einmal uneingeschränkt zugeben. Freilich ahnt er nicht, daß sein Wohlgefallen an dem Einklang von Grundton und Quinte auf einem Verhältniß von $\sqrt{2} : 1$ beruhe, das irgendwo stattfinde; aber die Unterscheidbarkeit und der störungslose Abfluß beider Töne, und auf ihm sollte ja die Consonanz beruhen, ist ein Ereigniß in seinem Bewußtsein, dem er zusieht, und ebenso dauert zwischen Grundton und falscher Quinte im Bewußtsein erkennbar der Zwiespalt fort, aus dem ihre Dissonanz entspringen sollte. Wenn daher ihrerseits die Theorie den Grund des Gefallens oder Mißfallens in dem Einklang oder dem Streit der Eindrücke mit der Wirkungsweise der geistigen Thätigkeit sucht, so bleibt dem Hörenden seinerseits zwar die entferntere Ursache unbewußt, die dieser Einklang oder Streit im psychischen Mechanismus hat, aber der Einklang und Streit selbst, als eine durch unbekannte Gründe fertig

gemachte Thatsache ist Gegenstand seines Bewußtseins und bildet eben das Object, auf welches sich sein Gefallen oder Mißfallen bezieht. Die Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung der Eindrücke mit den Formen der Seelenthätigkeit ist daher hier nicht blos die unbewußte Ursache, aus der auf unbekannte Weise das Gefallen und Mißfallen entspringt, sondern der bewußte Grund, um desswillen das eine oder andere sich an die Eindrücke und ihr Verhältniß knüpft.

Aber noch eins. Herbart mochte die Musik nicht als Nervenkitzel ansehn; aber die Geringschätzigkeit, mit der dieser Ausdruck die physiologischen Erklärungen des musikalischen Genusses abweist, kehrt sich auch gegen seine psychologische. Ist es nicht Seelenkitzel statt des Nervenkitzels, wenn man die ästhetische Wirkung der musikalischen Accorde auf Nichts weiter zurückführt als auf die Fügsamkeit oder Widerspenstigkeit, welche sie gegen die Bedürfnisse der Oekonomie unsers Vorstellens zeigen? Oder ist es an sich etwas durchaus Vornehmeres, wenn Vorstellungen einander hemmen und begünstigen, und etwas an sich Gemeineres, wenn Aehnliches zwischen Nervenprocessen geschieht? Gewiß nicht; sondern wenn unser ästhetisches Interesse etwas Würdigeres sein soll, als das was hier unter dem Namen des Kitzels getadelt wird, so muß sich finden, daß jene Tonverhältnisse nicht gefallen, weil sie unserer Seele *bequem* sind, sondern weil sie kenntlich und deutlich solche Formen des Daseins, Bestehens und Geschehens abbilden, welche ein unbedingt Werthvolles, sagen wir: ein höchstes *Gut* irgendwie als nothwendige Vorbedingungen seiner Verwirklichung voraussetzte. Um kurz über diesen oft behandelten Punkt zu sein, wage ich die Behauptung: in dem Streit gleicher Kräfte, den die falsche Quinte verursacht, hätte Herbart keinen Grund zur Erwartung einer Dissonanz gefunden, wenn nicht seine Ethik den Satz hätte, daß Streit unbedingt mißfalle; in der Verträglichkeit der reinen Quinte keinen Grund zur Erwartung einer Consonanz, wenn nicht ebenfalls seine

Ethik das gegenseitige Wohlwollen verschieden bleibender Wesen als unbedingt wohlgefällig betrachtete. Denn noch einmal: als bloße Zahlenverhältnisse sind alle Verhältnisse der Töne gleich ehrlich; als Verhältnisse auf uns einwirkender Reize werden sie schädlich oder nützlich, erklären aber dadurch nur unser subjectives Wohlbefinden; einen objectiven eignen Werth, den ein ästhetisches Urtheil anzuerkennen hätte, können sie nur haben, sofern sie Beispiele allgemeiner Verhältnißformen sind, die als nothwendige Momente einer Alles beherrschenden Idee, oder als Gegensätze zu solchen, unbedingt anzuerkennen oder zu verwerfen sind. So fortgesetzt führt Herbarts Ansicht über die Kantische hinaus uns zu der des Idealismus zurück.

Befriedigend könnte mir nur die Vereinigung beider Standpunkte erscheinen: ästhetisch wirken Consonanzen und Dissonanzen nicht blos, weil sie solche Momente der Idee enthalten, und auch nicht blos weil sie unserer geistigen Organisation bequem sind, sondern deswegen, weil sie eben den einsehbaren Werth jener idealen Verhältnisse uns zu einem unmittelbaren Gefühl eines characteristischen Wohl oder Wehe verdichtet erlebbar machen. Denn nicht der Inhalt des Gedankens, daß zwei Töne streitlos nebeneinander in ihrer Eigenthümlichkeit ablaufen, ist schon Consonanz, sondern nur die unbeschreibliche aber wohlbekannte Art, wie sich dieser Ablauf für den Hörenden ausnimmt, darf so heißen; nicht die Thatsache des Streits dreier Kräfte ist Dissonanz, sondern nur die Art, wie diese Thatsache von dem Hörenden empfunden wird, in dem sie vorgeht. Und niemals würden wir, hätten wir nie consonirende oder dissonirende Töne gehört, aus dem bloßen Begriff jener Verhältnisse errathen, wie uns wohl zu Muth sein würde, wenn eines von ihnen sich zwischen Thätigkeiten oder Zuständen unsers eignen Selbst verwirklichte. Deshalb möchte ich auch nicht eigentlich sagen, daß Consonanzen und Dissonanzen gefallen oder mißfallen, weil sie Beispiele auch sonst vorkommender und auch sonst gewürdigter allgemeiner Ver-

hältniſſe des Einklangs oder Streits wären; ſie ſind nicht blos ſolche Beiſpiele neben andern, ſondern in ihrer Art ganz einzig. Denken kann man vielfache Arten von Streit und Uebereinſtimmung, und ihren relativen Nutzwerth für irgend einen Zweck überlegen; auch ihre Bitterkeit oder ihr Tröſtliches kann man im Leben durch ihre äußern Folgen oder die Stimmungen erfahren, die ſie unſerem Gemüth verurſachen; aber um dahinter zu kommen, welche eigne Herbigkeit oder Süße in ihnen als bloßen Formen des Verhaltens ohne Rückſicht auf alle durch ſie erreichbar oder unerreichbar werdenden andern Güter liegt, dazu verhelfen uns nur die Conſonanzen und Diſſonanzen der Töne. Sie allein concentriren den Werth ſolcher Verhältniſſe, und zwar jeden in ſeiner Eigenheit, zu einem characteriſtiſchen, unmittelbar erlebbaren Gefühl; von ihnen hat daher die Sprache ſtets die Ausdrücke der Harmonie und Disharmonie entlehnt, wenn ſie den ähnlichen Werth analoger Verhältniſſe zwiſchen Dingen oder Perſonen gleich ausdrucksvoll und ebenſo unabhängig von aller Rückſicht auf die Zwecke oder Objecte, an denen die verſchiedenen Wirkſamkeiten dieſer zuſammenſtoßen, zu bezeichnen ſuchte. Doch hier muß ich abbrechen, nachdem ich auf den oben verlaſſnen Weg zurückgekommen bin, und jetzt dem inzwiſchen aus den Augen verlornen Reiche der Farben mich zuwenden.

Es ſind hauptſächlich die Harmonien der Farben, die uns intereſſiren. Denn daß der characteriſtiſche Eindruck der einzelnen Farben immer gefühlt worden iſt, beweiſen zwar die uralten Verſuche, ſie zu Symbolen der verſchiedenen Gemüthsſtimmungen zu benutzen, doch weiß man, daß hiervon ſich kaum Etwas allgemeingültig hat fixiren laſſen. Es ſteht wenig beſſer um die Farbenharmonien, über welche die Traditionen der Maler neben manchem Willkürlichen gewiß viel Gutes enthalten, aber ohne wiſſenſchaftliches Princip. Auch Göthe in der Farbenlehre beurtheilt die Zuſammenſtellung von Farben nach individueller Abſchätzung ohne andern allgemeinen Grundſatz als den,

daß Complementärfarben, die einander zu Weiß ergänzen, neben einander am meiſten gefallen. Die einzelne Farbe, ſagt er, erregt im Auge das Streben nach Totalität; es ſucht deshalb neben ihr die andere hervorzubringen, die mit ihr die Totalität des Weißen bildet; werden ihm beide von außen entgegengebracht, ſo iſt ihm dieſe Zuſammenſtellung erfreulich. Dieſer Gedanke iſt jedoch nur ſcheinbar deutlich, ſo lange man ſich „das Auge" als wahrnehmendes, genießendes und beurtheilendes Subject gefallen läßt. Die complementärgefärbten Gegenbilder, die an die Stelle eines vorher betrachteten Bildes treten, werden von denſelben Nervenfaſern geſehen, die früher erregt waren; ſieht man die Farben nebeneinander, ſo fallen ſie auf verſchiedene Faſern; es fehlt alſo an der Identität des Subjectes, welches ſich dieſes Verhältniſſes ſeiner verſchiedenen Erregungen erfreuen könnte. An die Stelle des Auges wird jedenfalls die Seele zu ſetzen ſein, in der die Empfindungen zuſammenkommen; der Grund aber für die allerdings thatſächliche Vorzüglichkeit complementärer Farbencombinationen bleibt vorläufig ſowohl phyſiologiſch als pſychologiſch dunkel.

Auf die Behandlung der Farbenharmonien haben ſeit langer Zeit Vergleiche mit den Tonconſonanzen Einfluß geübt. Namentlich ſeitdem die Undulationstheorie die Entſtehungsurſachen der Farben denen der Töne ſo gleichartig gemacht hatte, war der Gedanke verführeriſch, dieſelben Schwingungsverhältniſſe, welche Tonaccorde beſtimmen, ſeien auch Gründe der Farbenharmonien. Einen beredten und ſcharfſinnigen neueſten Vertreter hat dieſe Ueberzeugung in Fr. W. Unger gefunden (Die bildende Kunſt. Göttingen 1858), welcher die Farbenoctave des Spectrum gleich der Tonoctave in zwölf Intervalle, halbe Farbentöne, eintheilt, und aus den Werken der beßten Coloriſten unter den Malern nachzuweiſen ſucht, daß am meiſten diejenigen Combinationen gefallen, welche in Bezug auf die Schwingungszahlen der Lichtwellen als Farbenaccorde den conſonirenden Tonaccorden ent-

ſprechen. So conſoniren die Farbenterzen Roth und Grün, Orange und Blau, Gelb und Violet; dagegen ſind unharmoniſch die Secunden Orange und Gelb, Gelb und Grün; ein Farbenduraccord iſt Roth Gelb Blau, ein Mollaccord Orange Grün Violet. Die Verſchiedenheiten zwiſchen geſehenen Farben und gehörten Tönen ſind hierbei nicht überſehen; indeſſen ſind ſie doch bei aller Aehnlichkeit von Schall- und Lichtwellen viel größer, als gern von ähnlichen Theorien zugeſtanden wird. Die Farben bilden eben keine Skala zunehmender Höhe; ſie ſind überhaupt Tönen viel weniger ähnlich, als Vocalen. Zwei Farben, wie Blau und Roth, unterſcheiden ſich unvergleichlich viel mehr und ganz anders, als zwei Töne jemals; zwei einfache Farben geben eine einfache dritte, zwei Töne nie einen dritten; Farben, wie auch immer verbunden, gefallen und mißfallen zwar, aber dieſe Gefühle ſind außerordentlich ſchwächer, als die der Tonconſonanz und Diſſonanz; dagegen gibt es für einzelne Farben häufige Vorliebe, für Tonhöhen nicht. Dieſe Unterſchiede, welche ſich zunächſt auf den zu erwartenden äſthetiſchen Eindruck beziehen, hat die neuere Phyſik (Helmholtz, phyſiologiſche Optik) in Bezug auf das Phyſiologiſche der Farbenempfindung ſo vermehrt, daß E. Brücke in der Vorrede zu ſeiner Phyſiologie der Farben für die Zwecke der Kunſtgewerbe (Leipzig 1866) wohl nur die allgemeine Ueberzeugung der Phyſiker ausſpricht, wenn er alle Theorien über Farbenharmonien, die auf Vergleichung mit der Muſik hinauslaufen, durchaus ablehnt. Doch hat Zimmermann, (Allg. Aeſth. Wien 1865) verſucht, die Anſichten Ungers mit den Lehren von Helmholtz über die muſikaliſch verwendbaren Töne und die Zuſammenſetzbarkeit der Farben in Verbindung zu ſetzen, um nach Herbarts pſychologiſcher Anſchauungsweiſe die Theorie des äſthetiſchen Urtheils über die Farben zu begründen. In Bezug auf die äſthetiſche Wirkung der Farbenzuſammenſtellungen erklärt Brücke, ein allgemeines Geſetz noch nicht, die von Andern aufgeſtellten nicht bewährt gefunden zu haben. Wir

verdanken dem eine um so mehr in das Einzelne eingehende Würdigung der verschiedenen Farbenpaare und Farbentriaden, durch welche seine Schrift die reichen Belehrungen noch vermehrt, welche sie Künstlern und Kunstfreunden in Bezug auf Erklärung und Rechtfertigung längst geübter Praxis und Beurtheilung gewährt. Allgemein sei nur, daß Ergänzungsfarben einander stärken und kräftigen; doch fügt Brücke vorsichtig und gewiß sehr richtig hinzu, daß dieser Umstand in dem einen Fall vortheilhaft, im andern nachtheilig wirke, und deshalb zur Basis für die harmonische Zusammenstellung der Farben nicht gemacht werden könne.

Das freiwillige Erscheinen einer subjectiven Ergänzungsfarbe neben der objectiv vorhandenen führt Brücke (S. 146) auf eine Irrung unserer Vorstellung zurück. Kehre unser sinnliches Empfinden aus einem positiven Erregungszustande in den der Neutralität zurück, so trete allgemein die Täuschung ein, als geriethen wir in eine entgegengesetzte positive Erregung, gingen also noch eine Strecke weiter auf der Bahn der Zustandsänderung fort, auf welcher vom ursprünglichen Eindruck aus gerechnet der Punkt der Neutralität diesem Entgegengesetzten näher liegt. Wenn so eine farbige Fläche mit einem schwarzen Flecke unser Auge farbig erleuchte mit Ausnahme der Netzhautstelle, die von dem schwarzen Flecke nur durch einiges reflectirte weiße Licht getroffen werde, so verschiebe sich unsere Vorstellung so, daß sie dies neutrale weiße Licht im Gegensatz zu der Menge des gefärbten als dessen Complementärfarbe ansehe. Ich gestehe, daß in Bezug auf Farben diese sonst ohne Zweifel ganz richtige Beobachtung Schwierigkeit zu machen scheint. Wenn früheres Dunkel uns geringes Licht schon blendend, frühere Helligkeit dasselbe Licht sehr matt erscheinen läßt, so liegt diesem Vorgang gewiß eine physiologische Aenderung der Nervenreizbarkeit zu Grund, aber doch könnte grade hier die obige Erklärung zugelassen werden, weil das Empfinden hier sich nur über die Intensitäten desselben

Empfindungsinhaltes täuscht. Nach den Beobachtungen, die Purkinje bei Gelegenheit seiner Schwindelversuche machte, gibt plötzliches Loslassen schwerer Gewichte, die man an Armen und Beinen getragen, den Eindruck des Emporfliegens, oder erregt uns die Täuschung, als kröchen die vorher belasteten und gedehnten Arme sich verkürzend in die Schulterhöhlen ein. Auch hier gleicht sich gewiß der frühere Erregungszustand der Nerven erst langsam aus, und vielleicht schwankt er selbst um den Punkt der Neutralität herum; aber auch hier wäre jene Erklärung möglich, denn die subjective Empfindung der Bewegung enthält nur einen Gegensatz der Richtung zu der früheren wirklichen, ist ihr sonst aber als Bewegung gleichartig; nur dadurch, daß wir sie nach unserer übrigen Kenntniß unsers Körpers und seiner Gemeingefühle deuten, nimmt sie die besonderen Eigenthümlichkeiten des Fliegens oder jener Verkürzung an. Wenn dagegen unser Vorstellen neben der positiven einen Farbe das neutrale Grau oder Weiß wirklich zu einer entgegengesetzten andern Farbe steigern wollte, so scheint es mir, es könne für sich selbst gar nicht wissen und entscheiden, welche andere Farbe es dem Weiß jetzt unterschieben soll. Vorstellungen der Farben unterscheiden sich nicht wie Vermehrung und Verminderung eines und desselben Eindrucks und nicht wie entgegengesetzte Richtungen derselben Bewegung, sondern sie sind qualitativ verschieden. Daß zwei Farben diesseit und jenseit eines neutralen Punktes einander entgegengesetzt liegen, zu dieser Vorstellung berechtigt uns nur die Erfahrung, daß sie um der Verhältnisse der Nervenfunctionen willen, auf denen sie beruhen, einander zu Weiß ergänzen. Wenn daher die Vorstellung es sein sollte, welche hier dem Weiß die complementäre Farbe der daneben gesehenen unterschiebt, so scheint sie mir doch gerade zu dieser Verschiebung, zur Production gerade dieser Farbe nur durch einen gleichzeitigen physischen Vorgang im Nerven, welches dieser auch sein möge, dirigirt zu werden.

Die übrigen Sinnesempfindungen können uns nicht beschäftigen. Zwar sprechen Feinschmecker von einer Aesthetik der Tafelgenüsse, und eine andere der Parfümerien würde sich dieser zugesellen lassen. Aber abgesehen von Anderem, was zu sagen überflüssig ist, beharre ich zwar dabei, daß auch das Angenehme des Geschmackes und der Düfte von uns nicht allein als Beitrag zu unserem Wohlbehagen, sondern als Erscheinung einer eignen Vortrefflichkeit der Dinge gefaßt wird, für die es kein anderes Organ der Auffassung gibt, als unser sinnliches Gefühl. Insofern gehören mir Gerüche und Geschmäcke allerdings in das Gebiet der Aesthetik, doch möchte ich in keiner Weise zu einer paradoxen Ueberschätzung derselben überreden. Sie nehmen niedrige Plätze in der allgemeinen Reihe des sinnlich Angenehmen ein, dieses selbst wieder ist nur die niedrigste Stufe des ästhetisch Wirksamen. Denn in aller sinnlichen Empfindung sind wir auf Empfänglichkeit fast allein, ohne viele Möglichkeit der Zergliederung des Gefallenden, angewiesen. Auch die höherstehenden Verknüpfungen des Mannigfachen gefallen freilich oft, ohne daß wir die Form der Verknüpfung, auf der das Gefallen ruht, oder den Grund ihrer Wirkung namhaft zu machen wüßten; aber das Mannigfache selbst läßt sich doch wenigstens unterscheiden, zwischen dem die gefällige Beziehung besteht. Von den Sinnesempfindungen dagegen erregen eigentlich nur die Töne unmittelbar durch die Art ihres Empfundenwerdens Vorstellungen von Verhältnissen, die sich als Gegenstand unsers Wohlgefallens von diesem selbst als Affection unsers Gefühls unterscheiden lassen; schon die Farben ließen sich nur noch sehr willkürlich und schwankend als Sinnbilder irgend eines objectiven Gehaltes auffassen; Geschmack und Geruch lassen noch weniger eine Absonderung dessen *was* uns gefällt, von der Lust oder der Unlust zu, die wir von ihm erleiden.

Drittes Kapitel.

Das Wohlgefällige der Anschauung.

Die Zeitgrößen und der Takt nach Herbart. — Verschiedenheit der zeitmessenden modernen Musik und der gewichtmessenden metrischen Recitation. — Aesthetischer Werth des Metrischen überhaupt nach Moriz und Wilh. Schlegel. — Der goldne Schnitt als allgemeines ästhetisches Gesetz räumlicher Gestaltung nach Zeising und Fechner. — Aphorismen über Figuren, Symmetrie und Gruppirung. — Die intellectuellen Verknüpfungsformen des Mannigfachen: Consequenz, Verwicklung, Spannung, Ueberraschung und Aehnliches.

Daß Schönheit in der Einheit von Mannigfachem bestehe, ist so lange eine ziemlich unfruchtbare Bemerkung, bis genauer die Gesichtspunkte nachgewiesen werden, nach welchen die Vereinigung des Mannigfaltigen geschehen soll. Ohne eifersüchtig über die durchaus scharfe Sonderung der Abschnitte zu wachen, habe ich im vorigen Harmonien und Disharmonien der Eindrücke besprochen, welche von uns in Gestalt eines eigenthümlichen sinnlichen Gefühls empfunden werden. Ich wende mich den andern Einheiten des Mannigfachen zu, in denen wir das Wohlgefällige der Vorstellung oder der Anschauung zu finden dachten. Es sind hauptsächlich die zeitlichen Formen des Rhythmus und die räumlichen der Symmetrie und Gestaltung, die uns beschäftigen werden; ihnen schließen wir einige Formen unsers Vorstellungsverlaufs an, die zwar nur in zeitlichem Ablauf sich verwirklichen, aber nicht in der Art dieses Ablaufs den Grund ihrer ästhetischen Wirksamkeit haben.

Das Wohlgefällige der Zeiteintheilung gehört zu den wirksamsten ästhetischen Reizen; die Gesetzlichkeit eines stark hervorgehobenen Taktes und die Wiederkehr einfacher rhythmischen Figuren elektrisiren bereits den kindlichsten und ungebildetsten Geschmack. Trotz dieser sichtlichen Leichtigkeit, mit welcher in

den einfacheren Fällen die Zeiteintheilung wahrgenommen wird, ist doch die psychologische Erklärung dieser Thatsache, und hier mehr als sonst mit dieser verbunden auch die Würdigung ihres ästhetischen Eindrucks, schwierig genug. So viel ich weiß, hat nur Herbart in einer Abhandlung über die ursprüngliche Auffassung eines Zeitmaßes (in den psychologischen Untersuch. I.) sich eingehend mit dieser Frage beschäftigt.

Zeitgrößen lassen sich, wie er richtig bemerkt, unmittelbar nicht an dauernden Wahrnehmungen, welche die Zeit stetig füllen, sondern nur an unterbrochenen schätzen, welche als Taktschläge, mögen diese nun durch kurze Töne oder durch sichtbare augenblickliche Bewegungen oder durch den fühlbaren Puls angegeben werden, zwischenliegende Pausen begrenzen. Da jedoch die Pausen als wahrnehmungslose völlig leere Zeiten nicht an sich wahrnehmbar und meßbar sein könnten, so müssen wir sie durch ein andersartiges Vorstellen ausgefüllt denken, von welchem die ausgezeichneten Empfindungen der wiederkehrenden Taktschläge gleiche Strecken abschneiden. Ein solches Vorstellen haben wir nicht nöthig, zu diesem Behuf besonders anzunehmen: es kann ohnehin nie Mangel an ihm sein, denn in jedem Augenblick ist unser Bewußtsein durch eine Menge von Vorstellungen ausgefüllt, die mit verschiedenen und veränderlichen Klarheitsgraden zu einander in mannigfachen Verbindungen stehen. Auf diese Vorstellungen wirkt der erste Schlag des Taktes als ein lebhafter Stoß und drückt sie nieder, ohne sie doch vernichten zu können; ihre Gegenwirkung gegen ihn, den sie ihrerseits gleichfalls hemmen, füllt vielmehr die nun eintretende Pause. Nach Verlauf einiger Zeit hat sich aus diesen Ereignissen irgend ein bestimmter Gesammtzustand a unsers Gemüthes ausgebildet, der uns in der Form eines zwar unsagbaren, aber darum nicht minder bestimmten Gemeingefühls zum Bewußtsein kommt; mit diesem Gemeingefühl, mit der Art also, wie uns in diesem Augenblicke zu Muth ist, verknüpft sich nun die neue Empfindung des zweiten Taktschlages,

der jetzt eintritt, in derselben Weise, die wir überhaupt als Association der Vorstellungen kennen. Für die Zukunft entsteht hieraus, falls unserer innerer Zustand durch verschiedene Lagen hindurch sich jenem Gemeingefühl a wieder annähern sollte, die Erwartung, die völlige Wiederkehr desselben Gefühls werde abermals eine plötzliche Aenderung unsers Zustands durch den Eindruck eines neuen Taktschlages herbeiführen. Erfolgt dieser dritte Taktschlag wirklich, so werden uns die beiden Pausen zwischen diesen drei Theilpunkten gleich groß *erscheinen*, weil sie in unserer Erinnerung durch einen ganz gleichen Verlauf von Veränderungen unser innern Zustände ausgefüllt sind. Ließe sich aber ferner beweisen, daß dieser Verlauf von gleichen Anfangszuständen zu gleichen Endzuständen beide Male auch mit derselben Geschwindigkeit vorging, daß also unser psychischer Mechanismus die Wiederkehr des gleichen Gemeingefühls a stets in Zeiten bewirkt, welche an einem andern objectiven Maßstabe gemessen gleich *sind*, so würden uns dann gleich lang nur solche zwei Pausen erscheinen, die es wirklich *sind*. Endlich, da durch die regelmäßige oder unregelmäßige Wiederkehr der Taktschläge eine *Erwartung* in uns entweder befriedigt oder getäuscht würde, so ergäbe sich zugleich ein Grund des Wohlgefallens und der Unlust, welche diese beiden Fälle uns erregen. Inwiefern nun die gemachten Voraussetzungen beweisbar sind, darüber muß ich auf Herbarts eigne Darstellung verweisen; ich verbürge ohnehin nicht, daß der allgemeine Gedankengang, den ich hier nur mit einiger Freiheit der Umschreibung deutlich machen konnte, seinen feineren Intentionen völlig entspricht.

Was nun die ästhetische Verwerthung dieser Zeiteintheilungen betrifft, so muß ich eine Thatsache hervorheben, auf der alle, wie mir scheint, weiterbauen, ohne sie selbst recht unumwunden auszusprechen: gleiche Zeitabschnitte wirken für sich allein blos quälend und spannend, gleich den intermittirenden Reizen, die Helmholtz erwähnte; ästhetisch verwendbare Takte werden sie

erst, sobald jeder von ihnen eine Mehrheit ungleichartiger Glieder zu einer kleinen Periode zusammenfaßt. Nur die Wiederkehr solcher Perioden bildet hier die uns gefallende Einheit im Mannigfaltigen, die vollkommen gleiche Wiederholung durchaus gleicher Elemente niemals. Der Schlag eines Maschinenhammers, der nach gleichen Pausen immer gleich einfällt, martert den Hörenden; der Pendelgang einer Uhr macht seine Monotonie wenigstens durch den Wechsel erträglich, der zwischen der Thesis und der Arsis seiner beiden meist ungleich klingenden Schläge stattfindet; jener ist bei aller Gleichheit seiner Intervalle doch gänzlich ohne Takt, erst dieser besitzt ihn. Auf dieser überall gemachten Voraussetzung beruht die Ausbildung des Taktes in Musik und Metrik, doch nicht in gleicher Weise in dieser wie in jener. Die moderne Musik hat wirkliche Zeitmessung; abgesehen von kleinen Dehnungen und Beschleunigungen, welche der Vortrag verlangt, ist jeder Takt gleich lang jedem andern, und die Zeitlänge des einzelnen ist die Summe der gleichen oder ungleichen Längen der einzelnen Töne und der Pausen, die zwischen seinen Grenzen enthalten sind. Ich glaube nicht, daß man dasselbe von dem Metrum behaupten darf, sofern es unabhängig von der Musik in blos recitirendem Vortrag empfunden wird; doch stehe ich freilich mit diesem Bedenken der allgemeinen Ansicht allein gegenüber.

Auf Metrik ist die Aufmerksamkeit zuerst ausschließlich durch das merkwürdige Beispiel feinster Ausbildung gelenkt worden, die ihr das Alterthum gegeben hat. Aber die Geschichte der gelehrten Untersuchungen über die griechische Metrik, zu denen von G. Hermann, Böckh und A. Apel an bis auf v. Leutsch, Westphal, Roßbach Deutschland die werthvollsten Beiträge geliefert hat, darf ich wohl von meiner Verpflichtung hier ausschließen; sie haben, wie ich mit Herbart beklagen möchte, etwas zu sehr von der Nachforschung nach den Gründen abgelenkt, auf denen allgemein für die Menschen der Eindruck des Metrischen

beruht. Die griechiſche Meſſung der Verſe hat ſich in engem Anſchluß an eine Muſik entwickelt, deren Vortragsweiſe wir nicht genau kennen; dieſe nationalhelleniſche Verknüpfung zweier an ſich verſchiedenen Dinge, die man leicht bei dem Mangel anderer ausgebildeter Beiſpiele des Metriſchen für die allgemeine Natur der Sache ſelbſt mißverſtehen konnte, ſcheint mir den Betrachtungen über das Letztere eine einſeitige Richtung gegeben zu haben. Denn die verſchiedenen Anſichten, die einander hier entgegenſtehen, kommen doch darin überein, daß die Sylbe, die wir als Beſtandtheil einer metriſchen Periode lang nennen, ſich von der kurzen ebenſo durch längere Zeitdauer unterſcheidet, wie die muſikaliſch längere Note von der kürzeren. Beſchränkt man ſich bei dieſer Vorausſetzung auf die hergebrachte Annahme des einzigen Unterſchiedes kurzer Sylben, welche nur eine, und langer, welche zwei Zeiteinheiten füllen, ſo iſt man mit G. Herrmann gezwungen, die begleitende Muſik als taktlos anzuſehen, wenn ſie dem metriſchen Bau der geſungenen Strophe ſich anſchmiegen ſoll. Aber man nimmt vielleicht lieber mit A. Apel neben der zweizeitigen auch eine dreizeitige Länge an, und ſtimmt ihm in der Vermuthung bei, nur ein Ungeſchick in der Bezeichnung, welches in der Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften gar nicht ohne Beiſpiel iſt, habe die antiken Metriker die viel reichere und mannigfaltigere Gliederung, welche ſie wirklich hörten, auf den unzureichenden Unterſchied des Lang und Kurz überhaupt zurückführen laſſen, den ſie dann durch mancherlei Künſteleien wieder zu corrigiren ſuchen mußten. Man gelangt dann, wie Apels anziehendes und geiſtvolles Buch (Metrik. 2 Bde. 1814 bis 1816) an vielen Beiſpielen zeigt, zu der Vorſtellung einer antiken Muſik, welche ebenſo taktirt wie die moderne, und in deren Takten doch die geſungene Strophe ſehr ausdrucksvoll ihren eigenen Rhythmus und das ihren verſchiedenen Sylben metriſch zukommende Verhältniß bewahrt. Zwiſchen dieſe beiden klaren Vorſtellungen ſind mancherlei vermittelnde Anſichten getreten,

welche in dem dramatischen Gesang der Griechen eine nicht in unserm Sinne musikalische, sondern rhetorische, in Bezug auf Tempo Ton und Modulation der Stimme höchst genau bestimmte Declamation fanden. Rochlitz unter Anderen hat bei Gelegenheit von Neukomms Musik zur Braut von Messina (für Freunde der Tonkunst III. 235) eine deutlichere Anschauung dieser Vortragsweise zu geben versucht. Ich lasse ganz dahingestellt, welche von diesen Ansichten die archäologische Frage nach der Eigenheit der griechischen Musik und Metrik am triftigsten beantwortet; die allgemeine Aesthetik hat kein Interesse an diesem Vergangenen, das sich nicht wiederbeleben läßt; sie hat dagegen die Gründe des wohlgefälligen Eindrucks aufzusuchen, welchen wir von allem Metrischen auch bei der blos declamatorischen Recitation erfahren; denn diese ist für uns die einzige stets reproducirbare Art, es zu genießen.

Daß diese Gründe nicht dieselben sind, auf denen der Eindruck der zeitmessenden Musik beruht, hätte man bemerken können, als die Nachbildung antiker Rhythmen im Deutschen auf die Eigenheiten der accentuirenden Sprachen führte. In dem Versuch einer deutschen Prosodie (Berlin 1786) lehrt Karl Phil. Moriz: im Versbau der Alten entstehe das Metrum aus der Zusammensetzung an sich kurzer und langer Sylben; in dem unsern entstehe Länge und Kürze dieser erst durch ihre metrische Zusammenstellung; sie sei nicht nach der Anzahl und Art der Buchstaben oder der Laute zu schätzen, welche die Sylben bilden, sondern nach der größeren oder geringeren Bedeutung, welche diese als Redetheile haben (S. 246). Die gleitende Skala fügt dann Moriz ausführlich bei, nach der sich die einzelnen grammatischen Wortklassen relativ gegen einander als Längen und Kürzen verhalten. Wesentlich ähnlich dachten Klopstock, J. H. Voß und A. W. v. Schlegel. Allein die Bedeutung, welche die Sylben als Redetheile haben, kann die zur Aussprache nöthige Zeit nicht erheblich verkürzen, noch weniger aber mit ästhe-

tiſch erträglicher Wirkung verlängern; erhalten alſo die Sylben dennoch ihren metriſchen Werth von ihrer Bedeutung, ſo kann dieſer Werth überhaupt nicht auf Zeitdauer, auf Länge und Kürze beruhen. Das Richtige, was Moriz fühlbar meint, iſt durch eine ungehörige Reminiſcenz an die Eigenthümlichkeit der antiken Metrik verdunkelt.

Ich wage die Paradoxie, daß metriſche Recitation überhaupt gar nicht auf Meſſung von Zeitlängen beruht. Wenn diejenigen, die hierin ſachverſtändig ſind, griechiſche Chorgeſänge declamiren, ſo geben ſie, ſo lange ſie unbefangen vortragen, der langen Sylbe zwar einen anderen Accent, aber keine längere Zeitdauer als der kurzen, mit wenigen ſcheinbaren Ausnahmen, die vielmehr auf das veränderliche Tempo des Vortrags zu rechnen ſind; macht man ſie aber auf dieſe Thatſache aufmerkſam, ſo führen ſie nun wohl gefliſſentlich Zeitmeſſung ein, aber gar nicht zum Vortheil des äſthetiſchen Eindrucks, der ſich vielmehr entſchieden verſchlechtert. Was in der wirklich zeitmeſſenden muſikaliſchen Ausführung zur Länge wird, das iſt im geſprochenen Vortrag keine zeitliche, ſondern eine dynamiſche Größe, die nur durch ihr ſinnliches Gewicht, durch einen Hauptaccent oder durch einen der zahlreich zu unterſcheidenden Nebenaccente wirkt. Schon die gewöhnliche Unterſcheidung langer und kurzer Vocale in der Sprache überhaupt ſcheint mir zweifelhaft; der kurze Vocal iſt nicht die Hälfte oder ein anderer Zeittheil eines ganz gleichen, langen, ſondern er iſt vor allem dem qualitativen Klange nach ein anderer Laut als dieſer. Man muß dies nicht mißverſtehen. Nicht als ob lange und kurze Vocale, einfache und mit beliebig vielen Conſonanten belaſtete Sylben ſchlechthin in gleicher Zeit ausgeſprochen würden. Dem ſtünde ſchon die Beobachtung entgegen, daß ein langer, oder wie wir ſagen möchten, ſchwerer Vocal nicht leicht verkürzt wird, ohne in den helleren Klang des kurzen überzugehen, der kurze oder leichte nicht gedehnt, ohne ſich dem dunklen Laut des langen zu nähern. Allein dies be-

weist doch nur Zusammenhang, nicht Identität zwischen Zeitdauer und dem, was wir gewöhnlich Kürze und Länge der Vocale nennen. Auch in der musikalischen Tonleiter läßt sich bei kurzem Anschlag nur die Höhe der mittleren Töne deutlich bestimmen, sehr tiefe oder sehr hohe bedürfen, damit ihr Ort in der Skala genau wahrnehmbar werde, längerer Dauer. Gleichwohl ist doch diese Dauer nicht das Maß ihrer Höhe oder Tiefe, sondern nur ein Mittel, die eine oder die andere deutlich zur Empfindung zu bringen. Ebenso bedarf das größere Gewicht des sogenannten langen Vocals gewöhnlich längerer Zeit zur Entwicklung der bestimmten Lautfarbe, auf der es beruht, und die consonantenreichere Sylbe entfaltet ebenfalls ihre Schwere langsamer.

Es fehlt daher allerdings nicht ein Zusammenhang zwischen Zeitdauer und metrischem Werth; aber die Recitation nimmt dennoch auf jene nicht principiell Rücksicht. Nicht zeitliche Volumina verknüpft sie zu bestimmten Gesammtausdehnungen, sondern Massen zu bestimmten Massensystemen. Und dies allgemein so, daß in jedem Metrum das, was wir eine Takteinheit desselben nennen können, eine Brechung der Gesammtmasse in eine Mehrheit einzelner Massen von verschiedenem Gewicht enthält, die untereinander in mannigfachen Abhängigkeitsverhältnissen stehen. Die Form dieser Brechung und die Vertheilung der Accente begründen das Characteristische der kleinen rhythmischen Figuren, welche die einzelnen Versfüße für sich bilden. Und hier freilich kommt nun die Zeit auf andere Weise wieder in Betracht. Denn jene Massen von verschiedenem Gewicht stellen wir nicht in ruhender Anordnung, sondern in bewegter Reihenfolge vor, und der Eindruck des Rhythmus beruht auf der Anschauung einer lebendigen Thätigkeit, welche diese auf ihrem Wege eigenthümlich vertheilten Widerstände vorfindet und sie bald steigend in ihrem Gange, bald fallend, hier verzögert dort beschleunigt, jetzt stetig verfließend dann mit scharfen Unterbrech-

ungen ihres Verlaufes überwindet. Wo auf lange Strecken die Widerstände gleich vertheilt sind, erzeugt der gleichartig fortlaufende Rhythmus den Eindruck einer Taktreihe gleicher Glieder, ohne daß wirklich jedem von diesen eine gleiche Zeitlänge zum Vortrag eingeräumt zu werden brauchte; wo die Massen ungleichförmiger zerstreut sind, zerfällt der Rhythmus nur noch in Bewegungsfiguren, die weder gleiche Zeitdauer haben, noch aus gleichen einfachen Elementen bestehen müssen, und die gleichwohl durch ihre innere Gliederung einander so ergänzen und gegenseitig fordern können, wie in einer Arabeske eine links gewundene Curve zum Gleichgewicht die rechtsgewundene hinzuverlangt, oder wie zu einem hervortretenden Linienzuge andere ähnliche oder unähnliche kleinere als einleitende Andeutungen oder als wiederholende Schlußglieder hinzugehören. Diese Ordnung verschiedener Gewichte in der Zeit, dargestellt durch eine Bewegung, welche sie nach einander aufhebt, scheint mir in der rhythmischen Recitation Alles zu sein, die Dauer in der Zeit Nichts; diese schwankt vielmehr als Tempo des Vortrags mit dem verschiedenen Sinne der verschiedenen Worte oder Laute, welche in gleichen Rhythmen gleiche Stellen einnehmen.

Für diese Betrachtung, welche sich nur an die lebendige in jedem Augenblick zu wiederholende Erfahrung hielt, haben manche gelehrte metrische Streitigkeiten wenig Werth. Beruht der Eindruck des Rhythmus nur auf der Vertheilungsform der Massen, welche von der Bewegung nach und nach aufgefunden werden, so verstehen wir leicht, daß in entsprechenden Stellen eines fortlaufenden Rhythmus nicht nur eine von diesen Massen durch eine Mehrheit von gleichem Gesammtgewicht, sondern auch die einzelne leichtere durch eine einzelne schwerere, seltener umgekehrt, ersetzt werden kann. Nur ein neuer ästhetischer Reiz der Mannigfaltigkeit entsteht hierdurch, indem die Bewegung an der Stelle, wo sie die leichtere Last bewältigen sollte, eine schwerere findet, ohne doch durch sie aufgehalten zu werden; und wir haben

nicht Ursache, nach einer zeitlichen Messungsweise zu suchen, durch welche diese Verschiedenheiten auf eine gleiche Zeitlänge zurückgeführt würden. Ein geschmackvoller Vortrag lehrt uns ferner das Anmuthige der Möglichkeit empfinden, die langen und kurzen Sylben, die größeren und kleineren Widerstände also, welche der Rhythmus auf seinem Wege findet, in sehr verschiedener Weise zu kleineren Gliedern zusammengelegt zu denken; auch die Bewegung, welche über sie hingeht, erhält dadurch eine nach dem Sinne des Vorzutragenden höchst wechselbare Form, ohne den Gesammtumriß des rhythmischen Ganzen zu verlassen. Man kennt die gelehrten Zweifel darüber, wie der Bau der Strophen zu verstehen, ob z. B. die erste Hälfte der alcäischen Anfangszeilen als jambischer Rhythmus, oder als trochäische Dipodie mit einer Vorschlagsylbe zu fassen sei; dies Bemühen, wie es auch immer philologisch begründbar sein mag, wird dem ästhetischen Gefühl nicht gerecht, welches vielmehr dadurch angezogen wird, daß nach Erforderniß des auszusprechenden Sinnes dieselbe Reihenfolge metrischer Elemente sich bald als steigende, bald als fallende Bewegung, bald an dieser bald an jener Stelle abgetheilt recitiren läßt, ohne daß der Eindruck eines gleichbleibenden Gesammtverlaufs verschwindet, in welchen alle diese individualisirten Formen des Fortschreitens eingeschlossen bleiben.

Im Uebrigen hat dieser Unterschied zwischen musikalischem Vortrag und recitirender Rede seine bestätigenden Analogien. Auch die reinste Stimme schwankt bei jeder Sylbe um eine bestimmte Tonhöhe, ohne sie festzuhalten; versucht man absichtlich rein zu intoniren, so geht der natürliche Sprechton in den Gesang über, den man der Aussprache als ungebildete Manier vorwirft. Am Schluß der Sätze und in der Frage nähert sich der Stimmfall einer musikalischen Cadenz von bestimmtem Intervall, ohne sie doch genau auszuführen, und diese Ungenauigkeit gehört wesentlich zum natürlichen Character der Rede. Niemand ist, wenn ein unbefangen Sprechender fragt, darüber in Zweifel,

daß er eine Frage ausspricht; prägt man dagegen singend den Sprung der Stimme zu einer reinen Quinte nach aufwärts aus, so wird seine Bedeutung ganz ungewiß, und es gibt überhaupt gar kein musikalisches Mittel, einen Tonfall durch reine Intervalle als unzweifelhafte Frage zu characterisiren. Dasselbe gilt nun von der Zeitmessung. Sobald im redenden Vortrag an die Stelle der Accentuirung, welche nur nebenbei dem Gewichtigeren längere, dem Leichteren kürzere Dauer gibt, eine genaue Taktirung tritt, verlieren die Rhythmen den größten Theil ihres Reizes und diese ungebildet manierirte Recitation wird erst wieder erträglich, wenn sie mit Benutzung aller übrigen musikalischen Mittel geradezu in Gesang übergeht.

Ich habe stillschweigend angenommen, daß der Reiz des Rhythmus auf der Anschauung einer Bewegungsform beruht, deren Gefühlswerth wir verstehen. Diese Annahme, schon in den griechischen Namen der Versfüße ausgesprochen, ist zu alt und zu allgemein, als daß ihr erster Urheber nachweisbar wäre. Weitere Betrachtungen über Natur und Entstehung des Rhythmus stellt **Moriz** an. (Deutsche Prosodie S. 23 ff.) Die Rede, wenn sie nur Gedanken erwecken will, strebe zu diesen unaufhaltsam hin, ohne ihre einzelnen Töne gehörig auszubilden; sie vernachlässige sich selbst, weil sie ihren Zweck mehr außer sich als in sich selbst habe. Die Empfindung dagegen, und diese habe in der alten Poesie den Gedanken überwogen, dränge die Rede in sich selbst zurück, hebe, weil sie den Verstand als schon befriedigt voraussetze, die Unterordnung des Unbedeutenderen wieder auf, und verweile mit Liebe auch auf ihm. Es sei mit der Rede, wie mit dem Gange. Hat das Gehen einen Zweck außer sich, so eilt es auf diesen zu, ohne in sein Fortschreiten Regel zu legen; die ziellose Leidenschaft aber, die hüpfende Freude, dränge auch den Gang in sich selbst zurück: die einzelnen Schritte, weil sie keinem Ziel mehr näher bringen, werden gleichwerthig, und es entstehe der Hang, dies Gleichgewordene zu gliedern und

einzutheilen. So sei der Tanz entsprungen; angetrieben, sich zu bewegen, blos um sich zu bewegen, habe man einen Rechtfertigungsgrund dieses zwecklosen Thuns gesucht; lange vergeblich; zufällig sei dann vielleicht dieselbe Abwechselung langsamer und schneller Bewegungen nochmals aufeinander gefolgt; diese wiederholte gleiche Ordnung habe die Aufmerksamkeit gefesselt, sei bewundert und nachgeahmt worden. Ebenso war die Sprache der Empfindung ein kunst- und regelloser Gang, den unabgemessenen Sprüngen der Freude gleich, bis zufällig in gleicher Ordnung wiederholte lange und kurze Sylben Gelegenheit zur Ausbildung des metrischen Rhythmus gaben.

A. W. v. Schlegel (über Sylbenmaß und Sprache 1795. S. W. Bd. 7.) sucht diese Bemerkungen zu berichtigen und zu vertiefen. Sylbenmaß sei keine unnatürliche und äußerliche Zierde der Poesie; das Bedürfniß, welches den Menschen allein, nicht die singenden und hüpfenden Thiere, Zeitmaß ihrer Bewegungen gelehrt habe, könne nicht blos körperlich sein, sondern müsse aus seiner geistigen Beschaffenheit herrühren. Allerdings habe es seine physiologische Bedeutung: in der Aeußerung der Leidenschaften wolle die Seele gänzlich frei sein, aber der ungeregelte Taumel der Freude und die Raserei des Schmerzes schädige die körperlichen Kräfte; sie werden geschont, wenn die Bewegungen in eine Regel gefesselt werden, die dem organischen Haushalt entspricht, und die Seele finde Erleichterung in einem jetzt dauernd und ohne Erschöpfung möglich gewordenen Ausdruck ihrer Stimmung. Aber wesentlicher sei doch das Andere: die Zügelung, welche die Leidenschaften selbst durch die Zucht erfahren, die ihrer Aeußerung auferlegt werde; geben daher die ungesittetsten Völker ihren Gemüthsbewegungen schon in irgend einem Rhythmus des Tanzes und Gesanges Ausdruck, so werde die Erfindung der Musik, der Harmonie und des Metrum, von den Sagen unter die ersten civilisatorischen Thaten gerechnet, durch welche die zügellose Freiheit zu menschlicher Selbstbeherrsch-

ung veredelt wurde. Endlich habe der Rhythmus erst eine Vielheit der Menschen zum Ausdruck derselben Empfindungen ohne gegenseitige Störung und Uebertäubung befähigt, einen gemischten Haufen in Chöre abgesondert und die Leidenschaften der Einzelnen, die als wildlaufende Wasser flossen, zu Einem Strome gesammelt. Der letzten Bemerkung schließt sich die vielfach, auch von G. Herrmann, ausgesprochene Vermuthung an, der Takt als genaue Zeitmessung sei erst aus dem Bedürfniß der vielstimmigen Musik entstanden, die verschiedenen Rhythmen der einzelnen Stimmen zu gemeinsamem Ganze zusammenzuhalten.

Wie die innere Ausbildung der poetischen Metrik, so muß ich auch die Betrachtung der musikalischen Zeiteintheilung bis auf Hauptmanns Harmonik und Metrik (Leipzig 1853) herab von dieser Uebersicht ausschließen, die sich jetzt dem Eindruck der räumlichen Verhältnisse zuzuwenden hat. Gefällig erscheinen uns im Raume Vertheilungen ausgezeichneter Punkte, Richtungen von Linien, Verhältnisse derselben zu einander, umschließende Formen der Figuren und Anordnung der Figuren zu Gruppen. Ich erwähne zuerst eine Theorie, welche diese verschiedenen Fälle gemeinsam zu umfassen denkt.

In einer Reihe interessanter Schriften (Neue Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers 1854, Aesthet. Forschungen, das Normalverhältniß der chemischen und morphologischen Proportionen 1856) hat Ad. Zeising in die Aesthetik das Verhältniß des goldnen Schnittes eingeführt, nach welchem sich ein Ganzes zu seinem größeren Theile verhält, wie dieser zum kleineren. Er verfolgt dies Verhältniß durch die ganze Natur, durch den Bau der Thiere, der Pflanzen, der Krystalle und des Planetensystems, durch die chemische Mischung der Stoffe und die Gestaltung der Erdoberfläche. In dieser Ausdehnung läßt sich das, was er meint, nur dahin aussprechen: überall, wo in irgend einem Ganzen irgend welche Theile irgendwie in dem Verhältniß des goldnen Schnittes stehen, finde sich

irgend eine merkwürdige Eigenschaft. Diese Behauptung lasse ich als unserm Gegenstande fremd dahingestellt und hebe nur den ästhetischen Theil seiner Lehre hervor: wohlgefällig seien Raumgebilde, wenn ihre Bestandtheile irgendwie die Proportion des goldnen Schnittes verwirklichen.

In der letztgenannten Schrift empfiehlt Zeising zuerst dieses Verhältniß durch seine ausgezeichneten Eigenschaften. Das Wesen der Proportionalität — und hier ist wohl nur zu verstehen, was man ästhetisch von einer Proportion verlangen kann — habe man allgemein in Uebereinstimmung der Verhältnisse gesetzt, in welchem die Theile eines Ganzen zu einander und jeder von ihnen zum Ganzen stehe; eben die Forderung erfülle der goldne Schnitt. Allein gleich können doch diese drei Verhältnisse niemals sein, was aber der unbestimmtere Name der Uebereinstimmung hier bedeutet, ließe sich durch unzählige Proportionen leisten. Und ebenso würde nicht der goldne Schnitt allein, sondern unzählige Proportionen die weitere Eintheilung des kleineren Gliedes nach demselben Verhältniß gestatten, in welchem es selbst zum größeren, dieses zum Ganzen steht. Auf die Art, wie die vergleichende Wahrnehmung durch den Blick vollzogen wird, würde man achten müssen, um eines dieser Verhältnisse vor dem andern theoretisch zu bevorzugen. Denn alle noch so großen mathematischen Vortrefflichkeiten eines Verhältnisses berechtigen erst dann, es a priori für den Grund des Wohlgefallens sinnlicher Wahrnehmungsgegenstände zu erklären, wenn man nachweisen kann, daß es mit den Verfahrungsweisen der sinnlichen Wahrnehmungsthätigkeit ausgezeichnet oder ausschließlich übereinstimmt. Wo dies nicht möglich ist, hat die Erfahrung zu entscheiden.

Zu ihr geht Zeising durch die Bemerkung über, daß beide nach dem goldnen Schnitte bestimmte Theile des Ganzen stets irrationale Brüche desselben bilden. Also sei dies Verhältniß eigentlich ein ideales, mithin in der realen Welt eine Abweich-

ung von ihm geradezu unvermeidlich. Aber dies ist irrig; gerade das Räumliche ist ja im Stande, jenes arithmetisch Irrationale mit vollkommner Genauigkeit anschaulich darzustellen, und es liegt daher nicht der mindeste Grund vor, um deswillen wirkliche Größenverhältnisse wirklicher Naturdinge jenes Verhältniß nur annähernd, niemals exact verwirklichen könnten. Dieser Irrthum dient Zeising zu einer zweideutigen Rechtfertigung, wenn er später Verhältnisse, die von dem des goldnen Schnittes nicht unerheblich abweichen, dennoch als Annäherungen demselben noch zurechnet. Zuzugestehen ist freilich anderseits, daß der auffassende Blick durch geringe Abweichungen von dem strengen Verhältniß nicht sehr gestört werden wird, wenn einmal dies Verhältniß das allgemeine Princip seiner Auffassung ist. Soll jedoch dies Zugeständniß nicht die ganze Theorie unsicher machen, so muß wenigstens nachweisbar sein, daß die völlige Uebereinstimmung mit dem strengen Gesetze da, wo sie eintritt, eine ganz entscheidend größere Befriedigung gewährt, als alle Annäherungen. Bleibt sich das Wohlgefallen durch eine gewisse Breite der Abweichungen ziemlich gleich, so steht nicht mehr fest, daß sein Entstehen ausschließlich auf dieses Gesetz zurückzuführen ist.

Zeising hat die Proportionen des menschlichen Körpers aus seiner Formel erläutert. Von der Vorstellung einer zweckmäßigen Absicht, welche den Bau desselben geordnet habe, kann sich nun Niemand losmachen, gleichviel wie man sie sich speculativ zurechtlegt. Deshalb ist hier auch die andere Annahme nicht schwierig, in der Grundformel des Menschen seien die wirkenden Kräfte so abgewogen, daß eine Vielheit nach demselben Princip gegliederter Dimensionen entstehn muß. Wenn daher Zeising den ganzen Leib nach dem goldnen Schnitt eintheilt, und die einzelnen Theile immer wieder nach demselben Verhältnisse in Unterabtheilungen zerfallen läßt, so ist hier der allgemeine Gedanke seines Verfahrens sehr wahrscheinlich. Daß es aber der goldne Schnitt sei, nach dem Alles geordnet ist, müssen wir seinen mühsamen

und verdienstlichen Messungen einstweilen glauben, bis der Fortgang dieser Untersuchungen, für deren Anregung die Aesthetik ihm nur zu danken hat, Bestätigung oder Berichtigung bringt.

Ungläubiger sind wir gegen die Versuche, das Princip in Gemälden großer Meister nachzuweisen. Gewiß verlangen wir zwischen den auf einem Bilde vertheilten Massen auch noch abgesehn von der Bedeutung des Dargestellten rein formgefällige Verhältnisse, die durch ein allgemeines mathematisches Gesetz bestimmt sein mögen. Aber doch wird gerade hier die Bedeutung des Inhalts zu allerlei Abweichungen nöthigen; und selbst wenn das Gesetz des goldnen Schnittes wirklich gilt, scheint es hoffnungslos, es aus Beispielen zu erweisen, in denen es durch viele andere Bedingungen verdunkelt ist. Im Archiv für die zeichnenden Künste (1865 S. 100) hat Fechner Zeisings Messungen der Sixtinischen Madonna mit eigenen des so sehr ähnlich angeordneten Holbeinschen Bildes verglichen; sie stimmen nicht; auch aus Messungen anderer Gemälde schließt Fechner, in der für die Anschauung sichtbarsten Höhenabtheilung der Gruppen habe Raphael den goldnen Schnitt eher vermieden als gesucht. Man kann einwerfen, vielleicht sei das Maß nicht an den rechten Punkten angelegt worden; aber der ästhetische Werth des Verhältnisses wird zweifelhaft, wenn es nur zwischen Nebenpunkten stattfindet, deren es natürlich jederzeit zwei gibt, die ihm genug thun; wenn es dagegen nicht statt hat zwischen denen, die dem Beobachter als Haupteintheilungspunkte am natürlichsten in die Augen fallen. Endlich: wir sind mit Raphaels und Holbeins Madonnen zwar herzlich zufrieden, so wie sie sind, aber freilich, wer weiß, ob sie nicht noch schöner würden, wenn man sie genauer nach dem goldnen Schnitt entwürfe? Der nicht allzu schwierige Versuch wäre der Mühe werth.

Auf diesen sicheren Weg des Experiments hat Fechner die Untersuchung zunächst in Bezug auf einfachste Raumgebilde gelenkt, indem er als vorläufig entscheidend über den ästhetischen

Werth derſelben das Mittel aus den Urtheilen ſehr Vieler anſieht, denen ſie vorgelegt wurden. Er theilt mit, daß als Eintheilungsverhältniß, z. B. zur Beſtimmung des Punktes, in welchem der horizontale Arm eines Kreuzes den verticalen mit der vortheilhafteſten Wirkung ſchneidet, der goldne Schnitt ſich ihm nicht beſtätigt habe; daß dagegen derſelbe als Verhältniß der umfaſſenden Seiten z. B. eines Parallelogramms allerdings entſchieden den günſtigſten Eindruck mache. Die Angabe iſt ſehr intereſſant, denn das Umgekehrte würde man eher vermuthet haben.

Verſuchen wir nun die einzelnen Fälle des räumlich Wohlgefälligen zu trennen, welche dieſes Geſetz zu umfaſſen dachte. Eigentlich nur die decorative Kunſt läßt Raumformen als ſolche auf uns wirken; überall ſonſt wird der Eindruck derſelben durch Rückſicht auf die Natur des Inhalts mitbeſtimmt, dem ſie als Form dienen. Und ſelbſt das reine bedeutungsloſe Ornament wird nicht ohne Nebeneinwirkung einer beſtimmten Geſchmacksrichtung beurtheilt, die von Temperament, Character und Gewohnheit abhängig, bald das Strenge dem Weichen, das Eckige dem Gekrümmten, das Magere dem Breiten, bald dieſes jenem vorzieht. Dieſer Erſchwerung allgemeingültiger Beſtimmungen würde in einem gewiſſen Umfang wenigſtens zu entgehen ſein, wenn die oft vorgetragene phyſiologiſche Annahme richtig wäre, welche die Wohlgefälligkeit des Räumlichen von der Leichtigkeit und Harmonie der Augenbewegungen abhängen läßt, die zu ſeiner vollſtändigen Wahrnehmung nöthig ſind. Die Oekonomie dieſer Bewegungen iſt in allen Individuen dieſelbe; allen würde dann auch Daſſelbe gefallen. Aber ich glaube nicht an dieſe Annahme. Das Auge, was man auch immer von der Schnelligkeit unſers Blickes ſagen mag, iſt verhältnißmäßig langſam in ſeinen Bewegungen; verglichen mit der Beweglichkeit der Sprechwerkzeuge oder der Finger dreht ſich ſeine große von gegen einander wirkenden Muskeln beſpannte Kugel auffallend träge um

ihre Axe. Ein fertiger Clavierspieler kann in einer Secunde zehnmal denselben Finger heben und fallen lassen, nicht halb so oft in derselben Zeit, und nicht ohne große Ermüdung kann man das Auge Schwingungen von rechts nach links oder von oben nach unten machen lassen. Schnelle Bewegungen sind daher überhaupt das, was dem Auge unbequem fällt. Man überzeugt sich davon, wenn man den pfeilschnellen Flug eines Vogels oder die leuchtenden Geschosse eines Feuerwerks von einem nahen Standpunkt aus mit großer Winkelgeschwindigkeit der Augenaxe begleitet. Die Betrachtung räumlicher Figuren stellt uns aber in der Regel auf diese Probe gar nicht; wir haben Zeit, sie mit Bequemlichkeit aufzunehmen. Sobald aber dies uns erlaubt ist, scheint es durchaus keinen Umriß zu geben, dessen Nachzeichnung durch den bewegten Blick unserem Auge schwerer fiele als irgend ein anderer; noch weniger ist bereits bewiesen, daß die stetig gekrümmten oder sonst regelmäßigen Figuren der Oekonomie unserer Augenbewegungen mehr als andere zusagten. Höchstens dürfte eine häufige Wiederholung ganz gleicher Bewegungen dem Auge ebenso wie andern beweglichen Gliedern widerstehen. Eine rechtwinklige Mäandertänie und eine regelmäßige Wellenlinie ermüden beide den Blick, der sie verfolgt; dennoch gefallen sie beide. Wir ziehen also in unserm ästhetischen Urtheil die körperliche Mühe ab, und die Wohlgefälligkeit beruht nicht auf der Bequemlichkeit der Verrichtungen, durch welche wir uns die Wahrnehmung verschaffen, sondern auf dem intellectuellen Genusse, den uns die Verhältnisse des Wahrgenommenen gewähren, nachdem wir es bereits besitzen. Dieser Genuß aber besteht immer, so lange wir Räumliches nur als solches fassen, in dem Gewahrwerden einer genauen Regelmäßigkeit, durch welche Mannigfaches unter eine allgemeine Formel fällt; nur wo die reale Bedeutung des räumlich gestalteten Inhalts mit zu berücksichtigen ist, kann die Abweichung von einer deutlich intendirten Regel der strengen Befolgung derselben vorzuziehen sein.

Vertheilung von Punkten beurtheilen wir zunächſt nach dem Verhältniß ihrer Entfernungen von einander. Liegen ſie in derſelben geraden Linie, ſo gefällt ihre Vertheilung, wenn ſie deren Längen in durchaus gleiche Abſchnitte zerlegt; ſie mißfällt um ſo mehr, je mehr ſie ſich dieſer Gleichheit nähert, ohne ſie zu erreichen, mithin als Verfehlung einer Abſicht empfunden wird. Ungerade Zahlen der Theilglieder wirken angenehmer als grade, drei Drittel angenehmer als zwei Hälften oder vier Viertel; es ſcheint Bedürfniß unſers Vorſtellens, die gleichen Glieder nicht blos unter einander und mit dem Ganzen, welches aus ihnen ſelbſt beſteht, ſondern noch beſonders mit einem Mittelglied zu vergleichen, welches ſelbſtändig wahrnehmbar einen centralen Beziehungspunkt für ſie bildet. Kleine Zahlen der Theilglieder wirken ebenfalls angenehmer als große; zerfällt eine Länge in mehr als fünf gleiche Theile, ſo wird der Ort ihres Mittelgliedes nicht mehr deutlich; die bloße endloſe Wiederholung ganz gleicher Abſchnitte aber ermüdet, wenn ſie Anſpruch auf Beachtung im Einzelnen macht; alle ganz gleichförmig eingetheilten Linienzüge ſind daher in der Kunſt nur als decorative Saumbildungen zu verwerthen; man begnügt ſich dann mit ihrem Totaleindruck und ſie verſinnlichen uns den Gedanken, daß die gleichgültigeren Theile eines Ganzen, die zu deſſen ſpecifiſcher Gliederung als einzelne nichts beitragen, wenigſtens maſſenhaft durch ein allgemeines Geſetz beherrſcht werden, das dieſer Gliederung nicht widerſpricht. Das Bedürfniß, das ungerade Mittelglied auch ſinnlich auszuzeichnen, führt zu ſymmetriſchen Eintheilungen, in welchen von jenem aus die nach beiden Seiten folgenden Glieder abnehmen oder zunehmen; ob dieſe Veränderung der Größen am zweckmäßigſten dem goldnen Schnitt oder einem andern Geſetze folge, bleibt anzuſtellenden Verſuchen überlaſſen.

Sind Punkte in einer Fläche vertheilt, ſo gefällt zuerſt die Symmetrie, welche die Zerfällung des ganzen Punktſyſtems

in zwei congruente Hälften erlaubt. Der Grad des Gefallens hängt jedoch von vielen Nebenumständen ab. Unter ihnen ist die Orientirung jeder Figur, die durch Punkte angedeutet wird, nach zwei Richtungen, der senkrechten und wagerechten, hervorzuheben. Zwei Punkte, deren Zwischenlinie eine schräge Richtung hat, mißfallen schon hierdurch in gewissem Maße; nur das horizontale Nebeneinander und das verticale Untereinander befriedigt; Eigenthümlichkeiten, die ohne Zweifel von einer Erinnerung an die physische Bedeutung dieses Gegensatzes herrühren, aber sich in die blos geometrische Anschauung unvermeidlich einmischen. Die symmetrische Anordnung gefällt ferner um so mehr, je deutlicher sie die Vorstellung eines Mittelpunktes oder einer Mittellinie erweckt. Ein auf seiner Seite ruhendes Quadrat ist nicht so interessant als ein anderes, dessen Diagonale senkrecht steht; die letztere Lage fordert wegen der angeführten Bedeutung des Horizontalen und Verticalen zur Aufeinanderbeziehung der diagonal entgegengesetzten Ecken durch Linien auf, die sich im Mittelpunkt schneiden würden; die erstere enthält diese Aufforderung, den Mittelpunkt zu suchen, nicht und wirkt durch den sehr offenbaren Parallelismus der Seiten unbedeutender, als jene durch den mehr versteckten obgleich fühlbaren der schräg gerichteten. In regelmäßigen Vielecken ist das Wohlgefallen an bestimmte Grenzen der Seitenzahlen gebunden. Es ist mäßig beim gleichseitigen Dreieck; genießbar ist dies überhaupt nur, wenn eine seiner Seiten horizontal, also die Höhe vertical liegt; da diese aber auf die unbezeichnete Hälfte der Grundlinie fällt, so erscheint das ganze Dreieck leicht als eine halbe Figur, der man in der Verlängerung der Höhe noch eine vierte Ecke zusetzen möchte. Fünfeck und Sechseck verbinden am angenehmsten Mannigfaltigkeit und Einheit; das letztere reizt durch den Parallelismus seiner Seitenpaare, am meisten wenn er verdeckt bei verticaler Stellung einer Diagonale wirkt, und durch die Gleichheit von Seite und Radius, die bei dieser Stellung gleichfalls fühl-

barer wird, und die Vorſtellung eines Mittelpunktes kräftig hervorruft; das Fünfeck wirkt umgekehrt bedeutender durch den Mangel des Parallelismus, während doch in beiden Stellungen der Gedanke eines beherrſchenden Centrum lebhaft durch die Convergenz ſowohl der obern als der untern Seiten nach der Mittellinie hervorgerufen wird, beſſer als beim gleichſeitigen Dreieck, das je nach der Stellung entweder oben oder unten durch eine ungebrochene Seite abgeſchloſſen wird. Eine Vermehrung der Seitenzahl bringt in den Vielecken nichts Neues; ſie vermindert vielmehr das Characteriſtiſche des Eindrucks, je näher ſie zur Kreislinie führt; denn der lebendige Gegenſatz der Seiten verſchwindet mit der Verflachung der Winkel zwiſchen ihnen. Erſt der wirkliche Kreis gibt die neue Anſchauung eines Geſetzes, welches allem Beſondern nur eine Zuſammenordnung erlaubt, in der es dem Ganzen dient, ohne ſelbſtändig zu irgend einer Anordnung ſeiner Exiſtenz zu gelangen. Doch den gewöhnlichen Preis des Kreiſes als der auch äſthetiſch vollkommenſten Figur halte ich nicht für eine naturwüchſige, ſondern für eine doctrinäre Schätzung. Auch das allgemeine Geſetz wirkt äſthetiſch eindringlicher, wenn es das Beſondere nicht völlig auslöſcht und nivellirt. Wenn man von einer kreisförmig vertheilten Punktreihe abwechſelnd den erſten und dritten, den zweiten und vierten und ſo fort zu zwei einander durchkreuzenden Polygonen verbindet, ſo iſt die Macht der blos hinzugedachten umſchließenden Peripherie vielleicht noch anſchaulicher als die der wirklich beſchriebenen einfachen Rundung. Mit Recht erſetzen daher Architektur und decorative Kunſt häufig die Krümmung durch gebrochene Linien, runde Grundriſſe durch Polygone, Cylinder durch Prismen, Kegel durch Pyramiden.

Findet in Flächengebilden nur nach *einer* Axe Symmetrie der Punktvertheilung und der Geſtalt ſtatt, ſo denken wir am liebſten dieſe Axe horizontal; die verticale allein darf ohne Mißfallen zu beiden Seiten ihres Mittelpunktes verſchiedene Formen

durchschneiden. Wo wir an realen Gegenständen horizontale Asymmetrie finden, suchen wir immer in der Natur der Sachen und ihren Beziehungen zu andern eine Rechtfertigung dieser an sich verkehrt scheinenden Stellung. Dasselbe Bedürfniß macht sich bei der Betrachtung von Curven gelten. Eine nach rechts und links symmetrische, nach oben convexe krumme Linie kann man ohne lebhaftes Bedürfniß einer Ergänzung ansehn; eine nach rechts geöffnete Parabel dagegen fordert uns auf, als ihr Pendant die congruente nach links geöffnete hinzuzudenken. Die Horizontale hat für unser Gefühl nicht die entgegengesetzten Pole, die wir der Senkrechten zuschreiben; das Bedürfniß aber sie nach rechts und links gleich organisirt zu denken, in aller Ornamentik fühlbar, führt zu einer Menge schöner Eindrücke, welche uns die Identität eines allgemeinen Bildungsgesetzes an zwei *Gegenbildern* zeigen, die unmittelbar gar nicht congruent sind, sondern es erst werden, die flächenförmigen, wenn man eines von ihnen auf die Rückseite des andern, die stereometrischen, wenn man alle Punkte des einen hinter eine Ebene um dieselben Entfernungen versetzt, um welche sie vor der Ebene von ihr abstehen. Die ästhetische Kraft der Einheit ist um so größer, wenn das Mannigfache, das sie beherrscht, in seiner unmittelbaren Gestalt nicht als Vielheit *gleicher* Beispiele, sondern als Mehrheit characteristisch irreducibler Gegensätze erscheint und wenn dennoch eine Reihe ohne bewußte Reflexion ausgeführter Umformungen der Anschauung seine Unterthänigkeit unter die Einheit sinnlich klar macht.

Vom *Zuge* der Linien habe ich früher schon S. 77 bemerkt, daß er wohl nie als rein geometrisches Object, sondern immer unter Erinnerung an statische und mechanische Verhältnisse und an deren uns wohlbekannten Gefühlswerth beurtheilt wird. Man hat viel von einer absoluten Schönheitslinie gesprochen, ohne sie verzeichnen zu können; sie existirt gewiß nicht; aber die verschiedenen Krümmungsweisen haben allerdings an

ſich verſchiedene äſthetiſche Werthe, welche ſich auf dem Wege, den Fechner betreten, würden ermitteln laſſen. Ich deute nur Weniges an. Ellipſen ſind nicht gleich wohlgefällig bei jedem Axenverhältniß; ſie ſcheinen es am meiſten, wenn ihre Focaldiſtanz der großen oder der kleinen Halbaxe gleich wird; runder nähern ſie ſich dem Kreiſe zu ſehr und flacher verlieren ſie durch den wachſenden Gegenſatz der geſtreckten langen Bögen zu der ſtärkeren Krümmung an den Enden der großen Axe den Character eines durch alle Punkte ihres Verlaufs gleichen Bildungsgeſetzes. Auch die Parabel bedarf um zu gefallen, einer gewiſſen Größe des Parameters, wenigſtens im Verhältniß zu der Länge der Bogen, die man wirklich ſichtbar verzeichnet. Unſere Vorſtellung hat, indem ſie einen Curvenbogen durchläuft, in jedem Punkte eine tangentiale Richtung ihres Fortgangs; Aenderungen dieſer Richtung aber ſcheint ſie nur gleichförmig, nicht mit raſch ab- oder zunehmender Beſchleunigung zu lieben. Unangenehm ſind daher die nicht hinlänglich ausgiebigen Schwünge von Linien, welche zu früh oder zu ſpät in eine beabſichtigte Aenderung der Krümmung einleiten oder einen nahezu gradlinigen Fortgang zwiſchen krumme Bahnen einſchalten. Einen beſondern Reiz aber finden wir faſt überall in dem Uebergang von Concavität zur Convexität; er liegt vielleicht in einer Erinnerung an unſere lebendige Thätigkeit: der einſeitige Zug, den wir lange während des Fortſchritts auf dem concaven Bogen durch Ablenkung von der Tangente nach der einen Seite erfuhren, verlangt mildernde Compenſation durch darauf folgende entgegengeſetzte Ablenkung. Soll hier die Bewegung zum Schluß kommen, ſo bilden wir gern dieſen compenſirenden Bogen kürzer und mit ſtärkerer Krümmung. Aber es muß genügen, an dieſe Gegenſtände fernerer Unterſuchungen erinnert zu haben; die Aeſthetik hat ſie noch wenig berückſichtigt.

Ich verweiſe auf Fechners Bemerkungen S. 310 in Bezug auf die gefälligen Verhältniſſe zwiſchen den umfaſſenden Seiten

einer Fläche. Alle Umfassung hat außerdem die Aufgabe, das Innere als Ganzes vom Aeußern abzuscheiden. Aesthetisch wirksam geschieht dies nicht dadurch, daß ein Ganzes einfach eben da aufhört, wo es alle ist, sondern ein eigner Trieb nach Begrenzung muß an ihm anschaulich gemacht werden. Dies ist der Grund aller Saumbildungen. Schon der unentwickelte Geschmack roher Völker verfällt auf Verzierungen hauptsächlich an den Rändern von Flächen, an den Endpunkten von Linien; hier wird durch Farbenstreifen, durch Einschnürungen, Anschwellungen und ähnliche Mittel ausgedrückt, daß ein Ganzes sich durch eignen Willen abschließt, nicht nur durch die Umgebung abgeschnitten werde. Dasselbe Princip der Selbstbegrenzung liegt den Friesen und Kapitellen der Architectur, den abschließenden Dachgebälken und dem anfangenden Unterbau, den Einsäumungen der Decken und zahllosen Gewohnheiten der decorativen Kunst zu Grunde. Ebenso ist auch der Zusammenstoß zweier Begrenzungen ein ausgezeichneter Ort; von den Eckverzierungen, die jede Parallelogrammenfläche zu fordern scheint, bis zu den Kymatien der Architectur ist diese Empfindung lebendig.

Außer der Umgrenzung zur Einheit eines Ganzen kann auch die Ausdehnung der Fläche durch innere Gliederung der Einheit eines Allgemeinen unterworfen werden: man belebt sie durch Musterung. Vieles hiervon, wie die Zeichnungen orientalischer Teppiche, läßt kaum bestimmte Regeln zu; doch findet sich in griechischen, maurischen und gothischen Decorationen ein Verfahren, das principiell verständlich ist: die Eintheilung der Fläche nach dem Muster ihrer Umfassungsform. Dies Verfahren führt einestheils zu um so schöneren Wirkungen, je interessanter jene Form selbst ist; quadratische oder sonst rechtwinklige Zergliederung reizt am wenigsten. Verwickeltere Grundformen des Umrisses aber erfreuen anderseits um so mehr, wenn sie im Innern nicht nur nebeneinander, sondern ineinander eingreifend und mit Durchschneidungen wiederholt werden, welche die verschiedenen

gebildeten Theile nach verſchiedenen Richtungen zu immer neuen Formelementen verbinden laſſen. So vervielfältigt ſich der Eindruck, daß der Raum als ein und derſelbe Hintergrund nicht nur Möglichkeit des Zuſammenpaſſens für vieles Gleiche, ſondern in jedem ſeiner Punkte zugleich Möglichkeit für gegenſeitiges Auffinden und Begegnen des Ungleichen iſt.

Wo wir in der Landſchaft, in der Darſtellung von Handlungen, in architectoniſchen Veduten ein Ganzes der Gruppirung, nicht ein Individuum, eingrenzen, da verlangen wir, daß an entſprechenden Punkten des Raumes ſich äſthetiſch gleich eindrucksvolle Maſſen, jedoch ihrer Natur und Form nach verſchiedene, angeordnet finden. Volle Symmetrie, welche gleiche Orte auch mit gleichen Erſcheinungen beſetzt, wirkt unwahrſcheinlich, gemacht und erkältend in allen dieſen Fällen, in welchen eine Vielheit von einander unabhängiger Glieder nur zuſammenkommt, ohne Eines zu ſein; in der Landſchaft ſoll nicht ein Baum rechts genau dem Baume links das Gleichgewicht halten; der ſchimmernde Mond kann ein beſſeres Contrapoſt gegen jenen ſein, wenn er an dem Punkte ſteht, welcher ſymmetriſch dem Schwerpunkt der größeren Geſtalt des Baumes entſpricht. Scheu vor dem Unwahrſcheinlichen wird in ähnlichen Fällen auch die ſymmetriſch benutzten Punkte etwas gegen die geometriſche Eintheilung des geſammten Grundes verſchieben und nicht leicht das bedeutendſte Element oder die hervortretendſte Dimenſion des Bildes genau in die Halbirungslinie des Grundes verlegen. Die Form der ſymmetriſchen Vertheilung aber, die Anzahl der Maſſengruppen, in welche das Ganze zerlegt wird, und die Art ihrer gegenſeitigen Verbindung bleibt nach den Aufgaben der darſtellenden Kunſt ſehr mannigfach. Die Landſchaft will gar nicht ausſchließlich volles Gleichgewicht des Gemüths herſtellen, ſie will auch die Stimmungen des Hangens und Bangens, der Sehnſucht, kurz des Ungleichgewichts erwecken; ihr kann es daher

nicht allgemein auf Markirung der versteckten Symmetrie der Welt ankommen. Die kirchliche Malerei führt dagegen ein Heiliges vor, das ein wirklicher Mittelpunkt der Welt, und dem es daher natürlich ist, auch in jedem Einzelraume völlig central zu erscheinen und die Umgebungen in möglich strengster Symmetrie um sich zu gruppiren; dem Genre und größtentheils der Geschichtsmalerei stände dieser Anspruch nicht zu. In der That hat man nur für die Aufgaben der historischen oder heiligen Malerei als der eigentlich monumentalen und vollendeten, gewisse verbindliche Gesetze der Gruppirung aufgestellt, vor allem das der pyramidalen Anordnung, die allerdings wohl in den Statuengruppen der Alten durch die Gestalt des Giebelfeldes veranlaßt, später in trefflichen Kunstwerken sich auch unabhängig hiervon bewährt hat, von Lessing am Laokoon gepriesen worden ist und durch ihre natürliche Symbolik sich überall von selbst empfiehlt, wo der Gegenstand sie zuläßt. Köstlin (Aesthetik S. 436) drückt das Hauptgesetz der Gruppirung dahin aus: die verschiedenst geformten und gestellten Gegenstände sollen in einer continuirlichen Linie liegen, die auch die pyramidale Erhebung, wo sie vorkommt, allmählich vermittelt. Zerfalle das Ganze in mehrere, zunächst zwei Gruppen, so seien drei Anordnungen möglich: die Gruppen bilden zwei von oben und von unten nach der Mitte convexe Bögen, wie in der Disputa; oder sie bilden zwei Bögen Eines Kreises, die nach der Mitte concav sind, oder endlich sie setzen, nach gleicher Richtung, der untere jedoch schwächer gekrümmt, eine Art Meniscus zusammen; die erste Gestaltung gewähre den schlagendsten Eindruck, die andere mehr Einheitlichkeit und Ruhe. Ich füge als Beispiel der zweiten hinzu, daß in Raphaels Sixtinischer und in Holbeins Madonna sämmtliche Köpfe mit sehr unbedeutenden Abweichungen sich an symmetrische Punkte einer stehenden Ellipse einordnen lassen. Nach der früher erwähnten Forderung entspricht bei Raphael dem Kopf der Madonna ziemlich der Schwerpunkt **zwischen** beiden

Engeln; bei Holbein bildet für den Kopf des Bürgermeisters links auf der rechten Seite das Paar der beiden Frauenköpfe, für den einzelnen Mädchenkopf rechts das Paar des Jünglings und des stehenden Kindes links ein Gegengewicht; dies Kind selbst links und unten, entspricht einigermaßen dem andern, welches die Madonna rechts und oben trägt. Andere Formen symmetrischer Gruppirung hat an Raphaels Disputa und andern Werken F. W. Unger erläutert. (Die bildende Kunst. 1858.)

Ohne Eignes und Fremdes zu sondern und die ersten Urheber dieser flüchtigen Bemerkungen angeben zu können, habe ich hier nur einige Fragen andeuten wollen, über welche ich systematische Untersuchungen vermisse. Eine Vergleichung der ästhetischen Lehrbücher, auch des neuesten von Köstlin, welches über die Schätzung der Raumfiguren sehr ausführlich ist, wird bestätigen, daß es an beredten Interpretationen der Gefühle, die uns ihre Betrachtung erweckt, und an feinen Beobachtungen bei Gelegenheit der Kritik von Kunstwerken keineswegs mangelt; die Zurückführung dieses Erwerbs auf allgemeine Grundsätze dagegen müssen wir von der Zukunft hoffen.

Ich habe Gleiches von der dritten Gruppe ästhetischer Reize zu bedauern, die ich hier erwähnen wollte: von den Formen der Verknüpfung des Mannigfachen, die zwar meist nur in zeitlicher Folge entstehen, ihren ästhetischen Werth aber nicht in dieser, sondern in dem innern Zusammenhang der Ereignisse selbst oder in dem der Gemüthszustände haben, in welche sie uns versetzen. Wer spräche nicht als von wesentlichen ästhetischen Bedingungen vor allem von der Einheit des Mannigfachen auch in Beziehung auf seinen qualitativen Inhalt? wer nicht von Correctheit und Consequenz, und doch zugleich von Unberechenbarkeit und Freiheit? wer fände nicht in Verwicklung, Spannung und Entwicklung, in Contrast und retardirenden Motiven, in Einfachheit hier und in Reichthum dort die wirksamsten Mittel des ästhetischen Eindrucks? Dennoch hat es noch Niemand gereizt, alle diese offen-

bar verwandten Gegenſtände in einer erſchöpfenden allgemeinen Betrachtung zu vereinigen. Unbeachtet freilich iſt keiner von ihnen geblieben, aber es ſind einzelne Gelegenheiten geweſen, welche die Aufmerkſamkeit auf ſie lenkten. In der Logik allein pflegt man von Eintheilungen und Claſſificationen zu ſprechen, und da hat man gewöhnlich nur Tadel gegen den Hang, alle gegebenen Gegenſtände der Betrachtung demſelben Schema, demſelben Rhythmus des Fortſchritts zu unterwerfen und vollſtändige Symmetrie der Gliederung des Ganzen vielleicht durch einige Willkür herzuſtellen. Ganz mit Recht; denn die Logik hat nicht das Geſchäft der allgemeinen Aeſthetik zu übernehmen; dieſer aber läge es ob, zu zeigen, wie jener im wiſſenſchaftlichen Denken unberechtigte Trieb ſeine rechtmäßige Befriedigung im Schönen ſucht und findet. Denn in dieſem glücklichen Ausſchnitt der Wirklichkeit oder dieſem glücklichen Erzeugniß der Erfindung ſind eben ausnahmsweiſe alle Theile auf alle mit der harmoniſchen Vollſtändigkeit bezogen, die einem für andere Zwecke eingegrenzten Gegenſtand der Betrachtung ſeine Abhängigkeit von außer ihm liegenden Bedingungen zu verſagen pflegt.

Die *Rhetorik*, eine faſt untergegangne Kunſt, lehrte die wirkſamſte Vertheilung der Gedanken ſowohl zur größten Klarheit der Einſicht als zur völligſten Ueberwältigung des Gemüths; ſie kannte den Werth der ſtetigen Beweisverkettung ſo wie der ſchlagenden Antitheſen, die Gewalt eines allgemeinen Satzes und die Macht des anſchaulichen Einzelfalles, endlich die Wirkung der Bilder, die das Einzelne als Beiſpiel auch ſonſt vorkommender allgemeiner Verhältniſſe über ſeine Beſchränktheit erhöhen und das Verweilen der Gedanken auf ihm rechtfertigen. Die Mathematik hat wenig von ſolchen Dingen geredet, aber in der Stille hat ſie dem, der ſie liebt, in den wunderbaren unerſchöpflichen und doch ſo ſicheren Beziehungen der Größen, die ſie in ihren Formeln, Conſtructionen, Reihen und Gleichungen darſtellt, den vollſten Zauber einer in Wahrheit durch und durch harmoniſchen

Welt vorgehalten, in der es weder an Consequenz noch an Ueberraschung, weder an Spannung noch an Lösung, nicht an Einfachheit und nicht an Reichthum fehlt. In der Musik ist längst zum Einklang das Bedürfniß der Dissonanz und ihrer Auflösung empfunden worden; gefordert die Zusammenschließung der ganzen Mannigfaltigkeit durch die Herrschaft eines Grundtons, zu dem sie zurückkehren muß, die Individualisirung eines Thema durch alle Mittel verschiedener Rhythmen, durch Vertauschung der verbindenden Tonfolge zwischen feststehenden Hauptpunkten, durch Ausweichungen in mehr oder minder verwandte Tonarten. Ich will nicht alle sieben freie Künste durchgehen, sondern nur noch an die Sorgsamkeit erinnern, mit welcher neben vielen andern Lessing in den dramaturgischen Arbeiten, Göthe und Schiller in ihrem Briefwechsel diese formalen Bedingungen der Darstellung auf dem Gebiete der Poesie berücksichtigten; der speciellen Aesthetik fehlt es daher gar nicht an äußerst schätzbarem Material, welches die allgemeine zum Gewinn allgemeiner Grundsätze verwerthen könnte."

Dies Geschäft liegt nicht innerhalb meiner Aufgabe. Wer sich indessen seiner annehmen wollte, würde wohl nicht Alles durch die psychologische Erörterung der Veränderungen geleistet haben, welche durch eines der erwähnten ästhetischen Mittel unserm Vorstellungsverlauf oder dem Ablauf unserer innern Zustände überhaupt zugefügt werden. Am wenigsten freilich würde es genügen, nur den Nutzwerth aufzuzeigen, den jedes von ihnen zu möglich angenehmster Erregung und Reizung unsers Gemüths besitzt; die innere Bewegung, so lange sie nur unter dem Gesichtspunkt eines uns widerfahrenden Wohl oder Wehe gerückt wird, gehört ästhetischen Untersuchungen höchstens so weit an, als man allerdings die technischen Mittel nicht vernachlässigen darf, die dem Schönen seinen ihm sonst gebührenden Eindruck verschaffen. Aber ungenügend würde es auch sein, mit Nichtachtung der Art, wie wir afficirt werden, nur die einfachen

Grundformen der Verhältniſſe des Mannigfachen, von denen die Affection ausgeht, als directe, letzte und thatſächliche Objecte unſers äſthetiſchen Wohlgefallens auszuſondern. Wir haben den Rhythmus nicht als blos zeitliche Ordnung, das räumlich Wohlgefällige nicht blos als geometriſche Erſcheinung angeſehn; ſie galten uns beide nur als anſchauliche Erſcheinungen eben dieſer Momente eines intellectuellen Zuſammenhangs, auf die wir jetzt zurückkommen: der Einheit in der Mannigfaltigkeit überhaupt; der Conſequenz und des Contraſtes, der Spannung und Löſung, der Erwartung und Ueberraſchung, der Gleichheit und des Gegenſatzes. Wir können eben ſo wenig jetzt den äſthetiſchen Werth dieſer Momente in ihnen ſelbſt ſuchen; auch ſie erſcheinen uns als die anſchaulichen, mindeſtens als die formalen Vorbedingungen des Einen, was allein Werth hat, des Guten. Wir verehren Identität und Conſequenz nicht als Formen, auf denen nun einmal durch ein vorweltliches Fatum ein unableitbares Wohlgefallen ruhe; ſondern wir freuen uns ihrer als wohlbekannter formaler Bedingungen der Zuverläſſigkeit, der Sicherheit und Treue gegen ſich ſelbſt, Bedingungen, welche das Gute der Welt zu Grund legt, in der es erſcheinen will, und die keine Verbindlichkeit für eine Welt haben würden, in der es nicht erſcheinen wollte. Ich erinnere mich eines wunderlichen Ausdrucks, der Köſtlin entſchlüpft: die gerade Linie ſei das Symbol aller „Geradheit;" er hat dennoch Recht; der äſthetiſche Eindruck der Linie beruht wahrlich nicht darauf, daß ſie der kürzeſte Weg zwiſchen zwei Punkten, oder daß ihre Richtung in jedem Punkte die nämliche ſei, oder wie man geometriſch ſie ſonſt definiren mag; er beruht vielmehr eben auf dieſem ethiſchen Moment der Treue und Wahrhaftigkeit, das zunächſt dem abſtracten Begriffe der Conſequenz, dann auch der anſchaulichen Erſcheinung derſelben in der räumlichen Geradlinigkeit Bedeutung gibt. Und wenn Verwicklung, Spannung und Löſung, wenn Ueberraſchung und Contraſt äſthetiſchen Werth haben, ſo wird

auch für ſie derſelbe darauf begründet ſein, daß alle dieſe Formen des Verhaltens und Geſchehens nothwendige Elemente in der Ordnung derjenigen Welt ſind, welche durch ihren Zuſammenhang der allſeitigen Verwirklichung des Guten die unerläßlichen formalen Vorbedingungen darbieten ſoll. Nur davor würde die hierauf gerichtete Entwicklung ſich hüten müſſen, in kümmerlicher Weiſe jedes einzelne jener Verhältniſſe als Symbol einer beſtimmten ethiſchen Vortrefflichkeit zu deuten; nur eine in großem Styl ausgeführte Ueberſicht des ethiſchen Weltganzen könnte den abgeleiteten Werth dieſer Formen des Seins und Geſchehens in ſeiner ganzen allgemeinen und vieldeutigen Wichtigkeit für die Erreichung der höchſten Zwecke und die Erſcheinung der höchſten Güter darſtellen.

Viertes Kapitel.

Die Schönheiten der Reflexion.

Das Erhabene nach Kant, Solger, Weiße, Viſcher. — Grundgedanke und verſchiedene Formen des Erhabenen. — Das Häßliche nach gewöhnlicher Meinung. — Weißes dialektiſche Gleichung zwiſchen Schönheit und Häßlichkeit. — Das Häßliche nach Viſcher und Roſenkranz. — Das Lächerliche nach Kant. — Die Erklärungen des Lachens. — Jean Paul's irrige Erklärung des Komiſchen. — Definition von St. Schütze. — Dialektiſche Stellung des Lächerlichen bei Viſcher und Bobtz.

Das eigentlich Erhabene, bemerkt Kant (Kr. d. U. S. 94) kann in keiner ſinnlichen Form enthalten ſein, ſondern trifft nur Ideen der Vernunft, welche, obgleich ihnen keine angemeſſene Darſtellung möglich iſt, eben durch dieſe Unangemeſſenheit, welche ſich ſinnlich darſtellen läßt, rege gemacht und ins Gemüth gerufen werden. So iſt der Anblick des empörten Oceans nicht erhaben, ſondern gräßlich; man muß das Gemüth ſchon mit mancherlei Ideen gefüllt haben, wenn es durch ſolche Anſchau-

ung zu einem Gefühl geſtimmt werden ſoll, welches ſelbſt erhaben iſt, in dem das Gemüth die Sinnlichkeit zu verlaſſen und ſich mit Ideen, die höhere Zweckmäßigkeit enthalten, zu beſchäftigen angereizt wird.

In dieſen Worten mag man die Rechtfertigung dafür finden, daß ich zur Ueberſichtlichkeit der Eintheilung Erhabenes Häßliches und Komiſches in dieſem Abſchnitt als Schönheiten der Reflexion zuſammenfaſſe; der Reflexion deswegen, weil allerdings die ganze Kraft dieſer äſthetiſchen Motive nur dem Geiſte zugänglich iſt, der den einen Eindruck durch den Gewinn ſeiner Erinnerungen an andere beleuchten kann; Schönheiten aber, weil erſt der ſo verſtandene Eindruck einen äſthetiſchen Genuß gewährt, der dem Angenehmen und dem Wohlgefälligen gegenüber die Auszeichnung des höher ehrenden Namens verdient.

Das Erhabene nahm Kant auf, wie die innere Erfahrung es neben dem Schönen als neues Object äſthetiſcher Beurtheilung darbietet, und unterſuchte die Gründe ſeines Eindrucks. Schönes, durch zweckloſe Zweckmäßigkeit ſeiner Form für unſere Urtheilskraft gleichſam vorherbeſtimmt, befriedige unmittelbar in ruhiger Contemplation; Erhabenes, durch ſeine Größe die Leiſtungsfähigkeit unſers Vorſtellens überſchreitend und gewaltthätig für unſer Einbildungsvermögen, hemme zuerſt die Lebenskräfte und befriedige mittelbar durch nachfolgende um ſo ſtärkere Ergießung derſelben. Zweifach aber biete ſich das Große dar: als Maßloſigkeit räumlicher und zeitlicher Ausdehnung ſpotte es der Zuſammenfaſſungsfähigkeit unſerer Einbildungskraft; als Ungeheures der Macht überſteige es jeden denkbaren Widerſtand. In beiden Fällen folge dem erſten niederbeugenden Eindruck eine erhebende Rückwirkung: dem mathematiſch Erhabenen der Ausdehnung das Bewußtſein, ein Unendliches denken zu können, vor dem alles maßlos Große der ſinnlichen Erſcheinung ſeinerſeits Nichts iſt; dem dynamiſch Erhabenen der Gewalt die Gewißheit, durch die Freiheit unſerer Selbſtbeſtimmung auch den größten

Mächten der Außenwelt, die unser Dasein wohl aufheben, unser Selbst aber nicht ändern können, überlegen zu sein. In der Stimmung des Gemüths, die aus dieser Bewegung desselben entspringt, habe die Erhabenheit ihre eigentliche Wirklichkeit, nicht als Eigenschaft in dem Gegenstande, der uns erregte.

Nicht ganz stimmt mit dieser Auffassung das unbefangene Gefühl. Es ist sich bewußt, den erhabenen Gegenstand nicht nur als Brücke zu der Vorstellung des Unendlichen zu benutzen, sondern bleibende Theilnahme für seine eigne Größe zu empfinden. Könnte er doch ohne diese auch nicht jene Brücke bilden; denn unendlich ist das Unendliche nicht, sofern Kleines, sondern sofern selbst Großes und Maßloses vor ihm Nichts ist. Aesthetisch ergreifend aber träte das Unendliche nicht vor uns, wenn wir die leere Vorstellung eines unwirklichen Großen an ihm mäßen, sondern nur, wenn wir die Maßlosigkeit eines in sinnlicher Anschauung Wirklichen vor ihm verschwinden sehen. Die eigne Größe des sinnlichen Gegenstands bleibt daher Mittelpunkt unsers Gefühls, und obwohl ihre Vergleichung mit dem Unendlichen einen neuen Eindruck gleicher Art erzeugen mag, so beruht doch im Allgemeinen die Erhabenheit nicht in der Beziehung der Erscheinung auf ein Unendliches, das ihr jenseitig bleibt, sondern in dem Innewerden der Unendlichkeit, welche sie selbst in sich einschließt. Ein Berg mag erhaben durch die Höhe des Himmels über ihm wirken, welche uns die Möglichkeit des noch immer unendlichen Fortschritts im Raume mit sinnlicher Klarheit vor Augen stellt; aber gewiß wirkt er ebenso auch ohne diesen Nebengedanken, theils durch die Erhebung über seine Umgebung, die dem sinnlichen Anblick unbestimmbar groß erscheint, theils durch die Vielheit seiner unterscheidbaren Theile, von deren jedem wir empfinden, daß er dem näheren Blicke wieder in eine unübersehbare Mannigfaltigkeit zerfallen würde. Daß solche Unendlichkeit nicht eine leere Vorstellung, nicht ein Unerreichbares ist, sondern daß sie als Wirkliches in der Wirklichkeit Platz nimmt,

dieſe verehrungsvolle Freude an der Realität des Großen liegt dem Gefühl des Erhabenen allgemeiner zu Grunde, als jene Beziehung des Sinnlichen auf einen Maßſtab, der ſeine Größe vernichtet.

Faſt alle Beiſpiele, an denen man ſich über ſeine Empfindungen klar zu werden ſucht, machen überdies den Unterſchied zwiſchen dem mathematiſch Erhabenen der Ausdehnung und dem dynamiſch Erhabenen der Kraft zweifelhaft. Auch das, was weſenlos an ſich ſelbſt, ſo rein als möglich nur durch ſeine Größe zu wirken ſcheint, ſelbſt das ganz Leere, der unendliche Raum und die endloſe Zeit, auch ſie werden von uns als wirkende Kräfte gefaßt, die Unendliches aus ſich hervorgehen zu laſſen, Unzähliges in ſich zu vernichten vermögen; keine Ausdehnung gibt es, die nicht eben indem unſere Einbildungskraft ſie zu durchlaufen und zuſammenzufaſſen ſucht, uns als ſich ſelbſt lebendig ausdehnende Kraft erſchiene. So fällt das mathematiſch Erhabene unter das Dynamiſche. Aber dieſes ſelbſt hat Kant nicht erſchöpfend beſtimmt, indem er die in ihm erſcheinende Macht ausſchließlich als unſere Selbſtändigkeit bedrohende dachte. Jean Paul erwähnt dieſer Anſicht unfügſame Beiſpiele: Erhabenheit des Handelns ſtehe im umgekehrten Verhältniß zu dem Gewicht ihres ſinnlichen Zeichens, das kleinſte ſei das erhabenſte. Jupiters Augenbrauen bewegen ſich erhabener als ſein Arm oder er ſelbſt, und das leiſe linde Wehen, in dem Gott komme, nicht in Feuer Donner oder Sturmwind, ſei majeſtätiſcher als dieſe. Erhaben iſt hier die Macht, vor der kein Widerſtand gilt, während ſie ſelbſt in der ſinnlichen Erſcheinung in Geſtalt des Kleinen auftritt; in dieſer Geſtalt verneint das Ueberſinnliche den Werth aller ſinnlichen Größe in ſelbſt ſinnlich anſchaulicher Weiſe.

Nicht befriedigt wie das Schöne ruht das Erhabene in der Erſcheinung. Als unvollkommne noch im Werden begriffene Schönheit deutete es darum Solger. Unbeſtimmt und unvollſtändig in ihrer erſcheinenden Form ſei die erhabene Natur-

gestalt; noch nicht von dem Geiste durchdrungen, der erst im Herabsteigen zu ihr begriffen sei, rege sie uns an, ein Inneres in ihr zu ahnen, das gleichwohl ihr noch fremd sei und wie aus einem andern Gebiet zu ihr hinzukomme. So hebt Solger die Formlosigkeit der Erscheinung hervor, die schon Kant mit der Erhabenheit, aber nicht mit der Schönheit verträglich gefunden hatte; den Grund ihres Eindrucks aber sucht er in der Form des Gemüthszustandes, der uns ihr gegenüber allein möglich ist, in dem Ahnen und Suchen, während die Schönheit geschaut wird. Aber weder allem Erhabenen ist Formlosigkeit wesentlich, noch ist Suchen an sich erhabener als Besitzen. Aber das Gestaltete ist wie es gestaltet ist, das Gefundene wie es gefunden wird: das Ungestaltete ist unerschöpfliche Möglichkeit mannigfacher Gestaltung, das Gesuchte bietet unendliche Möglichkeit verschiedener Befriedigung. In diesem Geltenmachen der unendlichen Möglichkeit des Andersseins, gegen welche alles Bestehende nur ein zurücknehmbares Dasein hat, liegt ein Widerspruch, den die erhabene Erscheinung gegen alles ruhige Erscheinen überhaupt einlegt.

Verschieden gewendet ist dies im Ganzen der gleichbleibende Hauptgedanke, den die neuere Aesthetik dem Erhabenen unterlegt, und dem wir in eigenthümlicher Verarbeitung zunächst bei Weiße begegnen. Sehen wir überhaupt in der Schönheit ein Gut, das der Wirklichkeit nicht fehlen soll, so müssen wir auch verlangen, daß vollständig alle Formen des Erscheinens auftreten, die einander zur vollendeten Verwirklichung dieses Gutes zu ergänzen haben. Deshalb befriedigt uns die reine Schönheit nicht, wenn sie die einzige ästhetische Beleuchtung der Welt sein soll. Als vollständige Einheit der Erscheinung mit ihrer Idee erfüllt sie zwar eine Forderung unseres Gemüths; aber wir erinnern uns, daß wir doch dieses Zusammenfallen nur verlangten, damit jeder Gedanke an einen Widerstand widerlegt werde, den der Idee irgend ein Element, in dem sie sich ausgestalten wolle, zu

leisten vermöchte. Die schöne Erscheinung nun, in ihrem ungestörten, durch keine Ahnung mögliches Anderssein getrübten Einklange, bringt diesen Nebengedanken nicht zum Ausdruck; sie thut, als könne es nicht anders sein und verstände sich von selbst, daß das Einzelne ein sich selbst genügendes auf sich beruhendes Dasein bilde. Das Entgegengesetzte verlangen wir vielmehr zu sehen: es soll offenbar werden, daß kein Einzelnes sich selbst aus eigner Kraft genügt, sondern daß Alles, was an ihm Wesen und Realität und Leben ist, ihm nur von der ewigen Kraft der Alles umfassenden Idee kommt, gegen die es Nichts ist. Und dies soll nicht an jenen unschönen Gebilden offenbar werden, in denen sich für unser Verständniß die wirkenden Kräfte überhaupt dem Gebote der Idee entziehen; sondern eben da, wo diese Kräfte ihr am eifrigsten dienen, an dem Schönen selbst, muß dies innerliche Ungenügen des Endlichen durch Hinausdeutung auf ein unendliches Ganze, worin es sich aufhebt, zu Tage kommen. Nehmen wir an, daß eben dies der Gedanke sei, den erhabene Gegenstände versinnlichen, so verlangt also unser Gefühl, daß nicht Alles harmonische Schönheit, sondern daß Erhabenheit wenigstens neben ihr, die stählende Dissonanz neben dem verführerischen Einklang vorhanden sei, damit die Welt dem ästhetischen Gefühl ihr Wesen ebenso vollständig kundgebe, wie sie es auf andere Weise der theoretischen Erkenntniß thut.

Speculative Untersuchungen gehen nie ohne Abstumpfung in die gewöhnliche Denkweise über; nicht ohne solchen Verlust habe ich hier den Versuch verdeutlicht, das Erhabene als dialektisches Entwicklungsmoment der Idee des Schönen abzuleiten. Seit Weiße, dem die Erhabenheit als aufgehobene Schönheit galt, ist diese dialektische Verknüpfung der ästhetischen Grundbegriffe eine stehende Aufgabe der hegelischen Schule geblieben. Nicht immer ist der Werth verständlich, den für die Erkenntniß der Sache diese Combinationen unserer Vorstellungen von der Sache besitzen. Anstatt unmittelbar aus der Natur des

Schönen oder den eigenthümlichen Bedürfnissen der ästhetischen Weltansicht den nöthig erachteten Fortschritt zu begründen, folgen viele dieser Versuche zu sehr gewissen allgemeinen Vorschriften der logischen Methode, welche in abstracter Fassung vorausgeschickt tausend Mißverständnissen an sich selbst unterliegen, am wenigsten aber uns überzeugen, daß nur ihnen zu Gefallen die Idee der Schönheit die ihr zugeschriebene Entwicklung zu durchlaufen verpflichtet sei.

Ein wenig erweckt auch Vischers Ableitung des Erhabenen diese Bedenken. Aus der Schönheit, der ruhigen Einheit von Idee und Bild, reiße die Idee sich los, greife über das Bild hinaus und halte ihm, dem Endlichen, ihre Unendlichkeit entgegen. Dennoch sei die Idee nur in ihrem endlichen Träger, dieser also zugleich als wesentliche Erscheinung der Idee und zugleich als nichtig und verschwindend gegen sie gesetzt: dieser Widerspruch sei das Erhabene. Aber diese etwas zu scholastische Formel vergütet Vischer durch eine reiche und belehrende Zusammenstellung und Zergliederung der verschiedenen und verschiedengefärbten Beispiele, welche uns die Kräfte der Natur und des Geistes, endlich der allgemeine Weltlauf, von dem Erhabenen darbieten. Hierin wetteifert mit ihm Zeising, dem Erhabenes eine Mittelform zwischen rein Schönem und Tragischem ist; durch eine vorhandene Vollkommenheit, am meisten durch Größe, rege die erhabene Erscheinung den Gedanken der unbedingten Vollkommenheit an, hinter der sie zurückbleibe.

Zimmermann sieht in der Form des Erhabenen den Ausdruck des Widerspruchs, daß die Vorstellung des Unendlichgroßen von uns nur angestrebt wird, und daß sie gleichwohl, da jedes Streben eine Vorstellung des Erstrebten voraussetzt, zugleich innerhalb unsers Vorstellens liegt. Ich kann mich nicht von dieser Umdeutung der Kantischen Ansicht überzeugen: das unendlich Kleine wirkt nicht erhaben, obgleich die Verhältnisse des Vorstellens dieselben sind. Allerdings geht Zimmermann davon aus,

daß das Vorstellen des Größeren, weil es die Summe der Vorstellungen seiner Theile enthalte, auch ein größeres Quantum des Vorstellens sei, und dies größere Vorstellen gefalle neben dem Kleineren. Gehen wir jedoch von irgend einer mittlern Größe aus, die unserer Wahrnehmung gewöhnlich ist, so erreichen wir das unendlich Kleine durch eben so viele Subtractionen oder Divisionen, wie die des Großen durch Additionen oder Multiplicationen, also durch ein gleich großes Quantum eines nur nach anderer Richtung gehenden Vorstellens. Dennoch bleibt die erhabene Wirkung aus; man wird deshalb ihren Grund doch nicht in der Größe des Vorstellens, sondern in dem von ihr zu unterscheidenden Werthe des vorgestellten Inhalts sehen müssen.

Suche ich zusammenzufassen, so scheint die allgemeine Bedingung aller erhabenen Wirkung darin zu liegen, daß irgend eine Erscheinung irgendwie uns ein Letztes, über das hinaus kein Fortschritt des Denkens und kein Rückgang des Geschehens möglich ist, nicht als einen Gedanken, mit dem sich hypothetisch spielen läßt, nicht als eine überweltliche Möglichkeit, sondern in dem ganzen Ernst einer wirklich den Augenblick füllenden wirksamen Gegenwart, zur Anerkennung bringt. Es ist gleichgültig, wie fein oder wie roh wir dieses Letzte auffassen und die Empfänglichkeit für das Erhabne ist nicht der Vorzug einer höhern Bildungsstufe. Eben so wenig wird es ausschließlich durch eine besondere Klasse der Erscheinungen dargestellt, sondern jede kann uns zu ihm hinleiten; aber der gemeinsame Eindruck der Erhabenheit erhält sehr abweichende Färbungen der Stimmung je nach der besondern Weise, in der uns in jedem Fall jenes Letzte berührt und nach der Richtung, welche die von ihm erzeugten Gedanken nehmen.

Dem Einzelnen steht als Letztes das Allgemeine gegenüber, das ihm gebietet und vor dem seine Besonderheit Nichts gilt. Hierauf beruht das Erhabene der Massenwirkung. Schon die unübersehbare ruhende Vielheit des Gleichartigen übt diesen

Reiz; wo wir aber vieles Gleichartige in gleicher Bewegung sehen, unzählige Meereswellen, die stürmenden Massen eines Wasserfalls, den gleichmäßigen Tritt eines Heeres, überall da fühlen wir, daß es ein Allgemeines nicht blos in der Logik gibt als einen Gedanken, den man fassen kann, sondern daß es in der Welt selbst als lebendige Wirksamkeit gegenwärtig seinerseits das Einzelne faßt und sich unterwirft. Seine besondere Färbung aber empfängt dieser Eindruck von der besondern Beziehung, die sein Inhalt zu unserem Gemüth hat: das Walten des Allgemeinen empfindet sich anders an einem Naturereigniß, das entfernt vom menschlichen Leben in der Stille seinen Gang nimmt, anders an dem Aufschwung lebendiger Kräfte, anders endlich an Bildern des gemeinsamen Untergangs. Der characteristischen Form, in der jedes Endliche ist, was es ist, steht als Letztes das Gestaltlose, die Alles in sich aufhebende und aus sich neubildende Macht gegenüber. So scheint uns erhaben das einfache und ungeformte Element, das Leere selbst, wo es in großer Ausdehnung auftretend, nicht als Lücke in der Gestaltung, sondern als der alle Gestaltung begrenzende, umgebende, in sich aufzehrende Grund und Hintergrund ins Auge fällt; erhaben auch alles Dauernde, an welchem der lebendige Wechsel der Dinge nichts veränderte, als daß er Spuren seiner eignen Vergänglichkeit an ihm zurückließ; erhaben auch der plötzliche Umsturz, der die Gestalt der Welt mächtig ändert. Auch diese Eindrücke gehen von ihrem Gemeinsamen in sehr verschiedene Stimmungen auseinander; Gefühle der Sicherheit und der Angst, der Sehnsucht und des Entsetzens knüpfen sich an die Anschauung der wandellosen aber Alles verwandelnden Macht des Unendlichen.

Diese Beispiele, dem Gebiet der Naturerscheinungen angehörig, zeigen uns die Idee, um mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauch der Aesthetik zu reden, rückhaltlos mächtig über das Einzelne, ohne doch in dem letztern irgend einen Widerspruch

desselben in sich selbst oder gegen die Idee bemerken zu lassen, welche es darzustellen versucht. In der That, die Behauptung, erhaben sei das Endliche, das sich selbst verzehrt, indem es sich zum Träger des Unendlichen macht, bezieht sich unmittelbar nur auf sittliche Charactere, nicht auf natürliche Erscheinungen. Alles Endliche ist bedingt und wird durch äußere Einflüsse von seiner Bahn unstetig abgelenkt; aber in dieser Bedingtheit und Unfolgerichtigkeit liegen zugleich die unzähligen süßen und freundlichen Gewohnheiten des Daseins begründet, die sein Glück bilden: Resignation ist der wesentliche Zug des erhabenen Characters, der in sich selbst die Idee verwirklichen möchte; Verzicht auf Bedürfnisse und Genüsse, auf welche Endliches ungestraft nicht verzichten kann, Verleugnung aller Inconsequenz, der goldenen Zurücknehmbarkeit alles Früheren, der Leichtherzigkeit neuer Anfänge in jedem Augenblick, Fesselung des Willens an Einen Entschluß, wo die endliche Natur Erholung im Wechsel verlangt. Diese formellen Eigenschaften der Unbedingtheit, Einfachheit, Consequenz und Bedürfnißlosigkeit wirken überall erhaben, doch verschieden nach Ort und Art ihres Erscheinens. Eine öde Gegend scheint uns charaktervoll dem freundlichen Schmuck entsagt zu haben und stimmt uns durch solche Erhabenheit wehmüthig; grauenhaft dünkt uns die Rücksichtslosigkeit der Leidenschaft und ihre unbeugsame Folgerichtigkeit ohne rechtfertigendes Ziel, begeisternd die Selbstaufopferung des sittlichen Geistes; in unsagbaren Gefühlen verstummen wir vor der Feierlichkeit des Todes, der die uns fremdeste Eigenschaft des Unendlichen, die Unwiderruflichkeit, so grell in unser auf allerhand Widerruf gebautes Leben hineinscheinen läßt.

Daß des Erhabenen Erbfeind das Lächerliche, von jenem zu diesem nur ein Schritt sei, diese Wahrnehmung hat gewöhnlich beide Begriffe in unmittelbarer Folge behandeln lassen; nur das Häßliche hat die Aesthetik zwischen sie eingeschaltet. Unsere Erfahrung findet das Häßliche vor; wie wir die Schönheit als

übliche Nachahmung eines Ideals faſſen, die glücklicherweiſe hie und da in der Welt vorhanden ſei, aber auch fehlen könne, ohne die Wirklichkeit zu Grunde zu richten, ſo nehmen wir auch die häßlichen Erſcheinungen als Beiſpiele eines Zurückbleibens hinter dieſem Muſter hin, das leider gleichfalls vorkomme. Jeden einzelnen dieſer Fälle beſtrafen wir mit einem Urtheile des Mißfallens, ohne im Uebrigen in der Möglichkeit ihres Vorkommens eine Bedingung für die Denkbarkeit des äſthetiſchen Urtheilens überhaupt zu ſuchen. Daß indeſſen das Häßliche nicht blos Mangel der Schönheit, ſondern Feindſeligkeit gegen ſie, und darum auch für ihr Weſen von größerer Bedeutung iſt, als jener bloße Mangel ſein würde, davon überzeugen wir uns bald. Zwar ſprechen wir von Häßlichkeit auch da ſchon, wo Erſcheinungen aus den Verhältniſſen, die ihnen ein für ſie maßgebender Begriff vorzeichnet, kraftlos herausweichen, ohne für alle ihre Einzelabweichungen einen neuen, ſie wieder zur Einheit zuſammenſchließenden Mittelpunkt zu gewinnen. Und hier allerdings verſtimmt uns nur der völlige Mangel jener Einheit des Mannigfaltigen, die überhaupt uns erſt Veranlaſſung zu äſthetiſcher Billigung oder Mißbilligung gibt. Allein wir fühlen zugleich, daß dieſe formale Beſtimmtheit, durch welche ein Gegenſtand Object äſthetiſcher Beurtheilung wird, ihn noch keineswegs zugleich zur Schönheit macht; daß vielmehr nun erſt die Frage entſteht, ob jene Einheit das Mannigfache zum Schönen oder zum Häßlichen verknüpft habe. Das wahre Häßliche ſcheint uns erſt da vorzukommen, wo dieſelben Mittel, durch welche die Erſcheinung ihre Schönheit auszubilden berufen war, dieſer Aufgabe zuwider zu einer Geſtaltung benutzt werden, die an Lebendigkeit, Reichthum der innern Gliederung und Folgerichtigkeit, kurz an allen formalen Trefflichkeiten dem Schönen nicht nachſteht, aber alle dieſe Vorzüge ebenſo mißbraucht, wie der mächtige intelligente böſe Wille die Mittel der Kraft und Einſicht. Innerhalb des allgemeineren Begriffes des Aeſthetiſchen überhaupt oder des

ästhetisch Beurtheilbaren und ästhetisch Wirksamen, den wir sehr leicht und häufig mit dem des Schönen verwechseln, fassen wir jetzt Schönes und Häßliches als zwei entgegengesetzte Arten, die eine das Gegenbild der andern, wie das Rechte Gegenbild des Linken ist, nur nicht, wie diese, gleichberechtigte Widerspiele von einander. Um sie zu unterscheiden, um die Verwendung der ästhetischen Formen, welche zum Schönen führt, als wohlgefällig der andern entgegenzusetzen, die zum Häßlichen führend mißfällig wird, bleibt uns nur ein Gesichtspunkt, der über das ganze Gebiet des Aesthetischen hinaus liegt: das Schöne als Seinsollendes läßt sich in seiner Benutzung der Mittel vom Guten leiten; das Häßliche verwendet sie nach Anleitung des Bösen. Diese Betrachtung hat von je dem menschlichen Gemüth nahe gelegen, so oft Erfahrung des Lebens auf den Gedanken einer verführerischen unlautern Schönheit brachte, die an formalem ästhetischen Reiz der wahren Schönheit gewachsen schien. Auf die Häßlichkeit, welche die Natur darbietet, litt diese Ansicht eben so leicht Anwendung, wie auf absichtlich durch bewußte Kräfte gestaltete Zerrbilder. Denn theils sind wir wirklich nicht gewohnt, Unförmlichkeiten des Unlebendigen schon häßlich zu nennen, sondern wir versparen diesen Namen für die Widrigkeit des Lebendigen, dessen Erscheinung sich als Ausdruck Eines gesammelten, in sich einigen, aber verkehrten Bildungstriebes deuten läßt; theils dehnen wir in der That diese Deutung doch auch auf die unlebendige Natur aus, und dann erscheint auch sie uns häßlich, wenn ihre zufälligen Bildungen das unheimliche Walten eines dem Lichte abgekehrten Willens verrathen.

Auch diese Auffassung betrachtet jedoch das Häßliche, sofern es wirklich ist, als eine Thatsache, die auch fehlen könnte, seinen Begriff aber, sofern er im Reiche des Denkbaren vorkommt, als den einer Erscheinungsform, deren Denkbarkeit durch die allgemeinen Bedingungen des Erscheinens nur nicht ausgeschlossen ist, ohne daß sie selbst unentbehrlich für die Ordnung alles Erschei-

neus wäre. Dieſer gewöhnlichen Meinung mußte daher ſehr befremdlich die Behauptung Weißes ſein, die Häßlichkeit bilde in der Entwicklung der Idee der Schönheit ein weſentliches Glied, noch befremdlicher die Steigerung dieſer Behauptung zu der dialektiſchen Formel, daß die Schönheit, „in gewiſſem Sinne“ freilich, geradezu die Häßlichkeit ſelbſt ſei. Einige Neigung, vernachläſſigte Wahrheiten durch Seltſamkeit ihres Ausdrucks eindringlich zu machen, hat wohl im Verein mit der Vorliebe für die Spiele der Dialektik zu dieſer Formulirung geführt, deren Sinn wir uns klar machen wollen.

Ich habe früher (S. 214) der Beſtimmungen gedacht, welche Weiße über den Begriff der Schönheit gibt. Es kann damals ſchon aufgefallen ſein, daß das Weſentlichſte, was die Schönheit auszeichnet, in ihnen unerwähnt blieb, dies nämlich, daß ſie gefalle. Denn daß die Schönheit aufgehobene Wahrheit, daß ſie Erſcheinung an Dingen ſei, Verhältniß zwiſchen den Eigenſchaften der Dinge, unberechenbarer Kanon ſolcher Verhältniſſe, mikrokosmiſche Selbſtgenügſamkeit einer individuellen Erſcheinung, myſtiſche Einheit des Mannigfachen derſelben: alles Dies verbürgt nicht, daß dasjenige, was dieſen Bedingungen genügt, uns gefallen und nicht vielmehr mißfallen werde. Weiße ſelbſt hebt hervor, daß er durch alle dieſe Begriffe gar nicht allein das Schöne, ſondern ſein Gegentheil, das Häßliche mit definirt zu haben meine; erſt jetzt ſei durch Verneinung des Häßlichen das Weſen der Schönheit feſtzuſtellen. Nach den Bemerkungen, die ich früher (S. 178) über die dialektiſche Methode machte, legen wir uns dies ſo zurecht. Jene Definitionen, durch die wir die Schönheit, und nur ſie, zu faſſen ſuchten, verfehlten ihr Ziel; anſtatt der Schönheit haben wir nur einen allgemeineren Begriff, den des Aeſthetiſchen überhaupt, gefunden, und werden jetzt inne, daß unſere für den Begriff der Schönheit gehaltene Beſtimmung ſo unvollkommen iſt, daß ſie das, was wir gar nicht wollten, den Begriff des Häßlichen, zugleich mit einſchließt. Wie

nun allenthalben die dialektische Methode das Innewerden unserer Irrthümer und die Verbesserung derselben als eigene Entwicklung der Sache faßt, an welcher wir untersuchend herumirren, so wird hier der Schönheit selbst, als wäre sie durch jenen Erstlingsbegriff bereits von uns gefaßt gewesen, die innerliche Unruhe zugeschrieben, aus sich selbst heraus in die Häßlichkeit überzugehen und aus diesem Andersein in sich selbst zurückzukehren. Und wirklich gesteht uns jene Dialektik ausdrücklich zu, in der That sei die Schönheit, die wir in jenem ersten Begriffe dachten, noch nicht die wahre volle Schönheit gewesen; aber doch habe nicht unser Begriff sich geirrt und den Gegenstand verfehlt; sondern es sei eben die Natur der Sache selbst, der Schönheit selbst, zuerst in dieser unvollständigen und deshalb unwahren Weise als Schönheit an sich, als gemeinsame Wurzel des Schönen und Häßlichen zu existiren und durch Uebergang in ihr Gegentheil und Rückkehr aus demselben erst zu dem zu werden, was wir von Anfang an in ihr suchten. In jedem Falle, antworten wir hierauf, dürfen zwei Begriffe, welche nicht identisch sind, wie tief und innig auch sonst die Wechselbeziehung ihrer Inhalte sein mag, nicht mit demselben Namen bezeichnet werden. Deshalb gehen wir auf diesen Sprachgebrauch nicht ein, dasjenige, woraus Schönheit und Häßlichkeit hervorgehen, blos deshalb, weil wir die Schönheit von ihm haben wollen, die Häßlichkeit aber nicht, bereits mit dem Namen der Schönheit, wenn auch mit dem Zusatze der ansichseienden zu benennen, sondern behaupten: wer die Schönheit nur durch jene erwähnten formalen Bestimmungen definirt, welche wir unter dem Namen der Einheit des Mannigfachen zusammenfassen wollen, der hat gar nicht die Schönheit definirt, sondern nur das ästhetisch Wirksame und Eindruckmachende überhaupt, von dem noch dahinsteht, ob es schön oder häßlich sein werde.

Gegen diese Erklärung wird der Vorwurf nicht ausbleiben, daß sie doch den Gedanken jener Dialektik mit allzugroßer Ein-

buße seines Eigenthümlichen umschreibe; auch sie fasse das Häßliche als ein thatsächlich Gegebenes, in welches hinein, nachdem es eben da ist, die Betrachtung des Schönen sich verirren könne, daß es aber irgendwie für die Schönheit wesentlich sei, das Häßliche in der Welt des Denkbaren zum Nachbar zu haben, leuchte aus ihr nicht ein. Dies ist richtig; aber ich weiß nicht, ob ich die feinen Intentionen jener Dialektik nur nicht vollständig verstehe, oder ob sie nicht selbst durch fremdartige Beleuchtung einen einfachen Gedanken unkenntlich macht. Ganz verständlich würden wir sagen, Häßliches müsse in der Welt sein, damit durch den Contrast die Schönheit auffalle und als Gut neben dem Uebel genießbar werde. Nun, zwar nicht auf diesen einfachen Gedanken selbst, aber auf einen nahen Vetter desselben scheint mir doch jene Dialektik zurückzulaufen. Nicht auf ihn selbst, denn sie verlangt nicht die Wirklichkeit eines Häßlichen als Folie der Schönheit; sondern das meint sie, daß eben der Begriff der Schönheit leer und undenkbar sei, wenn ihm nicht der der Häßlichkeit in der Welt des Denkbaren gleich denkbar entgegenstehe. Aber dieser Gedanke, wie wir ihn auch wenden, führt fast nur auf die gemeingültige Vorstellungsweise zurück, deren ich eben gedachte. Wir suchen in der Schönheit Uebereinstimmung einer Idee mit einer Erscheinung; diese Uebereinstimmung sehen wir ausdrücklich nicht als selbstverständlich, sondern als eine glückliche Harmonie zwischen Verschiedenem an, welche auch nicht sein könnte. Allerdings muß es daher ein Mittelglied geben, ein Reich der Formen, die dasjenige, was die Idee will, nur in allgemeiner Weise begründen und es muß die Möglichkeit stattfinden, daß dieselben Formen, obwohl zum Dienste der Idee bestimmt, gegen diesen ihren Zweck zu nichtseinsollenden Gestaltungen benutzt werden. Nur in diesem sehr bescheidenen Sinne können wir sagen, daß die Denkbarkeit des Häßlichen nothwendig für die Denkbarkeit des Schönen sei, ebenso wie ohne die Möglichkeit des Unrechts nicht nur die Freude am

Recht, sondern auch die ganze Bedeutung seines Begriffs verschwinden würde. Daß aber Häßlichkeit ein unentbehrlicher Durchgangspunkt für das Wesen der Schönheit sei, damit sie werde, was sie sein will oder soll, ist nur in dem eigenthümlichen Zusammenhange denkbar, in welchem Weiße die Aesthetik vorträgt. Jenes allgemeine Aesthetische, das wir vom Schönen unterscheiden, Weiße dagegen mit dem Namen des Schönen bereits belegt, weil er dieses aus ihm hervorgehen zu sehen erwartet, ist bei ihm nicht einseitig der erkennbare Inhalt, der wenn er von uns gefaßt wird, auf unser Gefühl wirkt, sondern doppeldeutig sowohl dieser Inhalt, als die lebendige geistige Kraft, in welcher er als Form Grund und Ziel ihrer Thätigkeit vorkommt. Mit einem Worte: für Weiße ist am Anfang das Schöne Nichts als die Phantasie, jene schöpferische Kraft, die in dem göttlichen Geiste wie im endlichen thätig ist, und in ihrem Thun eben jene formalen Gesetze des Aesthetischen, jene Einheit des Mannigfachen, als die Gesetze ihrer Natur befolgt. Diese Phantasie ist die Mutter des Schönen und des Häßlichen zugleich; sie bringt das Häßliche hervor, wenn sie sich nur ihrer Beweglichkeit ziel- und zwecklos überläßt, und das, was ihr zu schaffen möglich ist, zugleich als das verfestigt, was geschaffen zu werden verdient. Dieser Phantasie hält es Weiße für unentbehrlich, daß sie nicht auf geradem Wege zur Erzeugung des Schönen fortschreite, sondern daß sie die lügenhaften Gestalten des Häßlichen wenigstens als mögliche geschaut und von sich gewiesen habe; nur durch die Verneinung des Häßlichen gelange sie zur Erschaffung des wahrhaften und höchsten Schönen. In dem allgemeinen Glauben an eine Gespensterwelt oder vielmehr in der Erzeugung einer solchen findet Weiße das Zeugniß für die immerfort im menschlichen Geschlecht in solcher Richtung wirkende Phantasie; er findet nicht minder dafür Zeugnisse in Bestrebungen der Kunst, die unbewußt häufig genug das entschieden Häßliche hervorbringen und arglose Bewunderung bei

Vielen finden, die dies Häßliche für wahre Schönheit nehmen. Vor dieser Verirrung des Geschmackes in höchst beredter und eindringlicher, das tiefste Verständniß der Schönheit und der Kunst überall bethätigender Sprache gewarnt zu haben, ist ein voll anzuerkennendes Verdienst, welches Weißes Werk sich in diesem Abschnitte erworben hat.

Eine gewisse Unanschaulichkeit bleibt dennoch bei ihm zurück. Wir hören wohl, daß das Häßliche in einer vom Bösen herrührenden Verzerrung der Schönheit bestehen soll; aber wie sieht es aus? in welchen erkennbaren Einzelzügen kommt diese Verzerrung unterscheidbar von der richtigen Gestalt des Schönen zum Vorschein? Hierüber ist Vischer ausführlicher. Indem er gegen Weiße das Häßliche nur als verschwindenden Uebergang, nicht als eignes dialektisches Glied gelten lassen will, findet er es da, wo einzelne Elemente, denen ein Allgemeines in der Verbindung mit andern eine untergeordnete Stellung vorschreibt, aus dieser heraustreten, und sich anmaßen, das Ganze nach sich zu bestimmen; häßlich sei das Krokodil, dessen ganzer Leib nur gemacht scheint, dem ungeheuren Alles zusammenfassenden Rachen als Träger zu dienen; häßlich jede Erscheinung, welche sich gegen ihre eigne Idee oder gegen die aus ihrer eignen Gattung fließenden Bildungsgesetze auflehnt, ohne welche sie doch selbst Nichts ist, und deren verzerrtes Bild sich selbst in der Verkehrung noch darstellt.

Ich weiß nicht, ob dies hinreicht. Gegen seine eigne Idee und die aus seiner eignen Gattung fließenden Bildungsgesetze lehnt sich doch eigentlich das Krokodil nicht auf, sondern die ganze Gattung ist uns widrig, weil sie in ihrer Gestalt die Werthabstufung der thierischen Functionen auf den Kopf zu stellen scheint: ein Thier, das nicht frißt um zu leben, sondern lebt um zu fressen. Erhabenes anderseits lehnt sich wirklich in gewisser Weise gegen die aus seiner Gattung fließenden Gesetze, wenn nicht der Bildung, so doch des Verhaltens auf; aber es

wird dadurch nicht häßlich. Die Häßlichkeit möchte daher wohl nicht schon in der Auflehnung der Erscheinung gegen die Idee, sondern erst in dem Unwerthe der Absicht liegen, aus welcher die Auflehnung hervorgeht, und diese selbst sich nicht sowohl gegen das Bild, welches die Gattung vorschreibt, als gegen den Werth des Sinnes richten, zu dessen Verwirklichung auch die Gattung selbst erst jenes Bild entwirft. Auch der Zufall und das Zufällige der individuellen Einzelheit begründet an sich kaum das Häßliche, wie Vischer zu meinen scheint; häßlich ist der Zufall nur, sobald wir in ihn die feindselige Absicht deuten, zu stören, was sein soll; der unabsichtlich gedachte, auch wenn er das Schönste unterbricht, führt zu Empfindungen des Tragischen oder Komischen, aber nicht zu dem Häßlichen, d. h. zu dem was des Hasses werth ist. Kurz, eine weitere Verfolgung dieser Betrachtung führt zu dem Gedanken zurück, den Weiße theilt, Vischer zurückweist: daß allerdings das Häßliche seinen Grund in der vorhandenen oder ihm untergeschobenen Bosheit der Gesinnung hat, die es antreibt, die Ordnung und die Formen zu verzerren, welche das Gute zu seinem eignen Dienste der Wirklichkeit und dem Erscheinen vorzeichnet. Es ist natürlich nicht davon die Rede, wie Vischer dies auffaßt, daß die Phantasie sich erst durch „positive Religion" ergänzen müsse, um nicht das Häßliche zu bilden; aber davon allerdings, daß wie das Schöne die formale Erscheinung des Guten, so das Häßliche die des Bösen sei. Daß hierin eine Anlehnung der Aesthetik an einen ihr auswärtigen Ideenkreis liegt, geben wir zu, aber wir können nicht selbständig machen, was nicht selbständig ist. Eine Aesthetik, welche nicht das Gute, sondern nur „die Idee" als höchstes Princip der Welt verehrt, und in der Schönheit nur die Erscheinung des formalen Organismus der Idee sucht, würde allerdings, vom ästhetischen Standpunkt angesehen, genau unter den von Weiße und Vischer selbst aufgestellten Begriff der Häßlichkeit fallen; sie würde ein untergeordnetes Moment, die Form

der Negativität, zum Ganzen, die abstracten formalen Werthbedingungen der Erscheinung zum concreten Zweck des Erscheinens machen.

Liegt nun das Wesen des Häßlichen überall in einer Verkehrung der wirklichen Werthe, so kann doch diese sehr verschiedene Angriffspunkte wählen, nach deren Bedeutung für uns auch die Stimmungen, welche das überall gleiche Häßliche hervorruft, dennoch sehr verschieden ausfallen; bald ekelhaft und widrig, bald furchtbar und entsetzlich, kann es ebenso reizend und verlockend sein. Diese mannigfaltigen Formen hat von mehr systematischem Gesichtspunkt **Rosenkranz** in seiner Aesthetik des Häßlichen 1853 unter die drei Hauptbegriffe der Formlosigkeit Incorrektheit und Verbildung zusammengefaßt, von denen der dritte das Gemeine, das Widrige vom Plumpen bis zum Satanischen, endlich die Caricatur als Uebergang zu dem Komischen umfaßt, in welches letzte das haltlose Uebermaß der Häßlichkeit sich auflöse.

Auch die Betrachtung des **Lächerlichen** beginnt **Kant** mit Hervorhebung des subjectiven Eindrucks. Musik und Stoff zum Lachen sind ihm zweierlei Arten des Spiels mit ästhetischen Ideen oder auch Verstandesvorstellungen, wodurch am Ende Nichts gedacht wird und die blos durch ihren Wechsel und dennoch lebhaft vergnügen, wodurch sie klar zu erkennen geben, daß die Belebung durch beide blos körperlich sei und das Gefühl der Gesundheit, durch eine jenem Spiel correspondirende Bewegung der Eingeweide, das ganze für so fein und geistvoll gepriesene Vergnügen einer aufgeweckten Gesellschaft ausmacht. Im Lachen entspringe dieser Affect aus der plötzlichen Verwandlung einer gespannten Erwartung in Nichts; doch müsse in allen solchen Fällen der Spaß immer etwas enthalten, welches auf einen Augenblick täuschen kann; daher, wenn der Schein in Nichts verschwindet, das Gemüth wieder zurücksieht, um es noch einmal mit ihm zu versuchen, und so durch schnell hinter einander folgende Anspannung und Abspannung hin- und zurückgeschnellt

und in Schwankung gesetzt wird; mit dieser Gemüthsbewegung verbinde sich eine harmonirende inwendige körperliche Bewegung, die unwillkürlich fortdauert und Ermüdung, dabei aber auch Erheiterung hervorbringt.

Der eine Theil dieser wunderlichen Darstellung, die Erklärung des Lachens, ist später nicht wesentlich überboten worden. Man hat unmittelbar aus der speculativen Bedeutung des Komischen, aus der Vernichtung des Widersprechenden, die in ihm vorgeht, die Nothwendigkeit einer so lebhaften und gerade so gestalteten Mitaffection des Körpers, einer plötzlichen Explosion, die aus den unbekannten Tiefen des Organismus entspringe, ableiten zu können geglaubt; aber warum niest dann der Mensch nicht, oder erbricht sich? Hierauf kann höchstens die Physiologie antworten, daß gerade die Respiration, welche auf kurze Zeit großen Wechsel ihres Rhythmus und ihrer Intensität ohne weitere Folge für die Oekonomie des Lebens verträgt, überhaupt der gewöhnlichste Schauplatz ist, auf welchem Gemüthserschütterungen, in deren Natur kein Ansatz zu einem bestimmten Handeln liegt, den bloßen Aufruhr ihrer Bewegung unschädlich und ohne etwas Bestimmtes zu bewirken, zur Erscheinung zu bringen. Lachen, Seufzen, Schluchzen, Gähnen und zorniges Schnauben sind verschiedene Belege hierfür.

Die Erklärung des Lachens aus Verwandlung gespannter Erwartung in Nichts, noch unverständlicher gemacht durch die Einschärfung, die Erwartung dürfe sich nicht in ihr positives Gegentheil, sondern müsse sich völlig in Nichts verwandeln, drückt offenbar ein richtig Gefühltes unvollkommen aus; sie paßt selbst zu Kants eignen Beispielen schlecht. Anstatt ihrer heben wir eine andere Betrachtung Kants hervor. Man lache über die Einfalt, die es noch nicht versteht, sich zu verstellen und erfreue sich zugleich über die Einfalt der Natur, die jener uns zur Natur gewordenen Verstellungskunst hier einen Streich spielt. Man erwartete die gekünstelte Sitte und den vorsichtig schönen Schein,

und siehe! es ist die unverdorbene Natur, die man anzutreffen gar nicht gewärtig, und der, welcher sie blicken ließ, auch gar nicht zu entblößen gemeint war. Daß der schöne, aber falsche Schein, der gewöhnlich in unserm Urtheile so viel bedeutet, hier plötzlich in Nichts verwandelt, der Schalk in uns gleichsam bloßgestellt wird, bringt die Bewegung des Gemüths nach zwei entgegengesetzten Richtungen hervor, die zugleich den Körper heilsam schüttelt. Daß aber Etwas, was unendlich besser als alle angenommene Sitte ist, die Lauterkeit der Denkungsart, doch nicht ganz in der menschlichen Natur erloschen ist, mischt Ernst und Hochachtung in dieses Spiel der Urtheilskraft. Weil es aber nur eine auf kurze Zeit sich hervorthuende Erscheinung ist und die Decke der Verstellungskunst bald wieder vorgezogen wird, so mengt sich zugleich ein Bedauern darunter, welches eine Rührung der Zärtlichkeit ist, die sich mit einem solchen gutherzigen Lachen sehr wohl verbinden läßt und auch wirklich damit gewöhnlich verbindet, zugleich auch demjenigen, der den Stoff dazu hergibt, die Verlegenheit darüber, daß er noch nicht nach Menschenweise gewitzt ist, zu vergüten pflegt.

Diese Stelle enthält in ihrer hübschen altfränkischen Weise schon viel von dem, was die moderne Dialektik ungenießbarer zu incrustiren pflegt. Es ist offenbar das falsche Erhabene, an dem Kant das Lächerliche Rache üben läßt; seine psychologisch meisterhafte Schilderung aber läßt das tröstliche Element, das im Lächerlichen liegt, ebenso deutlich schon hervortreten, wie Solgers allgemeiner gefaßte Erklärung: der Widerspruch, der im Komischen zwischen Wirklichkeit und Idee bestehe, habe zugleich eine Beruhigung in der Wahrnehmung, daß Alles doch zuletzt gemeine Existenz und auch in dieser die Idee des Schönen überall gegenwärtig ist, daß wir mithin in unserer Zeitlichkeit doch immer im Schönen leben. Dies Gefühl, daß die Idee in der Existenz bleibe und wir nie ganz von ihr verstoßen seien, mache uns glücklich und froh.

Auch Jean Paul beginnt die Zergliederung des Lächerlichen mit der Erklärung seines Eindrucks. Dem unendlich Großen, welches Bewunderung, müsse ein unendlich Kleines gegenüberstehen, das die entgegengesetzte Empfindung errege; im moralischen Reiche aber gäbe es kein Kleines; der Mangel der Moralität erzeuge Haß oder Verachtung; zum Haß sei das Lächerliche zu gut, zur Verachtung zu unbedeutend; so bleibe für dasselbe nur das Reich des Verstandes, und zwar aus demselben das Unverständige übrig. Aber um eine Empfindung zu erwecken, müsse das Unverständige sinnlich als Handlung oder Zustand angeschaut werden; dies geschehe, wenn die Handlung als falsches Mittel die Absicht des Verstandes, oder wenn die wirkliche Lage der Umstände als Widerspiel die Meinung des Verstandes über sie Lügen straft. Aber auch so seien wir nicht zu Ende; weder Irrthum und Unwissenheit an sich, noch ihre ausdrucksvollste Anschaulichkeit seien schon lächerlich; hier komme erst der Hauptpunkt: wir leihen dem ungereimt Handelnden unsere Ansicht und Einsicht. Dieser Selbstbetrug, womit wir dem fremden Bestreben eine entgegengesetzte Kenntniß unterlegen, mache es eben erst zu jenem Minimum des Verstandes, zu der unendlichen Ungereimtheit, worüber wir lachen, so daß also das Komische, wie das Erhabene, nie im Objecte wohne, sondern im Subjecte; aus demselben Grunde endlich seien nur Menschen und unter den Thieren die klügeren, weil nur bei ihnen jene Unterschiebung leicht ist, in ihren verkehrten Handlungen lächerlich. Den Quell des Vergnügens an diesem Lächerlichen aber findet er nicht mit Hobbes in dem Bewußtsein unserer eignen Klugheit, sondern in dem Genusse dreier in Einer Anschauung festgehaltenen Gedankenreihen: der eignen, der fremden und der von uns dem Anderen untergeschobenen. Die Anschaulichkeit des Komischen zwinge uns zum Hinüber- und Herüber-Wechselspiel mit diesen drei Reihen, aber dieser Zwang verliere sich durch die Unvereinbarkeit derselben in heitere Willkür. Das Ko-

miſche ſei alſo der Genuß oder die Phantaſie und Poeſie des ganz für das Freie entbundenen Verſtandes, welcher ſich an drei Schluß- oder Blumenketten ſpielend entwickelt und daran hin- und wiedertanzt.

In dieſen Tanz trete ich nicht mit ein; jene faſt allgemein angenommene Theorie aber von der beſſern Einſicht, die dem ungereimt Handelnden untergeſchoben ſein Handeln lächerlich mache, halte ich für ganz irrig. Wenn Unwiſſenheit an ſich nicht lächerlich iſt, wie anſchaulich auch ihr verkehrtes Benehmen hervortreten mag, ſo wird ſie es auch dadurch nicht, daß ſie bis zum Sinnloſen geſteigert wird, ſo lange ſie dabei eben blos Unwiſſenheit bleibt. Schieben wir dem zweckwidrig Handelnden aber unſere ihm verborgene Kenntniß der Umſtände unter, ſo wird ſeine Handlungsweiſe, da wir ſie jetzt als durch Beachtung dieſer Umſtände gelenkte und gleichwohl noch ebenſo zweckwidrige denken müſſen, zwar für uns in ihrer Dummheit unbegreiflich, aber eben weil wir Nichts mehr von ihr begreifen und uns nicht mehr in ſie zu verſetzen wiſſen, hört ſie ganz auf, äſthetiſch auf uns zu wirken. Wenn gleichwohl in tauſend Beiſpielen, die Jedem ſofort einfallen, Jean Paul Recht zu behalten ſcheint, ſo rührt dies davon her, daß wir in ihnen allen einen andern Nebengedanken über das lächerliche Subject mitdenken; nicht die Kenntniß dieſer beſtimmten Lage der Umſtände ſchreiben wir ihm zu, ſondern das gravitätiſche Bewußtſein, ein Weſen zu ſein, welches überhaupt Abſichten zu faſſen und dieſe unter beliebigen Umſtänden paſſend und angemeſſen zu verwirklichen die allgemeine, bleibende, immer gegenwärtige Befähigung habe. Das heißt mit andern Worten: das Lächerliche liegt eben gar nicht allein im Reiche des Verſtandes, ſondern kommt überall erſt zum Vorſchein, wo das Handelnde einen Willen hat, durch den es aus ſich ſelbſt heraus und zugleich den Umſtänden angemeſſen, eine Wirklichkeit hervorbringen zu können gar nicht zweifelt. Dieſen Willen und das Bewußtſein, ihn zu haben,

schieben wir überall dem lächerlichen Objecte unter, dagegen jene unsere Kenntniß der bestimmten Umstände, gegen welche sein Handeln verstößt, keineswegs.

In vielen Fällen wird das Bewußtsein des geistigen Wesens, unabhängiger und selbständiger Wille zu sein, dem die Dinge sich fügen müssen, in besonderer Lebendigkeit gedacht; diese vermeintliche Erhabenheit des Subjects, wenn sie durch eben die Umstände, über die sie so weit hinaus zu sein glaubte, plötzlich zu Falle gebracht wird, liefert die ausdrucksvollsten Beispiele des Lächerlichen; hinzugedacht freilich die Beschränkung, daß jenes Bewußtsein nicht in wirklicher sittlicher Erhebung erhaben ist, sondern in falschen Bestrebungen sich so dünkt, oder formell ohne inhaltvolle Absicht überhaupt nur im Genusse seiner Fähigkeit schwelgt. Und hierher gehören alle jene Fälle des Lächerlichen, die aus unterbrochener Feierlichkeit und Convenienz entspringen oder aus der plötzlichen Täuschung eines aufmerksam und absichtlich concentrirten Strebens, das unerwartet bei dem Gegentheil seines Wunsches anlangt. Aber es ist nicht nöthig, daß das Erhabene, das zu Falle kommen soll, überall in ausdrücklicher Selbstbewußtheit einer ihres Erfolgs sichern Absicht bestehe; der Mensch und das klügere Thier, so wie sie gehn und stehn, wandeln mit dem stillen Anspruch herum, jedenfalls wenigstens über ihren Körper souverain zu herrschen und über seine Fähigkeiten frei zu verfügen. Sie erscheinen uns beide lächerlich, wenn der physiologische Mechanismus plötzlich diese Herrschaft unterbricht und ihre Bewegungen, indem sie mit selbstgewisser Leichtigkeit ihrem Ziele zustreben, zu einem unliebsamen Ende führt; der Mensch noch lächerlicher, wenn er sein nächstes Eigenthum, den Lauf seiner Gedanken und ihren Ausdruck, nicht in seiner Hand hat, sondern durch mechanische Associationen der Vorstellungen, durch angewöhnte Bewegungen seiner Organe oder Unfügsamkeit derselben, zum Verwechseln der Worte, zu unpassenden Schlüssen angefangener Reden, zum Aussprechen des hellen Widersinns ge-

trieben wird, um ſo mehr natürlich, je deutlicher ſich ſeine Intention, hier nach tief angelegten Plänen zu verfahren, in ſeinem Benehmen ausgeſprochen hat. Auf alle dieſe Fälle paßt eine Definition des Lächerlichen von St. Schütze (Verſuch einer Theorie des Komiſchen. Leipzig 1817), die nicht mit Unrecht Viſcher als vorzüglich hervorhebt: es ſei Wahrnehmung eines Spiels, welches die Natur mit dem Menſchen treibe, während er frei zu handeln glaube oder ſtrebe. Zur Natur, d. h. zu dem, was ſeinen eignen irgendwie beſchaffenen Geſetzen folgend dem Anſpruch des Einzelnen auf wirkſame Freiheit entgegenſteht, kann hier die ganze Außenwelt, mit ihr alſo auch die Summe der andern Einzelnen gezählt werden, deren geiſtige Regſamkeit und Willkür die Erfolge jenes erſten durchkreuzt. Doch werden wir finden, daß der reinere Genuß des Lächerlichen nicht durch dieſen Conflict, ſondern durch den zwiſchen der unbewußt wirkenden Naturnothwendigkeit und dem hochtrabenden Anſpruch auf Freiheit entſteht, und auch hier hauptſächlich dann, wenn es gar nicht große und mächtige Naturwirkungen ſind, an denen die individuelle Berechnung ſcheitert, ſondern die kleinen, für ſich bedeutungsloſen, unbeabſichtigten Ausläufer, welche dieſe Nothwendigkeit als gewöhnlichen Zufall zwiſchen die Beſtrebungen der Freiheit hineinſchiebt.

Man kann endlich dieſer Anſicht einwerfen, ſie erkläre doch nur Lächerliches, das in irgend einer Art des Handelns beſtehe, aber nicht den großen Genuß, den uns bloße Wortſpiele, witzige Antitheſen und Aehnliches gewähren. Allein auch in den Begriffen, noch vielmehr in den Namen, durch die wir ſie ſprachlich zu verfeſtigen ſuchen, liegt ein gewiſſer Anſpruch auf erhabene Selbſtändigkeit, Abgeſchloſſenheit und Eigenthümlichkeit, der durch jene Spiele des Witzes ganz ähnlich verſpottet wird. Sie machen klar, daß der Inhalt des einen Begriffs, der ſich für etwas ganz Individuelles und Unvergleichliches gab, zwar nicht ganz, aber nach irgend einem bedeutſamen Theile ſeines Weſens durch

Worte bezeichnet werden kann, die, allerdings oft in anderem Sinne, zur Bezeichnung auch eines andern Inhalts dienen, mit welchem zusammenfallen jener erste höchlich verschmähen würde. Daß der Wortwitz häufig auf bloßer Doppeldeutigkeit der Worte beruht, ändert daran Nichts; denn ein Wort könnte nicht zwei Bedeutungen haben, ohne daß diese beiden in irgend einem dritten Vergleichungspunkte zusammenträfen; der Witz wird nur um so komischer, je näher dieser Vergleichungspunkt liegt, der so zwei steif sich gegeneinander abgrenzende Begriffe gegen ihren Willen unter denselben Gesichtspunkt unterduckt. Auch der komische Reiz der Antitheſen, wie jener schweren Verläumdung, daß außerordentliche Professoren nichts Ordentliches, ordentliche nichts Außerordentliches wüßten, beruht doch darauf, daß selbst die gravitätischen logischen Formen, die immer nur die ernsteste Wahrheit zu erzielen vorgeben, so aufs Eis geführt werden, daß aus ihrer regelrechten Anwendung der reine blühende Unsinn, oder mit besonderer Bosheit, wie in diesem Fall, eine unerwartete Harmonie des Irrthums in sich selbst zu Tage kommt.

Nach diesen Bemerkungen würden wir natürlich finden, wenn die dialektische Aesthetik vom Erhabenen unmittelbar zu seinem Widerspiele, dem Lächerlichen, übergegangen wäre. Doch ist dies nicht ganz so geschehen. Weiße nimmt seinen Weg durch das Häßliche, welches, obgleich nichtig an sich, doch, um als Moment in die Idee einzutreten, als dieses Verschwindende und Nichtige sich ausdrücklich darstellen müsse; dies geschehe durch die Komik. Vohtz (über das Komische. Göttingen 1844) nähert sich dem gleichen Ziele durch eine dialektische Gliederung des Häßlichen selbst; er unterscheidet die Häßlichkeit, die in ihrer Verzerrung der Schönheit das ideale Moment noch auffallend hervortreten läßt und deshalb Berührungen mit dem Erhabenen hat: das Dämonische; dann das Häßliche, welches durch die ihm inwohnende Unwahrheit das positive Moment ganz zurückdrängt und dagegen den gleißnerischen Schein grell zur Schau stellt: das

Geſpenſtige; endlich könne die Unwahrheit in ſo roher plumper Geſtalt auftreten, daß ſie ohnmächtig, unſchädlich erſcheint und im Kontraſt mit der Wahrheit des wirklichen Lebens Lachen erweckt: die Caricatur. Auch Viſcher benutzt das Häßliche wenigſtens als Durchgang. Im Erhabenen hatte die Idee das Bild erdrückt; das Weſen des Schönen erfordere nun völlige Genugthuung für das verkürzte Recht des Bildes und dieſe könne nur in einer negativen Stellung beſtehen, die nun ſich das Bild gegen die Idee gibt, indem es ſich der Durchdringung mit derſelben widerſetzt und ohne ſie als das Ganze behauptet. Dieſe an ſich ganz billige Revanche, ſeinerſeits gegen die Idee widerborſtig zu ſein, geht aber doch dem Bilde, das durch ſie häßlich wird, nicht gut aus; denn wiewohl das Bild ohne die Idee das Ganze zu ſein behaupte, ſo bleibe dieſe doch in Wahrheit die lebendige und bildende Macht der Einzelheit, und indem das häßliche Individuum ſich anmaße, ſchön (?) zu ſein, geſtehe es die Schönheit, alſo die Idee, die es doch von ſich ausſchließt, als das Geltende zu. Dies habe jedoch nicht die Folge, daß das Häßliche in ſeinem Widerſpruch gegen die Idee nachlaſſe; negirt werde dieſe fortwährend; da ſie aber doch durch jenes Zugeſtändniß als dem Häßlichen ſelbſt inwohnend bejaht werde, ſo treffe die Negation die Idee nur als ſolche, welche ſich die Miene gebe, ſich vom Bilde loszureißen und in das Unendliche zu entfernen, d. h. die Idee in der Form der Erhabenheit. Der Sinn ſei alſo: Die Negation des Endlichen, die im Erhabenen liegt, d. h. die Entfremdung der Idee als einer über die Grenze übergreifenden und daher von außen kommenden zu negiren und vielmehr gelten zu machen, daß das Bild trotz ſeiner allen Brechungen des Zufalls hingegebenen Einzelnheit völlig im Beſitze der Idee iſt. Das Ganze dieſer Bewegung ſei das Komiſche.

Dies letzte mag ſo zugegeben werden, daß das Ganze der Gemüthsbewegung, die den komiſchen Genuß bildet, die Reſte-

xionen allerdings einschließt, die Vischer hier nach Solgers Vorgang entwickelt hat. Denn gewiß gehört zu diesem Ganzen dieses Element der Harmlosigkeit und des Trostes, daß der Widerspruch, der im Lächerlichen stattfindet, nicht im Allgemeinen den Triumph des Widersinns anzeigt, sondern innerhalb der unerschütterten allgemeinen Herrschaft des Sinnes und der Vernunft unschädlich aufblitzt. Aber es scheint mir doch, daß diese Dialektik jenes Ganze des Komischen nicht an seinem verständlichsten Ende anfaßt; das Nächste, was wir im Lächerlichen empfinden, ist umgekehrt dies, daß das Einzelne ganz gewiß die Idee, die es in sich zu fassen meinte, *nicht* in sich faßt, sondern als Einzelnes ganz aus dem Besitze der Idee, nämlich als Besitzer, herausfällt; ein Zweites ist es erst, daß es trotzdem im Besitze der Idee, nämlich als Besessenes, bleibt. Es war eben keine glückliche, in dieser Allgemeinheit in der That kaum verständliche Behauptung, daß das Häßliche sich anmaße, *schön* zu sein; ging die Häßlichkeit aus der Negativität des Einzelnen gegen die Idee hervor, so bestand sie darin, daß das Häßliche sich als selbstgenügsam und selbständig, also als *erhaben* darstellte; *diesen* Dünkel ihm zu dämpfen ist sein Uebergang ins Lächerliche bestimmt.

Hat es überhaupt einigen Reiz, einer befriedigenden dialektischen Anordnung der ästhetischen Grundbegriffe nachzusinnen, welche ich hier behandelt habe, so erlaube ich mir folgenden Vorschlag. Der dialektische Fortschritt scheint mir nicht nothwendig einen überall gleich dünnen Faden bilden zu müssen, sondern der weitern Verzierung fähig zu sein, zwischen dem ersten und dritten Moment, wie zwischen zwei zusammengezogenen Knoten ein aufgebauschtes Mittelglied zu bilden. Als Andersein oder als Moment des Gegensatzes hat ja gewiß das zweite Glied das Recht, auch formell als eine Vielheit sich vom ersten und dritten als Einheiten zu unterscheiden. Dann stände die Sache so. Als Ausgangspunkt einer dialektischen Trias würden wir

den Begriff der Schönheit überhaupt benutzen, indem wir vorausſetzten, es ſei nachgewieſen, daß dieſer Begriff der reinen Schönheit nur eine abſtracte Forderung von Uebereinſtimmung zwiſchen Idee und Erſcheinung ſei, die ebenſo, wie Farbe nur in Roth Grün Gelb wirklich wird, Erfüllung und Anſchaulichkeit nur in einer characteriſtiſchen Einzelgeſtalt finde. Das zweite Moment beſtände dann aus der großen Reihe der oben unterſchiedenen Formen der Schönheit mit den beiden Polen der Erhabenheit und der Häßlichkeit, in welche die Schönheit endet, wenn ſie entweder der Idee oder dem characteriſtiſchen Naturell ihres Trägers zu großes Uebergewicht läßt. Hierbei würde nicht auffallen, daß das Erhabene, als parteiiſch für das edlere Glied, die Idee, äſthetiſch löblich, das Häßliche, den negativen Pol bildend und das Unedlere bevorzugend, tadelhaft gefunden wird; ohnehin würden ja dieſe beiden nur die Endpunkte einer Reihe bilden, in deren Gliedern Gutes und Schlimmes ſehr verſchieden gemiſcht iſt. Durch das Lächerliche als einſchnürenden Ring ginge dann dies zweite Glied in das dritte, die zugleich characteriſtiſche und harmoniſche Schönheit über. In ihr würde die kalte und farbloſe Erhabenheit der Idee durch den eigenthümlichen Lebenstrieb einer endlichen Wirklichkeit, der ſich freiwillig und vollſtändig der Idee hingibt, erwärmt und zu farbigem Glanze verklärt.

Fünftes Kapitel.

Die äſthetiſchen Stimmungen der Phantaſie.

Schiller über das Naive und Sentimentale; und über Realismus und Idealismus. — Der Spieltrieb bei Schiller und der Begriff der Ironie. Ironie bei Fr. Schlegel und Solger. — Die romantiſche Schule. — Der Humor nach J. Paul und Solger. — Forderung einer univerſalen Komik bei Weiße und Viſcher. — Bedenken hierüber.

Die Gegenſtände der äſthetiſchen Beurtheilung wirft uns die Erfahrung des Lebens unzuſammenhängend in den Weg: bald erfreut uns der Reiz des Ebenmaßes und der Harmonie, bald ſchreckt uns Häßliches; hier begegnet uns Erhabnes, dort die Nichtigkeit des Lächerlichen. Aber ſo wenig die Erkenntniß der Welt ſich mit der Auffaſſung der vereinzelten Wahrnehmungen begnügt, ſo wenig mag das Gemüth nur abwechſelnd die verſchiedenen Werthe der Dinge auf ſich wirken laſſen; wie der Verſtand Zuſammenhang der Erſcheinungen ſucht, ſo ſtrebt auch das Gemüth, das Ganze der Dinge als äſthetiſche Einheit ſeines äſthetiſch Mannigfachen zu empfinden. Der zuſammenfaſſenden Weltanſichten, in denen ſich dieſe Sehnſucht Befriedigung gibt, werde ich bald zu gedenken haben; theils die Natur der Sache, theils die Geſchichte der Wiſſenſchaft, die ich zu erzählen habe, veranlaßt mich, zuvor die verſchiedenen Stimmungen der Phantaſie zu betrachten, welche zur Entwerfung jener Weltbilder als Organe dienen.

Auch die theoretiſche Erkenntniß der Welt vertieft ſich, ehe ſie abſchließende Ergebniſſe gewinnt, in methodiſch verſchiedene Unterſuchungsweiſen, deren jede von den verſchiedenen Fäden, aus denen der ganze Zuſammenhang der Wirklichkeit beſteht, nur einen einſeitig aber vollſtändig in alle ſeine Verſchlingungen ver-

folgt: mechaniſche Unterſuchungen über die Wechſelverknüpfung aller Kräfte ſtehen neben zuſammenhängenden Deutungen aller Zwecke des Geſchehens, mathematiſche Berechnungen der Möglichkeit der Ereigniſſe neben Ableitungen ihrer Nothwendigkeit aus dem Gebote von Ideen. Man wird abrechnen müſſen, was die Verſchiedenheit des Erkennens von der äſthetiſchen Beurtheilung in meine Vergleichung Unzutreffendes bringt; im Ganzen aber wird man jenen verſchiedenen Standpunkten der unterſuchenden Wiſſenſchaft verſchiedene bleibend gewordene Stimmungen der Phantaſie entgegenſtellen können, mit denen das Gemüth alle Dinge äſthetiſch auffaſſen zu müſſen, und ihre äſthetiſche Geſammtwürdigung leiſten zu können meint.

An eine Bemerkung Kants über den Eindruck, den uns Schönheit macht, wenn ſie als Naturwirkung auftritt, hat Schiller die erſte uns hier reizende Unterſuchung, ſeine denkwürdige Unterſcheidung des Naiven und des Sentimentalen, angeknüpft. Kants eigner Gedanke, flüchtig hingeworfen und wenig ausgeführt, zielt eigentlich nach anderer Richtung, als nach welcher Schiller ihn fortſetzt. Es intereſſire die Vernunft, bemerkt Kant, daß die Ideen auch objective Realität haben; an jeder Aeußerung der Natur von jener geſetzlichen Uebereinſtimmung ihres Mannigfachen, an welche ſich unſer äſthetiſches Wohlgefallen knüpfe, nehme daher das Gemüth noch ein anderes Intereſſe, welches der Verwandtſchaft nach moraliſch ſei. Das ſolle nicht heißen: eine Naturerſcheinung intereſſe durch ihre Schönheit nur, ſofern ihr eine moraliſche Idee beigeſellt werde; vielmehr diejenige Eigenſchaft derſelben an ſich ſelbſt intereſſire unmittelbar, durch die ſie eine ſolche Beigeſellung möglich mache, oder ſich zu einer ſolchen qualificire. Man ſieht: daran erfreut ſich Kant, daß uns die Natur Veranlaſſung gibt anzunehmen, die Schönheit, welche zunächſt nur in unſerer Auffaſſung oder in unſerem Genuſſe vorhanden iſt, ſei auch in ihr ſelbſt als eine Wirklichkeit vorhanden, die durch unſern Genuß nur für uns aufgefun-

den wird. Deshalb verſchwinde der Reiz, ſobald das, was zuerſt natürliche Lebendigkeit, alſo Theil der äußern Wirklichkeit ſchien, hinterher ſich doch wieder nur als Kunſtſtück einer Abſicht ausweiſt, deren Erzeugniſſe, wie ſchön ſie auch immer ſeien, doch in der Wirklichkeit nicht als deren legitime Beſtandtheile mitzählen. Der natürliche Geſang der Vögel entzücke uns als Ausdruck ihrer fröhlichen Zufriedenheit mit ihrer Exiſtenz; der täuſchend nachgeahmte Schlag der Nachtigall rühre Niemand, ſobald das Geheimniß verrathen ſei.

Schiller, mit ſeiner vorwiegenden Theilnahme für das ſittliche Element in allen Betrachtungen, gibt dieſem Gedanken von vorn herein eine andere Wendung. Damit jene Freude an der Natur entſtehe, ſcheint ihm nicht hinzureichen, daß dieſe eben Natur ſei, ſondern ſie müſſe zugleich mit der Kunſt oder der Abſicht in Contraſt ſtehen und beide beſchämen. So ſtellt ſich Schiller, im Gegenſatze zu Kant, der ſich unbefangen über die Naturwüchſigkeit der Schönheit freute, zu der ganzen Frage von Anfang an auf jenen Standpunkt, den er ſelbſt in dieſer Abhandlung als den der ſentimentalen Theilnahme an der Natur von dem ihres naiven Genuſſes zu unterſcheiden ſucht. Wir lieben nach ihm an den Gegenſtänden der Natur das ſtille ſchaffende Leben, die innere Nothwendigkeit, die ewige Einheit mit ſich ſelbſt. Sie ſind, was wir waren; ſie ſind was wir wieder werden ſollen; wir waren Natur wie ſie, und unſere Cultur ſoll uns auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit zur Natur zurückführen. Sie ſind alſo zugleich Darſtellungen unſerer verlorenen Kindheit, die uns ewig das Theuerſte bleibt, daher ſie uns mit einer gewiſſen Wehmuth erfüllen; zugleich ſind ſie Darſtellungen unſerer Vollendung im Ideale, daher ſie uns in eine erhabene Rührung verſetzen. Aber ihre Vollkommenheit iſt nicht ihr Verdienſt, weil ſie nicht das Werk ihrer Wahl iſt; wir erblicken in ihrer willenloſen Vollkommenheit das was uns abgeht und wonach wir ringen ſollen, aber wir fühlen in

uns den Vorzug der Freiheit, die auch die Annäherung ſchon zum Ziele ein Verdienſt werden läßt; ſo ſtellen die Naturerſcheinungen uns unſere ideale Vollendung dar, ohne uns doch zu beſchämen.

Dem Wortlaut nach widerſpricht dieſer Schluß dem Anfang, der den Eindruck der Natur auf Beſchämung der Abſicht gründete; doch ſpricht hier Schiller von der unbeſeelten Natur, während er dort an die Natürlichkeit des ſittlichen Verhaltens dachte. Die äußere Natur, zu keiner Fortentwicklung beſtimmt, iſt immer was ſie iſt: natürlich; nur in dem Geiſte, der ſich ſelbſt fortbildet und verbildet, iſt Naivetät zu finden, als eine Kindlichkeit oder Natürlichkeit des Benehmens da wo ſie nicht mehr erwartet wird, und wo ſie zugleich Recht hat in ihrem Gegenſatz zu der Bildung, gegen welche ſie verſtößt. Mit Feinheit unterſcheidet Schiller zwei Arten ihres Hervortretens. Im Naiven der Ueberraſchung bricht die im Menſchen wirkende Natur gegen ſeinen Willen die Geſetze der Convenienz, und eine ſolche Perſon, zur Beſinnung gebracht, wird über ſich erſchrecken; im Naiven der Geſinnung handelt der natürliche Character des Menſchen übereinſtimmend mit ſich ſelbſt im argloſen Gegenſatze gegen die herkömmliche Meinung, und der ſo Handelnde wird, aufmerkſam gemacht, nur über die Menſchen und ihre Verwunderung erſtaunen. Beide Fälle gewähren uns Vergnügen, denn in beiden hat die Natur Recht und behält Recht; aber nur der letzte gibt zugleich der Perſon Ehre, während im erſten unwillkürliche Aufrichtigkeit der Natur ihr Schande macht.

Zur Betrachtung nun ſowohl der äußern Natur als des ſittlichen Geiſtes kommen wir nach Schiller mit verſchiedener Stimmung der Phantaſie. Wir verhalten uns ſentimental zu beiden, wenn die ſtets uns begleitende Erinnerung an unſere eigene Beſtimmung und die Vorausſetzung eines Zieles, das auch der Welt im Ganzen geſetzt iſt, uns verhindert, Dinge und Ereigniſſe zu nehmen, wie ſie ſind, und uns nöthigt, ſie mit ihrem

Ideale zu vergleichen. Worüber die unbefangene Auffaſſung hinweggleitet wie über etwas, das nicht anders zu ſein braucht, als es iſt, darin findet dieſe Vergleichung Mängel, die zur Sehnſucht nach einem nicht wirklichen Beſſeren treiben; wo aber die Erſcheinungen dem genügen, was wir von ihnen verlangen zu müſſen glauben, da wirkt dieſe Uebereinſtimmung rührender und mit größerem Gewicht auf uns, gehoben durch das Bewußtſein nicht allein der Möglichkeit, ſondern der Gewöhnlichkeit eines hier glücklich vermiedenen Gegenſatzes. Für Mängel und Vorzüge der Wirklichkeit in erhöhtem Grade empfänglich, ſuchen wir empfindſam die Einfachheit *idylliſcher* Schönheit und unverfälſchter Natur auf, beklagen *elegiſch* die unvermeidlichen Uebel, welche der Lauf der Dinge im natürlichen und geſelligen Leben mit ſich führt, oder verfolgen *ſatyriſch* die Unvollkommenheiten, welche zu dieſen die mißbrauchte Freiheit des menſchlichen Handelns ohne Noth hinzufügt. Es iſt unnöthig, dies Bild der ſentimentalen Stimmung weiter auszumalen, denn Schillers ſcharfe Zeichnung hat es für immer feſtgeſtellt; nicht durch poſitive Züge ebenſo deutlich bezeichnet hat er ihr Gegenbild, die naive Stimmung; was ſie ſei, müſſen wir aus verſchiedenen Stellen ſeiner etwas verſchlungenen Darſtellung entnehmen.

Bekannt iſt Schillers Frage nach dem Grunde des geringen Antheils, den die alte Kunſt an der Naturſchönheit nahm. Er meinte nicht, daß die Alten der Empfänglichkeit für ſie überhaupt ermangelt hätten; nur daß ihnen die tiefe, ſchwärmeriſche und leidenſchaftliche Theilnahme fremd geweſen ſei, welche ſich für die Natur auch in der modernen Menſchheit erſt ſpät zu regen angefangen hat. Und dieſe Behauptung wird allerdings keine Stellenſammlung aus alten Dichtern widerlegen. Aber Bedenken erregt ſeine Antwort: das Alterthum habe in zu inniger Gemeinſchaft mit der Natur gelebt, um nach ihr die Sehnſucht zu empfinden, die in uns aus dem Bewußtſein, ihr ferner zu ſtehen, entſpringe. Worin ſoll doch dieſe innigere Gemeinſchaft mit der

Natur beſtanden haben? Wohl war das Leben damals weniger häuslich und zurückgezogen, ſondern öffentlicher und geſelliger, aber deshalb war es kein innigerer Umgang mit der Natur. Hätte aber dieſe Lebensweiſe nebenbei dem Menſchen die Naturerſcheinungen öfter vorgeführt und ihn mit ihnen vertrauter gemacht, ſo möchte wohl dieſe Gewohnheit den Reiz derſelben für ungebildete Gemüther damals ebenſo ſehr, aber für gebildete damals ebenſo wenig wie jetzt abgeſtumpft haben.

Es muß offenbar in dem geiſtigen Leben der Alten ein Grund gelegen haben, der ihre Stellung zur Natur bedingte. Auch ſucht ihn Schiller hier; aber er findet ihn wieder in einer größeren Naturmäßigkeit dieſes Lebens. Bei den alten Griechen ſei die Cultur nicht ſo weit ausgeartet, daß die Natur darüber verlaſſen worden wäre; der ganze Bau ihres geſellſchaftlichen Lebens ſei auf Empfindungen, nicht auf einem Machwerk der Kunſt, errichtet geweſen. Es iſt ſchwer zu ſagen, von welcher Zeit des Alterthums dieſe Behauptung gelten könnte. Hat je ein Volk nicht naturwüchſig hingelebt, ſondern ſeine perſönliche, geſellige und ſtaatliche Ausbildung mit Bewußtſein und Abſichtlichkeit nicht nach naturläufigen Empfindungen, vielmehr nach Grundſätzen gelenkt, die nur gebildetes Nachſinnen lehren konnte, ſo waren dies eben die Griechen; faſt Nichts iſt Natur in ihnen, faſt Alles Erziehung, Zucht, Disciplin oder Machwerk der Kunſt, wie Schiller es tadelnd, wir im Gegentheil lobend nennen. Hätten die Griechen nun auf dieſem Wege der Selbſterziehung das Glück gehabt, immer in Uebereinſtimmung mit der Natur zu bleiben, ſo würde doch ſchon dieſe Gewohnheit, natürliche Verhältniſſe mit ſelbſtbewußter Abſicht wiederzuerzeugen, ihnen Grund genug gegeben haben, der äußern Natur eine aufmerkſame Theilnahme zu widmen. Aber ſie hatten ſogar allen Grund zu ſentimentaler und leidenſchaftlicher Theilnahme für ſie: denn die beſtändige Ruheloſigkeit ihrer geſelligen und politiſchen Zuſtände zeigt, daß ihre künſtliche Bildung jene feſte Ordnung und

Harmonie allgemeiner Befriedigung nicht ſchaffen konnte, deren Bild ihnen die äußere Natur ebenſo wie jetzt uns darbot. Steigerte ſich nun dennoch ihre Empfänglichkeit für Naturſchönheit bis zu dieſer Leidenſchaftlichkeit nicht, ſo lag der Grund nur darin, daß ihr ganzes Streben ſich im öffentlichen Leben und in der Erziehung des Mannes zum Bürger erſchöpfte. Deswegen hatten ſie wenig Sinn für die Natur, die kein politiſches Leben kennt; deswegen ruhte ihr Blick nicht, wie Schiller von unſerer Zeit ſagen kann, mit Ehrfurcht auf dem Kinde, das noch eine Unendlichkeit ahnungsvoll verſpricht; es kam vielmehr in ihren Geſichtskreis faſt erſt dann, wenn es zur öffentlichen Gemeinſchaft in Beziehung trat; deswegen beklagen ihre Dichter zwar die vergangnen Jahre der Kraft, die ſich gelten machen kann, aber nicht den entſchwundenen unvergleichlichen Zauber der phantaſiewarmen Jugend; deshalb endlich reizte auch das Naive des Benehmens ihre Aufmerkſamkeit faſt nur zum Spott; denn wie natürlich es auch immer war, ſo lag in ihren Augen darin nur ein Fehler: es war amuſiſch, ungebildet, nur Natur, nicht Erziehung. Auch in der übrigen Weltbetrachtung fehlten ihnen die Antriebe zur ſentimentalen Stimmung nicht deshalb, weil ihr ganzes Daſein natürlicher geweſen wäre; wenigſtens nicht, weil es eine Natürlichkeit gehabt hätte, die man zu preiſen genöthigt wäre. Der Gedanke einer überirdiſchen Beſtimmung durchdrang ihr Leben nicht; die Ueberzeugung von einem ewigen Werth der Perſönlichkeit beunruhigte ſie nicht; das Verhältniß der Geſchlechter faßten ſie allerdings ſo, wie die Natur, die ſchlechteſte Lehrerin hierin, es zu faſſen anleitet. Dieſe drei Gedanken, die ich andeutete, ſind aber die Würzeln im Gemüthe, aus denen die ſentimentale Stimmung der Weltbetrachtung immer erwachſen iſt; ihre geringe Macht im Alterthum iſt die Urſache des nicht durchgängigen Fehlens, aber der Seltenheit dieſer Stimmung.

Ich hebe dies hervor, weil eine hiermit zuſammenhängende Unſicherheit Schillers ganze Darſtellung trübt. Wer die ſenti-

mentale Stimmung nur aus verlorener Natürlichkeit herleitet, faßt sie als Etwas, das eigentlich nicht sein sollte, als Folge eines Rückschrittes der Cultur. Diesen Stein des Mißverständnisses, den Schiller sich am Anfang selbst in den Weg geworfen, sehen wir ihn dann beständig hin- und herwälzen: seine richtigen Ueberzeugungen streiten überall mit den Folgerungen aus diesem Anfang. Er spricht aus, daß unsere Bestimmung zu freier Selbstentwicklung den Untergang jener Natürlichkeit nothwendig machte, aber er sieht ihn dennoch elegisch als eine zu beklagende Nothwendigkeit an; so sehr er selbst die Stimmung rechtfertigt, die alle Wahrnehmung an Idealen mißt, so bleibt er doch dabei, nur die Kümmerlichkeit, Kläglichkeit und Naturwidrigkeit der späteren Zeiten habe uns in diese Stimmung versetzt; sein dichterisches Selbstgefühl empört sich dagegen, daß unwiderruflich alle sentimentale Kunst der Gegenwart Nichts sein soll gegen die naive des Alterthums, aber seine Betrachtungen haben doch hier immer die Farbe eines Entschuldigungsversuchs; er sucht abzuwägen, durch welche eigenthümlichen Vortheile die Werke der sentimentalen Zeit sich neben denen der antiken Naivetät behaupten können; im Ganzen bleibt die naive Stimmung die einzig künstlerisch vollberechtigte.

Fragt man nun um so dringender, worin der Vorzug dieser Naivetät bestehe, so wird man Schiller nicht ganz davon freisprechen können, die Stimmung der Phantasie, welche der Weltbetrachtung zu Grunde liegt, mit dem künstlerischen Vortrag ihrer Ergebnisse verwechselt zu haben. Was er an den Alten rühmt, ist die plastische Objectivität ihrer Darstellung, die sich begnügt, scharf gezeichnete Erscheinungen des äußern und innern Lebens für sich sprechen zu lassen und von ihnen die Anregung von Gefühlen zu erwarten, denen sie eben deshalb keinen besondern Ausdruck gibt. Der sentimentalen Stimmung dagegen schreibt er als selbstverständlich zu, daß sie die ganze vorbereitende Arbeit der Gemüthsbewegung, durch welche der Künstler sein künstlerisch

geſtaltbares Ergebniß gewinnt, in die Darſtellung vergleichend, reflectirend, ſich ſelbſt deutend und beleuchtend übertrage. Aber ohne zu verkennen, daß eine Weltbetrachtung, die alles Erſcheinende an Idealen zu meſſen gewohnt iſt, zu dieſer Subjectivität des Vortrags leicht verführt, müſſen wir doch behaupten, daß in der Natur der Sache keine Nöthigung zu dieſem Fehler liegt. Auch die Alten haben doch in ihrer lyriſchen und dramatiſchen Poeſie nicht immer blos plaſtiſche Bilder ohne Hindeutung auf Ideen und Ideale dargeſtellt, ſondern die ſtürmiſchen und kämpfenden Bewegungen des menſchlichen Gemüths im Widerſtreit ſeiner Meinungen Hoffnungen und Befürchtungen ſind auch für ſie Gegenſtand des Ausdrucks geweſen; warum ſollte der ſentimentalen Weltbetrachtung verſagt ſein, ihre Ergebniſſe mit demſelben Grade der Objectivität auszudrücken? Schiller fühlt dies ſehr wohl; aber ſein richtiges Gefühl führt ihn in Folge der früheren Unklarheit zu dem ſeltſamen Ausſpruch, Homer unter den Alten und Shakeſpear unter den Neuern als völlig Eins in dieſem Characterzuge der Naivetät zu bezeichnen. Man kann dies nur begreifen, wenn man unter Naivetät die Objectivität der künſtleriſchen Darſtellung verſteht, denn übrigens wird ſchwerlich Jemand bezweifeln, daß eben Shakeſpear als Vertreter der ſentimentalen Weltbetrachtung dem Alterthum gegenüber zu ſtellen iſt. Aber von dem Fehler einer geſtaltungsunkräftigen Empfindſamkeit, die ihre kleinen Gefühle und Reizbarkeiten, ihre hochfliegenden Schwärmereien und Ahnungen als pſychologiſche Rohproducte der Welt anbot, ohne ſie zu einem feſten und ſichern Geſammtergebniß verbinden zu können, von dieſem Fehler war die deutſche Poeſie eben vor Schiller durchdrungen geweſen, und der Rückblick auf dieſe unangenehme Wirklichkeit verführt ihn, hier Unvermeidlichkeiten zu ſehen, wo nur die Verführung zum Irrthum groß war.

Denn zu jener Empfindſamkeit, welcher im üblen Sinne der Name der Sentimentalität geblieben iſt, wird das Gemüth dann

leicht geführt, wenn es das Ganze ſeiner äſthetiſchen Weltanſicht durch eigne Thätigkeit erfinden muß, ohne in der Bildung ſeines Zeitalters oder ſeiner Nation eine Summe unangezweifelter Vorurtheile anzutreffen, welche ihm die feſtſtehenden Grenzen für die Bewegungen ſeiner Phantaſie vorzeichnen. In dieſem Falle befindet ſich allerdings im Allgemeinen die moderne Welt gegenüber der Blüthezeit des Alterthums; die größere Mannigfaltigkeit und zum Theil die Unſicherheit der höher gewählten Geſichtspunkte, von denen aus ſie das Leben und die Welt betrachtet, läßt ihr nicht nur eine vielfarbigere Beleuchtung aller Dinge zu, als die Einmüthigkeit der nationalen Lebensanſicht ſie den Alten geſtattete, ſondern verführt auch zu größerer Subjectivität in der Darſtellung äſthetiſcher Ergebniſſe, welche Eigenthum des Subjects, durch ſeine individuelle Phantaſie errungen, nicht bekanntes Gemeingut ſind, auf das man ſich ſtillſchweigend berufen könnte. Wo die Zerſplitterung des allgemeinen Bewußtſeins nicht ſo weit fortgeſchritten iſt, ſondern die Vorurtheile der nationalen Lebensſitte noch ſtark genug geblieben ſind, da findet, wie in den Volksliedern der verſchiedenſten Stämme, trotz der weſentlich ſentimentalen Färbung der geſammten Weltanſicht, die Darſtellung doch jenen naiven Ton der Objectivität wieder. In dieſer widerſpruchloſen Beherrſchung der ganzen Phantaſie durch einen feſtſtehenden Inhalt der Sitte, in den ſie ſo eingetaucht iſt, wie wir in die Luft, die wir athmen, können wir allein jene Naivetät ſehen, welche Schiller von einer kaum klar zu bezeichnenden Uebereinſtimmung des menſchlichen Gemüthslebens mit der Natur ableitet. Wohl fügt er hinzu, nicht was die *rohe* Natur, ſondern nur was die *edle* gebiete, habe für uns den äſthetiſchen Reiz der Naivetät; aber er ſagt nicht, worin die bildungsloſe Natur edel iſt; ſie mag es vielleicht ſein in einfachen Regungen eines gutartigen Temperaments, die ſich auf die alltäglichſten Verhältniſſe des geſelligen Lebens beziehen; aber dieſe Regungen würde vor allen Schiller ſelbſt zu arm an Inhalt

gefunden haben, um ſie als hinreichenden Gehalt einer Kunſtwelt anzuſehen. Die naive Stimmung, die uns äſthetiſch intereſſiren ſoll, kann nicht darin beſtehen, daß das Gemüth aus Armuth an zuſammenfaſſenden Geſichtspunkten jede Lebenslage einzeln auf ſich wirken läßt, und jede Meſſung derſelben an Vorſtellungen eines Ideales ſcheut; ſie beſteht nur in der zweifelloſen Ueberzeugung von der Gültigkeit und Selbſtverſtändlichkeit der Weltanſicht, in welcher die menſchliche Bildung ihre Urtheile über alle Verhältniſſe des Lebens niedergelegt und jedes Ereigniß nach ſeinem Werthe an ſeinen Ort geſtellt hat. Naiv erſcheint daher der Dichter, der mit ſeinem perſönlichen Gemüthsantheil hinter dem Werke verſchwindet, das durch ihn die allgemeingeltende Phantaſie ſeines Volks und ſeiner Zeit hervorbringt.

So ſchienen wir denn mit der Annahme abſchließen zu können, daß im Grunde jede äſthetiſche Weltanſicht ſentimental iſt, ſofern ſie nie ohne Meſſung des Wirklichen an einem Ideale beſteht, daß aber naiv die Stimmung der Phantaſie iſt, ſoweit die Arbeit der Gründung jener Weltanſicht abgethan hinter ihr liegt, und daß ſie im Sinne des Tadels ſentimental bleibt, ſo lange ſie ungewiß und mit ſubjectiver Leidenſchaftlichkeit die Löſung ihrer Zweifel noch ſucht. Aber dennoch iſt durch dieſe formale Bedeutung der Gehalt beider Ausdrücke nicht erſchöpft; es ſpielt ein anderer inhaltlicher Gegenſatz hinein, den Schiller feinſinnig am Ende ſeiner Abhandlung zur Sprache bringt. Man gelangt, ſagt er, zu dem wahren Begriff dieſes Gegenſatzes, wenn man ſowohl von dem naiven als von dem ſentimentaliſchen Character abſondert, was beide Poetiſches haben. Schiller beſtätigt durch dieſe Bemerkung, obwohl er ſie nicht ſo meint, meine frühere, daß ſeine Darſtellung nicht, wie ſie Anfangs zu wollen ſchien, die Stimmung allein, aus der die äſthetiſche Weltanſicht hervorgeht, ſondern zugleich die künſtleriſche Vortragsweiſe dieſer Anſicht ſelbſt im Auge hatte. Ziehen wir dieſe alſo ab, ſo „bleibt

alsdann von dem naiven Character nichts übrig, als in Rücksicht auf das Theoretische ein nüchterner Beobachtungsgeist und eine feste Anhänglichkeit an das gleichförmige Zeugniß der Sinne, in Rücksicht auf das Praktische eine resignirte Unterwerfung unter die Nothwendigkeit (nicht aber unter die blinde Nöthigung) der Natur: eine Ergebung also in das, was ist, und sein muß. Es bleibt anderseits von dem sentimentalischen Character nichts übrig, als im Theoretischen ein unruhiger Speculationsgeist, der auf das Unbedingte in allen Erkenntnissen dringt, im Praktischen ein moralischer Rigorism, der auf das Unbedingte in Willenshandlungen besteht. Wer sich zur ersten Klasse zählt, kann ein Realist, und wer zur andern, ein Idealist genannt werden, bei welchen Namen man sich aber weder an den guten noch schlimmen Sinn, den man in der Metaphysik damit verbindet, erinnern darf."

Der Zusatz am Schlusse dieser Stelle erinnert uns, daß die nun folgende wunderbar schöne Schilderung wohl zum ersten Male den jetzt uns Allen unter diesen Namen geläufigen Unterschied menschlicher Sinnesrichtung in alle Gebiete des Wissens und des Thuns verfolgt. Sie kehrt nicht ausdrücklich zu dem mittleren Gebiet, dem der ästhetischen Gefühle und Stimmungen zurück; aber es ist kein Zweifel, daß sie dennoch erst den wahrhaften Kern der Gedanken enthält, welche Schiller vorher über den ästhetischen Gegensatz des Naiven und des Sentimentalen entwickelt hat. Wie im Wissen der Realismus nicht über den einheimischen Zusammenhang des Wirklichen unter sich hinaus will, wie er im Thun die Schranken achtet, die das Gegebene dem Streben entgegensetzt und die Wege verfolgt, die es ihm vorzeichnet, so macht ihn auch in der ästhetischen Weltbetrachtung diese Ueberzeugung von der Würde der Wirklichkeit geneigt zu jener Resignation, die sich jeder allgemeinen Nothwendigkeit unterwirft, geneigt zur freudigen Beachtung jeder Erscheinung, gerecht gegen den Werth der formellen Schönheit, die sie ihm zeigt,

aber abgeneigt den Idealen, die ihre Bedeutsamkeit nicht durch volles Eingehen in die Erscheinung rechtfertigen; und diese Sinnesart führt ihn zu naivem Vortrag, sobald er das Gebiet der künstlerischen Darstellung betritt. Dem Idealismus fällt nicht nur im Wissen wie im Thun die Unabgeschlossenheit und Beringtheit alles nur erfahrungsmäßig Begründeten, sondern auch in der ästhetischen Weltbetrachtung die Vergänglichkeit, Hinfälligkeit und stets nur annähernde Vollkommenheit des Wirklichen schärfer ins Auge; die Gewißheit, das belebende Gesetz dieser Wirklichkeit nur in Ideen zu finden, macht ihn abgeneigt gegen das Gegebene, das dennoch hinter dem Gebote der Ideen zurückbleibt, unempfindlicher für alle Schönheit der Form, deren Eindruck er sich nicht durch Zurückbeziehung auf Ideale rechtfertigen könnte; die größere Schwierigkeit der Vollendung dieser seiner Aufgabe setzt ihn der Gefahr unfertiger Sentimentalität und unbildnerischer Unanschaulichkeit im Vortrag seiner künstlerischen Gedanken aus. Die Schönheit ist weder Form noch Gedanke, sondern Gedanke in der Form erscheinend; keine von beiden Sinnesarten, weder Realismus noch Idealismus, würde an sich künstlerische Stimmung sein, sondern wie „das Ideal menschlicher Natur unter beide vertheilt, von keinem aber völlig erreicht ist," so würde die ästhetische Gesammtwürdigung der Wirklichkeit nur einer Stimmung vorbehalten sein, welche beide Sinnesarten in glücklicher Mischung vereinigte.

In den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen kommt Schiller, von anderen Voraussetzungen beginnend, zu einer nähern Bestimmung dieser ästhetischen Haltung des Gemüths. Dem endlichen Geist ist es nur beschieden, durch Anregungen einer Außenwelt, die nicht er selbst ist, den Inhalt seines Lebens zu empfangen; aber er würde nicht als er selbst leben, wenn er dem empfangenen Inhalt nicht eine Form gäbe, durch die er seine eigene Einheit und sein Wesen an demselben zur Geltung bringt. Nicht nur beide Seiten dieser seiner Natur hat der

Menſch zu pflegen und auszubilden, die ſinnliche Empfänglichkeit nicht minder als den intellectuellen Formtrieb, der das gegebene Material zu zuſammenhängender Erkenntniß umgeſtaltet; ſondern Vollkommenheit wird er nur erlangen, wenn er zugleich die beiden einander entgegengeſetzten Richtungen ſeiner Thätigkeit in einem dritten mittleren Zuſtand verſchmilzt. In den Gegenſtänden der Anſchauung muß der vollkommene und vollkommen glückliche Geiſt nicht Stoff ſehen, der der Form noch widerſtrebt, ſondern ſolchen, der ſie lebendig an ſich hat; im Handeln nicht Zwecke verfolgen, welche ihm die Außenwelt aufdrängt, ſondern Thätigkeiten entfalten, die ohne äußeres Ziel nur die Erſcheinung der inneren Bewegung ſeines Formtriebes ſind. Ein Spieltrieb kann dieſes Streben heißen, in ſolcher Verſchmelzung beide Richtungen des geiſtigen Lebens zu vereinigen, und zwiſchen den phyſiſchen oder ſinnlichen Zuſtand des Gemüths, in welchem der Menſch die Macht der Natur blos erleidet, und den moraliſchen, in welchem er ſie beherrſcht, tritt dieſer äſthetiſche Zuſtand in die Mitte. Es iſt der Zuſtand der ſchönen Seele, für welche der Gegenſatz zwiſchen Nothwendigkeit und Freiheit, Sinnlichkeit und Vernunft, Natur und Sittlichkeit ſeinen Stachel verloren hat, weil ſie gewöhnt iſt, in dem gegebenen Stoffe der Erfahrung die Ideen zu ſehen, und, was mehr in ihrer Gewalt iſt, ſich gewöhnt hat, als Natur edler zu begehren, damit ſie nicht nöthig hat, als Wille erhabener zu wollen. Für ſie „verliert alles Wirkliche ſeinen Ernſt, indem es mit Ideen in Gemeinſchaft kommt, weil es klein wird, und, indem es mit der Empfindung zuſammentrifft, legt das Nothwendige den ſeinigen ab, weil es leicht wird.“

Dieſe Betrachtungen führen theils zu dem zurück, was ich oben bemerkt habe, theils lenken die ſehr abſtracten Grundgedanken, die Schiller, von Kant und Fichte beeinflußt, verfolgt, nach einer andern Richtung ab. Indem er Beſtimmbarkeit und Selbſtbeſtimmung als die beiden Grundzüge unſeres geiſtigen We-

sens faßt, wird ihm ästhetische Stimmung immer mehr zu dem Selbstgenuß eines Gemüthszustandes, dessen ganze Weihe ebenfalls nur in dem Formalen des Gleichgewichts jener beiden besteht. Nach dem Genuß ächter Schönheit seien wir unserer leidenden und thätigen Kräfte in gleichem Grade Meister, und fähig, uns zum Ernst und Spiele, zur Ruhe und zur Bewegung, zum abstracten Denken und zur Anschauung mit gleicher Leichtigkeit zu wenden. Doch leider sei diese hohe Gleichmüthigkeit und Freiheit des Geistes nie völlig zu erreichen; auch die vortrefflichsten Kunstwerke entlassen uns doch immer in einer besondern Stimmung und mit einer eigenthümlichen Richtung unserer Gemüthsbewegung; je weniger eingeschränkt die letztere, je allgemeiner die Stimmung sei, die durch eine bestimmte Kunstgattung oder eins ihrer Werke erzeugt wird, um so edler jene Gattung, um so vortrefflicher dies ihr Werk. In einem wahrhaft schönen Kunstwerk, behauptet Schiller nun folgerecht weiter, solle der Inhalt Nichts, die Form Alles thun; das Kunstgeheimniß des Meisters bestehe darin, daß er den Stoff durch die Form vertilge, und je imposanter, anmaßender und eigenmächtiger der Stoff mit seiner Wirkung sich hervordränge, desto größer der Triumph der Kunst, wenn sie durch die formelle Behandlung das Gemüth des Zuschauers oder Zuhörers völlig frei und unverletzt erhalte; der frivolste Gegenstand müsse so behandelt werden, daß uns der unmittelbare Uebergang zum strengsten Ernste, der ernsteste Stoff so, daß seine unmittelbare Vertauschung mit dem Spiele leicht bleibe. Weder der sinnliche Nutzwerth noch die moralische Würde der Gegenstände gelte für die ästhetische Stimmung; sie habe ihre Freude allein am Schein. Alles wirkliche Dasein rühre von der Natur als einer fremden Macht her, aller Schein ursprünglich von dem Menschen als vorstellendem Subjecte; so bediene er sich seines absoluten Eigenthumsrechtes, wenn er den Schein von dem Wesen zurücknehme und mit demselben nach eignen Gesetzen schalte. Mit ungebundener Freiheit könne er

hier verbinden und trennen, was die Natur getrennt oder verbunden; nichts dürfe ihm hier heilig sein, als sein eignes Gesetz, sobald er nur die Markung in Acht nehme, welche sein Gebiet von dem Dasein der Dinge oder dem Naturgebiete scheidet.

Ich unterlasse billig, auf den großen Antheil von Wahrheit aufmerksam zu machen, der in dieser Darstellung Schillers fühlbar ist. Sie schildert zutreffend die formale Gemüthsstimmung völliger Unbefangenheit, die als die vortheilhafteste für den Genuß jeder Schönheit vorausgesetzt wird; schwerlich aber schildert sie ebenso richtig die Stimmung, welche ihm folgen soll. Wäre es nur darum zu thun, uns in jenem formalen Gleichgewicht unserer geistigen Kräfte zurückzulassen, wozu dann der Aufwand eigenthümlicher Schönheit, durch die ein Kunstwerk sich vom andern unterscheidet? hätte jedes doch nur den Nutzeffect einer Speise zu leisten, die sonst sein kann, wie sie will, wenn sie nur den Hunger stillt. Schiller selbst unterscheidet allerdings das Gleichgewicht der ästhetischen Stimmung als Ruhe sich gegenseitig aufwägender reicher Kräfte von der Bewegungslosigkeit des leeren Gemüths. Aber nach seinen Aeußerungen hier würde der Gewinn, den der Genuß der Schönheit bringt, auch zwischen immer gesteigerten Kräften doch nur in einem solchen formalen Gleichgewicht bestehen, bei welchem eben diese Steigerung kein Gewinn ist; denn auch die reicher entwickelten Kräfte würden doch nur die Bestimmung haben, einander zu einer Ruhe aufzuheben, in welcher ihre eigne Größe ebenso gut verschwindet, wie die Schwäche kleinerer. Ist die ästhetische Stimmung Nichts als dieses Gleichgewicht, so läßt sich das volle Gemüth vom leeren nicht so unterscheiden, wie ein richtiges Gefühl Schiller verlangen ließ.

Zu dieser nicht annehmbaren Folgerung wurde er aber geführt, weil er von der Bestimmbarkeit und Selbstbestimmung des Geistes als allgemeinen formalen Grundzügen seines Wesens

ausging, ohne den Inhalt zu berücksichtigen, den durch die erste zu erlangen, durch die zweite zu erzeugen, ganz ebenso unerläßlich zu seiner Natur gehört. Gewiß soll die Zuträglichkeit oder Schädlichkeit eines Gegenstandes für unser sinnliches Wohlbefinden unser ästhetisches Urtheil über ihn ebenso wenig unmittelbar bestimmen als sein moralischer Werth oder Unwerth. Aber ebenso gewiß wissen wir durchaus Nichts von einer ästhetischen Stimmung, die im Wesen stattfände, welche nur bestimmbar überhaupt, aber nicht zu sinnlicher Lust und Unlust bestimmbar wären, nur selbstbestimmungsfähig überhaupt, aber nicht auf ein Ideal hingewiesen, dem sie mit ihrer Selbstbestimmung zu dienen verpflichtet wären. Nur in dem Menschen ist uns ästhetisches Gefühl und Urtheil als Thatsache der Erfahrung bekannt; an die Stelle der concreten sinnlich sittlichen Natur des Menschen dürfen wir nicht die abstracte einer unanschaulichen Bestimmbarkeit und Selbstbestimmung überhaupt setzen und dann doch noch behaupten, daß an dieser leeren Form noch die Möglichkeit einer ästhetischen Stimmung haften werde, die uns durchaus nur an jener specifisch erfüllten Form erfahrbar ist. Beruht aber die ästhetische Stimmung nicht auf dem Balancement einer namenlosen Bestimmbarkeit und einer inhaltlosen Selbstbestimmung, sondern auf einer hier nicht wieder zu erörternden Harmonie zwischen dem, was unserem sittlichen Wesen als Ideal, und dem, was unserem sinnlichen als Lust und Unlust erzeugender Reiz gilt, so würden alle diese Behauptungen Schillers einer Umdeutung bedürfen. Es würde nicht richtig sein, was ohnehin eine übertriebene und unerfüllbare Forderung ist, daß in der Schönheit die Form den Stoff vernichten solle, sondern daran läge unser Interesse, daß jene Harmonie eben sich durch die Gestaltung dieses Stoffes als nicht bloßes Gespinnst unseres Hirnes, sondern als wahrhaft gültig erwiese, wozu nicht gehört, daß der von ihr beherrschte Stoff auch in äußerer Wirklichkeit existire. Es würde nicht richtig sein, daß bloßes Gleichgewicht unserer Thätigkeiten die

von der Kunst erstrebte Wirkung sei, sondern jede Schönheit soll uns eine objective Harmonie jener benannten beiden Factoren zeigen; nicht richtig, daß jede Kunst und jedes Werk um so höher stände, je weniger eigenthümlich gefärbt die von ihnen zurückgelassene Stimmung ist; ohne diese ganz eigenthümliche qualitative Färbung vielmehr, welche für jede Kunst und jedes Werk eine andere ist, würde der erzeugte Eindruck nur ein dem sinnlichen Wohlbefinden gleiches gedankenloses Gefühl der Befriedigung sein, dessen Intensität sogar für uns ohne Genuß wäre. Denn jedes Gleichgewicht fühlt man nur, wenn man die Gefahr mitfühlt, der es glücklich widersteht; auch dies Gleichgewicht unsers Gemüths kann uns nur beseligen, wenn die mannigfachen, von der Natur des angeschauten schönen Inhalts abhängigen Bewegungen der Seele noch fortklingen, und dennoch die Harmonie gefühlt wird, welche zwischen ihnen als solchen auf characteristische Weise obwaltet. Und deshalb endlich ist uns Schillers letzter Satz zweifelhaft: dem Geiste dürfe in ästhetischem Genuß und in Erzeugung der Schönheit nichts heilig sein, als sein eignes Gesetz. Welches ist dieses Gesetz? Erinnern wir uns der Dichterwerke Schillers, so finden wir ihn ganz auf unserer Seite; in dieser philosophischen Betrachtung dagegen würde als solches Gesetz kaum ein anderes übrig bleiben, als das Gebot, jene formale Selbständigkeit der eignen Bestimmung zu üben, die sich an keinen Inhalt hingibt, sondern mit jedem spielt, für die das „Wirkliche klein wird, und das Nothwendige seinen Ernst ablegt."

Es ist der später viel berufene Begriff der Ironie, der hier namenlos sein Haupt erhebt, von Schiller selbst ernsthaft zurückgehalten nicht nur durch Hindeutung auf die „Markung", welche die Welt des ästhetischen Scheines von der Wissenschaft und den Pflichten des Lebens trennt, sondern noch mehr durch seine Sinnesweise überhaupt. Der Geschichte der Literatur und der Bildung in weiterem Sinne muß es überlassen bleiben, die

Bedingungen zu betrachten, unter denen für die Aesthetik dieser Keim sich weiter entwickelte. Nicht in der Ruhe des leeren, sondern in dem Gleichgewicht des erfüllten und reichen Gemüths hatte Schiller die ästhetische Stimmung gesucht. Aber einem leeren eher als einem vollen konnte ästhetisch die damals vorangegangene Stimmung des deutschen Volkes verglichen werden; in trägem Herkommen und engherzigen Lebenssitten hatte sich die Empfänglichkeit für das Schöne so verloren, daß es Aufgabe erscheinen konnte, zuerst durch Auflehnung gegen unzählige Schranken, durch Prüfung und Bestreitung unzähliger Vorurtheile die unbefangene Lebendigkeit der Triebe wiederherzustellen, in deren Harmonie Schiller die Vollkommenheit der Menschlichkeit gefunden hatte. Von den Markungen freilich, durch die er das Spiel mit dem schönen Scheine eingegrenzt hatte, achteten diese Bestrebungen keine. Die Phantasie, die sich durch kleinliche Vorurtheile der Lebensansicht und der Sitte an ihrer rechtmäßigen Bewegung gehindert sah, drängte im Kampf jeden Lebenseinhalt, jede Sicherheit einer festen Ueberzeugung zurück und setzte ihre eigne Befriedigung und die Uebung ihrer Beweglichkeit an die Stelle jedes andern Zweckes; dem Leben schob sie die Kunst, seinen Pflichten die Ungebundenheit künstlerischer Launen unter; in dem Spiel mit dem schönen Schein fand sie die höchste menschliche Bestimmung. Und an diesem Schein selbst achtete sie nicht eine selbständige und eigengesetzliche Schönheit, die sie als ewiges Gut gegen die kleinen Interessen der Zeitlichkeit zu vertreten gesucht hätte; Spielwerk war auch die Schönheit zuletzt und das einzige Substantielle in der Welt die Eitelkeit der kalten an Allem unbetheiligten Phantasie, die aus jedem Gebilde, in das sie mit ganzem Herzen eingegangen schien, sich unerwärmt wieder zurückzieht und ironisch wieder zerstört, was sie ohne Ernst geschaffen hatte.

Friedrich von Schlegel gab diesen Bestrebungen einigen theoretischen Unterbau. Mit Schiller bewundert er die volle

Harmonie in der naiven Schönheit des Alterthums; die neuere Kunst huldige jedem andern Princip eher als dem der Schönheit. Aber nachdem die antike Weltanſicht habe untergehn müſſen, bleibe der Phantaſie nur übrig, eine Reihe von Stufen zu durchlaufen, welche, ſämmtlich von proviſoriſchem Kunſtwerth, zu jener vollen Schönheit zurückzuführen beſtimmt ſind. In dem Intereſſanten beſtehe dieſe Vorſtufe des wiederzuerzeugenden Schönen, d. h. in Allem, was ein größeres Maß von intellectuellem Gehalt oder von künſtleriſcher Wirkſamkeit enthält, als das empfangende Individuum bereits beſitzt. Abhängig deshalb von der Bildung, der Empfänglichkeit und Stimmung des Subjects habe das Intereſſante nicht die unwandelbare Geſetzlichkeit und innere Abgeſchloſſenheit des Schönen; aber eben die dem ſubjectiven Geſtaltungstrieb unbeſchränkt gewährte Freiheit werde von ſelbſt zum Objectiven, Allgemeinen und Bleibenden, zu dem höchſten und harmoniſchen Schönen zurückleiten. Das antike Ideal ſei uns durch ſeinen Inhalt fremd geworden, der den Geiſt unſers Lebens nicht befriedigt; mit einem fremden Ideal aber könne keine wahre Kunſt arbeiten. Deshalb ſei es uns nöthig, den Gehalt unſers eignen Lebens nach ſeinen äſthetiſchen Elementen ebenſo zu durchforſchen, wie die Griechen den des ihrigen kannten; eine allſeitige Beleuchtung deſſelben werde uns die vollzähligen Bauſteine zu einer harmoniſchen Weltanſicht ebenſo liefern, wie die Griechen ſie zu einem unvergänglichen Bau fanden, in dem nur wir nicht mehr wohnen können.

Dieſer an ſich richtige Aufruf zur Selbſtändigkeit überſieht jedoch den Vorzug des griechiſchen Kunſtideals, das langſam gereifte Erzeugniß einer ſtetigen volksthümlichen Geiſtesentwicklung zu ſein; dieſe Kunſt war durch dieſes Leben möglich geworden. Der modernen Zeit dagegen ſoll ihr neues Ideal kunſtmäßig durch eine Phantaſie entſtehn, die faſt überall im Streit mit der herrſchenden Meinung iſt, die nicht ausdrückt, was an äſthetiſchen Elementen ſich von ſelbſt lebendig regt, die vielmehr durch freie

Erfindung des Neuen Intereſſanten und Unerhörten das empfangende Gemüth überraſcht und außer ſich ſetzt. Es iſt nicht zu hoffen, daß ein ſo gewitterhaftes Verfahren eine harmoniſche Bildung zurücklaſſen werde, und die romantiſche Schule, die zu dieſer Theorie die Ausübung war, beſtätigt dieſe Befürchtung. Müde des Spiels mit abgetretenen Stoffen in überlieferten Formen, begierig nach neuem Gedankeninhalt, wandte ſie ſich allerdings den tieferen Gemüthsregungen zu, über die das Alterthum wortkarg geweſen war; aber ebenſo grillenhaft kehrte ſie ſich vom Wirklichen, Geſunden und Realen ab zu jeder krankhaften Abenteuerlichkeit des Empfindens, von dem, was in der Welt des Wachens gilt, zu Allem, was nur im Halbdunkel zweifelhaft beſteht, von dem Nahen Gegenwärtigen und Verſtändlichen zu Sitten Stimmungen und Gewohnheiten von Völkern und Zeiten, die weit von uns abliegen, und deren Leben niemals als Ganzes von uns nachgenoſſen werden kann. Alle dieſe willkürlich aufgegriffenen Stoffe blieben dem Gemüth fremd; um ſo näher lag die Verſuchung, ſie auch nur als Stoffe zu behandeln, an denen ſich die künſtleriſche Virtuoſität zeigen, und die man in jedem Augenblick mit anderen vertauſchen kann. Folgerecht in ſeinem Sinn hatte Schlegel vor Allem äſthetiſche Wirkſamkeit, Kraft, Fülle und Eigenthümlichkeit verlangt, nur das Leere und Langweilige verdammt, in dem höchſten Häßlichen noch eine Spur von Schönheit gefunden und in dem regelloſeſten Erzeugniß einer kraftvollen Phantaſie einen Fortſchritt zum höchſten Schönen geſehen. Daß Dies alles nur proviſoriſchen Kunſtwerth haben ſollte, vergaß man bald und hielt um ſo feſter an der Vollberechtigung der zügelloſ ſubjectiven Phantaſie. Nur daß ſich zeigte, wie wenig Kraft und Fülle dieſer ſelbſt möglich iſt, wenn ſie ohne Treu und Glauben für irgend einen Lebensinhalt ſich ſpielend über allem Stoffe halten will; bei Schlegel ſelbſt ging in der Lucinde der ſcheinbar titaniſche Aufſchwung in dem langweiligſten formalen Plätſchern des leeren Gemüths unter;

faſt überall ſonſt blieb es bei einem Jagen nach Andacht und Begeiſterung, deren man nicht habhaft ward.

Von ſeiner Entrüſtung über die Apoſtel dieſer Ironie nimmt Hegel Solgern aus, gewiß mit Recht, obwohl grade durch dieſen ernſt und wahrhaft Begeiſterten der Name der Ironie in die Aeſthetik förmlich eingeführt worden iſt. In dem vierten Geſpräch des Erwin lehrt eine berühmt gewordene Stelle (II. S. 277): „die Idee, wenn ſie durch den künſtleriſchen Verſtand in die Beſonderheit übergehe, drücke ſich nicht nur im Endlichen ab, erſcheine nicht blos zeitlich und vergänglich, ſondern ſie werde das Wirkliche, und da außer ihr Nichts ſei, werde ſie die Nichtigkeit und das Vergehen ſelbſt. Unermeßliche Trauer müſſe uns ergreifen, wenn wir das Herrlichſte, durch ſein nothwendiges Daſein, in Nichts zerſtieben ſehen, und doch können wir die Schuld davon auf Nichts anders wälzen als auf das Vollkommne ſelbſt in ſeiner Offenbarung für das zeitliche Erkennen. Dieſen Uebergang, in welchem die Idee ſelbſt zu nichte wird, müſſe der Alles überſchauende Blick des Künſtlers erfaſſen und dieſen über Allem ſchwebenden, Alles vernichtenden Blick nennen wir die Ironie.“ Nur die unendliche Trauer, die hier ſo glücklich nebenher erwähnt wird, unterſcheidet in dieſer unvorſichtigen Aeußerung dieſe Ironie von der ruchloſen, die über Alles ihren öden Spaß macht und beweiſen möchte, daß es nichts Edles und Reines gebe. Dieſe wehrt freilich Solger ab: ſie ſchiebe den wahren Ideen leere Ideale unter und decke dann leicht die Nichtigkeit deſſen auf, was ſie ſelbſt nur zum Schein belebt habe. Aber er ſelbſt ſagt doch auch: wer nicht den Muth habe, die Ideen ſelbſt in ihrer ganzen Vergänglichkeit und Nichtigkeit zu faſſen, ſei für die Kunſt verloren. Aus dieſen Unklarheiten flüchten wir zu den klareren Ausſprüchen der Vorleſungen (S. 125). Dort heißt Ironie die Stimmung, welche die wirkliche Welt als nichtige ſetzt und anerkennt, daß das ganze menſchliche Weſen gerade in ſeinem Höchſten und Edelſten Nichts iſt,

gegen die göttliche Idee gehalten. Die Idee selbst mithin geht keineswegs mit in jene Vernichtung ein, welche ihr die ungenaue Stelle des Erwin auferlegt.

Aus Dem allen eignen wir uns den allgemeinen Gedanken an: zu der Verfassung des Gemüths, welche die ästhetische Weltbetrachtung erfordert, gehöre ein Schmerz über die Zwiespältigkeit zwischen Idee und Wirklichkeit, ein Schmerz jedoch, der, weil er Unvermeidlichem gilt, nicht mehr leidenschaftliche Bewegung, sondern ruhige Entsagung sei. Und in der That sucht das Gefühl gern in dieser süßen Melancholie den dunkeln Hintergrund, auf dem die ästhetischen Elemente der Welt sich mit ungebrochner Kraft ihrer Farben abbilden. Um so merkwürdiger ist uns die sehr einstimmige Bemühung der neuern Aesthetik, grade in der Ausbildung der komischen Phantasie eine unentbehrliche Ergänzung nachzuweisen, deren diese Empfindsamkeit bedürfe, um das Organ einer vollständigen ästhetischen Gesammtwürdigung der Welt zu werden. Nicht dem Witze freilich, der in Niemandes Dienste nur zu eignem Behagen lächerlich macht, was ihm der Zufall in den Weg wirft, traute man die Erfüllung dieser Aufgabe zu; man erwartete sie von jener universellen Komik, die als Humor nicht das Einzelne, sondern das Endliche überhaupt durch Contrast mit dem Unendlichen, der Idee, vernichte.

So formulirt J. Paul die Natur dieser Gemüthsstimmung, deren Name, einst in England zur Bezeichnung jeder zufälligen Sonderbarkeit der Laune erfunden, allerdings dort in der Praxis großer Dichter zur Benennung einer so eigenthümlichen ästhetischen Gemüthsrichtung passend geworden war. Für den Humor gebe es keine einzelne Thorheit und keine Thoren, sondern nur eine tolle Welt; er erniedrige das Große, um ihm das Kleine, erhöhe das Kleine, um ihm das Große an die Seite zu setzen und so beide zu vernichten, weil vor der Unendlichkeit Alles gleich und Alles Nichts ist. Duldsam sei um dieser seiner Totalität willen der Humorist gegen einzelne Thorheiten; er

könne sich seine eigne Zugehörigkeit zu der Welt nicht verbergen. Der gemeine Spötter im selbstsüchtigen Bewußtsein seiner Erhabenheit reite als Hippocentaur durch Onocentauren; o wie bescheide sich dagegen ein Mann, der blos über Alles lacht, ohne weder den Hippocentauren auszunehmen, noch sich selbst! Wie aber, fragt J. Paul weiter, unterscheidet sich bei dieser Allgemeinheit des Spottes der Humorist, welcher die Seele erwärmt, von dem Persifleur, der sie erkältet? Und darauf, es ist die Frage nach dem Unterschied der frommen und der ruchlosen Ironie, antwortet er: sie unterscheiden sich durch die vernichtende Idee. Doch folgt diesem Schlagwort keine Erklärung. Der Humor gleiche dem Vogel Merops, der zwar dem Himmel den Schwanz zukehre, aber doch in dieser Stellung in den Himmel fliege; dieser Gaukler trinke den Nektar hinaufwärts. Artig gesagt, aber Nichts sagend, ebenso wie die folgende lahme Antithese: wenn der Mensch, wie die alte Theologie, aus der überirdischen Welt auf die Erde herabsehe, ziehe diese klein und eitel dahin; wenn er, wie der Humor, mit der kleinern Welt die unendliche ausmesse, entstehe jenes Lachen, worin noch ein Schmerz und eine Größe sei; deshalb stimme der Humor sehr ernst. Ueber die kleinen Eigenheiten humoristischer Darstellung schenkt uns J. Paul viele feine Bemerkungen; für das allgemeine Verständniß des Humors sind wir ihm wenig verpflichtet. Auch im Begriff zu theoretisiren bändigt er nicht einen Augenblick den Veitstanz der Gedanken, den der Humor zwar verträgt, den aber für dessen wesentlichstes Element zu halten ihn nur seine eigne fehlerhafte Praxis verleitete.

Verständlicher äußert sich Solger. Unähnlich der hohen Kunst des Alterthums, welche das Ideale und Typische mit kühler Nichtachtung des Individuellen gestaltet, führe der Humor die Idee ganz in das gegenwärtige Leben hinab; wie der Liebende alles Göttliche in der Geliebten, so finde er auch in einem engen Gesichtskreis Alles und lasse jedes Gefühl allumfassend

werden; dafür sei ihm auch alles Wahrgenommene Etwas nur „durch seine Bedeutsamkeit auf das in ihm erscheinende göttliche Wesen.“ In jener hohen Kunst stehe die Gottheit ganz über der zeitlichen Welt und selbst über der irdischen Schönheit; im Humor habe sie sich ganz in die endliche mannigfache Welt verloren und ins Unendliche vereinzelt. Nichts sei deshalb lächerlich und komisch hier, das nicht mit einer Mischung von Würde und Anregung zur Wehmuth versetzt wäre, Nichts erhaben und tragisch, das nicht durch seine zeitliche und gemeine Gestaltung in das Bedeutungslose und Lächerliche fiele. Gewiß mit Recht hebt Solger dieses Element der Herzlichkeit als das hervor, wodurch der Humor erwärmt, während die Persiflage erkältet. Eben die letztere kennt nur eine vernichtende Idee, der Humor aber den positiven Gehalt des Endlichen, das bei aller Sonderbarkeit doch dem liebevoll eingehenden Blicke die Gegenwart der höchsten Güter, wenn auch in Knechtsgestalt, verräth. Doch eben deshalb hat Solger weniger Sinn für das eigentliche komische Element des Humors, größere Theilnahme nur für das Formale seiner Darstellungsweise, für die mikroskopische Kleinmalerei, die dem Endlichen mit Geduld in seine krausesten Verwicklungen folgt, um sich mit dem Anschauen der auch in scheinbar so verlornen Gebieten allgegenwärtigen Idee zu sättigen. Auch von Solger erfahren wir daher nicht, warum mit der ernsten Empfindsamkeit durchaus die schrankenlose Lust der komischen Phantasie sich zur vollkommnen ästhetischen Stimmung des Gemüths verbinden müsse.

Aufklärung hierüber müssen wir von Weiße erwarten; denn bei ihm tritt ja ausdrücklich nach dem Erhabenen und dem Häßlichen das Komische als Vermittlungsglied auf, durch welches die Phantasie aus einem Widerstreit entgegengesetzter Strömungen sich zu einer idealen ästhetischen Weltansicht rette. Gemeinhin erscheine die komische Stimmung, da sie von dem Eindruck eines Gegenstands ausgeht, als ein Leiden des Geistes von den Dingen; in Wahrheit befinde sich vielmehr dem Schönen und Häßlichen

gegenüber das Gemüth in der Lage des blos genießenden und leidenden Anschauens, alle Thätigkeit des Subjects in dem angeschauten Object absorbirt. Komisches dagegen sei nicht ohne beziehendes vergleichendes zergliederndes und verknüpfendes Verstehen möglich; nur in dieser Thätigkeit entstehe am Gegenstand das, was ihn komisch macht; unser scheinbares Leiden von ihm sei also vielmehr für eine Thätigkeit des Herauswerfens dieser Objectivität aus dem subjectiven Geiste zu nehmen. In der That: Schönes und Häßliches thut dem Gemüth Gewalt an, nöthigt es, sich tiefbewegter Stimmung hinzugeben, ohne deren Beweggründe einzusehn; die komische Phantasie dagegen, indem sie durch Auflösung des Werthes der Dinge ihren Druck auf uns aufhebt, erscheint als Herstellung des Subjects zu der ihm gebührenden Freiheit der Selbstbestimmung. Die alte Rede, das Wohlgefallen am Komischen beruhe auf dem Gefühl der eignen Ueberlegenheit über die angeschaute Mangelhaftigkeit, findet Weiße nur ungeschickt, so weit sie von dem Dünkel des einzelnen Subjects andern Einzelnen gegenüber spricht; sie sei richtig, wenn sie auf das glückliche Selbstgefühl der allgemeinen geistigen Subjectivität gedeutet werde, die durch erwachende Kritik, und alle Komik ist eine Art der Kritik, sich dem ungerechtfertigten Eindruck des Gegebenen, dem Vorurtheil, entzieht. Das Auftreten der entwickelten Komödie bezeichnet, wie Weiße nach Hegel bemerkt, einen weltgeschichtlichen Wendepunkt der Cultur, ein Erwachen des Selbstbewußtseins der Persönlichkeit, entsprechend dem gleichzeitig aufgegangnen speculativen Selbstbewußtsein in der Schule des Sokrates und vorbereitend das weltgeschichtlich-religiöse des Christenthums.

Kritik und Komik nun stimmen darin überein, daß sie an sich nur zerstören, nicht aufbauen; beide thun dies jedoch nur auf Grund irgend einer maßgebenden Gewißheit, die sie unangetastet lassen. Die Summe dieser Gewißheit nun pflegt schon der wissenschaftlichen Kritik nicht als eine Reihe im Bewußtsein

gegenwärtiger Sätze vorzuschweben; nicht als erkannter Inhalt ist sie gegenwärtig, sondern als eine lebendige Kraft des Erkennens, der man in jedem Augenblick des Bedürfnisses den eben nöthigen Grundsatz der Beurtheilung abfühlen kann. Noch viel weniger läßt die komische Phantasie eine Ausscheidung der ästhetischen Wahrheiten zu, nach denen sie ihre einzelnen Gegenstände richtet; noch weit mehr als dort, erscheint hier der Rechtsgrund der zerstörenden Thätigkeit nur als lebendige Thätigkeit des Subjects, welches die ästhetische Gerechtigkeit ist. „In der Komik tritt an die Stelle des genießenden Anschauens eine freie allseitige Thätigkeit des Subjects, die ein reines von aller Anstrengung freies Spiel seiner Kräfte ist: ein Spiel, dessen ergötzende und beseligende Wirkung in seiner Zwecklosigkeit, d. h. in der Beseelung durch ein gestaltloses Absolute liegt, das nicht mehr in der Form eines Zwecks auftritt, und dem doch die endliche Subjectivität allein ihre Macht des Auflösens und Verflüchtigens verdankt."

Eine allgemeine Schranke setzt endlich Weiße aller Geltung der komischen Phantasie. Der Humor enthalte allerdings das vollständige Bewußtsein des Ideals; hinter der von ihm verspotteten Endlichkeit erblicke er bereits den Keim des von ihm angestrebten unendlich Erhabenen, und diese Wahrnehmung mache alle von ihm angeschauten Erscheinungen eben in ihrer äußersten Kleinheit und Zerspaltenheit zu unendlich lieblichen und werthvollen. In diesem Sinne müsse allerdings der Humor die ästhetische Weltanschauung durchdringen, aber als ein Letztes und Höchstes gilt seine Regsamkeit nicht. Dies habe vielmehr die ästhetische Dialektik gelehrt, daß die Phantasie, als Geisteskraft des Individuum gefaßt, nothwendig in Häßlichkeit übergehe auch der Humor stelle durch Vernichtung des Endlichen die Schönheit nur in negativer Weise her, nur als Freiheit des Selbstbewußtseins, das über dem verschwindenden Inhalt schwebt; eine Wiedereinkehr des hier nur als zwecklose Thätigkeit vorhandenen ästhe-

tiſchen Princips in beſtimmte, bleibende Geſtalten ſei noch zu ſuchen: die Erzeugung der allein vollkommnen und des Namens würdigen Schönheit, die als Ideal oder ideale Weltanſicht nur durch die weltgeſchichtliche Thätigkeit des menſchlichen Geſchlechts, nicht durch den Einzelnen möglich ſei.

Der ausführlichen und in vielem Betracht ausgezeichneten Darſtellung Viſchers entlehne ich zunächſt ihren §. 185, welcher aus verſchiedenen Wendungen Schellings und Hegels Anſichten ſo zuſammenſtellt. „Schellings Schule beſtimmt das Komiſche als die negative und unendliche Freiheit des Subjects, welches in reiner Zweckloſigkeit und Willkür die Welt vernichtet, indem es ſie des bindenden Geſetzes entleert durch Umkehrung alles Objectiven und Poſitiven, aber nur, um ſie als urſprünglich in ihrer Fülle Eins mit dem Unendlichen darzuſtellen und ſie zum Spiegel der eignen Freiheit zu machen. Hegel bezeichnet es als den Verrath der allgemeinen Weſenheit an das Selbſt, als die negative Kraft des einzelnen Selbſt, in welcher die Götter als Naturmächte wie als die ſittlichen Geſetze der allgemeinen Ordnung verſchwinden, die abſolute Macht die Form eines Vorgeſtellten, von dem Bewußtſein überhaupt Getrennten und ihm Fremden verliert und eben nur die Gewißheit ſeiner ſelbſt bleibt, worin das einzelne Bewußtſein ganz bei ſich und die einzige Wirklichkeit iſt: eine Rückkehr alles Allgemeinen in die Gewißheit ſeiner ſelbſt, die hierdurch eine vollkommne Frucht- und Weſenloſigkeit alles Fremden und ein reines Wohlſein und Sichwohlſeinlaſſen des Bewußtſeins iſt.“ Dem erkennbaren Grundgedanken dieſer ſchwerfaßlichen Aeußerungen ſtimmt Viſcher ſelbſt deutlicher bei: das komiſche Subject negire jede Erhabenheit, d. h. jede unendliche Größe, welche ihm von außen zu kommen ſich die Miene gebe: ſie falle; aber der Ort, wohin ſie falle, ſei das gegenwärtige Subject, welches das abſolute in ſich hereingenommen habe; in ihm ſei ſie alſo aufgehoben, es ſei ihre lebendige Aufbewahrung.“

Durch solche Erörterungen kann ich doch nicht alle unsere Bedürfnisse gedeckt finden. Sie heben zunächst nur die Freude an unserer eignen übermächtigen geistigen Regsamkeit hervor, welche den Werth aller Dinge bezweifelt und aufhebt; Nichts ist, wie Vischer sagt, fest und gewiß, als der Selbstgenuß der Subjectivität in unendlichem Spiele. Aber die alte Frage, welchen ästhetischen Werth ein solches Treiben der komischen Phantasie habe, bleibt doch unbeantwortet. Denen, welchen dieses Wesen der Komik bedenklich und frevelhaft erscheint, mag Vischer mit Recht antworten, daß das Komische nicht das ganze Schöne sei; aber wenn es sich von selbst versteht, daß alles an sich Lächerliche dem Verlachen mit Recht verfällt, so ist doch nicht klar, aus welchem Grunde diese zerstörende Tendenz in dem Maße wie Vischer will, gegen *allen* Inhalt der Welt gerichtet werden müsse, damit die ästhetische Würdigung der Welt vollkommen sei. Es ist in hohem Grade anzuerkennen, daß der geistreiche Aesthetiker an vielen Stellen seines Werkes die Nothwendigkeit hervorhebt, jenem Geiste der Verneinung auch eine befriedigende Bejahung zuzugesellen, die im unendlich Kleinen, welches jene aus dem unendlich Großen hervorzieht, eben die eigne freie Strahlenbrechung des unendlich Großen anerkenne; der Humor sei gegen die Thorheit, die er auflöse, nicht blos darum duldsam, weil er sich selbst in sie mit einschließt, sondern weil er zugleich das Bewußtsein des unendlichen Werthes des unendlich Kleinen in sich trage. Dem ist mit vollem Herzen beizustimmen; aber es scheint mir, daß auf diese Weise nur eine Gesinnung bezeichnet werde, die zu der nicht gelegentlich angeregten, sondern systematisch geübten komischen Phantasie *hinzuverlangt* werden müsse, um dieselbe, wenn sie nun einmal so da sein muß, ästhetisch erträglich zu machen; dagegen fehlt mir der Nachweis, daß diese innige Schätzung des unendlichen Werthes des unendlich Kleinen nur auf dem Wege einer vorangehenden Verlachung aller Dinge zu erreichen, daß also die universale Komik, welche die ganze Welt

belacht, eine unentbehrliche, wenn auch wieder aufzuhebende Vorbereitung zu der vollständigen ästhetischen Würdigung der Welt sei.

Wenn ich es recht verstehe, drückt Bohy dasselbe aus. Der Jubel, mit dem die Schöpfungen der vollen komischen Begeisterung erfüllen, sei nur daraus erklärlich, daß in der komischen Kunst die dunkle gemeine Welt durch den Blitzstrahl der Idee plötzlich sich aufhelle. „Der Komiker ist keineswegs bemüht, nachzuweisen, wie auch in diesen und jenen verzerrten und verachteten Erscheinungen des Lebens die höhern Momente des Geistes noch fortleben." Eine solche Absicht würde alle Harmlosigkeit und Heiterkeit des Komischen aufheben. Doch gewiß sei es, daß der wahre Komiker mehr als Talent, daß er im vollen Sinne des Wortes Mensch sein, ein an Liebe reiches Herz in sich tragen müsse; dieser reichen schönen Seele des Dichters sei es nothwendig, alle noch so seltsamen verwunderlichen Gestalten mit heiterem Wohlwollen zu betrachten. Wenn Bohy unmittelbar hinzusetzt, aus der ganzen Lebensauffassung des Dichters folge, daß die Erde überall des Herrn, und in der göttlichen Welt alle Mißtöne zu einer Harmonie ausgeglichen seien, so stimmt dies wohl nicht ganz mit der früheren Behauptung, daß der Dichter das Fortleben des Höheren im Verachteten nicht nachweisen wolle; denn anders als durch solchen Nachweis im Einzelnen ließe sich doch diese reine Harmonie nicht darthun; das bloße wohlwollende Herz, welches sich in dem Ganzen der Darstellungsweise immerhin verrathen mag, verbürgt keine Ausgleichung der Mißtöne in dem Dargestellten. Ich kann mich daher nicht überzeugen, daß diese Betrachtung beweise, wie „durch die allseitige Komik die Welt nicht erniedrigt, vielmehr der Komiker genöthigt sei, sie nicht anders, als insofern sie mit der Idee versöhnt sei," anzuschauen. Wenigstens ist mir nicht klar, wie er dazu eben durch die Komik genöthigt sei.

Ich bescheide mich jedoch, daß das, was ich suche, und viel-

leicht Beſſeres als ich finden könnte, bereits in den geiſtvollen Schriften, die ich erwähnte, enthalten ſein mag. Was mir fehlt, will ich indeſſen andeuten. Die Befliſſentlichkeit, an allen Dingen die lächerlichen Elemente aufzuſpüren und überall die Incongruenz der Wirklichkeit mit ihrer Beſtimmung aufzuweiſen, wirkt an ſich nur erkältend und verſtimmend. Eine Rechtfertigung für ſie kann in keiner Weiſe darin liegen, daß die Vollkommenheit, welche aus der Wirklichkeit verſchwindet, dafür in der Virtuoſität der komiſchen Phantaſie fortdauert oder wiedergeboren wird; durchaus mit Unrecht ſcheint mir die neuere Aeſthetik dieſe Freiheit einer ſich ſelbſt in ihrer abſoluten Machtvollkommenheit genießenden Subjectivität, welche allerdings der komiſchen Phantaſie zukommt, als den Grund ihres äſthetiſchen Werthes zu betrachten. Für eine Dialektik, die anderweitig ſich die Hände gebunden hat, mag dieſer ganze Unterſchied eines im Objectiven vorhandenen äſthetiſchen Princips und deſſelben Princips, ſofern es nur als geſtaltloſe Regſamkeit des Subjects auftritt, ſeinen Werth haben; für die unbefangene Würdigung der äſthetiſchen Fragen iſt er überaus untergeordnet. Allerdings gehört die Beweglichkeit der komiſchen Phantaſie auch zu den Gegenſtänden, die uns gefallen, aber als bloße formale Elaſticität des ſubjectiven Geiſtes betrachtet, und ohne ſich durch den Werth des Erzeugniſſes, welches ſie erarbeitet, zu legitimiren, kann ſie unmöglich als das höchſte Organ zur Erfaſſung des Schönen oder als die höchſte Form gelten, in der das Schöne im Geiſte ſelbſt gegenwärtig ſei. Nun wird uns freilich in richtiger Anerkennung dieſer Forderung verſichert, daß die Komik, indem ſie zerſtöre, zugleich aufbaue, indem ſie die Unangemeſſenheit der Erſcheinungen zur Idee verlache, doch zugleich die durchgängige Immanenz der Idee in ihnen zu Tage bringe. Aber ich wüßte nicht, daß uns nachgewieſen würde, auf welche Weiſe ſie dieſe widerſprechenden Leiſtungen vereinige. Denn gegen die unzähligen Einzelheiten der Endlichkeit, welche ſie verneint, richtet ſie unzählige einzelne

und vereinzelte Angriffe; jede vernichtet ſie aus einem beſondern Grunde; wie ſoll es geſchehen, daß ſo viele Negationen ſich von ſelbſt zu einem poſitiven Ergebniß zuſammenſetzen, das doch zurückbleiben ſoll? und welches iſt die allgemeine Herrſchaft der Idee, die dadurch bewieſen würde, daß die Herrſchaft derſelben Idee in allen einzelnen Fällen geleugnet wird? Und doch, wenn die Komik den ihr zugeſchriebenen äſthetiſchen Werth haben ſoll, müßte es ſo ſein; die Gewißheit, daß trotz alledem und alledem die Welt doch vernünftige Harmonie ſei, dürfte nicht nebenher verſichert werden, ſondern müßte unmittelbar in derſelben That liegen, durch welche das Endliche verneint wird.

Suchen wir nun den Grund der äſthetiſchen Eigenſchaften der Dinge, wie hergebracht, in ihrem Verhältniß zur Idee, ſo kann die mangelnde Uebereinſtimmung des Endlichen mit dieſer, wie wir früher angaben, zuletzt doch nur von dem Mechanismus abhängen, an den die Idee in ihrer Verwirklichung gebunden iſt, und deſſen durch allgemeine Geſetze beſtimmtes Verfahren nicht überall im Sinne des beſondern Planes wirkt, welchen die Idee in jedem Einzelnen auszuführen ſtrebt. Aus dieſer Quelle fließt nicht nur die Unvollkommenheit in der Bildung jedes Naturerzeugniſſes und der Zufall, der die beabſichtigte Entwicklung kreuzt; auch die Mängel des geiſtigen Lebens entſpringen theils aus der Unvermeidlichkeit eines pſychiſchen Mechanismus, welcher die Einheit und Reinheit jeder höhern Beſtrebung durch fremdartige Beigaben ſtört, theils aus der allgemeinen Verknüpfung mit dem körperlichen Daſein, deſſen Naturverlauf die Verfolgung der Zwecke durch Unzulänglichkeit oder eigenwillige Nebenwirkungen der Mittel unterbricht. Wenigſtens Alles, was Gegenſtand äſthetiſcher Beurtheilung werden ſoll, iſt auf dieſes Verhältniß zurückzuführen; Unvollkommenheiten, die nicht aus ihm, ſondern aus dem böſen Willen des freien Geiſtes hervorgehen, unterliegen als ſolche nur einem ſittlichen Urtheil und nehmen äſthetiſche Prädicate nur an, ſofern ſie nebenher doch wieder an

jene Verkettung des Besondern und Individuellen mit der Allgemeinheit seiner Verwirklichungsbedingungen erinnern. Das Gewahrwerden dieser thatsächlichen Abhängigkeit des Ideellen von dem Mechanismus der reellen Mittel erzeugt je nach dem verschiedenen Werthe dessen, das ihr im einzelnen Falle unterliegt, bald elegische Stimmung über den natürlichen Untergang des Trefflichen, bald Heiterkeit über die komische Vernichtung des Eitlen; aber eine geflissentliche Hervorhebung der dunklen Mittel, auf denen aller Glanz des Lebens beruht, der Nachweis, daß alles Größte und Höchste zuletzt von dem Mechanismus zu Falle gebracht wird, auf dem allein sein Dasein beruht: dieser Nachweis könnte an sich nur als eine mephistophelische Herabsetzung der Wirklichkeit, nicht als die Vollendung ihrer ästhetischen Würdigung gedacht werden. Geht der Ausdruck der Ideen in der Welt zu Grunde, so tröstet uns darüber gar nicht der Nachsatz, daß dafür Alles nach unwandelbaren Gesetzen eines unveränderlichen Mechanismus geschehe, denn *diese* ewige Nothwendigkeit hat an sich selbst keine Heiligkeit und keinen Werth. Befriedigung könnte nur aus der Entdeckung wieder entstehen, daß diese allgemeine Nothwendigkeit, in welche wie in ein auflösendes und absorbirendes Element jeder hohe Aufschwung des Einzelnen zurücksinkt, in ihren eigenen Formen durchgängig von dem Sinne der Idee durchdrungen ist, und daß auch dann, wenn die einzelnen Erscheinungen zusammenfallen, die auf diesem Grund und Boden sich mit individueller Lebenskraft nach eigenthümlichen Zielen erheben wollten, dieser Grund und Boden doch selbst noch demjenigen, das ziel- und zwecklos in ihm versinkt und ruht, ein gewisses Glück des Umfangenseins von dem werthvollen Sinne der Idee bewahrt. Seine individuelle Melodie zwar, durch die das Unendliche auf eigenthümliche Weise ausgedrückt werden sollte, läßt das Endliche nun verzagend verstummen; aber die allgemeine Welt der Töne wogt mit der allgemeinen Gesetzlichkeit ihrer Harmonie fort und gewährt dem, der sich in sie versenkt, das

Bewußtſein eines ewig vorhandenen Elementes, deſſen Theile zwar zu keiner beſtimmten Geſtalt geordnet ſind, aber ſo aufeinander bezogen, daß eine Unermeßlichkeit beſtimmter Geſtaltungen aus ihm entſpringen und das tiefe Glück ſeiner harmoniſchen Verhältniſſe in immer neuen melodiöſen Wendungen entfalten kann.

Die Hervorhebung nun dieſes in ſich ſelbſt gegliederten und harmoniſchen Grundes aller Dinge beginnt ſchon der einzelne Witz, der ein komiſches Gebahren verlacht; ſeine Wirkung beruht gar nicht auf der immer allein hervorgehobenen vernichtenden Kraft, die er ausübt, ſondern eben darauf, daß das Vernichtete nun nicht in die bodenloſe Leere des Nichts fällt, daß vielmehr die Beſtrebung, die *ihr* Ziel verfehlt, von dem allgemeinen Zuſammenhang der Dinge ergriffen wird, und deshalb gar nicht verfehlen kann, auf geradem Wege ein *anderes* Ziel zu erreichen, das mit dem ihrigen in Widerſpruch ſteht. Aber weit mehr tritt dies in der höheren Komik hervor, die nicht mehr einzelne Gegenſtände verlacht, ſondern mit allen ſpielt. Schon ihre einfachſte Form, der Wortwitz, erfreut durch die Wahrnehmung, daß Worte und Begriffe, ihrer gewöhnlichen Bedeutung entfremdet und willkürlich verknüpft, immer wieder ein zuſammenpaſſendes, im Denken ausführbares Ganze bilden, daß Formen des Großen auf das Kleine, Eigenheiten des Kleinen auf das Große angewandt, ganz unvermuthet wohlzuſammenſtimmende Verhältniſſe geben, daß endlich überhaupt die Elemente der Wirklichkeit, auseinandergeriſſen, zerſtampft und durcheinandergeſchüttelt, mit unverwüſtlicher Kraft ſich immer wieder kaleidoſkopiſch in anmuthigen, und bei aller Willkür tauſendfach an das Wahre erinnernden Geſtalten zuſammenthun. Nur in dieſer heiteren Betrachtung der Unzerſtörbarkeit des allgemeinen Füreinanderſeins der Dinge kann ich den Reiz jener abſoluten Komik finden, welche ſich die ganze Welt zum Object wählt; keineswegs in der Freiheit der ſubjectiven Phantaſie, oder in der bloßen Negation aller

beſtimmten Geſtaltung. Wohl mag man ſie ein Spiel nennen; aber es iſt eben ein Irrthum, daß der Reiz eines Spieles in der bloßen zweckloſen Ausübung der eignen Kraft beſtehe. Welches Ballſpiel würde uns wohl ergötzen, wenn wir zwar die Elaſticität unſrer eignen Muskeln in allen möglichen Variationen dabei genöſſen, die Bälle aber nach keinem vorauszuberechnenden Geſetze ihre Bahnen beſchrieben, ſondern principlos nach gleichem Anſtoß ungleich, bald nach rechts, bald nach oben liefen, bald zurückkehrten, bald nicht? Das Spiel gefällt, weil unſere zweckloſe Thätigkeit überall in den Dingen, mit denen ſie ſpielt, eine allgemeine Geſetzlichkeit, ein Princip der Zuſammengehörigkeit und des Füreinanderſeins aller ihrer Zuſtände antrifft, durch welches allein die einzelnen Erfolge unſers Thuns zu einem wohlgefälligen Ganzen ſich zuſammenſchließen.

Meine bisherige Betrachtung würde darauf führen, daß die Komik nicht die objective Welt von der Idee entleert, um nur die ſubjective Phantaſie als ihren Sitz gelten zu laſſen, daß ſie vielmehr eben über die Unverjagbarkeit der Idee aus dem Wirklichen unſere Freude erregt. Aber freilich mit dem Zuſatz, daß dieſe der Welt bleibende Idee nicht dieſelbe iſt, welche die gegneriſchen Anſichten ſo nennen. Daß alle ſchönen einzelnen Entwürfe beſtimmter Geſtaltung äſthetiſch zu nichte werden, lehrt auch für uns die Komik; ſie tröſtet nur dadurch, daß die Idee als allgemeine, geſtaltloſe, unendliche Möglichkeit für das Auftauchen einzelner immer vergänglicher Geſtaltungen zu Grunde liegen bleibt. Aber von dem Humor wird einſtimmig verſichert, daß er nicht nur dies geſtaltloſe Unendliche dem Einzelnen gegenüber feſthalte, ſondern den unendlichen Werth des kleinen Endlichen anerkenne, eben indem er es verlacht. Hieße dies nur, das Endliche habe ſeinen anderweitigen Werth trotz ſeiner bleibenden äſthetiſchen Abgeſchmacktheit, ſo wäre der Humor, der dies nachwieſe, nicht eine beſondere Geſtalt der äſthetiſchen Phantaſie, ſondern eine Miſchung des äſthetiſchen Urtheils mit mera-

liſcher Billigkeit. Man muß vielmehr annehmen, der Humor, welcher ja Alles beſpöttle, werde zugleich ſeine eignen Vorausſetzungen über das Weſen und die Bedingungen der Schönheit perſifliren, und ſich in der Betrachtung des Endlichen ſelbſt auf der Vorliebe für eine unnöthige Erhabenheit ertappen, die er in dieſem erſt ſchmerzlich vermißt, dann aber lachend fahren läßt. Und ich glaube beinahe, daß es ſo iſt, und daß der Humor wirklich zuletzt derſelben äſthetiſchen Theorie heimlich eine Fratze macht, von der er ſo hoch geſtellt wird: ich meine der Theorie, welche alle äſthetiſchen Eigenſchaften der Dinge immer aus den Verhältniſſen der Idee zur Erſcheinung ableitet.

Die Glut der ſchwärmeriſchen Sehnſucht nach allem Höchſten, die Zufriedenheit mit dem Gegebenen, die Wärme und Zärtlichkeit der Liebe, jeder gute Wille zu lebhafter Aeußerung in vernünftigen Werken, ſie ſind alle an ſich werthvolle Güter, die Nichts durch die Hemmungen verlieren, welche der Weltlauf ihrer Entfaltung entgegenſetzt; die Sehnſucht Nichts durch die Unwirklichkeit ihrer Ideale in der beſtimmten Geſtalt, welche ihnen ihre Unerfahrenheit gab; die Zufriedenheit Nichts durch die Kümmerlichkeit deſſen, woran ſie ſich genügen läßt; die Liebe Nichts durch die Unbeholfenheit ihres Ausdrucks; der gute Wille Nichts durch die Unfruchtbarkeit, zu welcher ihn die Engigkeit eines beſchränkten Geſichtskreiſes verurtheilt. Und doch iſt kein Grund, alle dieſe Güter bereits als ein ſittliches Gute zu betrachten, ſo daß der Humor ſie blos achten müßte, während er ſie äſthetiſch verlachte; er kann ſie vielmehr nicht verlachen, weil ſie eben ſelbſt die eigentlichſten, lebendigſten und weſenhafteſten Schönheiten ſind, die es in der Welt gibt. Die Komik, welche ſich mit ihnen beſchäftigt, erinnert ſich, daß zwar gleichgültigere Ideen, — und ſehr gleichgültig iſt allerdings das, was dieſe äſthetiſchen Theorien ſchlechthin Ideen nennen, — Schönheit nur durch völlige Verkörperung ihres Gedankeninhalts in einer mangelloſen mannigfaltigen Erſcheinung erwerben, daß aber dieſe we-

sentlichen ästhetischen Güter die Schönheit, welche sie selbst sind, nicht durch Uebereinstimmung mit irgend welchem Anderen zu erlangen brauchen. Indem daher die komische Phantasie das Verkehrte in der Erscheinungsweise dieser Güter hervorhebt, verspottet sie nicht deren Unfähigkeit, sich eine fehlerlos zutreffende Erscheinung zu geben, sondern sie persiflirt ihre eigene eben damit nun überwundene Pedanterie, das höchste Schöne stets nur in der hochtrabenden Feierlichkeit und Umständlichkeit einer vollständigen Harmonie zwischen der Innerlichkeit des Wesens und der Aeußerlichkeit seiner Erscheinung zu suchen. Nichts ist daher ein so dankbarer, ja recht der eigentliche Gegenstand der humoristischen Komik, als der Nachweis, daß eben jene endlichen Güter schön bleiben, obgleich sie den äußerlichen Formen der Schönheit nirgends genügen; diese Formen sind es, deren schließliche Ohnmacht aufgezeigt wird, das Schöne aus sich zu begründen, wo es nicht ist, oder seine Schönheit durch ihr eigenes Nichtdasein aufzuheben; auch sie gehören, wenn sie von der ästhetischen Theorie als unaufhebliche Mächte vorgestellt werden, mit zu jenem Erhabenen, welches der Humor nirgends gelten läßt, sondern immer auflöst; Nichts bleibt vor ihm sicher, als jene wesentlichen ästhetischen Güter, die nicht verlacht werden können, weil sie die erhabene Prätension, die Erscheinung ganz durch sich zu bestimmen, in ihrer Bescheidenheit gar nicht erheben.

Eine ausführliche Darstellung hat dem Humor als psychologischem Phänomen in neuester Zeit Lazarus gewidmet. (Das Leben der Seele. 1. Berlin 1856.) Seine anziehende Schilderung wird dem Leser alle die Gesichtspunkte zu verdeutlichen im Stande sein, deren wir bisher gedacht haben; doch thut sie sich selbst vielleicht Unrecht, wenn sie sich mit dem vielen Vortrefflichen, welches sie enthält, in völligem Widerspruch zu allen Lehren der bisherigen Aesthetiker zu befinden glaubt.

Sechſtes Kapitel.

Die äſthetiſchen Ideale.

Der ideale Stoff der Kunſt nach Schelling. — Mythologie und Weltanſicht. — Symbol und Allegorie bei Solger. — Begriffsbeſtimmung des Ideals durch Weiße. — Deſſen Dreiheit der Ideale: das antike, das romantiſche, das moderne. — Bemerkungen über das Weſentliche des modernen Ideals.

Daß die Wirklichkeit nie Vollkommenes bilde, daß hinter ihren Erzeugniſſen nur die künſtleriſche Phantaſie die ewige Schönheit ahne, war die alte Ueberzeugung, die Klage und der Troſt äſthetiſch angeregter Gemüther geweſen. Doch hatte dieſes Ideal des Schönen als fertig durch ſich ſelbſt gegolten, in ſeinem überweltlichen Daſein immer beſtehend; die Arbeit des menſchlichen Geiſtes hatte nur für die Ebnung des Wegs zu ſorgen, der zu ſeiner Anſchauung führt. Dieſe Auffaſſung änderte Schelling, oder gab der allmählich entſtandenen Aenderung beſtimmteren Ausdruck. Die Kunſt war früher als eine Ausübung menſchlicher Geiſtesthätigkeit neben andern erſchienen, löblich und ſegensreich vor vielen andern, doch nicht ſo unentbehrlich, daß ihr Nichtſein eine Lücke der Weltordnung geweſen wäre: Schelling ſetzt ſich die Aufgabe, die Stellung der Kunſt im Univerſum zu beſtimmen. Sie iſt ihm nicht eine menſchliche Entwicklung, die auch fehlen könnte, ſondern ein unentbehrliches Glied des Weltganzen, das an einer beſtimmten Stelle ſeiner Entwicklung auch ſie zum vollen Ausdruck ſeines umfaſſenden Grundgedankens fordert. „Vollkommne Offenbarung Gottes ſei nicht in der Natur; ſie ſei nur da möglich, wo in der abgebildeten endlichen Welt ſelbſt die einzelnen Formen ſich in abſolute Identität auflöſen. Dies geſchehe in der Vernunft; ſie alſo ſei

im All ſelbſt das vollkommene Gegenbild Gottes.“ Dies iſt der bekannte bleibende Grundgedanke des Idealismus: das geiſtige Leben ſei nicht Zugabe zur Natur, die an ſich ſchon die ganze Welt bilde, nicht ein Spiegel, der den geſchloſſenen Beſtand derſelben nur noch einmal bewundernd abbilde, ſondern ſelbſt das wichtigſte Glied dieſer Wirklichkeit; nicht ihren fertigen Inhalt ſolle er nur begreifen, ſondern ihren unfertigen Inhalt durch ſein Hinzukommen erſt zu einem abgeſchloſſenen Ganzen vervollſtändigen. Innerhalb des idealen All nun, welches die Vernunft, dem realen All gegenüber, zum Abſchluß des univerſalen All hinzu erzeugt, löſe die Kunſt die Aufgabe der Ineinsbildung der unendlichen Idealität ins Reale, eine Aufgabe, die der realen äußerlichen endlichen Welt ſelbſt nicht lösbar iſt. Die Kunſt gebe den Ideen Formen, wie dieſe Außenwelt ihnen deren gab, aber ſie gebe ihnen ſolche Formen, welche ihnen im Geiſte Gottes zukommen, und die Gott ihnen nicht durch Ausarbeitung in dem Stoffe der Wirklichkeit, ſondern nur durch das Mittelglied der ſeine Abſichten nachahmenden und nachſchaffenden Einbildungskraft der Geiſter geben konnte. So gelangt Schelling dazu, nicht blos die Form, ſondern auch den Stoff der Kunſt als nothwendigen aufzeigen zu wollen; dieſer Stoff aber iſt keine äußere Wirklichkeit, welche die Kunſt nachzuahmen hätte, ſondern ein Erzeugniß der Phantaſie; kein willkürliches und geſetzloſes jedoch, ſondern eine ſolche Idealwelt, in welcher die Phantaſie den ewigen Urbildern der Dinge die Formen gibt, die ihnen gebühren, und welche die gemeine Wirklichkeit ihnen verſagt. Es iſt die Welt der Mythologie, welche Schelling für die nothwendige Bedingung und für den erſten Stoff aller Kunſt erklärt; ſie ſei Nichts anderes, als das Univerſum in höherem Gewand, in ſeiner abſoluten Geſtalt, das wahre Univerſum an ſich, Bild des Lebens und des wundervollen Chaos in der göttlichen Imagination, ſelbſt ſchon Poeſie und doch für ſich wieder Stoff und Element der Poeſie.

Eine Reihe von Sätzen von einiger Paradoxie des Ausdrucks bestimmt zuerst den Werth der Mythologie. Ihre Dichtungen seien weder absichtlich noch unabsichtlich; anstatt des unmöglichen Dritten, das diese Behauptung zu verlangen scheint, verlangt sie indessen nur dasselbe, was die nächstfolgende freilich wenig glücklicher bezeichnet: „die Mythologie könne weder das Werk des einzelnen Menschen, noch des Geschlechts oder der Gattung, sofern diese nur Zusammensetzung der Einzelnen sei, sondern allein des Geschlechts sein, sofern es selbst Individuum und einem einzelnen Menschen gleich sei; die Unbegreiflichkeit dieser Idee raube ihrer Wahrheit Nichts." Es ist zu erkennen, was hiermit gemeint ist: die Mythologie entspringt weder mit absichtlicher Berechnung den launenhaften Einfällen Einzelner, noch mit blinder Nothwendigkeit einem psychischen Mechanismus, der alle Einzelnen der Gattung zugleich beherrscht; wie jeder grosse geistige Gemeinbesitz der Menschheit bildet sie sich vielmehr in dem Wechselverkehr und dem Austausch der Gedanken Unzähliger. Dieser Verkehr verbindet die Einzelnen der Gattung zwar nicht zu Einem Individuum, aber doch zu einem Ganzen, dessen Theile nicht blos neben einander sind, und er sorgt dafür, daß Alles, was aus blindem Naturtrieb entsprang, zum Bewußtsein seiner Bedeutung gebracht wird, Alles aber, was aus zufälliger Absicht der Einzelnen hervorging, nur soweit erhalten bleibt, als es sich zugleich auf die nothwendigen Ziele des allgemeinen Geistes bezieht, seinen wesentlichen Bedürfnissen entspricht, und seine unvermeidlichen Anschauungsweisen ausdrückt. Durch diese gemeinsame geistige Arbeit des Geschlechtes zu Stande gebracht, besitzen die mythologischen Bildungen allerdings für die Menschheit einen ewigen Werth und eine unverlierbare ideale Bedeutung, die wir mit Schelling anerkennen können, ohne mit ihm aus der absoluten Idealität der mythischen Götter auf ihre absolute „Realität" zu schließen und so den hergebrachten Sinn bekannter Worte durch die Behauptung ins Schwanken zu brin-

gen, die Wirklichkeit dieſer Erzeugniſſe der Phantaſie ſei wirklicher als die des ſinnlich Wirklichen.

Auf den formalen Character der Mythologie geht eine zweite Reihe von Bemerkungen ein. Darſtellung des Abſoluten mit abſoluter Indifferenz des Allgemeinen und Beſondern im Beſondern, — und dies ſei die Aufgabe der Kunſt — ſei nur ſymboliſch möglich. Schematismus ſei die Darſtellung, in welcher das Allgemeine das Beſondere bedeute, oder Beſonderes durch Allgemeines angeſchaut werde; Allegorie deute Allgemeines durch Beſonderes an; Symbol ſei die Syntheſis beider, in welcher weder Allgemeines das Beſondere, noch dieſes jenes bedeute, ſondern beide abſolut Eins ſeien. Dieſe an ſich vortrefflichen Begriffsbeſtimmungen wendet Schelling in weiterer Bedeutung an: in der Körperreihe verfahre die Natur allegoriſirend, in der Wechſelwirkung des Lichtes mit den Körpern ſchematiſirend, im Organiſchen ſymboliſch; Denken ſei ſchematiſch, Handeln allegoriſch, weil Allgemeines durch Beſonderes bezweckend, die Kunſt ſymboliſch; Geometrie ſchematiſire, Arithmetik allegoriſire, ſofern jene durch Allgemeines das Beſondere darſtelle, dieſe den umgekehrten Weg gehe. Vielleicht hat im letzten Beiſpiel ein Druckfehler die Plätze der Arithmetik und Geometrie vertauſcht; aber dieſelbe Unſicherheit drückt doch auch die andern Betrachtungen, welche jene Begriffe auf Kunſt und Mythologie, und zwar auf die des Chriſtenthums und der modernen Zeit nicht minder als auf die des Alterthums anwenden. Manche geiſtreich aufgefaßte und ausgedrückte Wahrheit wird man in ihnen finden, ohne ſich zu verhehlen, daß ſehr oft die Vertheidigung gerade entgegengeſetzter Behauptungen ebenſo glücklich ſein würde. Dies iſt kein Wunder; ſo weitſchichtige und inhaltarme Abſtractionen, wie die hier ſtets verwendeten Gegenſätze von Allgemeinem und Beſonderem, Einbildung des Unendlichen ins Endliche oder des Endlichen ins Unendliche, flattern viel zu loſe und zu hoch über dem lebendigen Inhalt der Sache, um nicht nach

willkürlichem Belieben bald ſo, bald anders mit demſelben verknüpft werden zu können.

Im Alterthum findet Schelling die Aufgabe, das Unendliche im Endlichen darzuſtellen, alſo die Aufgabe einer Symbolik des Unendlichen, in der Bildung von Göttergeſtalten gelöſt, deren jede ungeachtet ihrer characteriſtiſchen Beſonderheit doch die Totalität des geiſtigen Lebens darſtellt, und nicht eine Idee bedeutet, ſondern dieſe Idee in aller Fülle einer durch den Gedanken unausdenkbaren, nur der Phantaſie faßbaren lebendigen Individualität iſt. Alle dieſe Geſtalten aber ſind verknüpft zu einer Götterwelt, in deren inneren Verhältniſſen alle die allgemeinen, ewigen und typiſchen Beziehungen, welche die Wirklichkeit durchkreuzen, nach ihrem weſentlichen Sinne befaßt ſind. Dem Chriſtenthum eigne das entgegengeſetzte Beſtreben, das Endliche in das Unendliche aufzunehmen, d. h. es zur Allegorie des Unendlichen zu machen. Im Alterthum gelte das Endliche etwas für ſich, denn es nehme das Unendliche in ſich auf; dem Chriſtenthum ſei das Endliche für ſich Nichts, ſondern nur Etwas, ſofern es das Unendliche bedeute. Dieſem Gegenſatze gemäß, der freilich faſt nur darin zu beſtehen ſcheint, daß in beiden Fällen daſſelbe geſchieht, nur in dem einen Falle: weil, in dem andern: ſofern das Unendliche im Endlichen iſt, habe das Chriſtenthum keine vollendeten Symbole, d. h. keine Göttergeſtalten entworfen, die in vollkommen anpaſſender Erſcheinung den unendlichen Inhalt ihres Weſens ausdrückten, ſondern nur ſymboliſche Handlungen. Brachte daher die griechiſche Mythologie in ihrer Götterwelt das ewig feſtſtehende Syſtem der Natur zu künſtleriſcher Wiedergeburt, ſo müſſe das Chriſtenthum nothwendig eine mythiſche Geſchichte der Welt entfalten. In der That habe es eine ſolche von der Weltſchöpfung bis zum Weltgericht entwickelt; aber nur der Katholicismus habe unbefangen in dieſer Mythologie gelebt. Seitdem das proteſtantiſche Princip die Freiheit des geiſtigen Lebens wieder errungen, ſei

nur noch ein poetiſcher Gebrauch dieſer Gedankenwelt möglich, der nicht für den Glauben an ſie entſchädige. Bei der Univerſalität der modernen Bildung, die nicht, wie die antike, national ſich entwickelt habe, bleibe nichts übrig, als daß jeder künſtleriſche Genius ſich ſeine eigene Mythologie, ſeine eigene Geſtaltenwelt in Uebereinſtimmung mit dem Geiſte ſeiner Zeit bilde; nur in ferner Zukunft ſcheint Schelling die Neugeſtaltung einer allgemeingültigen mythiſchen Weltanſicht der Menſchheit zu ahnen. Aber dies, ſowie die Andeutungen über die Möglichkeit, Wahrheiten einer ſpeculativen Phyſik zu benutzen, um den „Geſchichtsgöttern“ der modernen Phantaſie die anſchauliche Erſcheinungsweiſe von Naturgöttern wiederzugeben, überlaſſen wir jener Zukunft ſelbſt, deren Fügungen auch Schelling die Erfüllung ſolcher Ahnungen anheimſtellt.

Man wird dieſem ganzen Gedankenzuge kaum ohne Befremden gefolgt ſein. Sollte in der That die Kunſt einen nothwendigen Stoff haben? da doch die gewöhnliche Meinung über ſie in der Form ihres Verfahrens ihre ganze Eigenthümlichkeit ſucht und jeden Stoff für dienlich hält, dies Verfahren an ihm zu verſuchen? Und ſollte dieſer vermeintlich nothwendige Stoff in einer mythologiſchen Welt beſtehen, von deren Inhalt wir für die Muſik gar keine, für die Baukunſt nur mittelbare, für die Malerei faſt nur unvortheilhafte Anregungen erwarten können, während die Poeſie in ihrer Allſeitigkeit ihn zwar aufnehmen kann, aber durch Beſchränkung auf ihn empfindlich leiden würde. Nur der Plaſtik kann unmittelbar jene göttliche Geſtaltenwelt willkommen und unentbehrlich ſcheinen. Und in der That iſt wohl die Bewunderung der in den Meiſterwerken ihrer Sculptur vertretenen Mythologie des Alterthums der eigentliche Ausgangspunkt dieſer Betrachtungen geweſen, unterſtützt durch Schellings ſpeculative Neigung, eine ſyſtematiſche Gliederung der Welt, in welcher ihre beſtändig vorhandenen allgemeinen Typen als eine geordnete Geſtaltenreihe auftreten, vor der Betrachtung der ewig

wechſelnden Beziehungen der veränderlichen einzelnen Ereigniſſe zu bevorzugen. Denn von ewigen Ideen der Dinge ſpricht er überall zuerſt und immer vorzugsweis; was zwiſchen den Dingen vorgeht, hat ihm nur Werth, ſo weit es wieder auf ein immer vorhandenes oder immer wiederkehrendes allgemeines Verhältniß zurückführbar iſt. Dieſe Neigung fand nur in der antiken Mythologie Befriedigung; die Weltvorſtellungen des Chriſtenthums mußten ihr unvollendet und ungenügend erſcheinen, während umgekehrt eben die Ueberlegung dieſer zu der Ueberzeugung hätte führen ſollen, daß das, was hier geſucht wurde, nicht allgemein in Mythologie beſtehen muß, ſondern nur im Alterthum eben dieſe Form angenommen hat. Eine äſthetiſche Weltanſicht überhaupt iſt das, was in allen dieſen Betrachtungen Schelling vorſchwebt; daß dieſe Anſicht ihren Inhalt nothwendig in einem anſchaulichen Götterkreis und den inneren Beziehungen deſſelben verkörpern müſſe, iſt eine ungerecht verallgemeinerte Forderung, denn ſie iſt nicht für jedes Zeitalter erfüllbar, und reicht ſelbſt, wo ſie erfüllt iſt, nicht hin, ſo wie Schelling es will, Stoff und Element aller Kunſt zu bilden. Auch im Alterthum kann nicht jeder Vorzug ſeiner Kunſt aus der Mythologie allein abgeleitet werden, wenn man nicht in ſehr weiter Bedeutung des Wortes zu ihr eine Menge von Lebensanſichten und Maximen rechnen will, die in dem mythiſchen Götterkreis als ſolchem keine unmittelbare Vertretung haben. Aber in ſo weiter Bedeutung würde der Name der Mythologie eben nur jene allgemeine und umfaſſende Weltanſicht bezeichnen, die wir meinen, und für welche die Ausprägung in einer Götterwelt zwar ein möglicher, aber nicht ein allgemein nothwendiger Abſchluß iſt.

Das aber, was wir unter dieſer Weltanſicht meinen, iſt etwas viel Umfaſſenderes, als Schelling hier ausſpricht, obgleich er es ohne Zweifel in ſeinen Gedanken mitumfaßt hat. Der Grund ſeines einſeitigen Ausdrucks liegt in der unvortheilhaften

Gewöhnung, durch die bedeutungsarmen Begriffe des Unendlichen und Endlichen, des Allgemeinen und Beſonderen die Räthſel bezeichnen zu wollen, um deren Löſung ſich die Phantaſie der Menſchheit zu bemühen habe; d. h. um in Schellings Redeweiſe zu ſprechen, in dem Schematismus, der das Beſondere, Concrete, Lebendige und Individuelle blos durch allgemeine, abſtracte, lebloſe und formale Begriffe andeutet. Freilich wird Jeder, ſo gefragt, zugeben, daß ſeine äſthetiſche Weltanſicht Unendliches und Endliches, Allgemeines und Beſonderes zu vermitteln ſuche; aber was Jeder damit meint, iſt dies, daß er ſich klar zu machen ſuche, wie mit der allgemeinen Einrichtung der Natur die beſonderen Bedürfniſſe des menſchlichen Gemüths, mit dem nothwendigen Schickſal der freie Wille, mit den unendlichen Zielen die Beſchränktheit des endlichen Daſeins, wie überhaupt alle diejenigen Widerſprüche zu verſöhnen ſind, die uns ans Herz greifen, und unter denen wir leiden. Wie ſich dagegen Unendliches überhaupt zu Endlichem, irgend welche Nothwendigkeit zu irgend welcher Freiheit, beliebiges Allgemeine zu beliebigem Beſondern verhalte, dies ſind Fragen, welche ſich die äſthetiſche Phantaſie nicht urſprünglich und hauptſächlich, ſondern erſt in zweiter Linie zu beantworten ſucht, weil die Ueberlegung jener brennenden Fragen auch auf ſie zurückleitet.

Eine ſolche Weltanſicht, nur durch die gemeinſame Arbeit ganzer Geſchlechter zu Stande gebracht, wird weder in einer überſehbaren Reihe von Sätzen, noch in einem geſchloſſenen Reiche von Geſtalten erſchöpfbar ſein; ſie bildet vielmehr ein vielverſchlungenes Gewebe von Ueberzeugungen und Vorurtheilen, Ahnungen und Hoffnungen, Stimmungen und Sitten, in welchen ſich ſinnend und handelnd der Geiſt der Menſchheit alle Verhältniſſe des Lebens zu einem zuſammenſtimmenden Geſammtergebniß zurechtgelegt hat. Von ihr iſt daher einerſeits zu erwarten, daß ſie jeder Kunſt, der muſikaliſchen nicht minder als der ſtatuariſchen, characteriſtiſche Anregungen gebe; denn wo, wie

in der erſten dieſer beiden, keine ewigen Begriffe von Dingen mehr maßgebend ſein können, dahin reichen doch noch die von dem allgemeinen Gepräge der Weltanſicht begünſtigten Vorneigungen für bloße Formen der Verknüpfung des Mannigfachen und für den Ausdruck der Bewegung irgend welcher lebendigen Kräfte überhaupt. Anderſeits aber hat man eben dieſe allgemeine äſthetiſche Weltanſicht nicht einſeitig in den Darſtellungen der Kunſt aufzuſuchen; ſie iſt von breiterer Ausdehnung und liegt den Gewohnheiten des Lebens nicht minder als jenen zu Grunde. Und deswegen können ſolche Begriffe, welche wie die des Schematismus, der Allegorie und der Symbolik, lediglich von dem formellen Verfahren des künſtleriſchen und des philoſophiſchen Gedankens entnommen ſind, nicht zur Bezeichnung dieſes umfaſſenden Elementes dienen, das aller Kunſt unentbehrliche Vorbedingung ſein ſoll.

Zunächſt ſind dennoch dieſe Unterſcheidungen als maßgebende feſtgehalten worden; wir begegnen ihnen bei Solger und bei Hegel wieder. Auch Solgers äſthetiſche Speculation bewegt ſich in einer abſtracten Welt; ſie unterſucht die verſchiedenen Wege, welche eine Phantaſie, von der wir nur nebenbei erfahren, daß ſie auch eine menſchliche Gemüthserregung ſei, zwiſchen einer namenloſen Idee und einer unanſchaulich gelaſſenen Endlichkeit hin- und hergehend beſchreibt, um beide miteinander zu verſöhnen. Die feinſinnigen Beobachtungen, die Solgers künſtleriſch gebildeter Geſchmack dennoch auch über die Unterſchiede der äſthetiſchen Weltanſichten verſchiedener Zeitalter einflicht, erſcheinen bei ihm nur als Beiſpiele für die verſchiedenen logiſch möglichen Unterarten, welche jenes allgemeine Verfahren der Phantaſie zuläßt. Auf dieſe Weiſe werden ihm Symbol und Allegorie zu umfaſſenden Bezeichnungen nicht nur formell künſtleriſcher Auffaſſungsarten, ſondern der geiſtigen Geſammtgewohnheiten ganzer Zeitalter. Von Hegel könnten wir erwarten, daß ihm, der das Schöne nur als eine Entwickelungsſtufe des Abſoluten

im endlichen Geiſte kennt, die hiſtoriſch verſchiedenen Färbungen, die es in dem Genius verſchiedener Zeitalter annahm, als ebenſo viel weſentlich bedeutſame Momente ſeines eignen Begriffs erſcheinen würden. Da die Natur ihm ſtets Unvollkommnes zu erzeugen ſcheint, die wahre Schönheit daher nur in dem Geiſte und in ſeiner verklärenden Nachſchöpfung der Wirklichkeit ihr Daſein hat, ſo durfte man vorausſetzen, daß Hegel in den eigenthümlichen Färbungen, welche der Geiſt jedes Zeitalters über ſein Nachbild der Welt verbreitet, oder in dem eigenthümlichen Styl der Auffaſſungsweiſe, die er auf alle Wirklichkeit ausdehnt, einen weſentlichen Beitrag zu der Erzeugung dieſer wahren Schönheit anerkennen würde. Doch dieſe Erwartung erfüllt ſich nicht. Wie unvollkommen auch Hegels allgemeine Beſtimmungen über das Weſen des Schönen an ſich ſind, und wie ſehr er es nur im Geiſte und in den geſchichtlichen Thaten des Geiſtes aufſucht: dennoch beſteht ihm eigentlich das Schöne an ſich; Alles, was die menſchliche Phantaſie leiſtet, iſt nur eine Bemühung, dieſes an ſich fertige Schöne von ſeiner Trübung in der Wirklichkeit zu reinigen, und es zugleich durch die Mittel dieſer Wirklichkeit ſo darzuſtellen, wie es an ſich geformt ſein müßte, wenn es in ihr ſich ohne Trübung darſtellen könnte. Das dritte Kapitel des erſten Theils ſeiner Aeſthetik verſpricht von dem Ideal zu handeln oder dem Kunſtſchönen. Schon die Gleichſtellung beider Namen deutet an, was der Inhalt beſtätigt, daß nicht von der äſthetiſchen Geſammtanſicht der Welt die Rede ſein wird, die allen Kunſtbeſtrebungen zu Grunde liegt und die Schönheit ausarbeitet, welche jene darſtellen ſollen; daß es ſich vielmehr unmittelbar um die Wahl der Gegenſtände, der Situationen und der Mittel des Ausdrucks handelt, welche geſchickt ſind, ein ewig feſtſtehendes Ideal des Schönen zur Erſcheinung zu bringen. Nur nebenher bemerken wir, wie ſehr auch dieſe ſonſt im Einzelnen höchſt anziehenden und fruchtbaren Erörterungen von einſeitiger Rückſicht auf die bildenden Künſte und auf das bild-

liche Element der Poeſie beherrſcht ſind. Welche Stellung aber den characteriſtiſchen Unterſchieden der äſthetiſchen Weltanſicht zu jenem Ideale angewieſen wird, mag einſtweilen die kurze Aeußerung bezeichnen, welche Hegel über die von ihm aufgeſtellte Dreitheilung der Kunſtformen thut: „Die ſymboliſche Kunſt (des orientaliſchen Alterthums) ſucht jene vollendete Einheit der innern Bedeutung und der äußern Geſtalt, welche die klaſſiſche in der Darſtellung der ſubſtantiellen Individualität für die ſinnliche Anſchauung findet, und die romantiſche in ihrer hervorragenden Geiſtigkeit überſchreitet."

Eine ganz andere Stellung, eben diejenige, die wir hier ſuchen, hat dem Begriffe des Ideals Weiße gegeben, und ich halte es für ebenſo erſprießlich als nothwendig, der Erörterung und Begründung ſeiner Lehre hier weitläufiger zu folgen. Seit längerer Zeit, bemerkt Weiße, iſt es hergebracht, diejenige Schönheit, die man für die wahre und eigentliche erkennt, von anderen Bedeutungen dieſes Namens ausdrücklich durch den Zuſatz der idealen zu unterſcheiden. Die Wiſſenſchaft iſt berechtigt, ſolche Ausdrücke, welche der Sprachgebrauch in unbeſtimmtem Sinne geſchaffen hat, zur Bezeichnung derjenigen näheren Beſtimmungen zu verwenden, welche nur ſie, die Wiſſenſchaft, nicht jener Sprachgebrauch, mit vollkommner Deutlichkeit als weſentliche und nothwendige Beſtimmungen des Begriffs, dem ſie beigefügt zu werden pflegen, zu erkennen vermag. Daß nun der Ausdruck Schönheit nicht für hinreichend befunden wird, um das Werthvollſte deſſen zu bezeichnen, was man im Allgemeinen durch ihn bezeichnen will, daß man vielmehr den beſonderen Zuſatz der Idealität nöthig glaubt: dieſe ſprachliche Erſcheinung trifft mit der Ueberzeugung der wiſſenſchaftlichen Aeſthetik zuſammen, welche in dem erſten oder unmittelbaren Daſein der Schönheit, wie dieſes ſowohl in der innern als äußern Erfahrung eines Jeden gegeben iſt, weſentlich nur ein verſchwindendes und in das Gegentheil ſeiner ſelbſt übergehendes anerkennen kann. Aber

dem Sprachgebrauche, der hier mit dem Ergebniß der Wiſſenſchaft übereinſtimmt, fehlt ein genaueres Bewußtſein von der eigenthümlichen Entſtehung deſſen, was er Ideal nennt. Dieſe Entſtehung iſt eine doppelte: zuerſt die dialektiſche Entſtehung des Begriffs vom Ideal innerhalb der äſthetiſchen Wiſſenſchaft, dann eine zeitliche oder geſchichtliche Entſtehung der Ideale ſelbſt, welche letztere reale Geneſis eben durch den auf dialektiſchem Wege ſich ergebenden Begriff gefordert wird. Denn wenn die gewöhnliche Anſicht des Idealbegriffs nur eine unbeſtimmte Ahnung von der Bedeutung eines geſchichtlichen Elements in ſeiner Geſtaltung einſchließt, ſo lehrt die Dialektik der Wiſſenſchaft vielmehr deſſen Unentbehrlichkeit. Denn ſie hat uns gezeigt, daß die Phantaſie, als Geiſtes- oder Seelenkraft des Individuum gefaßt, nothwendig in Häßlichkeit übergeht und daß die Wiederherſtellung der Schönheit durch die thätige und lebendige Selbſtvernichtung des Endlichen innerhalb eben dieſes Gebietes der Subjectivität nur zu einer negativen Geſtalt derſelben gelangt, welche in dem Humor als freie Allgemeinheit des idealen Selbſtbewußtſeins über dem Spiele der witzigen und komiſchen Wechſelvernichtung des Endlichen ſchwebt. Durch eben dieſe Dialektik werden wir daher genöthigt, um den uranfänglichen Forderungen des Begriffs der Schönheit zu genügen, eine Form derſelben aufzuſuchen, durch welche eine Wiedereinkehr dieſer zu geſtaltloſer Allgemeinheit verflüchtigten äſthetiſchen Phantaſie in beſtimmte bleibende Geſtaltungen erreicht wird. Als dieſe wahre und allein dieſes Namens würdige Schönheit erſcheint nun eine ſolche, die nicht unmittelbar in der Phantaſie vorhanden, ſondern durch die gemeinſame Thätigkeit dieſer und der endlichen Geiſteskräfte, nicht aus dem Stegreif alſo durch den glücklichen Schwung der Phantaſie allein, ſondern aus dem Ganzen der menſchlichen Geiſtesbildung unter der Führung der Phantaſie, erſt hervorgebracht iſt. Dieſe Thätigkeit, obgleich ſie der individuellen Geiſter als ihrer Werkzeuge ſich bedient, gehört demnach nicht den Individuen als

ſolchen oder der Unmittelbarkeit ihres perſönlichen Daſeins an; ſondern ſie wird vermittelt durch die weltgeſchichtliche Thätigkeit des menſchlichen Geſchlechts und die darin enthaltene Selbſtentäußerung und Bildung der Individuen. Die Schönheit ſelbſt aber, die auf dieſe Weiſe hervorgerufen wird, heißt die ideale, und in jeder ihrer beſonderen, durch den Begriff geforderten und in der Weltgeſchichte realiſirten Geſtaltungen das (ein) Ideal.

Sehr nahe war die Aeſthetik ſchon früher dieſem Gedanken gekommen. Mit übermächtiger Gewalt hatte ſich die Anſicht aufgedrängt, daß zu den weſentlichſten Unterſchieden der Schönheit, insbeſondere der Kunſtſchönheit, jener Gegenſatz des Antiken und des Romantiſchen, des Naiven und Sentimentalen nach Schiller gehöre; ein Unterſchied, der bei allem concreten und entfalteten Reichthum des tiefſten und umfaſſenden geiſtigen Inhalts doch im Grunde höchſt einfach war und eben dadurch ſich als Abdruck einer höhern überſinnlichen und ſpeculativen Nothwendigkeit erwies. Dennoch gelangte bisher die Aeſthetik nicht dahin, dieſe beiden Glieder in ihrer Selbſtändigkeit als Ideale, als Weltanſichten aufzufaſſen, die in dem Schaffen und Treiben des Geiſtes und der Phantaſie der Völker und Zeiten ihr eigenthümliches, von allen äußern Mitteln der Darſtellung unabhängiges Daſein und Beſtehen haben; man faßte ſie durchgehends nur als Attribute der Kunſt und des künſtleriſchen Schaffens. Aber nicht ſo, nicht wiefern ſie ſich in die äußerliche Formbildung der Kunſt reflectiren, ſind die Ideale zuerſt zu betrachten, ſondern nach dem, was ſie an und für ſich ſind, in dem vorſtellenden Geiſte und der ſchöpferiſchen Phantaſie der Völker. Nicht der Begriff der Kunſt, ſondern der Begriff des Ideals verweiſt unmittelbar auf die Geſchichte, um durch ſie ſeine Ausfüllung und ſelbſtändige Wirklichkeit zu erhalten; nur dadurch wird der ſonſt leere und gehaltloſe Name des Ideals zu einem bedeutungsvollen, daß dieſe geſchichtlichen Formbildungen durch die Wiſſenſchaft auf ihn

übertragen und angewandt werden. Solchergeſtalt allein nämlich können die Ideale nachgewieſen werden als eine nicht blos geforderte, ſondern wirklich vorhandene Schönheit; vorhanden in der Innerlichkeit des Geiſtes, ohne alle natürliche oder techniſche Aeußerlichkeit, hervorgebracht aber nicht ohne Arbeit, ſondern durch die lebendige, anhaltende und begeiſterte Wechſelthätigkeit ganzer Geſchlechter und Nationen.

So weit die Darſtellung Weißes. Den Faden der Dialektik, durch den er ſich von der Schönheit der (bloßen) Phantaſie durch die Häßlichkeit und das Komiſche zu dem Bedürfniſſe dieſer Ideale leiten läßt, verfolge ich hier nicht; doch einige andere naheliegende Bedenken möchte ich zerſtreuen. Man kann zunächſt zweifeln, ob Schönheit genannt werden darf, was nur in der Innerlichkeit des Geiſtes vorhanden iſt, und zwar in den meiſten Einzelnen überdies nur als unbewußt wirkender Hintergrund vorhanden, der ihre Vorſtellungen, ihre Gefühle und Stimmungen bedingt; ſelbſt dem Künſtler, der von ihm getrieben, Werke ſchafft, ſchwebt das Ideal nicht mit ſeinem ganzen Inhalt als Gegenſtand ſeines Bewußtſeins vor: erſt die nachfolgende Zeit, die nicht mehr an das Ideal glaubt, und nicht mehr von ihm beherrſcht wird, gewinnt den vollſtändigen Ueberblick deſſelben aus der Betrachtung der Werke, die unter ſeinem Einfluß geſchaffen, und des Lebens, das unter ſeinem Einfluſſe geführt worden iſt. So ſcheint das Ideal mehr eine Bedingung der Schönheit, als an ſich ſelbſt Schönheit. Doch dies beruhe auf ſich; wo ſo klar iſt, was gemeint wird, haben Beanſtandungen der Namengebung wenig Bedeutung. Man kann ferner einwenden, daß eine Weltanſicht, welche durch die Arbeit ganzer Geſchlechter entſtanden iſt, nicht um dieſes formalen Characters willen ſchön ſei, ſondern nur eben dann, wenn ſie den allgemeinen Bedingungen der Schönheit ebenſo wie jeder andere Gegenſtand entſpreche, dem wir dieſes Lob zutheilen. Aber dieſer Einwurf wiederholt, ſo weit er triftig iſt, nur was die geſchil-

derte Anſicht ſelbſt behauptet. Die Weltvorſtellungen, welche ſich eine Nation oder ein Zeitalter entwirft, ſind von unzähligen Umſtänden der äußern Lage, von den Schickſalen und Hülfsmitteln, von den Kenntniſſen und den Bildungselementen abhängig, welche der Menſchheit eben zu Gebote ſtehen. Kein Zweifel daher, daß unter ungünſtigen Bedingungen das Ideal eines Volks und einer Zeit ebenſo häßlich und grauenhaft, als unter günſtigen ſchön ausfallen kann. Allein eben jene ungünſtigen Umſtände ſind zugleich Urſache, daß ſo abſtoßende Weltvorſtellungen auch anderweit dem nicht entſprechen, was hier der Name des Ideals bezeichnen ſoll. Denn ſie gehen eben alle aus einer unvollſtändigen fragmentariſchen Bildung hervor, die nicht, wie wir hier vorausſetzten, alle menſchlich bedeutſamen Intereſſen des Lebens und alle Verhältniſſe der Welt beachtet, ſich in Gedanken zurecht gelegt und ihre Vorſtellungen über ſie zu einem zuſammenhängenden Ganzen verbunden hat; ſie gleichen im Gegentheil den Erzeugniſſen der blos individuellen Phantaſie, die von ihrem ſtets beſchränkten Geſichtskreiſe aus ſich ein Bild der Welt entwirft, das ihr vielleicht genügt und ſie begeiſtert, ohne daß ſie ahnt, wie daſſelbe Bild, ausgedehnt auf die Gegenden der Welt, die ihr unbekannt geblieben ſind, folgerecht ſich zur Häßlichkeit verkehren würde. Aus dieſem Grunde ſind nicht blos die Weltvorſtellungen der wilden Völker, ſondern auch die des vorklaſſiſchen Orients des Namens der Ideale nicht würdig; denn wie kraftvoll und tiefſinnig auch die Bildung des Morgenlandes in manchen Beziehungen war: einſeitig iſt ſie immer geweſen; weder ihre Religion noch ihr Staatsleben oder ihre geſelligen Ordnungen haben ſich von der Vorherrſchaft eines übermächtigen Gedankenkreiſes befreien können, dem alle übrigen menſchlichen Intereſſen widerrechtlich dienſtbar gemacht wurden.

Mißverſtändlich würde man jedoch annehmen, daß ein Ideal die Löſung aller Räthſel, welche die Betrachtung der Welt und des Lebens uns vorführt, in theoretiſcher Weiſe enthalten müſſe,

mißverſtändlich hieraus ſchließen, daß es nur Ein Ideal, nämlich dasjenige geben könne, welches die abſolut wahre Anſicht aller Dinge darbiete. Die Weltanſicht, von der hier die Rede iſt, iſt nicht That der Wiſſenſchaft, ſondern der Phantaſie; ſie ſoll nicht den Zuſammenhang der Wirklichkeit auffinden, wie er iſt, ſondern ihn ſo erfinden, daß die gegebene Welt zu einem folgerichtigen Scheine verklärt wird, innerhalb deſſen das menſchliche Gemüth ganz befriedigt oder halb entſagend zur Ruhe in ſich ſelbſt und zum Gleichgewicht mit den äußern Bedingungen ſeines Daſeins gelangen kann. Nur ein Theil der Gedanken, welche das Ideal zuſammenſetzen, ſucht daher die Welt zu erkennen; der größere Theil geht auf in eine Beſtimmung der Werthe des Wirklichen, und dieſe wird nicht allein durch die eigne Natur des zu Schätzenden, ſondern überwiegend durch den Entſchluß und die Stimmung des Gemüths bedingt, welches entſcheidet, wie und wie hoch es für ſich die Dinge gelten laſſen will. Deshalb, ſo wie es verſchiedene muſikaliſche Accorde gibt, deren jeder Wohlklang und doch jeder in eigenthümlicher Färbung iſt, eben ſo kann es verſchiedene Ideale geben, in denen ſich die vielſeitigen Beſtrebungen der Phantaſie zu einem befriedigenden Geſammtbilde der Welt verſtändigt haben.

Wer endlich Schönheit nur in formellen Verhältniſſen beſtehend denkt, wird einwenden, daß eine Weltanſicht, welche unſere Ueberzeugungen über alle Räthſel des Lebens zu einem harmoniſchen Ganzen vereinigt, zwar durch den Reichthum des Mannigfachen, das ſie verbindet, eine vorzüglich wichtige Schönheit ſein möge, aber doch nur eine Schönheit neben andern bleibe, nicht in dem Sinne die höchſte, daß von ihr die Schönheit der niedrigeren abhinge. In welcher Weiſe könne der Reiz einer muſikaliſchen Melodie oder die Symmetrie einer räumlichen Geſtaltung ſo von der allgemeinen Weltanſicht bedingt werden, daß beide, um ſchön zu ſein, der Anerkennung durch dieſe bedürften? Zum Theil erledigt ſich dieſer Einwurf durch die Bemerkung,

daß die idealiſtiſche Aeſthetik den unabhängigen Reiz dieſer einfacheren äſthetiſchen Formen völlig anerkennt, aber in ihnen noch nicht Schönheit, ſondern jene Wohlgefälligkeit findet, die natürlich an mancherlei Beziehungen zwiſchen den einfachen Elementen der Welt haften muß, wenn überhaupt die Beſtrebung möglich ſein ſoll, die Geſammtheit aller dieſer Elemente zu einem ſchönen Ganzen zu verknüpfen. Darin aber, daß ſie den Namen der Schönheit dieſem Wohlgefälligen noch vorenthält, befindet ſich die idealiſtiſche Aeſthetik beſſer als ihre Gegnerin in Uebereinſtimmung mit dem Gefühl der Sprache; einen einfachen Accord ſchön zu nennen, iſt Sprachgebrauch einer Schule, nicht des allgemeinen äſthetiſchen Bewußtſeins, das vielmehr dieſen Namen an die Erfüllung immer höher geſteigerter Bedingungen, ohne dieſe freilich klar zu machen, zu knüpfen liebt. Die hier geſchilderte Lehre iſt nun eben ein Verſuch, die mangelnde Klarheit zu bewirken; nur wohlgefällig findet ſie alle Eindrücke, welche der geſunden Organiſation unſerer Sinne wohlthun und in Uebereinſtimmung mit den Ablaufsformen des pſychiſchen Mechanismus ſind, der in der unerfahrnen Seele derſelbe iſt, wie in der gebildeten; Schönheit ſieht ſie nur da, wo der allſeitig durch die Erfahrung des Lebens gebildete Geiſt vermocht hat, durch Verwendung dieſer wohlgefälligen Elemente dem ganzen Character ſeiner erworbenen Weltanſicht, obwohl nicht ihrem ganzen Inhalt, einen deutlichen Ausdruck zu geben.

Einige Selbſtprüfung würde außerdem, wie ich glaube, zeigen, daß jene einfachen formellen Verhältniſſe, wo ſie in der That den Character der Schönheit anzunehmen ſcheinen, dieſe Erhöhung ihres Reizes immer dem Reflex einer allgemeinen Weltanſicht verdanken, der auf ſie gefallen iſt. Dem blos geometriſch auffaſſenden Auge kann ein einfaches Ornament durch die Verhältniſſe ſeiner Linien gefallen; zur Schönheit wird es doch nur dem Kundigen, der es als einen kleinen Ausdruck eines characteriſtiſchen Kunſtſtyls faſſen kann, und ſo eine allgemeine

Auffaſſungsweiſe in jenen Linienverhältniſſen geſpiegelt ſieht. Doch hiervon brechen wir ab; denn was wir weiter zu ſagen hätten, wäre nur Wiederholung unſerer ſchon oft vorgebrachten Behauptung, nicht in der Wahrnehmung der Formen liege die Schönheit, ſondern in ihrer Deutung; und zwar die volle Schönheit nicht in jener Deutung, die in Wahrheit ſchon der natürliche Gedankenlauf zu jeder Wahrnehmung hinzufügt, (ſo daß Formen als ſolche überhaupt niemals den Gegenſtand äſthetiſcher Beurtheilung bilden), ſondern in der allein, welche dem gegebenen Eindruck, wie geringfügig und einfach er auch ſein mag, ſeine Stelle in dem Ganzen eines die Welt zuſammenfaſſenden Ideals anweiſt. Und ebenſo wenig will ich weitläufig ſtreiten, wenn es uns vorgeworfen wird, unſere Meinung laſſe nur allenfalls dem geringer geſchätzten Wohlgefälligen eine objective Geltung, geſtehe dagegen der höchſten Schönheit, als einer Auffaſſungsweiſe des Geiſtes, nur ſubjective zu. Der Geiſt gehört uns eben mit zur Welt, und iſt nicht nur Zuſchauer des Schauſpiels, das in ihr aufgeführt wird; vereinigen ſich in ihm die verſchiedenen Bilder, welche die Außenwelt in ihn wirft, zu einem ſymmetriſchen Ganzen, ſo iſt dies eine Thatſache, die ebenſo ernſtlich zu dem objectiven Beſtande der Welt gehört, wie nur irgend ein Beiſpiel von ſymmetriſchen Formen und Lagen äußerer Dinge zu ihm gehören kann.

Da die Darſtellung Weißes den Vorzug ſyſtematiſcher Abgeſchloſſenheit allein hat, ſo erwähne ich nicht weiter die ihren Inhalt allerdings weſentlich vorbereitenden Gedanken ſeiner Vorgänger. Er ſelbſt hat es gewagt, die verſchiedenen Idealgeſtaltungen, die in ihrer Entſtehung den Schein hiſtoriſcher Aeußerlichkeit und Zufälligkeit an ſich tragen, durch den Faden einer dialektiſch nothwendigen Abfolge zu verbinden, und den Gegenſatz des *antiken* und *romantiſchen* Ideals, in deren Anerkennung ihm unter verſchiedenen Benennungen vorangegangen war, durch die Hinzufügung eines poſitiven *modernen* Ideals zur

Dreiheit abzuschließen. Die orientalischen Weltansichten fallen als unvollkommene Vorstufen aus dieser Gliederung und somit für Weiße auch aus der Schilderung aus; man wird eine überaus reichhaltige und feinsinnige Zergliederung derselben, im Wesentlichen zu gleicher Behauptung ihrer Unvollkommenheit führend, bei Hegel finden.

Die erste, die antike Idealbildung ist nach Weiße die Erzeugung einer Welt von Phantasiegestalten, die in der natürlichen aber geistig verklärten Form der Persönlichkeit den Völkern ein Gegenbild ihres welthistorischen Lebens und Thuns bieten. So vielerlei wesentlich verschiedene Gestalten des geistigen Lebens die Phantasie als schöne zu denken und bis in alle Einzelheiten der Form auszuarbeiten fähig sei, so viel Götterbilder erzeuge sie, die nicht als äußerliche Symbole einem auch ohne sie ausdrückbaren Gedanken dienen, deren jedes vielmehr, unendlich concret und organisch gebildet, den Reichthum der in ihm enthaltenen Bedeutung so in das Bild einer lebendigen characteristisch ausgeprägten Persönlichkeit zusammendrängt, daß mit der Aufhebung dieser erscheinenden Gestalt zugleich auch ihr Gehalt verloren gehen würde: dieselbe Einheit von Wesen und Erscheinung, die schon Solger unter dem Namen des Symbols als die characteristische Eigenthümlichkeit der antiken Phantasieschöpfungen bezeichnet hatte. Stellt uns nun so die Göttersage die Schönheit nicht als Attribut, sondern als Substanz von Wesenheiten dar, deren Bedeutung ganz aufgeht in die Gewißheit einer ewigen und alle natürliche Aeußerlichkeit schlechthin beherrschenden Persönlichkeit, so hat die geschichtliche Willkür und Zufälligkeit, welche hier unter die Nothwendigkeit der mit ewigem Gehalt erfüllten Schönheit gebunden ist, ihren freien Spielraum in der Heroensage, welche darum die nothwendige Begleiterin der Göttersage ist, weil das Geschichtliche als solches in seiner wesentlichen Beziehung zu dem Höhern und Absoluten im Andenken erhalten werden muß, „damit das speculative und ästhetische Verständniß

des ſymboliſch-geſchichtlichen Ausdrucks des letztern nicht untergehe." Aeußerlich zu einer Geſammtheit verknüpft die Phantaſie dieſe idealen Geſtalten durch die gleichfalls ideale Schöpfung eines ſinnlichen Univerſum, deſſen architektoniſche Schönheit auf entſprechende Weiſe Symbol für die abſtractere Totalität des geſetzmäßigen welthiſtoriſchen Lebens, für die einfachen und großen Verhältniſſe von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft iſt, wie die plaſtiſche und poetiſche Schönheit der individuellen Göttergeſtalten für die beſonderen Formationen der ſelbſtbewußten geſchichtlichen Bildung.

Das antike Ideal ging durch das geſchichtlich entwickelte Bewußtſein der Erhabenheit zu Grunde, welche dem reinen Begriffe des abſoluten Geiſtes über alle aus ihm hervorgegangenen dem Reiche der Erſcheinungen zugehörigen Schöpfungen zukommt; der jetzt hervortretende Gegenſatz der endlichen zur ewigen Welt geſtattete nicht mehr, wie die Naivität des Alterthums verſucht hatte, den Geiſt zu verkörpern, ſondern führte zu der ſentimentalen Stimmung, die Körperwelt zu vergeiſten, indem die empiriſche Wirklichkeit als eine ſtoffartige Unendlichkeit vorausgeſetzt wurde, welche der gleichfalls vorausgeſetzte abſolute Geiſt in einem unendlichen Prozeſſe zu ſich heraufzuziehen und ſich zu aſſimiliren beſchäftigt iſt. Dazu muß einerſeits der Geiſt in die Geſtalt der Endlichkeit eingehn, der Gott zum Menſchen werden, anderſeits das Endliche, wiefern es unabhängig von der beſeligenden Macht des Geiſtes ſich ſelbſt zum Geiſte zu erheben ſucht, als eine abgefallene, böſe, dem Lichte gegenüberſtehende Geiſterwelt erſcheinen, deren Häßlichkeit nur durch die Gewißheit von dem Siege des Lichtes von vornherein aufgehoben wird. Der Kampf dieſer beiden Reiche des Lichtes und der Finſterniß iſt das große Schauſpiel, welches die Romantik durch alle Sphären der natürlichen und der geſchichtlichen Wirklichkeit ebenſo, wie auch durch jene eines abſtracten Jenſeits, welches in dieſem Kampfe erſt zur erſcheinenden Exiſtenz gebracht wird, hindurchführt. Als die

nicht in einem beſtimmten Zeitpunkt ſich vollbringende, ſondern gleichfalls von vornherein gegenwärtige, aber ſtets wieder in die Arbeit des Kämpfens zurückfallende Verſöhnung dieſes Kampfes tritt die Idee der Liebe auf, mit deren Einführung die Romantik erſt zum Bewußtſein ihrer eignen Schönheit und ihres weſentlichen Verhältniſſes zu dem für ſich ſeienden Göttlichen gelangt.

Dieſe beiden Darſtellungen des antiken und des romantiſchen Ideals, die ich freilich hier abkürzen mußte, enthalten wohl nicht die ganze äſthetiſch wirkſame Eigenthümlichkeit der beiden Weltanſichten, die wir mit dieſen Namen bezeichnen möchten, ſondern legen auf eins der allerdings weſentlichſten Erzeugniſſe dieſer Wirkſamkeit, die Geſtaltung eines mythologiſchen Weltbildes einen überwiegenden Werth. Beim Uebergang zu dem modernen Ideal entſteht daher für Weiße die Bedenklichkeit, wie ein Zeitalter, in welchem die mythologiſche Thätigkeit der Phantaſie erloſchen ſei, überhaupt noch eines eigenthümlichen Ideals der Schönheit theilhaftig genannt werden könne. Es ſcheine nur die Wahl zu bleiben, daß entweder (wie Schelling angedeutet hatte) eine neue Mythologie, ſei ſie Fortſetzung der romantiſchen oder Original, entſtehe, oder daß (wie Hegel gemeint) das Zeitalter der Schönheit überhaupt vorüber ſei, und dieſe der reinen Wiſſenſchaft und Wahrheit den Platz zu überlaſſen habe. Aber gegen beide Annahmen macht Weiße dennoch die Erfahrung der Gegenwart gelten, welche bei allem Mangel an mythenbildender Phantaſie weder den Sinn und die Begeiſterung für die Schönheit aller Art, noch die künſtleriſche Schöpferkraft verloren habe, vielmehr beide noch kräftiger und univerſeller als in irgend einem andern Zeitalter fortlebend zeige. Dieſe geſchichtliche Thatſache könne nur ſo auf wiſſenſchaftlich genügende Art erklärt werden, daß jener Begriff der mythiſchen Dichtung durch Aufzeigung eines andern entbehrlich gemacht werde, der nicht weniger wie jener ein Daſein und eine Wirklichkeit der Schönheit und Phan

tasie im Leben und den Formbildungen der Geschichte und der Bildung enthalte. Diesen Begriff gelte es jetzt zu finden.

Wer außerhalb des dialektischen Zusammenhanges dieser speculativen Aesthetik steht, wird schwerlich das Bedenkliche dieses Bedenkens besonders schwer empfinden. Eine Erinnerung an die Musik und Malerei, deren glänzendste uns bekannte Entwicklung weder dem antiken noch dem romantischen Ideal, sondern der modernen Zeit angehört, sowie ein Gedanke an die eigenthümlichen Leistungen der Dichtkunst, nachdem sie von der Herrschaft beider Ideale sich freigemacht, reichen zu der Ueberzeugung hin, daß die schönheiterzeugende Kraft der Weltansicht gar nicht von ihrer mythenbildenden abhängt, und daß es von Anfang an nicht richtig war, für jede ästhetisch wirksame Auffassungsweise die Probeleistung einer mythischen Gestaltenwelt zu verlangen. Ich wiederhole meine Behauptung, daß gar nicht Alles, was in antiker oder romantischer Denkweise den Keim ästhetischer Leistungen enthielt, wirklich in jenes mythische Weltbild sich zuerst ergossen hat, um erst unter Voraussetzung dieses Bildes in dem lebendigen Genuß der Schönheit oder in ihrer künstlerischen Hervorbringung wirksam zu werden. Ist daher die neue Zeit nicht geneigt und nicht fähig, neue Mythen zu bilden, so ist dadurch weder ihr Unvermögen zur Darstellung der Schönheit, noch ihre Verpflichtung bewiesen, etwa in beständiger Nachahmung der Ideale sich zu bewegen, die glücklichere Zeiten geschaffen hätten, und die doch ihr selbst eben nicht mehr gelten.

Der Begriff nun, in welchem Weiße die Lösung seiner Schwierigkeit findet, „ist kein anderer, als der seiner selbst bewußte Begriff der Schönheit selbst; d. h. das Wissen um, und die Einsicht in die Idee der Schönheit in ihrem vollen Umfange." Diese Einsicht ist nicht blos eine zu dem Ideal und seiner Entwicklung unserseits hinzukommende Kenntnißnahme, sondern selbst das letzte Glied dieser Idealbildung; um möglich zu sein, bedurfte sie der geschichtlichen Einleitung durch das antike

und das romantiſche Ideal, und dieſe beiden bedurften ihrer zum Abſchluß. Denn beide hatten die Schönheit nur in Verſchmelzung mit dem nicht äſthetiſchen, ſondern religiöſen Bewußtſein der Gottheit gekannt; nach dieſer Seite hin unterſcheidet ſich von ihnen das moderne Ideal durch ſeine Reinheit. Das äſthetiſche Bewußtſein löſt ſich entweder gänzlich von dem religiöſen, — und ſo geſchieht es in vielen Syſtemen und Denkweiſen der neuern Zeit, die theoretiſch als atheiſtiſche auftreten, in der That aber von dem Geiſte der höhern Welt beſeelt ſind, — oder die Schönheit wird zwar für die in dem Selbſt der Gottheit enthaltene, aber doch zugleich ſelbſtändig aus ihm heraustretende und in eigenthümlicher Geſetzmäßigkeit ſich bewegende Welt der Erſcheinung und Aeußerlichkeit des göttlichen Geiſtes erkannt. Mit dieſer Reinheit des äſthetiſchen Begriffs hängt weſentlich der zweite characteriſtiſche Zug des modernen Ideals zuſammen: ſeine Univerſalität, d. h. die Thatſache, daß alles Schöne, welches wirklich ſchön iſt, und alle natürlichen und geſchichtlichen Formen, innerhalb deren Schönheit beſtehen kann, als ſolche erkannt und anerkannt werden. Beide früheren Ideale hatten die Anerkennung des Schönen an etwas Fremdes, namentlich an unmittelbar religiöſe Stimmungen oder Anſichten geknüpft; von beiden wurde deshalb eine Schönheit, die in irgend einer Form rein für ſich hervortrat, entweder miſskannt, oder verabſcheut und verworfen als ungehörige Anmaßung des bloß Endlichen und Sinnlichen, ſich unabhängig von dem in Wahrheit Göttlichen zur Selbſtändigkeit zu erheben. Wegen dieſer Unfreiheit des Schönen befolgte die Bildung deſſelben gewiſſe einſeitige Richtungen und was nicht innerhalb dieſer lag, blieb nicht nur von der objectiven Verwirklichung, ſondern auch von der bloßen Anerkennung der Möglichkeit, als Schönes verwirklicht zu werden, ausgeſchloſſen. Das moderne Ideal dagegen iſt ein Gottesdienſt der reinen Schönheit, der durchaus Nichts, als was wirklich in der Schönheit vorhanden iſt, aber dieſes auch

allſeitig und vollſtändig, alſo die Totalität aller ſchönen Formen rein als ſchöner und ohne beigemiſchte Nebenrückſicht verehrt und ſich in die Mitte ſtellt zwiſchen den Dienſt der reinen Wahrheit und den Dienſt der perſönlichen Gottheit.

Unter den Schönheiten, welche dieſe Univerſalität des modernen Ideals anerkennt, befinden ſich vor allem die Gebilde der beiden früheren Ideale ſelbſt. Zwar gibt es ganze Gattungen ſchöner Gegenſtände, über welche dieſe beiden ihre Herrſchaft nicht maßgebend ausgedehnt hatten; aber jenſeit dieſer ſo zu ſagen indifferenten Schönheit thut beſonders in denjenigen Kunſtformen, welche das geſchichtliche Leben in ſich hineinſcheinen laſſen, jener alte Gegenſatz ſich hervor, und die Schönheit ſcheint gleichſam um zwei Brennpunkte ſich zu bewegen, deren einer, der antike, die abſolute Gegenwart der Idee in Raum und Zeit, der andere romantiſche ihr abſolutes Jenſeits bezeichnet. Indem nun das moderne Ideal alle dem individuellen wie dem geſchichtlichen Geiſte angehörenden Geſtaltungen der Schönheit umfaßt, erkennt es doch die Schönheit ſelbſt als ein von aller ſubjectiven Phantaſie Verſchiedenes an. Als die einzige dem Ideale genügende wahre Geſtalt dieſer Schönheit kann daher nur eine ſolche gelten, „in welcher die unendliche Innerlichkeit und die unmittelbare ſubjective Einheit des abſoluten Ideals in eine äußerlich unbegrenzte Vielheit objectiver Formbildungen dergeſtalt ſich herausſetzt, daß einer jeden dieſer Schöpfungen außer ihrer beſonderen individuellen Eigenthümlichkeit das reine Bewußtſein des Ideals vollſtändig eingebildet iſt. Dieſe Geſtaltung nun der Schönheit, das Reich der Erſcheinung, innerhalb deſſen das Ideal ſich als abſolutes Weſen in ſich ſelbſt und nach außen in den endlichen Geiſt reflectirt, iſt die *Kunſt*.“ Das moderne Ideal, weil es die Kunſt nicht nur vorfindet oder aus Naturdrang übt, ſondern ſie als eine in ſich beſchloſſene und dialektiſch gegliederte Sphäre der Exiſtenz und ſubſtantiellen Wirklichkeit der Schönheit *fordert*, iſt deshalb vorzugweis *Kunſtideal*; oder: es ſelbſt

als Ideal in ſeiner Realität und Verwirklichung iſt die Kunſt, die demzufolge als der daſeiende lebendige und abſolute oder göttliche Geiſt der Schönheit anerkannt und verehrt wird.

Man wird ſich ohne Mühe der Thatſachen erinnern, welche dieſer Contraſtirung der verſchiedenen Ideale zur Seite ſtehen: der entſchiedenen Hinneigung des Alterthums zu der erhabenen Schönheit und ſeiner erſt in der Zeit ſeines Verfalls weichenden Ungunſt gegen alle genreartige Darſtellung der Endlichkeit; dann der unmittelbaren Anknüpfung aller Kunſt an den religiöſen Cultus und die uns etwas doctrinär erſcheinende Neigung, freie Schönheiten der Form, die ein feinſinniges Gefühl gefunden hatte, nachher doch durch religiöſe Beziehungen zu rechtfertigen; ferner des Fortdauerns dieſer ſymboliſirenden Neigung im Mittelalter, ſeines Abſcheus gegen alle ungöttliche verführeriſche Schönheit der bloßen endlichen Erſcheinung, und der geringen Achtung, welche die berufsmäßige Uebung der Kunſt als ſolcher fand. Im Gegenſatz hierzu gedenkt man der zunehmenden Vertiefung der modernen Zeit in alle realiſtiſchen Einzelheiten der Wirklichkeit und ihrer Abwendung von der Darſtellung der Ideale; der Ueberhandnahme der rein äſthetiſchen Kritik und der Forderung, Schönheit in reinen Formverhältniſſen zu ſuchen und der damit verbundenen Univerſalität des Geſchmackes für die äſthetiſchen Leiſtungen jeder Zeit und jedes Volkes; endlich der übertriebenen Anſprüche, welche jede künſtleriſche Berufsthätigkeit auf Anerkennung ihrer welthiſtoriſchen Bedeutung gegenwärtig zu erheben pflegt.

Aber in Bezug auf den Unterſchied, welcher Weißes Meinung von der Schellings und Hegels trennt, könnte man fragen, ob nicht dieſer Beſitz des „ſelbſtbewußten Begriffs der Schönheit ſelbſt", den Weiße der modernen Zeit zuſpricht, im Grunde nur ein anderer Ausdruck für Hegels Anſicht ſei, nach welcher der Gegenwart keine eigene Erzeugung ihr eigenthümlicher neuer Schönheit, ſondern nur die denkende Betrachtung aller früher

erzeugten und ihre Verwandlung in Begriff übrig bleibe. Dies ist Weißes Meinung nicht; aber sie kann es nur dann nicht sein, wenn in ihr eine Behauptung über die Natur der Schönheit liegt, welche nicht nur die Behauptungen der früheren Ideale auf ihren Gedankenausdruck bringt, sondern selbst als inhaltlich neue Auffassung der Schönheit zu ihnen hinzutritt. Ich weiß nicht, ob ich durchgängig Weißes Beistimmung gehabt haben würde, wenn ich hierüber Folgendes, an früher gethane Aeußerungen anschließend, bemerke.

Der eigenthümlichste Zug der modernen Geistesbildung liegt in dem doppelten Bewußtsein, daß einerseits die Mannigfaltigkeit der geschehenden Naturereignisse einem gemeinsamen höchsten Gesichtskreis des mechanisch Möglichen unterliegt, nicht aber jede einzelne Erscheinungsgruppe aus einem ihr allein beschiedenen unvergleichbaren Triebe entspringt, und daß anderseits Alles, was durch die Thätigkeit des Geistes geschehen *soll*, nach allgemeinen Grundsätzen eines gemeinsamen und unveränderlichen Rechts, und nicht allein nach Zweckmäßigkeitsrücksichten des Augenblicks geordnet werden muß. Auch wir können noch an *wirkende*, aber wir können nicht mehr an *hexende* Ideen glauben. Wir sind überzeugt, daß vernünftige und bedeutungsvolle Zwecke sich in der Natur verwirklichen, aber nicht, weil sie mit einem allmächtigen Triebe, der nur durch ihre Absicht geleitet würde, jeden vorhandenen Thatbestand nach ihrem Belieben ändern könnten, sondern nur weil der ganze Haushalt der Natur von Anfang an so geordnet ist, daß sein stetiges Wirken nach *allgemeinen* Gesetzen zu bestimmter Zeit und Stunde auch die zwingenden Erfüllungsbedingungen jener *besondern* Zwecke herbeiführt. Wir sind ebenso überzeugt, daß das freie Handeln des Geistes in die Welt Zustände einführen soll, die ohne dies Handeln nicht sein würden, aber heilsame und dauernde Folgen erwarten wir auch von den Thaten des Genius nur da, wo sie so mit der augenblicklichen Lage der Gesellschaft zusammentreffen,

daß ſie nur vollziehen, was der Haushalt des geiſtigen Lebens in dieſem beſtimmten Augenblicke bedurfte, um nach ſeinen allgemeinen Geſetzen jene Folgen nothwendig zu erzeugen. Unſere Zeit iſt in aller Beziehung die Zeit des Mechanismus. Gleichviel ob ſie ihn als die letzte aller Welt zu Grunde liegende Wahrheit und Nothwendigkeit anbetet, oder ob ſie ihn ſelbſt nur als abhängige Vorbedingung und als Diener eines höheren Gutes anſieht: darin iſt ſie einſtimmig, daß alle beſonderen Geſtaltungen und Ereigniſſe nur Beiſpiele deſſen ſind, was nach allgemeinen Geſetzen aus den ewig vorhandenen Wirkungsmitteln der Welt durch verſchiedenartige Verknüpfung und Benutzung derſelben entſtehen kann. Dieſe Erkenntniß, den ſcharfen, auf dieſe Wahrheit unabläſſig gerichteten Blick beſaß weder das Alterthum noch das Mittelalter. Dem letztern war die ganze Wirklichkeit in eine Geſchichte aufgegangen, die von der Schöpfung bis zum Weltgericht einen zuſammenhängenden Plan verfolgt; Alles, was an allgemeiner Geſetzlichkeit ſich ſeinem Blicke darbot, galt doch nicht für eine urſprüngliche Nothwendigkeit in der Natur der Sachen, die jeder Möglichkeit irgend einer Geſchichte zu Grunde läge, ſondern für eine zeitweilige und ſtets aufhebliche Stiftung, die der Sinn dieſer ſouverain ſich auswirkenden Geſchichte zu ſeinem eignen Bedarf gemacht. Die Weltanſicht des Alterthums hat nicht dieſen Character des Geſchichtlichen im Sinne einer fortſchreitenden Entwicklung, aber ſie hat ihn allerdings in dem Sinne gleichfalls, daß ein rhythmiſcher Kreislauf des Geſchehens der urſprüngliche Thatbeſtand der Welt iſt, aus dem, weil er ſo verläuft und nicht anders, auch für die einzelnen Theile der Welt Geſetzlichkeiten ihres Verhaltens folgen, nicht als Nothwendigkeit an ſich, ſondern als allgemeine Gewohnheiten der Dinge. Denn auch das Schickſal verknüpft im Alterthum nicht das, was der allgemeinen Natur der Sachen nach zuſammengehört, ſondern das, deſſen Zuſammengehörigkeit kein Verſtand als ſelbſtverſtändlich

begreift; in dem dunklen Sinne der Geschichte vielmehr, die geschieht, liegt der Grund dieser Fügungen.

Und wie hängen nun, wird man fragen, diese allgemeinen Betrachtungen mit dem zusammen, was uns hier beschäftigt? Aber die ästhetische Weltauffassung kann niemals ohne Zusammenhang mit diesen allgemeineren Beurtheilungsweisen aller Dinge sein, und diese Verknüpfung ist hier eng genug. Auch die Schönheit galt jenen beiden früheren Idealen nur, sofern sie den Plan dessen, was in dem Weltall geschieht, oder einen seiner wesentlichen Grundzüge, in sinnlicher Erscheinung aufleuchten ließ; der göttliche sittliche Inhalt der Welt oder jene allgemeinsten Urereignisse, auf welche ein dunkles Gefühl den Werth einer mystischen Heiligkeit häufte, sie waren es, welche, wenn sie sich entwickelten, die Formen ihrer Entwicklung zu schönen machten; wo aber irgend eine Form des Erscheinens ohne Rückdeutbarkeit auf diesen ewigen Weltinhalt dem unbefangenen Sinne gefiel, wurde sie als verführerisches Blendwerk mißachtet oder zurückgestoßen. Freilich hätte in diesem Gedanken allein schon, wäre er durchgedacht worden, die Erkenntniß gelegen, welche die moderne Zeit nachholen mußte, die Erkenntniß, wie die weltschaffende Phantasie nicht aus dem Stegreif jedes der Gebilde, die sie zur Vollendung ihres Planes bedarf, einzeln aus dem Nichts hervorruft; wie sie vielmehr, auf Ganzes von Anbeginn sinnend, aller Mannigfaltigkeit ihres späteren Schaffens zuerst die Einheit eines allgemeinen Gesetzkreises voranschickt, an den sich jede ihrer veränderlichen Handlungen knüpfen wird; wie darum nicht nur jede Einzelentwicklung, die sich vernünftig in den Plan des Ganzen fügt, auf allgemeinen Bedingungen des Möglichen beruht, wie vielmehr auch jede Schönheit, die aus der Uebereinstimmung eines idealen Sinnes mit der Form seiner Erscheinung entspringt, auf einer allgemeinen Verwandtschaft, Vergleichbarkeit und Beziehbarkeit aller Formen und Inhalte begründet ist, durch die es überhaupt erst geschehen kann, daß

Etwas, wie Einklang und Mißklang, in der Welt exiſtire; wie endlich eben deshalb Schönheit nicht unmittelbar von dem höchſten Inhalt abhängt, zu deſſen Verwirklichung wir die Welt beſtimmt denken, ſondern wie ſie überall da vorkommt, wo dieſe allgemeine Natur der Dinge, die wir eben andeuteten, auch nur in zweckloſem Spiele, uns ein Beiſpiel jenes harmoniſchen Füreinanderſeins aller Formen und Verhältniſſe gibt. Unſere Freude am Schönen gilt nicht ausſchließlich den einzelnen Fällen, in welchen der ernſthafte Sinn des Weltplans ſelbſt dieſe Formen des Erſcheinens mit ſeiner Gegenwart ausfüllt, ſondern ſie gilt der allgemeinen Vortrefflichkeit der Natur des Wirklichen, die noch vor jeder Anſpannung zu einem beſtimmten Zwecke ſich jedem künftigen Zwecke gewachſen zeigt.

Hierin liegt der Anſpruch auf Reinheit und Univerſalität, den wir allerdings dem modernen äſthetiſchen Ideal zugeſtehen müſſen. Auf Reinheit inſofern, als unſer modernes Gefühl die Schönheit von den Ideen des ſittlichen und des religiöſen Gebietes völlig ſondert, ohne ſie doch von ihnen loszureißen. Denn daran zweifeln wir nicht, daß jene allgemeine äſthetiſche Natur des Wirklichen, welche die Möglichkeit des Schönen enthält, ebenſo ſehr, wie die allgemeine Wahrheit, welche die Geſetze der Möglichkeit alles Geſchehens einſchließt, doch nur vorangeſchickte Vorbedingungen des höchſten Guten ſind, die dieſes ſelbſt, weil es das iſt, was es iſt, aller künftigen Wirklichkeit zu Grunde legt; und bis hierher theilen wir den Grundgedanken, den wir oben dem Alterthum und dem Mittelalter zuſchrieben. Aber wir unterſcheiden uns von beiden in der Oekonomie der Anwendung dieſes Gedankens: wir glauben nicht, daß der höchſte Zweck der Welt in jedem Augenblick ſeiner Entwicklung die Regel des Verhaltens, die er eben bedarf, zur geltenden Wahrheit, und die Form des Erſcheinens, in welcher er ſich vollkommen äußert, zur Schönheit macht; die Möglichkeit jenes Verhaltens und der Werth dieſer Schönheit beruhen uns weſentlich

auf ihrer Uebereinſtimmung mit der allgemeinen Wahrheit und der allgemeinen Formenwelt, die nun, *nachdem* das Höchſte ſie ſich zur Grundlage ſeines Schaffens gegeben, jeder *einzelnen* ſeiner Schöpfungen ſelbſtändig gegenüberſtehen und jeder einzelnen mit einer Macht gebieten, welche ſie im Auftrage des Geſammtſinnes *aller* Schöpfung beſitzen. Wohl wird dieſe Selbſtändigkeit, die wir der Schönheit ſichern müſſen, von einem Theile unſerer Zeitgenoſſen bis zu völliger Zerreißung ihres von uns geſchonten Bandes mit der Idee des Guten übertrieben. Aber diejenigen, welche theoretiſirend die Schönheit in der urſprünglichen Wohlgefälligkeit bloßer Formen ſuchen, für welche ſie auch dieſe allgemeine Abkunft aus dem höchſten Inhalt verſchmähen, widerlegen ihre theoretiſche Anſicht durch die lebendige Begeiſterung, die ſie dem Schönen und der Kunſt widmen. Denn dieſe Begeiſterung bezeugt, daß auch ſie in aller Schönheit mehr als ein blos thatſächlich gefallendes Verhältniß, daß ſie in ihr auf irgend eine Weiſe den Abglanz der höchſten Werthe fühlen, die allein *dieſe* Verehrung und dieſe Hingabe des menſchlichen Gemüths rechtfertigen können. Nur um den Preis dieſer allgemeinen Anknüpfung des Schönen an das Gute iſt es möglich, die *einzelne* Schönheit von der Verpflichtung einer Hinweiſung auf ein einzelnes Gute zu entlaſſen und jene Univerſalität des Geſchmackes zu hegen, welche in jeder kleinſten Erſcheinung einen vollgültigen Beweis der ewigen Harmonie findet, auf der das Größte ruht, ebenſo wie unſere Erkenntniß in dem zufälligen Falle des Steins, den der Tritt eines Wildes gelöſt, dieſelbe Kraft wahrnimmt, welche die Geſtirne aneinander kettet. In dieſem Sinne gehört, wie der Gedanke des allgemeinen *Mechanismus* der modernen Wiſſenſchaft, ſo der eines allgemeinen äſthetiſchen *Formalismus* dem modernen äſthetiſchen Ideale als eine Eigenthümlichkeit an, welche nicht nur den Beurtheilungsgrund gegebener, ſondern auch die Quelle neu zu geſtaltender Schönheit in ſich faßt.

Ob nun das antike, das romantiſche und das moderne Ideal in dem Sinne, den Weiße vorausſetzt, eine geſchloſſene dialektiſche Dreiheit bilden, ſo daß alle Zukunft kein eigenthümliches viertes Glied ihnen würde hinzufügen können, kann zweifelhaft ſcheinen. Doch wird nicht eigentlich durch dieſe Annahme die Zukunft verkürzt; es wird ihr möglich ſein, aus den Bildungszuſtänden, die ſie entwickeln wird, auch neue characteriſtiſche Ausprägungen der Weltauffaſſung hervorzubringen, obgleich ſie die Anzahl der Grundgedanken, die jenen drei Idealen entſprechen, ebenſowenig um einen neuen vermehren wird, als ſie glaublicherweiſe zu den längſt ausgebildeten Kunſtformen eine noch unerhörte hinzu entdecken wird. Einſtweilen hat die Beſtimmtheit, mit welcher Weiße die geſchloſſene dialektiſche Trias der Ideale aufſtellte, nicht Nachfolge gefunden, während zugleich die zunehmende Aufmerkſamkeit auf die geſchichtliche Entwicklung der Künſte immer ausgedehnter auf den Einfluß einging, den auf ſie die geſammte geiſtige Entwicklung jedes einzelnen Zeitalters ausübte. Schon Winkelmanns Kunſtgeſchichte überſah dieſen Geſichtspunkt nicht; wir finden ihn mehr oder minder ausgebeutet in den zahlreichen Werken über Geſchichte der Kunſt und Literatur, deren wir uns jetzt erfreuen; ganz ausdrücklich hat ihn die reichhaltige und ſehr dankenswerthe Arbeit von M. Carriere gewählt: die Kunſt im Zuſammenhang der Culturentwicklung. (I. II. Lpz. 1863. 66.) ein Werk, dem eine allgemeine Theilnahme glücklichen Fortſchritt und Vollendung gewähren möge.

Siebentes Kapitel.

Die künſtleriſchen Thätigkeiten.

Verſuche zur Beſtimmung des Begriffs vom Genie bei Kant und Fries. — Weißes Lehre vom Gemüth, von der Seele und dem Geiſte, von dem Talent, dem Genius und dem Genie. — Schillers äſthetiſche Erziehung der Menſchheit. — Schleiermachers Nationalität der Kunſt. — H. Ritters Darſtellung der Bedeutung des Kunſtlebens.

Mit merklicher Geringſchätzung ihres Gegenſtands haben wir die deutſche Aeſthetik beginnen ſehen. Es war nicht wunderbar. Großes Mißgeſchick hatte im Volk die Erinnerung an die frühere Blüthe ſeiner Kunſt verlöſcht, die noch fortgeſetzten kraftloſen Bemühungen unſchöpferiſcher Geiſter erwärmten es nicht. Die Dichter, die mit kalter Aufgeblaſenheit ſich als Begeiſterte Apolls und der neun Muſen prieſen, mußten ſelbſt fühlen, daß dieſer ihr Umgang mit den Göttern des Parnaß eine Privatliebhaberei war, für die ſich weder in der Weltgeſchichte noch im geſelligen Leben eine ernſtliche Aufgabe entdecken ließ. So galt die Kunſt Nichts, die Schönheit wurde einer unvollkommnen Erkenntnißweiſe der Sinnlichkeit zugeſchrieben, das Genie konnte noch Adelung als merkliches Ueberwiegen der niedern Seelenkräfte bezeichnen. Seit dieſer barbariſchen Definition, wie J. Paul ſie entrüſtet nennt, haben die Anſichten ſich bis zum Uebermaß des Entgegengeſetzten verändert. Die Wiederbelebung des äſthetiſchen Sinnes hat über das Walten des künſtleriſchen Genius und über die Bedeutung der Kunſt im Ganzen unſers Lebens eine unzählbare Menge geiſtreicher Anſichten und Aeußerungen veranlaßt. Ich kann, indem ich hier dieſelben Fragen berühre, nur wenig Gebrauch von dieſer Fülle machen; denn Alles muß ich übergehen, was über Phantaſie und Kunſt eben auch nur in der Weiſe der Phantaſie und Kunſt,

Dichtung durch neue Dichtung umschreibend, aber nicht in der Form wissenschaftlicher Untersuchung, behauptet worden ist.

Auf Kants Ansichten über Kunst und Genius drückte jene Geringschätzung noch sehr bemerkbar. Grade er hatte die Schönheit vom Guten und Angenehmen getrennt und sie nur in wohlgefälligen Formverhältnissen gesucht; aber er hatte wenig Achtung vor dem Spiel mit diesen Formen. „Wenn die schönen Künste nicht nah oder fern mit moralischen Ideen in Verbindung gebracht werden, die allein ein selbständiges Wohlgefallen mit sich führen, so dienen sie nur zur Zerstreuung, deren man um so mehr bedürftig wird, als man sich ihrer bedient, um die Unzufriedenheit des Gemüths mit selbst dadurch zu vertreiben, daß man sich immer unnützlicher und mit sich selbst unzufriedener macht." Seine weiteren Aeußerungen über die Kunst, nur der Gedankenfülle der Poesie günstig, der Musik ganz abhold, zeigen, daß er sich jene Verbindung der Kunst mit moralischen Ideen sehr eng und absichtlich dachte.

Dieselbe Stimmung herrscht in dem, was er über den künstlerischen Genius sagt. Psychologisch erklärt er sein Wirken nicht. Die Natur habe durch Stimmung der Vermögen des Gemüths diese Fähigkeit hervorgebracht, die ihres eignen Verfahrens gänzlich unbewußt Werke bilde, welche für Andere exemplarische Vorbilder werden, deren Erzeugung aber nach keiner Regel gelernt werden könne. Nur einmal geht Kant tiefer ein. Man sage von gewissen Werken, sie seien ohne Geist, obgleich der Geschmack an ihnen Nichts auszusetzen habe; was sei hier Geist? Und er antwortet: Geist in ästhetischer Bedeutung ist das belebende Princip im Gemüthe, welches die Kräfte der Seele zweckmäßig in Schwung, nämlich in ein Spiel versetzt, das sich selbst erhält und sich selbst die Kraft dazu stärkt. Dies Princip aber sei das Vermögen zur Darstellung ästhetischer Ideen, d. h. solcher Vorstellungen der Einbildungskraft, welche, zu einem bestimmten Begriffe gesellt, die Aussicht in ein unabsehliches Feld

verwandter Vorſtellungen eröffnen und uns einen Schwung geben, viel Unnennbares obwohl zur Sache Gehöriges hinzuzudenken, was ſich in Begriffen nicht faſſen, deutlich machen oder exponiren läßt. Aber Kant fügt den Grund dieſer Unausdrückbarkeit nicht hinzu, und denkt keineswegs groß von der Gabe, ſo unnachrechenbare Vorſtellungsverknüpfungen zu erfinden. Das Genie bringe in ſeiner geſetzloſen Freiheit Nichts als Unſinn hervor; erſt der Geſchmack der Urtheilskraft gebe der Gedankenfülle Klarheit und Ordnung; müſſe an einem von beiden etwas abgebrochen werden, ſo möge es auf Seiten des Genies geſchehen; zum Behuf der Schönheit ſei Reichthum und Originalität der Ideen weniger nöthig als die Angemeſſenheit der Einbildungskraft zu der Geſetzmäßigkeit des Verſtandes.

Aber dieſe Theilung der Arbeit, ſo daß das Genie das Rohmaterial des geiſtreichen Inhalts, der Geſchmack die richtige Form beſorgt, unterſcheidet künſtleriſches Schaffen nicht von jeder andern geiſtigen Production. Die Fortſchritte in den Wiſſenſchaften und der Technik entſtehen ebenſo: zuerſt mannigfaches Hin und Her der Gedanken, lebhaftes Spiel der Einfälle, welches an ſich ſelbſt zwar nicht lauter Unſinn, aber doch vielen Irrthum zu Wege bringt, dann die kritiſche Thätigkeit des Verſtandes, die das Taugliche ausſcheidet. Es iſt daher wenig erklärt, ſo lange nicht der Unterſchied der äſthetiſchen Ideen von andern unvergohrenen Einfällen, und der des ſichtenden Geſchmacks von andern Arten der kritiſchen Prüfung aufgehellt wird. Kant hätte wohl für beide Fragen die Antwort gehabt, die er hier nicht gibt: der Reiz der äſthetiſchen Ideen liegt nicht blos in der Unabſehlichkeit und unendlichen Theilbarkeit ihres Gedankeninhalts, ſondern in dem Gefühlswerth jedes kleinſten dieſer Theilchen, und in der dem Begriffe nicht blos überlegenen, ſondern dem Denken überhaupt nicht zugänglichen Uebereinſtimmung dieſer Einzelwerthe zu einem Ganzen. Und eben in der feinen Empfindlichkeit hierfür beruht die Eigenthümlichkeit des

Geſchmackes, von dem Kant ſehr wohl wußte, daß die Ordnung und Klarheit, die er verlangt, eine ganz andere iſt als jene, welche der Verſtand, an den er hier ganz zur Unzeit erinnert, den Erzeugniſſen des Denkens zu geben ſucht.

Größere Achtung beweiſt dieſen äſthetiſchen Ideen in Kantiſchem Sinne Fries, wie er denn die höhere Bedeutung des äſthetiſchen Theils unſers Geiſteslebens in dem oft wiederholten Hauptſatze ſeiner Philoſophie ausſpricht: von Erſcheinungen wiſſen wir, an ein ewiges Weſen der Dinge glauben wir, Ahnung läßt uns dieſes in jenen anerkennen. Den ewigen Grundwahrheiten des Glaubens, nämlich den Gedanken der Gottheit, des ewigen Lebens und der Freiheit der Geiſteskraft, laſſen ſich die anſchaulich wirklichen Gegenſtände nicht nach beſtimmten Begriffen ſo unterordnen, daß ſie als Ausflüſſe und Ausdrücke dieſes allein die Welt beherrſchenden und ihr Werth gebenden idealen Inhalts klar würden. Nur durch unausſprechbare Mittelbegriffe kann dieſe Unterordnung des Wirklichen unter die Glaubensideen vollzogen werden; dieſer Vorgang iſt die Ahndung, die Form ihres Ausdrucks das äſthetiſche Urtheil, das nur unſer Gefühl, nicht eine erweisbare Erkenntniß enthält. Von den leichteſten Spielen des Schönheitsgefühls mit gefälligen Umriſſen, Rhythmen und Lebensbewegungen bis zu dem höchſten Ernſt der epiſchen tragiſchen und lyriſchen Ideale für die Dichtkunſt, waltet in alle dieſem das gleiche Princip der Ahndung ewiger Ideen. In die drei Klaſſen der epiſchen, tragiſchen und lyriſchen aber zerfallen alle äſthetiſchen Ideen gemäß der Verſchiedenheit der Stimmungen, welche dieſe Rückdeutung des Endlichen auf das Ewige erweckt. Epiſche zeigen uns in Stimmungen der Begeiſterung die Uebereinſtimmung des irdiſchen Schickſals mit der Idee des ewigen Lebens; dramatiſche in Stimmungen der Reſignation die Verwerfung der endlichen Erſcheinung gegen das Ewige; die Andacht der lyriſchen erhebt uns über das Endliche und Irdiſche zu dem Ewigen und Himmliſchen ſelbſt. (Apelt Religionsphilo-

sophie 1860. S. 151.) Man fühlt leicht das Anerkennenswerthe dieser Ansichten und ihre Bedeutung für die religiöse Seite unsers geistigen Lebens; für die Aesthetik als solche sind sie nicht fruchtbar geworden. Und Gleiches gilt von dem, was Fries über das Genie denkt, von dem wir sprechen wollten. Mit nicht zu großer Klarheit setzt er das Vermögen zur Erzeugung des Schönen zusammen aus dem Geschmack, als dem Vermögen der ästhetischen Beurtheilung, dem Geist als der Fähigkeit sich lebendig auszusprechen, und dem Genie als der Kraft der lebendigen Darstellung und dies letztere spaltet er in das Vermögen der anschaulichen Darstellung und das, welches dieser Darstellung die geforderte Form der Schönheit und Erhabenheit bringt. (Neue Kritik der Vernunft III. 280 ff.)

Und hier darf ich wohl einschalten, daß die Erklärung des künstlerischen Schaffens auch später von keiner Seite wesentlich gefördert worden ist. Die Phrenologie hat kaum einige Eigenheiten des körperlichen Baues mit speciellen Talenten in einige thatsächliche Verbindung bringen können, den Nutzwerth jener für diese aber ganz unerklärt gelassen. Die Psychologie, die verschiedne in einander greifende Seelenvermögen anerkennt, hat nur, wie oben Fries, die Leistungen des Genies, nachdem sie geschehen sind, sortiren und mit unbefriedigender Stumpfheit diejenige Combination der verschiednen Vermögen andeuten können, welche sie für tauglich zu jenen Leistungen halten würde. Und über diese Tautologien ist man nicht dadurch hinausgekommen, daß man mit Vermeidung einer Mehrheit ursprünglicher Vermögen alle Leistungen des geistigen Lebens aus der Wechselwirkung unzähliger Vorstellungen als der einzigen ursprünglichen Handlungen der Seele abzuleiten versuchte. Man kann auch hier allenfalls gewisse Bedingungsgleichungen aufstellen, denen der psychische Mechanismus genügt haben müßte, wenn er künstlerische Productionskraft erzeugen soll; aber man kann nicht sagen, durch welche Vorgänge jenen Bedingungen Genüge geleistet wird.

Dies Mißlingen einer wiſſenſchaftlichen Erkenntniß der Natur und der Wirkungsbedingungen des Genius erlaubt uns nur, der Bemühungen um die andere Frage zu gedenken, welche Bedeutung und welchen Werth und Sinn dieſe geheimnißvolle Gabe und ihre Ausübung im Ganzen der Welt und des menſchlichen Lebens habe.

In welchem Styl hierüber der Idealismus im Allgemeinen gedacht hat, bedarf keiner Erwähnung; ausdrücklich zu einer dialektiſchen Entwicklung hat erſt Weiße die hierhergehörigen Begriffe verflochten. Die höchſte Wirklichkeit der Schönheit ſieht er in demjenigen Sein, für welches alles objective Schöne vorhanden ſei: in dem Gemüth. Die Anthropologie, von der allein die im Geiſt wirkenden Kräfte einige Beachtung gefunden, faſſe Gemüth, Talent und Genius nur als Steigerungen der natürlichen Kräfte des endlichen Menſchengeiſtes; als die abſolut geiſtige Subſtanz der Schönheit ſelbſt habe man ſie vielmehr zu faſſen, als Herablaſſungen des unendlichen Geiſtes in die Geſtalt menſchlicher Perſönlichkeit. Nicht als zweites Ich ſtehe dieſes unendliche Selbſt neben dem endlichen Ich, ſondern nehme dies völlig in ſich auf und beherrſche deſſen Kräfte, an die es als Mittel ſeiner Thätigkeit gewieſen ſei. (Solger.) Die Vielheit der geiſtigen Individualitäten aber, in die ſich ſo das Unendliche zerſplittere, bezeuge ihre innerliche Zuſammengehörigkeit dadurch, daß ſie in Geſtalt eines Gegenſatzes auftrete. Wie Mann und Weib nicht Theile des Menſchen, ſondern beide ganze Menſchen, ſo ſeien die beiden Gemüthsgeſchlechter, Geiſt und Seele beide daſſelbe ganze Gemüth; dennoch einander entgegengeſetzt. In der Seele herrſche die ſubſtantielle Einheit des Gemüths ebenſo vor, wie wir unter den natürlichen Geſchlechtern von dem weiblichen die Verwirklichung des Allgemeinbegriffs des Menſchlichen, und Gleichgewicht zwiſchen den beſondern Tendenzen erwarten, die das männliche einſeitig verfolgt. Der Geiſt dagegen repräſentire den Gegenſatz; ihm fallen im Lauf der Geſchichte die im engern

Sinn objectiv und intellectuell zu nennenden Thaten und Werke zu, bei deren Ausführung ſich das Gemüth ganz in die beſondere ihm jedesmal vorliegende Idee verliert. Das Umgekehrte ließe ſich freilich auch wohl vertheidigen: ſeelenvoll iſt das Gemüth, das ſich ganz in ſeinen jedesmaligen Gegenſtand verliert, Geiſt hat der, der keinem ſich völlig hingibt, ſondern jedem dadurch gerecht wird, daß er zugleich alle andern bedenkt.

Blos als Gemüthstiefe aber, die nur in ſich aufnimmt, und ohne alle Richtung nach außen, würde das Unendliche nicht ſich ſelbſt entſprechend im Endlichen verwirklicht ſein; es muß die von ihm angenommenen Schranken der Perſönlichkeit überſchreiten, und ſeine abſolut geiſtige Subſtanz als objective ſetzen. So nach außen gewandt, auf Werke bedacht, und als Princip für Beſchaffenheit und Richtung wirkender Kräfte iſt das Gemüth *Talent*. Zu dem Ausſichherausgehn, welches den Begriff des Talents beſtimme, liege freilich die Möglichkeit eines gemüthloſen Talents, nur zeige die Erfahrung, daß ſeine Ablöſung vom Gemüth zugleich ſein eigner Untergang, Verluſt ſeiner abſolut geiſtigen Subſtanz und Uebergang in blos formale Fertigkeit ſei. Allein dies Zugeſtändniß, daß in der Wirklichkeit die Folge ſelbſtändig ohne ihren dialektiſchen Grund vorkomme, erlaubt auch die Annahme, daß ebenſo der Grund ohne die Folge vorhanden ſein könne, ein talentloſes Gemüth alſo, welches Weiße leugnet. Im Uebrigen wird die Mannigfaltigkeit ſpecifiſch verſchiedner Talente von Weiße hier zugegeben, auch dialektiſch begründet, ihre pſychologiſchen Bedingungen jedoch unerörtert gelaſſen.

Als ſich rührende Anlage zum Wirken nach außen entzweit das Talent das Gemüth mit ſich ſelbſt; aber durch die Erzeugniſſe ſeiner Thätigkeit verhilft es ihm zum ruhigen Wiederbeſitz ſeiner ſelbſt. Das wahrhafte Talent iſt eben nicht jene bloße Anlage, die als geiſt- und gemüthloſe Leichtigkeit formaler Production der Kindheit künſtleriſcher Geiſter eigen iſt, ſondern nur

die durch Uebung erworbene Fertigkeit und Sicherheit: der Geſchmack und Takt.

In einer Vermählung von Talent und Gemüth findet endlich Weiſe den Genius. Der Begriff des Gemüths allein, der Abgrund einer Alles in ihr Inneres hineinziehenden Weſenheit, würde die einzelnen gemüthvollen Individuen völlig vereinzeln; das Talent aber kann zwiſchen ihnen und der Welt einen mehr als zufälligen, einen organiſchen Zuſammenhang nur dann herſtellen, wenn es innerhalb ſeines Gebiets ein Höchſtes leiſtet. Ein ſolches Talent, das nun in gewiſſer Weiſe das Gemüth aus ſich als ſein Erzeugniß wiedergebiert, iſt der Genius. Durch ihn iſt ein welthiſtoriſcher Zuſammenhang aller Thaten und Werke des Talents geſetzt, die ſonſt, der Willkür der einzelnen Talentbegabten überlaſſen, nur den Stempel der Zufälligkeit tragen. Der Genius trägt den der Nothwendigkeit, das Siegel ſeiner wahrhaft göttlichen und ewigen Beſtimmung. Denn er will und vollbringt nur dasjenige, was auf der jedesmal erreichten Stufe der geiſtigen Entwicklung der Menſchheit ſich, doch nur nach ſeiner Erfüllung, nicht vor ihr, als das allein Mögliche und Geforderte zeigt; und er vollbringt es nicht auf Antrieb äußerer Kräfte, ſondern weil ſein eignes ideales Selbſt Eins iſt mit der göttlichen Nothwendigkeit des Fortſchritts. Grundlos klage man, daß ſo viele hohe Genien zu früh untergehn oder ihre Beſtimmung verfehlen; jedem ſei vielmehr Umfang und Inhalt ſeiner Laufbahn prädeſtinirt und ſie werde ſtets vollſtändig von ihm durchmeſſen; in den Werken frühverſtorbener genialer Individuen finde ſich ein ebenſo ganz durchlaufner Cyclus, wie in denen langlebiger. So gehn die Genien als unmittelbarſte Erſcheinungen des abſoluten Geiſtes durch die Welt; ſie erheben zur Klarheit die weltgeſchichtlichen Ideen, die durch talentvolle und talentloſe Thätigkeit Anderer vorbereitet ſind; ſie entdecken in der Wiſſenſchaft die Einheitsprincipien ganzer

Erkenntnißſphären; ſie ſchaffen in der Kunſt den Begriff neuer Arten, innerhalb deren eine Vielheit von Talenten, vor ihnen unvollkommen ſtrebend, nach ihnen mit erhöhter Virtuoſität fortarbeitet. Dieſen Genien ſtehen die böſen Geiſter gegenüber, für die der verſtümmelte Name der Genies paſſe, und welche die im allgemeinen Begriffe des Genius liegende Freiheit mißbrauchend mit gleicher Schöpferkraft und Conſequenz die Lüge und das Böſe ſchaffen, wie jene das Schöne, Wahre und Gute.

Wenden wir uns jetzt von dem dunklen Weſen des künſtleriſchen Geiſtes zu der Bedeutung ſeines Wirkens, ſo glauben wir der hohen Stellung nicht noch einmal gedenken zu müſſen, welche der Idealismus meinte der Kunſt als einer der Entwicklungsſtufen des abſoluten Geiſtes geben zu müſſen. Wir laſſen vielmehr denjenigen noch einmal ausführlicher das Wort, welche der Kunſt innerhalb der Entwicklung des menſchlichen Geiſtes und ſeiner Strebungen ihre nicht minder bedeutende Stellung anwieſen.

Der große Rechtshandel der franzöſiſchen Revolution gab Schiller die lebendige Veranlaſſung, über den Weg nachzudenken, auf welchem mit Sicherheit die hier angeſtrebte Verwandlung des geſchichtlich entſtandenen Nothſtaates in einen mit Freiheit zu ordnenden Vernunftſtaat gelingen könne. Menſch ſei der Menſch nur dadurch, daß er ſich mit dem nicht begnügt, was die Natur und der Naturlauf der geſchichtlichen Wirkungen aus ihm macht, daß er vielmehr dies Werk der Noth in ein Werk der freien Wahl umwandelt. Aber der Vernunftſtaat ſei auf den ſittlichen Menſchen berechnet, der ſein ſoll, nur der phyſiſche Menſch ſei wirklich. Indem die Vernunft den Naturſtaat aufhebe, um den Vernunftſtaat, wie ſie muß, an deſſen Stelle zu ſetzen, wage ſie den wirklichen Menſchen an den nur möglichen ſittlichen; ſolle ihr bei dieſem Beginnen nicht aller Boden unter den Füßen ſchwinden, ſo dürfe die phyſiſche Geſellſchaft in der Zeit keinen Augenblick aufhören, während die

moraliſche in der Idee ſich bildet, und es müſſe für die Geſellſchaft eine Stütze geſucht werden, welche ſie von dem aufzulöſenden Naturſtaat unabhängig macht und dem zu ſtiftenden Vernunftſtaate vorbildet. Mit vielleicht zu großem Luxus der Begründung durch abſtracte Betrachtungen, welche ſich dem Gedankenkreiſe Kants anſchließen, finden Schillers Briefe über die äſthetiſche Erziehung der Menſchheit in der ſchönen Kunſt das vermittelnde Werkzeug dieſes Uebergangs. Es reiche nicht hin, daß die moraliſche Vernunft ihre ſittlichen Geſetze nur aufſtellt, ſie müſſe zugleich wirkende Kraft in uns werden, ſo daß auf das ſittliche Betragen wie auf einen natürlichen Erfolg gerechnet werden kann. Die Kunſt ſtelle die Wahrheit in der Schönheit heraus, lehre nicht blos den Gedanken ihr huldigen, ſondern auch den Sinn ihre Erſcheinung liebend ergreifen, und verwandle ſo das Nothwendige und Ewige aus einem Gegenſtand unſerer vernünftigen Anerkennung in einen Gegenſtand unſerer lebendigen Triebe. Der Weg zur Freiheit geht durch die Schönheit, und wird geebnet durch die äſthetiſche Cultur, welche alles das, worüber weder Naturgeſetze noch Sittengeſetze die menſchliche Willkür binden, Geſetzen der Schönheit unterwirft, und in der Form, die ſie dem äußern Leben gibt, ſchon das innere eröffnet. So erſcheint die Kunſt hier als ein pädagogiſches Mittel zur Erreichung der ſittlichen Lebensordnung; aber wie wenig ſie für Schiller nur dieſe Beſtimmung hat, habe ich früher bereits berühren können. Das äſthetiſche Leben iſt ihm nicht blos Uebergang vom Sinnlichen zum Sittlichen; es hat den ſelbſtändigen Werth, den er in die Worte faßt: Der Menſch ſoll mit der Schönheit nur ſpielen und er ſoll nur mit der Schönheit ſpielen; er ſpielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Menſch iſt, und er iſt nur dort ganz Menſch, wo er ſpielt.

Schillers Anſichten hat J. G. Fichte ſich angeeignet und dem Ganzen ſeiner philoſophiſchen Weltauffaſſung anzuſchließen

geſucht; (S. W. IV. 353. VIII. 270) ich glaube auf ſeine eigne Darſtellung verweiſen zu können. Bereits Schiller hatte das voll und innig von ihm empfundene Glück und die Seligkeit der äſthetiſchen Stimmung nicht überzeugend auf das formale Ereigniß der Verſchmelzung eines Formtriebes und eines Stofftriebes zurückgeführt, für deren keinen wir uns intereſſiren können; Fichte unterſcheidet von dem Erkenntnißtrieb, der die Dinge laſſen und faſſen will, wie ſie ſind, und von dem praktiſchen, ſie unendlich umzuſchaffen, den äſthetiſchen, den er zwiſchen beide in die Mitte ſtellt, und der ſchon dann befriedigt ſein ſoll, wenn er die freie Form des Bildes ohne Abgebildetes erzeugt. Auch dieſer Weg führt vielleicht nach Rom, aber es hat kein Intereſſe, Umwege zu verfolgen, für welche man nicht um ihrer ſelbſt, ſondern nur um der Paradoxie ihres Ausgangspunktes willen Sympathie haben kann.

Den Ort der Aeſthetik in der Ethik aufzuſuchen, hatte ſich Schleiermacher als Aufgabe geſtellt; ſeiner Anſichten würde daher hier beſonders zu gedenken ſein. Aber ſo viele hier nicht wiederholbare ſchöne Einzelheiten ſeine Vorleſungen enthalten, ſo muß ich doch auch in Bezug auf den allgemeinen Geſichtspunkt, den ſie gewählt haben, im Weſentlichen auf ſie ſelbſt verweiſen. Dem einen Tadel, den Zimmermann in ſeiner ausführlichen Kritik (Geſchichte der Aeſthetik I. S. 609 ff.) gegen ſie richtet, nur beſchreibend die künſtleriſche Thätigkeit zu zergliedern, ohne in der Idee der Schönheit eine für ſich gültige Geſetzgebung für dieſe Thätigkeit anzuerkennen, habe ich früher beitreten müſſen. Laſſen wir dies aber nun abgethan ſein, ſo wird man die beſchränktere Gültigkeit der Anſicht zugeben können, welche Schleiermacher in Bezug auf die Nationalität der Kunſt ausſpricht. Zu den freien Thätigkeiten gehörte ihm der Kunſttrieb, die der eine ſo, der andere anders auszuüben berechtigt iſt; da gleichwohl dieſer Trieb ſich in äußern Werken auslebt, ſo iſt es natürlich, daß er auch Verſtändniß ſeines Thuns ſucht, daß er

folglich nicht die individuellſte Anſchauung des Einzelnen, ſondern die gemeinſame zum Ausdruck bringt, welche einem Complexe von Einzelnen, einem Volke, einer Nation verſtändlich und angewohnt iſt. Ich gebe zu, daß hierin nur eine halbe Verbeſſerung des einmal gemachten Fehlers liegt und daß das Wahre dieſer Behauptung ſich beſtimmter auf dem entgegengeſetzten Wege finden ließ, zuerſt die unbedingte Geſetzgebung der Schönheit überhaupt zu bedenken, dann aber von jeder künſtleriſchen Thätigkeit, welche Schönes zu ſchaffen ſucht, zu verlangen, daß ſie es auf *characteriſtiſche* Weiſe ſchaffe. Methodiſch nicht gut begründet und gerechtfertigt, ſcheint mir dieſe Hochhaltung der Nationalität der Kunſt dennoch keineswegs zu tadeln; ſie hat ihr Recht nicht nur außerhalb der Aeſthetik, wenn wir die Stellung künſtleriſcher Beſtrebungen zu dem Ganzen unſers Lebens bedenken, ſondern auch innerhalb der Wiſſenſchaft vom Schönen hat ſie ihre Stelle. Kann die Kunſt einmal nicht die Schönheit an ſich, ſondern nur einzelne Erſcheinungen derſelben darſtellen, ſo iſt es ihr auch Pflicht, alle Unterſchiede des Erſcheinens feſtzuhalten, die dem an ſich Unausſprechlichen verſchiedene eigenthümliche Beleuchtungen geben können.

Aber Schleiermacher hat ſeine Gedanken nicht ſelbſt in einer endgültigen Faſſung veröffentlicht; es iſt deshalb gerechter und für uns anziehender, die Darſtellung anzuführen, welche von gleichartigen Geſichtspunkten aus H. *Ritter* gegeben hat. (Ueber die Principien der Aeſthetik. Kleine philoſoph. Schriften. Bd. 2. Kiel 1840.)

Nicht unſre ganze Kraft ſoll auf den Kampf des Lebens verwendet werden; wir haben auch ein Leben des Friedens und der Muße zu ſuchen, welches nach der Anſpannung unſers Geiſtes uns Erholung gewährt. Auch dieſe Erholung freilich wird nicht in Unthätigkeit und Ruhe, aber doch nur in einer ſolchen Thätigkeit zu ſuchen ſein, die unſern Neigungen entſpricht. Nicht nur durch jene Erfriſchung, die allerdings ſchon in der Abwech-

ſelung der Arbeit liegt, ſoll uns die Muße zu neuer Anſtrengung ſtärken, ſondern ſie ſoll uns jene Allſeitigkeit der Ausbildung unſers ganzen Weſens möglich machen, welche das kämpfende Leben mit ſeiner unvermeidlichen Theilung der Arbeiten verſagt. Auch die Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften bietet daher den wahren Inhalt dieſer Muße nicht; denn die einzelnen verſtricken uns ſogleich wieder in die Mühſeligkeiten und Einſeitigkeiten, welche die ausſchließliche Richtung der Unterſuchung auf ein beſtimmtes Gebiet mit ſich führt; die allgemeine Wiſſenſchaft aber, die Philoſophie, verliert weder den Character einer ſtrengen Arbeit, noch ſteht ſie in Wirklichkeit ſo, wie ihr Ideal es verlangen mag, als allumfaſſende über den beſchränkten Geſichtskreiſen jener. In aller Wiſſenſchaft überhaupt leben wir dem Allgemeinen; ein gemeinſames Gut der Erkenntniß, den Gewinn von Jahrtauſenden, haben wir, jeder im Kreiſe ſeines Berufs, der Gegenwart zu erhalten und der Zukunft vermehrt zu überliefern; wer ſo die Wiſſenſchaft betreibt, mag Freude an ihr finden, wie jeder gemeinnützige Arbeiter an ſeinem Werke; aber er wird dennoch geſtehn müſſen, daß ſie ihm Arbeit bleibe, und daß, wenn er ſeiner Muße nachgehn wolle, ſeine Thätigkeit einer andern Art der Beſchäftigung ſich zuwenden müſſe.

Das würdige Ziel für dieſe Thätigkeit der Muße finden wir nur in der Ausbildung jener eigenthümlichſten Anlage, die den Einzelnen als Perſönlichkeit vom andern unterſcheidet. Während die Wiſſenſchaft mit ausgeſprochener Scheu vor aller Einmiſchung des Individuellen nur den allgemeinen Geiſt zu ihrem Dienſte beruft, ſoll die Thätigkeit der Muße die Entwicklung und Ausrundung jener perſönlichen Welt- und Lebensanſicht übernehmen, zu deren Entſtehung die eigenthümlichſten Regungen unſrer Seele, unſre ganze Geſinnung, die beſondern Richtungen unſrer Phantaſie, unſrer Liebe und Abneigung beitragen, und die belebt wird durch den Wiederklang von tauſenderlei gelungnen und mißlungnen Beſtrebungen und von ebenſo vielen Erfahr-

ungen, die wir auf den verſchlungnen Bahnen unſers perſönlichen Lebens haben machen müſſen. Und während ſowohl die gemeine als die ſittliche Arbeit im Kampfe des Lebens unſer Verhalten an allgemeingültige Vorſchriften feſſelt, ſoll das Leben der Muße den eigenthümlichen Neigungen unſerer Natur Gelegenheit zur Bethätigung und allen individuellſten Anlagen unſerer Natur Spielraum zur Entfaltung geben. Weder jener Weltanſicht noch dieſer unſerer Art zu ſein können wir daher allgemeine Gültigkeit zuſchreiben, aber es würde eben irrig ſein, nur die dem Allgemeinen geleiſtete Arbeit gelten laſſen zu wollen; auch die harmoniſche Ausbildung des individuellen Geiſtes gehört zu den würdigen Zielen und ſittlichen Pflichten des Menſchen. Und nicht beſonders braucht hinzugefügt zu werden, daß weder in der Anſicht vom Leben noch in der Art des Benehmens dieſe individuelle Ausbildung ſich von dem Allgemeingültigen und von dem Allgemeinverpflichtenden fremd und willkürlich entfernen darf; ſie iſt nach beiden Richtungen hin nur die eigenthümliche Färbung, die zu der feſtſtehenden Zeichnung des Allgemeingültigen hinzukommt, ohne dieſelbe zu überſchreiten. So iſt das Leben der Muße, das äſthetiſche Leben eine eigenthümliche und große Bereicherung der Lebensgüter.

So lange nun in unſerem Inneren Unruhe, Ungewißheit und Streit zwieſpältiger Meinungen iſt, mag dies perſönliche Gemüthsleben die Einſamkeit ſuchen; ſobald aber in dem Menſchen das rechte mit ſich einige Bewußtſein ſeines Weſens zum Durchbruch gekommen iſt, fühlt er ſich von Natur gedrungen, ſich geſellig mitzutheilen, und dieſem Drange zu folgen erkennen wir zugleich für eine ſittliche Verpflichtung. Denn Selbſtſucht wäre es, mit ſeinem Eigenthümlichſten heimlich zu thun und es Anderen nicht in demſelben Maße mitzutheilen, in welchem es aufgenommen werden kann. Aber die Erfüllung dieſer Pflicht wird nicht zur Arbeit für uns; was ſie verlangt, iſt zugleich der natürliche Hang der Menſchheit: in keiner Zeit iſt die Muße Sache

des einſamen Lebens geblieben, ſie hat ſich auch nicht im Schoße der Familie zurückgehalten, ſondern ganze Völker haben ſie gefeiert in Feſten bald ernſterer Art, bald lauterer und ſcherzhafter Fröhlichkeit gewidmeten, jene erſtere Art der Begehung faſt ohne Ausnahme der Gottes- oder Götterverehrung zugewandt, dieſe andere immer zur ſchönen Kunſt hinneigend. Denn zur Geſelligkeit drängt das religiöſe wie das künſtleriſche Element unſers innern Lebens; das religiöſe Bewußtſein heißt uns unſer Heil nicht für uns allein, ſondern in Verbindung mit dem Heil der ganzen Welt ſuchen, und für unſere Ueberzeugungen von dem überſinnlichen, nie erſcheinenden Grunde aller Wirklichkeit Beſtätigung aus der Uebereinſtimmung mit andern gewinnen; der künſtleriſche Trieb will weniger dieſen Widerhall als ſeine eigne Mittheilung an Andere. Denn nicht allein in jenen Kunſtwerken, die von andern Entwicklungen des Lebens und von der Perſönlichkeit ihres Urhebers wie ſelbſtändige Weſen ſich abſondern, haben wir dies künſtleriſche Element zu ſuchen, ſondern in jeder Aeußerung, an welcher die Phantaſie in einer ihrer mannigfaltigen Geſtaltungen Theil hat. Der flüchtige Blitz des Witzes, die Anmuth der einfachen Erzählung oder Schilderung, die Würde im Ausdruck der Geſinnung, über alle dieſe Geſtalten der Rede, wie ſie im geſelligen Geſpräch heraustreten, über Geſänge und Tänze und alle Formen des Benehmens breitet ſich der Reiz eines Strebens nach Schönheit aus; jeder will in geſelliger Luſt dem andern ſich dienſtbar erweiſen, und dies Gefallen gewährt eben nur die Schönheit, welcher Art ſie auch ſei.

Uns ſelbſt daher und den ganzen Verlauf des Lebens durch übereinſtimmende Ausbildung des eignen Weſens zu einem ſchönen Ganzen auszugeſtalten, würde die ideale Aufgabe dieſes äſthetiſchen Triebes ſein. Doch das Leben mit ſeinen von uns unabhängigen Fügungen, und die eigne Natur, die nicht ganz unſerm Willen unterthan iſt, ſind zu ſpröde Stoffe, um die völlige Erfüllung dieſer Aufgabe zuzulaſſen. Nur in beſchränk-

terer Weiſe können wir hoffen, der Eigenthümlichkeit unſers Innern einen harmoniſchen Ausdruck zu verſchaffen, indem wir ſeinen Gehalt in einem von unſerer Perſönlichkeit ablösbaren Stoffe zu dem ſelbſtändigen Daſein eines Kunſtwerks verdichten. Hat aber die ſchöne Geſtaltung unſers eignen Weſens keine Ausſicht auf Vollendung, ſo hängt andrerſeits auch die Vollendbarkeit der Schönheit eines an fremdem Materiale darzuſtellenden Innern von der ungleich vertheilten Naturgabe zur Bearbeitung dieſes letztern ab. Innerhalb des geſelligen äſthetiſchen Geſammtlebens ſcheiden ſich Künſtler und Kunſtfreunde, zu Genuß Verſtändniß und Beurtheilung des Schönen beide, zu ſeiner Hervorbringung nur die erſten befähigt, zur geſunden Entwicklung des äſthetiſchen Lebens dieſe nicht entbehrlicher als jene. Denn irrig behauptet man, der Künſtler wolle in der Darſtellung nur ſich ſelbſt genügen; obwohl er ohne Zweifel den Inhalt einer ihm eigenthümlichen Begeiſterung mitzutheilen ſucht, ſo ſucht er ihn doch eben mitzutheilen und muß umgeben von einem Kreiſe gedacht werden, der ſich ſeiner Werke freut. Er iſt nicht der machtvollkommne Herrſcher, der ohne Rückſicht auf die ihm Untergebenen Alles in ſeine Bahn mit ſich fortreißt, nicht nur ein Begeiſterter Gottes; wir erblicken vielmehr in ihm einen Menſchen, ungefähr wie wir ſelbſt ſind, und wenn wir auch neidlos zugeben, daß in ihm, und doch auch in ihm nur in einzelnen Augenblicken, ein geſteigertes Bewußtſein über ſich ſelbſt ſich bis zu darſtellungskräftiger Begeiſterung erhöht, dennoch wird auch er ähnlichen Einflüſſen wie wir unterworfen ſein, und wie er gibt, ſo nicht weniger empfangen. Man ſoll nicht den Künſtlern jenen Stolz einbilden, mit dem ſie allein ein wahrhaft freies Geſchäft zu treiben glauben, in dem ſie Niemand zu berückſichtigen, ſondern ihrem Genius allein zu folgen hätten; man ſoll ſie ihre Kunſt vielmehr in ſtetiger Beziehung zu dem äſthetiſchen Leben der Geſellſchaft üben heißen, in welcher ſie

arbeiten, und für welche ſogar auf Beſtellung zu arbeiten ihrer Würde nicht ſchlechthin Eintrag thut.

Die Geſchichte beſtätigt, daß in glücklichen Zeiten der Kunſtblüthe dies richtige Verhältniß der productiven Künſtler zu dem äſthetiſchen Leben ihres Volks, zu der Weltanſicht und Sitte ihrer Zeit immer beachtet worden iſt; die größten Genien haben aus dieſem Bedürfniß der Wechſelwirkung mit der Geſellſchaft, in der ſie ſtanden, die ſtete Wiederholung bekannter, der Sage oder der religiöſen und nationalen Geſchichte angehörigen Stoffe, in welche der allgemeine Geiſt ſich mitfühlend eingelebt hatte, dem eitlen Anſpruch auf völlige Neuheit der Erfindung vorgezogen, und ſie haben in der Behandlung dieſer Stoffe nicht minder den formalen Anforderungen genügt, welche der Geſchmack ihrer Zeit nothwendig fand. Sie waren ſich bewußt über dieſes dem Ganzen der Geſellſchaft gehörige Eigenthum noch immer eine ihrem eignen Gemüth entſpringende originale Beleuchtung werfen zu können, welche ihre Werke zu Bereicherungen des äſthetiſchen Gemeinbeſitzes machte. Nur in unglücklichen Zeiten verlorener Einheit des äſthetiſchen Lebens muß die Phantaſie neue Bahnen ſuchen, ſelten mit glücklichem Erfolg; meiſt führt die Ablöſung der künſtleriſchen Production von ihrem natürlichen Boden in der nationalen Geſelligkeit, und der Verſuch, dieſe durch eine höhere und feinere Geſelligkeit ausſchließlich zwiſchen Künſtlern und Kunſtfreunden zu erſetzen, nur zum Kränkeln und zum Verfall der Kunſt ſelbſt.

Dieſe letzten Worte meines verehrungswürdigen Freundes erinnern mich an die Schwierigkeit der Aufgabe, die mir noch bevorſteht. Ohne Zweifel hat die lebendige Kunſt, die ſich noch fortentwickeln will, ihren natürlichen Boden in der nationalen Geſelligkeit und der Einheit der herrſchenden Phantaſie; aber die äſthetiſche Theorie, die der Schönheit des Geleiſteten nachdenkt, nachdem es da iſt, findet ſich in unſeren Tagen einer höchſt mannigfachen Ueberlieferung gegenüber, die uns die

Werke der verſchiedenſten Zeitalter neben einander vorführt. Vieles von dieſen iſt unſerer Sinnesart völlig fremd, und kann nur mittelbar Gegenſtand unſers Genuſſes werden, wenn wir von der Eigenthümlichkeit unſers Lebens abſehen; Vieles ſteht unſern gegenwärtigen Strebungen nahe genug und erfreut uns dennoch nicht durch die Vollendung, die wir jenen Erzeugniſſen einer für uns abgethanen Zeit zugeſtehen müſſen. Zwei entgegengeſetzten Gefahren ſind daher unſere Kunſttheorien ausgeſetzt: ſie können theils in leidenſchaftlicher Theilnahme für das, was uns nahe angeht, die Schönheit deſſen verkennen, was uns fremd geworden iſt, theils in einſeitiger Bewunderung einer Vollendung, an der uns nur ein mittelbarer Genuß möglich iſt, die fruchtbaren Keime überſehen, aus denen das Gegenwärtige eine ganz anders geſtaltete, aber nicht geringere Schönheit zu unmittelbarem lebendigen Genuſſe erzeugen könnte.

Drittes Buch.

Zur Geschichte der Kunsttheorien.

Erſtes Kapitel.

Die Kunſt und die Künſte.

Abgrenzung des Geſammtgebietes der Kunſt. — Allgemeine Aeſthetik und Theorie der Künſte. — Naturnachahmung; Objectivirung; Idealiſirung. — Styliſirung und Manier. — Claſſification der Künſte nach Schelling, Solger, Hegel, Weiße, Viſcher, Koeſen, Zeiſing. — Beſchränkter Werth aller Claſſificirung. — Vorbemerkung zu den Kunſttheorien.

Faſt nur in rhetoriſchem Schmuck und techniſcher Tadelloſigkeit von Dichtwerken hatte der Anfang der deutſchen Aeſthetik die Schönheit geſehen; raſch hatte dann Leſſings und Winckelmanns Thätigkeit, der ſelbſtändige Aufſchwung der deutſchen Dichtung und die fortdauernde Blüthe der Muſik alle Gebiete der Kunſt ihrer Betrachtung zugeführt und die Empfindung für die lebendige Bedeutung der Schönheit geweckt; als dann die Speculation des Idealismus den künſtleriſchen Beſtrebungen, die früher als entbehrliche Zierde des Lebens gegolten, die Bedeutung einer weſentlichen Entwicklungsweiſe des menſchlichen Geiſtes und der Welt ſelbſt gegeben hatte, begannen in der Ueberſicht des Geſammtgebietes der Aeſthetik zwei entgegengeſetzte Richtungen ſich geltend zu machen. So verpflichtend erſchien der einen das Gebot, nach Schönheit zu ſtreben, daß kein noch ſo unbedeutendes Gebiet des alltäglichen Lebens und Handelns von der Verbindlichkeit frei wäre, ſich äſthetiſch auszugeſtalten; dieſer Auffaſſung genügte die Zahl der Künſte nicht, welche die Vorzeit überliefert hatte; ſie wies unermüdlich auf eine Menge zuſammen-

gehöriger äſthetiſcher Triebe hin, deren Bedeutung im Leben gern jeder anerkennt und die doch in der hergebrachten Abſchließung jener Anzahl vergeſſen waren. Die andere Anſicht, von dem Gedanken einer beſtimmten Weltſtellung der Kunſt überhaupt beherrſcht, mußte dem entgegengeſetzt ein geſchloſſenes Syſtem der Künſte zu finden ſuchen, deſſen innere Gliederung und Eintheilung dem Bauplan des Univerſum entſprach, als deſſen Wiederholung und Wiederaufrichtung im Geiſte alle künſtleriſche Thätigkeit anzuſehen war.

Man kann dem Princip der erſten Anſicht beipflichten, ohne allen ihren Ausführungen zuzuſtimmen. Eine Aeſthetik, welche alle Erſcheinungen umfaſſen möchte, in denen ſich der Trieb nach Schönheit kundgibt, könnte die Form ihrer Darſtellung nach dem Muſter der allgemeinen Mechanik entwerfen. Was möglich, was unmöglich, welche Zuſammenſtellungen von Wirkungen ausführbar, welche andere vergeblich oder unvortheilhaft ſind, dies alles lehrt dieſe ſo, daß ſie die entſcheidenden Bedingungen des Geſchehens nur in ihren allgemeinen Formen erfaßt, und es der Anwendung im Leben überläßt, aus der beſonderen Geſtalt, in welcher in jedem Einzelfall dieſe Bedingungen gegeben ſind, das hier ſpeciell Mögliche und Nothwendige aus jenen allgemeinen Geſetzen abzuleiten; niemals aber verliert ſich die Mechanik in den nutzloſen Verſuch, alle Wirkungen zu beſchreiben, die in der Welt in Folge ihrer allgemeinen Principien ſich ereignen könnten. Auch die Aeſthetik würde genug thun, wenn ſie allgemeine Grundſätze aufſtellte, welche den Werth aller elementaren Verhältniſſe und die Art der Verknüpfung beſtimmten, durch welche dieſe zu wohlgefälligen Zuſammenſetzungen benutzt werden können; eine vollſtändige Aufzählung der zahlloſen Anwendungen, welche dieſe Principien in jedem kleinſten Bereich des Lebens zulaſſen, braucht ſie nicht zu verſuchen; ſie kann dieſes Geſchäft den andern Betrachtungen überlaſſen, welche aus beſondern Gründen ihre Aufmerkſamkeit auf einen dieſer Einzelfälle ſammeln und,

um ihn vollständig zu erschöpfen, auch die ihm mögliche ästhetische Gestaltung zu berücksichtigen haben. Versuchte aber die Aesthetik diese Uebersicht dennoch, so würde sie grade zu diesem Unternehmen um so mehr befähigt sein, je klarer ihr die allgemeinen Gesetze ihres Urtheils sind; denn um so leichter würde sie die Hauptverschiedenheiten der möglichen Anwendungsfälle treffen, durch deren Berücksichtigung die ganze Fülle der aus den Principien zu erwartenden Folgen umfaßt würde.

Als Beispiel solcher Grundlegung und solcher Uebersicht zugleich nenne ich Rob. Zimmermanns „allgemeine Aesthetik als Formwissenschaft" (Wien 1865). Nachdem sie im ersten Buch die allgemeinen Formen des Schönen erörtert, theilt sie in den beiden andern das Gebiet der Anwendungen in Natur und Geist, den schönen Geist selbst in vorstellenden, fühlenden, wollenden. In ausführlicher Gliederung folgen dann die einfachen und zusammengesetzten idealen Kunstwerke des zusammenfassenden, des empfindenden und des Gedanken-Vorstellens, die ästhetische Gesellschaft als sociales schönes Vorstellen, die Humanitätsgesellschaft als sociales schönes Fühlen, die sittliche Gesellschaft als entsprechendes Wollen, endlich die realen einfachen und zusammengesetzten Kunstwerke. Diese Systematik hat unstreitig Platz für alle Gegenstände und Fragen der Aesthetik; aber ich habe sie nur unvollständig wiedergegeben in dem sich aufdrängenden Gefühl, daß ihre etwas unübersichtliche Vielgliedrigkeit doch nicht die wünschenswerthe Form ist, welche die Aesthetik beibehalten dürfte. Man wird vielmehr sich nach der gewohnten Behandlung und Eintheilung des ästhetischen Gebietes zurücksehnen; immer wird man verlangen, im Vordergrunde den bekannten Namen der einzelnen Künste zu begegnen, deren jede wie ein lebendiger Organismus, eine vielgestaltige Menge ästhetischer Mittel zu einem characteristischen Ganzen verknüpft. Jenem ästhetischen Gegenbild der Mechanik muß ein anderes der Physik oder der Naturgeschichte folgen. Wir wissen, daß der Umlauf der Planeten und die

Gewitter der Erdatmoſphäre, die Leiſtungen eines Hebels und die Kraftäußerungen lebendiger Geſchöpfe zuletzt nur Anwendungen derſelben allgemeinſten Geſetze alles Wirkens ſind; aber wir wollen doch dieſe ausdrucksvollen Erſcheinungen nicht blos als Beiſpiele jenes Allgemeinen angeſehen wiſſen und die Beſtandtheile, die in ihnen zum Ganzen verbunden ſind, nicht wieder zerpflückt und ſtückweis den verſchiedenen allgemeinen Geſichtspunkten untergeordnet ſehen, unter die ja freilich jeder von ihnen außerhalb jener Verbindung gehört. Es iſt, um es kurz zu ſagen, der alte Streit zwiſchen Realismus und Idealismus, der auch hier wieder ausbricht. Jener ſieht alle einzelnen Gebilde nur als Beiſpiele deſſen an, was alles nach allgemeinen Geſetzen unter verſchiedenen Umſtänden möglich iſt, und jedes dieſer Beiſpiele iſt ihm ſo berechtigt, wie jedes andere; der Idealismus hebt hervor, daß von dem Vielen, das nach jenen Geſetzen entſtehen könnte, doch nur Weniges die Lebenskraft hat, ſich innerhalb der Wirklichkeit auf eine bedeutungsvolle Weiſe geltend zu machen. Und dieſe Kraft verdankt es der Idee, die in einer gewiſſen Zuſammenſtellung der Elemente zum Ausdruck kommt, und eben dadurch dieſe Zuſammenſtellung vor vielen andern, mechaniſch gleich möglichen, einer Idee aber nicht adäquaten bevorzugt. Dieſen Vorzug haben die Künſte, die ſich in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes längſt als große geiſtige Mächte erwieſen haben, vor jenen Anwendungsgebieten äſthetiſcher Principien voraus, welche man durch ſyſtematiſche Eintheilung oder durch mikroſkopiſche Aufmerkſamkeit auf alle Kleinigkeiten des Lebens entdecken kann, die aber im Leben ſelbſt niemals als ebenbürtig mit jenen empfunden werden.

Hierauf wird die Aeſthetik achten müſſen, und ich halte es für gleich unzweckmäßig, dieſe großen Geſtalten der bekannten Künſte unter abſtracte Geſichtspunkte der allgemeinen Aeſthetik unterzuſtecken, oder ihnen mit dem Anſpruch auf gleichen ſyſtematiſchen Rang, wenn auch auf geringere Wichtigkeit, eine Un-

zahl kleinerer Gestirne beizuordnen, jene von ästhetischen Principien allerdings durchdrungenen Uebungen nämlich, die ihrer Natur nach viel zu beschränkt sind, um die Totalität des geistigen Lebens in irgend einer annähernden Weise auszudrücken. So wie kleine Gemeinden und große Staaten von demselben Princip der Sittlichkeit und des Rechts durchdrungen sein sollen, gleichwohl aber jene wegen der Beschränktheit ihrer Aufgaben und ihrer Mittel niemals diesen zugerechnet werden können, so werden Gymnastik und Tanz, schöne Gartenkunst und Feuerwerkerei, Toilettenkunst und Mimik zwar immer Territorien nach amerikanischem Ausdruck sein, in welchen ästhetische Gesetze gelten, aber niemals werden sie Anspruch darauf erwerben, unter die Reihe der stimmfähigen Staaten aufgenommen zu werden.

Für manche vielverhandelte Streitpunkte würde diese Auffassung kein Interesse haben. Ob diese oder jene Fertigkeit mit ihren Erzeugnissen der Kunst zuzurechnen sei oder nicht, würde ihr nur wichtig scheinen, so weit die Gesetzgebung an diese Unterordnung Vortheile und Nachtheile knüpft, und so weit es darauf ankommt, die juristische Fixirung des Begriffs der Kunst so sehr als möglich in Uebereinstimmung mit der unbefangenen ästhetischen Schätzung der verschiedenen Arbeitsgattungen zu erhalten. Für die Aesthetik selbst dagegen ist es zwar von Werth, die wesentlichen Eigenschaften zu kennen, die den characteristischen Begriff einer Kunstleistung zusammensetzen, aber nicht unerläßlich, in jedem Einzelfall, der zweifelhaft sein kann, zu beurtheilen, ob er durch einen kleinen Gehalt an künstlerischem Element der Kunst, oder durch den größeren an unkünstlerischem Verfahren dem Handwerk zugehört. Aesthetische Casuistik dieser Art, deren Beispiele man bei Schleiermacher scharfsinnig ausgeführt findet, scheint mir passender den Gegenstand geselliger Unterhaltung, als den der Wissenschaft zu bilden.

Kein größeres Interesse dürfte desselben Schriftstellers Bestrebung erregen, einen allgemeinen Begriff der Kunst aufzu-

finden, aus welchem alle Einzelkünſte ſo ableitbar würden, daß man durch ihre Zuſammenſtellung den ganzen Umfang jenes Begriffes erſchöpfen könne. Da es doch nicht wohl auf Entdeckung bisher unbekannt gebliebener Künſte abgeſehn ſein kann, vielmehr die verſchiedenen Glieder, zu deren ſyſtematiſcher Aufzählung man kommen will, mit aller wünſchenswerthen Deutlichkeit vorher gegeben ſind, ſo iſt die Dringlichkeit dieſes Unternehmens nicht einleuchtend. Sein leicht vorauszuſehendes Reſultat: es werde ſo viele verſchiedene Künſte geben, als dem allgemeinen mit ſich identiſchen Kunſttriebe verſchiedene Arten der Erſcheinung möglich ſind, ließ ſich weniger umſtändlich erreichen.

So weit dagegen derartige Ueberlegungen nicht nur zur logiſchen Unterſcheidung der Kunſt von andern Gebieten und zur vollſtändigen Geographie ihres eignen, ſondern zugleich zur poſitiven Characteriſtik ihres weſentlichen Verfahrens dienen, erregen ſie allerdings Aufmerkſamkeit. Die hierher gehörigen Gedanken ſind indeſſen von ſo altem Urſprung und ſind ſo durch allmählich vervollkommnete Verſuche, ſie auszuſprechen, entwickelt worden, daß ich ſie nur kurz berühren will, ohne eine beſtimmte Geſchichte ihrer Entſtehung geben zu können.

Kunſt iſt ſtets von Natur unterſchieden worden, nicht nur von der, die uns äußerlich umgibt, ſondern auch von der, die in uns ſelbſt wirkt. Angeborne Anmuth der Bewegung, der ausdrucksvolle Schrei des Schmerzes, bezeichnende Geberden der Freude und des Entſetzens ſind Wirkungen der Natur in uns; Kunſt werden ſie erſt, wenn ſie nicht mit vorgezeichneter Nothwendigkeit unwillkürlich aus dem Zuſammenhang unſers Weſens entſpringen, ſondern von der Seele zum Ausdruck eines inneren Zuſtandes mit freier Thätigkeit wiederholt und benutzt werden. Dieſen Unterſchied hat Schleiermacher ausführlich und ſcharfſinnig erwogen; wir folgern aus ihm, daß die weitverbreitete entgegengeſetzte Gewohnheit, alle Wirkungen auch der äußern Natur als Kundgebungen einer unbewußten Kunſtthätigkeit anzu-

sehn, eine wichtige Differenz vernachlässigt. Ein geistiges Innere überhaupt mag man immerhin in der Natur suchen, aber die Aeußerungen desselben geschehen hier eben als unmittelbare und nothwendige Folge der gegebenen Zustände, ebenso wie der Laut des Schmerzes unwillkürlich in uns sich zu der empfundenen Qual gesellt; es fehlt, was der Kunst eigenthümlich ist, die freie Production der Erscheinung und ihre Verwendung zu einem Ausdruck des Innern, der auch hätte unterdrückt werden können. In diesem Sinne ist die Behauptung richtig, daß alle Kunst Nachahmung der Natur sei; sie darf nicht selbst Natur sein, sondern nur freie Verwendung der Mittel, welche zum angemessenen Ausdruck eines Innern allerdings die Natur im weitesten Sinne, die Ordnung der Dinge überhaupt, allein erfindet, die Freiheit dagegen nur benutzen soll.

Es ist fast nur ein anderer Ausdruck desselben Gedankens, wenn man von jedem Künstler Objectivität der Anschauung und Darstellung verlangt, obgleich diese Forderung nicht in allen Künsten gleich ausdrucksvoll und in derselben Art zu befriedigen ist. Ich beginne zu ihrer Erläuterung von einer Bemerkung Herbarts. Das Thier, meist von schneller körperlicher Entwicklung begünstigt, werde sehr früh in das thätige Leben geworfen; damit verknüpft sei ein Nachtheil, welchen dem Menschen seine lange unbehülfliche Kindheit erspare: der Nachtheil, auf jeden einzelnen Reiz durch eine augenblickliche einzelne Rückwirkung zu antworten. Der Mensch, lange zum Handeln unfähig, sammle dagegen beobachtend und combinirend eine reiche Vorstellungswelt und gewöhne sich, sein Handeln zurückzuhalten, seine Aeußerungen nicht atomistisch durch die einzelnen Veranlassungen, sondern stetig durch den Zusammenhang seiner Erinnerungen und die aus denselben entstandenen allgemeinen Gesichtspunkte leiten zu lassen. Man sieht leicht, wie ihm auf diesem Wege die Fähigkeit entsteht, sowie Schleiermacher verlangte, den Naturausdruck seiner innern Zustände nicht blos geschehen zu lassen,

ſondern ihn mit Freiheit und Auswahl zu wiederholen. Was die Aeſthetik von dem Künſtler verlangt, iſt nur die weitere Ausbildung dieſes ächt menſchlichen Verfahrens. Jene Sammlung aller beſtimmenden Motive, deren jedes für ſich ein Element des Handelns verlangen würde, zu einem zuſammenhängenden vernünftigen Triebe, in welchem viele Widerſprüche der einzelnen Impulſe ſich ausgeglichen haben, dieſe menſchliche Beſonnenheit iſt weiter entwickelt die Objectivität des künſtleriſchen Schaffens. Der Künſtler ſoll uns nicht auf das Ausdrucksvollſte den pſychiſchen Roheffect ſeiner Erregung, Ueberraſchung, Rührung oder Begeiſterung vortragen, ſo wie er ſie im Augenblicke erleidet, ſondern nur in der gerechtfertigten Geſtalt ſoll er ſie darſtellen, mit den Mäßigungen, Erhöhungen und wechſelſeitigen Abgleichungen ihrer Stärke, welche ſie annehmen, wenn ſie in dem beſonnenen menſchlichen Gemüth durch Vergleichung mit den Erfahrungen anderer Augenblicke und mit dem Geſammtwerthe der Welt aus ihrer falſchen Vereinzelung gezogen werden. Dies aber iſt unmöglich, ſo lange die innern Zuſtände nur Erregungen des Gemüths ſind; ſie müſſen Gegenſtände, Objecte des Bewußtſeins werden. In dieſem Herausſtellen deſſen, was wir leiden, zur Objectivität für uns hatte die idealiſtiſche Philoſophie auch ohnedies eine bedeutſame Entwicklung des menſchlichen Geiſtes geſehen; durch ſie iſt der Name der Objectivität zum techniſchen Ausdruck für dieſe Forderung der Aeſthetik geworden. Es bedarf nur kurzer Hindeutung, daß auch eine andere Auslegung deſſelben hiermit zuſammenhängt. Object für uns kann unſere Stimmung kaum anders als dadurch werden, daß ſie uns als der eigene Sinn gewiſſer Verhältniſſe zwiſchen Objecten unſeres Vorſtellens erſcheint. Jene erſte Bedeutung, die wir der künſtleriſchen Objectivität geben, hängt alſo ganz nahe mit der ſpecielleren Forderung zuſammen, daß der Künſtler uns nicht unmittelbar ſeine eigne Stimmung, ſondern nur die anſchaulichen Geſtalten und Verhältniſſe vorführen ſollte, aus

denen sie uns durch einen Vorgang der Wiederverinnerlichung von neuem entstehen wird.

Ganz eng mit dieser Objectivität verknüpft ist die andere an die Kunst so häufig gerichtete Forderung der Idealisirung. Ihr erster Ursprung wird wohl unauffindbar sein; gestritten ist in der deutschen Aesthetik über ihren Sinn und ihre Berechtigung seit Winckelmann und Lessing, Göthe und Schiller von Künstlern, Kunstfreunden und Aesthetikern. Ich verweise auf Vischers feinsinnige Darstellung (Aesthetik II. S. 304 ff. und anderwärts).

Sie hebt mit Recht hervor, wie sehr der menschliche Geist auch in seiner gewöhnlichen Auffassung der Dinge in einem beständigen Idealisiren begriffen ist, welches die künstlerische Thätigkeit nur in ausgezeichneterer Weise fortzusetzen hat. Vischers Bemerkungen erlauben noch einen Schritt weiter rückwärts zu gehen. Alle Auffassung der Welt, nicht die ästhetische allein, beruht auf Abstraction von vielen Bestandtheilen des Gegebenen und auf neuer Verbindung der beibehaltenen Reste. Schon die einfache Empfindung erfährt Nichts von den einzelnen Schall- und Lichtwellen, sondern setzt an ihre Stelle den Totaleindruck der Töne und Farben; die beschränkte Schärfe der Sinne erlaubt nicht die Einzelwahrnehmung aller Punkte, die eine Fläche, aller Klänge, die einen Zeitaugenblick füllen; von dieser Mannigfaltigkeit absehend, die uns verwirren würde, hebt unsere Auffassung um so mehr die begrenzenden Umrisse der Gestalten, den Gesammtcharacter des Naturgeräusches hervor; unsere Erinnerung hält nicht die Einzelbilder der Gegenstände sämmtlich fest, sondern schafft aus ihnen allgemeine Schemate und Begriffe, und das Einzelne erscheint uns nur noch als deren Beispiel, mit seinen individuellen Zügen auf ihren feststehenden und seine Wahrnehmung verfestigenden Umriß aufgetragen. Diese Abstractionen vollzieht der psychische Mechanismus ohne Ueberlegung. Mit gleich unbewußter Nothwendigkeit führen wir Aenderungen des Wahrnehmungsinhaltes aus, welche der ästhetischen Idealisirung

ſchon näher ſtehen. Wo unſerem Auge in der That nur Kreidepunkte gegeben ſind, die innerhalb einer kreisähnlichen Zone unregelmäßig zerſtreut ſind, da glauben wir den vollen Kreis zu ſehen; wenn ein Ton mit unerheblichen Schwankungen ſich um eine beſtimmte Höhe bewegt, überhören wir entweder dieſe Ungleichheiten ganz und glauben die beſtimmte Note allein zu empfinden, oder wir nehmen jene nur als Abweichungen von dieſer an, heben alſo dieſe idealiſirend als das eigentliche Weſen des Empfundenen hervor, obgleich in der wirklichen Empfindung ſie vielleicht in ihrer Reinheit nicht längere Zeit füllte als jene Abweichungen. Nicht blos die wiſſenſchaftliche Unterſuchung, ſondern ſchon die gewöhnliche Neugierde bearbeitet das Wahrgenommene ähnlich. Von einem einzelnen Eindrucke angeregt, verfolgt ſie in der Menge des Beobachtbaren nur die einzelnen Fäden, die mit jenem durch einen urſachlichen Zuſammenhang, durch eine Zweckbeziehung, durch irgend eine Analogie verknüpft ſind; dieſe Beſtandtheile hebt ſie hervor und verbindet ſie, während ſie achtlos über Unzähliges hinwegſieht, was in demſelben Sehfeld der Beobachtung ſich zwar auch findet, aber mit jenem zuſammengehörigen Ganzen, dem ſie ihr Intereſſe widmet, in keiner Beziehung ſteht. Die Poeſie folgt dieſem Beiſpiele nur mit anderen Zielen; ſie ſucht das zuſammen, was nicht nach einem zufällig aufgegriffenen Geſichtspunkt der Neugier oder nach einem der Principe, an denen die Wiſſenſchaft Theil nimmt, ſondern nach äſthetiſcher Gerechtigkeit zuſammengehört; idealiſirend in dieſem Sinne iſt ſie ſtets, wo ſie echt iſt. Mit einem gelungenen Wortſpiel ſetzt L. Tieck die Dichter als Verdichter den Dünnern entgegen, die dieſe zuſammengehörigen Nerven des Wahrgenommenen durch breites Gewährenlaſſen des Gleichgültigen und Fremdartigen lähmen, womit die Bruttogeſtalt des alltäglichen Weltlaufs ſie belaſtet. Alle Künſte folgen dieſem Triebe des Idealiſirens. Die Muſik ſcheint es nur weniger zu thun, weil wir das ganze Tonreich, mit dem ſie wirkt, als ein gegebenes

Material der Wahrnehmung zu betrachten pflegen; mit Unrecht, denn eben die ganze musikalisch gegliederte Tonwelt selbst ist das große Ergebniß einer Idealisirung; weder reine Töne, noch genaue Intervalle führt uns die Natur häufig vor; sie sind Gebilde, zu denen erst die menschliche Phantasie den wahrgenommenen Empfindungsinhalt verklärt, Formen, nach denen dieser sich als nach seiner Wahrheit zu sehnen schien, ohne sie außerhalb des Geistes erreichen zu können. Unterstützung und Druck wirkt in den Massen der Außenwelt überall; aber erst die architectonische Phantasie bringt in dem scharfen Gegensatz gradliniger Träger von senkrechter und der Lasten von horizontaler Richtung oder in den bestimmten Curvenformen der Gewölbe diesen Gedanken der Wechselwirkung zu dem klassischen Ausdruck, der in der Natur selbst stets durch fremdartige Nebenumstände erstickt wird. Diese leicht zu vermehrenden Betrachtungen führen zu Vischers Schlußsatz zurück: ein Naturschönes ergreift das Subject und weckt die Stimmung in ihm; diese Stimmung macht dann mehr aus dem Gegenstande, als er an sich ist; der Anfang ist objectiv, der Fortgang subjectiv; das Natürliche ist nicht wahrhaft schön, aber es muß da sein, um im Subjecte das zu wecken, was wahrhaft schön ist.

Es versteht sich hiernach, daß künstlerisches Idealisiren nicht ein zielloses Verschönern des Gegebenen ins Blaue hinein und auch nicht eine Umformung desselben nach einem vorherbestimmten Muster sein kann; es soll zunächst den Gegenstand so darzustellen versuchen, wie er sein will, aber nicht sein kann, weil ihm fremdartige Bedingungen die Zusammensetzung aller seiner individuellen Züge zu einem stabilen Gleichgewicht verhindern. In diesem Sinne ist das Characteristische der nächste Zielpunkt des Idealisirens, und das schlimmste Mißverständniß die Annahme, es könne darauf ankommen, das Gegebene nicht nach seiner individuellen Gleichgewichtslage hin, sondern einem abstracten Allgemeinen entgegen zu idealisiren. Eine solche Mein-

ung verwechſelt die Frage nach der Wahl der Gegenſtände, bei denen lange zu verweilen der Kunſt ziemlich iſt, mit der formalen Behandlung, die ſie jedem Gegenſtande muß angedeihen laſſen. Es iſt unwürdig, das Kleinliche, Widrige und Erbärmliche zum einzigen Object oder zum Hauptvorwurf einer Kunſtübung zu machen; aber überall da, wo ſeine Darſtellung überhaupt zuläſſig iſt, kann ſeine Idealiſirung nur in der Schärfe beſtehen, mit welcher es ſeinem eigenen characteriſtiſchen Typus zugebildet und die Ungehörigkeiten entfernt werden, welche in der Natur auch das Schlechte an der Erreichung ſeines feſten Gleichgewichts hindern. Dieſe Verſchärfung iſt es, wodurch die gemeinſten Erſcheinungen in ihrer künſtleriſchen Darſtellung geadelt werden; iſt ihr Inhalt unbedeutend, ſo werden ſie wenigſtens in der formellen Beziehung, vollſtändige mangelloſe Totalitäten zu ſein, den bedeutenden ebenbürtig.

Hierin liegt ein Theil deſſen, was wir Styl in der Kunſt nennen. Zuerſt nämlich veredelt die Kunſt die wirklichen Gegenſtände dadurch, daß ſie überhaupt verſchärfend ihnen die Stumpfheit nimmt, mit der ſie in der Wirklichkeit kraftlos um einen nicht erreichten Gleichgewichtspunkt herum hangen. Allein der Eindruck würde doch nicht der nämliche ſein, wenn wir ein ſo idealiſirtes Kunſtproduct als Naturerzeugniß denken wollten; es gehört das Bewußtſein hinzu, daß es nicht Natur, ſondern vom Geiſt erzeugtes Gegenbild ſei. Ein lebendig gewordenes Bild würde uns als ein glücklicher Zufall und nicht nothwendig als ein Beweis der Macht erſcheinen, mit welcher eine characteriſtiſche Idee die Einzelheiten zuſammenhält; um dieſe Macht in ihm zu ſehen, müſſen wir uns bewußt ſein, daß ein ſchaffender Geiſt, der des Künſtlers, zwar nicht nothwendig mit überlegender Abſicht, aber doch aus der Einheit eines geſtaltenden Triebes heraus dieſe Harmonie geſtiftet habe. Und hieraus erklärt ſich, daß auch eine Mannigfaltigkeit der Style, wie ſie in der Geſchichte der Kunſt auftreten, ihre äſthetiſche Berechtigung hat. So viele

wesentlich verschiedene Stimmungen, Sinnesarten oder Ziele man dem Schaffen der Natur unterlegen kann in allen ihren Productionen, so viele berechtigte verschiedene Beleuchtungen aller Dinge giebt es, oder so viel characteristische Constructionsverfahren, durch welche der künstlerische Geist das Gegebene auf seine Weise nachzeichnend idealisirt. In Manier wird der Styl übergehen, wenn er Einzelformen oder Einzelzusammenhänge der Dinge und Ereignisse festhält, die zwar vorkommen können, aber von keinem Standpunkt aus als Projectionsweisen eines allgemeinen Verfahrens der Wirklichkeit sich rechtfertigen lassen. Doch auch diese Bemerkungen wird man aus Vischers eingehender Darstellung (Aesth. III. S. 122) vervollständigen; wir werden außerdem durch die Betrachtung der einzelnen Künste auf sie zurückgeführt werden.

Ich hatte von den Merkmalen, durch die man Kunst von dem was nicht Kunst ist, zu unterscheiden dachte, vielmehr zur positiven Bestimmung ihres Wesens einigen Gebrauch machen wollen; ich kehre jetzt zu der systematischen Eintheilung der Künste zurück. Redende und bildende Künste sind am frühesten unterschieden worden, ohne daß die Consequenzen vollständig gezogen worden wären, welche aus der zeitlichen Verknüpfung des Mannigfachen in jenen, aus der räumlichen in diesen fließen würden. Lessing war das tiefere Eindringen vorbehalten. Kant zeigt kein lebhafteres Interesse für eine innere Gliederung des Systems der Künste; Herder folgt auch hier seiner Neigung für anthropologische und culturgeschichtliche Betrachtung: als die erste freie Kunst erscheint ihm das Bauen, dann folgen die Gärtnerei, die Kleidung und ihre Decoration, die Gymnastik und der Tanz, die Ausbildung der Sprache, die selbst schon ein Kunstwerk sei, zur Poesie und Beredsamkeit. Die Stellung der Musik und der bildenden Künste ist nicht ganz klar. Auch Hegel erkennt in einer anmuthigen Beschreibung des Zusammentretens der Künste zum Ausdruck des menschlich Höchsten den Reiz dieser Betrachtungsweise an, der wir später häufig wieder begegnen. Das

Intereſſe für ein geſchloſſenes Syſtem der Künſte tritt entſchieden bei Schelling hervor, als nothwendige Folge jener Einordnung der Kunſt in die Entwicklung des Abſoluten, in der ihr die Beſtimmung zufiel, in der idealen Welt die Indifferenz des Idealen und Realen als Indifferenz darzuſtellen.

Zwei entgegengeſetzte Aufgaben hat die Kunſt ebenſo zu erfüllen, wie das Abſolute überhaupt ſich ihre Erfüllung vornimmt: Einbildung des Unendlichen in das Endliche, und dies iſt, was im engeren Sinne Poeſie heißen kann, und Einbildung des Endlichen ins Unendliche: im engern Sinne die Kunſt in der Kunſt. Auch ohne Beifügung der zwiſchentretenden Ableitung begreift man leicht, wie die erſte Richtung des Schaffens in der redenden Kunſt, der Poeſie, die andere in den bildenden Künſten herrſcht, zu denen hier auch Muſik gezählt wird um des ſinnlichen Elementes willen, in welchem ſie ihre Schöpfungen ausführt. Solger findet, über dieſen höchſten Geſichtspunkt mit Schelling in Uebereinſtimmung, die Idee müſſe auf zweifache Weiſe in die Wirklichkeit eingehn, als innere Einheit das Mannigfaltige aufhebend und wiedererzeugend, dann aber auch ſo, daß ſie ſich in die Gegenſätze der Wirklichkeit ſpaltet und dieſe zum Ausdruck ihrer ſelbſt macht. Hieraus entſteht derſelbe Gegenſatz von Poeſie und Kunſt, von denen die erſte nur in verſchiedene Arten der Poeſie, die andere aber nach den Gegenſätzen der Wirklichkeit in der That in verſchiedene Künſte zerfällt. In ihrer Verbindung nämlich mit der Wirklichkeit erſcheint die Idee entweder ſymboliſch ſo, daß der innere Begriff ganz mit dem beſondern Dinge verſchmilzt, deſſen Begriff er iſt, oder allegoriſch ſo, daß nicht ein Einzelnes, ſondern ein Zuſammenhang des mannigfachen Beſonderen ſie, die Idee, als allgemeinen Gedanken ausdrückt. Symbolik iſt die Sculptur, Allegorie die Malerei. Erinnert man ſich an Kants Unterſcheidung der freien Schönheit als bloßen Spiels mit Formen und der anhängenden Schönheit, die zugleich dem inhaltvollen Gattungsbegriff

eines beſtimmten Weſens entſprechen muß, ſo verſteht man leichter als nach Solgers eigner Deduction, wie zu den bisher genannten Künſten, als zu Darſtellungen der anhängenden Schönheit, noch Architectur und Muſik als Künſte der freien Schönheit hinzutreten: die erſte arbeitet nach Solger in bloßer Körperlichkeit, ohne einen individuellen Begriff derſelben ſchonen zu müſſen, die andere zeigt den Begriff ſelbſt ohne Stoff thätig, den einfachen Gedanken, der ohne Objectivität wirklich wird.

Hegel wird durch die Beobachtung, daß ganze Künſte und Gruppen von Künſten einem Ideale vor andern entſprechen und unter ſeiner Herrſchaft eine vorzügliche Ausbildung finden, nach Viſchers Bemerkung (Aeſth. III, 158) mit Unrecht dazu gebracht, dies geſchichtliche Moment zum Haupteintheilungsgrunde der Künſte zu machen: die Architectur tritt als ſymboliſche, die Plaſtik als claſſiſche, Malerei, Muſik und Poeſie verbunden als romantiſche Kunſt auf, eine Claſſification, die einen ohne Zweifel auch benutzbaren Geſichtspunct bis zum offenbar Unrichtigen mißbraucht. Für Weiße fiel dieſe Rückſicht auf das Geſchichtliche hinweg, da der erſte Theil ſeines Syſtems ausdrücklich mit dem Begriff des modernen Ideals und der in ihm enthaltenen Univerſalität des äſthetiſchen Geſchmackes ſchloß. Von dieſer Grundlage aus verſucht er zum erſten Male „den einfachen Rhythmus des dialektiſch ſich in ſein Gegentheil verkehrenden und aus dieſem wiederum auftauchenden ſpeculativen Gedankens als das Princip aufzuzeigen, nach welchem auch der organiſche Leib der Kunſt in ſeine Theile und Syſteme ſich gliedert. Die auch von den Alten in tiefſinniger Ahnung als heilig verehrten Zahlen, die Drei und die Neun, werden uns auch hier wiederum als Exponenten dieſer Gliederung entgegentreten, was in Bezug auf das Weltall der Kunſt (das ihnen freilich nie im Sinne der ernſten Wiſſenſchaft zu durchwandern vergönnt war) jene Alten vielleicht durch die ſinnvoll gewählte Neunzahl der Muſen andeuten wollten.“ (Aeſth. II, 16.) Demnach bilden Inſtrumentalmuſik,

Geſang und dramatiſche Muſik die erſte, Baukunſt, Sculptur und Malerei die zweite, epiſche, lyriſche und dramatiſche Poeſie die dritte Trias dieſer Neun. Zur Rechtfertigung der Reihenfolge wird bemerkt, daß der Geiſt des Ideals in der Tonwelt noch als geſtaltloſer in ſich ſelbſt webt, dann ſich in die plaſtiſchen Naturgeſtalten mannigfach ausbreitet, zuletzt aber die Poeſie dieſe auseinandergelegte Fülle der Geſtalten, ohne ſie verſchwinden zu laſſen, wieder in die concrete Einheit des Gedankens, der durch Sprache und Rede ausgedrückt wird, zurücknimmt. Innerhalb jeder Gruppe aber mache eine Unterart den Anfang, welche den eigenthümlichen Begriff der Gattung am einfachſten und unmittelbarſten ausdrückt, werde dann durch eine andre abgelöſt, welche dieſe Unmittelbarkeit negirt und ausdrücklich eine Beziehung auf das dieſer Kunſtgattung Aeußerliche enthält; durch Zurücknehmung dieſer Beziehung in die Einheit des Begriffs entſtehe dann das dritte Glied jeder Gruppe.

Viſcher, den Eintheilungsgrund in der innern Sinnlichkeit der Phantaſie ſuchend, findet, daß dieſe ſelbſt theils ſich an die wirkliche Erſcheinung knüpft, theils dieſes Band abwirft, um ſich nur innerhalb ihrer ſelbſt zu bewegen. Dies würde auf Solgers zweigliedrigen Unterſchied zwiſchen Kunſt und Poeſie führen. Aber die ausübende Phantaſie könne von der Gebundenheit an ein körperliches Material nicht durch einen Sprung zu jener freien inneren Bewegung übergehen, es müſſe eine Mitte ſein, in welcher das körperliche Medium ſo eben verſchwindet und verſchwebt; dies verſchwindende Material iſt der Ton. So entſteht die Dreigliederung in die auf das Auge berechnete bildende Kunſt, die auf das Gehör organiſirte empfindende Muſik, und die auf die ganze ideal geſetzte Sinnlichkeit der Phantaſie begründete Poeſie; endlich entfalte dieſe Dreiheit ſich zu einer Fünfheit durch den Reichthum der bildenden Kunſt, welcher Baukunſt, Plaſtik und Malerei als eigne Glieder auseinandertreten läßt.

Die eigenthümlichen und ſcharfſinnigen Anſichten, welche

Joh. Heinr. Loosen in seiner Propädeutik der Kunst (Königsberg 1847) entwickelt, führen in der Classification der Künste zuerst zu drei Aufgaben. Die Kunst entsteht ihm aus dem Bedürfnisse, die Erscheinung durch Lösung ihrer Verbindung mit dem Naturobjecte als ewig und unvergänglich, obgleich noch in der Form der Erscheinung, hinzustellen. Sie ahmt also die natürliche Erscheinung nach, sofern in dieser überhaupt ein Interesse für den menschlichen Geist vorhanden ist, welches diesen antreibt, sie vor ihrer Vergänglichkeit zu retten. Nun liegt das erste solche Interesse in dem Wohlgefallen an der reinen ungetrübten Schönheit im Naturobjecte, und alle Künste, mögen sie der Anschauung durch Auge oder Ohr vermittelt werden, bilden eine besondere, die classische Kunstform, wenn sie diese Schönheit von jeder anderweitigen Wirkung des Urbildes auf das menschliche Gemüth getrennt darstellen. Aber außerdem bieten fast alle Naturerscheinungen ein zweites Interesse, auf zufälligen und auswärtigen Beziehungen ruhend, auf die wir um besonderer uns im Leben entstandenen Neigungen willen Werth legen; alle Kunstproducte, die ein solches particulares Interesse berücksichtigen, gehören zur zweiten, empirischen oder dramatischen Kunstform. Die dritte, die formale, entsteht aus der Erwägung, daß der concrete Inhalt der Erscheinung, den die beiden ersten reproduciren, dem ästhetischen Eindruck unwesentlich, nur die Form der Beziehung ihm wesentlich ist, in welcher das concrete Mannigfache verbunden ist; sie ahmt mithin nicht die Geschöpfe und Ereignisse der Natur, sondern nur den Rhythmus des natürlichen Wirkens in ihrer Erzeugung nach. Sculptur und Lyrik sind die beiden Künste der classischen, Malerei und dramatische Kunst die der empirischen, Architectur und Musik die der formalen Kunstform. Den characteristischen Aufgaben dieser drei entsprechen auch drei gleichnamige Kunststyle, deren jeder auch übertragbar auf die Productionen der Kunstformen ist, denen er ursprünglich nicht angehört.

Ad. Zeiſing findet in ſeinen äſthetiſchen Forſchungen ein Doppeltes für die Kunſtproduction nöthig: den Stoff, in dem ſie arbeitet, und die Idee, die ſie in ihn niederlegt. Jener zerfällt in das Sichtbare, das Hörbare und die anſchauliche Bewegung der Körper; die Idee aber ſtrebt in der Welt zuerſt Makrokosmusbildung an, d. h. einſeitige, dualiſtiſche Entwicklung von Natur und Geiſt, dann Mikrokosmusbildung, gemeinſame individualiſirende Entwicklung beider, endlich Mikromakrokosmusbildung, allſeitige Entwicklung von Natur und Geiſt oder univerſaliſirende Ausgleichung des dualiſtiſchen und des einheitlichen Strebens. Aus der Combination dieſer Unterſchiede des Materials und der Idee entſtehen neun Künſte; unter den makrokosmiſchen die bildende der Architektur, die toniſche der Inſtrumentalmuſik, die mimiſche des Tanzes; unter den mikrokosmiſchen bildend die Sculptur, toniſch der Geſang, mimiſch die Pantomimik; die mikromakrokosmiſchen zerfallen nach gleichem Muſter in Malerei, Poeſie und Schauſpielkunſt.

Kaum bedarf es noch weiterer Beiſpiele, um die Mannigfaltigkeit der Claſſificationsverſuche anſchaulich zu machen, die uns zu Gebot ſtehen. Es iſt ſchwieriger zu ſagen, was denn eigentlich dieſe Verſuche nützen, und wem? Die Einſicht in die Natur und die Geſetze der einzelnen Künſte wird nur wenig durch die Angabe der ſyſtematiſchen Stelle gefördert, an welche ſie verwieſen werden. Denn theils folgt dieſe Ortsbeſtimmung aus einer vorangegangenen Kenntniß deſſen was jede Kunſt will und der Mittel, die ihr zu Gebot ſtehen, und dann iſt die ſyſtematiſche Stellung nur letzter Ausdruck einer gewonnenen, nicht der Keim einer zu gewinnenden Erkenntniß; theils ſchweben die meiſten der gegebenen Definitionen, indem ſie vorzugsweiſe den Geiſt und die Intentionen der verſchiedenen Künſte in's Auge faſſen, etwas zu hoch über den beſtimmten Verfahrungsweiſen derſelben, um über dieſe hinlänglich deutliche Regeln aus ſich ableiten zu laſſen. Wo dies aber doch möglich wird,

und ich leugne nicht, daß auch dieser Fall vorkommt, da liegt doch die Befürchtung nahe, daß die Bemühung, das Wesen einer Kunst zum Zweck der Classification in eine kurze Formel zu drängen, zu einseitiger Hervorhebung und Verschärfung einzelner Züge geführt habe und in Folge dessen zu doctrinären Festsetzungen dessen führen werde, was in jeder Kunst erlaubt, wünschenswerth oder verboten sei.

Allein die Gruppirung der Künste, wird man einwenden, und die Einsicht in ihren tieferen Zusammenhang gewinne man doch durch diese Classification? Ich antworte, daß im Leben und in der Wirklichkeit die Künste zwar zu mannigfaltigem Zusammenwirken bestimmt sind, aber nirgends dazu, in einer systematischen Reihenfolge sich zu gruppiren; in der Welt des Denkens aber und der Begriffe haben alle Gegenstände nicht nur eine systematische Ordnung, die unveränderlich feststände, sondern der Zusammenhang der Dinge ist so allseitig organisirt, daß man in jeder Richtung, in welcher man ihn durchkreuzt, eine besondere immer bedeutungsvolle Projection seines Gefüges entdeckt. Keine der erwähnten Classificationen hat nur Unrecht; jede hebt eine dieser gültigen Beziehungen, einen gewissen Durchschnitt der Sache nach einer der Spaltungsrichtungen hervor, die ihr natürlich sind; aber wunderlich ist der Eifer, mit dem jeder neue Versuch sich als den endgültigen und einzig wahren ansieht und die vorangegangenen als nüchterne und überwundene Standpunkte betrachtet.

Indem ich jetzt der einzelnen Kunsttheorien zu gedenken habe, folge ich einer dieser möglichen Anordnungen, die meiner Absicht bequem ist. Ich beginne von der Musik als der Kunst freier Schönheit, die nur durch die Gesetze ihres Materials aber nicht durch Bedingungen einer bestimmten Aufgabe der Zweckmäßigkeit oder der Nachahmung beschränkt ist; ihr folgt die Architektur, die nicht mehr frei in Formen spielt, sondern diese dem Dienst eines Zweckes widmet, sie aber doch für diesen

Zweck frei zu erfinden hat. Die Sculptur iſt auf Darſtellung der Schönheit innerhalb der Nachahmung natürlicher Formen angewieſen; die Malerei fügt zu dieſer Aufgabe die größere Ausführlichkeit des zeitlichen Geſchehens, das ſie andeuten kann und der Wechſelwirkung mannigfacher Geſtalten, die ſie ſinnlich darſtellt; die Poeſie endlich nöthigt zu einem Gedankenlauf von vorgezeichneter Ordnung der Vorſtellungen und ſucht mittelbar durch dieſen die Phantaſie zur Erzeugung von Anſchauungen zu leiten, welche ſie ſelbſt nicht ſinnlich hervorbringt. Man wird dieſe Bemerkungen, die nur als flüchtige Vorausbezeichnung des folgenden Inhalts gemacht werden, nicht dahin mißverſtehen, als erhöben ſie den Anſpruch, das Weſen der einzelnen Künſte zu erſchöpfen.

Ehe ich meine fernere Darſtellung beginne, muß ich endlich unumwunden ausſprechen, daß ich in dieſem letzten Theile meiner Arbeit mich zu irgend einer Vollſtändigkeit nicht verpflichtet fühle. Die ſpecielle Literatur aller einzelnen Künſte mit der Genauigkeit zu kennen, welche keine ſchätzbare Leiſtung überſehen ließe, mag an ſich möglich ſein, iſt jedoch für mich eine unerfüllbare Forderung. Mein Bedauern hierüber wird durch die hinlänglich befeſtigte Ueberzeugung gemildert, daß die deutſche Literatur zwar überreich an kunſtkritiſchen Leiſtungen von vorzüglichem Werthe iſt, daß aber von dieſen Arbeiten doch bisher ſehr Weniges ſich zu einem bleibenden Gewinn allgemein ausſprechbarer äſthetiſcher Reſultate verdichtet hat. Nur dieſe aber könnte eine Geſchichte der Aeſthetik zu überliefern unternehmen.

Zweites Kapitel.

Die Muſik.

Die Anwendung discreter Tonſtufen. — Die Geſtaltung der Skala, und der verſchiedenen Tonleitern nach Helmholtz. — Tonalität und Tonika; homophone und polyphone Muſik. — Aeſthetiſcher Werth der Conſonanzen und der Melodie. — Hanslicks Anſicht über die Unmöglichkeit des muſikaliſchen Gefühlsausdrucks. — Die namenloſen Gefühle Zweck der muſikaliſchen Compoſition. Drei Momente der Muſik: Zeiteintheilung, Harmonie, Melodie. — Dialektiſche Gliederung der Muſik. — Richard Wagner.

Muſik hat ſelten zu den Lieblingen deutſcher Philoſophen gehört. Nicht viele von ihnen ſcheinen hinlänglich natürliche Fähigkeit für dieſe Kunſt und genug erworbene Kenntniß ihrer Werke beſeſſen zu haben, um wirklich aus einem reichhaltigen eigenen Genuß heraus ſich ihre allgemeinen Anſichten zu bilden. So haben ſie entweder nur unbeſtimmte Aufgaben namhaft zu machen gewußt, die freilich ſo oder ſo Jeder in der Muſik gelöſt finden wird, oder ſie wurden durch ſyſtematiſche Vorüberzeugungen verleitet, in ſie hinein manches zu deuten, was der ſchaffende Künſtler ſich nicht bewußt iſt, beabſichtigt zu haben, und der ſachkundige Kenner nicht in ihr antrifft. Denſelben Eindruck werden aus denſelben Gründen auch unſere jetzt folgenden Betrachtungen machen. Man mag ihre Mangelhaftigkeit durch Rückſicht darauf entſchuldigen, daß der Laie vielleicht in ſeiner Kunſt ſo wenig wie in der Muſik von dem Sachverſtändigen unterſtützt wird, wenn er den eigentlichen Sinn und Geiſt der künſtleriſchen Abſichten zu begreifen ſucht. Schöpferiſche Talente ſind hier wie überall wenig geneigt geweſen, Nichtwiſſenden über die Gründe ihres Verfahrens Aufſchluß zu geben; Kenner aber lieben es, daß der Wein nach dem Stocke ſchmecke; ich meine, ſie laſſen ihren allgemeinen Anſichten gern etwas von dem Duſte der Beiſpiele, aus deren mühſamer Vergleichung ſie

gewonnen zu haben ihr Verdienſt iſt; auf das wirklich farbloſe Allgemeine gehen ſie ungern zurück.

Man wird einwerfen, daß außer Künſtlern und Kennern grade die Muſik unter ihren Pflegern auch Theoretiker zähle; beſitze ſie doch einen Kanon des äſthetiſch Wohlgefälligen, um den jede andere Kunſt ſie zu beneiden hat. In der That hat Herbart in dem Generalbaß den einzigen verhältnißmäßig vollendeten Theil der Aeſthetik geſehen, und für die dringlichſte Aufgabe der fortſchreitenden Wiſſenſchaft gehalten, für die übrigen Künſte Gleiches zu leiſten.

Aber die Erinnerung an die geſchichtlich ſpäte Feſtſetzung unſers gegenwärtigen Tonſyſtems und der mit ihm zuſammenhängenden Harmonielehre muß Bedenken darüber erwecken, ob die von dieſer aufgeſtellten einzelnen Sätze wirklich äſthetiſche Elementarurtheile in dem Sinne Herbart's ſind. Solche Urtheile nämlich, die gänzlich nur den eignen Werth eines Verhältniſſes von Mannigfachem ausdrücken, und zu deren Fällung daher das menſchliche Gemüth keiner anderen Vorbereitung bedarf, als der vollſtändigen Vorſtellung des Verhältniſſes ſelbſt, und der Hinwegräumung der Hinderniſſe, welche die Aufmerkſamkeit auf daſſelbe hindern könnten. Man würde begreifen, daß in der Dumpfheit allgemeiner Barbarei und Wildheit dieſe äſthetiſche Beurtheilung ausbleibt, weil beide Bedingungen nicht erfüllt werden; aber es iſt nicht wohl einzuſehen, wie bei gebildeten und ſonſt kunſtſinnigen Völkern ſolche Erfüllung hätte fehlen können. Es iſt ferner äußerſt unwahrſcheinlich, daß die körperliche Organiſation zu verſchiedenen Zeiten verſchieden geweſen ſei und eben ſo wenig ſind gewiß die mechaniſchen Geſetze des Vorſtellungsverlaufs ſonſt andere geweſen als jetzt. Urtheilte man dennoch über den äſthetiſchen Werth der Tonverhältniſſe ſonſt anders als wir, ſo kann dies Urtheil nicht von der bloßen Perception jener Verhältniſſe, ſondern muß von ihrer Apperception in einen ſchon beſtehenden andern Vorſtellungskreis abgehangen haben.

Und dann haben wir nicht ſofort ein Recht, unſere eigene Beurtheilung für die von Vorurtheilen ungetrübte Aeußerung des wahren äſthetiſchen Urtheils auszugeben; wir können höchſtens den Nachweis verſuchen, daß unſere Art, den Werth der einzelnen muſikaliſchen Verhältniſſe aufzufaſſen, durch ein äſthetiſch richtigeres Vorurtheil über die Bedingungen der höchſten Schönheit temperirt wird, während frühere Anſichten entweder von doctrinären Vorausſetzungen beherrſcht wurden, oder ohne Leitung durch wahrhaft äſthetiſche Einſicht nur an der ſinnlichen Annehmlichkeit der Eindrücke hafteten. Unter dieſer Vorausſetzung würde hier wiederkehren, was wir im Allgemeinen gegen den Verſuch einer rein formalen Aeſthetik einwendeten: die Schönheit des Ganzen würde nicht ſchlechthin aus der Zuſammenſetzung der unabhängigen Schönheiten der Elementarverhältniſſe entſtehen, ſondern der äſthetiſche Werth der letztern erheblich von der Bedeutung des Ganzen abhängen, dem ſie als Theile zu dienen beſtimmt ſind.

Das iſt es, was Helmholtz den muſikaliſchen Theoretikern einzuprägen ſucht: unſer Syſtem der Tonleitern, der Tonarten und des Harmoniegewebes beruhe nicht auf unveränderlichen Naturgeſetzen, ſondern ſei die Conſequenz äſthetiſcher Principien, die mit fortſchreitender Entwicklung der Menſchheit dem Wechſel unterworfen geweſen ſind und noch ſein werden. Nur die Ausſicht auf einen ferneren Wechſel möchte ich nicht ſo ſchrankenlos theilen, als die Kürze dieſes Satzes ſie wohl nur anzudeuten ſcheint; in der Muſik wie in allen Künſten mindert ſich der Spielraum für die Weite der ferneren Entwicklungsſchritte mit der bereits erreichten Annäherung an den reichen und vollen Ausdruck der Schönheit. Aber in dem weiteren Ueberblick über die Gliederung der Tonmittel, deren ſich die Kunſt bedient, folge ich im Weſentlichen der einſichtigen Darſtellung des kunſtſinnigen Naturforſchers. (Helmholtz, Lehre von den Tonempfindungen. S. 357 ff.)

Durch Geräusche, welche mit absatzloser Stetigkeit von einer Tonhöhe zur andern schwanken, gibt uns die Natur sehr lebhafte Eindrücke anschwellender oder nachlassender Kräfte; es ist dagegen der erste Schritt jener Idealisirung, welche die Kunst an dem Tonmaterial ausführt, daß sie diese stetigen Uebergänge nicht benutzt. Die naturwissenschaftliche Atomistik leitet den Verlauf der Erscheinungen aus veränderlichen Verhältnissen zwischen festen und untheilbaren Elementen ab; die Musik erzeugt ihr künstlerisches Gegenbild des Weltlaufs, indem sie einzelne Punkte festlegt, auf denen die weiterstrebenden Kräfte sich zu vorübergehender Ruhe niederlassen; die Bewegungen selbst, durch welche diese Punkte erreicht werden, unterdrückt sie in der Darstellung und verräth ihre Größe nur durch die deutlich empfindbare Weite des Intervalls, welches überschritten worden ist. Ein Grund zu dieser ausschließlichen Benutzung discreter Tonstufen liegt allerdings in dem von Helmholtz berührten psychologischen Bedürfnisse, die Größe der stattfindenden Bewegung durch Zergliederung in einzelne Bestandtheile überhaupt übersichtlicher zu machen; ich möchte jedoch noch mehr die ästhetische Forderung der Vergleichbarkeit verschiedener Bewegungen nach gleichem Maßstab hervorheben. Ein Klang, der wie das Geräusch des Windes von einer Tonhöhe stetig zur andern übergeht, scheint für unsere Vorstellung in einer Weise anzuschwellen oder nachzulassen, für die es kein allgemeines Gesetz gibt; eine Bewegung dagegen, welche in Absätzen von Ton zu Ton steigt, läßt eben dadurch diese Intervalle als feste, auch sonst vorhandene Stufen erscheinen, die durch die allgemeine Organisation des Tonreichs auf verpflichtende Weise für jede Bewegung gegeben sind. Die einzelne lebendige Regsamkeit, die ihren Ausdruck in einer Reihe von Tönen findet, ist nun nicht mehr eigensinnige Unberechenbarkeit, sondern nur eine besondere Weise, sich innerhalb der objectiven Gliederung einer Wirklichkeit zu benehmen, von der sie zugleich mit unzähligen andern umfaßt wird. Und dies eben werden wir als eine

ausnahmslos gültige äſthetiſche Forderung noch oft beſtätigen können, daß jede individuell ausgebildete Erſcheinung eine deutliche Erinnerung an das Allgemeine erwecken muß, auf welchem für ſie die Möglichkeit ihrer characteriſtiſchen Eigenheit und ihrer Vergleichbarkeit mit anderen beruht. Dann, nachdem dies atomiſtiſche Princip discreter Tonſtufen einmal angenommen iſt, verbietet ein nicht minder allgemein gültiges Geſetz gleichförmiger Haltung, auch nur zwiſchendurch ſtetige Uebergänge von einer Tonſtufe zur andern einzuſchalten; nur in beſcheidenſtem Umfang bleiben ſie, und nur als ſtets bedenkliche Färbungen des Vortrags, nicht als Mittel der Compoſition, zuläſſig.

Böten nun die Töne nur Unterſchiede wachſender Höhe dar, ſo würden zwar Bewegungen, welche dieſe verſchiedenen Stufen mit verſchiedener Richtung und Geſchwindigkeit in gerader Reihenfolge oder ſprungweis berührten, ſchon reichliche Mittel zum Ausdruck lebendiger Regſamkeit bieten; doch wiſſen wir uns keine Vorſtellung von dem äſthetiſchen Eindruck einer Muſik zu bilden, die hierauf beſchränkt wäre. Das Reich der Töne bietet eben freiwillig ein Mehr dar durch die harmoniſchen Beziehungen ſeiner einzelnen Glieder. Die einfachſte von dieſen, die Wiederkehr des gleichen Toncharacters mit der Verdoppelung der Schwingungszahl, iſt nie unbemerkt geblieben; ſie theilt die ganze Tonmenge in die Abſchnitte der Octaven. Aber die innere Gliederung der Octave iſt Gegenſtand ſehr verſchiedener Auffaſſungen geweſen.

Ganz befremdlich und der unbefangenen Empfindung widerſtrebend iſt Herbarts Meinung, zwiſchen Grundton und Octave ſei voller Gegenſatz mit Verluſt aller Aehnlichkeit, jeder Zwiſchenton aber büße an Gleichheit mit dem Grundton um ſo mehr ein, als er ſich von dieſem entferne. Drobiſch hat dieſe Conſtruction des Octavenraums als einer geraden Linie durch das paſſendere Bild einer Schraubenlinie erſetzt, die man ſich um einen geraden Cylinder gewunden denkt. (Ueber muſikaliſche

Tonbeſtimmung. Leipzig 1862. S. 36 ff.) Von dem Grundton aus, der ihren Urſprungspunkt bildet, entfernt ſich dieſe Curve anfangs mehr und mehr, doch erreicht ihre Windung, zwiſchen Quart und Quint etwa, das Maximum der Entfernung von ihm; die zweite Hälfte der Windung nähert ſich ihm wieder und die Octave am Ende derſelben ſteht vertical über ihm. Dieſe Conſtruction verſinnlicht den ganz eigenthümlichen Eindruck der Octave dadurch, daß die horizontale Componente der Entfernung vom Grundton, die Projection des Radius Vector auf die Grundebene des Cylinders, für ſie zu Null wird, und nur die ſenkrechte Componente übrig bleibt. Denn in der That empfinden wir alle die Octave qualitativ als denſelben Ton mit dem Grundton, nur von ihm in einer Weiſe verſchieden, für die es kaum eine anderweitige Analogie als eben dieſe Höhendifferenz gibt, die ja der Sprachgebrauch längſt zur Bezeichnung derſelben gewählt hat. So verhält ſich die Sache, wenn wir jetzt die ausgebildete Tonleiter durchlaufen: von C bis Fis ſteigt das Gefühl der Entfremdung von C; in g tritt zuerſt eine Umkehr ein und die ſpäteren Stufen der Skala werden mehr und mehr zu Leittönen, welche dem c zuſtreben.

Zur weiteren inneren Gliederung des Octavenraums reicht jedoch dieſer Eindruck nicht hin. Wären wir völlig ungebunden, ſo würden wir wahrſcheinlich verſuchen, die Octave in gleiche Stufen zu zerfällen, und die Anzahl derſelben ſo zu wählen, daß die Intervalle groß genug für deutliche Unterſcheidung blieben, aber klein genug würden, um ſpäter die Melodie nicht zu lauter Schritten zu zwingen, die noch als Sprünge auffielen, ſondern ihr durch eng beiſammenliegende discrete Töne wenigſtens die Nachahmung eines ſtetigen Uebergangs zwiſchen verſchiedenen Tonhöhen zu ermöglichen. Die abendländiſche Muſik hat dieſe Bedingungen durch die Annahme ihrer zwölf halben Töne zu erfüllen geglaubt und die kleineren Intervalle aufgegeben, welche die morgenländiſche zum Theil feſthält. Allein dieſe Eintheil-

ung, welche ſich ſehr früh müßte gebildet haben, wenn die Muſik von ſolchen Ueberlegungen hätte ausgehen können, iſt vielmehr das Erzeugniß einer verhältnißmäßig ſpäten Zeit. Auch hätte ſie nicht als Grundlage der beginnenden Muſik dienen können; ſie würde die innerhalb der Octave unterſcheidbaren Tonhöhen in einer Ordnung geſammelt haben, in welcher ſie für muſikaliſche Verwendung unbrauchbar ſind. Denn für keine Melodie ſind alle dieſe Halbtöne von gleichem Werth; jede benutzt von ihnen nur eine engere Auswahl, und erſt dieſe nach einem andern Princip geordnete Auswahl bildet anſtatt der bloßen Reihe von Tönen die Tonleiter, auf welcher der Gang der Melodie auf und ab ſteigt.

Mit der Geſtaltung dieſer Tonleiter begann die muſikaliſche Arbeit. Denn vom Anfang an ſchwebte dem Gehör der Octavenraum nicht als gleichmäßige Progreſſion der Tonhöhe vor; vielmehr eben ſolche harmoniſche Beziehungen, wie die, welche überhaupt die Octaven begrenzten, machten ſich auch innerhalb derſelben fühlbar und gaben den einzelnen unterſcheidbaren Tonſtufen andere Werthe, als ihre bloßen Höhenverhältniſſe gefordert hätten. In dem leeren Raum zwiſchen Grundton und Octave legte das muſikaliſche Denken zuerſt die Töne feſt, welche mit dem einen oder der andern harmoniſch conſoniren, und gewöhnte ſich, die Bewegung, welche auf- oder abſteigend dieſe bevorzugten Töne der Reihe nach berührt, als die Tonleiter zu fühlen, welche von dem einen Endpunkt des Octavenraums zum andern führt. Dies Verfahren konnte weder ſogleich alle Stufen unſerer jetzt üblichen Tonleiter auffinden, noch mußte es nothwendig dieſelbe Ordnung der Intervalle feſtſetzen, die wir gegenwärtig bevorzugen.

Zwei Töne conſoniren um ſo entſchiedener, je niedriger die Ordnungszahlen der ihnen beiden gemeinſamen Obertöne ſind. Nach dieſer Regel, durch welche Helmholtz der blos ſubjectiven Abſchätzung des Conſonanzgrades eine objective Unterlage gegeben

hat, mußten innerhalb des Octavenraums Quint und Quart zuerſt als die den beiden Endtönen nächſtverwandten auffallen, Terz und Sext dagegen nicht, da ihre Verwandtſchaft mit jenen nur auf der Uebereinſtimmung höherer und ſchwächerer Obertöne beruht. Wohl aber konnte zu dieſer anfänglichſten Leiter c f g c nach gleichem Princip d als neue Quinte von g, und b als neue Quarte von f hinzutreten; ſo mag die alte chineſiſche und gäliſche Scala c d f g b c entſtanden ſein. Aus derſelben Feſtſtellung der Tonſtufen nach ihren Conſonanzbeziehungen iſt die ſiebenſtufige diatoniſche Tonleiter des Pythagoras hergeleitet; ſie beſteht aus einer Progreſſion von Quinten, deren paſſende untere Octaven in den Raum einer Octavenleiter geordnet ſind; ſo ſtellt ſie im Weſentlichen der Reihenfolge unſere Durſcala dar, obgleich ſie nach der Art ihrer Entſtehung ſo wie nach ihrer muthmaßlichen muſikaliſchen Verwendung mit dieſer Nichts weniger als identiſch iſt.

Dieſer letzte Punkt iſt von der Frage nach der allgemeinen Natur der Melodie und ihrer Beziehung zu den harmoniſchen Verhältniſſen nicht zu trennen. Für unſer modernes Gefühl beſteht der Reiz einer Melodie niemals in der bloßen Bewegung durch verſchiedene Tonhöhen, ſondern ſtets darin, daß dieſe Bewegung, wie unberechenbar auch ſonſt ihr Schwung und ihre Richtung ſein mag, dennoch in gewiſſen Augenblicken mit Sicherheit gewiſſe feſtſtehende Stufen der Tonreihe trifft, die unter einander in wohlbekannten und von unſerer Erinnerung ſtets hinzugedachten harmoniſchen Verhältniſſen ſtehen. Die Melodie ſchwingt ſich nicht wie ein Vogel in einem ſonſt leeren Luftraum auf und ab, ſondern ſie wandelt eben auf einer Leiter; unſer Genuß an ihr beſteht in der gewiſſen Vorausſicht, daß ihr nächſter Tritt nicht ins Unberechenbare und Leere verſinken, ſondern daß er eine der Sproſſen erreichen wird, die in der allgemeinen Organiſation des Tonreichs ein für allemal nicht nur für dieſe, ſondern für jede andere Melodie feſtgelegt ſind. Dies iſt keine

besondere Eigenthümlichkeit der musikalischen, sondern eine allgemeine Eigenschaft jeder Schönheit. Ich wiederhole, was ich früher gelten zu machen hatte: (S. 387) an keinem freien Spiel, nicht einmal an dem Werfen von Bällen, wäre ein Interesse denkbar, wenn nicht die ganz willkürlichen Bewegungen, die wir hervorbringen, nur die Einleitung dazu bildeten, einen gesetzlichen Zusammenhang der Naturwirkungen zur Erscheinung zu veranlassen. Nicht die principlose Freiheit allein erfreut uns, sondern die gleichzeitige Wahrnehmung einer Nothwendigkeit, die überall bereit ist, die Willkür jener nicht nur einzuschränken, sondern ihr auch stützend, fördernd und sichernd entgegenzukommen. Aus diesem Grunde erfreut sich auch die Musik an dem freien Schwunge der Melodie durch verschiedene Töne nur, weil sie durch ihn Gelegenheit findet, sich der Festigkeit und Wechselbeziehung der Unterstützungspunkte bewußt zu werden, zwischen denen diese freie Bewegung stattfindet. Unrichtig würde es allerdings sein, in der Melodie nur eine zeitliche Auseinanderlegung der Töne zu suchen, welche der Grundaccord der gewählten Tonart gleichzeitig erklingen läßt; denn das Eigenthümliche jeder schönen Melodie muß in dem liegen, wodurch sie sich von andern unterscheidet, nicht in dem, was sie mit ihnen gemeinsam besitzt, nicht in den Accordtönen selbst also, sondern in der Figur der Bewegung, mit welcher sie von einem zum andern übergeht. Aber gewiß ist es allerdings, daß uns eine Tonreihe nicht als Melodie erscheinen würde, wenn die Bewegung in ihr uns nicht jene festen Intervalle als Ausgangs- oder Zielpunkte ihrer veränderlichen Schritte fühlbar werden ließe, und wenn nicht auch diejenigen Zwischentöne, welche der Accord der Tonart nicht enthält, als zugehörig zu dem einer andern empfunden würden, welche zu der gewählten selbst in einem einfachen harmonischen Verhältnisse steht.

Diese Ansprüche nun, die wir an eine Melodie zu machen pflegen, betrachtet Helmholtz ohne Zweifel mit Recht als hervorgegangen aus der Art des Hörens, an welche uns die moderne

Ausbildung der Musik zu harmonischer Vielstimmigkeit gewöhnt habe; die einstimmige, homophone Musik, die dieser so lange vorangegangen, habe sich nicht auf gleiche Weise durch einen subintendirten Fundamentalbaß den Gang der Melodie deuten können, sei also genöthigt gewesen, ihre ästhetische Lust auf andere Principien zu gründen. Wie dies nun geschehen sein möge, wird in vielen Stücken für uns unklar bleiben, theils wegen der Kärglichkeit der vorhandenen Beispiele, theils wegen der Schwierigkeit, unsere musikalischen Gewöhnungen abzustreifen und uns unbefangen in eine ganz fremdartige Weise des Genusses zu versetzen. Helmholtz glaubt der homophonen Musik das, was er mit Fetis das Princip der Tonalität nennt, absprechen zu dürfen; sie habe nicht das Bedürfniß gehabt, von einem Grundton, welcher der Anfangston der benutzten Leiter gewesen wäre, als Tonica auszugehen und zu ihm zurückzukehren, noch während der Bewegung alle durchlaufenen Töne in ihrer harmonischen Beziehung zur Tonica und den auf sie gebauten Grundaccorden festzuhalten. In den gälischen Volksmelodien könne als Tonica, wenn überhaupt nun dieser Name noch gelten soll, jeder Ton der Leiter auftreten; auch die verschiedenen griechischen Leitern seien bei den Alten wahrscheinlich im Gebrauche das geblieben, was sie ursprünglich waren, nämlich verschiedene, von verschiedenen Tonhöhen beginnende Ausschnitte einer gemeinsamen durch mehrere Octaven durchgeführten Leiter, in denen die innere Gliederung dieser letzteren nicht nach dem jedesmaligen Anfangston transponirt wurde und weder dieser noch ein anderer Ton die entschiedene Stellung einer Tonica für die auf so abgestimmten Saiten auszuführende Melodie besaß.

Wenn nun die einzelnen Töne einer Melodie nicht durch ihre gemeinsame, für jeden aber anders geartete Beziehung zum Grundton zusammengehalten werden, so scheinen außer den bloßen Schwankungen der Tonhöhe, auf die allein wohl schwerlich ein musikalischer Genuß gebaut werden dürfte, nur noch die harmo-

niſchen Verhältniſſe je zweier auf einander folgenden Töne als Grundlage eines ſolchen übrig zu bleiben. Auf dieſe kettenartige Verknüpfung jedes Gliedes mit dem folgenden durch das Gefühl einer harmoniſchen Beziehung zu ihm ſcheint Helmholtz den äſthetiſchen Reiz der Melodie in der That hier zu begründen. Wie ſehr man ſich indeſſen bemühen mag, von unſern auf die Tonalität unſerer Muſik begründeten Gewohnheiten abzuſehen, ſo wird man es doch ſchwierig finden, aus dieſem andern Princip heraus auch nur den Grad des Eindrucks zu begreifen, den ſolche Melodien doch auf die Völker ausüben müſſen, denen ſie eigen ſind. Wir können allerdings im Geſange eine Reihenfolge von Quinten oder von Quarten vertragen, aber doch nur ſo, daß wir die Quint des erſten Tones als neuen Grundton anſehen, von dem aus wir die zweite Quint treffen; nach wenigen ſolchen Schritten iſt die Erinnerung an den Ausgangston faſt verſchwunden, und wir haben nicht nur das Gefühl einer Zuſammengehörigkeit der ſpäteren Töne mit dem Anfang nicht mehr, ſondern es fehlt uns überhaupt auch die Möglichkeit, den Gang einer ſolchen Bewegung von Tönen in der Erinnerung zu einem Geſammtbilde zuſammenzufaſſen; gleichwohl ſetzt jede Melodie dies voraus, und ſie kommt nie zu Stande, wenn der zweite Ton in dem Augenblick vergeſſen iſt, in welchem etwa der vierte eintritt. Doch hierin könnte vielleicht Gewöhnung uns mehr unterſtützen, als ſich im Voraus berechnen läßt. Melodien wiederholen jedoch nicht immer denſelben Sprung, von Quint zu Quint oder von Quart zu Quart; im Allgemeinen kann jeder Ton zum folgenden ein anderes harmoniſches Verhältniß haben, als dieſer zum ſpäterfolgenden; dies ſteigert die Schwierigkeit, die einander ablöſenden Intervalle zu einer Geſammterinnerung zuſammenzuleſen, ſobald die Vorſtellung einer Beziehung jedes Tones zu einer gemeinſchaftlichen Einheit, das gemeinſchaftliche Maß ihrer verſchiedenen Intervalle, fehlt. Endlich mag zwar die Tonleiter aus einer Wiederholung deſſelben Intervalls, der Quint z. B., ent-

ſtanden ſein; aber aus den verſchiedenen Octaven, in welche die verſchiedenen Glieder einer Quintenfolge fallen, in den Raum einer und derſelben Octave projicirt und dort nach ihrer Höhe geordnet, ſtehen dieſe Töne jetzt in anderen Verhältniſſen zu einander, und die melodiſche Bewegung, die ſie in irgend einer Richtung durchläuft, kann ſich nun an dieſe Einheit des Princips, auf welcher das Daſein derſelben in der Scala beruht, auf keine Weiſe erinnern. Alle dieſe Zweifel entſtehen ſchließlich allerdings unter dem Vorurtheil unſerer modernen muſikaliſchen Gewöhnungen, dennoch glaube ich, daß jeder Muſik ein Princip der Tonalität zukommen muß; wenn nicht in dem vollen Sinne, den Helmholtz dieſem Ausdruck gibt, ſo doch in ähnlichem. Kurze Ausrufe, mit denen herkömmlich Verkäufer ihre Waaren anbieten, Poſten einander Signale geben, gemeinſam Arbeitende ſich ermuntern, mögen als einfache Cadenzen ſich in wenigen harmoniſchen Intervallen bewegen, ohne weitere Anſprüche an eine tiefere Verknüpfung ihrer Töne zu erwecken; entwickelt ſich jedoch die Melodie bis zu dem Grade, daß überhaupt eine beſtimmte Tonleiter ihr zu Grunde gelegt wird, ſo wird eben das Gehörbild dieſer Leiter ſelbſt der von der Erinnerung beſtändig dargebotene allgemeine Grundriß ſein, auf welchen alle einzelnen Töne der Melodie aufgetragen gedacht werden. Es iſt nicht nöthig, daß ein beſtimmtes Glied der Leiter als Tonica feſtgehalten wird, von der die Bewegung ausgeht, und zu der ſie zurückkehrt, aber nöthig allerdings, daß jeder einzelne Ton der Melodie, indem er vorgetragen wird, nicht blos in ſeinem harmoniſchen Verhalten zum nächſtvorigen und zum nächſtfolgenden, ſondern zugleich in ſeiner Stellung innerhalb der Leiter ſelbſt, alſo in ſeiner Beziehung zu dem ganzen benutzten Tonſyſtem vorgeſtellt wird.

Unter dieſer Bedingung verdienen aber dann auch die verſchiedenen griechiſchen Scalen, die wir haben entſtehen ſehen, den Namen eſſentieller Tonleitern, den ihnen Helmholtz vorenthält. Denn jede von ihnen verſchiebt, indem ſie von einem andern

Töne beginnt, ohne nach diesem Anfang die Verhältnisse der folgenden Töne zu modificiren, die innere Gliederung der Octave auf eine eigenthümliche Weise; dieses Bild aber, als Grundriß sich der Melodie unterschiebend, gibt ihr eine jener eigenthümlichen Färbungen, von deren früherer Mannigfaltigkeit uns jetzt nur noch die Unterschiede des Dur und Moll übrig geblieben sind. So lange nun die Musik nur auf einstimmige Melodien bedacht war, hatte jede dieser Tonleitern gleiche Berechtigung; dagegen erläutert Helmholtz mit siegreicher Klarheit, wie die allmählich mächtiger werdende Neigung zu harmonischer Vielstimmigkeit in der neueren Tonkunst die Mehrzahl jener Tonleitern und ihre characteristische Ausdrucksfähigkeit dem angestrebten höheren ästhetischen Gute opfern mußte.

In dem christlichen Kirchengesange, welcher die griechischen Tonarten beibehalten hatte, entwickelte sich das Princip der Tonalität nach und nach entschiedener, und führte zu einem andern Gefühl für die Gliederung der Tonleiter. Sie war früher aus harmonischen Kettenfortschritten und der Transposition der gefundenen Intervalle in den Raum einer Octave entstanden; jetzt traten die directen harmonischen Beziehungen der Leitertöne zu der Tonica in den Vordergrund. Helmholtz reconstruirt die Scala von diesem Gesichtspunkt aus. Verwandt im ersten Grade nennt er die Klänge, welche zwei gleiche Partialtöne haben, und zwar um so stärker verwandt, je stärker diese Partialtöne im Verhältniß zu den übrigen derselben Klänge sind. Nach dieser Bezeichnung folgen in der Octave über der Tonica c nach der Stärke ihrer Verwandtschaft ersten Grades mit c die Töne c g f a e es, in absteigender Leiter C F G Es As A. Die Intervalle zunächst an der Tonica sind hier noch zu groß, ihre Theilung geschieht durch Einschaltung von Tönen, welche mit der Tonica im zweiten Grade, d. h. welche mit ihr zugleich demselben dritten Klange im ersten Grade verwandt sind. Als solche dritte Klänge bieten sich obere und untere Quint der Tonica dar, durch

Verwandtschaft mit beiden treten d und h oder b in harmonische Beziehung zum Grundton. Mit diesen verschieden gewählten Einschaltungen lassen sich alle melodischen Tongeschlechter der alten Griechen und der altchristlichen Kirche als Leitern wiederfinden, in denen sämmtliche Töne durch Verwandtschaften des ersten und zweiten Grades mit dem Grundton zusammengehalten werden. Unter diesen Tönen der Scala hat h die schwächste Verwandtschaft mit der Quinte der Tonica, die schwächste also noch mehr mit dieser selbst; aber durch seine Höhenstellung gewinnt es dennoch eine hervorragende Bedeutung; durch das kleinste Intervall der Scala von der Octave der Tonica getrennt, erscheint es wesentlich als Vorstufe zu dieser. Dieser Umstand hat sich in der modernen Musik, welche überall die deutlichsten Beziehungen zur Tonica herstellt, immer mehr geltend gemacht und hat bewirkt, daß bei aufsteigender Bewegung zur Tonica die große Septime als Leitton zu dieser hin in allen Tonarten bevorzugt wurde, auch in denjenigen, denen sie ursprünglich nicht zukam. Durch diese Umänderung ging die antike ionische Leiter in die lydische, unsere Durscala über, die andern verschmolzen durch Einsetzung der großen Septime in unsere aufsteigenden und absteigenden Mollscalen.

Derselbe Vorrang gebührt diesen beiden Leitern auch um des größeren Reichthums willen, mit welchem sie die allmählich steigenden Anforderungen der harmonisch vielstimmigen Musik erfüllen. Die stete Beziehung der Melodie auf den Grundton verlangte zuerst am Schlusse eines polyphonen Satzes, daß außer der deutlich hervorgehobenen Tonica die übrigen Stimmen nicht nur in Tönen endigen, die überhaupt mit ihr consoniren, sondern ausschließlich in solchen, welche Partialtöne der Tonica selbst sind. Nur unter dieser im Gebrauch bekannten, theoretisch von Helmholtz zuerst erläuterten Bedingung ist der Schlußaccord ein befriedigender Vertreter des Grundtons; durch sie ist Quart und Sexte der Tonica hier ausgeschlossen, große Terz und Quinte

zuläſſig; auch die kleine Terz des Mollaccordes galt lange für untauglich, und kann in der That, ſo lange nur die Beziehung des Ganzen auf die Tonica allein feſtgehalten wird, da ſie in dem Klange derſelben nicht enthalten iſt, im Schluſſe nicht verwendet werden.

Daſſelbe harmoniſche Gefühl ſuchte jedoch nicht allein am Ende, ſondern auch in dem inneren Gefüge des Satzes eine ſtraffere Einheit herzuſtellen. Während Anfangs Accorde noch in unzuſammenhängenden Sprüngen aneinander gereiht wurden, ohne anderes Band als die Gleichheit der Tonart, aus deren Stufen ſie alle gebildet waren, definirt Helmholtz die vom 16. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts in der Muſik vorgegangene Veränderung dahin, daß ſich das Gefühl für die ſelbſtſtändige Verwandtſchaft der Accorde untereinander ausbildete, und nun auch für die Reihe conſonanter Accorde, welche die Tonart zuläßt, ein gemeinſam verknüpfendes Centrum in dem toniſchen Accorde geſucht und gefunden wurde. Direct verwandt nennt Helmholtz zwei Accorde, welche einen oder mehrere Töne gemein haben, indirect oder im zweiten Grade verwandt die, welche beide mit demſelben dritten conſonirenden Accorde es direct ſind; als toniſcher Accord aber kann innerhalb eines Tongeſchlechtes nur ein ſolcher gewählt werden, deſſen Grundton die Tonica iſt, und deſſen übrige Töne am geſchickteſten ſind, den Eindruck der Tonica zu verſtärken. Zu einem künſtleriſch zuſammenhängenden Harmoniegewebe werden dann diejenigen Tongeſchlechter am meiſten geeignet ſein, welche die größte Zahl unter ſich und mit dem toniſchen Accord verwandter conſonirender Accorde liefern können. Die ausführliche Ueberſicht, welche Helmholtz hinzufügt, läßt erkennen, daß dieſe Bedingungen am vollkommenſten nur in den beiden Tongeſchlechtern des Dur und Moll erfüllbar ſind, und daß auch aus dieſem Grunde vor ihnen die übrigen Tongeſchlechter des Alterthums mit Recht verſchwunden ſind.

Den Gebrauch der Diſſonanzen entſchuldigt und rechtfertigt

Helmholtz mit der gewöhnlichen Meinung aus dem Bedürfniß, theils die Lieblichkeit der Consonanzen, die allein ein selbständiges Recht der Existenz haben, durch Contrast zu heben, theils Mittel zu kräftigerem leidenschaftlichen Ausdruck zu besitzen. Dem entspricht, wenn er den Gang der Melodie durch das Bestreben geleitet denkt, zwei Töne auf einander folgen zu lassen, welche mit einander consoniren, die also durch die Gleichheit eines oder mehrerer Partialtöne zusammenhängen, und zwischen denen andere, blos nach dem Princip der Höhe eingeschaltete, nur als Durchgangstöne zu gelten haben. Vielleicht ist so das ästhetische Motiv solcher Tonverwendungen nicht vollständig ausgesprochen. Das sinnlich Angenehme nennt Helmholtz selbst ein wichtiges Unterstützungsmittel der Schönheit, jedoch nicht mit ihr identisch. Eben aus diesem Grunde scheint man diese Gedanken etwas anders wenden zu müssen. Die Dissonanz ist dadurch noch nicht ästhetisch gerechtfertigt, daß sie uns den Dienst leistet, durch Contrast das Wohlgefällige der Consonanz hervorzuheben. Man will keineswegs blos diesen Nutzeffect der Dissonanz einernten, so daß sie selbst, wenn er auf andere Weise sich erreichen ließe, wegbleiben könnte, sondern sie soll selbst Bestandtheil des dargestellten musikalischen Inhalts sein; man will nicht den Contrast nur subjectiv zur Hebung des consonanten Eindrucks ausnutzen, sondern verlangt, daß das Contrastiren als Ereigniß in dem musikalischen Object dargestellt werde.

Die Verschlingung der Stimmen in der polyphonischen Musik hat den Gebrauch der Dissonanzen mit sich geführt. Nachdem dies geschehen war, konnte man sich nachträglich, und es geschah nicht sogleich, der ästhetischen Forderung bewußt werden, die dieser Vorgang ungesucht erfüllt hatte. Die Möglichkeit eines Zwiespalts zwischen der Willkür des Einzelnen und der Ordnung des Ganzen ist ebenso sehr wie die Verneinung seines dauernden Bestehens ein Theil des Weltbildes, welches die Kunst entwerfen soll. Beständiger Einklang aller Stimmen würde uns den Ein-

druck eines Allgemeinen geben, das zwar vielgliedrig genug ist, um durch seine Mannigfaltigkeit zu reizen, aber doch der Einheit dieses Mannigfachen sich zu mühelos als einer durchaus unfraglichen Nothwendigkeit erfreut; erst die sich vorbereitenden und wieder auflösenden Dissonanzen überzeugen uns, daß dies allgemeine Element Raum hat nicht nur für die Mannigfaltigkeit des mechanisch Unfehlbaren, sondern auch für lebendige individuelle Entwickelungen und daß es den augenblicklichen Widerstreit der auseinandergehenden Richtungen dieser überdauert.

Dasselbe doppelte Bedürfniß, nicht nur eine subjectiv wohlgefällige Reihe von Erregungen zu bewirken, sondern durch sie den Werth eines objectiven Geschehens darzustellen, in dieser Darstellung aber das Lebendige dem Mechanischen gegenüber zu bevorzugen, beseelt auch die einzelne Melodie. Allerdings strebt sie von einer Tonstufe aus eine andere mit ihr consonirende zu erreichen; aber sie thut es doch nicht, um uns den subjectiven Genuß zu verschaffen, der uns vermöge der Gleichheit von Partialtönen beider aufeinanderfolgenden Töne aus der vorbereiteten und vermittelten Aenderung unserer Erregungen entspringen könnte. Sie thut es vielmehr, weil die Reihe der consonirenden Töne, worauf auch immer ihre Consonanz beruhen mag, jene objectiv ausgezeichneten und festliegenden Punkte des Tonreichs enthält, auf welche die Willkür jeder musikalischen Bewegung sich stützen und zwischen denen sie hin und hergehen muß, wenn sie der hörenden Seele das Bild irgend eines Geschehens sein soll. Als solche Stufen werden die Töne von der Melodie aufgesucht und benutzt, nicht als Erregungen, deren Abwechselung den größten Annehmlichkeitswerth für unsere Sinnlichkeit oder den Mechanismus unseres Vorstellens hätte, sondern als Zielpunkte, welche durch eine objective Ordnung den sich vollziehenden Ereignissen vorgeschrieben sind. Und in dieser Darstellung einer Gesetzlichkeit wächst der Reiz der Melodie, wenn sie nicht von jeder Stufe aus das nächste Ziel wie eine seelenlose Kraft mit

einem Anlauf zweifellos trifft, sondern mit der Eigenwilligkeit oder der Unsicherheit lebendiger Regsamkeit es zuerst überfliegt oder hinter ihm zurückbleibt, um dann erst mit neuer Sammlung und Besinnung sich fest auf ihm niederzulassen oder in beständiger Bewegung um dasselbe zu kreisen. So kann man sich die Durchgangstöne der Melodie, die Vorhalte und mancherlei einfache Melismen deuten, so auch in andern Künsten allerhand retardirende und beschleunigende Formen der Darstellung, halbe Verhüllungen und vielfache kleine Störungen eines zu frühen und zu leblosen Gleichgewichts; alle diese Formen dienen nicht nur zur Steigerung der Annehmlichkeit unserer Erregungen, sie stellen alle vielmehr Etwas dar, was zu dem vollständigen und wahren Abbilde eines Geschehens überhaupt gehört, und allerdings erst hierin finden wir den ästhetischen Werth, der die sinnliche Wohlgefälligkeit eines Tongebildes zu der Würde der Schönheit erhöht.

Die Aufklärungen hatte ich bisher erwähnen wollen, die wir über die Natur und den Zusammenhang des Tonmaterials dem wissenschaftlichen Verfahren eines Naturforschers verdanken; die letzten Bemerkungen haben indessen der Beantwortung einer zweiten Frage vorgegriffen, über welche der Streit der Meinungen fortdauert, nach der allgemeinen Aufgabe nämlich, zu deren Erfüllung die Musik die so beschaffenen Mittel benutzt. Die ältere Meinung suchte sie theils in einer Darstellung der Welt überhaupt, theils in der besonderen der menschlichen Gemüthszustände und Gefühle; die formalistische Ansicht, welche jeden angebbaren Inhalt als Gegenstand der musikalischen Composition leugnet, ist erst neuerlich entschieden hervorgetreten. Unfruchtbare Versuche zu verzeichnen kann nicht die Pflicht der Geschichte sein; ich hebe deshalb allein Ed. Hanslicks ausgezeichnete Schrift über das Musikalisch-Schöne hervor, die bei ihrem Erscheinen (Leipzig 1854) einen Sturm von Entgegnungen erregte, und sich die Aufmerksamkeit zu erhalten gewußt hat. (3. Aufl.)

Ich habe im Wesentlichen über sie zu wiederholen, was ich 1855 in den Göttinger Gel. Anz. S. 1049 ff. geäußert habe.

Gegen die empfindsame Flachheit wendet sich Hanslick zuerst, Gefühle als den unmittelbaren Inhalt und die Ueberlieferung derselben als nächsten und einzigen Zweck der Musik anzusehen. Er zeigt, wie wenig das Gefühl, zu dem wir angeregt zu werden glauben, in den Melodien selbst liegt; wie leicht vielmehr dieselbe Tonfolge sich zu gleich angemessenem Ausdrucke der entgegengesetztesten Stimmungen verwenden läßt; er spricht geradezu aus, daß die Darstellung eines Gefühls oder Affectes gar nicht in dem eignen Vermögen der Tonkunst liege. Was macht denn, fragt er, ein Gefühl zu diesem bestimmten Gefühl, zur Sehnsucht, Hoffnung, Liebe? Nur auf Grundlage einer Anzahl von Vorstellungen und Urtheilen könne unser Seelenzustand sich zu einer dieser characteristischen Stimmungen verdichten. Von der Hoffnung sei unabtrennbar die Vorstellung eines Glückes, welches kommen soll und mit dem gegenwärtigen Zustande verglichen wird; die Wehmuth vergleiche ein vergangenes Glück mit der Gegenwart; ohne diesen Gedankenapparat könne man das eine Fühlen nicht Hoffnung, das andere nicht Wehmuth nennen; er erst mache beide zu dem was sie sind, gerade er aber sei durch die Mittel der Tonkunst nicht wiederzugeben. Und daher könne die Musik den wesentlichen Inhalt und die Natur der Gefühle gar nicht darstellen, wohl aber vermöge sie gerade, was man ihr abgesprochen habe, die äußere Erscheinung formell nachzuahmen. Das Fallen der Schneeflocken, das Flattern der Vögel lasse sich musikalisch so malen, daß analoge diesen Phänomenen dynamisch verwandte Gehöreindrücke entstehen. In Höhe Stärke Schnelligkeit und Rhythmus der Töne biete sich dem Ohre eine Figur von der ausgedehntesten Analogie mit der Gesichtswahrnehmung; zwischen der Bewegung im Raume und jener in der Zeit, zwischen der Farbe Feinheit Größe eines Gegenstandes und der Höhe Stärke Klangfarbe eines Tones bestehe eine Aehnlichkeit,

die uns in der That einen Gegenstand musikalisch zu malen erlaube, das Gefühl aber in Tönen schildern zu wollen, das der fallende Schnee, der zuckende Blitz in uns hervorbringt, sei widersinnig.

An diesen letzten Gegensatz knüpfe ich meine Bedenken. Ein Gefühl in Tönen zu schildern war es wohl eigentlich nie, was man von der Musik verlangte; nur erwecken sollte sie es in uns durch die Art der Bewegung, in welcher sie die Töne verflocht. Und diese Aufgabe ist nicht schwerer lösbar, als die andere, die Hanslick zuläßt: einen Gegenstand musikalisch zu malen. Denn auch er selbst übertreibt seine Meinung nicht bis zu der Behauptung, die Musik vermöge bestimmte namhaft zu machende Gegenstände mit allem Zubehör ihrer Eigenthümlichkeit abzubilden; nur das Dynamische ihrer Erscheinung, den Rhythmus des Geschehens ahme sie nach. Sie mag also die Bewegungsform, in welcher der Schnee fällt, durch eine Tonfigur wiedergeben, aber durch keine Tonfigur kann sie sagen, daß es eben der Schnee ist, der so zu fallen pflegt; die Erinnerung an ihn oder an das Flattern der Vögel ist nicht der eigne Inhalt dessen was wir hören, sondern eine Deutung, die unsere Einbildungskraft hinzufügt. Warum nun nicht zugeben, daß ganz ebenso durch bestimmte Verknüpfungsweisen der Töne auch bestimmte Gefühle sich andeuten lassen? Denn daß gehörte Tonfiguren uns die Vorstellungen äußerer Ereignisse erwecken, denen der gleiche Rhythmus zukommt, ist nicht das einzig Natürliche; gleich natürlich wird durch sie die Erinnerung an die innern Gemüthsbewegungen hervorgerufen, die in analogen Formen des Wechsels zwischen Anspannung, Gleichgewicht und Erschlaffung verlaufen. Unmittelbar kann daher die Musik zwar keines jener bestimmten Gefühle darstellen, deren characteristische Natur nur unterscheidbar wird durch die musikalisch nicht ausdrückbaren Veranlassungen, von denen sie ausgehen, und der Gegenstände, auf die sie sich beziehen: die Hoffnung als solche mit dem für ihren

Begriff unentbehrlichen Nebengedanken eines künftigen Glücks, die Wehmuth mit dem gleich unentbehrlichen eines vergangenen, laſſen ſich durch Tonfiguren ſo wenig kenntlich bezeichnen, als der fallende Schnee mit ſeiner Kryſtallform oder der flatternde Vogel mit ſeinem Gliederbau. Aber ebenſo wie eine gehörte Tonfolge von beſtimmtem Character uns ſtets nur an eine beſchränkte Auswahl äußerer Erſcheinungen denken läßt, in denen wir ihre Bewegungsform wiederzuerkennen glauben, ebenſo würde ſie uns nur an die beſtimmte Gruppe von Gefühlen erinnern, die durch den Rhythmus der Verknüpfung und Abwechſelung der kleinſten Gemüthserregungen untereinander verwandt und dem Gehörten ähnlich ſind. Und ſo würde ſich denn der Gegenſatz doch nicht beſtätigen, den Hanslick zwiſchen der Fähigkeit der Muſik, Gegenſtände zu malen, und ihrer Unfähigkeit zur Darſtellung von Gefühlen zu finden glaubte; ſie vermag das eine genau in denſelben Grenzen zu leiſten, wie das andere. Doch möchte ich noch mehr behaupten, dies nämlich, daß der Muſik die Erregung von Gefühlen nicht nur möglich iſt, ſondern daß ſie auf dieſe ihre eigentliche äſthetiſche Aufgabe gar nicht verzichten darf, daß aber zugleich ihr wahres Ziel nur in jenen namenloſen Gefühlen liegt, die der muſikaliſch nicht ausdrückbaren äußeren Veranlaſſung zu ihrem Verſtändniß und zu ihrer Bezeichnung nicht bedürfen, ſondern die unmittelbar dem eignen Werth der durch Tonfiguren darſtellbaren Verhältnißformen des Mannigfachen überhaupt gelten.

Ueber den erſten Punkt will ich kurz ſein. Die Zeit der äſthetiſchen Syſteme, bemerkt Hanslick, ſei vorüber, welche das Schöne nur in Bezug auf die von ihm wachgerufenen Empfindungen betrachteten; in jeder Unterſuchung müſſe zuerſt das ſchöne Object, nicht das empfindende Subject berückſichtigt werden. Aber das erſte Ergebniß einer ſo begonnenen Unterſuchung, möchte ich fortfahren, wird eben in der Erkenntniß beſtehen, daß es die eigne Natur des ſchönen Objectes iſt, nur für das Sub-

ject ſchön zu ſein, und daß nicht blos die Hoffnung auf Verſtändniß der Schönheit, ſondern ſelbſt jeder Grund zur Erfindung ihres Namens aus der Welt verſchwinden würde, wenn wir von dem Gefühle des durch ſie erregten Wohlgefallens abſehen wollten. Sei es je, fährt freilich Hanslick fort, einem vernünftigen Architekten eingefallen, durch Baukunſt Gefühle erregen zu wollen, oder ergründe man das Weſen des Weines, indem man ihn trinke? Aber warum ſollten wir dieſe beiden wunderlichen Fragen nicht bejahen? Wie anders als durch Trinken könnte man die Güte des Weines prüfen, (denn von dieſer, nicht von ſeinem ſonſtigen Weſen müßte hier die Rede ſein); und welchen erdenklichen Grund könnte ein Baumeiſter haben, mehr zu bauen, als das nackte Bedürfniß erheiſcht, wenn nicht die Abſicht, eine Stimmung des Behagens, der Sicherheit, der Feierlichkeit oder Andacht hervorzurufen? Doch dieſer alte Streit mag ruhen: mit Hanslicks ſonſtigen Anſichten iſt dieſe ihr wahres Ziel ſo ſehr überfliegende Polemik gegen alles Gefühl nicht unablösbar verbunden; ſie iſt eine leicht zurücknehmbare Conceſſion an die formaliſtiſche Aeſthetik, deren kühnſter Vertreter Zimmermann allerdings eine Muſik für möglich hält, bei der ſich gar Nichts fühlen ließe. Wäre ſie wirklich möglich, ſo würde ſie nur zu ſehr wiſſenſchaftlichen Sätzen gleichen, bei denen ſich Nichts denken läßt.

Von größerer Wichtigkeit iſt uns der zweite Satz, deſſen Erläuterung und Erweis uns noch obliegt. Gewiß nicht Gefühle überhaupt, nicht Gefühle um jeden Preis ſoll die Kunſt erregen wollen, nicht der Empfindſamkeit ſchmeicheln und die Trägheit durch ein Aufgebot von Reizen aufſtacheln, nicht durch jedes Mittel Erſchütterung des Gemüths bewirken, nur damit aus dieſem Aufruhr ein Zuwachs des Wohlgefühls für den Erſchütterten entſpringe. Aeſthetiſch berechtigt iſt nur dasjenige Gefühl, welches durch die Darſtellung eines objectiven Verhältniſſes erregt wird, ein Gefühl, das nicht ſowohl auch dies

Objective nur zur Förderung des persönlichen Wohlseins ausbeuten will, sondern das sich selbst vielmehr nur dazu bestimmt glaubt, dem Werthe desselben die lebendige Wirklichkeit zu verschaffen, die dieser, wie jedes Gut, nur in der Lust eines Genießenden gewinnen kann. In der Erweckung solcher Gemüthszustände wird nun die Musik durch ihre Unfähigkeit zur kenntlichen Darstellung empirischer Einzelheiten nicht gehindert, sondern nur begünstigt. Denn eben diejenigen Gefühle, welche ihr unausdrückbar bleiben, weil sie von bestimmten Umständen und deren Verwicklung abhängen, lassen auch da, wo wir sie wirklich erleben, den objectiven Eigenwerth der Verhältnisse, von denen sie erregt werden, selten ungetrübt zu unserem Genusse kommen; sie überlasten ihn meistens durch leidenschaftliche und egoistische Hervorhebung der Förderung oder Störung, die wir persönlich durch unsere Verwicklung in jene bestimmten Umstände erfahren. Der Schmerz um das Hinscheiden Geliebter empfindet selten rein den elegischen Inhalt des beklagten Ereignisses; er ist nicht blos die Trauer um die Vergänglichkeit, sondern geschärft durch die Bitterkeit, daß wir es sind, die von diesem Wehe leiden, und getrübt durch mannigfache Nebenumstände, die unsere Erregung steigern, vermindern, nach widerstreitenden Richtungen auseinanderziehen. Die Lust eines Wiederfindens genießt ebenso selten rein das Glück, das in dieser andern Form des Geschehens liegt; unzählige Einzelheiten, an denen einerseits seine Verwirklichung hängt, sind andererseits zugleich geschäftig, seine Würdigung durch leidenschaftliche Uebertreibung der gefundenen Befriedigung oder durch Nebenempfindungen beginnender Verlegenheiten zu verderben. Von diesen Gefühlen, so wie sie aus bestimmten Veranlassungen heftig und in unreiner Vermischung entstehen, sollen wir im Leben unser Gemüth nicht hin- und herwerfen lassen; die Schönheit der Seele, mit welcher auch die Darstellungen der Kunst einstimmig sein sollen, besteht in jener Festigkeit, die von keinem einzelnen Eindrucke sich weiter hinreißen läßt, als die Gerechtig-

keit gegen die übrige Gesammtheit des Weltinhalts gestattet, und in der Ueberwindung, den Inhalt des Geschehenden nach dem Werthe zu schätzen, den er selbst in der allgemeinen Ordnung der Dinge hat, nicht nach dem Maße der Förderung oder Störung, die aus ihm für unsere persönliche Wohlfahrt entspringt. Diese Idealisirung des Geschehenden ist die gemeinsame Aufgabe aller Künste; sie alle lassen von der empirischen Gestalt des Darzustellenden viele Züge hinweg, welche den reinen Gehalt eines in ihm vorhandenen ästhetisch wirksamen Verhältnisses nur verdunkeln würden. Während indessen die Poesie im Stande ist, ihrem Ausdrucke dieses Gehaltes noch eine breite realistische Unterlage in der Zeichnung bestimmter mit Namen zu nennenden Gebilde der Wirklichkeit und ihrer anschaulichen Beziehungen zu lassen, thut die Musik noch einen weiteren Schritt zurück; sie läßt uns den Werth bestimmter Formen des Geschehens unmittelbarer empfinden, indem sie als Elemente, zwischen denen es sich ereignet, nur Töne benutzt, in denen keine Verbildlichung irgend einer bestimmten Wirklichkeit liegt. Sie erfüllt aber hierdurch ein wesentliches Verlangen unseres Gemüthes.

Wir wissen die Vortheile unserer menschlichen Organisation und alle Gunst unserer menschlichen Lebensstellung zu schätzen; wir empfinden, daß alle höheren und geringeren Güter, die wir erwerben, an die bestimmte Gestalt dieser Mittel geknüpft sind, mit denen die Natur uns ausgestattet. Dennoch empfinden wir alle zuweilen diese Grundlage unsers Seins als eine Beschränkung; wir möchten diese Grenzen unserer Endlichkeit überfliegen und das Leben anderer Geschöpfe versuchen können, ja vielmehr das Leben selbst, nicht dieses oder jenes bestimmte, sondern die allgemeine Regsamkeit des Daseins möchten wir kosten, wie sie frei von jeder Beschränkung durch die unterscheidende Bildung einer besonderen Gattung die Welt im Großen durchwogt. Alles ferner, was wir im Leben erreichen, das erfreut uns zuerst wohl durch seine bestimmte Einzelgestalt, in der es für den Augenblick

und deſſen beſondere Wünſche ein zufriedenſtellendes Gut iſt; aber das Leben iſt lang und in ſeinem Verlauf erblaßt allmählich der Werth dieſer einzelnen Befriedigungen. Indem wir die bleibende Summe unſeres Gewinnes zu ziehen ſuchen, bemerken wir mehr und mehr, daß das wahre Gut in einem Allgemeineren beſteht, für das alle jene einzelnen glücklichen Erfolge nur die Gelegenheiten ſeiner Verwirklichung ſind. Und dieſes Gefühl kommt uns doch nicht nur am Abſchluſſe des Lebens; wenn wir uns ſelbſt prüfen, finden wir, daß es uns ſchon mitten im wirklichen Genuſſe jener veränderlichen Einzelheiten durchdringt. Wir freuen uns nicht blos der beſtimmten Mannigfaltigkeit von Eindrücken, die uns vielleicht in dieſem Augenblicke, zuſammengefaßt in unſerem Bewußtſein, Unterhaltung gewährt; wir freuen uns vielmehr zugleich des allgemeinen Gedankens einer Mannigfaltigkeit überhaupt, die zur Einheit ſich verbinden läßt. In unſerer Erinnerung verſchwindet allmählich der beſtimmte Inhalt der einzelnen vom Glücke uns geſchenkten Güter, die in dem Augenblicke, da wir ſie empfingen, lebhaften Wünſchen entſprachen; aber unſere Empfänglichkeit für die Gaben des Schickſals ſteigert ſich; denn geblieben iſt uns von früheren Erlebniſſen die allgemeine von tiefem Gefühl durchdrungene Anſchauung, daß es überhaupt in der Welt dieſe gegenſeitige freundliche Beziehung ihrer Elemente auf einander gibt, aus der einzelne hellere Punkte des Glückes hervorſtrahlen können; und dieſe allgemeine Erinnerung kommt in uns der Würdigung jedes neuen Gutes entgegen, mit dem der Verlauf des Lebens uns noch ferner beſchenkt. Finden wir uns durch unabläſſige Conſequenz des Handelns einem lang erſtrebten Ziele zugeführt, ſo ſchätzen wir nicht nur den beſtimmten Vortheil, der uns durch die Erreichung dieſes beſtimmten Zweckes zufällt, ſondern wir erfreuen uns nicht minder an dem Gedanken der allgemeinen Feſtigkeit der Welt, die es möglich macht, daß ſtetige Conſequenz Erfolg hat. Wird unſere Hoffnung auf eine beſtimmte einzelne Wendung unſeres

Schickſale erfüllt, ſo liegt doch der ganze Genuß weder in der Erwartung noch in der Erlangung dieſes beſonderen Gewinnes, ſondern auch in dem allgemeinen Gefühl, daß es im Laufe der Schickſale überhaupt glückliche Wendungen und erreichbare Punkte der Befriedigung gibt. Ueberblicken wir endlich die Welt im Ganzen und finden wir, daß ſie nicht in principloſe Mannigfaltigkeit zerfällt, ſondern daß feſte Gattungen der Geſchöpfe, in verſchiedenen Graden der Verwandtſchaft auf einander bezogen, jede in ihrer Weiſe ſich entwickeln, und daß jede zu ihrer Entwicklung in der umgebenden Außenwelt die hinlänglichen Bedingungen antrifft, ſo bleibt aus dieſer Anſchauung, wenn wir längſt die einzelnen Punkte wieder vergeſſen haben, das Bild einer harmoniſchen Fülle zurück, in der jeder einzelne lebendige Trieb nicht allein und verlaſſen ſich ins Leere hinein ausbreitet, ſondern jeder darauf hoffen kann, begleitende Bewegungen zu finden, die ihn heben, ſtärken und zum Ziele führen.

Und dieſes große Bild können wir kaum ausſprechen, ohne daß es ſich von ſelbſt für uns in Muſik verwandelte; ohne daß wir ſogleich inne würden, wie eben dies die Aufgabe der Tonkunſt iſt, das tiefe Glück auszudrücken, das in dieſem Baue der Welt liegt, und von welchem die Luſt jedes einzelnen empiriſchen Gefühls nur ein beſonderer Widerſchein iſt. Indem die Muſik die endlichen Veranlaſſungen verſchweigt und verſchweigen muß, von denen im Leben unſere einzelnen Gefühle ausgehen, ſagt ſie ſich doch nicht von dem Gefühle überhaupt los, ſondern ſie idealiſirt es in einer ſo eigenthümlichen Weiſe, daß ſie hierin von keiner andern Kunſt erreicht, noch weniger überboten wird. Nicht dadurch nämlich wirkt ſie, daß ſie in ſich ſelbſt das fertige Gefühl enthielte und uns überlieferte, ſondern dadurch, daß ſie uns die allgemeinen Beziehungen des Mannigfachen anſchaulich vorführt, in deren gemeinſamer aber unendlich bildſamer Form Alles ſich entwickelt, was im Laufe des äußern und des innern Lebens für unſer Gemüth von Werth iſt. Und eben, weil ſie

diese Beziehungen nur in allgemeiner Gestalt, nur in namenlosen Umrissen, unnennbaren Bewegungen darstellt, hindert sie unsere Phantasie, nur wieder an einem einzelnen besondern Ereignisse zu haften, und zwingt sie, an jeder besondern Deutung verzweifelnd, in allgemeiner Form das allgemeine Glück zu empfinden, das aller einzelnen Lust zu Grunde liegt.

So geben wir dem geistreichen Schriftsteller, der diese Bemerkungen veranlaßte, völlig Recht darin, daß unmittelbar die Musik nur das Dynamische der geschehenden Ereignisse, nur die Figuren ihres Geschehens wiedergibt; aber den Werth dieser Figuren halten wir für keinen eigenen; sie erscheinen schön, indem sie die Erinnerung der unzähligen Güter erwecken, die in dem gleichen Rhythmus des Geschehens und nur in ihm denkbar sind. Das Verdienst Hanslicks aber, jene Wahrheit entschieden hervorgehoben zu haben, halte ich für weit größer, als den Irrthum, den er, wenn ich Recht habe, mit seiner Abweisung des Gefühls beging. Die Natur der Sache ist zu mächtig, als daß dieser Irrthum Hoffnung auf Verbreitung hätte; viel wichtiger ist es, daß Hanslick mit hoffentlich bleibendem Erfolg jene flache Empfindsamkeit bekämpft, die von der Musik nur eine gefällige Wiedergabe ihrer kleinen beschränkten empirischen Gemüthszustände verlangt, ohne dafür Sinn zu haben, daß jedes berechtigte ästhetische Gefühl nur auf der Anschauung und Bewunderung einer großen objectiven Thatsache der Weltordnung beruhen kann.

Und nun, da man doch einmal gewohnt ist, Philosophen doctrinär reden zu hören, will ich einen eignen früheren Versuch erwähnen, durch den ich, ohne mit ihm Glück zu machen, die oben mitgetheilte Deutung der Musik bestimmter gliedern zu können meinte. (Ueber Bedingungen der Kunstschönheit. Göttingen 1847.) Jedes Kunstwerk hebt aus der unzählbaren Fülle denkbarer Gestaltungen eine einzelne heraus, und strebt in sie den vollen Gehalt der Schönheit niederzulegen. Dies Beginnen

ſchien mir einer Rechtfertigung zu bedürfen: ein Einzelnes durfte zur Erſcheinung der Idee nur gemacht werden, wenn ſeine Darſtellung, obgleich ſie es allein hervorhebt, doch eine deutliche Erinnerung an das Allgemeine oder das Ganze einſchloß, auf dem zu beruhen oder dem unterthan zu ſein, das Recht und die Pflicht jedes Einzelnen iſt. Dieſe Gerechtigkeit kann die Kunſt, ohne ihre Zwecke zu gefährden, nicht auf dem Wege einer unmittelbaren Verneinung üben, durch welche das Einzelne aus der angemaßten Stellung, für ſich ſelbſt ein Ganzes zu ſein, wieder herabgedrückt würde; ſie kann nur dadurch ihre Kritik ſeiner Unſelbſtändigkeit ausführen, daß ſie bejahend die allgemeinen Grundlagen miterſcheinen läßt, die ihm den Schein ſeiner ſelbſtändigen Genügſamkeit möglich machen. Jede Kunſt ſchien mir deshalb eine Andeutung des ganzen Weltbaues, und erſt auf ſie aufgetragen die Darſtellung einer beſonderen Erſcheinung bieten zu müſſen, keine aber ausdrücklicher als die Muſik zur Erfüllung dieſer Forderung befähigt zu ſein. In der Verſchlingung dreier Momente glaubte ich nun die allgemeine Figur alles Geſchehens zu finden: allgemeine Geſetze zuerſt, theilnahmlos und ohne Vorliebe für die beſondere Geſtalt der herauskommenden Erfolge, beherrſchen alle Erſcheinungen; ihnen unterthan iſt dann eine Vielheit wirklicher Elemente, jedes mit ſeiner unableitbaren Eigennatur ausgerüſtet, die dem Gebote der allgemeinen Geſetze gehorcht, ohne doch aus ihnen zu entſpringen; ein ordnender Gedanke fügt als leitender Zweck den mannigfachen Lärm der Erſcheinungen zu dem Ganzen eines Planes zuſammen. Wie dieſe drei aufeinander nicht zurückführbaren Mächte ſich in die Welt theilen, mag die Philoſophie unterſuchen; die Kunſt aber, um uns in ihren Werken das verlangte Abbild des geſammten Weltlaufs zu geben, muß ſie alle drei in ihrem Zuſammenwirken andeuten.

Die drei weſentlichen Beſtandtheile der Muſik, die Zeitmeſſung, die Harmonie und die Melodie, ſchienen ſich

ungezwungen zur Erfüllung dieſer Aufgaben anzubieten. Der Takt, indem er die Zeit in gleiche Abſchnitte zerlegt und die Hebungen und Senkungen ſeiner inneren Gliederung immer in gleicher Weiſe wiederholt, ohne Rückſicht auf die Verſchiedenheit des muſikaliſchen Inhalts, der ſich innerhalb dieſer Schranken entfaltet, gibt uns unmittelbar den Eindruck eines allgemeinen Geſetzkreiſes, welcher alle Mannigfaltigkeit gleichmüthig beherrſcht und in ſich aufnimmt, ohne für die Beſonderheit der einen Erſcheinung mehr Theilnahme zu empfinden, als für die der andern. Um dieſer Bedeutung willen hat für verſchiedene Kunſtzwecke das deutliche Hervortreten des Taktes verſchiedene Bedeutung. Die Zeiteintheilung allein, an dem Subſtrat eines formloſen Tones, wie an dem der Trommel markirt, bildet kaum noch ein äſthetiſches Object, denn die bloße Wahrnehmung des inhaltloſen Mechanismus kann uns nicht reizen; auch in der Tanzmuſik gibt die lebhafte Accentuation des Taktes und die mit ihm zuſammenwirkende rhythmiſche Gliederung der Melodie jener Vorſtellung der allgemeinen Geſetze nur die Nebenbedeutung eines gemeinen Laufes der Dinge, dem ſich das geiſtige Leben, auf Individualität verzichtend, willenlos hingibt; aus einiger Entfernung gehört, welche die Melodie undeutlich macht, erſcheint dann der Takt als roher Ausdruck für den geiſtloſen Schlendrian des Daſeins, der die Menge elektriſirt. Anders wirkt er in dem gehalteneren Gange der kriegeriſchen Muſik, hier ein ernſteres Allgemeine verſinnlichend, dem ſich das individuelle Leben mit feſtem Entſchluß und würdevoll ſelbſt unterwirft. Ganz entbehrlich iſt dieſe Darſtellung des Allgemeinen durch den Takt zum vollen Eindruck der Muſik nicht; eine Melodie oder eine Harmonienfolge, die ſich längere Zeit ohne erkennbaren zeitlichen Rhythmus bewegt, nimmt einen melancholiſchen und ängſtlichen Charakter der Unſicherheit an; ſie gleicht einer Entwicklung, die es wagt, in einem leeren Raum vor ſich zu gehen, in welchem es keine Feſtigkeit vorausbeſtimmter Geſetze gibt, die ihr Stetig-

keit und Erfolg verbürgen. Verhüllt aber kann die Gleichförmigkeit der Zeiteintheilung werden und als nur intentionell festgehaltener Takt dennoch wirksam bleiben durch die Bildung der Melodie, welche die Hebungen und Senkungen ihres eignen Inhalts nicht immer mit denen des Zeitmaßes zusammenfallen läßt, sondern sie gegen dieselben verschiebt.

Die harmonischen Verhältnisse, und zwar meine ich hier die verschiedenen Tonarten und ihre gegenseitigen Beziehungen, erschienen mir ebenso ungezwungen als Gegenbilder der allgemeinen Gattungsbegriffe, welche in der theoretischen Weltauffassung die charakteristische Eigenform einer den höchsten Gesetzen gehorchenden, aber aus ihnen nicht ableitbaren Lebendigkeit bezeichnen. Man wird nicht scrupulöse Genauigkeit dieses Vergleichs erwarten; denn die Musik bildet ja eben nicht sowohl die geschaffene Natur, die natura naturata der Philosophen ab, sondern die schaffende, jene natura naturans, die mit ihren allgemeinen Wirkungsmitteln spielt und die durchdringende Zweckmäßigkeit derselben sehen läßt, ohne sie noch auf einen wirklichen Zweck zu richten. Wir könnten daher genauer sagen, daß die Tonarten nicht die Gattungen der Natur, sondern nur jene unendliche Beziehbarkeit, Vergleichbarkeit, Verwandtschaft und abgestufte Verschiedenheit des Weltinhalts überhaupt repräsentiren, durch welche es geschehen kann, daß die Mannigfaltigkeit des Wirklichen, das den allgemeinen Gesetzen gleichmäßig unterliegt, zugleich ein geordnetes Ganzes auf einander hindeutender, in einander übergehender oder einander ausschließender Gattungen bildet. Indem die Musik in einer Tonart beginnt, in eine andere ausweicht, und in dieser zweiten ganz die nämliche innere Gliederung wieder antrifft, die sie in jener ersten fand, indem sie ferner nicht von jeder Tonart zu jeder andern unmittelbar übergeht, sondern Wege der Vermittlung aufsuchen muß, führt sie uns deutlich diese allgemeine Wahrheit vor, daß die einzelnen Erscheinungen der Wirklichkeit nicht beziehungslos auseinanderfallen

als bloße Beiſpiele der allgemeinen Geſetze, daß ſie vielmehr zuſammen ein Ganzes bilden; daß ferner die Theile dieſes Ganzen nicht bis zur Vertauſchbarkeit gleichgültig, jeder vielmehr dem andern in einem beſonders abgemeſſenen Grade verwandt iſt, obgleich in allen dieſen einzelnen Gattungen des Wirklichen der innere Zuſammenhang der Gliederung durch dieſelben allgemeinſten, ſich immer wiederholenden Geſetze beſtimmt iſt. Die nächſte Analogie zu dieſer Wirkung der Harmonien bietet die Vielheit der perſpectiviſchen Projectionen räumlicher Gegenſtände. Es liegt ein großer äſthetiſcher Reiz in dem Bewußtſein, daß das Wahrgenommene nicht blos *eine* anſchauliche Geſtalt hat, nicht nur von *einem* Standpunkt aus ſich als geſchloſſenes und faßbares Gebilde darſtellt, ſondern daß es von verſchiedenen Seiten geſehen, verſchiedene Formen annimmt, die doch alle nach allgemeinen Geſetzen aus einander ableitbar ſind, und die zuſammengenommen erſt den ganzen Umriß des beobachteten Gegenſtandes ausmachen. Ein großer Theil des ſchönen Eindrucks, welchen die Landſchaft durch ihre *Formen* macht, wird auf eine ſolche günſtige Vertheilung ihrer Gegenſtände zu rechnen ſein, durch welche wir gleichſam eingeladen und angetrieben werden, uns in verſchiedene Theile ihres Ganzen hineinzudenken und von allen dieſen wechſelnden Standpunkten aus die Geſtaltverſchiebungen der übrigen Theile des Ganzen nach und nach zu beobachten. So werden wir mit dem Eindruck eines unendlich vielſeitigen Zuſammenhangs der Dinge geſättigt, welcher trotz der Einförmigkeit der allgemeinſten Geſetze eine unermeßliche Mannigfaltigkeit des Wirklichen und zugleich unabläſſige Harmonie dieſes Mannigfachen möglich macht. Denſelben Eindruck nun gewährt uns ſchon eine harmoniſch geordnete Aufeinanderfolge von Accorden, auch noch ohne beſtimmte Melodie; jeder Schritt eröffnet uns hier eine neue Perſpective, einen neuen eigenthümlich gefärbten Durchblick auf die in aller Mannigfaltigkeit gleiche und in aller Gleichheit unendlich mannigfache Organiſation der Welt, und auf

die unzähligen ſich ſtets verſchiebenden Verwandtſchaften und Gegenſätze ihrer Elemente.

Für ſich allein intereſſen, nur durch Zeiteintheilung vielleicht unterſtützt, aber noch ohne ſich deutlich hervorhebende Melodie, kann eine harmoniſche Accordfolge nur unvollſtändig befriedigen. Sie iſt eben nur ein Verſinken in das Hin- und Herwogen wirkungsfähiger, aber noch nicht zu beſtimmter Wirkung heraustretender Kräfte. So mag ſie am meiſten den religiöſen Stimmungen dienen, welche die characteriſtiſche auf endliche Zwecke gerichtete Thätigkeit in der Betrachtung des Unendlichen zu Grunde gehen laſſen; der Choral und andere Formen der geiſtlichen Muſik, obwohl ſie nicht jedes melodiöſe Element ausſchließen können, beſchränken es doch mit Recht auf den melodiöſen Fortſchritt, der von ſelbſt aus der Folge der harmoniſchen Accorde nebenher entſteht; ſie ſind der Gefahr ausgeſetzt, zu weltlich zu werden, wenn ſie die Melodie allzu lebhaft freilaſſen und ſie entziehen ſich dem theilweis wieder durch künſtliche Verarbeitung einfacher melodiſcher Themen, durch welche die Melodie ihre Selbſtändigkeit etwas gegen den verſtärkten Ausdruck ihrer Unterordnung unter die Geſetze der Harmonie einbüßt. Kaum brauche ich nun beſonders auszuſprechen, daß die Melodie mir als das ganz individuelle, von einem ſpecifiſchen Plane geleitete Leben erſcheint, das den allgemeinen Typus ſeiner Gattung, die Harmonie, und die noch allgemeineren Geſetze alles Daſeins, die rhythmiſche Zeiteintheilung, zwar als Grundlage ſeiner Möglichkeit benutzt und zur Erſcheinung bringt, deſſen Eigenthümlichkeit aber von keinem dieſer beiden Elemente ableitbar iſt. Wie auch immer die Melodie durch die Beſtimmungen ihrer Tonart gebunden iſt: innerhalb dieſer Schranke iſt doch jede Fortſetzung, die ihr Anfang verlangt, nur durch dieſen Anfang, oder nur durch den beſondern Geiſt der Conſequenz bedingt, der in ihrem Ganzen herrſcht; ſo überredend dieſe Conſequenz iſt, nachdem ſie da iſt, ſo ganz incommenſurabel bleibt

ſie und die freie Erfindung kann durch keine geſetzliche Anweiſung zur Erzeugung einer wahrhaft reizvollen Melodie angeleitet werden. So iſt ſie das äſthetiſche Gegenbild alles Individuellen, das auch der theoretiſchen Weltbetrachtung immer nur als Gegenſtand der Anſchauung gilt, in Begriffen und Denkbeſtimmungen dagegen ſich niemals erſchöpfen läßt. Aber für ſich allein bildet auch die Melodie nicht die volle muſikaliſche Schönheit. Es iſt nicht nur unſere moderne Gewohnheit, zu ihr eine harmoniſche Begleitung hinzuzudenken, ſondern ſie ſelbſt iſt ohne dieſe nicht vollſtändig. Der einſtimmige Geſang, ſei es, daß nur Einer, oder daß Viele ihn unisono vortragen, hat für ſich allein und länger dauernd, ſtets den Character des Melancholiſchen, gleichviel wie belebt ſonſt die geſungene Melodie ſei; er wird erſt freudiger, wenn die harmoniſche Begleitung ihm den feſten Boden einer ihn ſtützenden und haltenden Geſetzlichkeit unterbreitet. Man kann den Reiz eines Violinſolo dagegen einwenden; doch ſcheint mir auch hier der Ausdruck einer ängſtlichen Vereinſamung nur durch ein Uebermaß melodiöſer Lebendigkeit vermieden, und er tritt ſofort hervor, wenn einfache und langſame Gänge, wie ſie der Natur einer Geſangweiſe entſprechen, vorgetragen werden.

Ueber die kunſtmäßige Verarbeitung melodiſcher Themen hat die Vergleichung des inſtinctiv Geſchaffenen noch einige Geſetze kennen gelehrt, in denen man leicht die Forderung derſelben allgemeinen Figuren des Geſchehens wiedererkennt, welche auch für andere Künſte maßgebend ſind. Wie in Linienzügen der Arabesken die Gegenſätze von Rechts und Links, wie in der Baukunſt die ornamentale Vorandeutung des kommenden Gliedes am vorhergehenden, wie in Rhetorik und Poeſie bald Antitheſen, bald vermittelnde Uebergänge und ſich ſteigernde Wiederholungen reizend wirken, ſo wird auch die Melodie durch Umkehrung ihres Laufs, durch Aenderung ihrer Rhythmiſirung, durch Vorbereitung und Verzögerung neuer Wendungen, durch Täuſchung der

erregten Erwartung und Ausweichung in unerwartete Consequenzen zu lebendiger Entwicklung gegliedert.

Alle diese Betrachtungen gelten indessen nur den allgemeinen Mitteln, deren sich die musikalische Phantasie bedient; über Recht und Unrecht ihres Gebrauchs, über die Ziele, welche die Erfindung zu verfolgen, die Schranken, die sie zu achten hätte, mit einem Wort über den ästhetischen Geist der musikalischen Kunstwerke verstummt die Theorie. Sie überläßt hier das Feld jener Kunstkritik, die im Einzelfalle scharfsinnig Gelungenes und Verfehltes, Großes und Unbedeutendes scheidet, ohne die Gründe ihres Urtheils auf allgemeingeltende Gesichtspunkte zurückzubringen. Ich bekenne die Unvollständigkeit meiner Kenntniß musikalischer Literatur; wo ich jedoch suchte, bin ich in der Erwartung weiterer Aufklärung getäuscht worden. Einestheils stört die gewöhnliche Unart der Schriftsteller, Unwesentliches, wie die der Physik leicht zu entlehnenden akustischen Thatsachen, breit vorzutragen und da abzubrechen, wo das Gebiet der eigentlich ästhetischen Fragen beginnt; anderntheils fällt uns der Mangel einer Tradition auf, durch welche früher errungene Wahrheiten fortgepflanzt oder frühere Ausdrücke der Wahrheit festgehalten und durch zusammenhängende Arbeit der Späteren nach und nach vervollkommnet würden; jeder neue Versuch geht unbekümmert um seine Vorgänger wieder in die Tiefe des eignen Gefühls zurück, und wagt einen neuen glücklichen Griff nach dem, was Andere vielleicht schon eben so sicher oder unsicher erreicht hatten. So wilde Phantasien, wie Heinses Hildegard von Hohenthal, bereichern die Erkenntniß nicht; Daniel Schubarts Aesthetik der Tonkunst bricht an dem entscheidenden Punkte unvollendet ab; Hands gleichnamiges verdienstliches Werk behandelt doch nur das Technische und Conventionelle mit geschmackvoller Schätzung; nicht wesentlich weiter kommt Krauses allgemeine Theorie der Musik (Göttingen 1838); die Aufgabe, die er, Philosoph und Musiker zugleich, seiner Lieblingskunst

ſtellt, das ſchöne und erhabene Gemüthsleben in dem Leben des Tones oder durch die Welt der Töne darzubilden, klärt nicht über die Verfahrungsweiſen auf, die der Muſik nöthig ſein würden. Dieſelbe Kluft läßt Bernhard Marx zwiſchen den Idealen der Tonkunſt, die bei ihm in allzuweither entbotenen philoſophiſchen Formeln auftreten, und dem muſikaliſchen Inhalt, welcher ſie erfüllen ſoll. Viel größeren Gewinn würden die hiſtoriſchen und kritiſchen Darſtellungen theils einzelner Meiſter, theils einzelner muſikaliſchen Kunſtrichtungen gewähren, unter denen an Winterfelds, Chryſanders und Jahns in verſchiedenem Betracht meiſterhafte Leiſtungen erinnert ſein mag; aber dieſer Gewinn fügt ſich einer Berichterſtattung eben ſo wenig, als aus früherer Zeit die ſtets liebenswürdigen und anſpruchsloſen Darſtellungen, durch welche Rochlitz (für Freunde der Tonkunſt. 4 Bde.) ohne in abſtruſe Tiefen zu tauchen, Geſchmack und Urtheil ſeiner Leſer zu bilden ſuchte.

Die Unmöglichkeit, den Gehalt der Muſik durch Gedanken zu fixiren, eine Unmöglichkeit, die man ſo oft als Unfähigkeit der Tonkunſt ſelbſt und als Zeugniß ihres Unwerthes gedeutet, hat Ed. Krüger (Beiträge für Leben und Wiſſenſchaft der Tonkunſt. Leipzig 1847. S. 97—185) namentlich im Kampf gegen Hegel ſcharfſinnig beleuchtet. Man wird ſeinem Nachweis beiſtimmen, daß das Poetiſche in jeder Kunſt ſich dem logiſchen Gedanken entzieht; andere Künſte täuſchen nur hierüber mehr als die Muſik, weil die Mittel, deren ſie ſich bedienen, einen ungleich größeren Kreis beſtimmter Vorſtellungen und Gedanken anzuregen pflegen; aber dieſer logiſche Gehalt ſtellt doch nur das Material dar, aus welchem die Schönheit durch eine völlig unberechenbare Verbindung ſeiner Elemente entſteht. In dem „Syſtem der Tonkunſt“ (Leipzig 1866) gliedert derſelbe Kunſtkenner ſeine Aufgabe in eine Naturlehre, eine Kunſtlehre, eine Ideenlehre der Muſik. Aber zu der letzten, welche die hier erwähnten Fragen zu beantworten hätte, findet auch er nur ahn-

ungsvolle Anfänge, aus denen ein wiſſenſchaftliches Ganze zu erbauen noch lange Mühen koſten werde. Nach dieſem Geſtändniß eines Sachverſtändigen darf ich nicht beſorgen, geirrt zu haben, als ich für dieſen Kreis von Aufgaben keine Fortſchritte der ſyſtematiſchen Aeſthetik glaubte berichten zu können.

Von den Kennern kehre ich noch einmal zu den Philoſophen zurück. Beiden freilich zuzurechnen iſt Karl Köſtlin, dem Viſchers Aeſthetik den größeren Theil ihres reichhaltigen Abſchnitts über Muſik verdankt, eine Arbeit, die als zuſammenfaſſende Schatzkammer des bisher Geleiſteten und eigener weiterfördernden Gedanken ſich der verdienten Anerkennung bereits hinlänglich erfreut. Von den älteren Darſtellungen reizt mich Weißes Verſuch einer dialektiſchen Gliederung des ganzen muſikaliſchen Reiches. Ich habe erwähnt, wie Weiße die Eigenheit des modernen Kunſtideals in jener Reinheit und Univerſalität der Phantaſie findet, welche die Schönheit als ſolche anſchaut und ſie überall und unter jeder Geſtalt anerkennt, ohne ſie an irgend einen natürlichen oder religiöſen Inhalt, ohne ſie an einen Inhalt überhaupt gebunden zu denken. Von anderem Ausgangspunkte her trifft dieſe Anſicht nahe mit dem zuſammen, was ich oben als die Beſtimmung der Muſik nannte. Sie lag uns nicht in der Darſtellung der wirklichen Natur oder irgend eines Theils derſelben, ſondern in der Vorführung aller jener in einander greifenden formalen Beziehungen, welche die Bedingungen alles Daſeins, alles Glückes und alles Werthes der Wirklichkeit ſind; und dieſe Beziehungen waren vorzuführen an einem Materiale, welches ſich zum Symbole jeder Thätigkeit, aber zum Abbilde keiner einzigen eignet. Dies iſt dieſelbe Forderung, welche nach Weiße das moderne Ideal ſtellt, die Muſik aber erfüllt; daher die weſentlich erſt der modernen Zeit angehörige Entwicklung dieſer Kunſt zu völliger Selbſtändigkeit.

Es müſſe nun, beginnt Weiße ſeine Dialektik, dies moderne Ideal des Schönen zuerſt ſich rein zur Erſcheinung geſtalten, in

einer Welt von Tönen also, die nicht die Natur, sondern die Kunst selbst geschaffen, und ohne Beimischung solcher Klänge, deren besonderer Inhalt die völlig reine und namenlose Schönheit des musikalischen Gedankens stören würde. Nicht die menschliche Stimme, nur die Instrumente bieten diese reinen Töne, in denen weder Nachahmung der Naturlaute, noch Hindeutung auf die bestimmten Inhalte des menschlichen Geisteslebens liegt. Deshalb sei die Instrumentalmusik, vom Alterthum als unstatthaft betrachtet, der Zeit nach die jüngste Form der Kunst und gehöre dem modernen Ideal als dessen unmittelbarster Ausdruck an; aber in der dialektischen Reihenfolge sei sie die erste, vollkommen in sich selbst gerechtfertigte, nur durch Mißverständniß beanstandete Stufe der Tonkunst. Die Lebendigkeit des Geistes schwebe in ihr zwischen den zwei Polen der Freude und der Trauer, beide Stimmungen jedoch ohne unmittelbare Beziehung auf das gedacht, was im endlichen Geiste sie erweckt, vermannigfacht und begleitet, so vielmehr, wie beide auch in der Seele eines Gottes sein könnten.

Die zweite Stufe ist der Gesang. Innerhalb des Begriffs der Musik entstehe der seinige dialektisch, indem die Töne, die an sich doch schon natürliche Klänge sind, auch die Bedeutung solcher annehmen. Der Naturlaut, als nachahmende Tonmalerei hindurchbrechend, sei ein Verderb der Instrumentalmusik; ausdrücklich gesetzt aber und in ein künstlerisches Element verwandelt erscheine er, indem an die Stelle der Instrumente die menschliche Stimme, nicht als Stimme allein, sondern als sprechende Stimme tritt und die Gesammtheit des menschlichen Geisteslebens zum vermittelnden Princip des absoluten Geistes der Schönheit macht. Hierauf habe indessen dies Menschliche nur dann ein Recht, wenn es wesentlich als Hinausführung des reinen Kunstideals zur Beziehung auf ein Höheres, auf die Idee der Gottheit, auftritt. Alle künstlerisch höher begeistete Vocalmusik habe daher religiöse Bedeutung, sei Anrufung der Gott-

heit oder Gottesdienſt; kleinere Geſänge, nicht für Ernſt, ſondern für leichtes Spiel der Kunſt zu nehmen, bedürfen, um künſtleriſche Würde zu behaupten, der inſtrumentalen Begleitung, die dem religiöſen Geſange entbehrlich ſei.

Als höhere Einheit der Inſtrumentalmuſik und des Geſangs erſcheint die dramatiſche Muſik. Der Geſang verneinte die Selbſtändigkeit des rein muſikaliſchen Inhalts; die Oper hebt dieſe Verneinung ſo wieder auf, daß ſie durch die Verknüpfung vieler ſich im Geſang entwickelnden Individualitäten und durch die inſtrumentale Begleitung die ſelbſtändige Geltung der Singſtimme herabſetzt zum bloßen Moment einer Idee, die ſich nur in der Einheit des ganzen Werks, in ſeiner auch muſikaliſch ſich verwickelnden ſpannenden und die Löſung erſtrebenden Compoſition entfalte. Die angebliche Unnatur der Oper dürfe nicht ſtören; theils ſei die Forderung der Natürlichkeit hier unangebracht, wo das Ganze des Kunſtwerks den Boden der gemeinen Wirklichkeit verläßt, um durchaus den einer künſtleriſchen Illuſion zu betreten; anderſeits hindere nur die Mangelhaftigkeit unſerer Darſtellungsweiſe, die fehlende Verbindung einer paſſenden Mimik und Orcheſtik mit dem übrigen Inhalt der Oper, eine an ſich mögliche Vollſtändigkeit der Illuſion, vor welcher jener Einwurf verſtummen würde. Dieſe Beihülfen übrigens, eingeſchloſſen die Decorationsmalerei, ſeien nicht ungehörige Unterſtützungen einer an ſich mangelhaften Leiſtung der Muſik; dieſe ſelbſt vielmehr wiederhole nur ihren Schöpferact, indem ſie, in ihrem eigenen Stoffe ſchon erſcheinend, noch einen andern ihr äußerlichen, die ſichtbare Erſcheinung, mit ihrem Geiſte zu erfüllen ſuche.

Dieſe dialektiſche Feſtſetzung hat den Streit der Meinungen nicht verhindert fortzudauern und eben in unſerer Zeit mit beſonderer Lebhaftigkeit hervorzubrechen. Das höchſte Schöne, der größte Reichthum in vollendet harmoniſcher und deutlicher Form, iſt in jeder Kunſt ſchwer zu erzeugen und ſchwer zu genießen; es hat daher nie an ſolchen gefehlt, deren geringere und einſei-

tigere Empfänglichkeit ihm gegenüber, wo es gelungen war, zurückwich und als vollendete Kunst die einfacheren Leistungen pries, die dem Verständniß weniger schwierig oder einer bevorzugten Stimmung gleichartiger waren. Nicht nur gehörunfähige Philosophen haben mit Vorliebe für ärmliche Einfachheit und zugleich den gemüthlichen Reiz der Scenerie mit der Schönheit eines Kunstwerks verwechselnd, den Schall des Kuhreigens dem Gewebe einer Symphonie vorgezogen; auch Kenner wie Thibaut konnten in Palestrina den Höhepunkt, in allem Späteren nur Verderb der Kunst finden; und bekannt ist der Zwiespalt des nationalen Geschmackes, der im Süden an der leichten Verständlichkeit der Melodie, in Deutschland an ihrer kunstmäßigen Durchbildung, hier wie dort oft bis zu einseitigem Uebermaß Antheil nimmt. Die Gegenwart hat Richard Wagner in lebhafte Aufregung über eine Reform der Tonkunst gesetzt, die er theoretisch zu begründen, und zugleich durch Werke zu verwirklichen sucht. Es ist nicht meines Amtes, über die letzteren zu sprechen, deren Wirkungsfähigkeit überhaupt wohl auch von Gegnern widerwillig eingeräumt wird; daß die theoretische Begründung wirkliche Mängel der bisherigen Kunstübung trifft und anzuerkennende Ziele aufstellt, wird nicht minder zuzugeben sein. Gegen eine von Wagners Behauptungen verwahren wir uns im Voraus: gegen die Mißachtung der Instrumentalmusik und des rein musikalischen Gedankens, der gerade in ihr die rechtmäßige Freiheit hat, sich mit Breite und Fülle in alle seine Consequenzen zu entfalten. Nicht ebenso kann man der bisherigen Schule theoretisch beistimmen, wenn sie den ganzen weitverzweigten Mechanismus der rein musikalischen Modulation auch für die Composition des dramatischen Gesanges festhalten will, und Wagners Forderung zurückweist, daß die Musik hier, ohne Luxuriation ihres eignen Bildungstriebes, sich zum anpassenden Ausdrucksmittel jeder momentanen Stimmung darbiete. Es ist gewiß ganz richtig, wie Köstlin bemerkt, daß die Musik eben durch die man-

nigfache Modulation ihrer Melodie die eigenthümlichen dynamiſchen Formen der Gemüthserregung nachbildet, die dem Gedanken unerſchöpflich und der Rede unausdrückbar ſind; daß die Muſik alſo „da beginne, wo die Rede endet.“ Aber eben daraus ſcheint mir mit Recht zu folgern, daß auch die Rede endigen müſſe, wo die Muſik beginnt, d.h. wo ſie jene ſelbſtändige Entwicklung beginnt, in welche die Rede ihr nicht folgen kann. Wo menſchliche Sprache erklingt, da wird eben durch ſie bezeugt, daß das Gemüth aus dem bloßen Schweben in unſagbaren Erſchütterungen ſich befreien und in einen ausdrückbaren Gedanken die Summe ſeiner Erregung verdichten will. Nun gibt es lyriſche Stimmungen, in denen der Vorſtellungslauf ſelbſt es liebt, auf dem einen Gedanken zu ruhen, den er hervorgetrieben hat, oder immer von neuem, von verſchiedenen Richtungen her und darum auch mit verſchiedener Färbung des Gefühls zu ihm zurückzukehren; und dies werden die glücklichen Einzelfälle ſein, in welchen die Muſik mit ihrem ganzen eignen Formalismus dem Ausdruck des Gemüthslebens dienen kann, weil dieſes ſelbſt nur muſikaliſch hin- und herwogt. Aber nicht dies iſt der Gegenſtand des Streites, ſondern jener Mißbrauch, mit welchem die Muſik den Verlauf dramatiſch bewegter Gemüthszuſtände, die von Stimmung zu Stimmung, von Gedanken zu Gedanken vorwärts eilen, gewaltſam aufhält, und da, wo jeder Ruhepunkt unmöglich iſt, breit ſich niederläßt, um den Conſequenzen eines muſikaliſchen Thema nachzuhängen. Dazu iſt die Inſtrumentalmuſik vorhanden; denn ſie verſetzt uns in eine Welt, in der es keine andern Aufgaben, Ziele und Beſtimmungsgründe des Strebens außer denen gibt, die in der angeſchlagenen Melodie ſelbſt liegen; dazu auch der einfache lyriſche Geſang, der eine herrſchend bleibende Stimmung durch eine Reihe gleichartiger Gedankenwendungen wiederholt. Aber eine gewaltſame und nicht lohnende Abſtraction von aller Natur iſt nothwendig, um in dramatiſcher Muſik, und zwar noch mehr in ernſten Oratorien

als in der Oper, die furchtbare Wiederholung von Fragen zu ertragen, auf welche die Antworten längst gehört worden sind, oder die Wiederkehr der Antworten, nachdem die Frage längst verklungen ist, das verwirrende Wiederauftauchen von Gedanken, nachdem der Zeitpunkt ihrer natürlichen Entstehung vergangen ist, die unbegreiflichen Verzögerungen, die den Ausdruck einer lebhaften Erschütterung stocken lassen: lauter beängstigende Zeichen einer gänzlichen Rücksichtslosigkeit und Taubheit einer Stimme für die andere, und aller für die äußern Umstände, während doch alle in die Einheit eines dramatischen Handelns verflochten sein sollen; und Dies Alles nur der musikalischen Consequenz zu Liebe, die den ganzen Reichthum eines melodiösen Thema erschöpfen will.

„So lasse man doch, wendet Köstlin ein, die Musik ganz weg, und declamire, natürlich nicht ohne Ausdruck; sieht man denn nicht, daß der musikalische Ausdruck, um den es doch in der Musik ohne Zweifel zu thun sein möchte, wächst, je mehr man die Musik ihre Mittel entfalten läßt, und abnimmt, je engere Grenzen man ihr ziehen will?“ Ich glaube nicht, daß dies übersehen worden ist; es fragt sich nur, ob jene Verbindung der Gedankensprache mit der Musik, von der wir hier allein sprechen, eben die rücksichtlose Entfaltung der musikalischen Mittel zuläßt. Zwischen dem ersteren, welches Köstlin vorschlägt, die Musik wegzulassen, und dem andern, das mit gleichem Recht vorgeschlagen werden könnte, den Text zu unterdrücken, liegt noch Vieles, und ohne Zweifel auch viel Schönes in der Mitte.

Zuletzt vereinigen sich darüber theoretisch die Meinungen mehr, als anfänglich schien. Gefühlerwärmte Handlung und gefühlwarme Stoffe verlangt Köstlin (Vischers Aesth. III. S. 1116) für die Oper; einfache und spannende, nicht ins Breite und Prosaische sich verlierende und durchaus anschaulich sich wieder lösende, das Musikalische frei gewähren lassende Verwicklung; Vermeidung der Intrigue und der Action, die nur dem Ver-

ſtande begreiflich, aber für muſikaliſchen Ausdruck unfruchtbar iſt. Und gewiß, wo ungezwungen ſich alle dieſe Forderungen befriedigen laſſen, werden alle Parteien den Glücksfall einer vollendeten Kunſtleiſtung zugeſtehen. Doch kann der Gegner geltend machen, daß nicht durchaus der poetiſche Stoff verpflichtet ſei, ſich der Muſik, ſondern auch dieſe ſich jenem zu bequemen. Die Hervorhebung der Muſik allein könnte leicht die dramatiſche Poeſie, die ſich mit ihr verbinden ſoll, zur Beſchränkung auf zu einfache und lyriſche Stoffe nöthigen und von Werken eines größeren und heroiſcheren Styls zurückhalten, deren Mangel das Ganze der Kunſtwelt beeinträchtigen würde. Ob Wagners Verſuche, durch Erneuerung mittelalterlicher Sagenſtoffe und die Verbindung ſceniſcher Pracht mit der Eigenthümlichkeit ſeiner Muſik und ihrer Texte dieſe große Aufgabe erfüllen, darüber ſteht dem allmählich ſich bildenden Urtheile der Nation die Entſcheidung zu.

Wie weit verbreitet die Theilnahme für Muſik in Deutſchland iſt, bedarf der Erinnerung nicht; ihre Einwirkung auf die Nation halte ich nicht für günſtig. Es iſt ein zweideutiges Glück, daß die Muſik uns unmittelbar in jene noch geſtaltloſe Welt der wirkenden Kräfte einführt, auf denen wir ahnungsvoll alle Wirklichkeit beruhen fühlen, ohne ſie doch ſchon aus ihnen hervorgehen zu ſehen. Die Einkehr in dieſe vorweltliche Natur kann eine erhebende und erquickende Reinigung für denjenigen ſein, der in den harten Zuſammenhängen der Wirklichkeit eingewohnt iſt, und den Ernſt der Dinge, der beſtimmten Aufgaben und Ziele des Lebens kennt, den ihm die Muſik zu heiterem und verſöhntem Spiele auflöſt. Aber das Verſenken in dieſe Welt des noch Geſtaltloſen iſt noch öfter eine ſchädliche Erſchlaffung aller Kräfte, die das thätige Leben auf angebbare Zwecke und ſtetige Arbeit richten ſoll; die verhängnißvolle Leichtigkeit, mit welcher grade dieſe Kunſt eine leidliche Ausübung geſtattet, hat längſt ihre zu alltäglich gewordenen Productionen jener Heiligkeit entkleidet, die ſie als ſelten dargebotene Wiederholungen ernſter und großer

Meisterwerke gehabt haben würden. Zwar ist die Zeit hoffentlich vorüber, da die deutsche Nation in jeder drohenden Lage nichts Nothwendigeres zu thun wußte, als den vierstimmigen Männergesang zu erfinden, welcher der Situation entsprach; dennoch nimmt die Versenkung in musikalische Gefühle noch eine unverhältnißmäßige Zeit unsers Lebens in Anspruch, während die zeichnenden und bildenden Künste, die den Sinn für die Wirklichkeit schärfen, der Theilnahme nur wenig finden. Aber ich will Rochlitz, den Freund der Tonkunst, hierüber sprechen lassen. (II. S. 261. ff.)

In Weimar hatte er die erste Aufführung von Schillers Wallenstein gesehen. Wie ich nun Abends, erzählt er, aus dem Theater ging, gerieth ich zufällig unter jenaische Studenten und weimarische Männer vom mittleren Bürgerstande; Personen, die unmöglich das Ganze, die meisten wohl nicht einmal den innern Zusammenhang der Geschichte ganz gefaßt haben konnten. Dennoch sah und hörte ich da einen Ernst, und in diesem Ernste ein Feuer, ein Eifern, ein Streiten . . . Ich stutzte, horchte, was vernahm ich? vor Allem: Kernsprüche, vom Dichter gewissermaßen epigrammatisch in Verse eingefangen und gewisse andere Kraftstellen, die allen angeflogen und sogleich, wenn auch nicht wörtlich, haften geblieben waren: In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne; der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme; der Weg der Ordnung, ging er auch durch Krümmen: er ist kein Umweg; — und dergleichen mehr. Solche Sprüche nun, und vieles vieles Aehnliche, dies wiederholten sie sich, so weit es dem Einen oder dem Andern geblieben war; sie tauschten es gegenseitig aus, sie berichtigten es gegenseitig; und nun frisch, aber immer ernst darüber her: „Was heißt das? was will das? Schön ist's; aber ist's auch wahr? ist's nur aus der Seele dessen, der es dort spricht, oder gilts überhaupt? gilts auch für mich? was lehrt es mich? was kann ich, was soll ich damit machen?“ Ja, nein; herüber, hinüber; unter Einschränkung,

unter keiner; und ſo fort, die Einen bis an die Wohnung und da noch lange ſtehn geblieben und fortbedacht und forterwogen, die Andern in Gaſthäuſern desgleichen. Und ſo wahr ich ehrlich bin, am frühen Morgen, der erſte Menſch, der in mein Zimmer tritt, der Barbier — fängt er doch wieder vom Wallenſtein an und zwar mit nichts Geringerem als der ſehr beſcheiden und ernſtlich vorgebrachten Bitte, ihm ſeine Zweifel über einen Punkt zu löſen . . .

Doch dieſen Zweifel verſchweige ich; denn warum ſoll ich den Leſer nicht einladen, die allerliebſte Stelle ſelbſt nachzuſchlagen? Und unnöthig iſt es wohl, weiter anzudeuten, wie Rochlitz dieſe Wirkung der Poeſie mit der der Muſik vergleicht.

Drittes Kapitel.

Die Baukunſt.

Definitionen der Baukunſt. — Abhängigkeit vom Zweck und Schönheit des Nützlichen. — Conſtruction und Ornament. — Böttichers Tektonik der Hellenen. — Römiſche, romaniſche und gothiſche Baukunſt. — Hübſch über die Aufgaben der Baukunſt. — Controverſen über Gothik. — Die Proportionen. — Ueber den Bauſtyl der Gegenwart.

Begriffe von Dingen, die nur durch Kunſt möglich ſind und deren Form nicht in der Natur, ſondern in einem willkürlichen Zwecke ihren Beſtimmungsgrund hat, ſoll nach Kant die Baukunſt äſthetiſch wohlgefällig machen und zugleich jener willkürlichen Abſicht anpaſſend verwirklichen. Hegel aber findet ihre allgemeine Aufgabe darin, die äußere unorganiſche Natur ſo zurecht zu arbeiten, daß ſie als kunſtgemäße Außenwelt dem Geiſte verwandt wird.

Es hat wenig Werth, ſcharfe Begriffsgrenzen für die einzelnen Künſte nur zu ſuchen, um zweifellos jedes einzelne Erzeugniß einer von ihnen unterordnen zu können; aber dieſe bei-

den Definitionen treffen doch zu wenig das, was der Baukunſt weſentlich iſt in den Werken, die ihr unbeſtreitbar angehören. Gewiß hatte Hegel guten Grund, ihre Grenzen weit auszudehnen; jeder Steinſaum, mit welchem wir eine ſinkende Erdmaſſe feſtigen, der Damm, der den ungeregelten Lauf eines Fluſſes richtet, die Ebene, die wir durch künſtliche Pflaſterung herſtellen, jede Treppſtufe, durch welche wir einen abſchüſſigen Hang theilen, wie die Brücke über den Abgrund, ſie alle ſind unzweifelhaft Werke der Baukunſt, obgleich von verſchiedenem Werth und verſchiedener Schönheitsfähigkeit. Aber nach dieſer Richtung hin, indem wir doch immer nur „die Außenwelt kunſtgemäß zu geſtalten" ſuchen, verläuft ſich unſere Thätigkeit ohne entſcheidende Grenze bis in die gefällig-zweckmäßige Anlage der Straßen, Kanäle, Eiſenbahnen, Gärten und Parke, lauter Werke, in denen von dem ſpecifiſchen Geiſte der Baukunſt nur ſehr wenig mehr ſichtbar iſt, und ſelbſt die gewohnten techniſchen Verfahrungsweiſen derſelben nur vereinzelte Anwendung finden. So ſtreitet Hegels Definition mit dem Sprachgebrauch; die unorganiſche Natur kunſtgemäß zurecht zu arbeiten, daß ſie dem Geiſte verwandt werde, iſt allerdings ein einheitlicher Zweck und eine der äſthetiſchen Culturaufgaben der Menſchheit, aber nicht Aufgabe Einer Kunſt; in ihre Erfüllung können ſich verſchiedene Künſte theilen, und man verwirrt den Begriff der Baukunſt, wenn man ſie durch einen Zweck beſtimmen will, an dem ſie nur mitarbeitet, denn man verdeckt hierdurch die Eigenthümlichkeit ihres Beitrags.

Nach anderer Richtung führt auch Kants Definition ins Weite; ſie ſchließt die Erzeugung alles Hausgeräths in den Bereich der Architektur ein, und Kant gab dies ausdrücklich zu: nur die Angemeſſenheit des Productes zu einem gewiſſen Gebrauche mache das Weſentliche eines Bauwerks. Aber dann wäre auch das Blatt Papier, auf welchem Kant dieſe Definition niederſchrieb, ein Erzeugniß der Baukunſt geweſen. Jede Anſicht iſt verdächtig, die ſich in ſo grellen Widerſprüchen gegen den Sprach-

gebrauch bewegt, deſſen Beachtung uns hier leicht zu paſſenderer Begrenzung des fraglichen Gebietes führen kann.

Man baut vor Allem nur das, was beſtimmt iſt, aufrecht zu ſtehen. Selbſt der Straßenbau, deſſen Erzeugniß als Ganzes liegend erſcheint, hat doch die Abſicht, jeden einzelnen Abſchnitt deſſelben gegen Neigungen ſtabil zu machen. Und ſo baut man allerhand Geräthe, Maſchinen, Inſtrumente, deren Zweck nur in beſtimmter Stellung erreichbar iſt, und deren Formen ſich mithin dieſer Normalſtellung anpaſſen müſſen; aber man baut nicht Teppiche, Bijouterien und die kleinen Werkzeuge, die in der mannigfachſten Weiſe liegend, hängend oder von unſerer Hand bewegt ihre Dienſte zu leiſten haben. Durch dieſe Rückſicht auf ein Gleichgewicht, welches gegen die Einwirkung der Schwere zu vertheidigen iſt, werden aus dem Bereiche der Architektur die meiſten jener Geräthe ausgeſchloſſen, die Kant ihm noch zugetheilt hatte.

Man baut ferner nicht den Stein, aber aus Steinen das Haus. Dies will ſagen, daß jede Bauthätigkeit in der Zuſammenſetzung eines Ganzen aus geſondert bleibenden Elementen beſteht, von denen jedes in ſich ſelbſt durch die Wirkung von Naturkräften eine feſte Einheit bildet, jedes aber mit jedem anderen nur durch eine Berechnung der Kunſt verbunden iſt. Es iſt gleichgültig, woher dieſe zu verbindenden Einheiten kommen; die Natur kann ſie fertig liefern oder unſere Thätigkeit ſie erſt formen: die architektoniſche Kunſt beginnt erſt mit ihrer Verwendung. Den Backſtein geſtalten wir ſelbſt, aber nicht durch Zuſammenſetzung von Theilen, die ſpäter unterſcheidbar bleiben und durch ihre berechnete Stellung die Fügung des ganzen Steines ſichern ſollen; ſeine Endgeſtalt haben wir vielmehr in einer feſten Form vorher entworfen und überlaſſen es dann den moleculären Wechſelwirkungen der in ſie eingepreßten Maſſe, nach der Wegnahme der Form die gegebene Geſtalt aufrecht zu erhalten. Auf dieſelbe Wirkung der Naturkräfte rechnen wir, wenn wir durch Behauung dem Felsgeſtein eine regelmäßige

Form geben, die es zur verwendbaren Einheit macht. Beide Verfahrungsarten sind der architektonischen Kunst völlig fremd; Werke der Sculptur können durch jene Formung von außen in einem nachgiebigen Material oder durch diese Wegnahme des Ueberflüssigen von einem festeren entstehen; Werke der Baukunst entspringen immer aus Addition, nicht aus Subtraction, und sie erzeugen immer ihre Endgestalt als letztes Ergebniß einer Zusammensetzung unterscheidbar bleibender Theile, niemals durch Pressung formlosen Stoffes in eine ungegliederte Einheit. Der Eindruck plastischer Werke verliert, sobald die technisch etwa nothwendig gewesene Zusammensetzung aus mehreren Stücken merkbar wird, die Werke der Baukunst dagegen verlieren, wenn ihre technisch vielleicht untadelhafte Zusammenfügung in der Außenform des Ganzen nicht zum Vorschein kommt.

So dürften wir vorläufig also Baukunst überall da finden, wo eine Vielheit discret bleibender schwerer Massenelemente zu einem Ganzen verbunden ist, das durch die Wechselwirkung seiner Theile sich auf einer unterstützenden Ebene im Gleichgewichte hält. Aber völlig thut doch diese Bestimmung dem Sprachgebrauche nicht Genüge. Wir würden ein Ganzes nicht für ein Bauwerk gelten lassen, dessen verschiedene Theile hier durch Stricke, dort durch Klammern, an andern Orten durch Leim oder Mörtel zusammengehalten würden. Dem Bedürfniß mag auch hierdurch genügt werden, aber als Kunst scheint die Architektur zu verlangen, daß das Gleichgewicht ihres ganzen Werkes nicht durch mancherlei verschiedene Kunstgriffe erzwungen, sondern durch die Gewalt eines einzigen Princips und seiner zweckmäßigen Anwendung gesichert werde. Aus diesem Grunde hat stets der Steinbau, der es möglich macht, nur durch den Druck der Schwere und den Gegendruck der festen Masse ein Ganzes zusammenzuhalten, für die wahre und vollkommene Leistung der Baukunst gegolten. Die Schwere des Holzes ist zu gering, um gleiche Stabilität durch bloße Auflagerung zu gewähren; es be-

darf verſchiedenartiger Mittel der Verzahnung, und das Ganze eines Holzbaues verdankt ſein Gleichgewicht einer Menge verſchieden gerichteter Spannungen, die nicht alle aus Zerlegung verticaler Drucke entſpringen. Aber man kann ſchwerlich den Aufbau der Schiffe ganz von dem Gebiet der Architektur trennen, und doch iſt hier die Forderung unmöglich, das Gleichgewicht des jetzt beweglich gewordenen Ganzen nur auf Druck und Gegendruck ſchwerer Maſſen zu gründen. Und anderſeits kann auch der Steinbau dieſe Forderung niemals vollſtändig erfüllen; nicht nur nöthigen ihn mancherlei Bedürfniſſe zu verdeckter Anwendung auch anderer Feſtigungsmittel, ſondern ganz allgemein kann er die Cohäſion ſeiner Materialien nicht entbehren, denn ſie allein erlaubt ihm, aus der Vertheilung der Drucke und Gegendrucke den beabſichtigten Nutzen zu ziehen. Der Schiffbau wendet dieſe beiden Principien nur in anderer Weiſe an. Unter Vorausſetzung cohärirender Maſſen erzielt der Steinbau durch Vertheilung ihrer Gewichte Stabilität des Ganzen; der Schiffbau bildet unter Vorausſetzung ſchwerer Maſſen durch Benutzung ihrer cohäſiven Spannungen ein Ganzes, das durch ſymmetriſche Drucke nach außen ſein Gleichgewicht wahrt und herſtellt. So ſchiene die äſthetiſche Aufgabe der Architektur überhaupt nur in der Einheit ihres Princips der Maſſenverknüpfung zu liegen, gleichviel ob dies Princip nur in dem Wechſelſpiel von Schwere und Druck, oder ob es in der Cohäſion der Maſſen und in den Verkehrw[illegible]en beruht, durch welche nicht cohärirende Stoffe künſtlich zu feſtem Zuſammenhang verbunden werden.

Während wir nun den Schiffbau der Architektur zurechnen, fühlen wir Neigung, aus ihr jene ſtehenden Geräthe auszuſcheiden, die nach unſerer erſten dem Sprachgebrauch entlehnten Beobachtung allerdings *gebaut* zu werden pflegen. Worin liegt es nun, daß wir ihnen dennoch dieſen Namen nicht gönnen? Dem Steinbau gegenüber allerdings in ihrem Machwerk; ihre Theile pflegen ſo durch allerhand Mittel zuſammengeſchweißt zu ſein,

daß der Zusammenhalt des Ganzen auch unter Bedingungen fortdauert, unter denen die Wirkung der Schwere die Theile von einanderlösen müßte; diese gleichgültige todte Festigkeit unterscheidet sie von der lebendigen Thätigkeit, mit der das Bauwerk sein Gleichgewicht unter bestimmten äußern Bedingungen bewahrt und mit Verletzung dieser Bedingungen verliert. Von dem Schiff dagegen würde sich so das Geräth nicht unterscheiden. Aber hier kommt in Betracht, daß der Begriff eines Bauwerks sich nur für dasjenige zu schicken scheint, was im Vergleich mit menschlichen Kräften entweder unverrückbar festgegründet, oder doch zu gewaltig ist, um Gegenstand unserer Handhabung zu sein. Daß sie Geräthe sind, Mobilien, die unsere Hand bewegt, scheidet diese Erzeugnisse aus dem Bereiche der Baukunst aus; zu diesem Bereiche gehört nur das, dem wir uns unterordnen, nicht das, was sich uns unterordnen läßt. Darum erscheint ein großes Schiff uns als edles Bauwerk, der kleine Kahn als Geräth.

Ein logischer Scharfsinn, der sich üben wollte, würde noch erfreuliche Aussicht auf Beschäftigung haben, wenn er diese Betrachtungen fortsetzte, die wie man leicht sieht, noch manchen Einwand möglich lassen. Diese Exercitien vermeiden wir durch die Ueberlegung, daß jede Kunst eine bestimmte Gruppe von Aufgaben durch eine ebenso begrenzte Auswahl von Mitteln und nach einer ihr eigenthümlichen Methode des Verfahrens zu lösen hat. Diese drei Elemente bedingen sich wechselsweis, ohne doch untrennbar verbunden zu sein; das Größte, was jede Kunst zu leisten im Stande ist, und wonach wir ihr specifisches Wesen zu bestimmen pflegen, entspringt aus der passenden Vereinigung dieser drei. Aber neben diesen Werken können nicht blos die einzelnen Bedürfnisse des Lebens, sondern auch der allgemeine ästhetische Trieb andere veranlassen, welche zwar verwandte Aufgaben verfolgen, aber an ungeeignete Stoffe gewiesen, oder welche zwar in dem gewohnten Stoffe ausführbar, aber nicht durch dieselbe Aufgabe bedingt sind. Die ersten werden zu einer Modi-

fication ihrer Verfahrungsmethode genöthigt ſein, und der Kunſt zwar durch ihre Endform, aber nicht durch ihr Machwerk angehörig ſcheinen, die letzten, weil ſie meiſt nur vereinzelte Theile jener Methode auf ihre Aufgaben anwendbar finden, ſtellen ſich als verſchönernde Uebertragungen allgemeiner Stylprincipien auf das Bedürfniß dar. Suchen wir zuerſt die Baukunſt in den vollkommenſten und vollſtändigen Leiſtungen auf, in denen ſich jene drei Elemente verknüpfen: der ſchwere unorganiſche Stoff als Material, die conſequente Verbindung ſeiner Einheiten durch ein und daſſelbe Princip des Zuſammenhalts als Methode des Verfahrens, endlich die Herſtellung in ſich ruhender, für menſchliche Kraft unverrückbarer Maſſenganzen als Aufgabe.

Das letzte dieſer Elemente haben wir bisher am wenigſten zureichend beſtimmt. Die Erzeugung eines großen Maſſengebäudes, nur damit es ſich im Gleichgewicht halte, iſt die wahre Aufgabe der Baukunſt nicht; Niemand rechnet zu ihr die koloſſalen auf ſchmaler Fußſpitze beweglich balancirenden Felsſtücke, durch deren Aufrichtung, wenn ſie nicht Werk der Natur iſt, ungebildete Völker ein Denkmal ihrer Kraft zu ſtiften dachten. Die Architektur iſt vielmehr gänzlich zum Dienſte menſchlicher Lebenszwecke beſtimmt, und iſt Kunſt nur inſoweit, als ſie von dieſen ihre Aufgaben erhält. Wie ſehr dies der Fall iſt, lehrt ein Blick auf die Monumente, welche ſie ausdrücklich nur als Denkmale, nicht zu irgend einem beſtimmten Gebrauche ausführt. Abgeſehen von der Hülfe, welche die Sculptur leiſtet, iſt noch kein Denkmalbau von architektoniſch erheblichem Belang erfunden worden, der nicht zu ſeinem monumentalen Zweck eben wieder jene Formen verwandt hätte, die das menſchliche Bedürfniß allein verſtändlich macht, die Formen des Hauſes, der Halle, des Thores. Die Obelisken wird man ſchwerlich als Leiſtungen der Baukunſt, Pyramiden nur als monſtröſe Dächer eines Grabes, freiſtehende Denkſäulen aber, die Nichts tragen, nur als entſprungen aus der Verzweiflung anſehen können, da bauen zu

ſollen, wo kein beſtimmtes Bedürfniß die Anwendung einer Bauform rechtfertigt.

Eben um dieſer unvermeidlichen Beziehung auf unſer Bedürfniß und unſere Zwecke willen hat die Architektur nicht die Würde einer freien Kunſt zu haben geſchienen und man hat auf mancherlei Art verſucht, das was an ihr nur dem Nutzen dient, von dem abzutrennen, wodurch ſie Schönheit erzeugt. Das Weitere vorbehaltend, möchte ich zuerſt die Schärfe dieſes Gegenſatzes von Nützlichem und Schönem bezweifeln. Jeder Gegenſtand, der durch eine den Sinnen merkbare, anſchauliche Verbindung mannigfacher Theile ſeinem Zwecke genügt, erwirbt dadurch einen äſthetiſchen Werth. Wir irren, wie ich meine, nicht darin, daß wir das Nützliche dem Schönen allzu nahe ſetzen, ſondern darin, daß wir an einer ſehr unvollkommnen Nutzbarkeit der Dinge uns gewöhnlich genügen laſſen, die allerdings dem Schönen ſehr fern ſteht. In der vollen Bedeutung, die wir hier dem Worte geben müſſen, iſt nützlich nicht dasjenige, dem ſich nebenbei ein beſtimmter Nutzen abgewinnen läßt, ſondern nur das, was durch keine Nebeneigenſchaft die Vollſtändigkeit der Zweckerfüllung hindert. Und von dieſem wird ſich leicht zeigen laſſen, daß es nur in äſthetiſch wohlgefälligen Formen vorkommen kann, oder daß jede Form wohlgefällig iſt, welche in dieſer ſtraffen und exacten Weiſe zur Erfüllung eines Zweckes dient. Der Prügel, den wir aus dem Walde ſchneiden, läßt ſich in mancher Weiſe als Stock benutzen; aber faſt in jeder iſt ſeine Ungeſtalt hinderlich für die volle Ausnutzung: er iſt nicht gradlinig, ſeine Maſſe nicht ſymmetriſch um die Axe, ebenſowenig durch die ganze Länge gleichförmig oder mit regelmäßiger Bevorzugung des einen Endes vertheilt; ſo liegt er ſchlecht in der Hand, iſt ſchwerfällig zur Stütze, plump als Sonde, nimmt eine zweckwidrige Drehung beim Schwunge an und iſt als Hebel ſchwer zu handhaben. Um völlig den Nutzen zu haben, den man von ihm haben kann, wird man den hinderlichen Maſſenüber-

fluß wegnehmen, den Reſt cylindriſch drehen und gerade ſtrecken, und ſich ſo überzeugen, daß die ſtereometriſch genaueſte und äſthetiſch wohlgefälligſte Geſtaltung das Maximum des Nutzwerthes bedingt. Einen Krug kann man an jedem Henkel tragen, der feſthält. Will man jedoch den größten Nutzen des Kruges haben, ſo daß Nichts überläuft, wenn er ganz gefüllt getragen wird, ſo muß der Saum ſeines Mundes beim Tragen in einer wagerechten Ebene liegen. Der Henkel quer über der Oeffnung erſchwert den übrigen Gebrauch, wir denken ihn an der Seite angebracht, ſo daß ſein höchſter Punkt die Mündung des Kruges nicht überſteigt. Dann wird man dieſe in wagerechter Ebene nur tragen, wenn die Hand den Mittelpunkt des Henkelbogens, den ſie beim Anfaſſen umſchließt, zum Drehpunkt eines Hebels macht und durch entgegengeſetzte Drucke den obern Theil dieſes Bogens nach außen und oben, den untern nach innen und unten zu bewegen ſucht. Dieſe Drucke erfordern ziemlichen Kraftaufwand und viel Maſſe und Feſtigkeit im Henkel; theils weil der Radius ſeiner Krümmung groß ſein muß, um die Anbringung jener Handdrucke zu erleichtern, theils weil die Richtung derſelben einſeitig den Zuſammenhalt des oberen Henkelendes mit dem Körper des Gefäßes gefährdet. Man vermindert dieſen letztern ſchädlichen Effect und zugleich die Weite der zur Horizontalität der Krugöffnung nöthigen Drehbewegungen, indem man den Henkel in ſteilem Bogen über den Rand des Gefäßes aufſteigen und nach einer ausgiebigen Wölbung in nahezu parallelem Bogen abſteigen läßt. Dann aber erinnert man ſich, daß der Krug nicht blos zum Enthalten, ſondern auch zum Ausgießen beſtimmt iſt. Es ließe ſich leicht zeigen, daß für dieſe zweite Function die größten mechaniſchen Vortheile durch Erhöhung der ausgießenden Lippe über den übrigen Rand der Mündung entſtehen. Und dieſe Einrichtung, welche den zweiten Zweck erfüllt, mindert zugleich die noch übrige Gefahr für die Solidität beim Tragen, denn ſie geſtattet ſchräge Haltung des Kruges und

faſt vertikalen Zug beider Henkelarme. Und eben durch dieſe Form, die allen Nützlichkeitsbedingungen am meiſten genügt, zeichnen ſich die anmuthigſten Gefäße aus. Es iſt ebenſo mit allen Geräthen und Werkzeugen, und ich hielte den allgemeinen Nachweis nicht für unmöglich, daß die Aufgabe, das Maximum des Nutzwerthes irgend einer Vorrichtung zu beſtimmen, allemal für dieſe auf Verhältniſſe führen wird, die auch dem äſthetiſchen Sinne wohlgefällig ſind. Einſtweilen kann es genügen, auf den Fortſchritt der Maſchinentechnik hinzuweiſen: je genauer ſie die zu leiſtende Arbeit und die aufzuwendenden Mittel berechnen lernt, um ſo einfacher, knapper, gefälliger und ſchlanker werden ihre Apparate, während die der Vorzeit an rohem Maſſenüberſchuß litten, der dem Zwecke ſchädlich war. Denn alles, was dem Zwecke nicht dient, dient ihm nicht blos nicht, ſondern ſtört ihn.

Ich habe kleine Geräthe als Beiſpiele benutzt; es iſt leicht, die Anwendung auf Bauwerke zu machen. Auch ſie erſchienen unſchön, wenn ihre Maſſenanhäufung nur nutzbar iſt für einen Zweck, mit deſſen nothdürftiger Erfüllung wir uns aus Trägheit begnügen; ſie werden ſchön, wenn ſie in dem angeführten Sinne nützlich ſind zu einem Zwecke, deſſen unbedingte Erfüllung wir uns vorſetzen. Man kann aus unregelmäßigen Felsbrocken, die wild aus der Mauer hervorſehen, ein Obdach bauen, niedrig und in elenden Verhältniſſen, und es kann zu dem Zwecke eines augenblicklichen Schutzes gegen Wind, Regen und wilde Thiere nutzbar ſein; aber es iſt ein Werk voll techniſcher Widerſprüche. Für das Bedürfniß eines Augenblickes hat es einen unverhältnißmäßigen Kraftaufwand gekoſtet; die dauernde Benutzung wird ſchon durch alle die Unregelmäßigkeiten gehindert, welche den Zerfall durch Verwitterung beſchleunigen. Ueberdies würde die Abſicht eines dauernden Aufenthalts ſogleich die Befriedigung einer Menge anderer Bedürfniſſe verlangen: hinlängliche Beleuchtbarkeit, Erwärmung, Reſpirabilität der Luft, Bequemlichkeit

für Aufstellung der Geräthe, ohne deren Besitz die bloße Wohnung selbst ein widersprechender Begriff ist. Denkt man sich alle diese Anforderungen erfüllt, so wird man von selbst auf scharfgeglättete Ebenen und Kanten des Gebäudes, auf symmetrische Regelmäßigkeit der platzgebenden Innenräume, auf Gliederung der Gesammtmasse durch lichtbringende Oeffnungen, endlich auf anmuthige Höhenproportionen der Theile geführt. Die unschönen Gebäude, in denen Dies alles fehlt, sind nicht unschön, weil sie *blos* das Bedürfniß befriedigen, sondern weil sie es *nicht* befriedigen; denn man täuscht das Bedürfniß, aber man stillt es nicht, wenn man sich mit der halben Erfüllung jedes einzelnen Zweckes und der Zusammensetzung aller dieser Halbheiten begnügt.

Man würde diese Bemerkungen mißverstehen, wenn man in ihnen die Behauptung sähe, daß *alle* architektonische Schönheit in dieser knappen Angemessenheit zu den Trivialzwecken des täglichen Lebens liege. Eben die Aufgaben des Lebens selbst haben wir in der gleichen vollständigen und umfassenden Weise zu nehmen, wie wir jeden einzelnen Zweck auf sein Maximum erhöhten; und dann gehört zu ihnen auch die Befriedigung jenes ästhetischen Bedürfnisses, die umgebende Außenwelt nach Hegels Ausdruck so umzuarbeiten, daß sie dem Geiste verwandt erscheine. Nur dies Doppelte wollte ich behaupten, daß einerseits auch die bloße Correctheit und Zweckmäßigkeit der Formgebung nicht aus dem Reich des Schönen auszuschließen sei, sondern nur innerhalb desselben im Vergleich mit unzweifelhaft höherer Schönheit zu untergeordneter Geltung zurücktrete, und daß anderseits die Baukunst durch ihre Beziehung auf menschliche Zwecke in der Entfaltung dieses Höheren nicht gehindert, sondern unterstützt werde. Von dem Bauwerk verlangen wir keine Arbeit, die durch Bewegung geleistet wird; nur zur Umschließung und zum Schauplatz unserer eignen Arbeit hat es zu dienen; unbestimmter im Vergleich mit der eines Werkzeugs läßt diese Aufgabe viele Frei-

heit für den äſthetiſchen Trieb, der in dem Vortrag ſeiner Zwecke zugleich den weſentlichen Character eines geiſtigen Naturells zum Ausdrucke bringen will. Da überhaupt dieſes geiſtige Innere niemals an ſich, ſondern immer nur in der Art und Weiſe darſtellbar iſt, wie es mit beſtimmten Aufgaben des Lebens umſpringt, ſo iſt nicht zu beſorgen, daß die Rückſichtnahme auf das Bedürfniß den äſthetiſchen Werth der Baukunſt ſchädigen, viel eher, daß der Verſuch allzu unmittelbarer Ausprägung einer idealen Sinnesart ohne Anlehnung an praktiſche Zwecke zu leeren und unerfreulichen Gebilden führen werde.

Noch ſehr wenig Bewußtſein über dieſen Zuſammenhang der architektoniſchen Schönheit mit der Nützlichkeit verrathen Winckelmanns Anmerkungen über die Baukunſt der Alten, eine frühere Schrift des großen Archäologen, der ſpäter der Architektur nur vorübergehend Aufmerkſamkeit ſchenkte. Das erſte Kapitel verſpricht von dem Weſentlichen der Baukunſt zu handeln, und behandelt in der That das Baumaterial, die Arten des Mauerverbands, und die Formen der einzelnen Bautheile, mit trockner Aufzählung der Bildung und Dimenſionen verſchiedener Säulenordnungen. Auf dies Weſentliche ſei dann, ſo fährt das zweite Kapitel fort, die Zierlichkeit gefolgt, ohne welche ein Gebäude der Geſundheit in Dürftigkeit gleiche, die nach Ariſtoteles Niemand für glücklich halte. Dieſe Zierlichkeit aber beſteht für Winckelmann gänzlich in einzelnen Zieraten, die „als Kleidung anzuſehen ſind, welche die Blöße zu decken dienet.“ Es verſteht ſich, daß einige allgemeine Empfehlungen der Einfalt, die ſich mit der Zierde verbinden müſſe, und einigen Tadel ſinnloſer Ueberladung Winckelmanns guter Geſchmack hinzufügt; im Ganzen aber fallen in ſeiner Darſtellung auf das Naivſte die Nützlichkeitszwecke des Bauwerks und ſeine Schönheit durch Verzierung auseinander. Seine Meinung iſt die ſeiner Zeit, für welche die Lehre von den antiken Säulenordnungen, durch die

Renaiſſance ungründlich wiederbelebt, der einzige Gegenſtand äſthetiſcher Bautheorie war.

Die allgemeine Culturgeſchichte würde zu zeigen haben, wie der geiſtige Aufſchwung Deutſchlands in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auch die bildenden Künſte aus ihrer Vereinſamung zog, und die Werke derſelben in ihrem Zuſammenhang mit dem geiſtigen Naturell der Völker und den geſchichtlichen Wandelungen ihrer höchſten Lebensintereſſen aufzufaſſen gewöhnte. Auch das Verſtändniß der Baukunſt iſt auf dieſem Wege des hiſtoriſchen Studium gewonnen worden; indem man ſich in die Denkmäler vertiefte, lernte man unterſcheiden, welche Eigenthümlichkeiten des Styls, der Ornamentik und der Endformen im Grundriß und Höhenaufbau unmittelbar aus techniſchen Nöthigungen, welche andern aus der Eigenthümlichkeit der Sinnesart, die ihren Ausdruck ſuchte, welche zuletzt aus den Forderungen der Zwecke floſſen. Nach den Arbeiten von Hirt und Stieglitz bezeichnen die von Schnaaſe, Kinkel und Kugler den Beginn dieſer neuen Periode der Kunſtſchätzung.

Die erſten, ſchon 1843 erſchienenen Bände der großen Geſchichte der bildenden Künſte, durch welche Schnaaſe ſich ein unvergängliches Verdienſt um die deutſche Aeſthetik erwirbt, folgen noch ausſchließlich dem neu belebten Antriebe, die Motive der künſtleriſchen Geſtaltung unmittelbar in dem Geſammtcharacter des geiſtigen Volkslebens zu ſuchen. Sie verkennen nicht die Bedeutung der Conſtruction, entwickeln aber mehr ein feines Gefühl für ihren Geſammteindruck, als daß ſie die einzelnen Elemente auf zulängliche Geſichtspunkte zurückführten. In der Betrachtung des griechiſchen Säulenbaues machen ſie pſychologiſche Bedürfniſſe einer Vermittlung gelten, welche das Auge zwiſchen verſchiedenen Gliedern angedeutet wünſcht, und eines Eindruckes von Lebendigkeit, den ihre Zuſammenfügung machen ſoll. Aber die Deutung der Schwellung der Säule als einer

Verbreiterung durch den Druck von oben, dem sie elastisch widerstehe, und die gleiche Deutung des Echinus und des Wulstes an der Basis auf gequetschte Massen, die der pressenden Gewalt sich widersetzen, wird man kaum billigen. Ein Bauwerk hat vor Allem den Eindruck völliger Festigkeit zu machen; wie sich auch immer an ihm Lebendigkeit und Elasticität zeigen mögen, jedenfalls dürfen sie es nicht in Formen thun, welche uns eine theilweis wirklich erfolgte schädliche Einwirkung der Last auf die Träger versinnlichen, und die eben deshalb keine Sicherheit dafür bieten, daß das stabile Gleichgewicht nun für die Dauer erreicht sei.

Nicht auf das ganze Gebiet der bildenden Künste ausgedehnt, dem Schnaase's an Werth und Interesse sich stets steigernde Arbeit gilt, sondern auf das Beispiel der griechischen Säulenarchitektur beschränkt, hat in seiner Tektonik der Hellenen Karl Böttticher eine Theorie entwickelt, deren scharf bestimmte Formulirung zur Wiederholung ihrer Grundgedanken reizt. Die griechische Architektur erbilde die Totalform eines Bauwerks, der Natur des Materials entsprechend, aus einzelnen, zur Existenz und dem Gebrauch des Bauwerks nothwendigen, und dem entsprechend im Raume angeordneten und vertheilten Körpern. Jedem von diesen theile sie eine gewisse bauliche Dienstverrichtung zu, die er in einem ihr entsprechenden technisch nothwendigen Schema von seiner örtlichen Stellung oder Lage an beginnt, nach einer bestimmten Richtung hinwärts entwickelt und in vorgezeichneten Raumgrenzen beendigt. Nach ihrer structiven Vereinigung zum Ganzen erscheinen alle diese Structurtheile in einem Ausdrucke, welcher sowohl den innern Begriff und die mechanische Function jedes Theiles für sich, als auch die wechselseitige Begriffsverbindung aller im Ganzen auf das Anschaulichste und Prägnanteste darstellt. Hierin bestehe das Decorative oder die Kunstform jedes Theils. In der ersten Aufgabe nun, das innere Wesen jedes Theils vollständig in der Form erscheinen

zu laſſen, könne die Kunſt nicht ebenſo wie die Natur verfahren, welche das gleiche Princip verfolgt. Denn nur die Natur könne durch die wirklichen inneren Functionen ihrer wirkſamen Theile die äußere Form erzeugen; die Tektonik dagegen könne dem todten unorganiſchen Materiale, mit dem ſie arbeitet, einen ſolchen Ausdruck der innern Weſenheit nur ſcheinbar und gleichſam als von außen angebildet oder angelegt verſchaffen. Und zwar geſchehe dies ſo, daß man ſich zuerſt ein Geſtaltſchema des Theiles denkt, welches in ſeiner Nacktheit die architektoniſche Function, die ihm obliegt, vollkommen erfüllt, alsdann aber dieſem Kerne ſolche Extremitäten anfügt, oder denſelben gleichſam mit ſolchen Formen oder einer ſolchen Hülle bekleidet, welche ſeinen innern Begriff in allen Beziehungen auf die prägnanteſte Weiſe erklärt.

Dieſe decorative Bekleidung der architektoniſchen Kernform fungire nie materiell oder ſtructiv: ſie habe nur den ethiſchen Zweck, die bauliche Function, welche der Kern ganz allein verrichtet, äußerlich darzuſtellen und lebendig zu verſinnlichen; ſie ſei daher ſymboliſch. Die zweite der obigen Aufgaben aber, die wechſelſeitige organiſche Beziehung zweier Structurtheile zu einander, ihre Junctur, auszudrücken, löſe die Architektur mit gleich richtigem Sinne ſo, daß ſie die decorative Bekleidung des Kernes, als ſtructiv nicht nothwendige, von dem ſtructiven Kernvolumen deſſelben ganz wahrnehmbar ſondert und ſie wie angelegt oder von außen angefügt darſtellt. Durch dieſe Trennung des Scheinbaren vom Wirklichen werde nicht allein dem urſprünglichen Verſtändniß beider entſprochen, ſondern es entſpringe auch der materielle Vortheil einer Sicherung der zarten decorativen Gebilde gegen die zerſtörenden Wirkungen des Druckes, den wirklich ſtatiſch fungirende Maſſen aufeinander ausüben.

Der Zweck der decorativen Hülle war alſo dieſer, den Begriff des decorirten Theiles in allen Beziehungen, bis auf die kleinſte Singularität, prägnant vor Augen zu ſtellen. So viel

einzelne Bezüge zum Ganzen oder so viel Singularitäten für sich dieser Begriff jedesmal enthält, so viel einzelne dafür analoge Symbole werden in der decorativen Hülle des Kerns an den entsprechenden Oertlichkeiten entwickelt. Im Allgemeinen wird die Decoration den Beginn eines Structurtheils zu markiren, seine Wesenheit nach der bestimmten Richtung hin, nach der er sich ausdehnt, zu characterisiren, endlich seinen Abschluß hervorzuheben suchen. Hat die Kernform eines Structurtheils in ihrer ganzen Ausdehnung gleiche Wesenheit oder Function, so erhält sie auch ohne Unterbrechung eine stetig fortlaufende Verzierung; im Gegenfall hat diese den örtlichen Wechsel der Function ebenfalls streng auszudrücken. Der Schluß der Decoration hat entweder den Begriff freier Endigung, wo kein weiterer Structurtheil sich anschließt, oder wo ein solcher folgt, zugleich den Begriff der statischen Einwirkung darzustellen, welche der anschließende Theil seiner Wesenheit nach auf den vorhergehenden ausübt. Vollkommen werde der Begriff einer solchen Verknüpfung erst dadurch versinnlicht, daß man der Endung ein Symbol folgen läßt, welches entschieden schon auf Entwicklung und Wesenheit des folgenden Gliedes hindeutet oder dieselbe indicirt; der Character des anschließenden Structurtheils bestimme also das Symbol der Junctur. Endlich, wenn ein Structurtheil als selbständiger ohne Bezug auf die gesammte Organisation gefaßt sei, müsse er auch beim Beginn seine selbständigen nur für seine Wesenheit gültigen Indicien oder Juncturen haben; sei er dagegen als integrirend im Ganzen und auf die ganze Organisation bezüglich gefaßt, so erhalte er auch allgemein bezügliche Juncturen, welche auf die Wesenheit alles Folgenden allgemein hinweisen.

Um nun diese Forderungen zu erfüllen und die verlangten Symbole zu finden, sehe die griechische Tektonik sich unter den Körpern der Natur oder den Objecten um, die zum Gebrauch des Lebens dienen; sie wähle diejenigen zu architektonischen Sym-

holen, in welchen sich augenfällig und allen deutlich dieselben Begriffe, Eigenschaften oder Wesenheiten ausgesprochen finden, deren Ausdruck sie den Gliedern des Baues zu geben wünscht. Sie überträgt jedoch nicht den gefundenen Gegenstand mit voller Nachahmung seiner realen Wirklichkeit in das Gebäude, sondern reproducirt ihn für diese seine Bestimmung im Kunstwerk, indem sie alles von ihm ablöst, was in seinem natürlichen Vorkommen ihm zufällig anklebt, und nur das Wesentliche festhält, was für den ihm aufzutragenden tektonischen Begriff allgemein wahr und innerlich nothwendig ist; niemals darf diese ausdrückliche Stylisirung des Natürlichen für die Zwecke der Kunstwelt fehlen.

In einige ihrer Anwendungen müssen wir dieser Theorie folgen, deren straffer Zusammenhang und methodische Bestimmtheit ein lebendiges wissenschaftliches Interesse in jedem Falle erweckt, auch wenn ein gewisses Widerstreben gegen den Gedanken übrig bleibt, die decorative Hülle in der angegebenen Ausdrücklichkeit von dem constructiven Kerne zu sondern. Aber es wird gleichfalls einiges Interesse gewähren, die anzuführenden Beispiele zugleich nach einer andern sonst viel verbreiteten Auffassung zu betrachten, welche die griechischen Ornamente nicht als ursprünglich mit Absicht aufgesuchte Symbole des architektonischen Gedankens, sondern als spätere Idealisirungen theils technisch nothwendig gewesener Vorkehrungen, theils fremdländischer Ueberlieferungen ansieht, theils endlich anmuthige Formen, die der Zufall herbeigeführt, von der künstlerischen Phantasie festgehalten und stylisirt glaubt. Ohne zwischen beiden Ueberzeugungen entscheiden zu wollen, finde ich doch keines der Motive, welche die letztere aufstellt, des künstlerischen Schaffens unwürdig. Darin stimmen ja ohnehin Alle überein, daß das, was die griechische Baukunst auszeichnet, die Einheit ihrer Gesammtgliederung und das feinsinnig empfundene Wohlverhältniß aller ihrer Theile, ihr auch ganz allein eigenthümlich ist; diese ewig bewunderns-

werthe Leiſtung verliert Nichts, welches auch der Urſprung der Einzelheiten ſein mag, die ſie zu dieſem Ganzen verarbeitet hat.

Die Sinnesart des doriſchen Volksſtammes, lehrt uns Böttticher, habe überall das Einzelne nur als dienend dem Ganzen, nicht als Individualität gelten laſſen, die auf eigner Baſis beruhte; deshalb ſteige die doriſche Säule ohne eignen Fuß aus der gemeinſamen Fläche des zur Aufnahme des ganzen Gebäudes vorbereiteten Erdbodens empor; die doriſche Baukunſt, behauptet dagegen Forchhammer, an deſſen kurze Darſtellung (Ueber Reinheit der Baukunſt, Hamburg 1856) ich hier anknüpfe, ſei auf dem Felſenboden Griechenlands entſtanden; deshalb habe die hölzerne Säule, die man zuerſt aufgerichtet, nur Glättung des harten Grundes, keinen ſichernden Fuß bedurft. Dieſer ſei nothwendig geweſen in dem feuchten Alluvialboden der kleinaſiatiſchen Thäler, in denen die ioniſche Bauart ſich entwickelt habe: deshalb beſitze die ioniſche Säule ihren Unterſatz. Böttticher dagegen ſieht in ihm den Ausdruck des demokratiſchen Sinnes der Jonier, der dem Einzelnen ſelbſtändige Regung im Staate, und ſo abbildlich auch in der Kunſt dem einzelnen Bauglied abgeſchloſſenere Individualität geſtatte; durch ihren Fuß ſei die ioniſche Säule innerhalb ihres Dienſtes für das Ganze doch relativ eine Einheit für ſich. Bemüht ferner, der Säule, die nur mit ihrem Scheitel trägt, in ihrem ganzen Verlauf den Ausdruck des Aufſtrebens zu geben, habe die griechiſche Phantaſie an dem Stengel von Dolden, der gleichfalls nur an ſeinem Scheitel die ausgebreitete Fläche trägt, den Character dieſer aufwärtswirkenden Kraft in den ſcharfen Längsreifungen der Oberfläche gefunden; dieſe Beobachtung habe ihr das Symbol der Kanellirung der Säulenſchäfte verſchafft. Nach Forchhammer ſchützte man in Aegypten die aufgerichteten Palmſtämme der Säulen durch wirkliche Rohrbündel und die ſpätere Architektur idealiſirte den gefälligen Eindruck, welcher durch vielfache Wiederholung der Vertikalen die Lebendigkeit der nach dieſer Richtung wirkenden Kraft

hervorhob. Hatte die doriſche Säule, in den trockenen Erdboden eingelaſſen, unten keinen Schutz gegen Spaltung des hölzernen Stammes gebraucht, ſondern nur oben, ſo bedurfte die ioniſche, auf dem geſonderten Fuß ruhend, einen ſolchen an beiden Stellen; man ſchnitt deshalb Furchen ein, und legte einen zuſammenhaltenden Strang oder Ring wirklich an. Nach Böttticher verlangte ohne ſolches techniſche Bedürfniß die Conſequenz der äſthetiſchen Phantaſie, daß die doriſche Säule oben, die ioniſche auch unten mit einem decorativen Symbol ihrer relativen Selbſtändigkeit und Einheit in ſich verſehen werde; dies Symbol aber nahm die Phantaſie ganz von eben denſelben Stricken, welche jene andere Anſicht ſich urſprünglich wirklich angewandt dachte. Denn nicht als gequetſchtes Kiſſen, ſondern als einen aus vielfacher Bandumſchlingung entſtandenen Wulſt habe man den ioniſchen Fußpfühl und den Echinus des Kapitells aufzufaſſen, beide als decorative Symbole an das cylindriſche Kernſchema der Säule angetragen. Mit dem ſich ausbreitenden Anſatz der Aeſte, ſagt Forchhammer, habe man das obere Ende des Stammes zu benutzen geliebt; daher nicht blos der Blätterkranz, ſondern auch die techniſche Nothwendigkeit, auf dieſen aufgerichteten Aeſten, die bei verſchiedenen Stämmen nicht in derſelben Ebne enden, dem Querbalken durch Unterlage kleinerer Platten feſtes Auflager zu geben; für Böttticher iſt der Abakus nicht blos bei der Säule, ſondern überall wo er vorkommt, ein Symbol der Junctur, durch welches ohne mechaniſchen Zweck der Begriff des nächſtfolgenden Gliedes, hier des Architravs vorangedeutet wird; daher die rechtwinklige Form des Abakus, die von der Rundung der Säule zu dem prismatiſchen Architrav hinüberleitet. Das Blatt aber ſei an ſich das allgemeine Symbol des frei Endigenden, und ſo komme es als Dachbekrönung vor; übergeneigt auf ſeine Baſis bedeute es die Endigung des einen Gliedes, auf welchem ein zweites laſtet; daher die Verwendung des Blätterkranzes am Kapitell. Die Voluten des ioniſchen Säulenknaufs erklärten

ältere Meinungen bald als Erinnerungen an die Hörner aufgehängter Köpfe geopferter Widder, bald als Umrollungen eines nachgiebigen Stoffes, der zufällig oder zum Schutz gegen Beſchädigungen zwiſchen Säule und Abakus gelegt worden ſei; etwas Willkürliches ſchien immer an dieſem Ornament übrig zu bleiben. Böttticher leitet es als eigenthümlich ioniſches Junctursymbol ab. Der Dorier laſſe vor der Beziehung der Theile auf das Ganze ihre beſondern Wechſelbeziehungen zu einander zurücktreten; deshalb deute das Kapitell ſeiner Säule mit überallhin gleichſinniger Rundung auf das Ganze der zu tragenden Laſt hin; ioniſcher Sinn verbinde erſt Glied mit Glied, dann die verbundenen mit dem Ganzen; darum kehre die ioniſche Säule ſich mit nur doppelſeitiger Ausladung ihres Kapitells nur ihren beiden Nachbarn rechts und links unmittelbar zu und beziehe ſich durch dieſe Orientirung zunächſt auf den Architrav allein, nicht auf das Ganze des Baues unmittelbar. Denn die Schnecken ſeien Nichts, als die umgerollten Enden einer langen Tafel, welche die oblonge Form des Architravs vorbedeute; umgerollt aber ſeien die Enden, weil dieſe Tafel als nur decoratives Symbol, nicht ſtatiſch fungirender Theil, den nur ſo zu verſinnlichenden Character des frei in ſich Endenden ausdrücken müſſe.

Doch die Häufung ſolcher Beiſpiele könnte das eigne Studium des gelehrten und mühevollen Werkes nicht erſetzen. Ich hebe nur zwei Punkte noch hervor, über welche der Streit fortdauert. An den erſten erinnert das Vorangehende von ſelbſt: die Herleitung der griechiſchen Architektur aus dem Holzbau. Sie war, durch Vitruv veranlaßt, lang die allgemeine Meinung; Winckelmann ſetzte ſie unbefangen voraus, Hirt ſuchte ſie durchzuführen; auch unter den Neuern hat ſie Vertheidiger; die Architekten ſind ihr jedoch allgemein abgeneigt; Schinkel, Hübſch, Wolff, Semper, ganz ausdrücklich auch Böttticher finden die Formen der griechiſchen Architektur nur aus urſprüng-

lichem Steinbau erklärbar. Dieſe Ueberzeugung der Sachverſtändigen fällt ſchwer ins Gewicht; nicht der Rede werth dagegen ſind die blos declamatoriſchen Gründe, die es nur des griechiſchen Geiſtes nicht würdig finden, Motive des einen Kunſtverfahrens in ein anderes aufzunehmen und ſie demgemäß umzubilden. Die zwingenden techniſchen Gründe zur Annahme des urſprünglichen Steinbaus ſollten jedoch deutlicher gemacht werden, als bisher geſchehen iſt. Es ſcheint mir ganz unglaublich, daß ein Volk ohne vorangegangenen Holzbau überhaupt auf den Gedanken ſollte verfallen ſein, Steine in Form ſteilaufgerichteter Säulen zu benutzen. Dieſer allgemeinſte Gedanke, und mit ihm freilich ſchon ein Theil des Weiteren, gehört unzweifelhaft wohl dem Holzbau ebenſo an, wie die cyclopiſche Mauer und der Terraſſenbau der urſprünglichen Stein- und Erdarbeit. Es kann ſich nur fragen, wie weit der Steinbau die durch Holzarchitektur gegebenen Motive ſeinem durch das neue Material gebotenen Verfahren aſſimilirt habe. Daß er nicht den geſammten Holzverband copirte, wie die lyciſchen Bauwerke, wiſſen wir; daß er aber die Formen, die im Holzgebäude entſtanden waren, ihrem allgemeinen Sinne nach beibehalten habe, iſt um Nichts unwürdiger, als daß die griechiſche Phantaſie ſich an die Doldengewächſe gewandt habe, auch nicht, um ſie unverändert zu copiren, ſondern um den allgemeinen Gedanken ihrer Form architektoniſch zu ſtyliſiren.

Kommen wir jedoch auf das Einzelne. Die Triglyphen und Metopen hauptſächlich, und einige feinere in ihrer Zone liegenden Ornamente, ſchienen die Entſtehung aus Holzbau zu ſtützen; man hielt die Triglyphen für die Köpfe der Deckbalken, die über dem Epiſtyl zum Vorſchein kommen. Grade die Triglyphen nun will Böttticher als weſentliche Elemente des griechiſchen Steinbaus erklären. Die Steinbalken, deren Stirnen allerdings hinter ihnen lagern, habe man nicht wie hölzerne bis an den Vorderrand des Epiſtylion hervorziehen dürfen, ſondern

ihnen ein ſchmäleres Auflager auf ſeinem Hinterrande geben müſſen. Hieraus würde, wie mir ſcheint, nur ein leerer Raum vor jenen Stirnen folgen, der ganz geeignet ſchiene, dieſelbe das obere Gebälk ſtützende Stirn des Balkens, die man techniſch an dieſer Stelle nicht benutzte, als decoratives Symbol ihrer ſelbſt abgeſondert wieder aufzunehmen, ganz ebenſo wie der ſtatiſch nicht fungirende Kapitellſchmuck als geſondertes Symbol am Säulenſchafte ſitzt. Böttticher ſieht jedoch in dem Triglyphblocke ein conſtructives Element; durch die Stellung dieſes Blockes auf der Stoßfuge, in der zwei Epiſtylionbalken zuſammentreffen, werde der ganze Druck des obern Gebälks ſicher auf die Axe der Säule ſenkrecht unter dieſen Fugen abgeleitet und der ſchwebende Theil des Epiſtylion über dem Zwiſchenſäulenraum entlaſtet. So gewiß dies iſt, ſo bleibt doch zu fragen, wie nun das Geiſon, welches wieder über die Triglyphenblöcke geſpannt iſt, das auf ihm laſtende Dach tragen werde? Denn der ſchwebende Theil des Geiſon über den Metopen befindet ſich zu ſeiner Aufgabe ganz in derſelben Stellung, wie das freie Epiſtylion zu der ſeinigen. Wie dies nun gemacht worden ſei, erläutert Böttticher (I. S. 173): die Tympanontafeln über dem Geiſon, auf welchen das ſchräge Dach ruht, haben dadurch wenig zu tragen, daß jede Tafel als ein Continuum von dem Mittelpunkt einer Triglyphe zum Mittelpunkt der andern reicht, die Laſtung mithin allerdings wieder auf die Axe der Triglyphen und auf die der Säule abgeleitet wird. Aber dieſe Ableitung geſchieht doch hier nicht dadurch, daß die ununterſtützten Theile Nichts tragen; ſie tragen vielmehr genau das, was auf ihnen liegt; man verläßt ſich nur auf die natürliche Cohäſion der Tympanonplatte, die den Druck von oben aushält, ohne zu brechen und ihn hierdurch auf ihre unterſtützten Endpunkte überträgt. Warum konnte nun dieſelbe Leiſtung, die man doch hier zuletzt einmal verlangen muß, nicht ſogleich dem Epiſtylion übertragen werden, deſſen ſchwebende Länge dieſelbe iſt, und deſſen Unterſtützungspunkte ge-

nau in denſelben Axen liegen, wie die des Geiſon? Mit andern Worten: um dieſes ſtructiven Dienſtes willen, den Böttticher hier angibt, ſchiene mir die ganze Zone des Frieſes, die Triglyphen und Metopen, überhaupt wegbleiben, und der Architrav zugleich die Stelle des Geiſon vertreten zu dürfen; man hätte bei der Vorliebe des Steinbaus zu „möglichſt geringem Auflager" die Stirnen der Deckbalken hinter der Stoßfuge der Epiſtylionbalken unmittelbar auf den Abakus der Säule auflegen und die Verbindung aller dieſer Glieder durch die Laſt des Daches vor Ausweichung hindern können. Das Vorhandenſein der ganzen Zone des Frieſes ſcheint mir nur als Reminiſcenz des Holzbaus zu denken, der die Balken nicht aneinander ſtoßen, ſondern zur Sicherheit übereinander legen mußte. Vielleicht irre ich hier irgendwo; aber ich irre dann mit einem Sachverſtändigen gemeinſchaftlich; denn auch Hübſch geſteht zu, das Triglyphenſyſtem nur als ein Motiv des Holzbaues zu begreifen.

Der zweite Punkt iſt dieſer. Böttticher betrachtet den Tempel nicht nur als Auflöſung eines conſtructiven Problems; er fügt ferner nicht nur die decorative Hülle hinzu, welche die ſtatiſchen Functionen ſymboliſch ausdrückt; ſehr ſchön ſchildert er, wie durch alle möglichen Mittel, ſchon durch den aufſteigenden Treppenbau, der ihn vom Erdboden ſondert, der Tempel zugleich als ein emporgehobenes Weihgeſchenk für die Gottheit, ein Anathema, dargeſtellt wird. In ſeiner eignen Form aber wiederhole er andeutend die Geſtalt eines heiligen Zeltes, deſſen Teppichwandungen und Decken zugleich in den Muſtern ihrer Verzierung eine Nachbildung des Alls, des geſtirnten Himmelsgewölbes enthalten; die Epiſtylien erſcheinen ihm als die verſteinerten Schnuren, welche von Säule zu Säule jene hangenden Wände hielten. Auf ſolche Bedeutung der Weberei kommt auch Semper (vier Elemente der Baukunſt 1851); Hettner (Vorſchule der bild. K. der Griechen) tadelt dieſe Auffaſſung als phantaſtiſche Trübung an Böttichers ſonſt von ihm bewunderter Theorie.

Dies wohl mit Unrecht; Nichts hat größere pſychologiſche Wahrſcheinlichkeit als dies Ineinanderſpielen verſchiedener Gedankenkreiſe, das ganz ebenſo im Mittelalter wieder vorkommt; die Kunſt verliert ſicher Nichts durch dieſe Vielſeitigkeit. Aber warum dann bei ſolcher Auffaſſung die Abneigung gegen alle Erinnerungen des Holzbaus, wenn man zur Erklärung des architektoniſchen Planes bis zur Verſteinerung von Schnuren und Teppichen zurückgeht?

Die Ausdeutung des griechiſchen Säulenbaus läßt noch einige ſcheinbar ſehr einfache Punkte unerklärt. Ich rechne dahin die Verjüngung und die Schwellung der Säule. Es mag ja richtig ſein, daß, wie Böttticher ſagt, die Verjüngung „durchaus" den Ausdruck des ohne weitere Hülfe Feſten und Selbſtändigen erweckt; dies thut freilich jeder Körper, deſſen untere Grundfläche breiter als ſeine obere iſt. Aber die Säule ſoll auch ſtützen und tragen, und ganz gewiß *ſcheint* die verjüngte dies kräftiger zu thun, als die nicht verjüngte. Aber auf welcher Ideenverbindung beruht dies eben, daß eine Leiſtung uns energiſcher ſcheint, wenn in der Richtung, in der ſie verlangt wird, die leiſtende Maſſe *abnimmt*? Denken wir uns vielleicht in demſelben Maße die Geſchwindigkeit, oder hier, wo von wirklicher Bewegung nicht die Rede ſein darf, wenigſtens die ſpecifiſche Kraft der Anſpannung um ſo größer? oder erweckt die Convergenz der Umrißlinien die Vorſtellung eines Durchſchnittspunktes, an welchem die Kräfte ihr Object recht ſicher faſſen? Ganz ebenſo dunkel iſt die Schwellung. Sie iſt ſo gering, daß Böttticher zweifelhaft findet, ob ſie überhaupt merklich wirkt, indeſſen iſt ſie doch da. Daß ſie eine wirkliche Aufbauchung des Säulenſchaftes durch den Druck von oben darſtelle, iſt ein architektoniſch gewiß unbrauchbarer Gedanke; daß ſie den Schein der Verdünnung der Säulenmitte, wenn ſie gegen die Luft geſehn wird, beſeitigen ſolle, iſt wenigſtens denkbar. Ganz undefinirbar ferner ſind die äſthetiſchen Vortheile, die man ſich von der

Krümmung des Stereobats und des Epistyls versprach, als man diese verwunderlichen Messungsresultate für ursprüngliche Erzeugnisse künstlerischer Absicht ansah; selbst die gewiß beabsichtigte leichte Schrägstellung der Säulen an peripterischen Tempeln nach dem Mittelpunkte zu läßt zwar die technische Deutung auf Beseitigung des Außenschubs der Bedachung zu, scheint aber ästhetischen Zwecken der Perspective eher hinderlich als förderlich.

Ich gedachte dieser Einzelheiten, weil man die antiken Monumente nicht nur als Denkmäler, sondern zugleich allgemeinästhetisch als unvergängliche Muster der Baukunst, mit vollem Recht, zu behandeln pflegt. Die Anerkennung der klassischen Durchbildung des griechischen Säulenbaus hat indessen seine anderweitige Gebundenheit und die Engigkeit seines Leistungsgebietes nicht verkennen lassen. Der Grundsatz monolither Deckung beschränkte die obere Säulenweite auf die zu habende Länge der Steinbalken; für die Höhe der Säulen lag bei den festgesetzten Verjüngungsverhältnissen eine bald erreichte Grenze in der Nothwendigkeit, die untere Säulenweite nicht zu sehr für den Durchgang zu verengen. So entstand eine Engräumigkeit der Tempel, die den griechischen Cultusbedürfnissen zwar genügt haben muß, unsere modernen Ansprüche jedoch nicht befriedigen würde. Der ganze Zusammenhang der architektonischen Gliederung in seiner vollkommnen Einheit war doch zugleich unbeweglich, fast auf den Einen Aufriß des Tempels beschränkt; Säulenreihen ließen sich weder ins Ungemessene fortsetzen, ohne nüchtern zu wirken, noch lag in der scharf ausgesprochenen Rechtwinkligkeit des Zusammentreffens von Stütze und Last ein Princip gefälliger Verbindung verschiedener Gebäude zu Einem Ganzen; die Anordnung verschiedener Säulenreihen über einander endlich, obwohl für das Auge nicht formenunschön, überschreitet eigentlich schon den architektonischen Grundgedanken des Systems, denn sie bietet für die höhere Reihe keinen Boden, aus dem diese mit ästhetischer Wahrscheinlichkeit entspringen könnte. So blieb der griechische Styl im

im Wesentlichen auf einstöckige Gebäude von sehr mäßigem Umfang und oblongem, polygonem oder kreisförmigem Grundriß beschränkt, deren Ganzes unter Einem Dache lag, ohne differente Höhengliederung und Anbauten, der zusammenfassenden Gruppirung nicht günstig, aber in seiner Abgeschlossenheit und Einheit unübertrefflich.

Dieser Styl mußte daher verlassen werden, wenn andere Bedürfnisse eine durch ihn nicht zu beschaffende Großräumigkeit des bedeckten Innern verlangten, oder wenn eine andere Constructionsweise an die Stelle der gradlinigen Bedachung trat, oder endlich, wenn eine andere Richtung der Phantasie den scharfen Gegensatz zwischen tragenden und lastenden Massen nicht mehr ausgesprochen, sondern vermittelt oder aufgehoben wünschte. Treffliche kunstgeschichtliche Leistungen haben eines dieser Motive nach dem andern, zuerst einseitig, dann in gerechter Schätzung ihres Zusammenwirkens beleuchtet; genöthigt, mich auf den Gewinn allgemeiner ästhetischer Lehren zu beschränken, hebe ich die Uebersicht hervor, welche Hübsch von den Aufgaben der Baukunst und den geschichtlichen Lösungen derselben gegeben hat. (Die Architektur und ihr Verhältniß zur heutigen Malerei und Sculptur. Stuttgart. Cotta. 1847.)

Der innere gedeckte Hauptraum, die geschlossene äußere Façade, die offene Halle mit ihrer Decke nennt er als die drei Hauptbildungen, zu deren Herstellung die Baukunst in Anspruch genommen werde. Nur die letzte sei das Object der griechischen Architektur gewesen; eine geschlossene Façade habe sie nicht entwickelt, den Innenraum nur unbedeutend gestaltet, oder bei größeren Dimensionen wieder in einen Hof mit Hallen verwandelt, in jenen Hypäthraltempeln nämlich, deren Gesammtbild auch Hübsch wegen des unvermeidlichen Dachausschnittes sonderbar findet; (eingeschlagenes Rückgrat nennt ihn Jul. Braun, der die Existenz dieser Tempelform leugnet). Vorliebe für Kolossalität und neue Bedürfnisse außerordentlicher Räume für Thermen,

Amphitheater, Kaiserpaläste haben dann bei den Römern zu großen, im Grundplan complicirten, mehrstöckigen Gebäuden mit Nebenflügeln von verschiedener Höhe geführt. Diesen Bedürfnissen sei in Italien die alte etruskische Kunst des Gewölbebaues entgegengekommen mit ihrer nach und nach zu großer Kühnheit gesteigerten Ueberspannung weiter Räume. Aber während die wahre Construction der Gebäude auf diesem neuen Princip beruhte, sei der ästhetische Sinn der Römer, ohne Eigenthümlichkeit, von der rechtwinkligen Gliederung des Säulenbaus und seiner Decoration befangen geblieben, und habe die Großartigkeit der constructiven Leistungen durch Verbindung mit einer ihr widerstreitenden Scheingliederung nach griechischer Weise verdeckt. Dieser Tadel ist auch von Andern vielfach erhoben worden; gerade die römische Architektur hat das Bewußtsein von der ästhetischen Nothwendigkeit eines Zusammenhangs zwischen Construction und Decoration, und von dem Mangel geschärft, der selbst bei anerkannter Großartigkeit des Ganzen und formaler Schönheit des Einzelnen in dem Auseinanderfallen beider liegt.

Ein Gewölbe kann im Gegensatz zu dem Unterbau als Last erscheinen; in sich selbst aber stellt es nicht einen Gegensatz, sondern einen stetigen Uebergang von Stütze und Last in einander dar; die Phantasie wird hierdurch leicht angeleitet, auch im Ganzen des Bauwerks diesen Gegensatz fallen zu lassen. Die Römer thaten dies nicht; ihre Gewölbe blieben wesentlich Lasten, auf massigen Substructionen ruhend und von diesen durch entscheidend hervortretende Gesimse abgesondert. Was die romanische und gothische Bauweise zusammengenommen von der römischen unterscheidet, scheint mir theils in dem Bestreben zu liegen, der gewölbten Decke ein erzeugendes Motiv, nicht blos eine Stütze in dem Unterbau zu geben, theils aber in der Bedeutung, die sie beide dem massigen Mauerkörper geben. In den griechischen Tempeln liegt die Cella, also der nutzbare Raum, zu welchem die Säulenhalle den Zugang bilden soll, im Grunde außerhalb

der äſthetiſchen Bearbeitung als ungegliederte Wandmaſſe; die Kunſt entfaltet ſich nur an jenem Eingang, und ganz folgerecht ging ſchon in der römiſchen Architektur das griechiſche Säulenhaus in den bloßen Porticus einer größeren Anlage unter. Aber auch die Römer benutzten die umſchließende Wandmaſſe nur als Stütze der Wölbung, und gaben ihr ſelbſt nur geringe und nicht entſprechende Gliederung. Die beiden ſpäteren Style ſcheinen mir nun den Eindruck zu geben, daß die eigentliche raumumfaſſende Mauermaſſe als allgemeine Subſtanz wirkt, aus der die einzelnen conſtructiven Kräfte an einzelnen beſtimmten Stellen herauskryſtalliſiren, ganz wie die Glieder eines lebendigen Organismus ſich aus einer indifferenten Keimflüſſigkeit formen, die zwiſchen den geſtalteten Theilen noch als formloſes, aber formſchaffendes Subſtrat ſichtbar bleibt. Gelegenheit zu ſolcher Geſtaltung bot theils die Vielgliedrigkeit der Innenräume, theils die zunehmende Verwendung der Fenſter, theils die Anlage der Thürme; überall, wo die umſchließende Wand einer ſolchen Aenderung ihrer Function unterlag, war die Aufforderung da, aus ihrer gleichartigen Maſſe die hier gerade ſich ſammelnden und anſpannenden Kräfte in äußerlicher Form anzudeuten; als vorſpringenden Wandpfeiler, als horizontales Geſims, das einen Abſatz ausruhender Kraft verſinnlicht, als eine Reihenfolge dicht gedrängter Zierglieder, die um Fenſter und Portale die raumöffnende Thätigkeit, mit der die Maſſe ſich hier auseinander thut, als eignen Entſchluß derſelben, als ihre eigne lebendige Leiſtung, vorher andeuten.

Dieſen gemeinſamen Gedanken wenden jene beiden Bauweiſen characteriſtiſch verſchieden. Die romaniſche, wo ſie in ihren bezeichnendſten Werken folgerechter Rundbogenſtyl iſt, läßt dem Mauerkörper noch große ruhige Flächen, aus denen ſich die erzeugende Maſſe nur an wenigen, den Hauptgliederungen der Conſtruction entſprechenden Orten zu ausdrucksvollen Formen zuſammenzieht; im Innern bieten ſich jene Flächen der Malerei

dar, im Aeußern deuten ſie nur an ihren Grenzen durch Rundbogenſäume das allgemeine Bildungsgeſetz der Maſſe an, das an den Wölbungen der Fenſter und Portale und deren decorativer Füllung mit großem Formenreichthum ſichtbar wird, und ſich in dem polygonen Grundriß der Thürme und ihrer pyramidalen Dachung auf verhülltere, nicht minder ausdrucksvolle Weiſe wiederholt. Zugleich läßt der romaniſche Styl den Gegenſatz der Träger und des Getragenen nicht verſchwinden; der Bildungstrieb des Ganzen erzeugt ſich ſelbſt Theile, die als Stützen und Laſten auf einander wirken und als ſolche durch den bleibenden Gegenſatz aufſtrebender Glieder und deutlicher, ſatter Horizontalgeſimſe unterſchieden ſind. Dieſen Character eines ruhigen Gleichgewichts mächtiger lebendiger Kräfte löſt der gothiſche Styl in den andern eines durchgehenden Aufſtrebens auf, in welchem der Gegenſatz der Träger und des Getragenen völlig aufhört, und jeder horizontale Abſatz nur momentane Ruhe und Sammlung der in die Höhe eilenden Thätigkeit, aber nicht den Druck einer zu unterhaltenden Laſt bezeichnet. Es iſt folgerecht, daß die Mächtigkeit dieſes Aufſtrebens nicht einzelne Theile, ſondern den ganzen Mauerkörper mitergreift, daß die ruhenden Wandflächen verſchwinden oder auch an ihnen Linien hervortreten, in denen der lebendige Trieb nach oben erwacht, daß die horizontalen Gliederungen durch den raſtloſen Vertikalismus aller Theile unterbrochen werden, daß an die Stelle des Rundbogens und ſeiner Ornamentik der Spitzbogen mit der ſeinigen tritt, daß endlich für die Größe der aufwärts drängenden Macht ein Maßſtab durch die Vielfältigkeit der Gipfel gegeben wird, die vor der Erreichung des letzten Zieles endi[illegible].

Hiermit ſchildere ich nur den Eindruck, den in Deutſchland die äſthetiſche Phantaſie von den [illegible]ken der romaniſchen und gothiſchen Architektur empfing. De[illegible] Eindruck, hebe ich ausdrücklich hervor, den dieſe Monumente machten, nachdem ſie da waren; keineswegs ſoll damit zugleich der erfinderiſche Gedanken-

gang angegeben sein, der zur Entwicklung beider Style führte. Die früheren Einfälle, welche die Gothik kurzer Hand aus dem ägyptischen Pyramidenbau oder von den Zweigverschränkungen alter deutscher Waldheiligthümer ableiteten, die Meinungen, welche dem mittelalterlichen Christenthum zutrauten, aus dem Stegreif plötzlich diesen complicirten Ausdruck seines Glaubensaufschwungs erfunden zu haben, sind ebenso wie der Traum, in der Gothik eine reindeutsche Kunst verehren zu können, vor den Fortschritten der Kunstgeschichte verschwunden. Wir bewundern diese Fortschritte; aber die Aesthetik hat nur die Schönheit des Geleisteten zu betrachten; die Entstehungsgeschichte der Leistungsfähigkeit interessirt uns in diesem Falle nur, sofern die Menge der zusammenwirkenden Bedingungen, die sie nachweist, es erklärlich macht, daß der gothische Styl niemals wie der griechische zu typischer Festsetzung seiner Formen gekommen ist. In der Beurtheilung des Geleisteten nun gehen nach einem Zeitraum ästhetischer Schwärmerei für die Gothik die Meinungen auseinander, und zwar in neuester Zeit mit einer Verbitterung der Parteinahme, die mich absichtlich auch hierüber nur zu der ruhigeren Darstellung von Hübsch zurückkehren läßt.

Ich unterscheide in ihr, was sein ästhetischer Geschmack will, von seinen Urtheilen in technischer Beziehung, in der Sache dagegen das, was den Baustyl selbst angeht, von den Mängeln, die der handhabende Künstler oder der Irrthum der Zeit verschuldet hat. Viele dieser letztern Art fallen ohne Zweifel den gothischen Kathedralen zur Last: die oft unverhältnißmäßige Thurmhöhe und die Niedrigkeit und Schmalheit der Portale, durch welche eine übel angebrachte Symbolik zum Himmel wies und die Engigkeit des Weges zum Heile andeutete; die allzu große Menge der stützenden Vorbauten, die dem Ganzen einen schräg ansteigenden Schattenriß geben und den Vertikalismus der aufsteigenden Wände zu sehr verdecken; die keineswegs glückliche Idee der Strebebögen, deren gewöhnlich viel geringerer Steig-

ungswinkel dem größeren der übrigen ansteigenden Theile unharmonisch ist, und deren perspectivisch sich kreuzende Linien dem Bau das Ansehen „eines stehen gebliebenen Gerüstes" geben. Aber dies und vieles Aehnliche sind nicht Fehler des Styls, sondern des Planes, zu dem man ihn verwendete, und fast möchte man hierher auch einen Theil der Vorwürfe rechnen, die Hübsch gegen die technischen Verfahrungsweisen der Gothik richtet. Unzweckmäßig und dem Klima nicht angemessen findet er die unzähligen Winkel der nicht unter Ein Dach zu bringenden Einzelglieder des Baues; gering im Verhältniß zu der Großräumigkeit des folgenden italiänischen Styls die technostatische Kühnheit der Wölbungen, welche das Mittelschiff mit geringer Breite nur mehr in schwindelnde Höhe ziehe, durch massenhafte Pfeiler die Uebersicht des ganzen Innenraumes hindere, und durch ungeheure Apparate doch nur eine leichte, kaum den Brand des Dachstuhls aushaltende Gewölbdecke unterstütze.

Den wesentlichen Character des Styls betrifft dagegen der seitdem öfter wiederholte Tadel gegen die Gliederung des Ganzen und das System der decorativen Formen; und hierüber scheint mir allerdings eine weitere Berufung zulässig. Die unablässige Hervorhebung des senkrecht aufsteigenden Triebes und die Zurückdrängung und Durchschneidung aller Horizontalgesimse war lange der allgemeinen Meinung als ein kraftvoller Ausdruck des aufstrebenden Sinnes der christlichen Weltansicht erschienen. Ich kann nicht begreifen, warum dieser lebhafte Eindruck, den der Anblick der Monumente noch immer wiederholt, jetzt geringschätzig zu den mystischen Träumereien der Nichtsachverständigen gerechnet werden soll. Wie auch immer der gothische Styl aus vielen vereinzelten früheren Elementen entstanden sein mag, die dann in bestimmter Stunde etwa des Abtes Süger glücklicher Griff zu einem consequenten Ganzen vereinigte: immer lag doch im Hintergrunde wirklich jene eigenthümliche Weltansicht; sie hatte eben jene Bedürfnisse geschaffen, zu deren Befriedigung

man auf die Vereinigung aller jener Mittel geleitet wurde. Aesthetisch aber ist nicht einzusehen, warum der vollständige Ausdruck dieser Stimmung der Baukunst unerlaubt und unter den gothischen Denkmalen diejenigen vorzuziehen seien, welche noch nach der Weise des romanischen Styles mit deutlicher Hervorhebung horizontaler Abtheilungen ihr Ganzes in allerdings klarer und gefälliger Weise gliedern. Der Gedanke, Stockwerk auf Stockwerk zu häufen, ist an sich kein künstlerischer; ein horizontales Gesims hat nur einmal, als Abschluß des Ganzen, ein Recht, dieses Ganze wesentlich zu bestimmen; eine deutliche Horizontalgliederung, welche die ganze Façade in übereinandergestellte Viereckfelder theilt, kann als geometrische Verzierungsform eines Geräthes, dem es natürlich ist, aus Fächern zu bestehen, leichter gerechtfertigt werden, denn als Gliederung eines Bauwerks. Es verhält sich sehr verschieden, ob die einzelnen aufsteigenden Theile eines Ganzen, indem sie in verschiedenen Höhen frei endigen, dadurch nebenher eine Menge in verschiedenem Niveau gelegene Plätze hervorbringen, die einem Gebrauche dienen *können*, oder ob das Ganze selbst in seiner Gesammtmasse in Geschosse zerfällt, deren eines nicht als das erzeugende Motiv, sondern nur als die mechanische Unterlage des andern erscheint. Den ungünstigen letztern Eindruck machen die vielen Geschosse romanischer Domthürme, welche die ganze Masse in einzelne Trommeln theilen; die gothischen Thürme dagegen mit ihren halb bis zum Gipfel durchgehenden, halb vorher frei endigenden Massen lassen die Horizontalebenen mit Recht nur als Nebenprodukte eines nicht absichtlich auf sie gerichteten Strebens erscheinen.

Ungünstig beurtheilt Hübsch das ganze Ornament der Gothik; sie verziere alle Glieder des Baues nur mit einer Kleinarchitektur, welche jedes wahrhaft freie Ornament ausschließe, nur die Formen des Ganzen in Miniatur und ohne ihre constructive Bedeutung wiederhole, endlich durch antioptische Magerkeit das Auge beleidige. Diese Vorwürfe zeigen, daß auch für

die Architektur die Aesthetik noch manches nicht genug grundsätzlich bestimmt, sondern Vieles dem Geschmack überlassen hat, der nicht alles mit gleichem Maße mißt. Wenn Hübsch die gothischen Dome Glashäuser nennt, — eine übertriebene Bezeichnung, die der wirkliche Eindruck nicht rechtfertigt, — und wenn er das Verschwinden der breiten für Gemälde passenden Wandflächen bedauert, so scheint uns doch fraglich, ob die Architektur die Verpflichtung habe, Raum für eine so ausgedehnte malerische Schaustellung zu bieten, wie sie romanische Kirchen füllen, und ob sie nicht genug thut, einzelnen Gemälden die Stätten zu gewähren, die ihnen auch der gothische Styl nicht versagen muß. Für das freie schön geschwungene Ornament ferner finden wir die Architekten meist eingenommen; welcher begründete Einwurf aber, der nicht blos auf der sogenannten feinen Bildung des Auges, sondern auf ästhetischen Grundsätzen beruhte, läßt sich gegen den Gedanken aufbringen, die ganze wirksame Masse des Bauwerks als durchgängig belebt durch denselben specifischen Bildungstrieb zu characterisiren, der auch ihren wirklichen mechanischen Functionen die eigenthümliche Form ihrer Ausführung bestimmt? Nicht jede dieser Decorationen soll vertheidigt werden, die ja in der großen Menge der Monumente von sehr verschiedenem Werth häufig genug übel angebracht sind, wohl aber das Princip der Ausschließung des völlig freien Ornamentes, welches keine der specifischen Formen andeutet, die in die Masse als ihr eigenes lebendiges Gestaltungsgesetz hineingedacht sind. Vollkommen am unrechten Ort wurde dasselbe Princip der Architektur in der Bildung der Geräthe angewandt, deren sonst oft geistreiche Einzelheiten den thörichten Geschmack nicht vergüten können, Schmuckkästchen, Sessel und Kelche als mannigfach gethürmte und gegiebelte Miniaturgebäude zu formen. Derselbe Mangel erfindischer Phantasie, der uns hier auffällt, begegnet uns in der gothischen Baukunst häufig da, wo sie wirklich, wie in Kapitellbildungen, zum freien Ornament griff; sie copirte dann, aber sie stylisirte

nicht die natürlichen Muster, die sie überdies zuweilen mit grillenhaftem Geschmack wählte.

Der Vorwurf antioptischer Magerkeit der gothischen Profilirungen geht aus einer allgemeinen Verschiedenheit der Geschmacksrichtungen hervor, deren eine der andern schlechthin nachzusetzen, ein Fehler der ästhetischen Theorie sein würde. Verschiedene Gemüther und verschiedene Zeitalter bevorzugen stets denjenigen allgemeinen Formcharacter, welcher dem von ihnen besonders verehrten Theile des sittlichen Ideals oder auch dem entgegengesetzten entspricht, in dessen Erfüllung sie sich vorzugsweis schwach fühlen. Charactere, welche das Gute fast nur unter der Form der Gerechtigkeit und Consequenz kennen, neigen auch in der Kunst oft zu den strengen harten und knappen Formen, aber ebenso oft gefallen sie sich unerwartet hier in einer Vorliebe für zerfließende Weichheit, der sie im Leben ganz fremd sind. Und so sehen wir ganz allgemein in Musik Sculptur Baukunst und Poesie Zeiten und Völker abwechseln mit der einseitigen Vorliebe für das Herbe und Magere oder für das Satte und Volle, für die ruhige und vollständige Motivirung und für die characteristische Ueberraschung, für das Harte und Scharfgezeichnete und für das Verschwebende und Ahnungsvolle. Keiner dieser allgemeinen Formcharactere ist so ausschließlich schön, daß sein Gegentheil unschön wäre; jeder deutet für sich einseitig auf *einen* Zug des Guten hin, das in aller Schönheit zur Erscheinung kommen soll, und läßt seinem Gegensatz die Aufgabe, auf einen andern Zug zur Ergänzung hinzuweisen. In Malerei und Sculptur werden die geschichtlich hinlänglich bekannten Schwankungen des Geschmacks in dieser Beziehung durch die Nothwendigkeit der Naturtreue bald eingeengt; in Musik und Architektur gebührt den verschiedenen Neigungen freierer Spielraum. Das gerechte ästhetische Urtheil scheint mir nicht in der ausschließlichen Verehrung der unzweifelhaft schönen und schwungvollen Formengebung der Griechen, sondern in der Fähigkeit zu

liegen, ſich auch in den ganz abweichenden Eindruck der kryſtalliniſchen Brechungen und der Magerkeit gothiſcher Decoration zu vertiefen. Eine dieſer Weiſen vor der andern zu lieben, iſt das unbeſtreitbare Recht des individuellen Geſchmackes; eine von ihnen um der andern willen zu verurtheilen, kein Recht der äſthetiſchen Theorie. Der Stimmung nördlicher Völker ſcheint die ſatte Entfaltung des anmuthig Geſchwungenen in der Baukunſt nicht ſympathiſch; Eigenheit des Characters und der trübere Himmel, welcher dem Anblick deutliche Linien nur durch tiefe Schatten ſcharfkantiger Gebilde gewährt, laſſen hier größeres Genüge in der mathematiſch einfacheren Geſtaltung finden.

Selbſt der Tadel gegen die gothiſche Verengung des Innenraums durch die Maſſivität der Pfeiler ſcheint mir zweifelhaft. Gewiß iſt der gleichzeitige Ueberblick eines gegliederten Geſammtraums impoſant; aber die gothiſche Bauweiſe hat dieſen Eindruck vielleicht geflohen, um einen andern von nicht geringerem Werthe einzutauſchen. Dem griechiſchen Tempel war der Character einer leicht überſichtlichen harmoniſchen Einheit und der Abgeſchloſſenheit zum Ganzen natürlich; dem chriſtlichen Mittelalter lag dagegen am Herzen, in ſeinen Domen ein Bild des Univerſum aufzurichten, das mit einem Blick nicht vollſtändig überſehbar, ſondern unerſchöpflich in einem Wechſel perſpectiviſcher Durchſichten war, deren Einheit zum Ganzen, obgleich ſie nie dem Blicke auf einmal vorlag, dennoch für die Phantaſie noch ſinnliche Deutlichkeit behielt. Wo einmal der äſthetiſche Hauptgedanke nicht in die umfaſſende Einheit eines ſich vom Außen abſchließenden Ganzen, ſondern in die innere unendliche Theilbarkeit deſſelben und die höchſt vielſeitige Beziehbarkeit der Theile auf einander gelegt iſt, da iſt auch jene halbe Verdeckung der einzelnen Räume für einander gerechtfertigt, und ein Anblick, der Alles auf einmal umfaßte, würde die ſo geſtimmte Phantaſie noch mehr erkälten als befriedigen.

Ich habe dieſe geſchichtlichen Einzelheiten erwähnt, um die

in ihrer Beurtheilung laut gewordenen allgemeinen ästhetischen Ansichten zu bezeichnen. Man ist einig darüber, daß die ganze Conception eines bestimmten Bauwerks, wie Schinkel es ausdrückt (Aus Sch.'s Nachlaß III. 374) nicht aus seinem nächsten trivialen Zweck allein und aus der Construction entwickelt werden dürfe; so entstehe Trockenes und Starres, das der Freiheit ermangele und zwei wesentliche Elemente, das Historische und Poetische, gänzlich ausschließe. Wie weit aber diesen anderen Elementen der Zutritt zu gestatten sei, um das Erzeugniß des Handwerks zur Kunst zu erheben, darüber sei das Wesen einer wirklichen Lehre schwer und man zuletzt auf die Bildung des Gefühls reducirt. Ueber das nun, was Schinkels unvollendet gebliebene Betrachtungen unerwähnt lassen, haben wir Einstimmigkeit insofern gefunden, als Niemand den trivial technischen Kern des Bauwerks nur willkürlich zu verzieren dachte, vielmehr die eigentlich architektonische Decoration nur der ästhetische Ausdruck der characteristischen Construction sein sollte. Ueber das mehr arbiträre Schmuckwerk dagegen, durch welches überdies das Bauwerk zu beleben sei, gingen die Neigungen des Geschmacks ohne hinlänglich lehrhaftes Princip der Entscheidung auseinander. Zu diesen Punkten des Zwiespalts haben wir noch, bisher unerwähnt, die Verwendung der Farben zu rechnen. Ich verweise auf die Schrift über die vier Elemente der Baukunst (Braunschweig 1851), in der G. Semper die Abneigung schildert, welche die deutschen Kunsthistoriker und Aesthetiker sehr allgemein gegen die Nothwendigkeit empfanden, dem Zeugnisse der sich mehrenden Untersuchungen antiker Monumente die durchgängige Bemalung der griechischen Tempel zuzugestehen. Namentlich den Zweifel daran, daß die Griechen die kostbare Weiße des Marmors farbig überdeckt haben sollten, widerlegt Semper dahin, daß eben dieses durchscheinende Material wegen der Lebhaftigkeit gewählt worden sei, die es den aufgetragenen Farben mittheile oder erhalte. Als Thatsache wird die durchgängige

Polychromie der alten Tempel jetzt feststehen; minder ihre ästhetische Beurtheilung. Unter der hellen Beleuchtung Griechenlands mag die blendende Weiße des Marmors, an die unsere Phantasie sich gewöhnt hat, unerträglich gewesen sein; aber die geflissentliche Häufung mannigfacher Farbenpracht, zu der nach Semper selbst das Arom des Harzes, mit dem die Pigmente aufgetragen wurden, einen neuen beabsichtigten Sinnenreiz fügte, begegnet doch in unserer Vorstellung noch einem ausgesprochenen Widerstreben und scheint die Aufmerksamkeit von der eigentlich architektonischen Schönheit des Bauwerkes unvortheilhaft abzuziehen. Diesen Eindruck macht wenigstens den meisten von uns noch immer die Farbenfülle der wiederhergestellten Dome des Mittelalters, während die Architekten ebenso überwiegend die Polychromie, oder doch den Reiz verschiedener Schattirungen der Steinfarbe empfehlen. Das Aeußere der Gebäude jedenfalls wird sich auf dies letztere bescheidene Maß der Verzierung beschränken müssen; unter trübem Himmel erregen Farben am Unbelebten nur Melancholie.

Manchem Zweifel unterliegt ferner die Frage, wieweit die technische Forderung der Zweckerfüllung durch die kleinsten Mittel sich den ästhetischen Bedürfnissen unterzuordnen habe, die Schinkel unter dem Namen der poetischen und historischen zusammenfaßte. Die Beurtheilung schwankt, je nachdem man eben die Befriedigung der letzteren zu dem wesentlichen Zwecke des Bauwerks rechnet, oder diesen nur in dem Nutzungswerthe sucht. Am wenigsten kommt dieser Zweifel bei Werken in Betracht, die wie moderne Brückenbauten nur eine mechanische Aufgabe zu lösen haben, und in denen daher dies Princip der Knappheit und ingeniösen Einfachheit in der Verwendung der Mittel sich selbst zu dem ästhetischen Werth der Eleganz ausbilden kann. In der monumentalen Baukunst, die dem geistigen Leben dient, finden wir fast überall einen Ueberschuß der zum eigentlichen Nutzeffect nöthigen Mittel nur zum allgemeinen poetischen Ausdruck oder

zu dem einer historisch characteristischen Stimmung verwandt. Die Beurtheilung der verschiedenen Baustyle nach diesem Gesichtspunkt ist wohl einstimmig darüber, daß das griechische Princip des gradlinigen Architravs eine vollendet schöne Form und kleine Nutzräume mit ungeheurem Massenaufwand herstellt, und daß das andere Princip der Wölbung ihm an Möglichkeit schöner Formentwicklung nicht nachsteht, durch die Fähigkeit der Ueberspannung großer Räume mit einfachen Mitteln ihm überlegen ist, in seinen geschichtlichen Entwicklungen aber dennoch nur theilweis von diesen Vorzügen Gebrauch gemacht, und großen Massenaufwand ebenfalls dem blos poetischen und characteristischen Ausdruck gewidmet hat. Daß dieser Aufwand gänzlich nutzlos verloren sei, wird Niemand behaupten, der sich der Bedeutung erinnert, die für unsere Phantasie, wie die lyrische Poesie tausendfältig zeigt, dieselben Thurmbauten gewonnen haben, deren trivialer Nutzen allerdings im äußersten Mißverhältniß zu den aufgeopferten Mitteln steht.

Den ästhetischen Werth der Proportionen hatte die mittelalterliche Baukunst in allerhand symbolischer Bedeutung und in einer Zahlenmystik gesucht, die den Rechner befriedigen mag, aber das Auge oft unbefriedigt läßt. (Schnaase Kunstgeschichte, Mittelalter II, 317. 18.) Die Forderungen des letzteren glaubte J. H. Wolff (Beiträge zur Aesthetik der Baukunst) darauf zurückführen zu können, daß ursprünglich wohlgefällig nur das Verhältniß von 1:1, also das Quadrat und der Würfel erscheine, der Grad der Wohlgefälligkeit aber steige, wenn größere Formganze dieses an sich zu einfache Verhältniß nur als leicht erkenntliches Grundmaß ihrer mannigfacheren Anordnung, zum Theil als Umgrenzung wirklich stehender Massen, zum Theil nur intentionell als Verbindungsumriß ausgezeichneter Punkte wiederholen. Sein Grundgesetz des goldenen Schnittes hat Ad. Zeising durch Messungen hervorragender

antiker und ſpäterer Baumonumente als Princip auch der architektoniſchen Formgefälligkeit zu erweiſen geſucht. Im Gebrauch der Baumeiſter und der Werkleute endlich finden ſich mannigfache Traditionen über zuſammenſtimmende Dimenſionen, der Erfahrung entlehnt und ohne Anſpruch auf principielle Begründung. (F. W. Unger die bildende Kunſt. 158.)

Wenden wir uns endlich zu dem Leben und der Anwendung, ſo finden wir die Frage, wie wir bauen ſollen, ſeit langer Zeit lebhaft aber unfruchtbar verhandelt. Weiter reicht die Uebereinſtimmung nicht, als bis zu den Grundſätzen, daß unſer Bauen überhaupt einen concreten Styl haben und daß es ſich gleich eng an unſere Bedürfniſſe wie an den ſpecifiſchen Geiſt der modernen Zeit und ihrer Phantaſie anſchließen müſſe. Der Zwieſpalt beginnt mit der ſpecielleren Frage, wie dieſen Forderungen zu genügen ſei. Wird an die Architekten das Verlangen gerichtet, aus ihrer Kenntniß aller vorhandenen Möglichkeiten heraus mit erfinderiſchem Geiſte den neuen Styl zu fixiren, der unſerer Zeit entſpreche, ſo finden wir häufig, daß ſie vor allem den Geiſt dieſer Zeit ſelbſt zu corrigiren unternehmen, um ihm denjenigen Ausdruck aufzudrängen, der ihren eignen Vorneigungen angemeſſen iſt. Nun gehört zu dem Character der Gegenwart eine Univerſalität des Geſchmackes, die durch Ueberlieferung aller Art genährt, jede eigenthümliche Gattung der Schönheit nachzugenießen und zu bewundern fähig iſt, ohne deshalb jede als unmittelbare Lebensumgebung ihren eignen Gewohnheiten entſprechend zu finden. Nicht jede Schönheit der Kunſtgeſchichte läßt ſich im Leben reproduciren, und anderſeits ſind die Strömungen dieſes Lebens ſelbſt ſo vielförmig, daß zu ihrem Ausdruck ein einziger Alles beherrſchender Styl vielleicht nicht in derſelben Weiſe zu hoffen und zu wünſchen iſt, wie er vergangenen Zeiten von gleichförmigerer Signatur ihres Weſens möglich war; nach manchen Richtungen hin ſtehen wir auf demſelben Boden mit der Vorzeit und haben keinen Grund, ihre

Verfahrungsweisen zu ändern, nach andern haben wir keine Gemeinschaft mit ihr und folglich auch keine Veranlassung, uns durch die von ihr gefundenen Formen beschränken zu lassen.

Daß die Einheit des religiösen Bewußtseins uns abhanden gekommen ist, schmälert allerdings die Anzahl der monumentalen Aufgaben, die der Architektur gestellt werden; aber für diejenigen, welche dennoch gegeben werden, besteht unsere Zusammengehörigkeit mit der Vergangenheit fort. Das religiös gestimmte Heidenthum hat seine Cultusformen und seine Baukunst entwickelt, die wir bewundern können; der Rationalismus und die unkirchliche Gesinnung unserer Zeit haben weder den positiven Glaubensinhalt noch das religiöse Bedürfniß der antiken Welt; beide haben auf allen Gebieten der Kunst sich bisher unfruchtbar gezeigt und können nicht den Anspruch machen, einem Bedürfniß, welches sie nicht fühlen, die Art seiner Befriedigung zu bestimmen. Sie brauchen beide überhaupt keine Kirchen zu bauen; wo aber deren gebaut werden, ist nicht einzusehen, aus welchem Grunde der romanische und der gothische Styl verlassen werden sollten. Der eine wie der andere entspricht nach verschiedenen Seiten vollkommen dem religiösen Gefühl, welches überhaupt die Bedeutung einer geschichtlichen Kirche anerkennt; die andere Richtung der Gegenwart aber, die sich dieser Anerkennung entzieht, würde ihren Tempel wirklich da suchen müssen, wo er ja im Gegensatz zu der Kirche so oft gezeigt worden ist: in Gottes großer Natur, aber gar nicht mehr in einem Kunstwerk von Menschenhänden. Beide jene Style sind übrigens bildsam genug, um den verschiedensten Bedürfnissen zu genügen, und eine unerschöpfliche Menge schöner Formationen zu entwickeln, die zugleich nicht in übermäßigem Gegensatz gegen die Forderungen der bürgerlichen Baukunst ständen. Die weitere Ausbildung beider würden wir weniger von dem an der klassischen Antike gebildeten Auge, als mit Reichensperger, dem begeisterten Lobredner des gothischen Styls, von dem eingehenderen ästhetischen Stu-

rium der Gothik selbst erwarten; wer in dieser, wie eben noch Recht gethan, nur eine hassenswürdige von Frankreich her uns importirte Barbarei sieht, (Kunst und Kunstindustrie auf der Weltausstellung von 1867) täuscht sich über den Grad und den Grund der Sympathie, den diese Bauweise noch im Volke findet, und ebenso täuschen sich diejenigen, welche den freien Schwung der Linien und die breit anmuthig und zierlich entwickelte Decoration des Alterthums für verträglich mit dem ästhetischen Character des Kirchenbaus halten.

Im lebhaftesten Gegensatze gegen diese noch fortdauernde kirchliche Strömung unserer Zeit steht die technisch-industrielle. Sie stellt der Baukunst neue Aufgaben genug, ohne daß bisher ein ihnen völlig entsprechender Styl sich gebildet hätte: was sich aber gebildet hat, pflegt der Hyperkritik von Seiten der alten Theorien zu unterliegen. Wer sich der ersten Zeiten der Eisenbahnen erinnert, wird wohl zugestehen, daß manche damals in leichter Holzconstruction provisorisch hergestellte Hallen in der That mit dem Ganzen des Eisenbahnbetriebes einen harmonischen Eindruck machten. Das Characteristische der industriellen Mechanik besteht in der Bewältigung des Großen durch die einfachsten und kleinsten möglichen Apparate; dem Geiste dieser Kühnheit entsprach die Luftigkeit der früheren Anlagen weit mehr als die ungeheuren Aufhäufungen von Stein, meist in romanischem Styl, die jetzt an ihrer Stelle stehen. Die Locomotive mit ihrem phantastischen Bau, ein kleines vulcanisches Ungeheuer von riesenmäßiger Kraft, nimmt sich mit ihrer Beweglichkeit sehr fremdartig zwischen diesen breiten Massen aus, die in gleich unerfreulichem Formengegensatz gegen die Schienenwege und die leichtgespannten Brücken, so wie gegen alle die geräuschvolle Betriebsamkeit des Reiselebens stehen. Für die Herstellung lichter Aufstellungsräume hatte Paxtons Glas- und Eisenbau ein neues Princip erfunden; die Mängel desselben sind von größerem Scharfsinn aufgedeckt worden, als man zur Fort-

entwickelung des ſchätzbaren Keimes verwendet hat. Man begegnet dem Einwurf, die Schlankheit der Eiſenſäule gewähre den äſthetiſchen Eindruck der Feſtigkeit nicht, der eine gewiſſe ſichtbare Breite der ſtützenden Maſſe verlange. Allein es gibt keine von Natur feſtſtehende Proportion zwiſchen Dicke und Höhe, die dieſen Eindruck allein ſicherte; unſer äſthetiſches Gefühl iſt hier abhängig von der Erfahrung. Eine hölzerne Stütze ſcheint uns vollkommen ſicher, wenn eine ſteinerne von gleichen Dimenſionen uns höchſt gefahrdrohend vorkommt; nur wieder die Gewöhnung an die hölzerne verdächtigt uns im Anfang die noch ſchlankere metallene. Daß ferner der Eiſenbau in der Ornamentirung noch mangelhaft und ohne Stylgefühl geweſen ſei, mag wahr ſein; allein für die neue Verfahrungsweiſe, die nicht durch bloßes Auflegen ſchwerer Maſſen, ſondern durch mannigfache cohäſive Spannung und Vernietung der einzelnen Theile zum Ziele kommt, mußte eine allmähliche Ausbildung einer völlig neuen Decoration, nicht eine Nachahmung der alten erwartet werden. Die Vorausſetzung, dieſe wieder finden zu müſſen, kann nur ungerecht gegen das Ueberraſchende machen, was bisher dieſer Bauweiſe herzuſtellen gelungen iſt. Am ſchwerſten wiegen die Einwände gegen die Haltbarkeit des metalliſchen Materials, und es iſt kaum zu hoffen, daß weitere Erfahrungen ſie in befriedigendem Maße widerlegen werden. Aber es iſt die Frage, ob monumentale Dauer eine unabweisliche Aufgabe *jeder* Architektur iſt. Der Schönheit überhaupt iſt die ewige Dauer nicht weſentlich; „ſchuf ich doch, ſagte der Gott, nur das Vergängliche ſchön.“ Unſerer lebhaft bewegten Zeit kann es wohl auch darauf ankommen, die vorübergehenden Bedürfniſſe, die ſie empfindet, vorübergehend in ſchöner Wirklichkeit auszuprägen und für ſich, für die Lebenden, Werke herzuſtellen, an deren Statt die Zukunft die ihrigen ſetzen mag. Was ſich forterhielte, würde der Styl, die *Kunſt* des Bauens ſein, nicht das einzelne *Werk*, und darin würde kein Unglück liegen.

Am häufigſten erweckt Klagen über Stylverfall die Privatbaukunſt, in welcher der Künſtler dem undisciplinirten Belieben der Einzelnen nachgeben muß. Ein weſentlicher Grund der unerfreulichen Erſcheinungen, die uns hier begegnen, liegt im Mangel an Klarheit über das, was man will. Das Wohnhaus einer Familie ſoll nicht verſuchen, das Problem eines einheitlichen Ganzen von conſtructiver Conſequenz des Styls zu löſen; das Haus hat dem Leben zu dienen, nicht das Leben ſich nach der Räumlichkeit des Hauſes zu richten. Unglücklich, wer genöthigt iſt, in einem äſthetiſchen Monumente zu wohnen, und nicht dem geringſten Einfall ſeiner Luſt und Laune, nicht dem vermehrten oder veränderten Bedürfniß durch irgend einen Anbau nachgeben darf, aus Furcht, die Einheit des Kunſtwerks zu zerſtören, deſſen Paraſit er iſt. Die monumentale Kunſt hat die Aufgabe, dem Bewußtſein einen idealen Lebenszweck vorzuhalten, dem die veränderlichen Gewohnheiten ganzer Zeitalter ſich unterordnen ſollen; ihr gebührt es, dieſen Zweck vollſtändig und ohne nichtsſagenden Ueberfluß, durch eine folgerecht aus einem Princip ſich entwickelnde Conſtruction und mit einheitlich abgeſchloſſenem Plan zur Erſcheinung zu bringen. Das Leben des Einzelnen und der Familie wird dagegen nie vollſtändig durch Eine Idee beſtimmt, und iſt noch minder im Stande, der Idee, von der es vorherrſchend bewegt würde, eine mangelloſe und abgeſchloſſene Darſtellung zu geben. Die ſittliche Verpflichtung des Einzelnen geht nur darauf unerläßlich, den Handlungen, zu denen der Weltlauf ihm unzuſammenhängende Veranlaſſungen bringt, die Einheit einer Geſinnung zu geben; ſie kann nicht bis zu der Forderung geſteigert werden, alle dieſe zufällig ihm abgenöthigten Aeußerungen auch zu der Einheit eines planmäßigen Ganzen zu verknüpfen. Und eben ſo mag das Haus durch die Gleichartigkeit des Styles, in welchem es ſich den veränderlichen Bedürfniſſen durch allmähliches Wachsthum anpaßt, die Einheit des Characters ausdrücken, die ſein Bewohner zu be-

wahren hat; aber es macht eine ungehörige Prätenſion, wenn es von Anfang an auf ſymmetriſche Abgeſchloſſenheit ſeines Planes berechnet ſich als unwandelbares Ganze gegen jede Veränderung und Vergrößerung ſträubt. Monument kann es nur dadurch ſein wollen, daß es die raſtloſe Beweglichkeit ausdrückt, mit welcher der lebendige Geiſt der Bewohner neue Bedürfniſſe durch neue Hülfsmittel befriedigt, dieſe dem Aelteren anmuthig anzupaſſen oder die Gelegenheiten ſinnreich zu verwerthen weiß, die das Vorgefundene unabſichtlich zur Gewinnung reizender, dem häuslichen Leben dienender Oertlichkeiten darbietet. Dieſe geſchichtliche Schönheit beſitzen viele mittelalterliche Gebäude, Burgen ſowohl als Wohnhäuſer; ſie würden uns noch mehr befriedigen, wenn ſie die eine äſthetiſche Forderung, die wir allerdings aufrecht halten müſſen, die Einheit des Styls, beſſer bewahrt hätten, und nicht oft die Formen weſentlich verſchiedener Zeitalter ohne Vermittlung aneinander rückten. Daß dieſe Anſicht der Sache in die Privatbaukunſt ein mehr maleriſches und landſchaftliches, als architektoniſches Princip einführen würde, gebe ich nicht nur zu, ſondern halte eben dies für nothwendig; dem modernen Leben dienend, das eben ſo viel Bedürfniß heimlicher Zurückgezogenheit als des Zuſammenhanges mit der äußern Natur hegt, wird das Wohnhaus am beßten thun, ſich jedes hochtrabenden Anſpruchs auf conſtructiven Tiefſinn und Einheit des Planes zu enthalten; es mag ſich einfach für eine Raumumfriedigung geben, die durch Sauberkeit der Ausführung und durch Feinheit maleriſch zuſammenſtimmender Maßverhältniſſe erfreut, von dem herrſchenden monumentalen Style aber mag es nur die Ornamentik entlehnen, um ſeine Zuſammengehörigkeit mit dieſem zu einem und demſelben Zeitalter zu bekennen. Solche Bevorzugung des Maleriſchen, Landſchaftlichen oder auch echt Häuslichen hat zuerſt die ſarazeniſche Cultur in die Baukunſt gebracht; theils dieſe mauriſchen Motive, theils die Formen des romaniſchen und des gothiſchen Styls ließen ſich in der angedeuteten beſcheidenen

Weiſe mit Leichtigkeit an Privatbauten verwenden, ohne ſie mit den Werken einer gleichzeitigen monumentalen Architektur in Widerſpruch zu ſetzen. Sie würden zugleich den Vortheil bieten, ſich jedem Material, dem Stein, dem Holz und dem Eiſen mit gleicher Leichtigkeit anzupaſſen. Und auch dies iſt zu ſchätzen; denn ſo gewiß der monumentalen Baukunſt die Ausführung im Stein unerläßlich iſt, eben ſo verkehrt würde es ſein, aus der Privatarchitektur eine Menge reizender und zierlicher Conſtructionen auszuſchließen, die nur der Holzbau überhaupt herſtellen, und die namentlich nur er mit dem Eindruck der Wöhnlichkeit herſtellen kann.

Allerdings ſetzen dieſe Bemerkungen den glücklichen Fall eines einzelnſtehenden Hauſes voraus, das ſich nach Bedürfniß vergrößern kann und das nur mit einem Stück Landſchaft in kunſtmäßig zu bearbeitender Verbindung ſteht. Die Lebensverhältniſſe in größeren Städten gewähren dieſe Bedingung ſelten, allein ſie geben auch den Gebäuden eine andere Bedeutung, die ſich in ihrer architektoniſchen Behandlung folgerecht ausdrücken kann. Was hier nicht ſtaatlichen Zwecken gewidmet iſt und darum monumentale Behandlung und iſolirte Lage verlangt, das dient als Geſchäftsraum oder als Herberge einer veränderlichen Bevölkerung, die nicht hier verlangen kann, ihre individuelle Eigenart in äußerlicher Erſcheinung vollſtändig auszuleben. Beide Beſtimmungen laſſen zu und verlangen ſogar, wie mir ſcheint, daß dieſem Maſſenleben entſprechend auch die Bauwerke auf individuelle Selbſtändigkeit verzichten, und Schönheit nur durch die maleriſchen und impoſanten Maſſenwirkungen ſuchen, welche die künſtleriſch erfundene Anordnung der im Einzelnen gleichartigen hervorbringen kann. Man hat vielfältig den Caſernenſtyl unſerer modernen Hauptſtädte geſcholten und ihm die anmuthige Verwirrung älterer vorgezogen, in denen jedes Haus ſeine beſondere Phyſiognomie zeigt; ich glaube, daß man hiermit nur die ungeſchickte Ausbeutung eines richtigen Princips der

Schönheit eines unanwendbaren gegenübergestellt hat. Jene Versammlungen ausdrucksvoller Häuserindividuen werden da, wo eine nicht symmetrische aber bequeme Anordnung sie im Raume zweckmäßig vertheilt, stets eine anmuthige Erscheinung bleiben; aber so wie diese letztgenannte Bedingung in alten Städten selten erfüllt ist, so ist umgekehrt den neueren die stylose Unförmlichkeit der einzelnen Bauwerke keineswegs zu der Massenwirkung nothwendig, in der jeder unbefangene Sinn ein eigenthümliches wohlberechtigtes Element der Schönheit anerkennen wird. Große Städte wollen als große Städte schön sein; sie sind es niemals, wenn ihre einzelnen schönen Bestandtheile so ineinander verwirrt sind, daß es nirgends in ihnen einen orientirenden Mittelpunkt und klare Aussichten über die Massen gibt, und wenn so trotz der Größe des Ganzen der Blick überall nur auf Kleinem oder auf Wenigem zugleich haften kann. An einzelnen wohlvertheilten Brennpunkten müßten die monumentalen Bauwerke stehen, die mit aller Consequenz und allem Reichthum des herrschenden Styles die ewigen idealen Aufgaben der Cultur verherrlichen; diese Plätze würden zu verbinden sein durch Gebäudereihen und Straßen, die mit sorgfältiger Benutzung der Gunst des Terrains die dem modernen Gefühl unentbehrliche Beherrschung des Ganzen von verschiedenen Standpunkten und dieser Standpunkte durch einander möglich machten und die in ihrer uniformen Erscheinung die massenhaft zusammengefaßte Lebenskraft und Regsamkeit der Bevölkerung versinnlichten; in den Vorstädten, die sich gegen die Landschaft öffnen, würden ästhetische Rücksichten und Bedürfniß zugleich jener individuelleren Architektur Raum geben, welche dem veränderlichen und mannigfaltigen persönlichen Leben mit leichtem Anschlusse an den Styl des Ganzen seine characteristische Erscheinung verschafft.

Betrachten wir das religiöse Leben als den Mittelpunkt unserer idealen Cultur, so würde nur der gothische Styl, und vielleicht der romanische, die nöthige Biegsamkeit besitzen, um allen

unſern verſchiedenen Lebensintereſſen zu entſprechen. In ſeiner conſtructiven Vollſtändigkeit würde er den Kirchen und dem Sinne, der ſie bauen heißt, noch immer völlig angemeſſen ſein; die Privatbaukunſt würde ſein für ſie unpaſſendes Princip der Wölbung fallen laſſen und doch durch die Wahl der Proportionen und der Ornamentik ſich noch immer ſelbſt in ihren leichteſten und heiterſten Werken als zugehörigen Nachklang des ernſten und vollſtändigen Styls darſtellen können. Es wäre anders, wenn die weſentlich modernen Beſtrebungen, deren ſonſtiges Recht wir anerkennen, weit genug ſich geklärt und gefeſtigt hätten, um künſtleriſch beſtimmend auf den Geſammtausdruck unſeres Lebens einzuwirken. Dies iſt namentlich mit politiſchen Tendenzen bisher nicht der Fall, und alle Architektur iſt bisher an der ausdrücklich geſtellten Aufgabe geſcheitert, der ſtaatlichen Repräſentation des Volkes angemeſſenen Ausdruck zu geben. Sie hat nur Erfolg gehabt, wo dieſe Aufgabe durch die hiſtoriſche Entwicklung unbewußt nach und nach erfüllt wurde. Es konnte wenigſtens ausdrucksvolle, zuweilen ſchöne Fürſtenſchlöſſer und Rathhäuſer geben, wo ein legitimes Herrſchergeſchlecht, mit der Geſchichte ſeines Volkes durch große Thaten und Leiden verbunden, oder wo eine Stadtgemeinde, von geſonderten auf verſchiedene Berufe gegründeten Genoſſenſchaften zuſammengeſetzt, durch lange Wechſelwirkung ihrer Selbſtregierung ein characteriſtiſch individuelles Leben entwickelt hatte, das gleich characteriſtiſche Erſcheinung zuließ. Aber die Kunſt kann keine anpaſſenden Formen für politiſche Verſammlungen erfinden, deren Beſtand, Befugniſſe und Geſchäftskreiſe zweifelhaft ſind, und deren Mitglieder, auf Zeit gewählt, heute dieſes, morgen jenes Princip vertreten.

Viertes Kapitel.

Die Plaſtik.

Winckelmann und Leſſing über Laokoon. — Deutung dieſer Gruppe: Henke. — Die Milderung der Affecte zur Schönheit. — Die Ruhe der plaſtiſchen Geſtalt nach Winckelmann; Verbot des Tranſitoriſchen durch Leſſing; Widerſpruch Feuerbachs. — Körperſchönheit als Gegenſtand der Sculptur. — Normaltypus und Kanon. — Bildung. — Die Plaſtik formt nur göttliche Weſen. — Das Genre; die religiöſe und hiſtoriſche Sculptur und die modernen Aufgaben.

Ohne die Anſchauung ſchon vorhandener ſchönen Werke wird Niemand blos aus dem abſtracten Begriffe der bildenden Kunſt und vielleicht der Kenntniß des Stoffes, mit welchem ſie arbeitet, die nothwendigen Regeln ihres Verfahrens abzuleiten vermögen. Die Gegenwart aber erfreut ſich einer ſo ausgedehnten Uebung der Plaſtik nicht, daß ſie durch ihre Erzeugniſſe ein maßgebendes Bewußtſein über die Aufgaben und die Geſetze derſelben erziehen könnte. Aus der Bewunderung und Deutung antiker Meiſterwerke haben daher unſere äſthetiſchen Theorien über die bildende Kunſt ſich entwickeln müſſen. Dieſen koſtbaren Stoff der Betrachtung nun hat das Glück uns nur nach und nach wiedergeſchenkt, und auch nur allmählich, obwohl mit beſchleunigter Geſchwindigkeit, haben die archäologiſchen Forſchungen das Ganze des antiken Lebens aufgeklärt, aus deſſen Geiſt heraus jene Werke zu begreifen ſind. Sehr natürlich iſt daher die äſthetiſche Reflexion, zu früh verallgemeinernd, was ſie jedesmal aus den nach und nach entdeckten Werken des Alterthums gelernt zu haben glaubte, zur Aufſtellung von Geſetzen verleitet worden, welche wieder zu beſchränken ſie durch ſpätere Entdeckungen genöthigt wurde. So ſind unſere allgemeinen Anſichten gar ſehr von dem jedesmaligen Standpunkte der Kenntniß des Alterthums abhängig geblieben, und unſer Urtheil über das Weſen der pla-

ſtiſchen Schönheit hat mit dem Wechſel der gewonnenen Aufklärungen über das gewechſelt, was die Griechen für ſolche Schönheit hielten und über Alles, was ſie in der Darſtellung derſelben gewagt und geleiſtet hatten. Allerdings würden wir daher nur wenige allgemeingültige und zugleich fruchtbare Sätze als unwiderrufliche Beſtandtheile einer Theorie der bildenden Kunſt erwähnen können; auch hier liegt das Beſte des Geleiſteten in jener nachfühlenden kunſtkritiſchen Entwicklung, welche die Schönheit eines einzelnen Werkes zu lebendigem Bewußtſein bringt, ſehr ſelten aber allgemeine Beſtimmungen liefert, nach denen die Schönheit eines zweiten Werkes von abweichendem Inhalt ſich beurtheilen ließe.

Die geringe, nur zum Seufzer gebildete Oeffnung des Mundes, welche Winckelmann an der Statue des Laokoon fand, wurde der Ausgangspunkt der erſten Reihe dieſer Betrachtungen. In allen Muskeln und Sehnen des Körpers ſchien ſich der heftigſte Schmerz auszudrücken; das Fehlen jenes ſchrecklichen Geſchreies, das Virgil den Gepeinigten ausſtoßen läßt, glaubte daher Winckelmann von der Abſicht der griechiſchen Plaſtik herleiten zu müſſen, alle Leidenſchaften durch den Ausdruck einer großen und geſetzten Seele zu mildern, die allezeit ruhig bleibe gleich der Tiefe des Meeres, auf deſſen Oberfläche der Sturm wüthe. Die Thatſache nun, daß in dem Geſicht des Laokoon der Schmerz ſich mit derjenigen Wuth nicht zeige, die man bei ſeiner Heftigkeit vermuthen ſollte, findet Leſſing vollkommen richtig; nur über den Grund, den Winckelmann dieſer Erſcheinung gibt, erlaubt er ſich anderer Meinung zu ſein. Dieſer Meinungsverſchiedenheit verdanken wir die glänzende Reihe von Abhandlungen, welche Leſſing unter dem Namen des Laokoon zuſammengefaßt hat; der Meinungsverſchiedenheit alſo über den Grund einer Thatſache, die vielleicht gar nicht beſteht, ſondern erſt durch die Deutung des Bildwerks geſchaffen worden iſt. Der Streit über dieſe Deutung hat auch ſpäter fortgedauert;

Feuerbach (der vaticaniſche Apoll S. 340 der 2. Auflage) meint von dem Munde des Laokoon keineswegs beklommenes Seufzen, ſondern vollen tönenden Weheruf zu vernehmen und findet unbegreiflich, wie man dies je verkennen konnte; Henke (die Gruppe des Laokoon 1862) mit dem Auge des Anatomen die Figur prüfend, entſcheidet ſich für die Unannehmbarkeit des lauten Schreies; die Anſpannung und Wölbung des Bruſtkorbs und die gleichzeitig beibehaltene Weiche und Fläche der nicht zur heftigen Exſpiration zuſammengezogenen Bauchmuskeln bezeichne den Augenblick des Stillſtands aller Bewegung, der nach einer tiefen ſchmerzlichen Inſpiration eintritt und ſich ebenſowohl in Seufzer, als in einem lauten Weheſchrei entladen könne. Unter dem Vorbehalt, daß die genaue Vergleichung des Originals alle Züge dieſer Beſchreibung rechtfertige, dürften wir ihren Gründen Nichts entgegenſetzen können.

Aber ich vermiſſe gänzlich eine Motivirung der allgemeinen Annahme, daß der Körper des Laokoon den intenſivſten ſinnlichen Schmerz ausdrücke. In der Natur der Situation liegt keine Nothwendigkeit dieſer Deutung; der Angriff eines Löwen, der die Glieder der Beute zerreißt, könnte ſie rechtfertigen; der einfache Biß einer Schlange dagegen, kaum mit dem Schmerze des Zahnausziehens vergleichbar, kann in dem Augenblick, in welchem er geſchieht, nicht als Urſache einer phyſiſchen Pein gelten, die durch ihre bloße ſinnliche Heftigkeit alle Fibern eines kräftigen Körpers ſo zu leidenſchaftlichem Ausdruck hinriſſe. Zwei andere wichtige Momente enthält dagegen die Situation. Die Angriffsweiſe der Schlangen, die langſame Umwindung, die doch immer weiter vorrückt, die Elaſticität des umſchlingenden Bandes, die einigen Kampf, und doch fruchtloſen, möglich macht, das ſpielende Züngeln, das den Biß verſchiebt, um ihn dann plötzlich mit dämoniſcher Geſchwindigkeit auszuführen: alle dieſe Umſtände geben der dargeſtellten Scene die Bedeutung einer furchtbaren ängſtlich geſpannten Erwartung, die nun, in dieſem Augenblick des

wirklichen Biſſes, zur troſtloſen Erfüllung kommt. Virgil erwähnt außerdem den dunkeln Giftgeifer der Schlangen; auch wenn er ihn nicht erwähnte, ſchiene es mir doch natürlich, an dieſe unheimliche Verderblichkeit der Angreifer vor allem zu denken; was der Künſtler darſtellen wollte, iſt eben nicht der Anſturm der rohen Gewalt, mit welcher das reißende Thier den Körper ſchmerzlich zerfleiſcht, ſondern das unabwendbare Anſchleichen einer drohenden finſtern Gewalt, deren kleinſter wirklicher Angriff alle Hoffnung der Rettung mit einem Male vernichtet. In dieſem pſychiſchen Vorgang, in der plötzlich eintretenden Hoffnungsloſigkeit nach langer Spannung und Gegenwehr, glaube ich den Sinn dieſer Darſtellung ſuchen zu müſſen, aber auf keine Weiſe in einem phyſiſchen Schmerz, gegen den die Standhaftigkeit einer großen Seele beſonders aufgeboten werden müßte.

Daß die Situation auf meine Deutung führen könne, wird man mir vielleicht gern zugeben, aber man wird die anatomiſche Bildung der Figur einwerfen, die ſo ſichtlich und meiſterhaft den Ausdruck des Schmerzes biete. Ich beſtreite jedoch dies letztere durchaus, indem ich im Uebrigen vollkommen Henkes phyſiologiſcher Auslegung dieſer Bildung beitrete. Daß das Geſicht des Laokoon mehr Seelenſchmerz als körperliche Pein ausdrücke, darüber ſind ja alle einig; der übrige menſchliche Körper aber beſitzt nicht zum Ausdruck jeder Art der geiſtigen Erregung eine beſondere, ſonſt nie vorkommende Bewegung oder Stellung; er muß vielmehr gewiſſe zuſammengehörige Gruppen der Muskelthätigkeit, welche ſeine Organiſation ihm vorzeichnet, zur Kundgebung ſehr verſchiedener Erregungen verwenden, deren ſpecielle Deutung ohne den Anhalt, welchen die Situation für die Erklärung darbietet, oft gar nicht ausführbar iſt. Ich erinnere mich, vor längeren Jahren in dem Pariſer Charivari eine Caricatur geſehen zu haben, einen Mann, der nach einer wüſten Nacht, mit vollem Katzenjammer erwachend, auf dem Rande

ſeines Bettes ſich genau in der Stellung des Laokoon dehnt und reckt und mit derſelben halben Oeffnung des Mundes gähnend ſich an die elende Wirklichkeit wieder anzuſchließen ſucht. Es bedarf indeſſen dieſer Caricatur nicht; man braucht nur die Schlangen und den Alles erklärenden edlen Ausdruck des Kopfs hinwegzudenken, ſo wird man in dem Körper des Laokoon in der That phyſiologiſch Nichts ausgedrückt finden, als jenen von Henke ſehr gut geſchilderten Moment des Stillſtands der ganzen Körpermuskulatur, der nach der tiefen Inſpiration für einen Augenblick eintritt. Dieſem Zuſtand ſind alle die Mitſpannungen der übrigen Glieder, all dieſes Dehnen und Recken der Arme und Beine ganz natürlich, gleichviel ob jene tiefe Inſpiration ein langweiliges Gähnen oder eine Folge der höchſten Angſt und Bangigkeit iſt. Der Ruhm des Bildhauers beſteht nicht darin, durch dieſe Bildung des Körpers dem intenſivſten Schmerze ſeinen ſpecifiſchen Ausdruck gegeben, ſondern darin, die Zuſammengehörigkeit der organiſchen Bewegungen auf das Feinſte gekannt, und ſie zur Darſtellung eines pſychiſchen Vorgangs verwendet zu haben, von dem ſie nicht ausſchließlich, aber von dem ſie *auch*, und unvermeidlich angeregt werden. Dieſe zuſammengehörige Gruppe von Spannungen iſt das Weſentliche in der Körperbildung des Laokoon; der vorangegangene Kampf und das Ganze der Situation erklärt die beſondere Stellung der Glieder, in welcher der Körper hier von jener Erſtarrung ergriffen wird.

Zweifelhaft iſt mir bei alle Dem, ob nicht dennoch Laokoon hörbar ſeufzt. Die Wendung, mit welcher der ältere der Söhne, wie plötzlich durch einen neuen Vorfall überraſcht, ſein Geſicht dem Vater zuwendet, ſcheint ſo am zulänglichſten motivirt zu werden, und unmöglich iſt die Annahme nicht. Die Weichheit der Bauchmuskeln, wenn ſie ſo iſt, wie Henke ſie beſchreibt, denn Andere beſchreiben anders, ſteht dem anhaltenden Geſchrei, aber nicht dem unwillkürlichen Beginn eines tönenden Seufzers entgegen. Was aber Göthe (ich finde die Stelle nicht wieder) be-

merkt haben ſoll: die ſtraffe Spannung des übrigen Körpers ſchließe den Schrei aus, weil dieſe organiſchen Functionen einander nur ablöſen, aber nicht zugleich ausgeführt werden können, würde jedenfalls irrig ſein. Schon die Kinder in der Wiege ballen die Fäuſtchen um ſo mehr, je heftiger ſie ſchreien; und wer gar nicht aus Schmerz, ſondern nur zum Verſuch ſeiner Stimme ſo laut als möglich ſchreien will, wird finden, daß er es ſtehend nicht kann, ohne die Zuſammenziehung der Bauchmuskeln durch eine geringe Beugung der Beine zu unterſtützen; die dazu nöthige Muskelthätigkeit verſchafft ihm ſehr deutlich das Gefühl einer lebhaften Spannung und die Sinnestäuſchung, als wurzele er während des Schreiens feſter am Erdboden als ſonſt.

Kehren wir jedoch zu Leſſing zurück. Er leugnet jenen Zug der griechiſchen Plaſtik, ſich des vollen Ausdrucks körperlicher Schmerzen als einer nicht darzuſtellenden ſittlichen Unwürdigkeit geſchämt zu haben. Alle Schmerzen zu verbeißen, ſei barbariſcher Heroismus; der Grieche habe ſie geäußert und habe ſich keiner menſchlichen Schwachheit geſchämt; nur durfte keine ihn auf dem Wege der Ehre und der Pflicht zurückhalten; Philoktet und Herkules habe das Drama laut wehklagend vorgeführt. Ich laſſe das Ungerechte der Seitenblicke unberührt, die Leſſing hier, parteiiſch für das Alterthum, gegen unſere andere Denkweiſe richtet, und komme mit ihm zu ſeiner Folgerung: nicht weil lebendige Schmerzäußerung unwürdig, ſondern weil ſie immer unſchön ſei, habe die antike Plaſtik ſie vermieden, und den naturwahren Ausdruck nur der Schönheit, nicht aber irgend einer ſittlichen Rückſicht aufgeopfert. Oder vielleicht richtiger: um ohne Unwahrheit verfahren zu können, habe ſie ſorglich ſtets jenen günſtigſten Moment der Handlung gewählt, in welchem die Linien der Schönheit noch den naturwahren Ausdruck des Gemüthszuſtandes bilden.

Man kann zweifelhaft ſein, wie viel ernſtliche Differenz nun noch zwiſchen Leſſing und Winckelmann beſteht. Leſſing

mag Recht haben, daß der äußerſte Affect alle ſchönen Linien verzieht und daß der zum Schreien aufgeriſſene Mund ein widriger dunkler Fleck ſein würde; aber ſchwerlich wird man jene verzogenen Umriſſe als geometriſche Formen betrachtet um ſo viel ſchlechter finden, als die natürlichen und ruhigen; ſie ſcheinen es doch nur, weil ſie eben jenes äußerſte Ungleichgewicht des Gemüths verrathen, deſſen Darſtellung Winckelmann unwürdig fand. Jener aufgeriſſene Mund beleidigt äſthetiſch freilich am Menſchen, aber gar nicht am Löwen; er iſt alſo nicht ſchlechthin formenunſchön, ſondern nur für den Menſchen die Form einer unſchönen Bewegung. Die Wage würde hier wohl zu Winckelmanns Gunſten neigen; der Affect iſt unplaſtiſch, ſobald er unwürdig wird, denn eben dann zerſtört er die Formen, die uns ſchön ſcheinen, ſofern ſie der Ausdruck eines menſchlich zu billigenden Inneren ſind.

In dem 8. Buche der Kunſtgeſchichte hatte Winckelmann die Unterſcheidung der drei Style gelehrt, in welche er, den vorbereitenden Zeitraum und den des völligen Verfalls abgerechnet, die Geſchichte der griechiſchen Plaſtik theilte. Die Werke des ältern ſtrengen Styls zeigten nach ihm eine nachdrückliche aber harte Zeichnung, ohne Grazie, und der ſtarke Ausdruck verminderte die Schönheit; ihm folgte der hohe Styl der Blüthezeit, der aus der Härte in flüſſige Umriſſe überging, gewaltſame Stellungen geſitteter und weiſer machte. Zu einer deutlicheren Beſtimmung der Eigenſchaften dieſes Styls, bemerkt Winckelmann, ſei nach dem Verluſt ſeiner Werke nicht zu gelangen; er erinnert uns durch dieſe Worte daran, daß ihm der Anblick des Schönſten noch nicht gegönnt war; wie trefflich er es dennoch vorausgefühlt, bezeugen ſeine weitern Aeußerungen: außer der Schönheit ſei die vornehmſte Abſicht dieſer Künſtler die Großheit geweſen, nicht die Lieblichkeit; wohl haben ſie die Grazie gekannt, aber nicht die irdiſche, die ſich anbietet und gefallen will, ſondern jene himmliſche, die von ihrer Hoheit ſich

herunterläßt und ſich mit Mildigkeit ohne Erniedrigung denen, die ein Auge auf ſie werfen, theilhaftig macht. Die Entgegenſetzung des dritten, ſchönen Styls macht deutlicher, in welchen beſtimmteren Zügen Winckelmann den hohen fand. Denn die Grazie des ſchönen Styls bilde ſich und wohne in den Geberden, offenbare ſich in der Handlung und Bewegung des Körpers, wie in dem Wurfe der Kleidung, in dem characteriſtiſchen Leben alſo, während die Meiſter des hohen Styls die wahre Schönheit in einer zurückhaltenden Stille des Gemüthes geſucht hatten, durch welche die verſchiedenen Geſtalten einander ähnlicher werden, weil ſie ähnlicher dem Ideale ſind.

Dieſe Darſtellung Winckelmanns iſt lange maßgebend geblieben; ſie hat das unvergängliche Verdienſt, für die eigenthümliche Hoheit einer Reihe der ſchönſten Meiſterwerke die Gemüther vorbereitend empfänglich gemacht zu haben; auch ihre geſchichtliche Richtigkeit wird im Großen unbeſtritten bleiben; aber ſie iſt doch mit ihrer offenbaren Vorliebe für die Einfalt des hohen Styls Veranlaſſung zur Ausbildung einer etwas einſeitigen Theorie von den Aufgaben und den Schranken der Plaſtik überhaupt geworden. Durch die meiſten ſpätern äſthetiſchen Theorien zieht ſich in den mannigfachſten Ausdrucksweiſen, die hier nicht zu wiederholen ſind, der allgemeine Gedanke, die volle wirkliche Lebendigkeit des Lebens müſſe zuvor bis zu einem gewiſſen Grade der Monumentalität gebändigt und erſtarrt werden, um der Gegenſtand der bildenden Kunſt zu ſein; jede ausdrückliche Handlung, alle Beziehung der Figur auf die Außenwelt, alle Zeichen einer raſchen Thätigkeit ſeien zu vermeiden, nur die ſtille Verſunkenheit der Geſtalt in die Seligkeit ihrer ſchönen Exiſtenz bilde den würdigen Inhalt der Kunſt, nur in harmloſem unbedeutendem Spiele der Bewegung dürfe ihr inneres Leben ſich verrathen.

Wie ſehr man ſich irrt, wenn man dieſe Gedanken als die wirklich befolgte Richtſchnur der griechiſchen Plaſtik anſieht, hat

Anſ. Feuerbach in der glänzenden Reihe äſthetiſch-archäologiſcher Abhandlungen, die ſich würdig an Leſſings Laokoon anſchließt (Der vaticaniſche Apollo. 2. Auflage. 1855) an einer Ueberſicht der unendlich reichen antiken Kunſtwelt überzeugend dargethan. Von lebendig wandelnden Statuen des Hephäſtos und des Dädalos hatten dem Griechen ſchon alte Sagen erzählt; als lebendige Weſen verehrte man die noch wenig gelungenen Götterbilder der älteren Zeit und ſuchte mit Feſſeln ſie, die ſchützenden, vom Verlaſſen ihres Wohnſitzes abzuhalten; „ſo, als beſeeltes Weſen hatte der griechiſche Künſtler die Statue von der Religion und aus den Händen ſeiner mythiſchen Ahnherrn überkommen; ſie bewegte ſich, ſie ſchritt einher, ſie empfand und wirkte mit dämoniſcher Macht. Sollte das athmende Werk nun erſt unter ſeinen Händen zur todten Marmorbüſte erkalten? Hatte er nichts zu thun, als die Tempel mit neuen Götter-Petrefacten zu füllen?“ Und nun zeigt Feuerbach, wie wenig jene Abwehr aller Beziehungen zur Welt zu den weſentlichen Erforderniſſen eines Götterbildes gerechnet wurde, wie im Gegentheil dieſe Geſtalten mit anmuthiger Herablaſſung zu dem Leben der Menſchen in einfachen Geberden dem Flehenden entgegenkommen; wie endlich die Kunſt, wo ſie nicht direct zum Dienſt des Cultus arbeitete, die mannigfaltigſten Handlungen, das Aeußerſte des Affectes und die größten mit dieſem verbundenen Schwierigkeiten der Technik nicht geſcheut hat, um ein vollſtändiges Abbild der lebendigſten Lebendigkeit zu geben. Wo ſie dies nicht that, ſondern ſich auf einfache monumentale Großheit und Ruhe beſchränkte, that ſie es, weil nur dies ihrem beſtimmten Gegenſtand entſprach, nicht weil das Gegentheil dem Weſen der plaſtiſchen Darſtellung widerſprochen hätte.

Aber man kann verſuchen, ſich von den Griechen zu emancipiren und jene idealiſirende Dämpfung des affectvollen Lebens als den wahren Styl der Plaſtik feſtzuhalten. Leſſing gab dieſem Grundſatz eine beſtimmte Formel, obgleich er ſich

dabei in Uebereinſtimmung mit der Antike glaubte. Die bildende Kunſt, die ihrem Gegenſtand unveränderliche Dauer gibt, dürfe eben deshalb Nichts ausdrücken, was ſich nicht anders als tranſitoriſch denken läßt. So klar und ſelbſtverſtändlich indeſſen dieſer Grundſatz in ſeiner allgemeinen Faſſung erſcheint, ſo wird er doch zweifelhaft bei dem Verſuch der Anwendung im Beſonderen. Wonach ſoll bemeſſen werden, ob ein Zuſtand ſich nur vorübergehend denken läßt? Nach der phyſiſchen Unmöglichkeit, ſich in der Erſcheinung dauernd zu behaupten? Wäre dies, ſo könnte die Plaſtik unter keinen Umſtänden, auch im Basrelief nicht, einen zuſammenſinkenden Körper darſtellen, ſondern immer nur einen ſchon gefallenen; jede belebte Stellung würde ausgeſchloſſen ſein, welche das Gewicht des Körpers auf einem Fuße ruhen läßt; zu den ägyptiſchen Figuren müßten wir zurückkehren, ja überhaupt zu dem völlig Ruhenden und Todten, obgleich nicht einmal dies ſich ewig erhalten könnte. Man ſieht daher, daß Leſſings Grundſatz, ſo fühlbar er etwas Richtiges enthält, jedenfalls nicht alle nur tranſitoriſch denkbaren Stellungen und Handlungen ausſchließen darf; die Einbuße der Kunſt an dankbaren Gegenſtänden wäre zu groß. Ueberdies ſtreitet dieſer Satz mit dem zweiten, den Leſſing ſogleich folgen läßt: zur Darſtellung ſei nicht das Aeußerſte einer Handlung zu wählen, ſondern ein vorbereitender Moment, welcher der Phantaſie geſtatte und ſie einlade, in beſtimmter Richtung über das Geſehene zu Nichtdargeſtelltem fortzugehen. Denn dies heißt doch nur: zur Darſtellung das empfehlen, was ſeinem Sinne nach durchaus tranſitoriſch iſt und von dem deswegen wenigſtens nicht ſinnlich wahrſcheinlich iſt, daß es phyſiſch eine mehr als vorübergehende Dauer haben werde.

Auch theoretiſch kann man Leſſing beſtreiten. Von Natur Vergängliches aus dem Zwange der mechaniſchen Bedingungen zu befreien, die ſeine Dauer in der wirklichen Welt unmöglich machen, und es in einer Welt der äſthetiſchen Illuſion unver-

gänglich zu fixiren iſt zuletzt eine Aufgabe aller Kunſt; der Plaſtik iſt nicht zu verdenken, wenn ſie das Gleiche thut. Sie ſoll nicht, nur der Unbeweglichkeit und Dauer ihres Materials zu Liebe, von der Naturwahrheit der Darſtellung abweichen, die zum vollen Ausdruck des inneren Gehaltes der darzuſtellenden Momente gehört, aber ſie darf grade, obwohl mit Beſonnenheit, von jener anderen Naturwahrheit abſtrahiren, die in der wirklichen Welt nur dazu führt, jeden an ſich unvergänglich bedeutungsvollen Inhalt der Erſcheinung zum verſchwindenden Moment zu machen.

Das Richtige, das dennoch in Leſſings Ausſpruch liegt, tritt deutlicher in ſeiner Anführung der Medea des Timomachus hervor. Der Maler hatte ſie nicht in dem Augenblicke genommen, in welchem ſie ihre Kinder wirklich ermordet, ſondern einige Augenblicke zuvor, da die mütterliche Liebe noch mit der Eiferſucht kämpft. Dieſe in dem Gemälde nun fortdauernde Unentſchloſſenheit der Medea beleidigt uns ſo wenig, „daß wir vielmehr wünſchen, es wäre in der Natur ſelbſt dabei geblieben, der Streit der Leidenſchaften hätte ſich nie entſchieden oder hätte wenigſtens ſo lange angehalten, bis Zeit und Ueberlegung die Wuth entkräften und den mütterlichen Empfindungen den Sieg verſichern können.“ In der That, dies iſt es; der Künſtler ſoll uns Augenblicke vorführen, die wir um ihrer Bedeutung willen zu ewiger Betrachtung fixirt zu ſehen wünſchen müſſen. Dieſe Augenblicke ſind nicht die der geſchehenden That, welche an ſich immer ein gemeiner phyſiſcher Vorgang iſt, ſondern die Bewegungen des Gemüths vor ihrer Ausführung und nach derſelben, die geiſtigen Zuſtände alſo, durch die ſie erklärt oder durch die über ſie gerichtet wird. Ja wir müſſen hinzufügen: die geiſtigen Zuſtände, welche die Möglichkeit der That, nicht ihre Wirklichkeit herbeiführen, oder welche neben der Wirklichkeit mindeſtens die Möglichkeit verſinnlichen, daß ſie unausgeführt geblieben wäre. Nicht der ungemiſchte Trieb, mit dem der äußerſte

Affect zweifellos zu einer bestimmten That und zu keiner andern führt, kann uns künstlerisch reizen, denn er ist thierisch; menschlich ist nur der schwebende Kampf der Motive, oder die zögernde That, welche die zurückhaltenden Beweggründe ahnen läßt. Jeder weitläufige malerische oder bildnerische Apparat gewaltsamer Bewegung oder Stellung, der nur zum Behufe der physischen Vollendung einer That aufgeboten wird, erdrückt die Darstellung dieses wichtigsten Inhalts oder lenkt doch die Aufmerksamkeit unvortheilhaft von ihr ab. Deshalb soll die Plastik zwar nicht an sich die lebhafte transitorische Bewegung scheuen, aber sie doch nur soweit anwenden, als sie naturgemäß die Erscheinung eines geistigen, entweder an sich dauernden oder der ästhetischen Verewigung würdigen Zustandes, und nicht die blos physische Ausführungsbedingung einer gleichgültigen Handlung ist.

Kehren wir noch einmal zu Laokoon zurück. Daß hier ein dauernder Zustand dargestellt sei, wird Niemand behaupten; ich möchte im Gegentheil glauben, daß das Maximum der Vergänglichkeit, der geistige Inhalt eines durchaus einzigen Augenblicks zu ewiger Betrachtung festgehalten sei. Wenn die berühmte Gruppe wirklich nur den physischen Schmerz und seine Bekämpfung und Erduldung durch eine gefaßte männliche Seele ausdrückte, so wäre sie zwar auch so noch schön, entbehrte aber doch ihrer größten ästhetischen Wirkung. Lassen wir den Schmerz bei Seite, nehmen wir an, daß noch nicht der Biß der Schlange erfolgt ist, sondern daß eben nur erst ihr giftiger Mund, lange durch den sich streckenden Arm abgehalten, den lebendigen Körper berührt und faßt: in diesem einen Augenblicke verschwindet alle Hoffnung der Rettung, die bisher noch angesammelte Kraft des Widerstandes in der ausgedehnten Brust zerflattert in dem beginnenden Seufzer, mit dem die plötzlich zur Nothwendigkeit gewordene hoffnungslose Resignation sich in das Unvermeidliche fügt. Dieser Gedanke einer edlen menschlichen Kraft, die mitten im lebendigen Anstreben völlig gegen die höhere Gewalt des

gottgeſendeten Schickſals zuſammenbricht, enthält eine Geſchichte, die geſchehend nur den flüchtigſten Augenblick füllt, aber zugleich eine Wahrheit, in welche ſich dauernd zu verſenken ein tiefes und ſchmerzliches äſthetiſches Glück der Phantaſie iſt. Dieſer Gedanke iſt es geweſen, der die unzähligen myſtiſchen Deutungen des bewundernswürdigen Werkes angeregt hat, die alle falſch ſein mögen, wenn man ſie buchſtäblich nimmt, und die alle Recht haben können, wenn ſie ſich für Verſuche zum annähernden Ausdruck des Unausſprechlichen geben.

Dieſen vollwichtigen geiſtigen Gehalt, den uns weniger pointirt als Laokoon, und deswegen unſagbarer die ſtillen Figuren des hohen Styls darbieten, finden wir nun allerdings nicht in allen Erzeugniſſen der griechiſchen Plaſtik wieder. Man kann hierüber zuerſt gelten machen, daß unſerem modernen Gefühl jedes größere plaſtiſche Werk eine ſeltene feierliche Erſcheinung iſt, die wir unwillkürlich nur dem Größten gewidmet denken; im Alterthum war dieſe Kunſtübung ſo unermeßlich ausgedehnt, daß dieſelbe meiſterhafte Technik, die das Bedeutendſte ſchuf, nach allen Seiten fröhlich überquellend auch das Kleinſte und Unbedeutendſte nachzuahmen Zeit und Luſt fand; unzählige Werke entſtanden, die als geiſtvolle, ihren Gegenſtand treu nachbildende Kleinigkeiten nicht monumentale Bedeutung beanſpruchten, ſondern nur den künſtleriſchen Styl zur Verſchönerung der Lebensumgebungen benutzten. Doch liegt allerdings in der Natur der Plaſtik noch ein anderer Grund, der jene hohen Forderungen geiſtiges Gehaltes ermäßigen läßt; grade dieſe Kunſt iſt durch die Art ihres Verfahrens befähigt und anderſeits genöthigt, die ſchöne körperliche Erſcheinung der Seele als ihre weſentliche Aufgabe zu betrachten.

In der denkwürdigen Abhandlung über das Verhältniß der bildenden Künſte zur Natur hat Schelling die Wechſelbeziehung zwiſchen dem geiſtigen Leben und der körperlichen Geſtalt erörtert. Er hat es im Sinne ſeiner Philoſophie gethan, die

im ganzen Weltall die urſprüngliche Identität des Idealen und des Realen nachfühlt, in der Stufenreihe der Geſtalten nur die allmählich ſiegreicher hervorleuchtende Darſtellung dieſer Identität bemerkt und von der Kunſt verlangt, daß ſie in dieſer Richtung zur Vollkommenheit ergänze, was der geſchaffenen Natur immer nur unvollkommen hervorzubringen vergönnt ſei. Ich verweiſe mit Vergnügen auf dieſe anmuthige Abhandlung, deren allgemeine Wahrheit man auch dann anerkennen und genießen kann, wenn man ihre Vorausſetzungen nicht ganz theilt oder deren mehr für nöthig hält, als dort benützt werden. Daß die Schönheit der menſchlichen Geſtalt nicht auf einer Anzahl an ſich ſchöner Formen beruht, die in an ſich ſchönen Proportionen zum Ganzen vereinigt wären, habe ich früher zu zeigen verſucht (S. 94); ſie galt uns nur als die durch unſere Erfahrungen uns deutbare Erſcheinung zuſammenſtimmender Kräfte und Empfindungen, deren Glück wir lebendig nachgenießen können. Es würde endlos ſein, ſchildern zu wollen, wie eng die Thätigkeiten der einzelnen Körpertheile untereinander verknüpft ſind; wie die kleinſte Veränderung ſchon in den Proportionen des Baues unfehlbar der Summe des lebendigen Gemeingefühls einen neuen und eigenthümlichen Character gibt; wie jede geringſte Störung des Gleichgewichts, jede unbedeutende örtliche Erregung das Ganze des Körpers in mitleidende Erhebung verſetzt; wie deshalb nicht nur *eine* helfende Rückwirkung entſteht, ſondern eine ganze Welle der mannigfachſten Verſchiebungen durch alle Glieder läuft, und den durchgängigen Antheil bezeugt, den jeder Theil an den Zuſtänden aller übrigen und an der Herſtellung des verlornen Gleichgewichts nimmt, wie endlich dieſe Bewegungen ſelbſt durch die Empfindungen, die nun ſie wieder veranlaſſen, auch der geiſtigen Bewegung, von der ſie ausgingen, rückwärts eine eigenthümliche Schattirung, ein neues lebendiges ſinnliches Colorit geben. An alles Dies ſei flüchtig erinnert, um zu zeigen, wie anziehende Beſchäftigung die Plaſtik

ſchon in dieſer Darſtellung der allgemeinen Harmonie zwiſchen dem innern Leben und ſeiner Hülle findet. Sie muß nicht nothwendig den Geiſt, weder in der Tiefe ſeines perſönlichſten Weſens noch in ſeinem Verhalten zwiſchen den Bedingungen der ſittlichen Welt, ſie kann ebenſowohl die Seele nur als Entelechie, um mit einem alten Ausdruck zu reden, eines beſtimmten Leibes darſtellen, ſo wie ſie ohne den Druck einer Lebensaufgabe zu fühlen, ſich des Glückes der harmloſen Exiſtenz erfreut, welches ihr die Eigenthümlichkeit ihrer Organiſation verſtattet. Dies völlige und reſtloſe Füreinanderſein der körperlichen Geſtalt und der Seele, der Schein einer unmittelbaren Durchgeiſtung aller Umriſſe wird immer entzücken, gleichviel ob wir theoretiſch in einer ebenſo unmittelbaren und urſprünglichen Identität des Idealen und Realen ſeine Quelle ſuchen, oder uns zugeſtehen, daß er auf einem feinabgewogenen Spiele unzähliger mechaniſchen Wechſelwirkungen beruht. Dieſe ſchöne Aufgabe der Darſtellung nicht nur aufzunehmen, ſondern ſich auf ſie faſt ausſchließlich zu beſchränken wird dann die bildende Kunſt durch ihre Unfähigkeit veranlaßt, einen allzu individuellen Ausdruck der Geſtalt durch Hinzufügung der unzähligen kleinen Umſtände der Außenwelt zu motiviren und zu erklären, von denen er erzeugt wird oder auf die er ſich bezieht. So mindert deshalb die Plaſtik den characteriſtiſchen Gehalt der geiſtigen Perſönlichkeit und bevorzugt die Darſtellung allgemeinerer Ideale des Seelenlebens, die in der Eigenthümlichkeit der erſcheinenden Geſtalt ihren vollſtändigen Ausdruck finden. Sie wird hierdurch natürlich zur Vorliebe für die Nachbildung des Nackten geführt und behandelt die Gewandung nur als Object, in deſſen Handhabung ſich ein Widerhall der Lebensgewohnheit und der augenblicklichen Bewegung der Geſtalt bildet. Auch dies endlich wird man allgemein zugeſtehen, daß der bildenden Kunſt nach Viſchers Ausdruck ein Princip directer Idealiſirung zukommt; ſie könne die Schönheit nicht indirect in den Beziehungen vieler zur Verwirklichung der Idee

zusammenstimmender Elemente darstellen, wo der Gedanke sie finde; unmittelbar müsse jede einzelne Gestalt schön sein; das Auge müsse die Schönheit jetzt, hier, auf diesem Punkte sehen.

Streitiger ist, nach welchem Kanon die Schönheit der Gestalt zu beurtheilen ist. Specielleren Darstellungen überlasse ich die Geschichte der Proportionslehren von Dürer bis auf Schadow und Zeising; in welchem Sinne aber überhaupt ein Kanon menschlicher Schönheit denkbar sei, scheint mir nicht hinlänglich erwogen zu sein. Schon Kant unterschied einen Normaltypus der Gestalt von einem idealen; den ersteren fänden wir, wenn wir die Durchschnittspunkte verbänden, in denen sich die Umrisse zahlreicher auf gleiche Stellung und Größe reducirten Gestalten kreuzten. Dieser Durchschnittstypus gilt Kant noch nicht für Schönheit; aber wie der ideale zu gewinnen sei, gibt er nicht auf unzweideutige Weise an. Ich zweifle selbst an der Bedeutung des Normaltypus; ich kann ihn nicht für ein Bildungsgesetz von objectiver Wahrheit halten, sondern nur für ein bequemes Schema, dessen Beachtung den Künstler vor auffallenden Fehlern behütet, aber an deren Stelle vielleicht eine allgemeine, ebenso gleichmäßig vertheilte Fehlerhaftigkeit setzt, wie die gleichschwebende Temperatur der Tastinstrumente. Denken wir uns alle Störungen von außen abgehalten, welche die Gestaltentwicklung eines organischen Keimes beeinträchtigen, so kann die folgerechte Bildung, die aus ihm allein entspringen würde, durch eine Gleichung bestimmt gedacht werden, die durch ihre Form den allgemeinen Typus der Gattung bedingt, durch einzelne von einander vielleicht nicht abhängige Parameter aber die specifische Bildung des Individuum. Nun kann der Bau der Gleichung und die Art, wie sie jene für das Individuum constanten, für die Gattung veränderlichen Parameter enthält, leicht dazu führen, daß eine sowohl individuell unmögliche als der Gattung widerstreitende Mißform entstände, wenn man die Durchschnittsmaße der Glieder, die man aus der Vergleichung

vieler verſchiedenen Geſtalten gewonnen hat, zu einer einzigen Geſtalt verbände. Ich will, um kurz zu erläutern, eine nicht ganz zutreffende Analogie wagen. Man könnte aus Vergleichung verſchiedener Conſonanzen auf demſelben Wege einer Durchſchnittsberechnung das allgemeine Normalverhältniß zweier conſonirenden Töne ſuchen. Beſchränken wir dieſe Operation auf die Vergleichung der beiden Conſonanzen des Grundtons mit Quart und Quinte, ſo würden wir das Verhältniß von c zu fis, alſo eine ſchreiende Diſſonanz, als Normaltypus der Conſonanz finden. Nun lehrt uns freilich die Erfahrung, daß der Spielraum, in dem ſich die Veränderlichkeit jener individuell conſtanten Parameter der Geſtalt bewegt, nicht ſehr groß iſt; überſchreitet doch ſelbſt die Totalgröße des Organismus gewiſſe Maxima und Minima nicht; und daraus folgt, daß auch die Zuſammenſtellung jener gar nicht organiſch zuſammengehörigen Durchſchnittswerthe dem Auge nicht eben den Eindruck einer Diſſonanz, ſondern nur den einer kleinen Unreinheit eines annähernd richtigen Verhältniſſes machen wird. Gleichwohl kann doch in dieſer Unreinheit der Grund liegen, der jeder Geſtalt, welche nach jenem künſtlichen Durchſchnittstypus gebildet iſt, den äſthetiſchen Eindruck einer vollen Naturwahrheit entzieht und ſie nüchtern erſcheinen läßt; ſchön würden nur diejenigen Geſtalten ſein, die ſich ohne ſolches Compromiß vollkommen genau aus ihrer individuellen Gleichung entwickelt hätten.

Es folgt hieraus, daß jede Rede von einem Normaltypus der menſchlichen Geſtalt eitel iſt; dieſer Typus wechſelt nicht blos nach Geſchlecht und Alter, ſondern er iſt überhaupt ſo vielförmig, als es mögliche Individualgleichungen für die menſchliche Gattung gibt. Dem Künſtler aber bleiben zwei Aufgaben. Seinem geübten Blicke iſt es zuerſt überlaſſen, die Geſtalten, welche ihm die Wahrnehmung vorführt, ſo zu verſtehen und nöthigenfalls zu ergänzen, daß er denjenigen Normaltypus vollſtändig trifft, um den ſie vielleicht, durch äußere Störungen beeinträchtigt, un-

entſchieden gravitiren. Und zwar iſt dies Geſchäft des Idealiſirens oder Normaliſirens der künſtleriſchen Phantaſie nicht deswegen anheimgegeben, weil das Geſuchte irrational oder unberechenbar an ſich wäre, wie nur der unmathematiſche Sinn der Aeſthetiker behaupten kann, ſondern deshalb, weil wir thatſächlich die Form jener an ſich ohne Zweifel vollkommen beſtimmten Gleichung weder kennen, noch wahrſcheinlich je kennen lernen werden; endlich ſelbſt dann, wenn wir ſie wüßten, würde es muthmaßlich das Weitläufigſte und Unpraktiſcheſte ſein, mit ihr zu operiren. Die zweite Aufgabe des Künſtlers aber beſteht darin, aus dieſen vielen möglichen Normalgeſtalten die idealen auszuwählen; denn obgleich überhaupt ſchön nur die menſchlichen Formen ſein können, die einem natürlichen Bildungsgeſetz genau entſprechen, ſo ſind darum nicht alle ſchön oder gleich ſchön, die dieſe Bedingung erfüllen. Für das Thier würde dies hinreichen, denn es hat nur die Aufgabe, irgendwie ſeine Gattung zu verwirklichen; der Menſch hat eine geiſtige Beſtimmung, die erreicht werden ſoll, noch außer der Norm, die ſeine Bildung erfüllen muß; ſchön können nur diejenigen ſeiner natürlichen Formen ſein, die in ausdrucksvoller Weiſe die Erfüllung dieſer Beſtimmung verſinnlichen.

In dieſer Idealiſirung der Natur ließ ſich die Sculptur von Fingerzeigen der Natur ſelbſt leiten; ſie überhöhte hauptſächlich Merkmale, die den Menſchen vom Thiere unterſcheiden. Die aufrechte Stellung führte zu größerer Schlankheit und Länge der Beine, die zunehmende Steile des Schädelwinkels in der Thierreihe zur Bildung des griechiſchen Profils, der allgemeine ſchon von Winckelmann ausgeſprochene Grundſatz, daß die Natur, wo ſie Flächen unterbreche, dies nicht ſtumpf, ſondern mit Entſchiedenheit thue, ließ die ſcharfen Ränder der Augenhöhle und der Naſenbeine ſo wie den eben ſo ſcharfgerandeten Schnitt der Lippen vorziehen. Von ähnlichen Geſichtspunkten pflegt die Beurtheilung der veränderlichen Stellungen auszugehen, obgleich

durch zwei entgegengeſetzte Irrthümer ſchwankend. Denn häufig iſt noch einestheils von Umriſſen die Rede, die an ſich ſchön oder häßlich und deswegen zu ſuchen oder zu meiden ſeien, während in Wahrheit kein geometriſcher Formenumriß an ſich ſelbſt, ſondern nur darum tadelhaft iſt, weil die Vertheilung der Punkte in ihm den Leiſtungen widerſpricht, zu denen die menſchliche Geſtalt beſtimmt iſt. Verderblicher vielleicht iſt das andere Extrem, die Behauptung, jede Stellung und Geberde ſei ſchön und plaſtiſch brauchbar, die unter den gegebenen Umſtänden der Geſtalt natürlich iſt. Der menſchliche Körper entfaltet eine unermeßliche Leiſtungsfähigkeit auch unter ungewöhnlichen Bedingungen, aber ſchön iſt er keineswegs in allen dieſen Leiſtungen; viele von ihnen widerſprechen dem, was er im natürlichen Leben *ſoll*, obgleich ſie uns überraſchen durch das, was er *kann*. Man wird ſie zugleich mit den Umſtänden vermeiden müſſen, unter denen ſie uns natürlich werden.

Und hier iſt nun des Grundes zu gedenken, der allzu gewaltſame und heftige Bewegungen allerdings von den wahren Aufgaben der plaſtiſchen Kunſt, wenigſtens in Darſtellung einzelner Figuren ausſchließt. Die Schönheit des Körpers beſteht in dem unerſchöpflichen Wechſelzuſammenhang jedes Theils mit jedem und in dem Widerhall, den die leiſeſte Verſchiebung des einen in der Stellung oder Spannung der übrigen hervorbringt. Die Deutlichkeit dieſer unendlich vielſeitigen Zuſammengehörigkeit wächſt nicht, ſondern nimmt ab mit der Intenſität der Bewegung, in die alle Theile zuſammenverflochten ſind. Analogien finden ſich auch ſonſt. Bei lautem Schrei iſt der Silberklang einer ſchönen Stimme nicht ſo deutlich, wie bei gemäßigtem Sprechen, und alle die unſagbaren individuellen Züge, durch welche der Sprechton des Einen ſich von dem des Andern unterſcheidet, gehn mit der wachſenden Anſtrengung der Stimme verloren. Auch die Muskulatur des Körpers verräth das innige Verſtändniß, mit dem jeder Theil die Zuſtände des andern mitfühlt, am

vollkommensten in jenen leisen Verschiebungen des Gleichgewichts, die den einfachen anmuthigen natürlichen Geberden zukommen; jede gewaltsame Anstrengung einer Fechterstellung läßt uns alle Theile nur von einem Zweck bewegt erscheinen, wie von einem Sturmwind, dem es freilich natürlich ist, Alles in gleicher Richtung mit sich zu reißen, in dem aber eben deshalb alle die feineren Beziehungen unkenntlich werden, die zwischen den einzelnen hingerafften Bestandtheilen bestehen. So zeigt die gewaltsame Stellung immer nur sich selbst; die einfache zugleich die Möglichkeit unzähliger reizenden anderen. Für jene verhältnißmäßig ungünstigere Aufgabe hatte das Alterthum, wie wir erwähnten, Zeit Lust Mittel und Geschick, weil es alles Das in noch höherem Maße für die Erfüllung der größten besaß; wir haben daher eben so wenig Grund, diese naturalistische Kunstübung der Alten zu tadeln, als ihre Nachahmung ästhetisch zu empfehlen; uns wäre sie nur als technische Vorbildung zu der Virtuosität der Hand zu wünschen, ohne die der beste Wille und die tiefste Einsicht ohnmächtig sind.

Seit wir die Antike kennen, sind wir gewohnt, sie in der Weiße des Marmors zu erblicken; und eben durch diese Farblosigkeit schien sie uns aus der gemeinen Wirklichkeit in die Höhe einer idealen Welt emporgerückt. Die nach und nach unzweifelhafter gewordene Thatsache, daß die Alten nicht nur durch goldene Säume der Gewänder und einzelnen Schmuck, nicht nur durch eingesetzte Edelsteinaugen, den gleichförmigen Glanz ihrer Bildsäulen aufgehöht, sondern daß sie auch hier eine Fülle naturnachahmender Färbung verschwendet haben, mußte daher unsern Gefühlen durchaus widerstreben. Diese Naturtreue waren wir gewohnt gewesen, durch den geringschätzigen Vergleich mit Wachsfiguren aus dem Bereiche der edlen Kunst zu verweisen. Sollen wir auch hierin unser ästhetisches Urtheil nach dem Stande der archäologischen Untersuchung reformiren? Manche haben es gethan; Andere, wie Vischer, verschmähen es, für schön anzuer-

kennen, was ihnen häſslich ſcheint, „wären es auch hundertmal Griechen,“ deren Anſehn es empföhle. Selbſt ein entſchiedener Freund der antiken Polychromie, Semper, kann nicht umhin, zuzugeſtehen, daß in Bezug auf bildende Kunſt unſerer Scheu vor der Farbe ein gewiſſes Recht der Verjährung zukomme, das doch zuletzt nur als das Recht einer äſthetiſch begründeten Anſicht gemeint ſein kann. Es iſt darum nicht eben nöthig, die Farbenfreudigkeit der Alten zu verdammen; können wir doch ohnehin die Wirkung nicht aus Erfahrung beurtheilen, die ſie hervorzubringen ſtrebten und vermochten; aber mit Recht halten wir unſere eigene deutſche Empfindung als eine andere, äſthetiſch auch gerechtfertigte Weiſe der Auffaſſung feſt und beharren auf dieſer Idealiſirung, welche die plaſtiſche Geſtalt zwar nicht durchaus durch die Weiße des Marmors, aber allerdings durch eine einfache und gleichmäßige Färbung nicht als Nachahmung der ſinnlichen Oekonomie des Lebens, ſondern nur als Wiederholung ſeines ewigen Geiſtes erſcheinen läßt.

Die Plaſtik, bemerkt Schelling, kann ſich einzig durch Darſtellung von Göttern genügen. (S. W. Abth. 1. Bd. 5. S. 621.) Und dieſe Behauptung, fährt er fort, iſt nicht empiriſch gemeint, nämlich ſo, daß die plaſtiſche Kunſt niemals ihre Höhe erreicht hätte, wäre ſie nicht durch die Religion aufgefordert worden, Götter darzuſtellen. Die Meinung ſei eigentlich dieſe, daß die Plaſtik an und für ſich ſelbſt, und wenn ſie nur ſich ſelbſt und ihren beſonderen Forderungen genügen will, Götter darſtellen muß. Denn ihre beſondere Aufgabe ſei eben, das abſolut Ideale zugleich als das Reale, und demnach eine Indifferenz darzuſtellen, die an und für ſich ſelbſt nur in göttlichen Naturen ſein könne. Man könne deshalb ſagen, daß jedes höhere Werk der Plaſtik an und für ſich ſelbſt eine Gottheit ſei, geſetzt auch, daß noch kein Name für ſie exiſtire, und daß die Plaſtik, wenn ſie nur ſich ſelbſt überlaſſen alle Möglichkeiten, die in jener höchſten und abſoluten Indifferenz beſchloſſen liegen, als

Wirklichkeiten darstellte, dadurch von sich selbst den ganzen Kreis göttlicher Bildungen erfüllen und die Götter erfinden müßte, wenn sie nicht wären.

Diese Worte Schellings enthalten nicht nur eine geistreiche Paradoxie, sondern eine völlige Wahrheit. Die Bedeutung derselben ist auch von der spätern Aesthetik immer gefühlt worden und sie tritt sogleich hervor, wenn wir für die moderne Plastik Aufgaben suchen, deren Lösung uns allseitige Befriedigung gewähren könnte. Das Alterthum hatte das ästhetische Glück, an einen Kreis von Göttern *glauben* zu können, die ohne den drückenden Ernst weltgeschichtlicher Aufgaben der sinnlichen Natur nahe genug waren, um ihre Bilder zu characteristischen Idealen einer im Körperleben voll erscheinenden ewigen Seelenwelt auszubilden. Nicht nur dem religiösen Cultus erwuchs Vortheil aus der Möglichkeit, daß die übersinnlichen Götter *erscheinen* konnten, sondern auch für die Kunst, und dies betont Schelling, war es ein unersetzliches Glück, daß sie jede schöne Erscheinung, die sie in der Natur aufgefunden oder aus eigner Phantasie gebildet, sogleich mit vollem Glauben einer der angebeteten Gottheiten widmen, und sie ihr als das Weihgeschenk einer von menschlicher Kraft ersonnenen oder ersehnten Offenbarungsweise darbringen konnte. Viele verbundene Vortheile lagen hierin. Indem für den individuellen Character jeder einzelnen Gottheit sich bald ein fester Typus der Form bildete, wurde jede naturalistisch aufgefaßte Schönheit der Erscheinung, wenn sie auf eines dieser göttlichen Wesen sich beziehen ließ, damit zugleich in sich selbst characteristisch vertieft und stylisirt; die plastischen Motive, welche die Wahrnehmung bot, oft unter Umständen ohne viel Bedeutung, erhöhten sich aus anmuthigen Zufällen zu Ausdrücken unvergänglicher Beziehungen und legitimer ewiger Weltbestandtheile, wenn sie zur Darstellung der bleibenden Gewohnheiten eines göttlichen Wesens verwandt wurden. Und wie hierdurch die Sicherheit der hervorbringenden Kunst und ihre Haltung

wuchs, ſo gewann ebenſo ſehr das Verſtändniß der Betrachtenden; die ſichtbare Form und der bekannte Inhalt der Götterwelt ergänzten einander, und für das Ganze der Werke blieb eine religiösgeſtimmte, ihrer Feierlichkeit und Anmuth entſprechende Empfänglichkeit.

Dieſe Vortheile entgehen uns. An die antike Götterwelt glauben wir nicht mehr; eine Kunſtthätigkeit, welche wie die unzweifelhaft großartige Thorwaldſens, ſich dennoch in der Reproduction der antiken Ideale bewegt, ſcheint uns für das Leben unmittelbar, wenn auch nicht für den Fortſchritt der Kunſt, ziemlich verloren; übertreffen wird ſie das Alterthum auf dieſem ſeinem eignen Gebiete und zwar dem Gebiete ſeiner höchſten Leiſtungen, ſicher nicht; erreicht ſie es aber, ſo hat ſie nur einen großen Schatz um einen kleinen gleichartigen Zuwachs vermehrt, der immer nur einen halbgelehrten Kunſtgenuß der Vergleichung und Kritik möglich machen wird. Voll begeiſtern können wir uns nur für das was wir glauben, oder für die originalen Erzeugniſſe, deren Inhalt wenigſtens für ihre Urheber Gegenſtand wirkliches Glaubens war. Nun aber, wenn man den Glauben an den Inhalt der Antike aufgibt, ſo tröſtet man ſich damit, daß ihre Geſtalten als ſchöne Typen menſchlicher Natur immer ihren Werth behalten und daß ſie aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet immer noch Aufgaben der plaſtiſchen Kunſt ſein können. Wie leer dieſer Troſt iſt, zeigen jedoch die Bildhauer ſelbſt durch die That. Es fällt ihnen gar nicht ein, blos ein ſpielendes Kind, eine ſchöne Jungfrau, einen nackten Jüngling, einen ſtarken Mann oder ein Mädchen mit Haſen auf die Ausſtellungen zu ſenden; ſie nennen das allemal Amor, Venus, Apollo, Herkules und Diana. Sie zeigen damit deutlich ihr drückendes Bewußtſein, daß die blos typiſchen Formen menſchlicher Geſtalt und Beſchäftigung gar nicht werth ſind, ſelbſtändig in plaſtiſcher Monumentalität verewigt zu werden; ſie müſſen auf ein Weſen mit Namen bezogen werden, deſſen ewige für

die ganze Welt bedeutſame Realität die unbedeutende Kundgebung der Natur ergänzt und adelt.

Gewiß wird daher dies Genre, das namenloſe Menſchenbeiſpiele vorführt, niemals eine neue Zukunft der Plaſtik begründen. Aber außer ihm bleibt uns nur das Gebiet der chriſtlichen Ueberlieferung und das der weltlichen Geſchichte übrig. In das erſte ſich zu vertiefen würde den Künſtlern auch dann, wenn ſie ſelbſt nicht gläubig ſind, jedenfalls mit demſelben Recht angeſonnen werden, mit dem ſie ſich freiwillig und mit gleichem Unglauben an das Alterthum anſchließen; ſie hätten mindeſtens den Vortheil, aus einer Gedankenwelt zu ſchöpfen, die der Mehrheit der Menſchen in kunſtſinnigen Völkern bekannt iſt, und die, wenn nicht allen Ueberzeugungen, ſo doch den weſentlichen Stimmungen unſers Gemüths vollkommen entſpricht. Es iſt wahr, daß die chriſtliche Geſchichte in ihren Hauptfiguren der Darſtellung des Nackten wenig Raum läßt; ſie würde dem erfinderiſchen Sinne doch hinlänglichen geben, um dieſen unverächtlichen Theil der Schönheit in einer Menge von Nebenfiguren erſcheinen zu laſſen. Und dies iſt kein unrichtiges Verhältniß. Hat doch auch das Alterthum nicht im Mindeſten den äſthetiſchen Werth von Gewandfiguren verkannt; uns aber kommt es zu, auch den Sinn unſerer Zeit zu achten. Ihr mag es immerhin zugerufen werden, daß Geiſt und Körper gleichmäßig entwickelt werden ſollen, aber nie wird man ſie davon überreden, daß jetzt noch mit Körperſchönheit in der Weiſe der Alten renommirt werden müſſe. Auch an verſtändlichen, in der Erſcheinung ſchönen und einfachen Situationen, wie ſie die Plaſtik für einzelne Figuren oder wenig zahlreiche Gruppen bedarf, hat die heilige Geſchichte namentlich mit Einſchluß der altteſtamentlichen nicht Mangel. In ihr werden wir daher den Ausgangspunkt einer modernen der antiken ebenbürtigen Plaſtik zu ſehen glauben, nur daß die religiöſe Indifferenz und die künſtleriſche Bedürfnißloſigkeit der Gemeinden, die Armuth des Volks und bekannte Uebel-

stände unsers öffentlichen Lebens die Hoffnung auf eine reiche und lebhafte Kunstübung schwinden machen, ohne welche sich die technischen Vorbedingungen der ästhetischen Leistungsfähigkeit nicht erreichen lassen.

Geschichtliche Monumente pflegen noch am häufigsten von der Plastik verlangt zu werden. Ich will nicht weitläuftig die Schwierigkeiten erwähnen, denen sie begegnen; die Nothwendigkeit, Charactere zu fixiren, die in ihrer äußern Erscheinung unbildnerisch sind, Situationen, deren Bedeutung in unsichtbaren Gedanken liegt, eine Kleidung endlich, die nicht sowohl den Körper zu zeigen verbietet, sondern vielmehr nicht hilft, die bedeutungslosen Theile der Figur unwahrnehmbar zu machen. Aber ich weiß nicht, welche Bezauberung uns nöthigt, bei Anordnungen stehen zu bleiben, durch die alle diese Umstände am schärfsten hervortreten; ich meine bei der Gewohnheit, jedem großen Manne eine plastische Einzelfigur zu widmen. Keineswegs möchte ich das große Verdienst herabsetzen, das die Bildner unserer berühmt gewordenen Dichterfiguren sich erworben haben; aber so gern man in ihren Werken einen raschen und erfreulichen Fortschritt des plastischen Stylgefühles anerkennt, so kann man doch nicht umhin sich zuzugestehen, daß auf diesem Wege Nichts erreicht wird, was mit der Antike sich von fern vergleichen ließe. Die meisten dieser Figuren haben die Eigenschaft, um so gefälliger zu werden, je kleiner man den Maßstab der Nachahmung nimmt; die Verkürzung der Dimensionen läßt erst das viele Leere der bedeutungslosen Flächen einigermaßen verschwinden, an denen der Blick lange umher irren muß, um significante Einzelheiten zu einem ausdrucksvollen Gesammtbilde zu vereinigen. Warum gibt man dies nun nicht allgemein auf, und sucht durch ästhetische Massenwirkung den Eindruck zu erzeugen, den solche Einzelfiguren nicht machen können? Entspricht doch ohnehin dieses Princip der Association dem Character unsers Zeitalters. Nur durch umfangreichere Statuengruppen, auf die schon Weiße

und Vischer hinwiesen, kann das Ungenügen der einzelnen Figur aufgewogen werden; nur so läßt sich eine größere Lebendigkeit der Handlung motiviren, die theils die Formen der Gestalten interessanter macht, theils von dem künstlerisch nicht befriedigend zu gestaltenden Reste derselben wenigstens die Aufmerksamkeit ablenkt; nur so endlich läßt sich das realistische Element, welches der geschichtlichen Darstellung als solcher unentbehrlich ist, verständlich und ohne Mißfälligkeit anbringen. Es ist nicht das Basrelief, das ich hier im Sinne habe; seine Technik neigt immer nur zu etwas schematischer Andeutung, nicht zu völlig realistischer Darstellung des Geschichtlichen. Aber ich erinnere an Rauchs Friedrichsdenkmal, das zwar nicht die ganze Härte und Festigkeit der Zeit getreu wiedergibt, aber doch durch die Verbindung seiner mannigfachen einander unterstützenden Figuren das Unplastische der einzelnen wohlgefällig überwindet.

Was in äußerlicher weltbewegender Thätigkeit sich geltend gemacht hat, dem wird eine solche ihm zugehörige Umgebung, die sich plastisch gestalten läßt, nicht fehlen. Dagegen war mein Vorschlag nicht darauf gerichtet, auch die Heroen des geistigen Lebens unmittelbar in gleicher Weise zu verherrlichen. Sie scheinen mir, Büsten abgerechnet, überhaupt nicht Gegenstände der Plastik, und ich finde die Gewohnheit schrecklich, jeden von ihnen an einem abgelegenen oder wohlgelegenen Orte auf ein Postament zu spießen. Die Dichter bilden ja ihre Werke; warum bildet man nicht zu ihrem Gedächtniß nach, was sie in diesen erfinderisch vorgezeichnet? Welchen Genuß haben wir von einem plump geschuhten Dichter im Hausrock? und wie ganz anders würden wir doch in der Erinnerung an seinen Geist befestigt, wenn die reizenden Phantasiegestalten, die er geschaffen, uns durch eine Reihe von Bildwerken in plastischer Anschaulichkeit vorgeführt würden? Hier fände man ja den Ersatz für die verlorene Mythologie; eine reiche Welt reizender Gestalten, an deren ästhetische Realität wenigstens wir glauben, die dem ge-

bildeten Volke aus dem Umgang mit den Führern ſeines geiſtigen Lebens vertraut ſind, und für deren jede einen plaſtiſch muſtergültigen Ausdruck zu ſchaffen eine faſt ebenſo dankbare Aufgabe ſein würde, als für die Griechen es die war, dem characteriſtiſchen Geiſte jedes ihrer Götter die entſprechende Form ſeiner Erſcheinung zu erfinden. Allerdings, man thut deſſen etwas: durch einige Basreliefs am Sockel der Denkmale; warum ruft man nicht lieber die Schweſterkünſte zu Hülfe? warum baut man nicht in dem Style, der der Geiſtesart des zu Feiernden und ſeiner Verehrer entſpricht, irgend ein beſcheidenes Heiligthum, ſei es in der Form eines Tempels oder eines Hauſes, ſchmückt deſſen Innenraum mit Fresken und in paſſender Anordnung mit plaſtiſchen Darſtellungen der Gebilde, die für dieſe Kunſt ſich am zuvorkommendſten eignen? Der Geſtalt des Dichters bliebe dann noch immer ihr Platz, ſei es als Büſte oder als Portrait oder als Theil einer maleriſchen Compoſition, die vielleicht irgendwo als Fries die Hauptmomente aus der Geſchichte ſeines Lebens enthielte.

Fünftes Kapitel.

Die Malerei.

Abgrenzung der maleriſchen Schönheit gegen die architektoniſche, plaſtiſche und poetiſche. — Die maleriſche Behandlung des Nackten. Teichlein. — Die poetiſche Schilderung. Leſſing. — Naturnachahmung und Idealiſirung. Rumohr. — Styl und Manier. — Die verſchiedenen Style der Meiſter und der Schulen. — Erſcheinungen oder Ideen als Gegenſtand der Malerei. — Die religiöſe Malerei und das Genre. — Die geſchichtliche und die Landſchaft.

Von maleriſcher Unordnung pflegt ſchon der gewöhnliche Sprachgebrauch zu reden, und wer ſich oder ſeiner Umgebung einen pittoresken Anſtrich zu geben wünſcht, verſucht es zuerſt

durch Zerstörung der Regelmäßigkeit, auf die er aus andern Gesichtspunkten Werth legen würde. Diese alltäglichsten Thatsachen verrathen eine Bevorzugung des Zufälligen, durch die sich uns die malerische Schönheit auszuzeichnen scheint. Es wird nicht schwer sein, Sinn und Grenzen dieser Bevorzugung näher zu bestimmen.

So weit sich in Gebilden unserer Hand, in Geräthen und Gebäuden, die auf ihren Zweck gerichtete Absicht vollständig und mit Ausschluß jeder Zufälligkeit zu erkennen gibt, so weit reicht *architektonische* Schönheit, und eine Analogie derselben kommt Naturerzeugnissen zu, deren Form aus der Einheit einer gestaltenden Kraft ohne Spuren eines Conflicts mit auswärtigen Bedingungen erwachsen ist. *Malerisch* dagegen werden alle Dinge durch etwas, was an ihnen geschichtlich ist. Die Producte unserer Kunstfertigkeit werden es theils durch Unvollkommenheiten und Paradoxien ihrer Bildung, die ihren Ursprung aus einem lebendig drängenden Bedürfniß verrathen, theils durch Abnutzung und Verkümmerung, welche ihre bereits geleisteten Dienste oder die besondere Weise bezeugen, in welcher eine characteristische Gewohnheit des Handelns von ihnen Gebrauch gemacht hat; die Geschöpfe der Natur aber werden es durch Ungleichförmigkeiten ihrer Gestaltung, welche den Kampf ihres eignen Entwicklungstriebes gegen störende Mächte sichtbar machen. Malerisch ist nicht das neue Kleid, das eben fertige Gebäude, der symmetrische Krystall, die regelmäßig gewachsene Pflanze, aber Lumpen sind es, Ruinen, der geborstene Fels, der verkrüppelte Baum: diese alle erzählen eine Geschichte. Die Anordnung des Mannigfaltigen aber, zunächst dessen, was Menschenhand schuf, ist nie malerisch, so lange sie beabsichtigte Symmetrie blos räumlicher Vertheilung oder eine systematische Aufstellung sehen läßt, für welche in den Begriffen der aufgestellten Dinge ein Leitfaden liegt; sie wird es erst, wenn die Lage jedes einzelnen Elementes zu jedem andern zufällig ist, und wenn dennoch das Ganze als

Product einer Handlung oder eines Ereigniſſes oder als Ausdruck der ſpecifiſchen Lebensgewohnheit eines in ihm hauſenden Geiſtes begreiflich iſt, der, von unzuſammenhängenden Antrieben bewegt, in ſeinen Rückwirkungen gleichwohl die Einheit ſeines Naturells bethätigt. Auf demſelben Grunde beruht das Maleriſche der Landſchaft. Nur ſie, das einzelne Bruchſtück der irdiſchen Natur, pflegt man überhaupt ſo zu nennen; das Ganze der Erde, das Planetenſyſtem, das Weltall, wenn es für ſie einen Standpunkt der Betrachtung gäbe, würde Niemand maleriſch finden; von ſo großer Höhe angeſehen, würde ſich die Geſetzlichkeit des Ganzen übermächtig hervordrängen und zu einem geringfügigen Beiſpiel derſelben jener Einklang und jener Contraſt zuſammenſchwinden, der uns ein feſſelndes Ereigniß ſcheint, ſobald wir uns in den engen Schauplatz vertiefen, welchen er ausfüllt. Erſt in ſolcher Nähe empfinden wir die Harmonie zuſammenſtimmender Umriſſe der Gegend als ein Glück und eine Schönheit, denn von hier aus erſcheint ſie als ein irgendwie gewordenes Wechſelverſtändniß von einander unabhängiger Elemente, nicht als ſelbſtverſtändliche und ewige Folge eines allgemeinen Geſetzes; erſt hier fühlen wir Gewalt und Eindruck der Gegenſätze und faſſen ſie als Ausdruck lebendigen Streites der Kräfte, denn wir ſehen das Ganze nicht, in welchem ſie im Voraus ausgeglichen ſind.

So ſucht denn unſere gewöhnliche Meinung das Maleriſche nicht in Geſtalten, Bewegungen und Anordnungen, die einem Begriffe oder Grundſatze mit logiſcher Genauigkeit, ohne Mangel und ohne undeutbaren Ueberſchuß, entſprechen; ſie ſieht es in ihnen allen erſt dann, wenn ſie eine Geſchichte ausdrücken, durch die ſie jenen Zielpunkten ſich in beſonderer Weiſe näherten oder von ihnen abgedrängt wurden. Geſchichte aber iſt in ihrem eigentlichſten Sinne nicht die folgerechte Entwicklung eines Keimes unter Bedingungen, die als adäquate Lebensreize für ihn abgemeſſen ſind; ſie begreift vielmehr das, was aus ihm wird, wenn

seinem immer gleichen Triebe eine unzusammenhängende Reihe unberechenbarer Zufälle sich entgegenwirft. Suchen wir daher das Malerische in diesem geschichtlichen Element, so ist leicht erklärlich, warum so häufig erst durch unbedeutende und zufällige Nebenzüge eine Gestalt Bewegung oder Anordnung, deren wesentlichste Bedeutung uns kalt lassen würde, zu warmer malerischer Lebendigkeit aufgehöht wird.

Wir finden uns auf dieselben Betrachtungen zurückgeführt, wenn wir die Grenze der malerischen Schönheit gegen die plastische suchen. Niemand wird das Nackte ganz der Malerei entziehen wollen, aber man fühlt leicht, daß hier seine künstlerische Verwendbarkeit durch Geberde, Situation und Umgebung bedingt ist. Man spricht nie von einem malerischen Körper, obgleich von einer malerischen Gestalt, indem man in die letztere Bezeichnung theils die Tracht und die Art sie zu tragen, theils die augenblickliche Stellung mit einschließt. Und selbst die einfache Geberde ist selten an sich malerisch; Körperbau, Haltung und Bewegung, die an einer Statue uns entzücken, machen in voller malerischer Reproduction einen ungleich leereren und kälteren Eindruck, als die einfache Umrißzeichnung, die uns nur anregt, die Gestalt in das Statuarische zurückzuübersetzen. Während ich indeß bisher nur gedrängt zusammenfaßte, was längst allgemeingültige Erkenntniß ist, werde ich auf lebhaften Widerspruch, aber doch vielleicht auch auf einige Beistimmung rechnen können, wenn ich noch weiter gehe, und selbst belebtere Gruppen nackter Körper eines unmalerischen Characters anklage, der nicht einmal immer durch eine sonst der Malerei anpassende Situation überwunden wird. Diesem Spiele mit den typischen Vortrefflichkeiten des menschlichen Körperbaues fehlt zu sehr jenes Element des Geschichtlichen, auf dem wir das Malerische beruhen fanden. Eine Gestalt, die sich nur ihrer elementaren Gattungsschönheit erfreut und die Mittel ihrer Organisation nur zu den einfachsten Wechselwirkungen mit der natürlichen Außenwelt ver

wendet, kann für die Sculptur ein sehr bedeutender, für die Malerei aber stets nur ein untergeordneter Gegenstand sein. Ich gestehe meine Barbarei ein, sehr wenig ästhetisches Interesse überhaupt, noch weniger specifisch malerisches in allen jenen Kampf- und Badescenen zu finden, die auch große Meister zur Schaustellung der mannigfachsten Variationen menschlicher Gattungsschönheit benutzt haben; und einmal im Zuge dehne ich dies Bekenntniß auf die meisten Gegenstände der antiken Mythologie aus; ja das Alterthum überhaupt, nicht eben, wie es vielleicht gewesen ist, aber so wie unsere Phantasie es sich reproduciren kann, scheint mir ebenso geschaffen für Plastik, wie unmalerisch überhaupt.

In dieser Empfindung bestärken mich nicht am wenigsten die Zeichnungen von Carstens, deren allgemeines ästhetisches Verdienst ich ebenso ungeschmälert anerkenne, als ihre heilsame Wirkung für die Wiederentwicklung des Formensinnes überhaupt; aber sie scheinen mir mehr eine Schule für den plastischen Styl, als eine Regeneration des malerischen. Mit welcher leeren Prätension sich diese ewig wiederkehrende Racenschönheit des menschlichen Geschlechts im Gemälde hervordrängen würde, zeigt vielleicht am deutlichsten der Entwurf zur Darstellung des goldnen Zeitalters. Alle diese nackten Gestalten, die sich hier, in unerquicklicher Enge übrigens, die um die Reinheit der Luft besorgt macht, durch einander drängen, haben keine Vergangenheit, keine Zukunft; Tag wie Nacht findet sie gleich thatlos wieder und ihre große Anzahl läßt sie nur um so mehr als Exemplare einer bevorzugten Thiergattung erscheinen, sich ergötzend an der Wärme der Natur, von der sie hervorgebracht und wieder verschlungen werden. Zum Theil freilich beruht die Leerheit dieser Darstellung auf diesem Gedanken eines goldnen Zeitalters selbst, der auch für die Sculptur schwer verwendbar sein würde; allein auch so belebte und meisterhaft componirte Gruppen, wie die Hadesfahrt des Megapenthes, vortrefflich für das Basrelief ge-

eignet, ſind maleriſch wenig wirkſam. Was der Menſch erfahren, und wie eigenthümlich er ſich durch das Leben geſchlagen, das kommt künſtleriſch brauchbar doch nur in dem Ausdruck der Phyſiognomie zum Vorſchein; denn hier allein werden die Spuren, welche Leiden und aufgenöthigte Gewohnheiten des Lebens zurückgelaſſen, durch die Kraft des Geiſtes ſichtbar veredelt. Der übrige Körper erfährt zwar auch dieſe Einwirkungen des Lebensganges, aber ſie bleiben hier theils unbeſtimmt und undeutbar, theils widerwärtig und gemein. Fehlt daher die characteriſtiſche Durchbildung des Kopfes, ſo macht die Gleichförmigkeit der nackten Geſtalt, die ſtets über die feinen Verſchiedenheiten dominirt, die einzelnen Figuren zu ähnlich und ſie erſcheinen faſt unvermeidlich als Racenexemplare; werden aber die Phyſiognomien individualiſirt, ſo überſchleicht den Beobachter die Neigung zu fragen: und dieſe würdigen und ausdrucksvollen Köpfe wußten nichts Beſſeres zu thun und zu erfinden, als dies elementare geſchichtsloſe Leben zu leben? Denn den vielförmigen geiſtigen Gehalt des Alterthums finden wir doch durch ſolche Gemälde weder ausgedrückt, noch ausdrückbar; wie auch immer dieſe Geſtalten ſich in ſtatuenhaften Stellungen vordrängen oder ſich heroiſch drapiren, ſie haben dennoch in der maleriſchen Darſtellung Nichts vor ſich und Nichts hinter ſich; ihr geiſtiger Horizont und die Summe ihrer Lebensintereſſen erſcheinen greifbar nicht ausgedehnter, als die der edleren Thiergattungen. Die antike Gewandung vervollſtändigt mehr dieſen unhiſtoriſchen Eindruck, als daß ſie ihn höbe; für die Sculptur wie geſchaffen verähnlicht ſie die verſchiedenen Geſtalten zu ſehr und erzählt eben um ihrer Einfachheit willen nie mit ſo wenigen beredten Zügen eine individuelle Lebensgeſchichte, wie die Lumpen eines modernen Bettlers oder die lächerliche Adjuſtirung eines verdrehten Originals. Ebenſo haben die mythiſchen Figuren zu wenig von den Kleinlichkeiten und Sorgen des Lebens erfahren, um im Kampf gegen ſie einen hinlänglich geſchichtlichen Character zu entwickeln; ob

gleich ſie Eigennamen tragen, bleiben ſie doch, in dem ertloſen Aether einer imaginären Welt erzeugt, für unſere Einbildungskraft viel zu ſehr abſtracte Symbole allgemeiner Charaktertypen und typiſcher Situationen.

Ich habe durch dieſe Bemerkungen nur unſere Gewohnheit zu bezeichnen geglaubt, Maleriſches und characteriſtiſch Geſchichtliches in enger Verbindung zu denken, und jenes zu vermiſſen, wo dieſes fehlt. Es fragt ſich nun, warum dies ſo iſt, warum die maleriſche Darſtellung dieſes individualiſirte Leben verlangt und nicht mit der allgemeineren Schönheit ſich begnügen kann, welche der Plaſtik zureichend, ja weſentlich iſt. Ich glaube den Grund hierfür nicht in der oft gelten gemachten Thatſache zu finden, daß die Plaſtik den Körper in allſeitiger Rundung wirklich darſtellt, die Malerei dagegen nur einen Schein ſeiner Realität auf einer Fläche erzeugt; etwas gezwungen erſcheinen mir die Deductionen, die hieraus die nothwendige Neigung der Malerei ableiten, die Geſtalt in handelndem Zuſammenhang mit ihrer Umgebung darſtellen. Die drei Dimenſionen, durch welche ſich das plaſtiſche Object des äſthetiſchen Genuſſes ausdehnt, könnten entſcheidend nur ſein, wenn der Taſtſinn dieſen Genuß zu vermitteln hätte; das beobachtende Auge nimmt dagegen auch die wirklich vorhandene Rundung der Bildſäule doch nur durch ein Flächenbild wahr, das wieder nur durch ein Spiel von Licht und Schatten ganz ebenſo wie das Gemälde auf Ausfüllung der Raumtiefe gedeutet wird. Daß die Statue ſich zum Theil umgehen läßt und von verſchiedenen Standpunkten verſchiedene Bilder gewährt, iſt ein nicht unwichtiger Vorzug des Reichthums, den die Plaſtik vor der Malerei voraus hat, aber die Schönheit des einen dieſer verſchiedenen Anblicke kann doch nicht davon abhängen, daß es neben ihm andere gibt. Der wirkliche Grund des in Frage ſtehenden Unterſchiedes, gleichfalls von Vielen ſchon angedeutet, ſcheint mir darin zu liegen, daß nur das Gemälde ſeine Figuren durch einen ihm ſelbſt angehörigen Hintergrund

vereinigt, den es zur Darſtellung einer realen rings um ſie ausgebreiteten Welt nicht blos benutzen kann, ſondern wirklich zu benutzen durch eine Art äſthetiſcher Scheu vor dem Leeren genöthigt wird. Durch die Gegenſtände, mit welchen ſie dieſen Grund füllt, und durch die unzähligen Beziehungen zwiſchen ihnen lockt die Malerei die Geſtalten aus ihrer Vereinzelung heraus und befähigt und zwingt ſie zugleich, ſich in Haltung und Bewegung, in Stimmung und Affect, in allen Theilen ihrer Erſcheinung überhaupt, an dieſe Welt und ihre bewegenden Motive anzuſchließen. Die Figuren der Plaſtik dagegen, einzelne oder Gruppen, ſtehen im Leeren; was ſie nicht durch die Linien ihrer Geſtalt oder durch die Wechſelwirkungen ausdrücken können, die ſie gegeneinander unmittelbar ausüben, Das alles iſt der plaſtiſchen Kunſt unzugänglich. Selbſt im Basrelief, deſſen Rückwand eine ſtoffliche Verbindung der Figuren herſtellt, läßt ſich um techniſcher Schwierigkeiten, namentlich der Perſpective willen, doch nur eine ſchematiſche und ſymboliſche, nie eine realiſtiſch volle Darſtellung der Bedingungen geben, durch welche die umgebende Welt die in ihr geſchehenden Ereigniſſe erklärlich macht. Wo die Malerei dieſe Vortheile ihres Hintergrundes nicht vollſtändig ausnützt, da nähern ſich ihre Werke bald mit Einbuße des Maleriſchen, bald ohne Tadel dem ſtatuariſchen Character wieder an. Den erſten Fall erläutern viele alte Kirchenbilder, welche abſichtlich durch iſolirenden Goldgrund die Geſtalten vor der Wechſelwirkung mit der irdiſchen Welt zu bewahren ſuchen; der zweite findet ſich, um zu erwähnen, was mir beifällt, in Gerards blindem Beliſar, in Murillo's Madonna in Dresden, in Raphaels unvergleichlicher Madonna mit dem Fiſch, einer Gruppe, deren Zeichnung faſt ohne Aenderung ſich in das ſchönſte ſtatuariſche Werk umdeuten ließe. So würde die Beachtung eines ſehr einfachen Umſtandes uns die Grenzlinie erklären, die in den verſchiedenſten Ausdrucksweiſen und Formulirungen die deutſchen Aeſthetiker einſtimmig zwiſchen Plaſtik und Malerei

gezogen haben: Zuſammenſchluß des Lebendigen in ſich ſelbſt, Bevorzugung der einfachen und ewigen typiſchen Charactere, Wahl der Situationen, die zu ihrer Begreiflichkeit empiriſcher Umſtände der Außenwelt nicht bedürfen, ſchien ihnen allen das Princip der bildenden Kunſt; Oeffnung des Geiſtes für die umgebenden Bedingungen des Daſeins, Heraustreten des Idealen aus der Ortloſigkeit des Verſunkenſeins in ſich ſelbſt in die Wirklichkeit, characteriſtiſche Entwicklung durch die erregenden Motive, welche dieſe darbietet, war der weſentliche Grundgedanke der Malerei. Wie der Reichthum des Darſtellbaren ſich zwiſchen beide Künſte vertheilt und jede ergreift, was der andern unfaßbar bleibt, iſt nicht minder oft bemerkt worden. (Vergl. die eingehende Betrachtung Viſchers, unter andern Stellen Aeſth. III. S. 592 ff.)

Ich habe der Farbe nicht gedacht. Wer in ihr einen weſentlichen Unterſchied der Malerei von der Plaſtik fände, würde ſich wenigſtens nicht in durchgängigem Einverſtändniß mit der antiken Kunſt befinden, und wohl auch nur mittelbar Recht haben. Den Werth der Farbe pflegen die Maler einfach auf ihr Gefühl zu gründen: ſie erfreue des Menſchen Herz; die wiſſenſchaftliche Aeſthetik hat meiſtens zur Motivirung dieſes Werthes von den Speculationen der idealiſtiſchen Naturphiloſophie Gebrauch gemacht; als der ſichtbare Geiſt, als zweite Potenz des im Realen ſich entwickelnden Abſoluten, ſchien das Licht mit ſeinen Kindern, den Farben, durch ſeinen Eintritt in die Darſtellung einen neuen Zweig der Kunſt mit dialektiſcher Nothwendigkeit und im Gegenſatz zur Plaſtik zu begründen, die mit dem ſchweren Stoffe ſchaltet. Es iſt gewiß manches Wahre hieran, aber es wird erdrückt durch das Uebermaß tiefſinniger Begründung. Laſſen wir jeden Gedanken über den ſpeculativen Begriff des Lichtes dahingeſtellt und halten uns an das, was es für die lebendige Auffaſſung der Dinge leiſtet, ſo verdanken wir allerdings ihm allein die Eröffnung einer Welt vor unſerem Bewußtſein, in der auch das Entfernte in ſeiner Realität vor uns prangt, ohne daß wir

nöthig hätten, uns seines Daseins durch Tasten zu versichern und durch den Widerstand, den es unserer Thätigkeit leistet. Alles ist jetzt da, scheinbar auch ohne auf uns zu wirken, denn wer weiß etwas von den Strahlen, die uns das Erscheinen der Dinge vermitteln? Und nicht nur alle zusammen hebt das Licht die Dinge aus der Nacht des Nichtseins in den Tag der Wirklichkeit; unmittelbar scheint es uns zugleich in den Farben die characteristische Wesenheit jedes einzelnen hervorzulocken, und rückt durch seine Schwächungen, Zurückwerfungen und Schattirungen die verschiedenen an ihre zukommenden Stellen einer räumlichen Tiefe, die nun erst vor uns deutlich aufgeht. Denn in der That haben diejenigen Recht, die behaupten, daß erst die Malerei über alle drei Dimensionen des Raumes gebiete, wenn sie auch, was sehr unwesentlich ist, diese ästhetische Illusion durch eine wirklich nur flächenförmige Darstellung hervorbringt. Die Plastik, obwohl zu ihrem Werke alle drei Dimensionen benutzend, vermag dies nicht; sie läßt in ihren einzelnen Figuren die Beziehung auf eine unendliche Ausdehnung der Welt in völliger Ortlosigkeit des Dargestellten untergehn und macht sich im Basrelief die Darstellung der scheinbaren Raumtiefe eben gerade durch Benützung der wirklichen unmöglich.

Man versteht hieraus leicht den Werth des Lichtes für die Malerei. Es ist ihr nicht darum wesentlich, weil es für den Beobachter die Auffassung des ganzen Gemäldes in anderer Weise als die einer Statue vermittelte, sondern darum, weil es selbst oder seine Wirkungen, im Gemälde mitdargestellt, den wirksamsten Bestandtheil jener Außenwelt bildet, auf welche die Malerei ihre Gestalten beziehen muß. Denn das Licht ist das Element, das Alles in gegenseitige Verbindung bringt, jedes an jedem andern widerscheinen läßt und mit seinem Spiel die vereinzelten Dinge aus ihrer Vereinsamung reißt, jedem seine Stellung zu jedem anderen bestimmend. Eine Statue läßt sich beleuchten, und es mag reizende Wirkungen geben, wenn das an

ſich überirdiſche und ortloſe Ideal, das ſie darſtellt, von dem geiſterhafteſten Elemente einer Wirklichkeit, der es nicht angehört, leiſe berührt wird; aber die plaſtiſche Darſtellung eines beleuchteten Gegenſtandes, auch wenn ſie techniſch denkbar wäre, würde ein äſthetiſcher Widerſpruch ſein; was als beleuchtet dargeſtellt wird, iſt nothwendig Theil der wirklichen Welt, denn nur von ihr aus und durch Wechſelwirkung mit andern Beſtandtheilen derſelben kann es dieſes Licht empfangen, nur in beſtimmter Richtung, da oder dorther, nur in beſtimmter Intenſität und Färbung; lauter Umſtände, für die nicht in der eignen Bildung der Geſtalt, ſondern nur in ihrer Beziehung auf eine umgebende Mitwelt die entſcheidenden Bedingungen liegen. So ſchließen ſich auch Lichtſpiel und Farbe als Mittel der Malerei dem Character des Geſchichtlichen an, den wir dieſer Kunſt weſentlich fanden; ſie drücken beide die wandelbaren Eigenſchaften aus, die den Dingen im Conflict mit einander entſtehen und die veränderlichen Ereigniſſe, die an ihnen und zwiſchen ihnen geſchehen. Aber indem der Malerei durch die Macht dieſer Mittel ſich ein unüberſehliches Gebiet öffnet, das der Sculptur verſchloſſen blieb, verſagen ſich ihr folgerecht auch die Gegenſtände, die dieſer am meiſten angemeſſen waren.

Einer vorzüglichen Abhandlung, welche Ad. Teichlein ſeiner Schrift über Louis Gallait und der Malerei in Deutſchland (München 1853) angehängt hat, entlehne ich die folgende Stelle, die von der kunſtgeſchichtlichen Gewohnheit, alle vollendeten großen Thatſachen auch für gerechtfertigt zu halten, in erfreulicher Weiſe abweicht: „Grade am menſchlichen Leibe, an welchem die feinſte Farbenbrechung ſich erſchöpft, erfahren wir am deutlichſten die ſinnlich oberflächliche Natur der Farbe, und daß die Malerei, wenn ſie dies ihr ſpecifiſches Kunſtmittel nicht zum ſinnigen Ausdruck einer Stimmung zu gebrauchen oder dem Ausdruck eines höhern Inhalts unterzuordnen weiß, nothwendig in den mehr oder minder bemäntelten Mißbrauch des unkünſtleriſchen

Sinnenkitzels verfällt. Die Koloriſten der klaſſiſchen Epoche, insbeſondere die Venetianer, ſuchten den reinen Kunſtwerth der menſchlichen Geſtalt dadurch zu garantiren, daß ſie an ihr und an dem Hintergrund die ſinnliche Oberflächlichkeit der farbigen Erſcheinung in die generelle Stimmung ihrer Naturanſchauung, in den ſittlichen Ernſt der Haltung vertieften. Hierin liegt der Grund ihres tieferen Colorits, nicht in materiellen Gründen der Oelmalerei. Ihre Größe beſteht darin, daß ſie die Malerei in ihrem eigentlichſten Lebenselement, der Farbe, auf die höchſte Stufe erhoben, indem ſie einen Styl des vollendeten Colorits ſchufen. Inſofern ſie dieſen auf die maleriſche, d. h. characteriſtiſche und individuelle Form, die bekleidete menſchliche Geſtalt anwandten, gelang es ihnen auch vollkommen, dieſelbe auf den Gipfel der Kunſt zu erheben. Auf dieſem Weg ſchufen ſie die ewigen Vorbilder der Portraitmalerei und eines großartigen Genre. Allein in Anſehung des Nackten reichte, ſelbſt eine tizianiſche Venus nicht ausgenommen, auch der Ernſt ihrer Haltung, die Nobleſſe ihrer Geſtalten nicht hin, die gemalte Darſtellung der Leibesſchönheit auf die ſittliche Höhe der Antike zu heben. Selbſt in ihren Werken erloſch trotz aller Vollendung des maleriſchen Styls der ſinnliche Funke nicht, welcher ein für allemal in der farbigen und individuellen Darſtellung menſchlicher Leibesſchönheit fortglimmt."

So erwächſt für die Malerei mit der Möglichkeit auch die Verpflichtung, von der iſolirten Darſtellung der einfachen Schönheit des Natürlichen abzuſehen und ſie zum Mittel für die Erſcheinung eines geiſtigen, nicht blos ſeeliſchen Inhalts, eines gedankenhafteren Idealen zu verwenden. Sie nähert ſich hierdurch dem Gebiete der Poeſie und fordert auf, nun auch von dieſem das ihrige abzugrenzen. Leſſing hat dies zuerſt mit dem wiſſenſchaftlichen Sinn des Aeſthetikers verſucht, doch haben ſeine denkwürdigen Betrachtungen mehr hervorgehoben, worin die Poeſie mit der Malerei nicht wetteifern darf, weniger gezeigt, welcher

Theil jener idealen Welt ausschließlich malerischer Besitz sei. Dies vielleicht in der Ueberzeugung, daß keine Gattung des Poetischen als Gattung von dem Gebiete der Malerei ausgeschlossen sei, für jede aber sich eine formell eigenthümliche Darstellungsweise aus der Natur und den Unterschieden beider Künste entwickle.

Die Malerei bilde Körper mit ihren Eigenschaften ab; Handlungen nur durch künftige oder vergangene Veränderungen, die sie aus der gegenwärtig dargestellten Form und Stellung ihrer Gestalten errathen lasse; die Poesie schildere unmittelbar das Werden und Geschehen, die Handlung; Dinge aber nur andeutungsweise durch Handlungen. Dieser letzte Satz drückt nicht ganz genau den richtigen Gedanken aus, dessen Consequenzen Lessing so vortrefflich zog. Die Poesie, Worte der Sprache benutzend, setzt voraus, daß die Nennung jedes Namens die Vorstellung des bezeichneten Gegenstands so erwecke, wie sie in unserer Erinnerung überhaupt mit ihm verknüpft ist, nämlich deutlich genug, um den Gegenstand von andern zu unterscheiden, aber keineswegs in allen Einzelheiten ihres Inhalts so bestimmt, daß sie unserer Phantasie nur ein individuelles Bild und nicht die Wahl zwischen vielen verstattete. Denn Sprache bezeichnet nur das Allgemeine der Dinge und ihr Schema; das Individuelle leistet nur die Anschauung. Mit solcher Andeutung des Bezeichneten kann sich nun die Poesie häufig begnügen, denn Sinn und Bedeutung des Geschehens und der innern Zusammenhänge, die sie mit Vorliebe darstellt, verlieren gewöhnlich nicht zu viel durch die blos schematische Angabe der Beziehungspunkte, zwischen denen sie stattfinden. Wo dagegen die Schilderung der Dinge selbst von Werth für sie ist, beginnen ihre Schwierigkeiten. Will sie den Gang der Handlung nicht aufhalten, so kann sie aus der Menge unbestimmt gelassener Merkmale, die in dem allgemeinen Namen des Dinges liegen, nur sehr wenige ausdrücklich hervorheben, auf deren rasche Einzeichnung in das vorgestellte Schema desselben sie rechnen kann. Und dies ist Les-

sings Gesetz von der Sparsamkeit der malenden Prädicate in der Poesie. Für Ein Ding habe gewöhnlich Homer nur Einen Zug: das schwarze Schiff, oder das hohle oder das schnelle Schiff, höchstens das wohlberuderte schwarze Schiff; weiter gehe er in die Schilderung nicht ein. Wo dagegen Motive zu ausführlicher Beschreibung sind, verwandle der wahre Dichter die bloße Zuzählung von Eigenschaften in die Darstellung einer Reihenfolge von Handlungen, durch die sie vor unserm Auge entstehen.

Ueber Grund und Wirksamkeit dieser vortrefflichen Regel kann noch Zweifel sein. Wenn nicht des Helden Kleidung geschildert wird, sondern er selbst, wie er sie stückweis anlegt, warum wird dann das gewünschte Bild deutlicher? warum die Verknüpfung des Mannigfachen leichter, obgleich dessen hier mehr ist, als in der bloßen Aufzählung der Eigenschaften liegen würde? Darauf möchte ich zuerst antworten, daß zwar hier, aber nicht in allen scheinbar ähnlichen Fällen dieser Erfolg erreicht, vielleicht nicht einmal gesucht wird. Wenn Homer auch den Schild des Achill durch Hephästos Schmiedekunst vor uns entstehen läßt, so bildet sich doch keine andere Gesammtvorstellung, als die eines reichgeschmückten Werkes überhaupt; die einzelnen Bilder werden klar; daß es ihre Anordnung nicht wird, beweisen die Meinungsverschiedenheiten über die richtige Nachzeichnung derselben. Dennoch ziehen wir mit Lessing Homers Darstellung der Virgilischen Nachahmung vor, die am Schild des Aeneas die fertigen Theile nach einander aufzählt. Aber den Faden der Handlung, durch den Homer ihre Erwähnung verknüpft, möchte ich einestheils unabhängig von weitern Kunstzwecken aus der Vorliebe erklären, mit der überhaupt der epische Dichter nicht Dinge, sondern die Art malen will, wie Menschen mit ihnen umgehen; sein Interesse hört auf, wo Niemand ist, der handelt. Anderntheils aber würde selbst der Dienst, den diese Aneinanderreihung von Handlungen als technischer Kunstgriff dem Beschreiben leistet, mittelbar auf denselben Gesichtspunkt zurückzuführen sein.

Denn deutliche Beschreibung ist eine Anweisung, Vorstellungen in bestimmter Reihenfolge zu verknüpfen, die zuerst, die den Umriß des Ganzen oder den ersten Ansatzpunkt der folgenden bilden, dann die andern, wie jede durch eine angebbare Operation des Construirens in unzweideutiger Richtung an die früheren anzuschließen ist. Es sind also immer auch hier verschiedene, in bestimmte Reihe gestellte Handlungen, durch welche die Beschreibung zum Ziel führt, aber Handlungen der räumlichen Construction, die unsere Phantasie an dem Bilde des Gegenstands ausführen soll, nicht solche, die am Gegenstande selbst vorgehen oder an ihm vollzogen werden. Dies Verfahren genügt der Geometrie, nicht der Poesie. Denn zuerst sind die Formen der wirklichen Gegenstände zu verwickelt, um uns auf diesem Wege zum Ziele kommen zu lassen; pflegt doch selbst eine geometrische Construction erst deutlich zu werden, wenn man die anbefohlenen Operationen eine nach der andern durch wirkliche Zeichnung fixirt. Wir kürzen beträchtlich ab, wenn wir an die Stelle der bloßen Denkhandlungen, durch welche das Bild der Sache entstände, die wirklichen Thätigkeiten setzen, aus denen seine eigne Gestalt in der That entspringt. Wenn Achill seine Lanze schwingt, so gibt dies einzige Zeitwort die klarste Anschauung einer Bewegungsform, die wir mit unendlicher Mühe kaum deutlich machen würden, wenn wir unserer Phantasie zumutheten, erst gewisse Lagen der Lanze einzeln zu construiren, und sie dann in das Bild einer veränderlichen Gesammtbewegung zu vereinigen. Dasselbe leistet jeder andere Name eines wirklichen Thuns und Leidens, dasselbe noch mehr eine Reihenfolge vieler. Wir wissen aus Erfahrung, in welcher Weise bestimmte Thätigkeiten bestimmte Objecte gestalten und umgestalten, und bezeichnen deshalb durch die Handlung den herauskommenden Erfolg viel kürzer und mit viel mehr prägnanten Nebenzügen, als durch directe geometrische Beschreibung. Diese Deutlichkeit wird durch einen zweiten Umstand unterstützt. Beschreib-

ung des Fertigen kann von jedem Punkt aus und nach beliebiger Richtung fortgehn; selten findet sich in ihm ein Bestandtheil, der noch objectiv vor den andern den Vorzug eines natürlichen Anfangspunktes hätte. Anders, wenn wir die bloße Angabe des vorhandenen Thatbestandes durch eine genetische Definition ersetzen; indem wir den Gegenstand entstehen lassen, verknüpfen sich seine Merkmale in dieser durch einsehbare sachliche Gründe bedingten Reihenfolge deutlicher und fester; ganz wie auch das judiciöse Memoriren, nach dem Ausdrucke der Psychologie, hierin dem blos mechanischen überlegen ist, oder wie man leicht eine Melodie, sehr schwer eine Reihe einander leiterfremder Töne behält. Zu diesem technischen Vortheil der von Lessing empfohlenen Beschreibung durch Handlungen kommt noch ein künstlerischer Grund ihrer Bevorzugung. Poesie ist nicht Abbildung der Dinge, sondern Offenbarung ihres Werthes und des Glückes, das sie in sich selbst empfinden oder empfindenden Wesen verschaffen. Deswegen läßt schon die gewöhnliche Rede die Theile der Landschaft selbsthandelnd erscheinen; der Fels strebt empor, das Thal lehnt sich an ihn, der Himmel wölbt sich darüber; lauter Ausdrücke von nicht blos graphischer Bedeutung; sie dichten alle in das Unlebendige den Genuß des Gemeingefühls hinein, das die von ihnen bezeichneten Thätigkeiten dem Lebendigen gewähren. Und eben deswegen läßt Homer den Agamemnon die Kleidung Stück für Stück anthun: „das weiche Unterkleid, den großen Mantel, die schönen Halbstiefeln, den Degen;“ jedem Stück und jeder Bewegung, durch die es angelegt wird, fühlen wir das kleine Element des sinnlichen Genusses nach, das durch seine Berührung mit dem Körper dem Gemeingefühl zuwächst, und das am lebhaftesten ist im ersten Augenblick seiner Entstehung. Dies alles ginge verloren, wenn Homer von allen diesen Stücken sagte: Agamemnon hatte sie an.

Was aber aus dem eben erwähnten Unterschied der Poesie und der Malerei für die letztere folgt, hat Lessing wenig ent-

wickelt. Es ist nicht ganz zutreffend, die zeitliche Aufeinanderfolge, durch welche die Poesie nachbildet, der Gleichzeitigkeit des malerisch Dargestellten entgegenzusetzen. Die Poesie muß ja darauf rechnen, daß die Vorstellungen, welche sie nach einander freilich weckt, doch in der nachsinnenden und nachgenießenden Erinnerung in einer Art von Gleichzeitigkeit überblickt werden können, die ein beziehendes Hin- und Hergehen der Gedanken zwischen ihnen nach willkürlichen Richtungen gestattet. Nur so ist ja das Ganze eines poetischen Werks genießbar, dessen einzelne Theile uns beim Lesen oder Anhören successiv zugezählt werden. Wenn nun der poetische Eindruck dennoch häufig ganz und gar von der Wortstellung abhängig scheint, so beweist dies nur, daß durch die Ordnung dieser ersten successiven Erregung der Gedanken eine gewisse ästhetische und unzeitliche Form ihrer wechselseitigen Abhängigkeit von einander, eine Werthabstufung ihres Gewichts festgestellt ist, welche immer dieselbe bleibt, auch wenn die successiv hervorgerufenen Eindrücke von der Erinnerung später in ganz anderer Reihenfolge wieder durchlaufen werden. Die Poesie will uns also nicht sowohl successive Anschauungen, sondern eine Anschauung des Successiven bringen, und bedient sich der ersteren nur, um den Augepunkt fest zu bestimmen, aus welchem die innere Gliederung des letztern am Vortheilhaftesten zu betrachten ist. Die Malerei anderseits stellt zwar das Mannigfache zugleich dar, aber sie kann doch nicht machen, daß wir es zugleich wahrnehmen. Auch sie kann doch nur durch die räumliche Gruppirung ihres Mannigfachen und durch die Abstufung der Beleuchtung die bleibende innere Systematik ihres Gegenstandes, den relativen Werth, die Ueber- und Unterordnung der Theile feststellen, muß aber dem wandernden Blicke erlauben, willkürlich die Ordnung zu wechseln, in welcher er sich dieser Gliederung erinnern will. Es ist Analogie in diesem Verfahren beider Künste, aber allerdings ein bleibender Unterschied: durch die Reihenfolge ihrer wirklich successiven Eindrücke sucht die

Poeſie eine objective Gliederung des Succeſſiven vorzuſchreiben; die Malerei wendet ihre wirklich gleichzeitigen Eindrucksmittel zu ſucceſſiven Eindrucksreihen ſo an, daß ſie die Gliederung eines durch dieſe zu erfaſſenden gleichzeitigen Mannigfachen feſtſtellt.

Es folgen hieraus manche kleine Kunſtregeln, deren Andeutung genügt. Nicht weil die Poeſie durch Succeſſives malt, ſondern weil ſie eine Reihenfolge im Inhalt darſtellen will, kann ſie vorübergehend Einzelheiten hoch betonen, die von ſelbſt ſich ſpäter dem Ganzen des Eindrucks unterordnen. So konnte, wie Leſſing bemerkt, Virgil die Köpfe der Schlangen weit über das Haupt des Laokoon emporſchießen laſſen, aber nicht der Bildhauer und der Maler. Und ſo noch manches, was ſich auf die Wahl des günſtigen Augenblicks der maleriſchen Darſtellung bezieht. Auch das Häßliche, das Widerwärtige und Ekelhafte glaubte Leſſing in der Poeſie darum nicht ganz unzuläſſig, weil ſie raſch darüber hingehen kann; die Malerei dagegen müſſe es meiden, weil es in breiter wirklicher Darſtellung unerträglich werde. Rumohr tadelt ſpöttiſch dieſe Bemerkung als Beweis künſtleriſcher Unkenntniß; ein Blick auf holländiſche Genrebilder zeige, wie grade die Malerei dem Gemeinen und Widerwärtigen eine gewiſſe untergeordnete Schönheit gebe, während es in bloß redender Darſtellung durchaus gemein bleibe. Weder die eine noch die andere Anſicht läßt ſich aber allgemein feſthalten. Das Wahre liegt in dem was Leſſing bemerkte: die Poeſie ſchildert allerdings zunächſt Geſchehen und Handlung; die Subjecte aber und die Nebenbedingungen und Umſtände dieſes Handelns und Geſchehens erwähnt ſie nothgedrungen mit Kargheit; ſie hebt an jedem Dinge und jeder lebendigen Geſtalt immer nur die ſpeciellen Züge hervor, welche für das Verſtändniß des Moments und des inneren Zuſammenhangs ganz unentbehrlich, aber ſehr ſparſam und höchſt unvollſtändig die andern, die zwar entbehrlich ſind, aber ſehr hülfreich ſein würden, um das allſeitige Verwachſenſein des Handelnden in dieſe Umſtände und das eigenthümliche Colorit zu

bezeichnen, das um deswillen auch auf die Handlung fällt. Dieſe ganze Breite ſteht der Malerei zu Gebot, die ganze vielſtimmige Harmonie, welche den melodiöſen Fortſchritt des Geſchehens in jedem gewählten Augenblick erſt vollſtändig lebendig macht, dafür aber freilich auf dieſen Augenblick und auf die Erinnerungen und Erwartungen beſchränkt iſt, die er unmittelbar anregt. Hierauf beruht ja alles Bedürfniß maleriſcher Illuſtration erzählter Ereigniſſe. Und nun iſt leicht zu ſehn, daß in Bezug auf Gemeines und Widriges Alles auf den vernünftigen Gebrauch der beiderſeitigen Kunſtmittel ankommt. Dieſelben Trivialitäten, die in der Poeſie in der That höchſt trivial bleiben, können noch immer erträgliche Gegenſtände der Malerei ſein; ſie werden hier veredelt durch Hinzufügung aller der menſchlichen Eigenſchaften, ohne die auch der gemeine Character doch nicht beſtehen kann, die aber alle von der Poeſie übergangen werden. Unter verſtändigen Händen erſcheinen daher meiſtens ſatiriſch gezeichnete und komiſche Figuren der Poeſie nobler im Bilde, als wir ſie nach der Darſtellung des Dichters erwarteten, die Situationen edler, da ſie doch immer in derſelben Welt vorkommen, die auch das Schöne enthält, während das unvorſichtige Dichtwerk wenigſtens uns dieſe Zugehörigkeit leicht verdeckt und das Gemeine auch überhaupt in einer gemeineren Welt geſchehen zu laſſen ſcheint. Dies meinte Ruhmor, und mit Recht; aber es bedarf keines Wortes, um auch Leſſing ſein Recht zu geben; die Malerei ſelbſt hat dafür durch zahlreiche breite Darſtellungen des Widrigen und Gräßlichen geſorgt, über deſſen Abſchreckendes nur die Poeſie leicht hingleiten könnte.

Um dieſe Breite und Allſeitigkeit der Erſcheinung des Geiſtes und ſeiner Handlungen im Sinnlichen laſſen ſich alle die übrigen Unterſchiede gruppiren, die man ſonſt zwiſchen Malerei und Poeſie gefunden hat. Ich bin weitläuftig über dieſe Grenzbeſtimmungen geweſen, weil der äſthetiſchen Theorie alle die kleinen Betrachtungen von beſonderem Werth ſein müſſen, in

welchen es gelingt, den Eindruck der Kunſtwerke auf die einfachſten und klarſten Verhältniſſe zurückzuführen. Nur in unbeträchtlichem Maße iſt dies überhaupt bisher möglich. Auch die Naturwiſſenſchaft beherrſcht ja nur wenige Theile ihres Gebietes ſo erfreulich, daß ſie die Erſcheinungen auf ihre letzten zuſammenſetzenden Elemente und Bedingungen zurückführen kann; ſchon wo wir von Elaſticität ſprechen und auf ſie Anderes gründen, benutzen wir als Erklärungsmittel ein Verhalten, deſſen völliges Verſtändniß ſelbſt noch der Schwierigkeiten genug begegnen würde; der Arzt aber, der mit Beſorgniß dem Verlauf einer Krankheit wegen des ungünſtigen Standes der Kräfte entgegenſieht, würde in Verlegenheit ſein zu ſagen, an welchen Elementen des Körpers dieſe Kräfte haften, nach welchen Geſetzen ſie wirken und wie ſie der Krankheit ſich entgegenſtemmen könnten. Niemand behauptet deswegen, daß alle dieſe Worte leere Worte ſind; ſie bezeichnen freilich nicht vollkommen einfache Elemente des Geſchehens, aus denen dieſes ſelbſt auf exacte Weiſe begreiflich würde, aber ſie faſſen doch gewiſſe *Gewohnheiten* des Geſchehens zuſammen, deren Vorkommen die Erfahrung verbürgt, und die man zur Grundlage weiterer Ueberlegungen nehmen muß, wo die Verwicklung der Sache endgültige Zergliederung in das Einfache nicht möglich macht. Der complicirte Eindruck zuſammengeſetzter Kunſtwerke bringt uns immer in dieſen Fall. Um uns über ihn Rechenſchaft zu geben, müſſen wir Standpunkte benutzen, zu deren bloßer Bezeichnung ſchon verlangt wird, daß diejenigen, welche einander verſtändigen wollen, über eine Menge undefinirbarer Vorausſetzungen ſtillſchweigend einig ſind. Sie ſind es in der Regel nicht, und das gewöhnliche Schickſal von Unterhaltungen über die Anforderungen, die der *Geiſt* einer beſtimmten Kunſt erhebt, beſteht darin, daß über jeden einzelnen Begriff und jeden Geſichtspunkt, der zur Beweisführung herangezogen wird, ſich endlos nach rückwärts Meinungsverſchiedenheiten erheben. Sie pflegen zuletzt

durch ein Compromiß beschwichtigt zu werden, und den Streitenden bleibt das deutliche Bewußtsein, zwar vielleicht über den Eindruck eines einzelnen Kunstwerks sich in Uebereinstimmung zu befinden, über die allgemeinen principien aber einander unverständlich oder unverstanden geblieben zu sein.

Ich mache diese Bemerkung erst hier, obgleich sie von aller Kunst gilt, weil doch ähnliches Staubes nirgends so viel als über Malerei aufgerührt worden ist. Und doch nicht Staubes allein; im Gegentheil ist anzuerkennen, daß unsere überaus reichhaltige Kunstkritik des Schönen, Vortrefflichen und tief Anregenden sehr viel besitzt. Nicht einmal durchaus möchten wir sie formell anders wünschen als sie ist; denn Genuß der Kunst und Nachdenken über ihn muß ein Stück Leben bleiben, und das kunstkritische Urtheil verlöre an Interesse, wenn es in der Weise eines mathematischen Satzes sich beweisen lernen und hersagen ließe, und wenn man ihm nicht das Ringen nach Klarheit ansähe, durch welches die eigenste Natur der Persönlichkeit den ganzen Gehalt der dargebotenen Anschauung eben *sich* zu eigen machen möchte. Indessen bleibt doch wahr, daß überall, wo „die Auffassungen" beginnen, die Wissenschaft vorläufig aufgehört hat, und die Geschichte der Aesthetik kann aus einem Chaos einander mißverstehender Meinungen nur einige leidlich sichergestellte Brücken zum Einverständniß hervorheben.

Auf sehr anschauliche Weise führen uns in den Streit der Ansichten die Eingangskapitel zu C. F. v. *Rumohrs* italiänischen Forschungen (Berlin 1827), so anschaulich, daß selbst auf die Darstellung des geistreichen Kunstkenners etwas von der Undeutlichkeit seines Objects übergeht. Die erste Frage, die auch uns die erste sein mag: ob die bildende Kunst die Natur nachahmen oder idealisiren soll, beantwortet er mit Entschiedenheit dahin, der Künstler solle von dem titanischen Vorhaben abstehen, die Naturformen zu verherrlichen und zu verklären; die Natur bilde das Schöne in einer Herrlichkeit, welche die Kunst nie er-

reichen könne. Aber freilich sie bilde es nicht überall; sie biete ganzen Völkern nur ihre Kehrseite dar; diese müssen sich bemühen, sie auch von Antlitz kennen zu lernen; ebenso sei es thöricht, von der Natur zu verlangen, daß sie jedesmal genau diejenige Schönheit verwirkliche, die der Künstler zum Ausdruck einer bestimmten Intention verlangt. Was bleibt also übrig, als daß er doch idealisire? denn unmöglich kann er darauf beschränkt werden, nur die schönen Formen zu porträtiren, die er findet, und nur die Situationen zu malen, für welche die Natur ihm die zupassenden ausdrucksvollen Formen liefert. Ohnehin, schon indem er auswählt, und eine Form als schöne der andern als unschöner vorzieht, idealisirt er doch und mißt beide an jener berühmt gewordenen „Idee in seiner Einbildungskraft", deren Bedeutung bei Raphael Rumohr nicht überzeugend hinwegzudisputiren sucht. Es bleibt also doch von dieser Ueberlegung als Resultat nur die Mahnung zur Bescheidenheit gegen die Natur; sie offenbart allerdings alles Schöne zuerst, und wo sie es thut, am vollkommensten; aber der idealisirende Trieb kann nicht Unrecht haben, wenn er die eine Gestalt, welche ihm die Natur darbietet, nach der Regel, die ihm dieselbe Natur in unzähligen anderen als Regel ihres eignen Bildens kennen gelehrt hat, ausdrücklicher seinem besonderen Zwecke gemäß gestaltet. Vorüber sind jedenfalls wohl die Zeiten, gegen deren Vorurtheil Rumohr kämpft: man idealisirt nicht, um „die Natur" zu verschönern, sondern um eine Form, in der ein beizubehaltender interessanter Character sich theilweis zum Nachtheil der Harmonie entwickelt hat, eben auf diese Forderungen der Natur und die nur aus ihr bekannten Gesetze der höchsten Schönheit zurückzuführen.

Im Ganzen aber verliert dieser untergeordnete Zwiestreit eine wesentlichere Frage aus den Augen. Was wollen oder was sollen die wollen, welche von der Kunst Nachahmung der Natur wollen? Verdopplung der Natur? oder Nachahmung in der Absicht, daß sie Nachahmung bleibe, und dadurch auf der andern

Seite etwas gewinne, während ſie auf der einen einbüße? Da die Malerei Gegenſtände nicht verdoppeln kann, ſo wird auch ihre Abſicht nur die zweite ſein. Göthe hat bei Gelegenheit einer Zuſchauermenge, die in den Logen eines deutſchen Theaters gemalt worden war, ſich über dieſe Dinge vortrefflicher geäußert, als die ſchwerlich löbliche Veranlaſſung werth war. (Ueber Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit der Kunſtwerke. W.W. 1840. Bd. 30.) Er unterſcheidet Kunſtwahres vom Naturwahren völlig; nur dem ganz ungebildeten Zuſchauer könne ein Kunſtwerk als Naturerzeugniß gelten; der Sperling, der die gemalten Weintrauben anpicke, beweiſe nicht die Vortrefflichkeit der Malerei, ſondern ſeine Spatzennatur, ſo wie der Affe die ſeinige, als er die abgebildeten Käfer einer Naturgeſchichte fraß. So verlange der ungebildete Liebhaber Natürlichkeit des Kunſtwerks, um es nur auch auf natürliche, oft rohe und gemeine Weiſe genießen zu können. Der gebildete verlange nur Illuſion und Schein der Wahrheit, der ausdrücklich der Wahrheit ſelbſt gegenüber Schein bleibt.

Aber über das poſitive Gut, das nun hierin liegt, iſt Göthe nicht ausführlich. Ich hebe ſeine Worte, das Kunſtwerk ſei ein Werk des menſchlichen Geiſtes, ausdrücklicher als ſie von ihm geäußert ſind, zum Ausgangspunkt des Weiteren hervor. Denn ſie führen auf den Begriff der Nachahmung zurück, den wir hier zu bedenken haben. Dieſer Begriff ſoll ſich von dem einer ſubſtantiellen Wiederholung des Gegenſtandes unterſcheiden; er kann es nicht dadurch, daß dem Nachbild blos ein Beſtandtheil des Vorbilds fehlt, ſondern nur ſo, daß das Weſen des Gegenſtandes oder doch das, was für einen beſtimmten Zweck der Betrachtung als Weſen deſſelben gelten ſoll, durch andere Mittel vorgeſtellt wird als die ſind, welche die Wirklichkeit zu ſeiner Herſtellung anwendet. Hierin liegt nun allerdings ein erſter und ſehr mächtiger, obwohl gewiß nicht der höchſte Reiz maleriſcher Reproduction. Was uns im Leben nur durch ſeinen

Eindruck überwältigt, dem iſt der Geiſt jetzt hinter das Weſentliche ſeiner Natur gekommen und erzeugt es nun als ſeine eigne Schöpfung wieder; der Genuß aber, den wir davon haben, iſt nicht nur der Triumph des ſubjectiven Könnens, ſondern ſchließt die Vorausſetzung eines völligen Verſtändniſſes der Ziele, der Mittel und der Ergebniſſe ein, welche die Natur ſelbſt hatte, anwandte und erreichte, ſie alle aber auf jene Allgemeinheit gebracht, deren Kenntniß eben erlaubt, durch ein anderes Beiſpiel deſſelben Allgemeinen, nämlich durch eine ganz anders geartete Technik, den Schein der Naturwahrheit zu erreichen. Mit einem Wort: jede Naturnachahmung erinnert uns an die merkwürdige obgleich ſelbſtverſtändlich ſcheinende Thatſache, daß es von Dingen Bilder geben kann, daß nicht nur das Gleiche ſich durch Gleiches wiederholen, ſondern Jegliches ſich vermöge des Füreinanderpaſſens aller Dinge und Wirkungen auch durch ganz Verſchiedenes ähnlich darſtellen läßt. Man muß, um dies hinlänglich zu würdigen, nicht ſogleich das voll ausgeführte Gemälde, ſondern zuerſt die Umrißzeichnung betrachten, oder den Kupferſtich. Durch welche von den natürlichen ſo ganz abweichende Mittel, durch Vertheilung von einzelnen Punkten, durch ſchraffirende Linien, denen gar Nichts am Gegenſtand unmittelbar entſpricht, bringen doch dieſe Kunſtleiſtungen eine der ſeinigen vollkommen ähnliche Erſcheinung hervor! Man begreift die Freude deſſen, der ſich dies gelingen ſieht; ſie hat ein ganz äſthetiſches Recht, denn ſie beruht auf jener überall ausgegoſſnen wechſelſeitigen Commenſurabilität des Weltinhalts, die allerdings Grund aller Schönheit iſt; dieſe Freude theilt ſich dem Beobachter mit; ja indem er den Gegenſtand aus dem Geiſte reproducirt ſieht und ſich angeregt fühlt, den Mitteln nachzuſpüren, durch die dies möglich war, verfolgt er die kleinen Zuſammenhänge der Theile in der Regel an dem Abbild mit mehr Intereſſe und Verſtändniß als an dem Urbild ſelbſt.

Bleiben wir noch einen Augenblick bei dieſer Verſchiedenheit

der Mittel ſtehen, durch welche ſich Nachahmung von Wiederholung unterſcheidet, ſo finden wir leicht, daß in der Malerei auch die Auffaſſung des Gegebenen und das Verfahren zu ſeiner Wiedergabe in noch viel weſentlicherem Sinne als in andern Künſten zu den äſthetiſchen Prädicaten der Kunſtleiſtung ſelbſt gehört. Man unterſcheidet allerdings auch die Plaſtik Michelangelos oder Canovas von der des Alterthums, doch liegt hier die Differenz mehr in dem was die Künſtler wollten, als in der Art ihrer Ausführung, denn die techniſchen Bedingungen der Darſtellung, die wirklich Oberflächen durch congruente Oberflächen wiedergibt, engen hier die Willkürlichkeit der Verfahrungsweiſen beträchtlich ein. In der Malerei dagegen erwarten und verlangen wir in viel ausgedehnterem Maße in dem Werke zuerſt den Geiſt des Künſtlers und durch ihn hindurch erſt die Natur des dargeſtellten Gegenſtandes zu ſehen, und nicht zufällig und grundlos, obwohl leicht zur Einſeitigkeit übertrieben, geht die Freude des Kenners und Sammlers hauptſächlich aus der erworbenen Geſchicklichkeit mit hervor, in einem vorgelegten Werke Auffaſſung und Hand eines beſtimmten Meiſters wieder zu erkennen und von verwandten zu unterſcheiden. An die Nachahmung überhaupt knüpft ſich daher das Intereſſe für die Art, wie die Welt ſich in verſchiedenen Geiſtern verſchieden ſpiegelt und für die Mittel, durch welche dieſe ihrem eigenthümlichen Eindruck einen gleich eigenthümlichen Ausdruck ſuchen. Wie das Maleriſche ſelbſt nicht in dem Allgemeinen der Gattung, ſondern in der geſchichtlichen und empiriſchen Characteriſtik lag, ſo iſt auch die nachahmende Darſtellung nicht durch die Allgemeingültigkeit, in der ſie ihren Gegenſtand ähnlich wiederholt, ſondern durch die ſpecifiſchen Methoden künſtleriſch, durch welche ſie dieſen Erfolg erringt. Doch um hierüber nicht Mißverſtändniſſe zu veranlaſſen, müſſen wir auf die ſich hier von ſelbſt zudrängenden Begriffe des Styls und der Manier noch einmal eingehen.

Beide Ausdrücke ſind urſprünglich gleichbedeutend; ſie be-

zeichneten wie Rumohr (a. a. O. I. S. 85) bemerkt, bei den Italiänern durchaus nur die äußerlichen Vortheile in der Handhabung der Mittel; Winckelmann erst habe sie mit gewissen Richtungen des Geistes in Verbindung gebracht. Rumohr selbst nun entscheidet sich, den Styl als ein zur Gewohnheit gediehenes sich Fügen in die inneren Forderungen des Stoffes zu erklären, in welchem der Künstler seine Gestalten bildet. Folgerecht gibt es dann für jede Kunst nur einen rechtmäßigen, ihrem Material angemessenen und von ihm abhängigen Styl. Der malerische, schwerer zu definiren als der plastische, würde zuerst harmonisches Maß und Verhältniß in der Anordnung und Vertheilung darstellender oder nur schmückender und füllender Formen verlangen; er würde dann, weil es Dinge gibt, deren Schein durch malerische Mittel nur schwer, nicht ohne Stumpfheit oder Härte, hervorzubringen ist, Einiges schärfer herauszuheben befehlen, Anderes absichtlich zu mildern; ferner, da selbst die schönsten Gemälde an Fülle und Deutlichkeit so sehr der Wirklichkeit nachstehen, daß sie nur innerhalb ihrer selbst für wahr oder scheinbar wirklich gelten können, so würde der Künstler durch eine gewisse Gleichmäßigkeit in der Ausführung des Gemäldes die Aufmerksamkeit des Beschauers so zu begrenzen haben, daß er, auch wollend, kaum im Stande wäre, irgend einen Theil des Kunstwerks für sich allein der Vergleichung mit anderen außer dem Bilde befindlichen Gegenständen zu unterwerfen; zuletzt dürfte es nicht minder dem malerischen Style beigezählt werden, wenn Künstler solches, was sie nicht eigentlich darzustellen bezwecken, vielmehr nur als ein Beiwerk betrachtet sehen möchten, durch etwas willkürlichere Gestaltung dem geistigen Sinne genügend andeuteten, ohne doch den äußern Sinn zu verletzen.

Man bemerkt leicht, daß diese gewiß sehr richtigen Kunstforderungen Rumohrs der Reihe nach immer unbestimmtere Aufgaben stellen. Für die wohlgefällige Füllung eines Raums mag es noch einige allgemeingültige Gesetze der Gruppirung

geben, für die ausgleichende Accentuirung des ſinnlich ſchwer Darſtellbaren ſchon weniger feſtſtehende Kunſtgriffe; wie aber der Künſtler die ſo wohlthätige Gleichförmigkeit der Haltung, auf der alle äſthetiſche Wahrſcheinlichkeit beruht, hervorbringen will, endlich gar, was ihm als Beiwerk gilt und was er zur hauptſächlichen Darſtellung hervorhebt, das iſt doch durch keine allgemeine Stylregel zu beſtimmen, die der ganzen Kunſt überhaupt gälte. Vielmehr eben weil die Malerei dieſe beiden letzten Anforderungen ſtellen und auf ihre Erfüllung dringen muß, ſo muß auch der allgemeine maleriſche Styl ſich in beſondere Style der Schulen oder der Meiſter gliedern, welche, um kurz zu reden, zu dem Geſetz die Ausführungsverordnungen liefern.

Man könnte einwerfen: es genüge, wenn in jedem einzelnen Werk die allgemeinen Stylforderungen auf irgend eine der Anſchauung zuſagende Weiſe befriedigt ſeien, auch wenn keine Analogie derſelben in irgend einem zweiten Werke wieder erſcheine; das eben ſei tadelhafte Manier, wenn der Künſtler für verſchiedene Darſtellungen dieſelbe Verfahrungsweiſe verwende; die Style der verſchiedenen Schulen habe man gleichfalls nicht als Kunſtnothwendigkeiten, ſondern als geſchichtliche Thatſachen, obgleich oft als löbliche Ausnützungen anzuerkennender Schönheitselemente zu betrachten. Hiervon kann ich mich nicht überzeugen. Dies ſcheint mir von der Kunſt ſo geredet, als könnte ſie mit ihren Werken in einem leeren Raum außer der wirklichen Welt beſtehen und dort auch äſthetiſch urtheilende Zuſchauer finden; aber ſie iſt vielmehr eine Erſcheinung im Geiſtesleben der Menſchheit und man kann ſie gar nicht abgeſondert von den Anſprüchen betrachten, welche das menſchliche Gemüth an ihre Leiſtungen macht. Nun glaube ich mit der Behauptung nicht zu irren, daß das in ſeiner Art Einzige uns niemals befriedigt. Oder ich ſollte vielmehr nicht das in ſeiner Art Einzige nennen, denn dies hat ja eben noch ſeine Art, deren Beiſpiel es iſt, obwohl ihr vorzüglichſtes, ſondern von dem wollte ich ſprechen,

was ohne Art, in die es gehört, beispiellos also, wenn gleich nicht im Sinne des Uebergroßen, sondern nur in dem des ganz Individuellen, in der Welt existirt. Was uns befriedigen soll, das mag die andern Beispiele übertreffen, die seine Verwandten sind, aber haben muß es eine höhere Art, deren Beispiel es selbst ist, wenn es nicht als bloßer Zufall ohne eigentliches Bürgerrecht in der Welt auftreten soll. Ich kann hier nicht ausführen, wie weit sich dieses Gefühl in aller unserer Schätzung der Dinge und der Verhältnisse gelten macht; ich behaupte nur seine Gültigkeit auch für die Beurtheilung der malerischen Werke. Ohne Zweifel gefällt ein einzelnes Gemälde auch einzeln, wenn es auf irgend eine Art jene allgemeinsten Anforderungen erfüllt; würden wir dann in der Kunstwelt an unzähligen anderen vorübergeführt, die denselben Forderungen in ganz anderer und nicht analoger Weise genügten, so würde zwar jedes einzelne der Reihe nach gefallen, aber es scheint mir, daß unsere Schätzung des Gesammtwerthes der ganzen Kunst dann empfindlich herabgestimmt werden würde. Dagegen wächst die Befriedigung, welche das einzelne Bild gewährt, unstreitig durch die Wahrnehmung, daß die eigenthümliche Art und Weise, mit der es den Forderungen seines Gegenstandes genügte, auch auf andere ihre Anwendung erleidet, daß sie also eine allgemeine Geltung hat und zu jenen vom menschlichen Geiste geschauten Wahrheiten gehört, die nicht als bloße Ergebnisse zufällig zusammentreffender Bedingungen eine momentane und locale Wirklichkeit erlangen, sondern als erzeugende und gesetzgebende Mächte von ewiger und allgegenwärtiger Bedeutung sind. Deswegen meine ich, daß die Malerei nicht nur Stylverschiedenheiten zuläßt, die man geschichtlich dulden muß, sondern daß jedes ihrer wahrhaften Kunstwerke die allgemeinen Aufgaben in einer specifischen Weise lösen soll, welche entweder an den verschiedenartigsten Vorwürfen den individuellen Geist des einen Meisters, oder an den Erzeugnissen verschiedener Künstler eine besonders gefärbte, ihnen zur Natur

und zur Gewohnheit gewordene gleichmäßige Auffassungsweise verrathe. Was hierdurch verlangt wird, könnte nur den abstractesten Aesthetiker, nicht den Kunstkenner und Kunstfreund befremden; praktisch überwiegt diesen beiden die Freude, die ihnen der gemeinsame Geist einer Schule, oder die bleibende Eigenthümlichkeit eines Meisters erweckt, den Genuß des einzelnen Werkes ohnehin so sehr, daß die Vorzüge jener die Mängel an diesem nur zu oft verkennen lassen.

Eine solche Ueberzeugung macht eine schärfere Unterscheidung zwischen Styl und Manier wünschenswerth, nachdem der zweite Name, obgleich nicht mit allgemeiner Uebereinstimmung, dem Tadelhaften, der erste dem Berechtigten dieser Eigenthümlichkeit des malerischen Kunstverfahrens zugetheilt worden ist. Indem ich auf Rumohr, auf Göthe (WW. 1840. 31. Bd. S. 31), auf Weißes ausführliche Abhandlung (Kleine Schriften zur Aesthetik 1867) mit nicht ganz vollständiger Befriedigung über diesen Punkt verweise, suche ich eine früher angedeutete Fixirung des Sprachgebrauchs hier weiter zu erläutern. Man könnte Styl die Eigenthümlichkeit der Darstellung in Formgebung Gruppirung und Colorit nennen, welche alle verschiedenen Gegenstände einem characteristischen Princip der Auffassung unterwirft, das individuell und specifisch nur ist, sofern es andere gleich characteristische neben ihm gibt, das aber allgemeingültig ist, insofern es eine wirklich allgemein und überall vorkommende Verfahrungsweise der Natur, ein allgemeines Prädicat der Dinge und der Ereignisse ist. Der Styl versetzt sich also vorzugsweise in die eine der allgemeinen Mächte, die in der That im Wirklichen sich begegnen, und betrachtet alle übrigen Eigenschaften der Dinge nicht willkürlich, aber doch nur so, wie ihre wahren Zusammenhänge untereinander grade für diesen Standpunkt sich eigenthümlich projiciren. Manier dagegen würden wir da suchen, wo irgend eine Einzelform, die als Ergebniß des Weltlaufs augenblickliche Existenz hat, den Sinn ge-

fangen nimmt, und ihrer Bedeutung entgegen als ein allgemeines Schema, dem alle übrigen Formen ſich fügen müßten, oder als ein Standpunkt aufgefaßt wird, von dem uns überhaupt eine Ausſicht auf den univerſalen Zuſammenhang der Wirklichkeit ſich eröffnen könnte. Dieſe abſtracte Formulirung läßt ſich durch Beiſpiele anderer Art erläutern. Nachdem man lange in der Naturbetrachtung nur den Zweckurſachen nachgegangen war, darf es ein neuer Styl der Unterſuchung heißen, daß man jetzt die mechaniſche Verknüpfung durch allgemeine Geſetze bedingter Vorgänge überall, ſelbſt in dem Lebendigen aufſucht. Es war dagegen Manier, wenn man alle Erſcheinungen der Natur und ihrer Wirkungen auf Electricität, oder wenn man allen Chemismus im Thierkörper auf Oxydation oder Verbrennung zurückführt; die hervorragendſte Entdeckung auf dieſem Gebiet im vorigen Jahrhundert hatte widerrechtlich über dieſen einzelnen Vorgang der Sauerſtoffaufnahme die Mannigfaltigkeit der übrigen chemiſchen Proceſſe etwas vergeſſen laſſen. Es iſt dabei begreiflich, daß uns zu Bezeichnungen deſſen, was wir maleriſchen Styl nennen, nur ſehr unbeſtimmte Namen der Strenge, Weichheit, Größe und Lieblichkeit zu Gebot ſtehen, denn arm iſt die Sprache natürlich für die Characteriſtik des Allgemeinen, das in ſehr verſchiedenen Einzelheiten nur als empfindbare Gleichartigkeit der Intention auftritt. Für die Manier dagegen laſſen ſich von dem holdſeligen Lächeln der Frauenköpfe in der lombardiſchen Schule bis zu Wouvermanns Schimmel leicht Beiſpiele finden, denn ſie zeigt ſich in der unmittelbaren Gleichförmigkeit der Einzelheiten, die man verſchieden gewünſcht hätte. Auch iſt ſichtbar, daß nicht eben jeder Styl zu loben iſt, weil er formell in der That eine allgemein anwendbare Formgebung aller Dinge iſt; ſo wie poetiſch eine trocken fataliſtiſche Betrachtung des ganzen Weltlaufs nicht zu ertragen iſt, ſo wenig maleriſch eine unbillige Strenge und Düſterheit. Aber auch nicht jede Manier iſt zu tadeln; da ſie in Reproduction einer überſchätzten Singu-

larität beſteht, ſo können wenigſtens ihre einzelnen Werke erfreulich ſein, da es ihnen freiſteht, ſich in einem Kreiſe der Erfindung zu bewegen, in welchem jene Einzelheit einen ihr ſonſt nicht zukommenden Werth beſitzt.

Ich weiß natürlich, daß auch dieſe Feſtſtellungen dennoch in ſehr vielen Fällen zweifelhaft laſſen werden, ob wir von Styl oder von Manier ſprechen ſollen; allein dies iſt eine Schwierigkeit der Sache, und auf jedem Gebiete, deſſen Einzelfälle ſich ihrem Inhalt nach nicht durch logiſches Zergliedern, ſondern nur durch eine inſtinctive Schätzung des Gefühls erſchöpfen laſſen, iſt eben um ſo mehr Veranlaſſung, durch die genaueſten möglichen Begriffe wenigſtens die klaren Gegenſätze ſelbſt auseinanderzuhalten, zwiſchen denen das concrete Beiſpiel unentſchieden ſchwankt.

Suchen wir die denkbare Verſchiedenheit löblicher und mißfälliger Style einigermaßen einzugrenzen, ſo können wir diejenigen, welche an das Techniſche ſich anſchließend in beſonderer Verwendungsweiſe der Darſtellungsmittel hervortreten, von den anderen trennen, die ein gewiſſes allgemeines Formprincip des Gegenſtandes bevorzugen, und dieſe endlich von jenen, die durch den dargeſtellten idealen Inhalt ſich auszeichnen. Die Unterſchiede der erſten Art haben Göthe hauptſächlich angezogen. (Der Sammler und die Seinigen. (WW. 1840. 30. Bd.) Er contraſtirt die Nachahmer, die er Punktirer nennen will, mit den Skizziſten; jener ganze Freude ſei eigentlich die Arbeit, nicht die Nachahmung; und der Gegenſtand ihnen der liebſte, bei dem ſie die meiſten Punkte und Striche anbringen können; dieſe ſuchen mit Wenigem viel oder zu viel zu leiſten, und voll Imagination und Vorliebe für phantaſtiſche Stoffe ſind ſie meiſt übertrieben im Ausdruck und erreichen nie das Ende der Kunſt, die Ausführung, während der Punktirer den weſentlichen Anfang der Kunſt, die Erfindung, oft nicht gewahr werde. Ich übergehe das Weitere, das mir nicht gleich deutlich und zu keinem

bestimmten Ziele zu führen scheint, und nur kurz deute ich das Bekannte an, daß nicht nur individuelle Willkür, sondern auch in Rumohrs Sinne die besondere Natur der gewählten Darstellungsmittel, der Fresko, der Oelmalerei, des Holzschnitts und anderer zu Stylverschiedenheiten führt, die in mannigfachen Abstufungen zwischen diesen Extremen Göthes stehen.

Welches nun auch dieser Styl des künstlerischen Verfahrens sei: dem Gegenstande der Darstellung kann die Kunst ein eigenthümliches Formprincip nur dann unterlegen, wenn sie es entweder in dem Bereiche des Darzustellenden von Natur herrschend findet, oder wenn sie das Bedürfniß fühlt, eine besondere Art geistiger Stimmung, Gesinnung oder Regsamkeit als das allgemeine und gleichförmige Element zu bezeichnen, innerhalb dessen das Darzustellende erst vollständig verständlich wird. Die Kunst würde jedoch immer irren, wenn sie diesen specifischen Ton des geistigen Naturells, welcher der besondern Handlung zu Grunde liegt, durch Körperformen symbolisiren wollte, die sich irgend wie von den Grenzen des physisch Wahren entfernen. Auch hat sie keine Veranlassung hierzu. Natur und Geschichte bedienen sich zur Hervorbringung ihrer verschiedenen Zwecke nicht verschiedener Menschengeschlechter mit wesentlichen Abweichungen ihres Baues; aber beide geben innerhalb der allgemeinen Bildung der Gattung den Nationen und Zeitaltern so mannigfach characteristisches Gepräge, daß die Kunst zur Darstellung jeder Schattirung des geistigen Lebens, die selbst lebensfähig und nicht ein müßiges Hirngespinst ist, die ausdrucksvollen Vorbilder in der Wirklichkeit antrifft. Sie kann auch hier nur idealisiren, indem sie zwischen dem Gegebenen wählt und das Zerstreute zu Verbindungen von gleichförmiger Haltung sammelt, und eben wenn sie als ihre Aufgabe ansieht, das Geistige in der Erscheinung sichtbar zu machen, raubt sie sich selbst durch Erfindung von unwirklichen Formen den Schein der Wahrheit, auf den sie doch ausgeht. Aber auch diese Unklarheiten gehören wohl überwundenen Stand-

punkten an, und der gesunde Realismus, der auch für das Höchste nicht unmögliche, sondern mögliche, lebenskräftige und glaubhafte Gestalten sucht, ist nicht minder das Dogma der gegenwärtigen Theorie als das Ziel der Praxis. Wenn hierüber noch geirrt wird, so liegt dazu der Grund in den zwiespältigen Ansichten über den letzten Kunstzweck, den die Malerei sich setzen müsse, und dies führt uns noch auf die verschiedenen Gebiete, die sich gegeneinander durch die Wahl ihrer Stoffe und die mit dieser verbundenen Intentionen abgrenzen.

Die ersten Regungen des nachbildenden Triebes sind auf kurze Bezeichnungen des Thatsächlichen einer Handlung und des Characteristischen einer Gestalt gerichtet. Man erinnert sich der kindlichen Freude, mit Einem Linienzuge den Soldaten sammt Bajonett und Schilderhaus kenntlich zu machen; dieselbe Fähigkeit, mit Abstraction von unzähligen Einzelheiten durch bloße Verbindung einzelner Punkte und Umrisse den wesentlichen Sinn einer Bewegung oder Handlung scharf zu bezeichnen, kehrt in den Zeichenversuchen der Jugend wie in den hieroglyphischen Darstellungen des Alterthums wieder. Die lebendigen Gestalten, ohne Proportion, ohne Fülle und Detail, dienen nur als Substrate, an denen der eigenthümliche Schwung einer bestimmten Bewegung zur Erscheinung gebracht wird. So überwiegt im Anfang das Interesse an dem Geschehen und an der That gänzlich das andere an dem beständigen Sein und dem Character der handelnden und leidenden Subjecte, und diesen Trieb nach Illustrationen müssen wir auf das Bedürfniß zurückführen, demjenigen, was durch Rede und Erzählung überliefert immer als Vergangenes, ja vielleicht nie wirklich Gewesenes erscheint, durch diese anschauliche Darstellung gewissermaßen seinen unbestreitbaren Platz in der Wirklichkeit zu sichern. Von der bloßen Darstellung des Geschehens sehen wir dann den nächsten Schritt zu der des Affectes gemacht, von dem es ausgeht oder den es erweckt, und noch sehr unvollkommne Perioden der Kunst wissen zuweilen

durch physisch völlig unmögliche Bewegungen übel verzeichneter Gestalten sehr ausdrucksvoll und ergreifend die geistige Stimmung des Moments deutlich zu machen. Aber es bleibt noch bei dieser Erfassung des Augenblicks, bei dem Ereigniß und dem unmittelbaren Widerschein desselben im Geiste; noch lange behilft sich der erwachende Kunstsinn im Einzelnen und in der Geschichte mit allgemeinen typischen Figuren und typischen Bezeichnungen der Gemüthszustände, ehe er sich besinnt, daß Handlungen nur aus dem Innern von Wesen heraus geschehen, die vor und außerhalb dieses Augenblickes ihr characteristisches Dasein führen und die nicht nur Substrate der Handlung, sondern die lebendige erzeugende Quelle derselben und der erklärende Ursprung ihrer besonderen Eigenthümlichkeiten sind. Mit dem Erwachen dieses Bewußtseins thut die Kunst einen weiteren Schritt parallel mit der Erweiterung unserer Einsicht in die Natur alles Handelns; sie hat nicht mehr einseitig Interesse am Thatsächlichen der That, ebenso wie die Erkenntniß diese nicht ablösen kann von den handelnden Subjecten; sie ergänzt auch das Bild des Geschehens nicht mehr blos durch die Darstellung des augenblicklichen Affectes, denn auch die Erkenntniß würde allenfalls der thierischen, nicht der menschlichen Seele zuschreiben, bis zu diesem Moment eine unbeschriebene Tafel gewesen zu sein, auf der sich nun der Inhalt des Augenblicks ohne Veränderung durch das Colorit eines schon bestehenden Hintergrunds abzeichnen könnte. Die einzelne Handlung erscheint jetzt nur noch als Prädicat des Subjectes; mit der ganzen Fülle und Vollständigkeit ihrer Organisation im natürlichen, mit ausdrucksvoller Characteristik in einem bestimmten geistigen Dasein wurzelnd, treten die Gestalten auf, um dieses ihr inneres Leben an einer einzelnen Handlung, als an einem Beispiel ihrer Regsamkeit neben anderen, zur Erscheinung zu bringen.

Nach zwei Richtungen geht unsere Beurtheilung der handelnden Charactere weiter. Sie vergleicht einerseits deren wirk-

liche Regungen mit Vorbildern, die für unſer geiſtiges Leben verpflichtend ſind und die ſie als ewig verwirklicht in göttlichen Weſen ahnt; ſie erkennt anderſeits in der Eigenthümlichkeit des Endlichen ein Erzeugniß ſeiner Zeit, in dem Geiſte der Zeit aber, der ſich in ihm ausprägt, ein Moment der geſchichtlichen Entwicklung, welche die Welt oder die Menſchheit ihrem vorgeſteckten Ziele zuführt. Beide Gedanken ſuchen Ausdruck auch in der Kunſt; der erſte hat ſtets zu Darſtellungen eines Ueberirdiſchen gedrängt, von dem die Erfahrung keine Anſchauung gibt; der zweite ermahnt unſere Zeit, die ihm hauptſächlich nachhängt, in dem Endlichen der Erſcheinungen jene bewegenden Mächte der einzelnen Zeiten ſichtbar zu machen; beide vereinigen ſich darin, der Kunſt anſtatt der bloßen Nachahmung der Wirklichkeit die *Darſtellung von Ideen* zu empfehlen.

So finden wir dieſe Aufgabe häufig bezeichnet, mit einem Namen, deſſen ſchwankender Gebrauch im Grunde nur die Richtung anzeigt, nach welcher über die Erſcheinung hinausgegangen, aber ſehr wenig das Ziel, welches erreicht werden ſoll oder für die Mittel der Kunſt erreichbar iſt. Vollkommen klar ſind ſich über das, was ſie unter dem Namen der Ideen ſuchten, nur diejenigen Theorien geweſen, welche von der Malerei unmittelbar zum Dienſte der Sittenlehre beſtimmte Tugenden dargeſtellt wünſchten. Man hat wenig Grund, mit Entrüſtung in dieſer Abſicht ein Attentat gegen die Selbſtändigkeit der Kunſt zu ſehen, aber das äſthetiſch Mögliche der geſtellten Aufgabe muß man vom Unmöglichen ſondern. Tugenden zeigen ſich im Handeln, und darum ſind alle Verſuche abzuweiſen, ihre Begriffe durch allegoriſche Perſonificationen für ſich darzuſtellen; man muß ſie durch Situationen und Ereigniſſe ausdrücken. Aber jedes Bild würde nutzlos und werthlos ſein, das nur wiederholte, was in Gedanken und Worten ſich erſchöpfen läßt; nicht die abſtracte Situation kann daher genügen, die nur die unentbehrlichen Beziehungspunkte für den Begriff der Tugend enthält,

ſondern die concrete Darſtellung des beſondern Falles, in welchem das Gute überhaupt erſt wirklich wird, und deſſen Inhalt dem Gedanken unerſchöpflich iſt. Wir ſprechen wohl in der Moral von einem beſtändigen Character, den wir dem Menſchen wünſchen, von Motiven, die zum Einklang gemiſcht oder ſtreitend den Entſchluß zur einzelnen That beſtimmen, wir können ſelbſt verlangen, daß der ſittliche Zuſtand des Innern die äußere Erſcheinung nach ſich forme: aber Dies alles ſind nicht Gedanken, die ein reines Denken aus ſich erzeugt hätte; es ſind Abſtractionen aus einer Bilderwelt der Erfahrung, auf deren Erinnerung wir uns ſtillſchweigend ſtützen, wenn das, was mit jenen Worten gemeint iſt, uns in ſeinem Werthe lebendig klar werden ſoll. Eine Malerei, welche die ſittlichen Ideen in dieſer Weiſe darzuſtellen ſtrebt, unablösbar von allen Beſonderheiten des einzelnen Falles ihrer Verwirklichung, mit aller Miſchung der verſchiedenen Motive, die uns zu leiten pflegen und mit allen den unſagbaren Zügen, durch welche das beſtändige geiſtigſinnliche Naturell des Handelnden auch der einzelnen That einen fühlbar eigenthümlichen und doch unausſprechlichen Werth gibt: eine ſolche Malerei würde nicht ihr eignes Gebiet durch Nachahmung eines Inhalts überſchreiten, der eigentlich nur in das des Gedankens gehörte, ſie würde vielmehr ganz innerhalb der Grenzen ihrer Aufgabe bleiben, indem ſie eben den allein wirklichen unmittelbaren Thatbeſtand herſtellt oder darſtellt, aus welchem das Denken nicht ohne den mannigfachſten Abbruch an Lebendigkeit und Tiefe jene allgemeinen ſittlichen Ideen ſpäter erſt abſtrahirt hat. Denn wie gering iſt ſchon die Anzahl ſelbſt der Namen, welche die Sprache zur Bezeichnung der Formen des Sittlichen erfunden hat, und wie gleichgültig verwiſchen dieſe Namen alle jene feinen Schattirungen, in denen der volle und lebendige Werth des einzelnen Falles liegt; Gerechtigkeit, Billigkeit, Wohlwollen erſcheinen in dieſer Allgemeinheit nur als claſſificatoriſche Kennzeichen, die zwar zur Unterſcheidung und Erkennung des

Bezeichneten dienen, aber den positiven Werth seines Inhalts kaum von fern andeuten. Diese Allgemeinheiten darstellen zu wollen, würde allerdings die sonderbarste Verirrung der bildenden Kunst sein; im Besitz der Quelle, der wirklichen Erscheinungen in ihrer ganzen Fülle, darf sie nicht die Nothbehelfe abbilden, welche das Denken, unfähig zu gleicher Auffassung des Lebendigen, sich zur künstlichen Untersuchung seines Wesens geschaffen hat.

Diesen ihren eigentlichsten Beruf zur wahren Darstellung des Guten und Sittlichen hat unsere Kunst in zwei Gattungen erfüllt. Zuerst hat die historische Malerei, wie wir sie zu nennen pflegen, sich an die heilige Geschichte angeschlossen; von dem gläubigen Gemüth als der höchste Inhalt der Wirklichkeit verehrt, drängte diese ihrerseits nach künstlerischer Ausgestaltung; anderseits freute sich die Kunst des Vortheils, in ihr alle wesentlichen Situationen, die dem sittlichen Menschengeist von Bedeutung sind, in allgemeinverständlichen Ereignissen typisch vorgebildet zu besitzen, und doch einer unendlichen Variation feinerer Schattirung zugänglich, zugleich durch die Heiligkeit der Ein Mal geschehenen Geschichte zu dem der Kunst zusagenden Werthe ewiger Thatsachen, nicht alltäglicher Ereignisse erhöht. Es gibt keinen anderen Gegenstand, der diese künstlerischen Vortheile ersetzen könnte, und wenn die Wiederholung dieser ewigen und unerschöpflichen Aufgaben dem Vorwurf des Unzeitgemäßen begegnet, so liegt der Grund zu diesem Vorwurf mehr in der Leerheit der künstlerischen Seelen, als in mangelnder Theilnahme des Volkes.

Dem Alterthum hatte die Besonderheit der Individualität wenig gegolten im Vergleich zu den allgemeinen Aufgaben der menschlichen Entwicklung; dem Christenthum galt lange das irdische Leben gleich wenig gegen die himmlische Bestimmung; spät hat sich deshalb das Genre als eine berechtigte zweite Gattung der Kunst ausgebildet. In den niederländischen Briefen

(1834. S. 80 ff.) hat Schnaase die geschichtlichen Bedingungen seiner Entstehung mit gewohnter Feinheit erörtert; über das aber, was das Genre will oder wollen soll, würde wenig den vortrefflichen Worten Hegels (Aesth. III., 55 ff.) hinzuzufügen sein. Schon Solger hatte, als er vom Humor sprach, den Werth dieses liebevollen Eingehens der Phantasie in alle Kleinheiten der Wirklichkeit voll anerkannt; daß die Idee auch in dem Geringfügigen mächtig sei, war ihm die Wahrheit, die versinnlicht werden mußte. Wir deuten das verfängliche Wort dahin, daß das Genre nicht nur unvertilgbare Elemente des sittlich Guten in der kleinlichsten menschlichen Existenz kennen lehrt, sondern daß es zugleich die unzählig mannigfachen Güter des Genusses darstellt, die aus dem Verkehr mit der Natur und ihrer Alles umfassenden freundlichen Macht oder aus dem Streit mit ihren Angriffen ebenso entspringen, wie aus den eigenthümlichsten und krausesten Gewohnheiten des künstlichen Daseins, das Geschichte und Sitte zu dem natürlichen hinzugefügt haben.

Alle Bedürfnisse haben diese beiden Gattungen der Malerei dennoch nicht befriedigt. Zwischen dem typischen Auszug des Ewigen im Menschenleben, den die religiöse Kunst wiederholt und den unermeßlich mannigfachen Brechungen, in welche das Genre die Strahlen des Höchsten verfolgt, schien als ein ernstes und fruchtbares Gebiet die Geschichte der Menschheit noch auf die Kunst zu warten. Der historische Sinn der neuesten Zeit, die sich wissenschaftlich mehr als andere mit den Bedingungen beschäftigt, unter denen sie geworden, was sie ist, und die eben so mehr als frühere in ganz bewußter Berechnung und Vorbereitung des Künftigen lebt, verlangt eine geschichtliche Malerei als eine neue dem Geiste der Gegenwart entsprechende Gattung. Nicht ohne etwas von dem Mißwollen, welches die Aufklärung unserer Tage gegen jeden religiösen Anspruch zu richten pflegt, wurde sie von einigen zum Ersatz der überlebten heiligen Darstellungen bestimmt, von Andern als Ergänzung und

Gipfel des Genre gefordert; es fehlte außerdem nicht an solchen, welche die ästhetische Möglichkeit und Lebensfähigkeit dieses eigenthümlichen Kunstzweiges verneinten. Das Für und Wider in dieser Angelegenheit hat theoretisch mit Gründlichkeit und Ausführlichkeit Guhl erörtert (die neuere geschichtliche Malerei und die Akademien. 1848), das endliche Urtheil über solche Fragen kann nur die Kunst selbst durch ihre Leistungen feststellen; ehe man die Malerei des Christenthums und die gegenwärtige Ausbildung des Genre und der Landschaft wirklich vor sich hatte, würde man ohne Zweifel nach allgemein ästhetischen Ueberlegungen die Grenzen des hier möglichen Schönen falsch und wahrscheinlich zu eng bestimmt haben.

Wenn mir nun die Ausführbarkeit einer im eigentlichen Sinne historischen Malerei nicht evident scheint, so wird man mich des Widerspruchs mit der früheren Erklärung beschuldigen, die das Malerische recht eigentlich in dem fand, was an den Dingen und den lebenden Gestalten geschichtlich ist. Aber ich muß denselben Satz mit veränderter Betonung auch so zur Geltung bringen, daß malerisch nur das Geschichtliche ist, das an Dingen und Personen erscheinen kann. Was uns aber wissenschaftlich an dem Verlauf der Geschichte interessirt, das sind Ideen in der Bedeutung von Gedanken, welche das Abhängigkeitsverhältniß ungleichzeitiger Zustände bezeichnen, und diese Aufgabe ist unmittelbar allerdings der Malerei nicht zugänglich. Sie kann die Geschichte nicht in der Arbeit ihres Fortschreitens, sie kann vielmehr selbst in Gemäldereihen nur die einzelnen Momente darstellen, in denen diese Arbeit zu einem characteristischen Product, einer für den Augenblick dauernden Festsetzung der Lebensgewohnheiten und der menschlichen Charactere geführt hat; der Faden des Verständnisses, der von einem dieser Momente zum andern überleitet, wird nur von dem Geiste des Beschauenden, außerhalb des Kunstwerks selbst, fortgesponnen werden. Dies beeinträchtigt jedoch den Werth malerischer Darstell-

ungen des Geſchichtlichen nicht; unſere Zeit pflegt die eigentlich erzählende pragmatiſche und anſchauliche Geſchichte bis zu einigem Uebermaß durch abſtractere Zergliederung oder das Einzelne nivellirende Abwägung der im Verlauf der Dinge wirkſamen allgemeinen Bedingungen zu erſetzen; eben für uns kann das Bedürfniß daher lebhafter werden, auch der Anſchauung die menſchliche Erſcheinungsweiſe vorzuführen, in welcher dieſe vom Denken erfaßten Mächte aufgetreten ſind. Und zwar iſt theoretiſch weder gegen den ſchlagenden Realismus etwas einzuwenden, mit welchem die Franzoſen den Geiſt ihrer Gegenwart lebendig feſthalten, noch gegen den mehr idealiſirenden Styl, den deutſche Maler auf meiſt ältere und dem Nachgefühl fremder gewordene Zeiträume der vaterländiſchen Geſchichte und Sage angewandt haben.

Nur Eines würde die Aeſthetik bedenklich finden müſſen: den Verſuch der geſchichtlichen Malerei, ſich dadurch, daß ſie ausdrücklich hiſtoriſche Ideen, nicht aber ihre momentane Erſcheinung, darzuſtellen ſtrebte, als durchaus eigene Gattung von dem Genre abzuſondern, deſſen ernſteſtes Glied ſie nach der vorigen Auffaſſung bilden würde. Seit alter Zeit hat die Malerei auf dieſem Gebiet unglücklich mit Poeſie und Philoſophie gewetteifert; mit der letzten, in dem ſie allgemeine Wahrheiten durch Allegorien darzuſtellen rang, ein Irrthum, der als beſeitigt gelten kann; mit der Poeſie aber und der Geſchichtſchreibung, indem ſie ſich vergeblich bemühte, ihre Darſtellungen des Moments durch in ſie hinein geheimnißte Ideen des geſchichtlichen Verlaufs zu vertiefen, oder Compoſitionen zu wagen, die Ungleichzeitiges auf unwahrſcheinliche Weiſe vereinigen. Man kann in Werken der religiöſen Malerei, die eine ewige, nicht mehr verlaufende Zeit feſtzuhalten ſcheinen, Anachronismen ertragen, hauptſächlich weil man ſie von den größten Geiſtern einer Zeit naiv begangen ſieht, welche von der realiſtiſchen Genauigkeit geſchichtlicher Auffaſſung weniger durchdrungen war; aber es iſt doch wohl als ein Fehltritt der Aeſthetik zu betrachten, wenn ſie dieſe kunſt

geſchichtlich begreifliche Paradoxie ſyſtematiſch zu den geſetzlichen Freiheiten der Malerei rechnet. Das Gemälde verlangt zur Einheit ſeiner Figuren eine mögliche und wahrſcheinliche Handlung zwiſchen ihnen, und dieſe kann auf keine Weiſe durch eine Stellung, Gruppirung und Bewegung erſetzt werden, welche nur einen allgemeinen Gedanken, aber nicht ein wirkliches oder als wirklich annehmbares Ereigniß verſinnlicht. Die Poeſie kann hier als Vermittlerin dienen, indem ſie zuerſt die umfänglichere Fabel erſinnt, auf welche dann, wie auf einen wirklichen geſchichtlichen Ort, die bildliche Zuſammenſtellung der unmittelbar nicht vereinbaren Geſtalten ſich beziehen läßt. Man kann ohne Anſtoß jetzt Dante und Virgil zuſammenbringen, nachdem die göttliche Komödie, oder Fauſt und Helena, nachdem Göthes Dichtung die große Welt der Phantaſie erſchaffen hat, in welcher dieſe einzelnen darzuſtellenden Augenblicke ihre glaubhafte Wirklichkeit haben. Aber es iſt keine wahre Aufgabe für die Malerei, auf Einem Bilde Geſtalten zuſammenzuſtellen, für deren Vereinigung weder die Geſchichte noch die Vorarbeit der Poeſie eine erklärende Fabel darbietet, Geſtalten, die zwar durch das Band einer geſchichtlichen Idee in Gedanken auf einander beziehbar ſind, die aber in der Geſchichte ſelbſt eben niemals in verſchiedene Zeiten auseinandergefallen wären, wenn jene Idee dieſe fälſchlich dargeſtellte Gleichzeitigkeit und die Möglichkeit einer Wechſelwirkung geſtattet hätte.

Gleich nachtheilig würde auch für die Landſchaftsmalerei das Streben ſein, anſtatt der lebensvollen characteriſtiſchen Einzelheit unmittelbarer die Ideen zu zeichnen, die ſich uns in ihrer Geſtaltung zu verrathen ſcheinen. Die mechaniſchen Naturgeſetze hat nie Jemand zu malen verſucht, ebenſowenig die regelmäßigen Geſtalten ſelbſt des Lebendigen; der Gegenſtand des Blickes und der Nachahmung war immer die unberechenbare Verwirrung, in welcher einzelne Bruchſtücke des geſetzlich Begründeten auf einander ſtoßen oder ſich um einander drängen.

Von Einer wirkenden Idee wird die Landschaft in der That nicht belebt, ändert sich doch ohnehin ihre Gestalt und ihr Ausdruck mit dem gewählten Standpunkt. Man bildet also nicht eine objectiv vorhandene und im Gegenstand allein wirksame Idee nach, wenn man von einem dieser Standpunkte die Gesammtheit des Mannigfachen überblicken läßt. Doch würde diese Betrachtung uns nicht ganz zu dem Ergebniß führen, das Schnaase (niederl. Br. S. 39) findet: die Auffassung der Landschaft für bildende Kunst setze voraus, daß wir sie als den Wohnsitz des Menschen im höchsten Sinne des Wortes betrachten, in dem Sinne, in welchem wir den Körper den Wohnsitz der Seele nennen. Es ist wahr, daß der vollste Eindruck der Landschaft nicht erreicht wird, wenn nicht das Bild irgend eine Spur menschlicher Thätigkeit oder menschlicher Erzeugnisse enthält, welche die Einwirkung des Geistes auf die Natur, oder irgend eine menschliche Figur, die in der Darstellung selbst den geistigen Widerschein oder den Genuß der Natur sehen läßt, den sie in uns hervorbringen soll. Dennoch wird Carus (Briefe über Landschaftsmalerei 1835) Recht haben: die Kunst soll uns die Natur an und für sich als Werk und Spiegel des Göttlichen anschauen lassen. Nicht ganz legen wir selbst in dieses Erdleben die Ideen erst hinein, die wir von bestimmtem Orte aus in ihm zu sehen glauben; darin eben besteht das Objective dieses idealen Gehaltes, daß die Natur durch die Lagerung ihrer beständigen und durch die Bewegung ihrer flüchtigeren Elemente eine unermeßliche Menge von Standpunkten zuläßt, deren jeder auf die Beziehungen des Mannigfachen in ihr eine neue Aussicht eröffnet. Die Anschauung jedes Landschaftsbildes genießt nothwendig diese unendlich vielförmige Beziehbarkeit seiner Bestandtheile mit; sie faßt niemals das Dargestellte als ein Flächenbild auf, sondern dringt stets mit hin- und hergehender Bewegung in die verschiedenen Tiefen der einzelnen Gründe, versenkt sich in die nicht dargestellten Niederungen hinter den sichtbaren

Erhebungen, ſtrebt aus der Beſchränkung durch jede Durchſicht in die geahnte Ausbreitung und verſetzt ſich abwechſelnd auf jeden der dargeſtellten Punkte, um von ihm aus die Verſchiebungen aller übrigen zu errathen. Es iſt nicht nothwendig, daß bei dieſer Thätigkeit ſich der hin- und herſtreifende Geiſt eben als menſchlichen fühle und ſich des Genuſſes bewußt werde, den die Gegend ihm als ſolchem darbieten würde; im Gegentheil, wir denken uns ſelbſt in die Organiſation des Vogels oder des Fiſches hinein, um den Werth aller Elemente nachempfinden zu können; unſer auffaſſender Blick gehört dem allgemeinen Geiſte, der ſich der Güter erfreut, die der gleich namenloſe und allgemeine Geiſt der Natur ihm ſchenkt, und die nun zugleich als eigner wechſelſeitiger Genuß der natürlichen Elemente durch einander erſcheinen. Auch hier iſt der mögliche Gegenſtand der Kunſt nicht eine denkbare Idee, ſondern eine fühlbare Stimmung, der muſikaliſchen Schönheit vergleichbar, mit welcher längſt ein richtiger Blick die landſchaftliche zuſammenzuſtellen gepflegt.

Sechſtes Kapitel.

Die Dichtkunſt.

Die Erzählung überhaupt und das Epos. — W. v. Humboldt über epiſche Poeſie. — Spätere Umgeſtaltung der Anſichten. — Der Roman. — Die lyriſche Poeſie. Character des Lyriſchen überhaupt. — Reflexionspoeſie und Lied. — Subjectivſte Lyrik. — Fremde Formen und künſtliche Formen. — Anſprüche des Volksliedes und der kunſtmäßigen Lyrik. — Die dramatiſche Poeſie. — Leſſings Reformen.

Wer von der Form der Darſtellung, die zuerſt ins Auge fällt, die Unterſchiede der poetiſchen Gattungen entlehnen wollte

würde der lyriſchen und der dramatiſchen Dichtung die erzählende gegenüberſtellen. So einfach iſt dieſer Geſichtspunkt ſelten benutzt worden; die große Thatſache der homeriſchen Gedichte hat ſtets der Aeſthetik imponirt, und die in ihnen vorgefundene Verwendung der erzählenden Form iſt unter dem Namen der epiſchen Poeſie als ausſchließlich berechtigtes erſtes Glied jenen andern beiden Gattungen vorangeſtellt worden. An dem völligen Recht dieſer Gewohnheit kann man zweifeln; gar nicht an dem Gewicht der Gründe, durch welche ſie empfohlen wird. Unerbittliches Feſthalten an allen Eigenheiten des homeriſchen Epos könnte einige Leiſtungen der erzählenden Poeſie mit Unrecht ganz aus dem Gebiete der Kunſt verweiſen; wer jedoch auch nur den Begriff der Erzählung ſelbſt zergliederte, und ſich Grund und Art unſerer Theilnahme für dieſe Gattung poetiſcher Darſtellung klar machte, würde finden, daß ſie ein unbezweifelt Höchſtes ihrer Wirkung doch nur in Verbindung mit allen jenen Zügen der homeriſchen Dichtung erreicht, die auf den erſten Blick von ihr ablösbar ſcheinen.

Indem ich mit der Kürze, die zur Pflicht wird, dieſe Frage vorführe, kann ich die großen Verdienſte nur im Allgemeinen anerkennen, welche ſich um dieſen Punkt der Aeſthetik die deutſche Philologie durch ihre Unterſuchungen über die Entſtehung der homeriſchen Epen und durch ſachliche Commentirung ihres Inhalts erworben hat. Wir erfreuen uns gleicher Unterſtützung auch in der Theorie der Lyrik und des Drama; auch dort wird es uns ganz unmöglich ſein, dieſe werthvollen Beiträge einzeln zu verzeichnen; wir können ſie nur ſo benutzen, wie ſie von ihren beſondern Veranlaſſungen abgetrennt zur Bereicherung der allgemeinen Aeſthetik gedient haben und von dieſer aufbewahrt worden ſind.

Unter den Arbeiten, welche von Zeit zu Zeit den erworbenen Gewinn zu geſchloſſenem Ausdruck ſammeln, erfreut ſich alten Rufes Wilhelms von Humboldt Abhandlung über

Göthes Hermann und Dorothea (1798. Gesammt. WW. Bd. IV.), ein Gedicht, dem auch A. W. Schlegel ausführliche Beurtheilung widmete. (S.W. XI.) Theils reflectirend sucht Humboldt zu dem Eindruck des göthischen Werkes die Gründe seiner Wirkung, theils aus der Natur aller Kunst die Gesetze der epischen Darstellung; mit seinem Verständniß richtet er auf die Schönheiten seines Musters die sympathische Aufmerksamkeit des Lesers, zur wissenschaftlichen Verwerthung des Empfundenen sind jedoch seine ästhetischen Grundbegriffe nicht scharf genug. Ich rechne zu diesen den Begriff der Einbildungskraft; mit besonderer Nachdrücklichkeit gründet Humboldt alle ästhetische Wirkung auf dieses geistige Vermögen, dessen Natur gleichwohl weder unmittelbar durch seine eigenen Leistungen noch mittelbar durch scharfe Gegensätze zu anderen Kräften und Regungen des Geistes erläutert wird. Zwischen diesen unzulänglichen allgemeinsten Begründungen, die unsere Beachtung nicht reizen, und den kritischen Einzelbemerkungen, denen wir sie hier nicht schenken dürfen, halten eine glückliche Mitte die verdienstlichen Erwägungen über die Natur der epischen Poesie.

Mit Recht will Humboldt den Grund für die Unterscheidung der Dichtungsgattungen in der Eigenthümlichkeit der subjectiven Seelenstimmung suchen, aus der jede einzelne entsteht und die sie wieder zu erzeugen oder zu befriedigen strebt; in der That liegt in der Betrachtung des ästhetischen Interesses, welches wir an den Leistungen einer Kunstform nehmen, die einzige Bürgschaft für eine unbefangene Würdigung ihrer Besonderheit. Nun gebe es in dem menschlichen Gemüth soweit es sich auf Gegenstände bezieht und von ihnen erregt wird, zwei Zustände, die am weitesten von einander verschieden sind: den der allgemeinen Beschauung und den der Empfindung. Der erste entstehe in seiner größten Vollkommenheit durch Verbindung unserer äußern Sinnlichkeit mit dem intellectuellen Vermögen, welche beide darin übereinstimmen, sich von dem Gegenstand vollkommen scharf und

deutlich abzuſondern und ihn blos in Beziehung auf ihn ſelbſt und ohne alle eigennützige Rückſicht auf Gebrauch und Genuß zu betrachten. Die Empfindung hingegen kenne und beachte nur den einen Gegenſtand, der unſerer Begierde und unſern Zwecken entſpricht, und auch dieſen nur ſoweit, als er eben dies thut. Durch die gleichmüthige Stimmung, mit welcher die Seele, nur durch das allgemeine Intereſſe am Object, nicht durch ein particulares Bedürfniß geleitet, ihre beobachtende Aufmerkſamkeit über Alles vertheilt, und durch den ausgedehnten Umfang, zu welchem ſich deshalb der Kreis ihrer Gegenſtände erweitert, unterſcheide ſich dieſer Zuſtand der Beſchauung von dem verwandtſcheinenden der Unterſuchung; dieſe ziehe das tiefe Eindringen in einen einzelnen Punkt der Ausbreitung über eine große Fläche vor. Jeder werde dieſen Unterſchied verſtehen, wer auch nur einmal den ruhigen, klaren, männlichfeſten und prüfenden Blick des bloßen Beobachters mit dem ſcharfen und durchdringenden, unruhig ſuchenden des eigentlichen Forſchers verglichen habe. Parteiloſigkeit und Allgemeinheit zeichnen daher nach Humboldt den Zuſtand der Beſchauung aus und erheben ihn zu einem der edelſten und höchſten, in denen der Menſch ſich befinden kann. Denn da unſere Thätigkeit in ihm ſich weder auf ein einzelnes Bedürfniß, noch auf eine einzelne Abſicht beziehe, ſo ſei ſie vor aller und jeder Bedingung, die nicht unmittelbar in ihr ſelbſt läge, völlig befreit, ſei alſo eine reine Anwendung aller derjenigen unſerer Kräfte, welche der Objectivität, d. h. der Vorſtellung äußerer Gegenſtände fähig ſind, auf dieſe ihre allgemeine Aufgabe überhaupt. Folgerecht könne dieſe Beſchauung nur zwei Gegenſtände haben; die phyſiſche und die moraliſche Welt, Natur und Menſchheit; in der That erzeuge ſie auf beide angewandt die Wiſſenſchaften der Naturbeſchreibung und der Geſchichte. Komme zu dieſem beſtimmten Seelenzuſtand dichteriſche Einbildungskraft mit dem ihr natürlichen Verlangen hinzu, dieſer Stimm-

ung entsprechenden Ausdruck zu geben, so entstehe das epische Gedicht.

Man kann einwerfen, jene unparteiische nur auf das Objective aller Dinge gerichtete Beschauungslust sei im Grunde nur die Stimmung, die jeder Gattung der Schönheit und der Kunstleistung in dem Genießenden entgegenkommen solle, jene Uninteressirtheit der Empfänglichkeit, die wir von Kant her kennen. In der That, wer Schöpfungen der Lyrik und des Drama recht verstehen will, darf sich nicht von dem Stoffartigen beider hinreißen lassen: ohne unempfindlich für den Einzelwerth angeregter Gefühle zu sein, im Gegentheil diesen Werth auf das Intensivste mitleidend, muß er sich dennoch über den wechselnden Bewegungen die Stellung eines episch gestimmten Zuschauers zu geben suchen. Aber diese Bemerkung würde kein Einwurf gegen Humboldt sein; vielmehr würde eben darin der vorzügliche Werth des Epos als Kunstgattung bestehen, daß es in der Mannigfaltigkeit seines Inhalts und in dessen Verbindungsweise dieser für alle Kunst erforderlichen Empfänglichkeit einen ihr durchaus entsprechenden Gegenstandkreis darbietet; in ihm kann das Gemüth befriedigt ruhen; Lyrik und Drama dagegen fordern durch die Particularität ihres Inhalts und durch die specifische Färbung der sich an ihn knüpfenden Einzelstimmung jenen allgemeinen ästhetischen Sinn zu einer gewissen kritischen Gegenwirkung auf, zu einer Art von Abwehr der Ueberwältigung durch die einseitige Besonderheit des dargestellten Weltabschnittes. Und wirklich hat es nicht an solchen gefehlt, die eben aus diesem Grunde dem Epos schlechthin die höchste Stufe unter allen Dichtgattungen zuerkannten.

Aber zweierlei möchte ich erinnern. Es muß doch tief im deutschen Blute eine gewisse Scheu vor dem Unmittelbaren liegen, da ein so sinniger Forscher, eben indem er die Gemüthslagen aufsuchen will, die der Dichtung entgegenkommen oder sie er-

zeugen, doch nicht auf die greifbaren lebendigen Beiſpiele derſelben zurückgeht, ſondern an dieſen künſtlich zubereiteten Begriff eines Zuſtandes der Beſchauung überhaupt anknüpft. Die Kinder, die noch nicht wähleriſch eigene Lebensintereſſen der Betrachtung der Dinge vorziehen können, zeigen uns ganz jenen Durſt nach Objectivität überhaupt; mit unbefangner Aufmerkſamkeit vertiefen ſie ſich in die endloſen Perſpectiven, die vor ihnen die Mährchenwelt aufthut, und in ihren jungen Seelen macht die herzliche Theilnahme für das einzelne erzählte Ereigniß mit Leichtigkeit der ebenſo herzlichen für das nächſte Platz; ſo finden ſie ſich alſo ganz in dieſer Stimmung epiſcher Beſchaulichkeit, nur daß ihnen das zuſammenfaſſende Bewußtſein oder das Gefühl dieſer ihrer eignen Stellung zu dem Gegenſtande abgeht, das wir doch wohl in der eigentlich äſthetiſchen Empfänglichkeit in gewiſſem Grade vorhanden denken müſſen. Eine „reine Anwendung aller derjenigen unſerer Kräfte, welche der Objectivität, d. h. der Vorſtellung äußerer Gegenſtände fähig ſind," auf das Ganze des menſchlichen Lebens würde Humboldt ferner in der gewöhnlichſten Neugierde, und damit auch Veranlaſſung gefunden haben, jene echt epiſche Stimmung durch ihren ohne Zweifel vorhandenen Unterſchied von dieſer Leidenſchaft näher zu beſtimmen, mit der ſie nach jener Definition allzu verwandt erſcheint. Selbſt das gewöhnlichſte Bedürfniß, das die alltäglichſte Unterhaltung zu befriedigen bemüht iſt, hätte das allgemeine Wurzeln jener epiſchen Empfänglichkeit in unſerm Gemüth beleuchten können. Denn wenn wir nun wirklich auch nur Unterhaltung ſuchen, indem wir Roman auf Roman verſchlingen, oder wenn der Orientale die müßigen Stunden durch andächtiges Lauſchen auf den Ton des Mährchenerzählers täuſcht, ſo liegt in dem allen doch immer ein Zeugniß für das tiefe Bedürfniß des Geiſtes, Glück und Genuß in dieſer allgemeinen, von jedem perſönlichen Intereſſe befreiten unparteiiſchen und

endloſſen Verſenkung in die objective Welt und in der Beſchäftigung der Phantaſie durch die buntfarbigen Erſcheinungen derſelbem zu ſuchen.

Die Verfolgung dieſer greiflichen Beiſpiele jener Neigung, die uns Humboldt nur unter dem gelehrten Namen eines Zuſtandes der Beſchauung vorführt, hätte zugleich eingeladen unſer zweites Bedenken zu zerſtreuen. Welcher äſthetiſche Werth nämlich kommt dieſer Neigung und ihrer Befriedigung zu? Handelt es ſich wirklich in epiſcher Poeſie nur darum, dieſen Hunger und Durſt nach mannigfacher Objectivität zu ſtillen, wodurch hat dann die dichteriſche Thätigkeit mehr Würde als die praktiſche Geſchäftigkeit, die den analogen phyſiſchen Hunger und Durſt durch materielle Objectivität befriedigt? Ich will damit nur andeuten, daß die von Humboldt präciſirten Definitionen, einſeitig auf das Formale der Stimmung, aus der das Epos entſpringt, und auf die Form des Verfahrens gebaut, durch welche es derſelben Stimmung wieder Genüge thut, gar nicht die beſſere Einſicht decken, die Humboldt oft genug nebenbei verräth. Er zieht ſeine Meinung in den Satz zuſammen: Epos ſei eine ſolche dichteriſche Darſtellung einer Handlung durch Erzählung, welche unſer Gemüth in den Zuſtand der lebendigſten und allgemeinſten ſinnlichen Betrachtung verſetzt. Man kann dieſe Definition nur vertheidigen, wenn man in jedem ihrer weſentlichen Ausdrücke mehr denkt, als Humboldt hineingelegt. Denn dichteriſch iſt bei ihm Alles nur, ſofern es rein aus jener myſteriöſen Einbildungskraft hervorgeht oder ſie anſpricht; in Bezug auf die Darſtellung aber werden die Leiſtungen dieſes Vermögens ausdrücklich darauf beſchränkt, dem Stoffe *Sinnlichkeit* und *Einheit* zu geben; der Zuſtand der Betrachtung aber, auch wenn wir von dem unpaſſenden Zuſatz der ſinnlichen abſehen, iſt durch Nichts als durch die Unparteilichkeit und Allgemeinheit der Aufmerkſamkeit characteriſirt. Daß dieſer Gedanke einer bloß formal beſtimmten Gemüthslage und ihrer Anregung durch einen gleich-

falls nur formal bestimmten Inhalt nicht das Wesen des epischen Genusses erschöpfe, diese Vermuthung drängt sich schon hier ein, wie treffend auch zum Theil die ferneren Bemerkungen sind, zu denen wir Humboldt vorläufig folgen.

So weit die beschauende Stimmung mit wirklichen Gegenständen zu thun hat, fühlt sie den doppelten Mangel, ihr Object nie als abgeschlossenes unabhängiges Ganze, andererseits nie die Verbindung seiner Theile selbst unmittelbar sinnlich gegeben und ohne Mitwirkung vermittelnder Schlüsse auffassen zu können. Deshalb *schaffe* sich die Einbildungskraft ihren Gegenstand selbst und mache ihn, indem sie ihn der Wirklichkeit und dem Begriffe entziehe, zu einem idealischen Ganzen. Die gesuchte Objectivität und Totalität sei aber nur möglich, wenn der Dichter sich zu einer gewissen Höhe erhebe und von da aus den Gegenstand gleichsam beherrsche. Daher (?) seien die beiden Hauptbestandtheile der Epopöe *Handlung* und *Erzählung*. Handlung, verschieden von Zustand und Begebenheit, sei in Thätigkeit gesetzte Kraft; nur, wo Streben nach einem Ziel ist und wir für Gelingen oder Fehlschlag besorgt sein können, sei höchste Lebendigkeit und Einheit; beides fehle dem Zustand wie der Begebenheit, die nur Resultat vieler zusammenwirkender Bedingungen sind. Die Form der Erzählung aber bewirke dadurch, daß der Genießende nur Zuhörer, nicht Zuschauer ist, daß der Gegenstand unmittelbar vor den Sinn (?) und den Verstand gebracht wird, und die Empfindung erst berührt, wenn er durch dies Gebiet hindurch gegangen ist. Um aber die innere Harmonie des Gemüthes nicht zu stören, dürfe der Dichter seinen Gegenstand nur auf eine der beabsichtigten Stimmung analoge Weise behandeln; im Einzelnen dürfe er seinen Leser erschüttern, ihn so nah er will an den Abgrund der Furcht und des Entsetzens führen, im Ganzen müsse er bedacht sein, mannigfach zu erschüttern und von einer Bewegung so zur andern zu führen, daß eine Empfindung die andere modificire und so jede einzelne ver-

hindert werde, sich des Gemüths ausschließlich zu bemächtigen; aus solcher Totalität der Darstellung müsse die Ruhe des Gemüths hervorgehen.

Dies sind richtige Schilderungen und unzulängliche Erklärungen. Käme es nur darauf an, die Harmonie des Gemüths nicht zu stören, so brauchte man es nur in Ruhe zu lassen und bedürfte des Aufwands einer Epopöe nicht; ebenso wäre es kaum würdig, das Werk der Kunst als diätetisches Mittel zu brauchen, um nicht vorhandene Gemüthsruhe zu bewirken oder die vorhandene durch Stiftung von Unruhe und Wiederbeschwichtigung zu größerer Stabilität zu üben. In dieser unfruchtbaren Auffassung ist indessen Humboldt so festgewachsen, daß der Inhalt des Epos ihm durchaus an zweiter Stelle steht; derjenige Inhalt wird gesucht, der jenen formalen, in ihrem Werth uns unklaren Forderungen am beßten entspricht. Erst später kommt er auf den gewöhnlichen Begriff der großen Epopöe und auf das zu sprechen, was von dieser die Aesthetik vor ihm, dem hier viel frischeren Blick des Aristoteles folgend, immer verlangt hatte: Handlung aus der Geschichte entlehnt, von großer innerer Wichtigkeit und beträchtlichem äußern Umfang; Vorfälle, die viel sinnliche Bewegung mit sich führen, starke und mannigfaltige Leidenschaften anregen; einen Stoff überhaupt, der Nationen, die Menschheit selbst interessirt; Könige und Fürsten als Hauptpersonen, die mächtigen Einfluß auf Anderer Schicksale üben; endlich Mitwirkung höherer Wesen, Einmischung der Fabel, des Wunderbaren. Alle diese Forderungen findet Humboldt unbestimmt, unwesentlich und zufällig, doch gibt er zu, daß ihre Erfüllung der Seele höheren Schwung und lebhaftere Begeisterung leihe; ja mit Feinheit und Gefühl preist er die epische Majestät des einen Fernblicks, den im dreizehnten Buche der Ilias der Vater der Götter über die Welt wirft, von den Blutscenen von Troja bis zu dem friedlichen Leben der Hippomolgen.

Es folgen einige bestimmtere Formulirungen poetischer Be-

griffe und Geſetze, die wie alle Verſuche in dieſer Richtung Beachtung verlangen. Von der Epopöe unterſcheide ſich das Idyll dadurch, daß es heroiſche Stoffe nie aufnimmt, der Handlung wenigſtens nicht bedarf, ſondern ſich mit Schilderung gleichbleibender Lebenszuſtände begnügen kann; noch mehr dadurch, daß es im Gegenſatz zu epiſcher Univerſalität ſich willkürlich einen Abſchnitt der Welt und des Lebens mit der ihm zuſammengehörigen ſpecifiſchen Stimmung wählt, die übrigen von ſich ausſchließt. Epiſche Erzählungen aller Art verhalten ſich zum Epos, wie Geſchichten zur Geſchichte; ſie erfüllen die Bedingung eines höchſten Kunſtwerks nicht, geſchloſſene Totalitäten zu ſein; ganz fraglich bleibe vom Roman, ob er zu den legitimen Kunſtformen gehöre. Sechs Geſetze epiſcher Darſtellung glaubt endlich Humboldt aufſtellen zu können. Das der höchſten Sinnlichkeit verpflichtet zu Reichthum von Geſtalten, Bewegungen, Gedanken, Empfindungen, Lichtern, Schatten; das zweite durchgängiger Stetigkeit zu lückenloſer Schilderung der ganzen ſinnlichen Erſcheinung einer zuſammenhängenden Handlung; ein drittes der Einheit gebietet nicht ſowohl die Concentrirung des poetiſchen Plans auf Einen Zielpunkt, die der Tragödie zukommt, ſondern Gleichförmigkeit der poetiſchen Abſicht in der Behandlung der keinen ſtrengen Abſchluß fordernden Reihe der Begebenheiten; von dem Gleichgewichte, welches das vierte Geſetz verlangt, hängt die zu bewirkende Ruhe des Gemüthes ab; über alle einzelnen Elemente ſeiner Totalität ſoll der Dichter dies Gleichgewicht verbreiten; wie die Natur, den ausſchließlichen Anſprüchen Einzelner feind, ſogar gegen ihren nothwendigen Untergang gleichgültig, mit unermüdlicher Sorgfalt über das Daſein des Ganzen wacht, ſo iſt auch für den Dichter die Rückſicht auf das Ganze des Plans der einzige Maßſtab, nach dem er den einzelnen Gegenſtänden und Empfindungen ihren Raum zumeſſen darf; das fünfte Geſetz der Totalität verlangt Größe des Gegenſtands und Univerſalität der Weltüberſicht, weil nur

in diesem Reichthum sich die Einbildungskraft der Verbindung von Freiheit und Gesetzmäßigkeit erfreuen kann; das letzte Gesetz *pragmatischer Wahrheit* endlich erläßt dem Dichter überhaupt die historische Wahrheit, verbietet aber dem Epiker die blos poetische oder ideale und macht ihm Natürlichkeit und Anschluß an die wirklichen Normen der physischen und moralischen Welt auch in der Behandlung des Außerordentlichen und des Wunderbaren zur Pflicht.

Dies Eingehen in die Einzelheiten der epischen Composition gewann Humboldts Arbeit das nach gleicher Richtung thätige Interesse Göthes und Schillers; was ihr fehlte, ergänzten beide leicht bei sich. Eine andere Gestalt nahm die Ansicht über das Epos unter dem Einfluß der idealistischen Speculation an: alle jene Wirkungen auf den Zustand des Gemüths, welche Humboldt hervorgehoben, erschienen nun als Folgen einer zuerst beabsichtigten Darstellung objectiver Weltschönheit und Weltbedeutsamkeit. *Schelling* hatte diesen Gedanken im Zusammenhang mit seiner ganzen Philosophie ausgesprochen; alle Kunst war ihm nur Abbild des Absoluten, auch das Epos hat Kraft und Würde davon, ein Bild der Geschichte zu sein, wie sie an sich oder im Absoluten ist. Ich kann nicht die allmählichen Ausbildungen und Umformungen dieser Ansicht erwähnen; es genügt, daß sie unter verschiedenen Ausdrucksformen den wesentlichen Bestandtheil des Weltlaufs, dessen Darstellung sie im Epos verlangten, in dem Verhältniß suchten, das allerdings die Seele aller Geschichte bildet: in dem Verhältniß der nothwendigen und natürlichen Entwicklung und ihrer Bedingungen zu der Freiheit und den Ansprüchen der menschlichen Persönlichkeit. Ueber dieses Verhältniß erwartete man von der Epopöe nicht eine Ueberzeugung doctrinär entwickelt; aber einen Zustand des Lebens sollte sie vorführen, in welchem die Widersprüche zwischen jenen beiden Principien schweigen, alle menschlichen Bestrebungen sich widerstandslos in den Weltlauf fügen, alle Kräfte, ohne ein Ver-

langen, die Grenzen des in der Wirklichkeit Zulässigen zu überschreiten, die innerhalb derselben mögliche Fülle der Thätigkeit, des Genusses und der Erscheinungsschönheit entfalten. Nicht nur in einem objectiven Weltzustande, um einen Lieblingsausdruck Hegels zu gebrauchen, sollte diese Harmonie, in den thatsächlichen Einrichtungen des Lebens, seinen Gewohnheiten, Bedürfnissen und Sitten, ausgeprägt sein, sondern zugleich in der Art, wie die Menschen sich mit dieser Wirklichkeit abgefunden und sie zu nehmen sich gewöhnt, in der Allgemeingültigkeit also einer durch Einsicht oder Resignation zum Frieden gekommenen Weltansicht, welche als unwandelbare Voraussetzung den Regungen aller handelnden und empfindenden Gemüther zu Grunde lag. Diese Forderungen aber fanden sich eigentlich nur einmal in der Geschichte verwirklicht: in dem heroischen Zeitalter der Griechen und in demjenigen, für welches dieses der Gegenstand noch frischer Zurückerinnerung war. Eine Gunst geschichtlicher Bedingungen, welche nicht wiedergekehrt ist, hatte dem letzteren, zur Kunst befähigten, ein volles Nachgefühl der Lebensstimmung gelassen, die dem ersten eigenthümlich gewesen, und dem Dichter waren alle jene Tugenden des Epikers als natürliche Gemüthsverfassung nahe gelegt; jenes Zeitalter der That aber, das diesem des Gesanges als Gegenstand diente, hatte, wie niemals wieder, Einfachheit und Unmittelbarkeit des Lebens, die Abwesenheit aller künstlichen und mechanisirten Verhältnisse, mit menschlich würdigen und gebildeten Formen des Daseins verbunden. Doch über dieses griechische Ideal gehe ich hier wie über ein unerschöpfliches Thema mit Verweisung auf die ästhetischen Werke hinweg, deren keines sich der Versenkung in seine Bedeutung hat enthalten können; ich hatte nur anzuführen, daß die Theorie des Epos, nachdem einmal diese Gesichtspunkte klar geworden waren, sich ferner nicht nur zufällig allein auf die homerischen Gedichte bezog, weil sie allerdings der allgemeinen Kenntniß am nächsten lagen; man gestand sich vielmehr zu, daß wahres Epos als

eine in ſich zuſammenſtimmende und reine Kunſtgattung ausſchließlich auf dem Boden der antiken Weltanſicht und als Darſtellung antiker Stoffe möglich ſei.

Es iſt unnöthig, die vielfach beklagten Gründe zu wiederholen, die das moderne Leben mit dem Uebermaße ſeiner mechaniſchen Vermittlungen, der Unruhe ſeiner auseinandergehenden Anſichten und dem viel größeren Gewicht, das auf die innerlichen Motive der allmählichen Ausbildung der menſchlichen Charactere fällt, niemals zum anpaſſenden Gegenſtand für die gleichmäßige Betrachtungsweiſe und ſelbſt die äußere Form des antiken Epos werden laſſen. Ob auch den dichteriſchen Kräften der Gegenwart, als Erzeugniſſen ihrer Zeit, es unmöglich fallen müſſe, das antike Ideal auch nur als ſchöpferiſche Stimmung ihrer eignen Phantaſie wieder aufleben zu laſſen, kann dahin geſtellt bleiben; müßten ſich dieſe Kräfte auf antike Stoffe werfen, ſo wären ſie in jedem Falle verſchwendet: Göthes Achilleis, abgeſehn von dem, was ſie gegen den epiſchen Ton vielleicht fehlen mag, beweiſt uns, wie gar nicht ſich derſelbe Eindruck an die ſchönſte künſtliche Wiederholung einer fremden Weltanſicht und an ihre einſt originalen Ausprägungen knüpft. Sucht aber die Darſtellung moderne Stoffe, ſo fand ſchon Humboldt nur eine beſondere Gattung unſerer Zeit ausführbar: die bürgerliche Epopöe, als deren Muſterbeiſpiel ihm Hermann und Dorothea galt. Sie ſchien ihm auf das ſinnlich Reiche, Glänzende und Prächtige, auf die Darſtellung eines Weltzuſtandes in der impoſanten Mannigfaltigkeit ſeiner äußern Erſcheinungen verzichten zu müſſen, aber durch einen größern Gehalt an Gedanken und Empfindungen entſchädigen zu können; in engere Verhältniſſe herabſteigend, würde ſie das Wahre, Echte und Ewige eines Zeitgeiſtes, der ſich zur Vollſtändigkeit äußerer Erſcheinungsſchönheit nicht mehr entfalten kann, in den inneren Zuſammenhängen des tiefer aufgefaßten perſönlichen Lebens wiedergeſtrahlt erſcheinen laſſen. Bei dieſem Urtheil iſt von Hum-

boldt bis auf Gervinus die deutſche Aeſthetik geblieben; die Nation hat es durch die Liebe, mit der ſie Werke dieſes Characters, ſo wie durch die Gleichgültigkeit beſtätigt, mit der ſie zahlloſe Verſuche aufnahm, ihr in altepiſchen Formen das große Leben ihrer Geſchichte vorzutragen.

Es war hart, den eignen poetiſchen Kräften die ganze Fülle der großen modernen Weltverhältniſſe entzogen zu ſehn; man konnte fragen, ob nicht die zahlreichen epiſchen Verſuche anderer Zeiten und Völker neue Formen für die unanwendbar gewordenen antiken darböten. Dieſe außergriechiſchen Epopöen waren nach und nach in den Geſichtskreis der Aeſthetik getreten; länger bekannt die italiäniſche, dann die altdeutſche, endlich die orientaliſche Welt. Die über ſie geführten Unterſuchungen und ihre Reſultate zu erwähnen, iſt hier unmöglich; W. Wackernagel (die epiſche Poeſie; im ſchweiz. Muſ. für hiſt. Wiſſ. Bd. 1. 2, Frauenfeld 1837, 38) und Fr. Zimmermann (Begriff des Epos. Darmſt. 1848) befriedigen die hierauf gehenden Wünſche. Jene Hoffnungen erfüllten ſich nicht. Virgil und Taſſo, Milton und Klopſtock ſtellte nach und nach die Aeſthetik mit Achtung ihrer poetiſchen Kraft beiſeit; ſie hatten theils keine in ſich haltbare neue Kunſtgattung geſchaffen, theils in der Wahl ihrer Stoffe ſich völlig vergriffen; auch Dantes großartiges Werk durfte nur einmal gewagt worden ſein und nicht nachgeahmt werden; das Lied der Nibelungen hatte einen von Natur zur Tragödie beſtimmten Stoff mit heroiſchem Schwung, aber ohne breite Klarheit epiſcher Lebensfülle behandelt; orientaliſche Dichtungen glitten aus dem Tone der Epopöe, der ihnen zuweilen zu Gebot ſtand, öfter in den der Lyrik und der Reflexion hinüber. In allen dieſen Beiſpielen lagen keine neuen Lebenskeime; Arioſt's leichtſpielende Weiſe dagegen, Cervantes ſtiller Humor und zuletzt die leidenſchaftliche Bewegtheit Byrons ſchien Vielen die Andeutung eines neuen rechten Wegs für moderne Epik. Iſt der Weltzuſtand einmal ſo, daß er die Bedeut-

ung eines werthvollen Inhalts, den er einschließt, zu voller Erscheinungsschönheit nicht entwickeln kann, so läßt das gelten zu machende Ideal in der Ausführlichkeit und Allseitigkeit, welche das Epos verlangt, eine hinlängliche Darstellung nur durch völlige Aenderung des poetischen Gestaltungsprincips zu: durch ganz unbeschränktes Heraustreten der dichterischen Subjectivität, die das antike Epos ganz verbarg. Der gegebene Stoff kann dann in seinen Formen nicht mit Unbefangenheit und Hingebung von dem Dichter anerkannt aufgenommen und wiedergespiegelt werden; der Dichter selbst ist jetzt vielmehr der einzige Repräsentant des Ideals, und er stellt es dar, indem er die verkehrten Erscheinungsformen zerspottet, die es verhüllen oder verunstalten. Jeder Versuch freilich, der nach dieser Richtung nicht mit der vollsten Kraft des Genius gemacht wird, ist in Gefahr, aus dem Gebiet des Epos in das der Lyrik über, oder als bloße Satire aus dem Bereich der Kunst gänzlich herauszugleiten; aber denkbar ist allerdings eine Freiheit, Heiterkeit und Universalität des humoristischen Geistes, die zu der Ruhe Gleichmüthigkeit und Objectivität des epischen zurückkehrt, eben indem sie alle lyrischen Kämpfe durchgekämpft hat und kein Element der Dinge und ihres Verlaufs mit sentimentaler Parteilichkeit dem andern vorzieht. Eigentliche Geschichte, die überhaupt dem Drama, nicht der Erzählung zusagt, würde dieses humoristische Epos noch weniger als das antike darstellen können; aber eine breite, das Idyll weitüberfliegende Schilderung allgemeiner Weltzustände würde seiner Natur nicht versagt sein. Nichts fehlt der Hoffnung, in ihm eine neue Kunstform gefunden zu haben, als die Erfüllung durch einen großen Genius; das bisher Geschaffene ist tadellos doch nicht über das heitere Idyll hinausgekommen; den großen Werken dieser Richtung fehlt theils der hinlängliche Schwung, theils die Stetigkeit plastischer Gestaltungskraft, theils die wirklich unparteiische Reinheit der mit dem Stoffe spielenden Phantasie.

Ich habe bisher stillschweigend vorausgesetzt, daß der Wunsch

auf ein Epos in metriſcher Form gerichtet war. Aus den früheren Epen gebundener Rede hatte ſich indeſſen als Erzeugniß des Verfalls der *proſaiſche Roman* gebildet und dieſe Form hat in unſerer Zeit die allgemeine Theilnahme faſt vollſtändig für ſich allein erobert. Unſern großen Dichtern, obwohl *Göthe* ſelbſt in ihr uns unvergängliche Werke geſchenkt, flößte ſie kein Vertrauen ein; ſie erſchien ihnen immer als problematiſche Zwittergeſtalt zwiſchen Poeſie, die ſie innerlich zu ſein vorgibt, und Proſa, deren äußeres Gewand ſie trägt. Die Stimmen der Aeſthetiker ſind getheilt geblieben; im Allgemeinen haben ſelbſt diejenigen, welche dem Roman ſeine Stellung im Syſtem der Kunſt dialektiſch feſtſetzten, damit nicht ſeine Ebenbürtigkeit mit dem eigentlichen Epos behaupten wollen.

Weiße findet allem Epos als Grundlage ein Bewußtſein allgemeiner ewiger und nothwendiger Weltgeſetze unentbehrlich; auf welche Weiſe dieſe Grundlage zu gewinnen ſei, hänge von der Eigenthümlichkeit der geſchichtlichen Idealbildung ab. Danach ſeien zwei Hauptgattungen zu unterſcheiden: das *mythologiſche Epos*, das dem antiken und dem romantiſchen Ideal möglich geweſen, und das *hiſtoriſch-philoſophiſche*, welches aus dem mythenloſen Ideale der modernen Welt entſpringend, der freien Erfindung der Geſtalten und Begebenheiten eine philoſophiſch gebildete Weltanſicht zu Grunde lege. Dieſes moderne Epos iſt der proſaiſche Roman; die begriffsmäßige Rechtfertigung ſeiner Ungebundenheit in Form und Inhalt beſtehe in der früher (S. 410) geſchilderten Univerſalität des modernen Idealbegriffes. Vermöge ſeiner Identität mit der Idee der Wahrheit ſetze dieſer die abſolute Möglichkeit der Schönheit als in allen Dingen, ſobald dieſe nur geiſtig aufgefaßt werden, vorhanden voraus. Deshalb gehe der Roman in die ganze Breite des geſchichtlichen Thuns und Geſchehens und aller ſeiner äußerlichen Beziehungen und Umgebungen ein, in die ganze Tiefe der Geſinnungen, Leidenſchaften und übrigen ſittlichen Zuſtände; er ſuche aus der

unbegrenzten Fülle der Besonderheiten das Allgemeine, um aus diesem rückwärts das Besondere und Individuelle, scheinbar zwar unter dem vielen Unschönen das Schöne wählend, in der That aber das letztere freischaffend, hervorzubringen. Um aber diese hohe und schwere Aufgabe zu erfüllen, werde von dem Roman vor allem andern wirkliche Welt- und Lebensweisheit gefordert; anderseits, da die Darstellung der Wirklichkeit nicht nur beiläufig, sondern wesentlich und allgemein auch das Gemeine und Häßliche gegenwärtig zeigen müsse, werde die Thätigkeit der Romandichtung zum großen Theil eine humoristische sein, aber eben dadurch den schönsten Triumph der Poesie feiern, den über die nicht unbeachtet gelassene, sondern schöpferisch bezwungene Häßlichkeit und Gemeinheit.

Auch Vischer hat dem Roman eingehende Beurtheilung gewidmet. Eine Welt von Zügen, welche das plastische Gesetz des Epos ausscheide, nehme das malerisch specialisirende des Romans wie mit mikroskopischem Blicke auf; denn jene Idealität der Zustände, welche dies nicht ertragen könnte, sei in seiner Welt vornherein gar nicht vorhanden; aus der Prosa der harten Naturwahrheit werde sie eben erst durch die Rückführung auf ein vertieftes inneres Leben wiederhergestellt. Die Geheimnisse des Seelenlebens sind die Stelle, wohin das Ideale sich geflüchtet hat, nachdem das Reale prosaisch geworden; die Kämpfe des Geistes, die tiefen Krisen der Ueberzeugung, der Weltanschauung, die das bedeutende Individuum durchläuft, vereinigt mit den Kämpfen des Gefühlslebens, dies sind die Conflicte, dies die Schlachten des Romans. Es sind nicht blos innere Conflicte; sie erwachsen aus der Erfahrung; der Grundconflict ist immer der des erfahrungslosen Herzens, das mit seinen Idealen in die Welt tritt, und die unerbittliche Natur der Wirklichkeit als eine Gesammtsumme von Bedingungen durchkosten muß, die von unendlich vielen Individuen in Wechselergänzung erarbeitet sind und nun über jedem einzelnen Individuum stehen.

Wenn es ſich um die Rechtfertigung einer Kunſtgattung handelt, thut man nicht wohl, ſich nur an die vorhandenen Beiſpiele zu halten; man hat allerdings, wie Weiße und Viſcher gethan, zu fragen, ob ein eigenthümliches äſthetiſches Bedürfniß zu ihr drängt, und ob die Form, in der dies zu befriedigen iſt, ſich als äſthetiſch zuläſſig erweiſt. Nun ſcheint doch, was das erſte betrifft, nicht zu leugnen, daß das antike Epos, obgleich an ſich ſelbſt eine durchaus vollendete Kunſtform, nicht geeignet iſt, den ganzen Gehalt aller denkbaren Schönheit in ſich aufzunehmen. Denn unmöglich kann alle Schönheit in der plaſtiſchen Darſtellung feſter Charactere liegen, für welche die ſämmtlichen Lagen, in die das Leben ſie wirft, nur Veranlaſſungen werden, ihr unwandelbares Naturell nach verſchiedenen Seiten hin zur Erſcheinung zu bringen; unzweifelhaft gebietet ein wahrhaft äſthetiſches Intereſſe auch die Zeichnung bildſamer Naturen und ihrer Erziehung; und zwar reicht es nicht hin, dieſe Entwicklung nur in den großen Zügen darzuſtellen, welche dem Drama zu Gebote ſtehen, ſondern auch in jener unabläſſigen Stetigkeit kleiner Fortſchritte muß ſie ſich abbilden laſſen, mit welcher ſie in der Wechſelwirkung mit unzähligen kleinen Bedingungen des natürlichen und des geſelligen Lebens wirklich vor ſich geht. Hierin iſt den Vertheidigern des Romans einfach beizuſtimmen; die antike Poeſie hat dieſe Lücke und beſitzt keine Form, um ſie auszufüllen. Wenn nun Viſcher dennoch bedenklich wird, und die reine Kunſtſchönheit des Romans bezweifelt, weil er doch zu viel Proſa des Lebens zugeſtehe, um einen ſichern Halt für ihre Idealiſirung zu haben, ſo mögen die vorhandenen Werke dieſer Form ihm ſehr viel Grund zu dieſem Bedenken geben, im Allgemeinen halte ich es nicht für unbeſieglich.

Man wirft dem modernen Leben vor, keine darſtellbare Poeſie mehr zu beſitzen und deshalb auch die darſtellende Poeſie des Epos unmöglich zu machen. Worin liegt doch eigentlich dieſer Mangel? Darin doch zuletzt, daß die Zuſammenſetzung unſerer

Geſellſchaft ſehr künſtlich iſt und in den Vordergrund unſeres Seelenlebens eine Menge von Ueberlegungen, Sorgen und Hoffnungen drängt, die ſich nicht unmittelbar auf anſchauliche Objecte der Außenwelt und ihre ſinnlich ſichtbar zu machende Behandlung beziehen; darin ferner, daß eben deshalb dieſe Behandlung der Außenwelt von uns nicht mehr mit der Hingebung und Andacht ausgeübt wird, welche ihre ausführliche Beſchreibung zum lohnenden Gegenſtand der Aufmerkſamkeit machte; darin endlich, daß wir wegen der Vielförmigkeit unſerer Bedürfniſſe gleichwohl in viel höherem Grade, als das hierin einfachere Alterthum, von allerhand Elementen dieſer Außenwelt abhängig ſind, und eben deshalb die Nutzbarmachung derſelben nicht mehr dem eignen Handanlegen, ſondern einem mechaniſirten Geſchäftsbetriebe übertragen. Wenn man dieſe Züge zuſammenſtellt, ſo wird man vor Allem ſich überzeugen, daß ſie ganz folgerecht zuſammenpaſſen; ſie drücken alle die Beziehung zur Sinnenwelt zum bloßen Mittel einer inneren Entwicklung herab; jedenfalls leiden ſie alſo nicht an innern Widerſprüchen, welche ihre poetiſche Verwerthung hindern müßten.

Es folgt aus ihnen nur, daß die Schilderung des modernen Lebens, um realiſtiſch genau zu ſein, eine ſehr große Menge ſinnlicher Bilder zur flüchtigen, aber dennoch ſcharfen Zeichnung des Schauplatzes und der bedingenden Umgebung verwenden muß, daß ſie aber in der Darſtellung der kleinen Aeußerlichkeiten des Behabens im Leben ſich der behaglichen epiſchen Breite ganz zu enthalten hat. Nicht als wenn dieſe Aeußerlichkeiten nicht ebenſoviel Darſtellbares enthielten, wie die des Alterthums; die modernen Menſchen erheben ihre Hände ebenſo zum lecker bereiteten Male, wie die griechiſchen Heroen; der Fuhrmann ſchirrt ſeine Pferde principiell nicht anders an und mit gleicher Umſtändlichkeit; wer das Anzünden einer Cigarre beſchreiben wollte, fände noch immer eine Reihe von Handlungen zu erwähnen, die zu Epiſoden über den Handelsverkehr mit anders-

redenden und andersfarbigen Menſchen und über feuerſpeiende Berge Anlaß gäben; aber keiner mag das mehr hören; Niemand hat für dieſe Einzelheiten Intereſſe als für bloße Vorgänge; Jeder mag ſie nur beachten, ſoweit ſich in der beſondern Manier, dies Alltägliche zu verrichten, prägnant eine innere Leidenſchaft des Augenblicks oder ein characteriſtiſcher Zug der Individualität verräth. Dieſem letzteren Gedanken begegnet man nun wieder im antiken Epos faſt gar nicht; Alle thun dort Alles auf hergebrachte gleichförmige Weiſe; das Anlegen der Rüſtung, die Anſchirrung des Wagens, Kleidung und Entkleidung, das Abſtoßen des Schiffes und ſeine Landung: Das alles verrichtet eine Perſon in derſelben Reihenfolge von Acten und Geſten, wie die andere; der Vorgang ſelbſt, das Geſchäft intereſſirt hier, nicht die Beſonderheit der augenblicklichen Stimmung, mit der es verrichtet und characteriſtiſch modificirt wird. Der Roman iſt dagegen inſtinctiv auch in ſeinen gewöhnlichſten Leiſtungen auf das Entgegengeſetzte verfallen: er ſchildert Umgebung und ſinnliche Bewegung nur ſoweit ſie zur Kennzeichnung einer beſonderen Stimmung nöthig ſind, und eben deshalb iſt es für ihn auch kein Hinderniß, daß einzelne unſerer Lebensgewohnheiten nicht mehr die plaſtiſche Bildfähigkeit der antiken haben. Auch mit dieſer Klage wird übrigens Luxus getrieben; die Malerei kann Anſtoß an moderner Erſcheinungsweiſe nehmen; die Intereſſen der Poeſie haften nicht an Barfüßigkeit und zweirädrigem Streitwagen und fliehen nicht vor dem Reitſtiefel und der Kanone. Aber ſie fliehen vielleicht vor der proſaiſchen Form der Rede; und wenn wir das moderne Leben von Seiten ſeines Inhalts dem alten gleich darſtellbar finden, ſo fällt die Schilderung doch vielleicht, wenn ſie proſaiſch ſein *muß*, dadurch aus den Grenzen der Poeſie aus?

Die Gründe der Wohlgefälligkeit eines metriſchen Rhythmus haben wir früher aufgeſucht; den Werth deſſelben für die poetiſche Geſtaltung des ausgeſprochenen Inhalts haben wir noch

zu bedenken, ohne freilich in die Einzelheiten einzugehen; ihnen iſt Conrad Herrmann (die äſthetiſchen Principien des Versmaßes. Dresden 1865) gerecht geworden. Den Anfangszeiten der Aeſthetik, die überhaupt in der Kunſtwelt ein von der Wirklichkeit abgetrenntes Gebiet ſahen, war der metriſche Rhythmus als Gegenſatz gegen das Natürliche lieb; ſie ſuchten keine andere Rechtfertigung als das dunkle Gefühl der Feierlichkeit, das er gewährt. Unſere großen Dichter, von der Proſa beginnend, überzeugten ſich bald von der Unentbehrlichkeit des ausgeprägten Maßes für den Ausdruck ihrer echten Poeſie, ohne doch ſich genügende begriffliche Rechenſchaft über ſie zu geben. Es folgte eine Periode deutſcher Dichtung, die viel in metriſcher Muſik that, bis endlich mit der wachſenden Neigung zu realiſtiſcher Darſtellung das Versmaß um ſeiner Unnatürlichkeit willen in Mißachtung gekommen iſt und von Vielen nur noch die Proſa als Ausdrucksmittel einer männlichen Poeſie größerer Werke dem metriſchen Getändel der Lyrik entgegengeſtellt wird.

Dieſe Widerſprüche ſcheinen auf einer falſchen Gegenſetzung des Metrum gegen die ungebundene Rede zu beruhen. Wenn der Schüler zuerſt die Geſetze der Mechanik und den feinen Zuſammenhang kennen lernt, der die kleinſten Veränderungen in dem Gleichgewicht weniger Punkte zu einer Welle von Erſchütterungen werden läßt, die ſich mit zierlicher Regelmäßigkeit über ein ganzes Syſtem von Elementen weiter verbreitet, ſo kommt ihm der abenteuerliche Gedanke, dieſes zauberhafte Wechſelverſtändniß unzähliger Theile möge wohl an bevorzugten fernliegenden und vornehmeren Producten der Natur vorkommen, aber er wagt die Annahme gar nicht, daß dieſelben Geſetze ſich an den gemeinen Stoffen ſeiner nächſten Umgebung auch beſtätigen würden. Der metallenen Saite traut er zu, durch Anſtoß in regelmäßige Oscillationen zu gerathen, aber wie käme ein gewöhnlicher hänfener Strick zu ſolchen Leiſtungen? Jede Geſetzmäßig-

keit der Wirklichkeit, die wir kennen lernen, beziehen wir immer zunächſt auf das Große und in der Erſcheinung Ungewöhnliche; es bleibt lange Dem gegenüber in unſern Gedanken die Vorſtellung einer gemeinen Natur, eines Proletariats der Wirklichkeit, das an dieſer Wahrheit nicht Theil habe. Einen gleichen Eindruck mag am Beginne der menſchlichen Bildung auch die Sprache gemacht haben, wie ſie im täglichen Leben, in der Form der Sätze und des Ausdrucks der Laune und dem Ungeſchick der Redenden Preis gegeben, zur Bezeichnung vorübergehender Wahrnehmungen und Wünſche benutzt wurde. Weder in ihr noch in der Gedankenwelt, deren Kleid ſie war, konnte eine zuſammenhängend geſtaltende Geſetzlichkeit vorhanden ſcheinen. Was daher der Geiſt Allgemeingültiges und Ewiges nach und nach auffand, das zog ſich ſogleich in ausdrücklich metriſche Form; nicht nur poetiſche Anſchauungen, auch die ewig geltenden Wahrheiten der Wiſſenſchaft ſchienen wahr zu ſein nur innerhalb dieſer bevorzugten Form, in welcher jeder Begriff und jede Verbindung mehrerer unveränderlichen Ausdruck und unvertauſchbare Stellung angenommen hatte, nicht in der Proſa, die von den Anregungen des Augenblicks ausgehend, denſelben Inhalt bald ſo, bald anders, weitläufiger oder kürzer, alſo nicht in einem monumentalen Satze ausſprach. Hierauf kann man wohl, nach Ergänzung einiger Zwiſchengedanken, die ich der Aufmerkſamkeit des Leſers überlaſſe, den Eindruck zurückführen, den die metriſche Form immer gemacht hat. Sie ſchien dem Alltäglichen gegenüber eine neue ideale Welt zu eröffnen; im Grunde freilich keine neue, ſondern nur die innerlichen und einheimiſchen Tiefen derſelben, in welcher wir leben. Denn wie die Phyſik uns das formloſe Geräuſch in eine nur zugleich erklingende und ſich ſtörende Mannigfaltigkeit regelmäßiger Tonſchwingungen zerlegt, ſo ſchärft auch das Metrum nur unſer Gehör für das Wirkliche, verwandelt zu Muſik, was Lärm war, und gibt den ein-

zelnen Gedanken die gesetzliche und harmonische Form, die sie in ihrer Durchkreuzung für die Standpunkte des täglichen Lebens nicht sehen lassen.

Wir müssen jedoch unsern Vergleich noch anders benutzen. Ohne Zweifel liegt auch eine gewisse Gefahr für die Poesie in ihrer metrischen Form. Ich rede nicht von dem inhaltlosen rhythmischen Pomp, der nur zum Mißlingen der Dichtung zu rechnen ist; auch nicht davon, daß alten, dürftigen und einfachen Gedanken das Metrum allein zuweilen dichterische Weihe zu geben scheint, denn dies geschieht nicht mit Unrecht; die poetische Wahrheit ist kein translunarisches Gewächs; sie findet sich ohne Zweifel in den gewöhnlichsten Reflexionen, zu denen die Erfahrung des Lebens drängt; wer diese, die abgegriffen und verblaßt in unserm gewöhnlichen Gedankenlauf sich umtreiben, zu klarem denkwürdigem Ausdruck reinigt, spricht wahre Poesie aus. Aber diese ganze idealisirende Tendenz, die das Ewige aus dem Veränderlichen zu concentriren sucht, führt doch nothwendig zu einer gewissen Abstraction von den kleinsten Besonderheiten der Wirklichkeit und dadurch zu einem Widerspruch gegen den realistischen Geist der Gegenwart, der von diesen Kleinigkeiten als wesentlichen Mitbedingungen des Ganzen durchaus keine missen kann, aber gar nicht auf jede einen vorzüglichen Werth legen will. Der Rhythmus verwandelt gewissermaßen Alles in Gold, auch was taubes Gestein bleiben müßte und nur zur Festigung des aufzurichtenden Gebäudes zu dienen hat; Poesie in dieser Form auf modernes Leben angewandt, läßt entweder unentbehrliche Mittelglieder aus oder höht das nothwendige Kleine zu ungehöriger Wichtigkeit auf. Beide Nachtheile wird man in Vossens Louise vereinigt finden; kleine Spuren trüben hin und wieder Hermann und Dorothea. Ein Zug jener Abstraction aber geht durch unsere klassische Literatur überhaupt; ihre Meisterwerke lassen in wesenlosem Scheine hinter sich nicht ganz allein das Gemeine, sondern auch viel von dem unverächtlich Wirklichen;

darf man von der Poeſie verlangen, daß ſie ſowohl erhebe als unterhalte, ſo haben wir für das erſte unſern großen Dichtern ewig dankbar zu ſein; aber unterhaltend ſind ſie im Ganzen wenig.

So werden wir alſo doch zur Proſa zurückgeführt. Und hier ſollte man ſich eben erinnern, daß ihr häufener Strick an denſelben Schwingungen theilnehmen kann, die wir nur der goldenen Saite zutrauen. Aber freilich, hier muß auch der Aeſthetiker, der den Roman vertheidigt, kleinlaut werden. Denn wo wäre die Proſa, die dieſen Ausſpruch wahr macht? Man kann ſie herrlich bei Göthe finden, aber in Werken, deren bedenkliche Compoſition uns den Meiſter mehr als das Werk loben läßt. Seitdem iſt die deutſche Proſa verwildert; in den Schulen an Ueberſetzungen aus dem Lateiniſchen geübt, in Zeitungen und Landtagsverhandlungen zu unvorbedachten Stegreiferzeugniſſen veranlaßt, hat ſie auch in der ſchönen Literatur keine Form wiedergewinnen können; zu verſchieden ſind hier die Bildungswege und Bildungsſtufen, Geſchlecht und Nationalität der Arbeitenden. Kaum nothdürftige Richtigkeit des Satzbaues dürfen wir erwarten, kein Gefühl für das empfindliche Gleichgewicht der Periode, den Numerus der Alten; keine Vermuthung davon, daß auch die proſaiſche Erzählung wie das Gemälde eine ſorgſam abgewogene Vertheilung der dargeſtellten Maſſen bedarf, um Haltung zu erlangen; von Scene zu Scene werden wir fortgeführt, und Niemand kann ſich nach dem Ende der großen Umriſſe eines Werks mit der Klarheit erinnern, mit welcher aus der Entfernung ſich ſcharfgezeichnete Linien einer Bergkette unſerem Auge darbieten. Gedenken wir endlich des Mangels an Univerſalität der Weltanſicht, der Engräumigkeit des vor uns geöffneten dichteriſchen Schauplatzes, der widerwärtigen Befliſſentlichkeit, mit welcher die Widerſprüche unſers ſocialen Lebens, die Zeitkrankheiten, ausführlich gemalt vor den wahrhaften und ewigen Inhalt der Gegenwart verdeckend vorgeſchoben werden, ſo begreifen wir

die Geringſchätzigkeit, mit welcher Gervinus über dieſen blattreichen Zweig unſerer Literatur ſchweigt.

Man kennt die Aeußerung Göthes über die beſtändige Gewohnheit ſeines Lebens, was ihn gequält oder beglückt, in ein Gedicht zu verwandeln und ſo die unruhige Bewegung ſeines Gemüths darüber abzuſchließen. Fügen wir hinzu, was Schiller auf Anlaß von Bürgers Dichtweiſe ausſpricht, ſo bezeichnen dieſe Bemerkungen beider den Urſprung und die Aufgaben der Lyrik ſo, daß alle Theorie faſt nur in der Syſtematiſirung der aus ſo friſcher Quelle entſprungenen Aufklärung zu beſtehen braucht.

Man pflegt in der Lyrik der Subjectivität des Dichters einen Spielraum zuzugeſtehen, den ihr das Drama und die epiſche Erzählung verweigere. Doch würde man dieſen Satz unvortheilhaft ſogleich darauf deuten, daß der lyriſche Dichter anſtatt des vorhandenen objectiven Weltzuſtandes die ſubjectiven Bewegungen ſeines Innern darzuſtellen habe. Nicht durch dieſen Inhalt, ſondern durch die Art ihn vorzutragen, zeichnet ſich die Lyrik aus; welches auch immer das äſthetiſche Gut ſein mag, deſſen Anſchauung mitzutheilen die Abſicht des Gedichtes iſt: es muß fühlbar werden, daß dies Gut nur durch die lebendige Arbeit des Gemüthes im Augenblicke der Mittheilung entſteht. Nach verſchiedenen Richtungen machen wir hiervon Anwendungen.

So großen Werth Göthe und Schiller darauf legen, daß das lyriſche Gedicht einem innern Erlebniſſe entſpringe, die bloße Darſtellung der ſubjectiven Erſchütterung galt ihnen doch nicht für genügend. Göthe will ſich durch die dichteriſche Arbeit von dem Druck einer das Gemüth beherrſchenden Stimmung befreien; wie dies geſchehe, deutet Schiller an, indem er den Schmerz nicht im Schmerz beſungen, ſondern aus mildernder Zeitferne geſchildert will, welche die Uebermacht der Leidenſchaft aufhebt. Es iſt nur ein ſcheinbarer Widerſpruch zwiſchen

Beiden, wenn Schiller so als Quelle der lyrischen Schönheit dieselbe Freiheit und Klarheit des Geistes nennt, die Göthe sich durch den poetischen Ausspruch seiner Bewegung erwerben möchte. In Wirklichkeit ist doch nur ein untheilbarer Vorgang, was die Reflexion hier als Ausgangspunkt und Ziel unterscheidet. Denn worin liegt jene mildernde Kraft der Zeitferne, deren Schiller gedenkt? Nur körperliche Schmerzen, die keinen Gegenstand der Poesie bilden, lindert unmittelbar der Verlauf der Zeit durch das Selbstverklingen der erlittenen Störung; das Leid des Gemüthes stillt er doch nur durch den Zustrom neuer Erfahrungen, den er möglich macht. Und ebenso wenig liegt jene idealisirende Macht der Zeit in der bloßen Abschwächung des Erlebten, mit der wir uns bei körperlichen Störungen zufrieden geben, sondern in einer Formänderung des Erlittenen, die es verklärt zum ewigen Besitzthum macht. Was im Augenblick des Affectes die Seele ganz ausfüllte, ohne Gegengewicht an dem übrigen geistigen Inhalt, den die übermächtige Erschütterung aus dem Bewußtsein verdrängt hat, das engen die wiederauflebenden und sich mehrenden Beziehungen zu dem Reichthum der Welt wieder ein; der gewaltige Eindruck, der chaotisch und gestaltlos war, weil ihn Nichts Fremdartiges begrenzte, nimmt faßbare und mittheilbare Gestalt an durch die zurückkehrende Geschäftigkeit der Ueberlegung, die seinen unsagbaren Inhalt durch Unterordnung unter mannigfache Gesichtspunkte gliedert; so aus einer drängenden Bewegung des Gemüths in einen beharrlichen Gegenstand der Betrachtung verwandelt, verliert das Erlebte seine unrechtmäßige Uebermacht über unser Inneres und gewinnt zugleich die umschriebene Form, mit der es im Ganzen unserer Lebenserfahrung unverlierbar an seinen Ort zu stellen ist. Dies ist die beruhigende Kraft der Zeit, die jedes menschliche Herz erfährt; der Dichter erfährt sie nicht blos, sondern stellt zugleich eben diese stillwirkenden Vorgänge selbst dar, als deren unbeobachtet gereifte Frucht uns der neue Frieden zuzufallen pflegt.

Ich komme nicht ohne Absicht hier noch einmal auf diese idealisirende Objectivirung des Erlebten zurück, die wir bereits als allgemeines Verfahren der künstlerischen Thätigkeit bemerkten. Die Ausprägung einer stehenden Benennung für eine richtig beobachtete Thatsache verdunkelt zuweilen die Thatsache selbst; man rechnet mit Wechseln fort und verliert die unmittelbare Anschauung der Werthe, welche diese repräsentiren. Auch an die erwähnten Aussprüche Göthes und Schillers hat sich manche Ueberlieferung ohne lebendige Wiederverinnerlichung des Gemeinten angesetzt. Von großen Gemüthsbewegungen sich durch die Schöpfung eines Kunstwerks zu befreien, hört man ungefähr in derselben Weise empfohlen, wie überhaupt das Austoben einer Leidenschaft; daß ein großes Heil darin liege, subjective Erregungen in Gegenstände der Betrachtung zu objectiviren, wird mit hergebrachter Ehrfurcht vor dem Mystischen des Vorgangs versichert. Aber die Poesie wird durch einen hinlänglich großen Rest des Unerklärbaren ewig von der gemeinen Ansicht der Dinge ohnehin geschieden sein; man sollte die wenigen Fäden nicht vernachlässigen, die von erklärbaren psychologischen Vorgängen zu ihr hinüberleiten. Einen dieser Fäden wird man leicht hier finden. Denn was bewegt den leidenschaftlichen Aerger auch da, wo ihn Niemand hört, zur Ausstoßung ungezählter Schmähungen? und was gewinnt er dabei? Es mag sein, daß zuerst ein instinctiver Drang zu irgend welcher Aeußerung treibt, aber indem dieser Drang zum Worte greift, kann er doch kein Wort finden, dem nicht auch ein Sinn anhaftete; er kann keinen Vorwurf hinausschleudern, der nicht die Form eines Satzes, eines Gedankens annähme. Aber jeder Gedanke steht im Reiche des Denkbaren in festen Verhältnissen zu anderen Gedanken; unvermeidlich wird daher der Inhalt der Leidenschaft, sobald er sich auf diese Form einläßt, in Beziehungen verflochten, aus denen sich gegen ihn selbst eine gewisse Kritik erhebt. Ist der Vorwurf gerecht, nun wohl, dann unterhält er zwar durch die

Deutlichkeit, mit welcher er nun ausgesprochen vor dem Bewußtsein steht, die leidenschaftliche Bewegung, die ihn ausstieß, aber er unterhält sie doch nun als der rechtfertigende Grund ihres Daseins; denn er zeigt das an sich ewige und unveränderliche Object auf, dem der Haß der bewegten Seele für immer gebührt. Und er kann doch auch dies nicht, ohne die schrankenlose Ausdehnung der Erregung selbst zu begrenzen, denn indem er ihr ein bestimmtes Ziel giebt, lenkt er sie von einem großen Bereich jener Welt des Denkbaren überhaupt ab, deren umfassenden Hintergrund eben der ausgesprochene Gedanke selbst durch unzählige an ihn sich knüpfende Nebenvorstellungen wieder merkbar werden läßt. Und war der Vorwurf ungerecht, so ist er um so weniger verloren; denn es ist nicht richtig, daß selbst in der hohen Flut der leidenschaftlichen Bewegung der Sinn für die Wahrheit ganz in uns erlösche; indem wir sie aussprechen, schaudern wir vielmehr selbst vor der erkannten Maßlosigkeit unserer Behauptungen heimlich zurück, und wenn für den Augenblick uns jene Flut über jeden Aufenthalt hinausführt, dennoch bleibt der Stachel, und die Empörung des Gemüths sänftigt sich an der Erkenntniß der Widersprüche, in die sie sich gestürzt hat. Nicht anders verfährt das Entzücken; wir mögen niemals ungetheilt und nur leidend die freudige Erregung hinnehmen; im Einzelnen suchen wir zergliedernd die mannigfaltigen Verhältnisse auf, und sprechen sie aus, auf denen sie beruht, und durch ihre erkannten Gründe ist sie nun als stets unverlierbares Gut der Vergänglichkeit enthoben, die jeden unserer Zustände, der nur Zustand bleibt, in beständigem Wechsel hinrafft.

Zwei verbundene Vortheile finden wir also in allen diesen Vorgängen, durch welche von selbst die Stimmung, die uns beherrschte, sich zum Gegenstand einer Anschauung verwandelt; zuerst den, welchen ich eben erwähnte: die Festhaltung des Erlebten für immer. Denn unsere Erinnerung ist stumpf für alle Gefühle, denen wir nur leidend hingegeben waren, und repro-

ducirt ſie nur unkräftig; lebendig rufen wir uns das allein zurück, was im Augenblick des Erleidens in irgend einer Weiſe mit Gedanken verſetzt oder durch ſie bearbeitet wurde und nun von ihnen getragen oder an ſie geknüpft wieder aufſteigt. Aber zugleich liegt ein kleines doch deutliches Element ſittlicher Arbeit in jenem unwillkürlich geübten Verfahren: das Gemüth verſucht ſeine Luſt oder Unluſt zu rechtfertigen; denn wie ſehr auch Werth und Unwerth aller Verhältniſſe nur gefühlt und nicht durch Gedanken erkannt werden kann: dennoch hat das Gefühl keine Berechtigung uns zu beherrſchen, wenn es nur als unſer Wohl oder Wehe auftritt, und wenn nicht Luſt und Unluſt als der eigene in unſerem Fühlen nur lebendig gewordene Werth oder Unwerth deſſen, was uns bewegt, empfunden wird. Um dies überhaupt zu leiſten, bedarf die leidenſchaftliche Bewegung der Mitwirkung des zergliedernden und geſtaltenden Denkens; ſie bedarf derſelben noch mehr, um den augenblicklichen Eindruck auf das Maß der Bedeutung zurückzuführen, das im Ganzen des Lebens ihm zukommt. Und nun können wir ein Drittes hinzufügen: den unwillkürlichen Drang nach Mittheilung, aus dem jede laute Kundgebung unſerer innern Zuſtände hervorgeht, ſeltner in der Abſicht wirkliche Abhülfe des Leides zu erreichen, aber immer in der ſtillen Vorausſetzung, was von Andern ſich nachfühlen laſſe, das erſt ſei ein berechtigter Gegenſtand auch unſeres Gefühls. Aber innere Erregung iſt mittheilbar nicht an ſich ſelbſt, ſondern nur durch Vermittlung von Gedanken, die ihre Veranlaſſungen oder Beziehungspunkte abbilden. So erſcheint uns denn überall die ſtets verlangte Bildlichkeit und Anſchaulichkeit der Poeſie, die Verwandlung des ſubjectiven Zuſtandes in einen Gegenſtand der Betrachtung darum begreiflich und nothwendig, weil ſie eine Selbſtbeurtheilung der Leidenſchaft enthält oder möglich macht, durch welche die thatſächliche Erregung unſers Innern in gerechten Zuſammenhang mit dem Ganzen einer vernünftig geordneten Welt geſetzt wird.

Ich habe hiermit nur die übereinſtimmende Meinung der deutſchen Aeſthetik ausgeſprochen. Sie hat niemals den bloßen Aufſchrei einer bewegten Subjectivität für lyriſche Poeſie gehalten; Darſtellung des Unendlichen im Beſonderen verlangte Schelling von ihr; eine allgemeine Gültigkeit des Ausgeſprochenen, in ſich ſelbſt wahrhafte Empfindungen und Betrachtungen erwartete Hegel auch in der ſubjectivſten Eigenthümlichkeit der Darſtellung; Weiße ſucht noch beſtimmter in der lyriſchen Poeſie die Wahrheit der Vorausſetzung des Ideals, welche das Epos gemacht habe. Denn dies Ideal, deſſen Schönheit unmittelbar in die Erzählung übergehen ſollte, bleibe in der That dieſer fern und entfremdet und die Kunſt verwandle ſich nun in der Lyrik in den Ausdruck des bald ausdrücklich geſetzten bald wieder aufgehobenen Gegenſatzes zu ihm. Ich erſetze die dialektiſche Erörterung dieſes Ausſpruchs durch eine leichtere Vergleichung. Das Epos eröffnet einen weiten Horizont vor uns, und zeigt uns die Welt von einem hohen Standpunkt; von da aus nehmen alle lebhaften Bewegungen des Einzelnen ſich nur wie Beiſpiele einer allgemeinen Ordnung aus, längſt ausgeglichen in der Weltanſicht, die ſich über das Ganze wie Eine zuſammenhängende Färbung ausbreitet, nirgends ganz unbezeugt und nirgends mit beſonders hervorſtechendem Glanz localiſirt. Aber dieſe mit ſich einige Anſicht der Welt muß irgendwie entſtanden ſein; die lyriſche Poeſie führt uns an den Ort ihrer Geburt; ſie verläßt jenen hohen Standpunkt und taucht in das Gedränge des Lebens hinab, in welchem zuerſt uns die Räthſel des Zuſammenhangs der Dinge ungelöſt und unüberſehbar umſtehen; in dieſer bedrohlichen Nähe nicht beleuchtet durch die Helligkeit, in welcher ſie für den Ueberblick des Ganzen verſchwinden. Von hier aus, von dem zufälligen Standpunkt, auf dem das einzelne Gemüth ſich mitten in der Verzweigung und Veräſtelung der Dinge vorfindet, kann nur ſeine eigene Arbeit wieder den Weg zu einem Orte finden, welcher die freie Aus-

ſicht auf das Ideal und die in ihm liegende Schlichtung aller Widerſprüche zurückgibt. Auf beides müſſen wir Werth legen, auf dieſes Ziel des Ideals, in deſſen Anſchauung das lyriſche Gedicht zur Ruhe kommen will, und nicht minder darauf, daß es in einer Bewegung des ſubjectiven Gemüths beſteht, die ihr Ziel erſt aufzuſuchen ſtrebt.

Die Formen der Gedankenbewegung, welche dieſe dichteriſche Arbeit leiſten, ſind höchſt mannigfach; allgemein aber hat die Aeſthetik jedes poetiſche Spiel zurückgewieſen, das in zielloſem Irren nur die Mittheilung des Gemüthszuſtandes, aber in keiner Weiſe eine fortſchreitende Bearbeitung deſſelben erſtrebt. Ein ſtoffartiges Intereſſe hat man unterſchieden von demjenigen, welches die lyriſche Poeſie durch ihre Kunſtform erwecken ſoll. Dieſe letztere ſuchte man nie in der Vollendung der äußern techniſchen Darſtellung, ſondern in der klaren Vorzeichnung eines Gedankenganges, durch den die angeregte Stimmung ſich irgendwie zum Bewußtſein über ſich ſelbſt, über ihre Berechtigung, über die Verſöhnung ihres Zwieſpalts oder ihrer Zweifel, über ihren Ort in dem Ganzen einer idealen Weltanſicht erhebt; welches auch immer die Mittel ſein mögen, durch die dieſe Aufgabe erfüllt wird, ihre Erfüllung verlangen wir durchaus. Die Ereigniſſe der Natur, manche Scene des menſchlichen Lebens, nicht weniger die Werke anderer Künſte erregen in uns zuſammengeſetzte Stimmungen, deren eigenthümliche zauberiſche Färbung und Miſchung namentlich den jugendlichen Dichter überwältigt und zum umgeſtalteten Wiederausdruck anreizt. Wir fühlen uns lebhaft poetiſch angeregt, aber doch nicht befriedigt durch Gedichte, die aus ſolchem Bedürfniß entſprungen durch mancherlei aneinandergereihte Bilder und Gedankenelemente nur alle Beſtandtheile jener eigenthümlichen Gefühlsmiſchung in uns wiederzuerzeugen und zu verbinden ſtreben, ohne die erweckten Vorſtellungen in einen Brennpunkt zu ſammeln, ohne das Geſchilderte zur bloßen Scene irgend eines Fortſchritts zu

brauchen, ohne endlich einen Gedanken auszusprechen, der für die lebhaft zur Anschauung gebrachte Stimmung das Recht erklärte, in der Welt unter anderem Titel als dem einer zufälligen Affection unsers Gemüths zu existiren.

Die so gestellte Forderung als das Verlangen nach einer verstandesmäßigen Arbeit mißdeutet zu sehen, welche jedes lyrische Gedicht mit einem Gemeinplatze der Erkenntniß schließe, darf ich nicht befürchten. Denn obgleich auch dieser Schluß vollkommen unverächtlich wäre, sobald sein Inhalt die Mühe einer poetischen Erringung dieses Gewinnes lohnte, so haben wir doch den Character der lyrischen Poesie in einer Bewegung des einzelnen Gemüthes als solchen gefunden. Und hierdurch schließen wir allerdings jede lehrhafte Darstellung aus, die sich zur Hervorbringung ihrer Erlebnisse nur der Mittel des Denkens bedient, die allen Geistern gemeinsam, und derjenigen Unterordnung verschiedener Wahrheiten, die einem zwingenden theoretischen Beweise zugänglich ist. Denn Gegenstand der Kunst ist Nichts, was auf zureichende Weise sich ohne die Mittel der Kunst leisten läßt. Aus diesem Kreise des unkünstlerisch lehrhaften Inhalts tritt die lyrische Poesie heraus, indem sie die lebendige Eigenthümlichkeit des dichterischen Gemüths zum verknüpfenden Bande der Gedanken macht. Sie thut dies zum Theil in derselben Weise wie die musikalische Melodie; wie diese nicht in der Wiederholung der Töne eines Accordes, die an sich festliegen, sondern in der freien und unberechenbaren Bewegung zwischen ihnen, aber doch zwischen ihnen als festliegenden besteht, so führt die lyrische Phantasie die mit einander verbundenen Gedanken nicht in der logischen Ordnung auf, die der Verstand von ihnen fordert, sondern in der andern Reihenfolge, die ihnen mit eigenartiger Vertheilung neuer Werthe die Stimmung des Gemüthes und die Richtung seiner Bewegung gibt. Manches kaum andeutend, auf Anderem verweilend, hier entfernte Glieder sprungweis verknüpfend, dort in erneuerten Wiederholungen um ein

unſcheinbares Glied der Gedankenkette kreiſend, ſtellt uns das lyriſche Gedicht nicht die Wahrheit ſelbſt dar, ſondern die Bewegung des Gemüths, das ſie ſucht oder ſich gegen ſie ſträubt, ſie gegen Zweifel mühſam ſchützt oder von ihrer aufleuchtenden Klarheit überraſcht wird. Und Dies alles ſo, daß mit jedem Schritt ihres Ganges die Phantaſie zugleich das Glück oder das Weh erſcheinen läßt, das aus dem gefundenen Zuſammenhange je nach der Weiſe quillt, wie das Gemüth ihm gegenüber ſich faſſen will. Denn jeder Inhalt freilich, der uns nur Aufgaben der Erkenntniß ſtellt, aber keinen Entſchluß der Entſagung oder der Thätigkeit zumuthet, nur uns durch ſich beſtimmt, aber nicht in ſeinem Werthe ſich durch uns beſtimmen läßt, entzieht ſich der lyriſchen Poeſie. Mit Dem allen endlich iſt natürlich nur das farbloſe Schema der Gedankenbewegung bezeichnet, die wir hier vorausſetzen; den Zauber der Anmuth, deſſen dieſe Bewegung bedarf, um ſchön, um überhaupt Gedicht zu werden, können wir hier um ſo weniger begrifflich faſſen, als wir ihn ja eben unablöslich von dem Ausdruck einer unberechenbaren Individualität finden, die der Auffaſſung durch Allgemeines widerſtrebt.

So vielgeſtaltig iſt die lyriſche Poeſie, daß auch dieſe Betrachtungen noch immer nur einer Form derſelben, und zwar einer keineswegs allgemeinanerkannten, zu gelten ſcheinen. In der That paßt das Geſagte am unmittelbarſten auf jene Gedankenlyrik, die der tadelnde Name der *Reflexionspoeſie* getroffen hat. Unſer Geſchmack und unſere Theorie ſind hier etwas allzu abhängig von den verſchiedenen Muſtern geweſen, die wir nach und nach kennen gelernt. Was vor der klaſſiſchen Zeit unſerer Literatur über Poeſie gedacht und in ihr geübt wurde, davon gehört das Beſſere allgemein dieſer Weiſe der Reflexion an, die von den Erſcheinungen einen kurzen Anlauf zum Denken *über* die Erſcheinungen nimmt. In dieſer Richtung, die um der Geſtaltung des modernen Lebens willen den neueren Völkern überhaupt, dem deutſchen Character beſonders

natürlich iſt, konnten auch die Studien des Alterthums nur beſtärken. Pindar, die lyriſchen Theile der Dramatiker, und die wenigen römiſchen Dichter, waren die einzigen leicht zugänglichen Muſter lyriſcher Poeſie; ſie alle, obwohl mit ſonſt verſchiedener Färbung, tragen dieſen Character einer nachdenklichen Phantaſie, die von den Erſcheinungen der Natur und des Lebens ſich zu Ueberlegungen über die Art beſtimmen läßt, wie der Menſch ſich ihnen gegenüber faſſen und in ihnen zurechtfinden ſoll. Dem Leben des Volks war die lyriſche Poeſie hauptſächlich in den geiſtlichen Liedern nahe getreten; was unter ihnen werthvoll iſt, und allerdings bietet dieſer unüberſehbare Schatz neben vielem Mißlungenen nur wenige Perlen, die zu dem Schönſten des Schönen gehören, auch dies bewegt ſich nach der Natur ſeiner Veranlaſſung in einem Gedankenleben, das von einzelnen äußern Veranlaſſungen nur leicht angeregt, das Ganze unſers Daſeins reflectirend, aber zugleich mit dem tiefſten gemüthlichen Antheil zu umfaſſen ſucht. Nun aber fand und empfand Herders feinſpürender Sinn die Schönheit der langvergeſſenen Volkslieder aller Zeiten und Länder; dem neu angeregten Intereſſe für dieſe Naturpoeſie kam die Bereitwilligkeit zu Neuerungen entgegen, die Shakeſpears ſich mehrender Einfluß auf andern äſthetiſchen Gebieten erweckt hatte, und mit unübertrefflicher Meiſterſchaft ſchlug plötzlich Göthe von neuem dieſen lyriſchen Ton der unmittelbaren Poeſie des Gefühls wirklich an, den Herder im Gegenſatz zu ſeiner eignen, ähnlicher Leiſtungen ganz unfähigen Natur, von fern bewundert hatte. Noch einmal erhob ſich dann gleichzeitig in Schiller die Reflexion zu einer Höhe poetiſcher Vollendung, die ſie im Allgemeinen ſelten, mit dem beſonderen Colorit moderner und deutſcher Denkart nie erreicht hatte. An dieſem blendenden Gegenſatz unſerer größten Dichter haben ſich unſere äſthetiſchen Theorien entwickelt, zuerſt mit einſeitiger Theilnahme des Volks für die ihm angeborne Reflexion und mit gleich einſeitiger Abneigung künſtleriſcher gebildeter Kreiſe auch

gegen ihre schönsten Leistungen, allmählich mit einer gerechteren Schätzung, deren Ergebniß ich mit Uebergehung der Einzelheiten dieser Streitigkeiten erwähne.

Man erinnert sich der Schilderungen, die Schiller von der schönen Seele gab, die nicht sittlich zu wollen brauche, weil sie edel zu begehren gewohnt sei. Ihm schwebte diese Schönheit doch am meisten als Ergebniß einer Selbsterziehung vor, als erkämpfte Rückkehr zu einer Haltung, welche die Natur nur Wenigen ihrer Lieblinge freiwillig beschert. Göthe kannte und übte seinerseits im thätigen Leben diese Erziehung, aber das Glück der Schönheit fand er doch vollständig nur, wo das menschliche Herz mit dem köstlichen Instinct des Gefühls und ohne des farblosen Mittelgliedes der Erkenntniß zu bedürfen, unmittelbar in der einzelnen Erscheinung der Natur und des Lebens ihren ganzen allgemeinen Gehalt zu empfinden, und ebenso unmittelbar die einzelne Erscheinung zum Ausdruck des Allgemeinen und Ewigen seiner eignen Bewegung zu gestalten weiß. Nicht wie der sichtbare Faden, der einzelne Perlen aufreiht, sondern wie die unhörbare zusammenhaltende Harmonie, die wir zu dem Ganzen der Melodie hinzufühlen, begleitet hier der Gedanke die vorüberziehenden Gestalten; daß in diesem echten Bilde des unmittelbarsten Lebens, in dem Liede, das sangbar aus der Brust quillt, das Eigenthümlichste der lyrischen Poesie, der vollste Widerschein des Unendlichen im Endlichen liegt, diese Ueberzeugung wird der neueren Aesthetik nicht wieder zu rauben sein. Aber ich füge eine Warnung hinzu, die kurz Gervinus ausspricht (Gesch. der Nat. Lit. 1844. V. 451): man möge nie vergessen, daß, wenn wir nur diese der Wirklichkeit nähere Poesie preisen wollen, wir uns leicht auf einer Unart unserer prosaischen und phlegmatischen Natur ertappen könnten, welche der Anstrengung die Behaglichkeit vorzieht. Denn diese naive und natürliche Kunst leiste das Höchste nur unter der Einen von Göthe gestellten und erfüllten Bedingung, daß sie ihre Gegen-

ſtände aus der beſchränkten Wirklichkeit heraushebt und ihnen in einer idealen Welt Maß und Würde gibt.

Ich will dieſe Warnung hier nicht auf die unzähligen Erzeugniſſe deutſcher Lyrik beziehen, die ſeit Göthe Gleiches verſucht haben; denn die vielen mißlungenen Beiſpiele können Nichts gegen den Werth der Gattung beweiſen, und daß Vieles gelungen, geſtehen wir bereitwillig zu. Ich finde vielmehr jene Unart in einer ſich mehrenden Vorliebe, die lebendige Phantaſie in ihrem unmittelbaren Naturlaut, aber nicht in ihrer Geſtaltung zum Kunſtwerk zu genießen. Theorie und Kritik haben vielleicht zu ſehr dieſe Vorneigung genährt, welche das Allgemeinpoetiſche, das aller Kunſt Anfang und belebende Quelle iſt, ausdrücklich an einem Minimum des gedankenhaften Inhalts, als reinen Duft an dem geringſtmöglichen Körper haftend, zur Erſcheinung bringen möchte. Es iſt kein Zweifel darüber, daß überall wo dieſer Vorſatz ſo gelingt, wie er Göthe gelang, eine völlig reine und tiefe äſthetiſche Wirkung entſteht; aber es iſt ſehr zu bezweifeln, daß dieſe Höhe der einzige berechtigte Gipfel der lyriſchen Poeſie als Kunſt iſt. So wie man mißlungenen Gedichten vorwerfen kann, daß ſie in dem Stoffe befangen bleiben, den ſie *poetiſch* geſtalten ſollten, ſo läßt ſich gegen dieſe gelungenen einigermaßen einwenden, daß ſie in dem Allgemein*poetiſchen* bleiben, das ſie *künſtleriſch* verwerthen könnten.

Man muß dieſen Einwand nicht mißverſtehen; er enthält keine Leugnung des abſoluten, ſondern nur eine des ausſchließlichen Werthes dieſer objectivſten Lyrik. Ihrem überwältigenden Eindruck würde ſich ohnehin ein Deutſcher nicht entziehen können, dem nicht nur Göthe zu eigen iſt, ſondern jenes Volkslied, in deſſen Werthſchätzung wir, ebenſo wie in jener Warnung, mit *Gervinus* vortrefflicher Darſtellung übereinſtimmen. (Geſch. d. Nat.-Lit. Bd. II. S. 322.) Aber es iſt kein äſthetiſcher Grund vorhanden, der die Lyrik nöthigte, ſich auf dieſes Untertauchen

in die allgemeine Stimmung der Zeit und des Volkes zu beſchränken und um der Schönheit des Allgemein-menſchlichen willen den Zauber der kunſtmäßigen Poeſie zu fliehen, die mit der Gedankenkraft einer tiefbewegten Subjectivität aus der zuſammenfaſſenden Betrachtung der Welt Ergebniſſe zieht, welche eben nur die Kunſt, nicht die Wiſſenſchaft finden kann. Und darin eben beſteht jene getadelte Trägheit unſers Geſchmacks, daß wir nur hören wollen, was als Stimme der menſchlichen Natur uns von Natur verwandt iſt, aber nicht, was durch die Arbeit eines individuellen Geiſtes gewonnen, auch von uns nur durch entſprechende Arbeit angeeignet werden kann. Laſſen wir deshalb beide Richtungen der Dichtkunſt, die unſerem Volke in ſo ausdrucksvollen Beiſpielen gegeben ſind, nebeneinander in ihrem Werth, und überzeugen wir uns, daß ſie beide eines vollkommen poetiſchen Styls fähig, und beide nach verſchiedenen Richtungen hin in gleicher Gefahr ſind, aus dem Gebiete der Kunſt herauszufallen; jene objective Lyrik durch die geringe Bedeutung der kleinen Bildchen, die ſie uns häufig vorführt, und an welche nur noch die glückliche augenblickliche Stimmung des Hörenden eine Bedeutung knüpfen kann, die nicht in ihnen enthalten iſt; dieſe reflectirende aber durch die Neigung, die Wärme des Gefühls, welche nicht als leitende Kraft in dem Gange der Reflexion wirkte, durch äußerlichen Pomp an die Ergebniſſe einer kalten verſtandesmäßigen Ueberlegung anzuknüpfen. Vermeiden beide dieſe ihre characteriſtiſchen Gefahren, ſo werden ſie auch beide dem Genüge leiſten, was wir als Aufgabe der lyriſchen Poeſie bezeichneten; denn es iſt nicht nöthig, daß jener Aufſchwung des Gemüths aus der Verwicklung des Lebens zu dem Wiederanblick des Ideals, den wir verlangten, ſtets durch eine unterſcheidbar fortſchreitende Gedankenkette geſchieht; er liegt ſo, wie das lyriſche Gedicht ihn überhaupt vollziehen kann, als ein einzelner Ausblick auf einen einzelnen Gipfel der idealen Weltanſicht, oft auch in jenen unſcheinbarſten Wendungen des Vorſtellungsverlaufs,

deren Leitung die träumende Natur dem wachenden Bewußtſein aus den Händen genommen hat.

Die Subjectivität des Dichters haben wir bisher nur als die arbeitende Kraft betrachtet, aus der das lyriſche Kunſtwerk entſpringt; und ſie erſcheint uns um ſo poetiſcher, je eigenthümlicher die Individualität iſt, die ihre unberechenbaren Bewegungen einerſeits mit der anzuerkennenden Wahrheit einer idealen Weltanſicht in Einklang zu bringen, anderſeits ihnen die Klarheit allgemeiner Verſtändlichkeit zu geben weiß. In anderem und ausdrücklicherem Sinne macht Weiße die Subjectivität des lyriſchen Dichters gelten. Der alten Bemerkung, daß in dem Epos der Dichter hinter ſeinem Werke zurücktrete, gibt er den verſchärften Gegenſatz, daß dem Lyriker nicht blos erlaubt ſei, ſich ſelbſt darzuſtellen und gelegentlich ſelbſt als Darſteller ſeiner ſelbſt hervorzutreten, daß es vielmehr im Begriff der lyriſchen Poeſie liege, die Perſon des Dichters als unmittelbaren Träger ihres Inhalts ausdrücklich aufzuführen. Daraus erkläre ſich, daß in den meiſten lyriſchen Gedichten von höherem Schwung, tieferem Inhalt und gediegenerer Bildung der Dichter ſich ausdrücklich als Dichter, nicht blos als empfindendes und begehrendes Individuum einführt; der letzteren Form könne man nur dann den Vorzug geben, wenn man in der Kunſt etwas anderes als Kunſt, nämlich die bewußtloſe Natureinfalt, und ſtatt des über alles Menſchliche, ohne es zu verleugnen, dennoch erhaben bleibenden Idealgeiſtes die materielle Wärme der Empfindung und Leidenſchaft ſucht. Beiſpiele jenes ausdrücklich in dem Kunſtwerk vorgeführten Selbſtbewußtſeins der lyriſchen Poeſie gaben ihm faſt alle großen lyriſchen Künſtler: Pindar Horaz Hafis Petrarca Göthe, und er ſetzt ihnen ausdrücklich die in der Mitte des Volkes aus der Sagendichtung allmählich ſich erzeugende Liederdichtung, das Volkslied, entgegen, das bei hoher Trefflichkeit und ergreifender Innigkeit und Tiefe im Einzelnen doch nicht auf der eigentlichen idealen Höhe der lyriſchen Kunſt ſtehe.

Zu dieſer Anſicht haben zuerſt Weiſes ſpeculative Vorüberzeugungen geführt; vor allem gab jener Begriff des modernen Ideals, das er ausdrücklich in der Kunſt als Kunſt fand, der künſtleriſchen Thätigkeit und Perſönlichkeit ſelbſt dieſen hohen Werth im Vergleich mit ihrem Erzeugniß; dann aber boten ſich als die thatſächlichen Belege dieſer Theorie faſt mehr noch als die angeführten Beiſpiele Byron und Rückert dar; der Poeſie des letzteren namentlich hat Weiße dauernd die höchſte Theilnahme geſchenkt. Ob nun die hier ausgeſprochene Anerkennung des Volksliedes nicht zu karg ausgefallen, laſſe ich dahingeſtellt: die Eigenthümlichkeit aber, die uns hier als weſentliche Form der Lyrik bezeichnet wird, erkennen wir als völlig berechtigte, doch nicht als ſo ausſchließliche an, wie ſie ſein müßte, wenn ſie wirklich mit dialektiſcher Nothwendigkeit an dem Begriff der lyriſchen Poeſie haftete. Gleichwohl ſind wir zur Beiſtimmung weit mehr als zum Widerſpruch gedrängt. Denn es iſt doch völlig wahr, daß das einzelne lyriſche Gedicht eine Art von Räthſel bleibt; von einzelnen Veranlaſſungen ausgegangen und durch eine beſtimmte Wendung der Gedanken und der Stimmung ſeinen Frieden mit dem Ideal machend, ſehnt es ſich gewiſſermaßen nach einer allgemeineren Beſtätigung ſeiner Wahrheit. Das Volkslied findet ſie, je nationaler es iſt, in dem ganzen Hintergrund der gemeinſamen Lebensanſicht, die es durch ſeinen Ton anklingt, und die ihm als begleitende Harmonie dient; das religiöſe Lied nicht minder in dem wohlbekannten Kreiſe von Geſinnungen und Glaubensüberzeugungen, aus denen es hervorgeht; die kunſtmäßige Lyrik muß ſich ſelbſt dieſe erklärende Baſis durch die Vielſeitigkeit ihrer Erzeugniſſe ſchaffen, in deren zuſammengefaßter Menge erſt der ganze und vollſtändige Werth jener individuellen Phantaſie klar wird, die ſich von den einzelnen Veranlaſſungen erregen ließ. Natürlicher wenigſtens iſt nun Nichts, als daß dieſes eigenthümliche Gepräge der Phantaſie und der Weltanſicht auch innerhalb der Poeſie ſelbſt ſich

nur als der Ausfluß der künstlerischen Individualität zu erkennen gibt, der es in der That sein Dasein verdankt. Wie diese als die wirkende und arbeitende poetische Kraft der erzeugende Quell und das verknüpfende Band der einzelnen Productionen ist, so mag sie auch innerhalb derselben ausdrücklich als die poetische Substanz auftreten, deren veränderliche und vergängliche Accidenzen die von ihr erzeugten Schönheiten ihrer Einzelschöpfungen sind. Und in der That sind wir an diese Art der ästhetischen Schätzung schon längst gewöhnt. Wie wir dem eigenthümlichen Styl eines großen Malers fast mehr Beachtung schenken, als der Vollendung eines einzelnen seiner Werke, ganz ebenso schätzen wir weit mehr den Gesammtcharacter eines lyrischen Dichters, als die Tadellosigkeit eines einzelnen Gedichtes. Aus einzelnen mustergültigen Erzeugnissen und vielen andern, die vereinzelt nur geringen Werth haben, ja selbst in ihren bestimmten Absichten verfehlt erscheinen würden, setzen wir uns das Ganze einer künstlerischen Intention, einer individuell gearteten Phantasie zusammen, die als solche, als diese lebendige geistige Individualität, uns begeistert. Man kann diese Wirkung vielleicht von keinem Dichter, Hafis vielleicht ausgenommen, so sehr erfahren, als eben von Rückert, von dem Weise sie erfahren hat. Die unerschöpfliche Productionskraft dieses Lyrikers hat gar Manches hervorgebracht, was für sich betrachtet unbedeutend und farblos erscheint; um ihn wirklich zu genießen, ist eine gewisse Massenhaftigkeit des Genusses nothwendig, entsprechend jener Vielseitigkeit seiner Schöpfungen. Dann aber findet man, daß lange nachdem die bestimmten Gestalten seiner einzelnen Ergüsse vergessen sind, eine nachhaltige poetische Stimmung der Phantasie zurückbleibt, gleich dem Glockenton, der sich aus vielen kleinen und vergessenen Anstößen summirt hat. Solchen Fällen nun entspricht es ohne Zweifel, wenn die dichterische Persönlichkeit, die in Wahrheit der zusammenhaltende Mittelpunkt der uns eröffneten lyrischen Welt ist, auch innerhalb derselben sich aus-

drücklich als solcher, als der Dichter dieser Gedichte darstellt; nur die doctrinäre Zuschärfung möchten wir vermeiden, die Weise diesem Gedanken gegeben hat.

Welchen Werth der Beginn unserer klassischen Literatur auf jedes gelungene Lied legte, und mit welcher Andacht sich darum wie um ein weltbistorisches Ereigniß, die allgemeine Discussion bewegte, ist in Aller Erinnerung; die Uebersättigung trat schnell mit der rasch gesteigerten Production und mit jener zunehmenden Bildung der Sprache ein, die eben fast Jedem ein Gedicht gelingen ließ. Als Göthe mit Recht, obgleich nicht in eigener Person, den Dichtern aufgab, die Poesie zu commandiren, drückte er damit nur dies Bewußtsein aus, daß den wahren Dichter nur diese unverlierbare Herrschaft über das Ganze der poetischen Welt vor denen auszeichnet, welche die Natur in einzelnen Augenblicken zu unwillkürlichen Trägern einer dichterischen Stimmung macht. Seitdem haben sich die Stimmen gemehrt, die den Werth der Lyrik überhaupt bezweifelten oder verneinten, und sie sind von den verschiedensten Seiten gekommen; Gutzkow und Gervinus begegnen sich hier; sie wollen beide den Dichter an Werken langathmiger Begeisterung prüfen, am Epos und Drama, nicht an den kleinen Leistungen der Lyrik, in denen es nach Schillers Ausdruck dem niedlichen Geiste leicht ist, den Ruhm des Dichters zu usurpiren; gegen den Dramatiker habe der Lyriker immer unendlich leichtere Arbeit und laufe mit geringerer Leistung dem größeren Entwurfe den Preis ab. Es würde mich mißtrauisch gegen mich selbst machen, wenn ich mich veranlaßt glaubte, über allgemeine Punkte Gervinus ernstlich zu widersprechen; in der That denke ich mich in Uebereinstimmung mit ihm in Bezug auf die Bemerkung, die ich hinzufügen will. Ein Dichter ist der allerdings noch nicht, dem ein poetischer Augenblick seines Lebens ein vollendetes Lied gelingen läßt; aber eben in diesem Augenblick ist dennoch in ihm die Poesie in ihrer eigentlichsten und wahrsten Gestalt lebendig gewesen. Zu jenen

Werken langathmiger Begeiſterung dagegen wirken die verſchiedenſten geiſtigen Kräfte ſo mannigfach zuſammen, daß das Urtheil häufig ſchwankend wird, ob wir den unzweifelhaften Eindruck, den ſie machen, im eigentlichen Sinne poetiſch nennen dürfen, und ob er nicht vielmehr der Aufregung anderer Intereſſen entſpringt, die im Ganzen der geiſtigen Cultur nicht geringeren, aber anders gearteten Werth haben. Dramatiſche Werke konnte Leſſing ſchaffen, die noch jetzt die Kritik gegen ſeine eigene Meinung gern als Dichtungen anerkennt; aber nicht das kleinſte lyriſche Gedicht gelang ihm mit Hülfe jenes künſtlichen Druckwerkes der Berechnung und Reflexion, dem er ſelbſt ſeine dramatiſchen Erfolge zuſchreibt. Seine eignen Bühnenwerke ordnete Göthe der größeren Darſtellungskraft Schillers willig unter; dennoch konnte er den Zweifel hegen, ob ſeines großen Nebenbuhlers geſammte Thätigkeit eigentlich dichteriſch ſei; aber er ſprach dieſen Zweifel mit voller Anerkennung der geiſtigen Bedeutſamkeit derſelben aus. Mehr iſt es nun auch nicht, was ich hier behaupten will: die bleibende lyriſche Gabe iſt das untrüglichſte Kennzeichen der wahren Dichterſeele; aber ſie ſtellt innerhalb des Gebietes der Poeſie den, der ſie allein beſitzt, noch nicht zuhöchſt; Erzählung und Drama ſind Prüfſteine der Kraft des Geiſtes, aber doch ſind hier durch Beharrlichkeit, Fleiß und Ueberlegung Werke zu ſchaffen, die bis auf den mangelnden Duft ſich den Erzeugniſſen eines poetiſchen Genius mehr annähern, als in lyriſcher Dichtung möglich iſt.

Ich glaube nicht weiter über die verſchiedenen Gattungen der lyriſchen Poeſie ſprechen zu müſſen. Man wird in der bequemen und läſſigen, aber ſachlich reichen Darſtellung Hegels, in der ſyſtematiſcheren Viſchers, in Carrieres Weſen und Formen der Poeſie (Leipzig 1854) die hierüber zur Sprache gebrachten Geſichtspunkte finden. Nur eine Controverſe iſt für deutſche Zuſtände wichtig: der Streit über den Werth der ausländiſchen Formen, in deren Nachahmung bald ein Vorzug der

Universalität, bald der Nachtheil gänzlicher Verwischung der nationalen Poesie gesehen wird. Man ist hierin nicht ganz billig gewesen. Von Voß und Klopstock an, welche die antiken Formen der Poesie in Deutschland einbürgerten, hat die Mißgunst gegen das Ausländische hauptsächlich die später aufkommende Nachahmung der südeuropäischen und der orientalischen Muster getroffen; Sonett und Ghasele haben die Aechtung von denen erfahren, die von der Lyrik dem Volk verständliche und in sein Gemüth übergehende Töne verlangten. Ihnen allen bis auf Julian Schmidt, dessen Kritik unermüdlich gegen alles unnatürlich geschraubte Wesen, großentheils Erbschaft der romantischen Schule, gesprochen hat, ist bereitwillig die in diesen Formen liegende Verführung zu schellenlauter Formalität, sowie ihr eignes Verdienst, die Betonung des Gesunden, Verständlichen, Naturwüchsigen und classisch Vollendeten, zugegeben. Dennoch scheint mir dies Verbannungsurtheil zu streng, ganz verkehrt aber die Meinung derer, die nur ein Ausländisches durch anderes, die Formen der modernen Völker und des Orients durch die des classischen Alterthums ersetzen möchten. Mit den beiden ersten Völkergruppen verknüpft uns eine weit größere Analogie der Weltansicht und der Gefühlsweise, als mit der antiken Kunst; und die Erfahrung hat gezeigt, daß eben deshalb auch die künstlichen Formen jener Poesien sich unserem Geschmack leichter assimiliren, als die der Alten. Nur dem Hexameter und dem Distichon ist es gelungen, eben weil ihr gleichmäßiger Fluß das Charakteristische des antiken Formprincips nicht gar zu auffallend werden läßt, sich in Deutschland ausreichend einzubürgern; wer aber aufrichtig sein will, wird zugestehen, daß eine Atmosphäre undefinirbarer Langweiligkeit die deutschen Nachahmungen horazischer und pindarischer Oden drückt. Gar nicht, als wenn diese Formen an sich mißfielen; im Gegentheil man bewundert ihre Schönheit in den Originalen, aber man bewundert sie eben als Ausdruck einer ganz fremden Gefühlswelt, die ein Recht hatte

ſie ſich zu geben, die man aber nicht innerhalb des modernen Lebens wieder aufzuwecken wünſchen kann.

Die einſeitige Bevorzugung nationaler Formen ſcheint mir auch dadurch nicht begründet, daß außer der Fremdheit überhaupt auch die Künſtlichkeit der fremden die in ihnen niedergelegte Poeſie von der Wirkung auf das Volk abhalte. Es iſt genug, wenn der gebildete Theil der Nation mit aufrichtiger und warmer Verehrung den Schatz tiefer Poeſie hegt und genießt, den die noch poetiſcher geſtimmte Vorzeit des Volks in ihren Liedern uns überliefert hat, und es iſt wahrlich zu befürchten, daß eben in der Gegenwart dieſe Würdigung lebhafter und inniger in den künſtlicher vorgebildeten Kreiſen der Geſellſchaft iſt, als in jenen, aus denen die Volkspoeſie einſt wirklich entſprang. Aber die Poeſie hat durchaus nicht die Pflicht, nur der Spiegel des allgemeinen Volksgeiſtes zu ſein und nur die Stimmungen zu wiederholen, die ſich ohnehin regen; ſie hat unzweifelhaft auch Recht und Beruf, in ſtreng kunſtmäßiger Form und in allem ihr möglichen Reichthum der Formen äſthetiſche Güter hervorzubringen, zu deren Genuß ſich der Geiſt der Nation ſelbſt erſt erziehen muß. Göthe und Schiller haben nicht anders gehandelt, und in welchem Grade es ihnen gelungen iſt, die irrende poetiſche Sehnſucht der Deutſchen zum Bewußtſein deſſen zu bringen, was Poeſie iſt, wiſſen wir und danken es ihnen; auch Rückert, gegen deſſen buntfarbige Künſtlichkeit ſich die meiſten dieſer Vorwürfe concentriren, wird es noch gelingen, Sympathie und Verſtändniß für die poetiſche Welt zu gewinnen, die ſeine überaus ſcharf gezeichnete künſtleriſche Individualität vor uns eröffnet.

Was in Deutschland über dramatische Poesie vor Lessing theoretisirt worden ist, kann auf sich beruhen; doch auch ihn selbst erwähne ich nur kurz. Die Zeitumstände, die sein Auftreten zur Epoche machten, liegen meiner Darstellung ferne; der Werth seiner Lehren aber ist kaum ohne die scharfsinnig zergliederten Beispiele zu schätzen, an denen die prächtige Lebendigkeit seiner Polemik sie entwickelte.

Erzählung vergangener Dinge darf eine Vielheit von Geschichten nebeneinander verlaufen lassen; sie kann mit Unterbrechung des Zeitverlaufs von der einen zu den Anfängen der andern zurückkehren. Die dramatische Darstellung, die Gegenwärtiges sinnlich an uns vorüberziehen läßt, ist an den Zeitverlauf gebunden; immer vorwärts getrieben bedarf sie eines strafferen linearen Zusammenhangs, einer Reihe von Begebenheiten, die sich auseinander in ursächlicher Verkettung entwickeln. Diese Einheit der Handlung sei das Gesetz der antiken Dramatik gewesen; Einheit des Orts und der Zeit habe sie nicht principiell verlangt, obgleich wegen technischer Schwierigkeit der Scenenverwandlung und wegen herkömmlicher Verknüpfung der Handlung mit dem Chor meistens beobachtet. Unstreitig besser, stimmt Lessing Fr. Schegel bei, führe der Dichter uns seinen Personen dahin nach, wo sie etwas zu thun, als daß er uns zu Gefallen sie nöthige, alle an denselben Ort zu kommen, wo sie Nichts zu suchen haben. Eben so wenig findet er die Zeitbeschränkung der dramatischen Ereignisse auf einen Tag oder dreißig Stunden nothwendig, wie sie die Franzosen nach einer aristotelischen Stelle verlangten, deren Sinn neuerdings wieder durch G. Teichmüller (Aristotelische Studien. I. 1867) controvers geworden ist. Das griechische Drama vertrug diese Engzeitigkeit; es enthielt meist nur die raschablaufende Katastrophe, deren Vorbedingungen aus der Mythologie bekannt waren und auf der Bühne durch Erzählung vergegenwärtigt wurden; der erweiterte Plan moderner Schauspiele, die einen bildsamen Character durch die

allmähliche Verwicklung in ſein Verhängniß begleiten, geſtattet Gleiches nicht. Sinnlos, bemerkt Leſſing, ordne man Begebenheiten ſo, daß ihr eintägiger Verlauf zwar phyſiſch möglich, zugleich aber unglaublich wird, daß vernünftige Menſchen mit der hierzu nöthigen Ueberſtürzung handeln würden. Die Verletzung dieſes moraliſchen Zeitmaßes, das den Ereigniſſen um ihres Gewichtes willen gebührt, beleidige ſtets; nicht ſtets die des phyſiſchen, das ſie zu ihrer Verwirklichung bedürfen; kein Grund aber beſtehe, der Summe der dramatiſchen Vorgänge überhaupt ein beſtimmtes Zeitmaß zu ſetzen. Die Einheit der Handlung habe die franzöſiſche Bühne leicht genommen, dieſe Nebendinge ungehörig zu Geſetzen geſchärft; von ſolchen Beſchränkungen befreite Leſſing die dramatiſche Poeſie, auf Shakeſpeare hinweiſend, den er jener weſentlichen Forderung um ſo mehr genügen fand.

Ueber den Bau der Fabel vertheidigt Leſſing die ariſtoteliſchen Sätze; dies übergehe ich. Das dichteriſch Mögliche erſchöpfen die Kategorien des Griechen doch nicht, und zum Theil ſind ſie, von antiken Beſonderheiten abſtrahirt, nicht von gleichem Werth für uns. Seine eigenen Anſichten gibt Leſſing nur beiläufig. Shakeſpeares Richard III. mißbilligend mag er nicht allen durch gehäufte Entſetzlichkeiten erzeugten Gemüthsjammer durch Berufung auf hiſtoriſche Wahrheit ſich rechtfertigen laſſen. Geſchehe Schreckliches wirklich, ſo werde es guten Grund in dem unendlichen Zuſammenhang aller Dinge haben; aber die unbegreiflichen Wege der Vorſehung dürfe nicht der Dichter in den engen Cirkel ſeines Werkes flechten, das aus dem großen Ganzen nur wenige Glieder herausnehme. Aus dieſen müſſe er ein neues Ganze machen, das ſich völlig in ſich ſelbſt runde und keine Schwierigkeit enthalte, deren Löſung nicht in ihm, ſondern nur außer ihm in dem undarſtellbaren Zuſammenhang aller Dinge zu finden wäre. Zu dieſer Forderung in ſich abgeſchloſſener poetiſcher Gerechtigkeit fügt Leſſing auf Anlaß von Corneilles Rodogune die andere der Einfalt, die das Genie liebe, während der Witz

Verwicklung suche. Nur in einander gegründete Begebenheiten, Ketten von Ursachen und Wirkungen verlangt er, mit Ausschluß jedes Ungefährs; so habe das Alterthum die dramatische Fabel von allem Zufälligen befreit, und zu dem knappen und vollständigen Idealbegriff eines bedeutungsvollen Ereignisses geläutert. In Allem führt Lessing hier denselben Kampf, den auf dem Gebiet der Plastik Winckelmann für alles Einfache, Große und Natürliche gegen die schwülstige Verschrobenheit des Zeitgeschmacks führte.

Komisches und tragisches Drama beachtet die Hamburgische Dramaturgie gleichmäßig. Aus den beabsichtigten Eindrücken auf das Gemüth und aus den Mitteln zu ihrer Verwirklichung sucht Lessing die nähern Gesetze beider; auf gleichem Wege und in stets freudig hervorgehobenem Einklang mit Aristoteles. Mitleid und Furcht und die Reinigung beider Leidenschaften hatte dieser als wesentliche Wirkung der Tragödie bezeichnet. Was Lessing hierüber scharfsinnig bemerkt, gehört dennoch nicht zu seinen fruchtbarsten Lehren. Ueber jene Reinigung hat in unsern Tagen Jac. Bernays eine neue Erörterung veranlaßt, der Streit der Meinungen zeigt indessen, daß der aristotelische Text zu fruchtbarer Deutung zu knapp ist; ohnehin würde man die Wirkung der Tragödie leichter durch Beobachtung dessen, was wir selbst noch lebendig von ihr erfahren, als durch Entzifferung Schriftstellen bestimmen.

Den allgemeinen philosophischen Gedanken, den eine Begebenheit einschließt, nicht ihre historische Gestalt, hält Lessing mit Aristoteles für den Gegenstand der Tragödie und die Geschichte ist ihm für den Dichter nur ein Vorrath interessanter aber beliebig umzugestaltender Stoffe. Heiliger sind ihm die Charactere; unser Interesse hafte nicht an den Thatsachen, sondern daran, daß wir sie von bestimmten Characteren folgerecht hervorgebracht sehen. Zwar dürfe der Dichter vorgefundene That-

ſachen nicht nur durch die Charactere, die wirklich ihre Urſache waren, ſondern auch durch andere ſeiner Abſicht paſſendere motiviren; nur ſolle er dann auch die hiſtoriſchen Namen weglaſſen; er würde durch ſie uns in Widerſpruch mit der Kenntniß ſetzen, die wir ſchon haben und uns betrügeriſche Perſonen vorführen, die ſich für etwas ausgeben, was ſie nicht ſind. Aber gleichen pſychologiſchen Zwieſpalt würde auch jede willkürliche Veränderung der großen Thatſachen erzeugen, die in der Geſchichte überhaupt feſtſtehen und kein Drama dürfte Hannibals Schickſal unter der Vorausſetzung ſeiner Niederlage bei Cannä conſtruiren. Auch die Begebenheiten laſſen ſich alſo nicht ſchlechthin ändern, ſo lange überhaupt Anknüpfung an die Geſchichte ſtattfinden ſoll. Und ganz kann dieſe nicht vermieden werden; eine Kunſt, die nicht Töne und Schatten, ſondern wirkliche Menſchen mit menſchlichen Intereſſen vorführt, muß ihre Handlung in irgend eine Zeit, irgend ein Volk verlegen. Sie kann ſie ſo geſtalten, daß ſie nur als Beiſpiel der in dieſer Kulturperiode möglichen Geſchicke dient, und dann gilt die geſchichtliche Treue nur der Schilderung der letzteren; wählt ſie aber zur Darſtellung weltgeſchichtliche Thatſachen, ſo ſteht ihr nur noch frei, zu dem geſchichtlich Notoriſchen, ſowohl in Characteren als Begebenheiten, die ſtets große Fülle des hiſtoriſch unbeachtet Gebliebenen zu ergänzen, oder das Zweifelhafte ſo zu geſtalten, daß ein vollſtändiges, verſtändliches und poetiſcher Gerechtigkeit theilhaftes Ganze eines großen Geſchickes entſteht. Ausführlich hat dieſe ganze Frage Th. Rötſcher discutirt (Cyclus dramat. Charactere II. 1846); praktiſch hat die moderne Kunſt dieſe Vertiefung und Ergänzung des geſchichtlich Bekannten ſogar überwiegend gerade an den Characteren verſucht.

Im engſten, leider unlösbaren Anſchluß an die Kritik beſtimmter Werke enthält die Hamburger Dramaturgie noch eine Fülle hier nicht wiederholbarer Belehrungen. Mit voller Bewunderung dieſer Leiſtungen finden wir doch in ihnen den beſtimm-

ten Begriff des Tragiſchen nicht entwickelt, der Leſſings kritiſches Gefühl ſicher leitete. Auch Schillers Aufſatz über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden ſpricht gar nicht von denen, die wir jetzt ſo nennen würden, ſondern von erhabenen Aufopferungen, erſchütternden Schritten der Verzweiflung, großen Leiden überhaupt; ſelbſt das Leiden des Unſchuldigen fand Schiller einmal tragiſcher als das des Schuldigen; in der Abhandlung über die tragiſche Kunſt aber fragt er nur, wie die Kunſt, deren Zweck Vergnügen ſei, dazu komme, Luſt durch Schmerz zu erzeugen; Möglichkeit und Mittel dieſes Verfahrens werden dann ſcharfſinnig entwickelt. A. W. Schlegel in den Vorleſungen über dramatiſche Poeſie (S. W. V. 41) trennt durch Ernſt und Scherz Tragödie und Luſtſpiel; er verwechſelt mit dem eigentlich tragiſchen Affect die elegiſche Stimmung, die aus der Ueberlegung unſerer menſchlichen Hinfälligkeit entſteht. Dieſe Vermiſchung des nur Traurigen mit dem Tragiſchen und die ganze blos pſychologiſche Behandlung der Sache beendigte erſt der Einfluß der idealiſtiſchen Philoſophie; durch ſchärfere Beſtimmung der Begriffe einer tragiſchen Schuld und der ſie ſühnenden Gerechtigkeit ſtellte ſie den idealen Gehalt feſt, durch deſſen dichteriſche Verkörperung die Tragödie mit äſthetiſchem Recht jene Gemüthserſchütterungen zu bewirken ſucht. Die Ausbildung der Anſichten kann ich jedoch nicht Stufe für Stufe, von Schelling und beſonders von Solger aus, bis auf unſere Zeit verfolgen.

Man fand zuerſt, daß Unglück durch unergründliches Schickſal oder unberechenbaren Schluß höherer Mächte auf ein menſchliches Haupt gehäuft, zwar jammervoll aber nicht tragiſch iſt, daß hierin in einzelnen Fällen die erkältende Wirkung des antiken Drama, ſeine ergreifende aber darin beſteht, daß doch immer eine Schuld auch ſchon in der übermüthigen Zuverſicht des Menſchen liegt, ſich auf ſich ſelbſt zu ſtellen und von ſeinen eignen Thaten ſichere Lenkung ſeiner Geſchicke zu hoffen. Man fand ferner, daß Strafe frei verübter Verbrechen zwar die bürgerliche

aber nicht die poetiſche Gerechtigkeit. Strafe des unwiſſentlich Verfehlten keine von beiden, ſondern nur die gleichgültige Forſchung nach dem unvermeidlichen Zuſammenhang der Dinge befriedigt. Die tragiſche Schuld mußte mit dem zuſammenhängen, was an dem verhängnißvollen Handeln berechtigt iſt, nicht eine leicht vermeidbare That der Willkür ſein, ſondern ein unvermeidlicher Fehl, zu dem den endlichen Geiſt die Mängel ſeiner Endlichkeit eben in ſeinem gerechten Streben hinreißen. Nicht eigentlich und nicht vorzugsweis an dem ſittlich Böſen übt die Tragödie ihre erhabene Vergeltung; was nichts weiter als bös iſt, geht auch in ihr, wie alles Gemeine, klanglos zum Orkus; unſere Furcht und unſer Mitleid gilt in ihr der Unfähigkeit des Menſchen zur Selbſtgerechtigkeit, zur Auffindung eines fehlloſen Wegs im Conflikt der Pflichten, zur Verwirklichung einer Idee ohne Verletzung anderer, die ſich an ihm rächen. Vor dieſen Verwicklungen iſt nur ein Schutz: die völlige Unbedeutendheit; wer thätig in die Welt tritt, verfällt ihnen und es iſt, wie Hegel ſpricht, das Vorrecht großer Seelen, ſo ſchuldig zu werden. Seine Verſöhnung aber hat das Tragiſche in dem Bewußtſein von der Wiederherſtellung der vernünftigen Weltordnung, von der Würde des perſönlichen Geiſtes, der doch der einzige Verwirklicher der Ideen iſt, und von der Unvergänglichkeit deſſen, was nach der Aufopferung ſeiner einſeitigen Endlichkeit als ſeine geläuterte Geſtalt aufbewahrt wird.

Nicht allein durch eine bedeutende That lädt der tragiſche Charakter ſeine Schuld auf ſich; auch durch unbedeutende Unterlaſſung in der Mitte eines Strebens, das den Wagenden verpflichtet, in ſeinem Thun vollſtändig zu ſein und den Zufall zu beherrſchen; ſelbſt dies Streben muß nicht immer handelnd vordringen, ſondern mag in der Behauptung einer gewiſſen Weiſe des Daſeins und Lebens beſtehen: immer aber knüpfen ſich die tragiſchen Affecte an den **Willen**, der kurzſichtig oder ſich ſelbſt verblendend die Bedingungen ſeines Scheiterns ſelbſt erzeugt.

Die verschiedenartigen und verschiedenwerthigen Formen des Tragischen, die hieraus und die andern, die aus dem Gewicht entstehen, das auf die einzelnen sittlichen Ideen ein Zeitalter anders als ein anderes vertheilt, sind Gegenstand einer langen Reihe von Untersuchungen gewesen. Ich nenne als Anfangspunkt A. W. v. Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur (1809), welche zuerst einen Ueberblick der dramatischen Ideen und Kunstwerke aller Zeiten und Völker versuchten; als Endpunkt die dialektische Darstellung Vischers in seiner Monographie über das Tragische und in dem System der Aesthetik. Unausführbar liegen dazwischen zahlreiche Bemühungen der Philologie um die Würdigung der antiken Tragödie, und für Deutschland besonders wichtig die Arbeiten, die mit liebevollster Hingebung Shakespeares Kunst zu verstehen suchten. An ihm bildeten Göthe und Schiller ihre dramatische Einsicht aus und hinterließen uns in ihrem Briefwechsel Zeugnisse ihres Gewinns; aus der Betrachtung seines Genius haben Ulrici und Gervinus in größeren Werken unsere ästhetische Kritik geleitet und berichtigt. Auf sein Beispiel endlich und zugleich auf das der Alten ist hauptsächlich gebaut, was G. Freitag über die Technik des Drama (1866), alten Besitz der Aesthetik durch schätzbaren eigenen Ertrag vermehrend, zusammengestellt hat.

Ueber die Komödie darf ich um so kürzer sein, je länger uns früher der Begriff des Komischen gefesselt. Sehr einfach spricht schon Lessing das Wesentliche aus. Die Komödie wolle durch Lachen bessern, nicht eben durch Verlachen; auch nicht gerade diejenigen Unarten, über die sie lachen macht, noch weniger allein die Personen, an denen sich lächerliche Unarten finden. Ihr allgemeiner Nutzen sei Uebung der Fähigkeit, das Lächerliche überall und in jeder Verkleidung zu entdecken; Thorheiten, die wir nicht haben, haben andere, mit denen wir leben müssen; es sei ersprießlich sie kennen zu lernen. Diese Stelle lenkt in ihrer für uns veralteten Fassung doch schon von den früher allein festge-

haltenen Zwecken directer moraliſcher Erziehung zu der allgemeineren intellectuellen Luſt hinüber, die aus der Betrachtung aller harmloſen Mängel unſerer Natur und unſers Lebens entſpringt. Dieſem Wege folgte die Aeſthetik, je mehr die komiſche Poeſie aller Zeiten in ihren Geſichtskreis trat. Dem mäßigen Vergnügen der blos ſatiriſchen Komödie, die an typiſch verallgemeinerten Figuren leicht rubricirbare Fehler ſtraft, lernte ſie die feineren Darſtellungen individueller Charactere vorziehen, in denen, mit dem Guten der menſchlichen Natur verknüpft oder aus ihm hervorgewachſen, mancherlei komiſche Züge ſich zu einem nur poetiſch auffaßbaren, aber undefinirbaren Ganzen miſchen; der mageren abſtracten Fabel, die mit pädagogiſcher Deutlichkeit auf einen beſtimmten Fehler ſeine Strafe folgen läßt, ſtellte ſie die realiſtiſch volle Schilderung des Lebens, des Zufalls der mit uns ſpielt, der Intrigue, in deren Anſpinnung ſelbſt uns ein Lebensgenuß liegt, und wiederum des Zufalls oder der inneren Ungereimtheit entgegen, durch welche ſie vereitelt wird; von den kleinen Thorheiten, die unſer Intereſſe eigentlich nur mäßig reizen, weil ſie vermeidbar ſind und gar nicht in der Welt zu ſein brauchten, folgte die Theorie dann der ariſtophaniſchen Komödie in die großartige Schilderung der böſen und verkehrten Mächte nach, zu denen ſich, das ganze Leben der Menſchheit verderbend, der unvertilgbare Unverſtand entwickelt; und gleichzeitig fand ſie bei Shakeſpeare, wie in einem milden Gegenbild, den Sturm der ſtrafenden Satire in verhüllten Humor verwandelt, der das Kleine und Geringfügige auf dem ernſten Hintergrund eines von wahrhafter und echter Leidenſchaft bewegten Lebens zu zeichnen liebt, und nicht nur ſpottend aus dieſem Großen die komiſchen Auswüchſe wuchern läßt, ſondern auch, wie dem Luſtſpiel anſteht, überall die kleinen Elemente des Glückes aufzufinden weiß, die dem Menſchen mitten in der neckiſchen Verwicklung ſeines Schickſals, und aus ihr, und aus ſeinen Wunderlichkeiten entſpringen. Aber über dieſen Reichthum der verſchiedenartigſten Geſtaltungen muß ich auf

die oft genannten Quellen, auf die literargeschichtlichen und kritischen Studien, die sich um diese Meisterwerke bemühen, endlich auf die systematische Arbeit von Vohtz verweisen. (Ueber das Komische und die Komödie 1844.)

Aus dieser Fülle hebe ich nur einen Punkt, die Vergleichung des antiken und des modernen Drama hervor. Deutschland, wesentlich philologisch gebildet, entzieht sich schwer der Versuchung, den großen Geist der Antike überall zum maßgebenden Gesetz zu machen, verdrießlich in der Bemängelung kleiner Flecken des Modernen, erfinderisch in gelehrter Vertheidigung großer Gebrechen des Alterthums zu fein und sich künstlich völliges Genügen an Leistungen einzureden, die unserer Weltauffassung zu ferne stehen, um die Bedürfnisse unsers Herzens wirklich zu befriedigen. Nun war es allerdings unmöglich geworden, die wachsende Theilnahme für das moderne Drama, für Shakespeare vor allen, unserem Volke wieder abzurathen; dennoch rechtfertigte sich über diese Theilnahme auch nach Lessing die wissenschaftliche Aesthetik lange mit scheuem Seitenblick auf die gesetzgebende Antike, während unwissenschaftlicher Geschmack oft regellos genug für die mißverstandene Größe des Neuen schwärmte. Ulrici (Shakespeares dramat. Kunst. 1847. S. 792.) schildert die Geschichte dieser streitenden Meinungen, und war selbst der Erste, der den dramatischen Styl des großen Briten zu verstehen und zu rechtfertigen suchte. Völlig brach jenen Bann Gervinus mit dem ausgesprochenen Vorhaben, Shakespeare ebenso als typischen Vertreter des Drama zur Anerkennung zu bringen, wie Homer uns für den des Epos gilt. Diese Begeisterung, auch durch Rümelins vortreffliche Shakespearstudien eines Realisten (1866), welche die Verdienste unserer eigenen Dichter gegen das erdrückende Uebergewicht des fremden hervorhoben, nicht wesentlich zu erschüttern, war durch keine unverständige Geringschätzung der Alten getrübt, erkannte vielmehr deren Größe willig an; sie hat Gervinus zu Interpretationen der einzelnen Stücke geführt, in denen Manche

einige Neigung zu doctrinärer Construction zu sehen glaubten; die allgemeinen Ansichten aber, die der Schluß seines Buchs (Shakespeare 3. Aufl. 1862) über dramatische Poesie überhaupt und über die wesentlichen Differenzen des antiken und des modernen entwickelt, dürfen wir auch als das anzuerkennende Schlußwort der deutschen Aesthetik über diese Frage betrachten.

Druck von C. A. Schmid in München.

System der Philosophie

Von

Hermann Lotze

Erster Theil

Drei Bücher der Logik

Leipzig

Verlag von S. Hirzel.

1874

Logik

Drei Bücher

vom Denken, vom Unterſuchen

und vom Erkennen

Von

Hermann Lotze

Leipzig

Verlag von S. Hirzel.

1874.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten

Vorwort.

Wenn ich dieses Buch als ersten Theil eines Systems der Philosophie zu bezeichnen wage, so hoffe ich, daß man hinter dieser Benennung nicht dieselben Ansprüche vermuthen wird, die in früheren Zeiten sich durch sie anzukündigen pflegten. Es kann natürlich nur meine Absicht sein, das Ganze meiner persönlichen Ueberzeugungen in einer systematischen Form darzustellen, welche dem Leser das Urtheil darüber möglich macht, in wieweit sie nicht nur in sich selbst zusammenstimmen, sondern auch dazu dienen können, die vereinzelten Gebiete unserer gewissen Erkenntniß über die großen Lücken hinweg, durch welche dieselben getrennt sind, in den Zusammenhang einer abschließbaren Weltansicht zu verknüpfen. Von diesem Beweggrund habe ich mich auch in diesem Anfang meiner Darstellung leiten lassen. Ihr erstes Buch, obwohl völlig neu geschrieben, wiederholt im Wesentlichen den Gedankengang meiner kleinen längst vergriffenen Logik vom Jahre 1843: ich habe nicht Ursache gefunden, diesen zu ändern, und noch jetzt wie damals liegt nur in ihm das Interesse, das ich selbst an der Darstellung der Logik nehme; Erweiterungen und Verbesserungen ihres Formalismus zu versuchen, jedoch innerhalb des allgemeinen Characters, den derselbe einmal hat und haben muß, halte ich jetzt wie damals für unfruchtbare Arbeit; was von ihm wissenswürdig ist, sei es auch nur in einer Art von culturgeschichtlichem Interesse, glaube ich dennoch vollständig mitgetheilt zu haben, und

bin bemüht gewesen, es in der einfachsten Form zu thun. Das zweite Buch, das, aller systematischen Fesseln ledig, zusammenstellt, was mir nützlich schien, bedarf keines Vorworts: Vieles läßt sich hier anders auswählen, Manches hinzufügen, Manches auch wird hinweggewünscht werden; man muß es wie einen offenen Markt betrachten, auf welchem man die unbegehrte Waare ruhig bei Seite läßt. Das dritte Buch war ganz anders beabsichtigt; es sollte dieselben Gegenstände, die es jetzt bespricht, in Gestalt einer historisch kritischen Darstellung der logischen Gesammtansichten behandeln, die in Deutschland und bei den verschiedenen Nationen des Auslands in vielen sehr interessanten und der Theilnahme würdigen Formen aufgetreten sind. Der Versuch der Ausführung zeigte, daß diese Aufgabe, wenn sie mit der Gründlichkeit gelöst werden sollte, die man allen jenen schätzenswerthen Arbeiten schuldig ist, innerhalb der Grenzen dieses Buches ganz unerfüllbar blieb; vielleicht findet sich für sie eine andere Gelegenheit; vor der Hand führte dies Mißlingen mich dazu, zunächst jeder Rücksichtnahme auf fremde Ansichten zu entsagen und nur vorzutragen, was entweder Gemeingut ist oder zu meiner individuellen Anschauungsweise gehört. Möge nicht Alles, was ich geäußert habe, immer nur dieser letzten angehören!

Göttingen, 10. Juni 1874.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Erstes Buch. Vom Denken (reine Logik) 1

Einleitung 3

Erstes Kapitel. Die Lehre vom Begriffe.

A. Die Formung der Eindrücke zu Vorstellungen 14

B. Setzung, Vergleichung und Unterscheidung der einfachen Vorstellungsinhalte 24

C. Die Bildung des Begriffs 36

Uebergang zu der Form des Urtheils 54

Zweites Kapitel. Die Lehre vom Urtheil 57

Vorbemerkungen über Bedeutung und gewöhnliche Eintheilung der Urtheile 57

Die Reihe der Urtheilsformen.

A. Das unpersonale Urtheil. Das kategorische Urtheil. Der Satz der Identität 69

B. Das particulare Urtheil. Das hypothetische Urtheil. Der Satz des zureichenden Grundes 77

C. Das generelle Urtheil. Das disjunctive Urtheil. Das Dictum de omni et nullo und das Princip. exclusi medii 91

Anhang über die unmittelbaren Folgerungen 101

Drittes Kapitel. Die Lehre vom Schluß und den systematischen Formen 108

Vorbemerkungen über die Aristotelische Syllogistik 108

A. Der Schluß durch Subsumption; durch Induction; durch Analogie 122

B. Die mathematischen Folgerungen: durch Substitution; durch Proportion; die constitutive Gleichung 131

C. Die systematischen Formen. Classification; erklärende Theorie; das dialektische Ideal des Denkens 147

Zweites Buch. Vom Untersuchen (angewandte Logik) 187

Erstes Kapitel. Die Formen der Definition 192

Zweites Kapitel. Von der Begrenzung der Begriffe 212

Drittes Kapitel. Schematische Anordnungen und Bezeichnung der Begriffe 232

Seite
Viertes Kapitel. Die Formen des Beweises 256
Fünftes Kapitel. Die Auffindung der Beweisgründe 285
Sechstes Kapitel. Beweisfehler und Trilemmen 323
Siebentes Kapitel. Allgemeine Sätze aus Wahrnehmungen . . 340
Achtes Kapitel. Auffindung von Gesetzen 378
Neuntes Kapitel. Bestimmung singularer Thatsachen und Wahrscheinlichkeitsberechnung 409
Zehntes Kapitel. Von Wahlen und Abstimmungen . . . 447
Drittes Buch. Vom Erkennen (Methodologie).
Vorbemerkung 465
Erstes Kapitel. Vom Skepticismus 473
Zweites Kapitel. Die Ideenwelt 491
Drittes Kapitel. Apriorismus und Empirismus 512
Viertes Kapitel. Reale und formale Bedeutung des Logischen . 536
Fünftes Kapitel. Die apriorischen Wahrheiten 561

Erstes Buch.

Vom Denken.

(Reine Logik.)

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I. Auf Anregungen der Sinne entstehen uns fast in jedem Augenblicke unseres wachen Lebens verschiedene Vorstellungen zugleich oder in unmittelbarer Abfolge. Von ihnen haben manche ein Recht, in unserem Bewußtsein so zusammenzutreffen, weil auch die Wirklichkeit, aus der sie stammen, ihre veranlassenden Ursachen immer zugleich erzeugt oder aufeinander folgen läßt; andere begegnen sich in uns nur deshalb, weil innerhalb des Bereiches der Außenwelt, für dessen Einwirkung wir erreichbar sind, ihre veranlassenden Ursachen thatsächlich in demselben Augenblick zusammentrafen, doch ohne einen inneren Zusammenhang, der ihre gleiche Verknüpfung in jedem Wiederholungsfalle sicherte. Diese Mischung zusammengehöriger und nur zusammengerathener Vorstellungen wiederholt nach einem Gesetze, welches wir unserer Selbstbeobachtung entlehnen, auch der Verlauf unserer Erinnerungen. Denn jede Vorstellung, sobald sie irgendwie im Bewußtsein neubelebt wird, erweckt auch diejenigen anderen wieder, die früher einmal, gleichzeitig oder ohne Zwischenglied folgend, mit ihr zusammengewesen sind, gleichviel ob die frühere Verknüpfung auf jener Zusammengehörigkeit der vorgestellten Inhalte oder auf dieser bloßen Gleichzeitigkeit übrigens einander fremder Erregungen beruht haben mag. Der erste Fall, die Wiederbringung des Zusammengehörigen, begründet unsere Hoffnung, zu Erkenntnissen zu gelangen; der zweite, die Leichtigkeit, mit der das Zusammengerathene an einander haftet und sich wechselseitig ins Bewußtsein drängt, ist die Quelle der Irrthümer und zunächst jener Zerstreuung, durch die unsere Gedanken von der Verfolgung eines sachlichen Zusammenhanges abgehalten werden.

II. Mit dem Namen des Vorstellungsverlaufes bezeichnen wir das abwechselungsreiche Ganze der Vorgänge, zu denen diese Eigenthümlichkeit unseres Seelenlebens führt. Nothwendigen Zusammenhang zwischen den Gliedern dieses Ganzen würden wir, wenn eine allwissende

Beobachtung uns zu Gebot stände, in jedem seiner Beispiele entdecken: in dem besonnenen Gedankengange des Wachenden, in den Träumen des Schlummernden, in dem Fieberwahn des Kranken. Denn aus der Anwendung allgemeiner Gesetze des Verhaltens, die für alle Seelen gleichmäßig gelten, auf die besonderen Bedingungen, die in jedem einzelnen dieser Fälle abweichend von denen des andern gegeben sind, würde der Gang jener inneren Ereignisse überall als unvermeidlicher Erfolg entspringen müssen. Wüßten wir nur, welche bleibende Eigenthümlichkeit die Natur einer bestimmten einzelnen Seele auszeichnet, überfähen wir zugleich Inhalt und Form ihres ganzen bisherigen Vorstellungsverlaufes, so würden wir auf Grund jener allgemeinen Gesetze vorhersagen können, welche dritte und vierte Vorstellung diese Seele im nächsten Augenblicke erzeugen muß, sobald sie im gegenwärtigen auf Anregung äußerer Reize diese erste und zweite erzeugt hat. In jeder anderen Seele aber, deren Natur, Vorgeschichte und augenblickliche Lage andere wären, würde dieselbe erste und zweite Vorstellung, die sie auf Veranlassung gleicher äußerer Reize jetzt entwickelte, zu einer völlig verschiedenen Fortsetzung im nächsten Moment mit gleicher Nothwendigkeit führen. Eine hierauf gerichtete Untersuchung würde daher jeden Vorstellungsverlauf, den sie irgendwo vorfände, als nothwendig für die Seele, in welcher er vorkäme, und unter den Bedingungen, unter denen er stattfände, anerkennen müssen; aber sie würde keine Verknüpfungsweise der Vorstellungen auffinden, welche für alle Seelen allgemeingültig wäre. Und eben, weil jede dieser Vorstellungsreihen unter den besonderen Bedingungen, unter denen sie stattfindet, gleich nothwendig und gesetzlich zusammenhängt, wie jede andere unter den ihrigen, so wäre kein Anlaß zur Aufstellung eines Werthunterschiedes, welcher, wie derjenige zwischen Wahrheit und Unwahrheit, die eine dieser Vorstellungsverbindungen allen übrigen entgegensetzte.

III. Allgemeingültigkeit und Wahrheit nun sind die beiden Vorzüge, welche schon der gewöhnliche Sprachgebrauch denjenigen Verknüpfungen der Vorstellungen zuschreibt und vorbehält, deren Herstellung er von dem *Denken* allein erwartet. Wahrheit aber pflegt eine übliche Begriffsbestimmung in der Uebereinstimmung der Vorstellungen und ihrer Verbindungen mit dem vorgestellten Gegenstande und seinen eigenen Beziehungen zu suchen. Dieser Ausdruck mag Bedenken gegen

sich haben, welche hier zu erörtern nicht Gelegenheit ist; er wird indessen unverfänglich sein, wenn wir ihn dahin ändern, daß Verknüpfungen der Vorstellungen dann wahr sind, wenn sie sich nach den Beziehungen der vorgestellten Inhalte richten, die für jedes vorstellende Bewußtsein dieselben sind, nicht nach dem blos thatsächlichen Zusammentreffen der Eindrücke, das in diesem Bewußtsein sich so, in einem anderen anders gestaltet. Da nun durch die Einwirkungen, die von außen kommen, unser Vorstellen zuerst angeregt wird, so erscheint uns das Denken als eine rückwirkende Thätigkeit, welche der Geist an dem Inhalte ausübt, den ihm jene äußeren Einwirkungen und die oben erwähnten Ergebnisse ihrer Wechselwirkungen zugeführt haben. Der denkende Geist begnügt sich nicht, die Vorstellungen in denjenigen Verbindungen hinzunehmen und sich gefallen zu lassen, in welche sie der Zufall ihrer gleichzeitigen Entstehung gebracht und in der die Erinnerung sie wiederkehren läßt; sichtend vielmehr hebt er das Zusammensein der Vorstellungen auf, die nur auf diesem Wege zusammengerathen sind; diejenigen aber, die nach den Beziehungen ihrer Inhalte zusammengehören, läßt er nicht nur beisammen, sondern vollzieht ihre Verknüpfung noch einmal, jetzt aber in einer Form, die zu der thatsächlichen Wiederherstellung der Verbindung ein Bewußtsein über den Grund der Zusammengehörigkeit der neu verbundenen hinzufügt.

IV. Ich knüpfe die unentbehrliche Erläuterung des Gesagten an die Beleuchtung nahe liegender Einwürfe. Nicht ohne Absicht, die ich eingestehe, habe ich den übrigen Vorstellungsverlauf als eine Reihe von Ereignissen erscheinen lassen, die nach allgemeinen Gesetzen unseres Wesens in uns vorgehen und die wir erleiden, das Denken aber als eine Thätigkeit, die unser Geist ausübt. Nun hat es an dem Zweifel nicht gefehlt, ob überhaupt und ob in Bezug auf das Denken dieser Gegensatz von wesentlicher Bedeutung sei; ob nicht vielmehr Alles, was wir Thätigkeit zu nennen pflegen, mit zu den Ereignissen gehöre, die in uns lediglich geschehen. Es verbietet sich von selbst, diese weitgehende Frage hier zur Entscheidung zu bringen; wenn ich daher, an der Bedeutung dieses Gegensatzes festhaltend, ausdrücklich das Denken als eine Thätigkeit bezeichne, so wird man dies als eine anderswo zu beweisende, hier aber bestreitbar bleibende Voraussetzung ansehen müssen. Sie ist mir nothwendig in dem Zusammenhange des Ganzen,

zu welchem diese Betrachtung des Denkens einleiten soll: zulässig aber erscheint sie mir, weil sie zwar die allgemeine Färbung meiner folgenden Darstellung entschieden bestimmen, aber die inneren Beziehungen des darzustellenden Inhalts nicht unnatürlich ändern wird.

V. Es ist nützlicher, einer andern Fassung desselben Einwurfs zu begegnen, welche die allgemeine Gültigkeit des fraglichen Gegensatzes zugibt, aber hier nicht Veranlassung zu seiner Anwendung zu haben glaubt. Die Verknüpfung des Zusammengehörigen, die Wahrheit also, komme auf demselben Wege nur etwas später zu Stande, auf welchem Anfangs die irrigen Verbindungen des zufällig Zusammengerathenen entstehen. Denn der Lauf der Dinge selbst sorge dafür, daß diejenigen Ereignisse, welche ein innerer Zusammenhang mit einander verknüpft, unverhältnißmäßig häufiger auf uns verbunden einwirken, als diejenigen, die ohne inneres Band der Zufall bald so bald anders zusammentreffen läßt. Durch diese öftere Wiederholung befestige sich in uns die Verbindung des Zusammengehörigen, während die Verknüpfungen des Zusammengerathenen einander durch ihre Ungleichheiten lockern und zerstören. Auf diese Weise vollziehe der Vorstellungsverlauf von selbst jene Scheidung des Zusammengehörigen vom Nichtzusammengehörigen, die wir einer besonderen rückwirkenden Thätigkeit des Geistes glaubten zuweisen zu müssen; das Thier wie der Mensch erwerbe so die Menge sachentsprechender Kenntnisse, durch welche das tägliche Verhalten beider im Leben bestimmt wird. Es würde überflüssig sein, ausdrücklich hervorzuheben, daß diese Schilderung völlig richtig ist, wenn sie nur eine Entstehungsgeschichte dieses zuletzt genannten Erwerbes sein will; aber ich denke zu zeigen, daß eben durch diesen die eigenthümliche Leistung des Denkens weder scharf bezeichnet noch erschöpft ist.

VI. Eine gewöhnliche Meinung behält dem Menschen das Vermögen des Denkens vor und spricht es dem Thiere ab. Ohne für oder wider diese Annahme ernstlich zu entscheiden, benutze ich sie zur Bequemlichkeit meiner Erläuterung. In der Seele eines Thieres, die demgemäß auf bloßen Vorstellungsverlauf beschränkt wäre, würde der erste Eindruck eines belaubten Baumes nur ein Gesammtbild erzeugen, zwischen dessen Bestandtheilen bei aller Beziehung der Zusammengehörigkeit aufzusuchen hier außer der Fähigkeit auch noch jeder Antrieb fehlen würde. Der Winter entlaubt den Baum, und eine zweite Wahr-

nehmung des Thieres findet nur einen Theil des früheren Gesammtbildes wieder, der zwar die Vorstellung des andern wieder zu erzeugen strebt, darin aber durch den gegenwärtigen Augenschein bestritten wird. Wenn nun der wiederkehrende Sommer den alten Thatbestand herstellt, so mag allerdings das erneuerte Gesammtbild des belaubten Baumes jetzt nicht mehr die einfache und unbefangene Einheit der ersten Wahrnehmung besitzen; die Erinnerung an die zweite, sich zwischendrängend, scheidet es in den Bestandtheil welcher blieb und den welcher wechselte. Ich halte nicht für angebbar, was eigentlich in der Seele des Thieres sich unter den angenommenen Umständen ereignen würde; schreiben wir ihm indessen selbst die Fähigkeit noch zu, vergleichend den Verlauf seiner Vorstellungen zu überblicken und das gefundene Verhalten auszudrücken, so würde doch dieser Ausdruck nicht mehr besagen können als die Thatsache, daß zwei Wahrnehmungen bald zusammen waren bald nicht. Der Mensch, wenn er dieselben Gegenstände seiner Beobachtung den belaubten und den unbelaubten Baum nennt, drückt damit freilich nur dieselben Thatbestände aus, aber die Auffassung derselben, welche er in diesen ihm geläufigen sprachlichen Formen kundgibt, enthält doch eine ganz andere geistige Arbeit. Denn der Name des Baumes, dem er jene nähere Bezeichnung bald hinzufügt bald entzieht, bedeutet ihm nicht blos einen beharrlichen Theil seiner Wahrnehmung im Gegensatz zu einem veränderlichen, sondern die auf sich beruhende Sache, das Ding im Gegensatze zu seiner Eigenschaft. Indem er den Baum und seine Belaubung unter diesen Gesichtspunkt rückt, läßt er diese Beziehung, welche zwischen einem Dinge und seiner Eigenschaft bestehe, als den Rechtsgrund erscheinen, der sowohl die Trennbarkeit als die Verbindung beider Vorstellungen rechtfertigt, und führt so die Thatsache ihres Zusammenseins oder Nichtzusammenseins in unserem Bewußtsein auf eine sachliche Bedingung ihrer augenblicklichen Zusammengehörigkeit oder Nichtzusammengehörigkeit zurück. Man kann dieselbe Betrachtung über andere Beispiele erstrecken. In der Seele des Hundes ruft der erneute Anblick des geschwungenen Stockes die Vorstellung des früher erlittenen Schmerzes zurück, der Mensch, wenn er den Satz ausspricht, der Schlag thue weh, drückt damit nicht blos die thatsächliche Verknüpfung beider Ereignisse aus, sondern er rechtfertigt sie. Denn indem er in diesem Urtheile den Schlag als das Subject bezeichnet, von

dem der Schmerz ausgehe, läßt er deutlich das allgemeine Verhältniß einer Urſache zu ihrer Wirkung als den Grund erſcheinen, um deswillen nicht blos beide Vorſtellungen in uns zuſammen ſind, ſondern die eine berechtigt und verpflichtet iſt auf die andere zu folgen. Endlich mag dem Hunde mit der Erwartung des Schmerzes zugleich die Erinnerung wiederkehren, mit der Flucht, zu der ihn früher ein unwillkürlicher Trieb anleitete, ſei eine Milderung des Schmerzes verbunden geweſen; und gewiß wird dieſe neue Verkettung ſeiner Vorſtellungen ihn zu der nützlichen Wiederholung ſeiner Flucht ebenſo ſicher beſtimmen, als wenn er überlegend ſchloſſe: drohende Schläge verhindere insgemein die Entfernung, ihm drohe der Schlag, alſo müſſe er flüchten. Aber der Menſch, der in gleichem oder ernſthafterem Falle einen ſolchen Schluß wirklich bildet, vollzieht doch eine ganz andere geiſtige Arbeit; indem er im Oberſatz eine allgemeine Erkenntniß ausſpricht und ihr im Unterſatz einen beſonderen Fall der Anwendung unterordnet, wiederholt er nicht nur die Thatſache jener nützlichen Verknüpfung von Vorſtellungen und Erwartungen, die das Thier auf ſich wirken läßt, ſondern rechtfertigt ſie durch Berufung auf die Abhängigkeit des Beſonderen von ſeinem Allgemeinen.

VII. Durch dieſe Beiſpiele, welche ſich auf die allbekannten Formen des Denkens, auf Begriff, Urtheil und Schluß erſtreckten, glaube ich hinlänglich den Ueberſchuß der Leiſtung deutlich gemacht zu haben, welchen das Denken vor dem bloßen Vorſtellungsverlaufe voraus hat: er beſteht überall in den Nebengedanken, welche zu der Wiederherſtellung oder Trennung einer Vorſtellungsverknüpfung den Rechtsgrund der Zuſammengehörigkeit oder Nichtzuſammengehörigkeit hinzufügen. Dieſe Leiſtung bleibt in ihrem Werthe völlig dieſelbe, welche Meinung man auch über ihre Entſtehung haben mag; zögen wir vor, ſie nicht als Ausfluß einer beſonderen Thätigkeit, ſondern nur als ein feineres Erzeugniß zu betrachten, welches der Vorſtellungsverlauf unter günſtigen Umſtänden von ſelbſt hervorbringt, ſo würde uns Denken dieſer Vorſtellungsverlauf eben nur auf derjenigen Stufe ſeiner Entwicklung heißen, auf welcher er zur Erzeugung dieſer neuen Leiſtung bereits gekommen iſt. Hierin alſo, in der Erzeugung jener rechtfertigenden Nebengedanken, welche die Form unſeres Auffaſſens bedingen, nicht in der bloßen Sachgemäßheit der Auffaſſungen, liegt die Eigenthümlichkeit

des Denkens, der unsere ganze spätere Darstellung gilt. Daß auch ohne dieses Denken der bloße Vorstellungsverlauf des Thieres eine Menge nützlicher Verknüpfungen der Eindrücke, viele zutreffende Erwartungen und passende Rückwirkungen hervorbringt, leugnen wir nicht; wir geben im Gegentheil zu, daß selbst vieles von dem, was der Mensch sein Denken nennt, in der That nur in einem Spiele einander hervorrufender Vorstellungen besteht. Dennoch bleibt hier vielleicht ein Unterschied. In den plötzlichen Eingebungen, die uns im Augenblick eine entscheidende Maßregel treffen lassen, in der raschen Uebersicht, welche verwickeltes Mannigfaltige fast schneller zergliedert, als die bloße Wahrnehmung seiner Bestandtheile möglich schien, in der künstlerischen Erfindung endlich, die sich ihrer treibenden Gründe unbewußt bleibt: in allen diesen Fällen glauben wir nicht einen Vorstellungslauf, welcher noch nicht Denken wäre, sondern ein verkürztes Denken wirken zu sehen. An den bestimmten Beispielen, an denen diese überraschenden Leistungen vollzogen werden, gelingen sie wohl nur, weil ein entwickeltes Denken längst an anderen Beispielen die Gewohnheit jener Nebengedanken groß gezogen hatte, welche die gegebenen Eindrücke unter allgemeine Gründe ihrer Zusammengehörigkeit bringen; und wie jede Geschicklichkeit, die zur mühelosen zweiten Natur geworden ist, hat auch diese eine vergessene Zeit mühsamer Uebung hinter sich.

VIII. In den Beispielen, die ich benutzte, fielen die Nebengedanken, durch welche wir die Verknüpfungen der Vorstellungen rechtfertigten, ersichtlich mit gewissen Voraussetzungen zusammen, denen wir uns über den Zusammenhang des Wirklichen nicht entschlagen. In der That, ohne die Gesammtheit des Wahrnehmbaren durch den Gegensatz von Dingen und ihren Eigenschaften zu gliedern, ohne die Annahme einer Abfolge von Wirkungen aus Ursachen, ohne die bestimmende Macht endlich des Allgemeinen über das Besondere, ist uns jede Auffassung der umgebenden Wirklichkeit völlig unmöglich. Von hier aus erscheint es daher eine ganz von selbst sich ergebende Behauptung, in seinen Formen und den sie beseelenden Nebengedanken bilde das Denken unmittelbar die allgemeinen Formen des Seienden selbst und seiner Zusammenhänge ab, und oft genug ist in der That diese reale Geltung des Denkens und seiner Verfahrungsweisen gelehrt worden. Die entgegengesetzte Behauptung, die man als volles Widerspiel erwarten

konnte, ist nie gleich uneingeschränkt gewagt worden. Zu natürlich erscheint jedem Unbefangenen das Denken als ein Mittel, zur Erkenntniß des Wirklichen zu gelangen, und viel zu sehr beruht alle Theilnahme für die wissenschaftliche Untersuchung seines Verfahrens auf dieser Voraussetzung, als daß man jemals von einer blos formalen Geltung alles logischen Thuns mit bestimmter Leugnung jeder Beziehung desselben zu der Natur des Seienden hätte sprechen können. Indem man daher die Formen und Gesetze des Denkens zunächst als eigenthümliche Folgen der Natur unserer geistigen Organisation ansah, schloß man nicht jedes Zusammenpassen derselben zu dem Wesen der Dinge aus, aber man leugnete jene Beziehung kurzer Hand, nach welcher die Formen des Denkens unmittelbare Abbilder der Formen des Seins wären.

IX. Zu dieser vielbehandelten Streitfrage kann eine Einleitung nur eine vorläufige Stellung nehmen. Gewiß werden wir recht thun, wenn wir am Anfange unserer Betrachtung nur das beachten, was hier schon klar sein kann, die Entscheidung des Ungewissen aber ihrem Fortgange überlassen. Bleiben wir deshalb bei der natürlichen Voraussetzung, welche das Denken als ein Mittel zur Erkenntniß ansieht. Nun hat jedes Werkzeug die doppelte Verpflichtung, sachgerecht und handgerecht zu sein. Sachgerecht, sofern es durch seinen eigenen Bau im Stande sein muß, den Gegenständen, die es bearbeiten soll, überhaupt nahe zu kommen, sie zu erreichen, zu fassen und an ihnen einen Angriffspunkt für seine umgestaltende Einwirkung zu finden; und diese Forderung erfüllen wir für das Denken durch das Zugeständniß, daß seine Formen und Gesetze gewiß nicht bloße Sonderbarkeiten menschlicher Geisteseinrichtung, sondern daß sie, so wie sie sind, beständig und durchgehends auf das Wesen des Wirklichen berechnet sind. Handgerecht aber muß jedes Werkzeug dadurch sein, daß es durch andere Eigenschaften seines Baues ergreifbar, haltbar und bewegbar für die Kraft, die Stellung und den Standpunkt desjenigen ist, der sich seiner bedienen soll; und diese zweite nothwendig zu erfüllende Forderung beschränkt für das Denken den Sinn des vorigen Zugeständnisses. Nur ein Geist, der im Mittelpunkte der Welt und alles Wirklichen stände, nicht außerhalb der einzelnen Dinge, sondern sie alle durchdringend und miterzeugend, nur ein solcher möchte eine Anschauung der Wirklichkeit besitzen,

die, weil sie nichts erst zu suchen brauchte, unmittelbar das völlige Abbild derselben in ihren eignen Formen des Seins und der Thätigkeit wäre. Der menschliche Geist dagegen, um dessen Denken allein es sich für uns handelt, steht in diesem Mittelpunkte der Dinge nicht, sondern hat seinen bescheidenen Ort irgendwo in den letzten Verzweigungen der Wirklichkeit. Genöthigt, seine Erkenntniß durch Erfahrungen, die sich unmittelbar nur auf einen kleinen Bruchtheil des Ganzen beziehen, stückweis zusammenzubringen und von hier aus vorsichtig zu der Auffassung dessen vorzudringen, was nicht in seinen Gesichtskreis fällt, hat er sehr wahrscheinlich eine Menge von Umwegen nöthig, die der Wahrheit selbst, die er sucht, gleichgültig, aber ihm, der sie sucht, unvermeidlich sind. Wie sehr wir mithin die ursprüngliche Beziehung der Denkformen auf das Ziel der Erkenntniß, die Natur der Dinge, voraussetzen mögen, darauf müssen wir uns doch gefaßt machen, manche Bestandtheile in ihnen anzutreffen, die das eigne Wesen des Wirklichen nicht sofort abbilden, zu dessen Erkenntniß sie führen sollen; ja es bleibt die Möglichkeit, daß ein sehr großer Theil unserer Denkbemühungen nur einem Gerüste gleicht, das keineswegs zu den bleibenden Formen des Baues gehört, den es aufführen half, das im Gegentheil wieder abgebrochen werden muß, um den freien Anblick seines Ergebnisses zu gewähren. Es reicht hin, diese vorläufige Erwartung erregt zu haben, mit der wir dem Gegenstande unserer Betrachtung entgegenkommen wollen; jede bestimmtere Entscheidung über die Grenzen, welche die formale Gültigkeit unseres Denkens von seiner realen Bedeutung trennt, kann nur von dem Verlaufe unserer Untersuchungen gefordert werden.

X. Ich vermeide absichtlich, den Beginn dieser letzteren durch Erörterungen zu verzögern, die mir mit Unrecht den Zugang zur Logik zu erschweren scheinen. Welche Gemüthsverfassung dazu gehöre, um die Denkhandlungen mit Glück zu vollziehen, wie die Aufmerksamkeit zusammenzuhalten, die Zerstreuung zu verhüten, die Schlafrigkeit aufzuregen, die Uebereilung zu zügeln sei: alle diese Fragen gehören so wenig zum Gebiete der Logik, als die Untersuchungen über die Entstehung unserer Sinnesbilder und die Bedingungen unter denen Bewußtsein überhaupt und bewußte Thätigkeit möglich ist. Vorausgesetzt vielmehr, daß es alles dies gibt, Wahrnehmungen, Vorstellungen

und ihre Verflechtung nach den Gesetzen eines seelischen Mechanismus, beginnt die Logik selbst erst mit der Ueberzeugung, daß es dabei sein Bewenden nicht haben soll, daß vielmehr zwischen den Vorstellungsverknüpfungen, wie sie auch immer entstanden sein mögen, ein Unterschied der Wahrheit und Unwahrheit stattfinde, daß es endlich Formen gebe, denen diese Verknüpfungen entsprechen, Gesetze, denen sie gehorchen sollen. Allerdings kann es eine psychologische Untersuchung geben, welche auch den Ursprung dieses gesetzgebenden Bewußtseins in uns aufzuklären strebt; aber auch dieser Versuch würde die Richtigkeit seiner eignen Ergebnisse nur nach dem Maßstab messen können, den eben dieses von ihm zu untersuchende Bewußtsein aufstellt. Zuerst muß daher das ermittelt werden, was der Inhalt dieser gesetzgebenden Ueberzeugung in uns ist; nur in zweiter Linie kann ihre eigne Entstehungsgeschichte, und dann nur in Uebereinstimmung mit den Forderungen, welche sie selbst ausspricht, unternommen werden.

XI. Indem ich für erschöpft halte, was ich zur Einleitung meiner Darstellung zu bedürfen glaubte, füge ich eine vorläufige Uebersicht ihres Ganges hinzu. Die Beispiele, welche wir bisher benutzten, führen von selbst in einen ersten Haupttheil ein, der unter dem Namen der reinen oder formalen Logik dem Denken überhaupt und jenen allgemeinen Grundformen und Grundsätzen desselben gewidmet ist, die ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der zu behandelnden Gegenstände überall sowohl in der Beurtheilung des Wirklichen als in der Ueberlegung des Möglichen gelten. Die bloße Nennung von Begriff, Urtheil und Schluß genügt, um zu bemerken, wie natürlich diese Formen sich als verschiedene Stufen einer und derselben Thätigkeit darstellen; diesen Faden des Zusammenhangs wird meine Behandlung der reinen Logik etwas schärfer als gewöhnlich anzuspannen suchen. Sie wird die verschiedenen Denkformen in eine aufsteigende Reihe ordnen, in welcher jedes spätere Glied einen Mangel zu tilgen sucht, den das zunächst frühere übrig ließ, weil es dem allgemeinen Bestreben des Denkens, Zusammenseiendes auf Zusammengehöriges zurückzuführen, in Bezug auf die Frage, die ihm, diesem früheren Gliede, vorlag, noch keine vollständige Befriedigung verschaffte. Diese Reihe von Gliedern wird von den einfachsten Formungen der einzelnen Eindrücke bis zu dem Gedanken der umfassenden Ordnung fortschreiten, welche wir, wenn es

ongienge, dem Ganzen der Welt, auf Grund dieses allgemeinen logischen Triebes, geben möchten.

XII. Die reine Logik selbst nun wird zeigen und erläutern, daß die Formen des Begriffs, des Urtheils und des Schlusses zunächst als ideale Formen zu betrachten sind, die dann, wenn es gelingt, den gegebenen Stoff der Vorstellungen in sie einzuordnen, die wahre logische Fassung dieses Stoffes erzeugen. Aber die verschiedenen Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Gegenstände setzen dieser Einordnung Widerstände entgegen; nicht von selbst ist klar, welche Summe von Inhalt als abgeschlossener Begriff einem andern entgegengesetzt zu werden verdient; nicht von selbst, welches Prädicat allgemeingültig welchem Subject zukommt, noch wie das allgemeine Gesetz zu finden ist, das einer systematischen Anordnung eines Mannigfachen als Princip dienen soll. Die angewandte Logik beschäftigt sich mit den Methoden des Untersuchens, welche diese Mängel beseitigen. Als eine Betrachtung von Hindernissen und den Kunstgriffen zu ihrer Bewältigung muß diese Lehre, mit Aufopferung der Vorliebe für Systematik, nach Rücksichten der Nützlichkeit dasjenige auswählen, was die bisherige Erfahrung der Wissenschaft als erheblich und fruchtbar kennen gelehrt hat; die Grenzenlosigkeit des hier sich bietenden Beobachtungsstoffes macht es leider unmöglich, diesen glänzendsten, der Erfindungsgabe der Neuzeit angehörigen Theil der Logik mit an sich wünschenswerther Vollständigkeit herzustellen.

XIII. Dem Erkennen wird der dritte Theil sich widmen, der Frage also, die unsere Einleitung berührte, ohne sie zu beantworten: in wie weit kann ein Ganzes von Gedanken, das wir durch alle Mittel der reinen und der angewandten Logik aufzubauen im Stande gewesen sind, darauf Anspruch machen, eine zutreffende Erkenntniß dessen zu sein, was wir als Gegenstand und veranlassende Ursache unserer Vorstellungen glauben voraussetzen zu müssen. Je geläufiger dem gewöhnlichen Bewußtsein dieser Gegensatz zwischen dem Gegenstande unserer Erkenntniß und unserer Erkenntniß dieses Gegenstandes ist, um so unbesorgter kann ich seine Erwähnung als eine vorläufige Bezeichnung der Betrachtungen gelten lassen, die diesem dritten Theile zufallen werden; ihm selbst mag es aufbehalten bleiben, die Schwierigkeiten aufzudecken, welche diese scheinbar klare Gegenüberstellung enthält, und sich darnach die Grenzen seiner Aufgaben genauer zu bestimmen.

Erstes Kapitel.

Die Lehre vom Begriffe.

A. Die Formung der Eindrücke zu Vorstellungen.

1. In Beziehungen eines Mannigfachen pflegen sich uns die Leistungen des Denkens zu zeigen; man kann daher glauben, auch die ursprünglichste seiner Handlungen in einer einfachsten Art der Verknüpfung zweier Vorstellungen suchen zu müssen. Eine leichte Ueberlegung räth uns indessen, noch einen Schritt weiter zurückzugehen. Aus lauter Kugeln läßt sich ein Haufe leicht zusammenwerfen, wenn es gleichgültig ist, wie sie liegen; ein Gebäude von regelmäßiger Gestalt dagegen ist nur aus Bausteinen möglich, die einzeln bereits jeder in Formen gebracht sind, in welchen sie einander passende Flächen zu sicherer Anfügung und Auflagerung zuwenden. Man wird Aehnliches hier erwarten müssen. Als bloße Erregungen unseres Inneren können die Zustände, welche den äußeren Reizen folgen, ohne weitere Vorbereitung in uns beisammen sein und auf einander so wirken, wie es eben die allgemeinen Gesetze unseres Seelenlebens gestatten oder befehlen; um dagegen in der bestimmten Form eines Gedankens verbindbar zu werden, bedürfen sie einzeln einer vorgängigen Formung, durch welche sie überhaupt erst zu logischen Bausteinen, aus Eindrücken zu Vorstellungen werden. Nichts ist uns im Grunde vertrauter als diese erste Leistung des Denkens; wir pflegen nur deshalb über sie hinwegzusehen, weil sie in der Bildung der uns überkommenen Sprache beständig schon geleistet ist und darum zu den selbstverständlichen Voraussetzungen, nicht mehr zu der eigenen Arbeit des Denkens zu gehören scheint.

2. Was unmittelbar unter dem Einflusse äußerer Reize in uns entsteht, die Empfindung oder das sinnliche Gefühl, ist an sich nichts als ein Zustand unseres Befindens, eine Art, wie uns zu Muth ist. Nicht immer gelingt es uns, einen Namen zu finden für das, was wir so leiden, und es dadurch mittheilbar an Andere zu machen; nur die formlose Interjection, der Ausruf, bleibt uns zuweilen übrig, um dies Unsagbare, ohne sichere Hoffnung auf Verständniß, wenigstens zu verlautbaren. In den günstigeren Fällen aber, in welchen uns die Schöpfung eines Namens gelungen ist, welche Leistung ist dann ausgeführt, und verräth sich eben in dieser Schöpfung selbst? Keine andere, als eben die, die wir hier suchen, die Verwandlung eines Eindrucks in Vorstellung. Sobald wir die verschiedenen Erregungen, welche uns vielleicht durch unser Auge veranlassen, grün oder roth nennen, haben wir ein früher Ungeschiedenes geschieden: unser Empfinden von dem Empfindbaren, auf das es sich bezieht. Dies Empfindbare stellen wir jetzt vor uns hin, nicht mehr als einen Zustand unseres Leidens, sondern als einen Inhalt, der an sich selbst ist was er ist und bedeutet was er bedeutet, und der dies zu sein und zu bedeuten fortfährt, gleichviel ob unser Bewußtsein sich auf ihn richtet oder nicht. Man wird leicht hierin den nothwendigen Anfang jener Thätigkeit entdecken, die wir dem Denken überhaupt zueigneten: sie kann hier noch nicht darauf gerichtet sein, zusammenseiendes Mannigfaltige in Zusammengehöriges zu verwandeln; sie löst vor Allem die Voraufgabe, jedem einzelnen Eindrucke die Bedeutung eines an sich Gültigen zu geben, ohne welche später eine sachliche Zusammengehörigkeit mehrerer keinen angebbaren Sinn im Gegensatze zu bloßem Zusammensein in uns haben könnte.

3. Man kann diese erste Leistung des Denkens als Beginn einer Objectivirung des Subjectiven bezeichnen; ich benutze diesen Ausdruck, um durch Abwehr eines Mißverständnisses den einfachen Sinn des Gesagten zu verdeutlichen. Objectivität in der Bedeutung eines irgendwie gearteten wirklichen Daseins, das auch bestände, wenn Niemand es dächte, wird durch die logische That, die sich in der Schöpfung eines Namens verräth, dem durch eben diese Schöpfung entstehenden Vorstellungsinhalt nicht zuerkannt; was in Wahrheit diese erste Denkhandlung sagen will, machen die Sprachen am leichtesten klar, die sich den Gebrauch des Artikels bewahrt haben. Denn durch diesen, welcher

überall ursprünglich den Werth eines demonstrativen Pronomen hatte, wird das mit ihm versehene Wort als der Name von Etwas bezeichnet, worauf sich hinweisen läßt; hin aber weisen wir auf das, was einem Andern ebenso wahrnehmbar werden kann, wie es uns gewesen ist. Nun freilich geschieht dies am leichtesten in Bezug auf Dinge, die in der That in äußerlicher Wirklichkeit zwischen den Sprechenden stehen, aber die gebildete Sprache vergegenständlicht auch jeden andern Denkinhalt auf gleiche Weise. Die Objectivität, welche sie durch den auch in solchen Fällen gebrauchten Artikel andeutet, fällt daher nicht im Allgemeinen mit der Wirklichkeit zusammen, die den Dingen zukommt; sie traf vielmehr in den Benennungen dieser nur mit einem thatsächlichen Anspruch auf eine solche zusammen, den ihnen die unterscheidende Eigenthümlichkeit ihrer realen Natur gibt. Von dem Schmerze, der Helligkeit, der Freiheit sprechen wir nicht so, als könnte der Schmerz dasein, wenn ihn Niemand fühlt, die Helligkeit, wenn sie kein Auge sieht, die Freiheit, wenn kein Wesen wäre, das sich der Uneingeschränktheit seines Handelns entweder selbst erfreute oder sie fühlbar machte für Andere. Noch weniger, wenn wir von dem Zwar, dem Aber und dem Dennoch reden, meinen wir durch den Artikel ein Dasein anzudeuten, das den durch diese Worte bezeichneten Denkinhalten irgendwie auch außerhalb jedes Vorstellens zukäme, wir sagen durch diese Ausdrucksweisen nur, daß gewisse eigenthümliche Widerstreite und Spannungen, die wir im Verlauf unserer Vorstellungen fühlen, nicht blos Seltsamkeiten unseres Befindens und unabtrennbar von diesem sind, daß sie vielmehr auf eigenen Beziehungen verschiedener Vorstellungsinhalte beruhen, welche jeder, der diese denken wird, ebenso zwischen ihnen vorfinden wird, wie wir. Durch die logische Objectivirung, die sich in der Schöpfung des Namens verräth, wird daher der benannte Inhalt nicht in eine äußere Wirklichkeit hinausgerückt; die gemeinsame Welt, in welcher Andere ihn, auf den wir hinweisen, wiederfinden sollen, ist im Allgemeinen nur die Welt des Denkbaren; ihr wird hier die erste Spur eines eigenen Bestehens und einer inneren Gesetzlichkeit zugeschrieben, die für alle denkenden Wesen dieselbe und von ihnen unabhängig ist, und es ist hier ganz gleichgültig, ob einzelne Theile dieser Gedankenwelt Etwas bezeichnen, was noch überdies außerhalb der denkenden Geister selbständige Wirklichkeit besitzt, oder ob ihr ganzer

Inhalt überhaupt nur in den Gedanken der Denkenden, mit gleicher Gültigkeit dann für alle, Dasein hat.

4. Durch diese Vergegenständlichung des ebenso erst entstehenden Inhalts ist indessen nicht der ganze Sinn dieser ersten Denkhandlung erschöpft; vor sich hinstellen kann ihn das Bewußtsein nicht blos überhaupt, sondern nur indem es ihm eine bestimmte Stellung gibt; nicht überhaupt blos kann es ihn von einem Zustand seiner eigenen Erregung unterscheiden, ohne ihm anstatt der Art des Seins, die er als solcher Zustand hatte, eine andere Art seines Bestehens zuzuerkennen. Was mit dieser Forderung gemeint ist, denn ich gebe zu, daß es diesem Ausdruck derselben an unmittelbarer Klarheit fehlt, zeigt uns am einfachsten die Sprache durch ihre wirkliche Erfüllung. Denn nur die Interjection, die keines Inhalts Name ist, läßt sie in der Formlosigkeit, die ihr als bloßem Ausdruck einer Erregung zukommt; ihren ganzen übrigen Wortschatz gliedert sie in die bestimmten Formen der Substantiva, der Adjectiva, der Verba, der bekannten Redetheile überhaupt. Und daß sie durch diese verschiedenartige Ausprägung ihres ganzen Schatzes eine Vorbedingung erfüllt, welche das Denken zu seinen späteren Leistungen nicht entbehren kann, bedarf kaum der besonderen Versicherung, denn offenbar weder die Verbindung der Merkmale zum Begriff, noch die der Begriffe zum Urtheile oder der Urtheile zum Schluß wäre möglich, wenn alle Vorstellungsinhalte gleich formlos oder in gleicher Form gefaßt wären, und wenn nicht einige von ihnen substantivisch als Bezeichnungen für sich feststehender Inhalte anderen adjectivischen eine Stätte der Anknüpfung gewährten, noch andere verbale die flüssigen Beziehungen darstellten, die eines mit dem andern in Verbindung zu bringen bestimmt sind. Ich halte nicht für angemessen, diese eigenthümliche Gestaltung des Vorstellungsinhalts als eine zweite Denkhandlung von jener ersten zu trennen, der wir die Vergegenständlichung desselben zuschrieben; ich fasse vielmehr die erste That des Denkens in diese untheilbare Leistung zusammen, dem vorgestellten Inhalt eine dieser logischen Formungen zu geben, indem sie ihn für das Bewußtsein vergegenständlicht, oder auch ihn dadurch eben zu vergegenständlichen, daß sie ihm eine dieser bestimmten Formungen gibt.

5. Unvermeidlich erinnern die drei Redetheile, die ich hervorhob, an drei unserer Beurtheilung der Wirklichkeit unentbehrliche Begriffe.

Denn in der That nicht einmal eine ausſprechbare Ueberſicht über die wahrnehmbare Welt iſt uns möglich, ohne in ihr Dinge als die feſten Punkte zu denken, die einer Vielheit unſelbſtändiger Eigenſchaften als Träger dienen und durch veränderliche Ereigniſſe, das Spiel des Geſchehens, unter einander verbunden werden. Iſt Metaphyſik die Unterſuchung nicht des Denkbaren überhaupt, ſondern des Wirklichen oder deſſen, was als wirklich anerkannt werden ſoll, ſo ſind dieſe Begriffe des Dinges der Eigenſchaft und des Geſchehens metaphyſiſche Begriffe; nicht ſolche vielleicht, welche die Metaphyſik am Ende ihrer Unterſuchung in unveränderter Geltung laſſen würde, aber ſolche gewiß, die am Anfang derſelben unmittelbar das eigne Weſen und die Gliederung des Seienden zu bezeichnen vorgeben. Mit ihnen ſcheinen nun die logiſchen Formen der Subſtantivität Adjectivität und Verbalität für den erſten Blick zuſammenzufallen; ein zweiter freilich zeigt zwiſchen beiden Reihen den gleichen Unterſchied, welcher die logiſche Vergegenſtändlichung eines Vorſtellungsinhaltes von äußerer Wirklichkeit trennte. Denn für Ding oder Subſtanz gilt uns nur, was außer uns wirklich und in der Zeit dauernd theils in Anderem Veränderungen bewirkt, theils veränderliche Zuſtände ſelbſt zu erleiden vermag; ſubſtantiviſch aber faſſen wir nicht die Dinge allein, ſondern ihre Eigenſchaften ja auch; ſubſtantiviſch ſprechen wir von der Veränderung, dem Ereigniß, dem Nichts ſelbſt, kurz von Unzähligem, was entweder nicht iſt, oder doch nicht ſelbſtändig für ſich, ſondern nur an Anderem Beſtand hat. Durch die Form der Subſtantivität eignen wir daher dem in ſie gebrachten Inhalt nur in Beziehung auf das, was von ihm als einem Subject künftiger Urtheile weiter ausgeſagt werden ſoll, dieſelbe Priorität und Selbſtändigkeit zu, die dem Dinge gegenüber ſeinen Eigenſchaften, Zuſtänden und Wirkungen zukommt, aber keineswegs die Realität ſelbſtändiger Wirklichkeit und Wirkſamkeit, die dieſes vor dem blos Denkbaren voraus hat. Auch Verba bezeichnen am häufigſten freilich ein in der That zeitlich verlaufendes Geſchehen; aber wenn wir ſagen, daß die Dinge ſind oder daß ſie ruhen, daß eines das andere bedingt oder ihm gleicht, ſo zeigt ſich, daß auch die verbale Form nicht allgemein ihrem Inhalt die Bedeutung eines Geſchehens gibt, ſondern ſie nur gewöhnlich in ihm vorfindet. Um den Sinn ſolcher Verba, wie wir ſie eben als Beiſpiele brauchten, vollſtändig zu denken, haben wir mehrere einzelne Inhalte

durch eine Bewegung unſeres Vorſtellens zu verknüpfen, eine Bewegung, die ausführbar freilich nur in der Zeit, aber doch in dem, was ſie bedeutet oder ſagen will, von allem Zeitverlauf unabhängig iſt. Mit einem Wort: nicht ein Geſchehen, ſondern eine Beziehung zwiſchen mehreren Beziehungspunkten iſt der allgemeine Sinn der verbalen Form; und dieſe Beziehung kann ebenſo gut zwiſchen Inhalten vorkommen, die ſtets unzeitlich nur in der Welt des Denkbaren zuſammen, wie zwiſchen ſolchen, die, der Wirklichkeit angehörig, einer zeitlichen Veränderung zugänglich ſind. Gewiß bezeichnen endlich die Stammadjectiva der Sprache, wie blau und ſüß, zunächſt das, was unſerer erſten Auffaſſung als wirkliche Eigenſchaft von Dingen erſcheint; aber jede ausgebildete Sprache kennt doch Worte wie: zweifelhaft, parallel und erlaubt; Worte, die ſchon der einfachſten Ueberlegung nicht mehr in dem einfachen Sinne, wie jene, eine an den Dingen ſelbſt haftende Eigenſchaft bedeuten können; ſie ſind verkürzte und verdichtete Bezeichnungen der Ergebniſſe von allerhand Beziehungen, und nur für Zwecke des Denkens bringen wir ihren adjectiviſch gefaßten Inhalt in das formale Verhältniß zu dem eines Subſtantivs, in welchem wir uns die Eigenſchaft zu ihrem Träger ſtehend vorſtellen. Allgemein ausgedrückt iſt daher der logiſche Sinn der Redetheile nur ein Schatten von dem jener metaphyſiſchen Begriffe; er wiederholt nur die formalen Beſtimmungen, die dieſe von dem Wirklichen behaupten; aber indem er ihre Anwendung nicht auf das Wirkliche beſchränkt, läßt er auch den Theil ihrer Bedeutung fallen, den ſie nur in dieſer Anwendung erhalten.

6. Fanden wir endlich in den Formen der Redetheile die urſprünglichſten Denkhandlungen, ſo müſſen wir ſie nun auch von dieſem ihrem ſprachlichen Ausdruck zu unterſcheiden wiſſen. Jetzt, nachdem einmal der Menſch ſich zur Mittheilung ſeiner Gedanken der Lautſprache bedient, jetzt erſcheinen jene Denkhandlungen allerdings am anſchaulichſten in der Form der Redetheile; an ſich aber ſind ſie nicht unlösbar an das Vorhandenſein der Sprache gebunden. Schon die Entwicklung, deren die Gedankenwelt der Taubſtummen, wenn auch unter erſter Anleitung der Sprechenden, fähig iſt, beweiſt uns, daß die innere logiſche Arbeit von der Möglichkeit ihres ſprachlichen Ausdrucks unabhängig iſt. Nur darin beſteht dieſe Arbeit, daß wir den einen Vorſtellungsinhalt mit dem Gedanken ſeiner verhältnißmäßigen Selbſtändigkeit be-

gleiten, einen andern als der Anlehnung bedürftig, einen dritten als Mittelglied denken, das weder für ſich beſteht, noch an einem anderen ruht, ſondern die vermittelnde Beziehung zwiſchen zweien bildet. Niemand bezweifelt die höchſt wirkſame Unterſtützung, welche für die Ausbildung des Denkens in der Fähigkeit der Sprache liegt, durch ſcharfbeſtimmte Lautbilder und regelmäßige Umlautungen derſelben allen jenen Formungen und Umformungen der Gedanken eine für das Bewußtſein anſchauliche Gegenſtändlichkeit zu geben; gleichwohl, wäre dem Menſchen anſtatt der Lautſprache eine andere Mittheilungsweiſe natürlich, ſo würden dieſelben logiſchen Nebengedanken ſich auch in dieſer einen entſprechenden, freilich ganz anders gearteten Ausdruck zu verſchaffen wiſſen. Und wenn die Formenarmuth einzelner Sprachen nicht zur Ausprägung aller dieſer Nebengedanken, nicht zum Beiſpiel zur Unterſcheidung ſubſtantiviſcher und verbaler Faſſung überall zureicht, ſo iſt doch kein Zweifel, daß das Denken auch der ſo Redenden die logiſchen Unterſchiede in der Formung der lautlich ununterſchiedenen Vorſtellungen feſthält. Wo immer dieſe innere Gliederung iſt, da iſt Denken; es iſt nicht, wo ſie fehlt. Darum iſt Muſik kein Denken; denn wie mannigfach und fein abgemeſſen auch die Verhältniſſe ihrer Töne ſind, niemals bringt ſie doch den einen zum andern in die Stellung eines Subſtantivs zum Verbum, nie in eine Abhängigkeit, die der eines Adjectivs von ſeinem Hauptwort, oder der eines Genitivs zu dem Nominativ gliche, von dem er regiert wird.

7. Ich habe nur drei bisher aus der größeren Anzahl der Redetheile erwähnt: diejenigen, ohne die auch die einfachſte logiſche Ausſage unmöglich wäre; ich leugne darum den logiſchen Werth der übrigen nicht. Aber unſer eigner Weg iſt zu weit, um uns in das anziehende Gebiet ſprachwiſſenſchaftlicher Betrachtung weitere Umwege zu geſtatten, die, nach der eben beſprochenen Unabhängigkeit des Denkens von ſeinen Ausdrucksweiſen, für unſern Zweck doch Umwege bleiben würden. Gliederung und Gebrauch der Sprache deckt eben die Leiſtungen des Denkens nicht durchaus. Wir werden ſpäter finden, daß ſie häufig nicht den vollſtändigen Bau des Gedankens ausdrückt: und dann müſſen wir für die Zwecke der Logik das Geäußerte ergänzen aus dem, was gemeint war; die Sprache beſitzt anderſeits techniſche Beſtandtheile, die auf weſentlichen logiſchen Beſtimmungen nicht beruhen, oder doch auf

solche sich nur mittelbar in verschiedenen Abstufungen beziehen: wir würden dann unrecht thun, wenn wir ebenso viele logische Handlungen des Denkens unterscheiden wollten, als uns die Sprache grammatisch oder syntaktisch verschiedene Formen des Ausdrucks darbietet. Nicht blos Interjectionen, sondern auch Partikeln gibt es, die im gewöhnlichen Gebrauch, dem Tonfall der Stimme ähnlich, fast nur noch den gemüthlichen Antheil bezeichnen, den der Sprechende an seiner Aussage nimmt, nichts dagegen zu der logischen Fassung ihres Inhalts beitragen. Wenn die Sprache den Unterschied der Geschlechter in alle substantivischen und adjectivischen Worte einführt, folgt sie einer logisch ganz gleichgültigen ästhetischen Phantasie; wenn sie dann aber das Geschlecht des Adjectivs sich nach dem seines Hauptworts richten läßt, deutet sie durch diese Folgerichtigkeit innerhalb einer willkürlich angenommenen Gewohnheit wieder auf ein echt logisches Verhalten hin, das wir kennen lernen werden. Wenn sie in den Beugungen des Zeitwortes den Redenden von dem Angeredeten und dem abwesenden Dritten unterscheidet, so hebt sie damit, für den lebendigen Gebrauch der Rede ganz unentbehrlich, ein vor allem wichtiges sachliches Verhalten hervor, dem aber kein eigentlich logischer Unterschied entspricht. Es ist ganz nur derselbe Grund, der die Grammatik berechtigt, Pronomina als eine eigene Klasse der Redetheile zu betrachten; logisch sind die persönlichen völlig den Substantiven zuzurechnen, mit denen sie die Form der Fassung gänzlich theilen; die possessiven und demonstrativen haben wir keinen Grund von den Adjectiven zu trennen; das relative würden wir für das eigenthümlichste technische Element der Sprache ansehen, nur dem Bedürfniß der geordneten Mittheilung gewidmet, und auf kein anderes logisches Verhältniß gegründet, als auf welchem auch sein Widerspiel, das demonstrative, beruht. Zahlworte behandelt die Grammatik als besondere Redetheile; die lebendige Sprache stellt sie den Adjectiven gleich, und ohne Zweifel gehören sie logisch zu diesen, wenn man sich erinnert, daß logisch die Form der Adjectivität jeder nicht für sich selbständigen Bestimmung eines Inhalts zukommt, und keineswegs derjenigen allein, welche an ihm in dem Sinne einer Eigenschaft haftet. Die Adverbien endlich treten zu dem verbalen Inhalt völlig in dieselbe Beziehung, wie die Adjectiva zu dem substantivischen; auch sie würde daher die Logik nicht Veranlassung haben, als einen besonderen Theil der Rede

oder als eine eigenthümliche Form des Gedankeninhalts zu fassen. Nur die Präpositionen und Conjunctionen blieben mithin übrig, um diesen Anspruch zu erheben, und sie allerdings glaube ich, gleichviel welche Ableitungen ihre sprachlichen Ausdrücke noch zulassen mögen, zu den unentbehrlichen Bestandtheilen unserer Vorstellungswelt rechnen zu müssen. Aus dem Begriffe der Beziehung, dem sie zunächst verwandt scheinen, sind sie nicht ableitbar; jede Beziehung, indem sie zwei Glieder verbindet, enthält den Gedanken einer Stellung jedes dieser Glieder innerhalb dieser Beziehung selbst, und diese Stellung braucht nicht für beide dieselbe zu sein, sie wird im Gegentheil am häufigsten verschieden, das eine Glied das Umfassende, Ganze, Bedingende, das andere das Umfaßte sein, der Theil, das Bedingte. Man wird nun, wenn man es versucht, nicht damit zu Stande kommen, die Verschiedenwerthigkeit dieser beiden Endpunkte, ohne welche die Beziehung keinen Sinn hat, durch einen verbal gefaßten Inhalt allein auszudrücken; man wird irgendwo eine Präposition, eine Conjunction oder eine der verschiedenen Casusformen wenigstens bedürfen, in denen viele Sprachen einem Theile dieser Nebengedanken einen noch kürzeren Ausdruck geben. Denn dies freilich ist logisch ganz gleichgültig, in welcher sprachlichen Form diese Nebengedanken auftreten; sowie wir Bedingtes bald im Genitiv, bald in anderem Sinne im Accusativ dem bedingenden Nominativ entgegenstellen, so könnte ein noch größerer Reichthum der Casus, wenn die Sprache ihn erzeugt oder bewahrt hätte, jede Präposition, eine gleiche Mannigfaltigkeit der Modi des Verbum jede Conjunction überflüssig machen. An den logischen Bedürfnissen des Denkens würde hierdurch nichts geändert; so wie so müßte zu den substantivischen, den adjectivischen und den verbalen Inhalten noch eine Anzahl von Vorstellungen treten, welche entweder, wie die sprachlichen Präpositionen, die Stellung zweier als einfach geltender Inhalte in einer einfachen Beziehung, oder wie die Conjunctionen, die verschiedenwerthige Stellung zweier Beziehungen oder Urtheile zu einander bezeichnen.

8. Als die unerläßlichste und in diesem Sinne erste aller Denkhandlungen wird uns die Vergegenständlichung der Eindrücke und ihre damit verbundene Formung in dem Sinne der Redetheile dann stets erscheinen, wenn wir mit einem Blicke auf die ausgebildete Gestalt unserer Gedankenwelt nach den Bedingungen fragen, auf deren Erfüllung

dieſe Geſtaltung beruht. Denn gewiß, von dem einfacheren oder zuſammengeſetzteren Satzbau, durch den wir die Arbeit und die Ergebniſſe unſeres Denkens ausdrücken, wäre nichts möglich geweſen ohne dieſe Leiſtung. Aber unſere Meinung kann nicht dieſe ſein, daß im Anfange aller ſeiner Denkarbeit der logiſche Geiſt, ehe er einen weiteren Schritt wagte, dieſe erſte ſeiner nothwendigen Handlungen ein für allemal an der Geſammtheit ſeines Vorſtellungsinhalts vollzogen habe. Schon die Unbegrenztheit der Zahl möglicher Eindrücke, deren jeder Augenblick neue bringen kann, hätte dies Geſchäft unausführbar gemacht; es wird noch unausführbarer darum, weil ja das Denken ſelbſt durch ſeine Bearbeitung des gegebenen Inhalts unabläſſig neuen Inhalt erzeugt und dieſen wieder in dieſelben logiſchen Formen bringen muß, aus deren Anwendung auf einfacheren Denkſtoff er ſelbſt entſtand. Jede gebildete Sprache enthält daher in der Form eines einfachen Subſtantiv, eines Adjectiv oder Verbum zahlreiche Vorſtellungen, deren Inhalt nicht ohne vielfache höhere Denkarbeit, nicht ohne Benutzung von Urtheilen und Schlüſſen, ja ſelbſt nicht ohne Vorausſetzung zuſammenhängender wiſſenſchaftlicher Unterſuchung ſich zuſammenbringen ließ und nicht ohne ſie völlig verſtändlich iſt. Dieſe leicht zu machende Beobachtung hat die Behauptung hervorgerufen, mindeſtens die Lehre vom Urtheile müſſe in der Logik der Behandlung der Begriffe vorangeſchickt werden, mit welcher nur altes Herkommen die Betrachtung des Denkens eröffne. Ich halte dieſe Behauptung für eine Uebereilung, die theils aus der Verwechslung des Zieles der reinen Logik mit dem der angewandten, theils aus einer Verkennung deſſen überhaupt entſpringt, wodurch ſich Denken von dem bloßen Verlaufe der Vorſtellungen unterſcheidet. Denn jene Urtheile, aus denen der Begriff entſtehen ſoll, woraus würden ſie ſelbſt denn, ſo lange ſie wirklich Urtheile ſein ſollen, beſtehen können, wenn nicht aus Verknüpfungen von Vorſtellungen, die nicht mehr bloße Eindrücke wären, deren jede vielmehr mindeſtens dieſe einfache bisher erwähnte Formung ſchon empfangen hätte, deren Mehrzahl aber, wie ein anzuſtellender Verſuch lehren würde, in der That ſchon die höhere logiſche Form beſäßen, welche die Anhänger jener Meinung ſelbſt mit dem Namen des Begriffs bezeichnen? Das Richtige dieſer vorgeſchlagenen Neuerung kommt auf einen ſehr einfachen Gedanken zurück: um Begriffe eines verwickelten und mannigfachen Inhalts zu bilden, um

namentlich die Grenzen festzustellen, innerhalb deren es sich lohnt und rechtfertigt, diesen Inhalt als ein Begriffsganzes zusammenzufassen und von anderen zu unterscheiden, dazu freilich sind mannigfache Vorarbeiten des Denkens nöthig; aber damit diese Vorarbeiten selbst möglich sind, muß ihnen die Gestaltung einfacherer Begriffe vorangegangen sein, aus denen sie ihre Hülfsurtheile zusammensetzen. Ohne Zweifel hat daher die reine Logik die Form des Begriffes der des Urtheils voranzusetzen; die angewandte erst hat zu lehren, wie zur Bildung bestimmter Begriffe sich Urtheile verwenden lassen, die aus einfacheren Begriffen bestehen. Ein Vorschlag zur Umkehrung dieser Ordnung kann sich nur denen empfehlen, welche das Denken überhaupt nur als Wechselwirkung der von außen uns angeregten Eindrücke betrachten und die rückwirkende Thätigkeit übersehen, die in den Verlauf der Vorstellungen, Zusammengerathenes scheidend, Zusammengehöriges verbindend, und darum auch schon die einzelnen Bestandtheile des künftigen Gedankens formend, überall eingreift.

B. Setzung, Unterscheidung und Vergleichung der einfachen Vorstellungsinhalte.

9. Erkennen wir nun in diesen ersten Formungen der Vorstellungen einen Beitrag an, den zu dem Ganzen unserer Gedankenwelt eben die einwirkende Thätigkeit des Denkens liefert, so schließt sich leicht hieran die Ansicht, der logische Geist trete mit ihnen als fertigen Auffassungsweisen den kommenden Eindrücken gegenüber, und daran dann knüpft sich die Frage, wie es ihm gelinge, jeglichen Inhalt in diejenige dieser verschiedenen Formen zu bringen, die ihm angemessen ist? Aber jene Ansicht ist unzulässig und deshalb diese Frage gegenstandlos, oder sie führt wenigstens zu einer andern als der erwarteten Antwort. Das Denken steht nicht mit einem Bündel logischer Formen in der Hand dem Gewimmel der anlangenden Eindrücke gegenüber, rathlos, welche dem einen, welche dem andern sich wird überstreifen lassen, und deshalb eines besonderen Hülfsmittels bedürftig, um die für einander passenden Paarungen zu errathen. Die Verhältnisse, vielmehr, die zwischen den bewußt gewordenen Eindrücken bestehen, sind es selbst, welche die Thätigkeit des Denkens als eine stets nur rückwirkende auf sich ziehen, und nur darin besteht diese Thätigkeit, so vorgefundene

Verhältnisse zwischen den Eindrücken, die wir leiden, in Beziehungen der Inhalte umzudeuten. Nicht dazu wird man daher eines besonderen Kunstgriffes bedürfen, um jedem Inhalt die ihm zugehörige Form zu geben; wohl aber liegt nach anderer Richtung hin in dieser Einordnung des mannigfachen Inhalts in logische Formen eine zweite nothwendige Denkhandlung; kein Name für irgend einen Inhalt kann geschaffen werden, ohne diesen als mit sich selbst gleich, als verschieden von anderen, endlich als vergleichbar mit anderen gedacht zu haben.

10. Auch diese zweite Leistung des Denkens gehört zu denjenigen, welche für den Redenden die überlieferte Sprache beständig schon ausgeführt hat; auch sie wird deshalb leicht übersehen und der Denkarbeit des Geistes nicht zugerechnet. Aber die logische Wissenschaft, ausdrücklich dem Selbstverständlichen gewidmet, darf nicht einen Theil desselben als noch selbstverständlichere Voraussetzung behandeln, die aus den eigentlichen Gegenständen ihrer Betrachtung sich ausschließen ließe. Doch bedarf wenigstens der erste Bestandtheil des dreigliedrigen Ausdruckes, welchen wir dieser neuen Denkhandlung eben gaben, einer ausführlichen Erläuterung nicht. Es ist zu unmittelbar deutlich, wie jeder Name, sei es süß oder warm, Luft oder Licht, zittern oder leuchten, den von ihm bezeichneten Inhalt in irgend einem Sinne als zusammengehörige Einheit faßt, die für sich etwas bedeutet; nicht blos den substantivisch geformten hebt, am eindringlichsten allerdings, der vorgesetzte Artikel zu dieser Einheit mit sich selbst heraus, dieselbe hinweisende Kraft liegt, in anderer Art des Ausdrucks, in der Form des verbalen Infinitiv, und selbst ohne jeden unterscheidenden sprachlichen Ausdruck begleitet dieser Nebengedanke die einheitliche Setzung des Bezeichneten jegliche Wortform. Man kann zweifeln, ob der Vorgang, den wir unter diesem Namen der Setzung des Inhalts verstehen wollen, nicht schon in jener Vergegenständlichung enthalten sei, durch welche wir den erlittenen Eindruck zur Vorstellung werden ließen; und wirklich kann man weder vorstellen, ohne dem Vorgestellten diese Setzung zu geben, noch hat diese Setzung einen Sinn ohne jene Vergegenständlichung dessen, dem sie ertheilt wird. In der That ist es daher eine sachlich untrennbare Leistung, die wir von verschiedenen Seiten her betrachten: dort brachten wir die Vorstellung, auf welche wir vorstellend uns beziehen, in Gegensatz zu dem Eindruck, welchen wir leiden; hier, wo

die Mannigfaltigkeit des Vorſtellungsinhaltes unſere Aufmerkſamkeit zu erregen beginnt, legen wir auf die einheitliche und ſelbſtändige Bedeutung Gewicht, mit welcher der ſo aus unſerer Erregung herausgeſetzte Inhalt iſt was er iſt und von allen anderen ſich unterſcheidet.

11. Ich habe durch dieſe letzte Wendung ſogleich fühlbar machen wollen, in wie enger Verbindung jene bejahende Setzung des Inhalts mit der verneinenden Ausſchließung jedes anderen ſteht. Sie iſt ſo eng, daß eben zur Bezeichnung des einfachen Sinnes der Setzung uns nur Ausdrücke zu Gebot ſtanden, die ihre volle Klarheit erſt durch Hinzufügung dieſes zweiten Nebengedankens erhalten. Denn was mit jener Einheit des geſetzten Inhalts eigentlich gemeint war, interpretiren wir einleuchtend nur dadurch, daß wir ſeine Verſchiedenheit von anderen hervorheben und nicht nur ſagen, er ſei was er ſei, ſondern auch: er ſei nicht, was andere ſind. Jene Bejahung und dieſe Verneinung ſind nur ein untrennbarer Gedanke, und untrennbar verbunden begleiten ſie jeden unſerer Vorſtellungsinhalte, auch dann, wenn wir nicht mit ausdrücklicher Aufmerkſamkeit dies ſtillſchweigend verneinte Andere verfolgen. Aber dieſer verſchmolzene Nebengedanke beſtimmt nur die logiſche Faſſung, die wir unſerem Inhalte geben; er erzeugt nicht den Inhalt ſelbſt erſt, dem wir ſie ertheilen. Man kann nicht ſagen: roth werde als das was es iſt, als roth, erſt dann vorgeſtellt, wenn es von blau oder ſüß, und nur dadurch, daß es von beiden unterſchieden werde: blau anderſeits als blau nur durch gleichen Gegenſatz zu roth. Weder ein veranlaſſender Grund zu dem Verſuche dieſer beſtimmten Unterſcheidung, noch eine Möglichkeit ihres Gelingens wäre denkbar, wenn nicht das, was jedes der beiden entgegenzuſetzenden Glieder für ſich iſt, vorher dem Bewußtſein klar wäre. Unzweifelhaft wird der eigenthümlich beſtimmte Eindruck, den wir unter der Einwirkung des rothen Lichtes erleben, völlig derſelbe ſein, bevor wir zum erſten Mal ein blaues Licht erfuhren, wie dann, nachdem wir dieſe Erfahrung gemacht haben; die Möglichkeit der Vergleichung und Unterſcheidung, welche durch die letztere gegeben wird, kann wohl, wenigſtens bei zuſammengeſetzterem Vorſtellungsſtoff, als dieſe einfachen Farben ſind, die Aufmerkſamkeit auf früher überſehene Theile der Eindrücke lenken und ſo den Inhalt beider vervollſtändigen; aber ſelbſt in dieſem Falle, der unſerer gegenwärtigen Betrachtung völlig fremd iſt, wird das Neue nicht durch die

Unterscheidung, sondern durch die unmittelbare Empfindung gefunden werden, zu welcher die Vergleichung nur Veranlassung gab. Ueberall ist es daher die bejahende Setzung, welche die verneinende Unterscheidung möglich macht; niemals dagegen entspringt aus der Unterscheidung der Inhalt des Unterschiedenen. Nur die Nebengedanken, die wir uns über den vorgestellten Inhalt machen, nur seine logische Fassung gewinnt an Bestimmtheit durch die Verneinung des Andern, die zu seiner eignen Bejahung tritt, und selbst dieser Gewinn würde mir gering scheinen, wenn es bei ihm sein Bewenden hätte, und wenn nicht jene dritte Leistung positiver Vergleichung hinzukäme, welche ich in dem früher gegebenen Ausdruck dieser zweiten Denkhandlung zuletzt erwähnte.

12. Ich leite die Betrachtung dieser dritten Leistung, die ich für den wesentlichsten Bestandtheil der hier zu erörternden logischen Arbeit ansehe, durch Erinnerung an eine bekannte Thatsache ein, die man zu anderen Folgerungen zu benutzen pflegt. Durch die Worte der Sprache werden Eindrücke niemals so bezeichnet, wie man sie erleben kann; denn erleben oder wirklich empfinden läßt sich immer nur eine besondere Schattirung der Röthe, eine einzelne Eigenart der Süßigkeit, ein bestimmter Grad der Wärme, nicht das allgemeine Roth, Süß und Warm der Sprache. Die Verallgemeinerung, welche in diesen und allen ähnlichen Ausdrücken der empfundene Inhalt erfahren hat, pflegt man als eine unvermeidliche Ungenauigkeit der Sprache, vielleicht selbst des Vorstellens anzusehen, das sich ihrer zu seinem Ausdrucke bedient. Unfähig entweder, oder nicht gewöhnt, für jeden einzelnen Eindruck einen bestimmten Namen zu schaffen, verwische sie in ihren Worten die kleinen Unterschiede des einen vom andern und halte nur das fest, was in ihnen allen als ein Gemeinsames in der Empfindung unmittelbar erfahren werde. Durch diese Verminderung ihrer Ausdrucksmittel auf eine mäßige Anzahl mache sie freilich wohl die Mittheilung der Vorstellungen überhaupt erst möglich, schädige aber ebenso sehr die Genauigkeit des Mitzutheilenden. Ich glaube nun nicht, daß diese Auffassungsweise der Bedeutung der Thatsache volle Gerechtigkeit widerfahren läßt.

13. Vor allem, indem man die erwähnte Verallgemeinerung als eine Art von Verfälschung der Eindrücke ansieht, geht man zu achtlos über den sehr merkwürdigen Umstand hinweg, daß in einer Mehrheit

verſchiedener Eindrücke ſich eben etwas Gemeinſames vorfindet, das von ihren Unterſchieden getrennt denkbar iſt. Denn ſo ſelbſtverſtändlich iſt doch dieſes Verhalten nicht, daß ein entgegengeſetztes gar nicht in Frage käme; ſehr wohl ließe ſich vielmehr denken, daß jeder einzelne unſerer Eindrücke ſich von jedem zweiten ſo unvergleichbar unterſchiede, wie in der That ſüß von warm, gelb von weich ſich unterſcheidet. Daß es ſich nicht ſo verhält, iſt mithin eine thatſächliche Einrichtung der Welt des Vorſtellbaren ſelbſt, die in Betracht zu ziehen ſich der Mühe verlohnt. Ich kann ferner keineswegs reinen Verluſt in dem Mangel an Genauigkeit ſehen, der allerdings der Mittheilung des Vorgeſtellten durch die Anwendung der ſprachlichen Allgemeinbezeichnungen anhängt. Ohnehin, wo der Werth völlig genauer Beſtimmungen fühlbar wird, kann das, was dieſe einfachſten Schöpfungen des beginnenden Denkens zu wünſchen laſſen, durch die Leiſtungen des weiterfortgeſchrittenen immer ergänzt werden; die Wiſſenſchaft hat uns längſt jeden Grad der Wärme meſſen gelehrt und würde im Fall des Bedürfniſſes auch jede Abſtufung der Röthe oder Süßigkeit zu meſſen wiſſen. Die Art aber, wie die Sprache und das in ihr wirkſame naturwüchſige Denken dieſelbe Aufgabe löſt, ſcheint mir logiſch ſehr bedeutſam. Denn wenn wir nicht jeden einzelnen wirklich empfundenen Farbeneindruck mit einem beſonderen Namen belegen, ſondern blau, roth, gelb und wenige andere durch eigene Benennungen bevorzugen, wenn wir dann die übrigen Einzelempfindungen als blauröthlich oder rothgelblich zwiſchen ſie einſchalten, ſo liegt in dieſem Verfahren nicht blos ein Nothbehelf der Annäherung an unerreichbare Genauigkeit, ſondern, wie mir ſcheint, der Ausdruck der Ueberzeugung, nur jene wenigen Farben ſeien in der That feſte Punkte, denen ein eigener Name gebühre, jene anderen aber müſſe man durch annähernde Ausdrücke beſtimmen, weil ſie ſelbſt nur Annäherungen zu dieſen feſten Punkten oder Zwiſchenglieder zwiſchen ihnen ſind. Hätten wir wirklich für alle einzelnen Schattirungen des Blau beſondere von einander unabhängige Einzelnamen, und entſpräche unſer Vorſtellen dieſer Ausdrucksweiſe, ſo würden wir einſeitig die Trennung jedes Inhalts von jedem andern vollzogen, dagegen die poſitiven Beziehungen völlig überſehen haben, die zwiſchen allen ſtattfinden. Sprechen wir dagegen von hellblau, dunkelblau, ſchwarzblau, ſo ordnen wir dies Mannigfache in Reihen oder in ein Gewebe von Reihen, und in jeder von

dieſen geht ein drittes Glied aus dem zweiten durch Steigerung derſelben fühlbaren Veränderung eines allen Gemeinſamen hervor, durch welche das zweite aus dem erſten entſtand. Nun aber iſt wohl ſchon hier vollkommen verſtändlich, daß ein Vorſtellen, welches dieſe Vergleichung des Verſchiedenen nicht enthielte, ſondern ſich auf die nackte Trennung jedes von jedem beſchränkte, den ſpäteren Leiſtungen des Denkens die hinlänglichen Beurtheilungsgründe nicht darbieten würde, nach denen zwei Vorſtellungen als irgendwie zuſammengehörig zweien andern als nicht zuſammengehörigen entgegengeſetzt werden könnten. Deshalb faſſen wir dieſe zweite Denkhandlung, von welcher wir hier ſprechen, nicht blos als Setzung überhaupt des a oder b, nicht blos als Unterſcheidung überhaupt jedes a von jedem b, ſondern zugleich als Beſtimmung der Weite und der Eigenthümlichkeit des Unterſchiedes, der nicht überall gleich groß und gleich geartet, ſondern zwiſchen b und c ein anderer iſt als zwiſchen a und b. Und hiermit meine ich nicht, daß jede einzelne Vorſtellung a von der entwickelten Vorſtellung aller ihrer Beziehungen zu der unendlichen Anzahl aller übrigen begleitet werden müſſe; nur der allgemeine Nebengedanke, daß jede nach allen Seiten hin in ein ſolches Netz von Beziehungen eingefangen iſt, umgibt allerdings in unſerem logiſchen Bewußtſein jede; aufgeſucht werden dieſe Beziehungen in jedem Einzelfalle ſo weit, als ein beſtimmtes Bedürfniß Veranlaſſung gibt.

14. Dieſe Vergleichung nun des Verſchiedenen ſetzt offenbar ein Gemeinſames voraus, das in den einzelnen Gliedern der Reihe mit eigenthümlichen Unterſchieden behaftet iſt. So Gemeinſames pflegt die Logik nur in der Form eines allgemeinen Begriffs zu betrachten, und in dieſer Geſtalt iſt es ein Erzeugniß einer größeren oder geringeren Anzahl von Denkhandlungen. Es iſt daher von Wichtigkeit, hervorzuheben, daß dieſes erſte Allgemeine, welches wir hier bei der Vergleichung einfacher Vorſtellungen antreffen, von weſentlich anderer Art, daß es der Ausdruck einer inneren Erfahrung iſt, die von dem Denken nur anerkannt wird, und daß es eben um deswillen, wie ſich ſpäter zeigen wird, eine unentbehrliche Vorausſetzung jenes anderen Allgemeinen iſt, dem wir in der Bildung des Begriffes begegnen werden. Den Allgemeinbegriff eines Thieres oder einer geometriſchen Figur theilen wir einem Anderen dadurch mit, daß wir ihm vorſchreiben, eine genau

angebbare Reihe von Denkhandlungen der Verknüpfung, Trennung oder Beziehung an einer Anzahl als bekannt vorausgeſetzter Einzelvorſtellungen auszuführen; am Ende dieſer logiſchen Arbeit werde vor ſeinem Bewußtſein derſelbe Inhalt ſtehen, den wir ihm mitzutheilen wünſchten. Worin dagegen das allgemeine Blau beſtehe, das wir im Hellblau und Dunkelblau, oder worin die allgemeine Farbe, die wir im Roth und Gelb mitdachten, läßt ſich nicht auf demſelben Wege verdeutlichen. Freilich können wir dem Anderen vorſchreiben, er ſolle alle einzelnen Farben oder alle Schattirungen des Blau vorſtellen und durch Abſonderung ihrer Unterſchiede das in beiden Fällen Gemeinſame der vorgeſtellten Inhalte hervorheben; aber dies iſt nur ſcheinbar eine Anweiſung zu logiſcher Arbeit; im Grunde muthen wir doch durch ſie dem Anderen nur zu, ſelbſt zu ſehen, wie er mit der ganzen Aufgabe fertig wird. Denn wie er es eigentlich anfangen ſoll, um zu entdecken, ob überhaupt in Roth und Gelb etwas Gemeinſames liege, und wie er es machen müſſe, um dies Gemeinſame von dem Verſchiedenen zu trennen: das können wir ihm doch nicht ſagen; wir müſſen uns einfach darauf verlaſſen, er werde die im Roth und Gelb beſtehende Verwandtſchaft, das Enthaltenſein eines Gemeinſamen in beiden, unmittelbar ſelbſt empfinden, fühlen oder erleben; ſeine logiſche Arbeit kann hier nur in der Anerkennung und dem Ausdruck dieſer inneren Erfahrung beſtehen. So iſt dies erſte Allgemeine kein Erzeugniß des Denkens, ſondern ein von ihm vorgefundener Inhalt.

15. Ich ſchalte hier eine Bemerkung ein, die mit geringer Umdeutung auf jedes Allgemeine ſich erſtrecken läßt, am leichteſten aber an dieſem einfachſten Falle, dem erſten Allgemeinen, zu verdeutlichen iſt. Das, worin Roth und Gelb übereinſtimmen, und wodurch ſie beide Farben ſind, läßt ſich von dem nicht abtrennen, wodurch Roth roth und Gelb gelb iſt; nicht ſo abtrennen nämlich, daß dies Gemeinſame den Inhalt einer dritten Vorſtellung bildete, welche von gleicher Art und Ordnung mit den beiden verglichenen wäre. Empfunden wird, wie wir wiſſen, ſtets nur eine beſtimmte Einzelſchattirung einer Farbe, nur ein Ton von beſtimmter Höhe, Stärke und Eigenart; nur dieſe ganz beſtimmten Eindrücke wiederholt auch die Erinnerung ſo, daß ſie als inhaltvolle Bilder, die ſich anſchauen laſſen, vor unſerem Bewußtſein ſtehen. Dieſe Anſchaulichkeit beſitzen die allgemeinen Vorſtellungen

niemals. Wer das Allgemeine der Farbe oder des Tones zu faſſen ſucht, wird ſich ſtets dabei antreffen, daß er entweder eine beſtimmte Farbe und einen beſtimmten Ton wirklich vor ſeiner Anſchauung hat, nur begleitet von dem Nebengedanken, jeder andere Ton und jede andere Farbe habe das gleiche Recht, als anſchauliches Beiſpiel des ſelbſt unanſchaulich bleibenden Allgemeinen zu dienen; oder ſeine Erinnerung wird viele Farben und Töne nach einander ihm mit demſelben Nebengedanken vorführen, daß nicht dieſe einzelnen ſelbſt gemeint ſind, ſondern das ihnen Gemeinſame, das in keiner Anſchauung für ſich zu faſſen iſt. Verſteht man daher unter Vorſtellung, wozu der gewöhnliche Sprachgebrauch allerdings neigt, das Bewußtſein eines Inhalts, der ruhig vor uns ſteht, oder eine Anſchauung deſſen, was uns vor uns hinzuſtellen gelingt, ſo gebührt dem Allgemeinen der Name einer Vorſtellung nicht. Worte wie Farbe und Ton ſind in Wahrheit nur kurze Bezeichnungen logiſcher Aufgaben, die ſich in der Form einer geſchloſſenen Vorſtellung nicht löſen laſſen. Wir befehlen durch ſie unſerem Ben „ſein, die einzelnen vorſtellbaren Töne und Farben vorzuſtellen und zu vergleichen, in dieſer Vergleichung aber das Gemeinſame zu ergreifen, das nach dem Zeugniß unſerer Empfindung in ihnen enthalten iſt, das jedoch durch keine Anſtrengung des Denkens von dem, wodurch ſie verſchieden ſind, ſich wirklich ablöſen und zu dem Inhalt einer gleich anſchaulichen neuen Vorſtellung geſtalten läßt.

16. Richten wir nun unſere Aufmerkſamkeit auf die Unterſchiede, welche innerhalb des erſten Allgemeinen ſeine mannigfachen Beiſpiele trennen. Eine Wärmeempfindung unterſcheidet ſich von einer anderen, ein leiſerer Klang vom ſtärkeren, hellblau von tiefblau offenbar durch ein Mehr oder Minder eines fühlbaren Gemeinſamen, das für ſich, ohne jede Gradbeſtimmung, nicht anſchaubar iſt. Auf denſelben Unterſcheidungsgrund wird man ſich bei allen andern Vorſtellungen zurückgeführt finden; nur der Angabe des Allgemeinen, dem dieſe Größenvergleichung gilt, begegnet in den einzelnen Fällen eine nach den eben gemachten Bemerkungen verſtändliche Schwierigkeit. Der leiſere Ton unterſcheidet ſich vom lauteren ohne Zweifel durch eine gewiſſe Steigerung, aber ebenſo durch eine gewiſſe Steigerung der höhere vom tieferen; was aber eigentlich das Gemeinſame iſt, dem dieſe Veränderung widerfährt, glauben wir nur im erſten Fall durch die Bezeichnung der

Stärke unmittelbar, im zweiten nur bildlich durch den Namen der Höhe ausdrücken zu können. Noch mehr ſcheint Roth von Gelb weſentlich verſchieden und das eine aus dem anderen nicht durch Anwachs oder Schwächung eines Gemeinſamen abzuleiten; nur was zwiſchen ihnen liegt, Rothgelb und Gelbroth, iſt uns als eine Miſchung verſtändlich, in welcher ein Mehr oder Minder des einen oder des andern von beiden enthalten iſt. Gleichwohl leugnet doch Niemand, daß eine der Grundfarben einer zweiten verwandter iſt als einer dritten, das Roth verwandter dem Gelb als dem Grün; dieſe Abſtufungen der Aehnlichkeit ſind nicht ohne ein Mehr oder Minder eines Gemeinſamen zu denken, deſſen wir uns bei dem Uebergange von einem Gliede der Reihe zum nächſten und von dieſem zum dritten bewußt bleiben. Zu beſtimmen, worin in den einzelnen Fällen dies Gemeinſame beſtehe, zu beurtheilen, ob eine Mehrheit von Vorſtellungen ſich nur durch Gradverſchiedenheiten eines einfachen Allgemeinen oder durch Combinationen von Werthunterſchieden mehrerer einander beſtimmender Allgemeinheiten von einander ſondere, ob alſo dieſe Vorſtellungen in eine gradlinige Reihe oder flächenförmig oder in Reihen noch höherer Ordnung zuſammenzufaſſen ſind: dies alles ſind anziehende Gegenſtände der Unterſuchung, aber ſie ſind nicht Gegenſtände der Logik. Für dieſe genügt es, zu wiſſen, daß eine irgendwo verwendbare Größenbeſtimmung zunächſt des Mehr oder Minder das unentbehrliche Hülfsmittel der Unterſcheidung zwiſchen den Beiſpielen eines Allgemeinen iſt. Und auch dieſe Größenbeſtimmung gehört zu dem, was wir nicht durch logiſche Arbeit erzeugen, ſondern nur vorfinden, anerkennen und weiter entwickeln. Ein Urtheil, a ſei ſtärker als b, iſt als Urtheil freilich eine logiſche Arbeit; aber der Inhalt, den es ausſpricht, alſo die Thatſache ſelbſt, daß es überhaupt Graduunterſchiede deſſelben Vorſtellbaren gibt, ſowie die beſondere, daß der Grad des a den des b überſteige, kann nur erlebt, empfunden oder als Beſtandtheil unſerer inneren Erfahrung anerkannt werden. Welches auch die künſtlichen Vorrichtungen ſein mögen, durch die wir wiſſenſchaftlich die Genauigkeit einer Meſſung zu ſteigern ſuchen, zuletzt beruht doch Alles auf der Fähigkeit, zwei ſinnliche Wahrnehmungen unmittelbar als gleich oder als ungleich zu erkennen und ſich darüber nicht zu täuſchen, nach welcher Seite hin das Mehr und nach welcher das Minder liegt.

17. Beschränkte sich nun die innere Erfahrung auf das Vorführen von Aehnlichkeiten und Unterschieden der Inhalte, so würde das Denken nur zu einer unveränderlichen systematischen Anordnung der Vorstellungen Veranlassung haben, ähnlich der musikalischen Scala, in welcher alle Töne ihre festen und unverrückbaren Plätze und wechselseitigen Beziehungen ein für allemal besitzen. Aber die Logik hat sich nicht mit einem Denken zu beschäftigen, welches unter nicht vorhandenen Voraussetzungen sein würde, sondern mit dem, welches ist. Allem wirklichen Denken aber ist durch den Mechanismus, welcher die Wechselwirkung der inneren Zustände beherrscht, von Haus aus mehr Anregung dargeboten, als jene Voraussetzung annahm; der mannigfache Inhalt des Vorstellbaren wird ihm nicht blos in jener systematischen Ordnung, die seinen qualitativen Verwandtschaften entspricht, sondern in der buntesten Fülle räumlicher und zeitlicher Verknüpfungen vorgeführt, und auch diese Thatsache gehört zu dem Stoffe, der dem Denken zur Ausführung seiner weiteren Leistungen dient und gegeben sein mußte. Die Verbindungen ungleichartiger Vorstellungen, die so herbeigeführt werden, sind die Aufgaben, an denen das Denken später seine Bemühung zu üben haben wird, Zusammenseiendes auf Zusammengehöriges zurückführen; ihrer braucht jetzt nicht weiter gedacht zu werden. Die gleichartigen oder gleichen dagegen geben Veranlassung, ihre Wiederholungen von einander zu trennen, sie zu verknüpfen, zu zählen; zu diesen Vorstellungen des Einen und Vielen fügen endlich die in Raum und Zeit stetig ausgedehnten Inhalte die des Größeren und Kleineren hinzu. In diesen drei Paaren von Größenvorstellungen, denn die des Mehr oder Minder besaßen wir bereits, sind alle Maßstäbe der Unterscheidungen für die Einzelbeispiele jedes Allgemeinen gegeben.

18. Zweierlei schließe ich hier von den Gegenständen unserer Betrachtung absichtlich aus. Zuerst jede weitere Untersuchung über den Gang, den psychologisch die Entstehung und Entwickelung dieser Größenvorstellungen in unserem Bewußtsein nimmt, über die Reihenfolge, in welcher die eine die Bedingung für den Ursprung der andern sein mag, über den verschiedenen Werth endlich, den für ihre Bildung die zeitlichen und räumlichen Anschauungen haben. So anziehend diese Fragen sind, so würde doch ihre Beantwortung unseren Weg unnöthig verlängern; nicht darauf kommt es der Logik an, auf welche Weise die Elemente

entſtehen, die das Denken benutzt, ſondern darauf, welchen Werth ſie, nachdem ſie auf irgend eine Weiſe entſtanden ſind, für die Ausführung ſeiner Leiſtungen beſitzen. Dies nun, was ich mehr als billig vernachläſſigt finde, hebe ich hier hervor und werde es ſpäter im Auge behalten: die unerläßliche Nothwendigkeit, daß alle vom Denken zu verknüpfenden Vorſtellungen einer von den drei erwähnten Arten der Größenbeſtimmung zugänglich ſein müſſen. Das Andere, das ich ausſchließe, iſt die Unterſuchung der Folgerungen, die aus dieſen Größenbeſtimmungen für ſich gezogen werden können; ſie haben ſich längſt zu dem großen Gebäude der Mathematik entwickelt, deſſen reiche Gliederung jeden Verſuch einer Wiedereinſchaltung in den Zuſammenhang der allgemeinen Logik verbietet. Aber die ausdrückliche Hinweiſung darauf iſt nothwendig, daß alles Rechnen eine Art des Denkens iſt, daß die Grundbegriffe und Grundſätze der Mathematik ihren ſyſtematiſchen Ort in der Logik haben, daß wir uns endlich das Recht wahren müſſen, auch ſpäter überall, wo das Bedürfniß es verlangt, unbedenklich auf die Ergebniſſe zurückzugreifen, welche die Mathematik unterdeſſen, als ein ſich für ſich ſelbſt fortentwickelnder Zweig der allgemeinen Logik, gewonnen hat.

19. Ueberblickt man nun das Ganze dieſer zweiten Denkhandlung, in welcher ich jetzt die bejahende Setzung des Inhalts, die verneinende Abtrennung von jedem andern, endlich die vergleichende Größenſchätzung der Unterſchiede und Aehnlichkeiten zuſammenfaſſe, ſo wird man die Bemerkung machen können, daß der Sinn dieſer neuen logiſchen Arbeit in etwas von dem abweicht, welcher der erſten Denkhandlung, der Formung der Vorſtellungen, zukommt. Man unterlag dort der allerdings von uns zurückgewieſenen Verſuchung, die Formen der Subſtantivität, Adjectivität und Verbalität als Auffaſſungsweiſen zu betrachten, welche das Denken, noch vor aller Aufforderung durch den gegebenen Inhalt, an dieſem zu bethätigen begierig iſt; allein, wenn wir gleich dieſe Aufforderung abwieſen, ſo bleibt es doch richtig, daß in jenen Formen das Denken nicht blos die auffordernde Thatſache des Vorſtellungslaufs wiederholt, ſondern ihr allerdings die Geſtalt gibt, in der ſie für den logiſchen Geiſt erſt gerechtfertigt iſt. Denn die Selbſtändigkeit, welche die ſubſtantiviſche Form, am kenntlichſten durch den Artikel, dem einen Inhalt gibt, lag an ſich nicht in der Thatſache, daß

dieſer Inhalt ein bleibendes Glied zwiſchen wechſelnden Vorſtellungsgruppen war; die Unſelbſtändigkeit, welche die adjectiviſche ausdrückt, war, als ein ſolcher Nebengedanke, nicht in der Thatſache vorhanden, die zur Ausprägung eines andern Inhalts in dieſer zweiten Form anregte; man kann alſo fortfahren, in gewiſſem Sinne zu behaupten, daß in dieſer erſten Handlung das Denken ſeine eigenen Geſetze dem vorſtellbaren Inhalt vorſchreibe. Bezeichnen wir dies Verfahren mit einem Ausdruck, den wir übrigens vermeiden werden, als Beweis der Spontaneität, ſo trägt die zweite Handlung des Denkens den Charakter der Receptivität; ſie iſt Anerkennung von Thatſachen, denen ſie keine neue Form außer dieſer Anerkennung ihres Beſtehens gibt. Keinen Unterſchied kann das Denken da machen, wo es keinen in dem Inhalt der Eindrücke vorfindet; das erſte Allgemeine ließ ſich nur in unmittelbarer Empfindung erleben, und dem erlebten konnte zwar ein Name gegeben, aber keine andere logiſche Arbeit konnte zu ſeiner weiteren Feſtſtellung unternommen werden; alle Größenbeſtimmungen, wie weit ſich auch ihre fernere Vergleichung durch das Denken erſtrecken mag, laufen immer auf das unmittelbare Innewerden gegebener Beſtimmtheiten des Vorſtellungsinhalts zurück. Von zwei Geſichtspunkten möchte ich dieſe Thatſache betrachtet wiſſen. Zuerſt liegt eine gewiſſe unrichtige Sorgloſigkeit der Logik darin, daß ſie in ihrem ſpäteren Verlauf die Vergleichbarkeit von Vorſtellungen und die Möglichkeit ihrer Unterordnung unter ein Allgemeines faſt in jedem Augenblicke vorausſetzt, ohne vorher bemerkt zu haben, daß dieſe Möglichkeit, daß überhaupt das Gelingen oder ihrer Schritte auf dieſer urſprünglichen Einrichtung und Gliederung der ganzen Welt des Vorſtellbaren beruht, einer Einrichtung, die an ſich nicht denknothwendig, um ſo nothwendiger freilich für die Möglichkeit des Denkens iſt. Denn ich wiederhole: es iſt an ſich nicht widerſprechend, daß jede Vorſtellung von jeder anderen unvergleichlich verſchieden wäre, daß mit dem Wegfall der qualitativen Vergleichbarkeit auch jeder Maßſtab für ein Mehr oder Minder fehlte, daß keine Vorſtellung zweimal ſich der Wahrnehmung darböte, daß mit dem Mangel dieſer Wiederholung des Gleichartigen auch die Vorſtellungen des Größeren und Kleineren verſchwänden. Daß es nicht ſo iſt, daß vielmehr die Welt des Vorſtellbaren eben die Gliederung beſitzt, die wir fanden, dies mußte als eine höchſt wichtige Thatſache hervorgehoben

werden, nicht aber sollte die Logik da, wo sie dieser Thatsache bedarf, sich auf sie als auf ein man weiß nicht woher gekommenes Selbstverständliche blos nebenbei berufen. Und hiermit hängt denn die andere Bemerkung zusammen, die ich noch vorhatte. Ist das Denken Rückwirkung auf gegebene Anregungen des Vorstellungslaufs, so wird an bestimmten Stellen der systematischen Uebersicht seiner Handlungen auch der bestimmende Einfluß deutlich hervortreten, den auf diese die Gestaltung der Welt des Vorstellbaren ausübt; wie es hier das zweite Glied der ersten dreitheiligen Reihe von Denkhandlungen ist, so wird es auch später das zweite Glied der folgenden höher entwickelten Gruppen sein, worin sich diese eigenthümliche Abhängigkeit der logischen Arbeit von der Natur des Inhalts zeigen wird, dem sie jedesmal gilt. Doch beanspruche ich durch diesen vorläufigen Hinweis nichts weiter, als der Klarheit der Uebersicht über den systematischen Bau meiner Darstellung vorläufig zu Hülfe zu kommen; er selbst wird sich nur durch das rechtfertigen können, was er in jedem nach und nach hervortretenden Theile seiner Gliederung nützen wird.

C. Die Bildung des Begriffs.

20. In der Mannigfaltigkeit der Vorstellungen, die uns gegeben werden, Zusammengerathenes zu scheiden, Zusammengehöriges durch den Nebengedanken des Rechtsgrundes seiner Zusammengehörigkeit neu zu verbinden, ist die fernere Aufgabe des Denkens. Es wird dienlich sein, um ihren Sinn zu verdeutlichen, die verschiedenwerthigen Bedeutungen zu überblicken, in welchen überhaupt eine Verknüpfung des Mannigfachen in unserer Gedankenwelt vorkommt. Zuerst ist keine spätere Handlung des Denkens möglich, ohne daß die verschiedenen Vorstellungen, auf welche sie sich beziehen soll, in einem und demselben Bewußtsein zusammentreffen. Für die Erfüllung dieser Bedingung sorgt die Einheit unserer Seele und der Mechanismus der Erinnerung, welcher zeitlich getrennte Eindrücke zu möglicher Wechselwirkung zusammenbringt. Man kann diese Vereinigung des Mannigfachen die Synthesis der Apprehension nennen; sie ist keine logische Handlung, sondern rafft nur das Mannigfache zu gleichzeitigem Besitz des Bewußtseins zusammen, ohne in seiner Vielheit eine Ordnung zu stiften, welche das eine Glied anders mit dem zweiten als dieses mit dem dritten verbände.

Diese Ordnung tritt ein in der zweiten Art der Verknüpfung, der Synthesis der Anschauung, in den räumlichen Bildern nämlich und in der zeitlichen Aufeinanderfolge, worin die Einzeleindrücke bestimmte mit einander ungleichwerthige Plätze einnehmen. Auch diese Verknüpfung wird uns ohne eine Handlung des Denkens fertig durch den Mechanismus unserer inneren Zustände gegeben, und wie festbestimmt und feingegliedert auch die Verbindung des Mannigfachen in ihr sein mag, so stellt sie doch stets nur eine thatsächliche äußere Ordnung dar und offenbart keinen Grund der Zusammengehörigkeit, der das Mannigfache zu so geordnetem Zusammensein berechtigt. Ich gehe von dieser zweiten Stufe sogleich zu einer vierten über, zu einer Synthese, in welcher diese letzte Forderung vollständig in Bezug auf den jedesmaligen Inhalt erfüllt wäre. In ihr würde nicht nur eine thatsächliche Ordnung des Mannigfachen, sondern zugleich der bedingende Werth vorgestellt sein, den jeder Bestandtheil für das Zusammenkommen des Ganzen hat; bezöge sich diese Auffassung auf einen Gegenstand der Wirklichkeit, so würde sie zeigen, welche Bestandtheile die vorangehenden bestimmenden und wirkenden sind, in welcher Reihenfolge der Abhängigkeit und Entwicklung die andern aus ihnen hervorgehen, oder welcher Zweck als der gesetzgebende Mittelpunkt zu denken ist, dessen Sinn die gleichzeitige Vereinigung aller Bestandtheile oder ihre allmähliche Nachentstehung fordert; bezöge sie sich auf einen Inhalt, der keine Wirklichkeit außer unserem Bewußtsein und keine zeitliche Entstehung oder Entwicklung hat, wie die geometrischen Figuren, so würde sie wenigstens versuchen, obwohl mit später zu erwähnender Beschränkung des Gelingens, auch hier die Bestandtheile des Ganzen in eine Rangordnung zu bringen, in welcher das, was in dem vorgestellten Inhalt das Bedingende ist, dem Anderen voranginge, was in mannigfacher Abstufung seine Folge ist. Man bemerkt leicht, daß eine Synthese dieser Art nichts anderes als die Erkenntniß der Sache selbst sein würde; sie liegt als das Ziel, zu dem die Arbeit des Denkens führen soll, um ebenso viel höher über dem Boden der Logik, als die erste und zweite Weise der Verknüpfung des Mannigfachen unter ihm lag; in die Lücke dazwischen haben wir die dritte logische Form der Synthesis zu stellen, deren Eigenheit jetzt aufzusuchen ist.

21. Wenn der Unkundige vom Creditwesen oder vom Bankwesen

spricht, so merken wir dieser Ausdrucksweise seine Ueberzeugung ab, eine Anzahl von Geschäften und Einrichtungen bilde ein zusammengehöriges Ganze; aber er würde nicht anzugeben wissen, worin der Nerv ihres Zusammenhangs liege oder welche Grenzen dies Ganze von dem abscheiden, was nicht zu ihm gehört. Durch diesen Nebengedanken, das Mannigfache sei nicht nur da, wie ein zusammenseiender Haufe, sondern gebe sich als ein Ganzes von Theilen gewisse Grenzen, innerhalb deren es eine geschlossene Einheit sei, ist die allgemeine Absicht des Denkens formell an diesem Inhalt markirt, ohne noch sachlich erfüllt zu sein. In derselben Stellung findet sich nun unser Bewußtsein, wenn wir unsere Gedankenwelt mustern, zu sehr vielen Inhalten; ja man wird ohne Ueberraschung finden, daß sehr bedeutungsvolle Worte der Sprache diese unvollkommene Form der Fassung ihres Gegenstandes verrathen; denn eben je reicher, wichtiger und mannigfaltiger ein Gegebenes ist, um so leichter werden überredende Eindrücke vielfacher Wahrnehmungen das Gefühl seiner Eigenthümlichkeit, Ganzheit und Abgeschlossenheit in sich selbst erwecken, ohne uns darum sein inneres Gefüge wirklich aufzudecken. Worte wie Natur, Leben, Kunst, Erkenntniß, Thier und viele andere bedeuten im gewöhnlichen Gebrauch nichts weiter; sie drücken nur die Meinung aus, daß eine gewisse meist nicht genau begrenzbare Menge von Einzelheiten, seien es Gegenstände oder Merkmale von Gegenständen oder Ereignisse, die sich aneinanderknüpfen, auf irgend eine Weise durch ein innerliches Band zu einem Ganzen vereinigt sind, welches sich weder einen Theil seines Inhalts rauben läßt, ohne zerstört zu werden, noch einen beliebigen Zusatz in seine abgeschlossene Einheit aufnehmen kann. Wie wenig aber die Natur jenes Bandes wirklich bekannt ist, zeigt das Mißlingen des Versuchs, Rechenschaft über die Grenzen zu geben, welche das zu dieser Einheit Zugehörige umschließen und von Fremdartigem trennen. So lange nun die logische Arbeit in der Zusammenfassung des Mannigfachen nicht weiter gediehen ist, würde ich Bedenken tragen, schon von Begriffen zu sprechen, ohne deshalb Werth auf die Erfindung eines besonderen technischen Namens für diese noch unvollkommene Fassung zu legen. Möge sie denn der unvollkommene oder der werdende Begriff heißen; den vollkommenen oder verwirklichten Begriff werden wir erst dann zu besitzen glauben, wenn der unbestimmte Nebengedanke der Ganzheit überhaupt

zu dem Mitdenken eines bestimmten Grundes gesteigert ist, welcher das Zusammensein gerade dieser Merkmale, gerade diese Verbindung derselben und die Ausschließung bestimmter anderen rechtfertigt.

22. Es ist jetzt die Frage, wie wir zu diesem bedingenden Grunde gelangen. Blieben wir nun bei der isolirten Betrachtung eines zusammengesetzten Bildes abcd stehen, so würde keine noch so lange fortgesetzte Beobachtung uns entdecken, welche Bestandtheile desselben nur zusammensind, welche zusammengehören, in welcher Abstufung das Dasein des einen das des anderen bedingt. Vergleichen wir aber abcd mit andern seines Gleichen, d. h. mit solchen, auf welche von ihm aus unsere Aufmerksamkeit ohne logisches Zuthun durch Gesetze unseres Vorstellungslaufs gelenkt wird, und finden wir, daß in abcd, abef, abeg und ähnlichen die Gruppe ab gleichmäßig vorkommt unter Hinzufügung verschiedener ungleicher Bestandtheile, so erscheinen uns diese letzteren als das locker und trennbar mit dem festen Stamme des ab Verbundene; das gemeinsame ab aber steht ihnen nicht blos als thatsächlich gleicher Mittelpunkt ihrer Anknüpfung gegenüber, sondern unter der allgemeinen Voraussetzung, daß hier ein Ganzes einander bedingender Theile vorliege, wird dieser feste Kern zugleich zum Ausdruck der beständigen Regel, die in den Einzelfällen den Ansatz der verschiedenen Nebenbestandtheile gestattet und die Art ihrer Anfügung bestimmt. Wollen wir im Leben und zu praktischen Zwecken desselben ermitteln, wo in einem Geschöpfe, in einem Gegenstande oder in einer gegebenen Einrichtung die Grenzlinie verläuft, die das innerlich Zusammengehörige von zufälligen Anlagerungen scheidet, so setzen wir dies gegebene Ganze irgendwie in Bewegung; unter dem Einfluß der Veränderung werde sich zeigen, welche Theile hier fest zusammenhalten, während die fremden Beimischungen abfallen, und welche allgemeinen Verknüpfungsweisen jener Theile bestehen bleiben, während sie im Einzelnen ihre gegenseitigen Stellungen ändern; in dieser Summe des Beständigen sehen wir dann das wesentliche innere Gefüge des Ganzen und erwarten von ihm, daß es auch die Möglichkeit und die Art und Weise des Ansatzes veränderlicher Bestandtheile bestimme. Das erste Verfahren, die Hervorhebung dessen, was verschiedenen ruhenden Beispielen gemeinsam zukommt, hat die Logik gewöhnlich befolgt und ist auf diesem Wege zur Aufstellung ihres Allgemeinen gekommen; ich würde den anderen bevor-

zugen, die Bestimmung dessen, was in demselben Beispiel sich unter veränderten Bedingungen forterhält; denn nur die Voraussetzung, daß diese Selbsterhaltung sich auch an der Gruppe abc, dem Gemeinsamen vieler einzelnen Vorstellungsganzen, werde beobachten lassen, rechtfertigt eigentlich unsere Annahme, dieses Zusammenseiende als zusammengehörig und als Grund der Anfügbarkeit oder der Unzulässigkeit anderer Bestandtheile anzusehen.

23. Man nennt Abstraction das Verfahren, nach welchem das Allgemeine gefunden wird, und zwar, wie man angibt, durch Weglassung dessen, was in den verglichenen Sonderbeispielen verschieden ist, und durch Summirung dessen, was ihnen gemeinsam zukommt. Ein Blick auf die wirkliche Praxis des Denkens bestätigt diese Angabe nicht. Gold, Silber, Kupfer und Blei sind an Farbe, Glanz, Gewicht und Dichtigkeit verschieden; aber ihr Allgemeines, das wir Metall nennen, finden wir nicht dadurch, daß wir bei ihrer Vergleichung diese verschiedenen Merkmale ohne einen Ersatz einfach weglassen. Denn offenbar reicht zur Bestimmung des Metalls nicht die Verneinung aus, es sei weder roth noch gelb noch weiß oder grau; ebenso unentbehrlich ist die Bejahung, daß es jedenfalls irgend eine Farbe habe; es hat zwar nicht dieses, nicht jenes specifische Gewicht, nicht diesen, nicht jenen Grad des Glanzes, aber seine Vorstellung würde entweder gar nichts mehr bedeuten oder doch sicher nicht die des Metalles sein, wenn ihr jeder Gedanke an Gewicht überhaupt, an Glanz und Härte überhaupt fehlte. Durch Vergleichung der einzelnen Thierarten erhalten wir das allgemeine Bild des Thieres gewiß nicht, wenn wir jede Erinnerung an Fortpflanzung, Selbstbewegung und Respiration deshalb fallen lassen, weil die einen lebendig gebären, andere Eier legen, manche sich durch Theilung vermehren, weil ferner jene durch Lungen, diese durch Kiemen, noch andere durch die Haut athmen, weil endlich viele auf Beinen wandeln, andere fliegen, einige zur Ortsveränderung unfähig sind. Im Gegentheil ist dies das Allerwesentlichste, wodurch jedes Thier Thier ist, daß es irgend eine Art der Fortpflanzung, irgend eine Weise der Selbstbewegung und der Respiration besitzt. In allen diesen Fällen entsteht mithin das Allgemeine nicht durch einfache Hinweglassung der verschiedenen Merkmale p^1 und p^2, q^1 und q^2, die in den verglichenen Einzelfällen vorkommen, sondern dadurch, daß an die Stelle der weggelassenen

die allgemeinen Merkmale P und Q eingesetzt werden, deren Einzelarten p^1, p^2 und q^1, q^2 sind. Das einfachere Verfahren der Weglassung kommt nur da vor, wo dem einen der verglichenen Einzelnen in der That gar keine Art eines Merkmals P zukommt, von welchem das andere nothwendig eine Art zu seinem Merkmal hat. So glauben wir, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, in der Pflanze keine Spur von Empfindung und Selbstbewegung zu entdecken, die beide wesentlich für alle Thiere sind; aus der Vergleichung von Pflanze und Thier bilden wir daher allerdings die allgemeine Vorstellung des organischen Wesens durch Weglassung beider Merkmale ohne einen Ersatz. Eine sachlich eingehende Betrachtung würde, zwar nicht eben in diesem Beispiele, aber in vielen verwandten Fällen, vielleicht Veranlassung haben, dennoch beiden verglichenen Gliedern zwei Merkmale P und Q gemeinsam zuzuschreiben, und nur für das eine, die Pflanze, einen Nullwerth dieser Merkmale anzunehmen, die in dem Thiere stets mit wirklichen Größenwerthen vorkommen. Etwas anders gewendet behaupten wir logisch, der Ersatz der weggelassenen Einzelmerkmale durch ihr Allgemeines sei die allgemeingültige Regel der Abstraction, die ersatzlose Weglassung bilde den Sonderfall, in welchem sich ein logisch gemeinsames Merkmal nicht finden läßt, als dessen verschiedene Arten der Besitz eines Einzelmerkmals hier und sein Nichtbesitz dort angesehen werden könnten. So gefaßt schließt mithin unsere Regel der Abstraction diese Fälle der bloßen Weglassung mit ein; umgekehrt, eine Regel, welche nur von der Weglassung ausginge, fände keinen Rückweg zu der Forderung jenes Wiederersatzes, dessen Wichtigkeit für die Bildung des Allgemeinen alle späteren Schritte der Logik bestätigen werden.

24. Nach den Betrachtungen des vorigen Abschnittes, von dessen Voraussetzung jetzt die Nothwendigkeit sichtbar ist, wird man nicht ernstlich an dem nur scheinbaren Cirkel Anstoß nehmen, der uns hier Allgemeines durch Zusammensetzung von Allgemeinem zu bilden befiehlt. Wir haben gesehen, daß die allgemeinen Merkmale P und Q, die wir hier bedürfen, das erste Allgemeine des erwähnten Abschnittes, uns ohne logische Arbeit lediglich als beobachtbare Erzeugnisse unseres Vorstellungslebens zufallen; eben deswegen können sie nun als Bausteine für die Bildung dieses zweiten Allgemeinen verwendet werden, welches wir allerdings durch eine logische Arbeit erzeugen. Daß das Gelb des

Goldes, das Roth des Kupfers und das Weiß des Silbers nur Abwandlungen eines Gemeinſamen ſind, das wir dann Farbe nennen, das empfanden wir unmittelbar; wem es aber nicht empfindbar wäre, dem würde durch logiſche Arbeit nie deutlich gemacht werden können, weder daß dieſe Eindrücke Arten dieſes Allgemeinen ſind, noch überhaupt, was eigentlich ein Allgemeines und die Beziehung ſeines Beſonderen zu ihm ſagen will. Denn dies eben wünſchte ich hier noch hervorzuheben, daß auf der unmittelbaren Anſchauung eines erſten Allgemeinen und auf der Anwendung irgend welcher Größenvorſtellungen die Bildung dieſes zweiten Allgemeinen in allen Fällen beruht, nicht blos da, wo die Merkmale, wie die des Metalls, Farbe, Glanz und Härte, ſich ungezwungen als ruhende Eigenſchaften des Bezeichneten faſſen laſſen, ſondern auch da, wo ſie, wie Fortpflanzungs- und Bewegungsfähigkeit des Thieres, nur kurze adjectiviſche Bezeichnungen von Verhaltungsweiſen ſind, die ſich vollſtändig nur durch vielfache Beziehungen zwiſchen mancherlei Beziehungspunkten denken laſſen. Man überzeugt ſich leicht durch eine Zergliederung, die ich nur um ihrer drohenden Weitläufigkeit willen hier der Aufmerkſamkeit des Leſers überlaſſen muß, daß alle Unterſchiede der Thiere auch in Bezug auf dieſe Merkmale immer auf Größenbeſtimmungen hinauslaufen, die entweder der Stärke gelten, mit der ein fühlbar gleicher oder gleichartiger Vorgang ſich in ihnen ereignet, oder der Anzahl der Beziehungspunkte, zwiſchen denen er ſtattfindet, oder einer der Formverſchiedenheiten, die er durch eben dieſe verſchiedene Anzahl ſeiner Beziehungspunkte, durch die größere oder geringere Engigkeit ihrer Beziehung auf einander, endlich durch die ebenfalls meßbaren Unterſchiede ihres zeitlichen und räumlichen Verhaltens erfahren kann. Mit dem Hinwegfall dieſer quantitativen Abſtufung und Vergleichbarkeit, die ſich, in verſchiedener Weiſe natürlich, über Alles, über einfache Merkmale, über ihre Beziehungen, über Verbindungsweiſen des Gleichzeitigen und des Succeſſiven erſtreckt, würde die Bildung eines Allgemeinen aus der Vergleichung verſchiedener zuſammengeſetzter Vorſtellungsgruppen wenigſtens in dem Sinne, in welchem dieſe Bildung für die Aufgaben des Denkens Werth hat, unmöglich ſein.

25. Ich gedenke jetzt einiger herkömmlichen Kunſtausdrücke. Nennen wir Begriff (notio, conceptus) vorläufig überhaupt die zuſammengeſetzte Vorſtellung, die wir als ein zuſammengehöriges Ganze denken,

so heißt Inhalt (materia) des Begriffes S die Summe der Einzelvorstellungen oder Merkmale (notae) a, b, c, d..., durch welche S vollständig gedacht und von jedem andern Begriffe Σ unterschieden wird; Umfang aber (ambitus, sphaera) die Anzahl der Einzelbegriffe s^1 s^2 s^3.., in deren jedem der Inhalt von S, also die Merkmalgruppe a, b, c, d.., in irgend einer ihrer möglichen Modificationen enthalten ist. So würden Farbe a, Gewicht b, Dehnbarkeit d und die übrigen ähnlichen zusammen den Inhalt des Metalls S; Kupfer s^1 dagegen, Silber s^2, Gold s^3 und ihres Gleichen zusammengenommen den Umfang desselben S bilden. Man pflegt ferner die einzelnen Merkmale a, b, c als coordinirt in dem Inhalt von S, die einzelnen Arten aber, s^1, s^2, s^3, als coordinirt in dem Umfange des S zu bezeichnen; in dem Verhältniß der Subordination endlich stehen die Arten s^1, s^2, s^3 zu dem allgemeinen S selbst, das ihre Gattung bildet; subsumirt aber sind sie sammt dem S selbst unter jedes der allgemein ausgedrückten Merkmale, welche den Inhalt des S und folglich auch den der s^1, s^2, s^3 zusammensetzen. Zuletzt behauptet man, daß Umfang und Inhalt jedes Begriffes in umgekehrtem Verhältniß zu einander stehen; je größer der Inhalt, also die Zahl der Merkmale, die der Begriff allen seinen untergeordneten Arten vorschreibt, um desto geringer die Anzahl der Arten, welche diese Forderung erfüllen; je kleiner der Inhalt des S, um so größer die Menge der Einzelnen, welche die wenigen Merkmale besitzen, die ihnen nöthig sind, um Arten des S zu sein, oder in seinen Umfang zu gehören. Vergleiche man daher den allgemeinen Begriff S mit einem andern gleichartigen allgemeinen T und suche für sie beide das neue dritte Allgemeine U, dem sie wieder als Arten gehören, und setze man dies Verfahren fort, so werde jeder Allgemeinbegriff W, je höher er in dieser Stufenreihe steht, je weiter er nämlich von den ursprünglich verglichenen S und T absteht, um so armer an Inhalt und um so größer an Umfang sein; umgekehrt, steigen wir von jenen höchsten Allgemeinbegriffen W durch V und U, S und T bis zu den Arten von S und weiter herab, so wachse mit abnehmendem Umfang der Inhalt und werde am größten in jenen Vorstellungen des völlig Einzelnen und Individuellen, denen dann die Logik nicht ohne Bedenken den Namen eines Begriffes überhaupt noch zugesteht.

26. Diese Bestimmungen sind von ungleichem, überhaupt aber

von geringem Werth. Ich beginne, was über sie zu sagen ist, mit der Feststellung des künftig von mir zu befolgenden Sprachgebrauchs. Ich nenne jeden zusammengesetzten Inhalt s dann begrifflich gefaßt oder Begriff, wenn zu ihm ein Allgemeines S mitgedacht wird, welches den bedingenden Grund für das Zusammensein aller seiner Merkmale und für die Form ihrer Verknüpfung enthält. Nach dieser Erklärung sprechen wir unbedenklich von Begriffen auch des völlig Einzelnen, von singularen Begriffen nach dem alten Ausdruck der Logik und glauben uns dabei in völliger Uebereinstimmung mit dem Sprachgebrauch. Denn wenn wir zum ersten Male einen uns neuen Gegenstand s, vielleicht mit völliger Deutlichkeit der sinnlichen Wahrnehmung, beobachten, mit dieser aber uns nicht zufrieden geben, sondern fragen, was denn nun eigentlich dies s sei, so wünschen wir offenbar die Regel kennen zu lernen, die in dem beobachteten Thatbestand die wahrgenommenen Merkmale verbindet und sie in ein zusammengehöriges Ganze von bestimmtem voraussagbaren Verhalten verwandelt. Erfahren wir dann, dies s sei ein S, ein Thier oder eine Pflanze, so glauben wir dies s begriffen zu haben; seine Vorstellung ist es also, die durch das Mitdenken des allgemeinen S zum Begriff erhoben wird. Jeder Eigenname bietet hierfür ein Beispiel. Alcibiades bedeutet für menschliche Gedanken niemals blos eine Vielheit verschiedenfarbiger Punkte, die im Raum nach bestimmter obwohl nicht ganz unverschiebbarer Zeichnung mit einander verbunden sind und dem Versuch zu ihrer Trennung widerstehen; ebensowenig drückt der Name blos den Nebengedanken aus, diese Vielheit bilde auf irgend eine dahingestellte Weise ein Ganzes; das ganz bestimmte Allgemeinbild des Menschen vielmehr oder des Mannes wird als das Schema mitgedacht, nach welchem der Zusammenhang der hier beobachteten Merkmale unter einander und mit dem künftig von ihnen zu erwartenden Verhalten aufzufassen ist. Auf diese Auffassung aber paßt weder der Name der Anschauung, noch der einer bloßen Vorstellung, sondern nur der eines singularen Begriffes.

27. Gar nicht finde ich dagegen in der Ordnung, daß man dem Allgemeinen S selbst, durch dessen Mitdenken das Einzelne zum Begriff wird, ohne allen Vorbehalt den Namen eines Allgemeinbegriffes gibt. Diese logische Form kann das S haben, hat sie aber keineswegs immer, sondern bleibt häufig ein bloßes allgemeines Bild, dessen Be-

ſtand zwar mit dem Nebengedanken ſeiner zuſammengehörigen Ganzheit, aber ohne Angabe der gliedernden Regel ſeines Zuſammenhangs gedacht wird. Im gewöhnlichen Gebrauch der Rede iſt ſchon der Name Menſch nur Ausdruck für ein ſolches Bild; einige Ueberlegung macht aus ihm leicht noch, durch Unterordnung unter das Allgemeine Thier, einen Begriff; dann bleibt aber Thier ein allgemeines Bild, das nur der Naturforſcher noch durch Mitdenken der Vorſtellung des organiſchen Weſens für ſeinen wiſſenſchaftlichen Gebrauch zum Begriff umbildet. Auf dieſem unfertigen Zuſtand der logiſchen Arbeit, die nur den einen Ring der ganzen Kette, den Zuſammenhang des Einzelnen mit ſeinem nächſten Allgemeinen ſcharf beleuchtet, von da aus aber die übrigen im Dunkel läßt, beruhen die Begriffe, die im natürlichen Gebrauch des Denkens vorkommen; da jedoch wiſſenſchaftliche Unterſuchungen, zu denen die Logik vorzugsweis einleiten will, wirklich dahin ſtreben, auch jedes höhere Allgemeine eines gegebenen Begriffs ſelbſt begrifflich zu faſſen, ſo begnüge ich mich, die vorgetragene Bemerkung gemacht zu haben, ſehe jedoch von ihrer hartnäckigen Durchführung ab und werde mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauch auch jenen allgemeinen Bildern den Namen der Begriffe nicht vorenthalten. Dies Zugeſtändniß wird mir dadurch erleichtert, daß in der Logik der Name des Begriffs nicht jene vornehme Bedeutung ſcheint haben zu dürfen, die ihm die Schule Hegels gegeben hat, und in welcher er darauf Anſpruch macht, die Erkenntniß der weſentlichen Natur ſeines Gegenſtandes auszudrücken. Der Unterſchied zwiſchen logiſchen Formen und metaphyſiſchen Gedanken iſt auch hier zu beachten. Es mag einen bevorzugten Begriff geben, welcher die Sache ſelbſt in ihrem Sein und ihrer Entwicklung verfolgt, oder zum Standpunkt der Auffaſſung den in ihr ſelbſt liegenden Mittelpunkt wählt, von welchem aus ſie ihr eigenes Verhalten beſtimmt und ihre eigne Wirkſamkeit gliedert; aber es iſt nicht Aufgabe der Logik, ihrer Begriffsform ſtets nur dieſe auserleſene Füllung zu geben. Der logiſche Begriff gilt uns als eine Denkform, welche ihren Inhalt, von irgend welchem Standpunkte aus, ſo auffaßt, daß aus dieſer Auffaſſung Folgerungen zu ziehen ſind, welche an beſtimmten Punkten richtig wieder mit dem zuſammentreffen, was aus dieſem Inhalt ſelbſt, aus der Sache ſelbſt fließt; nach der Wahl jener Standpunkte, für deren jeden ſich die Sache anders projicirt, kann es daher verſchiedene gleich

richtige und gleich fruchtbare logiſche Begriffe deſſelben Gegenſtandes geben. Mag darum Begriff immerhin jede Auffaſſung heißen, die, wenn auch nur mit Hülfe eines ſelbſt nicht weiter zergliederten Allgemeinbildes, dies leiſtet, den gegebenen Gegenſtand einer Regel ſeines Verhaltens zu unterwerfen, deren Anwendung mit dieſem wirklichen Verhalten in Uebereinſtimmung bleibt.

28. Ernſtliche Bedenken erweckt die behauptete Coordination der Merkmale im Inhalt des Begriffs. Schon dies iſt ein Uebelſtand, daß uns ein paſſender Name für die Beſtandtheile fehlt, aus denen wir den Begriff zuſammenſetzen; Merkmal, Theilvorſtellung paſſen nur für beſtimmte Fälle. Sie erwecken die geläufige falſche Meinung, als ſeien ganz allgemein die Beſtandtheile des Begriffs gleichwerthig, jeder mit dem Ganzen des Inhalts ebenſo verbunden wie jeder andere, und jeder erſte mit dem zweiten ebenſo wie dieſer mit dem dritten. Hierzu verführen beſonders die Beiſpiele, welche die Logik aus dem Kreiſe einfacher Naturgegenſtände zu wählen pflegt. Zwar iſt Gold gelb nur im Licht, dehnbar nur für eine einwirkende Zugkraft, ſchwer nur für den Körper, den es drückt; aber dieſe verſchiedenen Verhaltungsweiſen laſſen ſich doch für unſere Einbildungskraft leicht als ruhende Eigenſchaften vorſtellen, die an einem beſtimmten Punkte des Raumes verſammelt ſind und dort alle in nicht weiter angebbarer übrigens gleicher Weiſe an dem Realen haften, das um ihretwillen Gold heißt. Hier paßt der Name der Merkmale und hier ſind die Merkmale allerdings in dem behaupteten Sinne in dem Inhalt coordinirt; nur bedeutet dieſe Coordination nichts mehr, als daß ſie alle dem Ganzen gleich unentbehrlich ſind, außerdem aber eine irgendwie gegliederte Ordnung nicht beſteht. Verlaſſen wir ſo einfache Beiſpiele, überlegen wir Begriffe wie Dreieck, Thier oder Bewegung, ſo bedürfen wir, um ihren Inhalt richtig zu denken, eine Menge von Theilvorſtellungen, die nicht mehr ſo gleichwerthig ſind, ſondern in den verſchiedenſten gegenſeitigen Stellungen auf einander bezogen werden müſſen. Die drei Seiten des Dreiecks ſind nicht blos in ihm auch da, neben den drei Winkeln, ſondern ſie müſſen durch ihre Schneidungen die Winkel bilden; der Begriff der Bewegung enthält nicht blos überhaupt die Theilvorſtellungen Ort, Veränderung, Richtung, Geſchwindigkeit; ſondern Richtung und Geſchwindigkeit ſind, beide in verſchiedenem Sinne, Beſtimmungen der

Veränderung; der Ort, da er ja verlassen wird, kann am wenigsten ein Merkmal des Begriffs heißen, er ist ein Beziehungspunkt für die Vorstellung der Veränderung, zu welcher sein Verhältniß durch den Sinn des Genitivs verglichen mit dem regierenden Nominativ ausgedrückt wird. Die Verfolgung dieser Mannigfaltigkeit ist zu weitläufig; zu der Ueberzeugung aber würde sie ersichtlich führen, daß im Allgemeinen die Merkmale eines Begriffs nicht gleichwerthig einander coordinirt sind, daß sie vielmehr in den mannigfaltigsten Stellungen sich auf einander beziehen, einander verschiedenartige Anlagerungen vorschreiben und so sich wechselseitig determiniren; daß ein zutreffendes Symbol für den Bau eines Begriffs nicht die Gleichung $S = a + b + c + d \ldots$, sondern höchstens die Bezeichnung $S = F(a, b, c, \ldots)$ ist, welcher mathematische Ausdruck eben nur andeutet, daß $a, b, c, \ldots$ auf eine im Einzelfall genau angebbare, im Allgemeinen höchst vielförmige Weise verknüpft werden müssen, um den Werth von S zu ergeben. Wäre in irgend einem Einzelfalle

$$S = a\,[b^c \sin d] + \left(e - \frac{f}{g}\right) \sqrt{h},$$

so würde diese Formel, so läppisch sie sein würde, wenn sie etwas mehr bedeuten wollte, doch immer noch ein anschaulicheres Bild, als jene unzureichende Summenformel, für die Verschiedenheit der Beiträge geben, welche hier die einzelnen Merkmale $a, b, c \ldots$ zum Aufbau des ganzen Inhaltes von S liefern.

29. Gegen die Coordination von s^1 Kupfer, s^2 Gold und s^3 Silber in dem Umfang des S Metall ist nichts einzuwenden, dagegen der große Werthunterschied zwischen dieser Unterordnung und der des allgemeinen S sowie jeder seiner Arten unter die allgemeinen Merkmale a dehnbar, b farbig hervorzuheben. Die Natur des Allgemeinen S, des Metalls, beherrscht die Natur seiner Arten, des Goldes und Kupfers, vollständig, und keine Eigenschaft der letzteren entzieht sich ihrem bestimmenden Einfluß: gelb oder roth ist vieles, aber das schimmernde Gelb und Roth des Goldes und Kupfers kommt Metallen allein zu; dehnbar ist vieles, aber Größe und sonstige Eigenthümlichkeit der Dehnbarkeit, wie sie Gold und Kupfer zeigen, ist nur bei Metallen erhört; nur die Metallität endlich erklärt die Höhe des specifischen Gewichts. Ebenso bestimmt das Allgemeine Thier jede Eigenschaft und jede Regung

dessen, was seine Art ist: das Thier bewegt sich anders, wächst anders und ruht anders als die Pflanze und das Leblose. Versinnlichen wir das allgemeine Metall durch einen Kreis S, so liegt der kleinere Kreis s^1 des Goldes völlig in S eingeschlossen; neben ihm, getrennt von ihm, aber ebenso ganz innerhalb des S, die Kreise s^2 Kupfer, s^3 Silber. Dies Verhältniß einer wahrhaften Unterordnung unter das maßgebende Allgemeine bezeichne ich, indem ich zwei meist gleichbedeutend gebrauchte Namen verschieden benutze, als Subordination unter die Gattung; ich nenne dagegen Subsumption unter das Merkmal die Unterordnung des Goldes unter das Gelb g oder das Dehnbare d. Diese allgemeinen Merkmale beherrschen und durchdringen offenbar die ganze Natur des Goldes nicht; jedes drückt vielmehr nur eine Seite derselben aus, die andern Gegenständen von völlig abweichender Natur ebenfalls zukommt, und aus der sich, für unsere logische Einsicht, keinerlei Folgerung in Bezug auf die anderen Eigenschaften des Goldes ziehen läßt. An den größeren Kreis G des Gelben tritt daher der kleinere s des Goldes nur an einer bestimmten Stelle an und schneidet ihn, ohne gänzlich in ihm zu liegen; an anderen Stellen wird G durch die Kreise der andern gelben Gegenstände ebenso geschnitten und sie alle bleiben theilweis außer ihm.

30. Von dem Allgemeinen S aus, welches die Regel für die ursprünglich verglichenen s^1 s^2 s^3 war, konnten wir zu immer höheren Allgemeinbegriffen T U V W aufsteigen. In der Naturgeschichte, für welche diese Stufenreihe Werth hat, sind ihre einzelnen Glieder in der Richtung nach aufwärts als Art, Gattung, Familie, Ordnung, Klasse bezeichnet worden; doch ist schon dies nicht ganz unstreitig, was ein Allgemeinbegriff zu leisten habe, um eine Art, und was, um eine Gattung vorzustellen; noch verschiedener werden die übrigen Benennungen und immer nach Gesichtspunkten angewandt, die für den Kreis zu behandelnder Gegenstände jedesmal aus der besondern Natur derselben eigens gerechtfertigt werden. Ohne diese Unterstützung, welche die Bedeutung und Wichtigkeit dieser Abstufungen von Seiten sachlicher Kenntniß erfährt, läßt sich nur für Art und Gattung einigermaßen ein fester logischer Werth auf folgende Weise bestimmen. Veranlassung zur Aufsuchung eines Allgemeinen überhaupt findet das natürliche Denken nur in der Vergleichung von Einzelfällen, welche nicht gleich,

aber ähnlich sind. Einen Begriff zu suchen, der Gurkenfrüchte und mathematische Lehrsätze unter sich befaßte, ist ein Spiel des Witzes; aber alle großen und kleinen, alten und jungen, dicken und magern, schwarzen und weißen Menschen fordern das natürliche Denken zu diesem Schritte auf. Denn ihre sinnlichen Erscheinungen liefern ähnliche Bilder, an deren entsprechenden Punkten sich nur Merkmale finden, die unmittelbar als Arten desselben allgemeinen Merkmales, der Härte, der Farbe, empfunden werden; auch die Beziehungen zwischen zweien dieser Punkte sind in ihnen allen nur durch Grad und Größe verschiedene Modificationen einer und derselben allgemeinen Beziehung. Die Vergleichung der einzelnen Menschen erzeugt daher ein allgemeines Bild; nicht in dem Sinne freilich, als ließe der allgemeine Mensch sich wirklich malen, aber doch in dem Sinne der naturgeschichtlichen Abbildungen, die gar nicht daran zweifeln, durch ein Pferd alle Pferde und durch ein Kameel alle Kameele in einer Anschauung, die mehr als bloßes Schema oder Symbol ist, deutlich darzustellen; oder in dem Sinne der Geometrie, die durch ein gezeichnetes Dreieck, obgleich es immer nur ein einzelnes sein kann, neben dem es andere gibt, doch alle diese andern, und zwar gleichfalls in anschaulicher Weise, mit vertritt. Diese Möglichkeit verschwindet aber, wenn wir zu höheren Allgemeinheiten aufsteigen, die diese allgemeinen Bilder selbst wieder als ihre Arten unter sich befassen; das allgemeine Säugethier, das weder Pferd noch Kameel ist, noch sonst Namen hat, läßt sich nicht einmal in einem schematischen Bilde mehr zeichnen, und ebenso wenig das Polygon, das weder Dreieck noch Viereck ist, noch eine andere bestimmte Seitenzahl hat. Diese höheren Allgemeinbegriffe fassen wir mithin nicht mehr in einer Anschauung, sondern nur noch in einem Gedanken, durch eine Formel oder eine Gleichung, die im Wesentlichen dieselbe Beziehungsweise zwischen verschiedenen Beziehungspunkten vorschreibt, aber zu anschaulich ganz abweichenden Gestaltungen führt, je nachdem man die unbestimmt gelassenen Werthe dieser Beziehungspunkte selbst und ihrer engeren oder schlafferen Verbindung so oder 'anders bestimmt denkt. Dasjenige Allgemeine nun, das noch ein Bild gewährt, würde ich eine Art, das erste von denen aber, die nur noch eine Formel möglich machen, die Gattung nennen, in Uebereinstimmung, wie ich glaube, mit dem gewöhnlichen Sprachgefühl und nebenbei mit den alten Bestimmungen des

Ariſtoteles. Denn die Wahl ſeiner beiden Ausdrücke Eidos und Genos iſt ohne Zweifel durch die urſprüngliche Wortbedeutung beſtimmt worden; Eidos, die Art, welche unter ſich nur Individuen befaßt, iſt das Gemeinſame des Ausſehens oder der Erſcheinung; Genos begreift das Formverſchiedene, deſſen Entſtehung derſelben Regel folgt, oder das, wenn es überhaupt nicht zeitlich entſpringt, doch in dem bedingenden Zuſammenhang ſeiner Beſtandtheile derſelben geſetzgebenden Formel folgt.

31. Es bleibt uns noch die letzte der früher angeführten Behauptungen: das umgekehrte Verhältniß zwiſchen Inhalt und Umfang der Begriffe; ich finde es unrichtig da, wo ſeine Richtigkeit wichtig wäre, und ziemlich unwichtig da, wo es richtig iſt. Die Anzahl der Merkmale, aus denen wir unſere Begriffe zuſammenſetzen, iſt nicht unendlich; reicht doch die Sprache mit zwar vielen, doch nicht zahlloſen Worten zu ihrer Bezeichnung aus. Leicht möglich kann daher eine Gruppe derſelben, ſagen wir ikl, in mehreren Allgemeinbegriffen S, T, U zugleich vorkommen, ohne daß deshalb ikl einen höhern Allgemeinbegriff darſtellte, der ein Bildungsgeſetz für alle Arten von S, T und U enthielte. Man kann Kirſchen und Fleiſch unter die Merkmalgruppe ikl röthlicher ſaftiger eßbarer Körper unterordnen, aber man wird nicht glauben, damit einen Gattungsbegriff für beide erreicht zu haben, deſſen Arten ſie zu heißen verdienten. Ich behaupte nun nicht, daß die einſeitige Hervorhebung einer ſolchen Merkmalgruppe überall ſo wenig Sinn habe, wie in dieſem abgeſchmackten Beiſpiele; im Gegentheil werden wir ihren Werth ſpäter kennen lernen: ſie dient zu dem oft nützlichen und nöthigen Nachweis, daß verſchiedene Subjecte, obgleich ſonſt einander ganz fremd und keinem gemeinſchaftlichen Gattungsbegriffe ſubſumirbar, dennoch wegen eines einzigen oder weniger gemeinſamen Merkmale gewiſſen unabweislichen Folgerungen gleichmäßig verfallen ſind. Wer nun fortfahren will, dieſe Merkmalgruppen Allgemeinbegriffe zu nennen, hat dann freilich mit jenem umgekehrten Verhältniß zwiſchen ihrem Umfang und Inhalt Recht: je weniger Glieder die Gruppe zählt, um ſo ſicherer wird ſie in allerhand Begriffen anzutreffen ſein; und anderſeits je größere Anzahlen verſchiedener Vorſtellungsinhalte man vergleicht, um ſo kleiner wird die Merkmalgruppe ſein, in der ſie alle übereinſtimmen. Von dem wahren Allgemeinbegriff dagegen, dem, welcher die Regel für die ganze Bildung der Arten ent-

hält, ließe sich eher behaupten, daß sein Inhalt allemal ebenso reich, die Summe seiner Merkmale ebenso groß ist, als die der Arten selbst; nur sind im Allgemeinbegriffe, in der Gattung, eine Menge Merkmale nur in unbestimmter selbst schon allgemeiner Form enthalten, für welche in der Art bestimmte Einzelwerthe oder besondere Ausprägungen auftreten, bis in dem singularen Begriffe jede Unbestimmtheit verschwunden und jedes allgemeine Merkmal der Gattung durch ein nach Größe Eigenthümlichkeit und Verknüpfung mit andern völlig determinirtes ersetzt ist. Allerdings kann man gegen die Allgemeingültigkeit dieser Behauptung Beispiele wie das früher erwähnte des organischen Wesens anführen, unter dessen Begriff wir Pflanze und Thier unterordnen; man kann es eine logische Willkürlichkeit nennen, in diesem Begriffe die Merkmale der Empfindungs- und Bewegungsfähigkeit beizubehalten, mit dem Hintergedanken, beiden dann in der Pflanze einen Nullwerth zuzuschreiben; aber dies Beispiel zeigt eigentlich mehr, daß wirklich die höheren Allgemeinheiten, von der Gattung aufwärts, aufhören wahre Allgemeinbegriffe zu sein und in Complexe von Bedingungen übergehen, denen der Inhalt verschiedener im eigentlicheren Sinne so zu nennender Gattungen mit gleichen daraus fließenden Folgen unterliegt. Der Begriff des organischen Wesens ist ein solches ikl, eine Gruppe von Merkmalen, die für sich in keinem gegebenen Beispiel vorkommt, die aber in den Gattungen, in denen sie vorkommt, in Thier und Pflanze, dieselben aus ihr entspringenden Folgerungen nothwendig macht.

32. Die vorigen Bemerkungen enthielten weder die Hoffnung noch den Anspruch, eine bleibende Aenderung in dem hergebrachten Sprachgebrauch hervorzubringen; sie sollten nur der deutlicheren Einsicht in den Bau der Begriffe überhaupt dienen. Zu gleichem Zwecke füge ich noch Folgendes hinzu. Ich bezeichne die Gattung G, sofern ihr Begriff die Verbindungsregel einer Anzahl allgemeiner Merkmale A, B, C... darstellt, durch F [A, B, C,], und nehme an, jedes der Merkmale lasse Einzelformen zu, welche a^1, a^2, a^3 .., b^1, b^2, b^3 .. c^1, c^2, c^3 .. heißen mögen; die Verbindungsform F endlich bewege sich gleichfalls in einem Spielraum veränderlicher Gestaltungen, von denen wir drei durch f, g, f andeuten wollen. Da nun die Merkmale A, B, C von sehr verschiedenem Werthe für das Ganze von G sein können, so ist es möglich, daß die verschiedenen Werthe, welche etwa A annimmt,

von entſcheidender Wichtigkeit für die Geſtalt des Ganzen ſind und ſich auch in der Verbindungsweiſe der übrigen mit ihrem umformenden Einfluß gelten machen. Dies kann den Erfolg haben, daß, wenn A den einen oder den andern ſeiner Werthe annimmt, damit auch die Gliederungsweiſe F des Ganzen von einem ihrer Einzelfälle ſich zu einem andern ändert; die Geſammtzahl der Arten von G würde dann ſein: $G = f(a^1, B, C..) + \varphi(a^2, B, C..) + f(a^3, B, C)$, in welcher Formel ich der Kürze halber die correſpondirenden Aenderungen von B und C unausgedrückt laſſe. Dieſe entſcheidenden Merkmale a^1, a^2, a^3 ſind in dieſem Falle die artbildenden Unterſchiede, differentiae specificae. So pflegt ſchon Ariſtoteles, der dafür den Namen Diaphora hat, wenn er den Menſchen unter die Gattung Thier unterordnet, die Beſtimmung zum vernünftigen Denken als die eigenthümliche Ausprägung a^1 des allgemeinen Seelenlebens A zu bezeichnen, durch die ſich der Menſch von allen andern Thieren unterſcheidet; im Sinne meiner obigen Bezeichnung kommt dann noch hinzu, daß dieſes a^1 nicht blos den Menſchen von den Thieren abgrenzt, ſondern auch die ihm eigenthümlichen Werthe der übrigen Eigenſchaften B und C, endlich die Verbindungsweiſe f derſelben oder den ganzen Habitus beſtimmt, durch den der Menſch ſich von den Thieren mit ihrer durch φ oder f charakteriſirten Organiſation unterſcheidet. Es kann ferner geſchehen, daß die beſonderen Werthe, welche eines oder mehrere der allgemeinen Gattungsmerkmale in einer einzelnen Art angenommen haben, nur in dieſer Art und in keiner andern möglich ſind, daß ſie aber dennoch keinen wichtigen Einfluß auf die Geſtaltung der übrigen Merkmale äußern und deshalb die Natur der Art, an welcher ſie vorkommen, nicht nach ihrer ganzen Beſtimmtheit repräſentiren. Eigenheit oder Idion nennt Ariſtoteles ein ſolches Merkmal: es iſt das, was wir ein Kennzeichen nennen. Die Lachfähigkeit führt er als Idion des Menſchen an, Hegel in ähnlichem Sinne das Ohrläppchen; beide unterſcheiden den Menſchen vom Thiere, aber ſie erſchöpfen ſein Weſen nicht. Noch gibt es nach Ariſtoteles Merkmale, die nicht zu dem eiſernen Beſtand eines Begriffs gehören, ſondern etwas bezeichnen, was ſeinem Inhalt zuſtößt oder widerfährt; jedes Verbum, welches ſagt, daß Sokrates ſitze oder ſtehe, gibt davon ein Beiſpiel. Die Ueberſetzer [illegible] ſich vergeblich, den von Ariſtoteles dafür gebrauchten Ausdruck Symbebekos zugleich

sachgemäß und in Uebereinstimmung mit der ursprünglichen griechischen Wortbedeutung zu übersetzen; was an ihm sachlich wichtig und richtig ist, wird völlig dem entsprechen, was wir einen Zustand nennen. Daß dieser Ausdruck dennoch nicht den Sprachgebrauch des Aristoteles deckt, scheint mir die Schuld einer von ihm selbst begangenen Ungenauigkeit, deren Erörterung kaum die Mühe lohnen würde. Die Betrachtung des sachlichen Verhältnisses aber, das zwischen dem Begriffsganzen und dieser Art seiner Merkmale obwaltet, gehört der Lehre vom Urtheil an. Man findet in des Porphyrius Einleitung zur Aristotelischen Logik Stoff genug, um ein meist freilich nutzloses Nachdenken über die Aehnlichkeiten und Unterschiede der hier berührten logischen Bestimmungen noch weiter zu üben; uns dienten sie wesentlich zur Verdeutlichung der mannigfachen Gliederung der Begriffe und sind zu diesem Zweck nicht in durchgängiger Uebereinstimmung mit Aristoteles vorgetragen worden.

33. Wohin gelangt man nun zuletzt, wenn man zu allen gefundenen Allgemeinbegriffen immer höhere sucht? welche Form nimmt das Gesammtsystem aller unserer Begriffe an, wenn man sich dieses Geschäft vollendet denkt? Von einer breiten Grundfläche, welche durch alle singularen Begriffe oder Vorstellungen gebildet wird, erhebt es sich offenbar mit zunehmender Verschmälerung; die gewöhnliche Meinung gibt ihm geradezu die Gestalt einer Pyramide, die mit einer einzigen Spitze, dem alles umfassenden Begriffe des Denkbaren, schließe. Ich finde wenig Witz in dieser Annahme; sie beruht ganz auf der geistlosen Subsumtion unter ein Merkmal, deren logischen Werth wir gering anschlugen. Unter das Merkmal des Denkbaren überhaupt fällt alles auf einmal und mit einem Schlage; man kann sich die Mühe ersparen, zu diesem Ergebniß erst durch eine pyramidale Stufenleiter empor zu klettern; zugleich ist in diesem Endgliede von allem Inhalt und aller Eigenthümlichkeit des Gedachten auf die gründlichste und gedankenloseste Weise abgesehen. Folgen wir dagegen dem Verfahren der Subordination unter die Gattung und ordnen wir das Mannigfache nur solchen Allgemeinheiten unter, welche den Gedanken der allgemeinsten Regeln für die Eigenarten seiner Formung noch aufbewahren, so kommen wir nicht zu einem, sondern zu mehreren auf einander nicht zurückführbaren Endbegriffen, in denen wir ohne Ueberraschung dieselben Bedeutungen der

Redetheile wiedererkennen, die wir am Anfang dieſes Hauptſtücks als die erſten logiſchen Elemente kennen lernten. Alle ſubſtantiviſchen Inhalte führen auf den Stammbegriff des Etwas, alle adjectiviſchen auf den der Beſchaffenheit, die verbalen auf den des Werdens, die andern auf den des Verhältniſſes zurück. Alle dieſe Stammbegriffe haben freilich das gemeinſame Merkmal, denkbar zu ſein; aber eine gemeinſame Gattung, unter der ihre weſentlichen Inhalte verſchiedene Arten bildeten, gibt es weder über ihnen allen, noch vertritt einer von ihnen dieſe Stelle für die übrigen; es iſt nicht möglich, das Etwas als eine Art des Werdens, oder das Werden als eine Art des Etwas zu faſſen. So angeſehen erhebt ſich das Geſammtgebäude unſerer Begriffe wie eine Gebirgskette, die von einem breiten Fuße beginnt und mit mehreren ſcharf getheilten Gipfeln endigt.

Uebergang zu der Form des Urtheils.

34. Auf dieſem Bilde einer zuſammenhängend ſich aufbauenden Begriffswelt hat ſchon der Blick Platons geruht. Ihn, der die ewige Sichſelbſtgleichheit jedes Begriffsinhaltes und ihre Bedeutung gegenüber der Veränderlichkeit des Wirklichen zuerſt erkannt, ihn konnte es reizen, alle einfachen Elemente des Denkbaren aufzuſuchen, alle Verbindungen der verbindbaren zu vollziehen und in dem gegliederten Ganzen einer Ideenwelt das ewige Vorbild aufzurichten, dem die geſchaffene Welt unvollkommen nachahmt. Weder er ſelbſt indeſſen noch die Folgezeit hat eine wirkliche Ausführung dieſer an ſich unvollendbaren Aufgabe verſucht; noch weniger könnten wir jetzt geneigt ſein, in ihr eine wünſchenswerthe Leiſtung zu ſehen. Und dies nicht nur deshalb, weil die Wirklichkeit, das was iſt, uns zu zahlreiche und ſchwere Räthſel aufgibt, um uns Zeit zur Aufſtellung eines Verzeichniſſes deſſen zu laſſen, was ſein könnte, aber nicht iſt; vielmehr auch die vollſtändige Kenntniß der Ideenwelt würde uns wenig in der Begreifung des Wirklichen unterſtützen. Denn Alles, was wir im beſten Fall auf dieſem Wege erreichen könnten, würde nur das Bild einer ruhenden Ordnung ſein, in welcher einfache und zuſammengeſetzte Begriffe, jeder unveränderlich ſich ſelbſt gleich und jeder durch unwandelbare Beziehungen zu allen andern an ſeinen unverrückbaren ſyſtematiſchen Ort geſtellt, neben einander ſtänden; was

und dagegen die Wirklichkeit vorhält, ist ein wechselndes Durcheinander der mannigfachsten Beziehungen und Verknüpfungen, die sich zwischen den einzelnen Vorstellungsinhalten, ohne Rücksicht auf ihre systematische Stellung, bald so bald anders gestalten. Diese große Thatsache der Veränderung hört nicht dadurch auf dazusein, daß wir im Sinne des Alterthums sie als eine Unvollkommenheit schelten, im Gegensatz zu der feierlichen Ruhe der Ideenwelt; immerfort führt sie der Verlauf unserer Vorstellungen uns wieder vor, und das Denken, das von diesem ja seine Anregungen empfängt, muß sich bemühen, auch dies veränderliche Zusammensein auf Gründe der Zusammengehörigkeit zurückzuführen. Hierdurch wird der weitere Weg der Logik bestimmt.

35. Verschiedene Erwägungen führen zu demselben nächsten Schritte. Wo an einen scheinbar unveränderten Begriffsinhalt neue Merkmale sich anfügen, die wir früher in ihm nicht mitdachten, werden wir am unmittelbarsten zu der Frage aufgefordert, welcher Grund eines veränderlichen Zusammengehörens sich für beide denken lasse. Aber auch wenn wir verschiedene Beispiele eines Allgemeinen vergleichen, in dessen allgemeinen Merkmalen wir die Möglichkeit vieler besonderen bereits eingeschlossen haben, fragt es sich doch nach dem Grunde, der in jedem einzelnen dieser Beispiele die Zusammengehörigkeit des besondern Merkmals mit dem übrigen Ganzen des Inhalts vermittelt und dieses Merkmal vor den übrigen besonderen bevorzugt, die als Arten des allgemeinen seines Gleichen sind. Zuletzt, da wir in jedem Begriffe eine Mehrheit von Merkmalen vereinigt denken, und zwar solchen, die nicht ihrem eigenen Inhalte nach, als Glieder einer und derselben systematischen Reihe einander verwandt, die vielmehr einander ungleichartig und fremd sind, dennoch einander determiniren und in ihrer Verbindung eine bedingende Macht über den Ansatz anderer ausüben sollen, so kehrt auch hierüber die Frage nach dem Rechtsgrunde wieder, der dieses Zusammensein des Ungleichartigen als ein Zusammengehören erscheinen lasse. Wir werden uns bewußt, daß wir in unserer Betrachtung des Begriffs, als wir einer gewissen Verknüpfung von Merkmalen diese Stellung einer beherrschenden logischen Substanz zuschrieben, welche sich in einer Mannigfaltigkeit verschiedener oder wechselnder Formen bethätigt, eine Auffassungsweise gefordert und vorausgenommen haben, deren logisch rechtliche Ausführbarkeit wir noch zu erweisen haben. Dies also ist

unſere Aufgabe nun, dieſe vorausgeſetzten Verknüpfungen entweder wieder aufzulöſen, oder, wenn ſie ſich rechtfertigen laſſen, ſie noch einmal, dann aber in einer Form zu vollziehen, welche den Grund der Zuſammengehörigkeit des Verbundenen mit ausſpricht. Wenn das Denken dieſe Aufgabe zu löſen ſucht, wird erſichtlich die Form ſeiner Bewegung die des Urtheils ſein, in welchem ein bleibendes oder bedingendes Glied oder das Ganze des Begriffsinhalts als Subject den veränderlichen oder bedingten Gliedern oder der Summe dieſer Theil als Prädicaten gegenübertritt, die Beziehung beider aber, welche ihre Verknüpfung erklärt und rechtfertigt, in der Copula liegt, die ſprachlich mehr oder minder vollſtändig ausgedrückt beide Satzglieder zuſammenhält.

Zweites Kapitel.

Die Lehre vom Urtheil.

Vorbemerkungen über Bedeutung und gewöhnliche Eintheilung der Urtheile.

Der allgemeinen Absicht meiner Darstellung gemäß würde ich die verschiedenen Urtheilsformen nun systematisch als Glieder einer Reihe von Denkhandlungen zu entwickeln haben, deren jede durch den von ihr unbewältigten Rest ihrer Aufgabe den Eintritt der nächstfolgenden begründet. Ehe ich diesen Versuch beginne, habe ich üblichen anderen Betrachtungsweisen und den Gründen meiner Abweichung von ihnen einige Worte zu widmen.

36. Jedes Urtheil, welches im natürlichen Gebrauch des Denkens gebildet wird, will ein Verhältniß zwischen den Inhalten zweier Vorstellungen, aber nicht ein Verhältniß dieser beiden Vorstellungen aussprechen. Von diesem sachlichen Verhältniß der vorgestellten Inhalte ist natürlich ein gewisses Verhältniß der Vorstellungen, durch die wir es denken, eine unvermeidliche Folge; aber nicht diese freilich unausbleibliche Beziehung unserer Denkmittel, durch die wir den sachlichen Inhalt ergreifen wollen, sondern eben dieser selbst ist der wesentliche Sinn der im Urtheil vollzogenen Denkhandlung. Wenn wir sagen: das Gold ist gelb, so ist es freilich unwidersprechlich, daß nach diesem Urtheile unsere Vorstellung des Goldes in dem Umfange unserer Vorstellung des Gelben liegt, daß mithin das Prädicat von weiterem Umfange ist, als das Subject; aber dies war es doch gewiß nicht, was man durch dies Urtheil auszusprechen beabsichtigte. Vom Golde selbst vielmehr wollte man sagen, daß das Gelb selbst ihm als Eigenschaft zukomme, und nur deshalb, weil man dieses sachliche Verhältniß, gleich-

viel jetzt, welche Bedenken es sonst haben mag, als bestehend schon vorausgesetzt, kann man es in einem Satze abbilden, in welchem die Vorstellung des Goldes von der des Gelben eingeschlossen wird. Daß man nicht einmal ganz Recht hat mit diesem Satze, hat die Logik auch sonst schon bemerkt; indem sie von dem, was man ausdrückt, sich auf das beruft, was man meint, lehrt sie, daß auch das Subject seinerseits dies allzuweite Prädicat beschränke; das Gold sei nicht gelb überhaupt, sondern goldgelb, die Rose rosenroth, ja diese Rose habe eben nur das Roth dieser Rose. Aber auch diese Verbesserung ändert nichts an der Unvollkommenheit dieser ganzen Auffassung des Urtheils; denn welches Verhältniß nun eigentlich zwischen den beiden so corrigirten Gliedern stattfinde, sagt sie doch nicht, und die ganze Mannigfaltigkeit der verschiedenen Zusammenhangsweisen, die hier stattfinden können, geht für sie verloren. So ist ja das Gold im Finstern nicht gelb; seine Farbe hängt also an ihm nur unter einer Bedingung, der des Lichtzutrittes; wer nun diese neue Erfahrung mit der vorigen im Stil dieser Auffassung zu verbinden wünschte, würde sagen müssen, die Vorstellung des Goldes liege gleichzeitig im Umfange des im Lichte Gelben und im Umfange des im Finstern Nichtgelben; aber durch diese Ausdrucksweise würde er, wie mir scheint, doch nur verrathen, daß es ihm Vergnügen macht, von dem worauf es ankommt, der Erwähnung jenes Bedingungsverhältnisses, zu freilich richtigen, aber ganz bedeutungslosen Folgen abzuschweifen. Natürlich haben auch diese Umfangsverhältnisse der im Urtheil verbundenen Vorstellungen ihren logischen Werth; aber wo man diesen bedürfen wird, ist er nicht so schwierig zu ermitteln, um sich seiner nicht nebenher augenblicklich zu bemächtigen; einen Hauptgesichtspunkt für die Betrachtung der Urtheile aus jenen Verhältnissen zu machen, halte ich für ebenso irrig als langweilig.

37. Auf die Auffassung, welche ich hier vertrete, weisen übrigens die technischen Ausdrücke der Logik zurück. Subject unseres obigen Urtheils ist im Satze, oder grammatisch betrachtet, das Wort Gold, logisch angesehen aber, oder im Urtheile, nicht die Vorstellung Gold, sondern das Gold; denn nur zu diesem gehört das Gelb als ein Prädicat, das von ihm ausgesagt wird, und zwar in einem bestimmten Sinne ausgesagt wird, den die Bedeutung der Copula angibt. Die Vorstellung des Gelben dagegen ist nicht in demselben Sinne eine Eigenschaft

der Vorstellung des Goldes, in welchem Gelb eine des Goldes ist; jene wird gar nicht von dieser ausgesagt oder prädicirt; zwischen beiden Vorstellungen findet zunächst nur die Beziehung statt, daß immer, oder doch unter bestimmten Bedingungen immer, die eine dieser Vorstellungen, gelb, sich einfindet, wo die andere, Gold, gegeben ist; daß aber, wo jene gegeben ist, nicht überall diese hinzutritt. Was das aber ist, was dieses Verhalten ermöglicht, rechtfertigt oder nothwendig macht, das zu ermitteln und auszusprechen, ist allein die Aufgabe des logischen Urtheils, und es löst sie, indem es durch den Sinn seiner Copula die Beziehung angibt, die zwischen den beiden vorgestellten Inhalten, um deswillen, was sie vorstellen, und in verschiedenen Fällen verschieden, stattfinde; nur zwischen diesen Inhalten ist anderseits eine logische Copula denkbar; zwischen ihren Vorstellungen besteht nur die psychologische Verbindung, die ich erwähnte, und außer ihr jenes monotone, in allen Fällen gleiche Verhältniß der Einordnung der einen in den Umfang der anderen.

38. Es ist jetzt bereits deutlich, daß es für uns nur so viel wesentlich verschiedene Urtheilsformen wird geben können, als es wesentlich verschiedene Bedeutungen der Copula, d. h. verschiedene Nebengedanken gibt, welche wir über die Art der Verknüpfung des Subjects mit seinem Prädicat uns machen und in der syntaktischen Form des Satzes mehr oder minder vollständig zum Ausdruck bringen. Manche andere Unterscheidung, der wir in der Logik begegnen, fällt daher für unsere systematische Uebersicht als unbrauchbar hinweg, ohne deswegen ihren anderweitigen logischen Werth zu verlieren. Dieser Umstand macht mir zur Klarheit des Folgenden eine vorläufige Erörterung des Hergebrachten wünschenswerth; doch glaube ich sie auf diejenige Eintheilung der Urtheile beschränken zu können, die, an sich sehr alt, in Deutschland durch Kant die üblichste geworden ist. Man weiß, daß Kant jedes Urtheil nach den vier verschiedenen Rücksichten der Quantität, Qualität, Relation und Modalität bestimmt sein ließ und in jeder dieser Rücksichten für jedes Urtheil eine von drei einander ausschließenden Formen nothwendig fand. Von dieser Eintheilung darf ich das dritte Glied aus dieser vorläufigen Betrachtung ausschließen. Denn die Relation (zwischen Subject und Prädicat), nach welcher Kant kategorische, hypothetische und disjunctive Urtheile unter-

scheidet, bezieht sich offenbar auf eben die wesentlichen Bestimmtheiten des Urtheils, die wir suchen, und die den weiteren Gegenstand meiner eigenen Darstellung ohnehin bilden werden. Wenn das kategorische sein Subject S und sein Prädicat P schlechthin, wie man sagt, oder nach dem einfachen Vorbild des Verhältnisses eines Dinges zu seiner Eigenschaft verknüpft, das hypothetische dagegen dem S an sich nicht, sondern nur unter Voraussetzung der Erfüllung einer Bedingung sein P beilegt, das disjunctive endlich dem S gar kein bestimmtes Prädicat ertheilt, ihm aber die nothwendige Wahl zwischen mehreren einander ausschließenden auferlegt, so ist ohne Zweifel in jeder dieser drei Formen der Sinn der Copula, die Art der Verknüpfung zwischen S und P, verschieden und eigenthümlich; diese drei werden die Glieder der nachher aufzubauenden Stufenreihe der Urtheile bilden; nur die neun übrigen bedürfen der folgenden Vorerwägung.

39. Ihrer Quantität nach müssen die Urtheile entweder allgemein oder particular oder singular sein. Drückt man diese Unterschiede durch die üblichen Formeln aus: alle S sind P; einige S sind P; dieses S ist P, so zeigen sie offenbar nur die verschiedene Ausdehnung an, in welcher eine Verbindung von S und P gelten soll; die Art der Verbindung ist in allen drei Fällen dieselbe, und muß dieselbe sein, weil das allgemeine Urtheil, in dieser Fassung seines Sinnes, aus der Summirung der besondern und particularen soll entstehen können, mithin diesen völlig gleichartig sein muß. Die quantitative Bezeichnung gilt deshalb dem Subject allein, aber sie bezieht sich nicht auf das logische Verhältniß zwischen ihm und seinem Prädicat; sie ist daher von Wichtigkeit da, wo es gilt, in dem Zusammenhang der Gedanken von einem Urtheile eine Anwendung zu machen, deren Tragweite sich nach dem Umfang richtet, über den seine Gültigkeit sich erstreckt; einen eigenthümlichen Fortschritt der logischen Arbeit dagegen bezeichnen diese Unterschiede in ihrer hier gegebenen Formulirung nicht. Ich füge diese letztere Beschränkung hinzu, weil ja gewiß die quantitativen Unterschiede der Urtheile mit logisch wichtigen Unterschieden auch der Verknüpfungsweise zwischen S und P wirklich zusammenhängen; denn was allen S zukommt, haftet an der Natur seines Subjects ohne Zweifel auch in anderem Sinne, als das, was nur einigen eigen ist, anderen nicht; aber die quantitative Formulirung des Urtheils, welche die Subjecte blos zählt, bemächtigt

ſich eben dieſer wichtigen Nebengedanken nicht und läßt, häufig gegen die Natur der Sache, das Verhältniß des Prädicats zu ſeinem Subjecte überall als das nämliche erſcheinen.

40. In Bezug auf Qualität unterſchied Kant affirmative, negative und limitative Urtheile. Nun iſt nichts klarer, als daß die beiden Sätze: S iſt P, und S iſt nicht P, ſo lange ſie die logiſche Eigenſchaft haben ſollen, einander entgegengeſetzt zu ſein, nothwendig genau dieſelbe Verbindung von S und P meinen müſſen, nur daß die Geltung derſelben von dem einen bejaht, von dem andern verneint wird. Es iſt gewiß nicht nothwendig, aber nützlich, ſich dies Verhalten durch Spaltung jedes dieſer Urtheile in zwei zu verdeutlichen. Eine beſtimmte Beziehung zwiſchen S und P, welcher Art ſie auch immer ſein mag, denken wir uns durch ein Urtheil: S iſt P, als einen noch fraglichen Gedanken ausgedrückt; dieſe Beziehung bildet den Gedankeninhalt, über den zwei einander entgegengeſetzte Nebenurtheile gefällt werden; das eine affirmative gibt ihm das Prädicat der Gültigkeit oder der Wirklichkeit, das andere negative verweigert ſie ihm. Natürlich iſt es im Zuſammenhang unſerer Gedanken von der größten Wichtigkeit, welches dieſer beiden Nebenurtheile über eine gegebene Verknüpfung von S und P gefällt wird; aber zwei weſentlich verſchiedene Arten des Urtheils als ſolchen begründet dieſer Unterſchied nicht; Gültigkeit oder Ungültigkeit ſind vielmehr in Bezug auf die Frage, die uns hier beſchäftigt, als ſachliche Prädicate zu betrachten, die von dem ganzen Urtheilsinhalte als ihrem Subjecte gelten. Dieſer Inhalt ſelbſt hat ſeinen von Bejahung und Verneinung noch freien Ausdruck im Frageſatz, und dieſer hätte als drittes Glied wohl ſchicklicher die Dreiheit der Urtheilsqualitäten ausgefüllt, als das limitative oder unendliche Urtheil, das durch eine poſitive Copula dem Subject ein negatives Prädicat beilegen ſoll und durch die Formel: S iſt ein Nicht-P, ausgedrückt zu werden pflegt. Viel Scharfſinn iſt auch in neuerer Zeit zur Ehrenrettung dieſer Urtheilsform aufgeboten worden, in der ich dennoch nur ein widerſinniges Erzeugniß des Schulwitzes finden kann. Schon Ariſtoteles hat vollkommen hinlänglich bemerkt, daß Ausdrücke wie Nicht-Menſch keine Begriffe ſind; ſie ſind nicht einmal Vorſtellungen, die ſich faſſen ließen. In der That, wenn Nicht-Menſch Alles bedeutet, was es logiſch bedeuten ſoll, nämlich Alles, was nicht Menſch iſt, mithin nicht blos Thier oder

Engel, sondern auch Dreieck, Wehmuth und Schwefelsäure, so ist es eine ganz unausführbare Forderung, dies wüste Gemeng des Verschiedenartigsten in eine Vorstellung zusammenzufassen, die sich dann als Prädicat zu einem Subject hinzufügen ließe. Jeder Versuch, dies undenkbare Nicht-P an einem S zu bejahen, schlägt für das unbefangene Denken stets dahin um, das denkbare P an demselben S zu verneinen, und anstatt zu sagen: der Geist ist eine Nicht-Materie, sagen wir alle: der Geist ist nicht Materie. Selbst in Fällen, wo wir im natürlichen Denken ein limitatives Urtheil wirklich zu bilden scheinen, wie z. B. wenn wir sagen, daß Aerzte Nicht-Combattanten seien, bilden wir in Wahrheit doch nur ein negatives. Denn dies Nicht-P hat hier nicht die Bedeutung, die ihm der limitative Satz gäbe; Nicht-Combattanten würden für diesen auch die Pferde, die Wagen, die Dreiecke und die Buchstaben sein; gemeint aber sind doch nur die menschlichen Personen, die zum Heere gehören, von denen aber die Theilnahme am Kampfe negirt wird. Und so gibt es nirgends für das natürliche Denken eine zwingende Veranlassung, limitative Urtheile zu bilden; jede Folgerung, die aus dem Satze: S ist ein Nicht-P, möglich wäre, bleibt auch möglich aus dem andern: S ist nicht P. Es ist nicht der Mühe werth, hierüber weitläufiger zu sein; offenbare Grillen müssen in der Wissenschaft nicht einmal durch zu sorgfältige Bekämpfung fortgepflanzt werden.

41. Durch die Formen der Modalität soll der zwischen S und P gedachten Beziehung ein verschiedener Werth ihrer Geltung gegeben werden; als blos mögliche spreche sie das problematische, als wirkliche das assertorische Urtheil aus, als nothwendige das apodiktische. Aber man behandelt diese neuen Eigenschaften ganz unabhängig von der Art, in welcher die Urtheile bereits nach jedem der drei andern Gesichtspunkte bestimmt sind. Nachdem schon feststeht, ob ein gegebenes Urtheil U seine Bestandtheile in kategorischer, in hypothetischer oder in disjunctiver Form verbindet, nachdem schon entschieden ist, ob es die in einer dieser Formen gedachte Beziehung bejaht oder verneint, nachdem endlich durch die quantitative Bezeichnung auch der Umfang des Subjects begrenzt ist, für den das ausgesprochene Prädicat gelten soll: nach alledem hält man es noch für eine offene Frage, ob das so zusammengesetzte Urtheil problematisch, assertorisch oder apodiktisch sein wird. In dieser Behandlung der Sache liegt ganz offen das Zugeständniß, daß

die Möglichkeit, Wirklichkeit oder Nothwendigkeit, von denen hier die Rede ist, mit dem logischen Gefüge des Urtheils in gar keinem Zusammenhange stehen. Alle diese Urtheile, die man in den Formeln: S kann P sein; S ist P; S muß P sein, auszudrücken pflegt, sind in Bezug auf die Geltung, die sie ihrem Inhalt aus logischen Mitteln geben, einander vollkommen gleichartig; sie sind sämmtlich bloße Behauptungen des Urtheilenden und unterscheiden sich nur nach dem Inhalt, den sie behaupten. Diesen Inhalt, hier Möglichkeit, dort Wirklichkeit oder Nothwendigkeit einer Beziehung zwischen S und P, sprechen sie entweder ohne allen Grund, oder aus Gründen einer sachlich richtigen Ueberlegung aus, welche in dem logischen Baue der Urtheile auf keine Weise zum Vorschein kommen; eben deswegen bedürfen sie jener hinzugefügten Hülfszeitwörter, um nebenbei das auszudrücken, was in der Gliederung des Urtheils selbst nicht liegt. Zu dem weiteren Zusammenhang unserer Gedanken haben natürlich auch solche Urtheile ihren Werth; denn häufig kommt es eben darauf an, Ergebnisse früheres Nachdenkens, ohne beständig ihre Begründung mit zu wiederholen, in die Gestalt einfacher Behauptungen zusammenzuziehen; hier sind jene Hülfszeitwörter am Platz, welche die einst logisch begründete Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit als einen jetzt bekannten Urtheilsinhalt bezeichnen. Aber für die Unterscheidung wesentlicher Urtheilsformen und für ihre systematische Anordnung könnte nur eine solche Modalität von Werth sein, welche nicht fremd neben dem übrigen logischen Gefüge der Urtheile herginge, sondern eben aus ihm selbst entspränge und denjenigen Anspruch auf blos mögliche oder auf nothwendige oder wirkliche Geltung ausdrückte, welcher dem Urtheilsinhalte aus der Art der Verbindung seiner Bestandtheile erwächst.

42. Es wäre nutzlos, eine solche Modalität zu verlangen, wenn man nicht die Erfüllbarkeit des Verlangens zeigen könnte. Deshalb greife ich Späterem etwas vor. Der Satz: alle Menschen müssen sterben, gilt gewöhnlich für apodiktisch; für mich ist er nur assertorisch; denn er behauptet nur, aber er begründet nicht die Nothwendigkeit, von der er spricht; sogar dies läßt seine formelle Fassung unentschieden, ob alle Menschen aus demselben Grunde sterben oder jeder um eines besonderen Umstandes willen, so daß nur thatsächlich alle diese verschiedenen Zufälle sich dahin vereinigen, keinen am Leben zu lassen. Gemeint aber

hatten wir mit diesem Satze doch dies, daß nicht alle blos thatsächlich sterben, sondern daß die Ausdehnung der Sterblichkeit auf alle ihren Grund in dem Allgemeinbegriffe des Menschen, in der Natur der Menschlichkeit habe; und diesen Gedanken drücken wir in der That durch die generelle Form des Urtheils aus: der Mensch stirbt; denn der Sinn dieses Urtheils, auf dessen Unterscheidung von dem gewöhnlichen allgemeinen ich zurückkommen werde, ist natürlich nicht, daß der Allgemeinbegriff Mensch, wohl aber, daß Alles stirbt, was unter ihm befaßt ist und deswegen weil es unter ihm befaßt ist. Jedes hypothetische Urtheil ferner begründet durch seinen Vordersatz den Inhalt des Nachsatzes und ist deshalb in unserem Sinne eine apodiktische Urtheilsform; der Nachsatz wird hier nicht schlechthin, sondern unter der Bedingung der Gültigkeit des Vordersatzes behauptet, aber diese Gültigkeit vorausgesetzt ist dann der Inhalt des Nachsatzes nicht mehr eine Thatsache blos, sondern eine Nothwendigkeit, mit demselben Rechte, mit dem eben jede Folge aus ihrer Bedingung nothwendig entspringt. Aehnliches, nur zu weitläufig für diese Vorbemerkungen, würde sich über das disjunctive Urtheil sagen lassen, und wir würden so in den drei Formen der Relation zugleich drei verschiedene Formen apodiktischer Modalität gefunden haben.

43. Ich scheue mich fast, ein gar zu grobes Mißverständniß noch ausdrücklich abzuwehren. Die sachliche Richtigkeit eines Urtheils kann ja nie durch die logische Form verbürgt werden, in die wir seinen Inhalt bringen; sie hängt allezeit davon ab, daß die eigenen Beziehungen zwischen den Bestandtheilen dieses Inhalts selbst schon in Wahrheit solche sind, wie sie die Urtheilsform voraussetzt, wenn sie ihnen eine Geltung von bestimmtem Werth zutheilen soll. Dies gilt von der gewöhnlichen Modalität nicht minder als von der, die wir an ihre Stelle setzen möchten. In der gewöhnlichen Form des apodiktischen Urtheils: S muß P sein, läßt sich jeder Widersinn aussprechen, ohne dadurch Sinn zu werden; ebenso steht es uns frei, unsere formell apodiktischen Urtheile zu den Aussagen zu mißbrauchen: der Mensch sei allmächtig; wenn es regne, werde Alles trocken; jedes Dreieck sei entweder krumm oder süß oder jähzornig. Auch diese letzteren Urtheilsformen machen also nicht jede Begriffsverbindung wahr oder nothwendig, die man in sie hineinbringt; ihre Bedeutung besteht nur darin, zu zeigen, unter

welchen formalen Bedingungen wir dann, wenn ein bestimmter Inhalt ihnen durch sich selbst genügt, diesem Inhalt apodiktische Geltung zuschreiben dürfen. Hierin aber unterscheidet sich unsere Auffassung der Modalität zu ihrem Vortheil von der gewöhnlichen. Diese letztere sagt uns nur: es gebe apodiktische Erkenntnisse, und wenn man sie habe, könne man sie in der Form: S muß P sein, ausdrücken; wie aber eine Erkenntniß aussehen und innerlich gefügt sein müsse, um apodiktisch zu sein und diesen Ausdruck zu rechtfertigen, sagt sie uns nicht; wir erfahren es dagegen auf unserem Wege. Wir finden: es gibt drei Formen der Beziehung zwischen S und P, die, wo sie stattfinden, zu nothwendigen Erkenntnissen führen; in eine dieser Formen versucht eure Vorstellungen zu bringen: entweder bildet generelle Urtheile und sucht das P auf, welches in einem Gattungsbegriffe S an sich schon mitgedacht wird: dies P kommt dann nothwendig jeder Art des S zu; oder bildet hypothetische Urtheile und zeigt, daß aus dem Hinzukommen einer Bedingung X zu S für dies S ein P entspringt, das ohne diese Bedingung nicht vorhanden sein würde; dies P gilt dann nothwendig von jedem S, auf welches dieselbe Bedingung in derselben Weise einwirkt; oder endlich bildet disjunctive Urtheile: sobald ihr eine Frage auf ein scharfes Entweder-Oder zurückgebracht habt, seid ihr eurer Sache auch gewiß und es bedarf dann nur noch einer Erfahrung, um in jedem Einzelfalle zu bestimmen, welches von zwei Prädicaten, P oder Q, und zwar dann mit Nothwendigkeit, statthaben werde. Andere Wege aber, zu nothwendigen Erkenntnissen zu gelangen, gibt es nicht, und jedes Urtheil, welches ihr in der Form: S muß P sein, aussprechen mögt, ist nur noch eine Behauptung, deren Inhalt, wenn er triftig ist, allemal auf einem jener drei Wege ursprünglich erkannt worden ist.

44. Ich sprach bisher nur von apodiktischen Urtheilen; die Zweideutigkeit der gewöhnlichen Modalitätslehre ist noch auffallender an den problematischen. Dem Satze: alle Körper können durch angemessene Kräfte in Bewegung gesetzt werden, kann man mit ungefähr gleich gutem Rechte jede der drei Modalitäten zuschreiben. Zuerst, als Behauptung, die den Grund ihres Behauptens nicht beifügt, ist er assertorisch; aber, was er behauptet, ist doch nicht ein wirkliches Ereigniß, sondern die Möglichkeit eines unwirklichen oder nur in Gedanken gefaßten, und dies reicht nach gewöhnlichem Herkommen hin, ihn

problematisch zu nennen; apodiktisch endlich kann er heißen, weil er allen Körpern eine Eigenschaft zuschreibt, die mithin keinem fehlen kann und deshalb für jeden nothwendig ist; in der That, dieses Urtheil enthält die Wirklichkeit der Nothwendigkeit einer Möglichkeit. Nach welcher Rücksicht soll man nun den Namen wählen? Ich würde mich dafür entscheiden, hier ein assertorisches Urtheil zu sehen, die nothwendige Möglichkeit aber zu dem asserirten Inhalt zu rechnen. Da jedoch dieselbe Betrachtung sich auf alle problematischen Urtheile der gewöhnlichen Form ausdehnen läßt, so entsteht die Frage, ob es denn überhaupt eine Urtheilsform gebe, die an sich problematisch zu heißen verdiene? Man hat Fragesatz und Bitte angeführt; beide behaupten in der That nichts; sie scheinen die Verbindung von S und P, die ihren Inhalt bildet, durchaus nur als mögliche vor dem Bewußtsein schweben zu lassen. Ich zweifle gleichwohl, ob sie überhaupt als eigene logische Urtheilsformen gelten können. Denn am Ende muß doch die Frage sich wieder von der Bitte unterscheiden, und das kann sie nur dadurch, daß das Bewußtsein des Fragenden sich anders zum Inhalt seiner Frage verhält, als das des Bittenden zu dem seiner Bitte. Bedeutet nun die Frage: ich weiß nicht, ob S ein P sei, und die Bitte: ich wünsche, daß S ein P sei, so würde die Behauptung freilich sehr pedantisch sein, der Redende selber müsse sich in jedem Falle seine Aeußerung in diese zweigliedrige Form zerlegen; allein in dem Gesammtzustand seines Inneren müssen sich doch in diesen beiden Fällen zwei verschiedene, sagen wir Zustände, Stimmungen oder Dispositionen finden, welche, wenn man sie ausdrücken wollte, sich eben nur so ausdrücken lassen würden. Dann aber ist sogleich klar, daß beide Urtheile einen assertorischen Hauptsatz enthalten, der nichts vom Inhalt sagt, sondern nur die Stellung des Redenden zu diesem Inhalt seiner Rede bezeichnet; der andere abhängige Satz, durch die Conjunctionen Ob und Daß eingeführt, enthält den ganzen Inhalt ohne irgend eine Aussage über Art und Werth seiner Geltung. Eben deshalb halte ich auch diesen abhängigen Satz nicht für ein problematisches Urtheil; denn dazu reicht nicht der Mangel einer Angabe über die Art der Geltung hin, vielmehr müßte diese ausdrücklich auf bloße Möglichkeit beschränkt werden. Von der Bitte ließe sich dies noch sagen, daß sie die Möglichkeit des Erbetenen und nichts als diese einschließt; die Frage, da sie ja eben nach der Möglichkeit selbst

fragen kann, thut auch das nicht immer; in beiden würde außerdem die Voraussetzung der Möglichkeit einer zwischen S und P gedachten Verbindung nur als ein dem Redenden zuzutrauender Gemüthszustand angerechnet werden können, in der logischen Form des Urtheils läge sie nicht. Ich halte vielmehr diesen abhängigen Satz für eine modalitätslose Bezeichnung eines bloßen Urtheilsinhaltes, und eben weil kein vollständiges Urtheil aussprechbar ist, ohne entweder Möglichkeit oder Wirklichkeit oder Nothwendigkeit seiner Geltung zu beanspruchen, so kommen diese modalitätslosen Sätze nie selbständig, sondern immer von einem andern selbständigen regiert vor, welcher von ihrem Inhalt eine dieser Modalitäten asserirt.

45. Problematisch könnten im Sinne unserer Ansicht nur die Urtheile heißen, welche durch ihre logische Form eine zwischen S und P gedachte Beziehung als mögliche und blos als mögliche charakterisiren. Dies thun alle nach ihrer Quantität particularen und singularen Urtheile. Sätze von der Form: einige S sind P; einige S können oder müssen P sein; dieses S ist P oder kann oder muß P sein, sagen unmittelbar, daß P nicht dem Allgemeinbegriffe S an sich, sondern nur unter besondern Bedingungen oder besondern Fällen des S zukommt. Für das allgemeine S ist daher P ein nicht nothwendiges, aber ein mögliches, folglich ein blos mögliches Prädicat, und jene particularen Sätze sind gleichbedeutend mit den assertorischen, eine Möglichkeit behauptenden: S kann P sein können; S kann P sein; S kann P sein müssen. Deshalb nenne ich die particularen Sätze problematisch in Bezug auf das allgemeine S; daß sie zugleich offenbar assertorisch sind in Bezug auf die einigen S, von denen jeder spricht, streitet gar nicht gegen meine Auffassung; dieser Umstand macht nur darauf aufmerksam, daß die bloße Möglichkeit einer Beziehung zwischen S und P sich in der That auf keinem andern Wege erkennen läßt, als durch die Beobachtung, daß diese Beziehung von einigen S wirklich gilt, gelten kann oder muß, von anderen nicht gilt, nicht gelten kann oder muß. Es gibt daher allerdings gar keine selbständigen problematischen Urtheile, die nicht in Bezug auf einen Theil ihres allgemein ausgedrückten Subjectsbegriffes insofern assertorisch wären, daß sie von diesem die Möglichkeit, Wirklichkeit oder Nothwendigkeit eines Prädicates behaupteten.

46. Man bemerkt endlich leicht, daß das Kann und Muß der

gewöhnlichen problematiſchen und apodiktiſchen Urtheile und das Iſt der aſſertoriſchen einerſeits zur Bezeichnung aller ſachlich wichtigen Unterſchiede der Geltung des Urtheilsinhaltes gar nicht ausreichen, anderſeits, und eben deshalb, ſehr verſchiedene Verhältniſſe unter denſelben Ausdruck zuſammenwerfen. Zuerſt: welche Modalität haben Sätze wie dieſe: S wird P ſein; S ſoll P ſein; S darf P ſein; S iſt P geweſen? Wirklichkeiten behaupten ſie alle nicht; aber die Unwirklichkeit des Vergangenen im letzten iſt doch ganz etwas anderes als die des Erlaubten, Befohlenen oder Zukünftigen in den erſteren; möglich iſt dies Unwirkliche im dritten, zweifelhaft ſeine Möglichkeit im zweiten, unvermeidlich ſeine Wirklichkeit im erſten, unwiderruflich, aber zugleich unwirklich im letzten. Hätte man alle dieſe Schattirungen berückſichtigt, ſo würde man die Modalitätsformen noch um viele Glieder haben vermehren können. Anderſeits wie ganz Verſchiedenes bedeuten die gleichgeformten Sätze: es kann heute regnen; der Papagei kann reden; jedes Viereck kann in zwei Dreiecke getheilt werden! Dort eine Annahme, die möglich iſt, weil man keinen Gegengrund weiß; dann eine Fähigkeit, die da iſt aus Gründen, welche nicht dazuſein brauchten; zuletzt ein nothwendiges Ergebniß einer Operation, die man beliebig anſtellen oder unterlaſſen kann. Ich vermeide, dieſe Beiſpiele zu häufen, die ſich ins Unbeſtimmte vermehren ließen; ſie alle zergliedern wollen wäre eine ebenſo thörichte Aufgabe, als die eines mathematiſchen Lehrbuchs, das alle möglicherweis vorkommende Exempel im Voraus auszurechnen unternähme. Im Gebrauch des Denkens fließen freilich unſere Folgerungen eben aus dieſen verſchiedenen ſachlichen Bedeutungen der erwähnten Bezeichnungen; aber es bleibt nichts anderes übrig, als eben in jedem Einzelfalle zuzuſehen, was man vor ſich hat, ob eine verſuchsweis annehmbare Möglichkeit wegen Mangels des Beweiſes der Unmöglichkeit, ob eine wohlbegründete, auf ihren Bedingungen ſicher ruhende Fähigkeit, ob eine Nothwendigkeit wegen Vorhandenſeins zwingender Gründe, oder ob eine ſolche des Gebotes, des Zweckes, der Pflicht, ob endlich eine jener Combinationen von Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit, von denen wir oben ein Beiſpiel berührten.

Die Reihe der Urtheilsformen.

A. Das impersonale Urtheil. Das kategorische Urtheil. Der Satz der Identität.

47. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß in der Reihe der Urtheilsformen das kategorische dem hypothetischen und dem disjunctiven vorangeht. Das Auftreten eines Prädicates P an einem Subject S von einer vorauserfüllten Bedingung abhängig zu machen, kann Veranlassung nur durch frühere Erfahrungen gegeben sein, die an einigen S dies P fanden, an andern nicht: Erfahrungen, die zuletzt immer in der Form des kategorischen Urtheils: S ist P, ihren Ausdruck gefunden haben müssen. Ebensowenig kann daran gedacht werden, dem S die nothwendige Wahl zwischen verschiedenen Prädicaten vorzuschreiben, ehe frühere Erfahrungen die immer vorkommende Beziehung des S zu einem allgemeineren Prädicate festgestellt haben, dessen Arten jene zur Wahl gestellten sind; auch diese Erfahrungen würden ihren natürlichen Ausdruck in einem Urtheil der Form: S ist P, finden. Diese Abhängigkeit verräth sich bleibend auch in dem Bau der hypothetischen und der disjunctiven Urtheile; wie verwickelt auch im einzelnen Falle ihre Gliederung sein mag, sie laufen doch auf das allgemeine Schema zurück, zwei Urtheile der Form: S ist P, entweder als Vordersatz und Nachsatz, oder als einander ausschließende Glieder zu einer Gesammtbehauptung zu verknüpfen. Aber fraglich kann sein, ob nicht eine noch einfachere Form dem kategorischen Urtheile selbst in der systematischen Reihenfolge vorangehen müsse. Der Satz: S ist P, kann nur ausgesprochen werden, wo der Vorstellungsverlauf ein feststehendes und durch seinen eignen Inhalt gekennzeichnetes S bereits kennen gelehrt hat, zu welchem der Inhalt eines P als hinzukommendes Prädicat gedacht werden kann. Dies wird nicht immer geschehen sein; ja man kann fragen, ob nicht in jedem Falle die Ermittelung des bestimmten S, welches einem kategorischen Urtheile zum Subject dienen wird, die logische Verwerthung von Erfahrungen voraussetzt, in denen S in dieser fertigen Gestalt noch nicht vorkommt. Die Beantwortung dieser Frage, welche sich auf die psychologische Entwicklung unseres Denkens bezöge,

laſſe ich dahin geſtellt; es genügt hier die Thatſache, daß auch in unſerem ausgebildeten Denken ſich eine Urtheilsform noch gar nicht verloren hat, welche dieſe einfachſte Aufgabe behandelt, einen Inhalt der Wahrnehmung logiſch zu faſſen, ohne ihn als Beſtimmung oder Veränderung eines ſchon feſtgeſtellten Subjectes anzuſehen. Es iſt das imperſonale Urtheil, welches ich, als die erſte Urtheilshandlung des Denkens, hier zur Vorſtufe des kategoriſchen mache.

48. Ich glaube nicht nöthig zu haben, die logiſche Bedeutung des imperſonalen Urtheils weitläufig gegen eine Meinung zu vertheidigen, die in ihm nur den ſprachlichen Ausdruck des Wahrnehmungsinhaltes ſelbſt, ohne alle logiſche Arbeit, erblicken möchte. Der Naturlaut, mit dem der Frierende ſich gegen ſeinen frierenden Nachbar ſchüttelt, iſt ein ſolches bloßes Zeichen, das nur zur Verlautbarung ſeines Zuſtandes dient; aber ſobald er ſein Unbehagen in dem Satze ausſpricht: es iſt kalt, hat er unſtreitig eine Denkarbeit vollzogen. Indem er dem an ſich ungeſchiedenen Inhalt ſeiner Wahrnehmung dieſe zweigliedrige Form eines Prädicates gibt, das durch eine Copula auf ein Subject bezogen iſt, drückt er aus, daß nur in ſolcher Geſtalt dieſer Inhalt ihm als eine wahrgenommene Wirklichkeit denkbar iſt. Allerdings iſt er nicht im Stande, dem Subject einen für ſich beſtehenden Inhalt zu geben; nur die leere Stelle deſſelben, und daß ſie einer Ausfüllung bedürfe, deutet er an, entweder durch das unbeſtimmte Pronomen oder in andern Sprachen durch die dritte Perſon des Zeitwortes, die er ſtatt ſeines Infinitivs braucht; allerdings fällt der ganze angebbare Inhalt der Wahrnehmung, die er ausſpricht, in das Prädicat allein; allerdings endlich hat die Copula, die er zwiſchen beide ſtellt, noch nicht den Sinn einer beſtimmten ausdrückbaren Beziehung; ſie hält nur formell als Subject und Prädicat auseinander, was inhaltlich unaufhaltſam in einander übergeht und verſchmilzt. Aber eben durch dieſen Verſuch, eine Gliederung herzuſtellen, der ſich der vorgeſtellte Inhalt noch nicht fügen will, drückt das imperſonale Urtheil um ſo deutlicher die Vorausſetzung des Denkens aus, Alles, was Inhalt einer Wahrnehmung ſein wolle, ſei nur als Prädicat an einem bekannten oder unbekannten Subjecte zu denken.

49. Warum ich hier wiederholt von Wahrnehmung geſprochen habe, erläutere ich jetzt. Die Unbeſtimmtheit des Subjects hat man ſo

gedeutet, daß es nur in ſubſtantiviſcher Faſſung daſſelbe meine, was das Prädicat verbal ausdrückt. Nun bezweifle ich nicht, daß Jemand, darüber befragt, was er unter dem Es meine, von dem er ſagt, es blitze oder donnere, ſehr leicht zu der Antwort getrieben werden kann: eben das Blitzen blitze oder der Donner donnere. Ich glaube jedoch, daß er dann aus Verlegenheit etwas anderes ſagt, als er mit ſeinem perſonalen Urtheile wirklich wollte. Ganz weſentlich ſcheint es mir, daß der, welcher es ausſpricht, in der That den beſtimmten Inhalt als haftend an einem unbeſtimmten Subject betrachtet, deſſen Umfang viel größer iſt und über den des beſtimmten Prädicates hinausreicht; wenn er dann verſchiedene Ausdrücke dieſer Art aufeinanderfolgen läßt: es blitzt, es regnet, es iſt kalt, ſo ſagt er zwar nicht gefliſſentlich, daß das unbeſtimmte Pronomen in allen dieſen Sätzen daſſelbe bedeute, aber gewiß würde er, wenn er ſich ſelbſt richtig verſtände, dieſe Antwort eher geben als die vorige. Dieſes Es iſt in der That als das gemeinſame Subject gedacht, an welchem alle verſchiedenen Erſcheinungen als Prädicate hängen oder aus dem ſie hervorgehen; es bezeichnet den alles umfaſſenden Gedanken der Wirklichkeit, die bald ſo bald anders geſtaltet iſt. Dies haben diejenigen richtig gefühlt, welche in dem perſonalen Urtheile einen Exiſtenzialſatz zu finden glaubten und den Satz: es blitzt, in den andern umformten: das Blitzen iſt. Nur dieſe Umformung ſelbſt halte ich für unnatürlich; ſo drückt man ſich eben niemals aus; unſer unbefangenes Denken ſieht nicht den Inhalt der Erſcheinung ſo an, als wäre er vor ſeiner Exiſtenz ſchon etwas, wovon man ſprechen und unter Anderem auch die Wirklichkeit ausſagen könnte; ſondern umgekehrt ſieht es den beſtimmten Inhalt der Wirklichkeit als eine Erſcheinung, ein Prädicat, eine Folge an, die neben anderen aus einem vorausgehenden, bleibenden, wenn auch ganz unſagbaren Subjecte hervorgeht. Aber darin hat doch dieſer unzuläſſige Verſuch Recht, daß jedes echte perſonale Urtheil eine wirkliche, jetzt eben gemachte Wahrnehmung ausdrückt und mithin ſeiner Form nach ein aſſertoriſches Urtheil iſt. Wir unterſcheiden dabei von den echten Urtheilen dieſer Art jene anderen Ausdrucksweiſen, die zwar mit dem unbeſtimmten Es als Subject beginnen, aber ſogleich durch einen erläuternden Satz ſeinen Inhalt feſtſtellen, wie die Redeformen: es iſt nützlich, daß dies oder jenes geſchehe.

50. Je bestimmter nun das Denken die Nothwendigkeit des Subjects hervorhebt, an dem das Prädicat haften soll, um so weniger kann es bei dem Ausdrucke dieser unerfüllten Forderung bleiben. Es gehört nun, wie ich schon bemerkte, nicht zu meiner logischen Aufgabe, zu schildern, auf welchem Wege der Vergleichung und Beobachtung uns allmählich die Vorstellungen der gesuchten Einzelsubjecte entstehen, welche in den verschiedenen impersonalen Urtheilen das unbestimmte Es zu ersetzen haben; nur die logische Form habe ich aufzuzeigen, in welcher diese Forderung erfüllt ist. Es ist die des kategorischen Urtheils von der bekannten Form: S ist P, unter welche die meisten der einfachen Beispiele fallen, deren die Logik sich gewöhnlich zur ersten Verdeutlichung des Urtheils überhaupt bedient: das Gold ist schwer, der Baum ist grün, der Tag ist windig. Zu lehren ist kaum etwas über diese Form, deren Bau ganz durchsichtig und einfach scheint; es ist nur zu zeigen, daß diese scheinbare Klarheit völlig räthselhaft ist, und daß die Dunkelheit, die über dem Sinne der Copula in dem kategorischen Urtheile schwebt, auf lange hinaus den weitertreibenden Beweggrund zu den nächsten Umformungen der logischen Arbeit bilden wird.

51. Man bemerkt sogleich eine gewisse Verlegenheit, welche entsteht, wenn nach dem Sinne der Verbindung zwischen S und P gefragt wird, durch den sich das kategorische vom hypothetischen und vom disjunctiven Urtheil unterscheide. Eine häufige Antwort ist: das kategorische behaupte das Prädicat P von seinem Subjecte S schlechthin; aber diese Antwort befriedigt nur durch den verneinenden Theil ihres Sinnes, welcher von dem kategorischen Satze den Gedanken einer Bedingung und den eines Gegensatzes einander ausschließender Prädicate negirt; aber nachdem wir wissen, was diese Urtheilsform nicht thut, erhalten wir über das, was sie thut, gar keine positive Aufklärung durch die Angabe, daß sie ihr P ihrem S schlechthin zufüge. In der That erwähnt diese Angabe nur die größere Einfachheit der kategorischen Copula im Vergleich mit der des disjunctiven und des hypothetischen Urtheils; aber immer muß doch diese einfachere Verknüpfung ihr S und P in einem bestimmten angebbaren Sinne verknüpfen, durch den sie sich von andern denkbaren, theils verwickelteren theils gleich einfachen Verbindungsweisen derselben unterscheidet. Wie nöthig diese Forderung

ist, erhellt am einfachsten daraus, daß unter allen Verbindungen von S und P die vollkommene Identität beider diejenige sein würde, die am allereinleuchtendsten den Namen einer schlechthinigen verdienen würde. Aber gerade diese wird im kategorischen Urtheil im Allgemeinen gar nicht gemeint; der Satz: Gold sei schwer, will nicht sagen, daß Gold und Schwere identisch seien; die Sätze: der Baum sei grün, der Himmel blau, setzen ebensowenig den Baum der Grüne und den Himmel der Bläue gleich. Im Gegentheil, was man wirklich mit diesen Urtheilen meint, wird man eifrig so ausdrücken: P sei nicht das S selbst, sondern nur ein Prädicat von S, oder: S sei nicht P, sondern habe nur P. Man gesteht damit ein, daß zwischen S und P hier ein bestimmtes, von anderen unterscheidbares Zusammengehören gedacht wird, und es bleibt nur übrig, auch wirklich klar zu machen, worin jenes Haben besteht, das man dem Sein gegenüberstellt, oder logischer ausgedrückt: worin das Verhältniß eines Subjects zu seinem Prädicate zu suchen sei, welches man von dem Verhältniß der Identität beider unterschieden wissen will.

52. Plato zuerst berührte diese Aufgabe; seine Lehre, die Dinge besitzen ihre Eigenschaften durch Theilnahme an den ewigen Allgemeinbegriffen derselben, war mehr eine unzureichende Beantwortung einer metaphysischen Frage nach dem Baue des Wirklichen, als eine Auskunft über das, was wir uns dabei denken, wenn wir logisch eine Beziehung zwischen Subject und Prädicat aufstellen. Aristoteles schaffte die Vorbedingung richtiger Behandlung durch die Bemerkung herbei, daß die Merkmale vor allem von ihren Subjecten ausgesagt werden; es stand nun wenigstens fest, daß eine logische Thätigkeit des Denkenden es ist, welche den Begriffsinhalt des einen dieser Glieder auf den des anderen bezieht; aber mehr als diesen Namen des Aussagens, des κατηγορεῖν, von dem das kategorische Urtheil und in lateinischer Uebersetzung das Prädicat den seinigen herleitet, entdeckte auch Aristoteles nicht. Von einer Verirrung späterer Logik blieb er allerdings frei: er schwächte die Verknüpfung von S und P, die er meinte, nicht aus einer logischen Thätigkeit zu einem blos psychischen Ereigniß ab, so daß die Beziehung zwischen beiden nur darin bestanden hätte, daß mit der Vorstellung von S sich die des P in unserem Bewußtsein lediglich associirte; ein sachliches Verhältniß zwischen beiden Vorstellungsinhalten war vielmehr

für ihn der Sinn des Urtheils und der Grund es auszusprechen. Aber er gab nicht an, was denn dem S eigentlich dadurch geschieht, daß wir P von ihm aussagen; das Aussagen selbst, welches doch diese sachliche Beziehung zwischen S und P nur anerkennen und zum Ausdruck bringen kann, ließ er zugleich als Bezeichnung dieses Verhältnisses selbst gelten, welches den Gegenstand seiner Anerkennung bilden müßte. Nun ist es leicht, die völlige Unzulässigkeit dieser Vermischung einzusehen: man kann nicht von dem Sokrates den Begriff Sklave blos aussagen, so daß das Aussagen selbst das Verhältniß feststellte, in welchem dieser Begriff zu dem des Sokrates stände; was man mit einem Urtheile wirklich meint, ist immer dies, daß Sokrates entweder Sklave ist oder nicht ist, entweder Sklaven besitzt oder nicht besitzt, sie entweder freiläßt oder nicht freiläßt. Eine dieser verschiedenen Beziehungen, in welche die Inhalte beider Begriffe gebracht werden können, bildet in jedem Falle dasjenige, was die Aussage aussagt, und es ist nur Sache des Sprachgebrauchs, wenn man gewöhnlich nur die erste dieser Beziehungen, nämlich daß Sokrates Sklave *sei*, stillschweigend verstanden wissen will, wo man den zweiten dieser Begriffe von dem ersten auszusagen behauptet. Das Verhältniß mithin, welches in einem kategorischen Urtheil zwischen S und P stattfindet, wird nicht in seinem Unterschiede von andern Verhältnissen dadurch bestimmt, daß man angibt, P von S auszusagen, sondern die Bedeutung dieses Aussagens, welche an sich vieldeutig ist, wird vielmehr durch den verschwiegenen Nebengedanken bestimmt, P solle von S als *Prädicat vom Subjecte* ausgesagt werden. Worin nun dieses eigenthümliche Verhältniß bestehe, bleibt nach wie vor Gegenstand weiterer Frage.

53. Wir Neueren sind gewöhnt, uns hierüber an die Lehre Kants zu halten, welcher das Verhältniß eines *Dinges* zu seiner *Eigenschaft* oder der Substanz zu ihrem Accidens als das Muster bezeichnete, nach welchem das Denken in dem kategorischen Urtheile S und P verknüpfe. Welchen triftigen Sinn nun immer diese Behauptung in dem Gedankenzusammenhange Kants haben möge, so scheint sie mir doch für unsere logische Frage unverwendbar. Ohne die Bedenken darüber zu berühren, ob denn dieses Verhältniß selbst zwischen Substanz und Eigenschaft ein so klarer und unmißverständlicher Gedanke sei, daß durch ihn alle Dunkelheit des kategorischen Urtheils verschwände, begnüge ich mich

zu erinnern, daß logiſche Urtheile nicht blos von Wirklichem, von Dingen ſprechen; viele von ihnen haben zu ihrem Subjecte einen nur denkbaren Inhalt, ein Unwirkliches, ſelbſt Unmögliches. Auf das Verhältniß dieſer Subjecte zu ihren Prädicaten kann die Beziehung, welche zwiſchen dem wirklichen Dinge als ſolchem und ſeinen Eigenſchaften ſtattfindet, offenbar nicht in ihrer vollen Bedeutung, ſondern nur gleichnißweiſe, ſagen wir ſymboliſch, übertragen werden. Drücken wir uns genauer aus, ſo beſteht zwiſchen den zwei hier beſprochenen Verhältniſſen nur die formelle Gemeinſamkeit, daß beide das eine ihrer Beziehungsglieder, Ding oder Subject, als ſelbſtändig faſſen, das andere, Eigenſchaft oder Prädicat, unſelbſtändig dieſem erſten anhaften oder inhäriren laſſen. In Bezug auf das Ding aber hat ſich die Metaphyſik wenigſtens darum bemüht, nachzuweiſen, wie Eigenſchaften entſtehen können, die nicht das Ding ſind, aber doch an ihm haften, und worin das beſteht, was wir unter dieſem Anhaften verſtehen; in Bezug auf das Verhältniß zwiſchen Subject und Prädicat vermiſſen wir den gleichen Nachweis des Sinnes, den hier die Inhärenz des einen an dem andern hat. Die Berufung auf die Relation zwiſchen Ding und Eigenſchaft nützt daher der Logik nichts; es wiederholt ſich die Frage: wieviel bleibt von dieſer *metaphyſiſchen* Relation als eine im kategoriſchen Urtheil ausſprechbare *logiſche* Beziehung zwiſchen S und P übrig, wenn anſtatt des Dinges etwas geſetzt wird, was nicht Ding, und anſtatt der Eigenſchaft etwas, was nicht Eigenſchaft iſt?

54. Ohne dieſen üblichen, aber untriftig befundenen Verſuchen zur Rechtfertigung des kategoriſchen Urtheils neue hinzuzufügen, ſpreche ich die Folgerung aus, zu der wir gedrängt werden: dieſe ſchlechthinige Verbindung zweier Begriffsinhalte S und P, ſo daß der eine unmittelbar der andere ſei und doch auch wieder nicht ſei, beide vielmehr einander als verſchieden gegenüber bleiben, iſt eine im Denken ganz unausführbare Beziehung; durch *dieſe* Copula des kategoriſchen Urtheils, das einfache Iſt, laſſen ſich überhaupt zwei verſchiedene Inhalte nicht verknüpfen; ſie müſſen entweder ganz ineinanderfallen oder ganz getrennt bleiben, und das unmögliche Urtheil S iſt P löſt ſich in die drei anderen auf: S iſt S, P iſt P, S iſt nicht P. Man möge ſich nicht zu ſehr an das Auffallende dieſer Behauptung ſtoßen. Kategoriſche Urtheile von der Form: S iſt P, ſind im Gebrauch unſeres Denkens ſo gewöhnlich,

daß ohne Zweifel das, was man mit ihnen *meint*, ſich ſchließlich rechtfertigen wird, und wir werden ſehr bald ſehen, wie dies möglich iſt. Aber dieſer Rechtfertigung *bedarf* das kategoriſche Urtheil auch in der That; in der Form, in welcher es unmittelbar auftritt, iſt es eine widerſprechende und ſich wiederauflöſende Figur des Ausdrucks, in welcher das Denken entweder eine noch nicht gelöſte Aufgabe, die Beziehung zwiſchen S und P zu beſtimmen, als gelöſt hinſtellt, oder die gefundene Löſung ſo verkürzt ausſpricht, daß ihr Zuſammenhang nicht mehr ſichtbar bleibt. Dem gegenüber drängt ſich jetzt uns das Bewußtſein einer Schranke auf, die unſerem Denken allgemein geſetzt iſt, oder eines Geſetzes, dem es ſich in allen ſeinen Verfahrungsweiſen fügen muß: die Ueberzeugung, daß in kategoriſcher Urtheilsform jeder Inhalt nur als ſich ſelbſt gleich gedacht werden darf. Durch die Formel A = A drücken wir dies erſte Denkgeſetz, den Grundſatz oder das *Princip der Identität* bejahend aus; die verneinende Formel A nicht = Non A bezeichnet es als *Princip des Widerſpruchs* gegen jeden Verſuch, A = B zu ſetzen.

76. Ich unterbreche meine Darſtellung hier noch nicht durch ſpäter nachzuholende Bemerkungen über die verſchiedenen Deutungen, welche dies erſte Denkgeſetz erfahren hat, und beſchränke mich auf die genaue Beſtimmung des Sinnes, den ich, im Gegenſatz zu manchen dieſer Deutungen, ihm beilegen werde. Von einem höchſten Grundſatz, welcher unſer ganzes Denken einſchränkt, verſteht es ſich von ſelbſt, daß er in der Anwendung des Denkens auf verſchiedene Gruppen ſeiner möglichen Gegenſtände ſich in eine Anzahl ſpecieller Sätze verwandelt, welche den allgemeinen Sinn des Princips in den beſondern Formen darſtellen, in denen es auf die beſonderen Eigenthümlichkeiten jener Gegenſtände anwendbar und für ihre Behandlung wichtig iſt. Dieſe Folgerungen aus dem Princip der Identität, die theils völlig theils gar nicht unzweifelhaft ſind, müſſen von ſeinem eigenen urſprünglichen Sinne unterſchieden werden und haben ihre Heimat an dieſer Stelle der Logik nicht. So iſt es ganz nutzlos, den Ausdruck des Geſetzes bis zu der Formel anzuſchwellen: jedem Dinge könne in demſelben Augenblicke und an demſelben Theile ſeines ganzen Weſens immer nur ein Prädicat A, aber nicht zugleich ein von A conträr oder contradictoriſch verſchiedenes Non A zukommen. Richtig freilich iſt auch dieſer Satz, aber er bleibt

eine besondere Anwendung des Princips auf Subjecte von dinghafter Wirklichkeit, die aus Theilen zusammengesetzt und eines zeitlichen Wechsels ihrer Zustände fähig sind. Unrichtig dagegen ist die schon in diesem Ausdruck häufig vorausgesetzte, ebenso häufig offen ausgesprochene Unterscheidung zwischen verträglichen Prädicaten, die demselben Subject gleichzeitig zukommen könnten, und anderen, die es nicht könnten, weil sie unter einander und mit der Natur des Subjects unverträglich wären. In den Anwendungen des Denkens hat natürlich auch diese Behauptung ihre Gültigkeit, nachdem sie sich einmal vor dem Gesetze der Identität gerechtfertigt haben wird; unmittelbar aber weiß dies Gesetz gar nichts von Prädicaten, welche, von S verschieden, dennoch mit ihm so verträglich wären, daß sie mit ihm in einem kategorischen Urtheile verbunden werden könnten; jedes Prädicat P' vielmehr, welches sich irgendwie von S unterscheidet, wie freundlich es auch sonst gegen S gedacht würde, ist durchaus unverträglich mit S; jedes Urtheil von der Form: S ist P', ist unmöglich und es bleibt im allerstrengsten Sinne dabei, daß nur gesagt werden könne: S sei S und P' sei P'. Und diese Deutung muß man auch gegen andere metaphysische Folgerungen aus dem Princip aufrecht erhalten. Es kann sein, daß im Verlauf metaphysischer Untersuchung die Behauptungen nothwendig werden: Widersprechendes könne nicht wirklich sein, das Seiende müsse unveränderlich sein, und ähnliche; aber das logische Identitätsgesetz sagt nur: Widersprechendes sei widersprechend, Seiendes seiend, Veränderliches veränderlich; alle jene Sätze, welche den einen dieser Begriffe zum Prädicat eines anderen machen, bedürfen ihrer weiteren besonderen Begründung.

B. Das particulare Urtheil. Das hypothetische Urtheil. Der Satz des zureichenden Grundes.

56. Es würde ermüden, länger auf einem Standpunkt zu verweilen, auf dem doch unseres Bleibens nicht ist; wir folgen dem Denken zu den neuen Formen, in denen es seine kategorischen Urtheile mit dem Gesetz der Identität in Einklang zu bringen sucht. Synthetisch nennt man Urtheile von der Form: S ist P, wenn man unter P ein

Merkmal versteht, welches in der Merkmalgruppe noch nicht enthalten ist, durch welche man sich den Begriff von S bestimmt denkt; analytisch heißen sie, wenn P, obgleich nicht dem ganzen S identisch, doch wesentlich zu jenen Merkmalen gehört, durch deren Vereinigung der Begriff des S überhaupt erst vollständig wird. In den analytischen Urtheilen fand man keine Schwierigkeit; die synthetischen aber erregten früh die Aufmerksamkeit und sind für uns besonders durch Kant's Behandlung in den Vordergrund getreten. Auch ihm kam es jedoch hauptsächlich darauf an, die Möglichkeit synthetischer Urtheile a priori zu ergründen, d. h. solcher, welche zwischen S und einem zu dem Begriffe von S nicht unentbehrlichen P eine dennoch bestehende und nothwendige Verknüpfung behaupten, ohne sich auf die Erfahrung eines wirklichen Vorkommens derselben berufen zu müssen; synthetische Urtheile dagegen a posteriori, welche nur erzählen, daß eine solche Verbindung zweier für einander nicht nothwendiger Begriffsinhalte in der Erfahrung vorliege oder vorgelegen habe, schienen ihm als bloße Ausdrücke von Thatsachen unverfänglich. Diese Unterscheidungen mögen ihre gute Berechtigung innerhalb des Kreises von Untersuchungen haben, in welchem Kant sich bewegte; unsere logische Frage nach der Möglichkeit kategorischer Urtheile dagegen erstreckt sich auf alle drei genannten Formen mit gleicher Dringlichkeit. Es ist nur am meisten augenfällig, daß ein aprioriſch synthetisches Urtheil sich vor dem Satz der Identität rechtfertigen muß, dem es formell widerspricht; aber von dem aposteriorischen gilt dasselbe. Denn ein Urtheil bildet nicht wie ein Spiegel das Thatsächliche blos ab, sondern schiebt den beobachteten Bestandtheilen desselben allemal den Gedanken einer inneren Beziehung unter, die nicht mitbeobachtbar ist. Die Erfahrung zeigt uns immer nur, daß S und P beisammen sind; daß beide aber durch die innere Beziehung zusammengehören, welche wir meinen, wenn wir im Urtheil P als Prädicat des Subjectes S fassen, ist die Deutung, die lediglich unser Denken jenem Zusammensein gibt. Wie nun dieses Verhältniß zwischen Subject und Prädicat überhaupt, und wie es zwischen zwei bestimmten Inhalten S und P stattfinden könne, bleibt gerade so dunkel, wenn uns die Erfahrung ihr Zusammensein thatsächlich gezeigt, als wenn wir der Erfahrung vorgreifend es im Voraus behaupten. Die analytischen Urtheile endlich erregen dasselbe Bedenken. Wenn noch so sehr das

Gelb in dem Begriffe des Goldes schon mit gedacht wird: das Urtheil, Gold sei gelb, behauptet nicht blos dies: die Vorstellung des Gelb liege in der Vorstellung des Goldes, sondern dem Golde selbst schreibt es die Gelbheit, als seine Eigenschaft, zu; zu ihr muß also das Gold ein bestimmtes Verhältniß haben, welches nicht das der Identität ist. Dies Verhältniß ist zu ermitteln und es bleibt die Frage noch immer: mit welchem Recht können wir einem S ein P, welches nicht S ist, in einem kategorischen Urtheile als Prädicat beilegen?

57. Die Antwort kann nur die sein: wir können es mit gar keinem Recht; die zahllosen kategorischen Urtheile der Form: S ist P, die wir im täglichen Leben bilden, lassen sich nur durch den Nachweis rechtfertigen, daß sie etwas ganz anderes *meinen*, als sie ausdrücken, und daß sie, wenn man hervorhebt, was sie meinen, in der That so identische Urtheile sind, wie sie der Satz der Identität verlangt. Die erste Form, in welcher sich dies im natürlichen Denken verräth, sind die *quantitativ* bezeichneten Urtheile überhaupt, die ich künftig kurz die *particularen* nennen und als die erste Form dieser zweiten Gruppe von Urtheilsformen betrachten werde. Ich fasse unter diesem Namen nicht blos die hergebrachten Formen zusammen, welche, wie: alle S sind P, einige S sind P, dieses S ist P, eine Anzahl von Beispielen des Allgemeinbegriffs S zu ihrem Subjecte haben, sondern auch diejenigen, welche durch Zeitpartikeln, wie: jetzt, oft, oder durch Raumbestimmungen, wie: hier, dort, dann durch ein Präteritum oder Futurum des Zeitworts, endlich durch Nebengedanken überhaupt, die unvollkommen oder gar nicht ausgesprochen werden, die allgemeine Geltung der Verbindung zwischen S und P auf bestimmte Fälle beschränken, also particularisiren. In der allgemeinen Formel: S ist P des kategorischen Urtheils sieht es so aus, als sei der allgemein ausgedrückte Begriff S das Subject, das allgemeine P sein Prädicat, die beständige unveränderliche und uneingeschränkte Verknüpfung von S und P der Sinn des ganzen Urtheils. Ergänzt man dagegen ausdrücklich, was durch jene particularisirenden Nebengedanken angedeutet, jedenfalls aber gemeint ist, so findet man, daß das wahre Subject nicht in dem allgemeinen S, sondern in einem bestimmten Beispiele Σ desselben, das wahre Prädicat nicht in dem allgemeinen P, sondern in einer besonderen Modification Π desselben, daß endlich die behauptete Beziehung nicht zwischen S und P, sondern

zwiſchen Σ und Π beſteht, und daß dieſe, wenn jene Ergänzungen richtig gemacht ſind, keine ſynthetiſche mehr, ja nicht einmal eine analytiſche, ſondern geradezu eine identiſche iſt. Dies verdeutlichen wir an einigen Beiſpielen.

58. Einige Menſchen ſind ſchwarz, ſagen wir, und meinen damit ein ſynthetiſches Urtheil zu bilden, weil die Schwärze P nicht im Begriff S des Menſchen liege. Nun iſt aber nicht der Allgemeinbegriff Menſch das wahre Subject dieſes Satzes, denn nicht er iſt ja ſchwarz, ſondern einige Einzelmenſchen ſind dies Subject; unter dieſen einigen aber, obgleich ſie nur als unbeſtimmter Theil des ganzen Umfangs der Menſchheit bezeichnet ſind, verſtehen wir doch keineswegs einen ſo unbeſtimmt gelaſſenen Theil; denn es iſt gar nicht in unſer Belieben geſtellt, welche einigen Menſchen wir aus der ganzen Menge der Menſchen herausgreifen wollen; durch unſere Auswahl, durch die ſie zu „einigen" Menſchen werden, werden ſie nicht ſchwarz, wenn ſie es nicht ohnehin ſind; man muß alſo diejenigen wählen und meint von Anfang an nur diejenigen, die ſchwarz ſind, kurz die Neger; dieſe allein ſind das wahre Subject des Urtheils. Daß auch das Prädicat nicht in ſeiner Allgemeinheit, daß vielmehr nur diejenige beſtimmte Schwärze gemeint wird, die an menſchlichen Körpern vorkommt, iſt für ſich klar, und ich verfolge dieſe Bemerkung ſpäter; hier erinnere ich nur, daß blos der Mangel an Flexion im deutſchen Ausdruck uns über ſeinen eigentlichen Sinn täuſcht; der lateiniſche: nonnulli homines sunt nigri, beweiſt ſogleich durch den Plural und das Genus von nigri, daß homines zu ergänzen iſt. Der völlige Sinn des Urtheils iſt alſo: einige Menſchen, unter denen jedoch nur die ſchwarzen Menſchen zu verſtehen ſind, ſind ſchwarze Menſchen; es iſt dem Inhalt nach völlig identiſch und nur der Form nach dadurch ſynthetiſch, daß ein und daſſelbe Subject von verſchiedenen Geſichtspunkten aus bezeichnet wird, einmal als ſchwarze Menſchen im Prädicat, ein andermal als Bruchtheil aller Menſchen im Subject. Wir ſagen ferner: der Hund ſäuft. Aber der allgemeine Hund ſäuft nicht; nur ein beſtimmter einzelner oder viele oder alle einzelnen ſind Subject dieſes Satzes. Aber auch das Prädicat meinen wir anders, als wir es ausdrücken: wir ſtellen den Hund nicht als Widerſpiel eines ſtets laufenden Röhrenbrunnens vor: er ſäuft nicht ſchlechthin, immer und unauf-

hörlich, sondern dann und wann. Und dies Dann und Wann ist zwar als eine unbestimmte Anzahl von Augenblicken ausgedrückt, aber auch nicht so gemeint; der Hund säuft nur in bestimmten Augenblicken: wenn er Durst hat oder mindestens Appetit, wenn er etwas Trinkbares findet, wenn Niemand ihn dann durch Drohung abhält; kurz: der Hund, den wir mit jenem Urtheil meinen, ist wirklich nur der saufende Hund, und derselbe saufende Hund ist auch das Prädicat. Ferner: Cäsar ging über den Rubico; aber nicht der Cäsar, der in den Windeln lag, sondern der, welcher aus Gallien kam; nicht der schlafende, sondern der wachende, im Bewußtsein der eben vorhandenen Weltlage, nicht der unentschlossene, sondern der, der seinen Entschluß gefaßt hatte, kurz: der Cäsar, den das Subject des Urtheils meint, ist nur derjenige, den das Prädicat bestimmt: der über den Rubico gehende; in allen frühern Augenblicken seines Lebens war er nicht das Subject, an welches dieses Prädicat sich hätte knüpfen können. Auch leuchtet schwacher Fassungskraft ein, daß Cäsar, als er über den Fluß gegangen war, nicht fortfahren konnte, hinüber zu gehen, sondern drüben war; auch in keinem späteren Augenblicke gedacht kann er also das Subject sein, welches wir meinten. Ich führe noch zwei Beispiele an, die durch Kant berühmt geworden sind. Synthetisch, sagt man, sei der Satz: die gerade Linie ist der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten, denn weder in dem Begriffe des Geraden noch in dem der Linie liege irgend eine Hindeutung auf Längenmaß. Aber der wirkliche geometrische Satz sagt ja nicht von einer geraden Linie überhaupt, daß sie dieser kürzeste Weg sei, sondern nur von derjenigen, welche zwischen jene beiden Punkte eingeschlossen ist. Darin aber, daß ihre Ausdehnung durch zwei Endpunkte begrenzt ist, und mit dieser Nebenbestimmung erst bildet sie das wahre Subject, darin liegt allerdings jede in diesem Fall wünschenswerthe Begründung des Prädicates. Man überzeugt sich leicht, daß der Begriff einer Geraden ab zwischen den Punkten a und b mit dem Begriff der Entfernung beider Punkte von einander völlig identisch ist; denn es ist unmöglich, von dem, was wir mit dem Namen räumlicher Entfernung eigentlich sagen wollen, eine andere Vorstellung zu geben als die, daß sie die Länge der geraden Linie zwischen a und b sei. Es gibt daher nicht kürzere und längere Entfernungen zwischen a und b, sondern nur die eine ab, die immer sich gleich ist. Von kürzeren und längeren Wegen dagegen läßt

sich zwischen a und b sprechen; der Begriff des Weges bedeutet nur irgend eine Art des Fortschreitens, die von a nach b führt; da hierdurch die Ueberwindung der Differenz gefordert ist, welche b von a trennt, so kann es keinen von a zu b führenden Weg geben, der einen Theil dieser Differenz unüberwunden ließe; daß mithin der kürzeste aller möglichen Wege die Entfernung, mithin die Gerade zwischen den gegebenen Punkten sei, ist ein völlig, dem Inhalt nach, identisches Urtheil, das nur denselben Gedankeninhalt von verschiedenen Standpunkten betrachtet. Auch der arithmetische Satz: $7 + 5 = 12$ kann nicht deswegen synthetisch sein, weil 12 weder in 7 noch in 5 enthalten sei; das vollständige Subject besteht in keiner einzelnen dieser Größen, sondern in ihrer durch das Summenzeichen verlangten Verbindung; in dieser aber muß, sobald die Gleichung richtig sein soll, der Inhalt des Prädicats vollständig liegen: sie würde falsch sein, wenn zu der linken Seite $7 + 5$ noch irgend ein x hinzutreten müßte, um die rechte Seite 12 zu erzeugen. Auch hier liegt daher ein dem Inhalte nach völlig identischer Satz vor, der nur seiner Form nach synthetisch wird, indem er dieselbe 12 einmal als Summe zweier andern Größen, das andere Mal als ein durch seine Ordnungszahl bestimmtes Glied der einfachen Zahlenreihe darstellt. Und nun füge ich noch hinzu, daß nicht Alles sich schicklich auf einmal sagen läßt; was es eigentlich damit auf sich habe und wie es möglich sei, daß das Denken den gleichen Inhalt unter verschiedenen Formen vorstellt, dies zu erwägen findet sich sehr bald Gelegenheit; eine spätere wird dann noch zeigen, daß meine letzten Bemerkungen nicht die Absicht hatten, Kant eines so leicht aufzufindenden logischen Versehens zu beschuldigen.

59. Unser Ergebniß wäre jetzt dies: die kategorischen Urtheile von der Form: S ist P, sind im Gebrauch zulässig, weil sie immer als particulare in dem Sinne unserer Bezeichnung gedacht werden, als solche aber schließlich identische sind. Mit dieser Entscheidung wird sich jedoch Niemand befriedigt fühlen; man wird mit Recht einwenden, daß durch sie der wesentliche Charakter eines Urtheils, ein Verhältniß der Zusammengehörigkeit zwischen den Inhalten zweier Vorstellungen S und P auszusprechen, überhaupt wieder aufgehoben wird. In der That, wenn wir durch die angeführten Ergänzungen unsere Beispiele identisch machen, ihren ganzen Inhalt mithin schon in ihrem Subjecte zusam-

mendrängen, so daß A den schwarzen Menschen, B den saufenden Hund, C den über den Rubico gehenden Cäsar bedeutet, so schmilzt die ganze Aussage dieser Urtheile, außer der unfruchtbaren Wahrheit, daß A = A, B = B, C = C, dahin zusammen, A gebe es in der Wirklichkeit beständig, B zuweilen, C sei einmal in der Geschichte vorgekommen. Mit andern Worten: diese Urtheile behaupten gar kein wechselseitiges Verhältniß zwischen den einzelnen Bestandtheilen ihres Inhalts mehr, sondern nur noch von dem zusammengefaßten Ganzen dieses Inhalts eine mehr oder minder ausgedehnte Geltung in der Wirklichkeit; ein offenbarer Rückfall auf den unvollkommenen Standpunkt des imperſonalen Urtheils. Dieſer Mangel wird noch empfindlicher durch folgende Ueberlegung. Ich habe zwar eben noch B als Begriff des saufenden Hundes bezeichnet, aber eigentlich nicht mit Recht; denn dieser Ausdruck, welcher das Saufen participial zu dem Subject Hund hinzufügt, ist ja selbst begreiflich und zulässig nur unter der Voraussetzung, daß wirklich in einem kategoriſchen Urtheile dem Begriff S des Hundes ein in ihm nicht enthaltenes Merkmal P des Saufens, und zwar in dem Sinne zugeschrieben werden könne, daß P wie die Eigenschaft oder der Zustand an S als Subject oder Träger hafte. Diese Möglichkeit aber hat unsere vorige Erörterung eben aufgehoben; es bleibt uns blos die Befugniß, dieſes B lediglich als zusammenseiende Summe seiner Merkmale a, b, c, d zu fassen und zu sagen: diesem nach dem Satz der Identität stets sich selbst gleichen a, b, c, d komme eine bestimmte Wirklichkeit zu; einem anderen Aggregat von Merkmalen a, b, c, e komme solche Wirklichkeit ein anderes Mal zu. Dagegen haben wir gar kein Recht, etwa die gemeinsame Gruppe a, b, c als etwas anzusehen, das innerlich zusammengehörte und zwar in sich mehr zusammengehörte, als mit den wechselnden Bestandtheilen d und e, noch weniger als ein solches Etwas, das in der Weise eines Subjectes diesen wechselnden Elementen als Merkmalen einen Träger darböte. Sprachlich würden wir freilich fortfahren, dieſes a, b, c als Hund, a, b, c, d als fressenden, a, b, c, e vielleicht als saufenden Hund zu bezeichnen; aber diese Ausdrucksweisen würden dann ohne logische Begründung sein; alle unsere Urtheile würden nur einfache oder zusammengesetzte Wahrnehmungen ausdrücken können, und zwischen diesen einzelnen Wahrnehmungen, ja selbst zwischen den einzelnen Bestandtheilen jeder zusammengesetzten würde gar keine

angebbare Verknüpfung bestehen, durch welche ihr bloßes Zusammensein sich auf ein Zusammengehören zurückführen ließe.

60. Gegen dieses vollständige Scheitern seiner logischen Absicht wehrt sich das Denken durch eine weitere andere Umformung des particularen Urtheils, die man zunächst als einfache Leugnung dieses Zerfalls unseres Vorstellungsstoffes in lauter nur thatsächlich zusammenseiende Einzelheiten auffassen kann. Die Ergänzungen, welche wir dem ausgesprochenen Subject S des kategorischen Urtheils hinzufügten, waren für uns das Hülfsmittel, durch welches sich dieses Urtheil vor dem Satze der Identität rechtfertigte; sie werden jetzt auch als der sachlich gültige Grund anerkannt, welcher jenes S befähigt, ein Prädicat P anzunehmen, das ihm, so lange es allein vorhanden wäre, nicht zukommen würde. Die Nebenumstände, durch welche jenes ausgesprochene S erst zu dem wahren Subject Σ des nun identischen Urtheils wurde, erscheinen jetzt als die Bedingungen, durch deren Einwirken oder Hinzutreten der Inhalt jenes ausgesprochenen Subjectes S so beeinflußt wird, daß ein früher ihm fremdes P jetzt ihm angemessen ist und ihm nun in Uebereinstimmung mit dem Satze der Identität zugehört. Das hypothetische Urtheil ist es also, was als zweites Glied dieser zweiten Gruppe von Urtheilsformen auftritt, zusammengesetzt aus einem Vordersatz und einem Nachsatz, die in dem einfachsten typischen Falle dasselbe Subject S, aber verschiedene Prädicate haben, im Vordersatz ein Q, welches die zu S hinzutretende Bedingung, im Nachsatz ein P, welches das durch diese Bedingung an dem S erzeugte Folgemerkmal bezeichnet. Alle hypothetischen Urtheile mit verschiedenen Subjecten ihrer beiden Glieder sind sprachliche Verkürzungen des Ausdrucks und führen durch leicht zu ergänzende Mittelglieder auf diese Urform zurück: wenn S ein Q ist, so ist S ein P. Der Wunsch ferner, zugleich die wirkliche Gültigkeit des an sich nur problematischen Vordersatzes mit auszudrücken, erzeugt die Form: weil S ein Q ist, so ist S ein P; die Behauptung endlich, Q sei nicht der Grund für S, ein P zu sein, bringt die letzte Form hervor, deren Erwähnung zu thun ist: obgleich S ein Q ist, so ist S dennoch nicht P. Beide haben logisch nichts Eigenthümliches.

61. Zur Charakteristik der äußeren Formen des hypothetischen Urtheils reicht diese kurze Uebersicht völlig aus. Aber ein aufmerksamer

Leser muß an dieser Stelle nach dem Rechte fragen, mit welchem wir die ergänzenden Nebenbestimmungen, durch deren Hinzufügung das wahre Subject Σ des dann identischen Urtheils erst entstand, in Bedingungen umdeuteten, die auf ein schon bestehendes Subject S wirkend, an diesem das Prädicat P begründen. Für sich allein nun behauptet der Satz der Identität nur die Gleichheit jedes Inhaltes mit sich selbst, zwei verschiedene setzt er in keine andere Beziehung als die der gegenseitigen Ausschließung. Dächten wir uns nun verschiedene einfache Inhalte a, b, c, q, p in irgend einer Wirklichkeit zugleich gegeben, aber so, daß sie auch nur zugleich wären, ohne unter einander in irgend einem innern Zusammenhange zu stehen, so würde in jedem nächsten Augenblicke jede beliebige andere Combination einiger dieser Elemente mit beliebigen anderen ebenso gut auftreten können, und wir würden daraus, daß a, b, c, q zum zweiten Male in unsere Beobachtung fielen, nicht darauf schließen können, daß nun auch p sich einfinden müsse; jedes beliebige r oder s würde seine Stelle mit demselben Rechte einnehmen. Machen wir dagegen die ganz allgemeine Voraussetzung, daß die Gesammtheit aller denkbaren und wirklichen Inhalte eine nicht blos zusammenseiende Summe, sondern ein zusammengehöriges Ganze sei, so reichen dann die Folgen des Identitätsgesetzes weiter. Mit genau demselben aber, mit welchem einmal sich p verbunden fand, kann dann nach dem Gesetze der Identität weder jemals ein Non p verbunden sein, noch kann diesem aber das frühere Prädicat p jemals fehlen. Wie überhaupt eine solche Zusammengehörigkeit zwischen verschiedenen Elementen denkbar ist, lassen wir einen Augenblick noch dahingestellt; wenn sie aber stattfindet, so findet sie in allen Wiederholungsfällen identisch statt, und wenn wir uns auf drei Elemente beschränken, so kann, wenn ab gegeben ist, nur c, wenn ac gegeben ist, nur b, wenn bc, nur a als nothwendiges neues Glied hinzutreten; d. h. für jedes erste dieser Elemente ist jedes zweite die zureichende und nothwendige Bedingung, unter der das jedesmal dritte zu ihm sich gesellen kann und muß. Dasjenige Element oder diejenige Gruppe von Elementen, der wir hier den ersten Platz geben, erscheint uns dann logisch als Subject, das Element oder die Gruppe, die wir zu zweit stellen, als die auf dies Subject wirkende Bedingung, das dritte oder die dritte Gruppe als die durch die Bedingung an jenem erzeugte Folge.

Ich bemerke noch ausdrücklich, daß diese Wahl der Plätze in unserer Willkür liegt und in der Anwendung sich nach der Natur der Gegenstände und unserem Denkinteresse an ihnen richtet; an sich ist jedes Element einer solchen Combination eine Function der übrigen, und von jedem kann man folgernd zu diesen übergehen. Gewöhnlich fassen wir eine Mehrheit in vielen Fällen verbunden bleibender Elemente, etwa $a\,m\,n$, zusammen als ein Subject S, welches meistens ein Ding, einen beharrlichen Gegenstand der Wirklichkeit bedeutet, ein einzelnes Element b dagegen, das in einigen Beobachtungen des S fehlt, in andern vorkommt, als die hinzutretende Bedingung Q, und ein mit b immer verbundenes c als die durch Q bedingte Folge P. Es ist einleuchtend, daß man auch anders verfahren kann; in der That die mechanische Physik kann die immer sich gleiche einfache Schwerkraft b oder Q als Subject behandeln und die verschiedenen Folgen P untersuchen, die ihr zukommen, wenn man die Körper, auf welche sie wirkt, $a\,m\,n = S$ oder $a\,m\,r = S'$ als die Bedingungen ansieht, unter deren Einfluß sie in verschiedenen Fällen steht.

62. Wir hätten hiermit jene Deutung, durch die wir überhaupt zu hypothetischen Urtheilen gelangten, insoweit gerechtfertigt, als wir sie auf die allgemeinste Voraussetzung einer Zusammengehörigkeit der verschiedenen Denkinhalte zurückführten. Diese Voraussetzung selbst als eine zulässige und triftige weiter zu beweisen, kann nicht unsere Aufgabe sein; offenbar würde jeder Versuch eines solchen Beweises seinerseits das zu Beweisende voraussetzen; denn wie könnte man zeigen, es sei erlaubt und nothwendig, das Gegebene als einen Zusammenhang von Gründen und Folgen zu fassen, wenn man nicht diese Behauptung wieder als Folge aus einem Grunde ableitete? Man muß daher diesen Gedanken der Zusammengehörigkeit des Denkbaren entweder, als die Seele alles Denkens, mit unmittelbarer Gewißheit erfassen, oder alles, was auf ihm beruht, zugleich mit ihm aufgeben. Berechtigt dagegen ist das Verlangen, weitere Aufklärung über die Möglichkeit und den Sinn einer solchen Zusammengehörigkeit des Verschiedenen zu erhalten. Die Möglichkeit nun der Wechselbeziehung des Verschiedenen wird nicht wirklich durch den Satz der Identität bedroht, welcher jedes Einzelne nur in Beziehung zu sich selbst setzt; denn nur seinen eigenen Inhalt kann dieser Satz behaupten, aber andere nicht

ausschließen, die mit ihm nicht streiten. Was aber den Sinn jener Zusammengehörigkeit betrifft, so haben wir zwei Aufgaben zu scheiden. Uns, in der Logik, kümmert es gar nicht, worin der wirkliche Vorgang bestehen mag, durch den das uns hier ganz unbekannte Reale, das wir durch unsere Vorstellungen recht oder schlecht bezeichnen, auf einander einwirkt und Veränderungen seiner Zustände hervorbringt; über das Band dieses Zusammenhanges nachzudenken ist Aufgabe der Metaphysik, und mag in einer Lehre von der wirkenden Ursache, der causa efficiens, gelöst werden. Die Logik dagegen, die auch die Beziehungen des nur Denkbaren zu beachten hat, das niemals in sachlicher, realer Wirklichkeit existirt, hat als ihr Eigenthum nur den andern Satz vom zureichenden Grunde, das principium rationis sufficientis, zu entwickeln; sie hat nur zu zeigen, wie aus der Verbindung zweier Denkinhalte S und Q die Nothwendigkeit entsteht, auch einen dritten Inhalt P, und zwar in bestimmter Beziehung zu S, zu denken; fände sich dann in wirklicher Erfahrung an irgend einem Realen diese Vereinigung zweier Inhalte S^1 und Q^1 vollzogen, so würde sich nach dem Satz vom Grunde das bestimmte P^1 folgern lassen, welches zu dieser Combination denknothwendig hinzutreten müßte, im Unterschied von einem P^2, welches zu ihr nicht hinzutreten könnte; wie dagegen es gemacht wird, daß gerade dies P^1, welches das Denken fordert, auch in Wirklichkeit eintritt, diese Frage würde jenen metaphysischen Untersuchungen überlassen bleiben.

63. Das unendlich oft erwähnte Gesetz des zureichenden Grundes, mit dem wir nun, als dem dritten Gliede und dem Reinertrag dieser zweiten Gruppe der Urtheilsformen, abschließen, hat das wunderliche Schicksal gehabt, auch von denen, die am häufigsten sich auf es beriefen, eigentlich niemals formulirt zu werden. Denn die gewöhnliche Anweisung, zu jedem Gültigkeit verlangenden Ausspruche müsse man einen Grund seiner Geltung suchen, vergißt, daß man das nicht suchen kann, von dem man nicht weiß, worin es besteht; zuerst muß offenbar klar gemacht werden, in welchem Verhältniß Grund und Folge zu einander stehen, und in welchem Inhalt man folglich den Grund für einen andern zu entdecken hoffen darf. Ich werde am kürzesten deutlich sein, wenn ich im Vergleich mit dem Ausdruck des Identitätssatzes $A = A$ sogleich die Formel $A + B = C$ als Bezeichnung des

Satzes vom Grunde aufstelle und folgende Erläuterung hinzufüge. Für sich allein würde A nur = A, B = B sein; aber nichts hindert, daß eine bestimmte Verbindung A + B, deren in den verschiedenen Fällen sehr verschiedenartigen Sinn hier symbolisch das Additionszeichen vertritt, dem einfachen Inhalt der neuen Vorstellung C äquivalent oder identisch sei. Nennen wir dann A + B den Grund und C die Folge, so sind Grund und Folge völlig identisch, und der eine ist die andere; man hat in diesem Falle unter A + B ein beliebiges Subject sammt der Bedingung, von der es beeinflußt wird, unter C aber nicht ein neues Folgeprädicat dieses Subjects, sondern das Subject selbst in seiner durch dies Prädicat veränderten Gestalt zu verstehen. Der gewöhnliche Sprachgebrauch verfährt anders. Da von dem ganzen Grunde A + B, wenn wir von Thatsachen der Wirklichkeit sprechen, gewöhnlich der eine Theil A vorher gegeben zu sein, der andere B nachher hinzuzukommen pflegt, so bezeichnet man die Bedingung B, die nur einen Theil des ganzen Grundes A + B bildet, gewöhnlich als den Grund überhaupt, der auf A als leidendes Subject wirkt; unter C aber versteht man dann meist die neue Eigenschaft allein, die von B bedingt wird, und nennt dies C die Folge; indessen denkt man doch immer dabei diese Eigenschaft nicht als für sich, wie in einem leeren Raume, entstehend, sondern als haftend an dem Subject A, auf welches man B wirken ließ. Unter anderen Benennungen meint daher der gewöhnliche Sprachgebrauch dasselbe, wie wir. Wenn wir mit der Vorstellung A des Pulvers die Vorstellung B der hohen Temperatur des glühenden Funkens verbinden, mithin in A das Merkmal der gewöhnlichen Temperatur durch das der erhöhten B ersetzen, so ist dieses A + B die Vorstellung C des explodirenden Pulvers, nicht der Explosion überhaupt; der gewöhnliche Sprachgebrauch läßt zu dem gegebenen Subject A des Pulvers die hohe Temperatur B als Grund treten, aus welchem die Explosion C folgt, aber diese Folge denkt er sich natürlich nicht als einen Vorgang, der irgendwo stattfindet, sondern als eine Ausdehnung desselben Pulvers, auf welches der Funke wirkte. Es ist nicht nöthig, Erläuterungen so einfacher Art weiter fortzusetzen.

64. Ueberlegt man das Ganze unserer Erkenntnisse, so ist unmittelbar deutlich, daß der Satz der Identität nicht ihre einzige Quelle sein kann. Für sich allein würde er jedes Urtheil, ja jeden Begriff

vereinzeln und keinen Fortschritt von der unfruchtbaren Sichselbstgleichheit jedes Vorstellungselements zu der fruchtbaren Verbindung verschiedener einleiten. Man irrt sich, wenn man zuweilen der Mathematik nur diesen einzigen Satz als Grundlage ihrer Wahrheiten zuschreibt; dem wirklichen erfinderischen Verfahren dient vielmehr auch hier nur der Satz vom Grunde. Aus einem sich selbst gleichen Obersatze würde gar nichts neues fließen, wenn es nicht möglich wäre, in mannigfachen Untersätzen eine und dieselbe Größe C in unzähligen verschiedenen äquivalenten Gestalten bald $= A + B$, bald $= M + N$ oder $= N - R$ zu setzen, oder anders ausgedrückt: wenn nicht die Natur der Zahlen so beschaffen wäre, daß man jede auf unzählige Weisen theilen und aus den Theilen in den mannigfachsten Combinationen wieder zusammensetzen kann; wenn ferner nicht die Natur des Raumes so gebildet wäre, daß jede Linie sich unzähligen Figuren in den verschiedensten Lagen als Bestandtheil oder irgendwie zugehöriges Beziehungsglied einreihen läßt und daß jeder der Ausdrücke, die für sie aus diesen verschiedenen Relationen fließen, der Grund zu neuen vielfachen Folgerungen ist. Ich brauche kaum zu erwähnen, daß auch Mechanik und Physik den reichlichsten Gebrauch von diesen Zerlegungen und Zusammensetzungen gegebener Thatsachen machen, und daß der erfinderische Gedankengang auch in diesen Zweigen unserer Erkenntniß auf Operationen beruht, welche alle zuletzt auf diese typische Formel $A + B = C$ zurücklaufen. Herbart gebührt das Verdienst, die Wichtigkeit dieser in aller Praxis der Wissenschaft offen vorliegenden Verfahrungsweise in den Gesichtskreis der formalen Logik gerückt zu haben.

65. Ich überlasse weitere Beispiele hiervon der angewandten Logik; über die Berechtigung des Satzes vom Grunde selbst habe ich noch eine Bemerkung zu machen. Wir konnten nur zeigen, eine Erweiterung unserer Erkenntniß sei *dann* möglich, *wenn* es einen Grundsatz gibt, welcher $A + B = C$ zu setzen erlaubt. Man konnte nun versuchen, ohne Weiteres die Gültigkeit dieses Grundsatzes als eine unmittelbare Gewißheit, gleich der des Satzes der Identität, zu behaupten. Dies haben wir gethan: aber zwischen beiden Principien bleibt doch ein bemerklicher Unterschied. Der Satz der Identität sagt von jedem A eine Gleichheit mit sich selbst aus, die wir unmittelbar als nothwendig und deren Gegentheil wir zugleich ebenso überzeugend als denk-

unmöglich empfinden. Der letzteren Unterstützung entbehrt der „Satz des Grundes"; wir empfinden die Annahme keineswegs als denkunmöglich, daß jeder Inhalt nur sich selbst gleich, eine Combination A + B von zweien dagegen niemals einem dritten C äquivalent sei. Die Geltung des Satzes vom Grunde ist daher von einer andern Art, als die des Princips der Identität; nennen wir dies letztere denknothwendig wegen der Unmöglichkeit seines Gegentheils, so ist der Satz vom Grunde vielmehr nur eine dem Denken zweckmäßige Voraussetzung, welche in dem Inhalt des Denkbaren eine gegenseitige Beziehung annimmt, für deren wirkliches Bestehen der vereinigte Eindruck aller Erfahrungen Bürgschaft gibt. Ich wünsche über den letzteren Ausdruck nicht mißverstanden zu werden. Ich meine zuerst nicht, daß das Denken erst durch Vergleichung des Erfahrungsinhaltes auf die Vermuthung der Gültigkeit eines solchen Satzes geführt werde; die allgemeine Tendenz des logischen Geistes, Zusammenseiendes als Zusammengehöriges aufzuweisen, enthält für sich vielmehr den Trieb, der, auch abgesehen von aller wirklichen Erfahrung, zur Voraussetzung eines Zusammenhanges von Gründen und Folgen führen würde. Aber daß diese Voraussetzung sich bestätigt, daß das Denken in dem denkbaren Inhalt, den es selbst nicht macht, sondern empfängt oder vorfindet, solche Identitäten oder Aequivalenzen des Verschiedenen antrifft, das ist eine glückliche Thatsache, ein glücklicher Zug in der Organisation der Welt des Denkbaren, der thatsächlich besteht, aber nicht mit derselben Nothwendigkeit bestehen müßte, wie die Geltung des Identitätsprincips. Denkunmöglich wäre eine Welt gar nicht, in welcher jeder einzelne Inhalt mit jedem andern so unvergleichbar wäre, wie süß und dreieckig, in welcher mithin jede Möglichkeit fehlte, Verschiedenes zur Begründung eines Dritten zusammenzufassen; wäre diese Welt, so würde das Denken zwar nichts mit ihr anzufangen wissen, aber es würde sie, als eine nach seinem eigenen Urtheile mögliche, anerkennen müssen. Ich füge ferner hinzu, daß, wenn ich hier von einer Art empirischer Beglaubigung des Satzes vom Grunde spreche, ich doch nicht eine Bestätigung meine, welche das Ganze unserer nach diesem Satze bereits gegliederten Gedankenwelt darin fände, daß der beobachtbare Gehalt der äußeren Wirklichkeit mit dieser Gliederung zusammenstimmt; ich spreche hier nur davon, daß die Welt des Denkbaren, die vorstellbaren Inhalte, die

wir, woher sie auch immer kommen mögen, in unserer inneren Erfahrung antreffen, sich der Forderung, als Gründe und Folgen zusammenzuhängen, wirklich fügen. Es ist an diesem Orte der Logik ganz gleichgültig, ob überhaupt außer den Vorstellungen, die sich in unserem Bewußtsein bewegen, etwas vorhanden ist, was man äußere Welt oder Wirklichkeit nennen könnte; auch diese nur in uns sich bewegende inhaltvolle Vorstellungswelt ist von dem Denken nicht gemacht, sondern wird von ihm, als Stoff seiner Thätigkeit, in uns nur angetroffen, ist also für den logischen Geist und seine Tendenz ein Gegenstand innerer Erfahrung; daß nun an diesem empirischen Gegenstand sich ein Entgegenkommen findet, das die Ausführung dieser Tendenz möglich macht, darin besteht das nicht Denknothwendige, sondern Thatsächliche der Geltung des Satzes vom Grunde.

66. Worin dies Entgegenkommen liegt, werde ich, wenn noch einmal hiernach gefragt werden sollte, am kürzesten erinnern, wenn ich auf die Analogie der systematischen Stellung, welche der Satz vom Grunde als zweites Denkgesetz einnimmt, mit der des zweiten Gliedes in unserer Betrachtung des Begriffes hinweise. Die Möglichkeit, Allgemeinbegriffe zu bilden, beruhte auf der nicht selbst denknothwendigen, aber gegebenen Thatsache, daß nicht jeder Vorstellungsinhalt unvergleichbar mit jedem andern ist, daß vielmehr Farben, Töne, Gestalten sich in Reihen mit erkennbarer abgestufter Verwandtschaft ihrer Glieder ordnen; daß es außer den Verwandtschaften auch Gegensätze von verschiedener Weite des Unterschieds und ein Aufheben des Entgegengesetzten, daß es endlich vor allem ein System von Größenbestimmungen in der Welt des Denkbaren gibt, durch deren Anwendung mittelbar auch die an sich nicht vergleichbaren Glieder verschiedener Inhaltsreihen in gegenseitige Beziehungen gebracht werden können. Mit diesem kurzen Hinweis begnügt, schließen wir die zweite Gruppe der Urtheilsformen mit dem Satze vom Grunde als dem durch sie gewonnenen Reinertrage ab.

C. Das generelle Urtheil. — Das disjunctive Urtheil. — Das Dictum de omni et nullo und das Principium exclusi medii.

67. In jedem Einzelfalle der Anwendung bleibt nun zu bestimmen, welches A, in welcher Verbindung mit welchem B zusammengefaßt,

den genügenden Grund welches C bilde. Diese Aufgabe des sachlichen Erkennens hat die Logik der Erfahrung und den einzelnen Wissenschaften zu überlassen; aber eine eigene neue Aufgabe erwächst ihr doch auch. Von allen Leistungen unseres Denkens würde wenig übrig bleiben, wenn wir wirklich in jedem Einzelfalle von neuem die Erfahrung befragen müßten, welche A, B und C hier als Grund und Folge zusammengehören; einen Grundsatz wenigstens muß es geben, der uns erlaubt, wenn einmal die eine Wahrheit A + B = C gegeben ist, von ihr eine Anwendung zu machen auf Fälle, über die uns die Erfahrung noch nicht belehrt hat. Was wir nun hier suchen, ist leicht zu finden und nebenher schon früher erwähnt worden. So oft wir A + B als Grund einer Folge C ansehen, denken wir nothwendig die Verknüpfung dieser drei Glieder als eine allgemeine; A + B wäre gar nicht eine Bedingung von C, wenn es möglich wäre, daß in einem zweiten Beispiel seines Vorkommens nicht dasselbe C, sondern ein beliebiges D mit ihm verbunden würde. Für unsere hier zu machende Anwendung bedeutet dies nun: überall, in jedem Subject S, in welchem A + B als Merkmal neben beliebigen andern Merkmalen N O P enthalten ist, begründet dies A + B dieselbe Folge C; und dieses C wird entweder wirklich als Merkmal dieses S auftreten, oder wo es nicht auftritt, kann es nur dadurch verhindert sein, daß die übrigen Merkmale, N + O oder N + P oder O + P, zusammen den Grund einer dem C entgegengesetzten und dieses selbst aufhebenden Folge bildeten; für sich allein, ohne diese Hemmung, geht die das C bedingende Kraft des A + B ihres Erfolges nie verlustig. Fassen wir nun A + B unter der Bezeichnung M als einen Allgemeinbegriff, unter welchen S untergeordnet ist, so können wir den gefundenen Grundsatz vorläufig so ausdrücken, daß von jedem Subject nach rein logischem Recht und ohne Anrufung der Erfahrung dasjenige Prädicat behauptet werden darf, welches durch den ihm übergeordneten Gattungsbegriff gefordert wird. Und es bedarf keiner weiteren Ausführung, daß eben dieser Gedanke, die Unterordnung des Einzelnen unter sein Allgemeines, das umfassende logische Hülfsmittel ist, dessen wir uns allenthalben zur weiteren denkenden Bearbeitung des erfahrungsmäßig Gegebenen bedienen.

68. Die Urtheilsform, die erste dieser dritten Gruppe, in welcher das Denken diese Ueberzeugung ausspricht, ist die des quantitativ unbe-

zeichneten Satzes, in welchem die Stelle des Subjects einfach durch einen Allgemeinbegriff oder einen Gattungsbegriff M ausgefüllt erscheint: der Mensch ist sterblich; die Sünde ist strafbar. Ich unterscheide diese Urtheile unter dem Namen der generellen von den universalen: alle Menschen sind sterblich; jede Sünde ist strafbar. Obgleich der sachliche Inhalt in beiden Formen derselbe ist, so ist doch die logische Fassung desselben in beiden sehr verschieden. Das universale Urtheil ist nur eine Sammlung vieler Einzelurtheile, deren sämmtliche Subjecte zusammengenommen thatsächlich den ganzen Umfang des Allgemeinbegriffs M ausfüllen; daß mithin das Prädicat P von allen M gilt, folgt hier nur daraus, daß es von jedem M einzeln gilt; es kann aber von jedem einzelnen aus einem besonderen Grunde gelten, der nichts mit der allgemeinen Natur des M zu schaffen hat. So läßt der universale Satz: alle Einwohner dieser Stadt sind arm, ganz zweifelhaft, ob jeder einzelne durch eine besondere Ursache verarmt ist, oder ob die Armuth aus seiner Eigenschaft als Einwohner dieser Stadt fließt; ebenso läßt der Satz: alle Menschen sind sterblich, noch dahingestellt, ob sie nicht eigentlich alle ewig leben könnten, und ob nicht blos eine merkwürdige Verkettung von Umständen, die für jeden andere sind als für jeden andern, es dahin bringt, daß zuletzt keiner am Leben bleibt. Das generelle Urtheil dagegen: der Mensch ist sterblich, behauptet seiner Form nach: an dem Charakter der Menschheit liege es, daß die Sterblichkeit von jedem unzertrennlich ist, der an diesem Charakter theilnimmt. Während daher das universale Urtheil eine allgemeine Thatsache blos behauptet und deswegen nur assertorisch ist, läßt das generelle zugleich den Grund ihrer nothwendigen Geltung hindurchscheinen und kann also, in dem Sinne unserer früheren Festsetzungen, apodiktisch heißen. Zu unerhörten Entdeckungen wird diese Unterscheidung beider Urtheilsformen nicht führen; aber neben so vielen unnützen Distinctionen, welche die Logik belasten, verdiente sie wohl, nebenher erwähnt zu werden. Kaum der Erwähnung aber bedarf es, daß im generellen Urtheil nicht der Gattungsbegriff M, der die Stelle des Subjects im Satze einnimmt, das wahre logische Subject des Urtheils ist; nicht der allgemeine Mensch M ist sterblich, sondern der einzelne S, welcher an diesem für sich unsterblichen Typus theilhat. Man sieht daraus, daß das generelle Urtheil eigentlich ein im Ausdrucke verkürztes hypothetisches ist; es muß

vollständig heißen: wenn S ein M ist, so ist S ein P; wenn irgend ein S ein Mensch ist, so ist dieses S sterblich. Und hierdurch rechtfertigt sich die systematische Stellung, die wir diesem Urtheil erst nach dem hypothetischen anweisen konnten.

69. Ebenso klar wird aber auch sogleich die Nothwendigkeit eines neuen Schrittes. So lange formell in dem generellen Urtheil ein allgemeiner Gattungsbegriff M als Subject auftritt, so lange kann auch das Prädicat P nur in gleicher Allgemeinheit gefaßt ihm zugeordnet werden. Sagen wir: der Mensch ist sterblich, so umschließt das Prädicat alle denkbaren verschiedenen Arten der Sterblichkeit und bestimmt weder die Art des Todes noch seinen Zeitpunkt; oder behaupten wir: die Körper erfüllen den Raum, so bleibt unausgesprochen, mit welcher Dichtigkeit und mit welchem Grade des Widerstandes jeder einzelne diese allgemeine Eigenschaft seiner Gattung realisirt. Aber gerade die einzelnen Menschen und die einzelnen Körper waren die wirklichen Subjecte des generellen Urtheils; es ist also ganz falsch zu behaupten, daß ihnen das Merkmal P ihrer Gattung in der Allgemeinheit als Prädicat zukommt, in welcher es zu dem Begriff der Gattung, und zwar hier nicht als Prädicat, hinzugedacht wird; vielmehr kann P an jedem dieser einzelnen Subjecte nur in einer der bestimmten Arten oder Modificationen vorkommen, in welche das allgemeine P sich zerfällen oder besondern läßt. Den gemachten Fehler berichtigt das Denken durch die neue Behauptung: wenn irgend ein S ein M ist, so ist dies S entweder p^1 oder p^2 oder p^3; und hier bedeuten p^1, p^2, p^3 die verschiedenen Arten eines allgemeinen Merkmals P, welches in dem Gattungsbegriffe M enthalten ist. Dies ist die bekannte Form des disjunctiven Urtheils, des zweiten dieser dritten Gruppe, und für sich keiner weiteren Erläuterung bedürftig. Man pflegt mit ihm zusammen das copulative Urtheil: S ist sowohl p als q, als r, und das remotive: S ist weder p noch q noch r, zu erwähnen; trotz der äußerlichen Analogie der Form haben jedoch beide nicht den gleichen logischen Werth mit dem disjunctiven; das erste ist nur eine Sammlung positiver, das andere eine Sammlung negativer Urtheile von gleichem Subject und verschiedenen Prädicaten, welche letztere in gar keine logisch wichtige Beziehung zu einander gesetzt werden. Das disjunctive Urtheil allein drückt ein eigenthümliches Verhältniß seiner verschiedenen Glieder aus:

es gibt seinem Subject gar kein Prädicat, schreibt ihm aber die nothwendige Wahl zwischen einer bestimmten Anzahl verschiedener vor.

70. Der Gedanke, den die Form des disjunctiven Urtheils ausdrückt, wird gewöhnlich in zwei gesonderten Denkgesetzen, dem Dictum de omni et nullo und dem Principium exclusi tertii inter duo contradictoria ausgesprochen; ihre Verschmelzung in ein einziges drittes Grundgesetz ist indessen nicht nur leicht, sondern nothwendig. Völlig falsch sind für das erste die oft gehörten lässigen Formulirungen: was vom Allgemeinen gelte, gelte auch vom Einzelnen; was vom Ganzen, auch von den Theilen; es versteht sich vielmehr von selbst, daß, was vom Allgemeinen als solchem, oder von dem Ganzen als solchem gilt, nicht von dem Einzelnen oder von den Theilen als solchen gelten könne. Richtig ist nur die alte scholastische Formel: quidquid de omnibus valet, valet etiam de quibusdam et de singulis, und quidquid de nullo valet, nec de quibusdam valet nec de singulis. Aber diese Ausdrucksweise, die dem Gesetze seinen Namen gab, ist ebenso unfruchtbar als richtig; denn daß etwas von allen gelte, heißt und bedeutet gleich von Anfang an gar nichts anderes, als daß es von jedem Einzelnen gelte; soll daher anstatt dieser nackten Tautologie etwas gesagt werden, was der Mühe werth ist, so muß allerdings an die Stelle der bloßen Summe aller die Natur des allgemeinen Begriffs gesetzt werden. Dann aber läßt sich in der That der Satz gar nicht anders mit Genauigkeit ausdrücken, als so, daß er ganz mit dem Sinne der disjunctiven Urtheilsform zusammenfällt: von jedem allgemeinen P, welches als Merkmal in dem Allgemeinbegriff M enthalten ist, kommt jedem S, welches eine Art von M ist, eine seiner Modificationen p^1, p^2, p^3 mit Ausschluß der übrigen als Prädicat zu; und: von jedem allgemeinen P, welches aus dem Begriffe M ausgeschlossen ist, kommt jedem S, als einer Art von M, weder die eine noch die andere seiner Modificationen p^1, p^2 oder p^3 zu.

71. Von diesem vollständigen Denkgesetz berücksichtigt der gewöhnliche Ausdruck des Dictum de omni et nullo nur den einen positiven, für sich, wie wir sahen, nicht genau ausdrückbaren Bestandtheil, nämlich den Gedanken, daß das Besondere sich überhaupt nach seinem Allgemeinen richte; der andere verneinende Bestandtheil, der erst die Art und Weise dieses sich Richtens bestimmt, der Gedanke, daß dem Besondern

nur eine Art des allgemeinen Prädicats seines Allgemeinen mit Ausschluß der übrigen zustehe, hat nur einen partiellen Ausdruck in dem Satze des ausgeschlossenen Dritten gefunden. Ich glaube hierüber am einfachsten folgendermaßen zu berichten. Steht für ein Subject S vermöge seiner Unterordnung unter M bereits fest, daß es sein eigenes Prädicat unter den Arten p^1, p^2, p^3 eines allgemeinen, dem M zukommenden Merkmals P wählen muß, und beträgt die Anzahl der möglichen Arten des P mehr, als zwei, so wird die Bejahung der einen von ihnen p^1 als Prädicat von S die Verneinung aller übrigen, p^2, p^3, p^4, einschließen, aber durch die Verneinung einer von ihnen wird keine bestimmte der übrigen als Prädicat von S bejaht; was nicht p^1 ist, hat noch die unentschiedene Wahl zwischen p^2, p^3, p^4. Prädicaten dieser Art legt man **conträren** Gegensatz bei. Gibt es aber überhaupt nur zwei Arten p^1 und p^2 des allgemeinen P, so wird für ein Subject S, von welchem schon feststeht, daß es eine Art des P zum Prädicat haben muß, nicht nur die Bejahung der einen p^1 die Verneinung der andern p^2, sondern auch die Verneinung der einen p^1 die bestimmte Bejahung der andern p^2 als Prädicat zur Folge haben oder involviren; diese beiden p^1 und p^2 sind dann **contradictorisch** entgegengesetzte Prädicate des S. So sind für die Linie (S), welche eine Richtung überhaupt (P) haben muß, gerade (p^1) und krumm (p^2) contradictorische Prädicate, für den Menschen, dem ein Geschlecht von Natur gebührt, männlich und weiblich; beide würden nur conträr sein für beliebige andere Subjecte, von denen noch nicht feststeht, ob in ihrem Begriffe das allgemeine P, Geschlecht oder Richtung, überhaupt vorkommt; für sie wird die Eintheilung ihrer möglichen Prädicate immer dreigliedrig, sie sind entweder männlich (p^1) oder weiblich (p^2) oder geschlechtslos (p^3), entweder gerade (p^1) oder krumm (p^2) oder gestaltlos (p^3). Der Satz des ausgeschlossenen Dritten oder des exclusi tertii inter duo contradictoria behauptet nun nichts, als was wir eben bemerkten: von zwei Prädicaten, welche für ein Subject S contradictorische sind, hat S immer das eine mit Ausschluß des andern, und wenn es das eine nicht hat, so hat es nothwendig das andere mit Ausschluß jedes dritten. So angesehen ist dieses Gesetz nur ein Sonderfall des allgemeineren, welches den Sinn des disjunctiven Urtheils bildet: von allen conträren Prädicaten, deren Allgemeines P in dem Gattungs-

begriff M eines Subjectes S liegt, hat S immer eines mit Ausschluß der übrigen, und wenn es das eine nicht hat, so bleibt ihm nur die nothwendige Wahl zwischen den übrigen; diese Wahl wird zur bestimmten Bejahung, wo sie nur noch auf ein Glied fallen kann, also in dem Grenzfall, wo die Zahl der conträren Prädicate nur zwei beträgt. Ohne Zweifel ist dieser Grenzfall, welcher den Inhalt des Satzes vom ausgeschlossenen Dritten bildet, in den Anwendungen des Denkens von besonderer Wichtigkeit; die logische Systematik dagegen wird ihn doch nur als ein besonderes Beispiel des allgemeineren Satzes fassen können, den wir schon mehrfach aussprachen und kurz als disjunctives Denkgesetz bezeichnen wollen.

72. Man stellt dies gewöhnlich anders dar. Aus Beweggründen, die ebenfalls nur aus Zwecken des angewandten Denkens begreiflich sind, ist der logische Wunsch entstanden, die von uns stets festgehaltene Voraussetzung, eine nothwendige Beziehung des jedesmaligen Subjects S zu dem allgemeinen P stehe bereits fest, unerwähnt lassen und von zwei Prädicaten sprechen zu dürfen, welche für jedes beliebige Subject als contradictorische gelten. Man findet leicht, daß dies nur möglich ist, wenn man die Gesammtheit aller denkbaren Prädicate eintheilt in ein bestimmtes Q, und in die Summe aller derjenigen, welche nicht Q sind oder Non-Q sind; von allen beliebigen Subjecten, was sie auch immer bedeuten mögen, ist dann sicher, daß sie entweder Q oder Non-Q, entweder gerade oder nicht-gerade sind; denn der letzte Ausdruck begriffe dann nicht blos das Krumme, sondern auch das Verdrießliche, das Süße, das Zukünftige, kurz alles, was außerhalb des Geraden liegt. Ich wiederhole in Bezug hierauf, was ich bei dem limitativen Urtheil bemerkte: Non-Q ist gar keine wirkliche Vorstellung, die sich als Prädicat eines Subjects behandeln ließe, sondern nur eine Formel, welche die im Denken unerfüllbare Aufgabe bezeichnet, alles Denkbare, was außerhalb des einen Begriffs liegt, in einen einzigen zweiten zusammenzuziehen. Man hat außerdem zur Stellung dieser unlösbaren Aufgabe keinen wirklichen Grund; alles, was man durch das bejahte Prädicat Non-Q erreichen will, erreicht man durch die verständliche Verneinung von Q. Ich halte daher für ganz unschicklich, von contradictorischen Begriffen zu reden, d. h. solchen, die an und für sich in diesem Gegensatzverhältniß ständen und deshalb in demselben blieben.

BAYERISCHE STAATS-

wenn man sie als Prädicate desselben Subjects behandelt; will man ein contradictorisches Verhältniß zweier Glieder, welches allgemein, immer und in Bezug auf jedes Subject gilt, so findet dies nur zwischen den zwei Urtheilen statt: S ist Q und S ist nicht Q. Demzufolge würde der genaue Ausdruck des Satzes vom ausgeschlossenen Dritten sein: von jedem genau bestimmten Subject S gilt entweder die Bejahung oder die Verneinung eines ebenso bestimmten Prädicats Q, und es gibt keine dritte Möglichkeit; überall, wo eine solche stattzufinden scheint, ist S oder Q oder beide entweder von Anfang mehrdeutig und unbestimmt gefaßt oder ihre Bedeutung im Lauf der Ueberlegung unbewußt oder unwillkürlich verändert worden.

73. Noch eine Betrachtung füge ich hinzu. Niemand zweifelt, daß dasselbe Subject roth, süß und schwer zugleich sein kann, daß es aber roth nur ist, wenn es weder grün noch blau, noch andersfarbig ist, und daß es gerade und krumm nicht zugleich sein kann. Eine unmittelbare Deutlichkeit scheint mir nun aber doch die Behauptung nicht zu haben, daß zwei Prädicate p^1 und p^2 sich gerade dann an demselben Subject nicht vertragen, wenn sie übrigens als conträre Arten desselben Allgemeinen P mit einander vergleichbar sind, während an demselben Subject andere Prädicate p, q, r sich vertragen sollen, die als Arten ganz verschiedener Allgemeinen P, Q und R mit einander unvergleichbar sind. Ich versuche hierüber folgenden Gedanken. Jedes Prädicat p^1 eines Subjectes S müssen wir nach dem Vorigen und nach der Formel $A+B=C$ als Folge einer in S enthaltenen Merkmalgruppe A^1+B^1 ansehen, welche Gruppe überall, wo sie vorkommt, also auch in diesem S, dieselbe Folge C^1, hier p^1 hervorzubringen sucht. Sollte nun demselben S zugleich das mit p^1 vergleichbare Prädicat p^2 zukommen, so müßte es, wie leicht zu begreifen, von einer mit A^1+B^1 ebenfalls vergleichbaren Merkmalgruppe A^2+B^2 abhängen, welche neben A^1+B^1 in demselben S vorhanden wäre und überall, wo sie vorkäme, also auch in S, die Folge C^2, hier p^2 begründen würde. Aber eben, weil A^1+B^1 und A^2+B^2 mit einander vergleichbar sein müssen, so kann es nicht fehlen, daß, nach einem neuen Satz von der allgemeinen Form $A+B=C$, nämlich nach dem Satze: $[A^1+B^1]+[A^2+B^2]=C^3$ das Zusammentreffen beider in demselben S den zureichenden Grund einer neuen Folge C^3 bildet, in welche die beiden

Einzelprädicate p^1 und p^2 zusammenschmelzen, und die wir, weil sie beiden ähnlich sein muß, mit p^3 bezeichnen wollen. Zwei conträre, vergleichbare Prädicate p^1 und p^2 würden also nur deshalb unvereinbar sein, weil aus ihnen immer ein drittes einfaches p^3 entstehen würde; zwei disparate, unvergleichbare Prädicate p und r dagegen, wie süß und warm, würden deshalb als zwei bleibende an S vereinbar sein, weil es für die unvergleichbaren Gründe A + B und etwa M + N, von denen sie einzeln abhängen, keinen Satz (A + B) + (M + N) = C gäbe, kraft dessen sie wie p^1 und p^2 ein drittes einfaches Prädicat bilden könnten. Ich will nicht gegen diejenigen streiten, die diese ganze Auseinandersetzung überflüssig finden; mir scheint sie nicht gegenstandlos, wenn ich von den Beispielen hinweg, welche die Logik herkömmlich braucht, auf andere blicke, deren sie sich billig erinnern sollte. Wer vom Golde sagt, es sei gelb, hat freilich keine Veranlassung, sich diese einfache Eigenschaft als Product zweier anderen nicht wahrnehmbaren zu denken, die aus zwei im Golde nebeneinander gegebenen Bedingungen eigentlich hätten gesondert entstehen müssen, aber gesondert nicht bleiben konnten. Wenn aber auf einen Massenpunkt S zwei der Richtung nach conträre oder auch contradictorische Bewegungsantriebe wirken, so ist das gegeben, was man vorhin keine Veranlassung hatte vorauszusetzen: man muß hier wirklich sowohl die Bedingung, welche die Bewegung p^1, als die andere, welche die Bewegung p^2 hervorzubringen strebt, als in dem Massenpunkt wirksam und die beiden Bewegungen selbst in jedem Augenblick als Prädicate dieses Punktes S auffassen, als Prädicate aber, die sich getrennt nicht erhalten können, sondern in das dritte p^3, die Bewegung nach der Diagonale zusammengehen.

74. Hier schließt die Reihe der Urtheile mit innerer Nothwendigkeit ab. Je bestimmter das disjunctive seinem Subjecte die Wahl zwischen verschiedenen Prädicaten vorschreibt, um so weniger kann es bei diesem Entweder Oder sein Bewenden haben; die Wahl muß vollzogen werden. Die Entscheidung aber darüber, welches p^1 oder p^2 dem S gebühre, kann nicht aus seiner bisher allein gegebenen Unterordnung unter M fließen, denn eben als Art von M hat es noch die freie Auswahl; sie kann nur fließen aus der eigenthümlichen Differenz, durch welche sich S, als diese Art des M, von anderen Arten des M unterscheidet. Zu dem Satze: M (und jedes S, welches M ist) ist P,

muß daher ein zweiter Satz treten, welcher die Eigenthümlichkeit des jedesmal in Rede ſtehenden beſondern Subjects S zur Geltung bringt und uns zeigt, welche Art von M es iſt; aus der Vereinigung beider Sätze muß ein dritter fließen, welcher lehrt, welche beſtimmte Modification p des allgemeinen P dieſem S zukomme, weil es nicht blos eine Art von M, ſondern dieſe Art von M iſt. Die Verbindung zweier Urtheile aber zur Erzeugung eines dritten iſt im Allgemeinen die Denkform des Schluſſes, und zu ihrer Darſtellung ſind wir daher nun aufgefordert überzugehen.

Anhang

über die unmittelbaren Folgerungen.

Dem Herkommen zu Liebe schalte ich hier Erörterungen ein, die ihre richtigere Stelle in der angewandten Logik haben würden.

Von demselben Subject S und demselben Prädicat P behauptet das allgemein bejahende Urtheil A: alle S sind P; das particular bejahende I: einige S sind P; das allgemein verneinende E: kein S ist P; das particular verneinende O: einige S sind nicht P. Es fragt sich nun, welche unmittelbaren Folgerungen sich aus der Gültigkeit oder Ungültigkeit des einen dieser vier Urtheile in Bezug auf Gültigkeit oder Ungültigkeit der drei übrigen ziehen lassen. Aus dem Dictum de omni et nullo und dem Satze des ausgeschlossenen Dritten ergibt sich hierüber Folgendes.

75. Zwischen jedem allgemeinen Urtheile und dem gleichnamigen besondern, also zwischen A und I, und zwischen E und O, findet das Verhältniß der Subalternation statt. In der Richtung vom Allgemeinen zum Besondern, oder ad subalternatum, schließt man von der Gültigkeit des ersten auf die des letzteren, aber von der Ungültigkeit des Allgemeinen weder auf Gültigkeit noch auf Ungültigkeit des Besondern. Die Rechtmäßigkeit der ersten Folgerung leuchtet sofort, die Unmöglichkeit der zweiten nach Beseitigung eines Mißverständnisses ein. Wer den allgemeinen Satz: alle S sind P, leugnet, wird hierzu gewöhnlich durch die schon gemachte Beobachtung einiger S veranlaßt, die nicht P sind; aber er wird diese Beobachtung doch nicht an allen S gemacht haben. Seine Meinung pflegt daher die zu sein, nur die Allgemeingültigkeit jenes Satzes für alle S zu leugnen, seine Gültigkeit für einzelne S dagegen unbestritten zu lassen; und deshalb haben in gewöhnlicher Rede Aeußerungen wie diese: es sei nicht wahr, daß alle S auch P sind, geradezu die Nebenbedeutung, den particularen Satz: einige S sind P, als richtig zuzugestehen. Die Logik dagegen kennt nicht

dieſe unausgeſprochenen Nebengedanken bei der Leugnung des allgemeinen Satzes, ſondern nur das, was in der ausgeſprochenen Verneinung ſelbſt liegt. Aber eben dies iſt an ſich zweideutig. Denn die behauptete Ungültigkeit des Satzes: alle S ſind P, beſteht gleichmäßig zu Recht, ſowohl wenn der Satz nur für einzelne S, als auch, wenn er für keines gilt. So lange dieſe Zweideutigkeit nicht durch Nebenausſagen gehoben wird, kann man daher aus der Verneinung des allgemeinen Satzes weder auf Gültigkeit noch auf Ungültigkeit des beſonderen ſchließen.

76. In entgegengeſetzter Richtung, vom Beſondern zum Allgemeinen oder ad subalternantem, ſchließen wir von der Ungültigkeit des beſondern Urtheils auf die des allgemeinen, aber nicht von der Gültigkeit des beſondern auf die des allgemeinen. Auch hier iſt die erſte Folgerung nach Vermeidung der berührten Zweideutigkeit klar. Wer den Satz verneint, einige S ſeien P, kann zwar die Abſicht haben, nur die Beſchränkung des P auf einige S zu leugnen, und aus dieſer Meinung, nicht blos einige S ſeien P, flöſſe dann die Bejahung des allgemeinen Satzes: alle S ſind P. Aber eben weil dieſe Folge ja grade die fortdauernde Gültigkeit auch des particularen Urtheils: einige S ſind P, einſchließen würde, kann die Logik unmöglich der Leugnung eben dieſes particularen Satzes dieſe Auslegung geben. Für ſie bedeutet dieſe Leugnung durchaus nur: es gibt gar keine einigen S, die P wären; was aber nicht einmal in einigen Fällen gilt, gilt noch weniger in allen. Folglich verneint die Verneinung des Beſondern allemal auch das Allgemeine. Die Unmöglichkeit der zweiten Folgerung iſt für ſich klar; die Gültigkeit eines P für einige S kann nie ſeine Gültigkeit für alle S beweiſen; nur weil dieſe widerrechtliche Verallgemeinerung einzelner Wahrnehmungen der gewöhnlichſte logiſche Fehler iſt, dem die Wiſſenſchaft und die Bildung des Lebens ihre meiſten Irrthümer verdanken, iſt es der Mühe werth, das Verbot dieſer falſchen Folgerung ad subalternantem beſonders zu betonen.

77. Allgemeine Urtheile ſtehen zu den ungleichnamigen beſondern, A zu O und E zu I und umgekehrt, in contradictoriſchem Gegenſatz; wir ſchließen ad contradictoriam ſowohl von der Geltung des einen auf Nichtgeltung des andern, als von der Ungültigkeit des einen auf die Gültigkeit des andern. Die erſte Folgerung bedarf keiner, die

zweite einer kurzen Erläuterung. Verneinen wir den Satz A, alle S sind P, so bestehen mit dieser Verneinung die beiden Annahmen E: kein S ist P, und O: einige S sind nicht P; die letzte aber, in der ersten eingeschlossen, ist in jedem Falle gültig; folglich fließt aus der Ungültigkeit von A die Gültigkeit von O gewiß. Verneinen wir ferner O: einige S sind nicht P, so heißt das nach dem vorhin Bemerkten: es gibt keine einigen S, die nicht P wären, und dies ist gleichbedeutend mit A: alle S sind P. Verneinen wir E: kein S ist P, so sind entweder alle S oder einige S, die letzteren also in jedem Falle, P, folglich gilt I: einige S sind P; verneinen wir I, so heißt dies: es gibt keine einigen S, welche P wären, gleichbedeutend mit der Bejahung von E: kein S ist P.

78. Die beiden ungleichnamigen allgemeinen Urtheile A und E haben nur conträren Gegensatz, und wir folgern ad contrariam aus der Geltung des einen die Nichtgeltung des andern, aber nicht aus der Ungültigkeit des einen die Gültigkeit des andern. Die erste Folgerung leuchtet ein; die Unmöglichkeit der zweiten ergibt sich nach dem Vorigen daraus, daß die Verneinung eines allgemeinen Urtheils zwar ad contradictoriam die Gültigkeit des ungleichnamigen besondern, diese aber nicht weiter ad subalternantem die Gültigkeit des übergeordneten allgemeinen Urtheils folgern läßt. Subconträren Gegensatz endlich nennt man das Verhältniß zwischen den beiden particularen Urtheilen I und O. Man folgert ad subcontrariam aus der Ungültigkeit des einen die Gültigkeit des anderen, aber nicht aus der Geltung des einen die Nichtgeltung des andern. In der That: die beiden Sätze: einige S sind nicht P, und: einige S sind P, können beide zusammen bestehen; wird aber der eine verneint, so folgt ad contradictoriam die Geltung des entgegengesetzten allgemeinen und aus dieser ad subalternatam die Bejahung des ihm untergeordneten particularen.

79. Ich erwähne ferner eine andere logische Operation von verwandter Absicht. Beobachtungen, welche sich zuletzt immer in der Form eines Urtheils: S ist P, ausdrücken lassen, stellen uns immer nur diejenige Verbindung von S und P vor Augen, die in dem Augenblick der Beobachtung wirklich stattfindet; sie sagen aber nichts darüber aus, ob in anderen Fällen S und P trennbar sein werden, oder nicht, ob es also S gibt, welche nicht P, oder P, welche nicht S sind. Man hat aber ein sehr begreifliches praktisches Interesse hieran: man will wissen, ob

ein P, welches an S vorgekommen ist, als ein Kennzeichen betrachtet werden darf, nach dem sich die Natur des Subjects bestimmen läßt, an dem es vorkommt; kurz, ob alles, was sich als ein P darstellt, auch allemal ein S ist. Die auf diese Frage zu erwartenden Antworten werden daher die Form haben: P ist S; man nennt sie deshalb Umkehrungen der ursprünglichen Urtheile, die zu ihnen Veranlassung gaben. Es versteht sich dabei, daß es von besonderem Interesse ist, zu wissen, ob P nothwendig und immer oder nur möglicherweise und zuweilen auf ein Subject S hindeutet, oder in gewöhnlicher Bezeichnungsweise, ob alle P oder ob nur einige auch S sind. Man achtet deshalb besonders auf die Quantität des gegebenen und des umgekehrten Urtheils und nennt die Umkehrung rein (conversio pura), wenn die Quantität des letzten die ungeänderte des ersten ist, unrein (conversio impura), wenn sie eine andere ist, und zwar namentlich, wenn zur Triftigkeit des umgekehrten Urtheils die Allgemeinheit des ursprünglichen in blos particulare Geltung abgeschwächt werden muß. Man findet Folgendes.

80. Das allgemein bejahende Urtheil: alle S sind P, versteht unter P entweder eine höhere Gattung, in welcher S neben andern Arten enthalten ist, oder ein allgemeines Merkmal, an dem S neben andern Subjecten theilnimmt. In beiden Fällen bleibt ein Theil von P übrig, der nichts mit S zu schaffen hat, und die Umkehrung kann daher nur unrein geschehen in das particulare Urtheil: einige P sind S. Diese Regel verdient bemerkt zu werden; denn zu den gewöhnlichsten Fehlern der Unaufmerksamkeit und zu den beliebtesten Mitteln der Täuschung gehört es, dieser particularen Folgerung die allgemeine unterzuschieben und zu behaupten: wenn allen S das P, so komme auch allen P das S zu. Man trifft allerdings allgemein bejahende Urtheile an, die diese reine Umkehrung gestatten; es sind diejenigen, in denen die Umfänge von S und P einander genau decken, mithin nicht blos allen S, sondern auch nur allen S und keinem andern Subjecte das P zukommt, folglich alle P auch S sind. Solche reciprocabel genannte Urtheile sind: alle Menschen sind von Natur sprachfähig; alle gleichseitigen Dreiecke sind gleichwinklige; sie gestatten die Umkehrung: alles von Natur Sprachfähige ist Mensch, jedes gleichwinklige Dreieck ist ein gleichseitiges. Aber daß jenes Verhältniß zwischen S und P stattfindet, an dem diese Möglichkeit hängt, wird in jedem Einzelfalle

dieſer Art nur durch die ſachliche Kenntniß des gegebenen Urtheilsinhalts verbürgt. Mit Recht verlangt daher die Mathematik, welche die reine Umkehrung allgemein bejahender Urtheile häufig vollzieht, für die Richtigkeit des umgekehrten jedesmal einen beſonderen Beweis und ſchärft durch dies vorſichtige Verfahren die Regel ein, daß aus blos logiſchem Recht das allgemein bejahende Urtheil nur unreine Umkehrung in ein particular bejahendes verträgt. Es verhält ſich anders mit dem allgemein verneinenden Urtheile: kein S iſt P. Dieſe völlige Ausſchließung beider Begriffe auseinander gilt offenbar wechſelſeitig und rechtfertigt die Behauptung, daß auch kein P ein S ſei. Allgemein verneinende Urtheile erfahren daher reine Umkehrung in wieder allgemein verneinende.

81. Aus dem particular bejahenden Satze: einige S ſind P, folgt einleuchtend die reine Umkehrung in den wieder particularen: einige P ſind S. Und dieſe Folgerung befriedigt auch in allen Fällen, in welchen P ein allgemeines Prädicat iſt, an welchem S neben andern Subjecten theilhat; ſo wird die Behauptung: einige Hunde ſind biſſig, mit Recht ſich in die andere umkehren: einiges Biſſige ſei Hund. Wenn jedoch S die allgemeine Gattung iſt, der P als Art gehört, wie in dem Satze: einige Hunde ſeien Möpſe, wird die nach allgemein logiſchem Rechte allein zuläſſige Umkehrung: einige Möpſe ſeien Hunde, unvortheilhaft gegen die ſachlich richtige: alle Möpſe ſind Hunde, abſtechen. Richtig freilich iſt auch ſie; aber ſie drückt nur einen Theil der Wahrheit und zwar in einer Form aus, welche den andern Theil derſelben, daß auch alle übrigen Möpſe Hunde ſind, eher zu verneinen als zu bejahen ſcheint. Dies wird noch fühlbarer, wenn man ſich das Urtheil: alle Möpſe ſind Hunde, gegeben denkt und es zweimal convertirt. Aus der erſten Umkehrung: einige Hunde ſind Möpſe, kommt man durch die zweite Umkehrung nicht mehr zu dem gegebenen Satze zurück; die logiſchen Operationen haben alſo hier den Erfolg gehabt, einen Theil der Wahrheit aus dem Wege zu ſchaffen. Dieſe Unſchicklichkeit wäre leicht zu vermeiden, wenn man die Quantitätsbezeichnungen, dem Sinne gemäß, als untrennbar von ihren Subſtantiven anſähe; man hätte dann gleich den gegebenen Satz ſo geformt: alle Möpſe ſind einige Hunde; umgekehrt: einige Hunde ſind alle Möpſe; zweite Umkehrung: alle Möpſe ſind einige Hunde. Aber es lohnt nicht, dieſe doch unfruchtbaren Formeln zu verbeſſern.

Das particular verneinende Urtheil: einige S ſind nicht P, behauptet an ſich nur die Trennbarkeit des S von P, nicht aber auch die des P von S. Die reine Umkehrung: einige P ſind nicht S, gilt daher nicht allgemein, ſondern nur für ſolche P, die als gemeinſchaftliche Prädicate verſchiedener Subjecte nicht ausſchließlich in der Natur des S Bedingungen ihres möglichen Vorkommens finden. Der Satz: einige Menſchen ſind nicht ſchwarz, geſtattet aus dieſem Grunde die Umkehrung: einiges Schwarze iſt nicht Menſch; aber die Urtheile: einige Menſchen ſind nicht fromm, einige ſind nicht Chriſten, würden ergeben: einiges Fromme iſt nicht Menſch, einige Chriſten ſind nicht Menſchen, beides unzuläſſig, da Frömmigkeit und Chriſtenthum zwar nicht allen, aber doch nur Menſchen zukommen. Dieſe Unzuträglichkeiten werden nur dadurch allgemein vermieden, daß man in dem gegebenen Urtheil die Negation zum Prädicat ſchlägt und den nunmehrigen Satz: einige S ſind Non-P, nach Art der particular bejahenden umkehrt in: einige Non-P ſind S; einiges Nichtſchwarze, einiges Nichtfromme, einige Nicht-Chriſten ſind Menſchen.

82. Dies hier nothwendige Verfahren hat man unter dem Namen der Umkehrung durch Contraposition auf alle Urtheile ausgedehnt: in den bejahenden ſoll die Bejahung des P durch Verneinung von Non P, in den verneinenden die Verneinung von P durch Bejahung von Non P erſetzt, die verwandelten Urtheile dann nach den gewöhnlichen Regeln umgekehrt werden. Man erhält für A: alle S ſind P, kein S iſt Non P; daraus: kein Non P iſt S; für I: einige S ſind P, würde die Transformation in: einige S ſind nicht Non P, nach dem Obigen keine Converſion geſtatten, für I alſo die Contraposition unausführbar ſein; für E dagegen erhält man: kein S iſt P, alle S ſind Non P, einige Non P ſind S; für O endlich: einige S ſind nicht P, einige S ſind Non P, einige Non P ſind S. Die Durchführung dieſer Operationen an Beiſpielen würde unförmliche, dem natürlichen Denken fremde Ausdrucksweiſen erzeugen; was man mit dieſen vier Fällen eigentlich ſagen will, läßt ſich einfacher mittheilen, wenn man die quantitativen Beſtimmungen der vorkommenden Urtheile durch die gleichgeltenden modalen erſetzt; auch die an ſich unmögliche Contraposition von I wird dann noch benutzbar. Es würde nämlich die Umkehrung von A bedeuten: wenn allen Einzelnen einer

Gattung S das Prädicat P zukommt, so ist es unmöglich, daß etwas ein S sei, dem dies Merkmal fehlt; die von I: wenn nur von einigen Arten des S feststeht, P komme ihnen zu, so ist nicht nothwendig, sondern nur möglich, daß etwas, dem P fehlt, kein S sei; die von E: wenn der Gattung S das Merkmal P allgemein fehlt oder widerspricht, so ist es nicht nöthig, sondern nur möglich, daß etwas, dem das P gleichfalls fehlt oder widerspricht, eine Art von S sei; und eben diese letzte Folgerung ist auch die von O: wenn einige S nicht P sind, so wird etwas, das gleichfalls nicht P ist, ein S sein können, aber nicht müssen.

Drittes Kapitel.

Die Lehre vom Schluß und den syſtematiſchen Formen.

Vorbemerkungen über die Ariſtoteliſche Syllogiſtik.

Ich habe die unerledigte Aufgabe angedeutet, die vom disjunctiven Urtheil weiter treibt. Ehe ich dieſen ſyſtematiſchen Zuſammenhang verfolge, halte ich für vortheilhaft, die Lehre vom Schluſſe in der Geſtalt vorzutragen, die ſie durch Ariſtoteles erhalten hat. Doch folge ich nicht der originalen Darſtellungsweiſe des großen griechiſchen Philoſophen, ſondern der bequemeren ſpäter üblich gewordenen. Die Schriften des Ariſtoteles ſind erhalten; wer Antheil an der erſten Entſtehung dieſer Lehren nimmt, hat es leicht, ſich an ſeiner meiſterhaften Entwickelung zu erfreuen; wo es ſich dagegen nicht um die Geſchichte der Sache, ſondern um die Sache ſelbſt handelt, würde es nutzloſe Coquetterie ſein, die unbequemen Ausdrucksweiſen des Erfinders den kleinen Erleichterungen vorzuziehen, welche die Folgezeit zu Gebote ſtellt.

83. Schluß oder Syllogismus nennen wir im Sinn des Ariſtoteles jede Verknüpfung zweier Urtheile zur Erzeugung eines gültigen dritten, das in keinem von jenen beiden bereits enthalten war. Unmöglich würde dieſe Erzeugung, wenn der Inhalt jener vorausgeſchickten Urtheile, der beiden Prämiſſen, propositiones praemissae, völlig verſchieden wäre; ſie wird nur möglich, wenn beide einen gemeinſamen Beſtandtheil M, den Mittelbegriff oder medius terminus enthalten, welchen die eine mit S, die andere mit P in Beziehung ſetzt. Durch dieſe Vermittelung untereinander in Zuſammenhang gebracht, können die beiden Begriffe S und P in dem Schlußſatz, der conclusio, zu einem

Urtheil von der Form: S iſt P, oder kürzer bezeichnet: SP, zuſammentreten, aus welchem der Mittelbegriff, der zu ſeiner Erzeugung gedient hat, wieder verſchwunden iſt. In der Natur der Sache beſteht kein Grund, einen Werthunterſchied zwiſchen den beiden Prämiſſen SM und PM zu machen; ein Herkommen jedoch, das geachtet werden muß, wenn nicht alle feſtgeſetzten Regeln eine verwirrende Umdeutung erheiſchen ſollen, hat beſtimmt, daß Oberſatz oder prop. major diejenige Prämiſſe heißen ſoll, die außer M das Prädicat P, Unterſatz oder prop. minor die, welche außer M das Subject S des künftigen Schlußſatzes enthält; dieſer ſelbſt wird immer in der Form SP, nicht in der umgekehrten PS gedacht. Unter dieſer Vorausſetzung entſpringen aus den verſchiedenen Stellungen, welche die drei Begriffe noch annehmen können, folgende vier verſchiedene Anordnungen, deren drei erſte die drei Ariſtoteliſchen Figuren darſtellen, während die vierte die Figur des Galenus bildet.

I)	II)	III)	IV)
MP	PM	MP	PM
SM	SM	MS	MS
SP	SP	SP	SP

84. Fragen wir nun, ob und unter welchen Bedingungen dieſe zunächſt nur combinatoriſch angenommenen Anordnungen der Prämiſſen einen triftigen Schluß begründen, ſo finden wir ſogleich die Berechtigung, S und P in dieſem zuſammenzubringen, von der völligen Identität des Mittelbegriffs abhängig; ſie wird ſelbſtverſtändlich hinfällig, ſobald das M, welches in der einen Prämiſſe mit S verknüpft iſt, ein anderes iſt, als das M, welches in der andern mit P verbunden iſt. Vier Begriffe würden durch dieſe Spaltung des M, anſtatt der nothwendigen und hinreichenden drei, in den Prämiſſen auftreten; die Vermeidung dieſer quaternio terminorum und die Sicherung der völligen Identität des Mittelbegriffs iſt daher die gemeinſame Bedingung für die Schlußkraft aller Figuren. Um dieſe Bedingung zu erfüllen, iſt es zuerſt in allen Figuren nothwendig, jede Doppeldeutigkeit des Wortes auszuſchließen, durch welches wir den von uns gemeinten Mittelbegriff M bezeichnen; außerdem aber machen zu gleichem Zweck die einzelnen Figuren je nach der Eigenthümlichkeit ihres Baues beſondere, ſogleich zu erwähnende Vorſichtsmaßregeln nothwendig.

85. Die erſte Figur ordnet im Unterſatz ihr S in den Umfang

von M, im Oberſatz dies M in den Umfang von P, und um deswillen im Schlußſatz S in den Umfang von P. Der Gedanke, der dieſer Folgerung zu Grunde liegt, iſt ſichtlich der der Subſumption: jedem Subject kommt das Prädicat ſeiner Gattung zu. Schon hieraus kann man ableiten, daß der Oberſatz der erſten Figur allgemein ſein muß; denn er ſoll die Regel ausſprechen, welche auf das Subject des Unterſatzes angewandt werden ſoll. Die Forderung der Identität des Medius terminus führt zu demſelben Ergebniß. Denn das S des Unterſatzes iſt immer eine beſtimmte Art, oder ein beſtimmter Fall des M; die Form des Satzes ſagt dies aber nicht, ſondern läßt S nur überhaupt als eine unbeſtimmte Art des M erſcheinen; ſoll nun dies unbeſtimmte M daſſelbe ſein, wovon der Oberſatz behauptet, es ſei P, ſo iſt dies nur zu erreichen, wenn der Oberſatz allgemein von allen M ſpricht, und ſo jenes unbeſtimmte mit umfaßt. Allerdings iſt dann das ausgeſprochene M des Oberſatzes nicht identiſch mit dem M des Unterſatzes, welches nothwendig, als Prädicat des S, nur einen Theil vom ganzen Umfang des M bedeutet; allein dieſe anſcheinende Schwierigkeit hebt ſich durch die Ueberlegung, daß das zur Hervorbringung des Schluſſes benutzte M des Oberſatzes ebenfalls nur ein Theil des dort ausgeſprochenen, nämlich genau dasjenige iſt, welches im Unterſatz gemeint iſt. Da ferner die Folgerung des Schlußſatzes auf der Unterordnung des S unter M beruht, ſo muß dieſe Unterordnung auch beſtehen, der Unterſatz mithin, der ſie ausſpricht, muß bejahend ſein; wäre er verneinend, ſo würde er einfach das Vorhandenſein des Rechtsgrundes leugnen, aus dem die Gültigkeit des Schlußſatzes fließen könnte. Gleichgültig iſt es dagegen für den logiſchen Zuſammenhang des Schluſſes und lediglich ſeinem jedesmaligen Inhalte zuzurechnen, ob das, was vom M des Oberſatzes ausgeſagt wird, Bejahung oder Verneinung des P iſt, und ob das Anwendungsbeiſpiel, welches der Unterſatz für dieſes allgemeine Verhalten herbeibringt, alle S oder nur einige derſelben umfaßt. Daher iſt die Qualität des Oberſatzes und die Quantität des Unterſatzes unbeſchränkt. Im Schlußſatz endlich ſoll die Beziehung, welche der Oberſatz dem M zu P gibt, gleichviel ob Bejahung oder Verneinung, unverändert auf das unveränderte, gleichviel ob allgemeine oder particulare Subject des Unterſatzes übertragen werden; der Schlußſatz hat daher die Qualität des Oberſatzes und die Quantität des Unterſatzes. Denkt

man ſich jede Möglichkeit benutzt, welche dieſe Regeln übrig laſſen, ſo entſtehen vier gültige Arten oder Modi der erſten Figur. Ihre ſcholaſtiſchen Namen Barbara Celarent Darii und Ferio, in bekannter Weiſe durch die drei Vocale der Reihe nach Qualität und Quantität der Prämiſſen und der Concluſion bezeichnend, machen uns die Auszeichnung der erſten Figur deutlich, Schlußſätze jeder Art erzeugen zu können.

86. Die Prämiſſen der zweiten Figur zeigen uns zwei Subjecte S und P in Beziehung zu dem Prädicate M. Haben nun beide dies Prädicat oder haben ſie es beide nicht, ſind alſo beide Prämiſſen poſitiv oder beide negativ, ſo iſt hieraus gar keine Folgerung in Bezug auf ein gegenſeitiges Verhältniß zwiſchen S und P möglich. Denn an einem Merkmal M zugleich Theil haben oder zugleich von ihm ausgeſchloſſen ſein können unzählige Subjecte, ohne daß außer dieſer Gemeinſamkeit irgend eine andere zwiſchen ihnen zu beſtehen braucht, namentlich ohne daß das eine S eine Art des andern P ſein muß. Nur wenn das eine Subject immer oder allgemein das Merkmal M hat oder nicht hat, das andere aber ſich zu M entgegengeſetzt verhält, iſt die Folgerung begründet, das zweite könne keine Art des erſten ſein. Die Prämiſſen der zweiten Figur müſſen daher von entgegengeſetzter Qualität, und eine von ihnen allgemein ſein. Da aber außerdem herkömmlicher Weiſe der Unterſatz jenes zweite Subject liefert, ſo muß die Prämiſſe, in der das erſte erwähnt wird, alſo der Oberſatz, die allgemeine ſein. Zuſammengefaßt ſind daher die Bedingungen der zweiten Figur: der Oberſatz iſt allgemein, aber ſeine Qualität unbeſchränkt; der Unterſatz hat die entgegengeſetzte Qualität des Oberſatzes und iſt unbeſchränkt in der Quantität; der Schlußſatz iſt ſtets negativ und hat die Quantität des Unterſatzes. Die möglichen Modi ſind Camestres Baroco Cesare Festino.

87. Die dritte Figur bringt daſſelbe Subject M in Beziehung zu zwei Prädicaten P und S. Hat nun M beide Prädicate, ſind alſo beide Prämiſſen poſitiv, ſo müſſen P und S vereinbar ſein; es folgt mithin, nach dem gebräuchlichen logiſchen Ausdruck einer ſolchen Möglichkeit, der particular bejahende Schluß: einige S ſind P. Die nöthige Identität des M wird in dieſem Falle durch die Allgemeinheit ſchon einer Prämiſſe, gleichgültig welcher, hinlänglich geſichert; denn es iſt offenbar kein Unterſchied, ob alle M das Merkmal P und nur einige

das S, oder ob alle M das S und nur einige das P beſitzen: ſo wie ſo gibt es immer einige M, die beide zuſammen beſitzen und hierdurch den ſtets particularen Schlußſatz: einige S ſind P, rechtfertigen. Uebrigens könnte gerade hier, wo M in beiden Prämiſſen Subject iſt, ſeine Identität auch leicht durch völlig individuelle Bedeutung, alſo durch den Eigennamen einer Perſon, verbürgt werden. Man begegnet ſolchen Schlüſſen oft; um die Vereinbarkeit zweier Leiſtungen zu beweiſen, die einander auszuſchließen ſcheinen, führt man ein Beiſpiel an: Sokrates ſei P geweſen, Sokrates auch S; folglich was S ſei, könne auch P ſein, oder: einiges S iſt P. Die Logik rechtfertigt ſolche Schlüſſe dadurch, daß ſie dem ſingularen Urtheile, d. h. dem, deſſen Subject nicht ein unbeſtimmter Theil eines Allgemeinbegriffs, ſondern eine völlig beſtimmte, nur einmal vorkommende Einzelheit iſt, den ſyllogiſtiſchen Werth eines allgemeinen Urtheils zutheilt. So tritt dieſer Fall unter die obige Regel, welche bei zwei poſitiven Prämiſſen eine allgemeine verlangt, einen particular bejahenden Schlußſatz vorſchreibt und die Modi Darapti, Datisi und Disamis zuläßt.

88. Hat ferner daſſelbe Subject M das eine Merkmal, aber das andere nicht, iſt alſo eine Prämiſſe poſitiv, die andere negativ, ſo müſſen S und P *trennbar* ſein, oder es folgt nach gewöhnlichem Ausdruck der particular verneinende Schluß: einige S ſind nicht P. Zur Identität des M reicht auch hier die Allgemeinheit einer Prämiſſe hin, gleichgültig welcher, aber der Unterſatz muß bejahend ſein. Denn ein Merkmal, welches an einem Subject vorkommt, iſt allerdings immer trennbar von dem andern, welches an demſelben Subject *nicht* vorkommt; aber dies letztere braucht nicht trennbar von dem erſtern zu ſein; es bleibt denkbar, daß dies zweite nur entweder nicht oder doch blos in Verbindung mit dem erſten beſtehen kann. So iſt Lebendigkeit ohne Vernünftigkeit, aber nicht Vernünftigkeit ohne Lebendigkeit ein mögliches Merkmal eines Thieres. Nur das bejahte Merkmal iſt mithin das trennbare; nur von ihm als Subject kann der Schlußſatz behaupten, es ſei nicht immer mit dem andern als Prädicat verbunden; dies Subject des Schlußſatzes aber liefert herkömmlich der Unterſatz; dieſer alſo muß bejahend, nur der Oberſatz darf verneinend ſein. Unter dieſer Bedingung geben gemiſchte Prämiſſen die Modi Felapton Ferison und Bocardo, auch ſie wie die vorigen mit nur particularen Schlußſätzen.

89. Allgemein behauptet endlich die Logik: aus zwei negativen Prämiſſen gebe auch die dritte Figur keinen gültigen Schluß. Dies iſt irrig; es kann mit Recht aus ihnen eine Folgerung gezogen werden, die ganz gleichartig und an Werth völlig ebenbürtig mit denen iſt, welche aus poſitiven oder gemiſchten Vorderſätzen fließen. Denn wenn jene beweiſen, daß S und P vereinbar, dieſe, daß ſie trennbar ſind, ſo beweiſen mit gleichem Recht zwei negative Prämiſſen, daß S und P nicht contradictoriſch entgegengeſetzt ſind, daß mithin, was nicht S iſt, darum nicht P zu ſein braucht; nach gewöhnlicher Bezeichnungsweiſe: einige Nicht-S ſind nicht P. Es iſt durchaus nicht einzuſehen, warum dieſe Folgerung an Werth jenen beiden nachſtände; denn die erſte ruft uns doch auch nur zu: wo ihr S findet, macht euch auf die Möglichkeit gefaßt, auch P zu finden; die zweite: wo ihr S antreffſt, rechnet nicht darauf, daß auch P ſein werde; ganz ebenſo dieſe dritte: wo ihr S nicht beobachtet, hütet euch zu ſchließen, daß um ſo mehr P da ſein werde. Im Leben aber begegnet man ſolchen Schlüſſen oft; tauſendfältig, wo aus dem Nichtvorhandenſein einer Eigenſchaft voreilig auf die Nothwendigkeit einer andern geſchloſſen worden iſt, beruft man ſich auf Beiſpiele, in welchen weder die eine noch die andere angetroffen wird, und berichtigt ſo ein falſches Vorurtheil durch einen Schluß nach der dritten Figur aus zwei negativen Prämiſſen. Gültig iſt daher dieſe Folgerung ohne Zweifel; doch iſt es nicht zeitgemäß mehr, nachträglich ihren möglichen Modis Namen zu erfinden.

90. Die Prämiſſen der vierten dem Claudius Galenus zugeſchriebenen Figur geben formell ein Gegenbild der erſten Ariſtoteliſchen, ohne ihr jedoch an logiſchem Werth zu gleichen. Man unterſcheidet die Modi Bamalip Calemes Dimatis Fesapo Fresiso. Die Prämiſſen von Bamalip: alle Roſen ſind Pflanzen, alle Pflanzen bedürfen Luft, wird jedes natürliche Denken ſtillſchweigend umſtellen und dann aus ihnen nach Barbara der erſten Figur ſchließen: alle Roſen bedürfen Luft. Dieſer Schlußſatz iſt dann freilich von der Form PS, aber der andere von der Form SP, welchen die vierte Figur verlangt, iſt aus ihm durch einfache Umkehrung zu erhalten: einiges Luftbedürftige iſt Roſe. Dagegen iſt aus dieſer letztern Folgerung nach der vierten Figur durch Umkehrung diejenige nicht wiederzugewinnen, die wir nach der erſten Figur aus denſelben Prämiſſen zogen, vielmehr gibt

dieſe Converſion nur den particularen Satz: einiges, was Roſe iſt, iſt luftbedürftig. Mithin geht in dieſem Falle durch den Schluß nach der Galeniſchen Figur geradezu ein Theil der Wahrheit verloren, die in den Prämiſſen begründet iſt; eine üble Empfehlung für ein Schlußverfahren, deſſen Pflicht immer iſt, aus Gegebenem ſo viel neue Wahrheit zu folgern als möglich. Dies Ungeſchick zwar könnte man vermeiden, wie früher gezeigt, natürlicher würde jedoch auch hierdurch der Schluß nicht. Ebenſo unnatürlich ſind Calemes und Dimatis, deren Prämiſſen jedes unbefangene Denken umſtellen und nach Celarent und Darii der erſten Figur benutzen wird; einen Wahrheitsverluſt freilich verſchulden ſie nicht, da der negative Schlußſatz von Calemes reine Umkehrung erlaubt, anderſeits der von Darii ebenſo blos particular iſt, wie der von Dimatis. Nur Fesapo und Fresiso laſſen ſich, wegen des entſtehenden negativen Unterſatzes in beiden, des particularen Oberſatzes im zweiten, minder bequem auf die erſte Figur zurückbringen; ſie geben dafür durch reine Umkehrung der Oberſätze in Felapton und Ferison der dritten über und geben nach dieſer Umformung ebenfalls natürlichere Schlußſätze. Nach allem iſt daher die vierte Figur eine ſehr entbehrliche Zugabe zu den drei Ariſtoteliſchen.

91. Ariſtoteles hielt die Folgerungen nach allen drei Figuren für triftig, aber nur die nach der erſten für vollkommen. Denn nur dieſe Figur laſſe in der Geſtaltung der Prämiſſen auch formell den Rechtsgrund klar hervortreten, der die Möglichkeit jeder Folgerung bedingt: die Unterordnung des Beſondern unter ſein Allgemeines. Auch in den beiden andern Figuren beruhe zwar der Schluß auf demſelben Rechtsgrunde; auch ſeien die Unterordnungsverhältniſſe, die zur Folgerung nach dieſem Princip nothwendig und hinreichend ſind, in den Prämiſſen enthalten und man bedürfe keiner nebenhergehenden Ergänzung derſelben durch anderweitige Kenntniß; aber die Geſtaltung der Prämiſſen lege ſie doch nicht von ſelbſt dar; man müſſe ſie in ihnen aufſuchen. Dieſen formalen Mangel der beiden letzten Figuren ſuchte Ariſtoteles durch Angabe der Umformungen zu ergänzen, durch welche ihre Prämiſſen ohne Aenderung ihres Inhalts in ſolche nach der erſten Figur verwandelt werden können. Man hat dies überflüſſig gefunden und eingewandt, daß auch die beiden andern Figuren nach eigenen für ſich einleuchtenden Grundſätzen ſchließen; ſo ſei der Grundgedanke der zweiten:

wenn zwei Dinge ſich in Bezug auf daſſelbe Merkmal entgegengeſetzt verhalten, könne das eine keine Art des andern ſein, für ſich klar und unabhängig von dem Grundſatz der Unterordnung. Dies bezweifle ich, laſſe es aber auf ſich beruhen; denn wenn man überhaupt die beiden letzten Figuren nach irgend einem Grundſatze ſchließen läßt, ſo gibt man damit ſchon zu, daß der Rechtsgrund aller Folgerungen in der Unterordnung des Einzelnen unter das Allgemeine liegt; denn wozu nützten dieſen Figuren ihre Grundſätze, außer um durch Unterordnung des Prämiſſeninhalts unter ſie ihre Concluſion zu rechtfertigen? Mit ſeinem allgemeinen Gedanken über den Vorzug der erſten Figur hatte daher Ariſtoteles Recht; auch kann man das Intereſſe theilen, welches er daran nahm, ein für allemal durch jene Umgeſtaltungen die beiden andern zu rechtfertigen; in dem Gebrauch des Denkens aber hat freilich die wirkliche Ausführung dieſer Umformungen ſelten erheblichen Werth; einen ſolchen Fall glaubten wir eben bei Betrachtung der vierten Figur zu finden; die Schlüſſe der zweiten und dritten ſind durchſichtig genug, um dies Hülfsmittel entbehren zu können.

92. Es reicht daher hin zu erwähnen, daß die ſcholaſtiſche Logik in den Namen der Modi der beiden letzten Figuren durch die Buchſtaben m s p c die zu dieſem Zwecke nöthigen Operationen angedeutet hat. Und zwar verlangt m (metathesis) die Umſtellung der Prämiſſen; s und p befehlen rein (simpliciter) oder unrein (per accidens) denjenigen Satz umzukehren, hinter deſſen charakteriſtiſchem Vocal ſie ſtehen; nur die weniger einfache Bedeutung von c, die Zurückführung auf das Unmögliche (per impossibile ductio), iſt ſogleich durch das Beiſpiel Baroco zu erläutern. Die Prämiſſen ſind hier: alle P ſind M; einige S ſind nicht M; der Schlußſatz: einige S ſind nicht P. Angenommen nun, dieſer Schlußſatz ſei falſch, ſo folgt ad contradictoriam: alle S ſind P. Verhielte ſich dies nun ſo, und ordnete man dem gegebenen Oberſatze: alle P ſind M, dieſen neuen Unterſatz bei: alle S ſind P, ſo würde nach Barbara der erſten Figur folgen: alle S ſind M. Aber dieſes Ergebniß widerſpricht dem gegebenen Unterſatz: einige S ſind nicht M; mithin war die Leugnung der Richtigkeit des nach Baroco gefundenen Schlußſatzes unzuläſſig; er ſelbſt: einige S ſind nicht P, iſt richtig. Die anderen Operationen bedürfen kaum der Beiſpiele. Wie Bamalip der vierten Figur durch Umſtellung m der Prämiſſen und

unreine Conversion p des Schlußsatzes, der dann nach der ersten Figur gezogen worden war, auf diese zurückgebracht wird, haben wir vor kurzem gesehen; Camestres der zweiten: alle P sind M; kein S ist M; kein S ist P, erhält durch Umstellung m der Prämissen und durch reine Umkehrung s des Untersatzes die neuen Prämissen: kein M ist S; alle P sind M; hieraus folgt nach Celarent der ersten: kein P ist S; dieser Schlußsatz bedarf noch der reinen Umkehrung s, um den von Camestres verlangten: kein S ist P, zu ergeben. Darapti der dritten lautet: alle M sind P; alle M sind S; einige S sind P; die reine Umkehrung p des Untersatzes gibt die Prämissen: alle M sind P; einige S sind M; der hieraus nach Darii der ersten folgende Schlußsatz: einige S sind P, bedarf keiner weitern Umformung, sondern ist unmittelbar mit dem von Darapti entspringenden identisch.

93. Bisher dachten wir uns die Prämissen als kategorische Urtheile von der Form: S ist P. Aber die Veranlassungen unseres Denkens können sie auch in hypothetischer oder disjunctiver Form darbieten. Diese Unterschiede, wichtig für die Urtheile als solche, sind es nicht für den Zusammenhang des Schlusses; sie gehören hier stets zu dem Inhalt und erfordern nur Beachtung, nicht Aenderung der gewöhnlichen Schlußregeln. Am einfachsten ist dies klar für den Fall zweier hypothetischen Prämissen, deren jede zwei von den drei Sätzen M, S, P als Vorder- und Nachsatz verknüpft. Genau wie bei kategorischen Prämissen, wo M, S, P drei Begriffe bedeuten, schließt man hier nach Darii: immer wenn M gilt, gilt P; zuweilen wenn S gilt, gilt M; also zuweilen wenn S gilt, gilt P; nach Camestres: immer wenn P gilt, gilt M; niemals wenn S gilt, gilt M; folglich niemals wenn S gilt, gilt P; nach Disamis: zuweilen wenn P gilt, gilt M; immer wenn S gilt, gilt M; folglich zuweilen wenn S gilt, gilt P. — Eigenthümlicher sind die Fälle, in welchen ein hypothetischer Obersatz an einen Grund G, welcher den Inhalt seines Vordersatzes bildet, allgemein eine im Nachsatz ausgesprochene Folge F knüpft, ein kategorischer Untersatz aber für alle oder einzelne Fälle der Art S entweder G oder F bejaht oder verneint. Man schließt diese Fälle am einfachsten den unmittelbaren Folgerungen aus dem Urtheil an, denn Grund und Folge verhalten sich wie subalternans und subalternata. Man kann nun zuerst ad subalternatam aus der Ungültigkeit der Bedingung G für bestimmte Fälle von S nicht

auf das Nichtgelten der Folge F in denſelben Fällen ſchließen; denn dieſelbe Folge kann aus andern äquivalenten Gründen dennoch beſtehen. Aber man ſchließt aus der Geltung des Grundes auf die Geltung der Folge. Hieraus entſpringen, da G ſowohl Geltung als Nichtgeltung von F begründen kann, zwei Schlüſſe: 1) wenn G gilt, gilt immer F; in allen oder einzelnen Fällen von S gilt G; alſo in allen oder einzelnen Fällen von S gilt F; dies iſt ein modus ponendo ponens, der durch Setzung der Bedingung die Folge ſetzt; er entſpricht ſichtlich den Modis Barbara und Darii der erſten Figur; 2) wenn G gilt, ſo gilt niemals F; in allen oder einzelnen Fällen von S gilt G; folglich in allen oder einzelnen Fällen von S gilt F nicht; ein m. ponendo tollens, ſofern er die Folge F durch Setzung der Bedingung ihres Gegentheils aufhebt; übrigens offenbar ein Gegenbild von Celarent und Ferio der erſten Figur. In der entgegengeſetzten Richtung ad subalternantem fließt aus der Gültigkeit des Satzes F in beſtimmten Fällen von S nicht die Gültigkeit der einzelnen Bedingung G, von welcher er in andern Fällen abhängig gefunden wurde; denn dieſelbe Folge F kann aus mehreren äquivalenten Gründen entſpringen. Aber aus der Nichtgeltung des Satzes F für beſtimmte Fälle von S folgt die Ungültigkeit jeder, mithin auch der einzelnen Bedingung G, von der er begründet werden könnte. Zuläſſig ſind daher die Schlüſſe: 3) wenn G gilt, gilt F immer; in allen oder einzelnen Fällen von S gilt F nicht; alſo in allen oder einzelnen Fällen von S gilt G nicht; ein m. tollendo tollens, der durch Aufhebung der Folge den Grund aufhebt, der ſie nothwendig begründet haben würde, wenn er gegolten hätte; übrigens offenbar Camestres und Baroco der zweiten Figur entſprechend; 4) wenn G gilt, gilt F niemals; in allen oder einzelnen Fällen von S gilt F; folglich in allen oder einzelnen Fällen von F gilt G nicht; ein m. ponendo tollens, der durch Setzung einer Folge die Bedingung leugnet, unter der ſie unmöglich geweſen wäre; er wiederholt Cesare und Festino der zweiten Figur. Man kann endlich erwägen, daß auch die Nichtgeltung des Satzes G Grund für Gültigkeit oder Ungültigkeit des Satzes F ſein kann, und erhält dann die Schlüſſe: 5) wenn G nicht gilt, gilt allemal auch F nicht; in allen oder einigen Fällen von S gilt G nicht; in denſelben Fällen mithin auch F nicht; ein m. tollendo tollens ohne Eigenthümlichkeit, der nur ins Negative den ponendo po-

nens überſetzt; 6) wenn G nicht gilt, gilt allemal F; nun aber in allen oder einigen Fällen von S gilt F nicht; folglich gilt in dieſen Fällen G; ein m. tollendo ponens, der uns zur Vollſtändigkeit aller Combinationen von Setzung und Aufhebung noch fehlte; er ſetzt die Gültigkeit eines Grundes durch Aufhebung der nothwendigen Folge ſeiner Ungültigkeit. Eine leichte Umformung des Ausdrucks zeigt, daß auch dieſe letzten beiden Fälle der zweiten Figur angehören; der zweite würde lauten können: wenn Non-G gilt, gilt immer F; nun gilt immer oder zuweilen F nicht, alſo gilt immer oder zuweilen Non-G nicht. — Da hiermit alles erſchöpft iſt, was aus dem Verhältniß der Subalternation fließt, ſo gibt es keine Folgerungen dieſer Art, welche ſich der dritten Figur anreihen ließen.

94. Wichtiger als dieſe ſyllogiſtiſchen Künſte iſt mir ein Umſtand, deſſen ich bei dieſer Gelegenheit nirgends eindringlich gedacht finde: alle dieſe Schlüſſe beziehen ſich nur auf ein Verhältniß zwiſchen dem Grunde G und ſeiner Folge F, nicht auf das einer Urſache G zu ihrer Wirkung F. Nur in der Welt der Gedanken hat eine Bedingung G, wenn ſie einmal als gültig geſetzt wird, die ihr zuſtehende denknothwendige Folge F immer; in der Wirklichkeit kann der Urſache G, auch wenn ſie beſteht und wirkt, ihr Erfolg F ſtets durch eine Gegenkraft U vereitelt werden. In ihrer Uebertragung auf wirkliches Geſchehen bedürfen daher alle dieſe Schlüſſe Modificationen, welche die angewandte Logik lehren wird; ſo iſt es nicht zuläſſig zu ſchließen, überall wo die Urſache G wirke, müſſe ihr Erfolg F wirklich ſein; nicht zuläſſig, wenn G eine Hemmungsurſache von F iſt, zu behaupten, wo dieſe Hemmung G wirklich ſei, könne F nicht in Wirklichkeit vorkommen; auch G kann ſeinerſeits durch ein U gehemmt ſein oder F dennoch durch eine dritte Urſache V verwirklicht. Es iſt deshalb in der reinen Logik ganz unſchicklich, die behandelten Fälle ſo zu bezeichnen: ihr Unterſatz ſpreche die Wirklichkeit von G oder F aus; dieſe beiden einfachen Buchſtaben bedeuten ja hier Urtheile von der Form: S iſt P; nur die logiſche Zuläſſigkeit oder Nothwendigkeit dieſer Gedankenverbindung zwiſchen S und P behauptet der Unterſatz in Bezug auf gewiſſe Fälle von S, während der Oberſatz ſie mit einer andern ähnlichen Beziehung zwiſchen S und Q zu einem hypothetiſchen Urtheil von allgemeiner Geltung verbindet. Ich verfolge dies hier nicht weiter; meine in den Bezeichnungen

etwas weitläufigere Darſtellung hat dies wirkliche Verhalten anzudeuten verſucht.

95. Gilt von einem Subject Z: es ſei entweder P oder Q oder R, oder: es ſei ſowohl P als Q als R, oder: es ſei weder P noch Q noch R, ſo erſetzen wir zunächſt dies dreigliedrige Prädicat durch das einfache U, und nennen dies U im erſten Falle disjunctiv, im zweiten poſitiv, im dritten negativ. Wer ſich nun die nicht unerläßliche Mühe gibt, die Verwendung ſolcher disjunctiven, copulativen und remotiven Prämiſſen im Schluſſe zu verfolgen, wird finden: 1) iſt der Oberſatz ZU, und ordnet der Unterſatz SZ ein S dem Z unter, ſo folgen die gewöhnlichen Concluſionen SU der erſten Figur; in ihnen hat U ſtets dieſelbe Bedeutung, wie im Oberſatze; 2) iſt der allgemeine Oberſatz ZU, der Unterſatz SU, und U in dem einen von beiden poſitiv oder disjunctiv, im andern negativ, ſo entſtehen die negativen Schlußſätze SZ der zweiten Figur mit der Quantität ihres Unterſatzes; 3) aus dem Oberſatze UZ mit poſitivem oder negativem U, und dem Unterſatze US mit gleichem oder entgegengeſetztem U folgen die ſtets particularen Concluſionen SZ der dritten Figur; 4) in den beiden letzten Fällen, in welchen das zum Medius terminus gewordene U aus dem Schlußſatz verſchwindet, iſt ſeine Mehrgliedrigkeit ganz bedeutungslos; was folgt, folgt ebenſo gut, wenn man nur eins ſeiner Glieder P oder Q nach ſeinem Verhalten in beiden Prämiſſen in Betracht zieht. Ebenſo wenig Neues entſteht, wenn zu dem allgemeinen Oberſatz ZU ein Unterſatz tritt, der für das einzelne Subject Z eines der Glieder von U behauptet oder leugnet. Sagt der Oberſatz mit blos zweigliedriger Disjunction: Alle Z ſind entweder P oder Q, der Unterſatz aber: dieſes Z iſt P oder dieſes Z iſt nicht P, ſo folgt: dieſes Z iſt nicht Q oder dieſes Z iſt Q. Dieſe Folgerungen verſtehen ſich aus der Natur des contradictoriſchen Gegenſatzes von ſelbſt; auf die erſte Figur ſind ſie, ohne denkbaren Nutzen, durch die Reduction zu bringen: jedes Z, welches nicht P iſt, iſt Q; nun iſt dieſes Z ein Z, welches nicht P iſt, alſo iſt dieſes Z ein Q. Dieſelben unfruchtbaren Betrachtungen laſſen ſich auf mehrgliedriges U des Oberſatzes ausdehnen, denn immer kann man eine beliebige Anzahl ſeiner Glieder zum Subject ziehen und mit blos zweigliedrigem U ſagen: jedes Z, welches nicht P und nicht Q iſt, iſt entweder R oder T. Polylemmen endlich (Dilemmen, Trilemmen)

sind Schlüsse mit vielgliedrigem disjunctiven U des Obersatzes ZU und einer gleichen Anzahl von Untersätzen, die zusammen für jedes der Glieder von U dieselbe weitere Folge T behauptet. Auf diese Fälle, nicht neue logische Formen, sondern nur eigenthümliche Verwendungen der bekannten, mag uns die angewandte Logik zurückführen.

96. Gar nicht denke ich dagegen auf die Lehre von den **Schlußketten** zurückzukommen. Begreiflich kann jede Conclusion eines Schlusses Obersatz eines zweiten werden; **Prosyllogismus** des zweiten heißt dann der erste, **Episyllogismus** des vorigen jeder folgende. Die bloße Vergleichung der Namen der Schlußmodi lehrt sogleich manche Eigenschaften der so entstehenden Kette. Soll ihr Endglied allgemein sein, so muß der letzte Schluß einer der beiden ersten Figuren angehören, und da in diesen der Obersatz ebenfalls allgemein sein muß, so muß die ganze Reihe der Prosyllogismen, also die ganze Kette in den beiden ersten Figuren verlaufen; jede Einmischung eines Gliedes nach der dritten bringt einen particularen Schlußsatz hervor, der nie wieder zu allgemeinen Conclusionen zurückleitet. Hat einer der Schlüsse eine negative Conclusion, so werden auch die aller Episyllogismen negativ; mit positivem und zugleich allgemeinem Endglied kann nur eine Kette schließen, die durchweg in Barbara verläuft. Man pflegt nun nach Analogie des einfachen Schlusses noch weiter zu verlangen, daß der Obersatz des ersten Prosyllogismus das Prädicat P, der Untersatz des letzten Episyllogismus das Subject S des endlichen Schlußsatzes liefere; die Regeln aufzufinden, die dann die Bildung dieser Schlußkette bedingen, wäre nur Sache der Geduld; ihren Nutzen wüßte ich nicht anzugeben. Verschweigung des Schlußsatzes eines Prosyllogismus, der zugleich Obersatz des Episyllogismus ist, erzeugt aus den Ketten die beiden Formen des **Sorites**. Der Aristotelische: A ist B, B ist C, C ist D, also A ist D, ordnet jeden Begriff in den Umfang des folgenden, schreitet also vom niederen zum höheren fort und entsteht durch Unterdrückung der Schlußsätze, die man aus je zwei Gliedern so fände: B ist C, A ist B, also A ist C; dann C ist D, A ist C, also A ist D. Der andere, späte Erfindung des Professor Goclenius in Marburg [1547—1628] nimmt den entgegengesetzten Gang: seine Prämissen: B ist A, C ist B, D ist C . . . unter-

drücken die Conclusion: C ist A, der beiden ersten Glieder, die als Obersatz zu dem dritten nach der ersten Figur den Schluß der Kette liefert: D ist A.

A. Der syllogistische Schluß.

Der Schluß durch Subsumption. — Der Schluß der Induction. — Der Schluß durch Analogie.

97. Die logischen Wahrheiten, deren sich das Denken in seiner Behandlung des Vorstellungsinhalts nach und nach bewußt geworden war, hatte das disjunctive Urtheil vorläufig dahin zusammengefaßt: jedem S, welches eine Art von M sei, komme von jedem der allgemeinen Prädicate des M eine besondere Modification mit Ausschluß aller übrigen als sein Prädicat zu. Die Aufgabe, die nun zu lösen blieb, war die Auffindung der Denkhandlungen, durch welche dies geforderte eigenthümliche Merkmal für ein gegebenes S bestimmbar wurde. Die Aristotelischen Syllogismen lösen diese Aufgabe nicht; sie begnügen sich, das Subject ihres Schlußsatzes nur mit der allgemeinen Form des Prädicats in Beziehung zu setzen, die ihr Obersatz erwähnt hatte; sie sind daher ungeachtet der reichen Verzweigung, die ihnen und ihren möglichen Verschiedenheiten der Scharfsinn der früheren Logiker gegeben hat, doch nur der formell erweiterte und ausführliche Ausdruck der logischen Wahrheit, die in dem disjunctiven Urtheil bereits niedergelegt war. Aehnlich dem impersonalen Urtheile, welches eine im Begriffe bereits angedeutete Spaltung nur formell durch die Auseinandersetzung des Subjects und Prädicats zum Ausbruch brachte, ohne über die gegenseitige Beziehung der beiden geschaffenen Glieder Neues zu lehren, ganz ähnlich setzt in seiner vollkommensten ersten Figur, auf die wir uns die andern zurückgeführt denken, auch der Aristotelische Schluß nur in zwei gesonderten Prämissen die allgemeine Regel und den Fall der Anwendung auch äußerlich auseinander, die in dem Sinne des disjunctiven Urtheils bereits in denselben gegenseitigen Verhältnissen gedacht waren. Sämmtlich auf die unbestimmte Einordnung eines Begriffes in den Umfang eines andern gebaut, lassen sich daher die Aristotelischen Syllogismen, unter dem Namen des **Schlusses durch Subsumption** zusammengefaßt, als die erste und elementarste

Form der neuen Gruppe von Denkhandlungen betrachten; und wir versuchen, sogleich zu zeigen, zu welchem weiteren Fortschritte sie nöthigen.

98. Als das sprechendste Beispiel des Gedankens, der dem Schlusse durch Subsumption zu Grunde liegt, wähle ich den Modus Darii, der ausdrücklich dem allgemeinen Gesetze im Obersatze ein besonderes Beispiel der Anwendung im Untersatze unterordnet. Alle Menschen sind sterblich, sagt dieser Modus; Cajus aber ist ein Mensch; und hieraus schließt er: also ist Cajus sterblich; offenbar in der Meinung, durch diese Folgerung eine Wahrheit festgestellt zu haben, die vorher noch nicht feststand, nun aber durch die Wahrheit der beiden Prämissen und ihre Beziehung auf einander gesichert ist. Schon die Skepsis des Alterthums hat jedoch eingewandt, daß nicht die Prämissen die Richtigkeit des Schlußsatzes verbürgen, sondern daß der Schlußsatz bereits gültig sein muß, damit es die Prämissen sein können. In der That, wo bliebe die Wahrheit des Obersatzes: alle Menschen seien sterblich, wenn es in Bezug auf Cajus noch nicht gewiß wäre, daß er an dieser Eigenschaft Theil hat? Und wo bliebe die Wahrheit des Untersatzes, daß Cajus ein Mensch sei, wenn es noch zweifelhaft wäre, ob er außer andern Eigenschaften des Menschen auch die der Sterblichkeit hat, die ja der Obersatz als allgemeines Merkmal jedes Menschen aufführt? Anstatt mithin durch ihre für sich feststehende Wahrheit die des Schlußsatzes zu beweisen, sind vielmehr beide Prämissen nur unter Voraussetzung seiner Wahrheit richtig, und dieser doppelte Cirkel scheint zunächst jede logische Leistung des Syllogismus unmöglich zu machen.

99. Das Gewicht dieses Einwurfs ist nicht hinwegzuleugnen; wir verfolgen ihn in Bezug auf verschiedene Fälle. Wenn wir uns den Obersatz MP' als ein analytisches Urtheil denken, wenn wir also annehmen, P' sei ein festes Merkmal, ohne welches sich überhaupt der Inhalt des Begriffs M nicht vollständig denken lasse, so steht allerdings dann die Allgemeingültigkeit des Obersatzes für sich fest; aber der Untersatz kann dann ein S nicht dem M unterordnen, ohne dem S dies unentbehrliche P' bereits zuzuschreiben, also den Schlußsatz vorauszusetzen, der diese Behauptung erst aussprechen sollte. Wer z. B. es zu dem Begriff des Körpers rechnet, schwer zu sein, bildet unangefochten den Obersatz: alle Körper sind schwer; aber er kann die Luft dann im Untersatze nicht einen Körper nennen, ohne schon mitzudenken, was erst

der Schlußſatz lehren ſoll, daß auch die Luft ſchwer iſt. Allgemein: der Grundſatz der Subſumption verlangt, daß das untergeordnete Einzelne die Merkmale ſeines Allgemeinen theile; aber umgekehrt läßt ſich nichts einem Allgemeinen unterordnen, ohne bereits die Merkmale zu haben, die dieſes ihm vorſchreibt. Es würde ſich aber anders verhalten, wenn wir uns den Oberſatz MP' als ein ſynthetiſches Urtheil von allgemeiner Geltung dächten. Dann würde der Inhalt des Begriffes M ſich vollſtändig faſſen laſſen, ohne in ihm P' mitgedacht zu haben, aber eine Gewißheit von irgend welchem Urſprunge lehrte uns zugleich, daß überall mit dieſem M auch P' verbunden ſei. Darauf würde der Unterſatz an S nur die Merkmale nachzuweiſen haben, durch die es ein M iſt, und nun erſt der Schlußſatz das noch nicht mitgedachte P' hinzufügen, welches dem S um ſeiner Unterordnung unter M willen gebührt. Im wirklichen Gebrauche der Subſumptionsſchlüſſe macht man dieſe Vorausſetzungen immer. Wer behauptet, daß alle Menſchen ſterblich ſeien, denkt ſich den naturgeſchichtlichen Charakter der Menſchheit durch ihre übrige gegebene Organiſation vollſtändig beſtimmt und ſieht die Sterblichkeit als ein Merkmal an, welches nicht ausdrücklich von unſerem Denken in der Charakteriſtik des Menſchen mitgedacht zu werden braucht, weil es als unvermeidliche Folge ohnehin an jener Organiſation hängt, durch die wir den Begriff des Menſchen beſtimmen. Darum reicht es nun im Unterſatz aus, auch von Cajus nur dieſe weſentliche Organiſation feſtzuſtellen, um im Schlußſatze ihm jene unvermeidliche Folge derſelben zuzuerkennen. Noch deutlicher wird dies, wenn wir uns den Oberſatz hypothetiſch vorſtellen, unter P' alſo nicht ein feſtes, bleibendes, ſondern ein fließendes Merkmal des M, überhaupt eine Folge denken, die aus M unter einer gewiſſen Bedingung x hervorgeht, ein Merkmal, welches M unter dieſer Bedingung annimmt oder verliert, einen Zuſtand, in den es geräth, oder eine Wirkung, die es ausübt. Dann reicht es hin, im Unterſatz S dem M allein unterzuordnen, um im Schlußſatz zu folgern, daß auch S, wenn die gleiche Bedingung x einwirkt, das Merkmal P' zeigen müſſe. Und auf dieſe Form laufen in der That die meiſten in der Wiſſenſchaft wirkſamen Anwendungen der Syllogismen zurück; ſie zeigen faſt alle, daß S, weil es eine Art von M iſt, unter der Bedingung x im Allgemeinen dieſelbe Wirkung P' entfalten oder erfahren werde, die wir an M kennen. Allein, wenn es ſich

vorhin bei analytischem Obersatz fragte, mit welchem Rechte der Untersatz ausgesprochen werden könne, so fragt es sich hier bei synthetisch angenommenem Obersatz, mit welchem Rechte dieser selbst als allgemeingültig behauptet werden dürfe? Wenn die Sterblichkeit als neues Merkmal zu der übrigen Organisation des Menschen nothwendig hinzukommen soll, so kann doch diese Allgemeingültigkeit nur unter Voraussetzung der Richtigkeit des Schlußsatzes bestehen, und sie wird hinfällig, wenn es nun doch einen eigensinnigen Cajus gibt, der nicht stirbt. Was man hierauf antworten wird, ist klar: natürlich sei jeder allgemeine Obersatz falsch, der sich in einem einzelnen seiner untergeordneten Fälle nicht bestätigt, und diese Gefahr liege überall nahe, wo jener allgemeine Satz nur durch eine unberechtigte Verallgemeinerung vieler beobachteten Einzelfälle entstanden sei; wo jedoch die nothwendige Verknüpfung des M und P an sich nachweisbar sei, da sorge eben diese gültige Allgemeinheit dafür, daß kein eigensinniger Einzelfall vorkommen könne, welcher ihr widerspräche. In dem angeführten Beispiel liege die Sache zweifelhaft; für die gemeine Meinung sei die allgemeine Sterblichkeit der Menschen nur eine Voraussetzung, aus dem überwältigenden Eindruck unzähliger Beispiele entsprungen, zu denen sich noch kein Gegenbeispiel gefunden hat; für den Physiologen stehe sie zwar, als Folge der gegebenen Organisation, in seiner Ueberzeugung fest, aber auch ohne sich mit der wünschenswerthen Genauigkeit darthun zu lassen. In andern Fällen jedoch sei die Allgemeingültigkeit des synthetischen Obersatzes entweder durch eine unmittelbare Anschauung oder durch Beweise verbürgt, die einen gegebenen Inhalt einer solchen Anschauung unterordnen, und in allen diesen Fällen reiche der Syllogismus zur sicheren Gewinnung einer besonderen neuen Erkenntniß hin; denn nichts sei zu ihr nöthig, als die ausführbare Unterordnung eines S unter ein M, welches hier wahrhaft den Dienst eines Mittelbegriffs leiste, S mit einem vorher ihm fremden P zu verknüpfen.

100. Ich lasse hier dahingestellt, ob und in welcher Ausdehnung überhaupt die unmittelbare Anschauung der allgemeingültigen Wahrheit eines synthetischen Urtheils möglich sei; denn ganz unmittelbar klar ist so viel, daß wir jedenfalls nur sehr selten uns in der Lage befinden werden, den Inhalt eines allgemeinen Obersatzes auf diesen Rechtsgrund stützen zu können; unzählige allgemeine Urtheile werden von uns

ausgesprochen und zu Folgerungen benutzt, ohne selbst als unmittelbare Anschauungen gelten zu können, und ohne daß die Beweise ausführbar wären, durch welche ihr Inhalt auf solche Quellen der Wahrheit sich zurückleiten ließe. Diese ganze ausgebreitete Thätigkeit unseres Denkens kann weder einfach als untriftig bei Seite gesetzt werden, noch kann sie bestehen ohne logische Regeln ihrer Gültigkeit. Diesen Regeln haben wir nachzuforschen, und zwar sind es ihrer zwei, die wir bedürfen. Zu dem wirksamen Gebrauche des Schlusses ist es zuerst nöthig, daß wir allgemeine Obersätze finden lernen, deren Gültigkeit weder auf einer unmittelbaren Gewißheit, noch auf der schon gemachten Erfahrung ihrer Richtigkeit in jedem Einzelfalle beruht; es muß möglich sein, die allgemeine Sterblichkeit der Menschen zu behaupten, sowohl bevor man sie als nothwendige Folge aus ihren Gründen begreift, als auch bevor man jeden Einzelnen darauf geprüft hat, ob er umzubringen sei oder nicht. Der Untersatz aber macht eine zweite Regel nothwendig. Denn möglich ist es zwar in vielen Fällen, ein S dem M deswegen unterzuordnen, weil man an S alle Merkmale gefunden hat, welche das M jeder seiner Arten vorschreibt; ausführbar ist aber dennoch in den meisten Fällen diese Leistung nicht; Niemand wird es für nothwendig oder für vollendbar halten, auch nur den Cajus unseres Untersatzes in Bezug auf alle Organisationseigenheiten zu prüfen, um sich das Recht zu nehmen, ihn der Gattung Mensch unterzuordnen. Wenn der wirkliche fruchtbare Gebrauch des Denkens möglich sein soll, muß es daher ein Verfahren geben, nach welchem Untersätze sich finden lassen, die ein gegebenes Subject einer Gattung unterordnen, noch bevor von ihm erwiesen ist, daß es vollständig alle Merkmale dieser Gattung besitze. Die beiden Verfahrungsweisen, die ich hier verlange, lassen sich nun, ohne daß dies indessen von wesentlicher Bedeutung wäre, an eine etwas veränderte Auffassung der zweiten und dritten Aristotelischen Figur anschließen.

101. Die allgemeine Aufgabe jedes Schlußverfahrens besteht naturgemäß darin, aus gegebenen Datis oder Prämissen so viel neue Wahrheit zu entwickeln als möglich; wie dies geschieht, ist an sich völlig gleichgültig; das Verfahren wird sich nach der Gestalt der Prämissen richten, die wir nehmen müssen, wie sie uns die Erfahrung, innere oder äußere, darbietet. Nun ist es ein häufiges Vorkommen, daß nicht

nur an zwei, sondern an sehr vielen verschiedenen Subjecten P S T V W dasselbe Prädicat M vorkommt oder nicht vorkommt, und es fragt sich, welche Folgerung aus diesen Prämissen PM, SM, TM, VM... möglich ist, die sich ihrer Form nach der zweiten Aristotelischen Figur anschließen. Es ist klar, daß sie in ihrer Vielzahl nicht zu einem Schlusse auffordern, welcher zwei einzelne dieser Subjecte in ein gegenseitiges Verhältniß brächte; so weit diese Folgerung beabsichtigt wird, ist sie nur durch die Aristotelische Beschränkung auf zwei Prämissen und mit Beachtung der Regeln der zweiten Figur möglich. Aber es ist ebenso erlaubt zu versuchen, ob nicht dies gemeinsame Vorkommen des M an so verschiedenen Subjecten uns etwas über die Bedeutung dieses M selbst lehre, das mithin im Schlußsatze nicht verschwinden würde. Diesen Versuch nun macht das natürliche Denken, wo ihm die Erfahrung solche Prämissen gibt, unfehlbar und wird dabei durch den allgemeinen Grundsatz geleitet, der alle seine Handlungen beherrscht: vorgefundenes Zusammensein der Vorstellungen in Zusammengehörigkeit ihrer Inhalte zu verwandeln. Wo wir dasselbe Merkmal an verschiedenen Subjecten wahrnehmen, haben wir das Vorurtheil, daß diese Uebereinstimmung keine zufällige, daß mithin die verschiedenen Subjecte nicht jedes einzeln für sich durch einen besonderen Umstand mit demselben Prädicate zusammengerathen sei, daß vielmehr alle untereinander einen gemeinschaftlichen Stamm gleiches Wesens haben, von dem jene gleiche Beziehung zu demselben Merkmal die Folge ist. P S T V werden mithin zwar verschiedene sein, aber doch unter einen höheren Begriff Σ als Arten desselben coordinirt; nicht sie als verschiedene Einzelne, sondern nur sofern sie Arten des Σ sind, tragen das gemeinsame Merkmal M als nothwendiges Merkmal dieser ihrer Gattung. Unser Schlußsatz lautet demnach: alle Σ sind M; und in ihm bedeutet Σ das höhere Allgemeine, dem wir die einzelnen Subjecte unterordnen, und das wahre Subject für jenes M, das wir vorher gemeinsam an jenen einzelnen vorkommen sahen. Dies Schlußverfahren ist der einfachste Fall der Induction und bildet für uns unter diesem Namen das zweite Glied dieser Gruppe von Folgerungen, die sich auf Unterordnung des Mannigfachen unter die Einheit eines Allgemeinen gründen.

102. Die Aufgabe, die wir diesem Verfahren stellten, allgemeine Obersätze für Schlüsse der Subsumption zu erzeugen, scheint es nun

dennoch nur unvollkommen zu erfüllen. Denn übereinſtimmend wirft man der Induction vor, daß ſie Gewiſſes aber nicht Neues lehre, wenn ſie vollſtändig, Neues aber nicht Gewiſſes, ſo lange ſie unvollſtändig ſei. Sind P S T U alle Arten des Σ, die es gibt, und hat von jeder dieſer Arten eine Prämiſſe ſchon gelehrt, daß ſie M ſei, ſo kann der Schlußſatz nur als univerſales Urtheil: alle Σ ſind M, dieſe Ausſagen der Vorderſätze ſummiren; aber er kann nicht einmal mit logiſchem Recht ſich in das generelle Urtheil verwandeln: jedes Σ als ſolches iſt M; es bleibt vielmehr ganz zweifelhaft, ob nicht blos thatſächlich alle Arten des Σ, und zuletzt doch jede Art aus einem beſonderen Grunde, daſſelbe M haben oder erleiden, oder ob wirklich in der allgemeinen Natur des Σ ſelbſt der immer gleiche Grund liegt, der dies Prädicat allen ſeinen Arten nothwendig macht. Gibt es aber außer den Subjecten, welche in den Prämiſſen mit M verbunden vorkommen, noch andere Arten des Σ, von denen ſie nichts ausſagen, ſo iſt der Schlußſatz eine unberechtigte Folgerung ad subalternantem aus der Gültigkeit einer beſchränkten Anzahl von Einzelfällen auf die Gültigkeit des allgemeinen Falles, eine Folgerung, die verſchiedene Grade der Wahrſcheinlichkeit mag haben können, Gewißheit aber niemals erlangt. Es ſcheint mir jedoch, daß dieſe an ſich richtigen Bemerkungen die reine Bedeutung einer logiſchen Form mit den Schwierigkeiten ihrer wirkſamen Anwendung verwechſeln und daß derſelbe Fehler auch ſchon in dem Tadel lag, den man gegen den Werth des Ariſtoteliſchen Syllogismus erhob. Der Gedanke, dem dieſer folgte, jedes Einzelne ſei zum Beſitz ſeiner Prädicate durch ſeine Abhängigkeit von ſeinem Allgemeinen berechtigt und verpflichtet, iſt ohne Zweifel ein logiſch durchaus gültiger Grundſatz, welcher den inneren Zuſammenhang des jedesmaligen Denkinhaltes in ſeine richtige Beleuchtung rückt. Dieſe logiſche Bedeutung verliert er dadurch gar nicht, daß die Wahrheit des Allgemeinen, um zu beſtehen, die Gültigkeit deſſelben in allen Einzelfällen einſchließt, oder wenn man lieber will, vorausſetzt; es iſt ja vielmehr der eigene Sinn des Grundſatzes, daß beide unzertrennlich von einander ſind. Mag man daher im Gebrauche des Denkens zu der Wahrheit der Prämiſſen gekommen ſein, auf welchem Wege man will; nachdem man ſie gefunden hat, drückt die Unterordnung, welche die erſte Ariſtoteliſche Figur ausſpricht, die Gliederung aus, die dem inneren Zuſam-

menhange des fertigen Denkinhalts entspricht, obgleich vielleicht gar nicht die Gliederung der Gedankenarbeit, durch welche wir ihn gewonnen haben. So betrachtet ist der Schluß der Subsumption das logische Ideal, in dessen Form wir unsere Erkenntniß bringen sollen, aber nicht zugleich allgemein die instrumentale Methode, durch deren Befolgung wir den gegebenen Stoff zu jener Erkenntniß zusammenschließen. Aehnliches habe ich nun von der Induction zu sagen; der logische Gedanke, der ihr zu Grunde liegt, ist gar nicht blos wahrscheinlich, sondern gewiß und unanfechtbar. Er besteht in der auf dem Satze der Identität beruhenden Ueberzeugung, daß jede bestimmte Erscheinung M auch nur von einer bestimmten Bedingung Σ abhängen könne, und daß mithin, wo unter anscheinend verschiedenen Umständen oder an verschiedenen Subjecten P S T U dasselbe M vorkommt, es ganz unvermeidlich in diesen etwas Gemeinsames Σ geben müsse, welches die wahre, identische Bedingung des M oder das wahre Subject zu M sei. Man würde ganz mit Unrecht einwenden, es sei eine gewöhnliche Erfahrung, daß dieselbe Folge M von verschiedenen äquivalenten Bedingungen erzeugt werden, dasselbe Prädicat M an äußerst verschiedenen Subjecten vorkommen könne. Eben in diesem Einwurf zeigt sich die Verwechselung, die wir oben rügten, der logischen Regel mit ihren Ausführungsbedingungen. Gibt es für eine Folge M zwei verschiedene äquivalente Bedingungen, so sind diese beiden eben nicht durch das, wodurch sie verschieden, P oder S, sind, sondern durch das, worauf ihre Aequivalenz beruht, wirklich die Bedingungen dieser gleichen Folge M; so lange man diesen gemeinsamen Grundzug beider nicht absondern kann, so lange hat man eben das richtige Σ des Schlußsatzes nicht gefunden, mithin die Induction nicht in der Weise ausgeführt, in welcher sie ausgeführt zu werden verlangt. Findet sich dasselbe M als Prädicat an sehr vielen höchst verschiedenen Subjecten und zwar, wie es gewöhnlich in der wirklichen Anwendung zu begegnen pflegt, an solchen Subjecten, von deren jedem nur ein Theil seines ganzen Merkmalbestandes bekannt ist, so kann man sich natürlich sehr irren, wenn man das, was in diesen bekannten Merkmalen aller Subjecte gemeinsam ist, zu dem Σ zusammenfaßt, dem man nun, als dem wahren Subjecte, das fragliche Merkmal M zutheilen könnte. Ich leugne nicht, daß im Gebrauch der Induction wir sehr häufig unter solche ungünstige Bedingungen gestellt

ſind; aber alle dieſe Schwierigkeiten, welche ſich der Ausführung entgegenſtellen, ändern die allgemeine logiſche Gültigkeit des Grundſatzes der Induction nicht, der behauptet, überall, wo verſchiedene Bedingungen dieſelbe Folge M oder verſchiedene Subjecte daſſelbe Prädicat M haben, müſſe ſich ein und nur ein ganz beſtimmtes Σ auffinden laſſen, welches die einzige immer gleiche Bedingung oder das einzige wahre Subject ſei, dem allgemeingültig und nothwendig das Prädicat M oder die Folge M in einem Schlußſatz von der Form: jedes Σ iſt M, zuzuſchreiben ſei. Der angewandten Logik aber überlaſſen wir die Beachtung der Regeln, durch welche die Auffindung dieſes Σ gelingen kann.

103. Die dritte Form dieſer Gruppe führe ich unter dem etwas willkürlich gewählten Namen des Schluſſes der Analogie ein. Die Prämiſſenſtellung der dritten Ariſtoteliſchen Figur MP, MS enthält, bei der völligen Gleichheit des Baues beider Vorderſätze, wiederum keinen Grund zur Unterſcheidung von Ober- und Unterſatz, und auch keinen, die Prämiſſen auf zwei zu beſchränken. Sehr häufig wird im Gegentheil uns die Erfahrung eine größere Anzahl derſelben, MP, MS, MT, MU ..., alſo die Thatſache vor Augen ſtellen, daß an demſelben Subject eine Vielheit verſchiedener Merkmale entweder vorkomme oder nicht vorkomme. Dieſe Data darf das Denken nicht zurückweiſen und es benutzt ſie zu einer Folgerung, die, nur in umgekehrter Richtung, der vorigen völlig ähnlich iſt. Auch hier läßt es ſich durch die Vorausſetzung leiten, daß nicht durch viele zuſammenhangloſe Zufälle die verſchiedenen Prädicate ſich an demſelben Subjecte M vereinigt haben, ſondern daß es einen Grund geben müſſe, der ſie alle, als zuſammengehörige, verſammelt hat; ſie gehören dem M, weil M ein *II* iſt, zu der Natur des *II* aber gehört es, dieſen vollzähligen Merkmalbeſtand zu haben, der ſeinen Inhalt ausmacht; als eine Art des *II* hat M darauf Anſpruch, alle dieſe Prädicate an ſich zu vereinigen. So bilden wir aus dieſen Prämiſſen den Schlußſatz: M iſt ein *II*, und haben mit ihm die zweite Aufgabe erfüllt, für den Schluß der Subſumption jenen Unterſatz zu finden, durch welchen ein Begriff M, das dortige S, unter den Umfang eines andern *II*, des dortigen M, untergeordnet wird.

104. Auch dieſe Aufgabe ſcheint aber ſchlecht erfüllt zu ſein; denn wie die Induction, ſo unterliegt auch die Analogie dem Tadel, nichts

Neues zu lehren, wenn sie vollständig, und nichts Sicheres, wenn sie unvollständig ist. Geben die Prämissen bereits dem M alle Merkmale, die nöthig sind, damit es ein *H* sei, so gewinnen wir an sachlicher Erkenntniß nichts durch die wirkliche Unterordnung desselben unter diesen Begriff; nur die Form unserer Auffassung des gegebenen Inhalts ändert sich. Aber in den allermeisten Fällen geben die Prämissen nur einen Theil der zu *H* nothwendigen Prädicate an, und wir schließen ohne Sicherheit von ihrer Gegenwart auch auf die aller übrigen, durch welche an M erst der ganze Inhalt eines *H* verwirklicht wird. Wo unsere Betrachtung Gegenständen der Wirklichkeit gilt, deren ganzes Wesen aus unzähligen uns zum großen Theil unbekannten, zum Theil schwer beobachtbaren Merkmalen besteht, ist dies immer der Fall; aus wenigen Eigenschaften, die wir an einem Gegenstande wirklich beobachten, schließen wir darauf, er sei ein Metall, ein Thier bestimmter Gattung, ein Werkzeug zu bestimmtem Zweck. Daß hieraus im Gebrauch der Analogie zahlreiche Irrthümer entstehen, bedarf keines Wortes weiter; aber die Schwierigkeit der Anwendung beeinträchtigt auch hier den Werth des logischen Grundsatzes nicht. Dieser Grundsatz behauptet: kein Inhalt eines Begriffes, der richtig gedacht sei, bestehe in einem zusammenhangloſen Haufen von Merkmalen, den man beliebig vermehren könne durch Hinzufügung gleichviel welcher neuen Bestandtheile; zwar nicht durch ein Merkmal, aber durch eine Verbindung mehrerer, welche gegeben ist, sei vermöge der durchgängigen gegenseitigen Determination aller auch schon darüber entschieden, welche anderen noch unbeobachteten sich mit den beobachteten verknüpfen können, welche nicht; deshalb sei es möglich, aus dem angefangenen Bilde des M, welches uns die Prämissen geben, auch die mögliche Vervollständigung und Fortsetzung desselben zu folgern; es gebe mithin allemal ein und nur ein *H*, welches die Vereinigung der gegebenen Merkmale an M zugleich mit der Hinzufügung nicht gegebener rechtfertige und möglich mache. Dieses an sich richtige Ideal des Denkens verlangt nur, wie jede Denkform, nicht durch unpassenden, sondern durch passenden Inhalt realisirt zu werden. Nicht jede beliebigen paar Prädicate eines M reichen hin, um auf alle seine übrigen zu schließen; manche solche Combination mag nicht nur einem *H*, sondern auch einem andern Begriffe H^1 oder H^2 zukommen; man wird im Gegensatz zu diesen unwesentlichen andere

weſentliche Merkmale in den Prämiſſen verlangen, eine Forderung, die man in der Anwendung wirklich allenthalben macht, und deren Erfüllung man der ſachlichen Kenntniß des behandelten Inhalts überläßt. Aber die wichtigſte Quelle der Ungenauigkeit iſt der Mangel aller bisher genannten Schlußformen: die Prädicate nur in allgemeiner Faſſung, ohne Angabe ihres Maßes, ihrer ſpecifiſchen Modification und ihrer gegenſeitigen Determination anzugeben. So lange die Prämiſſen nur ſagen: M iſt ſchwer, M iſt gelb, M iſt ſchmelzbar u. ſ. w., ſo findet man in dieſen Datis freilich keinen Entſcheidungsgrund, um M entweder für Schwefel oder für Gold zu erklären; aber ſolche Prämiſſen haben dafür auch ihre Heimat nur in der abſtracten Logik; im wirklichen Gebrauche des Denkens wird vielmehr immer zugleich auf Größe, eigenthümliche Schattirung und Verbindungsweiſe der Prädicate geachtet und aus dieſem angefangenen charakteriſtiſchen Grundriſſe auf ſeine Fortſetzung zu dem Ganzen *II* geſchloſſen. Was nun das natürliche Denken allenthalben wirklich ausübt, das eben iſt durch neue logiſche Formen, zu denen wir überzugehen haben, auch für die Theorie ſeines Thuns feſtzuſtellen.

II. Die mathematiſchen Folgerungen.

Der Schluß durch Subſtitution. — Der Schluß durch Proportion. — Conſtitutive Gleichung.

105. Ich ſtelle noch einmal, und von verſchiedenen Geſichtspunkten aus, die Veranlaſſungen zuſammen, welche uns über die Syllogismen hinaus zur Aufſuchung neuer Denkformen treiben, und berühre zu dieſem Zweck zuerſt die Natur der Urtheile, welche die gewöhnliche Lehre ſich als Glieder des Schluſſes denkt. Wie ich früher ſchon erwähnte, drückt die Sprache in den Urtheilen von der Form: S iſt P, das Prädicat in einer Allgemeinheit aus, in welcher es ſeinem wirklichen Subjecte *nicht* zukommt, und die Logik pflegt dies durch den Satz einzugeſtehen, daß nicht nur das Prädicat zur Beſtimmung des Subjects, ſondern auch dieſes zur Beſtimmung jenes beitrage. Wer da ſagt, dieſe Roſe iſt roth, *meint* nicht, daß ihr ein unbeſtimmtes Roth überhaupt, oder daß ihr jede beliebige Farbenſchattirung zukomme, die unter dem Sammelnamen des Rothen begriffen wird; es iſt immer nur das Roſenroth, das er im Sinne hat, ja genauer das ganz beſtimmte Roth

dieſer Roſe. Wollte er mithin ſeinen Gedanken genau ausdrücken, ſo würde er ſagen müſſen: dieſe Roſe iſt ſo roth, wie es dieſe Roſe iſt. In dieſem ſcheinbar ganz unfruchtbaren Satze würde die logiſche Arbeit darin beſtehen, daß die wahrgenommene Eigenſchaft der Roſe nicht mehr als eine Einzelheit gefaßt wird, die ſonſt heimatlos in der Welt wäre; indem das Denken ſie als Art eines allgemeinen Roth betrachtet, das auch ſonſt vorkommt und abgeſehen von dieſem Beiſpiel gilt, vollzieht es die früher erwähnte Objectivirung der Wahrnehmung: es gibt dem Wahrgenommenen eine beſtimmte Stelle in dem Weltinhalt, durch die es für ſich etwas und nicht blos ſubjective Erregung des jedesmal Vorſtellenden iſt. Hierin liegt der logiſche Gewinn, der allemal gemacht wird, wenn der beſondere Inhalt einer Wahrnehmung im Urtheil durch das Allgemeine erſetzt wird, deſſen Beiſpiel er iſt. Aber zugleich wird natürlich auch ein logiſcher Verluſt eintreten, wenn es bei dem Ausdruck dieſes Allgemeinen bleibt, und wenn nicht der andere Theil der Wahrnehmung auch ſein Recht erhält durch Hinzufügung der Beſonderung, die dem genannten Allgemeinen nöthig iſt, um dem gemeinten Einzelnen gleich zu ſein. Dieſen Verluſt machen nun die gewöhnlichen Urtheile der angeführten Form alle; auch die Ariſtoteliſchen Syllogismen beſchränken ſich darauf, mit dem allgemeinen M oder dem allgemeinen P zu rechnen.

106. Hierdurch laſſen ſie die Aufgabe ungelöſt, die ſchon das disjunctive Urtheil aufſtellte, und befriedigen überhaupt die Bedürfniſſe des Denkens in ſeiner lebendigen Anwendung nicht. Denn ſchon das disjunctive Urtheil behauptete, dem Einzelnen komme nicht das allgemeine Prädicat ſeiner Gattung, ſondern eine beſtimmte Modification p deſſelben mit Ausſchluß jeder andern zu. Dieſes p hätte der Schluß zu ermitteln gehabt; er hätte es nur gekonnt, wenn er dem allgemeinen Oberſatze, der die Gattung mit dem allgemeinen P verbindet, einen Unterſatz gegeben hätte, welcher die Eigenthümlichkeit des S gelten machte, durch die es, als dieſe und nicht eine andere Art der Gattung, auch nur dieſes Prädicat p, nicht eine andere Modification des allgemeinen P, erhalten mußte. Das iſt nicht geſchehen; auch der Unterſatz erwähnte nur die Unterordnung des Einzelnen unter die Gattung überhaupt, aber nicht ſeine ſpecifiſche Differenz von andern Arten derſelben; daher konnte der Schlußſatz auch nur ſagen, was dem Einzelnen

zukommt, ſofern es überhaupt eine Art ſeiner Gattung, aber nicht, was ihm zukommt, ſofern es dieſe Art derſelben und keine andere iſt. Daß wir mit einer ſolchen Leiſtung hinter den Bedürfniſſen unſeres wirklichen Denkens zurückbleiben, bedarf kaum weiterer Verdeutlichung. Wenn wir ſchließen: die Wärme dehnt alle Körper aus, das Eiſen iſt ein Körper, alſo dehnt die Wärme auch das Eiſen aus; oder: alle Menſchen ſind ſterblich, Cajus iſt ein Menſch, alſo iſt Cajus ſterblich, ſo wird jeder die Unfruchtbarkeit dieſes Verfahrens fühlen und antworten: freilich dehnt die Wärme alle Körper aus, aber jeden in anderem Maße, als den anderen; freilich ſterben alle Menſchen, aber die Sterblichkeit des einen iſt von anderem Maße, als die des andern; wie das Eiſen ſich als Eiſen ausdehnt, im Unterſchied vom Blei, wird die Technik zu wiſſen verlangen; wie die Sterblichkeit des Cajus als Cajus im Unterſchied von der anderer Menſchen zu veranſchlagen iſt, der Verwaltungsrath einer Lebensverſicherung. Dies iſt alſo das, was die neuen Formen zu leiſten haben: ſie müſſen das Einzelne als beſtimmte Art des Allgemeinen gelten machen, und aus dieſem ſeinem Unterſchiede von andern Arten deſſelben eine Folgerung auf ſein eigenthümliches Prädicat ermöglichen.

107. Man kann von anderer Seite her daran erinnern, daß überhaupt die Logik ſich etwas einſeitig gewöhnt hat, Urtheile von kategoriſcher Form als Beiſpiele zu brauchen und darum auch die Unterordnungen eines Begriffs in den Umfang eines andern als die häufigſten und wichtigſten logiſchen Operationen erſcheinen zu laſſen. Im lebendigen Gebrauch des Denkens ſind ſie das gar nicht; es handelt ſich ſelten darum, ein Merkmal zu beſtimmen, welches als feſtes Prädicat zu dem Inhalt eines Begriffs ein für alle Mal gehört, oder in deſſen Umfang jener Begriff einzureihen iſt; am häufigſten wollen wir wiſſen, welches veränderliche Merkmal P an einem Subject S auftreten wird, wenn auf S die Bedingung x einwirkt; Fragen dieſer Art ſtellt das Leben, die Wiſſenſchaft, die Technik jeden Augenblick. Es iſt nun zuzugeben, daß die gewöhnliche Syllogiſtik dieſe Fälle nicht ganz überſieht; aber ſie behandelt ſie doch nur unvollkommen dadurch, daß ſie in einem Oberſatze eine allgemeine Folge P an das Zuſammenſein des x mit einem M knüpft, und dann einem S durch Unterordnung unter M oder unter Mx wieder nur im Allgemeinen jene Folge P zuſchreibt.

Was hilft es zu ſagen: wenn ein Menſch beleidigt wird, ſo erzürnt er ſich; Cajus iſt ein Menſch, alſo: wenn er beleidigt wird, wird er ſich erzürnen; was wir wiſſen wollen, iſt, wie Cajus als dieſe Perſönlichkeit ſich erzürnen wird, und wie viel man ihm folglich bieten kann. Um dieſe Frage zu beantworten, nützt die Unterordnung unter den Begriff der Menſchheit wenig; man muß die eigenthümlichen Charakterzüge aufſuchen, welche Cajus von andern Perſonen unterſcheiden, und muß nun Mittel haben, den Erfolg zu berechnen, den die Beleidigung auf dieſe Züge haben wird. Man kann dies kurz ſo ausdrücken: unſere Folgerungen können nicht aus Umfangsverhältniſſen der gegebenen Begriffe, ſondern aus ihrem Inhalt fließen; ohne den unfruchtbaren Umweg durch die allgemeine Gattung zu nehmen, müſſen wir unmittelbar aus den gegebenen Merkmalen eines Subjects und aus der hinzutretenden Bedingung x die neuen Merkmale beſtimmen, welche ſich zeigen, oder die Veränderungen der alten, welche ſtattfinden werden.

108. Von dieſem Geſichtspunkt betrachtet reihen ſich die aufzuſuchenden neuen Formen den Folgerungen der Analogie an. Denn auch dieſe ſchloſſen von der Gegenwart, Abweſenheit und Verbindungsweiſe gewiſſer Merkmale an einem S auf die nothwendige Gegenwart, Abweſenheit und Anlagerungsweiſe anderer Merkmale an demſelben Subject. Man kann nun den Zweifel erheben, ob ſolche Folgerungen von Inhalt zu Inhalt, von Merkmal zu Merkmal überhaupt aus blos logiſchen Gründen möglich ſeien, und ob nicht die wenigen wirklich möglichen doch durch die bekannten Lehren der Logik von der Vereinbarkeit der disparaten, der Unvereinbarkeit der conträren, der nothwendigen Wahl zwiſchen contradictoriſchen Prädicaten bereits vorausgenommen ſeien; Behauptungen darüber, daß wo p ſei, auch q ſein müſſe, werde doch immer nur die Erfahrung liefern, den einzigen Fall ausgenommen, von dem wir hier nichts mehr wiſſen wollen, daß q in den Inhalt des p ſchon eingeſchloſſen ſei, oder p im Umfange von q liege. Dieſer Zweifel iſt an ſich richtig; alle Behauptungen über die nothwendige Verknüpfung oder Ausſchließung zweier Prädicate werden, dieſe letzten Fälle ausgenommen, immer nur auf das Zeugniß der Beobachtung geſtützt werden können; aber es fragt ſich doch, ob mit den bisherigen Mitteln die Logik auch nur dieſen vorauszuſetzenden Thatſachen alle die Folgerungen abgewonnen hat, die möglich ſind; daß es

nicht der Fall iſt, zeigen wir kürzer durch die Darſtellung der Schlußformen ſelbſt, die wir meinen, und die, übrigens dem natürlichen Denken ſehr bekannt und geläufig, hier nur eben die ihnen in der ſyſtematiſchen Logik gebührende Stelle erhalten.

109. Laſſen wir dem Oberſatze unſerer neuen Figur die Form: alle M ſind l', oder M = l'; dem Unterſatze aber geben wir nicht die unbeſtimmte Geſtalt: S iſt ein M überhaupt, ſondern die beſtimmte: S = sM, d. h. S iſt diejenige Art von M, welche man erhält, wenn man das ganze Gefüge der in M enthaltenen Merkmale ſich durch den Einfluß einer ſpecifiſchen Bedingung s determinirt oder modificirt denkt. Der Schlußſatz wird dann lauten müſſen: S iſt σl' und ſagt, dem S, ſofern es dieſe durch den charakteriſtiſchen Zug s beſtimmte und von andern unterſchiedene Art des M iſt, komme nicht das allgemeine Merkmal l', ſondern diejenige beſondere Ausprägung σl' deſſelben zu, welche unter dem Einfluß jenes s auf das Gefüge des M entſtehen muß. [Zur Vermeidung von Mißverſtändniſſen iſt zu beachten, daß die Einwirkung einer Bedingung s auf den geſammten Bau eines M die verſchiedenen Merkmale des M in äußerſt verſchiedener Weiſe umformen kann; jede dieſer Umformungen iſt eine Folge von s, und deswegen habe ich die hier erwähnte σl' durch den verwandten Buchſtaben σ bezeichnet; dagegen hat es im Allgemeinen nicht, wenn auch in beſondern Fällen, Sinn, die Modification eines Merkmals der modificirenden Bedingung gleich zu ſetzen; daher konnte der Schlußſatz nicht durch sl' angedeutet werden.] In dieſer Geſtalt aber, die wir hier dem Schluſſe gegeben haben, würde er die bloße Bezeichnung einer Aufgabe ſein, nicht ihre Auflöſung. Darauf kommt es vielmehr an, dieſes σl' namhaft zu machen und zu zeigen, wie ſich l' durch das Einwirken des s auf M verändert. Dies iſt ſo lange unausführbar, als man M nur unter dieſer einfachen Form eines mit einem Namen verſehenen Allgemeinbegriffs aufführt; um zu wiſſen, wie s auf M einwirkt, müſſen wir den Inhalt des M in ſeine einzelnen Theile, mit Beachtung ihrer gegenſeitigen Verbindungsweiſe, zerlegen. Wie z. B. der Gang einer Maſchine ſich ändern wird, wenn man auf ſie eine Kraft s wirken läßt, wird Niemand zu beurtheilen unternehmen, ſo lange er die Maſchine nur als ein anſchauliches Ganze M, als Dampfmaſchine überhaupt vor Augen hat; man muß den inneren Bau, die Verknüpfung der Theile,

die Lage eines möglichen Angriffspunktes für die Kraft s und die Rückwirkung der hier erzeugten Erstwirkung auf die mit dem Angriffspunkte verbundenen Theile zuvor kennen gelernt haben. Nur dadurch mithin, daß man dem geschlossenen Ausdruck oder Begriff M die entwickelte Gesammtzahl aller Inhaltstheile mit Beachtung ihrer wechselseitigen Determinationen substituirt, kann man hoffen, den Einfluß des s so zu verfolgen, daß daraus zuerst die Gesammtnatur des S, welche = sM ist, und folgeweis auch die Modification αP des Prädicats P bestimmen kann, welche diesem S zugehört. In der That ist nämlich stets diese letzte Aufgabe in der ersten eingeschlossen; die specifische Modification eines einzelnen Prädicates für S läßt sich gar nicht finden, ohne die durch s erzeugte Gesammtänderung des M, von der sie abhängig ist, vorher gefunden zu haben; denn dieselbe Bedingung s würde auf ein P, welches in dem Gefüge eines andern Begriffes N enthalten wäre, anders wirken, als auf das, welches sie in dem M antrifft. Aus diesem Grunde beachte ich fernerhin diese Folgerung auf αP nicht mehr, sondern betrachte als Aufgabe der neuen Form, sM zu bestimmen, und gebe ihr darum die Gestalt

Obersatz: $M = a + bx + cx^2 \ldots$
Untersatz: $S = sM$
Schlußsatz: $S = s(a + bx + cx^2 \ldots)$

woraus dann in Bezug auf einzelne Prädicate, z. B. b, anstatt des unbestimmten Schlusses: S ist bx, der bestimmte folgen würde: S ist s. bx.

110. Es hat immer sein Mißliches, sehr verschiedenartige und dennoch zusammengehörige Fälle durch ein möglichst einfaches Symbol auszudrücken; ich bemerke daher zur Vermeidung von Mißverständnissen noch Folgendes. Unter a, b, c, x will ich im Allgemeinen verschiedene Merkmale eines Begriffs M verstanden wissen, welche, wenn sie vollständig aufgezählt werden, den Gesammtinhalt von M ausmachen. In jedem Begriffe aber stehen diese Merkmale in den allerverschiedenartigsten Beziehungen zu einander, welche Beziehungen in meiner Formel nicht ausgedrückt sind; als schwache Andeutung ihrer möglichen Mannigfaltigkeit ist die Doppelheit der Zeichen + und − angewandt. Zum wirklichen Ausdruck reichen diese Zeichen nicht einmal dann hin, wenn M nicht einen Begriffsinhalt aus qualitativ verschiedenen Merkmalen, sondern ein bloßes Größeganzes aus den vergleichbaren Größetheilen

a, b, c, x bedeutet. Ein erſchöpfenderes Symbol würde nur das früher gebrauchte der mathematiſchen Function überhaupt ſein: $M = F(a, b, c, x..)$; aber es hätte den Nachtheil, alle Verbindungsweiſen der Theile blos in Gedanken zu fordern und gar keine durch ein anſchauliches Schema zu verdeutlichen. Auch die Form der Reihe $a + bx + cx^2$ iſt willkürliches Symbol; die Einführung des x bedeutet nur wieder die mögliche Ungleichwerthigkeit der Merkmale, von denen eines, eben x, nur ein anderes, a, völlig freiläßt, zu den übrigen aber ſelbſt als eine beſtimmende Bedingung hinzutritt. Das s des Unterſatzes und Schlußſatzes tritt hier als multiplicirender Factor auf; ebenfalls nur, um an dem allereinfachſten und bekannteſten Verhältniß, in welchem eine Größe auf andere einwirken kann, die unzählig verſchiedenen zu veranſchaulichen, in welchen irgend eine concrete Bedingung auf den mannigfachen Inhalt irgend eines Gegebenen ihren Einfluß ausüben kann. Drücken wir durch einen rechts untergeſetzten Buchſtaben die Aenderung irgend welcher Art aus, welche eine Bedingung in irgend einem Gegebenen hervorbringt, und bezeichnen wir M als Function von a, b, c, x, alſo $M = \varphi(a, b, c, x)$, ſo würden wir allgemein den Schlußſatz nur bezeichnen können durch $S = \varphi_s(a_s, b_s, c_s, x_s)$, nicht durch $S = \varphi(a_s, b_s, c_s, x_s)$; denn es iſt an ſich deutlich, daß der Einfluß von s nicht immer nur, nach dem zweiten Ausdruck, die einzelnen Merkmale mit Beibehaltung ihrer allgemeinen Verbindungsweiſe φ, ſondern auch, nach dem erſten, dieſe Verbindungsweiſe ſelbſt ändern kann, ſo daß die auf einen Begriff wirkende Bedingung deſſen ganzen Bau hinlänglich umgeſtalten kann, um das neue Ergebniß nicht mehr dem vorigen Begriffe M, ſondern einem andern M^1 oder N ſubſumirbar zu machen. Hierauf weiter einzugehen, macht ein Zugeſtändniß unnöthig, welches wir nun hinzuzufügen haben.

111. Der Gewinn nämlich, den wir uns von dieſer unſerer Schlußfigur durch Subſtitution, der erſten dieſer zweiten Gruppe, verſprechen, hängt doch ſchließlich davon ab, daß wir wiſſen, was die einzelnen Theile der Concluſion bedeuten, welches alſo der Werth von a_s oder bx_s iſt, der durch die Einwirkung des s auf den entwickelten Ausdruck des M entſpringt. Dies aber iſt, wenn es nicht einfach aus Erfahrungen bekannt werden ſoll, im Denken nur dann zu ermitteln, wenn alle dieſe aufeinander bezogenen Theile reine Größen und die

zwischen ihnen bestehenden Beziehungen solche der mathematischen Verknüpfung und Sonderung sind. Hierdurch wird der wirksame Gebrauch unserer Figur auf das Gebiet der Mathematik, und zwar zunächst auf die Verhältnisse reiner Größen beschränkt. Nur die besondere Natur der Zahlen, deren jede ein angebbares Verhältniß zu jeder andern hat, gestattet, durch Substitution der Größentheile eines Ganzen, den vorher verschlossenen Inhalt des M so aufzuschließen, daß die einwirkende Bedingung s ihre Macht wirklich ausüben kann, und daß nach den Regeln der Rechnungsarten, durch Aufhebung entgegengesetzter und durch Zusammenziehen sich addirender Bestandtheile, die mit jener Bedingung nothwendig geforderte Veränderung dieses Inhalts von M sich wirklich ausführen und die Gestalt des herauskommenden neuen Ergebnisses darstellen läßt. Setzen wir dagegen an die Stelle vergleichbarer Größentheile die unvergleichlich verschiedenen Merkmale eines Begriffes, so verschwinden diese Vortheile wieder; der Inhalt des M wird durch eine solche Substitution nur unvollkommen aufgeschlossen; denn wir besitzen hier nicht, wie bei den unter sich vergleichbaren Zahlen, eine Regel, nach welcher sich der Erfolg einer auf diese ungleichartigen Bestandtheile einwirkenden Bedingung bemessen ließe. Zwar wenden wir auch in solchen Fällen den allgemeinen Gedanken der Substitution an; wenn wir wissen wollen, wie eine Bedingung s auf ein Ding wirken werde, das uns nur durch seinen naturgeschichtlichen Begriff M gegeben ist, so zergliedern wir auch M in seine Merkmale; aber die Schätzung des Erfolgs, den s auf jedes einzelne derselben und auf die Gesammtheit aller haben werde, erfolgt doch hier nur noch auf Grund mehr oder minder unbestimmter Analogien, welche uns die Erfahrung oder ein irgend woher entstandenes Gefühl des Wahrscheinlichen darbietet.

112. Die Beschränkung auf mathematischen Gebrauch kann uns nicht hindern, den Schluß durch Substitution in der systematischen Reihe der Denkformen aufzuführen. Denn zunächst muß man doch nicht ganz vergessen, daß jedenfalls das Rechnen auch zu den logischen Thätigkeiten gehört und daß nur eine praktisch begründete Spaltung des Unterrichts die vollkommene Heimatsberechtigung der Mathematik in dem allgemeinen Reiche der Logik übersehen läßt. Aber nicht nur deshalb haben diese Formen hier ihren Platz, weil sie einem Theile unserer Denkarbeit

unentbehrlich ſind; ſie bleiben vielmehr auch für diejenigen Fälle, in denen das nicht ausführbar iſt, was ſie verlangen, die Ideale unſerer logiſchen Beſtrebung. Denn wenn ſie ſich nur auf Größenverhältniſſe unmittelbar anwenden laſſen, ſo iſt es auch anderſeits wahr, daß überall da, wo wir einen Gegenſtand unſerer Unterſuchung in keiner Weiſe auf Größenverhältniſſe zurückzuführen im Stande ſind, unſere Erkenntniß deſſelben mangelhaft bleibt, und daß keine andere logiſche Form im Stande iſt, uns dann zur Beantwortung der Fragen zu verhelfen, welche uns die mathematiſche Behandlung der Sache liefern würde, wenn ſie möglich wäre. Es iſt kaum nöthig, in unſerer Zeit darauf aufmerkſam zu machen, wie Naturwiſſenſchaft nur durch Mathematik zu Stande gekommen iſt; hat man doch längſt auch in anderen Gebieten die weſentliche Hülfe ſchätzen gelernt, welche die ſtatiſtiſchen Erhebungen der Größenverhältniſſe für die Auffindung der Geſetze bieten, nach denen die Zuſammenhänge der Geſellſchaft beſtehen; ſelbſt in den Wiſſenſchaften, die am weiteſten durch die Natur ihres Gegenſtandes von der Mathematik abſtehen, empfindet man häufig ſehr deutlich das Bedürfniß ihrer Verknüpfung mit Größenbetrachtungen. Die Sittenlehre mag jedes Verbrechen ſtrafbar finden, ohne zu dieſem Ausſpruch einer mathematiſchen Berechtigung zu bedürfen; aber jede wirklich zu verhängende Strafe muß ein Maß haben, und dieſes muß ſich nach dem Maße der zu ſtrafenden Bosheit des verbrecheriſchen Willens richten; wäre es nur bisher ausführbar, ſo würde auch das Strafrecht nach unſerer Figur ſchließen; es würde jedes gegebene Verbrechen durch Subſtitution in ſeine einzelnen Beſtandtheile auflöſen und aus dem sM, aus der beſonderen Größenbeſtimmtheit, in welcher in dieſem Einzelfalle die einzelnen Merkmale des Verbrechens und mithin deſſen Geſammtwerth auftreten, das oP, die Art und Größe der Strafe, ableiten, die dieſem Einzelfalle gebührt.

113. Nun aber gibt es doch nicht blos reine Mathematik, ſondern es iſt der Wiſſenſchaft allerdings gelungen, auch zwiſchen Erſcheinungen oder Merkmalen, die unter einander unvergleichlich ſind, Vermittelungen herzuſtellen, welche von dem einen dieſer Glieder auf das andere zu ſchließen erlauben. Die Formen aufzuſuchen, nach denen dies möglich iſt, muß anderſeits die nächſte Aufgabe der Logik ſein, welche ſo die Unvollkommenheit des Subſtitutionsſchluſſes zu ergänzen ſucht.

Zum Theil nun scheint jener Uebergang zwischen dem Unvergleichbaren nur dadurch der Wissenschaft gelungen, daß sie diese Unvergleichbarkeit aufhob, und nachwies, daß zwei Thatbestände a und b, die unserer Wahrnehmung zunächst als qualitativ völlig verschieden erscheinen, in Wahrheit doch nur auf Größenverschiedenheiten vergleichbarer Umstände beruhen; ich erinnere daran, wie die Physik die qualitativen Unterschiede unserer sinnlichen Empfindungen der Farbe, des Tones und der Wärme auf nur mathematische Differenzen vergleichbarer Bewegungen vergleichbarer Elemente zurückführt. Sieht man jedoch näher zu, so findet man, daß in diesen Fällen doch nicht in der That unsere Empfindungen a und b auf unter sich und mit ihnen vergleichbare Bewegungen α und β zurückgebracht werden, sondern nur das wirkliche Eintreten von α oder β und sein Einwirken auf uns wird als Bedingung bezeichnet, unter welcher uns die Empfindung a oder b entstehen muß. Die empfundene Farbe a bleibt nach wie vor völlig unvergleichbar mit der Schwingung α des Aethers, die man als ihre Entstehungsbedingung angibt, und wenn uns die Erfahrung nicht lehrte, daß a die Folge des α ist, so würden wir durch kein logisches Mittel aus a die Natur dieser seiner Ursache α errathen. Was also in diesen Fällen die Wissenschaft leistet, besteht in der That in einer Verknüpfung unvergleichbarer Glieder, die von dem einen auf das andere zu schließen erlaubt. Dieser erste Satz nun, daß überhaupt a und α, b und β in diesem Verhältniß gegenseitiger Hinweisung auf einander stehen, wird, wie ich eben erwähnte, der Erfahrung verdankt, und aus den Thatsachen derselben zwar durch Anwendung der Gesetze des Denkens, aber nicht durch eine besondere Form des Denkens gewonnen, die zu der an sich unmöglichen Lösung der Aufgabe bestimmt wäre, wirklich Unvergleichbares in Vergleichbares umzuwandeln. Aber nachdem die Erfahrung das Zusammengehören zweier solcher Glieder, a und α, einmal gelehrt hat, schließt das Denken, daß diese Zusammengehörigkeit sich auch in der Veränderung beider erhalten werde, und daß mithin einer bestimmten Aenderung des α in α^1 allemal eine und nur eine bestimmte Aenderung des a in a^1 entsprechen müsse. Auch diese Aenderungen $\alpha - \alpha^1$ und $a - a^1$ sind unmittelbar weder ihrer Art noch ihrer Größe nach vergleichbar; nimmt die Schwingungsanzahl der Schallwelle um die Größe $\delta = \alpha - \alpha^1$ zu, so hängt von ihr allerdings eine bestimmte Zunahme $d = a - a^1$ des gehörten Tones ab;

aber dieſe Aenderung d der Tonhöhe iſt der Art nach ein ganz anderer Vorgang, als die Zunahme δ einer Anzahl von Schwingungen, und mit einer ſolchen nicht zu vergleichen; jede dieſer Größen kann noch immer nur nach ihrem eigenen Maßſtab gemeſſen, ihr wechſelſeitiges Zuſammengehören nur als eine Thatſache ausgeſprochen werden. Aber unter einander ſind die Aenderungen der Tonhöhe, und ihrerſeits untereinander ſind auch die Aenderungen der Schwingungszahlen vergleichbar; beziehen wir beide Aenderungen auf d und δ als ihre bezüglichen Einheiten, ſo läßt ſich fragen, um welche Anzahl m von Einheiten der Art d ſich die Tonhöhe ändert, wenn die Schwingungszahl ſich um μ Einheiten der Art δ ändert; m und μ ſtehen dann in einem reinen Zahlenverhältniß. Dies Verhältniß kann unendlich verſchieden ſein; aber wie ſchon früher, deuten wir dieſe mögliche Mannigfaltigkeit in der Form nicht weiter an, die wir dieſem Schlußverfahren geben; wir wählen als Namen und als Schema derſelben die einfachſte Geſtalt der Proportion: E:e=T:t, welche zwar nur den Fall ausdrückt, in welchem m:μ eine conſtante Größe iſt, aber doch, als Symbol, hinlänglich den logiſchen Gedanken dieſes Verfahrens ausdrückt.

114. Ich erläutere noch einmal dieſen Gedanken an dem elementarſten Beiſpiele. Zwei Winkel E und e ſind unter einander vergleichbar; zwei Kreisbögen T und t ſind es unter ſich gleichfalls; aber ein Winkel und ein Kreisbogen ſind unvergleichbar und unmittelbar nach keinem gemeinſamen Maßſtab zu meſſen; auch die Differenz zweier Winkel, die wieder einen Winkel darſtellt, bleibt unvergleichbar mit der Differenz zweier Bögen, die wieder einen Bogen bildet. Steht jedoch einmal feſt, daß zu einem Centriwinkel e eines Kreiſes von gegebenem Halbmeſſer eine Bogenlänge t gehört, bilden wir ferner aus einer mfachen Wiederholung von e den Winkel E und aus einer nfachen Wiederholung von t den zu E gehörigen Bogen T, ſo ſind die reinen Zahlen m und n vergleichbar, welche angeben, wievielfache Wiederholungen der beiden an ſich unvergleichbaren Einheiten t und e nöthig ſind, um zwei zuſammengehörige Glieder der Reihe der Winkel und der Reihe der Bogen zu finden. Für den Kreis lehrt die Geometrie, daß m=n. Sind uns alſo die beiden Einheiten e und t gegeben, ſo bedürfen wir nur der Angabe einer beſtimmten Vielheit E von e, um nach der Proportion E:e=T:t den zugehörigen Werth von T zu

ermitteln. Als Schlußfigur ausgedrückt würde daher das ganze Verfahren dem Schema entsprechen:

$$\text{Oberſatz: } E:e = T:t$$
$$E = \mathfrak{F}(e)$$
$$T = \mathfrak{F}(e).\frac{t}{e}$$

115. Ich brauche kaum anzudeuten, daß auf dieſem Schluſſe durch Proportion, in deſſen einfachem Schema ich alle verwickelteren Verhältniſſe zwiſchen dem obigen m und n mitbegreife, zuletzt alle Möglichkeit beruht, qualitativ verſchiedene Ereigniſſe in eine gegenſeitige Abhängigkeit zu bringen, welche die Berechnung der einen durch die andere geſtattet. Auch bedarf es kaum der Erwähnung, daß eine völlige Wirkſamkeit dieſer Figur nur ſo weit zu erwarten iſt, als die Zurückführung der Verhältniſſe des Wirklichen auf reine Größenbeſtimmungen gelingt; die Rechtfertigung dieſer Beſchränkung würde dieſelbe ſein, wie für die ähnliche des Subſtitutionsſchluſſes. In ſchlafferer Weiſe wenden wir zur Beurtheilung der Dinge auch im gewöhnlichen Leben alltäglich ungenaue Proportionen an, die meiſt in bloße Gleichniſſe übergehen; indem ſie ein Verhältniß zwiſchen a und b einem andern zwiſchen α und β nur überhaupt ähnlich finden, ohne jedoch den gleichen Exponenten beider genau anzugeben, folgern ſie mit meiſt ſehr geringer Ueberzeugungskraft: wenn das eine dieſer Verhältniſſe unter einer gewiſſen Bedingung c eine gewiſſe Folge γ begründe, werde unter derſelben Bedingung auch aus dem andern eine überhaupt ähnliche Folge entſpringen. Nur eine Bemerkung füge ich noch einmal, mich wiederholend, hinzu: die Form der Proportion bezeichnet eine Grenze des Erkennens. Wir finden in ihr die Abhängigkeit zweier Glieder E und T nur als Thatſache ausgeſprochen und als ſolche weiter benutzt; dagegen bleibt ganz unerwähnt und unerörtert die Frage, auf welche Weiſe, durch welche Mittel, durch welchen Mechanismus, ſo zu ſagen, das eine Glied E es anfängt, um das andere T zu ſich überhaupt in irgend eine, und namentlich in dieſe beſtimmte Art der Abhängigkeit zu bringen. Natürlich läßt ſich auch dieſe Frage, in Bezug auf allerhand zuſammengeſetzte Erſcheinungen, häufig noch beantworten; hat doch, wie erwähnt, die wiſſenſchaftliche Unterſuchung manche zwei disparat erſcheinende Eigenſchaften oder Ereigniſſe auf nur quantitative Verſchiedenheiten

vergleichbarer Beſtimmungen zurückgebracht, und dann läßt es ſich einſehen, wie es zugeht, daß T überhaupt mit E, und ein beſtimmter Zuwachs des einen mit einem beſtimmten des andern zuſammenhängen müſſe. Allein dies gelingt nicht endlos; die letzten auffindbaren Geſetze der Erſcheinungen werden jederzeit ſchon beſtimmte Beziehungen zwiſchen disparaten Beſtandtheilen enthalten, die man nur als Thatſachen hinnehmen und in der Form der Proportion benutzen kann, ohne doch den Grund aufzeigen zu können, welcher die beiden Glieder zwingt, ſich zu einander proportional zu verhalten. Viele Erſcheinungen führen wir auf das Geſetz der Gravitation zurück, deren Intenſität ſich umgekehrt wie die Quadrate der Entfernung verhalte; bis jetzt wenigſtens iſt jedoch jeder Verſuch mißlungen, zu zeigen, wie dieſe Entfernung es anfängt, jene Kraft zu ſchwächen. Wir zeigen, wie mit der ſteigenden Schwingungszahl die empfundene Tonhöhe ſteigt, wie überhaupt unſere Empfindungen, ja alle unſere geiſtigen Thätigkeiten ſich proportional phyſiſchen Bewegungen unſerer Organe ändern; dabei bleiben aber Töne und Schwingungen, geiſtige Verrichtungen und phyſiſche Bewegungen ewig an ſich unvergleichbar und wir erfahren nie, wie die einen es anfangen, die andern zu correſpondirenden Aenderungen zu nöthigen. Von Disparatem zu Disparatem gibt es für unſer Denken keinen Uebergang; alle unſere Erläuterung des Zuſammenhangs der Dinge geht nur bis auf Geſetze zurück, die ſich in der Form der Proportion ausſprechen laſſen, und die keinen Verſuch machen, die beiden Glieder in ein unauffindbares Drittes zu verſchmelzen, ſondern beide in ihrer völligen Verſchiedenheit beſtehen laſſen und nur anzeigen, daß dies gegeneinander Undurchdringliche dennoch thatſächlich einem gemeinſamen Geſetze gegenſeitiger Beſtimmung unterliegt.

116. In der wirklichen Anwendung der Schlüſſe aus Proportionen wird ein anderer bisher nur kurz angedeuteter Mangel durch Beachtung eines nothwendigen Nebengedankens ſtillſchweigend ergänzt; in der ſyſtematiſchen Reihe der Denkhandlungen iſt dieſe Ergänzung als eigenthümliches Glied, das letzte dieſer Gruppe, ausdrücklich aufzuführen. Unſere ſchematiſche Bezeichnung ſtellte das Verhältniß zwiſchen den Aenderungen zweier Merkmale E und T ſo dar, als beſtände es immer zwiſchen beiden Merkmalen an ſich, gleichgültig, an welchem Subject ſie vorkommen. Nun gibt es wohl Prädicate, die aus logiſchen

Gründen, um ihres conträren oder contradictoriſchen Gegenſatzes willen, oder weil das eine das andere ohnehin in ſich einſchließt, an jedem Subject entweder zugleich vorhanden ſein müſſen oder nicht zugleich vorhanden ſein können; aber es gibt keine Merkmale, deren Größen und Größenänderungen immer in demſelben Verhältniß zu einander ſtehen müßten, gleichviel, welches die Natur des Subjects ſei, an welchem ſie vereinigt ſind. Dieſe Natur vielmehr iſt es, welche den Exponenten ihres Verhältniſſes beſtimmt, und dieſelben allgemein ausgedrückten Merkmale E und T, die an dem einen S nur in dem Verhältniß n:m möglich ſind, ſind an einem zweiten S^1 nur in der andern Proportion $n^1:m^1$ zuläſſig. Die Wärme dehnt jeden Körper aus, aber für zwei verſchiedene Körper ſind auch die Verhältniſſe verſchieden, in denen das Maß der Ausdehnung zu einem gleichen Zuwachs der Temperatur ſteht. Die Anwendung, indem ſie ſich immer auf beſtimmte einzelne Subjecte bezieht und nur dieſe bei ihrem ganzen Verfahren im Sinne hat, braucht dieſe Beſchränkung nicht beſonders auszuſprechen; die Logik dagegen muß hervorheben, daß nur unter ihrer Vorausſetzung überhaupt von einem Gebrauch der Proportionen die Rede ſein kann. Nur der eigenthümliche Charakter eines gegebenen Subjectes, durch den es die wechſelſeitige Determination aller ſeiner Merkmale beherrſcht, berechtigt uns, von einem bekannten Werthe des einen derſelben nach einer nur für dieſes Subject gültigen Proportion auf den entſprechenden Werth eines anderen zu ſchließen. Wir kommen hiermit nur auf den Gedanken zurück, der ſchon der Analogie zu Grunde lag; denn nur um der Zuſammengehörigkeit aller einander beſtimmenden Merkmale eines Begriffes willen glaubten wir, aus einer beſchränkten Gruppe derſelben, wie aus einem angefangenen Muſter auf deſſen Fortſetzung, auf die nothwendige Gegenwart oder Abweſenheit anderer Merkmale ſchließen zu dürfen. Der vollſtändige Ausdruck eines Schluſſes aus Proportionen würde daher die Hinzufügung dieſer mitgedachten Bedingung erfordern und ſein Oberſatz müßte lauten: wenn S ein M iſt, ſo iſt für dies S immer $T:t = E:e$. Unſere logiſche Aufgabe aber beſtände nicht darin, uns den Inhalt dieſes Oberſatzes lediglich durch Erfahrung geben zu laſſen, um ihm dann einen beſondern Fall in dem Unterſatze: S iſt M, unterzuordnen, ſondern darin vielmehr, nachzuweiſen, wie überhaupt ſich ein Begriff M finden läßt, aus welchem man die

Proportionen ableiten kann, die zwiſchen je zweien ſeiner Merkmale ſtattfinden müſſen.

117. Die Mittel zur Entdeckung eines ſolchen geſetzgebenden oder conſtitutiven Begriffes ſind durch Früheres bereits angedeutet; ſie liegen in der durchgängigen, aber ſehr verſchiedenartigen Determination jedes Merkmals durch jedes andere; dieſe Verſchiedenartigkeit wird bewirken, daß in einzelnen Fällen der Beſitz einer einzigen Proportion zwiſchen zwei beliebigen Merkmalen zur Beſtimmung aller andern hinreicht, daß in anderen dagegen die Kenntniß der Verhältniſſe gewiſſer weſentlichen Merkmale nöthig wird, um aus ihnen die unweſentlichen zu beſtimmen, nicht aber die der letzteren zulänglich iſt, um den ganzen Merkmalbeſtand des Begriffsinhaltes unzweideutig feſtzuſtellen. Aber ich werde deutlicher ſein, wenn ich dieſen Betrachtungen ein Beiſpiel der wirklichen Ausführung deſſen, was wir verlangen, eine ſehr bekannte und einfache mathematiſche Gedankenform, voranſchicke. Die analytiſche Geometrie beſitzt in den Gleichungen, durch welche ſie die Natur einer krummen Linie ausdrückt, ganz den conſtitutiven Begriff ihres Gegenſtandes, welchen wir ſuchen. Nur ſehr wenige Beziehungsſtücke, die unbeſtimmten Abſciſſen und Ordinaten in ihrer Verbindung mit conſtanten Größen, enthalten hier, als eine Urproportion, eingeſchloſſen in ſich und aus ihnen ableitbar alle Verhältniſſe, die zwiſchen irgend welchen Theilen der Curve ſtattfinden müſſen. Aus dem Geſetze, welches die Proportionalität zwiſchen den Aenderungen der Ordinaten und Abſciſſen ausdrückt, läßt ſich jede andere Eigenſchaft der krummen Linie entwickeln: der Verlauf ihres Zuges, ihre Geſchloſſenheit oder Offenheit, die Symmetrie oder Unſymmetrie ihrer Theile, die Gleichförmigkeit oder das Maß der Veränderlichkeit ihrer Krümmung in jedem ihrer Punkte, die Richtung, nach welcher ihre Concavität oder Convexität ſieht, die Größe des Flächeninhalts, den ſie zwiſchen beliebig angenommenen Grenzen einſchließt. An dieſe Entwicklungen, deren weiterer mathematiſcher Gang zu einfach iſt, um hier der Erwähnung zu bedürfen, wollen wir uns halten, wenn wir dem hier behandelten Verfahren den Namen des Schluſſes aus conſtitutiven Gleichungen geben. Das Verfahren ſelbſt iſt nicht auf dieſe geometriſchen Aufgaben beſchränkt; aber die anderen zum Theil weit intereſſanteren Beiſpiele, welche andere Gebiete der Mathematik, unter ihnen die

Variationsrechnung, liefern würden, lassen sich weniger leicht auf eine so einfache Anschauung bringen, wie sie zur schematischen Bezeichnung unserer Denkform erwünscht ist. Auch die Naturwissenschaft könnte wenigstens Annäherndes darbieten. Für analog zusammengesetzte Körper, in denen die verschiedenen chemischen Elemente die Stelle der Coordinaten und der Constanten vertreten, würde die Chemie constitutive Gleichungen besitzen, wenn es ihr gelänge, durch ihre Formeln nicht nur die Mengenproportionen der Bestandtheile, sondern auch genauer, als es jetzt ihre schematischen Andeutungen thun, die Regel der Gruppirung der Atome und das allgemeine Verhalten ihrer Wechselwirkungen auszudrücken.

118. Den Einwand nun, daß auch dieses ganze Verfahren volle Wirksamkeit nur in der Mathematik habe, geben wir zu, wie früher, weisen den damit versuchten Tadel ebenso zurück und beleuchten ihn näher nur zu dem Zweck, den Hinweg zu neuen Ergänzungen des noch Vermißten zu finden. Es ist wahr, daß der scheinbare Reichthum der Entwicklung aus geometrischen Gleichungen logisch betrachtet mehr blendend als wahrhaft ist. Wir bestimmen die Gestalt der Curve, indem wir der einen Coordinate x beliebige Werthe geben, die zugehörigen Werthe von y aus der Gleichung berechnen und dann die Endpunkte der rechtwinklig auf den Endpunkten der x aufgerichteten y durch einen stetigen Zug zu einer Linie verbinden; die Curve ist daher nur der geometrische Ort, in welchem die unzähligen Ergebnisse einer unzähligemal wiederholten Proportion zwischen verschiedenen Werthen der Coordinaten sich zusammenfinden. Die neuen Eigenschaften aber, die wir nun daraus schließen: Concavität, gleichförmige oder ungleichförmige Krümmung, Geschlossenheit oder Offenheit, Neigung oder Steigung der Curve nach dieser oder jener Seite, diese alle sehen zwar zunächst aus wie neue Merkmale, sind aber doch im Grunde auch nur Größen- und Lagenverhältnisse von Raumgebilden, zwischen andern Beziehungspunkten zwar, aber sonst von derselben Natur, wie die vorausgesetzten zwischen den Coordinaten. Man gelangt hier nicht von einer Proportion zwischen zwei Merkmalen x und y zur Bestimmung wahrhaft neuer, qualitativ mit jenen unvergleichlicher Merkmale, sondern man schreitet nur von gleichartigen gegebenen Verhältnissen zu gleichartigen neuen fort, deren Ableitbarkeit aus jenen ebenso wie ihre scheinbare

Neuheit nur auf der Natur des Raumes und auf den Regeln beruht, nach denen die geometriſche Anſchauung die Beziehungen zwiſchen den Elementen des Raumes der allgemeinen Geſetzlichkeit der arithmetiſchen Größen unterworfen hat. Dieſe Folgerungen decken daher lange nicht unſer Bedürfniß. Wo es ſich nicht um bloße Größengebilde, ſondern um wirkliche Gegenſtände handelt, die eine Menge qualitativ nicht vergleichbarer Merkmale an ſich vereinigen, und wo es ferner der Wiſſenſchaft nicht gelingt, dieſe zunächſt unvergleichbaren Beſtandtheile auf bloße Zuſammenſetzungsverſchiedenheiten vergleichbarer zurückzuführen, da wird das Denken, unter dieſen erſchwerenden Umſtänden, dennoch eine Form ſuchen müſſen, die annähernd wenigſtens hier dieſelben Vortheile verſpricht, welche in Bezug auf ihre leichtere Aufgabe die Mathematik vollſtändig darbietet.

119. Die Gruppe der mathematiſchen Schlußformen endet hier naturgemäß, nachdem das, was ſich mathematiſch nicht bewältigen läßt, das Disparate der Merkmale, als das nothwendig in Betracht zu ziehende Element ausdrücklich hervorgehoben iſt. An die Stelle der Gleichung wird äußerlich die Form der Definition treten, welche eine Anzahl verſchiedenartiger Merkmale zu einem Ganzen verbindet, zwiſchen ihnen aber eine Gruppe weſentlicher von einer andern unweſentlicher unterſcheidet, in der erſten das Geſetz für die Verbindung des Ganzen als gegeben betrachtet, die andern aber nach Maßgabe dieſes Geſetzes von ihnen abhängig und beſtimmbar. Gefunden werden kann endlich dieſe bevorzugte Gruppe der weſentlichen Merkmale nur durch Vergleichung des gegebenen Begriffs mit ſeines Gleichen; ſo werden wir zu ſyſtematiſchen Formen der Zuſammenſtellung des Verſchiedenen und zunächſt zur Claſſification getrieben.

C. Die ſyſtematiſchen Formen.

Die Claſſification. — Die erklärende Theorie. — Das dialektiſche Ideal des Denkens.

120. Am Eingange des Weges, auf den wir jetzt verwieſen ſind, ſtanden wir ſchon einmal, bei der erſten Erwägung der Bildung unſerer Begriffe. Schon damals ſahen wir in dem Inhalt einer Vorſtellung

ein Ganzes verschiedener Merkmale, die durch eine bestimmte Regel ihres Zusammenhanges verbunden sind; schon damals glaubten wir diese Regel nur in demjenigen Merkmalbestande zu finden, der verschiedenen vergleichbaren Vorstellungsinhalten gemeinsam zukam, und vorgreifend haben wir bereits dort der aufsteigenden Stufenreihe immer höherer Allgemeinbegriffe gedacht, welche aus der Fortsetzung dieser Vergleichung des Vergleichbaren entspringt. Vorgreifend, denn die später entwickelten Formen der logischen Thätigkeit haben das dort Angedeutete noch nicht benutzt. In den Urtheilen und in den Schlüssen, die sich auf Subsumption gründen, ist stets nur das eine Verhältniß in Betracht gezogen worden, welches zwischen einem Begriffe S und seinem nächsthöheren Allgemeinen M besteht; dies M selbst in seine Beziehungen zu den höheren Stufen der ihm übergeordneten Begriffsreihe zu verfolgen, war keine Veranlassung. Denn immer kam es nur darauf an, ein Prädicat P, welches aus irgend einem Grunde einem M zugehört, auch jedem S zu sichern, welches in den Umfang des M fällt. Für diesen Zweck war die logische Bildung des M selbst in großer Ausdehnung gleichgültig: man nannte es zwar Mittelbegriff, aber es brauchte in nichts das Gepräge eines Begriffs zu tragen; jedes einfache Merkmal, jede Summe mehrerer, gleichviel ob nach einer bestimmten Regel verbunden, oder nur überhaupt zusammengedacht, war gut genug, um jenen Mittelbegriff zu bilden. Erst die letzten Betrachtungen, die ich hier nicht wiederhole, haben uns auf die Nothwendigkeit zurückgeführt, unter dem Mittelbegriff, aus dem wir die Berechtigung und Verpflichtung eines Subjects zum Besitz seiner Merkmale herleiten, nur jenen schon damals im Sinne gehabten Begriff zu verstehen, der in Wahrheit die vollständige Regel der Zusammengehörigkeit und Gliederung des ganzen in jenem Subject vorliegenden Inhalts bildet.

121. Wir kehren hiermit nicht einfach zu einem früheren Standpunkte zurück. Wenn die Logik die ursprünglichsten und einfachsten Formen des Denkens überlegt, kann sie die Ergebnisse derselben fast immer nur an Beispielen verdeutlichen, welche bereits mehr logische Arbeit enthalten, als sie an ihnen veranschaulichen will. Denn der Schatz, aus dem sie diese Beispiele entnehmen muß, ist die Sprache, und diese ist nicht der Ausdruck eines in seinem Beginn stehen gebliebenen, sondern des ausgebildeten Denkens, welches durch eine Menge nacheinander

gethaner Schritte über die unvollkommenen Ergebniſſe ſeiner erſten Anſtrengungen hinausgekommen iſt und nun die Erinnerung an ſie unter der erlangten vollkommneren Faſſung ſeiner Gegenſtände verbirgt. Deshalb kann es ſcheinen, als wäre bereits an jener früher erwähnten Stelle das, was wir hier ſuchen, die Bildung eines weſentlichen Begriffs, geleiſtet; aber was wir dort als Beiſpiel brauchten, war nicht ſchon durch diejenigen logiſchen Handlungen entſtanden, die wir damals, ſondern entſteht erſt durch die, welche wir hier, im Uebrigen freilich ſehr bekannte Verfahrungsweiſen, an ihrem ſyſtematiſchen Ort zu betrachten haben. Der unermeßlichen Mannigfaltigkeit zuſammengeſetzter Bilder, welche die Wahrnehmung darbietet, ſtand damals das Denken mit dem Verlangen gegenüber, jedes Einzelne als ein Ganzes nach beſtimmtem Geſetz verknüpfter Theile zu faſſen, und mit dem Bewußtſein, dies Geſetz nur durch Vergleichung vieler vergleichbaren Einzelnen und durch Feſthaltung des ihnen allen Gemeinſamen finden zu können. Aber der nützliche Erfolg dieſer Vergleichung hing davon ab, ob die vergleichende Aufmerkſamkeit auf eine Anzahl von Gegenſtänden S, R, T gelenkt wurde, deren Gemeinſames wirklich in dem durchdringenden Geſetz ihrer ganzen Bildung beſtand, und nicht auf eine Anzahl anderer, U, V, W, die in allem Uebrigen völlig verſchieden, nur eine beſchränkte Merkmalgruppe mit einander theilen. Für dieſe auswählende Richtung der Aufmerkſamkeit gab es an jenem Anfang des Denkens keine logiſche Regel; ſie wurde dagegen ſehr wirkſam ſchon damals durch den pſychiſchen Mechanismus geſichert, welcher ganz überwiegend diejenigen zuſammengeſetzten Vorſtellungen, die in der Totalform ihres Zuſammenhangs ähnlich ſind, einander in der Erinnerung reproduciren läßt, und vorzugsweiſe ſie, nicht aber die unähnlich gebildeten und nur in einzelnen Merkmalgruppen übereinſtimmenden, jener vergleichenden Aufmerkſamkeit empfiehlt.

122. Im Laufe ſeiner Ausbildung nimmt daher das Denken in der That ſeine Richtung zuerſt auf ſolche Allgemeinbegriffe, welche wirklich das durchdringende Bildungsgeſetz der Einzelnen enthalten, für die ſie geſucht werden; Allgemeinheiten dagegen, welche ſonſt Unähnliches unter eine Minderheit gleicher Beſtandtheile unterordnen, pflegen erſt für gewiſſe Zwecke der Unterſuchung aufgeſtellt zu werden. Als wir von der erſten Bildung der Begriffe ſprachen, ſchienen uns deshalb die

landläufigen Beispiele, die Unterordnung des Cajus und Titus unter den Begriff des Menschen, die der Eiche und Buche unter den der Pflanze, vollkommen natürlich und selbstverständlich; es war, als wenn nichts außer der bloßen Anweisung, das Gemeinsame von Einzelheiten festzuhalten, dazu gehöre, um die Richtung auf diese wirklich gesetzgebenden Gattungsbegriffe M von selbst zu finden. Gleichwohl hätte nichts gehindert, nach derselben Anweisung für Neger, Kohle und schwarze Kreide einen Gesammtnamen N zu erfinden, welcher die Vereinigung von Schwärze, Ausdehnung, Theilbarkeit, Gewicht und Widerstand ausgedrückt hätte; die Antriebe des psychischen Mechanismus begünstigten aber nur die erste und hinderten die zweite dieser Anwendungen der logischen Vorschrift.

123. Unsere jetzige Aufgabe geht nun dahin, eben diese Antriebe, welche bisher unbewußt uns auf den Weg des Richtigen brachten, in logische Thätigkeit zu verwandeln, uns also der Gründe bewußt zu werden, durch welche wir uns rechtfertigen, wenn wir ausschließlich einen bestimmten Allgemeinbegriff M als die gesetzgebende Regel für die Bildung einer Anzahl von Einzelnen aufstellen, nicht aber einen andern N, auf den uns eine anders geleitete Vergleichung derselben Einzelnen auch hätte führen können. Nun hat uns die Logik verschiedene Verhältnisse einer nur einseitigen Abhängigkeit zwischen mehreren Beziehungspunkten kennen gelehrt; aus der Geltung des Allgemeinen floß die des Besondern, nicht aus der des Besondern auch die des Allgemeinen; von einem bestimmten Grunde ließ sich stets auf eine bestimmte Folge schließen, aber eine gegebene Folge führte nicht nothwendig nur auf einen Grund zurück, sondern möglicherweise auf verschiedene gleichwerthige. Wenden wir dies auf die Gliederung eines Begriffsinhaltes an, so gibt es in ihm Merkmale a, b, c, deren Vorhandensein einen bestimmenden Einfluß auf Gegenwart, Abwesenheit oder Modification anderer ausübt; das Vorkommen dieser andern aber, α, β, γ, bedingt seinerseits nicht nothwendig jene, sondern ist verträglich auch mit andern, p, q, r. Hierauf beruht der früher schon eingeführte Unterschied der wesentlichen Merkmale a, b, c von den unwesentlichen α, β, γ; nur in der Vereinigung der ersten könnte der gesetzgebende Begriff der verglichenen Einzelnen gesucht werden, denn nur diese Vereinigung bestimmt auch die übrigen Merkmale und schließt daher nur solche Ein-

zelne ein, die in ihrem ganzen Bau einander verwandt ſind; die Gruppe der letzteren Merkmale dagegen ließe die erſten unbeſtimmt und würde deshalb, als Allgemeines gedacht, eine Menge ſonſt in jeder Rückſicht verſchiedener Einzelheiten unter ſich befaſſen.

124. Darauf käme es mithin an, jene weſentlichen von dieſen unweſentlichen Merkmalen zu unterſcheiden. Dies iſt leicht, ſo lange wir mit Gegenſtänden zu thun haben, die wir in verſchiedenen Zuſtänden beobachten können; von ſelbſt ſondern ſich hier die veränderlichen Eigenſchaften, die unter wechſelnden Bedingungen kommen und gehen, von dem bleibenden Beſtand des Weſentlichen ab. Es iſt anders, wenn die Möglichkeit ſolcher Beobachtungen fehlt, und mit Ausſchluß veränderlicher Zuſtände ſich unſer Verlangen darauf richtet, zwiſchen bleibenden und unveränderlichen Merkmalen deſſelben Begriffsinhaltes einen Unterſchied weſentlicher von unweſentlichen zu finden; wir müſſen dann die Beobachtung der Veränderungen durch Vergleichung verſchiedener Beiſpiele erſetzen. Sei nun abcd der Merkmalbeſtand des einen gegebenen Begriffes, ſo kann in einem zweiten Beiſpiel d durch δ nicht erſetzt werden, ohne daß, bei der vorauszuſetzenden Zuſammengehörigkeit aller Theile des Begriffsinhaltes, auch die übrigen Merkmale eine Veränderung erfahren; ich bezeichne nun das zweite Beiſpiel mit $a^1 b^1 c^1 \delta$, um anzudeuten, daß durch die Variation des d in δ keines der allgemein ausgedrückten anderen Merkmale ganz zu Grunde, jedes vielmehr nur aus einer ſeiner möglichen Modificationen in eine andere übergeht, die Form der Verbindung aller aber die nämliche bleibt. In dieſem Falle gehört d nicht zu den weſentlichen Merkmalen, ſondern die Gruppe ABC, welche abc und $a^1 b^1 c^1$ als Modificationen unter ſich befaßt, iſt diejenige, welche die Gliederung des Begriffsinhaltes beherrſcht. Aber dieſer erſte Schritt lehrt uns nur das thatſächliche Zuſammenbleiben, nicht das innerliche Zuſammengehören der in ABC vereinigten Merkmale; der Werth, den die einzelnen Beſtandtheile dieſer Gruppe haben, kann ſehr verſchieden ſein; möglich, daß nur AB oder AC oder BC das eigentliche Bildungsgeſetz des Ganzen enthalten, das dritte Merkmal dagegen nur die nothwendige Folge oder ein zuläſſiger Zuſatz zu den beiden andern iſt. Zur Entſcheidung dieſes Zweifels bleibt dem Denken, das hier noch nicht auf die ſachliche Unterſuchung des Gegenſtandes mit allen Hülfsmitteln der Erkenntniß eingehen kann, nur

die Fortsetzung desselben Verfahrens übrig. Auch ABC haben wir mit Beispielen der Form ABT zu vergleichen; ist mit dem Unterschied des letzten Merkmals auch hier nur das obengedachte Maß der Abweichung in den übrigen verbunden, und bleibt die Verknüpfungsweise des Ganzen dieselbe, so wird das Zusammensein und das Verhältniß von A und B die beherrschende Regel des ursprünglich gegebenen abcd sein, oder die Vereinigung der wesentlichen Merkmale darstellen, von denen das Vorhandensein der übrigen entweder zugelassen oder gefordert, in jedem Falle ihre Größe, Verknüpfung und Verhalten zu dem Ganzen bedingt wird. Denkt man sich dies Verfahren fortgesetzt, so ist es der Weg der Classification, auf den wir verwiesen sind. Nicht mehr die Betrachtung des Einzelnen reicht uns hin, um seinen Begriff festzustellen, sondern nur diese erste der systematischen Formen, durch welche wir seine Natur in ihren Verhältnissen zu anderen untersuchen und aus der Stelle, welche es in einer geordneten Reihe einnimmt, den Grad der bedingenden Kraft beurtheilen, welche seine einzelnen Merkmale auf die Gestaltung seiner ganzen Natur und seines Verhaltens ausüben. Derjenige innere Kreis von Merkmalen erscheint uns als das gesetzgebende Princip seiner Gestaltung, der am längsten und unverändert in seiner allgemeinen Form beisammen bleibt, wenn wir durch das nächstliegende Allgemeine zu immer höheren Allgemeinheiten aufsteigen, und wir begreifen die Natur des Besonderen nur dann vollständig, wenn wir uns in einer umgekehrten Reihenfolge, die der Stufenleiter dieser Allgemeinheiten entspricht, zu jenem höchsten Gestaltungsprincip neue Bestimmungsstücke hinzutreten denken, auf welche dies seine rückwirkende Kraft ausdehnt.

125. Das Verlangen, durch diese systematische Zusammenordnung Aufklärung über das innere Gefüge des Zusammengestellten zu erhalten, liegt jeder wissenschaftlichen Classification zu Grunde, doch wird es nicht von jeder Form derselben gleichmäßig befriedigt; ehe ich zu der Gestalt derselben übergehe, die unseren Zwecken hier allein dient, erwähne ich deshalb kurz als eine Vorstufe die künstlichen oder combinatorischen Classificationen, die mehr dem allgemeinen Bedürfniß nach Klarheit und Uebersicht und einzelnen besonderen Aufgaben des angewandten Denkens entsprechen. Den Inhalt eines gegebenen Allgemeinbegriffs M zerfällen wir durch Partition zunächst in seine allgemeinen

Merkmale A, B, C... und jedes von dieſen durch Disjunction in ſeine verſchiedenen, an demſelben Subject einander ausſchließenden Modificationen, A in a^1, a^2, a^3..., B in b^1, b^2, b^3..., C in c^1, c^2, c^3. Nach dem Grundſatz des disjunctiven Urtheils muß nun jede Art des M von jedem der allgemeinen Merkmale des M eine Modification mit Ausſchluß der übrigen beſitzen; beſchränken wir uns der Einfachheit halber auf zwei Merkmale, deren eines A nur in zweigliedrige Disjunction a und b, das andere B in die dreigliedrige α, β und γ zerfällt, ſo werden die in bekannter Weiſe erhaltenen binären Combinationen $a\alpha$, $a\beta$, $a\gamma$, $b\alpha$, $b\beta$, $b\gamma$ alle denkbaren Arten des M einſchließen. Wir ſtellen endlich ihre Geſammtheit überſichtlicher dar, wenn wir die Modificationen des einen Merkmals, welches dann den Eintheilungsgrund der Claſſification bildet, ſo wie oben geſchehen oder in der Form $M = a(\alpha+\beta+\gamma)+b(\alpha+\beta+\gamma)$ den übrigen Merkmalen vorangehen laſſen. Man hat das einfachſte Beiſpiel dieſer Claſſification in der Anordnung der Wörterbücher; die unveränderliche Reihenfolge der Buchſtaben im Alphabet liefert hier nicht nur den erſten, ſondern immer wiederholt auch die untergeordneten Eintheilungsgründe für die zahlreichen Combinationen, die in jeder durch den Anfangsbuchſtaben eingeführten Gruppe enthalten ſind. Der an ſich deutliche Nutzen dieſer lexicaliſchen Claſſification, nicht nur alle Worte der Sprache, mithin alle Glieder des einzutheilenden Gegenſtandes vollſtändig zu umfaſſen, ſondern auch ihre Auffindung leicht zu machen, dieſer erſte Nutzen der Ueberſichtlichkeit iſt allen gelungenen Verſuchen combinatoriſcher Claſſification gemeinſchaftlich; über dieſe Leiſtung hinaus dagegen tragen ſie in ſehr verſchiedenem Maße zur Kenntniß der eigentlichen Natur ihrer Objecte bei.

126. Man bemerkt zuerſt, daß dies combinatoriſche Verfahren die Merkmale des gegebenen Begriffs nur vereinzelt, nicht aber die wechſelſeitige Determination berückſichtigt, in welcher ſie erſt den Begriff wirklich bilden. Die Geſammtheit der gefundenen Combinationen ſchließt daher zwar alle Arten des M ein, kann aber außer ihnen noch andere enthalten, die nur gültig ſein würden, wenn der Begriff blos eine Summe ſeiner Merkmale wäre, aber ungültig ſind, weil er eine beſtimmte Form der Vereinigung derſelben befiehlt, welcher ſie widerſprechen. Der Begriff des Dreiecks beſteht nicht darin, daß wir drei

Winkel und drei Seiten denken, ſondern darin, daß drei Seiten ſich zur völligen Begrenzung eines ebenen Raumes ſchneiden und eben hierdurch jene Winkel erzeugen. Durch dieſen Zuſammenhang der Seiten und Winkel werden gleichwinklig ungleichſeitige und rechtwinklig gleichſeitige Dreiecke unmöglich; die blos combinatoriſche Claſſification würde ſie neben den gleichwinklig gleichſeitigen, den rechtwinklig gleichſchenkligen und den übrigen möglichen Arten mit aufgeführt haben. Iſt der Inhalt des M vollſtändig bekannt, wie in dieſem Beiſpiele, und einer genauen Conſtruction zugänglich, ſo ſcheidet die Kenntniß der Sache dieſe unmöglichen Glieder aus; ihre vorläufige Aufſtellung hätte nur den Nutzen gehabt, die Aufmerkſamkeit auf die Natur des M und auf die Gründe zu ſchärfen, welche die gültigen Arten möglich, dieſe ungültigen unmöglich machen. Iſt dagegen M ein der Erfahrung verdankter Gattungsbegriff, deſſen innere Gliederung nur unvollſtändig durch Beſchreibung, nicht genau durch Conſtruction angebbar iſt, ſo bleiben die in Wirklichkeit nicht beobachteten Arten, auf welche das combinatoriſche Verfahren geführt hätte, nur zweifelhaft; der Fortſchritt der Beobachtung kann ſie noch entdecken, der Fortſchritt der ſachlichen Erkenntniß ihre Unmöglichkeit nachweiſen; zu einem von beiden angeregt zu haben, kann auch hier der Nutzen ihrer vorläufigen Aufſtellung ſein.

127. Iſt nun das combinatoriſche Verfahren in Bezug auf Erfahrungsgegenſtände dieſem zweifelhaften Ueberſchuß ſeiner Ergebniſſe über das Wirkliche ausgeſetzt, ſo hat es anderſeits in ſeiner gewöhnlichen Anwendung auch keine Bürgſchaft der Vollſtändigkeit. Es iſt für menſchliche Einbildungskraft unausführbar, alle Modificationen, denen ein Merkmal p unterworfen ſein kann, vollſtändig im Voraus zu unterſcheiden; unſere Aufmerkſamkeit wird ſich immer auf diejenigen p^1 p^2 p^3 beſchränken, die uns in irgend einer Beobachtung gegeben ſind; eine andere Modification p^m, die in unſerem Erfahrungskreiſe nicht vorkommt, wird ſammt allen den Arten, an denen ſie vielleicht beſtehen kann, auch in unſerer Claſſification fehlen, und ſpäterer Zuwachs der Erfahrung erſt wird dieſe Lücke füllen. Dieſer Umſtand iſt der Grund einer logiſchen Regel, die von Werth iſt, wo es ſich zur Entſcheidung einer Frage um erſchöpfende Kenntniß aller Fälle handelt, die es in Bezug auf irgend ein Z geben kann: man führt ihre Eintheilung und Aufſtellung durch lauter contradictoriſch entgegengeſetzte Eintheilungs-

glieder hindurch. Die Summe aller möglichen Fälle von Z iſt immer von der Natur Q oder der entgegengeſetzten Non-Q; die Fälle von der Form Q immer entweder R oder Non-R, die Fälle Non-Q immer entweder S oder Non-S, ſo daß dieſe Eintheilung an jeder Stelle, wo man ihre weitere Fortſetzung abbricht, die Anzahl aller möglichen Fälle vollſtändig enthält. Fruchtbar freilich wird dies Verfahren nur dann, wenn man entweder die erſten Gegenſätze Q und Non-Q, oder alle in gleichem Abſtand ihnen untergeordneten, alſo S, Non-S, R, glücklich genug zu wählen im Stande iſt, um für jeden dieſer Fälle einzeln das Stattfinden oder Nichtſtattfinden des fraglichen Verhaltens Z aus leicht zugänglichen Gründen zu beweiſen.

128. Es iſt ferner erſichtlich, daß es keine logiſche Regel geben kann, nach welcher die combinatoriſche Claſſification beſtimmte Merkmale als oberſte Eintheilungsgründe für die Unterſcheidung der Hauptgruppen, andere nur als untergeordnete für die Unterabtheilungen der Hauptgruppen benutzen müßte. So lange der einzutheilende Begriff M nur als eine Summe ſeiner Merkmale ohne Rückſicht auf deren gegenſeitige Beziehungen angeſehen wird, hat jedes von dieſen das Recht, durch ſeine Modificationen die Haupteintheilung zu geben, jedes andere kann ihm als Nebeneintheilungsgrund untergeordnet werden. Die offenbaren Unzuträglichkeiten dieſer Unbeſtimmtheit werden in der wirklichen Anwendung der Claſſification durch nebenhergehende Ueberlegung, durch eine Schätzung des verſchiedenen Werthes der Merkmale vermieden, welche auf Kenntniß der Sache, auf richtigem Gefühl, oft nur auf einem errathenden Geſchmacke beruht; die Logik kommt dieſen Bemühungen nur durch die allgemeine Vorſchrift zu Hülfe, nicht notiones communes, nämlich nicht ſolche Merkmale zu Eintheilungsgründen zu wählen, welche bekanntermaßen an den allerverſchiedenartigſten Gegenſtänden vorkommen, ohne einen erkennbaren Einfluß auf deren übrige Natur zu äußern. Aber was zu dieſem Verbote als bejahende Anweiſung gehören würde, wie man nämlich die entſcheidenden Eintheilungsgründe zu finden habe, überläßt ſie doch völlig der jedesmaligen ſachlichen Kenntniß. Und dieſe hat, wenigſtens in Bezug auf mannigfach zuſammengeſetzte Gegenſtände der Wirklichkeit, ſo lange ſie einzelne Merkmale zu maßgebenden Eintheilungsgründen machte, niemals den Vorwurf vermeiden können, nächſtverwandte Arten zuweilen an verſchiedene oft

sehr entlegene Stellen des Systems auseinander gerissen, andere in ihrem ganzen Verhalten auffallend verschiedene in eine befremdliche Nachbarschaft aneinander gerückt zu haben. Dies ist sehr begreiflich bei der Verschiedenwerthigkeit der Merkmale für den Bau des ganzen Begriffsinhaltes. Nichts hindert z. B., daß das Merkmal B, so lange es in der Modification b vorkommt, einen vorwiegenden Einfluß auf die Bildung des Ganzen ausübt, und dann werden alle diesem Index b untergeordneten Arten unter einander formverwandt bleiben; aber dasselbe Merkmal kann diesen bestimmenden Einfluß ganz verlieren, sobald es in der Modification β in die übrige Merkmalgruppe eintritt; dann folgen die dem β als Index untergeordneten Arten allen den Schwankungen, welche die jetzt einflußreich gewordene Verschiedenheit der anderen Bestandtheile A C D mit sich führt, und die sonst unähnlichsten Beispiele des einzutheilenden M finden sich nun in nächster Nachbarschaft vereinigt. So ist es dem botanischen System Linné's begegnet, welches die Anzahl der Staubfäden zum Eintheilungsgrunde wählte; da wo der ganze Organisationsplan der Pflanze diesem Bestandtheil Wichtigkeit gab, fanden sich auch nach dieser Auffassung die verwandten Arten zusammen; sie wurden zerrissen im entgegengesetzten Fall und das Verschiedenartige verbunden. Der sachkundige Geschmack begegnet auch diesem Uebelstande theilweis dadurch, daß er für verschiedene Abtheilungen des ganzen Systems verschiedene Eintheilungsgründe wählt. Nur eine übel angebrachte logische Pedanterie könnte verlangen, daß in einem Systeme, welches seinen ganzen Gegenstand zuerst nach den Modificationen a b c des einen Merkmals A gespalten hätte, dann jede der durch a oder b oder c eingeführten Gruppen nach den Modificationen eines und desselben zweiten Merkmals B weiter gegliedert werde; vielmehr können für die Gruppe mit a die Variationen eines Merkmals C, für die mit b die Variationen eines vierten Merkmals D ausschließlich wichtig werden, und die Classification, welche nach diesem Gesichtspunkt verfährt, nähert sich dadurch nur dem wirklichen Wesen der Sache. Die Gefahr, so nur unvollständig alle Arten zu finden, ist auf andere Weise zu vermeiden; die Classification schafft nicht das vollständige Material, sondern setzt seine anderweit verbürgte Vollständigkeit voraus.

129. Die Classificationen würden ganz der angewandten Logik

angehören, wenn sie nur jene Uebersichtlichkeit und Vollständigkeit bezweckten, welche entweder eine praktische Behandlung ihrer Gegenstände oder eine nur erst beginnende logische Betrachtung derselben verlangen muß. Aber sie sind mehr als solche Vorbereitungen; sie stellen selbst ein logisches Ideal dar, welches in der systematischen Reihenfolge der Denkformen seine nothwendige Stelle hat; dadurch, daß eine Mannigfaltigkeit in den Zusammenhang eines Classensystems gebracht ist, dadurch allein schon soll etwas über die Natur aller und jedes Einzelnen gesagt und nicht blos einer künftigen Untersuchung vorgearbeitet sein. Wir bemerken dies an den Vorwürfen, welche wir gegen gezwungene Classificationen richten; nicht allein der Weg, den unsere Aufmerksamkeit nehmen muß, um eine bestimmte Art des eingetheilten Allgemeinen aufzufinden, soll durch eine genau vorgezeichnete Reihe von Begriffen hindurchgehen, sondern die Orte selbst, an denen wir die einzelnen Arten antreffen, sollen in ihren Lagenbeziehungen den eigenen Verwandtschaften derselben entsprechen. Für jene praktischen Absichten genügt jede beliebige Ordnung, welche handgerecht ist für den, der sich ihrer bedienen will; das logische Verlangen des Denkens geht auf eine solche, die sachgerecht ist. Nun können wir die vollständige Vorstellung eines zusammengesetzten Inhalts immer hervorbringen, gleichviel von welchem seiner Theile wir beginnen, so lange wir nur die Hinzufügungen jeder neuen Theilvorstellung zu den vorigen zweckmäßig nach dem gewählten Anfangspunkte abändern. Jede so geordnete Vorstellung bildet einen Begriff des gegebenen Denkinhaltes, hinlänglich, um ihn von anderen zu unterscheiden und seinen eigenen Bestand deutlich zu machen. Unter diesen mancherlei Begriffen desselben M suchen wir nun jenen bevorzugten, welcher von dem herrschenden Gesetze ausgeht, dessen Sinn die Anordnung aller übrigen Merkmale bestimmt. Constitutiven Begriff haben wir diesen bevorzugten genannt; man könnte ihn im Gegensatz zu der Form des bloßen Begriffs überhaupt die logische Idee des Gegenstandes oder deutsch seinen Gedanken nennen; denn so unterscheidet unser Sprachgebrauch allenfalls den Gedanken der Pflanze oder des Organismus überhaupt als das bildende Gesetz von dem bloßen Begriffe, welcher den vollen Bestand der nothwendigen Merkmale und ihrer thatsächlichen Verknüpfungsform zusammenfaßt.

130. Es wird der Anschaulichkeit dienen, hier sogleich zweier

Nebenvorstellungen zu gedenken, welche sich an diese Aufsuchung des Gedankens oder der Idee eines Gegenstandes überall leicht anknüpfen, am deutlichsten aber in jenen naturgeschichtlichen Classificationen, welche die künstliche Anordnung der Pflanzen und Thiere durch Berücksichtigung der natürlichen Verwandtschaften zu verbessern suchen. Die allgemeine Idee des Thieres oder der Pflanze erscheint uns hier leicht als eine thätige lebendige Kraft; stets sich selbst gleich und in demselben Sinne wirksam führt sie zu einer Reihe verschiedener Gestaltungen, je nachdem außer ihr liegende Bedingungen einen oder mehrere ihrer Angriffspunkte feststellen und sie so nöthigen, nach diesem gegebenen Anfangspunkte die Gesammtheit ihrer Thätigkeit abzuändern. Sie erscheint uns ferner ebenso leicht als ein sich stets gleichbleibender Zweck, der seine Verfahrungsweisen nach diesen gegebenen Beziehungspunkten abmißt und in den verschiedenen Formen, zu denen er durch sie getrieben wird, eine und dieselbe Absicht theils überhaupt vielgestaltig, theils mehr oder minder dem Maße nach erreicht. Die verschiedenen Arten, welche die Classification zusammenordnet, sind dann die Ausdrücke dessen, was aus der Wechselwirkung des allgemeinen Gedankens mit den besonderen Beziehungspunkten werden muß, die ihm als Allgemeinem fremd sind. Man wird zugeben, daß diese Auffassungsweisen der Sache eine große und anschauliche Deutlichkeit verleihen, aber man wird hinzufügen, daß beide Gesichtspunkte der Logik völlig fremd sind. Dieser Einwurf ist unbestreitbar; allein unsere Absicht geht nicht darauf, die Vorstellungen des wirkenden Triebes und des Zweckes für die Logik zu verwenden, sondern auf den Nachweis, daß eben diese beiden Vorstellungen auch da, wo sie hingehören, nur unter Voraussetzung eines rein logischen Gedankens etwas bedeuten, den wir an dieser Stelle verdeutlichen wollen. Soll es möglich sein, daß derselbe Zweck unter wechselnden Umständen in verschiedenartigen Formen erfüllt werde, so muß es auch möglich sein, den Inhalt desselben durch eine Vorstellungsgruppe Z zu bezeichnen, deren Gefüge diese verschiedenen Erfüllungsformen als mögliche Arten ihrer selbst enthält und als nothwendige Folge dann hervorbringt, wenn man der Reihe nach jedem einzelnen Merkmale des Z und jeder Beziehung zwischen mehreren alle Veränderungen ertheilt, die jenes und diese innerhalb der gegebenen Gesammtform des Z erfahren können. Soll ein thätiger Trieb unter wechselnden Bedingungen seine

Wirkſamkeit ändern und in neuen Erzeugniſſen ſich äußern, ſo muß die Combination von Kräften, in denen er ſelbſt beſteht, durch Gleichungen ausdrückbar ſein, aus welchen alle dieſe neuen Gebilde als nothwendige Ergebniſſe entſpringen, ſobald man den in jene Gleichungen eingehenden Größen nacheinander alle mit ihrer Natur verträglichen Werthe gibt. Abſichtliche und unabſichtliche Wirkſamkeit bringt mithin nie etwas anderes hervor, als das an ſich Denkbare, das denknothwendig wird, ſobald man einen Beziehungspunkt bejaht, von dem die übrigen abhängen; und dies iſt eben, was wir hier im Auge haben. Wir betrachten den Gedanken, den wir ſuchen, weder als denkende Abſicht eines Bewußtſeins, welche nach Erfüllung ſtrebt, noch als wirkende Kraft, welche ihre Erfolge hervorbringt, ſondern nur als den gedachten oder denkbaren Grund, deſſen Folgen im Denken, unter Vorausſetzung beſtimmter Bedingungen, dieſelben ſind, welche als Wirklichkeiten aus einer zweckſetzenden Abſicht oder aus der Urſächlichkeit einer Kraft unter denſelben Bedingungen entſpringen müſſen. Behält man dieſe Bemerkung im Auge, ſo kann man duldſam ſein gegen eine Ausdrucksweiſe, welche die Vorſtellung eines Zweckes oder eines Entwicklungstriebes in die Logik einführt; aber nützlicher wird es dennoch ſein, dieſe Bezeichnungen zu vermeiden und das, was nur die Wirklichkeit kennt, nicht zur Benennung des bloßen Denkgrundes zu verwenden, auf dem das Wirkliche beruht.

131. Noch einen Punkt, auf den ſich hier unſere logiſche Aufmerkſamkeit richten muß, führe ich ſogleich im Verfolg dieſer Nebenvorſtellungen ein. Von einem Triebe, der ſich ſelbſt verwirklicht, überraſcht es uns nicht, wenn er unter beſtimmten Bedingungen in ſeinen Bemühungen ſcheitert; von einem Zwecke begreifen wir, daß er unter verſchiedenen Umſtänden mit verſchiedener Vollkommenheit zu erreichen iſt. An beide Vorſtellungen ſchließt ſich daher ſehr natürlich die Vorausſetzung, daß verſchiedene Verwirklichungen oder Beiſpiele der geſtaltenden Idee von verſchiedenem Werth ſind, und daß ſie nicht blos unter dem Allgemeinbegriff ihrer Idee als Arten überhaupt coordinirt ſind, ſondern innerhalb dieſer Coordination eine auf- oder abſteigende Reihe bilden, in welcher jede ihren unvertauſchbaren Platz zwiſchen beſtimmten andern hat. Von dieſem Nebengedanken ſind die Verſuche natürlicher Claſſification, die unſere jetzigen Bedürfniſſe zu befriedigen ſtreben, allenthalben beherrſcht; es iſt zu zeigen übrig, daß dieſe bekannte Neigung,

aus der blos combinatorischen Classification in die Form einer Entwicklungsreihe überzugehen, ihre allgemeine logische Berechtigung, und zwar eben an dieser Stelle, besitzt. Betrachten wir einen Begriff M, wie es leider in den Anfängen der Logik häufig zu geschehen pflegt, nur als ein Ganzes aus einer Anzahl allgemein ausgedrückter Merkmale, so hat es keinen Sinn, eine seiner Arten für besser zu halten, als die andere. Jedes S enthält entweder alle Merkmale seines Allgemeinen M und ist dann eine Art desselben, oder es enthält irgend eines dieser Merkmale nicht, und dann ist es nicht eine unvollkommene, sondern gar keine Art des M. Mit diesem trockenen Gegensatz ist das lebendige Denken in seinem wirklichen Gebrauch gar nicht einverstanden; es unterscheidet Arten, die ihrem gemeinsamen Gattungsbegriffe mehr oder weniger entsprechen oder adäquat sind. Der erste Grund der Möglichkeit solcher Unterscheidung liegt nur in den Größenbestimmungen, denen die einzelnen Merkmale und ihre Wechselbeziehungen entweder zugänglich oder gar nicht entziehbar sind. Das Gefüge der Gattungsbegriffe, unabsehbar verschieden im Einzelnen, enthält im Ganzen doch immer eine Mehrheit von Bestandtheilen oder Beziehungspunkten, an deren jedem eine Gruppe einfacher Merkmale vereinigt ist, und die unter einander in allerhand Beziehungen stehen. Ich nenne hier einfache Merkmale nicht nur die sinnlichen Eigenschaften roth, süß, warm, sondern auch solche, welche, wie schwer, ausgedehnt, reizbar, allerdings den Ertrag vorangegangener Beobachtungen zusammengesetzter Verhaltungsweisen, diesen aber doch in so einfacher Gestalt enthalten, daß unsere logische Phantasie sich längst daran gewöhnt hat, jeden dieser Ausdrücke als ruhendes, einfaches Prädicat seinem Subjecte hinzuzufügen. Die Unterschiede der Größe erstrecken sich nun auf alle diese Elemente des Gattungsbegriffs. Kein Merkmal irgend eines seiner Bestandtheile ist überhaupt ohne bestimmten Grad der ihm eigenthümlichen Art der Intensität denkbar, und diese Grade können unendlich verschieden sein; die Anzahl der Bestandtheile selbst ist, wie jede Zahl, vermehrbar und verminderbar und jeder einzelne Bestandtheil kann außerdem seinen logischen Werth dadurch verändern, daß er, dem der Gattungsbegriff einfach zu sein erlaubt, sich dennoch innerlich zu einem wiederum gegliederten System mannigfacher Elemente ausdehnt; jede Beziehung endlich, die zwischen den verschiedenen Inhaltspunkten des Begriffs stattfindet, ist

verſchiedenwerthig je nach dem Werth dieſer oder ſelbſt nach eigenthümlichem Maßſtabe einer größeren oder geringeren Engigkeit fähig. Aus dem Zuſammenwirken aller dieſer Veränderlichkeiten entſpringt nun eine Vielheit von Arten, zwiſchen denen ein bemerklicher Unterſchied iſt. Nehmen wir an, daß ein Merkmal l' des Gattungsbegriffs M die beſtimmende Kraft, welche es ſtets auf alle übrigen Merkmale äußert, dann, wenn es den Werth p annimmt, bis zu völliger Umgeſtaltung des ganzen Begriffsinhaltes M ſteigert, ſo wird die ſo entſtehende Art nicht mehr Art des M, ſondern Art einer andern Gattung N ſein. Diejenigen Werthe von l' aber, welche ſich dieſem entſcheidenden Grenzwerthe nur nähern, ohne ihn zu erreichen, werden Bildungen bewirken, die zwar noch unter die Gattung M fallen, aber ſich ſtufenweis dem Gefüge anähnlichen, welches die andere Gattung N kennzeichnet. Hierauf beruht nun der Unterſchied von Arten, welche ihrem gemeinſamen Gattungsbegriffe mehr oder minder angemeſſen oder adäquat ſind; jede Art iſt in einer beſtimmten Beziehung um ſo vollkommener, je weiter ſie von dem Uebergang in eine andere Gattung abſteht, und diejenige iſt die logiſch vollkommenſte, für welche die Summe ihrer Abſtände von allen nächſtverwandten Gattungen ein Größtes wird.

132. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß dieſer Geſichtspunkt ein völlig logiſcher und unabhängig von den Anſichten iſt, die wir uns aus anderweitiger Kenntniß der Sache über den Werth, die Bedeutung und Beſtimmung deſſen bilden, was an irgend einem beſtimmten Gattungsbegriff das Geſetz ſeines Daſeins hat. Ich erläutere daher durch Beiſpiele, für welche dieſe Nebengedanken keinen Sinn haben. Die Gleichung der Ellipſe $a^2y^2 + b^2x^2 = a^2b^2$ läßt die Wahl der beiden Axen a und b willkürlich, und es wird nach ihrer Ausſage immer eine Ellipſe entſtehen, welchen Werth man auch für a und b einſetzen mag; ſie wird daher auch entſtehen, wenn eine der beiden Axen zu Null wird. Aber dann geht die Curve in eine gerade Linie über; das Ergebniß, welches dieſer Werth liefert, iſt daher einem Allgemeinbegriff N, dem der geraden Linie, untergeordnet, welcher von dem der Ellipſe verſchieden iſt. Aber dies Beiſpiel zeigt zugleich, was wir oben nicht allgemein anführen wollten, daß die äußerſte Art einer Gattung M, welche auf ſolche Weiſe entſteht, nicht blos zu einer euen Gattung N gehören

muß, ſondern auch fortfahren kann, der früheren M untergeordnet zu ſein. Denn die Mittelpunktsgleichung der Ellipſe kann uns zwar in dieſem Fall, für b = o, da ſie aufhört, eine Curve zu bedeuten, nichts lehren; aber ein anderer Ausdruck der weſentlichen Bildung der Ellipſe bleibt gültig, der nämlich, daß die Summe der Fahrſtrahlen, die von zwei feſten Punkten der großen Axe nach demſelben Punkt der Peripherie gehen, eine conſtante Größe und gleich dieſer Axe iſt. In der geraden Linie, auf welche ſich in unſerem Fall die Ellipſe zuſammengezogen hat, ſind ihre beiden Endpunkte jene zwei feſten Punkte, die Brennpunkte, geworden, und für jeden Zwiſchenpunkt c, den wir auf der geraden Linie ab annehmen, hat man die Summe der Entfernungen ac + cb, die Summe der beiden Fahrſtrahlen alſo, gleich der Länge ab. Wenn ein ſchwerer Stab von der unveränderlichen Länge ab mit dem Endpunkt a auf einer glatten reibungsloſen Horizontalebene ſteht, mit dem andern b an einer glatten reibungsloſen Verticalwand lehnt, ſo macht der Antrieb ſeiner Schwere ihm das Gleichgewicht unmöglich und er ſinkt. Eine leichte Rechnung lehrt, daß die Bahn, welche jeder beliebige Punkt c ſeiner Länge während dieſes Sinkens beſchreibt, ein Ellipſenbogen iſt. Zugleich aber iſt klar, daß der Endpunkt b ſenkrecht in gerader Linie an der Wand herabgleiten, der Punkt a dagegen horizontal und geradlinig ſich auf dem glatten Boden verſchieben muß. Da nun auf alle Punkte dieſelbe Gruppe von Bedingungen einwirkt, ſo müſſen auch dieſe geradlinigen Bewegungen als Arten der von dieſen Bedingungen allgemein geforderten elliptiſchen Bahn angeſehen werden. Sie ſind in der That die beiden Grenzfälle, welche man erhält, wenn man einmal die eine, dann die andere Axe = Null ſetzt; der Endpunkt bewegt ſich in der andern Axe geradlinig. Ein anderer ausgezeichneter Fall findet für den Mittelpunkt des Stabes ſtatt; für ihn werden die Axen ſeiner elliptiſchen Bahn einander gleich und er beſchreibt einen Kreisbogen. Die Natur der vorliegenden Aufgabe nöthigt daher, auch den Kreis als eine Art der Ellipſe aufzufaſſen, wovon die angeführte Mittelpunktsgleichung die Möglichkeit ſogleich deutlich macht. Dies Beiſpiel lehrt uns alſo, daß die Arten einer Gattung M durch Größenveränderungen eines ihrer Beſtandtheile ſich allmählich dem Bildungsgeſetze einer andern Gattung N nähern, daß es Grenzglieder geben kann, welche ſowohl Arten von M als ſolche von N ſind, weil ſie den Forderungen beider Gattungs-

begriffe genugthun; dem bloßen Thatbestand von Inhalt, der in einem solchen Grenzgliede vorliegt, ist gar nicht anzusehen, von welchem gestaltenden Gattungsbegriffe er eigentlich bestimmt ist; hierüber entscheiden vielmehr, bis jetzt, Nebenrücksichten irgend welcher Art.

133. Dagegen lassen diese Beispiele eine noch zu hebende Zweideutigkeit in Bezug auf den Maßstab übrig, nach welchem wir den Grad der Vollkommenheit, sagen wir kurz: die Höhe jeder Art bestimmen. Die mathematischen Gebilde haben keine Lebens- und Entstehungsgeschichte; als bloße gesetzliche Denkbarkeiten ohne Wirklichkeit lassen sie sich auf den verschiedensten Wegen für unsere Einbildungskraft erzeugen, und es ist im Allgemeinen gleichgültig, im besondern Fall von der Natur der Aufgabe, die auf sie führt, abhängig, von welchem Anfangspunkt aus wir ihre Construction beginnen, oder welchem Gattungsbegriff, welcher allgemeinen Constructionsregel wir sie unterordnen. Für unsere nicht geometrische, sondern ästhetische Anschauungsweise, ich meine für die, welche den ganzen Eindruck des fertigen Gebildes, nicht seine Entstehung beachtet, sondern sich Kreise und gerade Linien von der Ellipse entschieden ab; zu dem Eindrucke der Ellipse gehört für unsere Anschauung die Ungleichheit der Axen nothwendig; anderseits freilich, je größer diese wird, um so mehr nähert sich die Curve den Grenzgliedern, die wir ausschließen möchten, den beiden geraden Linien, die in die Richtung der einen oder der andern Axe fallen. Den charakteristischen Eindruck ihrer Gattung würde uns diejenige Ellipse am meisten machen, die gleichweit von der Gleichung $a - b = o$, die dem Kreise, sowie von der andern $a - b = a$ entfernt wäre, die einer Geraden zukommen würde. Man könnte aus der Verbindung beider die Bedingung dieses Eindrucks dahin bestimmen, daß eine Axe das Doppelte der andern sein müsse, und dies würde leidlich zutreffen; nur läßt sich überhaupt etwas nicht mathematisch feststellen, was nicht einfach von mathematischen Gründen abhängt. Von ähnlichen Neigungen wird nun unsere logische Einbildungskraft allenthalben beherrscht. Nichts ist gewöhnlicher, als daß, wer vom Viereck spricht, eigentlich das Parallelogramm meint, ja oft genug das Quadrat; eine sehr natürliche Ungenauigkeit des Ausdrucks; denn die Phantasie, welche zu dem Begriff eine Anschauung wünscht, aber doch nur ein Bild auf einmal festhalten kann, wählt das logisch vollendetste; und in der That, sowohl durch

wachsende Ungleichheit der Seiten als durch die der Winkel nähert sich allmählich immer mehr das Parallelogramm der Endform der geraden Linie, in welche alle vier Seiten zusammenfallen. Die Betrachtung natürlicher Gegenstände bezeugt dieselbe Neigung; als typische und ausdrucksvollste Beispiele jeder Gattung erscheinen uns immer diejenigen Arten, in welchen alle einzelnen Merkmale die höchsten Werthe erhalten, welche ihre von der Gattung vorgeschriebene Verknüpfungsweise ihnen erlaubt, in denen mithin kein Merkmal einseitig hervortritt, keines bis zum Nullwerth herabgedrängt ist, alle vielmehr so viel als möglich in gleichmäßiger Stärke ausgebildet sich zu dem Eindruck eines festen Gleichgewichts des Ganzen vereinigen.

134. Ich wiederhole hier eine frühere Bemerkung: ich besorge nicht, daß man diese Schätzung der Höhe der Arten als der Logik fremd tadeln werde; ihr Mangel besteht vielmehr darin, daß sie von unzureichenden logischen Gesichtspunkten aus sich nicht hinlänglich an die Natur ihrer Gegenstände anpaßt. Fassen wir uns kurz: dieses Gleichgewicht der Merkmale, welches wir eben schilderten, für die Bedingung der größten Vollkommenheit einer Art zu halten, ist die Meinung, auf die wir aus rein logischen Gründen kommen müssen, so lange uns eine sachliche Kenntniß fehlt, welche aus der wesentlichen Bestimmung der classificirten Gattung einen anderen Maßstab für den steigenden Werth ihrer Arten ableiten könnte. In der Natur der Dinge kann es liegen, daß eine Gattung M dazu bestimmt ist, eben jenes Gleichgewicht der Merkmale nicht festzuhalten, sondern durch Verminderung des einen und Uebersteigerung des andern in eine andere Gattung N überzugehen; dann werden ihre Arten um so vollkommener sein, je näher sie diesem Uebergange liegen, der sie ihrer eigenen Gattung entzieht. Diesen Gedanken einer zu erreichenden Bestimmung, durch welche die Gattungen über ihr eigenes Wesen fortwährend hinausgetrieben werden, findet man in die bedeutendsten Versuche natürlicher Classificationen tief verflochten; ich führe ihn deshalb absichtlich hier ein, um seine Bedeutung für die Logik, welcher er an sich ganz fremd ist, zu erwähnen. Von dem Begriffe des Triebes haben wir früher die Vorstellung der hervorbringenden Wirksamkeit, von dem des Zweckes die der Absicht abgesondert; wir sondern ebenso hier von dem Begriffe der Bestimmung die Vorstellung der Verpflichtung ab. Es entgeht Niemand, daß durch diese

Abtrennung der ganze eigenthümliche Sinn dieſer drei Begriffe ſich überhaupt verflüchtigt; aber eben dies iſt es, was wir beabſichtigen. Gar nicht jenen Begriff der Beſtimmung ſelbſt führen wir in die Logik ein, ſondern eben nur den des logiſchen Verhältniſſes, das ſeinem weſentlichen Inhalt zu Grunde liegt, und zu deſſen bildlicher Bezeichnung er ſelbſt, als ausdrucksvollſtes Beiſpiel, ſich unſerem Sprachgebrauch aufdrängt. Eine Beſtimmung nun, welche erreicht werden ſoll, unterſcheidet ſich von einem Endzuſtande, der nur thatſächlich durch eine Veränderung erreicht wird; dort enthält der Merkmalbeſtand, welcher das erreichte Ziel kennzeichnet, auch für alle früheren Stufen der Entwicklung den geſetzgebenden Grund für den Zuſammenhang der Merkmale und für die Richtung, in der ſie ſich verändern; ein Endzuſtand dagegen läßt möglich, daß die zu ihm führenden Vorgänge bunt abwechſelnd, rechtläufig und rückläufig, kreuz und quer verlaufen. Achtet man hierauf, ſo iſt es nicht mehr zweifelhaft, welchen rein logiſchen Sinn es hat, wenn wir von einer Beſtimmung ſprechen, welcher die einzelnen Gattungen ſich zu nähern haben. Bisher haben wir als das letzte geſetzgebende Formprincip, welches in einer Reihe von Arten herrſcht, den eigenen Gattungsbegriff M dieſer Arten angeſehen, und diejenige Art mußte dann die vollkommenſte ſein, welche dieſen Gattungsbegriff im ſchönſten Gleichgewicht ſeiner Merkmale darſtellt; jetzt hat eine der Logik urſprünglich fremde Betrachtung erinnert, daß es auch anders ſein kann, daß der wahrhaft beſtimmende Grund für die Bildung der Artenreihe von M nicht in dem Gattungstypus von M ſelbſt liegen muß, ſo daß man ihn in M entdecken könnte, wenn man dies M allein, in dem bloßen Beſtande ſeiner Merkmale, ins Auge faßt; daß vielmehr die Bildung dieſer Gattung ihre richtige Deutung erſt dann erhalte, wenn man ſie ſelbſt mit einer andern N, in welche ſie übergeht, und einer dritten L, aus welcher ſie durch ähnlichen Uebergang entſtanden iſt, endlich dieſe wieder mit ihren Vorgängern und Nachfolgern vergleicht; erſt aus dieſer Vergleichung ergebe ſich die Richtung, nach welcher innerhalb einer höheren Gattung Z, die jene alle, L M N, als Arten einſchließt, der Fortgang vom Unvollkommenen zum Vollkommenen ſtattfinde; in der Artenreihe jeder einzelnen Gattung M werden dann diejenigen Glieder die höchſten ſein, die am weiteſten in dem Sinne der Richtung fortgeſchritten ſind, in welcher ſich der ganze Typus

der Gattung M innerhalb der höheren Z nach dem vollständigsten Ausdruck dieses Z hin entwickelt. Es bleibt übrig zu zeigen, daß diese Gedankenreihe, auf welche wir jetzt durch einen äußerlichen Anstoß uns bringen ließen, ohnehin an dieser Stelle aus den einheimischen Bedürfnissen der Logik entspringt.

135. Aber dieser Nachweis ist kaum noch nöthig. Wir haben gesehen, daß wir den Allgemeinbegriff, der eine Anzahl Einzelner unter sich befaßt, nur aus der Vereinigung ihrer bleibenden und gemeinsamen Merkmale erzeugen konnten; dann: daß diese beständige Merkmalgruppe Bestandtheile von sehr verschiedenem Werthe enthalten konnte; um diejenigen auszusondern, welche nicht nur thatsächlich bleiben, sondern die bedingende Regel für die Fügung aller einschließen, mußten wir das gefundene Allgemeine mit anderen Allgemeinen vergleichen, Arten mit Arten; was dann in diesem größeren Wechsel dennoch fest bei einander blieb, das erschien uns als das wahre Wesen einer Gattung M, nach dessen mehr oder minder vollkommener Verwirklichung die Höhe der Arten von M abzumessen war. Aber dieses Verfahren hat keinen natürlichen Abschluß; dieselben Zweifel erneuern sich immer wieder; auch in dem Bestande des M werden die Merkmale ungleichwerthig sein; die maßgebenden wird man von den unwesentlichen nur unterscheiden, wenn man abermals M mit L und N vergleicht, aus dem gemeinsamen Bildungsgesetze, das in ihnen allen sich forterhält, die höhere Gattung Z bildet und den Werth von M L N sowohl als den ihrer einzelnen Arten nach dem Maße bestimmt, in welchem sie dies Bildungsgesetz Z verwirklichen, nicht aber nach dem Maße, in welchem jede Art nur das speciellere Gesetz ihrer eigenen nächsten Gattung zum Ausdruck bringt. Und dieser Fortschritt geht ins Endlose oder so weit, bis es uns gelungen wäre, ein höchstes Ideal A aufzufinden, welches diejenige Verknüpfungsweise des Mannigfachen darstellte, die allen Gattungen des Wirklichen und des Denkbaren als gemeinsame Pflicht obläge; aus diesem A würde sich eine classificatorische Entwicklung ableiten lassen, welche den ganzen Weltinhalt aus sich hervortriebe, und diese allein würde, wenn sie möglich wäre, die logische Bürgschaft dafür bieten, daß in der gesammten Artenreihe jede an den bestimmten Platz gerückt würde, der ihr durch den Grad, in dem sie das Wesentliche verwirklicht, zwischen allen ihren Verwandten zukäme. So führt diese Aufgabe

natürlicher Claſſification von ſelbſt über die vereinſamte Behandlung einer beſonderen Aufgabe zur ſyſtematiſchen Gliederung unſeres geſammten Denkinhaltes. Und dieſem Antriebe ſind in der That die bedeutendſten Verſuche immer gefolgt. Wollte man die aufſteigende Entwickelungsreihe der Pflanzen oder der Thiere darſtellen, oder die geſchichtlichen Ereigniſſe, denn auch auf das Geſchehen erſtreckt ſich der Anſpruch dieſer Denkform: immer mußte man ſich darüber rechtfertigen, warum man dieſen, nicht jenen Maßſtab für die Abſchätzung des zunehmenden Werthes der einzelnen Glieder befolgte, und immer fand man zuletzt dieſe Rechtfertigung nur in den allgemeinſten Anſchauungen über den Sinn alles Seins oder Geſchehens, die man ausdrücklich an die Spitze der ganzen Unterſuchung ſtellte, oder unausgedrückt als leitendes Princip hindurchfühlen ließ.

136. Die natürliche Claſſification, um mit dieſem hergebrachten Namen das nun geſchilderte Verfahren zuſammenzufaſſen, unterſcheidet ſich alſo von der combinatoriſchen oder künſtlichen durch die Berückſichtigung der gegenſeitigen Determination der Merkmale, die in jener nur nebenbei Beachtung fand, in der Geſtalt ihres Erfolges aber durch die Form der Reihe, deren Glieder nicht nur überhaupt nebeneinander geſtellt ſind, ſondern in beſtimmten Plätzen aufeinander folgend aus dem Umfang oder dem Herrſchaftsgebiet des einen Artbegriffes in das Gebiet eines andern hinüberleiten; dieſe Ordnung beginnt mit Gliedern, welche der logiſchen Beſtimmung des ganzen Syſtems am mindeſten entſprechen, und endigt mit denen, deren Merkmalbeſtand den vollſtändigſten und reichſten Ausdruck ihrer Erfüllung bildet. Doch iſt es nicht nothwendig, daß immer dieſer einfachſte Fall ſtattfinde, den wir hier annehmen, daß nämlich die Reihe nur eine Richtung habe. Zuerſt iſt in jeder einzelnen Art eine Variation einzelner Merkmale denkbar, durch welche das entſcheidende Gefüge der Art, für unſere Einſicht wenigſtens, in nichts geändert wird; dann ſind die verſchiedenen Beiſpiele dieſer Art gleichwerthig, und die Reihe nimmt hier eine Breite durch coordinirte Glieder an, ohne einen Fortſchritt in ihrer Länge zu machen. Ebenſo iſt es ferner möglich, daß eine Art M durch verſchiedene oder entgegengeſetzte Variationen mehrerer Merkmale nicht nur in eine nächſte Art N über-, ſondern in mehrere Arten N O Q auseinandergeht, denen ſie gleich verwandt iſt, und die für den Sinn der Geſammtentwicklung

gleichen Werth haben; dieſe werden dann zu Ausgangspunkten neuer Reihen, die entweder parallel fortlaufen oder irgendwie ſich ſpäter wieder mit der gemeinſamen Reihe verſchmelzen. So iſt die Form der natürlichen Claſſification im Allgemeinen die eines Gewebes oder Syſtems von Reihen, und nicht einmal der Gipfelpunkt dieſes Syſtems braucht eine ſtrenge Einheit zu ſein, denn ſelbſt für die vollendetſte Erreichung der logiſchen Beſtimmung bleibt die Möglichkeit verſchiedener völlig gleichwerthiger Formen.

137. Da die Gelegenheit es mit ſich bringt, erwähne ich noch zwei oft gebrauchte Begriffe, die hier eine logiſche Erläuterung finden können. Die neue Werthbeſtimmung der Arten, zu der wir zuletzt kamen, nach dem Maße, in welchem ſie ſich dem Ziele der Geſammtentwicklung nähern, ſchließt die frühere nicht aus, welche auf dem Gleichgewicht der Merkmale des nächſthöheren Gattungsbegriffs beruhte. Sie beſtehen beide nebeneinander, obwohl die eine der anderen Abbruch thut. Dieſer Widerſtreit wird in unſerer äſthetiſchen Würdigung der Erſcheinungen fühlbar. Jede Art, welche ihre eigene Gattung im feſten Gleichgewicht ihrer Merkmale darſtellt, macht uns den Eindruck des verhältnißmäßig oder in ſich ſelbſt Vollkommenen; ſie bildet den Typus der Gattung, welcher nicht die zureichende, aber die unerläßliche Bedingung der Schönheit des Schönen iſt und ſelbſt dem an ſich Häßlichen die formale Berechtigung erwirbt, als Häßliches in künſtleriſcher Darſtellung nebenher verwandt zu werden. Arten dagegen, welche dies Gleichgewicht der Merkmale zerſtören, indem ſie einem höheren Ziele ſich nähern, als innerhalb ihrer Gattung erreicht werden kann, gewähren uns den zweideutigen Eindruck des Intereſſanten, ähnlich den Diſſonanzen, durch welche wir nicht befriedigt, aber auf eine höhere Befriedigung vorbereitet werden. Ideal im Gegenſatz zu Typus würde die Erſcheinung bedeuten, in welcher das Gleichgewicht der Merkmale, welches dieſer verlangt, mit der größten Entwicklungshöhe in Bezug auf die logiſche Beſtimmung glücklich zuſammenfällt, eine Möglichkeit, welche logiſch nicht ausgeſchloſſen iſt, und welche die Kunſt vielleicht in einer ruhigen Erſcheinung, wahrſcheinlicher nur in einer Situation dieſer Erſcheinung wird verwirklicht finden oder verwirklichen können.

138. Man wird endlich fragen, wie nun die entwickelnde Claſſification zu jenem Schlußpunkt gelange, deſſen ſie bedarf, zu der Gewißheit

nämlich, jenes höchste Gesetz, die logische Bestimmung, richtig gefunden zu haben, welche innerhalb ihres gegebenen Gegenstandes oder innerhalb des ganzen Weltinhaltes herrschend ist. Darauf haben wir nur zu antworten, daß auf blos logischem Wege diese Gewißheit zu erreichen ganz unmöglich ist. Die Form der entwickelnden Classification ist, wie alle logischen Formen, selbst ein Ideal, welches von dem Denken verlangt wird, dessen Erfüllung aber, so weit sie möglich, nur von dem Erkennen geleistet werden kann. In der That liegt hier kein Ausnahmsverhältniß vor, welches dieser ersten unserer systematischen Formen zu ihren Ungunsten zur Last fiele. Auch das Urtheil schreibt uns eine Verbindung von Subject und Prädicat vor, die im Denken geleistet werden müsse, sobald der Gedanke sich in seiner Weise dem Verhalten des Gedachten anschließen wolle; so lehrt uns das hypothetische Urtheil: nur durch Hinzufügung einer Bedingung zu dem Subjecte S sei es möglich, ihm ein Prädicat P zuzuerkennen, welches nicht schon in dem eigenen Begriffe des S liege; aber die Logik lehrt nicht, welche Bedingung x nöthig sei, um diesem S dieses P zu erwerben; sie erwartet diese Ausführung ihrer Befehle von der Erkenntniß des jedesmaligen Sachverhaltes. Auch die Theorie der Syllogismen lehrt uns Folgerungen ziehen, wenn die Prämissen gegeben sind, aber sie gibt uns die Prämissen nicht und steht nicht für deren Wahrheit ein, es sei denn, daß sie selbst als Folgesätze aus anderen Prämissen entspringen können; diese letztern dienen dann als das dem Denken Gegebene und führen auf irgend eine Wahrheit schließlich zurück, die nicht wieder logisch ableitbar ist. Ebenso behauptet die natürliche Classification nur dies: jede Gruppe zusammengehöriger Mannigfaltigkeiten, und, da alles zusammengehört, zuletzt das ganze Reich des Wirklichen und des Denkbaren müsse als ein System von Reihen angesehen werden, in denen Begriff auf Begriff in bestimmter Richtung aufeinander folgt; aber diese Richtung selbst und das höchste in ihr treibende Princip aufzusuchen, überläßt sie den Mitteln der sachlichen Erkenntniß.

139. Nicht dieser Vorwurf, aber ein anderes Bedenken nöthigt uns zur Fortsetzung unseres Weges. Man wird es am leichtesten aus der systematischen Stellung der Classification verstehen. Als Anordnung von Begriffen entspricht sie zunächst unserem ersten Haupttheil, der Lehre vom Begriffe selbst; aber eben aus diesem mußten wir zur

Betrachtung der Urtheile übergehen, denn der gegebene Wechsel des Denkinhalts war nicht durch Begriffe allein zu fassen, im Gegentheil setzte der Begriff Verhältnisse seiner Merkmale voraus, deren Sinn erst im Urtheil klar zu machen war. Die Classification entspricht ferner der ersten Form der Urtheile, der kategorischen; wie in diesen das Subject seine Prädicate einfach hatte, annahm oder verlor, so erscheint hier der gesetzgebende höchste Begriff für sich allein als der Hervorbringer aller seiner Arten, als die Quelle, aus welcher sie emaniren: aber dem kategorischen setzte das hypothetische Urtheil gegenüber, daß aus einem Subject S allein keine Mannigfaltigkeit entspringt; ebenso werden alle Lehren der Emanation sich die Frage vorlegen müssen, welche zweite Bedingung ihr erstes Princip veranlaßt, sich überhaupt zu entwickeln, und woher ihm die Data kommen, gegen welche zurückwirkend es gerade diese, nicht andere Formen seiner Ausgestaltung annehmen muß. Ein ähnlicher Fortschritt steht uns auch hier bevor: wir können ihn noch in engerem Anschluß an die geschilderten Eigenheiten der Classification vorbereiten. Der künstlichen oder combinatorischen warfen wir vor, daß sie auf unmögliche Glieder führen könne, in der anderen entwickelnden achteten wir um so mehr auf die gegenseitige Determination der Merkmale und nahmen an, daß die Veränderung des einen auf die anderen zurückwirke, daß durch sie ein Begriff in den andern übergeht, daß eine Art dem Begriffe besser als eine andere entspricht. Dies heißt offenbar: der Begriff hängt in der Bildung seiner Arten nicht blos von sich selbst, bildlich gesprochen, von seiner Absicht, sondern zugleich von einer andern Macht ab, die darüber bestimmt, welche Verwirklichungen seiner Absicht möglich oder unmöglich, mehr oder weniger adäquat ausfallen. Diese Macht haben wir aufzusuchen.

140. Die Aufgaben des Denkens sind erst dann vollständig gelöst, wenn es Formen zur Auffassung alles desjenigen entwickelt hat, was ihm die Wahrnehmung als Gegenstand und Anregung seiner Thätigkeit darbietet. Die Classificationen genügen dieser Anforderung der Umfassung alles Inhalts nicht. Ihr natürlicher Gegenstand sind stets nur die ruhenden Bilder der Gattungen mit ihren festen Merkmalen, die wir zwar in den Wahrnehmungen als stehende Ausgangspunkte mannigfaltiger Beziehungen zu bemerken glauben, die aber weit entfernt sind, die ganze Fülle der Wahrnehmung auszumachen. In dieser

ſyſtematiſchen Gliederung, in welcher die Claſſification uns die einzelnen Gattungen geordnet darſtellt, kommen ſie in Wirklichkeit nicht vor; ſie erſcheinen nur, verwirklicht in unzähligen individuellen Beiſpielen, die durch Zeit und Raum zerſtreut, einem beſtändigen Wechſel veränderlicher Zuſtände an ſich ſelbſt und veränderlicher Beziehungen untereinander unterworfen ſind. Geben wir ſelbſt zu, daß die Natur jedes Gattungsbegriffs vollſtändig das Geſetz enthalte, nach welchem jedes ſeiner Beiſpiele ſich verhalten wird, *wenn* es in dieſe oder jene Beziehung eintritt, ſo liegt doch in demſelben Gattungsbegriff eben kein Grund für das, was wir hier hypothetiſch hinzufügen, weder für das Vorhandenſein jenes Beiſpiels da und zu der Zeit, wo es vorhanden iſt, noch für das Eintreten oder Nichteintreten dieſer Beziehung. Durch die Form der Claſſification umfaßt daher das Denken nicht alles, was es umfaſſen muß; auch das, was hier nur als eine beiläufige Reizung der allgemeinen Begriffe zur Erzeugung dieſer oder jener ihrer Arten erſcheint, muß als ein weſentlicher Theil in der Gliederung des Ganzen der denkbaren Welt beachtet werden.

141. Dieſe Betrachtung wird nicht dadurch widerlegt, daß nach einer früheren Bemerkung ſich allerdings die entwickelnde Claſſification nicht auf ruhende Gattungen des Seienden und des Denkbaren, ſondern auch auf den Fortſchritt des Geſchehens erſtrecken kann. Was das Geſchehen zum Geſchehen macht, das Werden des einen Zuſtandes aus dem andern, entzieht ſich auch hier, in den Verſuchen zu einer Entwickelung der Geſchichte, der logiſchen Thätigkeit ganz. Das Vergangene überlegend oder das Zukünftige vorausſagend, können dieſe Speculationen die Bilder gewiſſer Lagen aufſtellen, als augenblickliche Gleichgewichtszuſtände, die nach ihrer Annahme in dem Fluſſe des Geſchehens auf einander in feſtgeſetzter Reihe zu folgen beſtimmt ſind: allein wie es zugeht, daß dieſer Uebergang *geſchieht*, wiſſen ſie nicht zu ſagen. Auch dann nicht, wenn ſie die unvollendbare Arbeit übernehmen wollten, den Zwiſchenraum zwiſchen zwei ſolchen Gleichgewichtslagen in unzählige Stufen zu theilen: ſie würden von jeder derſelben, nachdem ſie erreicht iſt, zeigen können, daß ihr Begriff eine Vorſtufe des Begriffs der folgenden iſt; aber ſie würden nicht nachweiſen können, wodurch der wirkliche Inhalt dieſes Begriffes die Wirklichkeit des andern nach ſich zieht. Und außerdem muß man hinzubedenken, daß reine

Begriffe ſich nicht in Wirklichkeit vorfinden oder entwickeln, ſondern nur ihre Beiſpiele, deren jedes eine ſpecifiſche Beſtimmtheit aller ſeiner Merkmale beſitzt, welche ſein Allgemeinbegriff zwar zuläßt, aber nicht beſtimmt. Was daher in Wirklichkeit durch jenes Werden, das der Claſſification geheimnißvoll bleibt, entſtehen wird, entſteht überdies nicht aus dem Begriff der vorangehenden Stufe, ſondern aus dieſer beſtimmten Verwirklichung deſſelben, für welche jene Denkform ebenfalls kein Auge hat. Alle die Verſuche der alten und der neuen Zeit, den Weltinhalt auf dieſem Wege der Emanation aus einem Urbegriffe hervorgehen zu laſſen, unterliegen demſelben Mangel. Iſt jener Urbegriff in der That nur ein reiner Gedanke irgend eines Verhältniſſes, das zwiſchen noch ganz namenloſen Beziehungspunkten ſtattfinden ſoll, ſo können ſie aus ihm nur als Möglichkeiten, meinetwegen als nothwendige Forderungen gewiſſe ebenſo allgemeine Formen ableiten, die in einer zukünftigen Wirklichkeit ſo oder ſo auftreten müſſen; aber ſie haben kein Mittel, dieſes So oder So zu entſcheiden, und auch ſonſt kein Mittel zu zeigen, woher die gewünſchte Verwirklichung kommen werde. Nehmen ſie aber an, daß jener Urgedanke nicht zwiſchen ſo namenloſen, ſondern zwiſchen beſtimmt gearteten Beziehungspunkten von Haus aus beſtehe, und theilen ſie ihm ſelbſt den Anſtoß zur Entwickelung, der ihnen fehlt, als eine urſprüngliche Unruhe mit, die ihn zur Entfaltung ſeiner Conſequenzen nöthigt, ſo geſtehen ſie damit nur zu, daß die volle Geſtalt jeder neuen Entwickelungsſtufe nicht allein von dem Begriffe der vorigen, ſondern von der thatſächlichen und grundloſen ſpeciellen Geſtalt abhängig iſt, in welcher bereits dieſer Begriff der vorangehenden ſich verwirklicht hatte. Das heißt mit anderen Worten: ſie geben zu, daß neben ihrer kategoriſchen Entwicklung durch Emanation des Begriffs aus ſich ſelbſt noch eine andere Macht thätig iſt: ein hier ganz unbeachtet bleibendes Ganze geſetzgebender hypothetiſcher Beziehungen, welche gebieten, daß, wenn in einem gegebenen Begriffe die Merkmale thatſächlich einen beſtimmten Werth beſitzen, und wenn auf dieſe Merkmalgruppe beſtimmte Bedingungen einwirken, dann die Geſtalt des aus jenem folgenden neuen Begriffs, der neuen Emanationsſtufe, vollſtändig, aber auch dann erſt vollſtändig beſtimmt iſt. Vergleichen wir endlich dieſe Emanationslehre mit dem Verfahren der Subſumptionsſchlüſſe, ſo können wir kurz ſagen, daß ihr eben die

zweite Prämiſſe mangelt, durch welche jene aus dem allgemeinen Oberſatze den vergleichsweis ſpecielleren Schlußſatz erſt hervorbringen. Dieſe hier verſchwiegenen, nur vorausgeſetzten Nebengedanken hat die Logik ausdrücklich zu ergänzen: ſie reicht nicht mit einer Claſſification von Begriffen aus, ſondern muß auch den geſetzlichen Zuſammenhang der Urtheile aufweiſen, durch welche jene beſtimmende Kraft eines vorhandenen Merkmals auf dasjenige ausgeſprochen wird, welches aus ihm entſtehen ſoll.

142. Es iſt aber nicht nöthig, die Claſſification nur in ihrem Ungenügen zur vollſtändigen Auflöſung der Denkaufgabe zu ſchildern; ſie muß zur Erreichung ihres eigenen beſchränkteren Zieles dieſelben verſchwiegenen Vorausſetzungen machen. Jeden der Gattungsbegriffe, welche ſie anordnet, ſetzt ſie nothwendig aus Merkmalen zuſammen, welche auch in anderen vorkommen. Denn alle Mühe, eine Stufenleiter der Gattungen L M N zu bilden, wäre verloren, wenn L Merkmale hätte, die nur in ihm, aber ſonſt in der Welt nicht erhört wären, und M und N ſich durch gleiche Originalität auszeichnen wollten. Die Merkmale müſſen vielmehr wie überall bereitliegende Bauſteine angeſehen werden, die hier ſo, dort anders zubehauen, ein vergleichbares Material darſtellen, aus deſſen verſchiedenartiger Verwendung allein die verſchiedenen Gebäude der Begriffe entſtehen. Nun ſpricht aber die entwickelnde Claſſification von einer wechſelſeitigen Determination derjenigen Merkmale, welche in demſelben Gattungsbegriffe M vereinigt ſind; die Aenderung des einen zieht Aenderungen des andern nach ſich; der Fortſchritt dieſer Aenderungen erzeugt nicht nur die einzelnen Arten der Gattung M, ſondern führt über ſie ſelbſt auch zur Gattung N hinaus. Welchen Regeln kann dieſe beſtimmende Macht des einen Merkmals über das andere folgen, wenn nicht ſolchen, die eine allgemeingültige Beziehung zwiſchen den Naturen dieſer Merkmale enthalten, eine Beziehung, welche, da die gegebenen Merkmale ſelbſt über den einzelnen Gattungsbegriff M hinaus Geltung haben, auch von dieſem Begriffe M unabhängig ſein müſſen? Von dem, was dieſe allgemeinen Geſetze des Zuſammenhanges der Merkmale zulaſſen oder verbieten, iſt daher die Bildung, die Möglichkeit und Unmöglichkeit der einzelnen Arten von M, zuletzt die von M ſelbſt durchgängig bedingt. Mithin, um auch nur ihre eigene Aufgabe zu erfüllen, ſetzt die Claſſi-

fication der Begriffe ein Reich von Urtheilen oder allgemeinen Geſetzen voraus, nach denen ſich die Zuläſſigkeit, die Art der Verbindung und die gegenſeitige Determination aller Merkmale richtet, die in dieſem oder in jedem beliebigen andern Gattungsbegriffe vereinigt werden ſollen.

143. Ich habe hier einen ſcheinbaren Widerſpruch zu erwähnen, deſſen Beſeitigung dieſe Vorbetrachtung zum Schluſſe bringen wird. Dieſe gegenſeitige Abhängigkeit eines Merkmals vom andern verlangten wir ſchon einmal, bei der Form der Proportion; damals berichtigten wir uns dahin, daß nicht zwiſchen zwei Merkmalen überhaupt eine conſtante Beziehung beſtehe, ſondern der Maßſtab ihrer Wechſelwirkung erſt durch die Natur des Ganzen, an dem ſie vorkommen, oder durch den Begriff dieſes Ganzen gegeben werde. Hier nun ſcheinen wir dies zu widerrufen; in Wahrheit beſtätigen wir es. Denn eben dies wird uns jetzt deutlich, daß der Inhalt jenes Begriffes, dem wir dort die entſcheidende Macht übertrugen, in nichts beſteht, als in einer Anzahl von Merkmalen, deren jedes einzeln weiter reicht als dieſer Begriff ſelbſt, und die in ihm auf beſtimmte Weiſe verbunden ſind. Zwiſchen dieſen Merkmalen ſind, wie wir ſahen, verſchiedene Beziehungen möglich; es kann kommen, daß die Vorſtellung des einen die des andern einſchließt; dann wird an jedem Subject, dem das erſte zukommt, auch das andere ſich einfinden; es kann ſein, daß zwei Merkmale als conträre und contradictoriſche Glieder eines ihnen Gemeinſamen einander ausſchließen, und dann ſind ſie an keinem denkbaren Subject vereinbar; zwiſchen dieſen äußerſten Fällen liegen mittlere, in denen, ohne eine ähnliche logiſche Begründung, uns die Wahrnehmung zwei Merkmale thatſächlich verbunden zeigt, aber der Werth des einen nicht überall einen gleichen Werth des andern bedingt. Dieſen Fällen galt unſere frühere Bemerkung; der Grund nun, der dieſen Spielraum verengt und die Proportion genau feſtſtellt, nach welcher ſich in jedem einzelnen Subject zwei Merkmale determiniren, liegt in der gleichzeitigen Gegenwart aller übrigen Merkmale, in ihren Werthen und in ihrer Verbindungsweiſe. Was an dem Verhältniß jener zwei unentſchieden war, wird entſchieden durch die Verhältniſſe derſelben zu allen übrigen; wo den verſchiedenen Gleichungen, durch welche man dieſe ſich ausgedrückt denken kann, nur ein einziger Werth jedes der Merkmale genugthut, iſt die Bildung des Ganzen vollſtändig beſtimmt; wo die Anzahl der

Gleichungen hierzu nicht genügt, bleibt dies Ganze theilweis noch unbeſtimmt und ſtellt einen allgemeinen Begriff dar, in welchem es noch verſchiedene mögliche Arten gibt. Der Allgemeinbegriff iſt es daher allerdings, der ſeinen untergebenen Arten die Proportion beſtimmt, in der je zwei Merkmale einander determiniren; aber er thut dies nur kraft der geordneten Summe ſeiner übrigen Merkmale und ſo weit dieſe ſelbſt als beſtimmtwerthige gegeben ſind. In der That iſt hierauf unſer Verfahren immer begründet geweſen. Wenn wir claſſificirend aus einem Gattungsbegriffe ſeine Arten entwickeln wollten, haben wir ſtets annehmen müſſen, einige ſeiner allgemeinen Merkmale ſeien der Reihe nach ſo oder anders beſtimmt; dann erſt folgte die Beſtimmtheit der übrigen, durch die das Bild einer Art im Unterſchied von der andern vollendet wurde. Daß aber dieſe erſte Beſtimmtheit ſtattfand, welche die andere nach ſich zog, war in dem Gattungsbegriff ſelbſt nur eine Möglichkeit, deren Verwirklichung unabhängig von ihm durch unſer Denken geſetzt wurde.

144. Ziehen wir dieſe Betrachtungen zuſammen, ſo können wir ſagen: jedes Einzelne und jede Art einer Gattung iſt das, was ſie iſt, durch das Zuſammenwirken der vollſtändigen Summe ihrer Bedingungen; dieſe Bedingungen aber beſtehen darin, daß eine Anzahl von Elementen oder Merkmalen, welche auch getrennt von einander ſein könnten, thatſächlich in einer beſtimmten Verbindung gegeben ſind, neben der auch andere Verbindungen derſelben denkbar ſind, und Größenwerthe beſitzen, außer denen ſie auch andere haben könnten. Aus dieſer gegebenen Vereinigung der Bedingungen folgt nach allgemeinen Geſetzen, die über die Beziehungen jener Elemente gelten, dieſes ganz beſtimmte Ergebniß; aus einer Veränderung dieſer Bedingungen jenes andere anders beſtimmte. Jedes dieſer Ergebniſſe läßt ſich, nachdem es da iſt, mit anderen vergleichen und ſich ihnen als Art den Arten beiordnen oder als Art der Gattung unterordnen; aber man muß dieſen Begriffen, die wir bisher als den Schlüſſel zum Verſtändniß des Gefüges ihrer Unterthanen betrachten, nicht eine andere geheimnißvolle Macht der Geſetzgebung zutrauen außer der, kurze Ausdrücke für eine beſtimmte Vereinigung trennbarer Beſtandtheile zu ſein, deren an ſich nach allgemeinen Geſetzen überall gleichartige Wechſelwirkung durch dieſe Vereinigung zu dieſen, durch eine andere zu anderen Folgen führt.

145. Die Umkehrung der gesammten logischen Auffassung, welche in diesen Betrachtungen liegt, ist deutlich; sie tritt in der modernen Wissenschaft als die logische Form der erklärenden Theorie der Form der Classification gegenüber, welche einseitig das Alterthum beherrschte. Ich überlasse der angewandten Logik alles, was über die Methoden zu sagen ist, welche diese Wendung unserer Gedanken zur Ausführung ihrer Aufgabe erzeugen muß, und beschränke mich hier auf die kurze Hervorhebung der Züge, durch welche sich die logische Auffassung des Weltinhalts, wenn sie im Sinne dieser Theorien erreicht wäre, von jener der Classification unterscheiden würde. Es ist vor allem nicht mehr von einer kategorischen Emanation alles Denkbaren und Wirklichen die Rede, welches aus irgend einem Anfangspunkte, nur getrieben von dem dort enthaltenen Plane einer Entwicklung, aber ohne Beihülfe anderer Bedingungen hervorginge; die Form der Wissenschaft wird wesentlich hypothetisch. Sie erzählt nicht, was ist und geschieht, sondern sie bestimmt, was sein und geschehen muß, wenn bestimmte Bedingungen gegeben sind; ob dagegen überhaupt und in welcher Reihenfolge oder Verknüpfung diese Bedingungen vorkommen, diese Frage schließt sie aus dem logischen Gebiet aus und überläßt sie der erfahrungsmäßigen Erkenntniß, welche diese Thatsachen als Anwendungsbeispiele der Theorie herbeibringen wird. Ich lasse ferner hier dahingestellt, auf welche Weise sich diese Theorie der allgemeinen Gesetze bemächtigt, nach welchen sie entscheidet, daß überall, wo ein bestimmter Kreis von Bedingungen gegeben sein möchte, nur eine bestimmte Folge und keine andere entstehen müsse; es reicht jetzt hin zu bemerken, daß sie überhaupt von diesem Gedanken eines Gesetzes ausgeht, welches die bestimmte Folge einer bestimmten Bedingung allgemein feststellt. Das will sagen: überall, wo die Bedingung $a + b$ sich findet, folgt aus ihr nur c, und die Natur des Gegenstandes, an dem $a + b$ vorkommt, hat nicht die Macht, dieser Bedingung unmittelbar eine andere Folge zu geben, als dieses c; sie kann dies nur, sobald außer $a + b$ sich in ihr noch andere Bedingungen $a + d$ vorfinden, deren Zusammenwirken mit $a + b$ gleichfalls nach einer allgemeinen Nothwendigkeit, die von der Natur dieses Gegenstandes ganz unabhängig ist und für jeden andern ebenso gelten würde, die Veränderung von c in γ befiehlt. In diesem neuen Erfolge γ ist dann die Wirksamkeit des Gesetzes, welches

c an a + b knüpfte, nicht aufgehoben, ſondern unverändert mit enthalten; denn für ſich allein würde a + d nicht γ, ſondern δ erzeugt haben.

Auf der Grundlage dieſer allgemeinen Geſetze beruht der mechaniſirende Charakter, den dieſe Theorien ſich ſelbſt zum Ruhme anrechnen, von ihren logiſchen Gegnern als Tadel angerechnet erhalten. Der Neigung, welche eine Reihe von Erſcheinungen organiſch, wie man ſagt, aus dem Sinne eines Gedankens herleiten will, der ſich in ihnen entwickle, treten ſie mit der Behauptung gegenüber, der bloße Sinn, der ſich entwickeln will, erzeuge nichts, ſondern alles ſei nur, ſobald die vollſtändige Summe der Bedingungen gegeben ſei, von der es nach allgemeinen Geſetzen als nothwendige Folge abhänge; als Ergebniß dieſer Bedingungen allein müſſe man es betrachten, und die Erklärung beſtehe nur darin, ein Gegebenes in ſeiner ganzen vollſtändigen Beſtimmtheit als die unvermeidliche Folge der Anwendung allgemeingeltender Geſetze auf eben ſo beſtimmte gegebene Umſtände aufzuweiſen. Mit dieſer logiſchen Geſinnung, die wir am meiſten ausgeſprochen in den mechaniſchen Naturwiſſenſchaften finden, ſind die erklärenden Theorien dem Gebrauch und der Aufſuchung allgemeiner Gattungsbegriffe ſowie dem Unternehmen von Claſſificationen abgeneigt; ſie würden eine Erſcheinung ſo lange für nur wahrgenommen, aber unbegriffen anſehen, als ſie ſich nur auf die Eigenthümlichkeit, durch die ein Begriff ſich gegen den andern abſchließt, und nicht auf die Vorſchriften eines allgemeinen Bedingungsrechtes zurückführen ließe, das für allen Denkinhalt und alles Wirkliche gleichmäßig verbindlich iſt; ihr Stolz beſteht darin, der Gattungsbegriffe und ihrer Stellung in einem Claſſenſyſtem nicht zu bedürfen, ſondern zu zeigen, daß man mit jeder Erſcheinung, wohin ſie auch ihrem Sinn nach gehören möge, fertig werden könne, ſobald man die Summe der in ihr verbundenen Beziehungspunkte kenne; denn alles, was iſt, ſei lediglich ein Beiſpiel deſſen, was da werden muß, wenn die allgemeinen Geſetze auf dieſe oder jene beſtimmte Gruppe gegebener Elemente angewandt werden. Und ſelbſt mit dem kann die erklärende Theorie ſich nicht begnügen, was man als äußerſtes Zugeſtändniß ihr zuweilen entgegenſtellt: alles folge zwar allgemeinen Geſetzen, aber jedes Gebiet der Wirklichkeit doch ſeinen eigenen, und die Geſetze des Lebendigen, des Geiſtigen ſeien andere als die des Unlebendigen und Materiellen. Selbſtverſtändlich iſt es freilich, daß die-

jenigen speciellen Geſetze, welche ſich, als nächſthöhere allgemeine Regeln, am engſten an den Inhalt und die Geſtalt gegebener Erſcheinungen anſchließen, verſchieden ſind je nach der Verſchiedenheit der Subjecte, deren Verhalten ſie ausdrücken; aber nur zwei Welten, die einander nichts angingen und aus deren einer keine Wirkungen irgend welcher Art in die andere hinüberliefen, könnten auf zwei höchſten, von einander unabhängigen, Geſetzen beruhen; wer von Einer Welt ſpricht, welche jene verſchiedenen Gruppen ſich entwickelnder Dinge und Ereigniſſe einſchließe, muß von Einem für alles Wirkliche gültigen Geſetze oder Einem zuſammengehörigen Geſetzkreiſe ausgehen, aus dem alle ſpeciellen Geſetze der verſchiedenen Gebiete als particulare Fälle hervorgehen, ſobald man ihm nacheinander, als eine Reihe verſchiedener zweiter Prämiſſen, die Bedingungen unterordnet, durch welche ſich die Naturen der in den einzelnen Gebieten wirkſamen Subjecte unterſcheiden.

146. Gemäß der Theilung der Aufgaben, die ich mir vorgenommen, habe ich in der letzten Darſtellung noch keines der Mittel der Unterſuchung erwähnt, deren die erklärende Theorie ſich bedient, theils um jene allgemeinen Geſetze zu finden, denen ſie jeden zuſammengehörigen Kreis von Inhalt unterwirft, theils um in der Mannigfaltigkeit des Gegebenen das innerlich Zuſammengehörige ſelbſt erſt zu entdecken, das eine gemeinſame Unterordnung unter dieſelben Oberſätze verträgt oder fordert. Ich behielt es der angewandten Logik vor, mit größtmöglicher Freiheit der Bewegung dieſe Anſtrengungen zu verfolgen; die ſyſtematiſche Ueberſicht der Denkhandlungen, deren Abſchluß wir uns nun nähern, hatte nur die Geſtalt ins Auge zu faſſen, welche die erklärende Theorie dem Zuſammenhange alles Denkbaren zu geben wünſcht, und welche, wenn es gelänge, ſie in der That allem Denkbaren zu geben, als das erreichte letzte Ziel aller Beſtrebungen des Denkens erſcheinen würde. Und damit eben drücke ich, nicht die allgemeine, aber die herrſchende Ueberzeugung der Gegenwart aus. Faſt nur in der Form der erklärenden Theorie bewegen ſich die wiſſenſchaftlich thätigen Kräfte unſerer Zeit; das ſpät erſt zur Klarheit gekommene Bewußtſein des in ihr zu befolgenden Grundſatzes unterſcheidet mächtig alle moderne Wiſſenſchaft von der des Alterthums und des Mittelalters, die von ihr entwickelten Methoden der Unterſuchung bilden den werthvollen Schatz, durch welchen die Erkenntnißkunſt der neuen Zeit die der antiken

Philoſophie überflügelt. Daß gleichwohl die Ueberzeugung, mit dieſer Form des Denkens am Ende aller Wünſche zu ſein, nicht allgemein iſt, beweiſt der unabläſſige Widerſtand, der ihrer ausſchließlichen Herrſchaft über alles Denkbare entgegengeſetzt wird. Betrachten wir dieſen Widerſtand zuerſt in den kenntlichen Geſtalten, die er in der Geſammtheit unſerer Weltauffaſſung annimmt, ſo werden wir den Reſt rein logiſchen Bedürfniſſes aus ihnen ablöſen können, welchen die erklärenden Theorien unbefriedigt zurücklaſſen.

147. Am deutlichſten tritt die äſthetiſche Abneigung künſtleriſch geſtimmter Gemüther gegen die Behauptung hervor, nur allgemeinen Geſetzen ſei alles Seiende unterworfen, und jedes Einzelne nur das, was es nach dieſen Geſetzen werden mußte, wenn Bedingungen, die ſich auch anders hätten fügen können, in einer beſtimmten thatſächlichen Form ſich zuſammengefügt haben. So meint man die Schönheit des Schönen nicht faſſen zu können; nur dann ſcheint ſie von Werth, und das zu ſein, was ſie iſt, wenn die Endgeſtalt, die wir bewundern, das Ergebniß einer einheitlichen Macht iſt, aus der ſie zwar auch als unvermeidliches Ergebniß, aber nicht nur als ſolches, ſondern als die Erfüllung und Erſcheinung eines lebendigen Triebes hervorgeht; ſie ſchiene unverſtändlich zu werden, wenn ſie nur der Glücksfall einer Harmonie zwiſchen zufällig zuſammengerathenen Beſtandtheilen wäre. Ich habe anderswo zu zeigen verſucht, daß dieſer Einwand der Aeſthetik verfehlt iſt, wenn er dazu übergeht, die allgemeine Macht der erklärenden Theorie oder des Mechanismus zu leugnen. Zufällig iſt im Sinne dieſer Theorie das Zuſammenkommen der verſchiedenen bedingenden Elemente niemals; es iſt überall die nothwendige Folge der vorangegangenen Weltzuſtände; ſo führt nach rückwärts uns dieſe Ueberlegung entweder zu irgend einer Combination der Elemente, die wir als den Anfangszuſtand der Welt anſehen; und nichts hindert dann die Annahme, in dieſer Combination, die denkbar auch eine andere hätte ſein können, habe der bewundernswürdige Keim der Schönheit gelegen, deſſen einheitliche Macht, durch allen mechaniſchen Zuſammenhang der Folgezuſtände hindurchwirkend, die Schönheit der einzelnen Erſcheinungen als einzelne Zeugniſſe ſeiner ſelbſt hervortreibe. Oder wenn wir den ſchwierigen Gedanken eines Anfangszuſtandes vermeiden wollen, ſo hindert uns nichts, in einem beliebigen Zeitpunkt einen Durchſchnitt gleichſam

durch die Breite des Weltlaufs zu legen und anzunehmen, daß die Combination aller in gleichem Augenblick in ihm wirksamen Kräfte, eben weil sie diese ist und keine der andern denkbaren, die sie hätte sein können, den einheitlichen Grund aller jener einzelnen Schönheiten bildet. Diese Annahme würde alles einschließen, was unser ästhetisches Gefühl für nothwendig hält, um die Würde der Schönheit zu sichern; sie würde nur den Ort etwas verändert haben, in welchem sie jene einheitlich treibende Macht fände; nicht mehr ganz auf sich beruhend läge diese Macht in dem einzelnen Schönen; sie führe zwar fort in ihm selbst wirksam zu sein, doch nur als Nachwirkung eines Allgemeinen, das alle Einzelheiten durchdringt. Diese Verschiebung des Ursprungs der Schönheit aber widerstrebt den Bedürfnissen der Aesthetik nicht; anderseits die mechanische Theorie, da sie irgend einen gegebenen Thatbestand voraussetzen muß, an dem sich die Folgerichtigkeit der allgemeingesetzlichen Entwicklung vollzieht, hat kein Interesse, ihn lieber sinnlos als sinnvoll, lieber unvernünftig als vernünftig, lieber als Grund eines zwecklosen, denn als den eines zweckmäßig zusammenstimmenden Weltlaufs zu denken. Eins aber liegt gleichmäßig in jener Forderung der Aesthetik und in diesem Zugeständniß der erklärenden Theorie: die zweiten Prämissen, welche wir den allgemeinen Gesetzen unterordnen und durch die wir die Thatbestände bezeichnen, auf welche sich die Aussprüche der Gesetze anwenden sollen, können nicht so zufälliger Herkunft sein, wie sie uns allerdings erscheinen, wenn wir, in der Untersuchung eines einzelnen Inhaltsgebietes begriffen, sie aus ihrem Zusammenhang untereinander gerissen haben; sie selbst müssen systematisirt werden und Glieder eines Ganzen bilden, des Ganzen, welches alle wirklichen Anwendungsobjecte jener allgemeinen Gesetze umfaßt. Nicht in hypothetischer Form sollen die Untersätze unserer Weltbetrachtung eine Menge unzusammenhängender Möglichkeiten denken, deren jede, *wenn* sie einträte, in Folge der allgemeinen Gesetze zu einem bestimmten Erfolge führen würde, sondern assertorisch müßten sie jede einzelne dieser Möglichkeiten, die eintritt, von denen, die nicht eintreten, als ein berechtigtes, an bestimmte Stelle gehöriges Glied der geordneten Gesammtreihe des Wirklichen vorführen.

148. Theils bestätigt theils weiter umgeformt wird diese Forderung in Folge metaphysischer Bedenken. Denn was hieße es doch, auf

der einen Seite ein Reich allgemeingültiger Geſetze annehmen, auf der andern eine Summe von Wirklichem, das ſich ihnen fügt, wenn zwiſchen dieſen beiden kein weiteres Verhältniß ſtattfände und dieſe Unterwerfung begreiflich machte? Und worin anders könnte dieſe Unterwerfung beſtehen, als darin, daß das Verhalten, welches jene Geſetze vorſchreiben, von allem Anfang an eine thatſächliche Eigenſchaft alles Wirklichen ſelbſt, ein conſtantes Merkmal deſſelben iſt neben den verſchiedenen oder veränderlichen Merkmalen, durch die ſich ein Wirkliches vom anderen unterſcheidet? Niemals läßt ſich doch eine Wahrheit *anwenden*, wie wir zu ſagen pflegen, auf einen Inhalt, der ihr nicht von ſelbſt entſpricht; jede Anwendung iſt nur die Anerkennung, daß das, was wir anwenden wollen, die eigene Natur deſſen iſt, in Bezug auf welches die Anwendung ſtattfinden ſoll. Conſtante Merkmale nun, weil ſie in jedem Wirklichen vorkommen, laſſen ſich aus einer beſchränkten Anzahl von Beobachtungen gewinnen, und da ſie nun in unſerem Denken als Erwartungen, die ſich beſtätigen werden, den weiteren Beobachtungen vorangehen, ſo erſcheinen ſie leicht als etwas, was auch der Natur der Sache nach in ſelbſtändiger Geltung dem vorangehe, woran es ſich für uns aufs Neue beſtätigen wird; daher jener wunderliche Sprachgebrauch, der die allgemeinen Geſetze als für ſich herrſchende Mächte anſieht, denen alles Wirkliche, woher es auch kommen und was es immer ſein mag, ſpäterhin ſich zu unterwerfen genöthigt iſt. Vermeiden wir nun dies Mißverſtändniß und verknüpfen wir, was wir an ſeine Stelle ſetzen, mit dem, was aus unſerem äſthetiſchen Bedürfniß floß, ſo verlangen wir jetzt als den einzigen und einheitlichen Gegenſtand unſeres Denkens ein Seiendes, welches, nicht in Folge eines noch höheren Geſetzes, ſondern weil es das iſt, was es iſt, zugleich der Grund der allgemeinen Geſetze iſt, nach denen es überall ſich verhalten wird, und zugleich der Reihenfolge der einzelnen Wirklichkeiten, die nachher uns ſich dieſen Geſetzen unterzuordnen ſcheinen werden. Ich beabſichtige nicht, dieſen Gegenſtand hier zu erſchöpfen, und gehe über manche Schwierigkeiten hinweg, deren einige wir ſpäter innerhalb dieſer logiſchen Unterſuchungen ſelbſt, andere im Zuſammenhange der Metaphyſik zu erwägen haben werden; es genügt mir, die logiſche Gedankenform zu verfolgen, welche das Streben nach Befriedigung des geſchilderten Bedürfniſſes ſuchen müßte.

149. Sie wird nicht mehr ganz die des früheren Schluſſes ſein. Das allgemeine Geſetz, welches in dieſer der Oberſatz voranſtellte, wird als latentes, ſtillſchweigend überall mitgedachtes, aufhören, dieſe ausgezeichnete Stelle des weſentlich beſtimmenden Gliedes einzunehmen; an ſeine Stelle tritt die allgemeine Natur des in der Welt ſich entwickelnden Geſammtinhalts. Und dieſe Natur wird nicht aufgefaßt als der ruhende Inhalt einer Idee, der fremder Bedingungen bedürfte, um in Bewegung zu gerathen, ſondern als begriffen in einer Bewegung, die mit zu dem gehört, was dieſer Inhalt iſt, und ohne die er nicht ſein würde, was er iſt; in jedem Augenblick aber iſt die einzelne Geſtalt, welche dieſer bewegte Inhalt annimmt, abhängig von ſeinem bleibenden Sinne und der bleibenden Richtung ſeiner Bewegung einerſeits, und von dem beſtimmten Orte oder dem beſtimmten Ergebniß ſeiner Entwicklung, zu dem er bis dahin, nicht durch fremde Bedingungen, ſondern durch ſeine eigene Bewegung gekommen iſt. Es würde nicht unmöglich, ſondern nur weitläufig ſein, den weſentlichen Sinn dieſer Vorſtellungsweiſe auszudrücken, ohne den Begriff der Bewegung einzumiſchen; wir würden auf die Forderung einer Idee kommen, unter welcher alle Wirklichkeit als das Syſtem ihrer Arten und Unterarten befaßt iſt; aber die Unterſchiede und die Rangordnung dieſer Arten würden nicht nach unabhängig von jener Idee vorgefundenen Merkmalen und deren Modificationen beſtimmt; ſie ſelbſt vielmehr würde den Grund des Vorhandenſeins dieſer Merkmale, der möglichen Eintheilungen derſelben und der Werthordnung der ſo entſtehenden Varietäten, mithin den ganzen Grund ihrer eigenen claſſificatoriſchen Gliederung in ſich ſelbſt enthalten. Am kürzeſten faſſen wir uns in die Formel: die geſuchte Denkform ſolle nur *einen* Oberſatz für alle ihre Schlüſſe haben, und dieſer die Bewegung des geſammten Weltinhalts ausdrücken; die veränderlichen Unterſätze aber laſſe ſich dieſer Oberſatz nicht anderswoher geben, ſondern erzeuge ſie ſelbſt als die nach ſeiner eigenen Conſequenz nothwendigen und vollſtändigen Variationen ſeines Sinnes, und laſſe ſo in geordneter Reihe die unendliche Anzahl der Schlußſätze hervorgehen, die zuſammengenommen die entwickelte Wirklichkeit bilden, welche der Oberſatz in Geſtalt eines entwickelungsfähigen Princips gedacht hatte.

150. Man kann nicht ſagen, daß der Trieb, das Ganze unſerer

Gedankenwelt nach dieſem Muſter zu gliedern, dem unbefangenen Lauf unſeres Denkens fremd ſei; er iſt vielmehr zu allen Zeiten wirkſam geweſen, und jedesmal, wenn in mehr oder minder vollkommener Form ſich eine Weltbetrachtung nach der mechaniſchen Weiſe der erklärenden Theorien entwickelte, iſt er dieſer in der immerwiederkehrenden Forderung einer Auffaſſung der Welt und aller Dinge als einer lebendigen Entwicklung gegenübergetreten. Denn das Lebendige iſt die Erſcheinung, in der wir die Erfüllung der gemachten Anſprüche vollkommen verwirklicht zu ſehen glauben; ſo wie hier der urſprüngliche Typus des Organismus zur wirkenden Macht wird, die ſich ſelbſt die Anreize und die Bedingungen ihrer folgerechten Entwicklung erzeugt, ſo ſollte das Ganze der Welt von innen heraus ſich die Gelegenheiten hervorbringen, die zur allmählichen Verwirklichung ſeines Geſammtinhaltes als nothwendige Bedingungen gehören. Was an dieſem Glauben an die ſelbſtändige Entwicklung des einzelnen Lebendigen irrig iſt, braucht hier nicht berührt zu werden; genug, daß es auf ausdrucksvolle Weiſe uns das zu ſein ſcheint, was wir ſuchen. An dieſes Bild hat ſich auch ſtets die Lehre angeſchloſſen, die zum letzten Mal in unſerer Zeit ſich ausdrücklich zu dem Streben bekannte, aus der Einheit einer ſich ſelbſt entwickelnden und die Bedingungen ihres Fortſchritts ſich ſelbſt erzeugenden Idee die Geſammtheit des Weltinhaltes entſtehen zu ſehen. Denn nicht ſelbſt wollte dieſe Philoſophie Hegels, nicht als unterſuchendes und überlegendes Subject, nicht durch die Mittel eines verſtändigen oder discurſiven Denkens, durch Unterordnung ſelbſtändiger zweiter Prämiſſen unter allgemeine Oberſätze, eine Ableitung des Weltinhaltes aus jenem einen Princip vollbringen; nur zuſehen wollte ſie, wie aus eigener Triebkraft der Idee dieſe Entwicklung erfolgt. Und für dieſes anſchauende, im urſprünglichen Sinne des Wortes ſpeculative Denken glaubte ſie in der dialektiſchen Methode die Leitung gefunden zu haben, welche in jedem Falle dem Blicke des Schauenden die wahre Richtung nach der ſich vollziehenden Entwicklung gibt. Ich beharre darauf, in dieſer Ueberſicht der logiſchen Formen noch von den Ausführungsmaßregeln zu ſchweigen, durch welche ihre Anwendung auf den denkbaren Inhalt geſichert werden kann, und ich überlaſſe deshalb, was von jener Methode als Methode zu ſagen iſt, einem ſpäteren Zuſammenhange; aber zur Bezeichnung dieſer letzten Geſtalt, die wir allem Denkinhalt

zu geben wünschen, eigne ich mir den Gegensatz zwischen Speculation und erklärender Theorie an und nenne die Form des speculativen Denkens dies dritte Glied, mit welchem die Reihe der alles umfassenden systematischen Denkformen endet.

151. Und doch fühle ich, daß ich nicht ganz so kurz abschließen darf; auf eine schon früher gemachte Bemerkung muß ich noch einmal zurückkommen. Alle Denkformen, die wir betrachten, sind Ideale; sie bezeichnen die Endgestalten, welche das Denken dem geringeren oder größeren Inhalte seiner Betrachtung zu geben wünscht, oder geben zu können wünscht, um durch ihn, durch den Nachweis der Zusammengehörigkeit alles Zusammenseienden, in seinem eigenen Streben befriedigt zu sein; alle diese Ideale verlieren nichts an ihrer Gültigkeit dadurch, daß es dem menschlichen Wissen nicht gelingt, ihnen jeden gegebenen Inhalt zu unterwerfen. Nicht in jedem Erscheinungskreis sind wir vielleicht im Stande, die allgemeinen Gesetze zu entdecken, die ihn beherrschen, und wenn wir sie entdeckt hätten, gelänge es uns vielleicht nicht, jeden Einzelfall ihnen so unterzuordnen, daß die Nothwendigkeit einer gegebenen Folge daraus einleuchtete. Aber wir würden unsere Forschungen nach dieser Richtung nicht rastlos fortsetzen, wenn wir nicht überzeugt wären von der allgemeinen Geltung dieses Princips der erklärenden Theorie und davon, daß die Gültigkeit desselben unabhängig von der Möglichkeit bestehe, sie mit den Mitteln unserer Erkenntniß an jedem denkbaren Inhalte zu bewähren. Vielleicht ist die Form des speculativen Denkens noch ungünstiger gestellt; vielleicht reichen überhaupt die Bedingungen, die dem menschlichen Denken gestellt sind, nicht dazu hin, um auch nur in wenigen, auch nur in einem Falle wirklich auszuführen, was hier angestrebt wird: immer wird auch dieses Ideal in verbindlicher Kraft bleiben und die Gestalt bezeichnen, durch welche, wenn man sie ihm geben könnte, der Gesammtinhalt der Gedankenwelt alle Ansprüche des Denkens voll befriedigen würde. Ihre berechtigte Stelle in der systematischen Reihe der Denkformen hat daher auch diese; daß sie zugleich das Endglied der Reihe ist, bedarf eines Beweises nicht: sie hat keine unverbundene blos zusammenseiende Mannigfaltigkeit übrig gelassen, sondern alles in jene Zusammengehörigkeit verbunden, deren Nachweis das beständige Ziel alles Denkens war. Zugleich aber weist sie über das logische Gebiet hinaus. Der erklärenden

Theorie konnte es noch ſo vorkommen, als beſäße ſie in allgemeinſten Geſetzen, die das Denken aus ſich allein erzeugt, einen Rechtsgrund, um über das Verhalten des Wirklichen im voraus zu entſcheiden; die Speculation leugnet dieſe Berechtigung nicht, aber indem ſie alles, die Macht dieſer allgemeinen Geſetze ſelbſt, die Richtung, welche die Entwicklung des Weltinhaltes nimmt, und die Einzelformen, welche in Folge dieſer beiden in jedem Augenblicke das Wirkliche annimmt, einzig und allein in der Natur des Inhalts eines höchſten Princips begründet ſein läßt, deutet ſie an, daß die endliche Erfüllung alles logiſchen Strebens nicht durch neue logiſche Formen, ſondern nur durch ſachliche Erkenntniß deſſen möglich ſein würde, was ſie als höchſtes ſich ſelbſt entwickelndes Princip vorausſetzt.

Zweites Buch.

Vom Untersuchen.

(Angewandte Logik.)

Vorbemerkung.

152. So sehr sind wir gewöhnt, unsere Gedankenwelt in Gegensatz zu einer äußeren Wirklichkeit zu setzen, daß nur eben diese scheint gemeint sein zu können, sobald von einem Gegenstande die Rede ist, auf welchen die Formen unseres Denkens Anwendung finden sollen. Die Erinnerung an die Naturwissenschaften, die einen so großen Ausschnitt an dem wissenschaftlichen Gesichtskreis der Gegenwart einnehmen, bestärkt uns in dieser Meinung; die andere Erinnerung an Mathematik und Jurisprudenz ist geeignet, sie zu erschüttern. Aus der äußeren Wirklichkeit empfängt die Mathematik weder ihre Gegenstände noch die Methoden ihrer Bearbeitung; nur Anlässe gibt ihr das von dorther Kommende, ihre Untersuchung nach dieser oder jener Richtung zu wenden; aber die wahren Objecte ihrer Betrachtung sind immer nur die Gebilde, welche unsere Anschauung oder unser Denken in sich selbst vorfindet oder erzeugt, und an welche die Erscheinungen der Außenwelt, immer nur annähernd, uns erinnern; und ihre Beschäftigung besteht darin, nach Gesetzen der Beurtheilung, die ebenfalls keiner äußern Erfahrung entnommen sind, die unzähligen denknothwendigen Folgen zu entwickeln, die aus den mannigfaltigen möglichen Combinationen jener inneren Gebilde entspringen. Und kurz ist diese Entwicklung nicht; von selbst, so daß es nur der zuschauenden Aufmerksamkeit bedürfte, entrollen sich diese Consequenzen nicht; zu allen Zeiten hat sich vielmehr die Logik an die gleichalterige Mathematik gewandt, um Beispiele feiner, tiefsinniger und wirksamer Untersuchungsmethoden zu finden. Der Jurisprudenz gaben allerdings die Verhältnisse der irdischen Wirklichkeit, in welche der Mensch mit seinen Bedürfnissen und Ansprüchen verwickelt ist, die Veranlassung der Entstehung; aber zu ordnen sucht sie diese Wirklichkeit und unsere Beziehungen zu ihr durch Satzungen, die, ob-

wohl der Natur gegenüber Erzeugniſſe der Willkür, dennoch die nothwendigen Folgen von Ideen des Rechts und der Billigkeit ſind, Folgen einer ſeinſollenden Wahrheit, die nur in unſerem Geiſte ſelbſt ihre Heimat hat. Nichtsdeſtoweniger iſt auch hier logiſcher Scharfſinn beſtändig beſchäftigt, immer genauer und untadelhafter den Zuſammenhang der einzelnen gefundenen Folgerungen unter einander und mit jenen höchſten Principien darzulegen, aus denen ſie fließen. Beide Wiſſenſchaften beweiſen mithin, daß die Logik, um Gegenſtände ihrer Anwendung zu haben, ſich nicht an eine äußere Wirklichkeit zu wenden braucht, daß ſie übergenug Arbeit findet, wenn ſie den Zuſammenhang des Denkbaren und Denknothwendigen durchforſcht, daß endlich die innere Welt unſerer Vorſtellungen ausgedehnt genug iſt, um unbekannte Gegenden zu enthalten, die mit den Mitteln einer geordneten Unterſuchung noch zu entdecken ſind.

153. Mit dieſer Vorſtellungsweiſe kann man ſich nun zu den Naturwiſſenſchaften zurückwenden. Gegenſtand unſerer Forſchung wird auch die vorausgeſetzte Außenwelt doch nur ſo weit, als ſie auf irgend einem Wege, der uns hier nichts angeht, zu einer Welt von Vorſtellungen in uns geworden iſt; wir betrachten, zergliedern und unterſuchen nicht jenes Unſichtbare, das außer uns liegen mag, ſondern das ſichtbare Bild, das ſich von ihm in unſerem Bewußtſein entwirft. Welche geſetzlichen Zuſammenhänge wir auch immer, als Ergebniß einer langen Arbeit, zwiſchen den unbekannten Beſtandtheilen dieſes unbekannten Aeußern glauben annehmen zu müſſen: alle dieſe Behauptungen gründen ſich doch immer auf die Beziehungen, die zwiſchen den Inhalten unſerer Vorſtellungen entweder ein für allemal beſtehen, oder verſuchsweiſe wechſeln. Was auch immer die hervorbringenden Urſachen dieſes Wechſels ſein mögen, die Geſetze, nach denen er erfolgt, können wir immer nur aus ſeinem Inhalt ſelbſt, aus der Reihenfolge erkennen, in der beſtimmte Vorſtellungen in unſerem Bewußtſein auf beſtimmte folgen, aus der beſtändigen Verknüpfung einiger, der Unvereinbarkeit anderer. Auch für die Betrachtung der Außenwelt reicht es daher hin, ſie zunächſt als eine irgendwie in uns begründete Vorſtellungswelt anzuſehen; gleichviel, ob die Erſcheinungen, die uns umgeben, einer wirklichen Welt äußerer Dinge entſprechen, oder ob ſie Erzeugniſſe einer ſchöpferiſchen, von unbekannten Antrieben geleiteten Einbildungskraft

in uns selbst sind, die Entdeckung des Zusammenhanges zwischen ihnen wird immer dieselben Methoden der Untersuchung nöthig machen. Diese Auffassung wünsche ich, bei dem Uebergang zur angewandten Logik, festgehalten zu sehen. Sie soll indessen nur hier, am Anfang, die systematische Stellung der folgenden Betrachtungen bezeichnen; innerhalb dieser selbst thun wir der gewohnten Vorstellungsweise keinen Zwang an; möge man immerhin die Anstrengungen des Denkens hier auf eine wirkliche Außenwelt bezogen denken; nur wenn man findet, daß auf das Verhältniß dieser Welt zu unserem Vorstellen noch gar keine Rücksicht genommen wird, möge man hiervon die Rechtfertigung in dem Inhalt dieser kurzen Vorbemerkung finden.

Erſtes Kapitel.

Die Formen der Definition.

154. Innere Zuſtände, Empfindungen und Vorſtellungen, Gefühle und Strebungen, laſſen ſich nicht nach der Weiſe von Stoffen überliefern, die ablösbar von dem erſten Beſitzer und fertig von Hand zu Hand gereicht werden; wir theilen ſie nur mit, indem wir das Gemüth des Andern unter Bedingungen verſetzen, unter denen er genöthigt ſein wird, ſie von neuem ſelbſt in ſich zu erfahren oder zu erzeugen. Geradezu auf Herſtellung äußerer Bedingungen der Wahrnehmung würden wir angewieſen ſein, wenn es ſich um die erſte Mittheilung eines noch unbekannten Inhalts handelte, der zu einfach wäre, um durch Denken erzeugt, oder zu verwickelt, um durch daſſelbe erſchöpft zu werden. Hätte die Seele des Andern noch nie Licht geſehen, Töne gehört oder ſinnlichen Schmerz empfunden, ſo bliebe uns nur übrig, ſein Auge in den Bereich einer Lichtquelle zu bringen, Schallwellen auf ſein Ohr zu leiten und durch einen auf ſeinen Körper ausgeübten Reiz ihn das Wehgefühl erleben zu laſſen, das wir ſelbſt auf keine andere Weiſe kennen gelernt hatten. Wünſchen wir ihm eine noch ihm unbekannte Perſon kenntlich zu machen, ſo wird die Beſchreibung der zahlloſen kleinen Merkmale, die ſie von anderen unterſcheiden, immer unſicher ſein, aber der hinweiſende Finger wird ihm genau diejenige zeigen, die wir meinen. Daß überall da, wo ſie überhaupt anwendbar iſt, dieſe unmittelbare Hinweiſung auf den Gegenſtand ſelbſt oder auf eine ähnliche Abbildung deſſelben nützlich bleibt, bedarf nur dieſer Erwähnung. Für die Fragen aber, welche uns hier angehen, machen wir eine doppelte weitere Vorausſetzung: zuerſt die eines reichlichen Beſitzes früherer Erlebniſſe, die denen gemeinſam ſind, zwiſchen welchen eine Mittheilung ſtattfinden ſoll, dann die einer für beide Theile verſtändlichen Sprache,

mit deren einzelnen Worten, in großer Ausdehnung wenigstens, das Bewußtsein beider dieselben einzelnen Vorstellungsinhalte verknüpft. Durch die Reihenfolge der gesprochenen Worte rufen wir dann in der Erinnerung des Andern die mit ihnen verbundenen Vorstellungen in derjenigen Ordnung hervor, die für ihn die innere Bedingung ist, das Mitzutheilende in seinem eigenen Bewußtsein zu erzeugen oder zu erfahren.

155. Auch diese Mittheilungsform schließt noch manches ein, was unsere logische Betrachtung nur nebenher beachten kann. Poesie und die Beredsamkeit des Lebens suchen beide auf diesem Wege nicht nur Vorstellungsgebilde mitzutheilen; sie rechnen darauf, daß an diese vorgeführten Bilder sich Gefühle der Lust und Unlust, der Billigung und Mißbilligung, der Begeisterung und des Abscheus anknüpfen werden. Die Wirkungen, die sie so erzeugen, sind mächtig, aber unsicher. Denn für die blos vorstellende Auffassung von Thatbeständen zwar sind die verschiedenen Seelen gleichmäßig genug organisirt und ihre allgemeinen Gewohnheiten des Wahrnehmens ändern sich nicht; in der Schätzung der Gefühlswerthe dagegen, die wir dem Wahrgenommenen beilegen, macht sich nicht nur die ursprüngliche Verschiedenheit der geistigen Temperamente, sondern auch die Veränderlichkeit der augenblicklichen Stimmung geltend, die von dem eben Erlebten abhängig ist. Schon den wirklichen Thatsachen kommen daher Verschiedene mit sehr ungleicher Empfänglichkeit entgegen; noch weniger können wir hoffen, durch die stets unvollständige Erinnerung, welche an diese Thatsachen die Rede zu erwecken vermag, in Andern genau dieselbe Gemüthsbewegung wieder zu erzeugen, in die sie uns versetzt hatten. Inwieweit kunstvolle Lenkung des Vorstellungslaufs und wohlabgemessener sprachlicher Ausdruck die Zweideutigkeit des Erfolgs zu mindern dienen, mögen Poetik und Rhetorik lehren; unsere eigene Aufgabe beschränken wir enger auf die Mittheilung nur dessen, was in uns aus einem Zustande, den wir leiden, sich schon zu einer Vorstellung abgeklärt hat, die wir fassen: der Gedanken also, nicht der Gefühle und Stimmungen.

156. Die Sicherheit auch dieser Mittheilung scheint dadurch gefährdet, daß dieselben Worte doch nicht immer dem Sprechenden und dem Hörenden dasselbe bedeuten. Gibt es doch, noch abgesehen von später entstandenem Gleichklang ursprünglich verschiedener Wurzeln, in

jeder Sprache der Worte viele, die mehrere ſehr verſchiedene Gegenſtände bezeichnen; allerdings in Folge einer Aehnlichkeit, die dieſe Dinge untereinander haben, aber doch einer Aehnlichkeit, die nicht immer dem, welcher ſich der überlieferten Worte bedient, noch eben ſo bemerklich iſt, wie dem erſten Urheber ſo übertragener Bedeutungen. Und ſelbſt diejenigen Namen, mit denen alle daſſelbe bezeichnen, verbürgen nicht eine gleiche Auffaſſung des Bezeichneten in allen; die beſonderen Umſtände, unter denen jeder Einzelne zur Kenntniß der Sache kam, der eigenthümliche Standpunkt, von dem aus er ſie zuerſt ins Auge faßte, die Verknüpfung mit anderen, in der er ſie fand und aus welcher er ſie löſen mußte, geben ſeiner Anſicht von ihr eine eigenthümliche Färbung und machen ihn zu anderen Folgerungen geneigt, als derjenige erwartete, der durch Nennung des gemeinſchaftlich gebrauchten Wortes dem Gedankengang eine beſtimmte Richtung zu geben dachte. Es iſt unmöglich, dieſe Thatſachen zu leugnen, gefährlich, ſich ganz ſorglos über ſie hinwegzuſetzen, aber doch auch ungeſchickt, ſie zu übertreiben; der Verkehr des Lebens beweiſt hinlänglich, in wie ausgedehntem Umfange trotzdem die Sprache zu voller Verſtändigung über die verſchiedenſten Gedanken hinreicht. Gewiß werden Vorſtellungen übrig bleiben, deren genaue Mittheilung ſchwierig iſt; aber beſtänden dieſe Schwierigkeiten nicht, ſo hätte es ja keinen Werth, Regeln zu ſuchen, nach denen durch paſſende Benutzung unzweideutiger Worte die Zweideutigkeit anderer zu beſeitigen und ihr Inhalt identiſch für jeden Mitſprechenden feſtzuſtellen iſt. Dem freien Scharfſinn des Mittheilenden bleibt hier überlaſſen zu beurtheilen, welche Worte für zweifellos genug gelten können, um andere zu erläutern; aber wie weit man auch das Bedürfniß noch empfinden mag, in dieſem Geſchäft zurückzugehen und zuvor die Mittheilungsmittel eindeutig zu machen, deren man ſich bedienen will: immer wird man nur zwei Wege betreten können, den der Abſtraction und den der Conſtruction.

157. Wir verdeutlichen den Inhalt eines Begriffes M durch **Abſtraction**, indem wir zuerſt auf eine Anzahl bekannter Beiſpiele hinweiſen, in deren jedem M mitgedacht wird, dann aber von dieſen Beiſpielen das abzuſondern befehlen, was zu dem mitzutheilenden Inhalte des M nicht gehört. Auf dieſem Wege ſind urſprünglich alle unſere allgemeinen Begriffe und Vorſtellungen entſtanden; die einen,

indem das Gemeinsame vieler Eindrücke sich von selbst zum Gegenstand einer neuen gesonderten Vorstellung heraushob, die anderen, indem eine nachdenkende Aufmerksamkeit diesen Vorgang mit Absicht leitete. Und auf denselben Weg kommen wir alle im Falle des Bedürfnisses zurück; der logisch Ungebildete, wenn er, die alte Klage des platonischen Sokrates, die Frage, was er unter M verstehe, nur mit den Beispielen beantwortet, in denen er M mitdenkt, dem Fragenden aber die Mühe überläßt, ihr Gemeinsames, von dem die Rede sein sollte, von Nichtzugehörigem zu sondern. Aber auch der logisch geschulte Verstand verfährt nicht anders; wie sauber auch der Ausdruck, den er dem Allgemeinen gibt, nur dessen eigenen Inhalt, ohne Erinnerung an einzelne Beispiele, enthalten mag: gewonnen ist doch dieser Ausdruck durch eine in der Stille ausgeführte Vergleichung vieler Einzelfälle. Nur diese Vergleichung lehrt uns, welche Merkmale des M vollständig bestimmt sein müssen, damit der Ausdruck seines Begriffs alles ausschließe, was ihm fremd ist; welche anderen Merkmale man unbestimmt zu lassen hat, um in M alles einzuschließen, was ihm als Beispiel zugehört; nur die Thatsache endlich, daß Beispiele überhaupt sich finden lassen, überzeugt uns davon, daß dies M, um dessen Feststellung wir uns bemühen, einer Feststellung fähig ist, daß es eine Aufgabe bedeutet, die im wirklichen Vorstellen sich auflösen läßt, nicht ein Hirngespinst widersprechender Bestandtheile, deren Vereinigung man zwar in Worten fordern, aber in der That nicht ausführen kann.

158. In jedem Falle bleibt es daher nützlich, diesen Weg der Abstraction zu betreten und Begriffsbestimmungen, die man auf andere Weise gefunden hätte, wenigstens nachträglich durch Aufweisung ihrer Beispiele zu beglaubigen. Ausschließlich anwendbar ist dies Verfahren überall, wo es sich um Festsetzung der einfachsten Begriffe handelt, die einem zusammengehörigen Kreise von Vorstellungen zu Grunde liegen. Sie kann man nur aufweisen, indem man von ihren bekannten Anwendungsbeispielen alles abzieht, was nicht zu ihrer Bedeutung gehört, aber man kann sie niemals aus Bestandtheilen zusammensetzen, welche sie nicht besitzen. Die auf diesen unmöglichen Zweck verschwendete Mühe endet immer mit dem fehlerhaften Cirkel, der unter den Mitteln, die er zum Aufbau brauchen will, eben das, was aufzubauen war, ganz und vollständig, wenn auch versteckt unter fremdartigen Bezeichnungen,

vorausſetzt. So ſind in unſerer Vorſtellung des Werdens ohne Zweifel die Vorſtellungen des Seins und des Nichtſeins als zwei zuſammengehörige Beziehungspunkte verbunden; wer aber das Werden als Einheit beider beſtimmen wollte, würde nicht zum Ziele kommen. Er würde zuerſt verpflichtet ſein, die beſtimmte Bedeutung feſtzuſtellen, die hier die an ſich ſehr vieldeutige Bezeichnung der Einheit haben ſoll. Sie kann nicht das bloße Zuſammenſein der beiden Vorſtellungen des Seins und des Nichtſeins in demſelben Bewußtſein meinen, denn zu offenbar iſt das Werden der Inhalt einer Beziehung, die zwiſchen den Inhalten beider ſtattfindet. Vereinigen wir aber Sein und Nichtſein an irgend einem mit ſich identiſchen Subject als zugleich und in gleicher Weiſe gültige Prädicate, ſo erreichen wir nicht das Werden, ſondern ſehen uns blos der Unmöglichkeit gegenüber, dieſe ſich widerſprechende Aufgabe im Denken wirklich auszuführen. Trennen wir darum Sein und Nichtſein des Subjects wieder und laſſen das eine von ihm gelten, wenn das andere nicht gilt, ſo ſchließt auch dieſer Wechſel das Werden nicht ein; es fällt zwiſchen beide Zeitpunkte und liegt in keinem von beiden. Man wird daher beide wieder aneinander rücken; aber ſo lange ſie außereinander bleiben, wird auch das Werden außer ihnen liegen; man wird es nur erfaſſen, wenn man es weder im Sein noch im Nichtſein, noch in einer ruhenden Einheit beider, ſondern nur in dem Uebergang von einem zum andern ſucht. In dieſer Vorſtellung des Ueberganges aber, oder in jeder anders ausgedrückten, die man ihr ſubſtituiren möchte, wird man, nur unter anderem Namen, den weſentlichen Sinn unſerer Vorſtellung vom Werden wiedererkennen. Völlig eigenartig, wie ſie iſt, kann daher dieſe Beziehung zwiſchen Sein und Nichtſein nur durch ſich ſelbſt gedacht, nur aus den Beiſpielen, in denen ſie mitgedacht wird, abgeſondert, aber nicht durch Zuſammenſetzung aus Vorſtellungen, in denen ſie noch nicht enthalten wäre, erzeugt werden. Ganz dieſelben Betrachtungen gelten von den gleich einfachen Begriffen des Seins, des Wirkens, des Vorſtellens, der Bejahung, der Verneinung; und ganz in der dargeſtellten Weiſe beſtimmt die euklidiſche Geometrie die Fläche als Grenze des Körperraums, die Linie als Grenze der Fläche, den Punkt als Grenze der Linie, indem ſie jedesmal die einfachere Vorſtellung, deren Auffaſſung ſchwieriger iſt, durch Abſtraction des nicht zu ihr Gehörigen aus der zuſammengeſetzteren

finden lehrt, welche der Anschauung näher liegt oder eben vorher bestimmt worden ist.

159. Das entgegengesetzte Verfahren würde den Namen der Construction ganz nur dann verdienen, wenn es ihm gelänge, aus einer bestimmten Anzahl eindeutiger Theilvorstellungen durch eine Reihe gleichfalls eindeutig bestimmter Denkhandlungen, die es an ihnen vorzunehmen befähle, den mitzutheilenden Inhalt vollständig zusammenzusetzen. Fast nur die mathematischen Begriffe und einige, die aus den Anwendungen der Mathematik entspringen, Begriffe, die als Erzeugnisse unseres Denkens nur enthalten, was dieses in ihnen vereinigt hat, sind dieser Behandlung wirklich fähig. Sie sind es, weil die Theilvorstellungen, die zu dem gemeinten Ganzen gehören, sich vollzählig angeben lassen und weil nicht blos jede derselben, sondern auch jede der Verbindungsweisen, die zwischen mehreren stattfinden sollen, außer der qualitativen Beschaffenheit, durch die sie sich von andersgearteten unterscheidet, auch noch die Angabe des Maßes gestattet, durch welches sie von andern ihres Gleichen unterscheidbar ist. Nichts bleibt daher hier unbestimmt, was bestimmt sein sollte; und wer der gegebenen Anweisung folgt, muß vor seinem Bewußtsein das zu erzeugende Bild mit demselben Grade der Individualität oder Allgemeinheit entstehen sehen, mit welchem der Mittheilende es zu überliefern strebte. Beziehen sich dagegen unsere Mittheilungswünsche auf Gegenstände der Wirklichkeit, so begegnen sie bekannten Schwierigkeiten. Nicht aus einer begrenzten Anzahl von Beziehungspunkten, die man in Verbindungen von ebenso begrenzter Zahl zu bringen hätte, sondern aus unzähligen Theilvorstellungen besteht das Vorstellungsbild eines wirklichen Gegenstandes; und diese Theilvorstellungen sind unvergleichbar, so weit sie verschiedenen Sinnen angehören, selbst die gleichartigen aber nur durch allgemeine Namen zu bezeichnen, genauen Maßbestimmungen schwer zugänglich, die Verbindungen endlich zwischen allen diesen Elementen unübersehbar, überhaupt wahrnehmbar nur so weit sie in äußerlicher, räumlichzeitlicher Anordnung bestehen, und auch dann wegen mangelnder Kenntniß eines durchgreifenden Bildungsgesetzes auf keinen zusammenfassenden Ausdruck zurückzubringen. Solcher Fülle gegenüber schwächt sich die Construction zur Beschreibung ab. Diese, wenn sie ihre Aufgabe versteht, wird sich zuerst bemühen, die großen Umrisse des

ganzen mitzutheilenden Inhaltes feſtzuſtellen, ſei es, daß ſie dies noch durch eine einfache Conſtruction leiſtet, oder daß ſie von bekannten ähnlichen Inhalten als Gleichniſſen ausgeht und durch nachträgliche Veränderung und Verſchiebung, durch Hinwegnahme einzelner und Hinzufügung anderer Züge aus dieſen den Grundriß ihres mitzutheilenden Bildes zu Stande bringt. In ihn wird dann die Fülle der Einzelmerkmale eingetragen, niemals vollſtändig, denn ſie pflegt unermeßlich zu ſein, ſondern mit geſchickter Auswahl derjenigen, von denen zu hoffen, daß ihre Erwähnung die Aufmerkſamkeit ſogleich beſtimmen wird, auch die unerwähnten aus eigener Erinnerung zu ergänzen. Wie große Wirkungen prägnanteſter Anſchaulichkeit die Poeſie auf dieſem Wege erzeugt, bedarf nur dieſer Erinnerung; ebenſo deutlich aber iſt die Unſicherheit dieſes Erfolges. Die Ergänzungen des Nichterwähnten fallen in jedem andern Gemüth anders aus; wäre es ausführbar, die verſchiedenen Geſammtanſchauungen ſichtbar zu machen, welche dieſelbe Beſchreibung in verſchiedenen Hörern erweckt, ſo würden ihre Abweichungen die Unzulänglichkeit jeder Beſchreibung zur Begründung beſtimmter auf ſie zu ſtützender Folgerungen beweiſen. Für wiſſenſchaftliche Zwecke bedarf daher die Beſchreibung eine Regelung ihres Verfahrens, welche ſie in der Definition findet.

160. Man pflegt zur Definition eines Begriffes M die Angabe ſeines nächſthöheren Gattungsbegriffs G, des genus proximum, und die des charakteriſtiſchen Merkmals d, der differentia specifica, zu verlangen, durch welche ſich M von andern Arten des G unterſcheidet. Durch die Forderung des Gattungsbegriffes G wird der willkürliche und launenhafte Gang der Beſchreibung eingeſchränkt; ihr ſtand es frei, an jedem beliebigen Punkte ihres Gegenſtandes zu beginnen und ihm, nach welcher Richtung ſie immer wollte, die übrigen Punkte nach und nach anzureihen, wenn ſie ſich nur zutrauen durfte, am Schluſſe ihres Verfahrens das deutliche Bild des Gemeinten zu liefern. Ohne die Anwendung vieler Allgemeinbegriffe würde indeſſen auch ſie nicht zum Ziele kommen; anſtatt dieſe nun willkürlich zu wählen, verlangt die Definition, daß man von demjenigen Allgemeinen ausgehe, in welchem der größte Theil der zu leiſtenden Conſtructionsarbeit ſchon fertig und vollzogen vorliegt, und welches, durch einen eindeutigen Namen ſprachlich bezeichnet, in jedem Bewußtſein als eine bekannte Anſchauung

vorausgesetzt werden kann, geeignet als Grundriß für die Einzeichnung der Einzelmerkmale zu dienen, durch welche das mitzutheilende Bild vollendet wird. Bezeichnet man uns ein noch nie gesehenes Geschöpf als Vogel, so gibt dieser Allgemeinbegriff uns mit einem Male die deutliche Vorstellung einer Anzahl untereinander auf charakteristische Weise verknüpfter Glieder und zugleich der besonderen Art der Beweglichkeit und des lebendigen Gebrauchs, zu dem sie dienen; in diesen Grundriß tragen wir leicht die weiteren besonderen Merkmale ein, denn er selbst bestimmt die Stellen, an die jedes gehört. Wir würden dagegen nie eine gleich deutliche Vorstellung des unbekannten Geschöpfes erhalten, wenn wir sie aus den Urbestandtheilen zusammensetzen sollten; endlos würde die Arbeit sein, alle verschiedenfarbigen Punkte seiner Gestalt nach Lage und dem Maß ihrer Verschiebbarkeit aufzuzählen, so daß daraus auch nur das anschauliche Sinnesbild derselben entstände; noch endloser wäre es, an dies Bild die Eigenthümlichkeiten der Lebensweise und des Benehmens zu knüpfen, die alle, wenn nicht zur Anschauung, so doch zur Vorstellung des zu schildernden Thieres gehören. Man begreift also den Werth der Abkürzung, welche durch den Ausgang von einem als bekannt annehmbaren Allgemeinbegriffe entsteht; man begreift ebenso, daß nun zum Ausgangspunkt nicht mehr irgend ein höheres Allgemeine, sondern ausdrücklich nur das genus proximum zu wählen ist, welches sich durch den Bestand und die Verbindung seiner Merkmale am engsten an den zu definirenden Begriff anschließt und mithin für jede der letzten Determinationen, die diesen endgültig bestimmen, den Punkt, an welchem, und die Art, in welcher sie anzubringen ist, eindeutig vorschreibt. Von einem höheren Allgemeinen als von diesem ausgehend, würden wir nicht nur die noch zu leistende Arbeit wieder vermehren, auf deren Abkürzung die Definition zielte, sondern auch den Erfolg gefährden. Denn eine ganze Reihe weiterer Merkmale würden wir jetzt hinzufügen müssen, um auf dem weiten Wege von jenem unbestimmteren Allgemeinen bis zu unserem speciellen Gegenstande herab alles Fremdartige auszuschließen, und jedes neue Merkmal würde eine neue Fehlerquelle öffnen, denn kaum ausführbar ist es, die Art und Weise, in der jedes sich den früheren anschließen soll, völlig genau zu bestimmen, ohne sich auf eine Anschauung zu berufen, die man hierüber in jedem Bewußtsein schon voraussetzen darf.

Wir würden daher auf dieſem Wege jenes genus proximum in der Beſtimmtheit und Sicherheit nicht wieder erzeugen, in welcher wir es, ſogleich ſeinen Namen nennend, in der Erinnerung hervorrufen können, und deren es bedarf, um als Grundriß für die Einzeichnung der letzten Charakteriſtik des mitzutheilenden Begriffes zu dienen. Was wir ſo erreichten, würde mehr oder weniger ein Räthſel ſein. Denn wenn wir Räthſel aufgeben, verfahren wir ſo: an ein ſehr unbeſtimmtes Allgemeine, an ein Etwas überhaupt befehlen wir unmittelbar Prädicate anzuknüpfen, die nur an einem ſehr beſtimmten Einzelſubject vereinbar ſind, und überlaſſen nun dem Scharfſinn, dies Subject oder zunächſt das genus proximum zu finden, welches dieſe Vereinbarkeit begründet.

161. Bisher galt uns die Definition als methodiſche Beſchreibung. Sollte ſie dies bleiben, ſo müßte ſie von M vollſtändig die Modificationen $p^1\ q^1\ r^1$ angeben, in welchen M die allgemeinen Prädicate P Q R ſeiner Gattung G enthält. Anſtatt dieſer Vielheit verlangt die gewöhnliche Vorſchrift der Definition nur die Bezeichnung des einen Merkmals d, der ſpecifiſchen Differenz, durch die ſich M von allen andern Arten der Gattung G unterſcheidet. Die Definition ſtellt ſich hiermit offenbar eine beſchränktere und darum ausführbarere Aufgabe als die Beſchreibung; ſie will nicht mehr den ganzen Gehalt des M poſitiv darſtellen, ſondern nur das Kennzeichen namhaft machen, durch welches M von allem ſich abgrenzen läßt, was nicht M iſt; hierauf beruhen die Namen definitio und ὁρισμός, beide nur Abgrenzung des einen vom andern verlangend. Und hierauf muß in der That die allgemeine Aufgabe der Definition beſchränkt werden. In den weiteren Anwendungen des Denkens macht ſich allerdings der Trieb geltend, nicht nur zu unterſcheiden, ſondern das Unterſchiedene vollſtändig zu erkennen; dann macht man geſteigerte Anſprüche an die Definition; dann will man als ſpecifiſche Differenz nur eines jener wirklich artbildenden Merkmale zulaſſen, deſſen Vorkommen einen entſcheidenden Einfluß auf die Modificationen hat, in welchen auch alle übrigen, von der Definition verſchwiegenen Merkmale des Allgemeinen G dem Definiendum M zukommen. Dieſe hohen Forderungen ſind jedoch ganz nur am Ende einer Unterſuchung erfüllbar, welche uns M völlig kennen gelehrt hat und darum die Aufgabe übrig läßt und möglich macht, einen abſchlie-

fenden und claſſiſchen Ausdruck ſeines Inhalts feſtzuſetzen. Aber außer dieſer gibt es nicht minder dringliche andere Aufgaben; für den Beginn einer theoretiſchen Unterſuchung, die eine Anzahl von M gültiger Sätze noch finden will, für ein praktiſches Verhalten, das an ein gegebenes Verhältniß M ihm angemeſſene Folgen knüpfen ſoll: für beide iſt es von äußerſter Wichtigkeit und iſt zunächſt auch nur dies von Wichtigkeit, daß unzweideutig und leicht erkennbar der Umfang jenes M abgegrenzt werde, von welchem die zu behauptenden Sätze oder die zu treffenden Entſcheidungen gelten ſollen. Hierzu reicht jedes Merkmal d, auch das unbedeutendſte hin, ſobald es nur wirklich ein ausſchließliches Kennzeichen des M iſt. In dem erſten Falle, dem einer theoretiſchen Unterſuchung, wird dann der weitere Fortgang dieſer ſelbſt entweder den Grund kennen lehren, welcher die Gültigkeit einer Reihe von Sätzen an dies unſcheinbare Merkmal d knüpft, oder er wird zeigen, daß deren Geltung weitere oder engere Grenzen hat, d folglich nicht die paſſende Charakteriſtik ihres Subjectes war. In dem anderen praktiſchen Falle wird man vorher, da wo es ſich noch de lege ferenda handelt, die ganze volle Bedeutung eines Rechtsverhältniſſes zu erwägen haben, von dem das zu gebende Geſetz gelten ſoll; wer aber die lex lata auszuführen hat, verlangt mit Recht, daß eben dieſe Vorerwägung ihr die Geſtalt einer Definition gegeben habe, die nicht durch das tiefſinnigſte, ſondern durch das am leichteſten erkennbare Merkmal d die Fälle, in denen eine Entſcheidung gelten ſoll, von denen unterſcheidbar macht, in welchen ſie nicht gelten ſoll. Man überſieht dieſe unabweisbaren Aufgaben angewandter Logik, wenn man zu geringſchätzig von dieſer hergebrachten Form der Definition denkt, und man mißverſteht den guten Sinn vieler Beiſpiele derſelben in praktiſcher Philoſophie und Jurisprudenz, wenn man in ihnen anſtatt der Kennzeichen eines Begriffs M, welche ſie geben wollen und vollſtändig geben, eine unzulängliche Bezeichnung des ganzen Inhalts von M ſieht, welche zu liefern ſie überhaupt nicht beabſichtigen.

162. An dieſe Bemerkungen ſchließt ſich bequem die Erwähnung des Unterſchiedes, den man, nicht ganz übereinſtimmend, zwiſchen *nominaler* und *realer* Definition macht. Namen laſſen ſich ausſprechen oder überſetzen, definiren aber können wir immer nur ihren Inhalt: unſere Vorſtellung nämlich von dem, was ſie bezeichnen ſollen; die

Sache anderſeits iſt ebenſowenig ſelbſt in unſerem Denken vorhanden, ſondern nur das Vorſtellungsbild, das wir von ihr entworfen haben. Beide Arten der Definition ſcheinen daher daſſelbe bezeichnen zu müſſen, und in der That trifft dies für alles zu, was außerhalb unſerer Gedanken keine Wirklichkeit hat und deſſen ganzer Inhalt deshalb durch das erſchöpft wird, was wir von ihm vorſtellen. Von einer geometriſchen Figur gibt es keine reale Definition, die von der nominalen noch unterſchieden wäre; jede richtige, die wir geben, drückt zugleich die ganze Natur deſſen, was hier die Sache iſt, und zugleich die ganze Bedeutung des Namens aus. In anderen Fällen bedeutet jedoch der Unterſchied beider Definitionsweiſen etwas, was der Mühe werth iſt. Nennen wir die Seele das Subject des Bewußtſeins, des Vorſtellens, Fühlens und Wollens, ſo kann dies ſchicklich eine nominale Definition heißen: wir machen damit die Bedingung namhaft, welche irgend ein Reales erfüllen muß, um Anſpruch auf den Namen einer Seele zu haben. Wer aber oder was nun dasjenige iſt, was durch ſeine eigenthümliche Natur dieſe Bedingung zu erfüllen im Stande wäre, bleibt völlig dahingeſtellt; erſt eine Anſicht, welche bewieſe, daß entweder nur ein überſinnliches und untheilbares Weſen oder nur ein verbundenes Syſtem materieller Elemente den Träger des Bewußtſeins und ſeiner mannigfachen Erſcheinungen bilden könne, würde die reale Definition der Seele feſtgeſtellt haben. Eine nominale Definition gab Kant von der Schönheit, als er ſie nicht in der Angemeſſenheit des ſchönen Gegenſtandes zu irgend einem Begriff, nicht in ſeiner Fähigkeit, ein Begehren in uns zu befriedigen, ſondern in ſeiner unmittelbaren und auf kein Intereſſe bezogenen Wohlgefälligkeit fand; die reale Definition würde die beſtimmten Verhältniſſe zwiſchen mannigfaltigen Beziehungspunkten oder Beſtandtheilen nachweiſen müſſen, die jeden Gegenſtand, in dem ſie vorkommen, zur Erregung jenes Wohlgefallens befähigen. Allgemein alſo: wenn entweder die Erfahrung uns eine Merkmalgruppe nur häufig vorkommend und beſtändig beiſammen bleibend vorführt, oder wenn irgend ein Zuſammenhang unſerer Unterſuchungen uns veranlaßt, ſie zuſammenzuſetzen und in ihr einen Gegenſtand weiterer Fragen zu ſehen, ſo bilden wir zuerſt für ſie einen Begriff M, deſſen nominale Definition immer möglich ſein wird, weil ſie nur jene Prädicate, die uns zur Schaffung ſeines Namens bewogen, oder die Leiſtung zu bezeichnen hat,

die wir von dem so benannten Gegenstande erwarten. Aber die reale Definition wird nicht immer möglich sein; denn nichts verbürgt, daß wir nicht in M Merkmale vereinigt haben, deren Verknüpfung wir zwar aus irgend einem Grunde glaubten voraussetzen oder wünschen zu dürfen, ohne daß sich doch etwas auffinden ließe, worin sie wirklich verbunden vorkämen oder verbindbar wären. Da es ein häufiger Irrthum ist, diese bloße Bezeichnung einer Aufgabe, die wir gelöst sehen möchten, für die Lösung selbst anzusehen, so ist die Unterscheidung beider Definitionsarten eine nützliche Warnung.

163. Drei Fehler sind zu vermeiden, welche die Definition unzulänglich machen. Ihre Behauptung, M = Z, soll zuerst keine Tautologie sein; sie wird aber dazu, sobald unter den in Z verbundenen Vorstellungen, durch welche M erklärt werden soll, offen oder versteckt M selbst vorausgesetzt wird. Diesen Fehler des circulus in definiendo verschuldet häufig Unachtsamkeit, gegen die es keine Regel gibt; mit einer gewissen Nothwendigkeit sehen wir uns zu ihm geführt, sobald wir in der Form einer Definition Einfaches bestimmen wollen, für das es einen superordinirten Allgemeinbegriff nicht gibt. Die Definition, als Bestimmung eines Begriffes, muß zweitens ein allgemeines Urtheil sein, gültig von allen Beispielen dieses Begriffes. Sind nun alle M = Z, so muß auch die Contraposition gelten: kein M ist Non-Z; belehrt uns dann weiteres Nachdenken oder neue Erfahrung, daß es dennoch M gibt, die Non-Z sind, so war die Definition: M = Z zu eng, definiendo angustior und galt nicht von allen M, von denen sie hätte gelten müssen. Die Definition soll endlich reciprocabel sein; sind alle M = Z, so müssen auch alle Z = M sein; sobald daher weiteres Nachdenken oder neue Erfahrung uns zeigt, daß einige Z nicht M sind, so war die Definition M = Z zu weit, definiendo latior, und schloß einige Non-M mit ein, die sie hätte ausschließen sollen. Nützlicher als diese Benennung der Fehler würde eine Anweisung zu ihrer Vermeidung sein; wir können jedoch deshalb nur auf ihre gewöhnliche Quelle hinweisen: auf die Beschränktheit des Beobachtungskreises, der jedem Einzelnen in der Regel nur einen und denselben Bruchtheil eines ganzen Begriffsumfanges vorführt, und auf die Einseitigkeit, in welche unser Gedankengang leicht verfällt, wenn er neuer Anregung von außen entbehrt. In unserem Himmelsstrich drängt sich das sommerliche

Erwachen der Pflanzenwelt und ihr Winterſchlummer unſerer lebhaften Theilnahme auf; das thieriſche Leben ſcheint, in ſtetiger Regſamkeit begriffen, den vollen Gegenſatz zu bilden. Eine wiſſenſchaftliche Unterſcheidung nun zwiſchen Thier und Pflanze wird man hierauf zwar nicht gründen; aber unzählige Gleichniſſe, deren ſich Poeſie und Beredſamkeit bedienen, zeigen doch, daß wir gewohnt ſind, die jährliche Periodicität als weſentlichen Charakter der Pflanze zu betrachten. Eine Definition, die dies ausſpräche, würde zu eng und zu weit auf einmal ſein; ſie würde die tropiſchen Pflanzen ausſchließen, die in abſatzloſer Vegetation leben, und ſie würde die winterſchlafenden Thiere einſchließen, die in unſerem Klima der hauptſächlich auf Hausthiere gerichteten Aufmerkſamkeit leicht entgehen. Wer politiſche und ſociale Rechte und Pflichten aller Staatsangehörigen neu begründen möchte, dem begegnet es wohl, nur an die Männerwelt zu denken, innerhalb deren dieſe Verhandlungen geführt zu werden pflegen, und ſeine Vorſchläge werden zu weit, indem ſie für alle verlangen, was ſie nur für die Männer meinen, oder zu eng, indem ſie nur in Rückſicht auf dieſe etwas ausſprechen, was für alle Geltung haben muß. Wir ziehen hieraus die allgemeine Lehre, man ſolle keine Aufgabe aus dem Stegreif behandeln, ſobald man die Möglichkeit hat, durch Verkehr mit Anderen oder durch Berückſichtigung von Geſichtspunkten, welche die überlieferte Wiſſenſchaft ſchon zuſammengeſtellt hat, die Beſchränktheit der eigenen Erfahrung zu erweitern; die Gelehrſamkeit iſt an ſich nicht erfinderiſch, aber größere Sicherheit vor extremen Irrthümern hat ſie, wie jede Schulung und Disciplin, vor blos naturaliſtiſchem Verfahren voraus.

164. Man ſtellt außerdem an die Definition Forderungen der Eleganz und Kürze, die ich an einem einfachen Beiſpiele durchgehen will. Wer den Kreis die krumme Linie nennt, deren ſämmtliche Punkte gleichweit von ihrem Mittelpunkte entfernt ſind, begeht zuerſt den wirklichen Fehler einer zu weiten Definition. Denn ziehen wir, auf der Oberfläche einer Kugel, eine Schlangenlinie, die mit gleichen und abwechſelnd entgegengeſetzt gerichteten Bögen einen größten Kreis umläuft, ſo ſind alle Punkte dieſer Linie gleichweit vom Mittelpunkt der Kugel entfernt. Braucht dann die Linie eine ungerade ganze Anzahl dieſer Doppelbogen, um wieder an ihren Ausgangspunkt auf dem größten Kreiſe zurückzukehren, ſo beſteht ſie aus unzähligen Paaren an den

entgegengesetzten Endpunkten eines Kugeldurchmessers einander gegenüberliegender Punkte; der Mittelpunkt der Kugel halbirt also die geradlinige Entfernung zwischen den beiden Punkten jedes Paares; er würde mithin in jedem Sinne, den man hier dem Namen des Mittelpunktes geben könnte, auch der Mittelpunkt der Summe aller Paare, d. h. jener Linie sein, die gleichwohl kein Kreis wäre. Es war daher nöthig zu sagen, der Kreis sei die *ebene* krumme Linie, die jene Bedingung erfüllt. Weiter gilt es dann aber als eine Forderung der Eleganz, daß die Definition nicht mehr Vorstellungen enthalte, als zur völligen Bestimmung des gegebenen Begriffs unentbehrlich sind. Man kann deshalb verlangen, daß nicht von einer krummen Linie, sondern von einer Linie überhaupt die Rede sei; erfüllt sie die hinzugefügte Bedingung, so folgt ohnehin, daß sie nicht gerade sein kann. Diese Bedingung selbst ist jedoch nicht correct ausgedrückt. Die Definition soll unter ihren Verdeutlichungsmitteln nicht solche Vorstellungen enthalten, welche selbst erst deutlich werden unter Voraussetzung des zu definirenden Begriffs. Eine solche Vorstellung ist hier gewiß die des Mittelpunktes. Denn hätten wir die Anschauung des Kreises noch nicht (und in der That können wir wenigstens hier nicht veranlaßt sein, uns dieser Anschauung zu erinnern, nachdem wir das Merkmal der Krümmung aus unserer Definition weggelassen haben), so könnten wir unter dem Mittelpunkt einer Linie zunächst nur den Halbirungspunkt ihrer Länge verstehen, und erst der Versuch, unter dieser Voraussetzung den Kreis zu construiren, würde unsern Irrthum entdecken. Diese dem gewöhnlichen Sprachgebrauch naheliegende Bedeutung des Mittelpunktes, die uns schon in der Erwähnung unserer Schlangenlinie eben zu unwillkommener Weitläufigkeit zwang, muß daher in der Definition durch die genaue allgemein zutreffende Bestimmung dessen ersetzt werden, was für alle Raumgebilde unter diesem Ausdrucke zu verstehen ist. Diese Bestimmung läßt sich leicht geben, aber ich darf sie übergehen, denn es folgt aus ihr, daß, *wenn* es für eine ebene Linie einen Punkt derselben Ebene gibt, von dem alle ihre Punkte gleich entfernt sind, eben dieser Punkt ihr Mittelpunkt ist. Setzen wir nun diese Definition des Mittelpunktes in unsere Definition des Kreises ein, so wird die nähere Bedingung, durch welche die ebene Linie zum Kreise werden soll, völlig tautologisch und der Sinn des Ganzen ist offenbar

nur noch der: Kreis iſt die ebene Linie, für die es in derſelben Ebene einen Punkt gibt, von dem alle ihre Punkte äquidiſtant ſind. So iſt die Definition dem Inhalt nach richtig; dennoch läßt ſie ſich formell bemängeln. Denn nachdem wir den Begriff des Mittelpunktes hinweggelaſſen haben, erinnern wir uns, daß nur ſeine Beibehaltung uns nöthigte, den äquidiſtanten Punkt in derſelben Ebene zu ſuchen; nicht dieſer wirkliche Mittelpunkt allein, ſondern jeder Punkt einer durch ihn ſenkrecht zu der Ebene der Linie gelegten Axe erfüllt die Bedingung, gleichweit von allen Punkten der Linie zu ſein. Es reicht daher hin zu ſagen: Kreis iſt die ebene Linie, für deren ſämmtliche Punkte es einen äquidiſtanten Punkt gibt; daß es ſolcher Punkte viele gibt und wo ſie liegen, kann unerwähnt bleiben; der Verſuch, die Linie nach dieſer Anweiſung zu conſtruiren, lehrt beides ohnehin. Auch ſo endlich entſpricht die Definition noch nicht allen Wünſchen. Sie ſagt zwar, daß alle Punkte des Kreiſes äquidiſtant von einem und demſelben Punkte ſind, aber ſie läßt unentſchieden, ihrer Form nach, ob alle von dieſem Punkte äquidiſtanten Punkte auch Punkte des Kreiſes ſind oder nicht. Sie ſind es nun aber, ſobald ſie in derſelben Ebene liegen, und um dies mit auszudrücken, nennen wir endlich den Kreis die Linie, welche alle von irgend einem Punkte äquidiſtanten Punkte einer Ebene enthält.

105. Ueber die Anforderungen an die Definition, die wir an dieſem Beiſpiele durchgingen, kann man verſchieden urtheilen. Die Anwendung von Vorſtellungen, die unabhängig von dem zu definirenden Begriffe ſich zwar beſtimmen laſſen, aber doch, wenigſtens außerhalb des Zuſammenhanges einer wiſſenſchaftlichen Behandlung, volle Deutlichkeit erſt durch ihn ſelbſt erhalten, wie hier die der Vorſtellung vom Mittelpunkt, iſt ein jedenfalls zu vermeidender Fehler. Die Hinzufügung überflüſſiger Beſtimmungen hingegen kann unbedenklich erſcheinen, da ſie die Richtigkeit der Definition nicht beeinträchtigt, ihre Verſtändlichkeit dagegen erhöht. Dennoch iſt ſie zu vermeiden. Denn leicht erweckt der Zuſatz einer entbehrlichen Nebenbeſtimmung z, eben weil ihre Entbehrlichkeit nicht mit ausgeſprochen wird, den falſchen Nebengedanken, ſie gehöre dazu, um das zu definirende M von einem Non-M zu unterſcheiden, von welchem, mit einziger Ausnahme von z ſelbſt, alle Behauptungen der Definition auch gültig ſeien. Nennen wir den Kreis die krumme ebene Linie, für deren Punkte es einen äquidiſtanten

Punkt gibt, so hat es formell den Anschein, als gäbe es auch gerade Linien, die derselben Bedingung genügten. Wenig schadet dies in diesem ganz einfachen Falle; aber wirkliche Nachtheile können in verwickelteren aus jener scheinbar harmlosen Hinzufügung des Ueberflüssigen entstehen. Mindestens hemmt sie uns in der Ableitung von Folgen, um deren willen wir die Definition doch überhaupt nur aufstellten. Denn es kann sich zutragen, daß von einem Q auf irgend eine vielleicht mittelbare Weise ganz sicher die Prädicatsumme feststeht, die nach richtiger Definition hinreicht, um Q unter M zu subsumiren, daß es aber schwer oder unthunlich ist, direct an Q auch noch das Prädicat z nachzuweisen, welches die wirklich gegebene Definition überflüssig hinzufügte; dann wird man ganz unnützes Bedenken tragen, Q dem M unterzuordnen und die hierdurch zu begründende Folgerung wirklich zu ziehen. Es ist daher im Allgemeinen doch eine richtige Forderung, die Definition solle nur die zur Bestimmung ihres Gegenstandes unentbehrlichen Vorstellungen enthalten, blos beschreibende Elemente aber ausschließen; sie vergütet dann durch Sicherheit der aus ihr zu ziehenden Folgerungen den Mangel an Anschaulichkeit.

166. Bisher betrachteten wir die übliche Form der Definition durch Angabe des nächsten Gattungsbegriffs und der specifischen Differenz als die allein gültige. Der ungebildete Verstand definirt zum Aerger der Logiker anders, etwa in bekannter ungeschickter Redeweise: Krankheit ist, wenn mir etwas weh thut. Dies freilich bedarf der Verbesserung, aber doch schwerlich so, wie die Logik es etwas eigensinnig wünscht, sondern so, wie thatsächlich die Physik viele ihrer Begriffe definirt. Die gewöhnliche Form paßt leicht sich eigentlich nur einem seiner Natur nach substantivischen Inhalt an; wo es sich aber um adjectivische oder verbale Inhalte handelt, ist es nicht blos kürzer und klarer, sondern auch richtiger, ihnen im Satzbau der Definition die Stelle zu geben, an die sie gehören, und sie auf das Subject bezogen erscheinen zu lassen, als dessen Zustände oder Eigenschaften sie allein Sinn haben. Mit Recht definirt man daher Adjective, wie krank oder elastisch, durch Sätze von der Form: krank ist ein lebendiger Organismus dann, wenn seine Functionen von einer bestimmten Grenze abweichen; elastisch ist der Körper, welcher nach dem Aufhören äußerer Einwirkung seine Gestalt herstellt. Und ebenso würden den verbalen Inhalten

leben und ſündigen Definitionen entſprechen, welche zuerſt die Subjecte, von denen beide gelten können, den organiſirten Körper und den bewußten wollenden Geiſt, und dann die Bedingungen namhaft machten, unter denen beide von dieſen Subjecten auszuſagen ſind. Es hat ſchlechthin keinen Nutzen, alle dieſe Vorſtellungsinhalte zuerſt in ſubſtantiviſche Form zu bringen und ſie etwa den Allgemeinbegriffen von Zuſtänden, Eigenſchaften oder Verfahrungsweiſen unterzuordnen; daß ſie unter dieſe gehören, wird unmittelbar deutlich, wenn man ihnen mit der adjectiviſchen oder verbalen Form die entſprechende Stellung im Satze läßt. Dagegen hat die übliche Definitionsweiſe den Nachtheil, daß ſie viel zu ſehr daran gewöhnt, das, was eben nur Zuſtand oder Eigenſchaft eines Andern iſt, von dieſem ſeinem Subject abzulöſen und als etwas Selbſtändiges zu betrachten. Nachdem man einmal die ſubſtantiviſchen Namen der Krankheit der Sünde der Freiheit geſchaffen hat, iſt es ſchwer, die ſeltſame Mythologie ganz abzuwehren, die von dem Inhalt dieſer Begriffe wie von eigenen Weſen ſpricht und ihre Entwickelungen verfolgt, ohne im Lauf ſolcher Unterſuchungen ernſtlich auf die realen Subjecte zurückzukommen, als deren Eigenſchaften, Zuſtände oder Thätigkeiten ſie allein Exiſtenz haben und an deren wirkliche Entwickelung ihre ſcheinbare in jedem Augenblicke gebunden bleibt.

167. Noch immer haben wir als zu definirende Begriffe verhältnißmäßig einfache im Sinne gehabt, Begriffe von Figuren Dingen Eigenſchaften und leichtfaßlichen Verhältniſſen; in den Worten der Sprache aber, deren jedes unter Umſtänden eine Definition verlangen kann, finden ſich häufig ſehr verwickelte Beziehungen zwiſchen ſehr mannigfachen Beziehungspunkten in einen einfachen Ausdruck zuſammengezogen. Es würde nur Befangenheit ſein, die Beſtimmung ſolcher Begriffe in der regelmäßigen Form einer einfachen Definition zu verlangen, und nur nutzloſe Pedanterie, die ſehr vielfältigen anderen Verfahrungsweiſen, die man hier benutzen kann, mit beſonderen Namen zu verzieren. Das allgemeine Princip angewandter Logik iſt immer nur dies, daß alle Wege erlaubt ſind, die zu dem richtigen Ziele führen; nur den Zweifel darüber, welcher Weg bis zu Ende gangbar ſein werde, welcher nicht, hofft ſie durch Angabe der längſt geprüften zu heben; neue zu ſuchen, wo neue Bedürfniſſe vorliegen, verbietet ſie nie. Immer iſt es daher geſtattet, durch vorangehende Beſchreibung, durch

Gleichniſſe und Analogien, durch Erörterungen aller Art in den Sinn der Hülfsvorſtellungen, die man brauchen, und in die Eigenthümlichkeit der Verbindungen, die man zwiſchen ihnen herſtellen will, vorbereitend einzugewöhnen, um dann in einem kurzen und verſtändlichen, obwohl von dem Kreiſe dieſer Vorausſetzungen nicht ablösbaren Ausdrucke das aufzuzeigen, was man zu beſtimmen wünſchte. Nur noch an eine allgemeine Unterſcheidung der Definitionen werden wir hierdurch erinnert. Man kann M durch den Thatbeſtand von Merkmalen charakteriſiren, den ſein Begriff dann aufweiſt, wenn er fertig vor unſerem Bewußtſein ſteht; dieſe Definition, von der die früher erwähnte des Kreiſes ein Beiſpiel war, kann die descriptive heißen; auf ſie ſind wir hauptſächlich verwieſen in Bezug auf Gegenſtände der Wirklichkeit, die wir nur äußerlich kennen und deren Definition daher in der That nur eine methodiſch geregelte Beſchreibung iſt. Aber man kann M auch dadurch feſtſtellen, daß man irgend einen Weg angibt, auf welchem, nicht durch bloße Addition, ſondern durch beliebige Benutzung und Verwendung anderer Vorſtellungen, die Vorſtellung ſeines Inhalts entſtehen muß; dieſe Definition würden wir genetiſche nennen, und wir würden, um dies ausdrücklich hervorzuheben, unter ihr nicht die Angabe des Hergangs verſtehen, durch welchen der Inhalt des Begriffs M wirklich entſteht, ſondern nur die Bezeichnung des Weges, auf dem die Vorſtellung dieſes Inhalts entſtehen kann oder muß. Laſſen wir eine gerade Linie in derſelben Ebene ſich um einen ihrer Endpunkte drehen und verbinden die ſucceſſiven Lagen des anderen Endpunkts, ſo iſt dies eine genetiſche Definition des Kreiſes; der Kreis nun als ſolcher entſteht überhaupt nicht; ein beſtimmter gezeichneter Kreis aber kann auf andere Weiſe wirklich entſtanden ſein, nur ſeine Anſchauung entſteht auf dem von dieſer Definition angegebenen Wege für uns gewiß; ſie entſteht aber ebenſo, wenn wir beide Axen einer Ellipſe ſich ändern und zuletzt $=r$ werden laſſen, oder wenn wir einen geraden Kegel ſenkrecht auf ſeine Axe durch eine Ebene ſchneiden. Es gibt daher für Vorſtellungen, deren Inhalt an ſich ſelbſt gar keine Geneſis hat, nicht nur eine, ſondern ſo viele genetiſche Definitionen, als ſich Wege angeben laſſen, durch Benutzung anderer Vorſtellungen die Vorſtellung dieſes Inhalts zu erzeugen. Dieſen genetiſchen Definitionen nun ſchließen ſich, in weiterem Sinne, die oben erwähnten gemiſchten Verfahrungs-

weiſen an; ſie ſuchen auf Umwegen die Vorſtellung des M *entſtehen* zu laſſen, wenn die directe Angabe des Inhalts, aus welchem M *beſteht*, unausführbar oder unbequem wird.

168. Eigentlich immer, ſobald wir die Definition eines M unternehmen, ſuchen wir ſeinem Inhalt durch ſie einen höheren Grad der Beſtimmtheit zu geben, als er vorher beſaß. Doch beſchränkt ſich unſere Aufgabe meiſtens darauf, eine *klare* Vorſtellung (clara perceptio), die wir von M ſchon hatten, in eine *deutliche* (distincta p.), oder eine *bloße Vorſtellung*, welche nur überhaupt M als zuſammengehöriges Ganze bekannter Theile faßte, in einen wirklichen *Begriff* des M zu verwandeln. Beides können wir als gleichbedeutend anſehen. Denn klar nennen wir nach altem Sprachgebrauch einen Inhalt ſchon dann, wenn er als einer, als in ſich zuſammengehöriger, endlich mit einer Beſtimmtheit, welche zur Verhütung der Verwechſelung hinreicht, als verſchieden von anderen gedacht wird; deutlich aber wird er erſt dann, wenn die allgemeine Regel, unter die der Zuſammenhang ſeiner Theile fällt, wenn ferner die Merkmale, die er mit anderen Arten dieſes Allgemeinen gemeinſam beſitzt, wenn endlich auch diejenigen einzeln mitgedacht werden, die ihn von allen andern Arten ſeines Allgemeinen unterſcheiden. Dieſe Steigerung der Beſtimmtheit fiel uns, in der reinen Logik, mit dem Uebergang aus der Form logiſcher Vorſtellung in die Form des wirklichen Begriffes zuſammen. Nun gibt es aber Fälle, in welchen die Vorſtellung eines zu definirenden M die Klarheit keineswegs beſitzt, die wir hier vorausſetzten; durch Ueberlieferung ſind Namen an uns gekommen, welche die Sprache mit unbeſtimmten Grenzen ihrer Bedeutung gebildet hat. So pflegen wir von Tugend und Sünde, vom Guten und dem höchſten Gut, von Erſcheinung und wahrhaft Seiendem zu ſprechen, überzeugt, mit dieſen Namen durchaus Beſtimmtes zu meinen, und bereit, aus ihnen wichtige Folgerungen in Bezug auf das abzuleiten, was wir ihnen unterordnen; zuletzt überzeugen uns die Schwierigkeiten, in die wir uns verwickeln, daß wir eigentlich nicht genau wußten, was wir meinten, daß die Bedingungen nicht vollſtändig feſtſtanden, die alles erfüllen muß, was dieſen Namen untergeordnet werden ſoll, daß wir alſo uns unklaren Vorſtellungen anvertraut hatten, deren Aufklärung vor allem Noth thut. Wir ſuchen dieſe auf einem ſehr einfachen Wege. Wäre der

Sinn deſſen, was M bezeichnen ſoll, uns völlig unbekannt, ſo hätten wir kein Mittel, ihn zu entdecken; aber wir würden auch nie in den Fall gekommen ſein, dieſen Namen anzuwenden, wenn nicht irgend ein Beſtandtheil a ſeiner Bedeutung uns zweifellos feſtſtände, eben der, der uns jetzt veranlaßte, die im übrigen noch unklare Benennung zu gebrauchen. Dieſes a ſehen wir zunächſt verſuchsweis als vollſtändige Definition des M an und überlegen, ob a demjenigen entſpricht, was wir unter M *meinen*. Bekannte Erfahrungen lehren, daß in Fällen, wo wir den Inhalt eines M poſitiv auszuſprechen nicht im Stande ſind, wir doch ſehr wohl bemerken, ob eine zu ſeiner Definition angebotene Vorſtellung a ihm genügt oder nicht. So entſcheiden wir, wenn wir einen vergeſſenen Namen vergeblich ſuchen, doch mit Sicherheit verneinend, daß ein verſuchsweis genannter nicht der richtige iſt; aber auch das, was dieſer an Aehnlichkeit mit dem richtigen beſitzt, macht Eindruck auf uns, erweckt zuweilen unmittelbar deſſen verdunkelte Vorſtellung und läßt jedenfalls deutlicher werden, worin er ſich noch von dem angebotenen falſchen unterſcheidet. In gleichem Falle befinden wir uns hier; a iſt nicht völlig falſch und unvergleichbar mit M; die Vergleichung beider führt daher nicht zur bloßen Verneinung ihrer Gleichheit zurück, ſondern bringt auf die Spur einer Ergänzung b, die zu a hinzuzufügen, oder einer Aenderung b, die an a anzubringen iſt, um den Inhalt von M völlig zu treffen. Nun ſetzen wir in einem zweiten Verſuche $M = a + b$, und wiederholen denſelben Gang der Vergleichung und Ergänzung durch neue Glieder c und d, bis wir eine Definition $M = a + b + c + d$ erreicht haben, welche in ihrer entwickelten Merkmalſumme ſich völlig mit dem deckt, was wir unter M gemeint hatten. In dieſer ſehr einfachen Gedankenbewegung beſtand ſchon, viel weniger in einem eigentlich inductiven Verfahren, die Kunſt des platoniſchen Sokrates, unklare Begriffe aufzuklären.

Zweites Kapitel.

Von der Begrenzung der Begriffe.

169. Beſtimmte Bedürfniſſe der Unterſuchung können uns veranlaſſen, eine Merkmalgruppe ikl durch alle die übrigens verſchiedenen Gegenſtände hindurch zu verfolgen, an denen ſie vorkommt, und den Einfluß aufzuſuchen, welchen ihre Gegenwart auf den übrigen Merkmalbeſtand dieſer mannigfachen Subjecte ausübt. Der Erfolg dieſer Vergleichung ſelbſt belehrt uns dann, ob das Vorhandenſein von ikl die übrigen Merkmale, die jedes dieſer Subjecte vermöge ſeines Gattungsbegriffes beſitzt, in bemerklicher und zwar in gleichartiger Weiſe modificirt. Iſt dies der Fall, ſo bilden wir häufig aus ikl und aus der Vorſtellung eines mehr oder minder beſtimmten Subjects einen neuen Gattungsbegriff M und betrachten als Arten deſſelben alle die Vorſtellungsinhalte, in denen ikl vorkommt. Nicht ſelten aber, und in dem entgegengeſetzten Falle immer, begnügen wir uns, ikl als eine der unzähligen variablen Bedingungen zu faſſen, welche, auf andere Vorſtellungsinhalte einwirkend, in dieſen beſtimmte Aenderungen nach ſich ziehen, für ſich ſelbſt aber keinen eigenen Begriff bilden, dem ihre Beiſpiele als Arten unterzuordnen wären. Die lebendige Sprache nun glaubt in der Ausprägung ihres Wörterſchatzes die beiden Fälle bereits hinlänglich geſchieden zu haben, in denen das eine oder das andere Verfahren ſchicklich iſt. Zwar dies wird ſie zugeben, daß fortſchreitende Vertiefung der Unterſuchung noch manche Merkmalgruppe ikl von ſo entſcheidendem Einfluß auf das Geſammtverhalten jedes ſie einſchließenden Begriffes entdecken wird, daß es ſich der Mühe verlohnt, aus dieſer Gruppe einen eigenen Gattungsbegriff M zu bilden und durch einen Namen zu bezeichnen; in der That bereichert ſich ja auch die Sprache beſtändig durch neue Benennungen für ſo neu entdeckte Ver-

ſtellungen. Dagegen wird ſie auch behaupten, daß keiner derjenigen Begriffe, welche ſie bereits gefunden und durch Schöpfung eines Namens verfeſtigt hat, dieſer Auszeichnung unwerth ſei; jeder bedeute vielmehr wirklich etwas in ſich Zuſammengehöriges, das er mit Recht von jedem andern gleichfalls in ſich zuſammengehörigen Inhalte als ein wohlbegrenztes Ganze abtrenne.

170. Mit dieſen in der überlieferten Sprache gegebenen Begriffen muß nun unſer Denken wirthſchaften; nicht blos weil wir kein Mittel der Verſtändigung beſitzen außer den Worten, die zu ihrer Bezeichnung geſchaffen ſind, vielmehr enthält dieſer Wortſchatz das verdichtete Ergebniß des Nachdenkens, welches von jeher der menſchliche Geiſt auf die Welt des Vorſtellbaren gerichtet hat, und wir können vermuthen, daß dieſelben Antriebe, die ihn zu dieſer Feſtſtellung der Begriffe geführt haben, ſich zunächſt auch in uns bei der Wiederholung dieſer Bemühung gelten machen würden. Daß gleichwohl dieſe Antriebe, ſo natürlich ſie dem Menſchen ſein mögen, doch dem Zweifel Raum laſſen, zeigt uns der häufige Zwieſpalt, der bei der Anwendung der ſo gebildeten Begriffe entſteht. Wenn es ſich darum handelt, von irgend einem S ein P zu bejahen oder zu verneinen, ſo behauptet der eine: S ſei eine Art von M, und darum komme ihm P zu; ein anderer wirft ein: S ſei kein M und darum auch kein P; der dritte geſteht: S ſei zwar kein M, ſondern ein N, aber dies thue nichts, und was dem M zukomme, gelte auch von N; der vierte beſteht darauf, die Verſchiedenheit von M und N begründe auch einen Unterſchied beider in Bezug auf P. Der hier ſichtbare Zwieſpalt dehnt ſich zu zwei entgegengeſetzten Neigungen aus, die unſer ganzes Denken beherrſchen: die eine übertreibt jeden gefundenen Unterſchied bis zum unbedingten, und mit der bekannten Redensart: dies ſei etwas ganz anderes, ſträubt ſie ſich, von einem Falle a auf einen zweiten ihm ähnlichen, aber nicht gleichen b irgend einen Grundſatz der Beurtheilung zu übertragen; ſie wird ſo im Leben und in der Wiſſenſchaft das Princip der Pedanterie und der Philiſtroſität; die andere Neigung überſieht den bedingten Werth jedes Unterſchiedes, der kein unbedingter iſt, und mit dem öden Wahlſpruch: im Grunde ſei alles eins, verwiſcht ſie alle feſten Grenzen, welche die Umfänge verſchiedener Begriffe ſcheiden, und damit auch die Rechtsgründe, welche beſtimmte Prädicate ausſchließlich an beſtimmte Subjecte knüpfen, an

andere nicht; ſo wird ſie im Denken und im Handeln zum Princip eines ebenſo verderblichen Libertinismus. Ein Blick auf dieſe Verirrungen im Großen erweckt das Bedürfniß, darüber klar zu werden, welche Gründe uns berechtigen, den ganzen Beſtand des Vorſtellbaren in beſtimmte Begriffe einzutheilen, wo ferner für dieſe die Grenzlinien ihrer Herrſchaftsgebiete zu ziehen ſind, endlich welcher Werth den ſo gemachten Unterſcheidungen beizulegen iſt.

171. Die Beantwortung dieſer Fragen führt ſchon da, wo ſie am meiſten leicht und am wenigſten dringlich iſt, in Bezug auf die einfachen Inhalte ſinnlicher Empfindungen, zu ſehr mannigfachen Verhältniſſen. Vollen Unterſchied haben wir ein Recht, zwiſchen einfachen Inhalten A, B, C dann anzunehmen, wenn keine Mittelglieder vorſtellbar ſind, durch welche das Eigenthümliche des einen ſtufenweis in das des andern überginge, wenn ferner keine Miſchung zweier von ihnen denkbar iſt, die einen neuen einfachen Inhalt gäbe, wenn endlich keine Grade des Gegenſatzes zwiſchen ihnen ſo ſtattfinden, daß die Weite des Unterſchiedes zwiſchen A und B größer oder kleiner geſchätzt werden konnte, als die des Unterſchiedes zwiſchen A und C oder B und C. Dieſe Verhältniſſe oder vielmehr dieſer Mangel jedes angebbaren Verhältniſſes findet ſtatt zwiſchen Farbe A, Ton B und Geruch C; für dieſe Inhalte kann die alte Benennung disparater oder unvergleichbarer beibehalten werden. Und dies Verhalten wird nicht geändert durch verſchiedene Nebenbetrachtungen. Zuerſt nicht durch Hinweis darauf, daß dieſe drei ſämmtlich nur als Zuſtände unſeres Bewußtſeins Wirklichkeit haben; alle ſind ſie zwar Empfindungen und nach dem Sprachgebrauch der Logik Arten der Empfindung; allein dem allgemeinen Begriffe der letzteren ſind ſie nicht wie einem ſupererdinirten Gattungsbegriff untergeordnet, der irgend ein Geſetz ihrer Bildung enthielte. Wer das Bild eines ſtumpfwinkligen Dreiecks dem Allgemeinbegriffe des Dreiecks untergeordnet denkt, hat in dieſem eine Bildungsregel, deren Anwendung er blos innerhalb ihrer eigenen Grenzen zu variiren braucht, um zu bemerken, daß es außer jener einen Art des Dreiecks auch noch rechtwinklige und ſpitzwinklige gibt. Wer dagegen die Farbe dem Allgemeinen der Empfindung ſubſumirt, denn nur dies, nicht Subordination iſt möglich, wird aus dieſem Allgemeinen niemals folgern können, daß es außer den Farben noch Töne und Gerüche gibt.

Obgleich daher dieſe drei nach gewöhnlichem Ausdrucke Arten der Empfindung ſind, ſo bleiben ſie doch innerhalb des Umfangs dieſes Allgemeinen völlig disparat gegen einander. Als Zuſtände ferner, als Bewegungen oder Erſchütterungen der Seele mögen dieſe verſchiedenen Empfindungsarten gewiſſe vergleichbare Nebenwirkungen hervorrufen, und man mag immerhin deshalb eine beſtimmte Farbe a^1 einem beſtimmten Tone b^1 oder einem Geſchmack c^1 vergleichen: was dieſe vergleichbaren Nachwirkungen hervorbringt, bleibt dennoch an ſich ſelbſt ganz unvergleichbar. Und daſſelbe iſt der Phyſik und der Phyſiologie zu erwiedern, wenn ſie die Vorgänge in der Außenwelt oder die in unſeren Nerven, die zur Entſtehung der verſchiedenen Empfindungsklaſſen nöthig ſind, auf vergleichbare, ja vielleicht ſehr nahe verwandte Bewegungen ſtofflicher Elemente zurückführen; beide müſſen dann nicht mit der wunderlichen Behauptung ſchließen: alſo ſeien eigentlich dieſe Empfindungen gar nicht qualitativ verſchieden, ſondern eben mit der andern richtigen: trotz der Aehnlichkeit der Entſtehungsweiſen finde nicht die mindeſte Aehnlichkeit zwiſchen den entſtandenen ſtatt. Ein Zweifel hierüber kann nur inſoweit ſtattfinden, als die unbefangene Selbſtbeobachtung, die hier allein zu entſcheiden hat, ihrerſeits einen übrig läßt. Dies iſt der Fall in Bezug auf Geſchmack und Geruch. Das Saure haben beide zweifellos mit einander gemein; auch ihre übrigen Empfindungen aber ſcheinen eine zuſammenhängende Gruppe zu bilden, nur daß einige Glieder dieſer Gruppe blos durch flüſſige, andere nur durch gasförmige Reize erregt werden; deswegen an verſchiedene Organe vertheilt, unterſcheiden ſich vielleicht die an ſich gleichartigen Empfindungen beider Sinne nur durch Nebenempfindungen, die von der Lage, Geſtalt und Functionsweiſe des einen oder des andern erregten Organs abhängen. Dies zu entſcheiden iſt nicht Sache der Logik; ſie hat hier nur zu ermahnen, man ſolle ſich nie durch Hinweis auf die Aehnlichkeit deſſen, was zwei Inhalte *begründet* oder ihnen *folgt*, ſophiſtiſch und der unmittelbaren Wahrnehmung widerſprechend, die Unvergleichbarkeit deſſen abſtreiten laſſen, was beide *ſind*.

172. Zu einer ähnlichen Bemerkung veranlaßt mich die andere Frage, nicht nach dem Rechte der Trennung zwiſchen A und B, ſondern nach dem Rechte der Vereinigung deſſen, was wir unter A zuſammenfaſſen. Man hat lange mit der langweiligen Paradoxie geglänzt,

Schwarz und Weiß seien keine Farben, weil sie nicht wie die prismatischen von einer bestimmten Zahl der Lichtwellen abhingen. Die neuere Ausbildung der physiologischen Optik hat diesen Grund hinfällig gemacht; aber auch wenn dies nicht geschehen wäre, hätte man doch kein Recht, auf diese Weise die Sprache zu meistern. Lange bevor man etwas von den Veranlassungsursachen unserer Empfindungen wußte, hatte die Sprache den Namen der Farbe für eine Gruppe von Inhalten geschaffen, die durch eine unmittelbar empfundene und unwidersprechliche Gleichartigkeit, durch ihr Scheinen, oder wie man es sonst nennen mag, unter sich zusammengehören und sich von dem Klingen oder Schallen der Töne, dem Duften der Gerüche abscheiden. Mag nun immerhin der Name des Scheinens nur noch für das Weiß, nicht für das Schwarz passend erachtet werden: daß beide doch mit den übrigen Farben den gemeinsamen hiermit unvollkommen bezeichneten Grundzug gemein haben, ließe sich nur mit Worten, nicht in der That bestreiten, und die Sprache war deshalb vollkommen befugt, gegen den unberechtigten Einspruch der Gelehrsamkeit, auch jene beiden in den Umfang der Farbe einzuschließen. Man begegnet auch sonst diesen nicht immer unschädlichen Uebergriffen der Theorie. Auch die Chemie trug eine Zeit lang zur Sprachverwirrung bei, als sie Oxydation und Verbrennung für gleichbedeutend ausgab. Von Verbrennung sprach die Menschheit ebenfalls eher, als sie den Sauerstoff kannte, und sie verstand darunter immer einen von sichtbarem Licht und fühlbarer Wärme begleiteten Vorgang, der das frühere Gefüge eines Stoffes dauernd veränderte; das Glühen eines Eisenstabes nannte sie deshalb nicht Verbrennung, weil sie nach der Abkühlung die bleibende Veränderung vermißte; sie würde aber auch um der dauernden Veränderung willen einen Vorgang, der sie veranlaßt hätte, nicht so genannt haben, wenn ihm die bemerkliche Entwickelung von Flamme und Wärme gefehlt hätte. Der Begriff der Verbrennung deckt daher den der Oxydation gar nicht; viele Stoffe oxydiren ohne Verbrennung, anderseits, wenn erwärmtes Antimon in Chlorgas sich unter Flammenerscheinung mit Chlor verbindet, so ist dieser Vorgang ganz zweifellos eine Verbrennung, obwohl keine Oxydation. Die Geometrie wußte längst, daß abstract oder arithmetisch gedachte Ordnungssysteme dann, wenn sie ihre vielen Elemente nach nicht mehr als drei verschiedenen Skalen gliedern,

durch Gebilde räumlicher Art ſich anſchaulich darſtellen laſſen; nichts hindert nun die Mathematik, Ordnungsſyſteme zu denken, die nach einer beliebigen größeren Anzahl von Skalen entworfen ſind, nur daß es für dieſe Syſteme keine räumliche Anſchauung mehr gibt, und daß der Name der Dimenſionen, der jenen Skalen in räumlicher Bedeutung gegeben werden konnte, ſo lange ſie nur drei waren, jetzt nur noch den abſtracteren Sinn haben kann, den ich mit der Benennung der Skalen zu bezeichnen ſuchte. So gewiß nun der Name des Raumes für uns nur ein Ordnungsſyſtem bedeutet, von welchem wir dieſe urſprüngliche, aus arithmetiſchen Betrachtungen allein gar nicht ableitbare Anſchauung haben, ſo gewiß iſt es logiſche Spielerei, ein Syſtem von vier oder fünf Dimenſionen noch Raum zu nennen. Gegen alle ſolche Verſuche muß man ſich wehren; ſie ſind Grimaſſen der Wiſſenſchaft, die durch völlig nutzloſe Paradoxien das gewöhnliche Bewußtſein einſchüchtern und über ſein gutes Recht in der Begrenzung der Begriffe täuſchen.

173. Man begegnet eigenthümlichen und nicht überall gleichartigen Verhältniſſen, wenn man fragt, wie nun innerhalb eines jener diſparaten Inhalte A B und C die in ihm zuſammengehörigen Glieder zu einander ſtehen. Es iſt bisher nicht gelungen, die mannigfachen Arten des Geſchmacks C in eine befriedigende ſyſtematiſche Ordnung zu bringen; aber der Weg, den die Sprache zu ihrer allerdings unvollkommenen Bezeichnung einſchlägt, ſcheint mir dennoch der richtige: ſie unterſcheidet durch eigene Namen einige feſte Grundformen des Süßen μ, des Sauern ν, des Bittern π und betrachtet die übrigen, das Sauerſüße $\nu\mu$, das Bitterſüße $\mu\pi$, als Zuſammenſetzungen jener wohlcharakteriſirten Urgeſchmäcke. Auf dieſe Bezeichnungsweiſe könnte unſere Einbildungskraft nicht verfallen, wenn ſie nicht durch den unmittelbaren Eindruck angeleitet würde, denn Unterſchiede laſſen ſich da nicht machen, wo ſie in dem Inhalt nicht entweder vorhanden oder doch möglich ſind. Jene Namen nun ſetzen voraus, daß ſie vorhanden ſind, allerdings nicht ſo, daß das Saure und das Süße als zwei unterſchiedene Gemengtheile des Sauerſüßen ſo auseinander fallen, wie ſie es thun, wenn eines nach dem andern empfunden wird, ſondern in dem Sinne, in welchem wir Miſchung der Mengung entgegenzuſetzen pflegen. Daß dieſe Miſchung hier möglich iſt, daß alſo Sauer und Süß in einer nicht wohl beſchreiblichen, aber leicht fühlbaren Weiſe eine Einheit der Vor-

ſtellung bilden, die aus Süß und Roth nicht entſtehen könnte, unterſcheidet das Verhalten der einzelnen Geſchmäcke zu einander von dem der unter ſich disparaten Gruppen A B C. Man kann nun einwenden, der Unterſchied des Sauern und des Süßen ſei im Sauerſüßen nur ein möglicher, nicht ein vorhandener: es könne leicht ein dritter Eindruck ω, einfach an ſich und keineswegs zuſammengeſetzt, doch ein Mittelglied zwiſchen μ und ν bilden; um der doppelſeitigen Aehnlichkeit willen, die er mit dieſen beiden zeigt, bezeichne ihn dann die Sprache durch die beiden Grenzen μ und ν, zwiſchen die er fällt, ohne daß er darum aus der Miſchung beider beſtände. Aber ich würde dieſen Einwurf für triftig nur dann halten, wenn in ω außer ſeiner doppelten Aehnlichkeit mit μ und ν noch ein Reſt vorhanden wäre, der für ſich etwas bedeutete, was aus der Zuſammenſetzung von μ und ν nicht begreiflich wäre; wo dies nicht der Fall iſt, wird dieſer dritte Eindruck ω nicht blos durch eine willkürliche und zufällige Anſicht als eine Miſchung $\mu\nu$ gedeutet werden, ſondern in der That nichts anderes ſein. Jene Grundformen μ, ν, π ſelbſt aber und alle ihre Miſchungen gehören zwar durch das fühlbare Allgemeine der Schmeckbarkeit C zuſammen; aber innerhalb des Umfangs von C kann man ſie doch nur *disparat* gegen einander nennen. Wer nur das Süße empfunden hätte, würde durch keine vorſtellbare Modification deſſen, was er in ihm empfindet, die noch nicht erfahrene Eigenthümlichkeit des Sauern oder des Bittern entdecken können; es findet alſo kein Uebergang durch ſelbſtändige Mittelglieder von μ zu ν oder π ſtatt, ſondern man muß dieſe drei vorher kennen, um durch verſchiedenartige Miſchungen derſelben die überleitenden Mittelglieder erſt zu erzeugen. Gleiche Verhältniſſe finden ſich bei den Farben, und ich hatte früher ſchon Gelegenheit, die Sprache zu rechtfertigen, wenn ſie ſtets eine begrenzte Anzahl von Grundfarben unterſchied und die übrigen als Miſchungen zwiſchen ſie einſchaltete. Allerdings kann man durch geſchickt gewählte Mitteltinten das Auge ſtetig aus dem Eindruck der einen Farbe in den einer andern hinüberleiten; aber aus dem Roth wird Orange oder Violet doch nur durch eine Zumiſchung von Gelb oder Blau, die der Vorſtellung noch als ſolche fühlbar bleibt; von dem aber, was Roth zu Roth macht, gibt es an ſich keinen Uebergang zu dem, was Blau zu Blau macht; wer nur jenes, nicht aber dieſes empfunden hätte, würde in der einfachen Natur

des erſten nichts entdecken, was auf irgend eine Art modificirt geſteigert oder vermindert von ſelbſt zur Vorſtellung des Blau führen könnte; man muß dies letztere vorher ſchon kennen, um durch Miſchung dieſer beiden Endglieder das Mittelglied des Violet zu finden. Auch die Modificationen, deren jede einzelne Grundfarbe fähig iſt, ſind in dieſer Weiſe zu betrachten. Man hat unſtreitig Recht, hellblau und dunkelblau als Arten deſſelben Blau zu betrachten, aber auch dieſe Arten entſtehen durch Miſchung der immer ſich ſelbſt gleichen, unvermiſcht freilich niemals ſichtbaren Bläue mit Weiß oder Schwarz. Ich wiederhole nur kurz die Bemerkung, daß alle bisherigen Betrachtungen ſich nur auf die empfundenen Inhalte beziehen, nachdem die Empfindung in unſerem Bewußtſein entſtanden iſt, und daß ſie nichts mit den phyſiſchen oder pſychiſchen Entſtehungsbedingungen des Empfindungsactes zu thun haben.

174. Weſentlich anders verhalten ſich die Töne. Die Vergleichung vieler läßt uns zunächſt drei Prädicate ſondern. Der Eigenklang des tönenden Inſtrumentes, worauf er auch immer phyſiſch beruhen mag, iſt für unſere Empfindung eine einfache nicht weiter zerlegbare Eigenſchaft, am meiſten dem Geſchmacke vergleichbar. So groß auch die Nebenwirkungen dieſes Klanges auf unſer Gemüth ſein mögen, die weſentliche Natur des Tones ſcheint er uns ebenſo wenig zu beſtimmen, wie die zweite Eigenſchaft, die der Stärke; beide faſſen wir nur als verſchiedene Vortragsweiſen deſſelben Tones, deſſen unterſcheidende Natur in ſeiner Höhe liegt. In dieſer dritten Rückſicht aber zerfallen die Töne nicht wie die Farben in eine Anzahl discreter Stufen, zwiſchen denen Uebergänge nur durch Miſchung möglich wären, ſie bilden vielmehr eine ſtetige Reihe, in welcher zwei von einander entferntere Glieder ſich nur durch öftere Wiederholung derſelben Differenz unterſcheiden, durch welche zwei nah benachbarte von einander ſich ſondern. Man kann keine Proportion aufſtellen, nach der ſich Roth zu Blau verhielte, wie Gelb zu irgend einer vierten Farbe; zwei Töne dagegen unterſcheiden ſich durch ein angebbares Multiplum eines als Einheit angenommenen Unterſchiedes. Die Art dieſes Unterſchiedes ſelbſt iſt eigenthümlich genug; wir würden nicht bildlich von höheren und tieferen Tönen ſprechen, wenn nicht, ganz abgeſehen natürlich von der Frequenz der Schallwellen, welche wir ja nicht empfinden, in den Empfindungen ſelbſt

eine Steigerung des einen Tones über den anderen enthalten wäre; aber dieſe quantitative Vorſtellung läßt ſich hier nicht wie ſonſt auf einen von ihr unabhängigen qualitativen Inhalt beziehen; der Ton d iſt eben dadurch auch ein qualitativ anderer als c, daß er das undefinirbare Allgemeine des Klingens, das er mit dieſem theilt, in jener eigenthümlichen Weiſe geſteigert enthält, die wir nur mit dem glücklichen Bilde der Höhe, in techniſcherem Ausdruck höchſtens als qualitative Intenſität bezeichnen können. Die Unterſchiede der Töne ſind daher gleichartig und in Bezug auf ihre Weite meßbar, was die der Farben nicht waren; die Mittelglieder entſtehen zwiſchen zwei Tönen nicht durch Miſchung dieſer zwei, ſondern ſind, als vollkommen ebenbürtige Glieder der Reihe, gleich ſelbſtändig und urſprünglich, wie die, zwiſchen welche ſie eingeſchaltet gedacht werden. Die ganze Reihe endlich iſt unbegrenzt; zu den Farben, die wir erfahrungsmäßig kennen, kann Niemand eine neue erſinnen, die ſich vorſtellen ließe und etwa nur in unſerer ſinnlichen Erfahrung nicht vorkäme; die Skala der Töne dagegen, eben weil jeder aus dem vorigen durch eine fühlbar gleichartige Steigerung entſteht, läßt ſich ins Unendliche fortſetzen; es hat noch Sinn, von höheren oder tieferen Tönen zu ſprechen, als jemals in unſere Erfahrung fallen können, denn wir haben hier, was wir bei dem Verſuch, neue Farben zu erſinnen, nicht haben würden: eine deutliche Vorſtellung davon, wie dieſe Töne ſich ausnehmen müßten, *wenn* ſie hörbar wären.

175. Ziemlich Aehnliches gilt, mit einigen Abweichungen, die ich dem Leſer überlaſſe, von der Reihe der Wärmeempfindungen; ſie führt zugleich noch zu einem anderen Verhalten. Das eigene Wärmebedürfniß des lebendigen Körpers gibt verſchiedenen Strecken dieſer Reihe eigenthümliche Werthe; wir unterſcheiden Kaltes Kühles Laues Warmes Heißes, und glauben mit jedem dieſer Ausdrücke etwas Beſtimmtes zu meinen; aber nicht blos allgemeingültig würden wir die Grenze nicht angeben können, bei der für Jeden das Kühle endigt und das Laue beginnt, ſondern auch, wenn wir nur unſere eigene Empfindung befragen, müſſen wir uns geſtehen, daß wir nur mit einer gewiſſen Willkür den einen oder den andern Namen wählen würden. Man kann an dieſen Gegenſatz des Warmen und des Kalten ſowie der hohen und der tiefen Töne ſogleich eine große Anzahl anderer Vorſtellungspaare anſchließen, deren Inhalt nicht ebenſo unmittelbar aus ſinnlicher Empfindung ent-

ſpringt: das Große und das Kleine, das Starke und das Schwache, das Viele und das Wenige, das Alte und das Junge, und zahlreiche ihres Gleichen. So entſchieden die beiden Glieder ſolcher Gegenſätze wirklich Entgegengeſetztes meinen, ſo iſt doch in keinem eine Grenze zu finden, welche den Umfang des einen Gliedes von dem des andern trennte, ſtetig und unmerklich gehen ſie in einander über. Die Richtungen dagegen, nach denen unſer Vorſtellen dieſe Reihen von a bis z oder von z bis a durchläuft, ſind unzweideutig verſchieden und theils einer Definition fähig, theils wenigſtens für die unmittelbare Empfindung unvertauſchbar. Es läßt ſich nicht ſagen, was warm und was kalt iſt, aber ganz unzweifelhaft iſt, ob a wärmer oder kälter als b iſt, und zwar entſcheidet in dieſem Fall die Empfindung, die beim Uebergang von a zu b ſich der entgegengeſetzten Veränderung von derjenigen bewußt wird, die ſie beim Rückgang von b nach a erfährt; es läßt ſich auch nicht ſagen, was groß und klein überhaupt iſt, aber ganz eindeutig iſt die Behauptung, a ſei größer als b, und ſie läßt ſich dahin definiren, daß b von a abgezogen einen poſitiven Reſt d gibt. Es iſt das Nämliche mit den übrigen Beiſpielen; ſämmtlich aus der Vergleichung verſchiedener Inhalte hervorgegangen, nicht aus der Auffaſſung eines einzigen, bedeuten alle dieſe adjectiviſchen Vorſtellungen Beziehungen, die ohne Rückſicht auf einen zweiten Beziehungspunkt keinen feſten Werth und Sinn haben. Der Poſitiv dieſer Adjective iſt daher unbeſtimmt; nur ihr Comparativ iſt eindeutig. Wo ſie im Gebrauche der lebendigen Rede als Poſitive vorkommen, drücken ſie aus, daß dem Bezeichneten der Comparativ ihres Sinnes im Vergleich mit einem nicht ausgeſprochenen Maßſtabe zukommt, der entweder nach ſubjectiver Schätzung des Sprechenden oder nach allgemeiner Meinung die normale oder die gewöhnliche Beſchaffenheit des fraglichen Gegenſtandes bildet.

176. Noch eine Betrachtung knüpft ſich an Töne und Wärmeempfindungen. An ſich vollkommen gleichwerthig bieten die Töne keine Veranlaſſung, einige wenige von ihnen als feſte Punkte durch eigene Namen hervorzuheben und vor den anderen zu bevorzugen. Aeſthetiſche Bedürfniſſe aber regen den Wunſch an, die ganze Reihe zu gliedern. Da nun die einfache Tonempfindung nicht definirbar iſt, ſo wird ſie beſtimmt durch die Angabe der Urſache, durch welche ſie in jedem Augenblick mit ſich identiſch erzeugbar iſt, durch die Frequenz der

Schwingungen, von denen sie abhängt. Aber keine Zahl hat einen Vorzug vor der anderen, und da jedes Glied der Reihe auf dem genannten Wege mit gleicher Leichtigkeit definirbar ist, so kommt es in der That in der musikalischen Skala zu keinem absoluten Anfangspunkte. Andere Verhältnisse, die harmonischen der Töne, die ich hier trotz des auch logischen Interesses, welches sie erwecken, übergehen muß, führen allerdings zu einer Gliederung der Reihe in Octaven; aber auch diese Gliederung hat keinen festen Anfangspunkt, sondern kann von jeder Tonhöhe aus beginnen. Die Wärmeempfindungen gestatteten eine so einfache Definition durch ihre Ursachen nicht; man mußte sich an die beobachtbaren anderen Erfolge ihrer unbekannten Ursache, an die Ausdehnung und Zusammenziehung der Körper wenden. Als man nun den Schmelzpunkt des Eises zum Ausgangspunkt auf- und absteigender Temperaturgrade machte, war dies ein ganz willkürlich, obwohl sehr zweckmäßig gewählter Nullpunkt der Bezeichnung; denn Flüssigkeit oder Starrheit des Wassers bildet einen wichtigen Wendepunkt für die Gestaltung der meteorischen und organischen Vorgänge, die uns umgeben. Es war aber doch nur ein Nullpunkt der Bezeichnung, nicht der bezeichneten Sache; von dem unbekannten Werthe x an, den diese für den Schmelzpunkt des Eises hat, theilen wir nur ihre positiven und negativen Zunahmen nach Anzahlen einer für unsere Zwecke passend gewählten Gradeinheit ein. Daher sind $12°$ nicht das Doppelte von $6°$, aber zwischen $0° = x$ und $12° = x + 12 \wedge x$ ist die Zunahme der Wärme doppelt so groß, als zwischen $0° = x$ und $6° = x + 6 \wedge x$. An diesem einfachen Beispiele wollte ich bemerklich machen, daß eine Gliederung und gesetzliche Ordnung einer Reihe oder eines Systems mannigfacher Inhalte allerdings ohne eine entsprechende sachliche Gesetzlichkeit ihrer eigenen Beziehungen nicht möglich ist, daß aber dennoch das Denken häufig eines durchaus willkürlich gewählten Ausgangspunktes und willkürlicher Maßstäbe bedarf, um sich dieser immanenten Ordnung der Sache fruchtbar zu bemächtigen; daß man endlich diese willkürliche Systematik, obwohl sie durch die Natur der Sache zugelassen und in ihrer Anwendung gerechtfertigt wird, doch nicht für eine in ihr selbst liegende Bestimmtheit ansehen darf.

177. Beispiele für diese Bemerkung bietet das praktische Leben sehr viele. Es kommen hier Eigenschaften in Betracht, die entweder

an verschiedenen Personen oder Dingen in sehr verschiedenen Größen haften oder, an einem und demselben Subject, eine stetige Reihe von Größenwerthen nach einander durchlaufen, so zwar, daß an diese Größenwerthe ihnen proportionale Wirkungen geknüpft werden sollten. Aber nur Naturwirkungen ändern sich stetig mit ihren Bedingungen; soll unser Handeln erst die Wirkungen hervorbringen, so verbietet sich in der Regel die genaue Befolgung der gewünschten Proportion um der Arbeit willen, welche sie im Mißverhältniß zu dem erreichbaren Zwecke erfordern würde. Man muß sich begnügen, gewisse Strecken der ganzen Werthreihe der Bedingungen als einheitliche Werthe zu betrachten und an sie eine gleiche mittlere Größe der Wirkung zu knüpfen, welche zu groß für die Anfangsglieder und zu klein für die Endglieder der Strecke sein wird. So zerlegt man für Zwecke der Besteuerung die Reihe der Vermögen von der völligen Armuth an bis zu dem höchsten wahrscheinlich anzutreffenden Reichthum in eine Anzahl von Klassen; so berechnet man nach Jahren des Lebensalters oder doch nur nach größeren Theilen derselben den zur Erwerbung einer Lebensversicherung nöthigen Beitrag; so hält die Berechnung der Zinsen bei dem Tage als untheilbarer Einheit an. Es kann ferner vorkommen, daß eine wachsende Eigenschaft allmählich einen Werth erreicht, an den der Eintritt bestimmter Wirkungen gebunden sein soll, ohne daß doch der Augenblick angebbar wäre, in welchem diese entscheidende Bedingung erfüllt ist. Die körperliche und geistige Reife, die wir in den Begriffen der Mündigkeit und Majorennität mitdenken, wird von Verschiedenen gewiß in verschiedenen Lebensaltern erreicht; aber nicht nur die unüberwindbare Weitläufigkeit, auch nicht die Unzulässigkeit einer über den Gesammtwerth der Person zu fällenden Censur macht die Ermittelung des wirklichen Zeitpunktes für jeden Einzelfall unmöglich; während die ausgezeichneten Grade der Reife und Unreife leicht erkennbar sind, fehlt es wirklich an einem unzweideutigen Kennzeichen, welches in zweifelhaften Fällen eine von der andern unterschiede. Gleichwohl verlangen die Bedürfnisse des geselligen Lebens die Feststellung eines bestimmten Zeitpunktes; die Gesetzgebung hat ihn daher eigenmächtig zu bestimmen und sie knüpft an vollendete Tage und Stunden den Beginn von Rechten und Pflichten, zu denen sachlich allerdings die gestern noch fehlende Befugniß oder Verbindlichkeit nicht über Nacht entstanden ist. Obgleich

eigenmächtig, verfährt sie doch hier nicht grundlos; der Spielraum ihrer Wahl beschränkt sich auf Bestimmungen, die der Natur des vorliegenden Verhältnisses ohne angebbaren Unterschied der Genauigkeit entsprechen, ihre Willkür auf die Bevorzugung der einen unter diesen gleichberechtigten. Noch andere Fälle gibt es, in denen die Natur der Sache, welche zur Aufstellung einer Bestimmung veranlaßte, noch weniger einen genauen Maßstab für sie darbot, dieser vielmehr nur in den anderweitigen Zwecken lag, zu deren möglicher Erfüllung die fragliche Bestimmung nöthig wurde. Hierher gehören die Zeitfristen, innerhalb deren die Bedingung einer zu erlangenden oder zu vermeidenden Rechtsfolge zu erfüllen ist; im Großen allerdings durch die erwähnte Rücksicht zweckmäßig bestimmt, haben im übrigen diese Festsetzungen nur die logische Pflicht der Unzweideutigkeit; ihr genügte die Vorzeit, indem sie wichtige Fristen nicht nach ganzen größeren Zeiteinheiten abmaß, sondern einen Bruchtheil derselben, den Wochen eine Anzahl von Tagen, dem Tage einige Stunden zugab; sie verengte dadurch den Zeitraum, innerhalb dessen man, nach alltäglichem loserem Sprachgebrauch, der Vorschrift hätte zu genügen glauben können. Ebenso thun die Behörden recht, wenn sie zur Verhütung von Ruhestörungen die Anzahl der Personen, die für eine verbotene Zusammenrottung gelten sollen, authentisch auf drei oder fünf festsetzen und sich dadurch der Disputation entziehen, die schon die antike Sophistik übte: wie viele Körner nöthig sind, um einen Haufen, oder wie vieler Haare Verlust, um einen Kahlkopf zu machen.

178. Ich kehre von dieser Abschweifung zurück. Ob irgend ein Ton hoch oder tief, ob eine Flüssigkeit kalt oder warm zu nennen sei, darüber streitet man nicht; an dem Inhalt dieser Begriffe haftet kein Interesse, welches uns zögern ließe, die oben erwähnte Relativität ihrer Bedeutungen sofort zuzugestehen. Anders denken wir über den Unterschied von gut und böse. Auf die Festigkeit und Abgeschlossenheit dieser beiden Begriffe legen wir den höchsten Werth; jede Handlung muß für sich allein, nicht blos im Vergleich mit einer andern, unzweideutig in den Umfang des einen fallen und aus dem Umfang des andern ausgeschlossen sein; selbst daß es Gradunterschiede der Güte im Guten und der Bosheit im Bösen gebe, hat man leugnen zu müssen geglaubt, damit nicht die abnehmenden Werthe beider zuletzt in einem Nullpunkt

des Gleichgültigen zusammentreffen und so ein stetiger Uebergang zwischen zwei Gegensätzen vermittelt werde, zwischen denen vielmehr jede Brücke abgebrochen sein soll. Aber diesem logischen Rigorismus widerspricht durchaus das unbefangene Urtheil, dem wir im Leben alle folgen. Denn Niemand zweifelt wohl an Gradunterschieden der Bosheit und der Güte; und daß keine Handlung gleichgültig sei, überredet man uns erst, nachdem man den Begriff der Handlung künstlich beschränkt hat. Es hilft aber in der That nichts, der drohenden Vermischung des Guten und des Bösen durch eine erste Eintheilung aller Handlungen in sittlich beurtheilbare und in sittlich unbeurtheilbare zuvorzukommen, um dann desto sicherer die erste dieser Gruppen in die beiden unvermittelbaren Gegensätze des Guten und des Bösen zu vertheilen; der Zweifel ändert so nur den Ort, denn die Frage geht nun darauf, wo die Grenzen zu ziehen sind zwischen dem, was sittliche Beurtheilung herausfordert, und dem was nicht; und diese Grenzen werden wieder durch stetigen Uebergang des einen in das andere zu verschwimmen scheinen. Nicht ebenso dringliches, aber doch lebhaftes Interesse hat für ästhetische Betrachtungen das Verhältniß des Angenehmen zum Schönen und zum Guten. Für eine unbefangene Auffassung ordnen sie sich, nicht nur nach dem Werthe, sondern auch nach der Bedeutung ihrer Inhalte, in eine zusammenhängende Reihe; nicht so zwar, daß durch einfache Steigerung das intensivste Angenehme zum Schönen oder die höchste Schönheit zur niedrigsten Stufe des Guten würde, aber doch so, daß es qualitativ bestimmte Arten des Angenehmen gibt, die beginnen ein Recht auf den Namen des Schönen zu haben, und Formen der Schönheit, deren ästhetischer Eindruck der sittlichen Billigung verwandt wird. Aber Moral und Aesthetik sträuben sich gleichmäßig gegen dieses Zugeständniß; sie halten das Schöne für verfälscht, wenn es mit dem Guten, das Gute für erniedrigt, wenn es mit dem Schönen, und vollends durch dieses hindurch mit dem Angenehmen, irgend eine Gemeinschaft habe. Und in Bezug auf das Schöne wenigstens hat auch hier die Leugnung jeder Gradabstufung nicht gefehlt; was einmal schön sei, sei durchaus schön, und man denke es eben nicht wahrhaft als schön, wenn man zulasse, daß es ein Anderes gebe, welches noch schöner sei.

179. Sehen wir uns zur Beurtheilung dieser Zweifel nach anderen Beispielen um. Die Geometrie kennt von der geraden Linie, um

der Natur derſelben willen, allerdings nur eine Art, an den Curven aber unterſcheidet ſie unzählige Grade der Krümmung von beſtimmbarem Werth; und ſo zwar, daß die gerade Linie ſelbſt ihr als der äußerſte Grenzfall erſcheint, dem ſich die Curve bei immer zunehmendem Wachsthum ihres Krümmungshalbmeſſers ſtetig annähert. Ungeachtet dieſes ſtetigen Ueberganges beharrt dennoch die Geometrie nicht nur im Allgemeinen auf der Behauptung, Krummes und Gerades ſei entgegengeſetzt und unvereinbar, ſondern auch in der Anwendung entſteht in Bezug auf eine Linie, die man genau kennt, niemals ein Zweifel; ſo nahe ſie auch der Geraden liegen mag, ſie iſt dennoch ganz unwiderſprechlich krumm, ſo lange ihr Krümmungsradius noch eine endliche Größe hat. Eine Curve kann ferner in einer Strecke ihres Verlaufes concav gegen eine Axe ſein, gegen die ſie im weiteren Verlaufe convex wird; erfährt ſie dieſe Veränderung ihrer Richtung in ſtetigem Zuge ohne discontinuirliche Spitze, ſo iſt unzweifelhaft ihre Tangente am Wendepunkt, mithin das Element der Linie ſelbſt, zu jener Axe parallel, alſo weder concav noch convex; aber obgleich ſo beide Richtungen ſichtlich in einem Nullpunkt zuſammenhängen, der keiner von ihnen gehört, ſo wird doch durch ihn der Gegenſatz ihrer Bedeutungen nicht geändert oder aufgehoben; dieſſeit dieſes Punktes bleibt die Linie nur concav, jenſeit nur convex. Noch einfacher: zwiſchen 1 und 2 laſſen ſich unzählige Brüche einſchalten, die von dem Werthe der 1 zu dem der 2 hinüberführen; zwiſchen Tageshelle und Nachtfinſterniß laſſen ſich unzählige Abſtufungen der Beleuchtung nicht nur denken, ſondern ſie treten wirklich ein; zwiſchen Wohlbefinden und Schmerz liegt eine ſtetige Reihe von Gefühlen, die jenes mit dieſem verbinden: aber darum wird doch nicht $1 = 2$, darum hört die Finſterniß und der Schmerz nicht auf, der volle Gegenſatz zu Licht und Wohlbefinden zu ſein; und zugleich ſind die Glieder dieſer Gegenſätze jedes für ſich, auch außer Vergleich mit dem anderen, etwas ſo Beſtimmtes, daß Niemand das eine mit dem anderen verwechſelt. Dieſe Beiſpiele reichen zur Verdeutlichung des Satzes aus, daß die Exiſtenz unzähliger Gradabſtufungen, durch welche die Inhalte zweier entgegengeſetzten Begriffe A und B in einem gemeinſamen Nullpunkt zuſammenſtoßen, den Unterſchied oder Gegenſatz deſſen nicht aufhebt, was A und B an ſich ſelbſt bedeuten.

189. Wäre es daher der Sittenlehre gelungen, was ihr Geſchäft iſt

und nicht hier das unsrige, das was sie unter dem Guten A und dem Bösen B meint, ebenso unzweideutig zu bestimmen, wie die Geometrie definirt, was sie unter convex und concav verstehen will, so hätte sie keinen Grund, um die Festigkeit des Unterschiedes beider Begriffe zu schützen, die Abstufbarkeit des Guten und des Bösen und ihr Zusammentreffen am Gleichgültigen zu bestreiten. Die specifischen Bedeutungen der allgemeinen Begriffe gut und böse ändern sich nicht im geringsten deshalb, weil die einzelnen Beispiele, von denen sie prädicirt werden, sich mit verschiedener Intensität an dem Charakter des einen oder des andern dieser Gegensätze betheiligen. Jener Nullpunkt aber des Gleichgültigen kann noch weniger zur Vermischung beider beitragen, denn er findet ja nicht so statt, daß beide in ihm, sondern so, daß keiner von beiden in ihm gültig ist; er ist mithin nur ein Trennungspunkt, diesseit dessen unzweideutig nur das Gute, jenseit nur das Böse liegt. Braucht nun die Abstufbarkeit beider Begriffsinhalte nicht um ihrer Festigkeit willen geleugnet zu werden, so muß man anderseits darauf halten, daß sie ausdrücklich zugestanden wird. Sie zu leugnen, die alte stoische Paradoxie zu wiederholen, omnia peccata esse aequalia, oder beständig zu predigen, auch der kleinste Irrthum sei nicht Wahrheit, sondern eben Irrthum und weiter nichts, dies alles sind logische Langweiligkeiten die, weil sie nur halbe Wahrheiten enthalten, nach dem eben erwähnten Grundsatz selber, Irrthümer und nichts weiter heißen könnten. Die Curven sind nicht blos Curven schlechthin, so daß die Grade ihrer Convexität oder Concavität sie blos nach einer Nebenrücksicht unterschieden, welche nichts mit ihrem Curvencharakter zu schaffen hätte, sondern die eine krumme Linie ist wirklich krümmer als die andere, thut also dem gemeinsamen Charakter beider in größerer Intensität Genüge. Und ebenso wird die gute oder böse Gesinnung, aus der eine Handlung entspringt, nicht blos nebenbei nach der Wichtigkeit der Objecte, auf welche die letztere sich bezieht, oder der Umstände, unter denen sie ausgeübt wird, sondern nach dem Grade ihrer Bosheit oder Güte selbst meßbar sein, denn sie ist keineswegs blos eine Form des Verhaltens, die überall gleich bleibt, sie ist selbst ein inneres Thun, das nicht nur einen Grad der Intensität bedarf, um den Anstoß zum Handeln überhaupt zu erzeugen oder die Widerstände zu überwinden, sondern auch einen Grad des Werthes hat je nach der Größe des Wohls oder Wehes,

auf deſſen Erzeugung es ſich abſichtlich richtet. Auch der Irrthum iſt nicht blos Nichtwahrheit, denn das unterſchiede ihn nicht vom Zweifel, ſondern er iſt eine Abweichung von ihr, und hat deshalb eine meßbare Größe, ohne die er nicht denkbar iſt; wer daher ſein Denken auf wirkliche Aufgaben richtet, wird nicht den Widerſinn begehen, zwei Annahmen gleich wegwerfend unter den Begriff der Irrthümer überhaupt zu verweiſen, von denen die eine der Wahrheit ſo fern ſteht, daß ſie gar keine, die andere ſo nahe, daß ſie faſt alle über ihren Gegenſtand zu erwartende Erkenntniß möglich macht.

181. Vielleicht könnte ſchon die Reihe des Angenehmen Schönen und Guten, deren Ueberlegung ich übrigens dem Leſer überlaſſe, noch auf ein anderes Verhalten einer Begriffsreihe führen, das ich zunächſt durch ein geometriſches Bild verdeutlichen will. Wir denken uns zwei Körperräume, A und B, beide pyramidaliſch von einer Spitze beginnend, zu ähnlichen Querſchnitten mit verſchiedener Beſchleunigung anwachſen; ſchieben wir ſie ſo in einander, daß die Spitze eines jeden auf irgend einem Punkt der Axe des andern liegt, ſo gehört die Ebene, welche durch den Durchſchnitt ihrer Oberflächen gelegt wird, ſowohl zu der Reihe der Ebenen, deren Integral A iſt, als zu der Reihe der anderen, deren unendliche Folge B zuſammenſetzt; man kann ſich ebenſo einen dritten Körper C vorſtellen, der in gleicher Weiſe eine Ebene mit B gemeinſam hat. Das Wachsthumsgeſetz jedes dieſer Körper läßt ſich, bezogen auf die gemeinſame Axe aller drei und auf die Lage ihrer Gipfel in derſelben, durch je eine Formel darſtellen, welche wir der Reihe nach den drei allgemeinen Begriffen A oder B oder C zu vergleichen hätten. Und dann würde ſich zeigen, daß es in der Reihe der einzelnen Beiſpiele von A ein beſtimmtes gibt, das zugleich der Forderung des Begriffes B genügt; daß alſo für dieſes Beiſpiel es zweifelhaft oder willkürlich wird, ob es dem Begriff A oder B unterzuordnen iſt, nicht deshalb, weil es keinem von beiden, ſondern weil es vollſtändig beiden zugleich genügt; über dieſen Einzelfall hinaus aber würden alle anderen Beiſpiele des A, alle jene übrigen Ebenen, die durch die ſo zuſammengeſetzte Körperfigur gelegt würden, ausſchließlich entweder dem A oder dem B angehören; Gleiches endlich fände ſtatt in Bezug auf die B und C gemeinſame Ebene. In dieſen Fällen liegt es alſo an der Natur der weſentlich verſchiedenen Begriffe ſelbſt, daß einzelne Glieder ihrer

Artenreihe zweideutig werden und an sich, ohne irgend eine Nebenrücksicht, z. B. auf die Art ihrer Entstehung oder Entwicklung zu nehmen, mit Sicherheit keinem dieser Begriffe ausschließlich zugerechnet werden können, obgleich, abgesehen von diesen Einzelfällen, die Verschiedenheit der Bedeutung jener Begriffe nicht zweifelhaft ist. So wie wir uns nun hier A B und C durch Namen bezeichnet, mithin als Begriffe ausgedrückt, jene Sonderfälle aber namenlos gelassen dachten, so kann die Sprache auch zu dem Umgekehrten veranlaßt sein; sie kann Begriffe M N O durch Namen fixiren, die nur in Einzelfällen, welche wir etwa als ausgezeichnete Punkte, als Maxima oder Minima, einer zusammenhängenden Reihe versinnlichen könnten, ganz eindeutige von einander völlig verschiedene Bedeutungen besitzen; dann wird es umgekehrt in der Wahrnehmung und Erfahrung sehr viele Inhalte geben, die jedenfalls ihren Platz zwischen, aber auch nur zwischen zweien dieser Begriffe haben müssen, vollständig dagegen keinem von ihnen entsprechen.

182. Als Beispiele, die auf dies letzte Verhalten zurückgeführt werden können, dienen Begriffe zusammengesetzter Bildung, welche die Sprache erzeugt hat, indem sie nicht von einem, sondern von vielen Vergleichungsgesichtspunkten zugleich ausging. Zweifellos stimmt dann mit einem solchen Begriffe jedes Beispiel überein, welches in jeder dieser Vergleichungsrücksichten an dem aus ihr entsprungenen Merkmale des Allgemeinen theilhat; aber die Zugehörigkeit zu dem Begriffe wird sehr zweideutig für viele andere Beispiele, die von dem einen Gesichtspunkt aus ganz entschieden ihm zuzurechnen sein würden, aber von einem anderen zugleich mitgedachten aus gar nicht. In dem Begriffe der Krankheit haben sich auf diese Weise verschiedene Gedanken gekreuzt. Gewiß ist sie vor allem eine Abweichung des körperlichen Zustandes von einer als feststehend betrachteten Norm. Aber eine angeborene Mißbildung, die von dem natürlichen Bau des Körpers sehr bedeutend abweicht, mögen wir doch nicht Krankheit nennen, so lange sie nicht auch die lebendigen Functionen der Organe beeinträchtigt, und so lange sie, immer in derselben Weise bestehend, keinen natürlichen Verlauf durch verschiedene Stadien hat. Eine Wunde ändert Bau und Functionen immer in irgend einem Grade, auch hat sie einen natürlichen Verlauf; aber eine leichte nennen wir doch nicht Krankheit, offenbar, weil sie weder Gefahr noch Unbrauchbarkeit des Körpers für wesentliche Lebens-

zwecke einschließt; eine sehr schwere aber auch nicht, obwohl sie beides thut; sie ist zu plötzlich ganz und gar durch äußere Kräfte entstanden, und wir bemerken jetzt, daß wir uns unter Krankheit einen Zustand vorstellten, der zwar auf äußerliche Veranlassung begonnen, aber seine bestimmte Form doch nur durch die eigenthümlichen Wechselwirkungen der inneren Kräfte angenommen hat. Eine solche Reaction der inneren Kräfte gegen den äußeren Reiz bildet nun jeder Schnupfen; aber auch ihn nennen wir Krankheit doch kaum, so lange ihm das Moment der Gefahr fehlt; und ebenso wie wir uns hier mit dem milderen Namen des Unwohlseins helfen, sprechen wir auch von einer gewissen Breite der Gesundheit, um in ihr eine Menge langsam sich fortbildender Störungen unterzubringen, die mit einer ursprünglichen Eigenthümlichkeit der körperlichen Constitution zusammenhängen. Was nun hier Rechtens ist, ist leicht zu sagen. Unmöglich ist in solchen Fällen eine Definition, die mit wissenschaftlichen Bedürfnissen und mit diesen Wunderlichkeiten des Sprachgebrauchs zugleich in Einklang wäre; bedarf man einer Begriffsbestimmung, so muß man sie, unbekümmert um den Sprachgebrauch, willkürlich festsetzen. In unserem Beispiel ist sie ziemlich entbehrlich, denn die Pathologie kommt recht gut aus auch ohne das allgemeine Wesen der Krankheit vorwurfslos definirt zu haben; die Praxis vollends braucht logische Allgemeinheiten nicht, aus denen keine Indicationen zum Handeln fließen. Anders in anderen Fällen. Auch in dem Begriff des Verbrechens durchkreuzen sich Rücksichten auf Vorbedacht oder Uebereilung, auf den Grad der bösen Absicht, auf Versuch oder Vollendung, auf die Größe des erzeugten Uebels; in dem Unterschiede des Kunsterzeugnisses von dem Produkt des Handwerks, in dem Verhältniß der freien Nachbildung zur Copie finden sich ähnliche Zweideutigkeiten. Hier hat es mehr Werth, die Grenzen der Begriffe zu bestimmen, da gesetzlich Vortheile und Nachtheile sich unmittelbar an die Zugehörigkeit eines gegebenen Falles zu dem einen von ihnen knüpfen; aber auch hier wird man sie, zwar mit Berücksichtigung des Sprachgebrauchs, im Wesentlichen doch durch Satzung feststellen müssen.

183. Selbstverständlich kann man jeden Begriff M jedem beliebigen andern N gleichsetzen, wenn man den Inhalt von N durch nähere Bestimmungen so umwandelt, daß er = M ist. Hieraus entspringen vielerlei zufällige Ansichten oder Transformationen des Ausdrucks für

daſſelbe M, welche wir ſpäter nützlich finden werden, um M bald dem einen bald dem anderen Geſetz ſubſumirbar zu machen, aus dem eine neue Behauptung über M entſpringen kann. Eine Grenze des Erlaubten gibt es an ſich für dies Verfahren nicht, ſo lange das transformirte M wirklich das urſprüngliche deckt, ſo lange alſo N = M. Man könnte ſelbſt ein Dreieck M dem Begriff des Vierecks N unterordnen, mit der Nebenbeſtimmung freilich, daß eine der Viereckſeiten bis zu Null abgenommen habe; ſo ſehr dies Spielerei ſcheint, ſo iſt es doch nützlich zu verwenden; man kann ſehr anſchaulich machen, wie jedesmal, wenn zwei Seiten, die früher durch eine Zwiſchenſeite getrennt waren, durch das Verſchwinden derſelben mit ihren Endpunkten zuſammenſtoßen, zwei rechte Winkel von der ganzen Winkelſumme des Polygons, hier des Vierecks verloren gehen. Dieſe Verwendung der Transformationen wird uns ſpäter intereſſiren; hier heben wir hervor, daß durch ſie der Unterſchied der beiden ſo aufeinander zurückgeführten Begriffe natürlich nicht geändert wird. Das Viereck bleibt vom Dreieck ſo verſchieden, wie es immer war, nämlich ſo, daß es eben ſeines weſentlichen Charakters entkleidet werden muß, um jenem zugeordnet zu werden, und ebenſo wird jede andere Umänderung, die an N nöthig iſt, um daraus M zu machen, die Größe des bleibenden Unterſchiedes beider Begriffe meſſen. Handelt es ſich nicht, wie in dieſem Fall, um abſtracte Gedankengebilde, ſondern um Wirklichkeiten, die in der That eine eigene Entſtehung haben, ſo iſt der Werth ſolcher Transformationen ſehr gering; ſie ſind zunächſt bloße Einfälle, deren Bedeutung erſt durch beſondere Unterſuchungen zu ermitteln iſt. In Gedanken kann man jede gegebene Kryſtallgeſtalt durch willkürliches Abſchnitzeln hier und da in jede beliebige andere, in der bloßen Zeichnung die Figur des Krokodils durch ſucceſſive Aenderungen der Contouren in die eines Vogels verwandeln, und aus jedem chemiſchen Element kann man jedes andere ableiten, wenn man alle Coefficienten, welche die allgemeinen phyſiſchen Eigenſchaften in dem einen haben, ſtetig in beſtimmte andere Werthe übergehen läßt. Durch ſolche Künſte kann man nicht die Begriffe M und N einander nähern, denn ihr Unterſchied bleibt immer ſo groß, wie die Summe der Schritte, die man vom einen zum andern machen mußte; man kann aber auch nicht die wirklichen Dinge, welche Beiſpiele dieſer Begriffe ſind, hierdurch in einen Zuſammenhang des möglichen

Uebergehens in einander bringen. Dazu wäre der Nachweis nöthig, daß die physischen Kräfte derjenigen Elemente, die einen wirklichen Krystall von der Form M aufbauen, an demselben Stoff auch ein Gleichgewicht der Lagerung in der Form N möglich machen; oder daß das verkettete System von Kräften, welches den Bildungstypus des Krokodils vorzeichnet und physisch verwirklicht, überhaupt durch andere natürliche Einwirkungen sich so verschieben lasse, daß aus ihm die Gestalt des Vogels wirklich herauswachsen kann, daß mit einem Worte in dem Zusammenhange der Wirklichkeit Triebe vorhanden sind, welche die Umänderungen der Begriffsinhalte realisiren, die wir in Gedanken und auf dem Papiere willkürlich an ihnen vornehmen können. Man erinnert sich, glücklicherweise als eines überwundenen Irrthums, der wilden Willkür, mit welcher man früher etymologisirend jedes Wort der einen Sprache am Ende aus jedem beliebigen der andern ableitete; jetzt ist die Warnung vor Aehnlichem in Bezug auf das neuerwachte Bedürfniß nützlich, die Mannigfaltigkeit der organischen Wesen, mit Aufhebung aller festen Artunterschiede, aus einander entstanden zu denken. Jedenfalls hat indessen Darwins Versuch, gleichviel ob zulänglich oder nicht, sich wenigstens eifrig darum bemüht, die wirklichen Vorgänge aufzuweisen, durch welche die denkbare Verwandlung der einen organischen Form in die andere realisirt werden sein mag.

Drittes Kapitel.

Schematische Anordnungen und Bezeichnung der Begriffe.

184. Ich setze in diesem Abschnitt von etwas verändertem Gesichtspunkt aus die Betrachtungen des vorigen fort. Die Weite und die Bedeutung des Unterschiedes mehrerer Vorstellungsinhalte war nur dann einer näheren Bestimmung fähig, wenn wir Gelegenheit fanden, mehrere gleichartige Unterschiede unter einander zu vergleichen, wenn also die verglichenen Inhalte selbst Reihen bildeten, deren Glieder nach einem mehr oder minder genau ausdrückbaren Gesetze fortschritten, und wenn außerdem das fühlbar Allgemeine, dessen quantitativ und qualitativ verschiedene Modificationen diese Glieder darstellten, nur in einer und derselben Richtung solche Abwandlungen gestattete. Zusammen-

gesetzte Begriffe, sei es von Dingen oder von Eigenschaften, Verhältnissen oder Ereignissen, lassen sich wegen der Vielheit einander determinirender Merkmale oder Beziehungspunkte, welche sie einschließen, nach mancherlei Richtungen hin verändern, theils dadurch, daß die Merkmale und die Beziehungspunkte, einzeln oder einige oder alle, die verschiedenen Beschaffenheiten annehmen, deren sie fähig sind, theils dadurch, daß die zwischen ihnen obwaltenden Determinationen die verschiedenen möglichen Werthe der Lockerheit oder Engigkeit und die Formänderungen durchlaufen, denen sie ihrer Natur nach unterworfen sind. Nun hindert nichts, daß öfters der Werth oder die Weite des Unterschiedes zwischen zwei so entstandenen Begriffen M und N uns durch unmittelbaren Eindruck mit dem Grade der Sicherheit deutlich sei, den wir in dem fraglichen Falle wünschen müssen: hätten wir jedoch ein wissenschaftliches Interesse an genauerer Bestimmung, so würden wir die Werthe der verschiedenen Skalen, nach denen die einzelnen Unterschiede stattfinden, und aus ihnen den Werth der Gesammtveränderung bestimmen müssen, welche M von N oder N von O trennt. Man wird geneigt sein, schon hier einzuwerfen, daß wir, in den meisten Fällen wenigstens, die Bedeutung einer Skala, nach welcher die Veränderung eines Begriffsinhaltes stattgefunden hat, vielmehr umgekehrt nach der Größe der Umwandlung schätzen, welche diese Veränderung in dem unmittelbaren Totaleindruck hervorgebracht hat; diese Einwendung kann ich zugeben, ohne sie weiter zu berücksichtigen; denn was ich hier erläutern will, ist nicht eine logische Regel, sondern ein Hang unseres Gedankenganges, der weit mehr einzuschränken als zu befriedigen sein wird, der aber um seiner Unaustilgbarkeit willen eine besondere Berücksichtigung verlangt. Man begreift nämlich leicht, wie aus jener obenerwähnten Aufgabe der Wunsch entstehen kann, ein allgemeines Schema zu besitzen, in welchem nicht nur alle denkbaren modificablen Beziehungen verschiedener Elemente, sondern auch die Werthe der Unterschiede je zweier Modificationen dergestalt festgestellt wären, daß jeden zwei Begriffen M und N der bestimmte Unterschiedswerth oder zugleich Verwandtschaftswerth zukäme, welcher an den von ihnen eingenommenen Stellen des allgemeinen Schema haftet.

185. Ich gehe zunächst zur Erläuterung auf eine Erscheinung des ältesten Alterthums zurück, auf Pythagoras. Aus den spärlichen und großentheils wenig glaubwürdigen Quellen, die wir besitzen, ein

ſicheres Lehrgebäude pythagoreiſcher Philoſophie wieder aufzubauen unternehme ich nicht; aber den Grundgedanken, der ſie belebt haben kann, und von dem begreiflich iſt, daß er eine ebenſo langdauernde als in ihren Aeußerungen oft verkehrte Theilnahme erregt hat, glaube ich angeben zu können. Die Hinneigung der Schule theils zu abſtract mathematiſchen Unterſuchungen theils zur Anwendung derſelben auf Naturvorgänge iſt hinlänglich gewiß; die erſte Richtung der Studien mußte auf die Vorſtellung der Zahlenreihe und der Geſtaltenwelt als zweier großen geſetzlich in ſich ſelbſt zuſammenhängenden Ganzen führen, und noch überdies die Abhängigkeit der räumlichen Gebilde ſelbſt von den in ſie eingegangenen Zahlengrößen lehren; die andere Richtung hat, neben uns weniger bekannten Erfolgen, zur Auffindung des Verhältniſſes zwiſchen der gehörten Tonhöhe und der Länge der ſchwingenden Saite geführt und damit ſicher den allgemeinen Gedanken rege gemacht, daß auch Erſcheinungen, deren Verſchiedenheiten von uns zunächſt als qualitative empfunden werden, auf mathematiſchen Verſchiedenheiten vergleichbarer Bedingungen beruhen. Zu ſchrankenloſer Verallgemeinerung ſo gefundener Ergebniſſe neigt menſchliche Einbildungskraft ohnehin; für den mathematiſch gebildeten Pythagoreer kam die Erwägung hinzu, wenn einmal einer Reihe von Größenveränderungen eine Veränderungsreihe von Erſcheinungen entſpreche, ſo werde auch keinem anderen denkbaren mathematiſchen Verhältniſſe und ſeinen Modificationen das entſprechende Gegenbild in der Erſcheinung fehlen, oder umgekehrt: wenn eine Gruppe von Erſcheinungen ſich auf Größenbeſtimmungen gründe, ſo werde der Zuſammenhang aller Naturvorgänge unter einander auch die übrigen Erſcheinungen zu gleichartiger Abhängigkeit von mathematiſch beſtimmbaren Gründen nöthigen. So denken wir uns das philoſophiſche Unternehmen entſtanden, dem Ariſtoteles den Ausdruck gibt, Pythagoras habe die Principien der Zahlen für die Principien der Dinge gehalten; aber den Sinn dieſes Ausdrucks ſelbſt haben wir noch weiter zu überlegen. Die Abſicht der pythagoreiſchen Philoſophie ging gewiß nicht blos darauf, worauf ſie nach dem anderen Spruche ihres Urhebers, Gott habe alles nach Maß und Zahl geordnet, gerichtet ſcheinen kann; nicht auf eine bloße Anwendung der Mathematik auf die Natur in der Art, daß eben nur die Größenbeſtimmtheiten der natürlichen Kräfte und Ereigniſſe im Falle ihres Wechſelwirkens nach

demſelben mathematiſchen Rechte einander modificiren, das für Größen überhaupt gilt; vielmehr dieſe Data ſelbſt, auf welche unſere mathematiſche Phyſik nur Anwendungen der Mathematik macht, erſchienen dem Pythagoras als ſelbſt ſchon ein Syſtem bildend, deſſen innere Gliederung nach denſelben Verhältniſſen entworfen iſt, nach denen die Glieder der Zahlenreihe gebildet ſind oder ſich zuſammenſetzen können. Ich unterſcheide in dieſer Anſicht einen allgemeinen Gedanken und ſeine beſondere Ausprägung.

186. Die ſogenannte Naturphiloſophie der Jonier war damit beſchäftigt geweſen, die Bildung und Rückbildung der Naturkörper aus ihrem Urſtoff und in ihn zu beſchreiben; da ſie ſehr allgemein dazu Vorſtellungen von Verdichtung und Verdünnung brauchte, kann ſie, um dieſer quantitativ beſtimmten Hülfsmittel willen, der pythagoriſchen Auffaſſung ſchon verwandt ſcheinen. Sie iſt ihr dennoch ſehr fremd: denn nirgends findet ſich in ihr ein ausgeſprochenes Intereſſe dafür, daß die Summe deſſen, was auf dieſe Weiſe entſtand, in irgend einem Augenblicke ſeines Beſtehens oder in der Reihenfolge ſeines Werdens ein zuſammengehöriges Ganze bilde, deſſen Theile einander fordern. Pythagoras hingegen ſcheint ſich ſehr wenig um dieſe Entſtehung der Welt gekümmert zu haben, aber ſo wie ſie beſtand, nachdem ſie entſtanden war, galt ſie ihm für ein Syſtem, deſſen Theile nicht blos neben einander da waren, ſondern in dem eine Lücke geweſen wäre, wenn während des Beſtandes der einen Erſcheinung die Wirklichkeit der anderen gefehlt hätte. Wenn es in der Wirklichkeit a, b und d gibt, ſo iſt c, falls es da iſt, nicht blos auch da, ſondern es iſt da, weil es von dem Geſetze, nach welchem die Reihe ab.. bis d fortſchreitet, als nicht fehlen könnendes drittes Glied zu dem vierten d gefordert wird; oder falls c nicht iſt, ſo iſt es nicht blos thatſächlich nicht, ſondern weil das Bildungsgeſetz jener Reihe die Möglichkeit dieſes dritten Gliedes vor d ausſchließt. Dieſelbe Betrachtung würde ſich auf andere Reihen des Wirklichen, auf $\alpha\beta\gamma\delta$ und abcd, anwenden laſſen, und dieſe Anwendung iſt von der pythagoreiſchen Philoſophie gemacht worden. Welches Verhältniß ſie zwiſchen den verſchiedenen Charakteren dieſer Reihen angenommen haben mag, die ich durch die verſchiedenen Alphabete andeuten wollte, wiſſen wir allerdings nicht, und ſehr wahrſcheinlich würden uns darüber, wie Ariſtoteles merken läßt, auch die vollſtändigſten Quellen nicht belehren; was aber das

Geſetz betrifft, welches in jeder dieſer Reihen die gleichartigen Glieder unter einander verbindet, ſo ſcheint unzweifelhaft, daß dies eben als daſſelbe identiſche für alle dieſe Reihen angeſehen, daß alſo ein allgemeiner Parallelismus des Verhaltens in den verſchiedenen Gruppen zuſammengehöriger Erſcheinungen behauptet wurde. Dies zeigt ſich in der Erfindung einer unſichtbaren Gegenerde, um die Zahl der damals bekannten Planeten auf jene Zehn zu bringen, der einmal die arithmetiſche Myſtik des Syſtems eine beſondere Bedeutung beigelegt hatte, in der Annahme eines fünften Elements, das mit Waſſer, Erde, Feuer und Luft den fünf regelmäßigen Körpern Tetraeder Würfel Octaeder Dodekaeder und Ikoſaeder entſprechen ſollte, in dem Verſuche ferner, die Entfernungen der Planeten nach muſikaliſchen Intervallen geordnet zu denken, ſelbſt in der ärmlichen Form der Tafeln von Gegenſätzen, die für unſer Verſtändniß freilich nur das häufige Vorkommen des Gegenſatzverhältniſſes ſelbſt an willkürlich zuſammengeſtellten Begriffspaaren verſinnlichen, aber durch die Zehnzahl der Paare anzudeuten ſcheinen, daß ſie für alle verſchiedenwerthigen Stufen einer zehngliedrigen Reihe dies Verhaltniß als weſentlich darſtellen wollten. Endlich, wenn der Zahl Sechs das Belebtſein, der Sieben die Intelligenz und das Licht, der Acht die Freundſchaft zugeordnet wurde, ſo geht daraus hervor, daß nicht blos die Erſcheinungen der äußeren Natur, ſondern auch die des geiſtigen Lebens, daß überhaupt alles Denkbare als geordnet nach demſelben Reihengeſetze betrachtet wurde. So hat dieſe Philoſophie ganz daſſelbe geſucht und glaubte es gefunden zu haben, was wir oben ausſprachen: ein allgemeines Schema, welches, vom Einfachen zu Verwickeltem aufſteigend, die Summe möglicher Bildungen zu umfaſſen dachte, deren eine jedem Wirklichen als Muſter ſeiner eigenen dienen mußte, und das zugleich dieſe Vorbilder ſo in eine Reihe ordnete, daß jedem Wirklichen durch die Stelle ſeines Vorbildes in ihr ſeine eigene Bedeutung und die Größe ſeines Unterſchiedes oder ſeiner Verwandtſchaft mit den anderen Dingen, den Nachbildern anderer Reihenglieder, zukam. Dies ſcheint mir der allgemeine Gedanke, den ich der pythagoreiſchen Philoſophie zueigne: nicht blos eine gleichſam ſpäter geſtiftete Anordnung von Dingen, deren Weſen urſprünglich ohne Rückſicht auf das Princip dieſer Ordnung gegeben geweſen wäre, ſondern eine Harmonie des Kosmos, — mit dieſem Namen bezeichnete zuerſt Pythagoras

die Welt, — begründet darauf, daß alle Dinge von Anfang an nur verschiedene Verwirklichungen einer Reihe von Typen waren, welche ein allgemeingültiges Entwickelungsgesetz bestimmte.

187. Die specielle Ausprägung dieses Gedankens ist weit hinter der unleugbaren Großartigkeit seines allgemeinen Sinnes zurückgeblieben. Auch die Mathematik der Gegenwart, so vielförmig die Größenverhältnisse sind, deren interessante Wechselbeziehungen sie in Betracht gezogen hat, würde nicht im Stande sein, in diesen ausreichende Verbilder oder Symbole oder abstracte Ausdrücke der mannigfacheren Verhältnisse zu finden, die zwischen den Elementen des Wirklichen und den aus ihnen entspringenden Combinationen bestehen; die antike Arithmetik aber, zu deren Ausbildung die pythagorische Schule beigetragen zu haben scheint, fand in ihrer Kenntniß der Zahlenreihe nur sehr wenige und ärmliche Beziehungen auf, deren Werth man sehr überhöhen und schon ziemlich willkürlich deuten mußte, um sie als dieselben ansehen zu können, auf welche die Bildungen des Wirklichen gegründet seien. Die Beobachtungen, daß alle Zahlen aus vielfacher Wiederholung der Einheit entstehen, daß in ihrer Reihe die durch das Princip der Vielheit, die Zweizahl, mittheilbaren und darum vornehmer geachteten ungeraden abwechseln mit den geraden, daß die erste Einheit des Geraden und des Ungeraden die Drei, die erste Quadratzahl einer Mehrheit die Vier, die Summe dieser ausgezeichneten vier ersten Zahlen die Zehn ist, konnten eigentlich nur für eine Symbolik, der jedes interessante Motiv recht ist auch ohne Rücksicht auf den Zusammenhang mit anderen, die bekannte Verehrung der Zehnzahl rechtfertigen, zu der ohne Zweifel in der Gewöhnung an das dekadische Zahlensystem der eigentlich wirksame Grund lag. Hätte diese Speculation alle die algebraischen und transscendenten Functionsformen gekannt, mit denen jetzt die Mathematik wirthschaftet, wie viel reicher würde die Mannigfaltigkeit der Symbole gewesen sein, die sie den einzelnen Erscheinungen, mit viel feinerer Anschmiegung an die Natur derselben, hätte zuordnen können! Sind wir doch jetzt noch geneigt, auch da, wo keine eigentliche Rechnung möglich ist, den Namen der Potenz für eigenthümliche Steigerungen der Bedeutung und Wichtigkeit zu brauchen, die ein Begriffsinhalt erfährt, wenn etwa jeder der Beziehungspunkte, in deren gegenseitiger Determination sein Sinn besteht, zu einem kleinen Systeme sich ver-

vielfältigt, zwischen deſſen Gliedern dieſelbe Determination beſteht, welche das Ganze beherrſcht; und wie ſehr hätten manche Abhängigkeitsverhältniſſe verſchiedener Elemente durch die Relation eines Logarithmen zu ſeiner Zahl, alle periodiſchen Regelmäßigkeiten durch Anwendung trigonometriſcher Functionen verdeutlicht werden können! Da dieſer Reichthum fehlte, der doch auch uns noch nicht genügen würde, ſo hat es gar keinen Werth, im Einzelnen die Sinnigkeit der pythagoreiſchen Symbole zu unterſuchen.

188. Die auseinandergehenden Deutungen aber und die Mißverſtändniſſe, denen die ganze Anſicht unterlag, laſſen ſich leicht aus ihr ſelbſt begreifen. Nach der einen Aeußerung des Ariſtoteles waren es die Principien der Zahlen, die Pythagoras den Principien der Dinge gleichſetzte. Dies iſt uns völlig verſtändlich; unter jenen Principien der Zahlen waren die Beziehungen der Einheit zur Vielheit, die Wiederholbarkeit der erſten, die Theilbarkeit oder Untheilbarkeit der anderen, überhaupt die Möglichkeit zu verſtehen, durch Benutzung dieſer immer gleichen Verhältniſſe und Operationen die ganze Zahlenreihe zu erzeugen, oder, wie wir ſagen würden, jede Zahl als Function anderer Zahlen darzuſtellen; dieſes innere Gefüge ſollten die Dinge auch haben, nach denſelben Principien auch ihre Reihen ſo geordnet ſein, daß die Natur des einen ſich als eine Function der Natur der anderen darſtellen ließe. Aber Ariſtoteles behauptet auch mit Anderen, die Zahlen ſelbſt habe die pythagoreiſche Schule für Dinge, jedenfalls die Dinge für Zahlen erklärt. Auch dies iſt gar nicht unbegreiflich für den, der den Gang philoſophiſcher Gedanken und die Gewohnheiten des Ausdrucks für ſie kennt. Bis zu gewiſſem Grade hätten die Pythagoreer ſogar mit dieſer Behauptung Recht gehabt, und eben daraus iſt zu vermuthen, daß ſie ſie wirklich ausgeſprochen haben; denn, wie erwähnt, eine bloße Anwendung der Zahlen auf Größenbeſtimmungen von Dingen, deren eigentliches Weſen von dieſen Beſtimmungen noch unabhängig wäre, ſowie es etwa ähnliche Dreiecke von den verſchiedenſten Größen gibt, wollten ſie keineswegs machen; ihre Zahlen ſollten das bedeuten, wodurch ſich das Weſentliche eines Dinges von dem Weſentlichen eines anderen unterſcheidet; a war a, weil es ſeinen Inhalt in der Functionsform a oder nach dem Bildungsgeſetz a der einen Symbolzahl zuſammenfaßte, und unterſchied ſich hierdurch von b, das b war, weil es dem

Bildungsgesetze β einer anderen folgte. Man konnte daher, mit einem nachher zu erwähnenden Vorbehalt, allerdings sagen, das Wesen eines Dinges, nämlich das Wesen in dem Sinne dessen, wodurch eines vom anderen sich unterscheidet, bestehe in der ihm immanenten Zahl. Die andere Behauptung, das Wesen der Dinge, nämlich das, wodurch sie sämmtlich Dinge sind, oder ihre Realität, bestehe in diesen Zahlen, oder die Zahlen seien das Reale, hat vielleicht die Schule positiv so nicht ausgesprochen; that sie es aber, so konnte sie den letzteren Ausdruck freilich nicht rechtfertigen, den ersten aber allerdings; denn wenn es nichts wirklich gibt, dessen Wesen nicht durch eine jener Symbolzahlen bestimmt ist, so sind die Zahlen allerdings die conditio sine qua non jeder Realität; sie für mehr zu halten und sie selbst Reales zu nennen, ist eine Ueberspannung des Ausdrucks, von der wir später sehen werden, wie sehr nahe sie dem philosophischen Gedankenlaufe aller Zeiten gelegen hat. Eine große Unvollkommenheit bleibt zurück, die wir schon erwähnten. Dieselbe typische Zahlenreihe soll sich in sehr vielen parallelen Reihen des Wirklichen, in abcd, $\alpha\beta\gamma\delta$, abcd wiederholen; wie unterscheiden sich nun die Glieder b β b von einander, wenn das ganze Wesen jedes von ihnen durch dieselbe Symbolzahl erschöpft wird? Hierauf ist keine Antwort möglich; an diesem Punkte wird die Theorie, welche das Wesen der Dinge ganz zu umfassen dachte, doch wieder zu einer Anwendung einer allgemeinen Regel der Bildung auf verschiedene Fälle, deren charakteristische Unterschiede als gegebene zu betrachten sind; aber eben hierdurch ist sie ganz das, zu dessen Verdeutlichung wir sie benutzen wollten: der Versuch, ein allgemeines Schema für die Beziehungen Verwandtschaften und Unterschiede aller beliebigen eventuell in Frage kommenden Inhaltsgruppen aufzustellen.

189. Ich rechtfertige die Ausführlichkeit dieser Betrachtung durch Hinweis auf die außerordentliche Zähigkeit, mit der sich die Vorliebe für diese Schematisirung alles Denkinhaltes durch den Lauf der Zeiten hindurch erhalten hat. Zuerst in dieser Form der mystischen Zahlenspeculation selbst; über diese Bestrebungen können wir flüchtig hinweggehen; da ihnen das Interessante und Ueberraschende, übrigens aber Sinnlose genügte, so waren sie eigentlich immer nur auf der Suche nach einer geheimen Wahrheit, die sie nie fanden, und es gehörte stets viel guter Wille dazu, in den Symbolen den Sinn, den man in sie

legte, irgendwie beſſer ausgedrückt zu ſehen, als es ohne Symbol auch geſchehen konnte. Dann iſt man nach verſchiedenen Richtungen hin von der blos arithmetiſchen Baſis der Träumerei abgegangen. Zuerſt hat faſt regelmäßig jedes bedeutende Verhältniß zwiſchen wichtigen Beziehungspunkten, dem die fortſchreitende Wiſſenſchaft auf die Spur gekommen war, ſich zum Schema für die Gliederung des ganzen Weltinhaltes ausgedehnt. Lange fand man den Habitus der antiken vier Elemente in allen Dingen wieder, und die myſtiſche Bedeutung dieſer Vierzahl wurde ſpäter nur auf die neuentdeckten Grundſtoffe der Organismen, Kohlenſtoff Waſſerſtoff Sauerſtoff und Stickſtoff übertragen; ſie ſtimmte vortrefflich mit den vier Himmelsgegenden, denn Zenith und Nadir fallen ja außer die natürliche Viſirlinie unſeres Blickes; ſie ſtimmte ebenſo mit den vier Jahreszeiten der gemäßigten Zone, in welcher dieſe Speculationen geübt wurden, und mit den vier unerläßlichen Caſus der Declination; ſpäter kam mit der Vollendung der aſtronomiſchen Theorie der Gegenſatz zwiſchen centripetalen und centrifugalen Beſtrebungen in die Vorſtellungen aller Dinge und verſchmolz mit dem Gegenſatze der Geſchlechter und dem Verhältniß zwiſchen Säure und Alkali; Magnetismus und Elektricität führten das Schema der Polarität faſt noch weiter in die Betrachtung alles Denkbaren ein. Entgegengeſetzte Beſtrebungen gingen von dem richtigen Gedanken aus, daß auch die Zahlenverhältniſſe, zum Theil wenigſtens, nur Beiſpiele noch abſtracterer Grundbeziehungen ſeien; dieſe müſſe man aufſuchen und werde ſie finden, wenn man die Operationen überlege, durch welche unſer Vorſtellen eben die Vorſtellungen aller Inhalte zu Stande bringe. Nun entſteht mindeſtens jede zuſammengeſetzte Vorſtellung dadurch, daß man ein a ſetzt, ein b von ihm unterſcheidet oder ihm entgegenſetzt, beide endlich in eine Beziehung c bringt; ſo gilt nun Theſis Antitheſis und Syntheſis als das Schema der Bildung alles Wirklichen und als Rhythmus der Anordnung ſeiner Betrachtung; man ſieht aber leicht, daß dieſe Symbole, je abſtracter ſie gefaßt werden, deſto mehr in notiones communes übergehen, die zwar ziemlich von Allem gelten, aber über Nichts Aufſchluß geben. Dieſem ganzen Wirrwarr tritt nun die Logik mit der Anforderung entgegen, jeder Inhalt ſei lediglich nach ſeiner eigenen Natur zu betrachten, einzutheilen und zu unterſuchen; es gebe kein verwendbares allgemeines Schema, und die Benutzung

grundlos ausgedachter Schablonen könne nur der unparteiischen Aufsuchung der Wahrheit Gewalt anthun.

190. An diesem Verwerfungsurtheil ist nichts abzubrechen, und einige Bemerkungen, die ich noch machen will, haben nicht diesen Zweck. Wenn uns der Inhalt M eines Begriffs, einer Vorstellung oder einer Anschauung so gegeben ist, daß er irgend eine Mehrheit von Merkmalen Theilen oder Beziehungspunkten in der Form μ vereinigt, so ist es eine ganz gerechtfertigte wissenschaftliche Neugier, erfahren zu wollen, wie sich seine Beispiele verhalten oder verändern und unterscheiden werden, wenn man entweder die Theile des Inhalts allein oder zugleich die allgemeine Verbindungsform μ innerhalb der zulässigen Grenzen ihrer Veränderlichkeit variirt. Bleiben wir zunächst bei der ersten Aenderungsart, so wird es uns meistens wenig interessiren, alle Arten von M zu entwickeln, die durch verschiedene Größenwerthe von Merkmalen entstehen, denn sie werden, im Allgemeinen wenigstens, einander ähnlich sein und dasselbe nur in verschiedenem Maßstabe wiederholen. Ist aber eines von diesen Merkmalen m von der Beschaffenheit, daß für dasselbe der Gegensatz des Negativen zum Positiven einen angebbaren und anschaulichen Sinn hat (sowie etwa rechts und links, Attraction und Repulsion, Concavität und Convexität, überhaupt Wachsthum über einen Nullpunkt hinaus und Abnahme unter diesen Punkt hinab, einander gegenüberstehen), so interessirt es uns lebhaft zu wissen, was aus M wird, wenn man seinem Bildungsgesetz jetzt diesen entgegengesetzten Anwendungspunkt $-m$ anstatt $+m$ gibt. Nimmt man $y = fx$ als Gleichung einer krummen Linie, so versäumt Niemand, successiv die positiven und negativen Werthe von x einzusetzen, und nicht eher als bis man die hieraus entspringenden Resultate vereinigt hat, glaubt man die Natur der Curve M zu kennen, die sich der Anschauung hier nicht als Allgemeines, sondern als das Ganze darstellt, welches aus der Verknüpfung aller möglichen Beispiele der allgemeinen Gleichung entsteht. Fällt uns irgendwo, als künstlerisches Ornament vielleicht, eine nach rechts und unten geschwungene Volute ins Auge, so empfindet unsere Einbildungskraft dasselbe Bedürfniß; auch ohne mathematisch das Bildungsgesetz dieser Curve zu kennen, begreifen wir doch, wegen der Gleichartigkeit der Raumrichtungen, daß sie ganz mit gleichem, aber entgegengesetztem Schwunge sich nach rechts und oben, und mit noch

anderem Gegensatz links sich nach oben und unten wiederholen könnte. Fehlen nun diese Fortsetzungen, zu deren Vorstellung der gesehene Anfang anregt, ohne daß in den Umgebungen ein erklärender Grund für diesen Mangel sichtbar würde, so fühlen wir uns ästhetisch unbefriedigt; aber dies Bedürfniß nach Symmetrie hat doch einen Grund logischer Art. Es gehört zur Natur des Gesetzes, Anwendung zu haben auf alle Variationen seiner Beziehungspunkte; darum liegt ein Widerspruch in der Anschauung, welche den Gedanken des Gesetzes zugleich mit der Möglichkeit seiner allgemeinen Geltung rege macht, und doch nur einen Theil seiner Geltung wirklich sichtbar werden läßt; was hier in der Anschauung fehlt, scheint in der Sache zu fehlen; wir supplіren es, um den grundlosen Mangel der Allgemeingültigkeit zu heben. Ein ähnlicher Trieb begleitet uns in die Betrachtung aller Begriffe. Ueberall, wo in irgend einem M eines seiner Bestimmungsstücke zwischen $+m$ und $-m$ schwanken kann, was nur möglich ist durch den Zwischenwerth $m=0$, überall da wird das Bild der so entstehenden dreigliedrigen Eintheilung für uns ein *Schema*, nach welchem wir die Untersuchung des ganzen Umfangs von M beginnen. Dies nämlich muß hier, zum Unterschied von den oben zurückgewiesenen Träumereien, hervorgehoben werden, daß dieses Schema uns nichts als eine *Aufforderung* zur *Leitung der Untersuchung* sein kann, aber nicht anticipirend ein Bild des herauskommenden Erfolges. Nicht überall, wie in dem Beispiele unserer Volute, werden sich die Gegenstücke, die wir dort erwarteten, finden lassen; es hängt von der Natur der Verbindungsform μ ab, ob M überhaupt noch mögliche Arten liefert, wenn jenes $+m$ in ihm in $-m$ übergeht; noch weniger ist vorherzusehen, ob und wie die so entstandenen Arten den Unterschieden ihrer Bedingungen sich proportional verhalten werden; nichts hindert die Möglichkeit, daß für ein bestimmtes μ dieser völlige Gegensatz von $+m$ und $-m$ ebenso völlig bedeutungslos ist. Man wird nun ebenso μ durch alle seine möglichen Arten, die durch eine vollständige Disjunction seines Begriffs gegeben werden, variiren lassen; man wird für bloße Größenzunahmen auch hier nur eine Reihe ähnlicher Resultate, für jeden Wendepunkt aber, an welchem μ eine qualitativ andere Bedeutung annimmt oder einen Sprung zu seinem Entgegengesetzten macht, auch in dem von ihm abhängigen M das Auftreten einer ganz neuen Bildung erwarten; man

wird endlich für jedes ausgezeichnete Verhalten, welches man in einem Sonderfalle von M gefunden, als Gegenſtück ein gleich ausgezeichnetes Verhalten in einem auf ähnlichen Bedingungen beruhenden Sonderfall eines ähnlich gebauten N erwarten, wie man denn zu allem, was Lichtwellen begegnet, das Entſprechende für Schallwellen ſucht: aber alles dies bleibt ſtets eine Frage an den Gegenſtand, auf welche die Antwort zu erwarten iſt; ſie kann der Erwartung völlig entgegengeſetzt ausfallen und muß hingenommen werden, wie die Unterſuchung ſie gibt. Darin beſtand aber die Täuſchung jener ſchematiſirenden Tendenz, daß ſie annahm, jede Stelle eines als allgemein vorausgeſetzten Schema werde bei jeder Anwendung deſſelben auf einen beliebigen Stoff ſtets durch eine bedeutungsvolle Geſtalt deſſelben ausgefüllt werden, niemals aber leer bleiben, und daß ſie ferner hinzufügte, auch die Formen, mit denen wirklich die verſchiedenen Inhalte, nach gleichem Rhythmus ſich ändernd, dieſelben Stellen des Schema füllen, werden durch hervorſtechende Aehnlichkeit oder Analogie ihres geſammten Habitus als zuſammengehörige, als verwandte oder als Gegenſtücke ſich ankündigen. Wo dies nicht zutraf, lag dann die Verſuchung nahe, die Lücken durch grundloſe Vermuthungen zu füllen und die mangelnde Correſpondenz entſprechender Glieder durch ſachwidrige Hervorhebung von Nebenzügen herzuſtellen.

191. Die moderne Zeit hat mehrere großartige Beiſpiele ſchematiſcher Entwickelung des Weltinhaltes geſehen, welche ſelbſt einen weſentlichen Mangel der pythagoriſchen Auffaſſung zu vermeiden ſchienen. An einem anderen Orte (Geſchichte der Aeſthetik in Deutſchland S. 176 ff.) habe ich ausführlicher die Motive erläutert, die zur Ausbildung der Hegelſchen Dialektik, der bedeutendſten unter dieſen Beſtrebungen, geführt haben; ich begnüge mich hier mit wenigen Bemerkungen über ihren logiſchen Charakter. Die pythagoriſche Art und Weiſe, unzählige parallele Entwickelungsreihen verſchiedener Inhalte neben einander vorzuſtellen, gab nicht Rechenſchaft von den Unterſchieden, durch welche die correſpondirenden Glieder verſchiedener Reihen, ungeachtet ihrer identiſchen Plätze in dem allgemeinen Schema, von einander getrennt ſind. Das dekadiſche Zahlenſyſtem, mit ſeinen aufſteigenden Potenzen der Zehnzahl, hat hier doch nicht zu dem nahe liegenden Verſuche veranlaßt, jene Parallelreihen ſelbſt wieder als ſucceſſive Perioden einer und derſelben Hauptreihe zu faſſen, in ihrer innerlichen Structur

einander gleich, aber gleichsam durch die Höhe des Niveaus, auf dem sie diesen Bau entfalten, einander so überbietend wie die Octaven der musikalischen Skala. Die moderne Phantasie hat diesen Mangel ergänzt; die Vielheit der Parallelen ist in eine einzige Reihe zusammengezogen, bestehend aus formell gleichgebauten Cyclen, deren jeder in seinem Endgliede den charakteristisch neugeformten Anfangspunkt für die Entwickelung des nächstfolgenden erzeugt. Ist es möglich, das erste Glied der ganzen Reihe und das Formgesetz des ersten Cyclus zu finden, so läßt sich für die Verschiedenheiten der Inhalte, welche die Glieder der folgenden Perioden bilden, ein Grund in der Länge des Abstandes vom Anfang und in der Umformung finden, die das Anfangsglied bei jedem Schritte dieses Weges erfahren hat. Man muß nun Hegel als eine metaphysische Voraussetzung, über deren Triftigkeit logisch gar nicht zu urtheilen ist, die Gewißheit zugeben, daß der Weltinhalt nicht eine Summe neben einander bestehender Dinge und neben einander verlaufender Ereignisse ist, jene so lange ruhig bestehend, bis sie von außen zur Veränderung gereizt werden, diese in ihren Wechselwirkungen und in ihrem Verlauf durch immer geltende allgemeine Gesetze bestimmt; vielmehr ist alle Vielheit der Welt nur die rastlose Entwickelung eines nie ruhenden Einen, alle Ereignisse nur Stufen seiner Entwickelung oder Nebenwirkungen derselben, die Dinge selbst entweder vergängliche oder in jedem Augenblick neu entstehende Erscheinungen, deren ganzes Wesen in den thätigen Bewegungen jenes Einen besteht, die sich in ihnen als secundären Subjecten seiner Entwickelung kreuzen und sammeln. Ich mache mit dieser Bezeichnung des Hegelschen Standpunktes keinen Anspruch auf vorwurfslose Genauigkeit, die für eine weitläufige Darstellung schwierig, für einen kurzen Ausdruck unmöglich sein würde; aber das Gesagte reicht hin, um begreiflich zu machen, daß innerhalb jedes dialektischen Cyclus sich nicht verschiedene Gestaltungen von etwa sich immer steigernder Bedeutung blos neben einander befinden können, sondern jede folgende aus der vorangehenden hervorgehen muß; Entwickelung ist der Charakter dieser Gliederung selbst.

192. Nun ist keine Entwickelung vorstellbar ohne eine bestimmte Richtung, welche sie nimmt, im Unterschiede von anderen, welche sie nicht nimmt; ebenso klar aber, daß in diesem Falle am wenigsten diese Richtung dem sich entwickelnden Einen von außen gegeben werden kann;

sie muß von seiner eigenen Natur abhängen. Aber hier findet sich, daß für das volle Wesen dessen, was unter dem Namen des Absoluten als der eine Weltgrund betrachtet wird, ein genauer und erschöpfender Ausdruck nicht möglich ist, daß vielmehr das, was wir mit ihm ahnungsvoll meinen, erst durch die Entwickelung selbst uns offenbar, ja auch an sich erst vollständig es selbst werden kann; begreiflich dem Wortlaut nach, denn da es nur Entwickelung ist, so kann es nicht ganz schon es selbst sein, bevor es sich zu entwickeln begonnen hat. Es bleibt daher nichts übrig, als eben hieran anzuknüpfen, an die Erkenntniß, daß jenes Absolute nicht Ruhe, sondern Entwickelung ist. Ganz gewiß wird dann seine Entwickelung in derjenigen Richtung und Form verlaufen müssen, die aus dem Begriff der Entwickelung selbst fließt und daher eigentlich in jedem Beispiele dieses Begriffes wiederzufinden sein wird. Dies führt auf sehr einfache Gedanken. Soll irgend ein A sich entwickeln, so darf es nicht schon sein, wozu es sich erst entfalten soll; es darf ebenso wenig nicht sein oder inhaltlos sein, so wäre es ja nicht der bestimmende Grund dessen, was entstehen soll; es muß, noch unentfaltet und gestaltlos doch die bestimmte Möglichkeit seiner zukünftigen Bildung, kurz: es muß an sich sein, wozu es werden wird. Aber sein Wesen würde nicht in Entwickelung bestehen, wenn es in diesem Ansichsein verharrte; es muß wirklich zu dem werden, wozu werden zu können seine Natur ist. Das Werden jedoch, der Vorgang der Entwickelung, ist nur ein Zwischenglied zwischen Möglichkeit und Erfüllung; nur werdend, zwischen Ausgangspunkt und Ziel schwebend, würde das sich Entwickelnde weder sich selbst gleich sein, wie es in seinem Ansichsein war, noch das schon sein, wozu es werden soll. Man begreift schon hieraus, warum dies zweite Glied der Entwickelung, als eine Art der Entzweiung des Ursprünglichen mit sich selbst, den Namen des Andersseins erhalten hat; er wird noch begreiflicher, wenn man sich erinnert, daß es der allumfassende Weltgrund ist, dem eigentlich diese Entfaltung zugeschrieben wird; es ist nicht eine einfache geradlinige Bewegung, in der dieses sein Werden besteht, sondern die Erzeugung unendlich mannigfacher Gebilde, deren Möglichkeit er war; jedes einzelne von diesen ist eine seiner Consequenzen, keines drückt sein ganzes Wesen aus; in der Summe aller mag wohl ein Ausdruck dieses ganzen Wesens vollständig liegen, aber doch nur für den Beobachter, der diese Summe zieht und

das Mannigfaltige in seinem Gedanken zur Einheit verbindet. Für sich selbst aber, nicht blos für andere, muß das sich Entwickelnde diese Einheit sein, wenn es wirklich zu dem soll geworden sein, wozu zu werden sein Wesen war, und so trägt denn den Namen des Fürsichseins dies dritte Glied des triadischen Cyclus, die Erfüllung des Werdens bedeutend, die Erreichung des Entwicklungszieles, die Rückkehr des Ansich zu sich selbst. Einfache Rückkehr freilich nicht: nicht in dem Sinne nämlich, daß das Zwischenglied des Werdens ergebnißlos aufgehoben oder ausgelöscht wäre; es soll aufgehoben sein in der Bedeutung des Aufbewahrtbleibens; durch die Geschichte seines Werdens, die es hinter sich hat, steht das Fürsichsein bereichert in sich selbst dem Ansichsein gegenüber. Es ist leicht, hierfür Bilder zu finden; denn so ist die Octave des Grundtons Rückkehr zu ihm selbst, und doch bewahrt sie in der Zunahme ihrer Höhe das Ergebniß der durchlaufenen Intervalle; so würde ein Geist, dem allgemeine Wahrheiten als instinktive Verfahrungsweisen seines Denkens angeboren wären, nur zu sich selbst und doch in sich selbst bereichert zurückgekehrt sein, wenn er durch mannigfaltige Erfahrungen und Untersuchungen hindurch, die den Zweifel und seine Beseitigung enthielten, für sich jene Wahrheiten zum Bewußtsein gebracht hätte. Ich vermeide jedoch, auf weitere Deutung des eigenthümlichen Sinnes dieser Ausdrucksweisen einzugehen; für uns reicht es hin, daß in dem dritten Gliede der Entwickelung etwas gegeben ist, was zwar Consequenz des ersten, aber doch ihm nicht gleich ist, sondern ihm wie überhaupt Erfüllung der Möglichkeit gegenübersteht. So gefaßt sind die drei Momente des Ansich des Andersseins und des Fürsichseins nur die Bestandtheile des Begriffs der Entwickelung, und in allem, was sich entwickelt, werden sie anzutreffen sein. Daß aber aller Inhalt der Welt, daß das Reich des Denkbaren, die Natur und alles geistige Leben nur Entwickelungsstufen des einen Absoluten sind, und daß innerhalb jedes dieser großen Gebiete die einzelnen Glieder desselben nach dem gleichen Rhythmus aus einander begründet hervorgehen, daß also eine vollendete Erkenntniß die Summe alles Denkbaren und Wirklichen als eine große Reihe anschauen würde, deren einzelne gleichgebaute Perioden an eigenthümlicher Bedeutung ihres Inhalts sich unablässig steigern: dies ist, wie oben erwähnt, die metaphysische Ueberzeugung Hegels, die wir hier nicht beurtheilen; zu fragen

bleibt, welchen logischen Werth die so geschilderte dialektische Methode habe.

193. Es ist nun leicht erkennbar, daß sie nicht eigentlich Methode in der Bedeutung einer Vorschrift oder Anweisung ist, die ein Gesuchtes zu finden lehrt; sie ist vielmehr in dem bisher gebrauchten Sinn ein Schema, das uns nur auffordert zu suchen, ob etwas und was wohl in einer angegebenen Richtung oder an einem vorausbestimmten Platze zu finden sein werde, mit der Zuversicht freilich, daß nie das Suchen vergeblich sein könne. Soll dies Schema zur independenten Behandlung eines Allgemeinbegriffs M verwandt werden, um seine verschiedenen Arten in eine Reihe zu ordnen, die ihren wesentlichen Verwandtschaften und Unterschieden entspräche, oder soll es benutzt werden, um eine Reihe von Begriffen, die durch anderweitige Beziehungen, etwa sowie Recht Unrecht Verbrechen und Strafe zusammengehören, in ihren wahren gegenseitigen Verhältnissen darzustellen, so empfindet man sogleich die Ungewißheit, in der man über die einzuschlagende Richtung der Gedanken gelassen ist. Es ist möglich, daß diese Ungewißheit verschwände, wenn man auf die Universalreihe recurrirte, in welcher die vollendete Philosophie die Entwickelungsgeschichte alles Denkbaren bereits gegeben und in ihr folglich auch den Begriff des Rechtes so gefunden hätte, daß aus ihm sich der Sinn und die Richtung seiner eigenen dialektischen Weiterentwickelung ergäbe. Aber dies hieße doch nur gleich von Anfang an die Anwendbarkeit der Methode als allgemeiner Anweisung zur Auffindung der Wahrheit leugnen; als solche könnte sie sich nur durch diesen independenten Gebrauch bewähren, den wir hier verlangen: jeden gegebenen Begriff müßte sie durch die Kraft ihrer blos formalen Behandlungsweise in alle seine wahren Consequenzen entwickeln lehren. Denken wir uns also den allgemeinen Begriff des Rechts gegeben, denn auf ihn als ursprünglich feststehenden beziehen sich offenbar die drei anderen angeführten Begriffe: was ist dann sein An-sich? in welches Andersein geht er über? in welches Fürsichsein kehrt er zurück? Nun ist so viel wohl klar, daß in dem Recht eine Billigung von Verhältnissen liegt, welche zwischen den Willensansprüchen verschiedener geistigen Persönlichkeiten an irgend ein Object stattfinden, an welchem sie sich begegnen. Es gibt folglich kein Recht, wenn es keine Welt mit Verhältnissen und Objecten gibt, auf welche sich ein Wille

beziehen, oder wenn es die Persönlichkeiten nicht gibt, die in einer und derselben Welt ihren Willen auf diese gemeinsamen Zielpunkte richten könnten. Das Recht ist daher nur Recht an sich und noch nicht das, was es seinem Begriffe nach sein will, so lange es nur anticipirend Billigung oder Mißbilligung von Verhältnissen bedeutet, die noch nicht da sind. Nun wird auch das Andersein begreiflich; es läuft alles auf die einfache Wahrheit hinaus, daß Allgemeinbegriffe nichts bedeuten, wenn es die Besonderheiten nicht gibt, die sie zusammenfassen; das Andersein des Rechts besteht in den verschiedenen Rechten, deren Bedingungen in dem Dasein dieser Natur, dieser menschlichen Personen mit diesen bestimmten Bedürfnissen und Ansprüchen liegen; dem allgemeinen Theil der Wissenschaft, welcher den Begriff des Rechtes aufstellt, wird der besondere folgen, der dessen Anwendungen enthält. Diese Anweisung ist so einfach, daß man sie nicht erst von der dialektischen Methode zu erwarten brauchte; zu ihrer weiteren Befolgung leistet aber die Methode nichts; denn welche thatsächlichen Bedingungen existiren, die dem allgemeinen Gedanken des Rechts Veranlassung geben, sich in specielle Rechtsbildungen zu entwickeln, lernen wir doch nur aus Erfahrung.

194. Es ließe sich aber doch noch ein anderer Fortschritt denken. Uebergang des Allgemeinen in die Fülle seiner besonderen Gestalten bedeutet allerdings das Andersein oft; aber ich habe schon bemerkt, daß die Methode Gewicht auf das Gegensatzverhältniß legte, das zwischen beiden Gliedern, auch zwischen dem Allgemeinen und Besonderen besteht; dieser Gedanke des Gegensatzes, verallgemeinert und bis zu dem Begriffe des Widerspruchs verschärft, gibt dem Andersein auch die Bedeutung des Gegentheils überhaupt von dem, was das Ansich ist. Diesem anderen Antrieb folgend, ließ man Recht in Unrecht übergehen; daran schloß sich die Strafe zwar nicht als Fürsichsein, aber doch als das Mittel, durch Negation des Andersseins oder des Verbrechens das verletzte Recht zu seiner Geltung wiederherzustellen. Auch dies ist einerseits nichts, was nicht ohne die Zurüstung der Methode für sich klar gewesen wäre; anderseits wird es selbst unklarer durch sie. Die unbefangene Ueberlegung sagt sich, daß alles Recht eben nur lebendige Wirklichkeit hat, wenn es von lebendigen Personen nicht blos gewußt, sondern auch in ihrem Handeln geachtet wird; daß aber die Regungen

der Willen nicht durch das Ideal thatſächlich beherrſcht werden, dem ſie folgen ſollen; daher erſcheint das Unrecht und das Verbrechen nicht als ein Nothwendiges, das da ſein müßte, ſondern als ein Mögliches, das da ſein kann, und das freilich, wenn wir nach unſerer empiriſchen Kenntniß menſchlicher Natur urtheilen, niemals fehlen wird. Dieſe behutſame Vermittelung beider Begriffe fehlt in jenem methodiſchen Uebergang; er läßt es zu dem Begriffe des Rechts gehörig erſcheinen, daß es in Unrecht übergeht, und dieſe Paradoxie wird nicht durch eine nachher zu erwähnende Vertheidigung gerechtfertigt. Der Uebergang zu dem dritten Gliede aber, zur Strafe, befremdet uns blos deshalb weniger, weil wir die Motive zu ihm ergänzen, die in Wahrheit durch die Methode ſelbſt gar nicht gegeben werden. Denn ſie verlangt zwar Herſtellung des Rechts und zwar durch Verneinung ſeiner Verneinung, des Unrechts; aber ſie gibt gar nicht an, durch welchen Vorgang dieſe abſtracte Aufgabe der Verneinung des Unrechts auszuführen iſt. Warum ſoll ſie die Geſtalt der Strafe haben? Die böſe Geſinnung, aus der das Unrecht entſprang, wird durch Mißbilligung und durch Beſſerung gleichfalls verneint, das entſtandene Uebel durch Schadenerſatz, die Verletzung der Würde des Rechts durch Reue und Wiederanerkennung ſeiner Verbindlichkeit. Alle dieſe Ueberlegungen zeigen, daß die dialektiſche Methode hier nur den Werth eines Schema hatte, für deſſen vorherbeſtimmte Stellen man ſich nach einer Ausfüllung umſehen konnte, daß aber der Inhalt, mit dem man ſie zu füllen hatte, obwohl dies überhaupt hier leidlich gelang, nur aus einer von dieſem Schema ganz unabhängigen Unterſuchung der eigenthümlichen Natur des behandelten Gegenſtandes zu finden war.

195. Daß es zu dem Begriffe des Rechts an ſich gehöre, in Unrecht überzugehen, erſchien uns widerſinnig; gleichwohl iſt dies Umſchlagen eines Begriffs in ſein Gegentheil ſo oft und ſo ausdrücklich als eine durch die Dialektik aufgefundene höhere Wahrheit behauptet worden, daß es der Mühe werth iſt, hierauf zurückzukommen. Zuerſt freilich, bemerkt Hegel (S. W. VI, 152 ff), glaube der Verſtand, die Natur und Wahrheit der Wirklichkeit durch viele feſte in ſich abgeſchloſſene und einander ausſchließende Begriffe aufzufaſſen; das Wahre aber ſei, daß verſchiedene Begriffe nicht blos neben einander Anſprüche an das Endliche erheben, ſondern durch ſeine eigene Natur

hebe dieſes ſich auf und gehe durch ſich ſelbſt in ſein Gegentheil über. So ſage man, der Menſch ſei ſterblich, und betrachte dann das Sterben als etwas, was blos in äußerlichen Umſtänden ſeinen Grund habe, nach welcher Betrachtungsweiſe es dann zwei verſchiedene Eigenſchaften des Menſchen ſein würden, lebendig und auch ſterblich zu ſein. Die wahrhafte Auffaſſung aber ſei, daß das Leben als ſolches den Keim des Todes in ſich trage und daß überhaupt das Endliche ſich in ſich ſelbſt widerſpreche und dadurch ſich aufhebe. Nicht alle anderen auf Dialektik bezüglichen Stellen Hegels geſtatten ſo leicht wie dieſe die Unterſcheidung zweier hier in einander verfließenden Behauptungen. Von den Begriffen, durch die wir das Wirkliche aufzufaſſen ſtreben, behauptet die erſte dieſer Perioden Feſtigkeit und Abgeſchloſſenheit; nicht von den Begriffen, ſondern von dem Endlichen, worauf wir ſie anwenden, ſpricht ſie den Uebergang in das Gegentheil aus, und hierin liegt in der That die ganze Wahrheit, von der dann die weiteren Sätze verrathen, daß ſie eigentlich ohne oder gegen die Abſicht des Sprechenden zum Ausdruck gekommen iſt. Denn eben, wenn das Endliche als ſolches durch ſeine eigene Natur ſich aufhebt, ſo hebt es ſich nicht auf, weil die Allgemeinbegriffe, die von ihm gelten, ihre Beſtimmtheit verlören und in ihr Gegentheil umſchlügen, ſondern deshalb, weil es ſelbſt, das Anwendungsobject jener Allgemeinbegriffe, als Endliches oder als Wirkliches unfähig iſt, dauernd das zu leiſten, was jeder dieſer in dem einen Augenblick von ihm geltenden Begriffe von ihm verlangt; durch Schuld ſeiner Natur gleitet es aus dem Umfange des einen ſtets mit ſich identiſchen Begriffes in den Umfang eines anderen, ebenſo mit ſich ſelbſt ſtets identiſchen hinüber. Die Begriffe ſelbſt aber ändern darum ihre ewige Bedeutung nicht, weil ſie nur einen Augenblick vielleicht das richtige Maß ihrer veränderlichen Anwendungsgegenſtände ſind. Die wahre Auffaſſung kann daher nicht darin beſtehen, daß das Leben als ſolches den Keim des Todes in ſich trage und daß überhaupt das Endliche ſich in ſich ſelbſt widerſpreche; vielmehr beide Glieder dieſes Satzes widerſprechen einander. Das Leben als ſolches ſtirbt nicht, und der allgemeine Begriff des Lebens verpflichtet das Lebendige nur zum Leben, aber nicht zum Tode; nur das Endliche, welches der zweite Theil des Satzes erwähnt, nur die einzelnen lebendigen Körper tragen den Keim des Todes in ſich. Und auch ſie nicht vermöge der Idee des Lebens,

die ſich ihnen realiſirt hat, ſondern allerdings nur um des äußerlichen Umſtandes willen, weil die Verknüpfung der realen Elemente, durch die ſich auf der Oberfläche der Erde das Leben allein verwirklicht findet, im Zuſammenhang mit den allgemeinen hier wirkſamen Naturbedingungen nicht ausreicht, oder im Zuſammenhang mit einem univerſalen Weltplan nicht ausreichen ſoll, um der Idee des Lebens ein ihr ſelbſt keineswegs widerſprechendes ewig dauerndes Beiſpiel zu geben. Und ebenſo geht nie das Recht ſelbſt in Unrecht über, aber theils der Wille der lebendigen Perſönlichkeit, der ſein Träger ſein ſoll, wird durch Mangel der Einſicht oder den Antrieb der Leidenſchaften zum Unrecht geführt, wo er das Recht zu verwirklichen ſtrebt, theils wird das Geſetz, deſſen Allgemeingültigkeit für unſer menſchliches Verfahren nothwendig iſt, da ein Unrecht bewirken können, wo Verwickelungen des beſonderen Falles vorliegen, für deren Behandlung es keinen Anhalt bietet. In keiner Weiſe kann daher die Logik dieſe Lehre von der dialektiſchen Selbſtaufhebung der Begriffe anerkennen; die Thatſache aber, daß die Wirklichkeit ſo geordnet iſt, wie wir ſie finden, ſo daß das Seiende durch ſeine eigene Natur nicht zwar ſich ſelbſt aufhebt, aber aus dem Gebiete des einen Begriffs in den des anderen übergeht, bleibt für ſich der Beachtung werth, als ein Verhalten der Dinge nämlich, nicht als eine Eigenthümlichkeit der Denkmittel, welche wir zur Erkenntniß der Dinge anwenden.

196. In jedem Falle, auch wenn nicht alle die hier erhobenen Einwürfe ſtattfänden, würde doch die dialektiſche Methode uns zuletzt nur eine Anordnung der Begriffe liefern, die wohl einer vergleichenden Reflexion mancherlei Intereſſe durch den äſthetiſchen Eindruck aufgefundener Analogien, Parallelen und Gegenſätze böte, aber ſie würde kaum eine neue Erkenntniß vermitteln, welche zu beſtimmten neuen Urtheilen oder Sätzen, zur beſſeren und genaueren Entſcheidung vorher zweifelhafter Fragen führen könnte. Eben dieſen hier vermißten Vortheil möchten andere weitausſehende Entwürfe ſichern, die Entwürfe zu einer logiſchen Sprache, einer allgemeinen Charakteriſtik der Begriffe oder einem philoſophiſchen Calcül, denen Leibnitz eine fortgeſetzte Aufmerkſamkeit widmete. Der Rechnende, der eine Reihe von großen Zahlen auch nur zu addiren hätte, würde nie mit ſeiner Aufgabe fertig werden, wenn er von jedem der Tauſende oder Hunderte

von Einheiten, die seine Summanden enthalten, eine gesonderte Vorstellung haben und durch Wiederholung des Zusatzes von Einheit zu Einheit sich im Moment des Rechnens jede einzelne dieser Zahlen und zuletzt ihre Summe aufbauen müßte. Die Einrichtung unseres Ziffersystems gestattet ihm aber, ohne von jenen Zahlen sich irgend eine deutliche Gesammtvorstellung machen zu müssen, Einer unter Einer, Zehner unter Zehner, Hunderte unter Hunderte zu setzen, und indem er jede einzelne dieser einfachen Verticalreihen summirt, fehlerlos ein Ergebniß zu Stande zu bringen, das selbst wieder in einer einzigen Vorstellung durch seine Einbildungskraft gar nicht zu übersehen ist. Nun stimmen mit den Zahlen unsere Begriffe darin überein, daß auch sie meistens eine große Anzahl von Einzelvorstellungen enthalten, deren gegenseitige Verknüpfung nicht in jedem Augenblicke deutlich, sondern nur in einem Gesammteindrucke von uns gedacht wird; ihre Bezeichnung durch Worte aber steht weit hinter der der Zahlen durch Ziffern zurück. Durch etymologische Verwandtschaft, die doch oft dem Bewußtsein nicht mehr fühlbar ist, setzen die Worte der Sprache zusammengehörige Inhalte nur unvollständig in Beziehung überhaupt, denn auch für Verwandtes brauchen sie daneben von einander unabhängige Wurzeln; die Art der Beziehung drücken sie gleich unvollständig durch eine geringe Anzahl von Ableitungsformen aus, die unzureichend für die Mannigfaltigkeit der zu bezeichnenden Verhältnisse sind; von jedem Verhältniß finden sich außerdem Beispiele, auf welche die Aufmerksamkeit der sprachbildenden Phantasie am frühesten gelenkt war, durch einfache Worte bezeichnet, denen die bezeichnende Form jener Ableitung fehlt; nirgends endlich enthält der Name eines Begriffs die sämmtlichen Theilvorstellungen seines Inhalts durch einfache Zeichen und in solcher Verbindung repräsentirt, daß es uns möglich wäre, bei der Verknüpfung verschiedener Begriffe M N O von der Totalvorstellung ihrer Bedeutung abzusehen und aus der Combination einzelner von ihren Bestandtheilen doch so zweifellos richtige neue Resultate zu gewinnen, wie die Einrichtung unseres Ziffersystems sie bei der Rechnung mit Zahlen möglich macht. Diese Mängel müßte man zu verbessern suchen; durch Zergliederung aller unserer Begriffe müßten die einfachen nicht weiter zerlegbaren Urvorstellungen aller Art und ebenso die einfachsten Arten ihrer möglichen Combination aufgefunden und durch unwandelbare

Zeichen charakterisirt werden, um aus der Zusammensetzung derselben für jeden Begriff ein seinen Inhalt adäquat ausdrückendes Symbol zu finden. Auf die Ausbildung einer neuen sprechbaren Sprache, die doch niemals die geschichtlich entstandenen und nationalen verdrängen würde, braucht man dies Unternehmen nicht gerichtet zu denken; nur zu wissenschaftlichem Gebrauch des Denkens würde es eine Formelsammlung erzeugen, auf die zur Entscheidung der Zweifel, welche durch die Anwendung der zweideutigen Sprachausdrücke entstehen, in jedem Falle zurückgegangen werden könnte; dann, wenn man dies Hülfsmittel besäße, so schmeichelt sich Leibnitz, würden alle Streitenden mit dem göttlichen Abkommen: lasset uns die Sache berechnen, ihre Streitigkeit abbrechen.

197. Ohne Zweifel gehört dieser Entwurf zu denen, über deren Ausführbarkeit nur die Ausführung selbst vollgültig richten kann, und man würde übereilt die Möglichkeit dessen leugnen, was eine glückliche Erfindungsgabe doch vielleicht, bis zu gewissem Grade wenigstens, zu Stande brächte. Der bisherige Mangel jedes Erfolges läßt uns jedoch die inneren Schwierigkeiten des Unternehmens vor der Hand deutlicher werden als die Möglichkeit ihrer Beseitigung. Käme es nur auf systematische Bezeichnung der Begriffsinhalte an, so könnte die Aufgabe zwar groß, aber nicht unlösbar scheinen. Denn man würde sie wohl von Anfang an, mit Uebergehung aller naturgeschichtlichen Gattungsbegriffe, auf diejenigen Begriffe beschränken, aus deren Verknüpfung im Denken die Zweifel entspringen, welche die Wissenschaft oder die praktischen Ueberlegungen des Lebens belästigen. Gleichwohl ist schon diese Aufgabe größer als sie scheint, und ihre Lösbarkeit wird nur scheinbar durch Hinweisung auf die Zeichensprache der Mathematik und etwa auf die Symbole der Chemie beglaubigt. Die Mathematik rechnet eben nur mit vergleichbaren Elementen, mit Größen, deren einfachste Verbindungsformen sie allerdings vollkommen klar und eindeutig zu symbolisiren versteht; aber je zusammengesetzter die so entstehenden Functionen und Gleichungen sind, desto mehr macht sich schon hier im Gebrauch eine Art rückgängiger Bewegung merkbar; an die Stelle derjenigen Bezeichnungen, welche wirklich den inneren Bau einer in Rede stehenden Größe vollkommen genügend zur Anknüpfung der Rechnung darstellen, treten der nothwendigen Uebersichtlichkeit zu Gefallen

willkürliche Symbole, die dieſe Eigenſchaft nicht mehr haben, ſondern den Namen der Sprache gleichen, deren Bedeutung man unabhängig von ihrem Klange wiſſen muß. Die Formel $\sqrt{-1}$ drückt noch die Herkunft der ſo bezeichneten Function aus, und aus ihr läßt ſich nach allgemeinen Regeln beſtimmen, was entſteht, wenn man ſie mit ſich ſelbſt ein oder mehrere Male als Factor zuſammenſetzt; aber ſchon dieſe Bezeichnung iſt als zu weitläufig durch die andere i verdrängt worden, die an ſich nicht verräth, was ſie bedeutet und deren Sinn man nebenher kennen muß, um ſie richtig zu verwenden. Wenn ferner von *B*- und *Γ*-Functionen die Rede iſt, ſo ſind dieſe Ausdrücke freilich kurz, aber verſtändlich nur durch Wiedergleichſetzung mit weitläufigen Formeln, die ſelbſt nur durch eine vorangegangene Erläuterung darüber verſtändlich werden, welchen Sinn die in ihnen verwandten allgemeinen Größenzeichen und die Symbole der Verknüpfungen haben. Hierin liegt ſo wenig ein Tadel für die Mathematik als ein Beweis der Unmöglichkeit einer allgemeinen Begriffscharakteriſtik; es wird nur klar, daß die von der letzteren zu erwartenden Formeln nicht von ſelbſt alles Nöthige lehren, ſondern ſehr Vieles vorausſetzen, was man erſt lernen müßte, um ſie nur zu verſtehen. Die chemiſchen Symbole machen dies noch deutlicher; ſie beziehen ſich bis jetzt nur auf die quantitativen Verhältniſſe der zuſammenſetzenden Elemente und einigermaßen allerdings auf die vorausgeſetzte Form ihrer Verknüpfung; welche Buchſtaben nun welche Elemente bedeuten, und wie man durch ihre Reihenfolge die Lagerung derſelben bezeichnen will, muß man natürlich lernen oder auswendig wiſſen, denn beides kann nur conventionell beſtimmt ſein; aber der ſo zu Stande gekommenen Formel kann Niemand anſehen, ob ſie ein Gas, eine Flüſſigkeit oder einen feſten Körper bedeutet, nicht welches die Dichtigkeit oder das ſpecifiſche Gewicht, die Farbe des Produkts iſt, nicht ob es feuerbeſtändig oder flüchtig, in Waſſer lösbar oder nicht ſein wird. Wer nach Anſicht der Formel dieſe Fragen richtig beantwortet, beantwortet ſie auf Grund der Analogien, welche ihm die Erfahrung darbietet, und welche er den Formeln nicht mit der Sicherheit ihres Zutreffens entnehmen konnte. Und doch würde alles das, was hier vermißt wird, nur die Beſtimmung von Eigenſchaften oder Verhaltungsweiſen ſein, die zwar nicht unmittelbar gleichartig, aber doch als phyſiſche Vorgänge von einander abhängig und Functionen

von einander sind, und deshalb Hoffnung auf Entdeckung von Gesetzen geben, nach denen ihre Wechselabhängigkeit einer leichten Bezeichnung zugänglich würde; die Schwierigkeiten steigen aber weit mehr, wo es sich, bei Bestimmung von Begriffen überhaupt, um die Verknüpfung ungleichartiger Elemente von dennoch nothwendiger Beziehung auf einander handeln würde.

198. Aber die Bezeichnung allein ist nicht das, was wir bedürfen, und die Mathematik verdankt ihre Erfolge nicht ihrer Symbolik, obgleich sie gewiß durch die glückliche Wahl derselben in ihren Fortschritten unterstützt wird; der Nutzen der Bezeichnungen beruht vielmehr hier auf dem Vorhandensein unzweideutiger *Regeln*, nach denen sich bestimmen läßt, was aus den einfachsten Verknüpfungen der Größen folgt, und die dann, mit eben derselben Unzweideutigkeit auf die zuerst gewonnenen Resultate von neuem angewandt, die eleganten und sicheren Verfahrungsweisen zur Lösung der Probleme hervorbringen. Diese Regeln sind das, was uns am empfindlichsten fehlt, wenn wir Begriffe, die nicht blos Größen bedeuten, zur Erzielung eines Ergebnisses verknüpfen wollen, und ich glaube, daß man sich ganz grundlos mit der Hoffnung schmeichelt, sie würden plötzlich von selbst unzweideutig klar werden, sobald man nur die Inhalte, auf die man sie anwenden will, bis in ihre letzten Bestandtheile zergliedert hätte. Gewiß ist es nicht nöthig, noch besonders zu versichern, daß wachsende Klarheit der Anwendungsobjecte in jedem Falle nur eine günstige Wirkung auf die Sicherheit unserer Folgerungen haben kann; aber im Wesentlichen wird es nicht die Analyse unserer Begriffe und ihre Zurückführung auf Grundbegriffe, sondern die Zergliederung unserer *Urtheile* und ihre Zurückführung auf einfache *Grundsätze* sein, worauf die allmähliche Feststellung unserer jetzt in Bezug auf so Vieles schwankenden Ueberzeugungen beruhen muß. Zweierlei aber werden wir zu wissen verlangen: zuerst, welche denknothwendigen Folgen aus bestimmten, entweder von uns willkürlich vorausgesetzten oder uns aufgedrängten Beziehungen verschiedener Begriffsinhalte fließen, dann aber: welche nicht nachweisbar denknothwendigen, aber thatsächlich gültigen allgemeinen Gesetze verschiedene Inhalte so verknüpfen, daß unser Denken auf Grund dieser Gesetze die dann nothwendig werdenden Folgen gegebener Bedingungen ableiten kann. Diese Aufgaben, welche die Anwendung

der Urtheilsform angeben, müſſen wir zu löſen ſuchen, vorläufig ununterſtützt durch die ſchätzbare Beihülfe, welche jene allgemeine Charakteriſtik, wenn ſie vollendet wäre, uns ohne Zweifel gewähren würde.

Viertes Kapitel.

Die Formen des Beweiſes.

199. Die verſchiedenen Formen der Urtheile hatte die ſyſtematiſche Logik aufzuführen und die beſtimmte Art der Verknüpfung zu zeigen, welche zwiſchen S und P in jeder derſelben als vorhandene oder als zu vollziehende gedacht wurde; die angewandte Logik hat zu überlegen, welche Inhalte S und P mit Recht in einer dieſer Verknüpfungsformen verbunden werden können. Verſchiedene Aufgaben, die wir nicht immer trennen werden, fallen in dieſe Richtung. Hauptſächlich Mittheilung fremder Gedanken überliefert uns zahlreiche Sätze von der Form: S iſt P, deren Sinn und Inhalt vollſtändig beſtimmt, deren Gültigkeit jedoch fraglich iſt; dann entſteht für uns die Aufgabe eines Beweiſes für den gegebenen Satz T; eigene Beobachtungen führen uns anderſeits auf die Vermuthung, zwiſchen zwei Inhalten S und P müſſe eine Beziehung obwalten, die, wenn ſie bekannt wäre, ſich durch ein Urtheil der Form: S iſt P, würde ausdrücken laſſen müſſen; dann entſpringt für uns die Forderung der Erfindung des noch nicht bekannten Satzes T, der den genauen Ausdruck dieſer vorausgeſetzten Beziehung bilden würde. Beide Leiſtungen, Beweis und Erfindung, unterſcheiden ſich nur durch abweichende Handhabung derſelben logiſchen Mittel. Die nämlichen Gedankenverbindungen, durch welche Wahrheit oder Wahrſcheinlichkeit eines Satzes T zuerſt gefunden worden ſind, laſſen ſich theils in etwas veränderter Faſſung, theils ſelbſt ohne ſolche Umformung immer auch zum Beweiſe der Wahrheit oder Wahrſcheinlichkeit eines gegebenen T verwenden. Auch bemerkt man ſogleich, daß das erfinderiſche Nachſinnen, um ſein Ziel nicht zu verfehlen, allerhand kleiner Zwiſchenglieder von der Form des Beweiſes bedarf; umgekehrt wird dieſer, gleichfalls um ſein Ziel zu erreichen, einer erfinderiſchen Gedankenbewegung nicht

entbehren können. Gleichwohl reicht im Ganzen die Erfindung weiter als der Beweis; ich trenne deshalb, ohne indessen bei jeder Gelegenheit ihre natürliche Vermischung zu vermeiden, beide Aufgaben. Wissenschaftliche Untersuchungen führen auf beide ziemlich gleichmäßig; die Bedürfnisse des Lebens häufiger auf die Erfindung. Aber ich habe Grund, meinen nächsten Gegenstand noch weiter zu theilen und den Beweis für allgemeine Sätze von dem für particulare oder singulare zu trennen. Eine allgemeine Beziehung zwischen S und P wird sich allerdings selten feststellen lassen, ohne von Erkenntnissen Gebrauch zu machen, welche die Erfahrung geliefert hat; aber da diese Erkenntnisse, um zu allgemeinen Folgerungen zu führen, selbst allgemeine Geltung besitzen müssen, so kann man sie als solche ansehen, die, früher allerdings aus Erfahrungen gewonnen, doch jetzt, nachdem man sie mit dem Zutrauen zu ihrer Allgemeingültigkeit besitzt, zu den eigenen Hülfsmitteln des Denkens zu rechnen sind. Der Beweis einzelner Thatsachen dagegen, geschichtlicher Ereignisse oder gewöhnlicher Begebenheiten des Lebens, kann nie aus allgemeinen Sätzen allein fließen, auch aus solchen nicht, die selbst der Erfahrung entlehnt sind; er setzt die Kenntniß einer Menge von Einzelumständen voraus, die nur hier vorkamen und nur hier sich in dieser bestimmten Weise verbanden. Die vorgängige Ermittlung aller dieser Bedingungen, aus denen zu schließen ist, erfordert eigenthümliche Hülfsmittel, deren Betrachtung später folgen wird. Die Auflösung gestellter Aufgaben dagegen, auch wenn sie nicht einen allgemeinen Satz, sondern ein ganz singulares Ergebniß liefern sollen, läßt sich mit dem Beweise allgemeiner Sätze verknüpfen; unter den Bedingungen, die hier nicht gesucht zu werden brauchen, sondern gegeben sind, und so weit sie gegeben sind, ist der bestimmte Satz T, welcher sie alle erfüllt, immer durch die allgemeinen Mittel des Denkens zu finden, und diese theoretischen Ergebnisse sind nur insoweit ungenau und in praktischer Anwendung einer Verbesserung bedürftig, als es eben nicht gelungen war, alle jene Bedingungen anzugeben, denen T genügen sollte.

240. Jeder Beweis ist ein Schluß oder eine Schlußkette, welche zu dem gegebenen Satze T die Prämissen ergänzt, aus deren Ineinandergreifen T als denknothwendige Folgerung hervorgeht. Die Gültigkeit jeder Folgerung aber hängt ab von der Gültigkeit ihrer Prämissen;

auch diese würde sich durch neue Beweise feststellen lassen, nur würde dies Verfahren sich fruchtlos ins Unendliche fortsetzen, wenn es nicht irgend eine Anzahl allgemeiner Sätze gäbe, deren Gültigkeit für uns unmittelbar feststeht, die daher eines Beweises weder bedürftig noch fähig sind, vielmehr selbst die letzten Entscheidungsgründe bilden, nach denen sich Triftigkeit oder Untriftigkeit jeder einzelnen Folgerung aus ihren Prämissen beurtheilen läßt. Ich erörtere hier noch nicht die Frage, woher unserem Denken der Besitz so unmittelbar gewisser Wahrheiten kommen mag; nur die Frage nach dem Kennzeichen geht uns hier an, das uns berechtigt, einen Satz T zu der Reihe dieser Axiome zu rechnen, deren Zugeständniß man von jedem gesunden Denken glaubt fordern zu können. Nun ist begreiflich, daß dies Kennzeichen, eben weil jeder Beweis eines Axioms unmöglich ist, zuletzt nur in der Evidenz, in der unmittelbaren Klarheit und Gewißheit bestehen kann, mit welcher der Inhalt eines allgemeinen Satzes sich uns als denknothwendig aufdrängt; und in der That ist man hierauf immer zurückgekommen. Vielfältige Erfahrung lehrt uns jedoch, daß Sätze, deren Unrichtigkeit spätere Zeiten nachwiesen, für frühere die größte Evidenz und Ueberzeugungskraft besessen haben; Verhältnisse, die wir in dem beschränkten Beobachtungskreise, in welchen wir eingeschlossen sind, beharrlich bestehen oder wiederkehren sehen, ohne daß eine Erfahrung des Gegentheils uns an ihnen irre macht, nehmen sehr allgemein für uns den Schein der Denknothwendigkeit an. Es gibt nur ein Mittel, diese falsche Evidenz der Vorurtheile von der echten wahrhafter Axiome zu unterscheiden: man muß versuchen, ob das contradictorische Gegentheil des fraglichen Satzes T ebenso undenkbar ist, als T selbst uns denknothwendig scheint. Diese Probe wird oft völlig entscheidend sein; zu unserer Verwunderung werden wir häufig finden, daß der Versuch, S und P' in der entgegengesetzten Weise von derjenigen zu verbinden, welche der gegebene Satz T behauptete, zu gar keinem inneren Widerspruch im Denken führt. Dann wird T kein Axiom sein, sondern entweder überhaupt ein Irrthum, oder eine Wahrheit von nur particularer Geltung, oder eine allgemeine zwar, aber eine solche, die eines Beweises bedürftig ist. Im anderen Falle, wenn das contradictorische Non-T ebenso undenkbar scheint, wie T denknothwendig, werden wir mit um so größerem Vertrauen T als unmittelbares Axiom betrachten;

vollständige Sicherheit indessen gewährt dann die Probe nicht, denn nichts hindert, daß die Undenkbarkeit von Non-T auf ebenso falscher Evidenz beruhe, wie die scheinbare Denknothwendigkeit von T. Fände dieser doppelte gleichzeitige Irrthum statt, so würde es kein kurzes logisches Mittel zu seiner Entdeckung geben; nur das Gewahrwerden der Widersprüche, welche die Erfahrung gegen die angenommene Gültigkeit von T erhebt, und eine langsame vielseitige Umformung unseres Gedankensystems auf Veranlassung dieser Widersprüche könnte allmählich die Verbesserung unseres Fehlers herbeiführen. Grundsätze blos theoretischer Erkenntniß werden selten von diesem Doppelirrthum behaftet sein, öfter die, welche unserer ethischen Beurtheilung zu Grunde liegen, und die man wohl den echten oder scheinbaren Axiomen zurechnen darf, obgleich sie nicht eigentlich denknothwendig, sondern nur selbstverständlich und ihre Gegentheile nicht undenkbar, sondern nur absurd erscheinen. Daß man den Feinden schaden müsse, galt im Alterthum lange und allgemein als selbstverständlich und das Gegentheil für absurd; solche Irrthümer kann am meisten nur die langsame Umstimmung der Gewohnheiten des Gemüthes beseitigen.

201. Sei nun T ein allgemeiner Satz von nicht axiomatischer Geltung, ein solcher also, der eines Beweises bedürfen würde, so wird man doch diesen Beweis nicht eher antreten, bis man weiß, daß T ihn verdient. In drei Fällen wird er es nicht. Zuerst dann nicht, wenn sein Inhalt ein unvollständiger und deshalb unbestimmter Gedanke ist. Der ungeschulte Verstand pflegt, so lange er sich auf die Gegenstände seines natürlichen Gesichtskreises beschränkt, gewissenhaft in der Aufzählung und Erforschung aller Beziehungspunkte zu sein, welche zum Verständniß einer Thatsache gehören; er befolgt hier die alte Regel, die Fragen alle zu beantworten: quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando? Desto unbehülflicher wird er, wo er in allgemeine Betrachtungen abschweift, die dem Gebiete der Speculation angehören: er gelangt dann meist nur zu einem unförmlichen Ausdruck von etwas, was er vielleicht mit Recht meint, verlangt oder voraussetzt, aber an keine bestimmten oder bestimmbaren Beziehungspunkte anzuknüpfen weiß. Die Speculation ihrerseits, in Abstractionen schwelgend, kommt ihm hier nicht immer helfend entgegen, sondern begnügt sich auch oft, mit Begriffen zu verfahren, die von ihren natürlichen

Anwendungspunkten abgelöst im Leeren schweben; nirgends sind daher unbestimmte Thesen häufiger als da zu finden, wo der logisch nicht disciplinirte Verstand naturalistisch zu philosophiren beginnt. Daß Gott und Welt Eins sei, kann nur der beweisen, der diesen Satz selbst aufgestellt hat; so weit dann sein Beweis richtig sein wird, hat er durch ihn erst interpretirt, was er mit seinem Satze meinte; wer diesen aber nicht selbst aufgestellt hat, thut am besten, ihn weder zu beweisen noch zu widerlegen; denn daß Gott und Welt in gewissem Sinne Zwei sind, sagt der Satz selber, sonst könnte er sie nicht unterschieden haben; daß sie aber in irgend einer der vielen Bedeutungen, welche der Begriff der Einheit hat, auch Eins sind, läßt sich im voraus vermuthen. Daß die Dinge Erscheinungen sind, ist ebenso zweideutig; die scheinbaren Dinge der sinnlichen Wahrnehmung sind es natürlich, sonst erschienen sie uns nicht; daß aber diejenigen Dinge, die wir als selbst unbeobachtbar dem sinnlichen Wahrnehmen unterlegen, auch Erscheinungen seien, ist so lange ein unvollständiger Gedanke, bis hinzugefügt wird, was denn hier erscheinen soll und wem. Alle diese und ähnliche Sätze verdienen Beweis und Widerlegung nicht, sondern sind angebrachter Maßen zurückzuweisen, ganz ebenso wie man im rechtlichen Verfahren jeden abweist, der blos über erlittenes Unrecht klagt, aber nicht angibt, was ihm geschehen sei und von wem.

202. Der zweite Fall findet statt, wenn zwar von dem S oder P des Satzes T eine völlig scharfe Nominaldefinition gegeben werden kann, diese aber entweder eine nachweisbar unmögliche oder eine nicht nachweisbar gültige Vorstellungsverknüpfung enthält. Niemand wird sich um Beweis oder Widerlegung eines Satzes bemühen, dessen Subject der Begriff eines hölzernen Eisens ist; Niemand untersuchen, ob dies hölzerne Eisen im Feuer verbrennen werde wie Holz, und nicht vielmehr schmelzen wie Eisen. Gespenster und Irrlichter enthalten so logischen Widerspruch nicht; ob aber jene schlafbedürftig sind, diese von vergrabenem Metall angezogen werden, läßt man doch dahingestellt, bis die Existenz beider bewiesen ist. Was man hier verlangt, läßt sich im Allgemeinen die Rechtfertigung eines Begriffes nennen, die dann, wenn von ihm Gebrauch gemacht werden soll, allemal zu seiner nominalen Definition hinzugefügt werden muß. Sie kann in verschiedener Weise geleistet werden. Bedeutet M etwas, dem äußere Wirklichkeit

zukommen soll, so wird am kürzesten M durch unmittelbare Aufzeigung eines Beispiels oder einer Thatsache gerechtfertigt, in welcher die Wirklichkeit seines Inhalts gegeben und der Beobachtung zugänglich vorliegt. Bezeichnet M eine Vorstellungsverknüpfung, deren Gültigkeit darin besteht, daß sie ausführbar ist und daß ihr Ergebniß sich vorstellen oder in innerer Anschauung verwirklichen läßt, so wird eben diese Verwirklichung des von M verlangten Inhaltes, oder seine Construction, M selbst rechtfertigen; so legitimirt die Geometrie die Zulässigkeit von Begriffen, die sie gebildet hat, durch anschauliche Herstellung dessen, was sie vorher nur als Aufgabe enthielten, und beweist hierdurch am einleuchtendsten, daß diese Aufgabe lösbar war. Ist weder ein Beispiel von M nachweisbar, noch seine Construction ausführbar, so muß wenigstens eine Begründung (Deduction) eintreten, welche zeigt, im Zusammenhang mit welcher nachweisbaren Wirklichkeit oder im Verfolg welcher Aufgabe wir mit Fug und Recht zu der Bildung des Begriffes von M veranlaßt werden. Nicht immer kann diese Begründung die Gültigkeit von M, in der Gestalt, in welcher sein Begriff vorliegt, unmittelbar beweisen, aber immer stellt sie M als vorläufige Bezeichnung eines nicht grundlos, sondern mit Recht gesuchten Inhalts dar; der weiteren Untersuchung, deren Beginn hierdurch gerechtfertigt wird, bleibt es überlassen, ob M selbst sich als gültiger Begriff wird rechtfertigen lassen, oder welche Umformung seines Inhalts vorzunehmen ist, um diese Gültigkeit herbeizuführen. Im Alterthum war die Verdoppelung des Würfels ein wichtiges Problem; aber auch wenn man durch geometrische Operationen die gesuchte Seite des doppelten Würfels nicht construiren konnte, war doch von Anfang an gewiß, daß die Aufgabe überhaupt lösbar und die gesuchte Seite eine Größe sei, die sich irgendwie auffinden lassen muß. Denn man konnte zeigen, daß mit stetiger Zunahme der Seite auch das Volumen des Würfels ohne Aenderung seiner cubischen Gestalt stetig zunehmen muß; in der unendlichen Reihe wachsender Würfel muß sich daher auch derjenige finden, welcher das Doppelte eines gegebenen ist, und somit ist auch seine Seite eine in der Reihe der Linien existirende. Diese Begründung der nothwendigen Gültigkeit des Gesuchten ersetzt hier die wirkliche Ausführung der Construction. Man kann ferner darüber zwar Bedenken haben, ob ein und derselbe Begriff von Länge auf krumme und gerade

Linien paßt; setzt man aber dies Bedenken beiseit, so war es vorläufig eine nicht unbegründete Hoffnung, durch elementare geometrische Construction die gerade Linie zu finden, die dem Umfange eines Kreises von gegebenem Halbmesser gleich ist; denn gewiß war dies, daß die gesuchte Länge von der dieses Halbmessers und zugleich nur von dieser abhängt. Die ausgeführte Untersuchung erst hat diese Hoffnung beseitigt und gezeigt, daß der Umfang als geschlossene reale und algebraische Function des Halbmessers nicht herstellbar ist. Naturwissenschaftliche Hypothesen nehmen häufig Thatsachen an, die man nicht hoffen kann, jemals in unmittelbarer Beobachtung nachweisen zu können; nicht selten muß man sogar Gott und der Zukunft überlassen, auch nur die Möglichkeit und Construirbarkeit dessen zu beweisen, was man vorläufig als Annahme gar nicht entbehren kann. Dann bleibt nur die Begründung übrig, welche aus den gegebenen Thatsachen die Dringlichkeit der angewandten Vorstellungsweise ableitet, allerdings dann mit dem Vorbehalt, sie in Zukunft so ändern zu können, daß sie construirbar wird, ohne ihre Brauchbarkeit einzubüßen. Hierauf führen uns andere Gelegenheiten zurück; für den Augenblick genügt es, auf die zuerst gebrauchten Beispiele zurückzuverweisen, um deutlich zu machen, welche Art der Rechtfertigung wir für Begriffe verlangen, deren Verknüpfungen im Urtheile Beweis oder Widerlegung verdienen sollen.

203. Haben nun auch die Begriffe, die in dem allgemeinen Satze T verbunden sind, die nöthige Bestimmtheit und Gültigkeit, so wird man sich dennoch auf einen Beweis, welcher T als nothwendige Folge aufzusuchender Prämissen darzustellen hätte, nicht eher einlassen, bis man sich einige vorläufige Bürgschaft für seine thatsächliche Geltung verschafft hat; denn jede Mühe würde verschwendet sein, etwas zu beweisen, was eben nicht gilt. Ist T ein allgemeiner Satz, dessen Anwendungsgebiet sich in Gedanken nicht leicht übersehen läßt, so versuchen wir zuerst, ob T in einigen naheliegenden Beispielen zutrifft; ein einziger Fall, in welchem dies nicht geschähe, würde die Allgemeingültigkeit von T aufheben und die Aufgabe würde sich in die der Auffindung von Bedingungen verwandeln, unter denen T wenigstens eine particulare Geltung besäße; ist dagegen, was T behauptet, in allen verglichenen Beispielen seiner Anwendung gültig, so kann diese hier stets unvoll-

ständige Durchprobirung zwar nicht die Allgemeingültigkeit des T beweisen, aber seinen Inhalt doch so weit empfehlen, daß die Aufsuchung eines Beweises der Mühe werth wird. Dies durchaus nothwendige Vorverfahren, das später seine Stelle auch unter den Beweisformen selbst finden wird, versäumen wir in der That nur selten und meist nur dann, wenn die Gültigkeit von T nicht durch bloße Ueberlegung in Gedanken aufzufindender Anwendungsbeispiele, sondern nur durch äußere Beobachtung oder Versuch festzustellen ist. Nicht nur die Höflinge Ludwigs XIII. erschöpften sich in geistreichen Beweisen für den Satz, daß ein lebendig hineingeworfener Fisch ein ganz volles Gefäß zum Ueberlaufen bringe, ein todter aber nicht, und erst der hinzugerufene Gärtner zeigte durch den Versuch die Ungültigkeit der ganzen Behauptung; auch sonst finden sich, in den weniger exacten Theilen der Naturwissenschaft, tiefsinnige erklärende Beweise genug für Erscheinungen, deren thatsächliches Vorkommen völlig zweifelhaft ist.

204. Wäre nun diese Vorfrage erledigt, und T ein allgemeiner Satz, der eines Beweises würdig ist, so kann seine Wahrheit oder Unwahrheit entweder in kürzester Linie oder auf einem Umwege festgestellt werden, und hiernach unterscheiden wir die Beweise zuerst. Sie sind direct, wenn sie unmittelbar den gegebenen Satz T als nothwendig oder als unmöglich nachweisen; sie heißen indirect oder apagogisch, wenn sie Wahrheit oder Unwahrheit von T mittelbar durch Aufzeigung der Unwahrheit oder Wahrheit seines contradictorischen Gegentheils Non-T begründen. In beiden Fällen kann die Richtung, welche der Gang der Gedanken nimmt, noch eine doppelte sein. Ich nenne den Beweis rechtläufig oder progressiv, wenn er aus dem, was in der Natur der Sache das Bedingende ist, das Bedingte als Folge entstehen läßt; er ist rückläufig oder regressiv, wenn er das, was in der Natur der Sache das Bedingte ist, als Erkenntnißgrund des Bedingenden benutzt. Der Beweis der ersten Form, da er a principio ad principiatum geht, mag ebensowohl deductiv heißen; für die Beweise der zweiten Form, die a principiato ad principium fortschreiten, wird man den entgegengesetzten Namen der inductiven im Allgemeinen nicht ebenso passend finden. Beide Beweisgänge lassen endlich noch einen Unterschied zu: man kann progressiv von allgemeinen Wahrheiten zu T oder von T zu seinen eigenen Folgen und ebenso regressiv

von den Folgen des T zu T, oder von ihm selbst zu den Wahrheiten übergehen, die seinen Grund bilden. Ueber den verhältnißmäßigen Werth der acht verschiedenen Formen, die so entstehen, wird man erst dann urtheilen können, wenn man jede von ihnen mit Rücksicht auf die Aufgaben ins Auge faßt, für die sie verwendet zu werden pflegt. Hierzu mag folgende Uebersicht dienen.

205. Die erste Beweisform, direct progressiv, geht von einer allgemeinen Wahrheit aus, die sie als Obersatz an die Spitze ihres ganzen Verfahrens stellt; im Untersatz, oder in einer Reihe von Episollogismen, wenn der Beweis nur in einer Schlußkette vollendbar ist, wird dann nachgewiesen, in welchem Verhältniß die Bestandtheile S und P des gegebenen Satzes T zu jenem Obersatz stehen; der Schlußsatz endlich folgert, daß um dieser Verhältnisse willen von S und P der zu beweisende Satz T gelten müsse. Bestimmt man die Aufgabe auf diese allgemeine Weise, so scheinen alle drei aristotelischen Figuren zu dieser Beweisform benutzt werden zu können; in der That aber entspricht dem Sinne derselben doch blos die erste. Die dritte Figur halte ich nicht deswegen für ungenügend, weil sie nach gewöhnlicher Bezeichnung blos particulare Schlußsätze gibt, während wir hier allgemeine Sätze beweisen wollen; übertragen wir die particulare Conclusion: einige S sind P, in modale Form: was S ist, kann P sein, so gibt sie allerdings einen allgemeinen Satz, dessen Beweis von Werth sein kann. Wird zum Beispiel eine Leistung P verlangt, zu deren Herstellung man an das scheinbar ungünstige Material S gebunden ist, so wird man gern in einem Beweise, nach Bamalip, gezeigt sehen, daß an einem Subject M sich S und P vertragen, folglich S die Leistung P nicht allgemein unmöglich mache. Aber die dritte Figur liefert diesen Beweis nicht in progressiver Richtung. Sie stellt in ihren beiden Prämissen nur ein Beispiel des Zusammenbestehens von S und P auf, aus welchem wir regressiv, ab esse ad posse, auf die Verträglichkeit beider zurückschließen. Die zweite Figur erlaubt zwar allgemeine, aber nur verneinende Folgerungen; auch diese können von Werth sein, aber um in dieser Figur gewonnen werden zu können, setzen sie qualitativ entgegengesetzte Prämissen voraus und befriedigen deshalb nicht. Denn ein allgemein verneinender Satz T, der von einem S ein Prädicat P blos deshalb ausschließt, weil, was S und was P ist, sich entgegengesetzt zu

einem dritten M verhält, beruft sich auf ein Kennzeichen, welches die Unvereinbarkeit des S und P sicher bezeugt, aber nicht auf einen Grund, der sie erklärt; er drückt nur eine Thatsache aus, die zwar gilt, aber so lange unverstanden bleibt, bis man in einem bejahenden Urtheile erfahren hat, was S wirklich ist, und nun einsieht, daß es, weil es dies ist, jenes andere, P, nicht sein kann. Auch die zweite Figur liefert daher zwar triftige und zwingende, aber nicht erklärende Beweise ihrer Schlußsätze, auch sie ist mehr von regressivem als von progressivem Charakter. Auf die erste Figur, und zwar vorzüglich auf ihre bejahenden Modi, für unsere Aufgabe ausschließlich auf Barbara, hat sich daher gewöhnlich die Aufmerksamkeit gerichtet, wenn von direct progressiven Beweisen die Rede war; auf hier findet die Unterordnung eines gegebenen Inhalts unter eine allgemeine Wahrheit statt, aus welcher nicht blos begriffen wird, daß T gilt, sondern auch warum es gilt.

206. So urtheilte schon Aristoteles; es verdient jedoch angemerkt zu werden, daß nicht blos in diesem Sinne diese Beweisform als ein Ideal zu betrachten ist: sie hat Anspruch auf das ihr gespendete Lob nur dann, wenn es uns gelingt, sie mit dem Inhalt zu füllen, den ihre Gliederung verlangt: wenn wir also im Obersatze ein solches allgemeine Urtheil voranschicken, welchem untergeordnet zu werden der besondere Fall des Untersatzes seinem eigenen Inhalte nach fordert, und welcher deshalb wirklich der bedingende Grund sein würde, aus dem die Gültigkeit des zu beweisenden Satzes, nicht blos für unsere Erkenntniß sondern nach der eigenen Natur der Sache selbst hervorgeht. Aber es ist klar, daß man die Form dieses Beweises benutzen kann, ohne im mindesten die eben gestellte Bedingung zu befriedigen. Gibt es doch, und zwar gerade auf dem exact zu behandelnden Gebiet mathematischer Erkenntniß, zahlreiche Sätze T, für die sich verschiedene gleich triftige Beweise geben lassen, die alle in dieser subsumptiven Form verlaufen, und von denen daher keiner beanspruchen kann, ausschließlich den eigenen Zusammenhang und Entwickelungsgang der Sache selbst auszudrücken. Die Möglichkeit, denselben Inhalt in sehr verschiedenen Formen ohne Veränderung seines Werthes darzustellen, erlaubt hier, ihn sehr verschiedenen allgemeinen Obersätzen subsumirbar zu machen und von allen diesen willkürlich gewählten Ausgangspunkten

zu derselben Behauptung T zu gelangen. Ich wünsche hierüber nicht mißverstanden zu sein und gehe deshalb ins Einzelne. Ich gebe zuerst zu, daß sehr viele mathematische Sätze T so offenbar bloße Anwendungsbeispiele eines bestimmten Obersatzes M sind, daß nur die Herleitung aus diesem Obersatze natürlich, die aus jedem andern N als eine Künstlichkeit erscheint. Ich bemerke ferner, daß da, wo T aus verschiedenen Obersätzen M, N, O mit gleicher Leichtigkeit ableitbar ist, hierin allein kein Grund für mich liegt, diese verschiedenen Beweise dem eigenen Zusammenhange der Sache fremd zu nennen; denn ich will hier zwar nicht eben lehren, aber als eine mögliche Ansicht hinstellen, daß das Ganze z. B. unserer geometrischen Erkenntniß in der That auf einer Mehrheit ursprünglicher gleich evidenter Anschauungen beruhe, von denen keine aus der andern ableitbar ist, die aber alle zusammen, gleich einzelnen Bestandtheilen eines ganzen Gedankens, zugleich gelten und unter einander auf bestimmte Weise zusammenhängen. Dann begreift man, wie vermöge dieses Zusammenhanges derselbe Satz T verschiedene gleich triftige Beweise zuläßt, je nachdem man von einer oder der andern jener untrennbar verknüpften Anschauungen ausgeht; keiner dieser Beweise wird ausschließlich die Natur der Sache, aber jeder kann sie doch wirklich so darstellen, wie sie sich für den gewählten Standpunkt projicirt; die Möglichkeit einer Mehrheit von Beweisen beruht hier auf der eigenen Organisation des Inhalts, der nicht nur nach einer, sondern nach vielen Richtungen zugleich ein zusammenstimmend gegliedertes Ganze bildet. Aber ich muß nun doch drittens hinzufügen, daß zahlreiche Sätze T übrig bleiben, deren Beweis, immer in dieser subsumptiven Form, nur durch Kunstgriffe gelingt, die sich rechtfertigen lassen, nachdem sie angewandt sind, von denen aber nicht erfindlich ist, wie man durch die Natur des gegebenen Inhalts selbst dazu aufgefordert wird, sie anzuwenden. Von diesen Beweisen, deren es manche in der reinen Mathematik, eine viel größere Anzahl in ihren Anwendungen gibt, soll die oben gemachte Bemerkung gelten: namentlich, wenn sie sehr vielgliedrige Schlußketten bilden, mögen sie zwar an Triftigkeit nichts zu wünschen übrig lassen, aber sie werden auch so unübersichtlich wie möglich, und da sie fast nur erlauben, die nothwendige Folge der Verkettung je zweier nächsten Glieder einzusehen, der erfinderische Scharfsinn dagegen, der diese Verkettung anstiftete, völlig

regellos sich zu bewegen scheint, so kann man nicht in Wahrheit sagen, daß diese Beweise zeigen, warum der Schlußsatz T gilt: sie nöthigen uns auch nur zuzugestehen, daß er gilt. Ich habe dies angeführt um seiner praktischen Bedeutung willen. Das Ideal unserer Erkenntniß und Beweisführung besteht ohne Zweifel darin, daß wir jeden gegebenen Satz T aus den bedingenden Gründen, von denen er wirklich bedingt wird, erklärend ableiten, nicht aber uns seiner Gewißheit blos durch eine logische Hinterlist bemächtigen; und wenn diese Aufgabe gelöst werden soll, ist sie immer nur in der Form dieses direct progressiven Beweises zu lösen. Aber sie ist überhaupt nur innerhalb enger Grenzen lösbar, und wo sie es nicht ist, wo man mithin sich an der bloßen Gewißheit von T muß genügen lassen, da hat diese subsumptive Beweisform nicht den mindesten Vorzug vor anderen. Es ist logische Pedanterie, sie dennoch erzwingen zu wollen und für einen Satz, der indirect sich mit zwei Worten schlagend beweisen läßt, eine directe Ableitung zu suchen, die nur durch eine Kette willkürlich gewählter Zwischenglieder möglich ist, die Erlangung jener Gewißheit umständlicher und die Einsicht in den inneren Grund ihres Vorhandenseins um nichts reicher macht.

207. Eine zweite direct progressive Form geht von dem gegebenen Satze T aus, den sie als gültig voraussetzt, und entwickelt aus ihm seine nothwendigen Folgen. Findet sich unter diesen Folgen auch nur eine einzige, welche entweder feststehenden Thatsachen oder allgemeinen Wahrheiten widerspricht, so ist T, als allgemeiner Satz, ungültig, und der Beweis gestaltet sich zu einer Form der Widerlegung eines gegebenen Satzes; er schließt dann, wie man leicht sieht, jenes früher erwähnte Vorverfahren ein, welches vor dem Antreten des wirklichen Beweises sich versichert, daß überhaupt kein gegebenes Beispiel eine Instanz gegen die Gültigkeit des zu Beweisenden bildet. Fände die Entwickelung der Folgen des T, so weit sie auch fortgesetzt würde, keinen Widerspruch mit Thatsachen oder Wahrheiten, so würde sie dennoch nicht hinreichen, um die Wahrheit von T festzustellen, denn die nächste Fortsetzung jener Entwickelung über die Grenze hinaus, bei der man Halt gemacht hat, könnte das bisher verborgene Bestehen eines Widerspruchs nachweisen; aber wenigstens reicht dies Verfahren auf theoretischem Gebiete zur Empfehlung einer Hypothese hin, deren

weitere Prüfung man sich vorbehält. Sein wirkliches Anwendungsgebiet hat aber dieser Beweis im praktischen Leben; durch ihn empfiehlt man Vorschläge, Einrichtungen die zu treffen, Entschlüsse die zu fassen sind. Und hier ist die Unvollständigkeit der Entwickelung der Folgen von T kein Hinderniß; in allen menschlichen Angelegenheiten reicht es hin, zu ermitteln, welche Wirkungen innerhalb einer übersehbaren Zeit und eines übersehbaren Gebietes der Anwendung aus einer vorzuschlagenden Maßregel entspringen werden; alle mikroskopisch erkennbaren Nebenwirkungen oder auf Jahrhunderte hinaus alle Folgen unseres heutigen Handelns in Betracht ziehen zu wollen, ist superciliöse Pedanterie; zur Vermeidung kleiner Nachtheile wird man neue Entschlüsse fassen, und die fernste Zukunft hat für sich selbst zu sorgen.

208. Eine dritte Form, die erste direct regressive, geht von der angenommenen Gültigkeit von T aus und sucht nach rückwärts die Bedingungen auf, unter denen diese Gültigkeit stattfinden kann. Der Unterschied dieser Form von der zuletzt behandelten ist nicht erheblich, doch fehlt er nicht; nicht erheblich deswegen, weil man die zur Geltung von T nöthigen Vorbedingungen doch auch nur findet, indem man T als ihren Erkenntnißgrund behandelt und sie aus ihm als Folgen ableitet, ein Verfahren, welches mit dem vorigen direct progressiven zusammenfällt; vorhanden aber ist der Unterschied dennoch, wenn man die Natur des so Abgeleiteten berücksichtigt. Als Beispiel für beide Formen zusammen kann die in der Mathematik übliche Lösung von Aufgaben dienen, denn jede solche Lösung ist zugleich der Beweis der Lösbarkeit, also der Gültigkeit der Vorstellungsverknüpfung, welche die gestellte Aufgabe T enthielt. Nimmt man nun T als gültig an und entwickelt die aus ihm fließenden Denkfolgen, so werden diese letzteren selbst verschieden sein können; einige von ihnen werden Einzelumstände sein, die mit gegebenen Thatsachen stimmen oder streiten, andere werden allgemeine Verhältnisse zwischen verschiedenen Beziehungspunkten ausdrücken, die mit anderweit feststehenden Wahrheiten entweder in Einklang oder in Widerspruch sind. Kommt man nur auf Einzelfolgen, die mit gegebenen Thatsachen oder Nebenbedingungen streiten, so wird man daraus zwar die Ungültigkeit von T mit Gewißheit ableiten, aber ohne Einsicht in den Grund derselben; ist T ein praktischer Vorschlag, so kann er selbst ganz annehmbar an sich sein und

ist nur in der Ausführung auf ein Hinderniß gestoßen, und dies ist der Fall der vorigen Beweisform; kommt man dagegen auf widersinnige allgemeine Sätze, die wahr sein müßten, wenn T gelten sollte, so erhält man außer der Gewißheit, T sei unmöglich, noch eine starke Hindeutung auf die Gründe dieser Unmöglichkeit; sie liegen in den allgemeinen Wahrheiten, gegen welche die abgeleiteten widersinnigen Bedingungen streiten; und hierin würden wir die Leistung dieser dritten Beweisform finden. Es wird durch sie nicht nur der späteren Auffindung eines directen und progressiven Gegenbeweises vorgearbeitet, sondern es liegt eine ungemein überzeugende und anschauliche Verneinung eines gegebenen Satzes T in der Aufweisung aller der widersinnigen Voraussetzungen, die zu seiner Gültigkeit nothwendig sein würden; und um deswillen ist dieser regressive Beweis häufig einem progressiven vorzuziehen. Etwas anderes als die Ungültigkeit von T kann er nicht liefern; er bleibt also eine Form der Widerlegung. Führte der Rückschritt zu den Bedingungen von T auf lauter zulässige Voraussetzungen, so würde hieraus nur auf dem Gebiete der Mathematik die Gültigkeit von T wirklich fließen; denn nur hier ist es möglich, aus einer gestellten Aufgabe alle zu ihrer Lösung nothwendigen Vorbedingungen zu entwickeln; in anderen Anwendungsfällen bleibt der Zweifel, ob man in der That aus T alle die Denkfolgen erschöpfend abgeleitet hat, die zu den Vorbedingungen seiner Gültigkeit gehören; der nächste Schritt, den man noch weiter thäte, könnte eine vorauszusetzende Widersinnigkeit zu Tage bringen. Bejahend reicht daher auf theoretischem Gebiet dieser Beweis nur zur Begründung der Wahrscheinlichkeit von T hin; das praktische Leben aber bedient sich seiner zur Empfehlung von Vorschlägen ebenso wie des vorigen progressiven. Denn nicht nur durch die zu erwartenden Folgen machen wir einen Vorschlag annehmbar, sondern ebenso sehr dadurch, daß wir nachweisen, die Bedingungen seiner Ausführung seien nicht im Widerspruch entweder mit allgemeingültigen Bestimmungen der Möglichkeit des Rechts und der Sittlichkeit, oder mit den thatsächlichen Mitteln, die ihr zu Gebote stehen. Jeder politische Antrag hat diese Doppelpflicht, theils nach der vorigen Beweisform durch seine nützlichen Folgen, theils nach dieser durch die rechtliche und sittliche Zulässigkeit seiner allgemeinen Voraussetzungen sich zu rechtfertigen; und jedes alltägliche Handeln berücksichtigt nicht

nur den zu erwartenden Vortheil einer Vorkehrung, sondern auch die Kosten, deren Aufwendung ihn möglich macht.

209. Eine vierte Form, die zweite direct regressive, geht von gegebenen Sätzen aus, um aus ihrer Gültigkeit die von T als ihrer erzeugenden Bedingung zu beweisen. Zu einem solchen Gedankengang sind wir überaus häufig aufgefordert; denn der größte Theil unserer allgemeinen Erkenntnisse wird auf diesem Wege des Rückschlusses von gegebenen Thatsachen auf die Bedingung gewonnen, die zur Möglichkeit dieser Thatsachen angenommen werden muß. Man sieht jedoch leicht, daß die bedeutendsten Anwendungen hiervon dem erfindenden Gedankengange angehören, der ein noch unbekanntes T aus dem Gegebenen zu ermitteln sucht. Ist der allgemeine Satz T selbst gegeben und sieht man sich nach den einzelnen Sätzen um, die zu seiner Bestätigung dienen können, so beginnt dies Verfahren eigentlich immer mit der progressiven Entwickelung dessen, was als Folge von T gelten muß, wenn T gilt; und erst nachdem man davon eine Uebersicht gebildet hat, vergleicht man nun das Gefundene mit der Erfahrung oder mit anderen Wahrheiten, um aus seiner Gültigkeit auf die von T regressiv zu schließen. Ich überlasse deshalb manches Hierhergehörige späterer Gelegenheit und erwähne nur eine Art dieser Form, welche aus der Gültigkeit der Einzelfälle eines T seine allgemeine Gültigkeit folgert: es ist die vollständige Induction oder der collective Beweis. Man ist zu ihm sehr oft genöthigt; so ist es nicht immer möglich, einen Satz T zugleich und auf einmal für ganze und gebrochene, positive und negative, rationale und irrationale, reelle und imaginäre Größen zu beweisen; aber jede einzelne dieser Arten von Größen kann eine besondere Handhabe darbieten, um zunächst für sie allein T festzustellen; sind wir nun sicher, die möglichen einzelnen Anwendungsfälle von T sämmtlich umfaßt zu haben, also in diesem Falle: sind wir sicher, daß außer den genannten keine anderen Arten von Größen denkbar sind, so gilt nun T von allen Größen überhaupt. Es wird dann ganz gewiß in dem allgemeinen Begriff der Größe an sich selbst irgend ein Grund liegen, der diese allgemeine Geltung möglich macht; gleichwohl kann man nicht immer oder doch nicht immer mit hinlänglicher Evidenz und Klarheit diesen Grund aufzeigen; dann bleibt der collective Beweis unentbehrlich.

210. Die Nothwendigkeit, alle Arten von Anwendungsfällen des T vollständig zu umfaſſen, um T allgemein zu beweiſen, führt hier zu einer intereſſanten ſpeciellen Form. Man kann freilich jene Vollſtändigkeit an ſich immer erreichen, wenn man alle Fälle in den einen Q und in Non-Q, dies Non-Q wieder in R und Non-R eintheilt, und dies Verfahren bei einem beliebigen Gegenſatz U und Non-U abbricht; aber dies nützt ſelten; denn wenn man auch für die bejahten Fälle Q, R, U leicht noch Einzelbeweiſe findet, ſo findet man doch ſehr ſchwer einen ſolchen für das negative Reſtglied Non-U, das eine Menge verſchiedener Fälle zuſammenfaßt. Man fühlt daher das Bedürfniß, aus einem Falle Q, für welchen man irgendwie in den Beſitz eines Beweiſes von T gekommen iſt, die übrigen Fälle R, U .. ſo abzuleiten, daß ſich zeigt, die Umwandlungen, durch welche Q in R, R in U übergeht, ändern entweder die Bedingungen nicht, auf denen die Gültigkeit von T für Q beruhte, oder ſie erzeugen dieſelben Bedingungen ſtets von neuem wieder. Dies iſt der in der Mathematik bekannte, zuerſt von Jacob Bernoulli formulirte Beweis von n zu n + 1, hauptſächlich anwendbar, wenn die Einzelfälle, in denen allen T gelten ſoll, von ſelber eine Reihe bilden, in der jedes folgende (n + 1)te Glied auf dieſelbe genau angebbare Weiſe aus dem vorhergehenden nten gebildet wird. Gilt dann T, ſobald es von dem Gliede n gilt, auch von dem Gliede n + 1, um der Art willen, wie n + 1 aus n entſteht, ſo gilt es aus gleichem Grunde auch von dem nächſtfolgenden Gliede n + 2 und ſo fort von allen Gliedern der Reihe. So pflegt man z. B. im elementaren Unterricht den binomiſchen Lehrſatz für ganze Exponenten anſchaulich zu beweiſen, indem man die wiederholte Multiplication des Binoms mit ſich ſelbſt ausführt. Der allgemeine Gedanke dieſes Beweiſes iſt aber gar nicht auf Mathematik beſchränkt, ſondern wird im gewöhnlichen Leben ſehr oft, und zuweilen unter dem nicht ganz paſſenden Namen eines Beweiſes durch Analogie, angewandt. Um einen Vorſchlag oder eine Behauptung annehmbar zu machen, erwähnt man zuerſt einen Fall, in welchem jener offenbar empfehlenswerth, dieſe offenbar gültig iſt; dann zeigt man, daß die denkbaren anderen Fälle ſich von jenem im Grunde durch gar keinen Zug unterſcheiden, welcher im Stande wäre, hierin eine Aenderung hervorzubringen; folglich gelte T allgemein. Wie ein unvorſichtiger oder ſophiſtiſcher Gebrauch dieſes

Verfahrens zum Irrthum führt, ist leicht zu sehen. Zwischen zwei sehr verschiedene Fälle A und Z schaltet man sehr viele Zwischenfälle ein, die sich um unbeträchtliche Differenzen d unterscheiden. Man zeigt dann nicht, daß T, wenn es von A gilt, auch von A + d = B gelten müsse, sondern setzt dies einfach, wegen der Geringfügigkeit von d, voraus; so schließt man weiter von B auf C, und trägt endlich die Gültigkeit des T von A, für welches sie feststand, auf ein Z über, das durch Ansammlung der vielen vernachlässigten Differenzen d von A völlig verschieden ist und nicht im mindesten zu dem wirklichen Anwendungsgebiete des T gehört.

211. Ich kann kürzer über die indirecten Beweise sein; sie verhalten sich formell zu Non-T wie die directen zu T und erlangen nur darum einige Eigenthümlichkeit, weil wir durch sie nicht zu Non-T, sondern zu T kommen wollen; sie sind also nicht behauptende, sondern widerlegende Beweise in Bezug auf Non-T. Die fünfte Beweisform, die erste indirecte progressive, würde die Ungültigkeit von Non-T aus allgemeinen Gründen nachweisen, was durch Schlüsse in der ersten und zweiten Figur mit einer allgemein negativen Prämisse geschehen kann. Aber man wird selten Gelegenheit zu dieser Beweisform finden; gibt es für T einen directen Beweis, so wird man diesen vorziehen; gibt es keinen, so pflegt eine allgemeine Widerlegung von Non-T um nichts leichter zu sein. Für den Gebrauch wichtig ist daher nur die Nebenform dieses Beweises, welche dem einen contradictorischen Gegentheil Non-T von T die vollständige Summe aller conträren Gegentheile substituirt. Für jedes dieser Gegentheile, eben weil jedes ein ganz bestimmter positiver Inhalt ist, läßt sich eher ein Beweis seiner Ungültigkeit hoffen, der aus allgemeinen Gründen, also in progressiver Form geführt werden kann. Die Vereinigung aller dieser negativen Einzelbeweise zu dem Beweis der allgemeinen Ungültigkeit von Non-T ist dann freilich schon ein regressiver Gedankengang, der dem positiven collectiven Beweise entspricht. Denkt man sich T und alle conträren Gegentheile desselben vereinigt als die Summe aller überhaupt denkbaren Beziehungen, die zwischen den Beziehungspunkten S und P des Inhalts von T vorkommen können, so ist die hier erwähnte Beweisform unter dem Namen des Beweises durch Ausschließung bekannt: die Geltung von T folgt dann aus der Ungül-

tigkeit aller anderen Glieder dieser vollständigen Disjunction. Und von dieser Form selbst ist wieder eine der wichtigsten Anwendungen der besondere Fall einer dreigliedrigen Disjunction, in welcher T zwei Gegentheile hat, oder Non-T in zwei contradictorische Gegensätze zerfällt; es entsteht dann der Beweis durch Eingrenzung. Man kennt ihn und seine außerordentliche Wichtigkeit in der Mathematik, und er gehört hier ebenso sehr dem erfindenden als dem beweisenden Gedankengange an: jede Größe a ist entweder gleich oder größer oder kleiner als eine andere mit ihr vergleichbare, d; läßt sich zeigen, daß sie weder größer noch kleiner als d ist, so ist der Satz $a = d$ erwiesen. In der Anwendung gestaltet sich dieser Gedanke meistens anders; denn das Vorige setzt voraus, daß man auf den bestimmten Werth d, der zuletzt dem a gleich sein wird, bereits aufmerksam geworden sei. Dies wird in der Regel nicht der Fall sein, sondern man wird nur wissen, daß a kleiner als eine zweite Größe b und größer als eine dritte c ist; gelingt es dann nachzuweisen, daß dasselbe Verhältniß immer bestehen bleibt, wenn man den Werth von b auf β verringert, den von c auf γ erhöht, so wird der Werth von a zwischen einander immer näher rückenden Grenzen β und γ liegen und es wird möglich sein, ihn mit unbeschränkt wachsender Annäherung zu berechnen. Das bekannteste und elementarste Beispiel bietet die Bestimmung der Länge des Kreisumfanges durch Einschließung zwischen die größere des umschriebenen und die kleinere des eingeschriebenen Vielecks, von denen man die erste durch fortgesetzte Vermehrung der Seitenzahl unbegrenzt abnehmen, die zweite zunehmen läßt. Auf Beweisformen dieser Art muß man seine Aufmerksamkeit richten; sie sind die mächtigen operativen Hülfsmittel, durch welche wir wirklich unsere Erkenntnisse erweitern; Ausbildung und Anwendung dieses Beweises durch Archimedes ist ein größerer Fortschritt der angewandten Logik, als irgend einer aus der blos sophistischen Kunst des Aristoteles hervorging.

212. Eine sechste, die zweite progressiv indirecte Form, würde von der Annahme des Non-T ausgehen, ihre nothwendigen Folgen entwickeln und aus der Ungültigkeit dieser, in Bezug auf diesen letzten Schritt freilich regressiv, auf die Ungültigkeit von Non-T zurückschließen. Ich verweise auf den zweiten direct progressiven Beweis und füge in Bezug auf diesen indirecten nur hinzu, daß alle gültigen Folgen,

die sich aus Non-T ableiten lassen, hier bedeutungslos sind; denn auch aus einem falschen Satze können über solche Punkte, für deren gegenseitige Verhältnisse sein Irrthum gleichgültig ist, eine Anzahl zulässiger Consequenzen fließen; aber eine einzige ungültige, mit Non-T nothwendig verbundene Folge hebt dessen allgemeine Gültigkeit auf. Widerstreitet diese Folge lediglich gegebenen Thatsachen, so hat man eigentlich keinen Grund, diesen Beweis eine deductio ad absurdum zu nennen, obwohl dieser Name zuweilen allen Anwendungen dieser Form gegeben wird; man hat vielmehr nur die thatsächliche Ungültigkeit eines an sich nicht undenkbaren und auch nicht absurden Gedankens erwiesen. Absurd oder abgeschmackt ist aber eigentlich auch nicht das, was als undenkmöglich bekannt ist, sondern das, was allen probablen Annahmen, dem allgemeinen Wahrheitsgefühl und einer Menge in diesem enthaltenen, vielleicht beweisbaren, aber nicht wirklich bewiesenen Wahrheiten widerspricht. Daß $2=3$ sei, ist mehr als absurd; es ist unmöglich; daß aber die ganze Welt ein gedankenloser Spaß sei, daß die Aeltern den Kindern gehorchen sollen, daß man Verbrecher belohnen und die Sünde schonen müsse, sind absurde Behauptungen. Deductio ad absurdum würde ich daher nur den indirect progressiven Beweis nennen, der aus Non-T solche nicht denkunmögliche, aber unzähligen für Wahrheit geltenden und hinlänglich begründeten Ueberzeugungen widersprechende Folgen entwickelt. So kommt dieser Beweis im Leben tausendfach vor, namentlich überall da, wo Non-T einen an sich vielleicht richtigen Gedanken zu allgemein ausspricht, also von einer zu weiten Definition des Subjects S, dem ein P zukommen soll, oder von einer zu weiten Definition dieses P ausgeht; auf diese Weise zeigt man die Unvernunft und Abgeschmacktheit eines Gesetzvorschlags, gleichviel ob er Rechte und Pflichten nimmt oder zutheilt, indem man deutlich macht, welche unerträglichen und unerhörten anderen Consequenzen sich aus der Allgemeingültigkeit des Vorgeschlagenen ergeben würden. Gewöhnlich schließt man jedoch in die deductio ad absurdum auch die Form des apagogischen Beweises ein, welche auf denkunmögliche Folgen des angenommenen Satzes führt und ihn durch sie widerlegt. Es ist ein besonderer Fall hiervon, wenn diese Entwickelung auf eine Folge führt, welche unmittelbar die gemachte Voraussetzung selbst aufhebt, so daß der innere Widerspruch, der in der angenommenen Gültigkeit derselben

lag, von selbst zu dem Ergebniß ihrer Ungültigkeit treibt. Ein einfaches Beispiel sei der indirecte Beweis für den Satz T: auf einer Geraden ab ist in derselben Ebene und in demselben Punkte c nur eine Senkrechte cd möglich. Non-T würde also behaupten, in c seien unter denselben Bedingungen mehrere Senkrechte möglich. Angenommen nun, dies sei richtig, angenommen ferner, cd sei die erste Senkrechte, d. h. sie bilde mit ab die beiden gleichen Nebenwinkel α, so wird jede zweite Senkrechte ce, um von cd unterschieden zu sein, mit ihr am Punkte c irgend einen Winkel δ bilden müssen, zugleich aber, damit sie senkrecht auf ab sei, mit dieser gleiche Nebenwinkel. Die Anschauung der Figur lehrt dann, daß die beiden Winkel $\alpha + \delta$ und $\alpha - \delta$ gleich und jeder gleich einem rechten sein müssen; ist aber $\alpha + \delta$ ein rechter Winkel, so ist α, als Theil dieses rechten, kein rechter Winkel, gegen die Voraussetzung, welche behauptete, er sei einer. Die Gleichung $\alpha + \delta = \alpha - \delta$ kann nur bestehen, wenn $\delta = 0$, also ce mit cd zusammenfällt. Mithin gilt T: auf demselben Punkt einer Geraden ist in derselben Ebene nur eine Senkrechte möglich. Zu Beweisen dieser Art wird man überall geführt werden, wo es sich um die einfachsten grundlegenden Anschauungen oder Sätze eines zusammenhangenden Gedankengebiets handelt; die Unmöglichkeit, die Beziehung zwischen S und P anders zu fassen, als sie in T ausgedrückt ist, also die Fruchtlosigkeit des Versuchs, Non-T zu behaupten, wird sich immer dadurch verrathen, daß die daraus fließenden Folgen das Subject S oder das Prädicat P aufheben oder verändern, die man beide für Non-T in demselben Sinne gültig voraussetzte, in welchem sie für T galten.

213. Wie der directe, so ist auch der **indirecte** Beweis zweier **regressiven** Formen fähig; beide, die **siebente** und **achte** unserer Uebersicht, haben wenig Eigenthümliches; sie verhalten sich zur Ungültigkeit von Non-T ganz wie die beiden direct regressiven zur Gültigkeit von T. Die erste würde von Non-T zu den Bedingungen zurückgehen, die zu seiner Gültigkeit nothwendig wären, und aus der Ungültigkeit oder Undenkbarkeit dieser Principien würde sie dann auf die des Non-T zurückschließen. In der Ausführung ist dies Verfahren wenig von dem vorigen progressiven verschieden; denn die zur Richtigkeit von Non-T nöthigen Principien findet man doch nur, wenn man Non-T als ihren Erkenntnißgrund benutzt, und sie aus ihm als Folgen, mithin progressiv,

entwickelt. Die zweite Form würde von gegebenen Sätzen oder Thatsachen ausgehen und zeigen, daß sie nicht von Non-T als ihrem Grunde abhängen können, vielmehr die Ungültigkeit dieser Annahme ausdrücklich verlangen. Auch dies läßt sich am Ende nur ausführen, wenn man entweder Non-T progressiv in seine Folgen entwickelt und findet, daß das Bestehen derselben die gegebenen Thatsachen unmöglich machen würde, oder indem man diese gegebenen Thatsachen als Erkenntnißgrund verwendet und aus ihnen, ebenfalls progressiv, ihre nothwendigen Voraussetzungen ableitet; dies aber wird am seltensten viel nützen, denn meistens wird dann die nothwendige Gültigkeit von T als solcher Voraussetzung leichter direct zu ermitteln sein, als indirect die nothwendige Nichtgeltung von Non-T. Ueberhaupt schließe ich diese Uebersicht mit der Bemerkung, daß ich zwar die verschiedenen Absichten der Beweisführung durch meine Eintheilung richtig glaube gesondert zu haben, daß aber nicht jeder dieser Absichten eine gleich wichtige und gleich eigenthümliche, mit den andern nicht vermischte Beweisform entspricht; es reichte daher hin, diejenigen eingehender zu erwähnen, die sich im Gebrauch als häufig anwendbare Figuren bewährt haben.

214. Man wird in meiner Aufzählung die Beweise durch Analogie vermissen; ich glaube allerdings nicht an ihr Dasein. In allen Fällen, wo man Beweise glaubt durch Analogie führen zu können, ist die Analogie in der That gar nicht der Grund für die Triftigkeit der Beweise; sie bildet nur die erfindende Gedankenbewegung, durch welche man zur Entdeckung eines zulänglichen Beweisgrundes gelangt; auf diesem, und dann immer durch Subsumption des Einzelnen unter ein Allgemeines beruht die Nothwendigkeit des zu beweisenden Satzes. Obwohl es weitläufig sein wird, glaube ich doch hierauf eingehen zu müssen. Als ausnahmslos gültigen Grundsatz strenger Analogie kann man diesen betrachten, daß von Gleichem unter gleichen Bedingungen Gleiches gelte, eine Behauptung, der die Mathematik für ihre verschiedenen Aufgaben noch eine Reihe besonderer Ausdrucksformen gibt. Es ist leicht, diesen Grundsatz auf den der Subsumption zurückzubringen: wenn von einem S unter der Bedingung x ein P gilt, so kann S und x zusammen als ein Allgemeinbegriff M gefaßt werden, dem als solchem P zukommt; unter dasselbe M ist jedes zweite S zu subsumiren, das dem ersten gleich und der gleichen Bedingung x unterworfen ist; deswegen

gehört diesem S dasselbe Prädicat, wie dem ersten. Diese Transformation, die hier willkürlich und überflüssig erscheinen kann, wird man schon bei dem zweiten Satze nicht entbehren können: von Ungleichem unter gleichen Bedingungen gelte Ungleiches. Man wird geneigt sein, auch ihn für unbedingt gültig anzusehen, aber in der Anwendung erwachsen doch Verlegenheiten. Nehmen wir an, die ungleichen Größen a und b seien durch dieselbe dritte c dividirt, so wird in diesem ersten Falle der Satz gelten: die Quotienten werden ungleich sein. Dividiren wir aber im zweiten Falle jede der beiden ungleichen Größen durch sich selbst, so scheint er nicht zu gelten, denn die Quotienten sind beide $= 1$. Natürlich wird man sogleich erinnern, hier sei die Bedingung x, der man die ungleichen Elemente a und b unterwarf, eben nicht die gleiche für beide; denn wenn wir jede Größe durch sich selbst dividiren, so führen wir ja ihre Ungleichheit wieder in den Inhalt der Bedingung ein, die wir für beide gleich denken wollten. Aber diese Erörterung paßt nicht für den dritten Fall: wenn wir beide Größen mit 0 multipliciren, so ist das Product beide male $= 0$. Man wird nicht leugnen können, daß die Operation, eine Größe Nullmal zu nehmen, durchaus eindeutig ist, und nicht, wie im vorigen Falle, abhängig von dem Werthe der Größe, auf die man sie anwendet; dagegen wird man mit Recht hervorheben, hier sei eben der Sinn der gleichen Bedingung oder Operation x von der eigenthümlichen Art, daß er die Ungleichheit der Größen, auf die man diese anwendet, unwirksam macht. In dem vierten Falle, wenn wir die ungleichen a und b quadriren, ist der Sinn dieser Bedingung, der wir sie unterwerfen, wieder abhängig von den Größen selbst, wie im zweiten Falle, aber mit dem entgegengesetzten Erfolg: die Quadrate a^2 und b^2 sind ungleich. Die Erfolge sind endlich wieder gleich und $= 1$ in dem fünften Falle, wenn wir a und b auf die nullte Potenz erheben; und hier scheint die Bedingung, der wir die ungleichen Größen unterwarfen, von ihrem eigenen Werth unabhängig; in der That ist aber die Erhebung auf die nullte Potenz eine für sich ganz unvorstellbare Operation; man muß sich erinnern, daß allgemein $a''' : a''$ eine andere Bezeichnung für $\frac{a'''}{a''}$, folglich auch $a' : 1 = a''$ identisch mit $\frac{a}{a}$ ist, dieser fünfte Fall also derselbe wie der zweite. Will

man alle dieſe Zweideutigkeiten vermeiden, ſo bleibt nur übrig zu ſagen: von Ungleichem gilt Ungleiches unter gleichen Bedingungen dann, wenn die Natur der Bedingung der Ungleichheit des Ungleichen ihre Bedeutung läßt; es gilt Gleiches, wenn die Bedingung ſo beſchaffen iſt, daß ſie dieſe Ungleichheit wirkungslos macht. Aber dieſe beiden Sätze ſind ganz unfruchtbare Tautologien; nicht einmal die armſelige Entſcheidung darüber, ob Gleiches oder Ungleiches gelten werde, machen ſie möglich ohne eine vorgängige Zergliederung des jedesmal gegebenen Falles, welche uns lehrt, unter welche allgemeine Regel M' denn eigentlich hier a und b zu ſubſumiren ſind, und welche beſtimmten Prädicate p^1 und p^2 ihnen vermöge der ſpeciellen Werthe zukommen, mit denen ſie, als ungleiche Arten des M, an deſſen allgemeinem l' theilnehmen. Nachdem man dieſe p^1 und p^2 gefunden hat, ſieht man, ob beide gleich oder ungleich ſind; nicht durch Analogie alſo, ſondern durch Subſumption wird die ganze Folgerung zu Stande gebracht.

215. Den dritten Satz: von Gleichem gelte unter ungleichen Bedingungen Ungleiches, kann man höher ſchätzen; in der That würde es dem Geſetze der Identität widerſprechen, wenn ein identiſches Subject unter wirklich verſchiedenen Bedingungen keinen Einfluß dieſer Verſchiedenheit ſpüren ſollte, und ich werde, weit ſpäter, Gelegenheit haben, dieſen Satz als eine nicht unfruchtbare Maxime bei der Behandlung philoſophiſcher Aufgaben zu benutzen. Für den Augenblick fallen aber die zahlreichen ſcheinbaren Ausnahmen auf. Wie wäre denn die Aufgabe der Maſchinentechnik löſbar, einen Apparat zu conſtruiren, der ſich unter wechſelnden Bedingungen ſelbſt regulirt und gleichförmigen Gang beibehält, wenn ſchlechthin daſſelbe Subject oder Subſtrat unter verſchiedenen Bedingungen verſchiedene Wirkungen erfahren müßte? Die genauere Betrachtung entfernt dieſen Einwurf; ſie lehrt, daß in den hierher gehörigen Fällen entweder die ungleichen Bedingungen nicht einfach, ſondern Paare von Bedingungen, oder das gleiche Subject nicht einfach, ſondern ein Ganzes von verſchiedenen Theilen iſt. Zwei Paare von Bedingungen aber können in Bezug auf eine beſtimmte Wirkung äquivalent ſein, weil die Ungleichheiten der einzelnen Glieder in jedem Paar, vermöge der beſtimmten Beziehung, die zwiſchen ihnen ſtattfindet, ſich bis zu gleichen Reſten aufheben; anderſeits auf die verſchiedenen Theile eines Ganzen können verſchiedene ungleiche Bedingungen ſo

wirken, daß dieſe Einzelwirkungen in jedem Falle einander bis zu gleichem Folgezuſtand des Ganzen modificiren. Ein einfaches materielles Element, das außer Beziehung zu anderen ſteht, kann niemals unter dem Anſtoß der einen Kraft a dieſelbe Bewegung annehmen, wie unter dem einer ungleichen Kraft b. Aber unter der gleichzeitigen Einwirkung von a und b kann es dieſelbe Geſchwindigkeit und Richtung erhalten, wie unter der verbundenen Einwirkung von c und d; wirken dieſe vier Kräfte in derſelben geraden Linie, ſo reicht die Gleichheit ihrer algebraiſchen Summen, alſo die Bedingung $a + b = c + d$ hin, um dem materiellen Element die gleiche Bewegung m mitzutheilen; allgemeiner: jede Bewegung m läßt ſich als Reſultante unzähliger verſchiedenen Paare von Componenten begreifen. Man kann ſich nun dies Ergebniß verſchieden zurechtlegen. Betrachtet man die Summen $a + b$ und $c + d$ als die auf das materielle Element einwirkenden Bedingungen, ſo ſind dieſe Bedingungen ſelbſt einander gleich, und unſer Fall gehört unter den Satz, daß von Gleichem unter gleichen Umſtänden Gleiches gelte; läßt man aber die einzelnen Kräfte geſondert, ſo ſcheint er einen Ausnahmsfall des dritten Satzes zu bilden. Gleichwohl möchte ich die allgemeine Gültigkeit dieſes letzteren aufrecht halten, denn ſeine wahre Meinung iſt es doch offenbar: die Summe aller Einwirkungen, welche daſſelbe Subject oder Subſtrat unter verſchiedenen Bedingungen erfährt, werde immer verſchieden ſein. Wenn daher zwei Paare von Bedingungen auch äquivalent ſind in Bezug auf eine Art der Wirkung, die ſie an demſelben Subject erzeugen, ſo ſind ſie es deswegen nicht auch in Bezug auf alle Wirkungen, und wir verfahren ungehörig, wenn wir nur jenen gleichen, aber nicht dieſen ungleichen Theil ihres Einfluſſes in Betracht ziehen. Wenn a und b in entgegengeſetzter Richtung auf ein materielles Element wirken, ebenſo c und d, und wenn die Summen oder Differenzen $a + b$ und $c + d$ gleich ſind, ſo erfährt allerdings dies Element die gleiche Bewegung m, und es bleibt in Ruhe, wenn $a = b$ und $c = d$; aber es erleidet offenbar ſehr verſchiedene Drucke, je nachdem es von zwei großen oder zwei kleinen Kräften im Gleichgewicht gehalten wird. Wenn eine ſich ſelbſt compenſirende Maſchine unter conſtanten und unter veränderlichen Bedingungen gleichen Gang behält, ſo ändert ſie doch die Stellung ihrer Beſtandtheile mit der Veränderung der Bedingungen, und ihre Abnutzung

ist größer, wenn sie genöthigt ist, ihre Compensation auszuführen, als wenn sie unter immer gleichförmigen Umständen dieselbe unbenutzt läßt. Wenn auf die eine Schale einer im luftleeren Raume sich im Gleichgewicht befindenden Wage volles Licht, auf die andere der Schatten eines Gegenstandes fällt, so wird das Gleichgewicht nicht gestört, aber die erste Schale wird doch mehr erwärmt und ausgedehnt als die andere. Endlich, wenn wir a einmal mit ab, dann mit ba multipliciren, so sind diese Bedingungen freilich ganz äquivalent in Bezug auf die Größe des herauskommenden Produkts, aber doch nicht in Bezug auf seine Structur, und aab ist immer eine andere Combination als aba. Man kann diese an sich schon sehr verschiedenen Beispiele leicht vermehren und dadurch die allgemeine Gültigkeit des dritten Satzes stützen; aber sein Nutzen für einen Beweis durch Analogie bleibt doch sehr gering; man kann durch ihn nicht darthun, was doch alle Analogie will, daß in einem zweiten Fall dasselbe stattfinde, wie in einem ersten, sondern man kommt nur zu dem negativen Schlußsatz, daß jede Verschiedenheit der Bedingungen an demselben Subjecte die Gleichheit der Gesammtwirkung unmöglich mache; was an dieser noch gleich, was ungleich ist, bedarf allemal ganz andersartiger Untersuchung. Den vierten Satz erwähne ich nur; daß von Ungleichem unter ungleichen Bedingungen Ungleiches gelte, ist nach allem Vorigen so offenbar unbegründet oder zweideutig, daß eine nützliche Anwendung dieser Behauptung undenkbar ist. Ich füge nur zum Abschluß hinzu, daß die Gedanken, die man Beweise durch Analogie nennen zu können meint, nicht einmal unmittelbar von diesen Grundsätzen ausgehen, obwohl sie auf dieselben zurückgeführt werden müßten. Ihre allgemeine Voraussetzung lautet vielmehr: von Aehnlichem gelte unter ähnlichen Bedingungen Aehnliches. Nun ist Aehnlichkeit immer eine Mischung von Gleichheit in der einen und Ungleichheit in der anderen Rücksicht; fällt es daher schon schwer, aus den vorigen Sätzen, welche doch die Bestandtheile der Mischung sondern, eine triftige Folgerung zu ziehen, so ist dies noch weniger möglich, wenn in den Aehnlichkeiten, auf die man sich beruft, beide ungeschieden verschmolzen sind. Ich glaube daher hinlänglich gezeigt zu haben, daß es Beweise durch Analogie nicht gibt; ich leugne damit nicht, daß die Beachtung selbst entfernter Aehnlichkeiten ein sehr wirksames Hülfsmittel des erfindenden Gedankenganges theils zur Entdeckung neuer Wahrheiten,

theils zur Aufsuchung eines Beweisgrundes für gegebene ist; denn, um mich kurz zusammenzufassen, nicht die abstracte Gültigkeit der drei letzten Grundsätze braucht bezweifelt zu werden, sondern nur ihre Fruchtbarkeit für den Beweis. Man kann nicht um unzergliederter Aehnlichkeit zweier Subjecte willen das Prädicat des einen auf das andere übertragen, sondern nur um nachgewiesener Gleichheit willen, wenigstens der Gleichheit in Bezug auf die Bedingungen, an denen dies Prädicat überall hängt; und dies führt immer auf die Aufstellung eines allgemeinen Satzes MP' und auf die Unterordnung beider Subjecte unter den bedingenden Begriff M zurück.

216. Ich habe noch der mathematischen Folgerungen zu gedenken, die man als Schlüsse nach strenger Analogie bezeichnet. Da der Name der Analogie ursprünglich von den Proportionen herrührt, so hat jedes Verfahren, das auf diese zurückführt, ein begründetes Recht auf die angeführte Benennung; indessen hat doch der Sprachgebrauch es dahin gebracht, daß wir unter einem Schluß durch Analogie eine Folgerung erwarten, welche unmittelbar von Aehnlichem auf Aehnliches schließt, ohne dazu des Umwegs durch ein übergeordnetes Allgemeine zu bedürfen. In diesem Sinne aber lassen sich die mathematischen Verfahrungsweisen den Schlüssen durch Subsumption nicht entgegenstellen. Eine Proportion zwischen vier bestimmten Größen, $a:b = c:d$, ist nur Ausdruck einer Thatsache; zu einer Quelle neuer Folgerungen wird sie erst, wenn die beiden letzten Glieder unbestimmt gelassen werden; in dieser Form aber: $a:b = m:n$ ist sie der Ausdruck eines allgemeinen Gesetzes; sie behauptet: diejenigen Größen, auf welche die im Sinne gehabte Aufgabe führt, gehören paarweis so zusammen, daß in jedem Paar das eine Glied zum andern sich wie $a:b$ verhält. Geben wir m und n irgend einen bestimmten Einzelwerth, so folgt hieraus ein Schluß nach Darii: alle durch den Sinn der Aufgabe gegebenen Größenpaare (M) haben das Verhältniß P', nämlich $a:b$; nun sind m und n (das S des Untersatzes) ein solches Paar, also ist zwischen m und n das Verhältniß $a:b$. Ohne Zweifel ist diese Reduction auf die erste Figur sehr langweilig; aber man täuscht sich, wenn man wegen der Kürze des formulirten Ausdrucks, den der Mathematik die Natur ihrer Objecte möglich macht, in der einfachen Proportion auch einen kürzeren Gedankengang als den hier angegebenen zu finden glaubt;

selbst das gewöhnlichste Exempel der Regel de tri kommt nur durch ihn zu Stande. Wir sagen: wenn 1 Pfund zwei Thaler kostet, so kosten 10 Pfund 10.2 Thaler; dabei setzen wir voraus, was uns selbstverständlich scheint, nämlich, daß das Verhältniß zwischen jeder Quantität der Waare und ihrem Preise dasselbe sei; wir ordnen also das der 10 Pfund zu dem übrigen dem des einen Pfundes zu dem seinigen als einen Anwendungsfall unter; der Kaufmann aber verkauft die 10 Pfund vielleicht zu 18 Thalern und zeigt dadurch, daß jene Voraussetzung sich nicht unbedingt von selbst versteht, sondern daß man sie eben zum Behuf jener ersten Berechnung wirklich machen mußte; ebenso versteht sich, daß man stillschweigend unter m und n Mengen derselben Waare und derselben Münzeinheiten denkt, wie unter a und b, also auch in dieser Beziehung den zweiten Fall jenem ersten als der allgemeinen Regel unterordnet. Jede allgemeine Gleichung, welche einen und denselben Inhalt unter zwei verschiedenen Formen darstellt, ist gleichfalls eine allgemeine Regel, die nur gültig ist für diejenige Art von Größen, welche man nach einer in der Formel selbst nicht mit ausgedrückten Convention durch die gewählten Buchstaben bezeichnet haben will und für welche Größenart man die Gültigkeit der Gleichung ursprünglich bewiesen hat. Es ist daher nicht erlaubt, an die Stelle der Größen m oder n, die in einer Gleichung vorkommen, beliebige andere μ und ν zu setzen und die Gleichung auch dann noch als gültig anzusehen; man muß zuvor wissen, daß μ und ν unter den allgemeinen Artbegriff der m und n subsumirbar sind, in Bezug auf welchen die Gültigkeit der Gleichung bewiesen ist. Hätte man durch wirkliche Ausführung der Multiplication und vermittelst des Beweises von n zu n + 1 gefunden, daß $(1+x)^m = 1 + \frac{mx}{1} + m\frac{(m-1)}{1.\ 2}x^2 \ldots$ ist, so hätte man nicht das Recht zu schließen, daß auch $(1+x)^{\frac{1}{m}} = 1 + \frac{x}{1.\ m} + \frac{1}{m}\frac{\left(\frac{1}{m}-1\right)}{1.\ 2}.x^2 \ldots\ldots$ sein werde, denn in jener ersten Formel bedeutete m nur den Gattungsbegriff der ganzen positiven Zahl, für welche allein jener Beweis durch Multiplication sich ausführen ließ; ihm aber ist der Begriff eines Bruches nicht subsumirbar. Hätte man dagegen ein Mittel gehabt, diesen binomischen Lehrsatz zuerst für den Bruchexponenten $\frac{m}{n}$, und zwar für jeden positiven Werth

der Ganzzahlen m und n, zu beweisen, so hätte man, da jedes ganze m sich durch einen unechten Bruch darstellen läßt, hieraus auch den ersten Lehrsatz unmittelbar entwickeln können.

217. Ich will endlich diese Betrachtungen noch einmal mit dem Dictum de omni et nullo oder dem disjunctiven Denkgesetze in Verbindung bringen. Wenn S^1 und S^2 zwei Arten des Allgemeinbegriffs M oder zwei Einzelfälle des allgemeinen Falles M sind, in dem Inhalt von M aber P allgemein vorkommt, so wissen wir, daß dem S^1 und S^2 nicht P in dieser Allgemeinheit, sondern dessen Modificationen p^1 und p^2 als Prädicate zukommen. Es kann nun der specielle Fall eintreten, daß nach der Art, wie die verschiedenen Prädicate P Q R in M zusammenhängen, die verschiedenen Merkmalgruppen $p^1 q^1 r^1$, $p^2 q^2 r^2$, $p^3 q^3 r^3$, die in den einzelnen Subjecten S^1 S^2 und S^3 entstehen, unter einander identisch sein müssen; sie stellen dann ein, wenn wir so sagen wollen, secundäres Prädicat *II* dar, welches man schon dem M zuschreiben kann, und welches unmodificirbar ganz ebenso jeder Art des M zukommt. So erfordert der Begriff M des Dreiecks drei Winkel p q r, aber die verschiedenen Werthe dieser Winkel combiniren sich in den verschiedenen unähnlichen Dreiecken immer zu derselben Summe *II* = 2 Rechten; dieses identische Merkmal *II* kommt daher allen Dreiecken zu und kann jedem einzelnen durch bloße Subsumption unter seinen Gattungsbegriff sofort zugeschrieben werden. Abgesehen aber von solchen Fällen bleibt das p^2 oder q^2, welches einem S^2 gebühren wird, unbestimmt, mit der einzigen Einschränkung, daß es eine Art von Q, und daß es überhaupt, wenn auch mit einem Nullwerth, dessen Annahme man rechtfertigen kann, vorhanden sein muß. Soll dies q^2 bestimmt werden, so muß es eine Regel geben, nach welcher die specifische Eigenthümlichkeit von S^1, durch welche es nicht blos eine Art von M, sondern *diese* Art von M ist, die Modification der allgemeinen Merkmale des M, hier die des Q, mitbedingt, und man muß voraussetzen, daß nach *derselben* Regel auch die Eigenheit des S^2 die ihm zugehörige Modification q^2 des allgemeinen Q bedingen wird. Ist diese Regel bekannt, so kann man q^2 bestimmen, und dies ist eben der Fall, den man den Schluß nach *strenger Analogie* nennt, der aber, wie sich ergibt, auf nichts anderem, als auf der Subsumption unter die gleiche allgemeine Regel beruht. Ist diese letztere aber nicht bekannt, so wird

allerdings in uns die Tendenz fortdauern, η^2 durch Berücksichtigung der Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten in dem Verhalten von S^1 und S^2 zu einander und zu M zu finden, und die hierauf gebauten Verfahrungsweisen nennen wir dann gewöhnlich Folgerungen durch Analogie; sie reichen jedoch nur aus, das richtige Ergebniß zu *errathen*, aber nicht es zu *beweisen*. Der pythagoreische Satz hatte gelehrt, daß für rechtwinklige Dreiecke das Quadrat der Hypotenuse h gleich der Summe der Quadrate der Seiten a und b ist, die den rechten Winkel einschließen. Da dies Verhalten von nichts anderem, als von der allgemeinen Natur des Dreiecks, von dem rechten Winkel und von der Länge der Seiten abhängen kann, so ist die Tendenz völlig gerechtfertigt, auch für andere Werthe des Gegenwinkels einen analogen Satz über das Quadrat der Gegenseite zu suchen. In der Formel $h^2 = a^2 + b^2$ findet sich nun keine Erwähnung des rechten Winkels mehr; die Formel, die wir suchen, muß aber den Gegenwinkel erwähnen, denn die einfachste Anschauung lehrt, daß bei gleichen a und b sich h mit seiner Vergrößerung verlängert und mit seiner Verminderung verkürzt. Folglich muß die pythagoreische Formel durch ein Glied ergänzt werden, welches für den Winkel $\varphi = 90°$ zu Null wird, und da nicht der Winkel selbst, sondern nur eine von ihm abhängige Länge, oder ein Zahlencoefficient, der eine andere Länge bestimmt, zur Ausmessung von h dienen kann, so wird man $h^2 = a^2 + b^2 + m\cos\varphi$ versuchsweise setzen. Die Zweideutigkeit des Zeichens hebt sich sogleich durch die Beobachtung, daß h wächst, wenn φ über 90° wächst, der cosinus mithin negativ wird; es kann daher in der Formel nur das negative Zeichen gelten. Um das unbestimmte m zu finden, wenden wir uns an die beiden Grenzwerthe $\varphi = 0$ und $\varphi = \pi$. Im letzten Falle wird $h^2 = (a+b)^2$ und $\cos\varphi = -1$; im ersten ist $h^2 = (a-b)^2$ und $\cos\varphi = +1$; beide Fälle geben gleichmäßig $h^2 = a^2 + b^2 - 2ab\cos\varphi$. Diese Formel ist nun richtig für alle Werthe von φ, aber bewiesen ist sie keineswegs; sie deckt mit Sicherheit nur die drei Specialwerthe $\varphi = 0$, $\varphi = \pi$, $\varphi = \pi/2$, aus denen sie entwickelt ist; es ließe sich leicht eine andere Formel denken, z. B. $h^2 = a^2 + b^2 - 2ab\cos\varphi \cdot \cos^2(\pi - \varphi)$, welche denselben Dienst leistete; welche von beiden auch den Zwischenwerthen von φ allgemein entspricht, bleibt also unbestimmt, bis eine leichte geometrische Construction, welche den pythagoreischen

Satz auch voraussetzt, für die wirkliche Allgemeingültigkeit der zuerst gefundenen entscheidet. Ich führte dies einfache Beispiel aus, um an ihm zu zeigen, wie vielerlei Nebenerwägungen nöthig sind, um unser Streben, neue Wahrheiten nach Analogie gegebener zu finden, nur überhaupt in eine Direction zu bringen, die einen Erfolg verspricht.

Fünftes Kapitel.

Die Auffindung der Beweisgründe.

218. Die wesentlichste Leistung jeder Beweisführung für einen gegebenen Satz T ist die Auffindung des Obersatzes G, aus welchem, durch schickliche Unterordnung, T als nothwendige Folge hervorgehen soll. Diese Aufgabe, offenbar eine des erfindenden Gedankenganges, macht keine logische Regel möglich, nach welcher ihre Lösung, ohne auf die freie Mitwirkung des individuellen Scharfsinnes zu rechnen, in allen Fällen mit Sicherheit gefunden werden könnte. Man muß nicht nur voraussetzen, daß früheres Nachdenken überhaupt schon eine Anzahl allgemeiner Erkenntnisse geliefert hat, die in einer für diesen Zweck benutzbaren Beziehung zu dem Inhalt des gegebenen T stehen, und die nun, im Bewußtsein reproducirt durch die Aehnlichkeit dieses Inhalts mit ihrem eigenen, dem Suchen entgegen kommen und sich als Erklärungsgründe des Gegebenen anbieten; man wird außerdem zugeben müssen, daß der Scharfblick, welcher unter ihnen den passendsten Beweisgrund herausfindet, und die vielleicht nöthigen Umformungen übersieht, durch welche das Gegebene ihm untergeordnet werden kann, in weitem Umfang Sache des angeborenen Talents und nicht einmal unabhängig von der augenblicklichen Stimmung ist. Indessen muß es doch möglich sein, aus dem logischen Verhältniß, welches zwischen den Bestandtheilen eines wahren und deßhalb beweisbaren Satzes T stattfindet, wenigstens eine solche Anleitung zu gewinnen, durch welche man auf den Weg, auf welchem man freilich den Beweisgrund immer noch wird zu suchen haben, einigermaßen hingewiesen und von gänzlich richtungslosem Tasten abgehalten wird. Nirgends anders liegt dieser

Hinweis, als in dem früher bemerkten Umstande, daß jedes wahre allgemeine Urtheil T, wenn man sein Subject und sein Prädicat durch alle angedeuteten oder unausgesprochenen, aber doch mit gedachten Nebenbestimmungen ergänzt und vervollständigt denkt, ein identisches Urtheil bilden muß. Substituirt man daher dem Begriffe S, welcher in T als Subject auftritt, diese vervollständigte Summe aller in ihm enthaltenen Theilvorstellungen in den ihnen zukommenden Formen der Verknüpfung, so muß hierin der Grund liegen, der das Prädicat rechtfertigt; substituirt man anderseits dem vollständigen P die Summe der in ihm eingeschlossenen Theilvorstellungen, so müssen in ihr alle Forderungen vereinigt sein, deren Erfüllung man von dem Subject, zur Richtigkeit des Satzes T, zu verlangen hat. Ich versuche, an einigen Beispielen den Nutzen dieser Anweisung zu verdeutlichen, und da in der That hier Beweisführung und Erfindung ganz dieselben Wege gehen, so behandle ich einige dieser Beispiele als Beweise für den gegebenen Satz T, andere als Beispiele seiner Erfindung, d. h. der Frage, welches durch einen Satz T aussprechbare Verhältniß zwischen einem gegebenen S und P stattfinden müsse?

219. Es möge zuerst der gegebene Satz T, der Winkel im Halbkreis sei ein rechter, zu beweisen sein. Zergliedern wir das Subject, so finden wir, daß unter dem fraglichen Winkel ein solcher zu verstehen ist, dessen Schenkel von den Endpunkten a und b einer Graden ab ausgehen und sich irgendwo auf der Peripherie eines Kreises schneiden, der über ab als Durchmesser beschrieben ist. Damit nun dem zweiten Theil dieser Definition, welcher die Lage des Durchschnittspunktes c bestimmt, genügt werde, muß die Entfernung des c von dem Halbirungspunkt c der Graden ab gleich der Hälfte ac oder cb dieser Graden sein. Diese aus der Definition des Subjects fließende Forderung führt unmittelbar auf die einzige kleine Hülfsconstruction, deren wir bedürfen: diese Linie cc müssen wir ziehen, um für unsere Anschauung deutlich die Verhältnisse hervortreten zu lassen, auf denen die Nothwendigkeit des gegebenen Satzes T beruht. Haben wir nun cc gezogen, so ist durch sie das vorige Dreieck acb in die beiden gleichschenkligen acc und ccb, der Winkel bei c aber in die beiden α und β getheilt; aus der Gleichschenkligkeit der beiden Dreiecke folgt und folgt zugleich Nichts anders, als daß $\angle$ acc $= \alpha$ und $\angle$ ccb $= \beta$; daraus aber, wie

beide Dreiecke das Dreieck acb zuſammenſetzen, indem ac ihnen gemeinſam iſt, ac und cb aber in dieſelbe Grade fallen, folgt weiter, daß die vier Winkel α, α, β, β zuſammen gleich der Winkelſumme des Dreiecks acb ſind. Man hat alſo $2(\alpha + \beta) = 2$ R., und da $\alpha + \beta$ eben der geſuchte Winkel im Halbkreis iſt, dieſen ſelbſt gleich einem Rechten. Nicht immer wird eine ſo leichte Zergliederung des Subjects hinreichen, wie in dieſem einfachſten Falle; fügen wir deßhalb ein zweites Beiſpiel zur Erläuterung eines häufig anwendbaren Kunſtgriffes bei. Man beſitzt vielleicht einen Satz T, welcher uns lehrt, was von einem Subject gilt, welches dem Subject S des gegebenen Satzes nicht gleich iſt, ſondern von ihm um eine angebbare Differenz abweicht; läßt man dann aus ihm, durch Aufhebung dieſer Differenz das gegebene Subjekt S entſtehen, und kann man nachweiſen, wie ſich hiermit das durch T ausgeſprochene Verhalten ändert, ſo wird man den gegebenen Satz T beweiſen, wenn er richtig iſt, oder den richtigen Satz T finden, wenn der gegebene falſch oder wenn überhaupt keiner gegeben war. Die Frage ſei: wie groß die Winkelſumme des Dreiecks ſei? Ich nehme an, daß die von den Parallelen und ihrem Durchſchnitt mit einer Graden geltenden Sätze unabhängig von der Betrachtung des Dreiecks feſtſtehen, und laſſe dann die beiden Graden ad und bc einander parallel ſein, von einer dritten Graden ab aber in den Punkten a und b geſchnitten werden. Dieſe drei Linien bilden ſo kein Dreieck, ſondern einen offenen Raum, aber die Summe S der beiden Winkel dab und abc iſt bekannt und gleich zwei Rechten. Drehen wir jetzt die Linie ad um den Punkt a, ſo daß ſie gegen bc convergirt, ſo entſteht zwiſchen ihrer neuen Lage und ihrer vorigen ein Winkel q, welcher aus der Winkelſumme S ausgeſchloſſen wird; zugleich aber entſteht zwiſchen der geneigten Linie und bc ein neuer Winkel, welcher als dritter Winkel des jetzt entſtehenden Dreiecks zu dem Reſte der Winkelſumme S hinzutritt, und nach den Sätzen über die Parallelen gleich dem ausgeſchloſſenen $= q$ iſt. Bei dem Uebergang aus dem Nichtdreieck in das Dreieck erfährt daher die Summe der von den drei Seiten eingeſchloſſenen Winkel gleichen Gewinn und Verluſt q; ſie iſt alſo auch im Dreieck gleich zwei Rechten.

220. Es ſollen die Bedingungen des Gleichgewichts bewieſen oder gefunden werden, für einen völlig freien und abſolut feſten Körper, auf den in verſchiedenen Punkten verſchiedene Kräfte nach verſchiedenen

Richtungen wirken. Analyſiren wir den Begriff des Körpers, von dem hier geſprochen wird, ſo bedarf die völlige Freiheit deſſelben keiner weiteren Zergliederung; als Abweſenheit jeder bedingenden Relation zu andern iſt ſie für ſich klar, und nur dieſe Relationen, wenn ſie beſtänden, würden Gegenſtand weiterer Begriffsbeſtimmungen ſein; abſolut feſt aber iſt der Körper, wenn jede beliebigen zwei Punkte deſſelben eine unveränderliche Entfernung haben. Stände nun dieſer Körper gar nicht unter dem Einfluß von Kräften, ſo würde man von ihm wiſſen, daß er entweder in Ruhe iſt, oder eine urſprüngliche Bewegung mit der conſtanten Geſchwindigkeit c fortſetzt; man hätte nur $c = 0$ zu ſetzen, um die Bedingung des Gleichgewichts der Ruhe auszudrücken, welches wir hier meinen. Um aber zu entſcheiden, wie er dies Gleichgewicht unter dem Einfluß von Kräften behauptet, müſſen wir, analog dem vorigen Falle, zuerſt zuſehen, wie er ſich bewegen würde, falls er ſich bewegte, und dann müſſen wir alle die Bedingungen negiren, die mit dieſer Bewegung unzertrennlich verbunden ſein würden. Dies iſt kein blos nützlicher, logiſch unmotivirter Einfall; denn das Gleichgewicht, welches wir hier ſuchen, iſt ſeinem Begriffe nach nicht bloße Ruhe, ſondern Verneinung der Bewegungen, die es zu ſtören ſuchen. Da es nun keine anderen Bewegungen gibt, als fortſchreitende, drehende und die aus beiden gemiſchten, ſo haben wir, um das Gleichgewicht des Körpers zu beſtimmen, nur die Bedingungen der beiden erſten Bewegungsarten zu beachten; mit ihrer Verneinung verſchwindet die Möglichkeit der dritten von ſelbſt.

221. Sprechen wir zuerſt nur von der fortſchreitenden oder translatoriſchen Bewegung und ſchließen ausdrücklich jede Drehung aus, ſo folgt aus der Definition der Feſtigkeit, daß alle Theile des feſten Körpers ſich in gradlinigen und parallelen Bahnen und deßhalb mit gleicher Geſchwindigkeit fortbewegen müſſen. Auf welche Weiſe daher auch immer eine Kraft es dahin gebracht haben mag, dem einen Theile a des Körpers eine Geſchwindigkeit c zu ertheilen, immer muß, falls es eine fortſchreitende Bewegung und keine Drehung geben ſoll, die Wirkung dieſer Kraft auch jedem andern Theile b des Körpers dieſelbe Geſchwindigkeit mitgetheilt haben. Hieraus entſpringt für unſern Zweck die große Bequemlichkeit, daß wir zur Beurtheilung des translatoriſchen Enderfolges aller einwirkenden Kräfte die Verſchiedenheit

ihrer Angriffspunkte an dem festen Körper nicht zu berücksichtigen nöthig haben; es genügt, daß wir alle Kräfte, jede jedoch parallel mit ihrer gegebenen Richtung, an einen beliebigen Punkt des Raumes versetzen, in den wir die Masse des Körpers concentriren, und dann nach den bekannten Regeln über die Zusammensetzung der Bewegungen die resultirende Bewegung R bestimmen, welche sie diesem Punkte ertheilen würden; Größe und Richtung dieser Resultante R sind dann identisch mit Größe und Richtung der Bewegung, die der Körper unter dem vereinigten Einfluß der Kräfte annimmt, und er bleibt in Ruhe, wenn $R = 0$ ist. Drückt man dies Ergebniß so aus, daß der Körper ruht, wenn die Wirkungen aller an ihm angebrachten Bewegungsantriebe sich aufheben, so bedarf dieser Satz, als identischer, überhaupt keiner Begründung; unsere Erläuterung gab jedoch auch die Bedingung an, unter welcher jene Aufhebung stattfindet; sie war die nämliche, wie in dem Falle, daß alle Kräfte auf denselben Punkt wirken.

222. Die Mechanik pflegt indessen diese Bedingung nicht unter dieser Form $R = 0$ anzugeben, sondern spaltet sie, zur Bequemlichkeit der rechnenden Anwendung, in drei Gleichungen, die ich noch erwähne, weil gewiß die Rücksicht auf Ausführbarkeit einer logischen Vorschrift mit zu den Aufgaben einer angewandten Logik gehört. Ist die Zahl n der auf den Körper wirkenden Kräfte beträchtlich, so wird es mühsam, die letzte Resultante R dadurch zu finden, daß man zuerst aus zweien dieser Kräfte eine erste, aus dieser und der dritten Kraft eine zweite Resultante sucht und so bis zur Zusammensetzung der letzten Kraft mit der zuletzt gefundenen Resultante fortfährt. Auch pflegen die Winkel, welche jede Kraft mit jeder andern macht, und welche diese Berechnung zu beachten hätte, selten zu den ursprünglich gegebenen Bestimmungsstücken zu gehören; wo aber die Beobachtung eines gegebenen Thatbestandes diese Bestimmungsstücke erst feststellen muß, wird sie hier wie überall vorziehen, die Richtungen aller Kräfte durch ihre Beziehungen zu einem einzigen allgemeinen Maßstabe zu characterisiren, anstatt die Divergenzen zwischen je zweien zu messen. Man legt daher drei auf einander rechtwinklige Coordinatenaxen X, Y, Z zu Grunde, bestimmt die Richtung jeder Kraft P durch die drei Winkel α, β, γ, welche sie mit diesen Axen oder ihren Parallelen macht und denkt sich zugleich jede in drei diesen Axen parallele Seitenkräfte zerlegt, die nach einem bekannten Satze

$P \cos \alpha$, $P \cos \beta$ und $P \cos \gamma$ ſein werden. Die drei Summen, welche dann die gleichgerichteten Componenten aller Kräfte vereinigen, alſo die Summen $\Sigma P. \cos \alpha$, $\Sigma P. \cos \beta$, $\Sigma P. \cos \gamma$ werden die reſultirenden Kräfte ſein, welche den Körper beziehungsweis parallel den Axen X, Y, Z zu bewegen ſtreben; iſt jede dieſer Summen für ſich gleich Null, ſo ſchreitet der Körper nach keiner der drei Axenrichtungen, alſo überhaupt nicht, vorwärts; denn jede Bewegung in einer Zwiſchenrichtung würde eine gleichzeitige hier geläugnete Verſchiebung nach wenigſtens zwei dieſer Axen einſchließen. An die Stelle von $R = 0$ treten alſo die drei Gleichungen $\Sigma P. \cos \alpha = 0$, $\Sigma P. \cos \beta = 0$ $\Sigma P. \cos \gamma = 0$ als die Bedingung, welche die translatoriſche Bewegung des Körpers aufhebt.

223. Wir haben noch die andern Bedingungen zu ſuchen, welche die Drehung des Körpers unmöglich machen. Dreht ſich nun eine grade Linie um einen ihrer Punkte, ſo ändern außer dieſem einen, den wir als feſt betrachten, (wodurch wir zugleich die fortſchreitende Bewegung der ganzen Linie aufheben,) alle ihre übrigen Punkte ihre Raumcoordinaten. Die Linie kann ſich daher nicht drehen, ſobald zwei ihrer Punkte unveränderliche Coordinaten haben. Aber um dieſe nun in ihrer ganzen Ausdehnung feſtliegende Linie kann ſich eine Ebene drehen, in der ſie enthalten iſt; dann ändern alle Punkte der Ebene außer dieſer Axe ihre Coordinaten; die Drehung der Ebene wird folglich unmöglich, wenn ein Punkt außerhalb der Axe, wenn alſo im Ganzen die drei Eckpunkte eines beliebigen in der Ebene angenommenen Dreiecks feſtliegen. Dieſelbe Bedingung genügt offenbar, um die Drehung eines feſten Körpers unmöglich zu machen, deſſen jeder Punkt eine unveränderliche Entfernung von jedem Punkt einer beliebig in ihm angenommenen feſten Ebene beſitzt. Man könnte daher die Bedingung der Nichtdrehung dahin ausſprechen, daß die drei Eckpunkte eines willkührlich in dem Körper verzeichneten Dreiecks ihre Coordinaten nicht ändern. Aber der Nachweis, daß dieſe Bedingung erfüllt ſei, würde nicht bequem ſein; man könnte ihn durch Anwendung der vorigen drei Gleichungen auf jeden dieſer drei Punkte nur dann führen, wenn man nachweiſen könnte, zu welcher Reſultante ſich an jedem von ihnen alle die Kräfte verbinden, die nicht an ihm ſelbſt, ſondern an andern Punkten angebracht ſind; dies aber, wie man leicht bemerkt, iſt eben das, was wir noch zu

erfahren ſuchen. Man verfährt daher anders, und zwar, da die Lage jenes Dreiecks ganz willkührlich iſt, ſo wird man am natürlichſten darauf verfallen, ſeine drei Eckpunkte in die drei Axen X, Y, Z zu vertheilen, in Bezug auf welche man ja die Richtungen aller zuſammenwirkenden Kräfte bereits beſtimmt hat; auch in jeder Axe aber iſt die Lage des dahin verſetzten Punktes willkührlich; man kann daher jeden Punkt jeder Axe als einen Punkt unveränderlicher Lage, mithin die drei Axen ſelbſt als drei feſte Linien anſehen, in Bezug auf welche, wenn die Drehung ausgeſchloſſen ſein ſoll, kein Punkt des Körpers ſeine Lage und Entfernung ändern darf. Betrachtet man endlich die Axen als Dimenſionen, die innerhalb des Körpers ſelbſt liegen oder als identiſch ihrer Lage nach mit drei auf einander rechtwinkligen Punktreihen dieſes Körpers, ſo folgt aus der Definition der Feſtigkeit, daß nur dieſe Punktreihen im Raume feſtzuliegen brauchen, um jede Ortsveränderung der übrigen Körperpunkte unmöglich zu machen. Die Aufgabe reducirt ſich daher auf den Nachweis, daß alle zuſammenwirkenden Kräfte keine der drei Punktreihen oder keine der jetzt gegen ihre frühere Richtung beweglich gedachten Axen X, Y, Z nach irgend einer Richtung zu drehen im Stande ſind.

224. Die zuletzt entwickelte Vorſtellungsweiſe würde jedoch als Unterlage der Berechnung nur dann bequem ſein, wenn die Richtungen aller den Körper treffenden Kräfte durch die drei Axen gingen. Dies wird im Allgemeinen nicht der Fall ſein; um diejenigen Kräfte mit in Betracht ziehen zu können, deren Verlängerungen bei jenen Punktreihen vorbeigehen, ohne ſie zu ſchneiden, müſſen wir dieſen drei Linien drei einander rechtwinklig ſchneidende Ebenen ſubſtituiren, deren jede mithin zwei von dieſen Axen einſchließen wird; eine dieſer Ebenen trifft die nöthigenfalls verlängerte Richtung jeder Kraft. Die Aufgabe iſt jetzt, zu zeigen, daß alle Kräfte weder die Ebene XY und XZ um X, noch die YZ und YX um Y, noch die ZY und ZX um Z zu drehen im Stande ſind. Betrachten wir die Bedingungen der Drehung um Z. Jede Kraft P, welche in beliebiger Richtung einen Punkt des Körpers angreift, deſſen Coordinaten x, y, z ſind, und welche mit den drei Axen die Winkel α, β, γ macht, kann, wie früher, in die drei den Axen parallelen Seitenkräfte $P\cos\alpha$, $P\cos\beta$, $P\cos\gamma$ zerlegt werden. Von ihnen kommt die letzte hier nicht in Betracht; ſie könnte nur eine trans-

latorische Verrückung des Körper nach der Z Axe bewirken, die durch die Gleichungen des § 222 schon ausgeschlossen ist, oder eine Drehung der X Y Ebene um X oder Y, die wir hier noch ausschließen. Von den beiden andern Kräften steht P cos α senkrecht auf der Z Y und P cos β senkrecht auf Z X; beide streben, wie eine leicht zu entwerfende Figur zeigt, die Ebenen Z X und Z Y, also den Körper, in welchem diese beiden unveränderlich verbunden sind, nach entgegengesetzten Richtungen zu drehen; die Richtung der wirklich erfolgenden Drehung würde daher von ihrer Differenz abhängen. Aber nicht einfach von ihrer Differenz, denn ein Satz, dessen wir uns hier einstweilen nur erinnern, lehrt, daß die drehende Wirkung einer Kraft, die senkrecht auf eine Linie ist, nach dem Product ihrer Intensität in die Entfernung ihres Angriffspunktes von der Drehaxe zu messen ist. Für P cos α ist diese Entfernung y, und x für P cos β; die Differenz der Producte y P cos α und x P cos β, oder die Differenz der Momente muß gleich Null sein, wenn P keine Drehung um die Z Axe bewirken soll. Man hat dieselben Betrachtungen in Bezug auf alle Kräfte zu wiederholen und findet als Bedingung der Nichtdrehung um Z die Gleichung $\Sigma\ (y\,P\cos\alpha - x\,P\cos\beta) = 0$. Dieselben Formen werden offenbar, bei der völligen Gleichwerthigkeit der drei Raumrichtungen, auch die andern Gleichungen haben, welche die Drehung um X und Y aufheben; und da auch mnemonische Hülfsmittel nicht außerhalb der Aufgaben angewandter Logik liegen, so führe ich an, daß die Gleichung für die Nichtdrehung um die eine Axe allemal die Bestimmungsstücke, die sich auf diese Axe beziehen, nicht enthält, sondern aus der Summe von Differenzen zweier Producte besteht, deren jedes eine Seitenkraft nach der zweiten Axe mit der Coordinate ihres Angriffspunktes nach der dritten verbindet. Die Formel $\Sigma\ (z\,P\cos\beta - y\,P\cos\gamma) = 0$ hebt die Drehung um X, die dritte $\Sigma\ (x\,P\cos\gamma - z\,P\cos\alpha) = 0$ die um die Y Axe auf.

225. Den Satz, den wir über das Gleichgewicht drehender Kräfte eben entlehnten, gewinnt man im Zusammenhang der Statik sehr leicht durch einen kleinen Kunstgriff, der diese Frage auf die Zusammensetzung der Bewegungen zurückbringt. Ich wähle hier einen andern Weg des Beweises, natürlich nicht, um der Statik eine Verbesserung zu verschaffen, sondern um an einer Behandlung, welche so viel als möglich von blos glücklichen Einfällen unabhängig ist, das Hervorgehen der Beweisgründe

aus der Zergliederung der Aufgabe selbst deutlich zu machen. Die starre Linie a b, deren Länge a sei, kann sich um ihren festen Endpunkt a nur drehen, indem alle ihre Punkte Kreisbögen $\rho\,\omega$ von gleichem Winkel ω mit einem Halbmesser ρ beschreiben, der für jeden Punkt gleich seinem Abstand von dem Drehpunkt a ist. Wirkt nun eine Kraft W an dem Punkt b, und hat sie es, wie auch immer, dahin gebracht, ihn in der Zeit t der Bogen $a\,\omega$ durchlaufen zu machen, so hat sie allemal zugleich jeden andern Punkt von dem Abstand ρ genöthigt, in derselben Zeit t den Bogen $\rho\,\omega$ zurückzulegen; und umgekehrt: jede Kraft, die an dem Punkte ρ angebracht, diesen Punkt dazu vermocht hat, sich durch den kleineren Bogen $\rho\,\omega$ zu bewegen, hat allemal auch alle übrigen Punkte gezwungen, die ihren Abständen von a zukommenden Kreisbögen zu durchmessen. Es fragt sich nun, wie zwei Kräfte P und Q beschaffen sein müssen, um von den Punkten p und q aus, an welche sie angebracht sind, diesen ganz gleichen Erfolg hervorzubringen, und folglich, wenn sie nach entgegengesetzten Richtungen auf die Linie ab einwirken, die Drehung derselben zu verhindern. Anfangs hat gewiß nur die Beobachtung gelehrt, daß diese beiden Kräfte nicht gleich sein können, daß vielmehr in der Befestigung des a und in der Starrheit der Linie a b Bedingungen liegen, welche den Erfolg jeder Kraft vermindern, je mehr ihr Angriffspunkt sich dem Drehpunkt nähert. Allein der Begriff der Festigkeit, also der bloßen Unbeweglichkeit von a ist zu unvergleichbar mit Begriffen von Bewegungen, um erkennen zu lassen, wie jene auf diese einwirken kann; man müßte zuvor die Festigkeit selbst als Erfolg von Bewegungen fassen, um sie jenen andern Bewegungen homogen zu machen, auf welche sie einen einschränkenden Einfluß ausüben soll. Man kann ferner P und Q nicht vergleichen, so lange sie unter verschiedenen Umständen wirken, deren bedingende Macht noch unbekannt ist; man kann sie nur nach den Geschwindigkeiten φ und ψ schätzen, welche sie unter ganz gleichen Bedingungen auf ein ganz gleiches bewegliches Object übertragen; endlich können P und Q zwar an den einzelnen Punkten p und q angebracht sein, aber doch nicht auf sie allein wirken; um eine Drehung hervorzubringen oder zu hemmen, muß die Wirkung jeder Kraft sich auf alle Punkte der Linie a b verbreiten, und die Art dieser Vertheilung müßte man kennen, um zu verstehen, wie der Effect einer von ihnen den gleichzeitigen Effect der andern an jedem Punkte der Linie aufheben kann.

226. Dieſen logiſchen Anweiſungen genügen wir durch folgende Betrachtung. Sei a b = n zuerſt eine völlig freie ſtarre Linie, beſtehend aus der unendlichen Anzahl n gleichartiger Maſſenpunkte, welche auf irgend eine uns hier nicht weiter angehende Weiſe genöthigt ſind, unveränderliche Entfernungen von einander zu behalten. Eine Anzahl n gleicher und paralleler Kräfte wirke ſenkrecht auf dieſe Linie ſo, daß ſie jedem Elemente derſelben die Geſchwindigkeit ω mittheilte; dann wird dieſe Geſammtkraft $W = n\omega$ die ganze Linie parallel mit ſich ſelbſt forttreiben. In eine drehende Bewegung geht dieſe translatoriſche dann über, wenn wir den verſchiedenen Punkten der Linie verſchieden abgemeſſene Geſchwindigkeiten entgegenwirken laſſen, die wir uns wie im Anfang ſo auch im Fortgang der Drehung in jedem Augenblick ſenkrecht auf a b denken. Dem Endpunkt a ſtellen wir die Geſchwindigkeit $-\omega$ gegenüber, durch welche er, für die vorliegende Aufgabe, zum feſten Punkte wird; dem Punkte b ſetzen wir eine Geſchwindigkeit = 0 entgegen und er behält mithin die volle Geſchwindigkeit ω, welche ihm W ertheilte; die Berechnung der Widerſtände, die für die Zwiſchenpunkte nöthig ſein würden, um die ganze bewegte Linie geradlinig zu erhalten, wäre leicht, aber überflüſſig; wir kennen bereits die Reſte, welche ſie von der Wirkung der Kraft ω jedesmal übrig laſſen, nämlich $\frac{\rho}{n}\omega$ für jedes Element ρ, deſſen Abſtand vom Drehpunkt $= \rho$ iſt. Ließen wir nun eine Kraft P, welche einem freien Elemente der Linie die Geſchwindigkeit q zu geben vermöchte, auf den Punkt p der befeſtigten einwirken, ſo würde ſie dieſem die Geſchwindigkeit $\frac{P}{n}q$ geben, wenn er für ſich beweglich wäre; da er es nicht iſt, ſo muß dieſer ihm beigebrachte Bewegungsantrieb ſich auf die ganze Linie vertheilen. Wie nun auch immer dieſe Vertheilung zu Stande kommen mag, ihr Effect ſteht im voraus feſt: er kann nur in einer Drehung der ganzen Linie beſtehen und dieſe beurtheilen wir nun wieder mit Hülfe der oben entwickelten Vorſtellung. Wirkte der dem p ertheilte Anſtoß auf alle n Elemente der freien Linie gleichmäßig, ſo würde er jedem derſelben den nten Theil der Geſchwindigkeit geben, die er dem p allein zu geben ſuchte; an der befeſtigten Linie wird er daher jedem Element ρ die

Geschwindigkeit $\frac{\varphi}{n}\left[\frac{p}{n}\cdot\frac{q}{n}\right]$ mittheilen. Ganz Gleiches gilt von einer zweiten Kraft Q, die einem freien Element die Geschwindigkeit ψ, dem Element q der befestigten Linie dagegen die Geschwindigkeit $\frac{q}{n}\cdot\psi$ beibringen würde; an q angebracht, würde sie jedem andern Element ϱ die Geschwindigkeit $\frac{\varrho}{n}\cdot\left[\frac{q}{n}\cdot\frac{\psi}{n}\right]$ geben. Sollen nun die beiden an p und q einwirkenden Kräfte oder Geschwindigkeiten entweder in gleichem Sinne gerichtet eine und dieselbe dritte Bewegung der Linie aufheben, oder in entgegengesetztem Sinne gerichtet einander selbst das Gleichgewicht halten, so müssen, für jedes ϱ, die beiden gefundenen Ausdrücke für ihre Wirkung einander gleich, also $p\varphi = q\psi$ und $\varphi : \psi = q : p$ sein. Das heißt: die Hebelarme der Kräfte müssen sich umgekehrt verhalten wie ihre Intensitäten. Am einfachsten schließt sich dieser Ableitung die Vorstellung an, die Linie a b sei in einer Horizontalebene drehbar und werde in derselben Ebene von zwei entgegengesetzt gerichteten Stößen getroffen, welche von zwei mit den Geschwindigkeiten φ und ψ bewegten unter einander, und mit den bei p und q von ihnen getroffenen, gleichen Masseneinheiten ausgehen; dann können φ und ψ unmittelbar für die wirkenden Kräfte P und Q gelten. Denkt man sich die Kräfte P und Q als zwei Gewichte m g und n g, deren eines die in der Verticalebene bewegliche Linie, die wir uns ohne Eigenschwere denken, nach unten, das andere sie mittelst Faden und Rolle nach oben zieht, so sind unmittelbar die Geschwindigkeiten freilich gleich, welche beide den von ihnen angegriffenen Punkten, wenn sie freie Masseneinheiten wären, geben würden, nämlich = g, denn die ziehende Wirkung hört auf, wenn der gezogene Punkt mit der ziehenden Masse gleiche Geschwindigkeit hat; aber P kann diese Geschwindigkeit m mal und Q sie n mal hervorbringen, sobald es Widerstände gibt, welche sie aufheben wollen; dies findet hier statt, wo beide Kräfte einander entgegenwirken; man kann daher g sich als Bezeichnung der Maßeinheit für die Geschwindigkeit und m und n als die Anzahlen φ und ψ dieser Einheit denken. Dann bekommt der Satz die bekannte Form: zwei Gewichte P und Q sind an dem Hebel im Gleichgewicht, wenn sie sich umgekehrt verhalten wie ihre Hebelarme.

227. Auf sehr scheinbare und dennoch nicht zulässige Weise würde

man denſelben Satz folgendermaßen ableiten. Wenn auf denſelben Punkt m des in ſenkrechter Ebene beweglichen Hebels a b zwei gleiche entgegengeſetzte Kräfte P und Q einwirken, ſo iſt unter dieſer Bedingung Gleichgewicht ſelbſtverſtändlich. Denkt man ſich nun, wie gewöhnlich geſchieht, Q als ein Gewicht, das durch einen Haken oder Faden an m aufgehängt iſt, und P als einen von oben wirkenden Zug, ſo liegt hierin die ſtillſchweigende Vorausſetzung, es ſei gleichgültig, ob von den unendlich vielen unendlich dünnen ſenkrechten Streifen, in die man Q ſich zerlegt denken kann, jeder einzeln den Punkt des Hebels angreift, der in ſeiner Verlängerung liegt, oder ob alle dieſe Einzelkräfte nur durch einen einzigen Repräſentanten, der ſie zuſammenfaßt, durch den Faden, an den Hebel kommen. Dies einmal angenommen, iſt es dann auch nothwendig gleichgültig, ob man ſich Q als *einen* Körper denkt, oder durch eine geometriſche Ebene ſenkrecht in zwei Hälften getheilt, die einander an der Schnittfläche berühren, und deren jede durch einen beſonderen Faden, der ihre Kräfte als Reſultante zuſammenfaßt, an dem Hebel befeſtigt iſt. War nun m die Entfernung des früheren einzigen Angriffspunktes vom Drehpunkt, ſo ſind $m - x$ und $m + x$ die entſprechenden Entfernungen der neuen Angriffspunkte dieſer zwei Fäden. Und dies heißt nun: das Gleichgewicht beſteht fort, wenn zwei Kräfte $Q/_2$, deren Summe $= P$ iſt, rechts und links gleich weit von dem Angriffspunkt der entgegengeſetzten Kraft P angebracht werden; denn die Fäden ſelbſt, oder ihre Spannungen, ſind jetzt die unmittelbar angreifenden Kräfte. So lange nun dieſe Spannungen die Reſultanten der in den beiden $Q/_2$ vereinigten Schwerkräfte ſind, iſt es ferner offenbar ganz gleichgültig, wie dieſe $Q/_2$ übrigens geformt ſind, alſo auch gleichgültig, ob ſie einander noch berühren, wie vorhin, oder ob ſie durch Vergrößerung ihrer ſenkrechten Dimenſion und Verkleinerung ihres Querſchnittes jetzt zu zwei geſonderten Körpern werden, die einen Zwiſchenraum zwiſchen einander laſſen. Setzt man dieſe Ueberlegungen fort, ſo hindert nichts, die Verſchiebung des einen $Q/_2$ nach links, des andern nach rechts, um gleiche x, nach Belieben fortzuſetzen, bis endlich $x = m$ wird; dann iſt das eine, ſagen wir das linkshin verſchobene $Q/_2$ unter dem feſten Drehpunkt a angelangt und übt nun keinerlei Wirkung mehr auf den Hebel aus; das andere $Q/_2$ hat den Abſtand 2 m vom Drehpunkt erreicht, und das Gleichgewicht beſteht jetzt unter der

Bedingung fort, daß l', welches = Q ist, an dem Hebelarme m, — Q'_2 aber an dem Hebelarme 2 m angreift. Es würde blos sehr weitläuftig, sonst aber nicht schwierig sein, das gefundene Resultat von der hier angewandten Zweitheilung des Q unabhängig zu machen und es auf jedes Verhältniß zwischen den beiden einander entgegenwirkenden Kräften auszudehnen. Aber so anschaulich diese Darstellung ist, so ist sie dennoch gar nicht schlußkräftig. So lange nämlich $x < m$, so lange hatte das nach links verschobene Q'_2 noch einen erkennbaren und begreiflichen Einfluß auf das Gleichgewicht des Hebels; es blieb klar, daß es im Verein mit dem entgegengesetzt fortrückenden andern die zureichende Gegenkraft gegen l' war; sobald dagegen $x = m$ wird und die Wirkung von Q'_2 ganz wegfällt, entsteht ein Sprung in unsern Gedanken, indem einer der Beziehungspunkte verschwindet, auf dessen Verhältniß zum andern unser ganzes Raisonnement gebaut war. Denn wenn wir zuerst Q in dem Punkte m selbst anbrachten, dann beide Q'_2 symmetrisch um m vertheilten, so galt, was wir daraus folgerten, zunächst für die freie Linie a b, die in m durch die Kraft l' gehalten wurde; die Befestigung des Endpunktes a war gar nicht berücksichtigt; freilich galten dieselben Folgerungen auch für den Fall des befestigten a, so lange sich nachweisen ließ, daß ohnehin, um der Vertheilung der Gewichte willen, Gleichgewicht stattfand; denn wenn es stattfand, so konnte es dadurch nicht gestört werden, daß man sich a noch zum Ueberfluß festgelegt dachte. Sobald aber der Einfluß von Q'_2 wegfällt, so findet aus jenen vorgedachten Gründen das Gleichgewicht nicht mehr statt; daß diese weggefallene Bedingung aber durch die Befestigung des Endpunkts a genau ersetzt werde, ist gar nicht an sich klar. Man müßte sich vielmehr für diesen besondern Fall nach einem Hülfsbeweise umsehen, welcher zeigte, daß bei festliegendem a die Wirkung des Q'_2 schon vorher immerfort abnahm, je mehr es sich dem a näherte, und daß das Gleichgewicht dennoch bestand; daß es folglich auch fortbestehen werde, wenn der Einfluß dieses Gewichts, bei gleichzeitiger Verrückung des andern, ganz zu Null wird. Aber genau zugesehen, würde dieser Nebenbeweis in Wahrheit der Beweis der Hauptsache sein, nämlich eben des Satzes, daß die bewegenden Wirkungen gleicher Kräfte am Hebel sich umgekehrt verhalten wie ihre Hebelarme. So anschaulich daher jene Darstellungsweise den fraglichen Satz machte, so bewies sie ihn dennoch gar nicht,

sondern setzte ihn in einem leichter erkennbaren als kurz ausdrückbaren Cirkel voraus.

228. Verwickelte mechanische Probleme können nicht immer durch directe Zusammensetzung aller wirkenden Kräfte zu ihrem Enderfolge gelöst werden; man muß häufig gewisse allgemeine Bedingungen aufstellen, denen er jedenfalls zu genügen, oder Schranken, innerhalb deren er sich zu halten hat; unter dieser Voraussetzung liefern dann die Einzeldata des gegebenen Falles Mittel zur vollständigen Bestimmung des Resultats. Diese Methoden, unter denen nur an die Anwendung des Princips von d'Alembert erinnert sein mag, sind ganz unschätzbar und unentbehrlich; da sie aber die Entstehungsgeschichte des errechneten Erfolges nicht klar machen, so lassen sie doch den Wunsch übrig, directe Constructionen so weit als möglich fortzusetzen. Ich erwähne, im Zusammenhang mit der vorigen Frage nach dem Gleichgewicht drehender Kräfte die nach der Bewegung, die sie erzeugen, wenn ihnen nicht widerstanden wird. Die Regel zu ihrer Berechnung ist auf die beiden sehr einfachen Sätze zurückgebracht: 1) wirkt auf einen frei beweglichen Körper eine Kraft, so nimmt sein Schwerpunkt dieselbe gradlinige Bewegung an, welche die ganze Masse des Körpers annehmen würde, wenn sie im Schwerpunkt vereinigt wäre und dort von der Kraft angegriffen würde; 2) zugleich erlangt der Körper die drehende Bewegung, welche er, wenn sein Schwerpunkt befestigt wäre, durch dieselbe Kraft erfahren würde. In dieser höchst übersichtlichen Theilung des Erfolgs liegt nun doch eine Paradoxie. Wenn nämlich die Richtung der Kraft durch den Schwerpunkt geht, so entsteht nach dem zweiten Satz keine Drehung, sondern nur eine gradlinige translatorische Bewegung, und doch würden wir meinen, daß in diesem Falle die Kraft unter der denkbar günstigsten Bedingung angriffe; geht aber ihre Richtung nicht durch den Schwerpunkt, und in diesem Falle schiene uns die Kraft unter einer weniger günstigen Bedingung zu wirken, so bringt sie nicht blos den ganzen vorigen Erfolg, sondern auch noch eine Drehung hervor, die sich wie eine Zugabe ausnimmt ohne deutlichen Grund. Wenn man die zusammengesetzten Geschwindigkeiten, welche die verschiedenen Theile eines zugleich fortschreitenden und rotirenden Körpers besitzen, nach der Richtung der gradlinigen Bahn und nach der Senkrechten auf diese und die Rotationsaxe zerfällt, so ist die Summe aller der ersten Com-

ponenten, jede in ihr Massendifferential multiplicirt, gleich dem Product der ganzen Masse in ihre gradlinige Geschwindigkeit, und man überzeugt sich leicht, daß bei dem drehenden und zugleich fortschreitenden Körper zwar die einzelnen Elemente verschiedene Geschwindigkeiten in der Richtung der Bahn haben, daß aber die Summe aller Geschwindigkeiten weder vermehrt noch vermindert, sondern nur anders vertheilt ist, als in derselben Masse, wenn sie ohne Drehung fortschreitet. Aber die anderen Componenten bleiben übrig, und obwohl sie für die beiden Hälften des drehenden Körpers entgegengesetzte Zeichen haben, so heben sie doch deswegen einander nicht auf; sie sind wirklich geschehende Bewegungen, und es fragt sich, woher sie entstanden sind.

229. Es reicht hin, diese Frage für den einfachsten denkbaren Fall zu beantworten. Es seien a und b zwei gleiche Massen, die wir uns in ihre Schwerpunkte concentrirt denken; wechselwirkende Kräfte zwischen beiden mögen dafür sorgen, daß ihre Entfernung a b von einander unveränderlich sei; wir können dann sagen, a und b seien durch eine starre massenlose unveränderliche Linie a b verbunden. Zur Einfachheit der zu entwerfenden Figur denken wir uns a b in den Winkel zweier in O sich schneidenden rechtwinkligen Axen so eingepaßt, daß a auf der X Axe, b auf der Y Axe liegt; man wird dann, am Anfang, für die Masse a haben $x = Oa$ und $y = o$, für b dagegen $x = o$ und $y = Ob$, für den Schwerpunkt des kleinen Massensystems a + b, der in dem Halbirungspunkte von a b liegt: $x = \frac{Oa}{2}$ und $y = \frac{Ob}{2}$. Wir nehmen nun an, der Masse a werde eine Geschwindigkeit mitgetheilt in der Richtung der X Axe und es sei a α der Weg, den sie in einem untheilbaren Zeitaugenblick unter diesem Antrieb zurücklegen würde, wenn sie frei wäre. Da unmittelbar auf die Masse b keine Kraft einwirkt, so würde diese in Ruhe bleiben und die Linie α b, welche ihre Entfernung von der fortbewegten a ausdrückt, würde länger werden als die ursprüngliche a b. Aber die zwischen a und b wirksamen Kräfte, welche die Entfernung a b nach unserer Voraussetzung unveränderlich erhalten, widersetzen sich in jedem Augenblick dieser beginnenden Verlängerung, deren Maß α b — a b sein würde, und heben sie auf, indem sie beide einander in der Richtung der Linie nähern, an deren Endpunkten sie sich befinden würden, wenn die Verlängerung stattfände. Da keine der

Massen einseitig die andere zwingen kann, ihr zu folgen, vielmehr nach dem Grundsatz der Gleichheit der Wirkung und Gegenwirkung die so entstehenden Verschiebungen beider nach unserer Annahme gleichen Massen gleiche Längen sein müssen, so finden wir die neuen Orte α' und β derselben, wenn wir auf αb von α aus die Länge $\alpha\alpha'$ und von b aus die Länge $b\beta$, beide $= \frac{\alpha b - a b}{2}$ abtragen. Fällen wir von α' eine Ordinate, welche dy sein mag, auf die X Axe, von β eine Senkrechte, welche dx sei, auf die Y Axe, so entstehen zwei congruente Dreiecke und man hat für die beiden Endpunkte α' und β der jetzt verschobenen Linie ab die Ordinaten dy und $Ob - dy$, folglich für den Schwerpunkt, welcher der Mittelpunkt dieser Linie bleibt, $y = \frac{Ob}{2}$; dies war aber die Ordinate des Schwerpunkts auch vor der Mittheilung der Geschwindigkeit; mithin hat der Schwerpunkt einen Antrieb erhalten, sich parallel zur X Axe, d. h. in derselben Richtung zu bewegen, in welcher die auf a wirkende Kraft ihn getrieben haben würde, wenn sie an ihm selbst angebracht worden wäre. Man hat zugleich für die Endpunkte α' und β die Abscissen: $Oa + a\alpha - dx$ und dx, also die Abscisse des neuen Ortes des Schwerpunkts: $\frac{Oa + a\alpha}{2}$; da die Abscisse seines anfänglichen Ortes $\frac{Oa}{2}$ war, so hat er die Hälfte der Geschwindigkeit $a\alpha$ empfangen, welche die an a angebrachte Kraft diesem zu ertheilen strebte, und dies ist eben die Geschwindigkeit, welche dieselbe Kraft der ganzen Masse $a + b$ oder $2a$ des Systems ertheilt haben würde, wenn sie dieselbe im Schwerpunkt vereinigt angetroffen hätte. Diese Betrachtung gilt für den Anfangszeitpunkt der ganzen Bewegung, in welchem, wie wir vorauszusetzen pflegen, die momentan wirkende Kraft, welche a angriff, ohne Zeitverlauf diesem eine Geschwindigkeit mittheilte und eben so ohne Zeitverlauf die corrigirende Rückwirkung der zwischen a und b thätigen Kräfte erfolgte. Da von jetzt an eine äußere Kraft nicht weiter einwirkt, so setzen sich alle hervorgebrachten Bewegungen nach dem Gesetze der Beharrung einfach fort; nur die inneren Kräfte zwischen a und b haben beständig zu thun, um die Fortschreitung von a und b in den jedesmaligen Tangenten

ihrer Bahn zu hindern und sie in unveränderlicher Entfernung vom Schwerpunkt zu erhalten; sie erzeugen hierdurch eine in Bezug auf diesen kreisförmige Umdrehung, und da sie die beiden Massen ohne unstetigen Uebergang in eine andere Richtung stetig von ihrer augenblicklichen ablenken, so geschieht die Drehung gleichförmig und mit derselben constanten Geschwindigkeit im Kreise, mit welcher im ersten Augenblick beide Massen gradlinig angetrieben wurden. Versetzt man endlich $\alpha'\beta$ mit sich selbst parallel zurück, bis sein Schwerpunkt auf den von ab fällt, so machen beide Linien am Schwerpunkt einen Winkel φ, welcher gleich ist jenem, den αb mit ab an dem Punkte b machen würde, wenn b ein fester Drehpunkt wäre und die angebrachte äußere Kraft nur die Masse a allein, unter Voraussetzung ihrer unveränderlichen Entfernung ab von b zu bewegen gehabt hätte. Die Länge des zurückgelegten Bogens wäre dann $ab.\varphi$ gewesen; die Bogenlänge, welche a wirklich, in seiner Umdrehung um den als befestigt gedachten Schwerpunkt, zurückgelegt hat, ist $\frac{ab.\varphi}{2}$, und dies ist eben die Geschwindigkeit, welche jene Kraft ihr geben mußte, wenn sie zugleich die andere Masse b in entgegengesetzter Richtung zu bewegen hatte. Man sieht hieraus, daß eine äußere momentane Kraft, möge ihre Richtung durch den Schwerpunkt gehen oder nicht, in dem Körper immer dieselbe Summe translatorischer Bewegungsgrößen hervorbringt; die Drehung, welche in dem zweiten Falle hinzutritt, entspringt aus den inneren Kräften, welche zwischen den Theilen des bewegten Systems wirken. Diese Wirkungen sind aber auch in dem ersten Falle, in welchem keine Drehung entsteht, keineswegs Null; sie dienen hier aber nur dazu, die Massentheile, welche in einer graden Linie, senkrecht auf die Richtung der mitgetheilten Bewegung, angeordnet sind, in dieser Anordnung während des Fortschreitens zu erhalten, eine Leistung, die sich in keiner relativen Bewegung der Theile um ihren fortschreitenden Schwerpunkt verräth, so lange wir eben von der Voraussetzung einer absoluten Festigkeit des Körpers ausgehen; sie würde sich aber sogleich in solchen Bewegungen kund geben, wenn wir etwa drei gleiche Massen abc unter einander durch biegsame Fäden verknüpft dächten und auf den in b enthaltenen Schwerpunkt dieses ganzen Systems einen Stoß ausübten.

230. Die zur Auffindung der Beweisgründe zu unternehmende

Zergliederung ſucht nicht nur die für die Richtigkeit der zu beweiſenden Folge weſentlichen Elemente herauszuſtellen, ſondern auch die für denſelben Zweck unweſentlichen zu beſeitigen. Die vorangegangenen Beiſpiele erlauben ſchon, über den Sinn dieſes Eliminationsverfahrens nachzudenken. Man findet nicht ſelten, daß bei der Beantwortung ſtatiſcher und mechaniſcher Fragen von der Annahme einer maſſenloſen ſtarren Linie ausgegangen wird, und die Entwicklung des Hebelgeſetzes macht gewöhnlich dieſelbe Vorausſetzung. Nun kann man einräumen, daß der Begriff einer begrenzten graden Linie durch das Merkmal der Begrenztheit die Forderung der beſtändigen Berührung jedes Punktes mit zwei Nachbarpunkten und durch das der Gradheit auch die Starrheit und Unbiegſamkeit der Linie einſchließt; allein als blos geometriſche Linie iſt ſie kein Object, das durch Kräfte in Bewegung geſetzt werden konnte; dieſe Fähigkeit, von Kräften zu leiden, kommt nur der linienförmig angeordneten Maſſe zu, und die wechſelwirkenden Kräfte der Maſſentheilchen allein bringen an dieſer körperlichen Linie die in dem geometriſchen Begriff nur geforderte Starrheit und unveränderliche Länge wirklich hervor. Es iſt daher kein glücklicher Ausdruck, hier von einer maſſenloſen Linie zu ſprechen, und er gibt in der That das gar nicht wieder, was man wirklich meint und worauf man in der Ausführung ſolcher Ueberlegungen baut. Maſſe muß die Linie unzweifelhaft haben, die wir durch Kräfte um ihren Endpunkt drehen wollen, aber für die Geſetze, nach denen allgemein die Wirkung dieſer Kräfte erfolgt, iſt es nur nothwendig, daß die Maſſe in jedem Querſchnitt dieſer körperlichen Linie dieſelbe ſei; jede Unregelmäßigkeit ihrer Vertheilung würde einen beſonderen Fall bilden, der nur nach den Regeln jenes einfachſten und reinen Falles zu beurtheilen wäre; völlig gleichgültig iſt es dagegen für jene Geſetze, wie groß dieſe Maſſe iſt; an einem dicken Hebel ſind die Proportionen der Kräfte und Hebelarme für das Gleichgewicht keine anderen, als an einem dünnen, an einem ſpecifiſch ſchwereren dieſelben wie an einem leichteren. Man ſetzt daher, wenn man von einer maſſenloſen Linie ſpricht, die Maſſe derſelben eigentlich gar nicht gleich Null, ſondern gleich der Einheit, und zwar gleich einer Einheit, der man jeden beliebigen großen und kleinen Werth geben kann, und die aus der weiteren Berechnung deswegen verſchwindet, weil ſie als gleicher Factor aller zu einander in Proportion ſtehenden

Glieder Nichts zur Bestimmung oder Aenderung des zwischen diesen obwaltenden Verhältnisses beiträgt.. Auf diesem Gedanken beruhte unsere frühere Darstellung. Die Linie a b war als eine Massenlinie gedacht, jeder ihrer Punkte ein Differential der Masse; darum war es möglich, überhaupt von einer Kraft W zu sprechen, die auf a b wirkt, und dies $W = n\omega$, gleich einer Summe von Einzelkräften zu setzen, deren jede dem Massendifferential die Geschwindigkeit ω ertheilte. Aber die beständige Berücksichtigung der Masse in der Rechnung hätte Nichts weiter genützt; nur der Werth von ω wäre anders ausgefallen, wenn man sich die Masse der Linie oder jedes ihrer unterschiedenen n Theile größer oder kleiner vorgestellt hätte; die Verhältnisse zwischen P und Q, wenn beide sich immer auf dieselbe Masse bezogen, hätten keine Aenderung erfahren. Die Theilung der Beweisarbeit, die man hier vorgenommen, besteht daher nicht darin, daß man zuerst von der Masse überhaupt abstrahirt, das fragliche Gesetz für die massenlose Linie bewiesen und dann erst in einem zweiten Anlauf untersucht hätte, was aus ihm wird, wenn man die Linie auch Masse haben läßt; vielmehr gleich der erste Schritt nahm auf diese Masse Rücksicht, und fand nur, daß ihre Größe keinen Einfluß auf die allgemeine Form des Gesetzes hat; auf diesen Grund hin kann dann in einer zweiten Untersuchung der Einfluß erörtert werden, den verschiedene Größen und Vertheilungen der Masse auf die absoluten Werthe der durch jenes Gesetz zu bestimmenden Größen haben. Sobald man die Massenlosigkeit einer zu bewegenden Linie buchstäblich nimmt, verwickelt man sich in Sonderbarkeiten, durch die kein rechtliches Durchkommen mehr ist, weil sie auf einer an sich unmöglichen Combination von Vorstellungen beruhen. Was soll geschehen, wenn der eine Endpunkt b dieser Linie a b eine Geschwindigkeit c erhält? Er kann sich nicht trennen von der übrigen Linie, denn dann würde nicht diese bewegt, sondern der freie Punkt b allein; aber wie soll die Linie ihm folgen, da sie ja keine Bewegung empfing? Vielleicht meint man, sie werde sich drehen; dann müßte der Punkt b seine Geschwindigkeit den übrigen Punkten mittheilen, und zwar abgestuft den näheren mehr davon, den entfernteren weniger; aber man sieht nicht ein, wornach dies abzumessen wäre, denn alle die Kräfte fehlen hier, die, zwischen Massentheilchen wirkend, es dahin bringen könnten, daß der von dem einen empfangene Anstoß sich auf die übrige

Reihe fortpflanzte, und in jedem Augenblick jedes Glied derſelben einen beſtimmt abgeſtuften Theil des Impulſes erhielte. Endlich, da zu dieſer Abſtufung hier der Grund fehlt, ſo kann man auch dazu übergehen, die ganze Linie ab als eine ſolidariſch verbundene Einheit anzuſehen, ſo daß jeder nur in Gedanken oder in der Anſchauung unterſcheidbare Theil derſelben unmittelbar in dieſelben Zuſtände geräth, die in irgend einem andern erregt werden; ich laſſe dahingeſtellt, ob dann jeder Theil der Linie a die ganze Geſchwindigkeit c oder nur $\frac{c}{n}$ erhält; jedenfalls entſpringt hieraus die Folge, daß die Linie ab in Ruhe bleibt, wenn b die Geſchwindigkeit c, und der andre Endpunkt a die gleiche — c empfängt. Dieſen Unbegreiflichkeiten geht man durch das Geſtändniß aus dem Wege, daß nur eine Maſſenlinie, eine maſſenloſe aber gar nicht, ſich bewegt.

231. Auch bei den Hülfsanſichten, den Subſtitutionen und Transformationen, durch welche man die gegebenen Umſtände beurtheilbar zu machen ſucht, hat man Annahmen zu vermeiden, denen, ſo anſchaulich ſie auch ſein mögen, doch keine reelle Bedeutung gegeben werden kann. Ich erwähne hierzu einen häufig vorkommenden Beweis für das Parallelogramm der Kräfte, welcher den bewegten Körper ſich in einer Ebene von a nach c, gleichzeitig aber dieſe Ebene von a nach b bewegen läßt, und hierdurch die Bahn acd des Körpers, von a nach dem Endpunkt der Diagonale des Parallelogrammes abcd, gefunden zu haben glaubt. Es liegen zwei Vorausſetzungen hierin unausgeſprochen, die man ausſprechen muß: einmal die, daß die Bewegung der Ebene die des Punktes in der Linie ab nicht ſtören, dann die, daß die fortſchreitende Ebene die ganze Linie ab ſammt dem Körper mit ſich fortführen werde. Iſt nun ſchon eine ſich bewegende leere Raumebene Nichts was in Wirklichkeit vorkommen könnte, ſo iſt noch weniger begreiflich, wodurch der Körper an ihr kleben bleibt, während ſie fortrückt. Und doch iſt dieſe Befeſtigung ſehr nöthig; denn es befinde ſich der Körper auf einer ſehr glatten Tiſchplatte, und man gebe ihm einen Stoß nach ac, gleichzeitig aber der Platte, einen Stoß nach ab, ſo wird der Körper nicht mit der Platte gehen, ſondern ſich von ihr, die unter ihm wegfliegt, trennen. Ergänzt man aber dieſe nothwendige Bedingung, ſagt man alſo, daß der Körper nach c ungeſtört fortgehe, ac

aber gleichzeitig nach b zu gehen und ihn mitzunehmen genöthigt sei, so wird der ganze Satz eine leere Tautologie, und das, was er voraussetzt, ist eben das, was man beweisen müßte. Er gehört daher nur zu den Mitteln, durch die man eine bewiesene Wahrheit veranschaulicht.

232. Von den zahlreichen andern Beweisen desselben Satzes interessirt uns logisch ein Anfangspunkt, von dem viele auszugehen pflegen. Man stellt den Sonderfall voraus, in welchem zwei gleiche Kräfte a und b den Körper nach zwei Richtungen treiben, und findet es hier selbstverständlich, daß die Richtung der resultirenden Bewegung den Zwischenwinkel beider Kräfte halbiren werde. Diese Annahme schließt aber die andere ein, daß bei ungleichen Kräften die Resultante den Winkel in ungleiche Theile spalten werde, und da es unmöglich ist, daß die Art dieser Ungleichheit unabhängig von dem Größenverhältniß beider Kräfte sei, da doch die Ungleichheit selbst von ihm abhängt, so beruht die Annahme auf der allgemeineren: wenn zwei Bedingungen a und b ein Ergebniß c verschieden zu gestalten suchen, so wird in der wirklichen Gestaltung desselben der erkennbare Einfluß beider ihren Größen proportional sein; sind daher a und b gleich, so wird c von dem Ergebniß, welches a allein erzeugt hätte, ebenso weit verschieden sein, wie von dem, welches b allein hervorbringen würde. Ich weiß nun nicht, warum man sich auf diesen Satz nur einmal, zur Einleitung des Beweises, berufen und dann diesen selbst durch verwickelte andere Ueberlegungen führen soll; welches auch die Kräfte a und b und der Grad ihrer Ungleichheit sein mag, wir können allgemein sagen: die Ablenkungen, welche der bewegte Punkt durch die Kraft a von dem Wege der Kraft b, und von dem Wege der b durch die Kraft a erfährt, müssen sich direct wie die ablenkenden Kräfte verhalten. Zur mathematischen Ausbeutung dieses logischen Grundsatzes hätten wir zunächst zu bestimmen, wie beide Ablenkungen gemessen werden sollen. Hierzu nach gewöhnlicher Weise Senkrechte anzuwenden, die von den Richtungen der Einzelbahnen auf die resultirende oder von dieser auf jene gefällt würden, zeigt sich in der Natur der Frage keine Aufforderung; alle drei Bahnen kommen nicht als leere Raumrichtungen, sondern nur als geometrische Orte in Betracht, welche die successiven Orte des bewegten Punktes enthalten würden; nur zu folgender Auffassung führt diese zuletzt gemachte Bemerkung. Seien α und β die

beiden auf den Bahnen der a und b gelegenen Punkte, welche der bewegte Körper in gleicher Zeit t erreicht haben würde, wenn er allein den Kräften a oder b gefolgt wäre, ρ aber der in der Resultante liegende Punkt, an welchem sich nach der gleichen Zeit t der Körper unter der vereinigten Einwirkung von a und b befindet, so ist $\rho\alpha$ die Ablenkung von der Bahn a durch die Kraft b, $\rho\beta$ die von der Bahn b durch die Kraft a, und es ist $\rho\alpha : \rho\beta = b : a$. Da man die Größen der Kräfte a und b nur nach dem Raum schätzen kann, den sie in der Zeiteinheit durchlaufen machen, so ist das Verhältniß a : b, für die Zeiteinheit, zugleich das der nach a und b durchlaufenen Räume; es wird aber diese Bedeutung auch für jede Zeit t und für jeden Theil von t haben müssen; denn die Bewegung in der Resultante muß, da wir a und b als nur momentan wirkende Kräfte betrachten, mit constanter Geschwindigkeit und geradlinig geschehen; die durchlaufene Länge der Resultante wird daher immer den nach a und b bis zu gleicher Zeit t zurückgelegten Räumen proportional sein, ebenso mithin auch die Ablenkungen $\rho\alpha$ und $\rho\beta$, die dritten Seiten zu Dreiecken, deren beide andern Seiten in beständig gleichem Verhältniß zunehmen.

233. Diese Proportion entscheidet aber nichts über die absoluten Größen von $\rho\alpha$ und $\rho\beta$; beide genügen der Proportion, wenn sie überhaupt m b und m a sind; der Werth dieses m bliebe zu ermitteln. Nun liegt in allen Bestimmungsstücken der Aufgabe nichts, was zur Bestimmung desselben beitragen könnte; von Einfluß könnten nur die Größen von a und b und damit ihr Verhältniß, sowie die Größe des Zwischenwinkels sein; aber gerade die Einflüsse dieser Elemente scheinen durch die bereits gemachten Annahmen völlig berücksichtigt; außerhalb der Data endlich, welche die Aufgabe enthält, kann der Grund nicht liegen für etwas, was eben aus dieser Aufgabe fließen soll. In Fällen solcher Art wird der logische Gedankengang allemal darin bestehen müssen, die probabelste Annahme zu versuchen, welche der gestellten Forderung genügt. Was unter diesem Ausdruck zu verstehen ist, würde sich allgemein sehr schwer definiren lassen, und ich habe die Behandlung dieser Aufgabe nur unternommen, um durch ein Beispiel die Mängel der allgemeinen Begriffsbestimmung auszugleichen. Die probabelste Annahme wird das festsetzen, was, seinem Begriffe oder seiner Größe nach, als ein Minimum das Verhalten überhaupt noch möglich macht,

von dem wir wiſſen, daß es ſtattfinden muß, und welches, wenn es unter andern Bedingungen oder mit anderen Nebenbeſtimmungen, als dieſer ſo gewählten, ſtattfinden ſollte, für dieſe ſtets beſondere hier eben fehlende Entſcheidungsgründe nothwendig machen würde. In unſerem Falle muß die Proportion $\varrho\alpha : \varrho\beta = b : a$ überhaupt ſtattfinden; deshalb kann jenes m nicht Null ſein; damit ſie aber ſtattfinde, reicht es hin, $m = 1$ zu ſetzen, und dieſen Werth kann man, ſeinem Begriffe nach, als das Minimum anſehen, welches der geſtellten Forderung genügt, denn jeder größere oder kleinere Werth $m = 2$ oder $m = {}^1/_2$ läßt ſich als m.1 betrachten, d. h. als Wiederholungszahl der Einheit, mit deren Verſchwinden m ſelbſt und das ganze Verhältniß verſchwindet. Die Einheit allein affirmirt das wirkliche Beſtehen des verlangten Verhältniſſes ſo, daß eben deshalb jene beſonderen Werthe von m als weitere ſpecifiſche Charakteriſtiken wirkſam hinzutreten können, falls es in der Natur des behandelten Inhalts Gründe gibt, einen dieſer Werthe vor dem andern zu begünſtigen. Wo es nun, wie hier, dieſe Gründe nicht gibt, ziehen wir uns auf die jedenfalls nothwendige, deshalb probabelſte Annahme $m = 1$ zurück, welche unter allen Umſtänden, ſelbſt dann, wenn m einen von der Einheit verſchiedenen Werth hätte, zugleich mit dieſem Werthe gelten und der verlangten Proportion genügen würde. Machen wir nun dieſe Annahme und conſtruiren ſie, beſchreiben wir alſo von dem Endpunkt α des in der Zeit t nach a zurückgelegten Wegs einen Kreisbogen mit dem in gleicher Zeit nach b zurückgelegten Wege, von β einen Bogen mit dem nach a zurückgelegten Wege als Halbmeſſern, ſo ſchneiden ſich beide in der Diagonale des aus a und b gebildeten Parallelogramms, und ſowohl die Richtung als die Länge der Reſultante iſt auf einmal beſtimmt.

234. Man wird ſelten mit unbedingter Gewißheit ſagen können, daß in dem gegebenen Inhalt einer Aufgabe, bei deſſen Zergliederung man Entſcheidungsgründe für eine andere als dieſe probabelſte Annahme nicht gefunden hat, ſolche Gründe nicht dennoch vorhanden ſeien und einer ſorgſameren Zergliederung ſich zeigen würden. Deshalb erſpart man ſich die Mühe nicht, durch Nebenbeweiſe entweder von andern Standpunkten aus die gemachte Annahme zu beſtätigen, oder apagogiſch jede andere durch die Widerſprüche, in die ſie verwickelt, als unmöglich auszuſchließen. Auch dieſen Schritt wollen wir noch thun. Es erſcheint

ſelbſtverſtändlich, daß die Reſultante nie größer als die Summe der Seitenkräfte ſein kann; ſie erreicht dies Maximum, wenn beide in derſelben Richtung auf den Körper wirken, ihr Zwiſchenwinkel alſo Null iſt. Man hat auch gegen dieſen Satz eingewandt, es verſtehe ſich doch nicht von ſelbſt, daß eine zweite Bewegung b, die zu einer erſten a in gleicher Richtung hinzukommt, ſich einfach zu dieſer addire; es ſei denkbar, daß in der Natur der Bewegung oder in der der Körper, welche ſie erleiden, Bedingungen liegen, welche die Reſultante auch hier größer oder kleiner als die Summe beider machen könnten. Dieſes Bedenken ſcheint mir unbegründet; vor allem in ſeiner Anwendung auf den vorliegenden Fall. Wenn zuerſt gleichzeitig zwei gleichgerichtete Bewegungen demſelben Körper mitgetheilt ſind, ſo iſt es lediglich Sache unſerer ſubjectiven Auffaſſung, ſie noch als zwei zu unterſcheiden; ſie waren zwei außerhalb des Körpers, weil ſie vielleicht von zwei verſchiedenen andern Körpern ihm mitgetheilt wurden; es kann auch ſein, daß bei dem phyſiſchen Acte der Mittheilung von einem Körper zum andern dieſe Bewegungen etwas verlieren oder gewinnen; aber wir ſprechen hier nicht von der Art der Mittheilung, ſondern von den Geſchwindigkeiten, ſofern ſie dem zu bewegenden Körper mitgetheilt *ſind*; in dieſem Körper, den wir lediglich als bewegliches Subſtrat, ohne alle eigenthümliche andere Eigenſchaften betrachten, ſetzen ſie ſich nicht erſt zu einer zuſammen, ſondern ſie ſind gar nichts anderes, als von Anfang an *eine*, und die reſultirende Geſchwindigkeit iſt ſo gewiß die Summe beider, als überhaupt jede Geſchwindigkeit eben die iſt, die ſie iſt. Befände ſich aber der Körper ſchon in der Bewegung a, wenn die andere b hinzukommt, ſo hätte er, wenn dies einen Unterſchied begründen ſollte, dem Geſetze der Beharrung entgegen in jedem Augenblicke ſeinen Bewegungszuſtand ändern müſſen; denn ändert er ihn nicht, befindet ſich alſo zur Zeit t in völlig derſelben Verfaſſung, wie zur Zeit t^0, ſo wird die ſpäter hinzukommende Bewegung b ſich mit der fortdauernden a ebenſo verbinden müſſen, wie ſie es zur Zeit t^0, alſo bei gleichzeitigem Beginn mit a, gethan haben würde. Man kann alſo für ſichergeſtellt anſehen, daß die Reſultante R gleichgerichteter Kräfte a und b nur $= a + b$ ſein kann. Unmittelbar hilft uns dies freilich nichts zur Beurtheilung des Erfolgs von Kräften, deren Richtungen um den Winkel φ divergiren. Indeſſen iſt doch ſo viel ſelbſt-

verſtändlich, daß die Reſultante nicht mit der Divergenz wachſen kann; ſie wäre ſonſt am kleinſten für gleichgerichtete Kräfte, für welche ſie nach dem Vorigen am größten iſt, und am größten für entgegengeſetzte, für die ſie ſelbſtverſtändlich am kleinſten ſein muß. Da ſie nun ebenſowenig von der Größe des Winkels φ unabhängig ſein kann, ſo muß ſie nothwendig abnehmen, wenn φ wächſt, und wir können jetzt für beliebig gerichtete Kräfte ſagen, daß ihre Reſultante $R \leqq a + b$ iſt.

Auch dieſes noch unbeſtimmte Ergebniß läßt ſich in engere Grenzen bringen. Wenn wir auf einen beweglichen Punkt in demſelben Augenblicke verſchiedene Momentankräfte in beliebiger Anzahl wirken laſſen, ſo kann der Geſammterfolg, der wirklich entſteht, nur einer ſein und kann folglich nicht mit den verſchiedenen willkürlich gewählten Reihenfolgen ſich ändern, nach denen wir in Gedanken die gleichzeitig wirkenden Bedingungen zunächſt paarweis combiniren, um dann wieder die ſo gefundenen Einzelergebniſſe zuſammenzuſetzen. Es muß alſo daſſelbe herauskommen, wenn wir aus a und b zuerſt die Reſultante R bilden und dann aus R und $-a$ eine zweite Reſultante ſuchen, oder wenn wir a, b und $-a$ ſo combiniren, daß a und $-a$ ſich ſelbſtverſtändlich aufheben, worauf uns b als eben dieſe zweite Reſultante übrig bleibt. Es liegt daher im Begriff der Reſultante R von a und b, daß man die Seitenkraft b wieder erhalten muß, wenn man R und die in entgegengeſetzter Richtung zu ihrer urſprünglichen genommene Kraft a wieder als Componenten verbindet und ihre Reſultante nach demſelben Geſetz ſucht, nach welchem man R aus a und b fand; ebenſo wird R und $-b$ zuſammengeſetzt auf a zurückführen. Und dieſe Betrachtung gilt allgemein und ganz unabhängig von dem noch unbekannten Geſetze ſelbſt, nach welchem Größe und Richtung einer Reſultante von den Größen und dem Winkel der Seitenkräfte abhängt. Hieraus folgt nun, daß von den drei Kräften oder Bewegungen a, b, R jede, unter den angegebenen Umſtänden, die Reſultante der beiden andern, jede alſo kleiner oder höchſtens ebenſo groß iſt, als die Summe der beiden andern, alle drei ſich folglich in ein Dreieck zuſammenſetzen laſſen, das nur im Grenzfall jener Gleichheit in eine gerade Linie zuſammenſchmilzt. Aber ſo aufgefunden drückt dieſer bekannte Satz nur eine Relation zwiſchen den Längen von a, b, R aus; wir müſſen noch die Winkelverhältniſſe klar

machen, für welche diese Beziehung gilt. Sind a, b und ihr Zwischenwinkel γ gegeben, so ist die uns noch unbekannte Länge von R an sich völlig bestimmt; für diese gegebenen Elemente gibt es daher nur ein mögliches Dreieck aus a, b und R. Umgekehrt: ist uns ein Dreieck aus den Seiten a, b und R gegeben, so gibt es nur einen Winkel φ der Kräfte a und b, für welchen R die Länge ihrer Resultante ist. In dem Dreieck nimmt R geometrisch, wenn a und b constant sind, mit seinem Gegenwinkel φ zu; mechanisch, als Resultante von a und b, nimmt R ab, wenn γ zunimmt; es muß also zwischen dem Dreieckwinkel φ und dem Kräftewinkel γ eine bestimmte Relation bestehen, die wir aufsuchen. In dem Dreieck aus a, b, R hat R nicht die Lage, die es als Resultante haben müßte; alle drei Linien müßten von einem gemeinsamen Scheitel A beginnen, und, was hier als selbstverständlich gelten kann, R innerhalb des Zwischenwinkels von a und b liegen. Nehmen wir also an, zwei Kräfte a und b, zunächst von unbestimmter Größe, hätten wir unter einem beliebigen Winkel γ verbunden; ihre der Größe nach ebenfalls noch willkürlich angenommene Resultante R theile diesen Winkel ganz beliebig, und ihr anderer Endpunkt sei C. Da nun die hier aufzusuchenden mechanischen Verhältnisse von der absoluten Lage im Raum unabhängig sein müssen, so können wir das ganze zusammengehörige System der drei Linien a, b, R zunächst so verschieben, daß der Scheitel A auf C fällt, dann es in der Ebene, in der es enthalten ist, so um C drehen, daß die Kräfte a und b, die wir in dieser neuen Lage a' und b' bezeichnen wollen, parallel, aber in entgegengesetztem Sinne zu ihrer früheren Lage, von C ausgehen. Dann muß selbstverständlich die Resultante R' dieser Kräfte a' und b' nach Lage und Größe identisch mit R sein, nur daß sie in entgegengesetztem Sinne durchlaufen werden würde. Hierdurch ist nun die Richtung dieser Resultante bestimmt; sie muß die Diagonale eines Parallelogramms sein, welches entsteht, wenn einerseits die Kräfte a und b', anderseits b und a' entweder einander durchschneiden, oder gerade in einem gemeinsamen Endpunkt zusammentreffen, oder bis zu einem solchen verlängert werden. Sind aber die Längen von a und b gegeben, so ist auch die Länge von R bestimmt, sie muß die dritte Dreieckseite zu a und $b' = b$ oder zu b und $a' = a$ sein, sie ist also die Diagonale des Parallelogramms, welches aus den Längen der Kräfte

ſelbſt gebildet wird. Die Figur zeigt dann, daß der Winkel ϱ, dem R in einem dieſer Dreiecke gegenüberliegt, der Nebenwinkel des Winkels der Kräfte, alſo $\varphi = \pi - \varrho$ iſt.

235. Man kann noch apagogiſch zeigen, daß jede andere Annahme über das Verhältniß zwiſchen Componenten und Reſultanten unmöglich iſt. Setzen wir zunächſt voraus, daß eine ſo zu prüfende Annahme mindeſtens in der Beſtimmung der Richtung von R mit unſerer bisherigen Erörterung einverſtanden ſei, und nur die Größe von R die der Diagonale D überſteigen oder nicht erreichen laſſe. Es ſei nun die erſte Reſultante R_1 aus a und b größer als die Diagonale D_1 des Parallelogramms aus a und b und dem Zwiſchenwinkel φ, mithin $R_1 = p \cdot D_1$, wo p ein unechter Bruch iſt. Setzen wir nun dies R_1 mit der jetzt entgegengeſetzt zu richtenden Kraft a unter dem Winkel $\pi - \varphi$ zuſammen, ſo muß die aus ihnen nach derſelben Annahme abzuleitende neue Reſultante R_2 größer ſein, als die aus R_1 und a unter dem genannten Winkel entſtehende Diagonale, um ſo mehr mithin größer als die andere Diagonale D_2, welche aus der Zuſammenſetzung von $D_1 < R_1$ und a unter demſelben Winkel $\pi - \varphi$ entſpringen würde. Dieſe Diagonale D_2 aber iſt nach rein geometriſchen Gründen, die von allen mechaniſchen Annahmen unabhängig ſind, nichts anderes als die gegebene Kraft b; folglich würde $R_2 > b$ ſein, während es nach den früher gemachten Bemerkungen $= b$ ſein müßte. Setzen wir nun R_2 nochmals mit dem gegebenen a unter dem Winkel φ zuſammen, ſo müßte die hieraus zu berechnende Reſultante R_3 nach den letztgedachten Bemerkungen $= R_1$ ſein; nach der gemachten Annahme dagegen wäre ſie, für den Winkel φ, $= p$ mal der Diagonale, die unter dieſem Winkel aus R_2 und a entſtände; da nun $R_2 > b$, ſo iſt auch dieſe Diagonale größer als die D_1, die unter gleichem Winkel aus a und b entſtand; möge ſie $q D_1$ ſein, ſo iſt jetzt $R_3 = q p \cdot D_1$, alſo q mal ſo groß, als R_1 war. So führt die gemachte Vorausſetzung, die Reſultante ſei größer als die Diagonale, zu dem widerſinnigen Ergebniß, daß ſie immer größer wird, je öfter wir dieſen Turnus ihrer Berechnung wiederholen; die andere Annahme, ſie ſei kleiner als die Diagonale, alſo p und q echte Brüche, würde zu einer ebenſo unmöglichen Verkleinerung führen. Sollte dieſer apagogiſche Beweis vollſtändig ſein, ſo müßte er noch zeigen, daß auch die Annahme einer Re-

ſultante von gleicher Länge mit der Diagonale aber anderen Winkeln mit den gegebenen Kräften, einen ähnlichen Widerſinn, nämlich fortſchreitende Drehung ihrer Richtung, je öfter man ſie berechnete, erzeugen würde; endlich dürfte man ſich drittens den Nachweis nicht erſparen, daß es auch keine Combination dieſer Annahmen gibt, in welcher die falſchen Folgen der einen durch die der andern ausgeglichen würden. Wie die Sache liegt, reicht aber die Angabe dieſer logiſchen Forderungen hin; ihre weitläufige Erfüllung dürfen wir uns erſparen.

236. Operationen der Zuſammenſetzung laſſen ſich immer zu einem Ende führen, nämlich eben zu dem, das in jedem Falle entſtehen wird; Operationen der Zerlegung dagegen ſetzen ein Ziel voraus, zu dem gekommen werden ſoll, ohne daß ſchon feſtſteht, ob der zu zerlegende Stoff aus einer Zuſammenſetzung entſtanden iſt, welche dieſe Wiederzergliederung möglich macht. Schon in der reinen Mathematik führen daher die inverſen Operationen zu Schwierigkeiten, denen die directen nicht ausgeſetzt ſind; ähnliche Bedenken erweckt die häufig ausgeführte Zerlegung gegebener Kräfte in Componenten, deren Zuſammenſetzung, wenn ſie gegeben wären, keinen Zweifel erregen würde. Man kann fragen: da jede Kraft in unzählige Paare von Componenten zerlegbar iſt, worauf beruht nun das Recht zu erwarten, daß eine von uns willkürlich gewählte Zerfällung eine reelle Gültigkeit im Zuſammenhang der Thatſachen haben werde, die in der behandelten Aufgabe vorkommen? Im Allgemeinen iſt dieſer Zweifel leicht zu heben. Denn in der wirklichen Ausübung dieſer Zerfällung wählt man die eine Componente immer in einer Richtung, nach welcher man Widerſtände oder entgegengeſetzt wirkende Kräfte vorausſieht oder als gegeben kennt; man bedarf daher der Zerlegung überhaupt nur zur bequemen Formulirung der Rechnung; was man wirklich vornimmt, iſt eine Zuſammenſetzung; die gegebenen Gegenkräfte oder Widerſtände W verbindet man mit der gegebenen Kraft F, und die Reſultante hieraus iſt identiſch mit derjenigen, welche aus dem unaufgehobenen Reſte der einen Componente von F und dem ganzen Betrag der andern, die keinen Widerſtand erführe, entſtehen würde. Eine wirkliche Schwierigkeit entſpringt aber dann, wenn die Richtung des Widerſtandes ſelbſt nicht unmittelbar gegeben iſt, und man verſucht, wie mir ſcheint, nicht überzeugend, den hier zu befolgenden Grundſatz ſelbſt durch eine Anwendung des Zerlegungs-

geſetzes zu gewinnen. Ich ſpreche von der Annahme, daß eine Ebene nur in normaler Richtung Widerſtand gegen eine ihr mitzutheilende Bewegung leiſte, deren Richtung mit ihr ſelbſt einen Winkel φ bildet. Es iſt ganz leicht zu zeigen, daß dieſe Bewegung ſich allemal in zwei zerfällen läßt, deren eine, parallel mit der Ebene, keinen Widerſtand findet, weil ſie auf die Ebene nicht einwirkt, während die andere, ſenkrecht auf die Ebene, durch den Widerſtand derſelben aufgehoben wird, oder doch Widerſtand erfährt. Wie wenig man aber ein Recht hat, dieſe Zerfällung hier, als durch die Natur der Sache geboten, vorzunehmen, wird aus folgender Ueberlegung erhellen. Der bewegte Körper ſei eine völlig glatte Kugel und bewege ſich unter dem Winkel φ gegen die völlig glatte abſolut widerſtehende Ebene E, ſo wird die Berührung nur in dem geometriſchen Punkte p ſtattfinden, dem wir dieſelbe unbedingte Widerſtandskraft, wie allen andern Punkten von E, gleichviel auf welche Weiſe hergeſtellt, zuzuſchreiben haben würden. Was nun bei dem hier herauskommenden Erfolge alle dieſe übrigen Punkte von E zu thun haben, iſt nicht erfindlich; man denkt zwar an ſie mit, wenn man von der Ebene E ſpricht; da ſie aber nicht berührt werden, ſo können ſie auch unmittelbar zu dem Widerſtande nichts beitragen, und man könnte ſie, für den abzuleitenden Erfolg, völlig hinwegdenken, ohne dadurch die Bedingungen geändert zu haben, von denen dieſer abhängig ſein ſoll. Thun wir dies aber und behalten den Punkt p allein, ſo wird der Satz von dem ſenkrechten Widerſtande unmöglich, weil er bedeutungslos wird: denn auf dem Punkt p iſt entweder keine oder jede der Linien normal, die nach irgend einer Richtung von ihm ausgehen. Ein anderer Grundſatz aber ſcheint einleuchtend: gewiß wird p, wenn es widerſteht, nach derjenigen Richtung hin widerſtehen, aus der die Bewegung kommt, der widerſtanden werden ſoll; zu einer Wirkung nach irgend einer andern Richtung hin gibt es zunächſt keinen erdenklichen Grund. Wäre daher in unſerem Beiſpiel p völlig feſt und ginge im Augenblick der Berührung die den Punkt p und die Richtung der Bewegung enthaltende Linie l nicht durch den Mittelpunkt der Kugel, ſo würde p die Bewegung des Maſſenfadens ganz aufheben, der in dieſer Linie l läge; für die übrige Maſſe der Kugel, deren Bewegung hierdurch nicht aufgehoben wäre, entſtände dann ein Drehungsmoment, in Folge deſſen ſie um den Punkt p herumſchwenkte. Dieſe Folgerung

daß der Widerſtand in der Richtung der Bewegung ſtattfinden müßte, läßt ſich auch dadurch nicht abwenden, daß man ſich den bewegten Körper prismatiſch geſtaltet, vielleicht als einen Würfel denkt, deſſen Seitenfläche, während die Richtung ſeiner Bewegung mit E den Winkel φ bildet, dieſer Ebene parallel bleibt. Allerdings findet dann eine Berührung zweier Ebenen ſtatt; aber doch wird jeder Punkt des berührten Theils von E auch jetzt dem berührenden Punkt der Würfelfläche nur nach dem vorigen Grundſatze, alſo in der Richtung φ widerſtehen können; damit es anders ſei, müßte man nachweiſen, daß auf die Richtung des Widerſtandes, den der Punkt p leiſten wird, die Gegenwart der benachbarten Punkte q r s der Ebene E einen mitbeſtimmenden Einfluß hat; ſo allein käme die Ebene ſachlich zur Mitwirkung, von der man bisher ſprach, ohne von ihr zur Ableitung des Reſultats Gebrauch zu machen. Und nun iſt wohl deutlich, daß man dieſen Nachweis niemals erbringen wird, ſo lange man E als geometriſche Ebene anſieht, ohne phyſiſche Maſſe und doch mit dem Attribut der Widerſtandsfähigkeit ausgerüſtet. Es reicht nicht einmal hin, E als Grenzfläche eines trägen Maſſenvolums zu betrachten; man iſt genöthigt, eine phyſikaliſche Hypotheſe über die Kräfte hinzuzufügen, mit der die Maſſe ihren Raum zu behaupten ſucht. Man wird daher der Ebene E eine Dicke geben müſſen; die Berührung wird nicht nur in einem Punkte ſtattfinden, ſondern der bewegte Körper wird wirklich entweder bis zu gewiſſer Tiefe eindringen und dann durch den Widerſtand aller verſchobenen Maſſenpunkte zurückgedrängt werden, oder, ohne zur Berührung zu kommen, ſchon aus der Entfernung die zurückſtoßenden Kräfte der in E vereinigten Maſſen erfahren. Von dieſen Kräften aller Maſſenpunkte müßte ſich dann nachweiſen laſſen, daß ſie nach allen andern Richtungen einander aufheben, nach der Normalen auf der Grenzfläche allein ſich ſummiren, und ſo den Widerſtand zuſammenſetzen, welcher die in dieſer Normale entgegengeſetzt gerichtete Componente der ankommenden Bewegung aufhebt. Auch iſt die Nothwendigkeit, zu einer Vorausſetzung dieſer Art zurückzukommen, durchaus nicht zu verwundern; wie Bewegung überhaupt nur an einem Realen, nicht an einem Punkte oder einer Linie vorkommen kann, ſo darf man noch weniger Widerſtände berechnen wollen, ohne das in Betracht zu ziehen, was allein widerſtehen kann, die phyſiſchen Kräfte der wirklichen

Körper; Flächen als Flächen und Linien als Linien durchschneiden einander immer ohne Widerstand.

237. In dem eben behandelten Falle führte eine sehr scheinbare Annahme, die Zerfällung einer Bewegung, zu einem richtigen Resultate, dessen Bedingungen gleichwohl ganz anderswo lagen; es gibt andere Fälle, wo eine richtige, obwohl nicht ganz vollständige Voraussetzung zu scheinbar falschen Resultaten treibt, deren Triftigkeit sich indessen durch Interpretation retten läßt. Ein schwerer Stab von der Länge $2a$ und dem Gewicht p sei gegen eine völlig glatte Verticalwand gelehnt und bilde mit der völlig glatten Horizontalebene, auf der er steht, den Winkel φ. Er wird nothwendig herabsinken, wenn man nicht seinem Fußpunkt, der auf der Horizontalebene sich von der Wand zu entfernen sucht, einen Widerstand entgegensetzt. Die Größe dieses Widerstandes, oder was gleich gilt, des Schiebdruckes S, welchen der gleitende Stab gegen ihn ausübt, findet sich $S = \frac{p}{2} . \operatorname{cotg} \varphi$. Steht der Stab senkrecht, $\varphi = 90°$, so ist $\operatorname{cotg} \varphi$ und also auch $S = 0$; der Stab balancirt frei über seinem Fußpunkt, übt gar keinen horizontalen Schiebdruck, bedarf keines Widerstandes, und die Verticalwand ist überflüssig. Nimmt φ ab, neigt sich also der Stab, so nimmt $\operatorname{cotg} \varphi$ und mit ihr der Schiebdruck zu; wird aber $\varphi = 0$, wenn der Stab horizontal auf dem Boden liegt, so gibt die Formel den Schiebdruck unendlich groß, während die einfache Betrachtung der Sachlage zeigt, daß er gleich Null sein muß. Dieser anscheinende Widerspruch ist leicht zu heben. Als man nämlich die Aufgabe stellte, dachte man sich freilich eine zusammenhängende widerstandsfähige Horizontalebene, die vom Fußpunkt des Stabes bis zur Verticalwand reichte, aber in die kleine Rechnung, die zu der Formel $S = \frac{p}{2} \operatorname{cotg} \varphi$ führte, ist dieser Theil der Annahme gar nicht mit eingegangen; hier dachte man immer blos an den einen Fußpunkt, welcher das Gewicht der Stange zu tragen hatte; zwischen ihm und der Verticalwand lag nichts, worauf diese Rechnung Rücksicht genommen hätte. Oder anders ausgedrückt: die allgemeine Formel behandelt die beiden Wände blos als geometrische Orte, von denen für jeden zu berechnenden Einzelfall nur je zwei um die Länge $2a$ von

einander abſtehende Punkte, auf welche die hier in Frage kommenden Kräfte wirken, in Betracht kommen. Bleiben wir nun bei dem, was die Rechnung enthält, ſo befindet ſich in dem Augenblicke, wo $q = 0$ wird, zwiſchen dem Fußpunkt des Stabes und der Verticalwand eine Lücke, die der Länge deſſelben gleich iſt, und durch dieſe wird er, da keine ſenkrechte Kraft ſeinem Gewichte entgegenwirkt, hindurchfallen. Einen Schiebdruck S übt er dann freilich nicht mehr; aber S bedeutete nicht blos dieſen Druck, ſondern auch die horizontale Kraft, welche zunächſt ihn ſelbſt aufhebt, dann aber auch das einzige Hinderniß bildet, das überhaupt das Herabgleiten des Stabes in die horizontale Lage verhütet, in welcher ſein Gewicht keinen Widerſtand mehr erfährt. Daß nun S unendlich wird für $q = 0$, bedeutet: eine horizontal nach der Verticalwand wirkende Kraft müßte unendlich groß ſein, wenn ſie das Hindurchfallen des Stabes durch die offene Lücke verhindern ſollte; mit andern Worten, da unendliche Kräfte nicht vorkommen: es gibt keine horizontale Kraft, die dieſen Erfolg haben könnte. Man wird ſich nicht dadurch irren laſſen, daß die Praxis ihn gleichwohl oft durch Klemmungen in horizontaler Richtung erreicht; denn ſie erreicht ihn dann durch die Rauhigkeit der Oberflächen, mit denen die klemmenden und der geklemmte Körper einander berühren, und durch die Zuſammendrückbarkeit des letztern, die ihm durch kleine Formänderungen vorher nicht vorhandene Stützpunkte verſchafft.

238. Ich füge noch ein mathematiſches Beiſpiel zur Verdeutlichung unſerer allgemeinen methodiſchen Anweiſungen hinzu. Der Taylorſche Lehrſatz ſucht den Werth $F(x + h)$ zu beſtimmen, welchen eine Function von x, Fx dann annimmt, wenn die veränderliche Größe x von dem Endwerthe an, den ſie in Fx beſaß, bis zu dem neuen Werthe $x + h$ anwächſt. Zu möglichſter Einfachheit der Darſtellung unterwerfe ich dieſe Aufgabe einigen Beſchränkungen, von denen es hier viel zu weitläufig wäre, zu erörtern, daß ſie überflüſſig ſind. Ich denke Fx in Geſtalt eines analytiſchen Ausdrucks gegeben, welcher die mathematiſchen Operationen oder Relationen anzeigt, aus welchen, für jeden beſtimmten Werth von x, beſtimmte Werthe der Fx fließen; ich nehme an, daß dieſe Werthe von Fx endlich bleiben für jeden Werth des x von 0 bis $x + h$, und daß ſie ſtetig wachſen für die ſtetigen

Zunahmen des x durch dieſes Intervall. In der ſo beſtimmten Aufgabe liegt, wenn ſie in allgemeiner Form lösbar ſein ſoll, unmittelbar die Vorausſetzung, das Wachsthum der Function von ihrem Werthe Fx bis zu dem neuen $F(x+h)$ werde ganz nach demſelben Bildungsgeſetze erfolgen, nach welchem jener frühere Werth ſelbſt, Fx, entſtanden iſt, während x von 0 an bis zu ſeinem damaligen Endwerthe x anwuchs, und zwar werde dieſe Gleichheit des Bildungsgeſetzes für jeden unendlichen kleinen Zuwachs dh, um welchen die Function jetzt zunimmt, gerade ſo gelten, wie für jedes unendlich kleine dx, um welches ſie vorher zugenommen hatte. Hieraus folgt, daß beide Werthe der Function, zunächſt aber Fx ſich durch die Summe einer unendlichen Reihe muß ausdrücken laſſen, deren jedes Glied die Zunahme anzeigt, welche in Folge einer Zunahme des x um je ein dx ſtattfindet. Beſtände nun die Natur der Fx darin, für jede kleinſte Zunahme des x, alſo für jedes dx um dieſelbe conſtante Größe $m.dx$ zuzunehmen, ſo würde ihr Geſammtwerth am Ende die Summe einer unendlichen Reihe gleicher Glieder von der Form $m\,dx$ ſein; die Anzahl dieſer Glieder wäre ebenſo unendlich groß als die Anzahl der dx, in welche man ſich den Endwerth von x getheilt, oder aus deren Anſammlung man ihn entſtanden denken will; die Summe der Reihe iſt das Integral $\int m\,dx = mx$. Hängt dagegen der Zuwachs der Fx für jedes dx von dem Werthe ab, den das wachſende x bis zum Eintritt dieſes dx bereits erreicht hat, ſo muß, wenn die geſuchte Formel für jedes endliche x und h gelten ſoll, die jetzt anzunehmende Reihe aus lauter gleichgebauten Functionen von x beſtehen, welche ſich der Ordnung nach auf die ſtetig zunehmenden Werthe von x beziehen; nennen wir dieſe Function fx oder f^1x, ſo iſt $Fx = \int f^1x\,.\,dx$. Nichts hindert nun, auf f^1x dieſelben Betrachtungen wiederholt anzuwenden, die wir über Fx anſtellten; bezeichnet jetzt x in f^1x einen beſtimmten Werth von den vielen, welche x annehmen kann, ſo läßt ſich auch f^1x als Summe einer Reihe faſſen, deren unendlich viele gleichgebauten Glieder die Zunahmen angeben, um welche, für jedes dx, die f^1x bis zu ihrem, jenem Werthe des x entſprechenden, Endwerthe anwuchs; man hat dann auch $f^1x = \int f^2x\,.\,dx$ und allgemein $f^mx = \int f^{m+1}x\,.\,dx$. Auf welche Weiſe aus einer gegebenen Function, Fx, dieſe ihre abgeleiteten Functionen verſchiedener Ordnung, f^1x, f^2x, f^mx, und aus dieſen rück-

wärts jene zu gewinnen ist, setzen wir als bekannte Lehren der Infinitesimalrechnung voraus.

239. In diesen Vorbemerkungen liegt eigentlich schon die Auflösung unserer Aufgabe; ich führe sie jedoch noch auf folgenden einfachen Gedankengang zurück, der zugleich eine andere logische Verfahrungsweise verdeutlichen mag.

1. Selbstverständlich ist $F(x + h)$ gleich der Summe ihres früheren Werthes Fx und der positiven oder negativen Zunahme R_1, welche Fx in Folge des Wachsthums der Variablen x von x bis $x + h$ erfahren hat. Zur Bestimmung des Werthes von R_1 machen wir die einfachste Annahme: für jedes der dh, durch deren Aufeinanderfolge h entsteht, wachse Fx um dieselbe Größe $m_1 . dh$; dann ist $m_1 \int dh = m_1 . h$ der Werth von R_1 oder der Gesammtzuwachs von Fx. Dies m_1 ist nicht unbestimmbar. Denn wenn die Zunahme der Fx, wie wir immer voraussetzen, einzig von der eignen Natur dieser Function abhängen soll, so muß ihr gegebener Werth Fx auf dieselbe Weise entstanden sein, auf welche jetzt die weitere Vergrößerung desselben erfolgen soll; während also x alle Werthe von 0 bis x durchlief, mußten schon damals für jedes dx dieselben Zunahmen der sich erst bildenden Function entstehen, welche jetzt für jedes dh zu der gebildeten hinzukommen, denn in nichts als in der Bezeichnung unterscheidet sich dx von dh. Nun läßt allgemein Fx sich als die Summe einer stetigen Reihe betrachten, deren allgemeines Glied durch $f'x . dx$ und deren letztes durch denselben Ausdruck dargestellt wird, wenn man unter x den bestimmten Endwerth versteht, den die Variable x in Fx erreicht. Für jedes dx wächst diese Reihe um $f_1 x . dx$; diese Größe, $f'x$, muß constant und $= m_1$ sein, wenn das Wachsthum der Fx bis zu ihrem gegebenen Endwerth in derselben Weise stattgefunden haben soll, wie über diesen hinaus bis $F(x + h)$. Für jedes dh nimmt daher Fx um $f'x . dh$ zu, und die Summe oder das Integral dieser elementaren Zunahmen, also $h . f'x$, ist der gesuchte Werth von R_1. Die Annahme, die wir hier machten, $f'x$ sei constant und $= m_1$, braucht nicht zuzutreffen; aber da die allgemeine Formel die Fälle, in denen sie zutrifft, mit enthalten muß, so kann dies gefundene zweite Glied als bleibender Bestandtheil derselben gelten.

2. Trifft nun diese erste Annahme nicht zu, so ist doch immer

$F(x+h) = Fx + h.f^1x + R_2$, wenn wir unter R_2 die positive oder negative Ergänzung verstehen, welche zur Ausmessung des wahren Werthes der Function noch nöthig ist. Da es dieses neuen Zusatzes nur bedarf, weil Fx nicht für jedes dh oder dx um denselben Betrag wächst, weil also f^1x keine constante Größe, sondern von dem jedesmal erreichten Werthe der Variablen x abhängig ist, so bedeutet in dem zweiten Glied $h.f^1x = R_1$ unserer Formel f^1x jetzt nur noch den festen Einzelwerth, den die nun veränderlich zu denkende allgemeine Function f^1x für den Endwerth x der Variablen x oder den Nullwerth der Variablen h besitzt. Nur dann können wir daher dies zweite Glied, $h.f^1x$, beibehalten, wenn wir zu jedem der Glieder $f^1x.dh$, deren Summe es ist, die Zunahme hinzufügen, welche der in ihm enthaltene Endwerth von f^1x noch weiter für jeden Zuwachs dh der Variablen h erfährt. Für diese Zunahme machen wir wieder die einfachste Annahme: sie sei dieselbe für jedes dh und $= m_2\,dh$. Auch dieses m_2 ist bestimmbar. Denn wieder: wenn unsere Annahme gültig sein soll, so muß sie auch auf Fx zurückwirken; nach demselben Gesetz, nach welchem jetzt diese Function sich vergrößern soll, muß sie auch entstanden sein; die Zunahme der f^1x muß für jedes dx dieselbe und $= m_2\,dx$ gewesen sein. Nun ist f^1x die Summe einer stetigen Reihe, deren allgemeines Glied $f^2x.dx$ ist; um eben diesen Betrag nimmt also diese Reihe, oder ihre Summe f^1x, stets zu für jeden Zuwachs des x um ein dx; unsere Bedingung ist daher erfüllt, wenn wir f^2x constant und $= m_2$ setzen; dann nimmt Fx über ihren gegebenen Werth hinaus in derselben Weise zu, in welcher sie sich bis zu ihm hin vorher gebildet hatte. Ihr ganzer Zuwachs ist dann die Summe zweier Reihen; die erste von diesen besteht aus lauter gleichen Gliedern $f^1x.dh$ und ihre Summe ist $= R_1$; die zweite, welche R^2 vorstellt, enthält wachsende Glieder; das erste derselben, $f^2x.dh$, stellt die erste neue Zunahme vor, welche Fx erfährt, wenn der vorige Endwerth x der Variablen x um das erste dh wächst, oder die Variable h, von 0 an wachsend, ihren ersten Werth dh erreicht; jedes folgende $(n+1)$te Glied fügt denselben Zuwachs $f^2x.dh$ zu dem fortbestehenden Werthe des $n$ten Gliedes hinzu; $h.f^2x.dh$ ist daher das allgemeine Glied dieser zweiten Reihe, das wir als Ergänzung zu dem allgemeinen der ersten hinzuzufügen haben. Die Gesammtzunahme der Fx ist daher

die Summe der ſtetigen Reihe $(f^1x + h f^2x)\,dh$, oder $h.f^1x + \frac{h^2}{1.2}.f^2x$; das zweite Glied dieſes Ausdrucks iſt der geſuchte Werth von R_2.

3. Wäre die Natur einer gegebenen Function Fx ſo beſchaffen, daß auch dieſe zweite Annahme nicht hinreichte, um ihr Wachsthum zu erſchöpfen, ſo würden wir doch immer die gefundenen Glieder unſerer Formel beibehalten können, wenn wir ein neues R_3 hinzufügten, welches ſie ergänzte. Zur Beſtimmung dieſes neuen R_3 würden wir denſelben Gedankengang wiederholen. Wir können ſeiner nur bedürfen, weil auch f^2x nicht conſtant, ſondern von dem jedesmal erreichten Werthe von x abhängig iſt und mit ihm zunimmt. Nehmen wir an, daß doch dieſe Zunahmen wenigſtens conſtant für jedes dh und $= m_3.dh$ ſind. Drücken wir dann f^2x als Summe einer ſtetigen Reihe aus, deren allgemeines Glied $f^3x.dx$ iſt, ſo haben wir nur f^3x conſtant und $= m_3$ zu ſetzen, damit unſere allgemeine Bedingung erfüllt und Fx bis zu dieſem ihrem gegebenen Endwerth ebenſo gewachſen ſei, wie ſie nun über ihn hinaus zunehmen ſoll. Nun war das dritte Glied R_2 unſerer Formel die Summe einer ſtetigen Reihe, deren allgemeines Glied $h.f^2x.dh$ iſt; bilden wir daher eine zweite Reihe, die Zuſätze enthaltend, durch welche R_2 zu ergänzen iſt, ſo iſt $h.f^3x.dh$ die Zunahme, um welche jedes $(n+1)$te Glied dieſer zweiten Reihe größer ſein wird, als das $n$te; folglich iſt $\int h.f^3x\,dh$ oder $\frac{h^3}{1.2}.f^3x$ das allgemeine Glied dieſer Reihe R_3. Man erhält daher den zweiten und dritten Zuwachs von Fx, wenn man die ſtetige Reihe ſummirt, deren allgemeines Glied jetzt $[hf^2x + \frac{h^2}{1.2}.f^3x]\,dh$ iſt, und findet alſo

$$R_2 + R_3 = \frac{h^2}{1.2}.f^2x + \frac{h^3}{1.2.3}.f^3x.$$

4. Es iſt unnütz, dies Verfahren fortzuſetzen; man bemerkt leicht, daß unter beſtändiger Wiederholung der hier gemachten Vorausſetzungen die geſuchte Formel die bekannte Geſtalt der Taylorſchen Reihe annehmen wird:

$$F(x+h) = Fx + \frac{h}{1}.f^1x + \frac{h^2}{1.2}.f^2x + \frac{h^3}{1.2.3}.f^3x \ldots + \frac{h^m}{1.2.3\ldots m}.f^mx + R_{m+1}$$

Aber dieſe Formel würde wenig Werth haben, wenn wir die Vorausſetzungen eben, auf denen ſie beruht, nicht als ausſchließlich zuläſſige rechtfertigen könnten. Unzweifelhaft logiſch richtig, aber ſo richtig, wie die unnützeſte aller Tautologien, würde ſie dann ſein, wenn ſie blos ſagen wollte, jede Größe M laſſe ſich allemal durch eine Reihe ganz beliebig angenommener Glieder ausdrücken, ſobald man ſich vorbehalte, ein Reſtglied R hinzuzufügen, das alle Irrthümer wieder gut zu machen beſtimmt ſei, die man durch Gleichſetzung des M mit jener Reihe begangen hatte. Einen brauchbaren Sinn enthält die Formel erſt dann, wenn man dieſes corrigirenden Reſtgliedes nicht bedarf, wenn ſich alſo nachweiſen läßt, daß der Werth von $F(x + h)$ entweder durch eine endliche Anzahl der entwickelten Glieder oder durch eine zwar unendliche, jedoch zur Summirbarkeit convergente Reihe derſelben vollſtändig ausgedrückt werden kann. Woher aber erfahren wir, daß dies der Fall iſt? Daraus, daß für eine gegebene Function Fx eine ihrer abgeleiteten Functionen, $f^m x$, bei wirklicher Berechnung zu Null wird, die Reihe alſo vor dem Gliede abbricht, welches ſie enthält, daraus allein folgt ſelbſtverſtändlich doch nur, daß es keinen ferneren Zuwachs von Fx gibt, der durch weitere Entwicklung dieſer einmal angenommenen Gliederreihe erreicht werden könnte; daß aber überhaupt keine andere Zunahme vorkommen könne, würde den Nachweis vorausſetzen, daß eben dieſe Berechnungsweiſe alle Zunahmen umfaſſen müſſe, welche Fx ihrer Natur nach erfahren kann. Dieſen Nachweis nun glauben wir jetzt nicht mehr beſonders liefern zu müſſen; er liegt in der von uns gemachten Vorausſetzung, daß Fx ſich unter keiner andern Bedingung, als der der ſtetigen gleichförmigen Zunahme von x vergrößere, und daß ihr mathematiſcher Bau für jeden der erreichten Werthe von x derſelbe bleibe. Wächſt dann eine Function dergeſtalt, daß ſie für jedes dh dieſelbe conſtante Zunahme erfährt, zugleich aber jedes auf dieſe Weiſe in ſie eintretende dh der Ausgangspunkt einer neuen conſtanten Zunahme wird, ſo entſteht als Ausdruck ihrer Geſammtzunahme durch das Intervall h eine unendliche Reihe, in deren Gliedern die einen Factoren h, $\frac{h^2}{1.2}$, $\frac{h^m}{1.2...m}$ ihrer Form nach nur von dieſer allgemeinen Form des Wachsthums abhängig und daher für alle Functionen gleichgeſtaltet ſind. Damit dieſe Reihe aber das ſpecifiſche

Wachsthum jeder bestimmten Function im Unterschied von dem einer andern angebe, treten die andern Factoren, $f^1 x$, $f^2 x$, $f^m x$, zu diesen allgemeinen Factoren so hinzu, daß jeder von ihnen die besondere von der Natur der gegebenen $F x$ jedesmal erst abhängige Größe der ersten zweiten dritten oder mten Zunahme angibt, die für jedes $d h$ stattfindet; die Reihe bricht, als vollständiger Ausdruck für $F(x + h)$, dann ab, wenn einer dieser Factoren verschwindet. Die entwickelten Glieder unserer oben angeführten Reihe waren daher nicht willkürlich angenommen; sie suchten $F(x + h)$ nicht nach einem Maßstab zu messen, der der Natur dieser Function fremd gewesen wäre, sondern nach dem, den sie selbst und die Natur ihres vorausgesetzten Wachsthums darbot; ist nach diesem Maßstabe der Werth von $F(x + h)$ durch eine endliche oder durch eine summirbare unendliche Gliederzahl ausdrückbar, so kann es keinen aus anderer Quelle herrührenden Zuwachs geben, der diesem Resultate hinzuzufügen wäre. Denn wie auch eine Function wachsen möge, vorausgesetzt nur, daß sie in keiner Strecke ihres Wachsthums neu eintretenden äußern Bedingungen unterliege: durch die beständige Wiederholung der von uns gemachten Annahmen, zuerst einer constanten Zunahme, dann einer constanten positiven oder negativen Zunahme dieser Zunahme, dann durch eine neue constante positive oder negative Zunahme dieser zweiten Zunahme und so fort, wird man den Gesammtwerth des erfolgten Zuwachses ebenso gewiß erschöpfen, als man durch passend gewählte Epicyclen jede krummlinige Bahn, oder durch eine unendliche Reihe positiver und negativer Potenzen der Zehn jede Irrationalzahl darstellt. So aufgefaßt, als bloße Definition des Wachsthums, bleibt die Reihe *logisch gültig* auch dann, wenn sie, für eine nachweisbar endliche Zunahme der Function, durch Divergenz *mathematisch unbrauchbar* wird. Bliebe sie es nicht, so könnte sie auch nur thatsächlich zutreffen, aber nicht wieder allgemein gültig dadurch gemacht werden, daß man durch Umformung der Function ohne Aenderung ihres Inhalts die Bedingungen der Convergenz wieder herstellt. Diese Herstellung dient nur, das an sich Gültige in die Grenzen der Berechenbarkeit zu bringen.

Sechſtes Kapitel.

Beweisfehler und Dilemmen.

240. Schon Ariſtoteles bemerkte, daß aus falſchen Prämiſſen folgerecht wahre Schlußſätze fließen können. In der That: jeder Lappländer, verſichert uns die erſte Figur, iſt geborner Dichter, Homer war Lappländer, darum auch Dichter; die zweite: alle paraſitiſchen Pflanzen blühen roth, aber keine Roſe thut dies, mithin ſind Roſen nicht Schmarozerpflanzen: die dritte: Metalle leiten die Electricität nicht, auch ſind ſie alle unſchmelzbar, es gibt alſo unſchmelzbare Stoffe, welche Nichtleiter für Electricität ſind. Auch ändert ſich hieran nichts, wenn wir die Lappländer mit Griechen, das Rothblühen mit Explodiren vertauſchen und die Metalle durch Gläſer erſetzen, Umformungen, durch welche je eine Prämiſſe zur Wahrheit wird; noch weniger wird natürlich der richtige Schlußſatz ausbleiben, wenn wir einen Mittelbegriff einſetzen, durch den ſie beide gültig werden. Man findet daher allgemein: ſo oft man Subject S und Prädicat P eines zu beweiſenden Satzes T und einen völlig willkürlich gewählten Mittelbegriff M ſo in zwei Prämiſſen zuſammenſtellt, wie es die Regeln einer ariſtoteliſchen Figur verlangen, ſo iſt T allemal die nach dieſer Figur folgerichtige Concluſion aus den ſo gebildeten Vorderſätzen. Den Grund dieſes Verhaltens begreift man, wenn man gar keinen beſtimmten Mittelbegriff erſinnt, ſondern ſich mit dem bloßen Zeichen M begnügt: alle M ſind Dichter, Homer war ein M; alle paraſitiſchen Pflanzen ſind M, die Roſen ſind nicht M; alle M ſind Nichtleiter, alle M ſind unſchmelzbar. Dieſe ſchematiſchen Prämiſſen ſagen dann, in welchen Verhältniſſen S und P zu irgend einem Mittelbegriff ſtehen müſſen, wenn ihre Verbindung zu dem Schlußſatz SP gültig ſein ſoll; ſie ſagen zugleich umgekehrt, daß der Satz SP immer gültig ſein muß, wenn ſich irgend ein M auffinden läßt, zu welchem S und P in den geforderten Beziehungen ſtehen. Hätte man dieſes M glücklich gefunden, wären alſo beide Prämiſſen gültig, ſo würde SP nun nicht blos thatſächlich, ſondern nothwendig gültig ſein; ließe ſich jemals nachweiſen, daß es gar kein M gibt, zu dem S und P dieſe Beziehungen haben könnten, ſo wäre die Unmöglichkeit des Satzes SP ſicher, denn er könnte dann nicht einmal blos thatſächlich in einer Erfahrung vorkommen; hat man aber

ſich nur in der Wahl des M vergriffen, ſind alſo die angenommenen Prämiſſen ungültig, ſo hindert nichts, daß es irgend ein anderes M gebe, durch deſſen Einſetzung die Prämiſſen richtig, mithin auch SP nothwendig gültig wird; iſt endlich SP ungültig, ſo muß etwas in den Prämiſſen nothwendig falſch ſein, aus denen folgerecht ſeine Gültigkeit fließen würde. Faſſen wir zuſammen: nicht die Wahrheit eines Satzes T, ſondern nur unſere Einſicht in dieſe Wahrheit hängt, dann wenigſtens, wenn T nicht Inhalt unmittelbarer Wahrnehmung iſt, von der Richtigkeit der Prämiſſen ab, aus denen wir T ableiten; bewieſen wird daher T nur aus richtigen Prämiſſen, beſtehen kann aber begreiflich ſeine Wahrheit trotz aller Irrthümer unſeres Nachdenkens über ſie, und kann ſelbſt folgerecht aus materiell völlig falſchen Prämiſſen geſchloſſen werden. Dies mußte erwähnt werden, denn es gehört ſelbſt zu den häufig begangenen logiſchen Fehlern, den Nachweis der Falſchheit eines Beweiſes für T für einen Beweis der Ungültigkeit des ſchlecht bewieſenen T ſelbſt, oder kurz: die Widerlegung eines Beweiſes für Widerlegung der Sache auszugeben.

241. Gültig, ſo fanden wir, iſt ein Satz T immer, wenn er aus gültigen Prämiſſen folgerecht fließt; bewieſen aber doch erſt dann, wenn zugleich die gültigen Prämiſſen unabhängig von ihm ſelbſt ſind. Wir bilden daher einen richtigen Schluß, aber einen untriftigen Beweis, wenn wir in die Prämiſſen entweder unter veränderter Form T ſelbſt oder einen andern Satz T^1 aufnehmen, der nur unter Vorausſetzung der Gültigkeit von T gelten kann. So ausgedrückt ſcheint dieſer Fehler, die petitio principii oder der circulus in demonstrando, leicht vermeidbar; er iſt es gar nicht, namentlich dann nicht, wenn der Beweis nur in einer längeren Schlußkette und nur theilweis durch Verknüpfung von Begriffen, theilweis durch Benutzung von anſchaulichen Conſtructionen geführt wird; um unter ſolchen Umſtänden formell richtig zu T zu gelangen, reicht häufig die Vorausſetzung einer mittelbaren und entfernten Folge von T hin, die man ſehr leicht für eine unabhängige zum Beweiſe des T benutzbare Wahrheit verkennen kann. Fruchtbare Regeln zur Vermeidung dieſes Irrthums gibt es darum nicht; nur vielleicht iſt nützlich zu erinnern, wie leicht zu ihm der Verſuch verleitet, direct und progreſſiv Sätze zu beweiſen, die für unſere Erkenntniß ein Letztes und Unableitbares enthalten, ſei es eine Denk-

nothwendigkeit oder eine allgemeine Thatsache der Wahrnehmung; für diese Fälle passen die apagogischen und regressiven Beweisformen.

242. Verwandt mit diesem ersten Fehler, oft nur nach subjectiver Schätzung von ihm unterscheidbar, ist der zweite, das Hysteron-proteron. Wir begehen es, wenn wir einen Satz, der des Beweises fähig und bedürftig ist, zum Ableitungsgrund eines andern machen, der des Beweises nicht bedarf, umgekehrt aber sich zum Beweisgrund für jenen eignen würde. Gottes Wille, sagt man, sei heilig, die sittlichen Gebote unseres Gewissens der Ausdruck des göttlichen Willens in uns, darum auch sie heilig und verpflichtend. Man wird einwenden müssen: wenn die verpflichtende Kraft und Heiligkeit der sittlichen Gebote nicht unmittelbar und unbedingt empfunden würde, gleichviel welches ihr Ursprung sein mag, so möchten zwar andere Gründe uns noch zu dem Glauben an ein höchstes Wesen bringen, aber Veranlassung und Möglichkeit würde uns fehlen, den Begriff des Heiligen zu bilden und dadurch den Obersatz zu Stande zu bringen, aus welchem wir hier schließen wollten. Als Beweis ist daher dieser Gedankengang unzulässig; dies hindert indessen nicht, daß er doch zuletzt der richtige Ausdruck der Wahrheit selbst sei; denn in weitester Ausdehnung kann das, was in der Natur der Sache selbst die Folge oder das principiatum ist, uns als Erkenntnißgrund, und häufig als einziger, für das dienen, was an sich das principium oder der Realgrund für die Möglichkeit jenes Erkenntnißgrundes ist. Selbstverständlich immer, wenn wir die Summe namentlich einer inductiv erworbenen Erkenntniß systematisch darstellen, schicken wir als Beweisgrund des Einzelnen ein Allgemeines voran, dessen Gewißheit für uns nur auf der des Einzelnen beruht; es ist deshalb wichtig, daß solchen Darstellungen andere zur Seite stehen, welche unsere Erkenntnisse in der Ordnung aufeinander folgen lassen, in der sie, eine auf die andere sich stützend, wirklich bewiesen werden können. In den Beweisversuchen, welche das lebendige Gespräch oder die eilige Ueberlegung herbeiführt, die im Lauf einer Untersuchung sich der Gewißheit eines zu benutzenden Satzes schnell versichern möchte, gestatten wir uns ein Hysteronproteron sehr oft; wir folgern dann ex concessis, aus Voraussetzungen, deren jetzt ununtersucht bleibende Wahrheit uns durch ihren Zusammenhang mit andern Erkenntnissen hinlänglich feststeht, oder auf deren Zugeständniß aus irgend einem Grunde augen-

blicklich leichter als auf das anderer zu rechnen iſt, die ihnen als Beweisgrund dienen könnten.

243. Der häufigſte Fehler des Beweiſes iſt die Zweideutigkeit des Mittelbegriffs, die mehr oder minder verſteckte Quaternio terminorum oder fallacia falsi medii. Als die Sophiſtik der Griechen zuerſt auf die ſyllogiſtiſche Verkettung der Gedanken und ihren ſprachlichen Ausdruck aufmerkſam ward, führte man eine große Menge dieſer Fehler auf; von ihnen, die man in der ariſtoteliſchen Schrift über die Trugſchlüſſe claſſificirt findet, dürfen wir viele übergehen, die für unſere Zeit nicht einmal mehr die Bedeutung eines gelungenen Witzes haben; von denen, die uns fortwährend drohen, heben wir die doppelte fallacia de dicto simpliciter ad dictum secundum quid und de dicto secundum quid ad d. simpliciter hervor. Suchen wir beide zunächſt in den fehlerhaften Gedankenrichtungen im Großen auf, zu denen ihre öftere Begehung im Einzelnen auswächſt, ſo finden wir die erſte in jenem doctrinären Idealismus herrſchend, der nie einſehen will, daß nicht nur die Ausführbarkeit, ſondern auch der verpflichtende Werth an ſich zu billigender Ideen durch die Natur der Gegenſtände und der Umſtände ihrer Anwendung eine ganz rechtmäßige Beſchränkung erfährt; den andern Fehler erkennen wir als die Grundlage der Engherzigkeit, für welche die allgemeinſten Wahrheiten und Ideale nur in der ſpeciellen Form Geltung und Werth haben, in der ſie ſich innerhalb eines beſchränkten Gedanken- und Beobachtungskreiſes beſtändig dargeboten haben. Beide Sinnesarten belehrt das Leben; die letzte, wenn ſie neue ihr unerhörte Geſtaltungen der Dinge nicht hindern kann und die Welt darum doch nicht zu Grunde gehen ſieht, lernt endlich, daß man von einer mit Recht geſchätzten particularen Lebensverfaſſung nicht ſchließen darf, daß ſie die einzige würdige Ordnung menſchliches Daſeins ſei; jene erſte Schwärmerei begreift durch den Abzug, den alle ihre Ideale bei dem Verſuche der Verwirklichung erfahren, was ſchon die Beachtung des disjunctiven Lehrſatzes ihr hätte ſagen können: jedes allgemeine I' verwandelt ſich bei der Anwendung aus etwas, das simpliciter galt, in etwas, das secundum quid gilt, aus I' in p^1 oder p^2, p^3; es in irgend einer dieſer Geſtalten nicht wollen, in denen es allein ſein kann, heißt ſeine Wirklichkeit unter einer Bedingung wollen, die ſchon logiſch unerfüllbar iſt.

244. Die beiden erwähnten Fehler beſtehen alſo darin, daß wir das P, welches von einem M an ſich gilt, von dem M auch dann behaupten, wenn zu dieſem eine vorher nicht beſtandene Bedingung tritt, welche die Anknüpfbarkeit des P ändert, oder daß wir umgekehrt, was unter irgend einer Bedingung von M gilt, bedingungslos auf M übertragen; ſo entſteht die Zweideutigkeit des Mittelbegriffs, der einmal das uneingeſchränkte M, dann das durch Bedingungen determinirte M^1 bedeutet. Aus der Menge von Beiſpielen, die man für dieſen Fehler mit leichter Mühe finden oder bilden kann, hebe ich einen von beſonderem Nebenintereſſe hervor. Die Lüge verdammen wir grundſätzlich; dennoch gibt es kaum Jemand, der nicht praktiſch Ausnahmen zuließe; dies deutet auf einen in der Bildung des Grundſatzes ſelbſt begangenen Fehler. Sehen wir von erziehender Belehrung ab, ſo lernen wir die Lüge in Einzelfällen haſſen, wo ſie begleitet iſt von dem Wunſche, begangene Schuld auf Andere abzuwälzen, von unmittelbarer Begierde zu ſchaden, von dem Hochmuth endlich, der das Selbſtgefühl des Andern demüthigt, indem er ihn ſpielend in eine Welt falſcher Vorſtellungen verwickelt; dieſe Nebenzüge ſind es, die uns gegen die Unwahrheit aufbringen; nur um ihretwillen nennen wir die Unwahrheit Lüge. Aus dieſen Fällen, in denen das secundum quid ſehr deutlich iſt, das unſer Urtheil beſtimmt, könnten wir, wenn nichts weiter hinzukäme, nicht mit Recht auf die Verwerflichkeit jeder simpliciter, ohne Nebenabſicht, vorgetragenen Unwahrheit ſchließen. Aber es kommt freilich etwas hinzu; Mittheilung unter Menſchen kann nur Vorſtellungen derſelben Wirklichkeit in allen erwecken wollen, damit, hiernach abgemeſſen, ihre Handlungen zu gemeinſamem Wirken richtig zuſammentreffen, ihre Sonderbeſtrebungen einander aus dem Wege gehen, überhaupt nur unternommen werde, was im Einklang mit der Wirklichkeit Erfolg verſpricht. Die allgemeine Maxime, Unwahres zu ſagen, höbe die Erfüllbarkeit dieſer und aller andern Zwecke auf; denn Wahrheit gibt es in jedem Falle nur eine, Unwahrheiten unzählige; der Austauſch der letzteren würde daher nicht verbürgen, daß nicht die durch ihn rege gemachten Intentionen der Menſchen ſtets bei einander vorbeigingen, ohne je zur Erreichung eines Zweckes zuſammenzutreffen. So kommen wir zu dem Urtheile, Behauptung des Unwahren ſei an ſich verwerflich, weil ſie dem Weſen der Behauptung und dem ſittlichen Zwecke der Mittheilung

widerſpreche, und ſtillſchweigend nehmen wir nur die Aeußerungen des Unwahren aus, die, in Poeſie Scherz und Höflichkeit, den Charakter der Behauptung nicht haben. Und hier eben droht der Fehlſchluß, den ich erwähnen wollte. Durch dieſe Ueberlegung glauben wir die Verwerflichkeit unwahrer Behauptungen von der Beſchränkung durch das frühere secundum quid befreit zu haben und ſie nun simpliciter ausſprechen zu können. Aber dies simpliciter ſelbſt iſt zweideutig. Es kann bedeuten: die Behauptung des Unwahren iſt an ſich tadelhaft und kann nur durch beſondere Gründe, secundum quid, im Einzelfalle gerechtfertigt werden; aber es kann auch ſagen wollen: ſie iſt allgemein verwerflich und es gibt eben deshalb keine Gründe, welche ſie im Einzelfalle rechtfertigen könnten. Dieſe beiden Auslegungen des simpliciter ſtreiten ſich in unſerem Gemüthe und bringen jenen Widerſpruch hervor, den ich am Anfang berührte. Nur zur erſten, nicht zur zweiten würden unſere hier angenommenen logiſchen Prämiſſen zureichen; denn nur als allgemeine Maxime gedacht, hob die Unwahrheit ſittliche Zwecke gewiß auf und war verwerflich; hiermit aber verträgt ſich allerdings der Gedanke, daß ſie überall wieder zuläſſig ſei, wo nicht die Erfüllung, ſondern die Vereitelung eines zu mißbilligenden Beſtrebens löblich iſt. Soll jene zweite Auslegung, die bedingungsloſe Verwerflichkeit der Lüge, gelten, ſo muß man ſie auf andere Prämiſſen zu gründen ſuchen; überlaſſen wir dies der Ethik; unſer logiſches Intereſſe ging hier nur auf den Nachweis, daß wir eine fallacia falsi medii nicht nur durch Verwechslung des simpliciter und des secundum quid Gemeinten begehen, ſondern daß, nicht blos in dem Falle dieſes Beiſpiels, ſondern in vielen andern ebenſo, auch das simpliciter für ſich ſchon Sitz einer Zweideutigkeit iſt. Wir meinen mit ihm theils das, was nur an ſich, aber nicht unter allen Bedingungen, oder was nur im Allgemeinen, aber nicht immer im Beſondern gilt, theils aber auch das, was an ſich und nicht erſt unter Bedingungen, oder was allgemein und nicht blos im Allgemeinen, was folglich auch im Beſonderen immer und nothwendig gilt.

245. Ich ſchließe hieran Beiſpiele der Ausdehnung eines allgemeinen Satzes auf Fälle, welche die Bedingungen ſeiner Anwendung nicht mehr enthalten, dennoch aber formell ſich als Sonderfälle deſſelben betrachten laſſen. Dies kommt vor, wenn man veränderliche Größen,

welche die Beziehungspunkte des Satzes annehmen können, bis zu ihren Grenzwerthen, der Null oder dem Unendlichen, verfolgt. Am Hebel erzeugt man die gleiche Wirkung, so lange das Product ph des angehängten Gewichts p in seinen Hebelarm h dasselbe bleibt; je größer also h, desto kleinerer Gewichte p bedarf man, um dieselbe Wirkung zu erzeugen; und so hat denn in der That, um die Gültigkeit des Hebelgesetzes verdächtig zu machen, die feine Folgerung nicht gefehlt, in unendlicher Entfernung vom Drehpunkt reiche die Masse o hin, um jedes beliebige Gewicht am andern Hebelarme im Gleichgewicht zu halten. Man weist diesen Einfall natürlich sehr einfach durch die Bemerkung zurück, das Hebelgesetz spreche nur von Fällen, in denen wirklich Kräfte am Hebel angebracht werden, und verliere seine Gültigkeit, wo dieser Bedingung nicht genügt ist, und sachlich sind hiermit auch alle Zweifel erledigt. Aber logisch doch nicht ganz; denn so verfährt man nicht überall. Man zweifelt nicht, daß $\cos o = 1$ sei, und doch hat ursprünglich der Begriff des Cosinus nur für einen wirklichen Bogen φ Sinn, von dessen Endpunkt sich ein Sinus auf den Halbmesser durch den Anfangspunkt ziehen läßt; von diesem Fall ist man hier auf den Endwerth $\varphi = o$ übergegangen. Da nun das Hebelgesetz doch bei jeder Annäherung zu den Werthen $h = \infty$ und $p = o$ gültig bleibt, so wäre zu wünschen, daß es auch für diese Grenzfälle noch irgend eine Interpretation zuließe, die zeigte, in welche andere Bedeutung es übergeht, wenn die frühere unzulässig wird, oder daß es seine völlige Ungültigkeit selbst anmeldete, d. h. nicht blos durch die Unglaublichkeit von Folgen, die doch immer nur von einem auswärtigen Gesichtspunkt beurtheilbar wären, sondern dadurch, daß es sich selbst aufhöbe. Die Kraft, welche ein Keil ausübt, steht im umgekehrten Verhältniß zur Breite seines Rückens; verschwindet diese ganz, so tritt hier derselbe Fall ein: die Formel gibt unendliche Wirkung, während sie in der That Null ist. Aber hier kann man doch, freilich mehr spielend als ernsthaft, einwenden: in der That gehöre eine unendliche Kraft dazu, um eine geometrische Ebene, in die sich ja nun der Keil verwandelt hätte, von der Durchdringung eines Holzklotzes abzuhalten; daß der Klotz sich darum nicht spaltet, ließe sich gleichfalls formelgerecht beweisen. Eine so anschauliche Beruhigung weiß ich nun dem Zweifler in Bezug auf den Hebelsatz nicht zu verschaffen; anderseits hielte ich doch für unbillig, ihn durch die

Forderung abzuſchrecken, er möge erſt den unendlichen Hebelarm beſorgen, dann werde man weiter zuſehen; denn offenbar iſt der Gedanke von der Wirkung der unendlich entfernten Maſſe Null als Gedanke an ſich abſurd, und muß, wenn er nicht interpretirt werden kann, durch ſich ſelbſt widerlegt werden. Und dies kann geſchehen. Denn der Sinn des Hebelgeſetzes beſteht darin, daß es in jeder beſtimmten Entfernung h vom Drehpunkte der beſtimmten Maſſe p einen beſtimmten Effect zuſchreibt, welcher ſich ändert, wenn h ſich ändert. Die Maſſe o aber würde in unendlicher Entfernung keine andere Wirkung hervorbringen, als in jeder beliebigen endlichen; denn es ließe ſich ja gar nicht ſagen, wodurch ſich der Fall, daß man am unendlich entfernten Ende des Hebels nichts wirken ließe, von dem andern unterſchiede, daß man an einem beliebigen andern Punkte gleichfalls nichts wirken ließe, oder von dem dritten, der eigentlich immer zugleich beſtände, daß man an allen Punkten des Hebels daſſelbe Nichts, und zwar nach beliebigen Richtungen wirkend, angebracht dächte. Der Verſuch alſo, das Hebelgeſetz für $ph = o.\infty$ noch feſtzuhalten, ſcheitert nicht blos an unglaublichen Folgen, ſondern daran, daß ſein eigner Sinn verſchwindet, weil das ununterſcheidbar wird, auf deſſen Unterſcheidung er beruhte. Man kann zu demſelben Ergebniß auch anders gelangen; ph iſt keine conſtante Größe, ſo daß p ſich im umgekehrten Verhältniß zu h ändern müßte; ſondern für jedes h ändert ſich die Wirkung mit der völlig freien Aenderung von p und wird für jedes h zu Null, wenn p Null wird; daraus folgt, daß auch $ph = o.\infty$ hier nur den Werth o und keinen andern haben kann.

246. Aehnlich den zu engen und den zu weiten Definitionen, und meiſt durch ſolche veranlaßt, können auch Beweiſe zu wenig oder zu viel beweiſen; beides ſowohl in Bezug auf den Inhalt des zu beweiſenden T als auch in Bezug auf die quantitative Ausdehnung ſeiner Gültigkeit. Das zu viel Bewieſene kann richtig ſein und entſpricht vielleicht blos nicht der Aufforderung zum Beweiſe, die auf Wenigeres gerichtet war: ſo, wenn Jemand für alle Thiere einen Satz deducirt, den man blos für Menſchen ſichergeſtellt wünſchte; man hat dann den zulänglichen Beweisgrund in einer allgemeineren Faſſung benutzt, in welcher er ſelbſt gültig blieb. Iſt aber das zu viel Bewieſene falſch, ſo iſt man einem irrigen Beweisgrund gefolgt, der nun auch das in dem Reſultat

eingeschlossene Wenigere zweifelhaft macht, den Beweis desselben also nicht liefert. Ist zu wenig bewiesen, so hat der Beweisgrund, der hierzu führte, vielleicht eine allgemeine Wahrheit, welche wirklich das gegebene T in gewünschter Ausdehnung beweisen würde, nur in einer ihrer particularen Formen aufgefaßt, und dann bedarf es nur angemessener Wiederverallgemeinerung derselben, um den verlangten Beweis zu gewinnen. Aber man kann auch auf ganz falschem Wege gewesen sein, indem man von Voraussetzungen ausging, welche zwar zu dem bewiesenen Specialfalle von T richtig führten, zum allgemeinen Beweise des T jedoch immer untauglich bleiben würden. Im Ganzen ist daher die Benutzbarkeit des eingeschlagenen Weges immer zweifelhaft, wenn der auf ihm erlangte Beweis nicht genau den Inhalt des zu beweisenden T deckt; und man kann beides sagen: qui nimium und qui parum probat, nihil probat.

247. Auch hierfür sind Beispiele leicht zu finden; anstatt ihrer schließe ich einen Fall an, auf den man, obgleich nicht in der Form des Beweises, sehr oft in dilettantischen Versuchen zur Speculation stößt: die unvollständige Erklärung, welche nur im Allgemeinen einen Grund für eine Erscheinung angibt, ohne zu untersuchen, ob dieser Grund auch fähig sei, die Modificationen mit zu begründen, denen die Erscheinung unterliegt. Das Gesetz der Beharrung der Bewegung ist schwerlich aus einem allgemeineren Gedanken beweisbar; aber die vulgäre Meinung, es verstehe sich von selbst, daß jede Bewegung mit der Zeit aufhöre, ist unmöglich an sich und kann zu einem apagogischen Beweise für jenes Gesetz führen. Hätte man die Abnahme der Bewegung auf reale Widerstände in der Zeit geschoben, so wäre man auf gutem Wege gewesen; aber von der leeren Zeit konnte man sie nicht abhängig machen; denn wenn es auch für uns, deren eigne Körperbewegungen mit der steigenden Ermüdung erlahmen, etwas Ueberredendes hat, die Zeit selbst zehre alle Bewegung auf, so läßt sich doch im Besondern kein Maßstab finden, nach welchem ihr dies früher oder später gelingen müßte. Angenommen, jeder der völlig gleichen Augenblicke dt habe gleiche constante Zehrkraft und hemme an jeder Masseneinheit die Geschwindigkeit q, so begriffe man wohl, daß schnellere Bewegungen derselben Masse später aufhören als langsamere; aber so lange q eine endliche Größe ist, würden auch Bewegungen denkbar sein, deren Ge-

ſchwindigkeit, für dt als Einheit, kleiner wäre als q, und dieſe Bewegungen würden dann gar nicht zu Stande kommen. Vielleicht zöge man vor, die Zehrkraft der Zeit richte ſich nach der zu verzehrenden Geſchwindigkeit; aber in welchem Verhältniß? Ich unterlaſſe jede weitere Hypotheſe; theils, weil man ſchon einſieht, wie hoffnungslos es iſt, bei der völligen Unvergleichbarkeit von Zeit und Maſſe die Maſſeneinheit feſtzuſtellen, für welche q das Maß der hemmenden Kraft eines dt wäre; anderntheils, weil offenbar in der leeren Zeit kein Grund liegt, unter den zahlloſen denkbaren Verhältniſſen zwiſchen Geſchwindigkeit und Verzögerung eines vor dem andern zu bevorzugen; endlich, weil ſtets etwas übrig bliebe, was alle dieſe Verſuche vereiteln würde. Denn wenn ein dt dieſen oder jenen Theil der Bewegung aufhöbe, woher ſtammte der nicht aufgehobene Theil? Offenbar ſetzt man für ihn voraus, er habe ſich nach dem Geſetz der Beharrung erhalten; ließe man an dieſem Punkt nicht verſteckt die Gültigkeit des Geſetzes ſchon zu, ſo würde man behaupten müſſen, ſchon das erſte dt hemme alle Bewegung. Entweder kommt daher Bewegung überhaupt nicht zu Stande, ſondern erliſcht ſogleich, indem ſie Miene macht, ein dt hindurch zu dauern, oder: wenn die Bewegung allmählich abnehmen ſoll, ſo gilt principaliter das Geſetz der Beharrung, und nur ſecundär nimmt die Bewegung durch Widerſtände ab; dieſe wird man nun blos in Gleichartigem, alſo in entgegengeſetzten Bewegungsantrieben ſuchen. Wie dieſer Satz, daß jeder erklärende Beweisgrund nicht blos T allgemein, ſondern auch die Möglichkeit ſeiner Modificationen begründen müſſe, mit dem disjunctiven Lehrſatz zuſammenhängt, deute ich nur an; ſeine weitere Verfolgung würde mich zu ſehr auf blos mathematiſches Gebiet führen; es genügt, kurz anzumerken, wie dieſe logiſche Forderung dort ſich in dem Princip der Homogeneität der in eine Gleichung zuſammenzuſtellenden Functionen einen ſpeciellen und fruchtbaren Ausdruck gegeben hat.

248. Collective und indirecte Beweiſe irren häufig durch Schuld einer unvollſtändigen Disjunction. Sie müßten zeigen, um T ſicher zu ſtellen, daß in allen Einzelfällen von T gilt, was ſie von dem allgemeinen Fall behaupten wollen, oder daß alle Arten des Non-T ungültig ſind und ſo nur die Gültigkeit von T übrig bleibe. Dies iſt nicht immer leicht: namentlich wird man im praktiſchen Leben die Schwierigkeit fühlen, bei Aufſtellung einer Satzung, welche gelten ſoll,

alle Fälle ihrer möglichen Anwendung im Voraus darauf zu prüfen, ob die vorgeſchlagene Beſtimmung ſich in ihnen empfehlenswürdig oder erträglich zeigen würde; nicht minder bekannt iſt, wie oft wir nach Ueberlegung vieler Wege, die wir einſchlagen könnten, nur einen möglich, alle andern unmöglich finden und doch die Eingebung eines glücklichen Augenblicks uns dann noch einen andern überſehenen Ausweg zeigt. In theoretiſchen Ueberlegungen werden wir zu dem Fehler der unvollſtändigen Disjunction am wirkſamſten dann verführt, wenn wir nicht abſichtlich mit der Aufſtellung aller denkbaren Fälle beginnen, ſondern, wie gewöhnlich geſchieht, unter dem einſeitigen Einfluß einer uns beherrſchenden Gedankenrichtung uns nur zu *ihrem* Ziele treiben laſſen. So iſt es leicht nachzuweiſen, daß unſere ſinnlichen Empfindungen ſubjective Zuſtände unſerer Erregung ſind; eine weit verbreitete Ueberzeugung fügt hinzu, daß auch die Formen von Raum und Zeit, in denen wir das mannigfaltige Empfundene zuſammenordnen, Anſchauungsweiſen unſeres Geiſtes ſind; verführeriſch iſt endlich, dann auch die Vorſtellung uns unbekannter Dinge und Wirkungen, die dieſen Erſcheinungen zu Grunde liegen, als ein Erzeugniß unſeres Geiſtes anzuſehen, deſſen Organiſation zu dieſer Verknüpfung ſeiner Einzelvorſtellungen nöthige. So iſt dann die Subjectivität *aller* Elemente unſerer Erkenntniß nachgewieſen, und von hier aus wagt man den Schluß: alſo gebe es keine objective reale Welt, die unſerer Vorſtellungswelt entſpreche. Er iſt falſch; denn: *wenn* wir von der Vorausſetzung ausgehen, es gebe dieſe reale Welt, ſo iſt leicht einzuſehen, daß auch dann alles ſich ſo verhalten müßte, wie wir es fanden. Die realen Elemente können nie in Subſtanz in unſer Inneres einziehen; ſie können immer nur Vorſtellungen erwecken, welche, veranlaßt durch den äußern Eindruck und Reactionen gegen ihn, doch immer ein Erzeugniß unſerer ſubjectiven Natur bleiben; mag es einen objectiven Raum geben oder nicht, ſeine Anſchauung in uns iſt nicht er ſelbſt, ſondern immer das Product unſerer ſubjectiven Thätigkeit des Vorſtellens; mag das Cauſalgeſetz objectiv gelten oder nicht, Gegenſtand nothwendiger Anerkennung für uns iſt es nur, ſofern es von uns gedacht und ſein Inhalt in Uebereinſtimmung mit den Geſetzen unſeres Denkens empfunden wird. Die vollkommene Subjectivität aller Elemente unſerer Erkenntniß entſcheidet daher gar nichts über Sein oder Nichtſein einer

objectiven Wirklichkeit. Um uns vor ſolchen Fehlern zu bewahren, ſind unſere Gegner in der Welt; man ſieht, wie unerläßlich es iſt, neben der folgerechten Ausbildung des eignen Gedankengangs ſich auch in Vorſtellungsweiſen einheimiſch zu machen, die von entgegengeſetzten Standpunkten ausgehen.

249. Man unterſcheidet Paralogismen überhaupt als unwillkürlich begangene Beweisfehler von Sophismen, den abſichtlich auf Täuſchung oder Verwirrung des Urtheils angelegten Trugſchlüſſen, ein Unterſchied, der, weil er ſich auf die vorausgeſetzte Abſicht gründet, zweifelhaft wird, wo dieſe es wird. So kann man zu beiden die bekannten Zenoniſchen Beweiſe gegen die Bewegung rechnen. Sie berühren zum Theil wirkliche Schwierigkeiten in dem Begriffe der Bewegung, die ich hier noch nicht erörtern will; anderſeits mögen ſie als Beiſpiele nicht leicht claſſificirbarer Beweisfehler noch angeführt ſein. Der eine von ihnen will beweiſen, daß der fliegende Pfeil ruht. Er geht aus von der Vorſtellung, die Zeit beſtehe aus untheilbaren Augenblicken; in keinem dieſer Augenblicke kann der Pfeil ſich bewegen, denn Bewegung ſetzt das Späterſein an dem einen, das Früherſein an dem andern Orte voraus; in dem untheilbaren Augenblicke aber gibt es kein Früher und Später; der Pfeil ruht alſo in dieſem, er ruht ebenſo in jedem andern Augenblicke; er ruht alſo immer. Hiergegen iſt einfach einzuwenden, daß auch ruhen nur das kann, was ſpäter an demſelben Orte iſt, den es früher einnahm; da der untheilbare Augenblick kein Früher und Später hat, ſo kann der Pfeil ſich in ihm weder bewegen, noch ruhen. Und dies iſt denn im Einklang mit der gewöhnlichen phoronomiſchen Betrachtungsweiſe. So lange dt eine Zeitſtrecke iſt, durchläuft in ihm der Pfeil einen kleinen Weg $v.dt$; ſobald dt keine Größe mehr iſt, ſondern nur ein Theilpunkt der Zeit, der ſeinen beſtimmten Platz in der Zeitreihe hat, ſo macht in ihm zwar der Pfeil keinen Weg, aber er ruht auch nicht in ihm, ſondern geht durch ihn mit der Geſchwindigkeit v hindurch. Außerdem hatte Zeno kein Recht zu behaupten, in jedem folgenden Augenblick werde der fliegende Pfeil in demſelben Orte ruhen, in welchem er vorher geruht hatte. In dem Begriff des Augenblicks und in dem des Pfeiles liegt allerdings nichts, was einen Wechſel der Orte begründete; wohl aber liegt dieſer Grund in dem Fliegen des Pfeils. Worin dieſer Antrieb freilich beſteht,

durch den in jedem auch als untheilbar gedachten Augenblicke der bewegte Körper ſich von dem ruhenden unterſcheidet, dies mag dunkel ſein, und darauf hätte ſich ein Sophisma wirkſam beziehen können; aber bevor die Unmöglichkeit des Begriffs der Geſchwindigkeit feſtſtand, durfte Zeno ſie, von der er in dem Prädicat des Fliegens ausging, nicht in der Beweisführung ganz vergeſſen. So wie er iſt, zeigt ſein Beweis nur, daß Ruhe nicht Bewegung iſt, und Bewegung nicht aus Ruhe gemacht werden kann; mit jener Ergänzung hätte Zeno wenigſtens eine von Moment zu Moment ſprungweis erfolgende Veränderung des Ortes, eine ſtetige Bewegung freilich nicht ableiten können, ſo lange er an den untheilbaren Augenblicken als Zuſammenſetzungsbeſtandtheilen der Zeit feſthielt. Ein anderer Beweis zeigt, daß der ſchnellfüßige Achill die Schnecke nicht einholt, wenn ſie einen Vorſprung hat; denn immer, ehe er ſie erreiche, müſſe er zuvor an den Ort kommen, den ſie eben verlaſſen. Dieſe Einkleidung iſt überflüſſig; auch wenn die Schnecke ruht, erreicht ſie Achill nie; denn der Beweis beruht darauf, daß kein Bewegtes jemals an das Ende irgend einer Wegſtrecke kommt, weil es vorher an die Hälfte derſelben, dann vorher an die Hälfte der Hälfte, und vorher wieder an die Hälfte dieſes Viertels kommen muß. Da dieſe Halbirung ins Unendliche fortgeſetzt werden ſoll, ſo wird offenbar die endliche Raumſtrecke als unendlich theilbar oder aus unendlich vielen Theilen beſtehend vorausgeſetzt, dann aber angenommen, zum Uebergang von jedem dieſer unzähligen Raumpunkte zum andern ſei einer der untheilbar gedachten Zeitaugenblicke nöthig; mithin gehören unendlich viele Augenblicke zum Durchlaufen jedes endlichen Weges. So weit iſt, wenn man die Vorausſetzungen zugibt, alles richtig. Aber nun iſt es ganz willkürlich, zu behaupten, dieſe Summe der unendlich vielen Augenblicke werde eine unendliche Zeitſtrecke ſein; da ſie untheilbar ſind, keiner von ihnen ein Früher oder Später enthält, ſo gibt auch ihre unendliche Summe kein Früher oder Später, wenn man nicht, wie hier doch wohl Zeno begegnet iſt, zwiſchen je zwei Augenblicke einen Zeitverlauf heimlich einſchiebt, oder dieſe Augenblicke in einer zweiten ausgedehnt gedachten Zeit aufeinander in beſtimmten Intervallen folgen läßt. Man braucht nicht einmal gegen Zeno einzuwenden, was ungefähr Ariſtoteles hier äußert, daß nämlich, nach unſerer Ausdrucksweiſe, das Integral einer unendlichen Reihe ſtetig in einander

übergehender Größen doch eine beſtimmte endliche Größe ſein könne, jene Summe von Zeitaugenblicken alſo eine endliche Zeitſtrecke; die untheilbaren Augenblicke ſind von Zeno nicht nur jeder für ſich als größenlos, ſondern zugleich ſo iſolirt gedacht, daß von ſolchem Uebergehen, durch welches ſie überhaupt erſt zu Zeittheilen werden, gar nicht die Rede iſt; die Summe aller dieſer Nullen iſt daher an ſich Null und wird nur durch eine unberechtigte Zuthat unſerer beſſer unterrichteten Phantaſie für eine Größe überhaupt und nun gar für eine unendliche Größe ausgegeben. Achill braucht mithin zwar, um von a nach b zu kommen, unzählige Zeitaugenblicke, aber dieſe ſetzen gar keine Zeitſtrecke von irgend welcher Dauer zuſammen; anſtatt einer unendlichen Zeit braucht er vielmehr gar keine Zeit; wozu freilich hierbei die Verbrauchung der Zeitaugenblicke dient und worin ſie beſteht, bleibt ganz unſagbar.

250. Das Alterthum hat uns noch intereſſante Dilemmen hinterlaſſen, Gedankenverknüpfungen, aus denen entgegengeſetzte Folgen gleich nothwendig und gleich unmöglich fließen. Pſeudomenos heißt das Dilemma, das entſtand, als Epimenides, ein Kreter ſelbſt, behauptete, jeder Kreter lüge, ſobald er den Mund aufthue. War nun der Inhalt ſeiner Behauptung richtig, ſo hatte er gelogen und deswegen war ſeine Behauptung falſch; iſt ſie aber falſch, ſo bleibt noch die Möglichkeit, daß die Kreter nicht immer, aber doch zuweilen lügen, Epimenides aber ſeinerſeits hier wirklich gelogen hat, indem er dieſen allgemeinen Satz ausſprach; es beſteht in dieſem Falle keine Unverträglichkeit zwiſchen der ausgeſagten Thatſache und der Thatſache ihres Ausſagens, und das Dilemma hat noch einen rechtlichen Ausweg. Es hat aber keinen mehr, wenn wir Epimenides und die Kreter weglaſſen und anſtatt dieſer zwei Subjecte, von denen das eine nur in dem andern enthalten, aber ihm nicht gleich iſt, ein identiſches ſetzen: Ich lüge jetzt. Bin ich hier wahrhaft in meiner Ausſage, lüge ich alſo, ſo iſt der Inhalt meiner Ausſage falſch und ich lüge nicht; aber der Inhalt meiner Ausſage war die Behauptung der Falſchheit meiner Ausſage; iſt dieſer Inhalt falſch, ſo wird meine Ausſage wieder richtig und ich lüge; hier beginnt dieſelbe Reihe ſich ſelbſt aufhebender Folgerungen von neuem und ſofort ins Unendliche. Man bemerkt ihren Grund leicht: logiſch iſt naturgemäß der ausgeſagte Inhalt an ſich gültig oder ungültig, ganz unabhängig

von der Thatsache seines Ausgesagtwerdens, die hinzukommen oder wegbleiben kann; der Aussage aber kommt keine andere Gültigkeit oder Ungültigkeit an sich zu, außer der, die sie durch Wahrheit oder Unwahrheit des von ihr selbst unabhängigen Inhaltes erhält. Widersprüche, und zum Theil formell unlösliche, entstehen daher dann, wenn man den auszusagenden Inhalt so wählt, daß er über die Thatsache des Aussagens etwas enthält, was mit der Möglichkeit oder der Gültigkeit derselben in Widerspruch steht. Die Schwierigkeit verschwindet gleich, wenn wir statt: ich lüge, sagen: ich log; ebenso kann man zwar nicht im Präsens sagen: ich schweige, wohl aber im Sinne des Futurum: ich werde schweigen; denn nun bezieht sich die Aussage auf eine von ihr verschiedene Thatsache, die ihr nicht mehr widerspricht. Es gibt viele Beispiele hiervon, obgleich kein so klassisches wie dieser Pseudomenos; wer die Frage, ob er schlafe, bejaht, wer dem lästigen Besucher entgegenruft, er sei ausgegangen, setzt auf dieselbe Weise seine Aussage mit ihrem Inhalt in Widerspruch. Als ähnliche Fälle endlich, in denen ein Subject unmöglicherweise zugleich beide Beziehungspunkte eines Verhältnisses bilden soll, das nur zwischen zwei verschiedenen stattfinden kann, darf man anschließen Jean Pauls kleinen Mann, der sich selbst blos bis an die Knie ging, geschweige denn andern Leuten; die Aufschrift der Thierbude: dies ist der größte Elephant, den es gibt, ihn selber ausgenommen; endlich Münchhausens rettende That, sich an seinem eignen Zopfe aus dem Sumpf zu ziehen. Von gleichem Interesse ist das antike Dilemma vom Krokodil. Der klagenden Mutter sagt das Thier: ich gebe dir dein Kind zurück, wenn du mir die Wahrheit darüber sagst, ob ich es dir zurückgeben werde oder nicht. Es würde keine Schwierigkeit entstehen, wenn die Mutter nur zu errathen hätte, ob das Krokodil jetzt den Willen der Zurückgabe hat oder nicht. Räth sie richtig, so steht der vertragsmäßigen Rückgabe nichts entgegen; denn auch wenn das Richtige dies war, daß das Krokodil den Willen der Rückgabe nicht habe, so hindert doch nichts das Thier, widerwillig den Contract durch sie zu erfüllen. Räth die Mutter aber falsch, so hat sie jeden Anspruch verloren; denn wieder: welches auch der wirkliche, von ihr falsch errathene Wille des Thieres gewesen sein mag, im Handeln braucht dieses sich nicht an seinen Willen, sondern nur an die Bestimmungen des Vertrags zu binden, welche nun die

Rückgabe verbieten. Denken wir uns aber in der Frage an die Mutter, ob ſie das Kind zurückerhalten werde oder nicht, dieſes Futurum als Bezeichnung einer feſtſtehenden Zukunft, ſo daß an ſich gar nicht mehr unentſchieden iſt, welches der beiden Ereigniſſe eintreten wird oder bevorſteht, ſo entſteht ſogleich unlösbare Verlegenheit aus einem ganz deutlichen Grunde: denn ein Ereigniß, deſſen Eintritt bedingungslos bevorſteht, kann man nicht ohne Widerſinn noch an eine Bedingung knüpfen, deren Erfüllung ja nothwendig wirkungslos ſein müßte, deren Nichterfüllung aber das Nichteintreten des unvermeidlichen Ereigniſſes fruchtlos verbieten würde. Es gibt daher hier nur einen Ausweg; ſtände die Rückgabe des Kindes als dies künftige Ereigniß feſt, und erriethe dies die Mutter, ſo würde ſich alles glücklich auflöſen, aber nicht weil dieſe ihre Ausſage den guten Ausgang bedingte, ſondern weil ſie, an ſich ganz wirkungslos, mit dem an ſich unvermeidlich bevorſtehenden Erfolg und den Beſtimmungen des Vertrags thatſächlich zuſammenſtimmt; bei jeder andern Ausſage der Mutter zeigt ſich nur viel deutlicher die völlige Machtloſigkeit des Vertrags, der Unbedingtes noch bedingen will und deshalb nothwendig gebrochen werden muß. Die antike Form des Dilemma geht nun von einer noch andern dritten Vorausſetzung aus. Es ſoll an ſich nicht feſtſtehen, welches Glied jener Alternative, Rückgabe oder Nichtrückgabe, eintreten wird, ſondern darüber ſoll die Ausſage der Mutter erſt entſcheiden. Logiſch iſt nun in jedem hypothetiſchen Urtheile die Gültigkeit des Nachſatzes von der Gültigkeit des Vorderſatzes abhängig; aber dieſer muß an ſich ſelbſt beſtimmt und eindeutig, und darf weder in ſeiner Bedeutung, noch in ſeiner Gültigkeit durch Bedeutung und Gültigkeit des Nachſatzes bedingt ſein. Dieſem nothwendigen Erforderniß iſt in unſerem Falle widerſprochen; denn die hier feſtgeſetzte Bedingung iſt nicht eine Ausſage der Mutter überhaupt, ſondern die Wahrheit derſelben, und zwar nicht die Wahrheit einer Ausſage, die ſich auf ein von dem künftigen Erfolge unabhängiges drittes Factum bezöge, und die deshalb unabhängig von dieſem Erfolg wahr oder unwahr ſein könnte; vielmehr iſt der Inhalt der Ausſage das übrigens an keine Bedingung gebundene Eintreten oder Nichteintreten dieſes Erfolges ſelbſt, ihre eigene Wahrheit mithin von demjenigen abhängig, was ſie bedingen ſoll. Es gibt daher auch hier nur einen Fall, der logiſch ein rechtliches Durchkommen

möglich läßt; antwortet die Mutter: du wirſt das Kind wiedergeben, ſo macht die wirkliche Wiedergabe die Antwor: zur Wahrheit und erfüllt zugleich den Vertrag; aber die gegebene Antwort bedingt den günſtigen Ausgang gar nicht; denn wenn das Krokodil das Kind nun doch nicht wiedergibt, ſo macht dieſe Thatſache eben die Antwort falſch, und dann iſt auch für das Thier die Nichtrückgabe durch den Vertrag gerechtfertigt. Die Mutter antwortet aber unglücklicher Weiſe: du wirſt es nicht geben; folglich, ſagt das Krokodil, kann ich es nicht geben, vertragsmäßig nicht, wenn deine Antwort für falſch gelten ſoll, und auch nicht, wenn ſie richtig ſein könnte, denn ſie würde dann eben durch die Zurückgabe falſch werden; die Mutter wendet ein: du mußt es auf jeden Fall geben, vertragshalber, wenn meine Antwort richtig war, aber auch wenn ſie unrichtig war, denn ſie würde eben richtig werden, wenn du die Rückgabe nicht gewährteſt. Hieraus iſt kein Ausweg möglich; in der That berufen ſich aber beide Parteien auf undenkbare Gründe; denn die wirklich gegebene Antwort kann ebenſo wenig richtig oder unrichtig an ſich ſein, als jene blos glücklichere, welche die Mutter hätte geben können. Auf ähnlichem Mißbrauch hypothetiſcher Gedankenverknüpfung beruht das Dilemma von Protagoras und Euathlus. Den empfangenen Unterricht ſollte Euathlus nach dem Gewinn ſeines erſten Proceſſes honoriren; da er aber nie einen anfing, ſo bekam Protagoras nichts und verklagte ihn. Gewann oder verlor Euathlus dieſen Proceß, ſo war er allemal durch den Urtheilsſpruch zu dem verpflichtet oder von dem losgeſprochen, wovon der Vertrag ihn umgekehrt losſprach oder wozu er ihn verpflichtete. Man hat mehrfach hier die Löſung ſo verſucht, daß man Euathlus dieſen erſten Proceß gewinnen ließ, weil er vorher keinen andern gewonnen, mithin jetzt noch nicht zahlungspflichtig war; hierauf habe dem Protagoras eine zweite Klage freigeſtanden, welche nun zur Verurtheilung ſeines Schülers hätte führen müſſen. Dies heißt wohl die Logik von einer Ungereimtheit befreien, um ſie der Jurisprudenz zum Geſchenk zu machen. Ich will dieſer nicht vorgreifen; aber ich denke mir, ſie würde in dem Verhalten des Euathlus eine doloſe Vereitelung des Eintritts einer Bedingung ſehen, die ihn zur Erfüllung einer Verpflichtung genöthigt hätte; könnte man daher nur einen Zeitpunkt beſtimmen, von welchem an dieſe Auslegung ſeines Benehmens nothwendig gelten müßte, ſo

würde man wohl, da auch Protagoras doch nicht aus dem Contract klagen kann, auf die durch den empfangenen Unterricht dem Euathlus sachlich erwachsene Verbindlichkeit zurückgehen und ihn zur Zahlung mit derselben Wirkung verurtheilen, als wäre der zweideutige Vertrag nie in der Welt gewesen.

Siebentes Kapitel.

Allgemeine Sätze aus Wahrnehmungen.

251. Was mit Nothwendigkeit aus Vorstellungen folgt, die wir selbst verbunden haben und deren Inhalt und Verknüpfungsweise wir deshalb vollständig übersehen, ist einem beweisenden oder demonstrativen Verfahren zugänglich, das im Wesentlichen von allgemeineren Wahrheiten zu besonderen Sätzen als ihren Anwendungen herabsteigt. Die äußere Welt umgibt uns dagegen mit Verknüpfungen von Erscheinungen, deren allgemeine Zusammenhangsbedingungen sie uns verschweigt; von den particularen Sätzen, durch die wir jede Einzelerfahrung zunächst auszusprechen hätten, haben wir einen Rückweg zu den allgemeineren zu suchen, deren Beispiele sie sind. Wir haben den Schluß durch Induction als die einfachste Form einer solchen Gedankenbewegung kennen gelernt; unter dem Namen der *inductiven Logik* hat man sich daher in unserer Zeit gewöhnt, das sehr mannigfaltige Ganze der Verfahrungsweisen, die zur Lösung dieser Aufgabe dienen, der deductiven oder demonstrativen Logik, zum Theil nicht ohne merkliche Geringschätzung der letzteren, entgegenzusetzen. So gewiß indessen die inductiven Methoden die wirksamsten Hülfsmittel zur Gewinnung neuer Wahrheit enthalten, so beruhen sie doch gänzlich auf den Ergebnissen der demonstrativen Logik: was diese über die Triftigkeit der Schlüsse, über die Umkehrbarkeit und Contraposition der Urtheile, über die Formen des Beweises lehrte, das ist die Quelle aller jener Vorsichtsmaßregeln, durch welche das inductive Verfahren jeden Schritt seines Weges von den gegebenen Wahrnehmungen zu den allgemeinen Gesetzen des Wirklichen so sehr als möglich zu sichern sucht.

252. Einer bleibenden Schwierigkeit glaubt man sogleich am Anfange dieses Weges zu begegnen: Erfahrung könne keine allgemeingültigen Erkenntnisse liefern. Gewiß wird dieser oft gehörte Satz seinen guten Sinn haben; aber in dieser Fassung würde er doch einen in Wirklichkeit nicht vorhandenen Werthunterschied zwischen der Erfahrung als der einen und einer aprioriſchen Gewißheit als der andern Erkenntnißquelle behaupten. Ganz umgekehrt versteht es sich vielmehr von selbst, daß jede Erfahrung, deren zusammengehöriger Inhalt sich ohne Mangel und ohne Ueberschuß in der Form: S ist P ausdrücken ließe, auch wenn wir sie nur einmal gemacht hätten, sogleich den Werth eines allgemeinen Urtheils besitzen müßte. Denn das Gesetz der Identität bürgt uns dafür, daß an *demselben* S, wenn es in einer zweiten Erfahrung uns zu wiederholter Wahrnehmung käme, dasselbe Prädicat P weder fehlen, noch durch ein anderes Q ersetzt werden könnte. Aber eben dies, was wir hier voraussetzen, einen Satz nämlich, der nicht mehr und nicht weniger als ein vollständiges Subject S mit nicht mehr und nicht weniger als seinem vollständigen Prädicat P verbände, eben dies pflegt uns die Erfahrung unmittelbar nicht in Form einer Wahrnehmung darzubieten. Von dem wahren und wirklichen Subjecte Σ, an das eine von uns beobachtete Erscheinung gebunden ist, nehmen wir einzelne Bestandtheile s nicht wahr, die dennoch zur Begründung derselben nothwendig gehören; der Rest S aber, der in unsere Beobachtung fällt, pflegt für uns untrennbar mit andern Bestandtheilen σ verbunden zu sein, die in keinerlei Beziehung zu dieser Begründung stehen; von dem wahren Prädicat Π anderseits, das jenem Σ zukommen würde, bleibt uns nicht minder mancher Zug π verborgen, während der beobachtbare Rest P mit andern fremdartigen Anhängseln $\varkappa$ verknüpft ist, die von andern, in *dieser* Sache bedeutungslosen, aber zugleich wirksamen Bedingungen abhängen. Denken wir ergänzt und abgezogen, was zu ergänzen und abzuziehen ist, so würde: $S + s - \sigma$ ist $P + \pi - \varkappa$, oder: Σ ist Π, der vollständige Ausdruck der Thatsache sein, deren unvollständige Beobachtung wir zuerst durch den Satz: S ist P, aussprachen. Nur für den Inhalt jenes vollständigen Satzes: Σ ist Π, falls er in einer besonders glücklichen Wahrnehmung gegeben wäre, würde der Satz der Identität Bürgschaft allgemeiner Gültigkeit in allen Wiederholungs-

fallen leiſten; nicht für den des unvollſtändigen: S iſt P, der zuſammenſtellt, was ſo nicht zuſammengehört.

253. Dieſe Betrachtung iſt nicht müßig; man würde ohne ſie einen für die Entwicklung der Wiſſenſchaft unentbehrlichen logiſchen Rechtsgebrauch nicht verſtehen. Ueberall nämlich, wo wir ſicher überzeugt ſind, das ganze vollſtändige Subject Σ, von dem ein noch zu beſtimmendes Prädicat Π erwartet wird, und zugleich nichts anderes außer Σ, in unſerer Wahrnehmung vorzufinden, überall da zweifeln wir nicht, daß eine einzige Beobachtung, die uns dieſes Π kennen lehrt, eine ganz allgemeine Bedeutung habe, und daß in jedem Wiederholungsfalle an daſſelbe Σ ſich auch unveränderlich daſſelbe Π knüpfen werde. Der Chemiker, der gewiß iſt, in einem anzuſtellenden Verſuche nur einen ganz beſtimmten Körper unter den Händen zu haben, auf ihn nur ein beſtimmtes Reagens einwirken zu laſſen und alle fremdartigen Bedingungen von dem Einfluß auf ſein erwartetes Reſultat ausgeſchloſſen zu haben, bezweifelt nicht, daß die Reaction, die er in dieſem einen Verſuche beobachtet, ſich ganz identiſch in allen Wiederholungsfällen einſtellen werde; die ſingulare Wahrnehmung hat für ihn ſogleich die Geltung einer allgemeinen Wahrheit. Der Phyſiker, welcher eine Meſſung vernimmt, weiß recht wohl, mit wie vielen Fehlerquellen er zu kämpfen hat; nachdem er aber dieſe eliminirt hat, kommt es ihm doch nicht in den Sinn, ſeine gereinigte Beobachtung, blos weil ſie zuletzt aus ſinnlicher Erfahrung ſtammt, als eine nur für dieſen Augenblick gültige zu betrachten, ſo daß daſſelbe gemeſſene Object unter denſelben Umſtänden ein zweites Mal vielleicht eine andere Größe darbieten würde. Es iſt nicht nöthig, hierüber weitläufiger zu ſein. Jede Möglichkeit, aus Erfahrungen allgemeine Erkenntniſſe zu entwickeln, aber auch jeder Sinn, den man mit dem Begriffe ſelbſt eines Geſetzes, abgeſehen von ſeiner Auffindbarkeit, verbinden könnte, würde zu Grunde gehen mit der Annahme, daß jede Einzelbeobachtung nur für ſich, aber nicht für ihre gleichen Wiederholungen gelte, daß jede Angabe eines Inſtruments nur für den Augenblick richtig ſei, in dem ſie erhalten wird, nicht für die ganz gleichen Umſtände eines zweiten Augenblicks, daß überhaupt von Gleichem unter gleichen Bedingungen Ungleiches gelten könne. Die ganze Kunſt des inductiven Verfahrens, welches zu allgemeinen Geſetzen gelangen will, beruht nun auf dem Scharfſinn, mit welchem es aus

dem unreinen und verworrenen Material unſerer Wahrnehmungen von der Form: S iſt P, die reinen und in ſich zuſammengehörigen Sätze von der Form: Σ iſt Π, zu entwickeln verſteht.

254. Die einzelnen hierzu gehörigen Schritte verſuchen wir in zuſammenhängender Reihe zu ſchildern. In der ungeſchiedenen Maſſe Ω der unzähligen Eindrücke, die wir zugleich oder nacheinander empfangen, einzelne Gruppen A, B, C zu unterſcheiden und jede von dieſen als eine in ſich zuſammengehörige Wahrnehmung zu betrachten, kann uns nur die Thatſache veranlaſſen, daß die ſo zuſammengefaßten Eindrücke als bleibend verbundene ſich von dem Hintergrunde der wechſelnden übrigen abheben, oder wiederholt zuſammen auftretend mit dem gleichmäßigen Beſtand dieſer anderen contraſtiren. Hierin liegt noch keine Handlung des Denkens; es iſt der mechaniſche Vorſtellungslauf, der zuerſt dieſe Einzelwahrnehmungen zu Gegenſtänden unſerer unwillkürlichen Aufmerkſamkeit und zu Stoffen des künftigen Denkens ausſondert; und zwar ebenſo oft falſch als richtig, denn häufig genug findet in ihnen die ſpätere Ueberlegung Zuſammengehöriges unvollſtändig vereinigt und mit Nichtzugehörigem gemiſcht. Ganz ähnliche Gründe veranlaſſen uns ferner, auch in jeder einzelnen dieſer Gruppen A oder B die in ihnen enthaltene Summe von Eindrücken zu ſpalten und einen Theil derſelben als ein Subject zu faſſen, zu dem der Reſt der übrigen als Prädicat gehört. Auch dies iſt anfangs eine Leiſtung des pſychiſchen Mechanismus; ſehr bald allerdings vertieft das ſich regende Denken dieſe Verknüpfung einer erſten Vorſtellung mit einer ſich an ſie anſchließenden zweiten zu dem ſachlichen Gegenſatz eines ſeiner Natur nach ſelbſtändigen Subjectes zu ſeinem zugehörigen und unſelbſtändigen Prädicat; indeſſen bleibt es doch ſtets dem mechaniſchen Verlauf der Vorſtellungen überlaſſen, uns in der Anwendung dieſes allgemeinen logiſchen Nebengedankens zu leiten und zu beſtimmen, welche Gruppe von Eindrücken im Einzelfalle in den Rang des Subjects, welche andere in den des Prädicats einzutreten hat. So gegliedert würde nun der Geſammtinhalt einer Wahrnehmung A oder B ſich bereits in der Form eines Urtheils, aber eines völlig ſingularen Urtheils, ausdrücken laſſen; was hier als Subject s^1 oder s^2 unterſchieden wird, iſt nichts als eine völlig beſtimmte Gruppe von Einzeleindrücken, denn dieſe allein kann unmittelbarer Gegenſtand der Wahr-

nehmung ſein; daß jedes dieſer beiden, s^1 oder s^2, ſich als Exemplar eines Allgemeinbegriffes S auffaſſen laſſe, iſt ein Nebengedanke, der nicht aus der einzelnen Wahrnehmung, ſondern nur aus der bald beginnenden Vergleichung vieler entſpringen kann. Und auch hier wieder iſt es im Anfang der von allgemeinen Geſetzen mechaniſch bedingte Verlauf unſerer Vorſtellungen, der aus den verſchiedenen Subjecten s^1, s^2.. die engere ihnen gemeinſame Merkmalgruppe für unſere Aufmerkſamkeit verſtärkt als ein allgemeines Bild hervortreten läßt, das wir nun mit dem Namen eines S bezeichnen und jene Einzelſubjecte in unſerer Erinnerung vertreten laſſen. Auch dieſe Auffaſſung vertieft ſpäter das Denken; das allgemeine Bild, das nur thatſächlich Gemeinſames der verſchiedenen Einzelſubjecte vorſtellte, deutet es um in einen allgemeinen Begriff, der als geſetzgebende Regel Zuſammengehöriges verknüpft; aber doch bleibt es für die anfänglichen Anwendungen dieſes logiſchen Nebengedankens wieder der Verlauf der Vorſtellungen, der darüber entſcheidet, welche Beſtandtheile der verglichenen Subjecte als fühlbare Modificationen deſſelben Allgemeinen und zugleich als Eindrücke größerer Lebhaftigkeit ſich zu dem allgemeinen Bilde oder Begriffe vereinigen, welche anderen, einander gegenſeitig aufhebend oder unſere unwillkürliche Aufmerkſamkeit weniger erregend, von ihm ausgeſchloſſen bleiben. Und dieſe Leiſtung wird im Ganzen wohl häufiger richtig als falſch ausgeführt; ohne hier weiter die pſychologiſche Entwicklungsgeſchichte unſerer Begriffe zu verfolgen, können wir behaupten, daß von früh an die eigenen Verſchiedenheiten der ſinnlichen Eindrücke, aus denen zuletzt jede Wahrnehmung beſteht, für uns an Wichtigkeit hinter die Verſchiedenheiten ihrer Verbindungsweiſe und ihrer Verhältniſſe zurücktreten. Ueber den Unterſchied der Farben ſieht ſchon das Kind hinweg und erkennt in rother Färbung leicht die geſehenen Schriftzüge als dieſelben, die es früher ſchwarz kennen gelernt hat; die Allgemeinbilder der Bäume und der Thiere, die ihm wenige Beiſpiele geliefert haben, faſſen doch ſchon in ihm das Weſentliche ſo richtig zuſammen, daß neue und ungewohnte Formen ſpäterer Wahrnehmung ſich ihnen mit Leichtigkeit einordnen. Wie die dennoch begangenen Fehler verbeſſert werden, haben die Betrachtungen zu zeigen, zu denen wir eben übergehen wollen und deren Ausgangspunkt wir durch die vorigen feſtzuſtellen ſuchten: die Einzelwahrnehmungen, welche das inductive Ver-

fahren weiter zu verknüpfen ſucht, ſind nicht blos Eindrücke, die wir leiden; ſie ſind vielmehr logiſch bereits ſo weit bearbeitet, daß wir nicht nur ihren Inhalt in ein Subject und ein Prädicat ſcheiden, ſondern auch das erſte einem Allgemeinbegriff S bereits untergeordnet haben, oder ihm mit einer Auswahl von Allgemeinbegriffen entgegenkommen, unter deren einen wir es unterzuordnen ſuchen.

255. Beginnen wir von dem letzten Falle. Ein völlig neues, noch unbekanntes ſingulares Subject s^m ſei uns in einer Wahrnehmung durch ſinnliche Eindrücke p^m, q^m, r^m gegeben, und ſowohl dieſe Einzelmerkmale als ihre Verknüpfung ſeien anſchaulich völlig klar. Dennoch begnügen wir uns mit dieſer Anſchauung nicht, die an ſich ſelbſt nichts Zweifelhaftes enthält; wir ruhen erſt, wenn wir wiſſen, ob wir den neuen Gegenſtand Thier oder Pflanze nennen dürfen. In dieſem Verlangen liegt ein doppeltes Intereſſe: das des reinen Denkens, für welches das thatſächliche Zuſammenſein der beobachteten Merkmale erſt durch Unterordnung unter jene Allgemeinbegriffe in eine berechtigte Zuſammengehörigkeit verwandelt wird; für uns viel wichtiger aber jetzt der praktiſche Wunſch, von dem beobachteten Thatbeſtande aus durch den Allgemeinbegriff hindurch die Berechtigung zur Ergänzung des nicht beobachteten zu erlangen. Denn der Name Pflanze oder Thier würde für das s^m ein Titel ohne Einkünfte ſein, wenn wir uns nicht vorbehielten, aus ihm für s^m den Anſpruch auf eine Menge Merkmale abzuleiten, welche die unmittelbare Wahrnehmung an dieſem nicht gefunden hatte. In dieſer Lage befinden wir uns den Gegenſtänden der Wirklichkeit gegenüber beſtändig; denn jede Wahrnehmung, auch wenn ſie genau genug wäre, um alle gegenwärtigen Merkmale eines s^m aufzufaſſen, iſt doch zeitlich beſchränkt; ſie kann niemals das zukünftige Verhalten des beobachteten Objects mit darſtellen, nur ſelten und nie vollſtändig zeigen, wie es unter anderen wechſelnden Bedingungen ſich ändern würde. Dies iſt es, was wir an dem beobachteten s^m durch ſeine Unterordnung unter die Begriffe der Pflanze oder des Thieres ergänzen; beide Begriffe, aus unzähligen früheren Beobachtungen entſprungen, enthalten die Geſammtheit der ſimultanen Merkmale, die in einer einzigen Wahrnehmung höchſt ſelten, und der ſucceſſiven, die ſich in einer ſolchen niemals erſchöpfen laſſen; nur durch die Vereinigung dieſer aller iſt uns aber das Weſen des s^m ausreichend

bestimmt, dessen einmalige Wahrnehmung uns immer nur ein undeutbares Bruchstück eines zusammengehörigen Ganzen liefern würde. Formell ist das Verfahren, dem wir hier folgen, das einer unvollständigen Analogie, untriftig mithin nach dem Maßstab der reinen Logik, die uns nicht verstattet, ad subalternantem aus der beobachteten Gleichheit einiger Merkmale des S und s^m auf die Gleichheit aller zu schließen, die nöthig wäre, um s^m dem S unterzuordnen. Wie durchgehend unser tägliches Leben auf der Anwendung dieser Analogie beruht, wie wir nur durch sie zu dem sorglosen Gebrauch aller nützlichen und schädlichen Stoffe, nur durch sie zu der Ueberzeugung von dem Dasein anderer uns gleichartigen Geister und von gleichartigen inneren Beweggründen ihrer Aeußerungen kommen, dies alles bedarf nur der Andeutung; praktisch fragt es sich, wodurch die bloße Wahrscheinlichkeit solcher Folgerungen dem Werthe der Gewißheit angenähert werden kann. Da nun die Gleichheit aller Merkmale der vollständige Rechtsgrund der Unterordnung des s^m unter S sein würde, so folgt natürlich, daß die Wahrscheinlichkeit der Berechtigung zu dieser mit der Anzahl der gleichbefundenen Merkmale zunimmt. Man bemerkt sogleich, daß der Werth dieses Satzes sehr geschmälert wird durch Berücksichtigung der Verschiedenwerthigkeit der Merkmale selbst. Aber es bliebe doch im Allgemeinen eine leere formelle Anweisung, auf die Gleichheit der wesentlichen Merkmale hauptsächlich zu achten, so lange man sie von unwesentlichen nicht zu scheiden wüßte. Nur die Erfahrung verhilft uns hierzu; selbst die wenigen allgemeineren Regeln, die man noch aufstellen könnte, stammen aus ihr. Denn nur sie lehrt uns, daß es eine Anzahl von Merkmalen gibt, die aus weitverbreiteten Ursachen an äußerst verschiedenartigen Gegenständen der Wirklichkeit leicht entstehen und deswegen weder selbst als unterscheidende Kennzeichen für die Eigenthümlichkeit eines zusammengehörigen Begriffsinhalts dienen können, noch durch ihre Modificationen wesentliche Unterschiede in den Beispielen desselben hervorbringen; nur die Erfahrung lehrt uns, daß im Allgemeinen die Bedeutung bloßer Größendifferenzen der Merkmale gering ist und an Wichtigkeit zurücksteht hinter den Verschiedenheiten der formellen Verbindung, in welche wir eine Anzahl von Beziehungspunkten gebracht finden; die Erfahrung endlich zeigt uns, daß durch die Wirklichkeit hindurch gewisse allgemeine Bedingungen

wirken, die an vielerlei Subſtraten, auf welche ſie treffen, gleichartige Veränderungen hervorzubringen ſtreben, und daß eben deshalb als charakteriſtiſche Kennzeichen für die Eigenthümlichkeit einer abgeſchloſſenen Art nur die unerwarteten Formen der Rückwirkung gelten können, die jede vermöge der Weiſe, in welcher ſie verſchiedene Beziehungspunkte in ſich vereinigt, unter dieſen gemeinſamen Bedingungen entfaltet; und wieder iſt es nur die Erfahrung, die uns in Bezug auf einzelne Objecte der Wahrnehmung Ausnahmen von dieſen allgemeinen Regeln aufzeigt und uns überzeugt, daß zuweilen höchſt unbedeutende Variationen eines ſcheinbar ganz unweſentlichen Merkmals doch ſichere Kennzeichen eines durch die ganze Natur zweier Begriffsinhalte hindurchgehenden Unterſchiedes ſind. Endlich müſſen wir hinzufügen, daß unſere Bemühungen, neue Gegenſtände der Wahrnehmung bekannten Allgemeinbegriffen unterzuordnen, durch dieſelben Ausſagen der Erfahrung nicht ſelten zu dem entgegengeſetzten Erfolg gedrängt werden: jene Allgemeinbegriffe ſelbſt, des Thieres, der Pflanze, des Körpers ändern ſich, erweitern oder verengern ihren Inhalt und ihre Grenzen, je nachdem fortſchreitende Sachkenntniß in zweifelhaften Fällen, die ihnen zuzurechnen ſchienen, bleibende Unterſchiede von dem Habitus der zweifelloſen findet, oder in denen, die ihnen nicht zuzugehören das Anſehen hatten, doch eine ſtetige, durch keine Grenze unterbrochene Annäherung zu dem Geſammtcharakter der bekannten ſicheren Arten bemerkt. Man ſieht alſo, daß wir die richtige Ausführung der unvollſtändigen Analogie, durch welche wir ein wahrgenommenes s^m einem Gattungsbegriff S unterordnen, nicht von allgemeinen logiſchen Regeln, ſondern von der Sachkenntniß erwarten. In der That muß man die angewandte Logik ſelbſt als eine wiſſenſchaftliche Lehre noch von ihrer Anwendung als einer wiſſenſchaftlichen Thätigkeit unterſcheiden. Jene kann nur allgemeine Geſichtspunkte aufſtellen, deren Bewußtſein ſie der Ausübung der letztern verdankt; ſie kann daher nicht mit dem Anſpruch auftreten, durch ihre Regeln das geſammte wirkliche Denken, als finge es jetzt ſeine ganze Arbeit von vorn erſt an, leiten zu wollen; ſie wendet ſich nicht an den Geiſt, der noch gar keine Begriffe hat, ſondern an den, der im Beſitz einer mannigfach gegliederten, durch eigne Erfahrung und Ueberlieferung erworbenen Vorſtellungswelt iſt; ſie hat nicht die pſychologiſch intereſſante Aufgabe, zu erörtern, wie alle dieſe Begriffe ent-

ſtanden ſind, ſondern nur die andere, nachzuweiſen, was an den entſtandenen und vorhandenen richtig und ſicher iſt, und wie das Irrige und Fehlerhafte, das dieſem gegebenen Reſultate einer langen Bildungsgeſchichte noch anhängt, in Zukunft verbeſſert und das noch Zweifelhafte der Gewißheit genähert werden kann.

256. Iſt nun, wie wir jetzt annehmen, die Einzelwahrnehmung A ſo weit logiſch geformt, daß ſie ihr anſchauliches ſingulares Subject s^m als Exemplar eines Allgemeinbegriffs S auffaßt, ſo wird ſie uns dann nicht weiter beſchäftigen, wenn ſie an s^m vollſtändig oder unvollſtändig nur die Merkmale findet, die dem S zukommen; ſie wird dagegen Veranlaſſung neuen Fortſchrittes, wenn ſie mit s^m ein Merkmal M verbunden zeigt, das zu dem uns bekannten Inhalt von S nicht gehört. Drei mögliche Fälle lehrt uns dann die Erfahrung unterſcheiden, auf die ich mich eben berief (255). Veränderliche Bedingungen, zufällige Umſtände können zuerſt unſerem wahrgenommenen s^m eine Eigenſchaft, wirkliche oder ſcheinbare, gegeben haben, die es unter andern Umſtänden nicht zeigen würde; über vieles Derartige ſehen wir, durch frühere Erkenntniß belehrt, ſtillſchweigend hinweg und laſſen uns durch die Verſchiedenheiten der Anblicke, die uns derſelbe Gegenſtand nach Lage, Stellung, Bewegung, Entfernung, Beleuchtung gewährt, nicht an der Ueberzeugung von ſeiner Identität und ſeiner Uebereinſtimmung mit dem Gattungsbegriff S irre machen; zweifelhaftere Fälle entſcheiden wir dadurch, daß wir uns Beobachtungen deſſelben Gegenſtandes unter verſchiedenen Bedingungen zu verſchaffen ſuchen; nur das M, welches unter allen Umſtänden ihm verbleibt, wird als beſtändiges Merkmal ſeiner Natur anzuſehen ſein. Aber es bleibt noch unentſchieden, ob es dann ſeinen Grund in der individuellen Natur dieſes doch immer noch ſingularen Subjectes s^m oder in der allgemeinen des Gattungsbegriffs S hat, deſſen Art oder Beiſpiel das beobachtete s^m iſt. Zur Entſcheidung zwiſchen dieſem zweiten und dritten Fall bedienen wir uns der unvollſtändigen Induction, welche s^m mit dem Verhalten anderer bekannten Beiſpiele s^1, s^2.. deſſelben allgemeinen S vergleicht, und die in den meiſten Fällen dadurch angeregt wird, daß ungeſucht eine Reihe von Einzelbeobachtungen s^1M, s^2M, s^3M von ſelbſt ſich uns aufdrängte und die Vermuthung erweckte, der Grund des M ſei allgemein in der Natur des S zu finden, an deſſen verſchiedenen Beiſpielen

wir es beobachten. Widerlegt wird dieſe Vermuthung ſogleich, wenn ſich ein einziges Subject s^n findet, das unter derſelben Mannigfaltigkeit von Umſtänden das Merkmal M nicht hat, unter welchen es den Subjecten der übrigen Wahrnehmungen zukam; beſtätigt aber wird die Vermuthung des allgemeinen Satzes: alle S ſeien M, dadurch nicht ſofort, daß alle der Wahrnehmung zugänglich geweſenen Beiſpiele des S dies Prädicat M beſitzen; es bleibt eine untriftige Folgerung ad subalternantem, aus einer Anzahl particularer Fälle, wie groß ſie auch ſein mag, auf die allgemeine Geltung deſſen zu ſchließen, was in ihnen galt. Und doch ſind wir, der Wirklichkeit gegenüber, zu dem Verſuch dieſer Folgerung genöthigt; denn wenn ſelbſt die Wahrnehmung alle vorhandenen Beiſpiele einer Gattung umfaſſen könnte, die künftigen entgehen ihr ſtets; es bleibt mithin auch hier nur die Aufgabe, wenigſtens die Wahrſcheinlichkeit dieſer unvollſtändigen Induction ſo weit als möglich zu ſteigern. Zwei verwandte Regeln dienen hierzu. Wir müſſen zuerſt von einer großen Anzahl der beobachteten Einzelſubjecte s ausgehen; je größer dieſe Zahl, deſto mannigfaltiger ſind die äußeren Bedingungen, die auf ſie einwirken, und deren beſtimmenden Einfluß wir hierdurch eliminiren; das M, das allen dieſen Subjecten dennoch gemeinſam bleiben wird, hat nicht außerhalb ihrer, ſondern in ihrer eignen Natur ſeinen Grund. Wir werden zweitens die beobachteten Subjecte ſo wählen, daß ihre ſpecifiſchen oder individuellen Differenzen die größten innerhalb ihrer Gattung oder Art, des allgemeinen S, möglichen ſind; wir eliminiren ſo den Einfluß, den zur Erzeugung des gemeinſamen Prädicates beſondere, durch die Natur des allgemeinen S nicht gebotene Aehnlichkeiten der beobachteten Einzelſubjecte haben könnten; das M, das trotz dieſen Unterſchieden ihnen dennoch gemeinſam zukommt, wird nur in dem Charakter der Gattung ſelbſt begründet und damit der gewünſchte allgemeine Satz: alle S ſind M, gerechtfertigt ſein.

257. Die reine Logik unterſchied Analogie und Induction; die erſte ſchloß von der Gleichheit vieler Merkmale in zwei Subjecten auf die Gleichheit aller in beiden; die letztere aus dem gleichartigen Verhalten vieler Beiſpiele einer Art auf das gleiche Verhalten aller; dieſen Wortbedeutungen ſind wir auch hier gefolgt, und es war demnach eine Induction, welche aus den gegebenen Prämiſſen s^1M, s^2M... die allgemeine Folgerung SM zog. Aber dieſes Verfahren läßt ſich doch ein-

facher anſehen. Wenn alle ſingularen Subjecte s^1, s^2... unſerer wirklich gemachten Beobachtungen darin übereinſtimmen, einestheils alle die Merkmale, die zu einem S gehören, anderntheils das eine Merkmal M zu beſitzen, ſo können wir für jedes nichtbeobachtete Subject s^n, das ebenfalls alle die Merkmale eines S beſäße, auch den Beſitz des einen M unmittelbar durch Analogie folgern; durch ſie ſtellen wir alſo die in der Wahrnehmung nicht gegebenen Prämiſſen s^m M, s^n M... her, deren Subjecte zuſammen mit denen der beobachteten s^1M, s^2M... den ganzen Umfang von S erſchöpfen, und das Geſchäft der Induction beſteht dann nur darin, die ſo gegebenen und ſupplirten Einzelſätze zu dem allgemeinen: alle S ſind M, zu ſummiren. Es hat daher wenig praktiſchen Werth, in dieſen Anwendungen der Logik den Antheil der Induction und den der Analogie zu ſcheiden, den loſeren Sprachgebrauch zu beanſtanden, der beide Ausdrücke verwechſelt, überhaupt alle die Gedankenbewegungen, die man zuletzt unter den weitſchichtigen Namen einer Folgerung bringen kann, auf einfache Typen der reinen Logik zurückführen zu wollen. Ob ein Seefahrer, der ein Land ganz umfahren hat, durch Induction, Analogie oder Subſumption ſchließe, daß es eine Inſel ſei, möge unterſuchen, wer Zeitvertreib wünſcht. Von mehr Intereſſe wäre die Frage, wie wir zu irgend einem allgemeinen Satze T über die Dreiecke gelangen. Jede Conſtruction, durch welche wir T beweiſen, gibt unſerer Anſchauung doch immer nur ein ganz ſingulares Dreieck s^1; nur von ihm zunächſt, und von ihm immer, ſo oft wir es ſich ſelbſt gleich conſtruiren, würde T gelten. Nun kann man freilich die Zeichnung variiren; aber wenn man auch in tauſend verſchiedenen Dreiecken s^1, s^2, s^3.. den Satz T beſtätigt fände, ſo verſchwände doch dieſe Anzahl gegen die unendliche der möglichen Dreiecke, die man nicht durchprobiren kann. Durch Summirung der Einzelanſchauungen, die man ſich durch dieſe Conſtructionen ſchafft, kommt man mithin hier nicht zu der allgemeinen Gültigkeit von T für alle Dreiecke; man muß berechtigt ſein, jedes einzelne verzeichnete als ein Symbol für alle anzuſehen, ſo daß, was von ihm gilt, für alle durch daſſelbe mitvertretenen andern gilt. Die Berechtigung hierzu liegt nicht in der beſondern Natur der räumlichen Anſchauung, die vielmehr nur den Inhalt des Satzes T liefert; ſie liegt darin, daß wir von dem gezeichneten Dreieck in unſerem Räſonnement nur diejenigen Beſtimmungen beachten, die wir durch den

Gang der Conſtruction ſelbſt hervorgebracht haben, alſo nur die Eigenſchaft, eine ebene Figur zu ſein, die von drei geradlinigen Seiten eingeſchloſſen wird. Die wirklich gezeichnete Figur kann niemals blos dieſe Eigenſchaft allgemein, ſondern immer nur durch Seiten von beſtimmter Länge und durch eine Winkelſumme von beſtimmter Vertheilung darſtellen; aber dieſen ſpeciellen Beſchaffenheiten geſtatten wir keinen Einfluß auf unſere Folgerungen; wäre abſichtslos unſer conſtruirtes Dreieck rechtwinklig oder gleichſeitig gerathen, ſo würden wir die Sätze, die hierdurch, aber auch nur hierdurch gültig würden, als ſolche beiſeit laſſen, die ſich nicht auf das von uns gemeinte Subject bezögen. Pſychologiſch iſt es ohne Zweifel der unzergliederte Eindruck der Aehnlichkeit, der uns gleich geneigt macht, das von einem verzeichneten Dreieck bewieſene T auf alle Dreiecke durch Analogie zu übertragen; der logiſche Grund, es mit Recht zu thun, liegt in dem Bewußtſein, daß alle nicht conſtruirten Dreiecke doch dem allgemeinen, durch unſere Conſtruction ſymboliſirten Begriff des Dreiecks ſubordinirt ſind, und daß wir den fraglichen Satz nur aus dieſem Begriff, ohne Hinzunahme anderer Bedingungen, in jener einen ſymboliſchen Darſtellung fließen ſahen.

258. Mit der Erlangung allgemeiner Sätze von der Form: alle S ſind M, hat die Induction ihr nächſtes Ziel erreicht und ſie kann hierbei ſtehen bleiben, namentlich wo es ſich um praktiſche Fragen des Lebens handelt; denn in dieſen Fällen kommt es uns hauptſächlich darauf an, daß thatſächlich ein M von allen Beiſpielen eines S, von allen Menſchen etwa, gültig ſei; dagegen kümmert es uns weniger, warum es von ihnen, und ob es nur von ihnen und nicht vielleicht auch von Thieren gilt. Der theoretiſche Trieb der Erkenntniß begnügt ſich jedoch nicht mit dieſer bloßen Anknüpfung des M an ſein nächſtes Subject, er möchte innerhalb des S den engeren Merkmalkreis aufſuchen, der den Grund dieſer Anknüpfung enthält, und der überall, wo er vorkommt, auch außerhalb S vielleicht, das gleiche Merkmal bedingt. Dann ſetzt ſich die Induction fort, und indem ſie eine Reihe allgemeiner Sätze von der Form: SM, RM, TM ... als neue Prämiſſen benutzt, ſucht ſie einen allgemeinen Schlußſatz, der in der Form: alle Σ ſind M, unter Σ das wahre Subject oder denjenigen Gattungsbegriff, oder endlich, anders ausgedrückt, denjenigen Beſtand von Merkmalen ver-

ſteht und bezeichnet, an welchem überall das Prädicat M als ſeine Folge hängt. So wird man leicht durch eine erſte Induction den Satz SM finden: in allen Säugethieren geſchieht ein Gaswechſel durch Reſpiration; eine zweite Induction, welche an die Stelle von S nacheinander Vögel, Fiſche, Amphibien ſetzt, wird dies gefundene Ergebniß ſchon verſtändlicher machen durch ihren Schlußſatz ΣM: alle Thiere bedürfen des Gasaustauſches; ſie zeigt, daß die vorher nur vereinzelt beobachtete Thatſache in der allgemeinen Natur des thieriſchen Lebens nothwendig ſein muß; eine dritte Induction verbindet ΣM mit einer neuen gleichartigen Prämiſſe: alle Pflanzen zeigen, obwohl andersartig, das Phänomen eines Gaswechſels; ihr Schluß Σ'M: alle organiſchen Weſen überhaupt befinden ſich in gleichem Falle, zeigt uns das fragliche Phänomen an ein noch allgemeineres Subject gebunden; eine Vergleichung endlich mit dem Verhalten von Stoffen, die den organiſchen ähnlich gebaut ſind, zu der umgebenden Atmoſphäre könnte uns zu dem Gedanken führen, daß unter den Bedingungen an der Erdoberfläche nur durch dieſen Stoffwechſel die Entfaltung der zuſammenhängenden veränderlichen Vorgänge möglich iſt, die das organiſche Leben zuſammenſetzen. Man bemerkt hierbei, daß, je weiter dieſe Inductionen fortgehen, um ſo mehr unſer Intereſſe abnimmt, ihr Ergebniß in Geſtalt eines kategoriſchen Urtheils von der Form: S iſt P, zu erhalten; wir ſuchen nicht mehr den höchſten Gattungsbegriff, an welchem eine gegebene Erſcheinung als Prädicat haftet, ſondern wir ſuchen ein hypothetiſches Urtheil zu gewinnen, welches uns die allgemeinſte Bedingung B kennen lehrt, von der überall, wo ſie vorkommt, jene Erſcheinung als ihre Folge F abhängt. Und dieſe neue Aufgabe, den Bedingungszuſammenhang des Wahrnehmungsinhaltes zu ermitteln, überwiegt an Wichtigkeit in den Anwendungen dergeſtalt, daß wir von jetzt an das inductoriſche Verfahren nur in der Form weiter verfolgen, die es zu ihrer Löſung annimmt.

259. Wir bezeichnen durch U und W zwei Gruppen von wahrgenommenen Vorgängen; wir nehmen an, irgend eine Veranlaſſung, die in der Art ihres Auftretens liegt, habe in uns die ſpäter zu beſtätigende oder zu berichtigende Vermuthung erregt, beide Gruppen ſeien zuſammengehörig und U ſei oder enthalte die Urſache von W, W ſei oder enthalte die Wirkung von U; wir erinnern endlich an die erſte

Bemerkung dieſes Kapitels (252), nach welcher ſehr ſelten U wirklich die vollſtändige Urſache von W und nichts als dieſe, W ſelten die ganze Wirkung von U und nichts als dieſe enthalten wird; dann können wir als unſere Aufgabe bezeichnen, aus den unreinen Beobachtungen UW den reinen Fall BF eines in ſich zuſammengehörigen Bedingungsverhältniſſes zu finden, und wir definiren den Begriff dieſes reinen Falles dahin, daß in ihm B der zureichende Grund von F, und der Grund von nichts Anderem außer F, daß anderſeits F die vollſtändige Folge von B und zugleich keines andern Grundes Folge iſt. In den Anwendungen kann je nach den verſchiedenen Intereſſen, die unſere Unterſuchungen jedesmal verfolgen, von der Strenge dieſer Definition etwas nachgelaſſen werden; ſo kann es uns genügen, zu wiſſen, daß B, ſo oft es gegeben iſt, F hervorbringt, gleichviel ob es außer F noch Anderes bedingt oder ob F außer von ihm auch noch von Anderem erzeugt werden kann. Allein dieſe Genügſamkeit üben wir doch nur, wo es uns blos darauf ankommt, die realen Urſachen kennen zu lernen, welche eine fragliche Wirkung hervorbringen; wenn es ſich dagegen theoretiſch um den Grund handelt, aus welchem dieſe Urſachen jene Wirkung als nothwendige Folge bedingen, werden wir B und F immer nach den Anweiſungen der Definition beſtimmen müſſen; ſelbſt wo F aus verſchiedenen äquivalenten Urſachen entſtehen kann, ſind eben nicht dieſe verſchiedenen Urſachen, deren jede außerdem noch ihre beſondern andern Wirkungen hat, ſondern nur das ihnen allen Gemeinſame der wahre Grund B dieſer Folge, und dieſes B hat dann auch keine andere Folge als dieſes F.

260. Aus einem unreinen Fall UW könnte der reine Fall BF nur durch eine zufällige glückliche Inſpiration errathen werden; mit Sicherheit nachweiſen läßt er ſich nur durch eine Vergleichung vieler Fälle UW, die ſo von einander verſchieden ſind, daß die mannigfachen oder veränderlichen Relationen, die ſie uns zwiſchen den unzugehörigen Nebenbeſtandtheilen darbieten, uns erlauben, dieſe zu eliminiren und die Beziehung BF, welche ſie alle enthalten, allein und geſondert zurückzubehalten. Jene unreinen Fälle nun, das Material unſerer Bearbeitung, liefert zunächſt die Beobachtung; aber der freiwillige Lauf der Dinge führt uns doch nur in wenigen Gebieten vollſtändig diejenigen Fälle vor, die wir bedürfen würden, um jene Elimination zu

vollenden. Manche Naturvorgänge entfalten nur in ſehr langen Zeiträumen, welche das Beobachtungsfeld eines Einzelnen weit überſchreiten, die ganze Reihe der Aſpecte, die man alle kennen müßte, um ihren Bedingungszuſammenhang zu begreifen; manche andere Erzeugniſſe der Wirklichkeit entziehen nicht blos durch dieſe Langſamkeit ihre Entwicklung der Beobachtung, ſondern ſie zergliedern ſich wirklich niemals von ſelbſt rückwärts in die einzelnen Bedingungen, aus denen ſie entſtanden ſind; ſehr ſelten befinden wir uns in dem glücklichen Falle der Aſtronomie, die nur durch zufällige Beobachtungshinderniſſe in der Aufſammlung unzähliger Daten eines zuſammenhängenden und periodiſchen Spieles von Ereigniſſen unterbrochen wird, und doch bedarf auch ſie, um alle ihre Wünſche zu befriedigen, eine Ergänzung durch Beobachtungen der Vorzeit, die ſie nur unzureichend findet. Ueberall, wo uns eine praktiſche Einwirkung auf den Gegenſtand unſerer Unterſuchung möglich iſt, dient zur Ergänzung dieſer Mängel der Verſuch oder das Experiment. Indem wir eine Gruppe von Umſtänden U willkürlich herſtellen, können wir die in der Wirklichkeit thätigen Urſachen nöthigen, uns mit einer Wirkung W zu antworten, die von ſelbſt vielleicht nie in den Kreis unſerer Wahrnehmungen gefallen wäre; indem wir Größe und Beſchaffenheit jenes U willkürlich variiren laſſen, können wir eine Reihe von Aenderungen in Größe und Art des W hervorbringen, die in dieſer Vollſtändigkeit noch viel weniger von ſelbſt ſich unſerer Beobachtung dargeboten hätte; indem wir U in ſeine Beſtandtheile zergliedern und in jedem Verſuch nur einen von ihnen, oder eine beſtimmt angebbare Verknüpfung mehrerer zur Wirkung zulaſſen, die übrigen abſchneiden, werden wir die Beſtandtheile des Erfolges W gleichfalls ſondern und lernen, welcher von ihnen von welchem Theile des zuſammengeſetzten U abhängt. So iſt alſo das Experiment das praktiſche Mittel, uns Beobachtungen in ſolcher Menge und von ſolchen Verſchiedenheiten und Verwandtſchaften zu verſchaffen, wie ſie uns nöthig ſind, um durch Elimination des Unweſentlichen aus ihnen einen reinen Fall BF abzuleiten. Dieſe Definition ſelbſt zeigt hinlänglich, daß nur inſoweit das Experiment einen Vorzug vor der Beobachtung hat, als es im Stande iſt, die gewöhnlichen Mängel der letzteren zu verbeſſern; es ſoll paſſende und fruchtbare Beobachtungen anſtatt der unpaſſenden und unfruchtbaren ſchaffen, die ſich von ſelbſt

bieten. Aber es würde verkehrt ſein, ihm noch ein anderes myſtiſches Verdienſt außer dieſem zuzuſchreiben; es iſt nicht, der Beobachtung gegenüber, eine neue Methode der Erkenntniß, ſondern lediglich ein Vorbereitungsmittel, um das herzuſtellen, deſſen Beobachtung für uns wichtig iſt. Und eben deshalb iſt nicht überall das experimentale Verfahren ſchlechthin der bloßen Beobachtung überlegen. Es iſt in unſerer Zeit ein Vorurtheil der Halbbildung, zu meinen, was am hellen Tage ohne alle Vorbereitung, handgreiflich und im Großen zu beobachten ſei, bleibe natürlich zweifelhaft; richtig ſei nur, was ſich mit künſtlichen Vorrichtungen im ganz Kleinen unter den erſchwerendſten Umſtänden mikroſkopiſch wahrnehmen laſſe. Ich leugne gar nicht, daß dieſe paradoxe Annahme, die als allgemeiner Grundſatz abgeſchmackt ſein würde, in vielen Einzelfällen zutrifft, und daß namentlich nur durch dieſe künſtlichen Mittel ſehr häufig genaue Größenbeſtimmungen möglich werden, welche die Beobachtung im Großen nie finden würde; aber auch umgekehrt gibt die letztere oft ein allgemeines Verhalten ungeſucht, das in den Experimenten durch ſpecielle Bedingungen verdunkelt wird.

261. Die verſchiedenartigen Verhältniſſe, welche zwiſchen U und W die Beobachtung und das Experiment kennen lehren, ſuche ich jetzt vorzuführen, nicht in der Hoffnung, ſie vollſtändig zu erſchöpfen, ſondern in der Abſicht, an Beiſpielen die Mannigfaltigkeit der möglichen Fälle und der aus ihnen zu ziehenden Folgerungen zu verdeutlichen.

1. Der Fall + UW. Kommen U und W ununterbrochen in der Wirklichkeit zuſammen vor, ſo geſtattet dieſe beſtändige Coexiſtenz gar keinen Schluß auf ein in der That doch vielleicht zwiſchen beiden ſtattfindendes Bedingungsverhältniß. Eiſen und Silber und alle andern chemiſchen Elemente ſind immer zugleich in der Welt vorhanden; aber daraus folgt weder, daß das eine von ihnen eine Bedingung für das Daſein des andern, noch daß alle zuſammen Coeffecte einer einzigen Urſache ſind. Höchſtens die philoſophiſche Speculation könnte, auf beſondere hier nicht zu erörternde Gründe vertrauend, die Möglichkeit einer Mehrheit durch einander in keiner Weiſe bedingter Elemente bezweifeln; für die Naturauffaſſung dagegen, der die Induction zunächſt dienen will, iſt die Coexiſtenz allein kein Anzeichen weiteres Zuſammenhanges. In jedem einzelnen jener Elemente finden wir ferner verſchiedene Eigenſchaften oder Verhaltungsweiſen ununterbrochen ver-

einigt; alle beſitzen die Eigenſchaft der Gravitation gemeinſam, jedes einzelne außerdem ſeine ſpecifiſchen Verwandtſchaften zu allen andern. Dieſer Fall iſt dem vorigen nicht gleich; es iſt hier ein und daſſelbe Subject, an welchem die verſchiedenen Eigenſchaften, als die ſeinigen, coexiſtiren; dieſe Einheit des Dinges widerſpricht einer beziehungsloſen Vielheit von Merkmalen, die an ihm vorkämen, und es regt ſich der natürliche logiſche Trieb, entweder eine dieſer Eigenſchaften durch die andere oder beide durch eine dritte urſprüngliche zu erklären, die unter verſchiedenen Bedingungen ſich in jene zwei umgeſtalte. Wohin dieſer logiſche Antrieb weiter führen kann, ſei dahingeſtellt; hier bleibt er eben ein bloßer und unfruchtbarer Antrieb; denn ſo lange die Beobachtung nichts als die ewige Coexiſtenz beider Prädicate aufzeigt, gibt ſie uns eben kein Mittel an die Hand, den etwa vorhandenen Bedingungsnexus beider mit einander oder mit einem dritten nachzuweiſen.

2. Der Fall (+U+W). Kommen U und W nicht in ununterbrochener Wirklichkeit, aber in zahlreichen Wiederholungsfällen vereinigt vor, ſo iſt es möglich, daß ſie ohne irgend einen gegenſeitigen Zuſammenhang lediglich coincidiren und jedes von ihnen die Folge ſeiner beſondern Bedingung iſt, die nur zufällig mit der Bedingung des andern zuſammentrifft. So wird man urtheilen über die vielen Unglücksfälle, die ſich am Freitag ereignen, und über zahlloſe ähnliche Meinungen des Aberglaubens. Aber man bleibt doch bei dieſem Urtheile nur, weil einestheils in dieſen Fällen keine Ausſicht iſt, eine begreifliche Vermittlung zwiſchen den verbundenen U und W zu entdecken, und weil anderſeits weitere Beobachtungen bald lehren, wie wenig allgemein und ausſchließlich ihre Verbindung iſt. An ſich dagegen iſt die Annahme bloßer Coincidenz die am wenigſten wahrſcheinliche; was oft wiederholt zuſammen vorkommt, macht ein Cauſalverhältniß wahrſcheinlich; ganz unbeſtimmbar bleibt nur noch, ob eines der beiden, U und W, Urſache oder Wirkung des andern, oder ob ſie beide nur Coeffecte einer dritten Urſache Z ſind. Dieſe Zweideutigkeit bleibt auch dann, wenn U und W nicht gleichzeitig, ſondern nacheinander in beſtimmter Folge in allen Wiederholungsfällen auftreten; dann kann zwar U die Urſache von W ſein, aber beide können auch Coeffecte eines dritten, nicht beſtändigen, ſondern in beſtimmter Reihenfolge ſich ändernden Z ſein. Tag und Nacht folgen immer ſo aufeinander, aber ſie

erzeugen einander nicht, sondern sind successive Coeffecte der Axendrehung der Erde. Es könnte endlich geschehen, daß W immer unbemerkt besteht, aber in unsere Beobachtung erst fällt, wenn U stattfindet; so schlägt das Herz bei dem Lebendigen immer, aber der Gesunde fühlt es fast nur, wenn eine besondere Aufregung U hinzukommt; dann ist U zwar nicht die Ursache von W, aber doch die Bedingung seines Eintretens in unsere Beobachtung.

3. Der Fall (—U+W). Die Zweideutigkeiten, die hier blieben, entscheiden erweiterte unmittelbare oder durch das Experiment vermittelte Beobachtungen. Findet sich, daß W auch vorkommt ohne U, oder daß U sich experimentell aufheben läßt, ohne zugleich W aufzuheben, so kann man zwar nicht schließen, daß U nicht die Ursache von W, wohl aber, daß es nicht die erhaltende Ursache desselben sei. Der Satz, auf den man sich beruft, um den voreiligen ersten Schluß zu rechtfertigen: cessante causa cessat effectus, hat nur den einen unzweideutigen Sinn: mit dem Wegfall einer Ursache kommen diejenigen Wirkungen in Wegfall, welche die Ursache noch gehabt haben würde, wenn sie fortbestanden hätte. Daß die bereits entstandenen Wirkungen sich verschieden verhalten, zeigen die einfachsten Beispiele; die Bewegung dauert fort nach der Beendigung des Stoßes, der sie hervorbrachte; das Kochen des Wassers hört auf, wenn die Wärmezufuhr nachläßt, von der es erzeugt wurde und deren es als beständiger Erhaltungsursache bedarf; das Kind stirbt nicht mit dem Tode der Aeltern, der einzigen Ursachen, die sein Dasein bewirken konnten; aber das Gleichgewicht einer unterstützten Last geht zu Grunde mit der Hinwegziehung ihrer Stütze. Man kann alle diese Fälle, deren weitere Zergliederung hier unnöthig ist, auf einen allgemeinen Satz der Beharrung zurückbringen, den wir in Bezug auf unsere jetzige Aufgabe so aussprechen: jede Wirklichkeit, die einmal hervorgebracht ist, welcher Art sie auch sein mag, dauert fort, wenn nicht entgegenwirkende Ursachen sie aufheben. Die Wirkungen einer erzeugenden Ursache bedürfen daher einer erhaltenden Ursache nicht, sobald sie in Zuständen eines Subjects bestehen, welche sowohl mit der beständigen Natur desselben als mit den äußern Bedingungen im Gleichgewicht sind, unter denen es sich befindet; sie verlangen dagegen eine erhaltende Ursache, wenn entweder in jener Natur oder in diesen äußern Umständen sich Kräfte befinden, welche auf sie

einen umgeſtaltenden Einfluß zu äußern ſtreben. Dauert alſo W fort nach dem Aufhören von U, ſo ſind drei Fälle möglich: entweder iſt zwiſchen beiden gar kein Cauſalzuſammenhang, oder U iſt zwar erzeugende, aber nicht erhaltende Urſache von W, und in dieſem Fall wieder entweder eine erzeugende Urſache, neben der es noch andere gibt, oder auch die einzige, von der W hervorgebracht werden kann.

4. Der Fall (+U—W). Wenn U in der Beobachtung vorkommt, ohne daß W folgt, ſo zieht natürlich dies Verhalten unſere Aufmerkſamkeit nur auf ſich, wenn es im Widerſpruch iſt mit ſchon gemachten Beobachtungen einer ſonſt vorkommenden Verbindung von U und W; es kann dann ſein, daß U nicht die Urſache von W iſt, und man corrigirt dann, indem man dieſe Folgerung zieht, die andere, welche man aus den entgegengeſetzten früheren Beobachtungen gezogen hatte. Der Zuſammenhang von Urſachen und Wirkungen in der Wirklichkeit unterſcheidet ſich jedoch von dem zwiſchen Grund und Folge auf dem Gebiet des blos Denkbaren. Jeder Grund, der einmal gilt, bringt ſeine Folge ganz hervor und zugleich ganz in dem Reſultat wahrnehmbar; wirken zwei Gründe zuſammen, hat eine Größe g zwei Bedingungsgleichungen zu genügen, die ihr Verhalten zu x beſtimmen, ſo iſt der Einfluß der zweiten allemal darin ſichtbar, daß ſie aus den vielen Werthen des g, welche die erſte allein noch möglich ließ, nur einen oder eine beſtimmte Anzahl unter einander regelmäßig verknüpfter übrig läßt. Eine Veränderung W dagegen, welche in der Wirklichkeit aus der Urſache U folgen müßte, kann ſtets durch eine Gegenurſache Z ſo aufgehoben werden, daß ſie der Beobachtung verſchwindet. Man kann nicht ſagen, daß Z die Wirkungsfähigkeit des U *vernichtet*; denn U kann von ſeiner Wirkung W nur abgehalten werden, indem es ſelbſt auf das hindernde Z zurückwirkt; in dieſem bringt es immer eine andere Wirkung W' hervor, anſtatt der W, welche wir erwarteten, oder auch es ſelbſt erleidet unter dem Einfluß des Z und ſeiner eigenen Wirkungstendenz einen Zuſtand W', den es ſonſt nicht erleiden würde; aber dieſes W' iſt ſehr häufig ſo geſtaltet, daß es ſich der unmittelbaren Beobachtung ganz entzieht; dann ſcheint W völlig zu fehlen, während U vorhanden iſt; in der That hat W nur ſeine Form geändert. Dies kommt überall vor, wo bewegende Kräfte einem feſten Widerſtand begegnen; ſie ſcheinen uns dann nichts zu wirken, während ſie in Wahr-

heit einen ſtarken Druck auf den widerſtehenden Körper ausüben. Folgt alſo in der Beobachtung W auf U nicht, ſo kann allerdings der Cauſalzuſammenhang zwiſchen beiden ganz fehlen, und dann muß man die andern Beobachtungen einer Folge von U und W auf andere Weiſe deuten; es kann aber auch U eine oder ſelbſt die einzige Erzeugungsurſache von W, aber durch eine Gegenkraft Z an der Hervorbringung des W verhindert ſein. Man erhält hierdurch die Aufforderung, ſich in jedem ſolchen Falle darnach umzuſehen, ob ſich eine ſonſt fehlende Erſatzwirkung W^1 entdecken läßt, welche das Daſein eines Widerſtandes verräth. Wenn man endlich experimentell U herſtellt und W nicht folgen ſieht, auch keine Spur eines ſtellvertretenden W^1 finden kann, ſo iſt hier der Schluß gerechtfertigt, daß U keine der erzeugenden Urſachen von W ſei.

5. Der Fall (—U—W). In der Beobachtung kann es nur in ſeltenen Fällen und nur in Erinnerung an andere ſchon gemachte Erfahrungen vorkommen, daß uns das gleichzeitige Nichtvorhandenſein von U und W auffällt; hat dagegen U früher beſtanden, und finden wir, daß mit ſeinem Aufhören auch W verſchwindet, ſo iſt die nächſte Wahrſcheinlichkeit natürlich, daß U mindeſtens die erhaltende, vielleicht auch die erzeugende Bedingung von W iſt, oder daß U und W Coeffecte einer dritten Urſache Z ſind, mit deren Wegfall ſie beide verſchwinden. Hört W auf, wenn wir U experimentell aufheben, ſo ſcheint nur das erſte Glied dieſer Alternative möglich; aber es kann ſich doch auch anders verhalten. Was wir hier die Aufhebung von U nennen, iſt nicht immer blos ein Wegfall dieſer früher wirkenden Urſache, ſondern läßt ſich häufig nur durch eine poſitive Vorkehrung oder Einwirkung herſtellen, welche, indem ſie U aufhebt, zugleich neue Bedingungen Z ſchafft, welche für die von U vielleicht ganz verſchiedene Urſache, von der bis dahin W wirklich abhing, Hinderungen ihres Weiterwirkens bilden und folglich W aufheben. Es ſtritt lange die Annahme, daß Infuſorien ohne Keim ihrer Art aus dem Aufguß organiſcher Stoffe entſtehen, mit der andern, daß überall die Bedingung ihrer Entſtehung in den der organiſchen Subſtanz ſelbſt anhängenden oder durch die atmoſphäriſche Luft zugeführten oder im Waſſer enthaltenen Sporen oder Samen liege. Dieſer Streit könnte entſchieden werden, wenn man zeigte, die Erzeugung W der Infuſorien höre auf,

wenn der Zutritt U lebensfähiger Sporen oder Samen abgeſchnitten wird. Aber die hierzu benutzte Auskochung des Waſſers zugleich mit der organiſchen Subſtanz und die Leitung der Luft durch glühende Röhren bürgen allerdings für das Nichtvorhandenſein lebensfähiger Samen in allen drei zuſammenwirkenden Körpern; zugleich ſind dies jedoch ſo eingreifende Vorgänge, daß durch ſie auch die Urſache, welche die andere Meinung vorausſetzte, die eigene Entwicklungsfähigkeit der organiſchen Materie zu lebendigen Organismen, mit wirkungslos gemacht werden kann. Dieſer Verſuch bedurfte daher einer Modification, welche dies Bedenken ausſchloß.

6. Der Fall (+W+U). Durch keinen der bisherigen Schlüſſe läßt ſich mehr feſtſtellen, als daß U eine Urſache von W iſt; daß es die einzige, daß folglich auch die Umkehrung des Satzes richtig und jedes W Wirkung eines U ſei, würde ſich nur auf dem Wege der Ausſchließung ermitteln laſſen, der uns darauf führte, daß alle andern denkbaren Urſachen die Wirkung W nicht haben. Dieſe Ausſchließung iſt in Bezug auf die unzähligen *nächſten* Urſachen, die in der Natur wirkend auftreten können, ganz unausführbar; man könnte an ſie nur denken, wenn eine viel weiter fortgeſchrittene Bearbeitung der Wahrnehmungen uns ſchon eine in vollſtändiger Disjunction erſchöpfbare Anzahl allgemeiner wirkender Kräfte kennen gelehrt hätte, von deren Modification irgend welcher Art jeder Erfolg überhaupt abhängen muß. Die inductive Naturforſchung vollzieht jedoch jene Umkehrung der Wahrnehmungen ſehr allgemein; wenn ſie in vielen Fällen U als Urſache von W gefunden hat, ſo nimmt ſie an, daß ein W, deſſen Urſache ſie nicht beobachtet, auf daſſelbe U als Urſache zurückzubeziehen ſei. Den Logikern kann man nicht widerſprechen, wenn ſie in dieſer Gewohnheit formell einen logiſchen Fehler ſehen. Denn ganz gewiß läßt das particulare Urtheil: viele W ſind Wirkungen von U, in keiner Weiſe die Folgerung ad subalternantem zu: alle W ſind Wirkungen von U; oder in keiner Weiſe kann das hypothetiſche Urtheil: wenn U iſt, iſt W, rein umgekehrt werden in das andere: wenn W iſt, iſt U. Allein wenn hiervon gar zu viel Aufhebens gemacht wird, ſo muß man doch bedenken, daß die Naturforſchung ihre hier angezweifelten Folgerungen nicht nach dem abſtracten Muſter einer ſo verkehrten logiſchen Regel zieht, ſondern weil ſie durch eine Fülle von Sachkenntniſſen über

die thatsächlich bestehenden allgemeinen Gewohnheiten des natürlichen Geschehens sich berechtigt glaubt, das zu ergänzen, was an der logisch-formalen Gültigkeit jener Umkehrung fehlt. Sie meint: es könnte freilich so sein, daß hundert gleichartige Wirkungen in der Natur von hundert sehr verschiedenen nächsten Ursachen abhingen; aber es ist nun einmal nicht so, sondern gleichartige Erfolge gehen wirklich von Ursachen aus, die nicht blos darin sich gleichen, daß sie dies Gleichartige hervorbringen können, sondern eben diese gleiche Wirkungsfähigkeit hängt immer an auch sonst gleichartiger Natur der Ursachen. Es ist gar nicht der Mühe werth, das sehr große Gewicht noch weitläufiger bemerklich zu machen, das diese Berufung auf den bereits gewonnenen sachlichen Inhalt unserer Erkenntniß zur Ergänzung der blos logischen Folgerungsrechte ganz einleuchtend besitzt; es ist im Gegentheil nothwendig, zu bemerken, daß die hieraus abzuleitende Berechtigung ihre Grenzen hat. Newton hat den hier in Rede stehenden Grundsatz in seiner zweiten Regel so ausgesprochen: effectuum naturalium ejusdem generis eaedem sunt causae. Ich glaube nicht, daß die Verehrung vor seinem unsterblichen Geiste leidet, wenn wir uns zugestehen, daß diese Formulirung logisch den Ansprüchen auf Präcision keineswegs genügt, die er mathematisch so unübertrefflich zu befriedigen wußte. Wir setzen nicht außer Acht, daß diese Regel nicht ein logisches Gesetz, sondern eben eine Regel, eine praktische Maxime der Naturforschung sein soll, wahrscheinlich hervorgerufen durch die glänzenden Entdeckungen, denen sie als Vorspiel diente; aber auch so ist sie unbestimmt genug, und jeder einzelne ihrer Ausdrücke bedarf der Interpretation. Ich lege nicht Gewicht darauf, daß zuerst das idem genus eine Definition verlangen würde, die uns zeigte, welche effectus naturales zu demselben, welche andern zu einem andern genus gehören; eines so weitschichtigen Ausdruckes können auch wir nicht ganz entbehren, übrigens aber ihn hier so interpretiren, daß bloße Größendifferenzen gleichgeformter Vorgänge keine Artverschiedenheit derselben begründen. Aber was sind effectus naturales? Verstehen wir darunter jeden natürlichen Vorgang, sofern er als Wirkung auf irgend eine Ursache bezogen wird, so ist der ganze Satz mit dem Ende: eaedem causae offenbar unhaltbar, so lange nicht dieser letztere Begriff bestimmt ist. Schließt man in das idem genus, wie wir eben thaten, die quantitativ verschiedenen Erfolge ein, so kön-

nen ſie nur causas ejusdem generis, aber nicht easdem haben; quantitativ müſſen auch die Urſachen unterſchieden ſein; aber auch daß ſie ejusdem generis ſein müßten, wird durch die gewöhnlichſten Erfahrungen widerlegt, die uns zeigen, wie mancherlei verſchiedene und nur äquivalente Urſachen eine und dieſelbe Art der Wirkung hervorbringen können. Nähert ſich ein Körper B einem Punkte C mit gleichförmig beſchleunigter Geſchwindigkeit, ſo iſt ſo viel freilich klar und nothwendig, daß eine Kraft auf ihn wirken muß, die dieſen und gerade dieſen Effect hervorbringen kann; aber wie verſchiedener Art können doch die Kräfte ſein, die das thun! Sie können a fronte anziehend wirken von dem Punkte C aus, ſie können auch a tergo abſtoßend wirken auf B und es hierdurch dem C nähern; die erſte Weiſe der Wirkung kann von electriſchen Kräften oder von der Gravitation ausgehen; die letztere von einer Reihe einzelner ſich ſummirender Stöße. Will man alle dieſe Urſachen als easdem oder als ejusdem generis faſſen, weil ſie trotz ihrer übrigen weſentlichen Verſchiedenheiten darin übereinkommen, eben dieſen gleichen Effect hervorzubringen, ſo thut man nicht blos jedem Sprachgebrauch Gewalt, ſondern man macht auch die ausgeſprochene Regel zu einer trivialen Tautologie. Denn daß alle Urſachen, welche gleichartige Wirkungen haben ſollen, wenigſtens darin gleichartig ſein müſſen, daß ſie eben ſämmtlich dieſe Wirkungen hervorbringen können, daß ſie alſo in Bezug auf dieſe Wirkung äquivalent ſein müſſen, dies verſteht ſich von ſelbſt, und braucht, als eine Folge des Identitätsgeſetzes, nicht erſt durch eine beſondere Maxime der Naturforſchung gelehrt zu werden; eine ſolche Maxime will offenbar etwas als thatſächlich gültig darſtellen, was aus formal logiſchen Gründen nicht nothwendig iſt, alſo in dieſem Falle, daß die Urſachen gleichartiger natürlicher Vorgänge nicht blos äquivalent in Bezug auf dieſe, ſondern auch außerdem gleichartig ſind. Daß aber der Inhalt dieſer Maxime nicht allgemeingültig ſein könne, beweiſen nun eben die Erfahrungen. Effectus naturales könnten jedoch auch anders gemeint ſein, nicht als natürliche Vorgänge, ſondern als Naturvorgänge; d. h. nicht als ſolche, die gelegentlich ſo zu ſagen im Kleinhandel aus der Anwendung phyſiſcher Geſetze auf zufällig zuſammengerathene Umſtände entſtehen, ſondern als ſolche, die in dem großen Betriebsplane der Natur ihre beſtändige Stelle haben, und die zu den Naturzwecken rechnen würde, wer ſich dieſen

Begriff glaubte rechtfertigen zu können. Newtons wörtlicher Ausdruck führt auf eine ſolche Deutung nicht nothwendig; daß ihm der Art etwas vorgeſchwebt, wird aber durch die Stelle wahrſcheinlich, an der ſeine Regel ſteht, in der Einleitung zu einem Werke, das eben dieſe beſtändigen alles umfaſſenden und beſtimmenden Naturvorgänge, den Umlauf der Planeten, den Gang des Mondes und den unaufhörlichen Trieb der Körper, zu fallen oder zu drücken, in einer großen Anſchauung zuſammenzufaſſen beſtimmt war. So verſtanden, würde jener Satz nicht unmittelbar eine Regel der Forſchung, ſondern der Ausdruck einer Thatſache ſein, deren Beſtehen mittelbar auf die von der Unterſuchung einzuſchlagenden Wege einen maßgebenden Einfluß beſitzt, der Thatſache nämlich, daß der in der Welt wirkenden höchſten und allgemeinſten, von einander unabhängigen Urſachen nicht unzählige, ſondern ſehr wenige ſind, und daß auf eine von ihnen jede Gruppe zuſammengehöriger Wirkungen im Großen zurückzuführen iſt, während im Kleinen nicht immer dieſelben, ſondern ſehr verſchiedene äquivalente nächſte Urſachen eine und dieſelbe Wirkung erzeugen. Es würde jedoch ſchwer ſein, die Grenzen zu beſtimmen, welche jene großen Urſachen von dieſen kleinen trennen; ebenſo ſchwer, auszumachen, welcher Theil des ſo gedeuteten Satzes, ob die Hinweiſung auf die Gleichartigkeit der höchſten oder ob die auf die Ungleichartigkeit der nächſten Urſachen mehr eingeſchärft zu werden verdient; jedenfalls iſt die wiſſenſchaftliche Praxis Newtons ſo bewundernswerth, daß wir beſſer thun, ihr nachzuſtreben, als mit dieſer ſeiner allgemeinen Maxime überflüſſig Staat zu machen. Ich kehre noch zu einem Beiſpiel zurück. Wenn der Chemiker von dem Element U eine Reaction W beobachtet hat, und nun einen neu unterſuchten unbekannten Körper dieſelbe Reaction W geben ſieht, ſo beruht ſein Schluß, dieſer Körper ſei folglich U, keineswegs auf der einfachen Umkehrung jener Beobachtung, ſondern auf dem Bewußtſein, mit allen Elementen, die an der Erde vorkommen, bereits experimentirt und von keinem andern außer U dieſelbe Reaction W erhalten zu haben. Dieſer Beweis durch Ausſchließung iſt formell nicht unbedingt ſicher, aber doch von größter Wahrſcheinlichkeit; wird ein neues Element U^1 entdeckt, das nun doch mit U dieſelbe Reaction gibt, ſo iſt man eben klüger geworden und ſucht nun nach einem andern Kennzeichen, beide zu unterſcheiden. Nicht ganz dieſelbe Wahrſcheinlichkeit hat die Folgerung

aus der Spectralanalyse, die Stoffe, welche in dem Spectrum der Himmelskörper die Streifen W hervorbringen, seien identisch mit den irdischen Elementen, deren Dämpfe in ihren Spectren dieselben Linien W erzeugen. Mit jenen außerirdischen Stoffen haben wir nicht experimentirt; daß es nicht mehrere, im Uebrigen verschiedene Elemente geben könne, die in dieser einen Reaction W einander gleichen, ist daher nicht so sicher, wie in dem vorigen Fall, obgleich sehr wahrscheinlich deshalb, weil kein Beispiel nichtidentischer irdischer Elemente mit identischen Spectrallinien vorliegt, und weil ohnehin die Körper unseres Sonnensystems sich als zusammengehörige Bruchstücke einer früher vereinigten Masse ansehen lassen. Die gleichen Farben, die im auffallenden und im durchgehenden Lichte viele chemisch sehr verschiedene Körper zeigen, beweisen, daß die hier in Frage kommende Fähigkeit zur Reflexion, Absorption und Transmission verschiedener Lichtwellen nicht ganz einfach mit der chemischen Natur der Stoffe zusammenhängt; anderseits können zwei Elemente doch nicht deshalb, weil das eine Kalium, das andere Natrium heißt oder ist, eigenthümliche Wirkungen W oder W' hervorbringen; sie sind oder heißen vielmehr das eine oder das andere nur deshalb, weil die allgemeinen Kräfte, mit denen Körper sich gegeneinander wirkend geltend machen, in beiden mit verschieden großen specifischen Coefficienten vorkommen. Daß nun unter Bedingungen, die wir experimentell gar nicht nachahmen können, z. B. bei der an der Sonnenoberfläche herrschenden Temperatur, einer dieser Coefficienten, durch deren Verein das eine Element charakterisirt wird, sich niemals ändern und niemals die Größe annehmen könnte, welche derselbe Coefficient unter den Bedingungen an der Erdoberfläche für ein anderes Element besitzt, daß also niemals verschiedene Elemente uns gleiche Linien im Spectrum zeigen könnten, ist nicht so unanfechtbar gewiß, daß dieser durch die Spectralanalyse uns eröffnete Blick in die chemische Zusammensetzung anderer Himmelskörper jeden Zweifel ausschlösse.

7. Der Fall (—W—U) würde nach unserer Bezeichnung bedeuten, daß wir aus dem Nichtvorhandensein einer Wirkung W, die wir in andern Beobachtungen auf U folgen sahen, auf das Nichtvorhandensein von U zurückschließen. Er bedarf keiner weitern Erörterung; die richtige Folgerung aus dem Fehlen von W ist nur diese,

daß keine von den vielleicht vielen verſchiedenen Urſachen U^1, U^2, U^3.., welche W bewirken könnten, in der That wirkſam geweſen iſt, entweder, weil keine von ihnen beſtand, oder weil jede von ihnen Widerſtände fand, welche ihr die Hervorbringung von W unmöglich machten; die letzte Alternative wird wie früher entſchieden, je nachdem ſich Spuren einer andern ſtellvertretenden Wirkung W^1 auffinden laſſen oder nicht.

262. Sei nun auf einem der beſchriebenen Wege außer Zweifel geſtellt, daß U die Urſache von W ſei oder enthalte, ſo kann dieſe letzte Frage nur durch wiederholte Beobachtungen und Verſuche beantwortet werden, welche ſich der Reihe nach auf die ungeſucht unterſcheidbaren oder durch künſtlichere Veranſtaltungen trennbaren Beſtandtheile des U und auf die jedem von ihnen zugehörige Einzelwirkung beziehen. Hierzu ſetzen wir Urſache und Wirkung zwei Gruppen von Vorgängen gleich, $U = a + b + c$ und $W = \alpha + \beta + \gamma$, und heben folgende einfachſte Fälle als Beiſpiele der hier vorkommenden Mannigfaltigkeit von Verhältniſſen hervor.

1. Der Fall ($U - a = W$). Nach leicht begreiflicher Analogie unſerer Bezeichnungen bedeutet dieſer Fall, daß das Fehlen oder die experimentale Aufhebung des einen Beſtandtheils a der Urſache U keine Aenderung in der Wirkung W hervorbringt. Wenn dies nun buchſtäblich richtig wäre, das hier beobachtete W mithin dem vorher beobachteten völlig gliche, ſo wäre der natürliche Schluß, a trage gar nichts zur Hervorbringung der Wirkung bei, durchaus gerechtfertigt. Aber eben dies findet nicht immer ſtatt; da wir alle dieſe Fälle hier nur mit Rückſicht darauf behandeln, wie ſie in unſerer Beobachtung vorkommen, ſo müſſen wir erinnern, daß ſehr oft die beobachtbare Wirkung unverändert bleibt, wo die wirkliche in der That durch die Aufhebung des a eine Aenderung in W^1 erfahren hat. Denken wir uns an ſechs gleich langen Seilen, die an den Eckpunkten eines regelmäßigen Sechsecks befeſtigt ſind, eine Laſt aufgehängt, ſo wird ſie, wenn wir das erſte, dritte und fünfte Seil entfernen, bei hinlänglicher Feſtigkeit der Seile nicht nur hängen bleiben, ſondern auch ſcheinbar ihren abſoluten Ort im Raume behalten. Das letzte findet jedoch gewiß nicht ſtatt; die Spannung der drei übrigen Seile iſt gewachſen, und ſie haben ſich um ein Geringes ausgedehnt, die Laſt ſelbſt ſich um ein Geringes ſenkrecht ver-

ſchoben, und hierin beſteht eben die neue Wirkung W', die an die Stelle von W getreten iſt; die Differenz zwiſchen beiden verſchwindet für die oberflächliche Beobachtung und verleitet zu dem hier falſchen Schluſſe, die drei anderen Seile haben zu der urſprünglichen Wirkung W nichts beigetragen, während nur eine früher wirklich geleiſtete Arbeit derſelben vicarirend von den andern Beſtandtheilen von U übernommen worden iſt. Es iſt kaum nöthig zu bemerken, wie ungemein häufig dieſer Fehlſchluß von der Unbemerkbarkeit kleiner Wirkungen auf Wirkungsloſigkeit begangen und durch ſpäteren Schaden gebüßt wird, und wie die Erkenntniß ſeiner Gefahr zu vielerlei Methoden führt, dieſes Kleine für die Beobachtung zu vergrößern und es in den Bereich der Wahrnehmung zu rücken.

2. Der Fall (U — a = — W). Wenn nach dem Verſchwinden des a in der Beobachtung oder nach ſeiner experimentalen Aufhebung das ganze W verſchwindet, ſo neigen wir natürlich zu der Annahme, a allein ſei bei der Hervorbringung oder doch jedenfalls bei der Erhaltung des W wirkſam betheiligt. Daß dies möglich, aber nicht allgemein gültig ſei, lehrt uns die Vergleichung mit andern Beobachtungen; laſſen wir der Reihe nach anſtatt a die andern Beſtandtheile von U verſchwinden, ſo zeigt ſich oft, daß das ganze W auch mit dem Aufhören von b oder von c ganz ebenſo verſchwindet, daß es folglich nicht von *einem* Beſtandtheile des U, ſondern von der gleichzeitigen Gegenwart und Verknüpfung aller oder doch mehrerer von ihnen abhängig iſt. Jede zuſammengeſetzte Maſchine, jeder lebendige Körper bietet dafür Beiſpiele; die Bewegung der erſten und das Leben des letztern hört mit der Verletzung mancher Beſtandtheile auf, deren keiner für ſich allein im Stande geweſen wäre, ohne die Mitwirkung der übrigen Bewegung und Leben zu erzeugen und zu erhalten; die Thatſache, daß mit der Zerſtörung eines einzelnen Hirntheiles a eine beſtimmte geiſtige Function aufhört, bürgt nicht dafür, daß eben dieſer einzelne Theil das erzeugende Organ derſelben war; ſelbſt die Gegenerfahrung, daß keines anderen einzelnen Theiles Verletzung dieſelbe Folge habe, macht dieſen Schluß nicht vollkommen ſicher; es bleibt immer möglich, daß a nur der unentbehrliche Beſtandtheil war, in welchem die Wirkungen aller übrigen eben dieſe Form W annehmen, und daß mithin die Function aufhört, ſowohl wenn a, als wenn außer a alle übrigen Beſtandtheile

des Gehirns in ihren Verrichtungen gehindert werden. Um hierüber zu entscheiden, müßte man die Aenderungen des W in W' zu beobachten suchen, welche bei ungestörtem a aus den Functionshemmnissen der übrigen Organe entspringen.

3. Der Fall ($U - a = W + \alpha$). Wenn aus U der Bestandtheil a in der Beobachtung verschwindet oder im Experiment zum Wegfall gebracht wird, und dann die Wirkung W um einen neuen, vorher nicht vorhanden gewesenen Bestandtheil α wächst, oder überhaupt jetzt erst eine Wirkung α entsteht, so haben wir zu schließen, daß die übrigen Bestandtheile von U den erzeugenden Grund von α enthielten, a hingegen ein Hinderniß war, nach dessen Entfernung erst α sich entfalten kann. Die Beobachtung allein rechtfertigt diesen Schluß nicht ganz; denn es bleibt zweifelhaft, ob nicht, während a verschwand, eine unbemerkt gebliebene neue Bedingung Z eintrat, welche allein α hervorbringt, während a weder zu seiner Erzeugung, noch zu seiner Hemmung fähig ist; das Experiment beseitigt diesen Zweifel dann, wenn man sicher ist, daß das operative Verfahren, durch welches man a aufhob, wirklich nur diese Negation des a bewirkte, nicht aber zugleich einen positiven Eingriff Z enthielt, dem die Entstehung von α zugemessen werden könnte. Jede Störung eines Gleichgewichts durch Beseitigung einer der Kräfte, die es unterhielten, gibt für diesen Fall ein Beispiel; auch in der Oekonomie der lebendigen Verrichtungen ist die Physiologie mehrfach auf gleiches Verhalten gestoßen. Wenn die Durchschneidung eines Nerven stürmische Bewegungen hervorruft, und wenn man, wie in diesem Beispiel für sicher gelten kann, durch den Act der Durchschneidung nicht eine dauernde positive Aufregung, sondern nur die Aufhebung eines früher bestandenen Einflusses hervorgebracht hat, so kann man nur an eine durch den Plan der Organisation vorgezeichnete Hemmung der einen Function durch eine andere denken und von ihrer Aufhebung den Eintritt jener beobachteten Bewegungen abhängig machen. Historische Betrachtungen führen häufig auf dieselbe Ansicht. Es gibt zwar positive Anregungen, durch welche die Menschheit in eine gewisse Bahn geschichtlicher Entwicklung getrieben wird; aber die Mehrzahl großer und plötzlicher Umwälzungen beruht auf einer Hinwegräumung von Hindernissen, die der Entfaltung immer vorhandener Tendenzen und Gesinnungen entgegenstanden, und selbst jene positiven Antriebe

leiten die Begebenheiten meiſt nur eine Zeit lang nach der von ihnen angegebenen Richtung; ſpäter nimmt Alles eine andere Wendung, weil unvermerkt und gegen ſeine Abſicht der gegebene Anſtoß auch Hinderniſſe ganz anders gearteter und nach andern Zielen ſtrebender Kräfte entfernt oder geſchwächt hatte.

4. Der Fall ($U - a = W - \alpha$). Dieſer Fall erfordert keine neuen Ueberlegungen, ſondern ſchließt ſich dem zweiten und dritten an. Veranlaßt die Aufhebung eines Theiles a von U das Verſchwinden eines Theiles α in der Wirkung, ſo kann hier wie dort der Cauſalzuſammenhang, der dann nothwendig zwiſchen a und α beſteht, ein ausſchließlicher, alſo a die genügende Erzeugungs- oder Erhaltungsurſache von α ſein; es kann aber auch a das eine oder das andere vielleicht nur in Verbindung mit den übrigen Beſtandtheilen von U ſein, und dieſes letztere Verhalten kann ſelbſt dann ſtattfinden, wenn Gegenverſuche zeigen, daß die Aufhebung keines andern Theils von U dieſelbe Vernichtung des α herbeiführt, weil die noch übrigen Theile für die weggefallenen vicariren können. Es kann ferner a vielleicht nur mittelbar, nach dem Muſter des dritten Falles, α bedingen; dann iſt ein anderer Theil von U, vielleicht $c + d$, die erzeugende und erhaltende Urſache von α, aber ein dritter Beſtandtheil b hemmt die Wirkung von $c + d$, dieſes Hinderniß endlich wird durch a balancirt, ſo daß die Entfernung von a der hemmenden Kraft des b nun die Unterdrückung des α möglich macht. Entziehung des Sauerſtoffs a, während die übrigen Lebensbedingungen U bleiben, hebt die lebendigen Functionen α des thieriſchen Körpers auf, ohne deſſen Bau ſonſt ebenſo ſichtbar wie andere Todesurſachen zu verändern. Man hat hieraus niemals den Schluß ziehen können, der Sauerſtoff allein bringe das Leben hervor; daß er es nur konnte im Verein mit den Beſtandtheilen des Körpers, mithin als ein Reiz, der auf dieſe wirkt, oder als eine Miturſache unter vielen: dies war von ſelbſt klar; aber doch ſchrieb man ihm die poſitive Rolle zu, eben der erregende Reiz zu ſein, der durch ſeine Einwirkung unmittelbar in den Organen die Bewegungen hervorruft, deren Ganzes das Leben iſt. Dieſe Deutung hat nicht ganz widerlegt werden können; aber gewiß theilt ſie ſich mit der anderen in die ganze Wahrheit, nämlich mit der, daß die Einwirkung des Sauerſtoffs hauptſächlich in der Hinwegräumung von Hinderniſſen beſtehe, die aus den lebendigen

Functionen ſelbſt, durch Abnutzung der organiſchen Stoffe, für die weitere Fortſetzung dieſer Functionen entſtehen.

5. Der Fall ($U + a = W$). Der Hinzutritt einer neuen Urſache a zu U, in welchem ſie früher nicht enthalten war, kann die Wirkung W nur unter denſelben Bedingungen unverändert laſſen, wie in dem erſten Fall der Wegfall eines in W vorher enthaltenen Beſtandtheils a. Entweder findet ſich, in der Beobachtung, während a hinzukommt, ein unbeachtetes Z ein, das ſeine Wirkung aufhebt, oder es iſt uns, im Verſuche, nicht gelungen, a ſo anzubringen, daß es ſeine Wirkung entfalten kann, oder endlich die Veränderung von W in W^1, wenn a in der That wirkt, tritt auch wirklich ein, entzieht ſich aber der Beobachtung und kann nur durch beſondere Aufmerkſamkeit aufgefunden werden.

6. Der Fall ($U + a = W + \alpha$). Wenn ein neues Element a, welches zu den bisher wirkenden Urſachen U hinzutritt, das neue Element α in der bisherigen Wirkung W entſtehen läßt, ſo kann a für ſich allein die hinreichende Urſache ſein, welche in den Objecten, die hier in Frage kommen, die Wirkung α erzeugen würde; es kann aber auch a, gleich dem letzten Tropfen, der ein volles Gefäß zum Ueberlaufen bringt, nur die ergänzende Urſache ſein, ohne welche alle früheren, und welche ſelbſt ohne alle früheren dieſe Wirkung nicht hervorgebracht hätte. Es kann endlich vorkommen, daß die Wirkung W oder überhaupt die Thatſache W, die wir hier um den Zuwachs α vermehrt werden und dadurch in W^1 übergehen laſſen, nicht ein ruhiger Zuſtand und nicht ein immer in gleicher Weiſe ſich wiederholendes oder fortſetzendes Geſchehen, ſondern ſelbſt eine Entwicklung iſt, die, wenn ſie einmal durch eine Gruppe U von Urſachen hervorgebracht iſt, dann in Folge der Natur der Objecte, auf welche dieſe wirken, von ſelbſt aus W ſich in W^1 verwandelt; dann iſt a ein müßiger Zuſatz zu U oder ein ſolcher, der zwar anderweitige Wirkungen haben mag, aber unſchuldig iſt an einem Eintreten des α. Mit dieſer Zweideutigkeit kämpfen die therapeutiſchen Beobachtungen. Wenn man in den lebendigen kranken Körper U das Heilmittel a und ſeine vermutheten Kräfte einführt, ſo bleibt zweifelhaft, ob die Krankheit W die günſtige Wendung α aus dieſem Grunde nimmt, und ob ſie nicht vielmehr von ſelbſt denſelben Verlauf auch ohne a genommen haben würde. Es iſt nicht ganz leicht,

dies zu entscheiden, weil hier die Möglichkeit des Versuchs in enge Grenzen eingeschlossen ist. Hat man einmal beobachtet, daß in vielen Fällen auf die Hinzufügung von a der erwünschte Erfolg eintrat, so scheut man sich, das vielleicht, aber doch nicht gewiß überflüssige a versuchsweis wegzulassen; Gegenerfahrungen aber, die sich freiwillig darbieten und die Unnöthigkeit des a zu beweisen scheinen, bleiben auch ihrerseits zweideutig, weil die verglichenen Fälle selten ganz gleichartig sind und weil sich kaum nachweisen läßt, daß nicht irgend ein Z das fehlende a als äquivalente Einwirkung ersetzt hat. Dieselben Schwierigkeiten findet die Betrachtung socialer und geschichtlicher Phänomene; es ist schwer festzustellen, ob zur Erzeugung einer neuen Wendung α der Dinge eine Maßregel a oder ein Ereigniß a beigetragen hat, das die Beobachtung dem α vorangehen sah; noch schwieriger, zu ermitteln, worin allgemein die Wirksamkeit des a liegt und durch welche in W liegenden Nebenbedingungen sie ermöglicht oder begünstigt wird.

7. Der Fall $(U + a = U + b)$. Es ist unmöglich, daß zwei Ursachen, die neben einem gemeinschaftlichen Bestandtheil U sich durch verschiedene Bestandtheile a und b unterscheiden, genau dieselbe Gesammtwirkung W haben, aber es ist möglich, daß ein bestimmter von uns ins Auge gefaßter Theil ihrer Gesammtwirkung oder endlich daß dasjenige gleich sei, was von diesem Theile in unsere Beobachtung fällt. Dies Verhalten bezeichne ich durch die vorangestellte Formel. Der nächstliegende Schluß aus ihm ist natürlich der, daß beide Ursachen durch ihren gleichen Bestandtheil die gleiche Wirkung erzeugen und daß in Bezug auf diese die ungleichen Elemente derselben ohne Einfluß sind. Es bedarf keiner Erwähnung, daß dieser Schluß sehr häufig zutrifft, selbst dann, wenn das Gemeinsame zweier oder vieler Ursachen nur in wenigen Merkmalen besteht, das Verschiedene dagegen, a und b, sich zu Complexen sehr vieler Merkmale erweitert. Aber es ist doch auch möglich, daß U für sich allein niemals jene gleiche Wirkung erzeugt oder erhält, sondern allemal dazu einer Unterstützung durch a oder b oder c bedarf, welche letzteren Bestandtheile dann als äquivalente Mitursachen von W zu betrachten sind; es kann selbst kommen, daß der gleiche Theil U verschiedener Ursachen völlig wirkungslos in Bezug auf W ist und dieses allein von den ungleichen Elementen beider abhängt. Lassen wir auf einen Punkt, der auf einer festen Ebene

liegt, drei Kräfte einwirken, die eine c ſenkrecht auf die Ebene, die andern beiden a und b divergent in der Ebene, ſo iſt es leicht möglich, den letztern zwei andere zu ſubſtituiren, welche dieſelbe Reſultante W geben; die erſte Kraft c, die einzige, die beiden Kraftſyſtemen gemeinſam iſt, iſt zugleich die einzige, die nichts zur Beſtimmung der Richtung und Größe der Reſultante beiträgt. Ganz allgemein, jedes Gleichgewicht und jede Bewegung läßt unzählige Conſtructionen aus ſehr verſchiedenen Verknüpfungen von Einzelurſachen zu. Nun kann man freilich einwenden, daß in allen ſolchen Fällen a, b, c nicht unvergleichbar verſchieden ſind, ſondern ſelbſt noch ein Gemeinſames x neben ihren Verſchiedenheiten enthalten; dies x müſſe man zu dem gemeinſamen U rechnen, und dann werde immer U + x die wahre Urſache der gleichen Wirkung W ſein. Dieſe Bemerkung iſt richtig, aber ſie gehört nicht als Einwand hierher, denn ſie ſpricht nur den in abstracto ſelbſtverſtändlichen Satz aus, daß zu gleichen Folgen immer gleiche Gründe gehören; hier aber handelt es ſich darum, wodurch in der Beobachtung dieſe gleichen Gründe gleicher Folgen repräſentirt werden, und wir fanden nun, daß nicht immer die gleichen Beſtandtheile oder Merkmale zweier Urſachen das Vehikel dieſer gleichen Gründe ſind, ſondern daß dieſe ſich eben häufig in der Combination unmittelbar ungleicher Beſtandtheile Merkmale oder Bedingungen verbergen. Dieſe Zweideutigkeiten müſſen daher durch Nebenverſuche entſchieden werden. Man muß wiſſen, ob U allein W zu erzeugen oder zu erhalten vermag; iſt dies ſo, dann ſind a und b zwar nicht nothwendig wirkungsloſe, aber entbehrliche Beſtandtheile der Urſache, denn wir haben dann den Fall (U — a — W) und ſeine oben betrachteten Folgen. Man muß ferner wiſſen, ob a und b allein W erzeugen oder nicht; thun ſie es, ſo iſt nach demſelben erſten Falle U nicht nothwendig wirkungslos, aber eine entbehrliche Miturſache von W. Findet beides nicht ſtatt, ſo ſind U + a, U + b, U + c Paare von einander unentbehrlichen Miturſachen von W, und es iſt jetzt Zeit, durch neue Combinationen der Wahrnehmungen oder durch Variation der Verſuche zu ermitteln, welcher gemeinſame Beſtandtheil x des a, des b und des c, und vielleicht auch, welcher einzelne Beſtandtheil u des U zuſammen die wahre und genügende Urſache u + x der gleichen Wirkung W ausmachen.

263. Gar nicht immer wird es durch die bisher durchgegangenen Schlüsse gelingen, überhaupt nur die nächste und hinreichende Ursache einer Wirkung zu bestimmen, noch weniger die Art von Causalzusammenhang zu ermitteln, die zwischen beiden stattfindet. Man nähert sich diesem Ziele mehr, wenn es möglich ist, die Größenveränderungen zu beobachten, welche die Wirkungen für bestimmte Aenderungen der Ursachen erfahren. Es gibt wohl keine Art der Wirkung, die nicht irgendwie veränderliche Größen zuließe; selbst solche, die unmittelbar kein Mehr oder Weniger aufzeigen, gestatten es mittelbar: Gleichgewicht kann nicht mehr oder minder Gleichgewicht sein, aber es übt doch gegen den Versuch zur Aufhebung größeren oder geringeren Widerstand, oder es bedarf zu seiner Unterhaltung verschiedener Kräfte. Ich stelle wieder die einfachsten der beobachtbaren Fälle als Beispiele zusammen.

1. Der Fall ($m\,W = m\,U$). Denken wir uns den reinen Fall hergestellt, den wir früher mit $B\,F$ bezeichneten und jetzt mit $U\,W$ bezeichnen können, so daß U die ganze und nichts außer der ganzen Ursache von W, W die ganze und nur die ganze Wirkung von U ist, beide aber unmittelbare Größenbestimmungen zulassen, so werden wir als selbstverständlichen Grundsatz betrachten, daß gleichen Differenzen zweier Werthe von U auch gleiche Differenzen der zugehörigen Werthe von W entsprechen, daß also U und W in einfacher gerader Proportion stehen. Dann ist $m\,W = m\,U$. Diese Formel, welche keine mathematische Gleichung, sondern ein logisches Symbol ist, setzt voraus, daß wir die Wirkung so wie ihre Ursache jede nach einem besondern ihrer Natur eigenthümlichen oder für sie zulässigen Maßstab zu messen im Stande sind, und behauptet, daß dann in der jedesmaligen Wirkung die Einheit der Wirkung, W, ebenso oft enthalten ist, wie in der wirkenden Ursache die Einheit der Ursache, U.

Die Annahme dieses Verhaltens wird man als selbstverständlich zugeben, wenn man sie auf die Fälle beschränkt, die sie wirklich umfassen will, und andere ausschließt, die ich später erwähne. Durch m ganz gleiche Lichter wird dieselbe Fläche m mal so stark erleuchtet als durch ein Licht; dann nämlich genau, wenn wir alle m Lichter von demselben Punkte aus könnten strahlen lassen, wodurch sie eben erst die $m$fache Ursache U der Beleuchtung würden; mit wachsender Ungenauigkeit aber dann, wenn sie verschiedene Stellungen zu der Fläche haben. Wenn

m gleiche Massen, die wir uns durch gleiches Gewicht unter gleichen Bedingungen definirt denken, auf denselben Körper anziehend oder abstoßend wirken, so geben sie ihm das m fache der Beschleunigung, die ihm eine einzige Masse geben würde; dann nämlich genau, wenn man alle in einen Punkt concentrirt dächte, wodurch sie wieder erst zu der m fachen Ursache U der Beschleunigung würden, aber dann nicht mehr, wenn sie an verschiedenen Raumpunkten liegen, mithin ihre Entfernungen von dem Körper und die Richtungen ihrer Anziehung verschieden sind. Wenn wir endlich demselben Körper eine Anzahl m gleicher momentaner Bewegungsimpulse mittheilen, so ist seine Endgeschwindigkeit m mal die des einzelnen Impulses; dann nämlich, wenn wir durch Voraussetzung des Beharrungsgesetzes den Einfluß der Zeit aufheben, die zwischen den Impulsen vergangen ist. Allgemein also: bei der Anwendung unseres Grundsatzes denken wir uns die m fache Ursache gleich m einzelnen Ursachen U und nehmen an, es seien keinerlei Umstände vorhanden, welche das eine Glied dieser Summe nöthigten, mehr oder weniger oder anders zu wirken, als wenn es allein vorhanden und die übrigen Glieder nicht da wären. Dann bringt die m fache Ursache die m fache Wirkung hervor, und umgekehrt: wo unsere Beobachtungen annähernd dies Verhältniß zeigen, haben wir die Hoffnung, einen reinen Fall UW vor uns zu haben.

2. Der Fall (W = C). Wenn die wirkende Ursache U durch veränderliche Nebenumstände oder Miturſachen Z bedingt ist, sowie wir es eben an Beispielen andeuteten, entstehen zusammengesetztere Verhältnisse zwischen U und W, aus deren unbegrenzter Mannigfaltigkeit nur eine Klasse hier hervorgehoben werden kann, die Fälle begreifend, in denen die bereits hervorgebrachten Wirkungen die Größe der zunächst hervorzubringenden bestimmen. Es ist ein sehr häufiges Vorkommen, daß eine Ursache U t mal auf dasselbe Object einwirkt, und wir verstehen dann unter t entweder die Anzahl der Wiederholungen dieser momentan gedachten Einwirkung, oder die Anzahl der Zeiteinheiten, in deren jeder die stetig wirkende Kraft U ein bestimmtes Maß von Wirkung erzeugt. Im Allgemeinen nun wird der Erfolg, den eine wirkende Ursache in dem Object hervorruft, auf welches sie sich bezieht, unter den Begriff eines Geschehens fallen; was wir einen ruhenden Zustand nennen, würde sich bei näherem Zusehen in der

That entweder in eine immer gleichmäßig geſchehende und gleichmäßig auf unſere Sinne wirkende Bewegung oder in ein Gleichgewicht verwandeln, das nicht aus der Wirkung einer Urſache, ſondern immer aus der Gegenwirkung zweier oder mehrerer entſpringt. Wäre dann dieſes Geſchehen von der Art, daß es das der Einwirkung unterliegende Object als daſſelbe identiſche Object fortbeſtehen läßt, ſo würde jede ſpätere Wiederholung derſelben Urſache in dem Object daſſelbe Geſchehen noch einmal erzeugen, mithin nach t Wiederholungen oder nach der Zeit t auch t mal dieſelbe Wirkung an ihm vorhanden ſein, vorausgeſetzt, daß nach dem Satz der Beharrung jeder frühere Erfolg fortdaure, da ihm kein Hinderniß entgegenſteht. Dies iſt der Fall der räumlichen Bewegung, bei welcher wir vorausſetzen, daß die bewegungerzeugenden Urſachen das bewegte Object entweder nicht ändern, oder innere Zuſtände in ihm hervorbringen, welche durchaus keinen hemmenden Einfluß auf neu anzunehmende Bewegungen ausüben. Betrachten wir als die Wirkung w der bewegenden Kraft die durch momentanen Impuls oder in der Einheit der Zeit erzeugte Geſchwindigkeit, ſo iſt in jedem Augenblick t die angeſammelte Geſchwindigkeit = w. t, der Geſammterfolg aber oder der durchlaufene Raum iſt dem Quadrate der Zeit oder dem Quadrate der Anzahl der wiederholten unendlich kleinen Impulſe proportional. An dieſe Elemente der Bewegungslehre erinnere ich nur um eines allgemeineren Falles willen. Was wir gewöhnlich unmittelbar beobachten und Wirkungen W nennen, das ſind nicht dieſe Einzelwirkungen, ſondern ihre ſummirten Erfolge; auch die Geſchwindigkeit eines bewegten Körpers meſſen wir blos nach dem Raume, den er in einer Zeiteinheit, d. h. der Summe unzähliger Augenblicke durchlaufen hat. Käme es nun vor, daß ein Object während der ganzen Zeit t, durch welche hindurch eine conſtante Urſache U beſtändig auf es einwirkt, einen gleichförmigen Zuſtand, W ſtets gleich der Conſtanten C, zeigte, ſo könnte dies kein reiner Fall ſein, ſondern es müßte außer U noch Miturſachen oder Mitbedingungen Z geben, welche den Einfluß des Beharrungsgeſetzes aufhöben, die Summirung der Einzelimpulſe unmöglich, die Wirkung W conſtant und ebenſowohl von dem Quadrat, als von der erſten Potenz der Zeit oder der Wiederholung unabhängig machten. Wenn ein kühler Körper unter dem Einfluß der Sonnenſtrahlen ſich erſt erwärmt, dann aber während

beſtändiger Fortdauer gleicher Beſtrahlung eine conſtante Temperatur behält, ſo kann nicht die Beſtrahlung allein die Urſache dieſes Verhaltens ſein; die erklärende Miturſache liegt in der Ausſtrahlung, die von dem erwärmten Körper ausgeht und die ihn bei einer gewiſſen erreichten Temperaturdifferenz zwiſchen ihm und ſeiner Umgebung ebenſoviel Wärme wieder auszugeben nöthigt, als er neu empfängt.

3. Der Fall ($dW = \frac{m}{W} dU$). Es gibt im Grunde außer der einfachen räumlichen Bewegung keinen andern Fall, in welchem wir annehmen könnten, die in dem beeinflußten Object a erzeugte Wirkung werde die zunächſt zu erleidende gar nicht präjudiciren; im Allgemeinen wird durch die Erſtwirkung dieſes a in α verändert, und hierin, in der Nichtidentität des die Wirkung empfangenden Objectes, liegt eine veränderliche Mitbedingung Z, welche den wiederholten Impulſen der Urſache U nach und nach andere Wirkungen zuordnet, als dem erſten. Nehmen wir zuerſt an, die Veränderung des a in α ſei von der Art, daß ſie der nächſten Einwirkung Widerſtand entgegenſetzt, ſo etwa, wie ein bereits zuſammengedrückter Körper der neuen Zuſammendrückung widerſtrebt, da durch die gegenſeitige Annäherung ſeiner Elemente die zwiſchen ihnen wirkſamen Abſtoßungen gewachſen ſind. Das Maß dieſes Widerſtandes kann keine von allen zuſammenwirkenden Parteien unabhängige Conſtante ſein, ſondern muß einestheils der ſpecifiſchen Intenſität der inneren Abſtoßungen, von denen der Widerſtand geleiſtet wird, und die für den einen Körper andere ſind, als für den anderen, anderntheils der bereits erfolgten Zuſammendrückung proportional ſein, denn dieſe iſt es, welche durch jene Annäherung der Elemente die Abſtoßungen ſteigert. Die erſte Bedingung liefert für die noch mögliche Einwirkung der Urſache U einen conſtanten Coefficienten, abhängig von der Natur des Objectes a, die andere ſagt, daß die Größe dieſer nächſten Einwirkung im umgekehrten Verhältniß zu der Größe des bereits erreichten Erfolges W ſtehen muß, welche letztere ſelbſt für zwei verſchiedene Urſachen U und U_0 von den Größen dieſer abhängig bleibt. Natururſachen wirken nun niemals momentan; wir können jedes U in eine Anzahl von dU zerfällen, die nach einander, übrigens in der Zeit beliebig vertheilt, jedes den ihm entſprechenden conſtanten

Theil der Wirkung dW hervorbringen würden, wenn jedes von ihnen allein wirkte, aber ein veränderliches dW erzeugen, weil jedes auf das von seinen Vorfahren bereits modificirte Object einwirkt. Es ist daher gleichgültig, ob wir U und U_n als zwei verschiedene Ursachen oder als zwei verschiedene Werthe betrachten, bei denen eine und dieselbe wachsende Ursache U stehen geblieben oder für unsere Betrachtung fixirt worden ist. Bedeutet dann $W = f(U_n)$ den Erfolg, den n aufeinanderfolgende dU bereits erzeugt haben, so ist die Wirkung dW, welche durch Hinzufügung noch eines dU entspringen würde: $dW = \frac{m}{W} \cdot dU$.

Unter den reinen Größenfunctionen ist es der Logarithmus von U, der diese Art des Wachsthums zeigt; auf logarithmische Ausdrücke kommen wir deshalb bei der Berechnung von Wirkungen, die durch ihre eigenen Erfolge sich Hindernisse ihrer Wiederholung, proportional jenen Erfolgen, schaffen.

4. Der Fall ($dW = mW\,dU$). So wenig im vorigen Fall eine wiederholte Ursache nur deswegen weniger wirken konnte, weil sie nicht zum ersten Male wirkte, so wenig kann sie nur deshalb mehr wirken, weil sie schon mehrmal gewirkt hat. Auch dieser Fall, den wir als Uebung, wie den vorigen als Abhärtung in den Begriff der Gewöhnung einzuschließen pflegen, bedarf der Annahme einer Mitursache Z, nämlich einer solchen Aenderung des beeinflußten Objects a in α, welche jedem späteren Einwirken der Ursache Vortheile verschafft, indem sie stets geringere Widerstände ihm entgegensetzt; wie etwa der erste Schlag den Stein so erschüttert, daß der zweite die vorgefundenen Schwingungen nur zu vermehren hat, um die Cohäsion der Theile zu überwinden. Kommt nichts sonst in Betracht, so werden wir aus analogen Gründen, wie im vorigen Falle, die Größe der momentanen Einwirkung proportional dem Gesammterfolge oder dem Integral der früheren Einwirkungen zu setzen haben. Unter den reinen Größenfunctionen von U ist es die Exponentialfunction e^U, welche diese Eigenschaft eines dem Integral selbst gleichen Differentialquotienten besitzt; auch der Anwendung dieser Formel werden wir daher in mathematischen Ausdrücken natürlicher Wirkungsformen häufig begegnen.

5. Der Fall ($dW = m \cdot \sin U$). Keiner der bisher betrachteten Fälle kann auf Wirkungen führen, welche, während die Ursache be-

ständig wächst, zwischen Wachsthum und Abnahme schwanken; sie nehmen entweder immer ab oder immer zu. So oft daher ein periodischer Wechsel zwischen Zunahme und Abnahme der W bei stets in gleichem Sinne sich änderndem U stattfindet, muß es neben U eine oder mehrere Miturſachen Z geben, deren Verhältnisse zu U entweder an sich veränderlich sind oder durch den Vorgang des Zusammenwirkens so verschoben werden, daß die Wirkungen aller sich bald summiren, bald einander entgegengesetzt sind, und durch Maxima und Minima von der einen zu der andern dieser Beziehungen übergehen. Die von mir benutzte Formel ist nur ein ganz unzureichender symbolischer Ausdruck für die begreiflich unermeßliche Mannigfaltigkeit der hier möglichen Combinationen.

Achtes Kapitel.

Auffindung von Gesetzen.

264. In den Verhältnissen, die wir im vorigen Kapitel aufgeführt haben, liegen die Beweggründe, die uns zur Anstellung neuer Versuche oder zur Aufsuchung neuer Beobachtungen veranlassen, um die jedesmal noch gebliebene Möglichkeit verschiedener Ursachen einer Wirkung zu beseitigen. Der allgemeine Sinn dieses Verfahrens ist immer derselbe: aus den unreinen Beobachtungen SP oder UW soll der reine Fall ΣH oder BF durch Elimination aller der Bestandtheile der Beobachtung ermittelt werden, welche dem vorliegenden Causalzusammenhange fremd sind. Es scheint mir nicht nöthig, diese allgemeine Vorschrift noch in eine Anzahl besonderer Methoden zu zerfällen; nützlicher vielmehr, darauf hinzuweisen, daß wir schon in der elementaren Algebra ein instructives Vorbild der sehr mannigfachen Operationen besitzen, die unserem Zwecke dienen können. Sowie wir gegebene Gleichungen, die zusammen die Verhältnisse zweier oder mehrerer unbekannter Größen definiren, durch die verschiedensten Mittel, durch Hinzufügung neuer Größen, Subtraction anderer, durch Multiplication oder Division ihres ganzen Inhalts umformen, um sie unmittelbar vergleichbar und zur allmählichen Elimination einzelner Unbekannten geschickt zu machen, so werden wir auch unsere jetzige Aufgabe bald durch passende Hinzufügung neuer Bedingungen, deren Einfluß berechenbar ist, bald durch ebenso beurtheilbare Hemmung gegebener, bald, wo es möglich ist, durch Veränderung in der gegenseitigen Stellung der zusammenwirkenden Ursachen, endlich durch Modification unseres eigenen Verhaltens gegenüber dem zu beobachtenden Material zu lösen suchen. Ich lasse dahin gestellt, ob wir auf diesem Wege

überhaupt jemals zu einem reinen Fall BF gelangen können; wären wir aber auch ſo glücklich geweſen, die genaue Urſache U einer genauen Wirkung W zu finden, ſo würde in keinem Falle, außer in geſchichtlichen Unterſuchungen, unſere Wißbegier völlig befriedigt ſein. Denn dieſer reine Fall UW würde keine andere Folgerung zulaſſen als die, daß jedesmal, wenn daſſelbe U in Wirklichkeit wieder vorkäme, daſſelbe W ihm folgen müßte. Aber ſowohl die praktiſchen Bedürfniſſe des Lebens als die Intereſſen des wiſſenſchaftlichen Erkennens treiben uns zu der weitern Frage: wie wird W ſich in W' ändern, wenn U in U' übergeht, oder: wie wird eine Wirkung W' geſtaltet ſein müſſen, wenn nicht das beobachtete U, ſondern ein anderes, U', eintritt, deſſen Differenz von U genau angebbar iſt? Wir verlangen mit einem Wort nicht blos die Gewißheit eines thatſächlichen Zuſammenhangs zwiſchen einem U und einem W, ſondern auch die Kenntniß des Geſetzes, nach welchem derſelbe ſtattfindet und ſich ändert.

265. Der Name Geſetz hat verſchiedene Bedeutungen für verſchiedene Kreiſe menſchlicher Intereſſen: ſein logiſcher Sinn iſt dennoch überall der nämliche. In voller logiſcher Form iſt Geſetz ein allgemeines hypothetiſches Urtheil, welches ſagt: immer, wenn U iſt oder gilt, gilt oder iſt auch W, und allemal, wenn U um eine beſtimmte Differenz dU ſich in U' verwandelt, verändert ſich auch W in W' um eine beſtimmte von dU abhängige Differenz dW. Hypothetiſch iſt das Geſetz, weil es niemals erzählen ſoll, was geſchieht, ſondern immer nur beſtimmen, was geſchehen ſoll oder muß, wenn beſtimmte Bedingungen gegeben ſind. Nicht von dieſem hypothetiſchen Sinne, ſondern nur von der entſprechenden Form des Ausdrucks ausgenommen ſind Geſetze, die ſich auf dauernd gegebene oder als dauernd vorausgeſetzte Bedingungen beziehen. Wenn man in kategoriſcher Form als Naturgeſetz ausſpricht: alle ponderablen Elemente ziehen einander nach dem umgekehrt quadratiſchen Verhältniß ihrer Entfernungen an, ſo drückt man damit nur aus, daß eine einzige ſtets erfüllte Bedingung, nämlich das gleichzeitige Vorhandenſein in derſelben Welt, für jene Elemente der hinlängliche Grund dieſer Folge iſt; wenn das Verfaſſungsgeſetz eines Staates in kategoriſcher Aufſtellung die Beziehungen zwiſchen den verſchiedenen Gruppen ſeiner Angehörigen ordnet, ſo iſt der verſchwiegene Vorderſatz: ſo lange dieſer Staat überhaupt vorhanden ſein wird, ſollen

in beſtändiger Wiederholung dieſe feſtgeſetzten Ordnungen ſich im Lauf der Geſchlechter erhalten und erneuern. Auch allgemein aber, und zwar immer hypothetiſch, iſt jedes Geſetz und deshalb ebenſo ſehr von einer blos allgemeinen Thatſache, als von einer Verordnung für einen Einzelfall zu unterſcheiden. Der Satz Kepler's, alle Planeten bewegen ſich in Ellipſen um die in einem Brennpunkt ſtehende Sonne, iſt urſprünglich kein Geſetz, ſondern der Ausdruck einer Thatſache; er führt den Namen des Geſetzes nur kraft des allerdings berechtigten Nebengedankens, daß alle Planeten aus einem gemeinſamen Grunde ihre Bewegung haben, und daß man mithin vorausſetzen kann, auch für noch unbekannte werde der Satz, nun als Geſetz, gelten, wenn ſie überhaupt durch Umlauf um die Sonne ſich als Planeten erweiſen. Ein Geſetz, welches zum Zweck einer beſtimmten Eiſenbahnanlage zur Expropriation ermächtigt, iſt logiſch betrachtet ein Beſchluß oder eine Verordnung; aber weil die Verordnung nicht willkürlich gegeben wird, ſondern auf Grund eines allgemeinen Geſetzes, das unter beſtimmten Bedingungen die rechtliche Zuläſſigkeit der Expropriation überhaupt begründet, mag ſie um deswillen den vornehmeren Namen ſelbſt tragen. Auch jene Rückſichtnahme auf Veränderlichkeit oder Verſchiedenheit der Bedingung und der Folge liegt in der Abſicht jedes Geſetzes; nur die Ausführung der Abſicht iſt nicht überall möglich. Die Verſicherung, daß zwei Körper einander anziehen, iſt für ſich eine unvollſtändig definirte Thatſache; ein Geſetz ſieht die Naturwiſſenſchaft erſt dann, wenn das Verhältniß angebbar iſt, in welchem ſich die Größe der anziehenden Wirkung abhängig von den verſchiedenen oder veränderlichen Maſſen und Entfernungen der Körper oder abhängig von irgend einer andern, ihrer Größe nach variirbaren Bedingung ändert. Auch ſittliche und rechtliche Geſetze verhalten ſich nicht anders. Ein ſo allgemeines Gebot, wie das, welches uns befiehlt, unſern Nächſten zu lieben, mag immerhin als Ausdruck des tiefſten Motivs, das unſere Handlungen beſtimmen ſoll, eine noch höhere Würde als die eines Geſetzes haben, aber formell hat es nicht die Genauigkeit eines ſolchen; denn weder was aus jener Liebe folgt, iſt für ſich klar, noch kann in wirklicher Ausübung dem Gebot genügt werden, ohne daß die verlangte Liebe, worin ſie auch beſtehen möge, einen beſtimmten Grad der Lebhaftigkeit hätte, oder ohne daß ſie in ihrem Wirken eine Rich-

tung nähme, die ſie in einem andern Falle nicht nimmt; hierfür aber fehlt in jener allgemeinen Formel jeder Entſcheidungsgrund. Rechtlichen Geſetzen dagegen liegt das diſtributive suum cuique in weiteſter Bedeutung zu Grunde; mögen ſie Leiſtungen vorſchreiben oder Strafen beſtimmen, ſo beabſichtigen ſie niemals zu allen Wiederholungsfällen deſſen, was ſie unter den allgemeinen Begriff eines Rechtsverhältniſſes bringen, ein unmodificirbares Prädicat hinzuzufügen; nur die Mangelhaftigkeit unſerer Maßſtäbe zur Beſtimmung der rechtlich bedeutſamen Größendifferenzen verſchiedener Fälle nöthigt unſere menſchliche Praxis, mit rohen Abſtufungen der Rechtsfolgen uns zufrieden zu ſtellen, die wir viel lieber in genaue Proportion zu den ſie bedingenden Unterſchieden der einzelnen Fälle ſetzen möchten. Nur rein verneinende Geſetze, ſittliche Verbote ſcheinen dieſe Abſtufung von Grund und Folge nicht zu kennen. Ich überlaſſe jedoch dem Nachdenken des Leſers, ob auf theoretiſchem Gebiet überhaupt negative Urtheile für Geſetze zu halten ſind und nicht vielmehr für Contrapoſitionen, in denen wir lediglich für unſern Denkgebrauch den bejahenden Sinn eines Geſetzes in Verneinung ſeines Gegentheils verwandelt haben; jedenfalls haben wir in dieſem allgemeinen negativen Ausdruck einen Theil der Wahrheit verloren, nämlich das Maß der Differenz, um welche die Einzelfälle von dem Prädicat entfernt ſind, das ihnen allen einfach abgeſprochen wird; was aber die ſittlichen Verbote betrifft, ſo kommt in ihnen ſelbſt zwar nicht, wohl aber in der Beurtheilung ihrer Uebertretungen die Rückſicht auf jene Abſtufung wieder zum Vorſchein; ſie verbieten jede Aneignung fremden Eigenthums im voraus, aber die geſchehene wird doch, je nach ihrer beſonderen Art, ſehr verſchiedenen Graden des Tadels und der Strafe unterworfen.

266. Zwiſchen Geſetz und Regel beſteht der Intention nach ein Unterſchied, der in vielen Fällen ſehr leicht faßbar, aber keineswegs in allen durchführbar iſt. Im praktiſchen Leben beſtimmt das Geſetz einen Zuſtand, der, durch irgend eine Thätigkeit oder Verhaltungsweiſe herbeigeführt, zu den zu erfüllenden Zwecken der politiſchen oder ſocialen Gemeinſchaft gehört; die Regel tritt als Ausführungsverordnung hinzu, um unter den mancherlei möglichen und an ſich gleichgültigen Maßnahmen zur Herbeiführung jenes Zuſtandes theils die nützlichſte zu wählen, theils um überhaupt nur durch Feſtſtellung eines beſtimmten

Verfahrens die nöthige Gleichförmigkeit und Vereinbarkeit der Einzelleistungen zu sichern. In theoretischen Untersuchungen der Wirklichkeit meinen wir unter einem Gesetze den Ausdruck des eigenen inneren Bedingungsverhältnisses, das zwischen zwei Thatsachen stattfindet und den Grund ihrer Verknüpfung sowie der Art ihrer Verknüpfung bildet, und es gibt in jedem einfachen Falle nur ein Gesetz; die Regel ist die Anweisung, in einer Anzahl logischer oder mathematischer Denkoperationen unsere Begriffe so zu verbinden, daß wir zu Schlüssen gelangen, welche mit der Wirklichkeit wieder zusammentreffen, und solcher Regeln kann es für denselben Fall mehrere gleich triftige geben. Dem Gesetze allein eignen wir daher eine objective Wahrheit zu; die Regel ist die Summe der subjectiven Maßnahmen, durch welche wir uns, von dem Standpunkte aus, den wir der Sache gegenüber einnehmen, ihres Zusammenhangs soweit bemächtigen, daß wir aus gegebenen Thatsachen der Wirklichkeit ihre Folgen richtig zu berechnen und vorauszusagen, ihre vorangegangenen Gründe und Ursachen richtig zu errathen vermögen. Diese Operationen, welche die Regel uns vorschreibt, brauchen nicht denselben Gang zu nehmen, den die Entwickelung der Sache selbst nimmt; sie haben nicht nöthig a principio sich ad principiatum zu bewegen; sie können anstatt der bedingenden Gründe triftige Kennzeichen benutzen; sie dürfen zwar niemals allen Zusammenhang mit dem wahren Verhalten verlieren, aber jeder durch unsere Stellung zur Sache nothwendig gemachte Umweg und jede Umstellung ihrer inneren Verhältnisse ist ihnen erlaubt. So groß indessen der Intention nach dieser Unterschied zwischen Gesetz und Regel ist, so ist doch seine Anwendung kaum in irgend einem Falle, da wenigstens, wo es sich um die Untersuchung der Wirklichkeit handelt, völlig zweifellos. Daß sehr viele unserer hier benutzten Verfahrungsweisen bloße Regeln sind, sehen wir deutlich ein; aber fraglich bleibt, ob irgend eines der Gesetze, die wir gefunden zu haben glauben, wirklich diesen Namen in dem angeführten eminenten Sinne verdient. Wir pflegen ihn da zu brauchen, wo wir auf sehr einfache und sehr allgemeingültige Sätze über die thatsächliche Verknüpfung der Erscheinungen gekommen sind; so scheint es uns nicht eine Regel, sondern ein Naturgesetz, daß die Intensität der Gravitation mit dem Quadrate der Entfernung abnimmt; gleichwohl ist die innere Verbindung der einzelnen Glieder dieses Satzes noch

unentdeckt und wir wiſſen nicht, wie die Größe eines Raumes zwiſchen zwei Körpern ein Grund für die Veränderlichkeit ihrer Wechſelwirkungen ſein kann; zuletzt iſt daher auch dies Geſetz nur eine Regel, welche uns aus gegebenen Datis, Entfernungen und Maſſen, die Aenderungen jener Wirkungen berechnen lehrt, ohne den innern Zuſammenhang derſelben mit ihren Bedingungen darzuſtellen. Auf dieſe Frage führen uns ſpätere Anläſſe zurück; für jetzt genügt es zu bemerken, daß unſere nächſten Betrachtungen das Geſetz nur als die einfachſte Regel anſehen werden, welche die Vermuthung für ſich hat, dem eignen Verhalten der Sache ſelbſt am meiſten nahe zu kommen.

207. Wir ſetzen jetzt voraus, daß wir durch die angegebenen Hülfsmittel dahin gelangt ſind, ſo rein als möglich eine urſächliche Verbindung von U und W zu entdecken, und daß Verſuche oder Beobachtungen uns eine Reihe quantitativ beſtimmter Werthpaare dieſer Urſache und ihrer zugehörigen Wirkung geliefert haben. Obwohl Späterem etwas vorgreifend, wird doch dem Verſuche, das allgemeine Geſetz dieſer Reihe zu beſtimmen, eine Ueberlegung über die verſchiedenen Gründe nützlich vorangehen, aus denen die gefundenen Größenverhältniſſe von dem geſuchten wahren Verhalten abweichen können. Vor allem beſtehen unſere Beobachtungen nicht in den Sachen ſelbſt, ſondern in den Eindrücken, welche die Sachen auf uns machen; wenn nun hier dahingeſtellt bleiben kann, ob der Eindruck, den unſer Bewußtſein erfährt, jemals den Dingen und den Verhältniſſen gleich ſein kann, von denen es ſie erleidet, ſo iſt doch unmittelbar klar, daß er ihnen nicht gleich ſein muß, ſondern ſich ändern kann mit der veränderlichen Dispoſition deſſen, der ihn empfängt. Der hieraus entſpringende Zweifel, inwieweit aus den ſubjectiven Erregungen, die wir von einer vorausgeſetzten Außenwelt erfahren, auf das objective Verhalten dieſer Wirklichkeit geſchloſſen werden könne, berührt das ganze Gebiet unſerer Erkenntniß; wir erörtern ihn hier nicht, ſondern begnügen uns, unter der Wahrheit oder Richtigkeit der Beobachtungen, die wir hier wünſchen, ihre Allgemeingültigkeit für alle normal gebildeten und unter gleiche Verhältniſſe verſetzten menſchlichen Beobachter zu verſtehen, eine Eigenſchaft, über deren Vorhandenſein in jedem Falle praktiſch zuletzt nur die Uebereinſtimmung einer überwiegenden Majorität im Gegenſatz zu den auseinandergehenden Meinungen einer Minorität entſcheiden kann. Was

dem Einen anders erscheint, als unter völlig gleichen Umständen allen Anderen, enthält einen Fehler in der Beobachtung jenes Ersten; einen veränderlichen und durch Wiederholung der Beobachtung corrigirbaren dann, wenn augenblickliche Unachtsamkeit, einen bleibenden und im engeren Sinn *persönlichen Fehler* dann, wenn die individuell abweichende Organisation der Sinne die Schuld seiner Entstehung trägt. Wie ausgedehnt diese Mangelhaftigkeit der sinnlichen Auffassung in Bezug auf den qualitativen Inhalt der Empfindung vorkommt, zeigen die auseinandergehenden Urtheile über Aehnlichkeit oder Contraste von Farben, über Einklang oder Dissonanz von Tönen; aber sie sind nicht minder bei der Schätzung von Größen zu bemerken. Denn alle praktischen Bestimmungen in der Wirklichkeit gegebener Größen beruhen zuletzt auf der Genauigkeit sinnlicher Eindrücke, und alle künstlichen Methoden und Instrumente der Messung haben nur die Aufgabe, das zu Große durch Theilung, das zu Kleine durch irgend ein Mittel der Vergrößerung so umzuformen, daß beide in das Bereich mittlerer Größen gerückt werden, über deren Gleichheit oder Ungleichheit unsere sinnliche Empfänglichkeit ein hinlänglich genaues Urtheil besitzt. Und wirklich nur auf dies letztgedachte einfache Urtheil kommen alle unsere Messungen zurück; nur durch lange Uebung erwerben wir bis zu gewissem Grade, von Natur aber besitzen wir die Fähigkeit nicht, anzugeben, wie groß die Differenz zweier ungleichen Größen des Raumes, der Zeit oder der Intensität, oder welches Multiplum der einen die andere ist. Nur daß zwei Größen derselben Art gleich oder ungleich überhaupt sind, empfinden wir unmittelbar, den Betrag ihres Unterschiedes messen wir mittelbar, indem wir die Anzahl bestimmter gleicher Größeneinheiten suchen, deren Vereinigung ihm selbst gleich ist. Wir nennen die Linie b größer als a, weil sie zuerst eine Länge enthält, die *gleich* a ist, dann aber der Wahrnehmung einen Ueberschuß d darbietet, den jene nicht enthält; wie groß d sei, erfahren wir nur durch Anlegung eines Maßstabes, um so genauer, je kleiner die sinnlich scharf beobachtbaren Einheiten sind, durch deren Anzahl wir eine dem d *gleiche* Länge erzeugen; aber auch wenn wir mikroskopische Maßstäbe anwenden: Alles läuft zuletzt auf die Sicherheit hinaus, mit der die sinnliche Empfindung uns zeigt, daß der Endpunkt des zu messenden d mit dem Endpunkt einer dieser kleinsten Maßeinheiten ge-

nau zuſammenfällt oder nicht. Zeitſtrecken erkennen wir, im Gefühl des Taktes, mit hinlänglicher Genauigkeit als gleich, wenn ſie gleich ſind; aber das Verhältniß ungleicher zu einander können wir nur durch taktmäßige Zerfällung in gleiche wiederholte Einheiten meſſen; nichts aber als der unmittelbare ſinnliche Eindruck belehrt uns über die Gleichheit dieſer Einzelheiten ſelbſt. Und wenn wir ein mechaniſches Räderwerk anwenden, das mit hörbaren Signalen die Wiederholungen dieſer Einzelheiten markirt, ſo beruht die Genauigkeit auch ſeines Ganges zuletzt auf der Sicherheit, mit welcher Geſichtseindrücke die räumlichen Dimenſionen jenes Werkes und ſeiner Beſtandtheile ſo herzuſtellen halfen, daß wirklich ſeine Bewegung nach gleichen Intervallen zur Auslöſung jener Signale führt. Soll endlich dieſes Hülfsmittel dazu dienen, die Zeiten feſtzuſtellen, nach deren Verlauf beſtimmte durch andere Sinne, durch das Auge, beobachtbare Erſcheinungen eintreten, ſo kann nur der unmittelbare Eindruck uns lehren, daß eine Erſcheinung dieſer andern Art in demſelben Augenblick mit dem hörbaren Signal zuſammentrifft, und gerade hierüber iſt, wie wir wiſſen, unſer Urtheil aus phyſiologiſchen Gründen nicht von der wünſchenswerthen Schärfe und bedarf der vorgängigen Berichtigung unſeres perſönlichen Fehlers. Nur kurz erwähne ich endlich der bekannten Relativität aller unſerer Maßbeſtimmungen; abſolut ſind nur die Wiederholungszahlen, durch welche wir die Anzahl der gefundenen Einheiten angeben; die Einheiten ſelbſt ſind nur relativ zu andern beſtimmbar, und die Frage iſt ſinnlos, wie groß etwas ſei, wenn man es an keinem vorausgeſetzten Maßſtab mißt. Jene Einheiten zu finden, d. h. ſie feſt, brauchbar und unzweideutig zu beſtimmen, iſt ſelbſt eine Aufgabe der Beobachtungskunſt; aber es reicht hier hin zu bemerken, daß für Längeneinheiten unveränderliche Naturkörper, für Zeiteinheiten genau periodiſche aſtronomiſche Erſcheinungen, für die Intenſitäten bewegender Kräfte theils die Beachtung des Gleichgewichts, theils die Geſchwindigkeiten, die ſie erzeugen, Mittel der Beſtimmung darbieten; noch aber beſitzen wir ſolche Mittel nicht, um beobachtbare Einheiten für die Verſchiedenheiten innerer Zuſtände, für die Stärke der Empfindungen, der Gefühle, der Begehrungen herzuſtellen.

268. Denken wir dieſen erſten Mangel, den perſönlichen Fehler, vermieden, ſo kann der Inhalt unſerer Beobachtung doch ſehr weit von

dem wahren Verhalten durch Schuld der Stellung abweichen, die wir, entweder individuell oder menſchlich allgemein, zu der Sache ſelbſt einnehmen. Nicht auf räumliche Erſcheinungen beſchränkt, aber an ihnen am leichteſten verſtändlich, iſt das häufige Verhalten, daß derſelbe Vorgang oder daſſelbe Object ſehr verſchiedene Bilder gewährt je nach dem Standpunkt des Betrachters. Ich glaube den allgemeinen Satz wagen zu dürfen, daß jedes geſetzmäßige Geſchehen auch eine geſetzmäßige Projection für jeden beliebigen Standpunkt gibt; aber die Regeln, nach denen man von einer ſeiner ſo geſehenen Phaſen auf die andere ſchließt, geſtalten ſich für verſchiedene Orte des Beobachters mehr oder minder vortheilhaft und erſchweren oft in hohem Grade den Rückgang von dem projicirten ſcheinbaren Geſchehen auf das projicirende wirkliche. Eine Kreisbewegung wird als ſolche erſcheinen nur für jeden Standpunkt in der ſenkrechten Axe durch den Mittelpunkt der Kreisebene; einer Ovale ähnlich für jeden Ort außer dieſer Axe und außer der Ebene; als geradlinige Oscillation für jeden Punkt in der Ebene des Kreiſes und außerhalb ſeines Umfangs. Geſetzlich werden alle die drei Reihen gebildet ſein, die für dieſe drei Standpunkte die Zeiten und die zugehörigen Orte des bewegten Punktes verbinden; aber auf das wahre Verhalten deuten ſie ſehr ungleich hin. Käme nun nichts weiter in der Beobachtung hinzu, und hätte man nicht ſchon eine Summe anderer Kenntniſſe über das, was in der Wirklichkeit Rechtens iſt und vorzukommen pflegt, ſo würde man auch gar keinen Grund haben, etwa anſtatt der Regel, die jene geradlinige Oscillation in unſerem Beiſpiele ausdrückt, eine andere zu verlangen. Aber in der Natur fehlt es kaum je an Nebenzügen, die ſich der Beobachtung mit aufdrängen und zuerſt zum Zweifel, dann zur Berichtigung führen. Die Beobachtung jener Kreisbewegung beſteht nicht darin, daß wir ſie denken oder vorſtellen, ſondern wir ſehen ſie; und ſehen können wir ſie nicht ohne Lichtſtrahlen, die von dem bewegten Punkte, der eben deshalb kein Punkt, ſondern ein ausgedehnter Körper ſein muß, in unſer Auge zurückgeworfen werden; und hieraus folgt, daß Veränderungen der ſcheinbaren Größe und der Helligkeit des Körpers ſeine Bewegung für jeden Beobachter begleiten müſſen, der außerhalb jener Axe ſteht; nur für dieſen einen Standpunkt fehlt jene Veränderlichkeit und mithin der Antrieb, für ſie eine Erklärung zu ſuchen. Verſetzen wir uns

nun in die Kreisebene ſelbſt, ſo wird dort der Körper, wenn er von dem äußerſten Ende b ſeiner ſcheinbar geradlinigen Bahn ſich der Mitte derſelben nähert, an Größe und Helligkeit zunehmen, über die Mitte hinaus bis b an beiden abnehmend; geht er dann von b nach a zurück, ſo dauert zuerſt dieſe Abnahme fort, erreicht das Minimum in der Mitte der Bahn und macht von da bis a neuer Zunahme Platz. Nimmt man dies alles für Wirklichkeit, ſo hat man viele Fragen zu beantworten. Warum überhaupt ändert der Körper an den Endpunkten ſeiner Bahn die Richtung ſeiner Bewegung und warum wächſt ſeine Geſchwindigkeit, wenn er ſich der Mitte, und nimmt ab, wenn er ſich den Enden nähert? Entweder muß jene Mitte einen Grund enthalten, der ihn nach ihr zieht, oder in den Verlängerungen der Bahn müſſen gleiche entgegengeſetzt wirkende Gründe vorhanden ſein, die ihn dorthin drängen. Aber warum nimmt er dann an demſelben Mittelpunkt zugleich das Maximum und zugleich das Minimum ſeiner Größe und Helligkeit an, wenn jene Kraft oder dieſes Kräftepaar doch immer dasſelbe bleibt? Man wird am einfachſten auf bloße Coincidenz beider Erſcheinungen rathen: der Körper iſt, ganz unabhängig von ſeiner Bahnbewegung, in periodiſchen Anſchwellungen und Verkleinerungen begriffen, welche nur Functionen der Zeit, nicht des Ortes ſind; da er ſich aber doch zu jeder Zeit t an irgend einem Orte befinden muß, ſo kann er ſich zur Zeit ſeines Größenmaximums ebenſogut in der Mitte ſeiner Bahn als ſonſtwo befinden, und da das Minimum ſeiner Größe erſt in der Zeit t eintritt, in der er eine ganze Oscillation vollendet hat, ſo fällt auch dies Minimum auf dieſelbe Bahnmitte. Dies und Aehnliches kann man ſagen, glauben wird man es aber nicht; denn ganz unerhört ſind ſonſt in der Natur periodiſche Schwellungen dieſer Art, ganz bekannt dagegen die Veränderungen der ſcheinbaren Größe und der Helligkeit, welche die Körper nach Maßgabe ihrer wechſelnden Entfernung von unſerm Auge erfahren. Auf dieſe Analogien geſtützt werden wir daher verſuchen, unſern beobachteten Thatbeſtand als Projection eines andern wahren aufzufaſſen; da wir zwiſchen den Orten des Maximum und des Minimum keine Entfernung bemerken, beide vielmehr in der Bahnmitte zuſammenfallen, da ferner der Weg des Hingangs und der des Rückgangs ſich überall decken, ſo muß die vorauszuſetzende wahre Bahn eine ebene geſchloſſene Curve ſein, und einer ihrer

Durchmeſſer in der Richtung unſeres Blickes auf den Mittelpunkt der ſcheinbaren Bahn liegen; aus der Vergleichung der einzelnen ſcheinbaren Orte für aufeinanderfolgende Zeitmomente würde ſich dann weiter ergeben, ob die wahre Bahn ein Kreis, eine Ellipſe, eine Ovale oder was ſie ſonſt iſt. Ich darf nur an Copernikus erinnern, um einleuchtend zu machen, wie die Häufung unbeantwortbarer Fragen in dem Thatbeſtand der Beobachtung der mächtige Antrieb zu der Umformung unſerer Naturanſichten iſt, und wie Vieles auf einmal erklärlich wird, wenn wir das ſinnlich Gegebene nur als Projection eines unbeobachtbaren Verhaltens auffaſſen. Um dies aber zu können, müſſen wir eine Summe allgemeiner Wahrheiten ſowohl als früherer Kenntniſſe von Thatſachen bereits beſitzen; rein logiſche Vorſchriften können anregen, aber nicht zum Ziele führen.

269. Ich kehre jetzt einen Schritt zurück; ehe wir Verſuche machen, den beobachteten Thatbeſtand in der angegebenen Weiſe zu deuten, müſſen wir die Geſetze ſelbſt erſt beſitzen, die wir durch dieſe Deutung auf eine einfachere, dem wahren Verhalten entſprechendere Form zu bringen denken. Nichts iſt uns zu ihrer Ermittelung gegeben, als jene Wertbreihe der Urſachen und der zugehörigen Wirkungen. Selbſt dann nun, wenn wir annehmen, daß dieſe vorliegenden Zahlen vollkommen fehlerfreie Angaben deſſen ſind, was beobachtet werden konnte, ſelbſt dann iſt der Uebergang von dieſen Einzelgliedern der Reihe zu dem allgemeinen Bildungsgeſetze derſelben ſtets ein *logiſcher Sprung*; es gibt kein demonſtratives Verfahren, durch welches ein ausſchließlich gültiges und wahres Geſetz der Reihe gefunden und als ſolches bewieſen werden konnte; man kann es immer nur *errathen* und dann durch eine unbeſchränkte Menge von Nebenbetrachtungen die Wahrſcheinlichkeit ſeiner Richtigkeit ſteigern. Es iſt wichtig, ſich hierüber ganz klar zu werden. Zu uns zuerſt eine endliche Anzahl von n Gliedern einer Zahlenreihe in der Ordnung gegeben, in welcher ſie in der Reihe aufeinander folgen, ſo kann es in dieſem Falle leicht möglich ſein, eine einfache allgemeine Formel zu finden, welche dieſen gegebenen n Gliedern völlig genau entſpricht und ihr allgemeines Glied ausdrückt; aber ſelbſt dann braucht dieſe Formel nicht nothwendig eine einzige ausſchließlich zu ſein; ſie kann wenigſtens verſchiedene Auffaſſungsweiſen zulaſſen. Sind z. B. die gegebenen Glieder 1, 3, 5, 7, 9, ſo iſt, wenn

wir die Stellenzahl des erſten Gliedes — 1 ſetzen, $2n - 1$ der genaue Ausdruck des allgemeinen Gliedes; aber gerade in dieſer Form gedacht wird das allgemeine Glied ſchwerlich einem wirklichen phyſiſchen Verhalten entſprechen, zu deſſen geſetzlichem Ausdrucke es dienen ſoll; dieſelbe gegebene Reihe läßt ſich aber auch als arithmetiſche Progreſſion mit dem Anfangsgliede 1 und der Differenz 2, und außerdem als die Reihe der Differenzen denken, welche durch Subtraction des Quadrates einer ganzen Zahl von dem Quadrate der zunächſt in der Zahlenreihe folgenden entſtehen; beide Deutungen ſind durch daſſelbe allgemeine Glied ausdrückbar, beide beſtimmen jedes Glied dieſer Reihe; aber beide denken über die Entſtehungsweiſe jedes Gliedes verſchieden und dieſer Unterſchied wird wichtig, weil er nun auch verſchiedene Annahmen über das phyſiſche Verhalten der durch dieſe Reihe ausgedrückten Erſcheinungen möglich macht. So bleiben ſchon hier der Zweifel genug; aber außerdem ſind ja die hier gemachten Vorausſetzungen gar nicht identiſch mit denen, die wir bei Beobachtungen machen; ein ſo gefundenes allgemeines Glied gilt genau nur für die Anzahl der n Glieder, aus denen es gefunden iſt; wir aber verlangen, daß unſer aus den Beobachtungen zu gewinnendes Geſetz auch für diejenigen Werthe der Urſachen und Wirkungen gelten ſoll, die wir nicht beobachtet haben. Nun kann man gegebene Reihen freilich interpoliren, d. h. man kann fehlende Zwiſchenglieder ſo berechnen, daß ſie nach einem aus den gegebenen Gliedern abſtrahirten Bildungsgeſetze, das häufig verwickelt genug ausfällt, in die Reihe paſſen; aber damit ſetzt man eben voraus, daß jenes aus den gegebenen Gliedern entwickelte Geſetz auch für die nicht gegebenen gilt, eine Vorausſetzung, die immer zuläſſig iſt, wenn es ſich blos um Vervollſtändigung einer denkbaren Reihe, aber gar nicht triftig, wenn es ſich darum handelt, ob eben dieſe denkbare Reihe einem wirklichen Verhalten auch in denjenigen ſeiner Strecken entſpricht, in denen daſſelbe nicht beobachtet wird. Um alſo ein aus den gegebenen Gliedern etwa gewonnenes Geſetz auch auf die nicht gegebenen erſtrecken zu dürfen, müſſen wir vorher Gründe haben, die uns zur Unternehmung eines ſolchen Interpolationsverfahrens überhaupt berechtigen. Ein ganz einfaches Beiſpiel erläutert dies. Wir denken uns die Werthe von U als Abſciſſen x, ſprungweis um Δx zunehmend, die Werthe von W als Ordinaten y aufgetragen; wenn nun

unſere gegebene Reihe für alle Werthe $m\Delta x$ von x denſelben Werth $y = C$ gibt, ſo kann es ja freilich ſein, daß dieſe Gleichung auch für alle die nicht beobachteten Ordinaten gelten würde, die zu Bruchtheilen eines Δx gehören; dann iſt die Linie, welche die Endpunkte aller Ordinaten verbindet, eine Gerade und parallel der Abſciſſenaxe; allein ſicher iſt doch dieſe Folgerung nicht; zwiſchen je zweien Endpunkten der verſchiedenen Δx kann y jeden möglichen Werth, und die Curve, welche die verſchiedenen y verbindet, jeden möglichen Verlauf haben; ſie kann reell oder imaginär, gerade oder gekrümmt ſein, y kann durch ein oder mehrere Maxima und Minima, ſelbſt durch das Unendliche hindurch gehen, und alle dieſe unbeſtimmbaren Verläufe können in dem Intervall eines Δx beliebig andere ſein, als innerhalb eines andern Δx. Man kann aus dieſer Betrachtung eine kleine Regel über die Auswahl der zu benutzenden Beobachtungen ableiten, welche der früher erwähnten für unvollſtändige Inductionen ähnlich iſt: es empfiehlt ſich nicht, die Reihe der Werthpaare ſo zu bilden, daß U in regelmäßiger Weiſe fortſchreitet und nur diejenigen Werthe von W zum Vorſchein kommen, welche dieſen ſymmetriſch abgemeſſenen Größen von U entſprechen; man iſt in Gefahr, auf dieſe Weiſe nur auf eine Reihe ausgezeichneter Specialwerthe, auf Maxima oder Minima oder feſte Werthe der W überhaupt zu kommen, die periodiſch wiederkehren, und die gar keine Auskunft oder falſche Vermuthungen über den zwiſchenliegenden Verlauf ihrer Curve an die Hand geben. Für die erſte Errathung des allgemeinen Reihengeſetzes iſt natürlich der regelmäßige Fortſchritt der U um gleiche Zunahmen vortheilhaft, zur Beſtätigung deſſelben hat man möglichſt unſymmetriſch oder irrational wechſelnde Zunahmen des U in Betracht zu ziehen. Ganz einfach: wer immer nur von 7 zu 7 Tagen und zwar Sonntags Nachmittags einen Vergnügungsort beobachtet, kann die hier gefundene Frequenz nicht auf die Wochentage ausdehnen; wer den Mond immer blos durch eine Ritze beobachtet, die gerade nur ſeine Culmination zu ſehen erlaubt, kann nicht errathen, wo er ſich während der übrigen Zeit am Himmel herumtreibt. Findet man dagegen, daß die Werthe y, die zu ganz willkürlich herausgegriffenen Zwiſchenwerthen von früher berückſichtigten x gehören, dem aus dieſen abgeleiteten Geſetze ſich fügen, ſo iſt hierdurch zuerſt einige Berechtigung dazu gegeben, auch alle übrigen y dieſem Geſetze gemäß zu interpoliren.

Eine völlige Rechtfertigung dieses Schrittes würde strenge Logik auch hierin nicht finden; so lange es unmöglich ist, alle aufeinanderfolgenden Werthe von U und alle zugehörigen Wirkungen W zu beobachten, so lange bleibt der Zweifel, ob in den nichtbeobachteten Fällen das Gesetz der beobachteten gelte. Dieser Zweifel wird nun in der Praxis durch Nebenerwägungen eingeschränkt, die nicht aus allgemeinen logischen Gründen, sondern aus den sachlichen Kenntnissen fließen, welche wir über den jedesmal vorliegenden Inhalt der Untersuchung in der Regel in der erforderlichen Ausdehnung besitzen. Wer die Wirkungsweise einer bestimmten Naturkraft untersucht, weiß im voraus, daß für keinen endlichen Werth der U die W unendlich werden kann; und von der besonderen Natur der fraglichen Kraft wird er hinlänglich unterrichtet sein, um zu beurtheilen, ob ihre Wirkungen stetig zunehmen oder periodisch schwanken oder für einzelne Werthe der U verschwinden können, ob es endlich wahrscheinlich ist, daß sie ungestört sich im Anwachsen der Zeit summiren, oder ob ein Widerstand angenommen werden muß, der die entstandenen Erfolge ganz oder theilweis immer wieder aufhebt. Diese sachlich begründeten Voraussetzungen sind es, die uns berechtigen, das Gesetz für die wirklich beobachteten Werthpaare auch auf die nichtbeobachteten mit großer Wahrscheinlichkeit zu übertragen. Noch ein Hülfsmittel kommt in den Fällen hinzu, welche unbeschränkt das Experiment gestatten; durch autographische Vorrichtungen, welche man mit dem Apparat verbindet, an welchem die Wirkungen der Kraft sichtbar gemacht werden, kann man die Kraft nöthigen, die Erfolge selbst zu verzeichnen, die sie in jedem Augenblicke ihres stetigen Wirkens hervorbringt; man hat dann auf mechanischem Wege die sonst immer nur beschränkte Anzahl unserer Beobachtungen so in's Unendliche vermehrt, daß eine sich stetig an die andere anschließt, und die so entstandene sichtbare Curve gestattet über Stetigkeit und Unstetigkeit der Wirkung, über gleichmäßige, verzögerte oder beschleunigte Zunahme, über periodisches oder nicht periodisches Wachsthum ein so sicheres Urtheil, wie es überhaupt Beobachtungen erlauben. Denn freilich: der logische Splitterrichter wird noch immer einwenden können: jede gezeichnete Curve bestehe zuletzt aus einer Reihe punktförmiger Pigmentablagerungen, die nur dem unbewaffneten Auge, das hier unabsichtlich interpolirt, als stetige Linie erscheinen; auch hier

alſo eine Anzahl von Einzelwahrnehmungen, die nicht geſtatten, auf das Verhalten der Wirkungen zu ſchließen, welche, weil ſie kein Pigmentatom zu ihrer Verfügung fanden, den Lücken zwiſchen den Farbenpunkten der ſichtbaren Curve entſprechen. Laſſen wir dies; worauf es mir hier ankam, war die Einſchärfung des Satzes, daß die Auffindung eines allgemeinen Geſetzes jederzeit eine Leiſtung der errathenden Einbildungskraft iſt, möglich gemacht durch ſachliche Kenntniß, die hier in der Erinnerung durch die Aehnlichkeit des gegebenen Falles mit analogen früheren reproducirt wird und ſich zum Erklärungsgrunde anbietet. Eine demonſtrative Methode aber, oder eine ſprungloſe Methode überhaupt, ein ſicheres logiſches Recept, zu dem richtigen allgemeinen Geſetze einer Gruppe von Vorgängen zu gelangen, gibt es nicht.

270. Wenden wir uns nun noch einmal zu unſerer Werthreihe zurück, um zu ſehen, in welchem Grade die Löſung der geſtellten Aufgabe gelingt, ſo finden wir zuerſt zahlreiche Fälle, in denen ſie entſchieden mißlingt. Hierher gehören namentlich eine Menge ſtatiſtiſcher Berechnungen, welche ein Ergebniß W, das in Wahrheit von einer ſehr großen Anzahl zuſammenwirkender Bedingungen abhängt, z. B. die noch vorhandene Lebenshoffnung, nur bezüglich ſeiner Bedingtheit durch eine derſelben, etwa das bereits erreichte Lebensalter, auffaſſen und über dieſes Verhältniß ein allgemeines Geſetz ſuchen. Der innere Widerſpruch der Aufgabe ſpringt in die Augen; man kann nicht eine veränderliche Größe W, welche eine Function von U, x, y, z zugleich iſt, als bloße Function von U ausdrücken und dabei x, y, z ganz vernachläſſigen, die in den richtigen Ausdruck doch als Mitbedingungen eingehen müßten. In der That würde man auch auf einen ſolchen Verſuch gar nicht gerathen, wenn es nicht wieder die Erfahrung wäre, die ihm Credit verſchaffte; ſo ungenau theoretiſch betrachtet unſer Verfahren iſt, ſo wiſſen wir doch, daß factiſch etwas, wenn auch nicht ganz das Gewünſchte, dabei herauskommt, und umgekehrt: der Mangel alles Erfolgs iſt in anderen Fällen der Beweggrund, der uns von ähnlichen Verſuchen abſtehen heißt. Was nun hier herauszukommen pflegt, beruht etwa auf Folgendem. Unter den Bedingungen weiterer Lebenshoffnung iſt die mächtigſte ohne Zweifel das ſchon erreichte Alter U, denn die mit ihm verbundene Modification des Körpers, die allmählich

fortſchreitet, reicht für ſich allein zuletzt hin, um ſelbſt unter den günſtigſten anderen Bedingungen den Tod unvermeidlich zu machen. Innerhalb längerer Zeiträume ändert ſich jedoch dieſe Wirkung des U nur langſam und unbeträchtlich, während in anderen Abſchnitten des Lebens ſie raſch und bedeutend wächſt; hieraus folgt, daß dieſelben äußern Bedingungen während einer gewiſſen Lebensperiode gleichmäßig, während einer andern auch gleichmäßig, aber gleichmäßig anders auf den Körper einwirken; beruht nun ſachlich auf dieſer Wechſelwirkung der vorhandenen Lebenskraft mit den Umſtänden die Fähigkeit zu weiterem Fortleben, ſo iſt zu vermuthen, daß für gewiſſe Strecken des Lebensalters die Lebenshoffnung nach einem ziemlich conſtanten Geſetze, für andere begrenzte Strecken nach einem andern gleichfalls beſtändigen Geſetze abnimmt; daß aber nicht wohl ein Geſetz denkbar iſt, welches für die ganze Lebensſtrecke, alſo für jedes erreichte Alter das noch zu hoffende Leben allgemein beſtimmte. Man pflegt daher in ſolchen Unterſuchungen partielle Geſetze oder Formeln aufzuſtellen, die jede nur für Werthe des U zwiſchen zwei beſtimmten Grenzen gelten und die zugehörigen Werthe von W berechnen lehren ſollen. Eine theoretiſche Bedeutung haben dieſe Formeln gar nicht; ſie ſind nur praktiſche Rechenknechte oder überſichtliche Ausdrücke des Verhaltens im Allgemeinen; ſind ſie ſehr einfach und doch von hinlänglicher Genauigkeit, ſo erleichtern ſie die Berechnung; ſind ſie doch ſchon von complicirter Form, ſo iſt es meiſtens leere Affectation, ſie überhaupt aufzuſtellen; man geht dann zweckmäßiger auf die Urform der Tabelle zurück, die das factiſche Material der Beobachtung, aus dem ſie entſtanden ſind, unverarbeitet enthält.

271. Wenn die Sache weniger ungünſtig ſteht und auf das Vorhandenſein eines durch zwei Beziehungspunkte U und W ausdrückbaren allgemeinen Geſetzes gerechnet werden kann, ſo fragt es ſich nun, welches von den mehreren zu wählen iſt, die der vorliegenden Reihe der Werthpaare gleich gut oder mit gleichem Grade der Annäherung untergelegt werden können. Wir werfen dieſe Frage unter etwas anderen Vorausſetzungen auf, als wir bisher feſthielten. Eine völlig genaue Wiedergabe des beobachtbaren Thatbeſtandes werden die Zahlen unſerer Werthreihe nicht ſo ſein, wie wir annahmen; ſie werden Ungenauigkeiten enthalten, von denen wir uns jetzt begnügen zu glauben,

daß ſie klein ſind, und daß ſie nicht nach einer Richtung, ſondern ziemlich gleichmäßig nach dem Mehr und nach dem Minder hin von dem wahren Thatbeſtand abweichen. Unter dieſen Bedingungen entſteht der Zweifel, ob überhaupt diejenige Formel, welche den gegebenen Werthen ſich am genaueſten anſchließt, für das von uns geſuchte Geſetz zu halten ſei. Ganz unvermiſcht wird ſchwerlich je der reine Fall BF in unſere Beobachtung fallen; der Erfolg, den ſeine Bedingung B für ſich allein haben müßte, wird durch das gleichzeitige nie ganz zu eliminirende Mitwirken anderer Urſachen etwas verändert ſein, und dieſer nicht ganz reine Thatbeſtand wird neue Aenderungen durch die nie fehlenden kleinen Unvollkommenheiten unſeres Beobachtens erfahren haben. Die Data, von denen wir ausgehen, enthalten alſo das, was wir ſuchen, und zugleich Störungen deſſelben, die wir nicht ſuchen; eine Formel, die ſich ihnen genau anſchlöſſe, würde eine Copie dieſes gemiſchten Thatbeſtandes ſein, aber nicht ein Geſetz für den reinen Fall, den wir aus ſeiner Vermiſchung mit zufälligen Nebenumſtänden zu ſondern ſuchten. Dieſe Ueberlegung iſt der allgemeine Grund, um deswillen wir uns überhaupt erlauben, die kleinen Abweichungen unberückſichtigt zu laſſen, welche zwiſchen den gegebenen Werthen und einem ſie nahezu deckenden Geſetze noch beſtehen bleiben; wir rechnen dieſe Differenzen dann auf *unbekannte* Störungen. Es könnten jedoch Fälle vorkommen, in denen wir ein Geſetz, welches den gegebenen Werthen vollſtändig entſpräche, dennoch für unrichtig halten oder einem andern nachſtellen müßten, das ihnen mit minderer Annäherung genügte; dies wird eintreten, wenn wir *bekannte* Störungen, die nothwendig ſtattfinden müſſen, in jenem erſten Geſetze nicht mehr angedeutet ſehen. Nehmen wir an, zwei Körper a und b umkreiſen gleichzeitig in verſchiedenen Ebenen und Entfernungen einen dritten C, der auf beide eine ſtetige Anziehung ausübt, und es folge aus unſern Beobachtungen mit völliger Genauigkeit, daß beide Körper zwei ähnliche regelmäßige Ellipſen beſchreiben, ſo müßten wir entweder unſere Beobachtungen für mangelhaft erklären, oder wir könnten die elliptiſche Bahn nicht in dem gewünſchten Sinne als das Geſetz dieſer Bewegungen auffaſſen. Denn auch wenn wir Anziehung nur zwiſchen C und a und zwiſchen C und b, aber nicht zwiſchen a und b, noch mehr aber, wenn wir ſie auch zwiſchen dieſen beſtehen ließen, müßte die Bahn, welche a

beſchriebe, wenn b nicht vorhanden wäre, dann geſtört werden, wenn b zugleich da iſt. Entweder alſo weichen die wirklichen gleichzeitigen Bewegungen von der Ellipſe ab, und dann waren unſere Beobachtungen ungenau und repräſentirten dieſe kleinen Störungen nicht; oder die Ellipſe iſt die factiſche Bahn beider Körper, und dann iſt die geſetzliche Bahn jene andere, die ſie durchlaufen würden, wenn dieſe Störungen nicht wären. Denn darauf allein iſt es doch bei ſolchen Unterſuchungen nicht abgeſehen, blos einen allgemeinen Ausdruck oder eine Copie des Thatbeſtandes zu bekommen, ſo wie er aus der bereits erfolgten Anwendung eines allgemeinen Geſetzes auf beſtimmte Bedingungen eines particularen Falles entſprungen iſt; man wünſcht vielmehr das Geſetz in derjenigen Allgemeinheit, die, weil es dieſe Sonderumſtände noch ausſchließt, die Ergebniſſe zu beurtheilen verſtattet, welche unter andern Nebenumſtänden aus den bleibenden oder analogen Hauptbedingungen hervorgehen. In ſolchen Fällen, wie wir ſie hier annahmen, wird daher die mangelloſe oder allzu auffallende Genauigkeit, mit welcher ein angenommenes Geſetz den gegebenen Beobachtungen ſich anſchließt, geeignet ſein, Mißtrauen gegen ſeine Richtigkeit zu erwecken. Welches andere Geſetz für richtiger gelten darf, läßt ſich natürlich nur in dem Maß vermuthen, in welchem man die überſehenen Störungen aus anderen Gründen ſchätzen kann; das erweckte Mißtrauen kann aber die Anleitung zu neuen Combinationen der Beobachtungen oder zu neuen Verſuchen werden, welche hierüber Licht zu verbreiten vermögen.

272. Es hängt hiermit weiter zuſammen, daß wir in dem Falle mehrerer Geſetze, die ſich den vorliegenden Datis mit ungefähr gleicher Annäherung anſchließen, das einfachere vorzuziehen, überhaupt in der Einfachheit eine Art Bürgſchaft der Wahrheit zu ſehen pflegen. Gegen dieſe letzte Auffaſſungsweiſe, die das simplex sigillum veri zum allgemeinen Grundſatz erhebt, hat die Logik einen ebenſo allgemeinen Widerſpruch zu erheben. Wenn es ſich um Benutzung eines Geſetzes zur Berechnung einzelner Fälle handelt, dann iſt freilich die einfachere Formel vorzuziehen, weil ſie bequemer iſt; über ihre Wahrheit oder Wahrſcheinlichkeit aber entſcheidet, ſo allgemein betrachtet, ihre Einfachheit gar nichts. Man muß durchaus überlegen, weſſen man ſich in dem Gebiet von Vorgängen, die man unterſuchen will, überhaupt zu ver-

ſehen hat. Iſt es einleuchtend, daß in ihm ein Ergebniß W von vielerlei unabhängigen Beſtimmungsſtücken abhängt, ſo iſt ein einfaches Geſetz über dieſen Zuſammenhang zwar kein unmöglicher, aber ein durchaus unwahrſcheinlicher Fall: die erſte Regung, die wir bei der Auffindung eines ſolchen Geſetzes eigentlich haben ſollten, wäre die des Mißtrauens in ſeine Gültigkeit; wir müßten glauben, in unſeren Beobachtungen oder in unſerm Raiſonnement die Sache zu leicht genommen und weſentliche Bedingungen unberückſichtigt gelaſſen zu haben; erſt dann werden wir befriedigt ſein, wenn eine eindringende Unterſuchung zeigt, daß wirklich dieſe übergangenen Bedingungen ſich untereinander ſtets ſo aufheben, daß die Rückſicht auf ſie rechtlich in dem allgemeinen Geſetze ausfallen darf. Hätte man z. B. durch bloße Beobachtungen gefunden, daß ein Körper, von einer Kugeloberfläche unter der anziehenden Wirkung des Kugelmittelpunkts ausgehend, auf einer beſtimmten andern concentriſchen Oberfläche immer mit derſelben Endgeſchwindigkeit ankommt, gleichviel auf welchem Wege er von der einen zur andern übergeht, ſo würde man dieſem Funde mißtrauen müſſen und ihn erſt dann anerkennen, wenn nachgewieſen iſt, daß wirklich hier dieſe merkwürdige Compenſation verſchiedener Nebenbedingungen ſtattfindet und ſtattfinden muß. Man täuſcht ſich hierüber leicht, wenn das gefundene Reſultat nicht ſo parador iſt, wie dies ebenerwähnte. Die Formel $T = \pi \sqrt{\frac{l}{g}}$ ſcheint alle Beſtimmungsſtücke zu vereinigen, von denen die Zeit einer Pendelſchwingung abhängt, denn die oberflächliche Beobachtung läßt den Elongationswinkel als wirkſam nicht hervortreten. Die genauere Theorie zeigt dann doch, daß dieſer einfache Ausdruck nur eine Annäherung und das wahre Geſetz weit verwickelter iſt. Obwohl man daher, nach einem gewiſſen ſpeculativen Grundſatz, auf den ich vielleicht ſpäter komme, vorausſetzen darf, daß die Wirklichkeit in der That mancherlei eigenthümliche Compenſationen enthalte, geeignet, gewiſſe Typen von reſultirenden Ereigniſſen immer nach demſelben einfachen Geſetze zu erhalten, gleichviel wie verſchieden die Mittel ſind, durch die in den einzelnen Fällen dieſe Typen realiſirt werden: ſo darf man doch das Vorhandenſein ſolcher Einrichtungen nur da annehmen, wo die Beobachtungen es zweifellos zeigen; dagegen wo uns ein ſolcher Vorausblick auf die Grenzen nicht geſtattet iſt, innerhalb deren ſich der

Erfolg nicht vollständig bekannter Bedingungen halten muß, bleibt die Vermuthung einfacher Gesetze und die Vorliebe für solche fehlerhaft und pflegt nur von der vollständigen Erforschung aller wesentlichen Einzelheiten des gegebenen Untersuchungsobjectes abzuhalten. Der gegenwärtige Zustand der Naturforschung macht diese Warnungen vielleicht nicht mehr so nothwendig, als sie vor einigen Jahrzehnten gewesen wären, wo man sich sehr geneigt fand, so zusammengesetzte Erscheinungen, wie das organische Leben, nach höchst einfachen, aber ebenso unzulänglichen allgemeinen Gesichtspunkten erklären zu wollen. Es verhält sich natürlich Alles anders, wenn der behandelte Gegenstand zu jenen Phänomenen gehört, die man nicht mehr als veränderliche Erzeugnisse einer Mehrheit unabhängiger Ursachen, vielmehr selbst als Erscheinungen jener Grundkräfte zu betrachten Anlaß hat, aus deren constantem Wirken unter verschiedenartigen zweiten Prämissen die Mannigfaltigkeit der physischen Vorgänge zusammengesetzt wird. Gewiß hat man für diese Fälle, die sich ja dem vorausgesetzten reinen Falle BF nähern oder ihn erreichen, die Einfachheit des sie betreffenden Gesetzes als Zeichen seiner wahrscheinlichen Gültigkeit anzusehen; aber doch auch nicht aus dem gewissermaßen ästhetischen Grunde, daß Einfachheit allenthalben Charakter der Wahrheit wäre, sondern deswegen, weil sich für diese reinen Fälle in der That nur eine der früher (263) angeführten einfachen Formen des gesetzlichen Zusammenhangs zwischen Ursache und Wirkung denkbar erweist.

273. Man hat bemerkt, wie großen Werth wir bei Auffindung von Gesetzen auf schon vorhandene Kenntnisse legten und wie wir dahin kamen, an allerhand Vorüberlegungen und Nebengedanken zu appelliren, durch welche die unmittelbaren Daten der Beobachtung erst eine gewisse Deutung erhalten müssen. Drücken wir diesen Drang in der bekanntesten Form aus: wir brauchen sehr häufig Hypothesen, um die Beobachtungsresultate nutzbar zu machen. Man kann in der That geneigt sein, unter diesen Namen mehrere der Gedanken zu bringen, die wir uns schon gestatteten, und es etwa eine Hypothese zu nennen, wenn wir von einem periodischen Wachsen und Abnehmen einer Wirkung bei stets wachsender Ursache auf eine Verschiebung zurückschlossen, die in den gegenseitigen Stellungen der in dieser Ursache vereinigten wirksamen Elemente stattfinde. Es scheint mir jedoch im Interesse der

Logik, die Namen anders zu definiren und zwischen Postulaten, Hypothesen und Fictionen zu unterscheiden. Der eben erwähnte Rückschluß ist ein Postulat, d. h. er drückt diejenigen Bedingungen oder denjenigen Grund aus, ohne dessen Herstellung oder Gültigkeit durch irgend welche realen Dinge, Kräfte oder Vorgänge die gegebene Form der Erscheinung überhaupt undenkbar ist; er fordert oder postulirt also, daß irgend etwas der Art vorhanden sein müsse, was geeignet ist, dies Gegebene zu begründen. Das Postulat ist daher nicht eine Annahme, die man machen oder auch unterlassen oder an deren Stelle man irgend eine andere setzen kann; es ist vielmehr eine absolut nothwendige Annahme, ohne welche der Inhalt der Beobachtung, um die es sich handelt, den Gesetzen unseres Denkens widersprechen würde. Auch ist das Postulat keineswegs seinem eignen Inhalte nach nothwendig so unbestimmt, wie es nach meinen eben gebrauchten Ausdrücken scheinen könnte; das vielmehr, was da sein oder da gewesen sein oder geleistet werden muß, damit die gegebene Erscheinung als wirkliche denkbar sei, kann durchaus bestimmt sein; unbestimmt bleibt blos die hiervon wesentlich verschiedene Frage, wer oder was denn dasjenige sei, welches durch seine concrete Natur eben diejenigen Bedingungen in Wirklichkeit herstellt, deren Erfüllung das Postulat zur Möglichkeit des Gegebenen nothwendig fand. Wenn ein Körper von bekannter Masse sich in einer bekannten krummlinigen Bahn mit bekannter Geschwindigkeit bewegt, so läßt sich ganz vollkommen genau die Summe der resultirenden Bedingungen B, B'.. angeben, die in jedem Augenblick auf ihn wirken müssen, damit er diese Bewegung ausführen könne; unbestimmt bleibt nur, wo B und B' hergekommen, ob sie beide einfache Anstöße einfacher Kräfte oder selbst Resultanten von vielen zusammenwirkenden, ob sie überhaupt Wirkungen von Kräften sind, oder Mittheilungen schon vorhandener Bewegungen. Hier zeigt sich nun deutlich, daß wirklich der Sprachgebrauch sich sträubt, solche Forderungen schon Hypothesen zu nennen. Wer uns blos zu sagen weiß, zu jener krummlinigen Bahn seien Kräfte von bestimmter Intensität und Richtung nöthig, um in jedem Augenblicke die Bewegung von der Tangente um so und so viel abzulenken, dem antworten wir: hiermit lehre er nichts Neues, sondern das was sich von selbst verstehe und aus der bloßen Analyse der gegebenen Erscheinung als nothwendig von jedem noch erst beizubringenden Er-

klärungsgrunde erfüllt werden müſſe. Hypotheſe nennen wir erſt die Vermuthung, welche zu dieſem abſtract aufgeſtellten Poſtulate die concreten Urſachen, Kräfte oder Vorgänge namhaft zu machen ſucht, aus welchen in dieſem Falle die gegebene Erſcheinung wirklich entſprang, während in andern Fällen daſſelbe Poſtulat vielleicht durch ganz andere äquivalente Combinationen von Kräften oder wirkſamen Elementen zu befriedigen iſt. Zweierlei läßt ſich demgemäß über die Hypotheſe ſogleich feſtſetzen. Sie iſt zuerſt nicht identiſch mit einer leeren Vermuthung, die uns unveranlaßt durch den Kopf ſchießt, ſondern ſie beruht immer auf einem unabweisbaren Poſtulate, und ſie iſt beſtimmt, die Widerſprüche oder Lücken, um derentwillen das Gegebene in ſeiner unmittelbar vorliegenden Geſtalt undenkbar iſt, durch die Annahme eines der Beobachtung entgehenden inneren Gefüges der wirklichen Dinge und wirklichen Vorgänge ſo zu erklären, daß aus dieſem angenommenen wahren Verhalten der Widerſpruch verſchwindet, zugleich aber begreiflich wird, warum in der beobachtbaren Erſcheinung derſelbe für uns unvermeidlich entſtehen muß. Damit hängt dann zweitens zuſammen, daß jede Hypotheſe eigentlich nicht blos Denkfigur oder Veranſchaulichungsmittel, ſondern Angabe einer Thatſache ſein will; wer eine Hypotheſe aufſtellt, glaubt die Reihe der wirklichen beobachtbaren Thatſachen durch glückliches Errathen nicht minder wirklicher, aber unbeobachtbarer verlängert zu haben. Es iſt hierbei nicht nothwendig, daß die ſo errathene Thatſache eine einfache und letzte ſei, die nicht ebenſo noch weiter zurückgehende Unterſuchungen über die Gründe ihrer eigenen Möglichkeit veranlaßte; es reicht hin, wenn ſie als eine beſtehende Wirklichkeit vorgeſtellt werden kann, über deren Zuſtandekommen man ſich Weiteres vorbehält. Daß die Lichtſtrahlen, kurz geſagt, in demſelben Augenblicke auf ihrer rechten Seite ſich anders verhalten müſſen als auf ihrer linken, und daß dies Verhalten ſelbſt mit der Zeit unaufhörlich wechſelt, daß es alſo irgend eine Urſache geben müſſe, die gerade dies Phänomen hervorzubringen vermöchte, dies war ein Poſtulat der Optik aus ihren Beobachtungen; daß dies Poſtulat durch transverſale Schwingungen der Aetheratome befriedigt werde, war die phyſiſche Hypotheſe; woher dieſe zur Erklärung der Erſcheinungen uns vorläufig unentbehrliche Transverſalſchwingung rühren kann, bleibt eine Frage der Zukunft; jedenfalls enthält ſie aber keinen

Widerſpruch, der uns hinderte, ſie als einen geſchehenden Vorgang vorzuſtellen. Fictionen endlich ſind Annahmen, die man mit dem vollſtändigen Bewußtſein ihrer Unmöglichkeit macht, ſei es daß ſie innerlich widerſprechend ſind, oder aus äußern Gründen nicht als Beſtandtheile der Wirklichkeit gelten können. Man wird zu ihnen geführt, wenn es für einen gegebenen Fall M einen Satz T nicht gibt, unter den er als Anwendungsfall mit logiſcher Strenge ſubſumirt werden könnte, wenn es aber wohl einen Satz T^1 gibt, von deſſen Anwendungsfällen ſich M um eine beſtimmte Differenz d unterſcheidet. Man ordnet dann M unter T^1, zieht hieraus die Folgerungen, die man begehrt, und corrigirt ſie nachher durch Hinzufügung der Modificationen δ, welche um des nicht hinwegzubringenden Unterſchiedes d willen nothwendig werden. Die Ermittlung des Kreisumfangs durch Einſchluß zwiſchen ein äußeres und ein inneres Polygon kann man als bloßes Eingrenzungsverfahren betrachten, wenn man nicht ſchon in dem Begriff der Länge einer Curve eine Art Fiction ſehen will; gewiß aber iſt eine ſolche die Formel $ds^2 = dx^2 + dy^2$, wenn man das Zeichen $=$ wirklich Gleichheit und nicht bloße unendliche Annäherung an ſie bedeuten läßt. So lange ds ein wirklicher Bogen, ſo lange iſt die Gleichung falſch; ſobald aber ds großenlos wird, werden alle Glieder Null und die Gleichung bedeutungslos, gleichwohl führt ſie zu unendlicher Annäherung an den wahren Werth, weil man durch ſtetige Verkleinerung von ds den begangenen Fehler ſtetig verkleinert und hierdurch die Summe oder das Integral der ds zuletzt von ihm unabhängig macht. Es iſt kaum nöthig, auf die außerordentliche Wichtigkeit ſolcher Verfahrungsweiſen für den erfindenden Gedankengang aufmerkſam zu machen; auch ſonſt kommen ſie häufig vor, und der juriſtiſche Gebrauch, ſich an den nächſtverwandten Rechtsſatz T^1 zu wenden, wenn es für den zu beurtheilenden Fall eine ſpecielle Regel T nicht gibt, gehört logiſch unter dieſen Begriff der Fiction, obwohl man den Namen nur für beſonders geartete Fälle anzuwenden pflegt. Ihren Sprachgebrauch hat die Jurisprudenz ſelbſt zu beſtimmen; ich kann mich indeſſen nicht überzeugen, daß das, was man ſonſt als Fiction anſah, nur eine unabhängige durch einen neuen geſetzgeberiſchen Act beſtimmte Uebertragung einer Summe von Rechtsverhältniſſen auf ein Subject wäre, das zu dieſen an ſich in keiner Beziehung ſtände; die römiſche Adoption ſcheint

durch die Annahme des Namens des adoptirenden Vaters zu beweiſen, daß pſychologiſch zuerſt verſucht wurde, ein in Wirklichkeit nicht herzuſtellendes Verhältniß doch als hergeſtellt zu betrachten und auf Grund dieſer Fiction ſecundär die ihr entſprechende Summe von Rechtsfolgen zu beſtimmen.

274. Die Wichtigkeit der Leiſtung, die man von den Hypotheſen erwartet, rechtfertigt den oft gemachten Verſuch, den Gang der freien erfinderiſchen Einbildungskraft, aus der ſie allein entſpringen können, mindeſtens an einige Disciplin zu binden; indeſſen ſind die meiſten hierüber aufgeſtellten Regeln zwar vortrefflich, ſoweit ſie ſich erfüllen laſſen, aber ihre Nichterfüllung kann man doch, ohne nützliche Fortſchritte zu ſehr einzuengen, nicht als Grund für die Unzuläſſigkeit der Hypotheſen gelten laſſen. Es verſteht ſich zuerſt, daß die Hypotheſe, da ſie das Poſtulat, aus dem ſie entſpringt, nicht durch eine fingirte Vorſtellung, ſondern durch Angabe einer Wirklichkeit erfüllen will, nur das annehmen darf, was ſich als Thatſache denken läßt, nicht aber das an ſich ſelbſt Widerſprechende. Man übertreibt jedoch, wenn man verlangt, der Inhalt einer Hypotheſe ſolle immer innerhalb der Grenzen einer möglichen directen Widerlegung durch ſpätere Beobachtung liegen. Man kann dieſe Forderung als ein Ideal betrachten und es iſt ſicher eine ſehr nützliche Maxime, die Hypotheſe wo möglich ſo zu bilden, daß ihre Falſchheit, wenn ſie falſch iſt, nicht wegen der Unzugänglichkeit ihres Inhaltes für die Beobachtung auf ewig vor directer Widerlegung ſicher iſt; allein wir würden auf zu viele nützliche Annahmen verzichten müſſen, wenn wir dies immer verlangen wollten. Daß die Lichtpunkte, die wir Nachts am Himmel ſehen, große von uns ſehr entfernte Maſſen ſind, iſt zuletzt auch nur eine Hypotheſe, durch welche wir das ſonſt unerklärliche tägliche und jährliche Bewegungsſpiel dieſer Lichter zu begreifen ſuchen; eine directe Widerlegung dieſer Annahme, wenn ſie falſch wäre, würde aber unzweifelhaft jedem ſpätern Fortſchritt der Beobachtung unmöglich ſein. Man muß ſich daher an der Denkbarkeit und Nützlichkeit der Hypotheſe, an ihrer Fähigkeit, alle zuſammengehörigen Erſcheinungen, ja ſelbſt ſolche zu erklären, welche noch unbekannt waren, als man ſie ſelbſt entwarf, alſo an der indirecten Beglaubigung durch die Uebereinſtimmung alles aus ihr Ableitbaren mit der fortſchreitenden Erfahrung genügen laſſen. Damit man aber

eben so glücklich sei, eine Hypothese zu finden, der später diese Beglaubigung nicht fehlen wird, kann man nicht einfach alles das annehmen, was sich überhaupt als Thatsache vorstellen läßt, sondern nur das, was außer seiner Denkbarkeit so zu sagen der allgemeinen Sitte der Wirklichkeit oder ihrem speciellen Ortsgebrauch innerhalb der zusammengehörigen Gruppe von Erscheinungen gemäß ist, zu welcher der untersuchte Gegenstand gehört. Auf allen Gebieten verfährt man so. Wenn in einem formulirten Rechtsgesetz der Wortlaut keine unzweideutige Folgerung in Bezug auf einen gegebenen Fall zuläßt, so interpretirt man nicht beliebig mit freiem spielenden Scharfsinn, sondern man geht auf die ratio legis zurück und sucht aus ihr, die der Grund jener Formulirung ist, die für den bestimmten Fall zu supplirende Deutung. Wir verdanken ebenso in den Naturwissenschaften die gelungenen Hypothesen immer einer solchen Berücksichtigung von Analogien, die in der Körperwelt überhaupt oder in einzelnen Gebieten derselben bemerkbar sind. Nur die Flüssigkeiten und die Luft konnten ursprünglich die Beobachtung auf die Hypothese stetiger Raumerfüllung durch die Materie bringen; die große Mehrzahl der festen Körper zeigte sich nicht blos theilbar, sondern aus verschiedenen wirklichen Theilen bestehend. Für diese war daher der Begriff jener Stetigkeit nur in Bezug auf ihre kleinen Theilchen anwendbar, für sie also das Bestehen aus discreten Atomen, deren jedes nur seinen eignen kleinen Raum stetig ausfüllen mochte, vollkommen gewiß. Da man nun feste Körper flüssig und flüssige fest werden sah, selbst Gase unter Umständen tropfbare und feste Gestalt annehmen, so war die atomistische Hypothese von dieser Seite her vollig gerechtfertigt; sie trug nur das, was für einen Theil der Körper oder für gewisse Formen derselben thatsächlich bestand, auf andere Körper oder andere Formen über, an denen sich factisch derselbe Zustand nicht als wirklich, wohl aber als möglich deswegen nachweisen ließ, weil unter seiner Voraussetzung die an ihnen gegebenen Erscheinungen auch begreiflich blieben. Sobald dann einmal eine solche thatsächliche Gewohnheit der Natur für eine gewisse Erscheinungsgruppe als nützliches Erklärungsprincip nachgewiesen ist, so pflegen sich die Entdeckungen zu häufen, weil man sofort versucht, wie weit sich auch andere Ereignisse auf sie beziehen lassen. So ging es mit der Wellenbewegung. An Wasserflächen, an Saiten, an tönen-

den Ebenen, konnte man sie geradezu sehen und ihre Gestalt im Einzelnen durch künstliche Hülfsmittel sichtbar machen; und da gar kein Grund vorlag, sie als Bewegungen nur an bestimmte Materien geknüpft zu denken, so waren es vollkommen berechtigte Hypothesen, welche zuerst die Schallfortpflanzung durch die Luft, dann die Bewegung des Lichtäthers, endlich die Erscheinungen der Wärme auf den gleichen Vorgang zurückzuführen suchten. In der organischen Welt stieß man auf einigen Punkten auf eine nicht vermuthete Theilung der Arbeit; wo man früher demselben Substrat sehr verschiedene Verrichtungen zugetraut hatte, zeigte sich, daß für jede einzelne derselben ein besonderes Organ da war, das für die übrigen nicht vicarirte. Auch diese Sitte der Natur wurde zu neuen Hypothesen in Bezug auf die Nerven benutzt, die als Organe der verschiedenen Farben oder Tonempfindungen dienen; ob man das Richtige getroffen, steht noch dahin, aber logisch berechtigt ist diese Hypothese zweifellos. Bewegungen kommen im Pflanzenreiche häufig vor, auch solche, deren Effect in einer Zusammenziehung besteht; dennoch scheint es, als würde dieser Erfolg hier nicht durch Contraction lebendig contractiler Elemente hervorgebracht, wie im Thierkörper; man wird deshalb hier diese Hypothese, obwohl sie an sich möglich ist, nicht machen, weil sie zunächst den Gewohnheiten der Natur auf diesem Gebiete nicht zu entsprechen scheint; dagegen hat es Werth zu untersuchen, ob dieser Schein nicht trügt.

275. Man wird ferner von der Hypothese verlangen, daß sie nicht mehr, aber auch nicht weniger enthält, als sie im Anschluß an das Postulat, aus dem sie entsprungen ist, enthalten muß. Und dies führt auf eine gewisse Disciplinarvorschrift, die bei ihrer Entwerfung zu beachten ist. Man muß nicht, wenn ein erklärungsbedürftiger Vorgang vorliegt, in den blauen Himmel nach einem glücklichen Einfall aussehen, sondern durch scharfe Zergliederung des Gegebenen vor allem das genaue Postulat herstellen, dem zu genügen ist. Man wird hierbei zunächst manche Nebenzüge vernachlässigen können, die zu denjenigen gehören, von denen man aus anderweitiger Einsicht weiß, daß sie bei jeder hier in Frage kommenden Hypothese sich leicht nachträglich durch eine nähere Bestimmung derselben berücksichtigen lassen, aber alle wesentlichen Stücke der Aufgabe, die mithin nicht selbst nur Consequenzen anderer sind,

wird man genau beachten müſſen, um aus ihrer Verknüpfung zunächſt die paſſendſte Form der zu wählenden Hypotheſe zu errathen. Dann hat man ſich umzuſehen, welche Elemente, Urſachen, Kräfte und Verknüpfungen derſelben die Wirklichkeit enthält, geeignet, das geſtellte Poſtulat zu erfüllen, und endlich wird man aus der vollſtändigſten möglichen Ueberſicht derſelben, von einem praktiſchen und einem theoretiſchen Beweggrund zugleich geleitet, diejenigen auswählen, welche den erwähnten Anforderungen am einfachſten und am meiſten in Uebereinſtimmung mit den herrſchenden Analogien des in Frage kommenden Gebietes der Wirklichkeit genügen. Wenn eine mit Wunden bedeckte Leiche gefunden worden iſt, ſo geht die erſte Bemühung darauf, zu entſcheiden, ob die Wunden dem noch lebenden Körper haben beigebracht ſein müſſen, oder ob ſie nach dem Tode entſtanden ſind; dann welches die Größe, Wirkungsweiſe und Richtung der Kräfte geweſen ſein muß, die dieſe Folgen hervorgebracht haben; endlich, ob dieſe ſo ermittelten Bedingungen ein Poſtulat bilden, dem durch Annahme einer wirkenden Naturkraft oder nur durch Vorausſetzung eines mit bewußter Abſicht geführten Werkzeugs entſprochen werden kann. Auch dann nachdem dies entſchieden iſt und die Form der Hypotheſe, die Annahme eines begangenen Mordes, feſtſteht, ſucht man den Thäter nicht durch grundloſen Einfall zu errathen, ſondern man fragt, welche Perſonen zu denen gehören, zu denen man ſich der That verſehen kann, theils weil in ihren Beziehungen zu dem Getödteten Motive der That, theils weil in ihrem Charakter keine hinlänglichen Motive zum Ausſchluß des vorläufigen Verdachtes liegen. Es würde ganz ausgeführter Beiſpiele bedürfen, zu denen hier kein Raum iſt, um die Sorgfalt zu zeigen, mit welcher die richterliche Unterſuchung darauf hält, keinen Theil des Poſtulates unbefriedigt zu laſſen und erſt dann eine gewonnene Ueberzeugung für hinlänglich ſicher zu halten, wenn ſie jeden Einzelumſtand erklärt, der durch ſeine Abweichung von dem gewöhnlichen Verhalten auch dann, wenn es ſich nicht um ein Verbrechen handelte, ſeine beſondere Erklärung verlangen würde. Vorſichtig gemacht durch die Größe deſſen, was auf dem Spiele ſteht, bewegt ſich hier der menſchliche Scharfſinn mit ganz anderer Genauigkeit als in manchen philoſophiſchen Speculationen, die viel ſündigen können, weil ſie wenig zu verderben im Stande ſind. Noch immer gefällt man ſich, den ſchlechtbeobachteten

Befund gewiſſer auffälliger Erſcheinungen auf ein animaliſch-magnetiſches Fluidum zurückzuführen, ohne die Umſtände zu ſpecificiren, die hier der Erklärung bedürfen würden, und folglich auch ohne zu bedenken, daß die wüſte Allgemeinheit, in der man nur das Aus- und Einſtrahlen dieſes Fluidum behauptet, nicht die mindeſte Handhabe zur Erklärung der Art, Größe und Reihenfolge der höchſt verſchiedenartigen Vorgänge darbietet, die man von ihm glaubt ableiten zu können. Die Naturwiſſenſchaft iſt dieſem Fehler wenig ausgeſetzt, weil ſie ſchon kaum im Stande iſt, ohne hinlängliche mathematiſche Präciſirung die Gegenſtände auch nur verſtändlich zu machen, von denen ſie eine Erklärung zu geben ſucht.

276. Wenn es ſich um ſingulare Thatſachen handelt, von denen ich bald zu ſprechen habe, ſo hat nur die Vollſtändigkeit, mit der eine zu ihrer Beurtheilung entworfene Hypotheſe ihren Inhalt deckt, nicht aber die Einfachheit dieſer Hypotheſe einen hervorragenden Werth; wir wiſſen ja aus Erfahrung, auf wie vielen Umwegen im Einzelfalle zuweilen ein Ereigniß zu Stande kommt, das in andern Fällen aus viel einfacheren Urſachen entſtehen kann. Wenn es dagegen, wie noch hier für uns, um die Ermittelung eines Thatbeſtandes zu thun iſt, der allgemein einer Klaſſe oft wiederholter Vorgänge zu Grunde liegt, ſo ſind wir allerdings, einem gewiſſen Princip der kleinſten Urſache gemäß, die einfachere Hypotheſe der zuſammengeſetzteren vorzuziehen genöthigt. Aber doch nicht deshalb, weil an ſich die Einfachheit die größere Wahrheit verbürgte, ſondern weil jede Annahme irgend eines Datums, welches zur Begründung des zu Erklärenden nicht unabweislich wäre, eine völlig leere, das gegebene Poſtulat überſchreitende Vermuthung, mithin methodologiſch ungerechtfertigt wäre. Nicht immer wird aber die Wirklichkeit unſer logiſch richtiges Verfahren beſtätigen. Verſuchen wir aus der gewählten Hypotheſe heraus rückwärts die gegebene Erſcheinung zu conſtruiren, ſo können Differenzen zwiſchen dem was wir ſo erreichen und dem was gegeben war hervortreten, ſei es durch Schuld unſerer doch früher nicht vollſtändigen Zergliederung des letzteren, ſei es, weil neue Beobachtungen, die früher unmöglich waren, neue Seiten der Sache zum Vorſchein bringen. Die Hypotheſe bedarf dann der Verbeſſerung; man leiſtet ſie, indem man entweder die an ſich variablen Elemente, welche ſie enthält, ſchicklicher beſtimmt, ſo daß ſie

nun weder zu weite noch zu enge, ſondern adäquate Gründe zur Ableitung des Gegebenen werden, oder indem man in Bezug auf einzelne ihrer Beſtimmungsſtücke neue Hülfshypotheſen hinzufügt, durch die demſelben Zwecke genügt wird. Ich führe dieſe Verfahrungsweiſe kurz und geradezu hier als eine logiſche Regel auf, die man zu befolgen hat, im Gegenſatz zu einer ſehr häufig wiederholten Lehre, welche dieſe Einfügung neuer Hypotheſen in die alten als hinlänglichen Grund für die Unzuläſſigkeit der letzteren anſieht, und ſofort auf ihre Erſetzung durch einfachere dringt. Weder im Leben noch in der Wiſſenſchaft befolgt man eine ſolche Lehre wirklich. Man reißt nicht ein Haus nieder, um durch einen Neubau einen Uebelſtand zu beſeitigen, den ein leichter Umbau verbeſſert hätte; man gibt nicht ſofort eine neue Verfaſſung, wenn einzelne Beſtimmungen der beſtehenden zu drücken beginnen, und wie verbreitet auch leider die Neigung iſt, Principien zu reiten, ſo hat doch die geſchickte Anbequemung nothwendiger Veränderungen an das bleibende Gute alter Einrichtungen ſtets als die wahre Kunſt des Staatsmannes gegolten; auch der wirkliche geſchichtliche Entwicklungsgang der Wiſſenſchaft zeigt, daß ſie neue Geſichtspunkte gern unter unbequemen alten Formen zu verſuchen liebt, um keine der Wahrheiten einzubüßen, die durch dieſe Formen einmal gewonnen ſind. Ich behaupte nicht, daß es hierbei bleiben ſoll, auch nicht daß es dabei bleiben wird; von dem Ergebniß, das wir durch unſere Unterſuchungen erarbeiten wollen, hoffen wir alle, daß es ein einfaches in ſich zuſammenhängendes Ganze ſein wird; ſo lange wir aber noch in der Arbeit begriffen ſind, es zu ſuchen, dürfen wir uns nicht durch die ſonderbare verwickelte und abenteuerliche Form abſchrecken laſſen, welche unſere Anſichten dadurch annehmen, daß wir jeder neuerkannten oder beſſer erkannten Specialität unſeres Gegenſtandes ſorgfältig durch eine Hülfshypotheſe gerecht werden, die wir unſern früheren Annahmen über ihn hinzufügen. Nur auf dieſem Wege können wir hoffen, jenes einfache und glatte Ergebniß vollſtändig zu erreichen; denn je gewiſſenhafter wir hier verfahren, um ſo ſicherer dürfen wir vorausſetzen, daß wie bei jeder verwickelten Rechnung, die ein einfaches Reſultat vorausbekannter Weiſe liefern muß, im Verlaufe des Verfahrens unſere mannigfachen Annahmen von ſelbſt ſich auf einfachere und allgemeinere reduciren werden, ſo daß nach allen Umwegen ein Facit übrig bleiben wird, welches nicht blos einfach und

überſichtlich iſt, ſondern auch alle Beſtandtheile unſeres Poſtulats vollſtändig deckt. Endlich leugnet Niemand, daß eine glückliche Inſpiration dieſe Umwege abkürzen kann; aber Inſpirationen kann die Logik nicht lehren; was ſie als Methode lehren kann, iſt genau nur dies, was wir aufführten: man muß ſeine Ungeduld zügeln und unbeirrt eine einmal verſuchte Hypotheſe ſo lange umformen, bis aus den Unformen, die ſie durchläuft, eine uns und die Sache befriedigende einfache Geſtalt derſelben entſpringt. Die Haſt, gleich während der Arbeit lauter paradefähige Principien aufſtellen zu wollen, verführt blos dazu, es ſich mit den Problemen leicht zu machen, ihre unbequemen Sonderbarkeiten unberückſichtigt zu laſſen und ſich mit einer Anſicht zu befriedigen, die in Bauſch und Bogen die großen Umriſſe der Sache wiedergibt, für das Einzelne aber gar keine erſchöpfende Erklärung liefert.

277. Ich habe noch einen bedenklichen Punkt zu erwähnen. Nichts kann dringender ſcheinen, als daß eine Hypotheſe, die ja eine Thatſache errathen haben will, vor allen Dingen nur etwas an ſich *Mögliches* behaupten darf; und gewiß wird es dabei auch bleiben, daß ihr nicht erlaubt iſt, als unmöglich Anerkanntes vorauszuſetzen; aber über die Grenzen deſſen, was hier als Mögliches noch zuläſſig iſt, beſteht doch ein Zweifel. Ich habe ihn durch die Wahl meines Ausdrucks zu löſen geſucht, als ich nur das, was ſich als gegebene Thatſache vorſtellen läßt, als zuläſſigen Inhalt einer Hypotheſe bezeichnete, und in der That glaube ich, daß man weder mehr verlangen darf, noch hierdurch mit dem Begriff der Hypotheſe in Widerſpruch geräth; ſie will eine Thatſache errathen, aber es genügt ihr auch, daß dieſe Thatſache dann eben ſo daſtehe, wie ſo oft die der wirklichen Beobachtung dargebotenen: vorſtellbar, anſchaulich, im Uebrigen aber rückſichtlich der Art ihres möglichen Zuſtandekommens unerklärt. Zu keinem Gebrauch würden wir hypothetiſch einen Kreis annehmen dürfen, der zugleich ein Dreieck wäre; ſeine Anſchauung, unvollziehbar für unſere conſtruirende Phantaſie, könnte auch als gegebene Thatſache niemals in unſerer Beobachtung vorkommen. Die Annahme dagegen eines unſichtbar kleinen, jedoch ausgedehnten Atoms von unveränderlicher Geſtalt und Größe enthält keinen Widerſpruch, der uns hinderte, es als Gegenſtand einer möglichen vielleicht durch künſtliche Hülfsmittel geſchärften Wahrnehmung vorzuſtellen; es iſt deshalb zuläſſig, das Vorhandenſein ſolcher

Atome als die für unsere gewöhnliche Beobachtung unzugängliche Thatsache anzusehen, auf welcher der beobachtbare Inhalt der Erscheinungen beruht. Wenn wir dann diese Vorstellung auch vor unserem Denken rechtfertigen und ihre Möglichkeit im Zusammenhang der Natur untersuchen wollen, so mag es immer sein, daß wir genöthigt sind, sie zu modificiren; aber wir brauchen es doch erst dann zu thun, wenn wir aus ihr als vorläufigem Princip eine Menge bleibender Vortheile für die Erklärung der einzelnen Erscheinungen gezogen haben. Die Transversalschwingung des Lichtäthers, die einem Postulat der Beobachtung entsprach, läßt sich ohne Zweifel als wirklich geschehender Vorgang vorstellen, aber aus welchen physischen Ursachen diese Richtung der Bewegung hervorgehen könnte, bleibt zunächst völlig unklar; die ganze Voraussetzung eines in's Unendliche ausgedehnten homogenen oder isotropen Aethers, für jetzt unentbehrlich für unsere Begriffe von der Fortpflanzung des Lichts, gehört zu derselben Klasse von Vorstellungen; sie ist eine völlig klare Anschauung, aber ebenso völlig bleibt dunkel, wie eine so gleichmäßige Vertheilung auf einander wirkender Elemente als mechanisches Resultat möglich ist. Die logischen Bewunderer naturwissenschaftlicher Methoden täuschen sich hierüber zuweilen, wenn sie den ganzen Bau unserer Kenntnisse auf unbedingt sichere Fundamente gestützt vorstellen; es geht vielmehr öfter hier so zu, wie bei der festen Ausmauerung der Brunnen: man baut von oben hinunter und verläßt sich darauf, daß die angenommenen Thatsachen nach unten einstweilen von dem unanalysirten Grund und Boden haltbar genug unterstützt werden, um die aufgesetzte Mauer zu tragen, bis man einen Schritt tiefer ihnen wieder eine Schicht von Fundament unterziehen kann, der es dann wieder so geht. Es ist zuzugeben, daß hierdurch der Unterschied zwischen Hypothese und Fiction, zwischen Gesetz und Regel zweifelhaft wird, ein Gedanke, den ich früher andeutete und später wieder aufnehmen werde.

Neuntes Kapitel.

Bestimmung singularer Thatsachen.

278. Gewißheit über die Wirklichkeit einer Thatsache gibt nur die eigne unmittelbare Wahrnehmung; auch sie nur unter der Voraussetzung, daß die Deutung richtig sei, durch welche wir den Inhalt der sinnlichen Empfindung, der ursprünglich allein das Gegebene ist, in der Form eines Urtheils zu einem Ganzen von innerlicher Zusammengehörigkeit verknüpft haben. Ueberlieferung dagegen verlangt zu der Glaubwürdigkeit der Zeugen oder der Berichterstatter ein Zutrauen, das man aus allerhand Gründen mehr oder minder empfehlen oder rechtfertigen, aber niemals als nothwendig beweisen kann; jeder Rückschluß ferner von gegebenen Thatsachen auf eine andere, die von ihnen als ihre Ursache bezeugt werde, scheitert daran, daß zwar jede Folge ihren zulänglichen Grund, und nur einen einzigen Grund haben muß, daß aber sehr viele verschiedene äquivalente Thatsachen der Wirklichkeit die Ursache gebildet haben können, in denen allen dieser Grund der gegebenen Wirkungen vorhanden war; endlich auch jeder progressive Schluß, der aus beobachteten Umständen oder Ereignissen eine zukünftige oder eine gleichzeitige, der Beobachtung sich entziehende Thatsache folgern möchte, wird ungewiß, weil jede Bedingung im wirklichen Weltlauf eine hemmende Gegenbedingung finden kann, die zwar niemals die Folge derselben annullirt, aber sie doch hindert, die Gestalt derjenigen Thatsache anzunehmen, als welche sie ohne jenes Hinderniß auftreten würde. Ueberall mithin, wo unsere unmittelbare Wahrnehmung nicht ausreicht, sind wir in der Beurtheilung der Wirklichkeit auf Wahrscheinlichkeit beschränkt und haben die Mittel aufzusuchen, durch welche wir dieser

eine für unsere Zwecke hinreichende Annäherung an Gewißheit zu verschaffen im Stande sind.

279. Zwei allgemeinste, einander in gewissem Grade entgegenwirkende Gedanken beherrschen hier unsere Ueberlegungen. Zuerst, da keine in sich zusammengehörige Causalreihe in einer Welt für sich verläuft, vielmehr in einer und derselben Welt zugleich mit unzähligen andern, so erscheint es uns ganz allgemein unwahrscheinlich, daß irgend eine Ursache in Wirklichkeit ohne irgend einen Abzug die ganze unendliche Reihe von Wirkungen entfalten sollte, die sie gehabt haben würde, wenn sie allein ihren Einfluß auf die Bestandtheile der Welt hätte üben können. Durchdrungen ist von dieser Ueberzeugung unser tägliches Leben; schon ein antiker Spruch drückt sie dahin aus: nicht an einen Anker müsse man das Schiff, nicht an eine Hoffnung das Leben knüpfen; überall wo wir einen Erfolg sichern wollen, auf den wir Werth legen, treffen wir verschiedene Vorkehrungen, deren jede zu demselben Ziele führen kann; versagt die eine, so wird die andere doch das Ziel erreichen; erleiden sie alle eine Einbuße an Wirkung durch äußere Störungen, so wird doch noch übrig bleiben, was uns befriedigen kann: denn ebenso unwahrscheinlich, wie der unverkürzte Erfolg, erscheint uns eine Verschwörung des Zufalls, die von vielen aufgebotenen Ursachen keine einzige die beabsichtigte Wirkung entfalten ließe. Gleiches Mißtrauen bezeugen wir geschichtlichen Darstellungen, wenn sie entweder von winzigen Zufällen ungeheure Wendungen der Schicksale ableiten, oder durch Jahrhunderte hindurch in allen Einzelheiten des geschichtlichen Verlaufs doctrinär die genauen Nachwirkungen eines in früherer Zeit entscheidend wirkenden Impulses finden wollen; sie übersehen im ersten Falle die unzähligen Mitbedingungen, die allein im Stande waren, dem Kleinen scheinbar jene große Wirkung zu verschaffen; sie überreden uns im letztern nicht, daß die unzähligen unzusammenhängenden und unberechenbaren Triebe, die sich in der vielköpfigen Menschheit in jedem Augenblicke neu erzeugen, selbst vereinigt mit den Einflüssen der Natur, die ihrer besonderen eigensinnigen Unordnung oder Ordnung folgen, bei der Mitbestimmung des ferneren Laufes der Dinge in solchem Grade wirkungslos gewesen seien. Wir sind ästhetisch unbefriedigt durch eine Poesie, die uns einen menschlichen Charakter in allen großen und kleinen Handlungen als unwandelbar con-

sequent darstellt, und ihn nicht einmal durch irgend eine unbedeutende irrationale Gewohnheit des Benehmens, durch irgend eine zulässige, aber zufällige Vorliebe oder Abneigung als ein Geschöpf der Wirklichkeit beglaubigt; als Personification einer abstracten Eigenschaft ist er uns in der Dichtung langweilig, und im Leben, wenn er leben könnte, würde er uns so grauenhaft sein, daß wir gegen ihn, den unpersönlichen, kaum noch die sittlichen Verpflichtungen fühlen würden, die sich nur von Person zu Person verstehen. Ebenso unglaubwürdig wäre uns eine Darstellung, die jedes Bestreben, jeden Vorsatz eines überlegenden Geistes an einer beständigen Wiederholung störender Zufälle scheitern ließe; abscheulich, wenn sie ernsthaft wäre, würde sie blos erträglich, wenn sie, komisch gemeint, nicht blos den erleichternden Gedanken an die Unbedeutendheit der ganzen Sphäre, in der sie sich bewegt, sondern zugleich den glücklichen Unglauben an die Wirklichkeit dessen erweckte, was hier als Möglichkeit uns vorgegaukelt wird. Selbst die Musik erscheint uns zwar nicht unwahr, aber reizlos und unbedeutend, wenn die Melodie mit gar zu leicht vorausfühlbarer Consequenz den einfachen Fortgang nimmt, der ihrem Anfang entspricht, ohne jemals ihre lebendige Elasticität durch eine unerwartete Wendung zu verrathen, zu der sie durch eine ihr entgegengeworfene hindernde Schwierigkeit veranlaßt scheint. Endlich begleitet unser Mißtrauen alle praktischen Entwürfe, welche nicht parataktisch, um einen Ausdruck der Syntax zu brauchen, unabhängige Bedingungen neben einander ordnen, um den Erfolg zu sichern, sondern ihn hypotaktisch von einem Gewebe einander gegenseitig bedingender Voraussetzungen abhängig machen. Sie fordern auf diese Weise nur das Mißlingen heraus, indem sie durch die Mannigfaltigkeit der verbundenen Bestandtheile überhaupt die Berührungen mit fremdartigen Einflüssen vermehren und durch die Abhängigkeit der einen von den andern eine einmal erlittene Störung beständig fortwirken machen.

280. Der andere jener beiden Gedanken geht davon aus, daß zwar sehr viele verschiedne Gruppen äquivalenter Ursachen sich denken lassen, die darin übereinstimmen, *eine* bestimmte Wirkung hervorzubringen, daß aber doch jede dieser Gruppen außerdem noch eigenthümliche Nebenwirkungen haben wird, durch welche sie sich von andern unterscheidet. Um daher einen ganzen genau bestimmten Complex

mannigfacher Wirkungen zu erzeugen, die so zusammengefaßt eine bestimmte zusammengesetzte Thatsache darstellen, wird doch nur eine sehr geringe Anzahl verschiedener Ursachencomplexe, vielleicht unter denen, die in der Erfahrung vorzukommen pflegen, nur ein einziger in der That hinlänglich sein. So lange uns ein gegebener Thatbestand nur in seinen großen Umrissen bekannt ist, pflegen uns daher sehr verschiedene Ursachen desselben als mögliche vorzuschweben; sobald dagegen die feineren Nebenzüge bekannt werden, welche ihn charakterisiren, verengt sich die Auswahl beträchtlich und zuletzt zeigt sich, daß das aus diesen Datis entspringende Postulat in der Gesammtheit aller seiner Anforderungen nur durch sehr wenige hypothetisch anzunehmende Thatsachen befriedigt wird; unter diesen entscheiden wir uns dann für diejenige, welche die einfachste ist und die geringste Anzahl von einander unabhängiger zusammenwirkender Elemente voraussetzt. Auch dieser Gedanke läßt sich in den verschiedensten Ueberlegungen als herrschend erkennen. Wenn eine ganze Reihe von Einzelthatsachen oder Indicien vorliegt, die zusammengenommen sich bequem aus der Annahme einer einzigen That erklären läßt und in der nichts unableitbar bleibt außer jenen kleinen Nebenumständen, die, von zufälligen Bedingungen abhängig, wirklich jeder einzelnen Ausübung einer That eine etwas andere Färbung geben als einer zweiten, so wird die Aufmerksamkeit des Untersuchungsrichters ausschließlich sich auf diese Annahme richten, und sehr ungläubig wird er die künstlichen Bemühungen des Verdächtigen anhören, der jedes Stück dieses Thatbestandes aus einer besondern unschuldigen Ursache, die Gesammtheit desselben aus dem unglücklichen Zusammentreffen so vieler Zufälle zu erklären sucht. Ganz ebenso pflegt der Kranke sich damit zu trösten, daß er jedes der zahlreichen Symptome seines Uebelbefindens einzeln auf seine besondere wenig bedeutende Ursache zurückführt; er täuscht damit den Arzt nicht, dessen Diagnose unbarmherziger auf die ernsthafte Krankheit lauten wird, die im Stande ist, auf einmal diesen ganzen zusammen vorkommenden Haufen von Zufällen begreiflich zu machen. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß diese natürlichen Maximen der Beurtheilung doch nur hinreichen, um eine erste vorläufige Vermuthung vor anderen zu bevorzugen; wo von unserer Entscheidung wichtige Folgen abhängen, haben wir nie zu vergessen, daß das Unwahrscheinliche doch möglich ist. Es

reicht daher nicht hin, nur diejenige Annahme weiter zu verfolgen, welche die vorliegenden Indicien uns als die natürlichste aufdrängen; man wird sie nur dann der Glaubwürdigkeit nähern, wenn nicht blos nach ihr hin alle gegebenen Anzeichen von selbst convergiren, sondern wenn bei aufmerksamer Prüfung auch die unwahrscheinlicheren Vermuthungen, welche die Natur der Sache noch zuläßt, ebenso viele Lücken und Widersprüche in dem zu erklärenden Thatbestande übrig lassen. Man wird ferner darauf achten müssen, so weit als möglich nur aus positiven Indicien zu schließen; Verneinungen sind vieldeutig; mögen sie die Unterlassung einer Handlung oder das Nichtvorhandensein eines Zustandes ausdrücken, so sind sie benutzbar zum Beweise einer Thatsache nur dann, wenn das, was sie leugnen, unter jeder andern Voraussetzung als nothwendig zu erwarten war; an sich folgt aus der Verneinung nur die neue Verneinung dessen, was ohne die Bejahung des Verneinten undenkbar ist. Nicht die Menge endlich der Indicien überhaupt, sondern nur die der von einander unabhängigen hat Werth für unsere Entscheidung; und hierin haben wir uns einer häufigen schlechten Gewohnheit zu entschlagen: sowie wir einen Fehler mit Recht strafen, dann aber, wenn seine unvermeidlichen Folgen nach und nach hervortreten, gern jede einzelne derselben noch einmal rächen möchten, ebenso vergrößert sich uns mit Unrecht die Wahrscheinlichkeit einer Vermuthung, wenn zu dem Anzeichen, das uns zuerst auf sie führte, dessen nothwendige Consequenzen nach und nach in unsere Beobachtung fallen; sie stimmen natürlich zu unserer Vermuthung, aber sie können nichts zu ihrer weiteren Begründung beitragen. Alle diese Regeln der Vorsicht, deren scharfsinnige Befolgung in Beispielen durchzugehen freilich viel größeres Interesse darbieten würde, als diese trockene logische Formulirung, schließen zuletzt große Irrthümer nicht aus; man würde jedoch Unrecht thun, darum sie gering zu schätzen; nur einen allgemeinen sittlichen Grundsatz dürfen wir aus der Betrachtung dieser Unvollkommenheiten ziehen: wo unser Handeln unerläßlich ist, mögen wir uns auf die Wahrscheinlichkeit getrost verlassen, über die hinaus zur Gewißheit zu gelangen uns unmöglich ist; wo wir dagegen gar nicht verpflichtet sind zu handeln oder doch nicht verpflichtet, ein unwiderrufliches Aeußerstes zu vollziehen, da wird es sich schicken, unsere subjective Ueberzeugung, die nur auf Wahrscheinlichkeit beruht, nicht

für eine hinlängliche Berechtigung zu ihrer thätlichen Ausführung anzusehen.

281. Die genauere Abschätzung derjenigen Wahrscheinlichkeiten, die auf den mehr oder minder bekannten inneren Zusammenhang gegebener Thatbestände sich gründen, entzieht sich den allgemeinen Anweisungen der Logik und ist der sachlichen Kenntniß des jedesmaligen Falles zu überlassen. Aber namentlich in Bezug auf zukünftige Ereignisse, und auf diese beschränke ich zunächst die folgenden Betrachtungen, finden wir uns sehr oft in der Lage, zwar zu wissen, daß von verschiedenen disjuncten Fällen einer nothwendig eintreten muß, ohne daß wir jedoch im Besitz eines Grundes wären, der uns irgend einen derselben vor den übrigen bevorzugen ließe; und dennoch können praktische Bedürfnisse uns nöthigen, zwischen ihnen eine Wahl zu treffen, um auf das vorausgesetzte Eintreten des bevorzugten unsere Handlungen zu gründen. Unter solchen Umständen bleibt keine andere Maxime der Beurtheilung übrig außer der, allen gleich möglichen Fällen auch gleiche Wahrscheinlichkeit ihres Eintretens in der Wirklichkeit zuzuschreiben; als gleich mögliche aber können wir, da wir auf jede Kenntniß der die Verwirklichung bedingenden Umstände verzichtet haben, nur diejenigen Einzelfälle betrachten, welche in dem Umfang des allgemeinen Falles als gleichwerthige Arten desselben coordinirt sind. Alle Aufgaben dieser Gattung führen nämlich zurück auf ein disjunctives Urtheil von der Form: wenn die Bedingung B erfüllt wird, so tritt von der allgemeinen Folge F eine ihrer Arten f^1, f^2, f^3.. mit Ausschluß aller übrigen ein. Welche dieser Folgen in der That eintreten wird, hängt in jedem Falle von der besonderen Form b^1, b^2, b^3... ab, in welcher jene allgemeine Bedingung erfüllt worden ist; wäre diese bestimmte Form des B, vielleicht b^3, uns bekannt, so würden wir im Stande sein, den zugehörigen Werth f^3 der Folge mit Gewißheit abzuleiten, angenommen wenigstens, daß wir das Gesetz der Zusammengehörigkeit von B und F ermittelt hätten; ist uns dagegen, nach unserer jetzigen Voraussetzung, diese specielle Gestalt unbekannt, welche B in irgend einem Falle seines wirklichen Eintretens annehmen wird, so muß zwar, wenn B sich verwirklicht, irgend eine der Folgen f^1, f^2, f^3 eintreten, aber jede von ihnen bleibt für uns gleich möglich, da die einzige uns bekannte Bedingung ihrer Verwirklichung, die Gültigkeit von B überhaupt, für

jede gleichmäßig besteht und keine vor der anderen bevorzugt. Nehmen wir jetzt an, die allgemeine Bedingung B könne, wenn sie alle mit ihrer Natur verträglichen Variationen annimmt, Grund zu $n = 6$ verschiedenen Folgen f^1, $f^2 \ldots f^n$ werden, so würden $n = 6$ verschiedene Wiederholungsfälle von B nöthig sein, damit jede dieser gleichmöglichen einander ausschließenden Folgen sich verwirklichen könnte. Man sieht daher, daß unter der Annahme gleicher Wirklichkeit des gleich Möglichen die Wahrscheinlichkeit des Eintretens eines Einzelfalles eine mathematische Bestimmung zuläßt; denn in die Aussicht, in einem einzigen Falle sich zu verwirklichen, muß jede dieser f mit allen übrigen gleichberechtigten sich theilen, die Summe aber der so bestimmten Wahrscheinlichkeiten aller Einzelfolgen muß eine von ihrer Anzahl unabhängige constante Größe sein, denn sie muß die Gewißheit bezeichnen, daß irgend eine der Einzelfolgen f, wie viele ihrer auch sein mögen, daß also F überhaupt in jedem Einzelfalle eintreten muß, sobald B überhaupt in irgend einer Form verwirklicht ist. Da diese Gewißheit für jedes B und jedes F gleich unbedingt besteht und die Wahrscheinlichkeiten der Einzelfälle nur relativ zu dieser Gewißheit eine Größenbestimmung zulassen, so hat es weder Grund noch Vortheil, für die erwähnte Constante einen andern Werth als den der Einheit anzunehmen; die Wahrscheinlichkeit eines einzigen von n coordinirten Fällen f wird daher $= \frac{1}{n}$ und die Summe der n Wahrscheinlichkeiten aller $= \frac{n.1}{n} = 1$. Ich habe hierbei vorausgesetzt, daß die Bezeichnung coordinirter Fälle richtig verstanden werde; ich definire jetzt den Ausdruck dahin, daß jeder dieser Fälle nur einem einzigen von den einander ausschließenden Werthen b^1, b^2.. der Bedingung B entspricht, die in Wirklichkeit vorkommen können, nicht aber einer in Wirklichkeit niemals existirbaren allgemeineren Form B^1 dieser Bedingung, welche mehrere von den Einzelwerthen b^1, b^2.. unter sich befaßte; hieraus folgt, daß auch jede von jenen f eine elementare Einzelform der Folge ist, welche nicht selbst wieder andere für sich existirbare Arten derselben als allgemeiner Ausdruck unter sich begreift. Geben wir dem disjunctiven Urtheil willkürlich die Gestalt: wenn B gilt, so gilt entweder f^1 oder F^m, so daß wir unter F^m alle die m oder $n - 1$ Folgen

f verſtehen, welche nicht f^1 ſind, ſo ſind f^1 und F^m nicht mehr coordinirte Glieder; die Wahrſcheinlichkeit des erſten zwar bleibt $\frac{1}{n}$, aber die des zweiten iſt die Summe der Wahrſcheinlichkeiten aller Elementarfälle, die in dieſem Ausdruck vereinigt gedacht werden, alſo $= \frac{n-1}{n}$.

Nun kann es ſehr häufig vorkommen, daß eben dieſe verſchiedenen unter F^m zuſammengefaßten Fälle eine gemeinſame, das Intereſſe unſerer Unterſuchung erregende Eigenſchaft beſitzen, um deren willen wir ſie unter einem gemeinſchaftlichen Namen, als *einen* Fall, auszuzeichnen und den übrigen Fällen entgegenzuſetzen veranlaßt ſind; dann drücken wir uns dahin aus: die Wahrſcheinlichkeit dieſes (collectiven) Falles F^m ſei gleich dem Verhältniß der Anzahl der in ihm vereinigten Elementarfälle zu der Geſammtzahl aller möglichen Fälle; richtiger, wenn wir auf den Zuſammenhang der Sache zurückgehen: gleich dem Verhältniß der Anzahl der Variationen von B, die zu einem Falle der Art F^m führen können, zu der Anzahl aller möglichen Variationen des B; einfacher und allgemein: gleich dem Verhältniß der Anzahl der ihm günſtigen Chancen zu der Anzahl aller denkbaren, $= \frac{m}{n}$. Dieſer Bruch iſt das, was wir in mathematiſchem Sinne unter der Wahrſcheinlichkeit eines zukünftigen Ereigniſſes verſtehen, im Grunde nicht abweichend im Weſentlichen, ſondern nur genauer beſtimmt, als im gewöhnlichen Sprachgebrauch; denn dieſer nennt, ohne eine Maßbeſtimmung hinzuzufügen, ſchlechthin wahrſcheinlich von zwei Ereigniſſen dasjenige, deſſen mathematiſche Wahrſcheinlichkeit größer iſt oder häufig mit Unrecht von ihm für größer gehalten wird als die des anderen, das ihm nun vergleichweis unwahrſcheinlich vorkommt; für die mathematiſche Betrachtung könnte der in ihr nicht übliche Name der Unwahrſcheinlichkeit ebenfalls keinen andern Sinn als den der relativ geringeren Wahrſcheinlichkeit haben.

282. Aus kleinen Anfängen, die zuerſt nur der Befriedigung einer wiſſenſchaftlichen Neugier zu dienen ſchienen, iſt unter den Händen der größten Mathematiker die Wahrſcheinlichkeitsrechnung zu einer umfangreichen Disciplin erwachſen, unendlich fruchtbar für die verſchiedenſten Gebiete wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen und praktiſcher

Fragen, die großartige logische Leistung, die der erfinderische moderne Geist den bewundernswürdigen, aber unfruchtbaren Theorien des Alterthums entgegenzusetzen hat. So ist sie den Grenzen unserer Darstellung entwachsen, und obgleich jede ihrer Einzelheiten noch immer in einem Systeme der Logik eine viel mehr berechtigte Stelle einnehmen würde, als jene nutzlosen syllogistischen Künste, zu deren beständiger Wiederholung uns das Uebermaß philologischer Neigungen treibt, so sind wir doch genöthigt, uns auf die Aufzählung der einfachen logischen Gedanken zu beschränken, die zu dem Ansatze ihrer hier nicht weiter durchführbaren Rechnungen führen. Es geschieht jedoch mit dem Bewußtsein einer offen gelassenen Lücke und mit der Hinweisung auf die Nothwendigkeit ihrer anderweitigen Ausfüllung.

1. Es ist zuerst nöthig, kurz den Sinn der Wahrscheinlichkeit hervorzuheben, deren mathematisches Maß für die einfachsten Fälle wir eben kennen gelernt haben. Wir machen durch sie keine Behauptung über das wirkliche künftige Eintreten des Ereignisses, dem wir sie zuschreiben; wir sprechen nicht durch sie irgend eine objective Eigenschaft oder Beschaffenheit desselben aus, sie bezeichnet, zunächst wenigstens, durchaus nur subjectiv das Maß des vernünftigen Zutrauens, welches wir im voraus zu dem Eintreten eines bestimmten Falles dann hegen dürfen, wenn uns nur die Anzahl aller unter den jedesmal gegebenen Bedingungen möglichen Fälle, aber kein sachlicher Grund gegeben ist, der für die Nothwendigkeit des einen von ihnen mit Ausschluß der anderen entschiede. Ist nach 281 die Wahrscheinlichkeit für eine bestimmte Seite des Würfels, nach dem Wurfe obenaufzuliegen $= 1/6$, die Wahrscheinlichkeit, daß eine der fünf andern Seiten oben liege $= 5/6$, so bedeuten beide Zahlen nur, daß vor dem Wurfe unser vernünftiges Vertrauen auf den Eintritt des ersten Falles sich zu dem Vertrauen auf den des zweiten wie $1:5$ verhalten müsse, aber sie enthalten keine Behauptung oder Voraussagung darüber, ob der eine oder der andere Fall, und ob bei wiederholten Würfen der eine häufiger als der andere eintreten werde. Späterem behalten wir die Frage vor, in wie weit eine solche Folgerung von der vorausberechneten Wahrscheinlichkeit auf das wirkliche Geschehen zulässig ist.

2. Wenn zwei von einander unabhängige variable Bedingungen B und B' zu n und n' verschiedenen Fällen führen können, so ist die

Wahrscheinlichkeit des Zusammentreffens eines bestimmten Einzelfalls der einen Reihe mit einem bestimmten der andern gleich dem Product der Wahrscheinlichkeiten, die jeder von beiden in seiner Reihe hat, also $= \frac{m}{n} \cdot \frac{m'}{n'}$, wenn m und m' die Anzahl der günstigen Chancen bedeutet, die jeder vermöge der Beschaffenheit seiner Bedingung B und B' findet. Werden zwei Würfel geworfen, so ist die Seite, welche der eine in seiner Ruhelage oben zeigt, unabhängig von der, welche der andere zeigen wird; es sind aber 6 Seiten, die an jedem Würfel aufliegen können, und jede von ihnen kann sich gleichmöglich mit jeder der 6 des anderen combiniren; 36 Fälle sind daher möglich, und die Wahrscheinlichkeit jedes einzelnen von ihnen ist $= {}^1/_{36} = {}^1/_6 \cdot {}^1/_6$. Sehen wir es aber für gleichgültig an, welcher der beiden gleichen Würfel die eine und welcher die andere von zwei verschiedenen Anzahlen der Augen aufweist, so ist für jeden dieser Fälle die Wahrscheinlichkeit $= 2 \cdot {}^1/_{36} = {}^1/_{18}$; denn jede Seite von bestimmter Augenzahl hat allerdings für den einen Würfel oder für den Würfel B nur eine Chance ihres Aufliegens, aber die Combination zweier Seiten von verschiedener Augenzahl findet in der Combination B + B' beider Würfe zwei günstige Chancen. Dagegen muß die Wahrscheinlichkeit des Aufliegens zweier Seiten von gleicher Augenzahl $= {}^1/_{36}$ bleiben, denn es ist nur eine Combination, die einen bestimmten Pasch hervorbringen kann. Kommt es endlich darauf an, mit beiden Würfeln zusammen eine bestimmte Augenzahl zu werfen, so hat die Summe 7 die größte Wahrscheinlichkeit $= {}^1/_6 = {}^6/_{36}$, denn sie hat 6 günstige Chancen in den Zusammensetzungen 6 + 1, 5 + 2, 3 + 4, deren jede doppelt vorkommt; die geringste, nämlich ${}^1/_{36}$, haben die Summen 2 und 12, deren jede nur auf eine Weise zu erzeugen ist. Lassen wir ferner in einem Gefäß B sich 17 schwarze und 3 weiße Kugeln, in einem zweiten Gefäß B' aber 6 schwarze und 4 weiße befinden und fragen nach der Wahrscheinlichkeit, durch je einmaliges Ziehen aus beiden Gefäßen zwei weiße Kugeln zu erhalten, so ist offenbar auch hier das, was die eine Hand ergreift, unabhängig von dem, was die andere ergriffen hat; aber die Wahrscheinlichkeit, aus dem ersten Gefäß eine weiße Kugel zu bekommen, hat m = 3 günstige Chancen auf 20 Fälle, die Wahrscheinlichkeit derselben Resultates für das zweite Gefäß m' = 4 auf 10. Hätte

man nun aus B die weiße Kugel gezogen, ſo würde ſich dieſe mit 10 Kugeln aus B' combiniren können, unter dieſen 10 wären 4 weiße; die Wahrſcheinlichkeit, eine von dieſen zu der ſchon gefaßten hinzuzubekommen, mithin $^4/_{10}$; da aber der Beſitz der erſten weißen Kugel ſelbſt nur die Wahrſcheinlichkeit $^3/_{20}$ hatte, ſo iſt die, zwei weiße zu ergreifen, $= \frac{m}{n} \cdot \frac{m'}{n'} = {}^3/_{20} \cdot {}^4/_{10} = {}^3/_{50}$. Es würde ſich anders verhalten, wenn wir alle Kugeln in ein Gefäß vereinigten und aus dieſem zwei Züge thäten, ſo jedoch, daß die zuerſt ergriffene Kugel vor dem zweiten Zuge wieder in das Gefäß gethan würde. Das Reſultat des zweiten Zuges wäre dann wieder unabhängig von dem des erſten: für jeden einzeln wäre die Wahrſcheinlichkeit einer weißen Kugel $= {}^7/_{20}$, für die Ziehung zweier weißen nach einander mithin $= {}^7/_{20} \cdot {}^7/_{20} = {}^{49}/_{400}$, geringer alſo als in dem erſten Falle. Dieſe Differenz der Ergebniſſe kann überraſchen, da man ohne Rechnung beide Verfahrungsweiſen kaum für weſentlich verſchieden halten würde; ſie ſind es dennoch, weil ſie durch die größeren oder geringeren Anzahlen ſchwarzer Kugeln, die ſie mit den weißen miſchen, die Ergreifung der letztern erſchweren oder erleichtern. Die Wahrſcheinlichkeit, $^7/_{20}$, aus der ganzen Summe der zuſammengeworfenen Kugeln eine weiße zu faſſen, beträgt allerdings $^{14}/_{9}$ der Wahrſcheinlichkeit $^3/_{20}$, ſie aus dem einen Gefäß zu ziehen, das 20 Kugeln enthielt; dafür beträgt ſie aber nur $^7/_{19}$ der zweiten Wahrſcheinlichkeit $^4/_{10}$, die weiße Kugel aus dem andern Gefäß zu holen, das nur 10 im Ganzen enthielt; mithin iſt die Wahrſcheinlichkeit für zwei weiße Kugeln im zweiten Verfahren nur $^{14}/_{9} \cdot {}^7/_{12}$ oder $^{49}/_{54}$ der Wahrſcheinlichkeit deſſelben Erfolgs nach dem erſten Verfahren; man hat in der That $^{49}/_{54} \cdot {}^6/_{100} = {}^{49}/_{900}$. Es iſt nützlich, ſich hierüber an einem noch einfacheren Falle völlig klar zu werden. Nehmen wir an, das Gefäß B enthalte nur eine weiße, keine ſchwarze, das Gefäß B' dagegen eine weiße und eine ſchwarze Kugel, ſo iſt uns nach dem erſten Verfahren die eine weiße Kugel aus B gewiß, ihre Wahrſcheinlichkeit mithin $= 1$; ſie kann aber bei dem Zug aus B' noch mit einer weißen und einer ſchwarzen zuſammentreffen; die Wahrſcheinlichkeit jedes dieſer beiden Fälle, alſo auch die zweier weißen Kugeln nacheinander iſt mithin $^1/_2 = 1 \cdot {}^1/_2$. Nach dem zweiten Verfahren dagegen, wenn wir alle drei Kugeln in daſſelbe Gefäß zuſammen-

werfen, ist uns nichts gewiß; für den ersten wie für den zweiten Zug ist die Wahrscheinlichkeit einer weißen Kugel $= {}^7/_8$ und die zweier weißen nach einander $= {}^4/_{11}$, mithin kleiner als nach dem ersten Verfahren.

3. Wenn die Variationen einer Bedingung B eine Reihe Fälle von der Art f begründen, der Eintritt aber eines von diesen die Bedingung B' ändert, welche zu Folgen der Art f' führt, so ist die Wahrscheinlichkeit des Zusammentreffens eines bestimmten Falls aus der Reihe der f mit einem bestimmten aus der Reihe der f' gleich dem Product aus der unabhängigen Wahrscheinlichkeit des f in die durch sein Eintreten modificirte von f'. Auf diesen Fall stoßen wir bei einer leichten Veränderung des letzten Beispiels. Legten wir in das Gefäß, das alle 30 Kugeln enthielt, die zuerst gezogene weiße wieder ein, so blieb der zweite Zug unabhängig vom ersten; legen wir sie aber nicht ein, so enthält das Gefäß nun auf 29 Kugeln nur noch 6 weiße; die Wahrscheinlichkeit, eine weiße jetzt zu ziehen, wird ${}^6/_{29}$ und die, zwei weiße nach einander zu treffen, $= {}^7/_{30} \cdot {}^6/_{29}$; sie ist nur ungefähr 0,88 derjenigen, die stattfand, wenn die gezogene Kugel dem Gefäß zurückgegeben wurde. Leicht begreiflich, da die Anzahl der weißen Kugeln verhältnißmäßig stärker vermindert worden ist, als die der schwarzen, aus der sie herauszusuchen sind. Unter diese Gattung von Aufgaben fallen sehr viele von denen, auf welche die Wahrscheinlichkeitsrechnung anzuwenden ist, und man wird alle Sorgfalt darauf verwenden müssen, sie von denen der ersten Gattung zu unterscheiden. Es handelt sich sehr oft um Ereignisse, deren wahrscheinlicher künftiger Wiedereintritt von der Anzahl der Fälle abhängt, in denen früher entweder sie selbst oder andere mit ihnen in bestimmter Beziehung stehende sich verwirklicht haben, und nicht immer ist es leicht, durch Zergliederung dieser Zusammenhänge den bedingenden Einfluß zu ermitteln, welchen das Eintreten eines Falles auf die Wahrscheinlichkeit des nächst zu erwartenden ausübt. Ich muß mich enthalten, dies durch Beispiele zu erläutern, die zu weitläufig ausfallen würden; nur eines erwähne ich aus anderer Rücksicht. Wenn ein Augenzeuge eines Ereignisses seine Beobachtung einem Hörer, dieser das Gehörte einem zweiten mittheilt, so wissen wir aus Erfahrung, wie im Laufe dieser Ueberlieferung der ursprüngliche Inhalt oft sehr entstellt bei dem zehnten Hörer anlangt; man hat nun nach dem Grade der Glaubwürdigkeit, d. h. nach dem

Grade des vernünftigen Zutrauens gefragt, das wir zu der Richtigkeit einer Aussage haben dürfen mit Rücksicht auf die Anzahl der Berichterstatter, welche sie einer dem andern gemacht haben. Ich kann mich nicht überzeugen, daß diese Frage eine förderliche Beantwortung durch Rechnung zulasse. Einen Zweifel erweckt zunächst der Sinn dessen, was man sucht. Eine Aussage ist entweder richtig oder unrichtig; im letztern Falle aber entfernt sie sich von der Wahrheit um verschiedene Differenzen; nach der Größe dieser ließe sich allerdings ein größerer oder geringerer Grad ihrer Glaubwürdigkeit unterscheiden, wenn die verschiedenen Differenzen selbst unter einander vergleichbar wären. Dies wird jedoch nur in wenigen Fällen stattfinden; jedes Glied eines Urtheils, durch welches wir eine ursprüngliche Beobachtung ausdrücken, kann für sich nach einem blos ihm möglichen Maßstabe verfälscht und diese Verfälschungen können verschiedenartig mit einander verbunden werden; die Gesammtirrthümer, die so entstehen, lassen sich nicht als vergleichbare Glieder einer Reihe fassen, und es würde mithin für diese objective Glaubwürdigkeit des überlieferten Inhalts kein anwendbares Maß geben. Aber allerdings ist es diese eigentlich nicht, was man sucht; man wünscht dasjenige Maß des Zutrauens, welches nur durch die namhaft gemachte Bedingung, durch die Anzahl der geschehenen Uebertragungen, motivirt wird. Aber hiergegen eben ist einzuwenden, daß in dem Begriff dieser Bedingung, der bloßen Mittheilung, durchaus nichts liegt, was überhaupt die Voraussicht einer allmählichen Verfälschung des Mitgetheilten begründen könnte. Wenn wir, in dem obigen Beispiele, aus dem Gefäß, welches unter 30 Kugeln 7 weiße enthielt, eine weiße gezogen und entfernt haben, so wissen wir genau, daß und um wie viel wir die Bedingungen verändert haben, unter denen der zweite Zug stattfinden muß; legten wir aber die Kugel wieder ein, so wußten wir ebenso gewiß, daß wir sie nicht verändert haben, daß vielmehr für den zweiten Zug res integra ist und seine Wahrscheinlichkeit gleich der des ersten. Diesem letzten Fall, nicht dem ersten, entspricht der jetzt vorliegende; durch die Mittheilung allein, wenn nichts sonst hinzukommt, kann der erste Hörer nicht veranlaßt sein, etwas Anderes mitzutheilen, als er empfangen hat, und es wäre nicht blos Wahrscheinlichkeit, sondern Gewißheit, daß der letzte Hörer genau die ursprüngliche Aussage empfangen wird. Die Verfälschungen hängen

alſo nicht von der Anzahl der Uebertragungen, ſondern von der Größe der Einzelirrthümer ab, die bei jeder einzelnen Mittheilung gemacht werden; das Maß der Glaubwürdigkeit würde ſich daher mit Hülfe jener Anzahlen nur feſtſtellen laſſen, wenn die Größe jener Einzelirrthümer entweder conſtant oder eine beſtimmte Function der Ordnungszahl der geſchehenen Mittheilungen wäre. Zu einer ſolchen Annahme liegt nicht der geringſte Grund vor; im Gegentheil, man hat wirklich ausführlich die ſehr verſchiedenen Fälle in Betracht gezogen, die vorkommen können: daß der Augenzeuge A das, was er richtig beobachtet, auch wahrhaft habe mittheilen wollen oder nicht; daß der Hörer B ihn richtig verſtanden habe oder nicht, daß er das Verſtandene wahrheitsgemäß habe überliefern wollen oder lieber verfälſchen; ja ſogar daß ein dritter C, der das falſch Verſtandene aufs Neue zu verdrehen beabſichtigte, zufällig wieder auf die Ausſage des Wahren gekommen ſei. Beachtet man alle dieſe möglichen Bedingungen, ſo ſieht man deutlich, daß die Glaubwürdigkeit einer Mittheilung in gar keiner beſtimmten Abhängigkeit von der bloßen Anzahl der Uebertragungen ſteht; berückſichtigen nun kann man dieſe Bedingungen nicht, denn man kennt ſie nicht; hätte man aber Mittel, ſie alle kennen zu lernen, ſo wäre die Sache erledigt und man brauchte die Rechnung nicht; es bleibt daher für dieſe in der That nichts übrig, als über alle jene Bedingungen völlig willkürliche Annahmen zu machen, wodurch dann ihre Ausführungen zu bloßen Rechenexempeln ohne eine gedeihliche Anwendung auf wirkliche Ereigniſſe werden. Dazu gehört z. B. die Betrachtung: wenn die erſte Wiedererzählung einer gehörten Thatſache auch genau genug wäre, damit ihre Glaubwürdigkeit = 0,9 geſetzt werden könnte, ſo würde doch nach zwanzigmaliger Uebertragung dieſe Glaubwürdigkeit nur noch $0{,}9^{20} = 0{,}1216$ ſein, nur etwas mehr als $^1/_7$ jener erſten. Alles iſt hier willkürliche Annahme; willkürlich, daß man die Glaubwürdigkeit in geometriſcher Progreſſion abnehmen läßt, anſtatt einer arithmetiſchen, die gleich denkbar wäre; ebenſo willkürlich die Vorausſetzung überhaupt, daß Exponent oder Differenz von Glied zu Glied gleich ſein müſſe; ganz bedeutungslos daher auch das Reſultat, das vielleicht in Bezug auf leichtſinniges Gaſſengeſchwätz zutreffen mag, für beſonnene hiſtoriſche Ueberlieferungen aber eine große Uebertreibung ihrer zunehmenden Unzuverläſſigkeit enthält.

4. Wenn gegebene Thatsachen aus mehreren verschiedenen Ursachen ableitbar sind, so ist diejenige Ursache die wahrscheinlichste, unter deren Voraussetzung die aus ihr berechnete Wahrscheinlichkeit der gegebenen Thatsachen die größte wird. Man habe durch vier aufeinanderfolgende Züge aus einem Gefäß 3 weiße und eine schwarze Kugel genommen und stets wieder in das Gefäß zurückgelegt; es fragt sich, welche Anzahlen von Kugeln beider Farben, in dem Gefäße enthalten diese Ergebnisse am wahrscheinlichsten herbeigeführt haben. Man muß zu diesem Zwecke die ganze Anzahl der Kugeln im Gefäß wissen, um die Zahl der denkbaren Combinationen aufstellen zu können, welche die Ursachen der gefundenen Thatsachen zu bilden im Stande sind; die Zahl der Kugeln sei 4. Nothwendig ist nun, um unseren Fund zu erklären, die Gegenwart einer schwarzen und einer weißen Kugel im Gefäß; die andern bleiben unbestimmt; man kann also annehmen: $3\,w + 1\,s$, $2\,w + 2\,s$, $1\,w + 3\,s$. Man erhält dann die Wahrscheinlichkeiten, auf einen Zug eine Kugel zu erhalten, für w beziehungsweis: $^3/_4$, $^2/_4$, $^1/_4$, für s: $^1/_4$, $^2/_4$, $^3/_4$; die zusammengesetzten Wahrscheinlichkeiten aber, in vier Zügen $3\,w$ und $1\,s$ zu ziehen, werden, jenen drei Annahmen entsprechend: $^{27}/_{256}$, $^{16}/_{256}$, $^3/_{256}$; mithin ist die erste Annahme von $3\,w + 1\,s$ im Gefäß enthaltener Kugeln die wahrscheinlichste, zugleich geben die gefundenen Brüche das Maß der Wahrscheinlichkeit für die beiden andern Voraussetzungen. Man bestätigt sich leicht diese Antwort durch einfache Ueberlegung. Wäre nur eine weiße Kugel, nach der dritten Annahme, vorhanden gewesen, so würde man in vier Zügen dreimal dieselbe haben ergreifen müssen und nur einmal eine schwarze von drei, die sich darboten, offenbar minder wahrscheinlich als vier Züge, die jeder der Kugeln gleiches Recht widerfahren lassen. Im Uebrigen setzt natürlich diese Berechnung voraus, daß die verschiedenen annehmbaren Ursachen der gegebenen Thatsachen für sich selbst gleiche Wahrscheinlichkeit besitzen; dies fand hier insofern statt, als jede Vertheilung der beiden Farben an die vier Kugeln an sich so gut möglich war, als jede andere; wo die Wahrscheinlichkeiten der Ursachen verschieden sind, hat die Rechnung dies geeignet zu berücksichtigen.

5. Der wiederholte Eintritt desselben Ereignisses unter derselben allgemeinen Bedingung B erregt in uns die Erwartung, es werde auch bei neuer Wiederholung von B wieder eintreten. Die Wahrscheinlich-

keit dieſer Erwartung läßt ſich berechnen. Wenn in einem Gefäß zwei Kugeln liegen, ſo kann es geſchehen, daß wir bei wiederholten Zügen immer nur die eine, die weiß ſein mag, ergreifen, die Farbe der andern mithin unbekannt bleibt. Es fragt ſich nun, wie groß die Wahrſcheinlichkeit der rege gewordenen Erwartung ſei, man werde auch bei einem neuen dritten Zuge eine weiße ergreifen. Da eine Kugel weiß ſein muß, ſo gibt es nur die beiden Möglichkeiten, daß die andere ſchwarz, oder daß beide weiß ſeien. Nach der erſten Annahme iſt die Wahrſcheinlichkeit der ſchon eingetretenen Thatſache der Ergreifung zweier w in 2 Zügen $= {}^1/_4$, nach der zweiten iſt ſie $= 1$; folglich verhalten ſich die Wahrſcheinlichkeiten beider Annahmen wie 1: 4, und da ihre Summe $= 1$ ſein muß, ſo iſt die erſte $= {}^1/_5$, die andere $= {}^4/_5$ zu ſetzen. Die Wahrſcheinlichkeit bei dem nächſten Zug iſt ${}^1/_2$ für die weiße Kugel nach der erſten Annahme und 1 nach der zweiten; die Summe der nach beiden Annahmen zuſammen vorhandenen günſtigen Chancen iſt daher ${}^1/_5 . {}^1/_2 + {}^4/_5 . 1 = {}^9/_{10}$. Man hat in dieſem Falle die Wahrſcheinlichkeit gekannt und in Rechnung gebracht, welche die ſchon verwirklichte Thatſache unter zwei einander ausſchließenden Vorausſetzungen hatte; aber auch, wo dieſe Kenntniß fehlt, läßt ſich auf den Wiedereintritt eines Ereigniſſes aus der Anzahl ſeiner ſchon beobachteten Wiederholungen ein Wahrſcheinlichkeitsſchluß ziehen. Wiſſen wir, in völliger Unkenntniß der bedingenden Gründe, nichts weiter, als daß ein Ereigniß E unter beſtimmten Umſtänden, z. B. in einem gewiſſen ausgezeichneten Zeitpunkt t, einmal eingetreten iſt, ſo kann es zunächſt ſcheinen, als ſei die Wahrſcheinlichkeit, daß es unter denſelben Umſtänden ein zweites Mal eintreten werde, genau ſo groß, als die, daß es nicht eintreten werde. Dennoch kann man ſo nicht rechnen; denn dann würde die beobachtete Thatſache ſeines einmaligen Eingetretenſeins ohne allen Einfluß bleiben, und da dieſelbe Betrachtung dann auch nach nmaligem Vorgekommenſein des Ereigniſſes gelten müßte, ſo würde man zuletzt ſelbſt aus unendlich oft eingetretener Wiederholung deſſelben ſeinen nächſtmaligen Wiedereintritt nicht wahrſcheinlicher finden können, als wenn es ſich noch niemals zugetragen hätte. Dies aber würde als offenbar widerſinnig gelten können; denn jede neue Wiederholung des Ereigniſſes iſt eine neu hinzukommende Aſſertion des Fortbeſtehens der unbekannten Urſachen, von denen es

abhängt, und mithin auch eine Steigerung der Wahrscheinlichkeit seiner künftigen Wiederholung. Man muß also schon in dem ersterwähnten Falle so schließen: für den Eintritt sowohl wie für den Nichteintritt des E ist an sich die Wahrscheinlichkeit gleich groß; aber für das Dasein der Ursachen, welche E verwirklichen, spricht außerdem noch der eine beobachtete Fall seiner Verwirklichung; für das Dasein von Ursachen, die E hindern, spricht außer der bloßen Möglichkeit nichts. Es sind mithin für den Wiedereintritt des E zwei günstige Gründe gegen einen für die Nichtwiederkehr; da beide Wahrscheinlichkeiten sich mithin wie 2 : 1 verhalten, ihre Summe aber = 1 sein muß, so ist die der Wiederkehr von E = $^2/_3$. Allgemein also: wenn ein Ereigniß E oder ein gewisser Kreislauf E gleicher Ereignisse m mal ohne Gegenbeispiel beobachtet worden ist, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß E in derselben Weise wiederkehren wird, = $\frac{m+1}{m+2}$; der Nenner enthält die Summe der denkbaren Fälle, denn nach m wirklichen Fällen kommen immer 2 denkbare, Wiederholung und Nichtwiederholung des E, hinzu; der Zähler zeigt wie immer die Anzahl der günstigen Chancen an. Ich überlasse dem Leser, ob diese einfache Ableitung der Formel ihm genügt; mir scheint sie nicht viel weniger überzeugend, als die undurchsichtigere analytische Behandlung, durch die man sie gewöhnlich gewinnt. Man sieht, daß dieser Bruch, je größer m wird, desto mehr sich der Einheit, mithin der Wiedereintritt von E sich der Gewißheit nähert, und man pflegt als Beispiel anzuführen, daß jetzt, nachdem 5000 Jahre lang der Wechsel von Tag und Nacht geschichtlich bezeugt ist, die Wahrscheinlichkeit dafür, daß derselbe Wechsel auch heute stattfinden werde, = 1,826,214 : 1,826,215 sei, man mithin 1,826,214 gegen Eins auf sein nächstes Eintreten wetten kann. Wenn nun überhaupt unsere Berechnungen der Wahrscheinlichkeiten nicht ein objectives Verhalten künftiger Ereignisse, sondern nur die Größe unseres subjectiven Zutrauens zu ihrem Eintritt ausdrücken, so findet dies hier in gewissem Sinne noch in gesteigertem Maße statt, was man deutlich empfindet, wenn m eine sehr kleine Zahl ist. Denn dann ist die Voraussetzung, von der wir ausgingen, diese Zahl m der beobachteten Verwirklichungen von E bezeuge auch für den nächsten Fall die Fortdauer der dem E günstigen Ursachen mit einer der Größe von m proportionalen Sicherheit,

ſelbſt nur eine Wahrſcheinlichkeit, deren Gewicht etwas Willkürliches hat, und von der man nur weiß, daß ſie ſelbſt mit dem Wachſen von m wächſt. Die Formel würde daher eigentlich nicht direct die Wahrſcheinlichkeit des Wiedereintritts von E, ſondern die Wahrſcheinlichkeit dieſer Wahrſcheinlichkeit meſſen, was darauf hinausläuft, daß nicht blos ihre Werthe, ſondern auch die Sicherheit dieſer Werthe ſich für unendlich wachſendes m immer mehr der Gewißheit nähert.

6. Das Maß des Vertrauens zu dem Eintritt künftiger Ereigniſſe zu beſtimmen, werden wir am häufigſten durch die Rückſicht auf die mit demſelben verbundenen Vortheile und Nachtheile veranlaßt. Die Beweggründe, die wir daraus für unſer Handeln ableiten, werden daher zugleich von der Wahrſcheinlichkeit des Ereigniſſes E und von der Größe des durch E zu erwartenden Gewinnes abhängig ſein. Dieſes Product aus der Wahrſcheinlichkeit von E in die Größe ſeines Vortheils iſt das, was wir mathematiſche Hoffnung nennen und einer genauen Beſtimmung unterwerfen können. Es ſei ein Spiel ſo verabredet, daß Jemand 2 Thaler erhält, wenn er bei dem erſten Aufwerfen einer Münze die Bildſeite trifft, und 5 Thaler, wenn er zuerſt Schrift, dann Bild wirft. Die Wahrſcheinlichkeit des erſten Falles iſt $= {}^1/_2$, ſeine Hoffnung $= {}^1/_2 . 2$; die des zweiten ſind $= {}^1/_4$ und $= {}^1/_4 . 5$, endlich die Geſammthoffnung auf Gewinn, die bei dem Eingehen dieſes Spiels vorhanden iſt, kann nur die Summe ${}^7/_4$ dieſer beiden Hoffnungen ſein; denn die beiden Glücksfälle ſchließen einander, nach der getroffenen Verabredung, zwar aus, doch muß begreiflich die Gewinnhoffnung größer ſein, wenn beide, als wenn nur einer gilt, und die Hoffnung des einen genau übrig bleiben, wenn die des andern durch Verminderung des für ihn bedungenen Gewinnes zuletzt auf Null gebracht wird. Es verhält ſich ganz ebenſo, wenn verabredet war, daß 2 Thaler das erſtmalige Aufwerfen des Bildes, 5 dann noch beſonders das folgende der Schrift belohnen ſollen. Dann ſind beide Gewinnfälle mit einander verträglich, aber auch hier können nur entweder 2 oder 7 Thaler, beide mit der Wahrſcheinlichkeit ${}^1/_4$ gewonnen werden. Es bleibt daher ${}^7/_4$ Thaler auch hier die Geſammthoffnung deſſen, der das Spiel eingeht, und die Höhe des Einſatzes, den er dabei künftigerweiſe wagen darf. Man findet ferner leicht, daß, wenn unter verſchiedenen zu erwartenden Ereigniſſen E, E^1, E^2, einige vortheilhaft, einige nachtheilig ſind, dann

die Gesammthoffnung, welche man hegen darf, wenn man sich durch eine Handlung dem Eintritt dieser Ereignisse aussetzen will, gleich sein muß der Differenz zwischen der Summe der mathematischen Hoffnungen der günstigen Ereignisse und der Summe der Hoffnungen der ungünstigen. Ist diese Differenz negativ, so drückt sie die Größe der Gefahr aus, die man läuft, oder richtiger die Größe der Besorgniß, die man zu hegen hat. Die Anwendung dieser Grundsätze ist von der größten Ausdehnung und Wichtigkeit; man bestimmt durch sie nicht blos Billigkeit und Gerechtigkeit der Wetten und Glücksspiele, eine Berechnung, die man eben so gut entbehren könnte, wie ihren Gegenstand, sondern auch die Anordnung der ernsthaftesten öffentlichen und privaten Geschäfte, die Wirthschaft der Finanzen, die Unternehmungen des Handels, die Einrichtungen der Versicherungsgesellschaften aller Art.

7. Noch ein Begriff gehört zu diesem Gedankenkreise. Auch die mathematische Hoffnung bestimmt nicht in aller Beziehung den Werth eines Ereignisses für uns; man erhält diesen erst, wenn man die Größe des erwarteten Vortheils auch mit dem Thatbestand vergleicht, zu dem er hinzukommen soll. Für den Unglücklichen ist eine kleine Freude, für den Armen eine geringe Gabe von größerem Werth als für den Glücklichen ein neuer Triumph und für den Reichen ein bedeutender Gewinn. Thatsächlich freilich pflegt, wer viel hat, um so mehr zu begehren; die Logik dagegen vertritt hier den Standpunkt der Billigkeit, nach der es anders sein sollte; indem sie als selbstverständlichen Grundsatz annimmt, daß der relative Werth eines Vortheils im umgekehrten Verhältniß zu der Gunst der Lage steht, zu der er hinzukommt, drückt sie den Maßstab aus, nach welchem Jeder zu dem Verlangen einer weiteren Verbesserung dann berechtigt erscheint, wenn die verfügbaren Güter, durch die sie hergestellt werden kann, zugleich zur Befriedigung anderer dienen müssen. Eine Rechnung läßt dieser allgemeine Satz nur dann zu, wenn alle Gunst und Ungunst der Lagen und alle zur Verbesserung dienenden Güter mathematisch vergleichbar sind, zunächst also in Bezug auf den Zuwachs von Vermögen, die in Geld ausdrückbar sind. Sei V ein bereits bestehendes Vermögen und z der Zuwachs, den es erhalten soll, so läßt sich diese Vermehrung von V immer als eine Summe unendlich vieler Zunahmen denken, deren jede

dz beträgt; der relative Werth jeder folgenden $(n+1)$ten Vermehrung um ein dz ſteht aber im umgekehrten Verhältniß zu der durch die früheren Zunahmen geſteigerten Größe von V oder zu $V + ndz$, iſt alſo $= \frac{k.dz}{V + ndz}$, worin k ein ſpecifiſcher Coefficient iſt, verſchieden für verſchiedene Arten des zuwachſenden Vortheils, conſtant für alle z gleicher Art, an ſich nicht weiter beſtimmbar und, als gemeinſamer Factor aller vergleichbaren Werthe, im Folgenden weggelaſſen. Der relative Werth der Geſammtzunahme um z iſt dann das Integral dieſes Ausdrucks, in welchem man für ndz die von o bis z veränderlichen Werthe z zu ſetzen hat, alſo $= \log (V + z) - \log V$. Nach dieſer Formel werden für ein Vermögen $V = 1000$ die relativen Werthe der Zunahmen um $z = 1000$, $= 2000$, $= 3000$, $= 4000$ ſich nahezu verhalten wie 1 : 1,6 : 2 : 2,3, mithin weit langſamer wachſen, als die hinzutretenden Zunahmen ſelbſt; für die verſchiedenen Vermögen $V = 1000$, $= 2000$, $= 3000$, $= 4000$ ſind die relativen Werthe gleicher Zunahmen um $z = 1000$ ungefähr 0,301; 0,176; 0,125; 0,097. Wenn man ſchließlich die ſo berechneten relativen Werthe eventueller Vortheile mit der Wahrſcheinlichkeit ihrer Erlangung m multiplicirt, ſo erhält man $m \log \left(\frac{V+z}{V}\right)$ als die moraliſche Hoffnung, die ſich auf ſie bezieht, d. h. die mathematiſche Hoffnung der auf ihren relativen Werth reducirten Vortheile, und dieſe iſt es, welche in den mannigfaltigſten Unternehmungen die Größe des Riſico beſtimmt, das wir mit Rückſicht auf das, was für uns Vortheil iſt, übernehmen dürfen. Der Factor m kann, wie wir annahmen, conſtant ſein für jede Höhe des z, aber er kann auch eine Function von z oder von $V + z$ ſein, und dann iſt er natürlich unter dem Integralzeichen und in die Integration einzuſchließen; in der That gibt es viele Arten der Unternehmungen, in denen entweder der erſte Erfolg ſchwer, die ſpätern immer leichter erreichbar ſind, oder in denen die Möglichkeit weiterer Erfolge mit der wachſenden Größe des Erreichten abnimmt. Endlich meſſen die Formeln nicht alles, was man zu meſſen wünſchen kann. Da ſie z nur als Summe der dz faſſen, aber die Zeit t nicht beachten, in welcher die Summation zu Stande kommt, ſo vernachläſſigen ſie den Unterſchied zwiſchen allmählich und plötzlich ent-

stehenden Verbesserungen. Der reelle sachliche oder physische Werth beider kann gleich groß sein, aber der psychische Effect, einfach gesagt: die Freude darüber nicht, und doch ist auch diese in den Begriff des relativen Werthes eines Vortheils einzuschließen. Nähme man an, daß die Empfänglichkeit für Steigerung eines Genusses $= \frac{1}{V}$ wäre, wenn V die Größe des gleichartigen Genusses ist, dessen man sich bereits erfreut, und daß zugleich der entstehende Genußzuwachs der Größe z des plötzlichen Vortheilszuwachses proportional bliebe, so würde $\frac{z}{V}$ das Maß der Erfreuung durch das Hinzukommen von z sein. Man sieht jedoch leicht, daß auch andere Annahmen an der Stelle dieser beiden denkbar sind; man könnte selbst möglich finden, daß die eventuelle Erfreuung noch außerdem eine Function von m, der Wahrscheinlichkeit des Eintretens von z wäre; die Erlangung eines Genusses, an dem man verzweifelte, würde uns vielleicht stärker bewegen, als die eines wahrscheinlicheren von selbst größerem relativen Werthe.

283. Die letzte Bemerkung berührte Fragen, die bisher der Rechnung nicht unterworfen worden sind, ihr aber unterworfen werden könnten, wenn bessere psychologische Kenntniß brauchbare Ausgangspunkte böte. Es gibt andere, auf welche man nur in bedeutungslosem Spiele die Anwendung der Wahrscheinlichkeiten auszudehnen versuchen könnte. Denn obgleich dieses Verfahren des Schließens von der Unkenntniß der besonderen Gründe ausgeht, die ein fragliches Ereigniß bedingen, so macht es dennoch einige Voraussetzungen, die man beachten muß. Zuerst die der Gültigkeit der logischen und mathematischen Wahrheiten, auf deren Benutzung die Möglichkeit der Rechnung selbst beruht. Die Richtigkeit specieller Gesetze, welche sich auf eine Gruppe von Thatsachen beschränken, deren Nichtdasein selbst ebenso denkbar ist als ihr Dasein, läßt sich, wie wir noch sehen werden, durch Rechnung prüfen; aber es gibt keinen zulässigen Ansatz, von dem aus man die Richtigkeit des Gesetzes der Identität oder des disjunctiven Lehrsatzes mehr oder minder wahrscheinlich finden könnte; die einfachste Bestimmung jeder Wahrscheinlichkeitsgröße setzt voraus, daß eine Disjunction aller möglichen Fälle gegeben, daß jeder von diesen mit sich selbst identisch und nicht gleich einem andern, daß endlich durch jeden alle übrigen

ausgeſchloſſen ſeien. Man kann alſo immer nur die Wahrſcheinlichkeit eines Ereigniſſes oder eines Zuſtandes oder einer Reihe von Begebenheiten prüfen unter der Vorausſetzung, daß dieſer fragliche Inhalt Beſtandtheil einer Welt ſei, in der es allgemeine Geſetze gibt, nach denen ſich Wahrheit von Unwahrheit, Möglichkeit von Unmöglichkeit, Leichtigkeit eines Erfolges von Schwierigkeit deſſelben unterſcheidet. Dies iſt jedoch nicht die einzige Beſchränkung; die Wahrſcheinlichkeitsrechnung darf den Gegenſtand ihrer Frage nicht als blos denkbar ſchlechthin betrachten, ſondern muß das Vorhandenſein von Bedingungen vorausſetzen, welche überhaupt die Nothwendigkeit der Verwirklichung eines der disjungirten Fälle mit Ausſchluß der anderen begründen; es muß immer, um in der Sprache ihrer Formeln zu reden, eine Gewißheit = 1 geben, welche die Summe aller Wahrſcheinlichkeiten der denkbaren Einzelfälle iſt. Man ſah dies überall in den Beiſpielen, die wir brauchten. Wenn ein Würfel geworfen wird, oder wenn zwei, dann läßt ſich die Wahrſcheinlichkeit jedes der Einzelfälle beſtimmen, die hierdurch entſtehen können; wenn man aber nicht angibt, ob einer oder zwei oder drei Würfel zugleich oder wievielmal nach einander fallen ſollen, ſo fehlt jede Möglichkeit, den Spielraum der disjuncten Möglichkeiten und die Einheit zu beſtimmen, mit Rückſicht auf welche die Wahrſcheinlichkeiten einer jeden zu bemeſſen ſind. Man kann alſo nur ſolche Ereigniſſe berechnen, welche innerhalb einer geſetzlich geordneten Welt von anderen abhängig ſind, nicht aber Urthatſachen, die ein unabhängiges, ſchlechthiniges Sein enthalten. Es wäre nur ein bedeutungsloſes Spiel des Witzes, zu behaupten: bevor irgend etwas ſei, habe es gleiche Wahrſcheinlichkeit, daß überhaupt etwas ſei und daß gar nichts ſei; eines von beiden müſſe aber ſtattfinden, folglich ſei die Wahrſcheinlichkeit für das Daſein von etwas überhaupt = $^1/_2$; dies Daſeiende müſſe dann entweder nur Eines oder Vieles ſein, mithin die Wahrſcheinlichkeit für das Daſein vieler Elemente ſei = $^1/_4$, ebenſo groß die für das Daſein eines einzigen; endlich, wenn wir annähmen, es gebe n Elemente, ſo können ſie entweder alle gleich oder alle oder einige verſchieden ſein; unter den m Fällen, die hieraus entſtänden, würde die Gleichheit aller nur einer ſein, folglich ihre Wahrſcheinlichkeit = $\frac{1}{4m}$. Im Gegentheil: bevor es irgend etwas gibt, gibt es auch den klugen

Geist nicht, der diese Berechnung der Zukunft anstellen könnte; wäre es aber denkbar, daß er außerhalb der Welt existirte, über deren wahrscheinliche Entstehung oder Nichtentstehung er speculirte, so würde es doch in jenem Nichts durchaus keine Bedingung geben, welche eine wirkliche Entscheidung der denkbaren Alternative zwischen Sein und Nichtsein nothwendig machte, und es würde mithin bei dem Nichts lediglich sein Bewenden haben; wäre aber, woher auch immer, eine günstige Entscheidung für das Sein erfolgt, so könnte sie doch nicht für das in abstracto nur denkbare, aber nicht existirbare Sein überhaupt, sondern nur für ein bestimmtes Sein erfolgt sein, das jedes andere denkbare ausschlösse; dieses eine hätte von Anfang an die Gewißheit = 1 für sich; die Wahrscheinlichkeit aller anderen Arten des Seienden wäre nicht sowohl = 0 als vielmehr eine Vorstellung ohne angebbaren Sinn. Es würde sich anders verhalten, wenn wir aus gegebenen Datis die Wahrscheinlichkeit jener Urthatsachen bestimmen wollten; unter Voraussetzung eines gesetzmäßigen Zusammenhangs aller Wirklichkeit würden dann diese letzteren, nicht als Realgründe, aber als Erkenntnißgründe, wieder eine Bedingung bilden, welche die Nothwendigkeit der ausschließenden Annahme der einen oder der anderen Gestalt jener Urthatsachen herbeiführte.

284. Man wird sich ferner mit Vortheil immer daran erinnern, daß die Wahrscheinlichkeit ursprünglich nur unser berechtigtes Vertrauen auf den Eintritt eines Ereignisses mißt, bevor es eingetreten ist. Nachdem es aber eingetreten ist, haftet seine frühere größere oder geringere Wahrscheinlichkeit nicht als eine bleibende Eigenschaft an ihm, aus der man nun rückwärts in Bezug auf die Ursachen seiner Verwirklichung irgend einen andern Schluß ziehen dürfte, als den, daß sie eben eingetreten sind. Hierüber machen wir uns vielerlei Illusionen. Wenn ein Ereigniß E sich zugetragen hat, dessen Wahrscheinlichkeit, vorher berechnet, sehr klein war im Verhältniß zu derjenigen einer ganzen Klasse von Fällen, die wir von irgend einem logischen Gesichtspunkte aus ihm gegenüber als einen zweiten Gesammtfall, als ein Non-E, zusammenfaßten, so bilden wir uns ein, zur Herbeiführung von E sei nicht blos eine besondere, sondern eine höhere Ursache nothwendig gewesen. Es geschieht zuweilen, daß der Name eines unbedeutenden unbekannten selten erwähnten Gegenstandes, nachdem wir zum ersten

Male auf ihn geſtoßen ſind, dann uns plötzlich mehrmals im Geſpräch, in Büchern, in Zeitungen wieder begegnet; dies Zuſammentreffen, deſſen Wahrſcheinlichkeit, vorher berechnet, unendlich klein geweſen wäre, nennen wir wenigſtens einen wunderbaren Zufall. Zu bemerken, wie wenig darin wunderbar iſt, genügt die Bemerkung, wie noch unendlich viel öfter dieſer Zufall ſich nicht zuträgt, und wie viele Namen einmal an unſerem Ohre vorübergehen, ohne jemals durch ſolche Wiederholungen uns aufzufallen. Drücken wir uns ganz allgemein aus: wenn wir in der Wirklichkeit irgend eine Bedingung B oder irgend eine Gruppe B verſchiedener zuſammenwirkender Bedingungen vorausſetzen, welche je nach den verſchiedenen an ſich gleich möglichen variablen Stellungen, die ſie zu einander einnehmen können, eine Anzahl n verſchiedener Ergebniſſe E hervorbringen würden, ſo iſt die Wahrſcheinlichkeit jedes einzelnen $E = \frac{1}{n}$ und mithin gleich der jedes andern *beſtimmten* E, aber allemal, wenn n unendlich groß iſt, unendlich klein im Vergleich zu der Wahrſcheinlichkeit, daß irgend ein *beliebiges* von allen übrigen $n - 1$ Ereigniſſen eintrete, die wir ihm gegenüber zuſammenfaſſen; aber dieſe letztere collective Wahrſcheinlichkeit hat nicht dieſelbe Bedeutung wie jene erſte ſingulare; verwirklicht können nicht alle $n - 1$ Ereigniſſe werden, ſondern nur eins von ihnen mit Ausſchluß der übrigen. Wie uns dieſe falſche Vergleichung des Nichtzuſammengehörigen täuſcht, läßt ſich an einem berühmten Beiſpiele zeigen. Das Planetenſyſtem, ſagt Laplace, ſoweit damals bekannt, beſteht aus 11 Planeten und 18 Trabanten; man kennt Umdrehungen von der Sonne, von 10 Planeten, von den Monden des Jupiter, dem Ring des Saturn und einem ſeiner Trabanten; dieſe Rotationen zuſammen mit den Umläufen bilden eine Gruppe von 43 in gleichem Sinne gerichteten Bewegungen; nun findet man durch die Rechnung für die Annahme, daß dieſe Thatſache Wirkung des Zufalls ſei, eine Wahrſcheinlichkeit, welche kleiner iſt als die Einheit dividirt durch vier Billionen. Ich bezweifle nicht, daß auch die neueren Entdeckungen der Aſtronomie dieſe Zahl im Weſentlichen richtig laſſen würden; aber was folgt aus ihr? Nichts weiter, als daß eben diejenige Urſache oder diejenige Conſtellation von Urſachen wirklich iſt oder geweſen iſt, aus der dieſer gegebene Zuſtand fließen mußte. Aber es folgt nicht, daß

die Verwirklichung dieſer Conſtellation ſelbſt irgend eine andere Urſache bedürfe, als eben jenen ſogenannten Zufall, deſſen Sinn nur darin beſteht, daß eine vorausgeſetzte Gruppe von Wirklichkeiten ohne Widerſpruch unendlich viele Combinationen ihrer gegenſeitigen Verhältniſſe annehmen konnte. Wirklich werden konnte unter jenen vier Billionen ſtets nur eine, und welche von ihnen auch immer verwirklicht worden ſein möchte, bei jeder würde dieſelbe Verwunderung entſtehen, warum gerade ſie entſtanden ſei von den vier Billionen, die möglich geweſen wären. Es würde ſich weſentlich anders verhalten, wenn alle jene anderen Dispoſitionen wirklich *einen* zweiten Fall bildeten, der als ſolcher realiſirbar geweſen wäre; dann würde ſeine Wahrſcheinlichkeit von vier Billionen doch wenigſtens unmittelbar mit der des andern, der Einheit, vergleichbar geweſen ſein, obwohl auch dann nur die Verlockung nicht aber die Berechtigung zu jenen Folgerungen größer geweſen wäre. Nun kann man freilich verſuchen, die große Anzahl aller dieſer Fälle auf eine berechtigte Zweizahl zu bringen; nur unter dieſer gegebenen Dispoſition aller Maſſen und Bewegungen, ſagt man, war die Stabilität des Planetenſyſtems und die beſtändige Fortdauer ſeines Bewegungsſpieles geſichert; keine der Millionen anderer Einrichtungen hätte dieſes Gleichgewicht begründet. Dies geben wir zu; aber auch jede dieſer Millionen anderer Einrichtungen würde zu ihrem Vortheil anführen: diejenigen Schickſale, die das Planetenſyſtem durch *ſie* erführe, hätte es auch unter keiner andern Vorausſetzung von den vielen Millionen möglicher erfahren können; wäre alſo Einzigkeit des Erfolgs ein Anſpruch auf höheren Urſprung, ſo würde ihn jede dieſer Dispoſitionen mit gleichem Recht erheben. Natürlich ſoll nun nicht die Einzigkeit des Erfolges, ſondern die Vorzüglichkeit dieſes einzigen entſcheiden. Aber warum wäre denn Vorzügliches an ſich unwahrſcheinlicher? und *wäre* denn dieſer Fall beſſer als andere? iſt es wirklich unbedingt ſchöner, daß in Ewigkeit ein zwar neues friſches Blut, aber doch immer in denſelben Formen circulirt, deren beſtändige Wiederholung uns heute zwar erhaben vorkommt, morgen aber ſehr langweilig vorkommen kann? wäre es nicht ſchöner, wenn das Planetenſyſtem im Ungleichgewicht wäre, alle Verhältniſſe ſich ſtetig änderten, und damit Vegetation und Naturſchönheit, Thier und Menſch ſich in immer neuen intereſſanteren Formen entwickelten und wirklich die Geſchichte eine Geſchichte mit

deutlichem Fortschritt würde anstatt des beständigen Kreislaufs? Und zuletzt, da der Himmel unendlich ist, können nicht alle Millionen verschiedener Systemeinrichtungen in ihm wirklich realisirt sein? bei uns die des Gleichgewichts, in unbekannten Fernen alle übrigen? Und dann hätte ja die unsere nur die Wirklichkeit, auf welche man ihr einen Anspruch aus ihrer Wahrscheinlichkeit zuschreiben möchte; sie wäre nur eine unter Millionen.

285. Nachdem wir bisher die Wahrscheinlichkeiten nur als Maß des Vertrauens zu dem Eintritt künftiger Ereignisse angesehen haben, entsteht nun das natürliche Verlangen, zu wissen, in wie weit diese Vorberechnungen durch den wirklichen Verlauf der Begebenheiten bestätigt zu werden pflegen. Die Antwort lautet gewöhnlich dahin, daß mit wachsender Anzahl der Fälle, welche ein Ereigniß F möglich machen, die Anzahl seiner Verwirklichungen sich in der That der vorberechneten beständig nähert. Man kann mit hinlänglicher Glaubwürdigkeit diese Antwort nur durch Versuche der einfachsten Art erlangen, in denen dafür gesorgt werden kann, daß die Gruppe B der Bedingungen, von denen jeder Einzelfall F abhängt, *nach* jedem *m*ten Versuch wieder so hergestellt werden kann, daß sie sich von ihrer Beschaffenheit *vor* demselben nur durch diejenigen Variationen unterscheidet, deren Einfluß auf das Gesammtresultat der Versuchsreihe eben den Gegenstand der Frage bildet, daß dagegen jeder Hinzutritt einer in dem Begriff dieser Variation nicht liegenden fremden Ursache, möge sie in äußeren Umständen oder in der Veränderung der Versuchsobjecte oder in parteiischer Absicht des Versuchenden liegen, völlig abgeschnitten wird. Diese Bedingungen erfüllen Versuche mit Würfeln; man berechnet voraus, daß für *einen* Wurf die Wahrscheinlichkeit, mit zwei Würfeln eine bestimmte Combination der Augen, z. B. 5. 6 zu erlangen, $= 1/18 = 0{,}056$ ist, für tausend Würfe mithin 56 sein würde; versucht man nun diese tausend Würfe nach einander und findet, wie es in der That gefunden worden ist, daß die angegebene Combination 50mal erscheint, so nähert sich diese Anzahl der berechneten Zahl bereits deutlich genug; noch mehr, wenn bei 10,000 Würfen sie auf 570 steigt. Jeder einzelne Wurf hängt hier, von dem beständigen oder veränderlichen Luftwiderstande abgesehen, von der Geschwindigkeit und dem Winkel ab, mit welchem der Würfel gegen die auffangende Platte ankommt, von der

Stellung seiner Flächen und Kanten im Augenblick des Auftreffens, von seiner eigenen Elasticität und von der der Platte. Von diesen Bedingungen kann man die letzte als constant betrachten, da der Würfel, ebenfalls nach einem Wahrscheinlichkeitsüberschlag, äußerst selten dieselbe Stelle der Platte berühren, mithin die Elasticität des Treffpunktes sich nicht merklich ändern wird, wenn sie anfänglich dieselbe für alle Punkte der Platte war; will man sie dennoch als veränderlich ansehen, so kann man sie doch ebenso gut, wie die kleinen allmählich entstehenden Veränderungen in Gestalt und Elasticität des Würfels, mit zu den Variationen der Bedingungen rechnen, deren Wirkung untersucht werden soll; denn da beide Veränderungen nicht von einander abhängen, aber zusammenwirken können, so begünstigen sie zusammen nicht einen bestimmten Wurf vor andern, sondern in den verschiedenen Einzelfällen bald diesen bald jenen. Die erstgenannte Bedingung, Geschwindigkeit und Richtung des Würfels, hängt allerdings von der Bewegung der schüttenden Hand ab; aber selbst wenn hier eine Absicht vorhanden wäre, welche einen Wurf vor dem andern begünstigen möchte, so würde sie doch nicht wirksam werden; denn wir haben, nach einem bestimmten Wurfe, weder eine scharfe Erinnerung der Gruppe von Muskelgefühlen, die ihn begleiteten, noch die Fähigkeit, die Bewegungen, von denen diese Gefühle abhingen, zum Behuf eines gleichen neuen Wurfes genau zu reproduciren; die geringste Abweichung aber würde dahin führen, anstatt der beabsichtigten eine andere Combination der geworfenen Augen zu begünstigen. Gerade diese Veränderungen unserer Bewegungen gehören daher zu den zulässigen Variationen der Bedingungen des untersuchten Resultates. Dieselben Vortheile bietet eine drehbare Trommel, in welcher m weiße und p schwarze Kugeln enthalten sind und in die wir die jedesmal durch die Hand gezogene Kugel vor dem nächsten Zuge wieder einlegen. Drehen wir dann die Trommel, so erzeugen wir dadurch freilich nicht genau dieselbe Lage der Kugeln, die sie in ihr vor dem Zuge hatten, aber doch nur eine der Variationen dieser Lage, deren Einfluß wir kennen lernen wollen. Die Gestalt des Würfels bildet im ersten, die Anzahlen der schwarzen und weißen Kugeln im zweiten Falle den constanten, die Geschwindigkeit und Richtung des Würfels im ersten, die Lage der Kugeln und die Richtung der ziehenden Hand im zweiten den variablen Theil der Be-

dingung B, von deren Gesammtheit das Ereigniß F in jedem Einzelfalle abhängt. Auch die zweite Einrichtung des Versuchs hat zu demselben Ergebniß geführt: je größer die Anzahl der Ziehungen, desto mehr näherte sich das Verhältniß zwischen den Anzahlen der gezogenen weißen und schwarzen Kugeln dem Verhältniß der Anzahlen m und p, in welchen sie in der Trommel wirklich vorhanden waren.

286. An diese Versuchsergebnisse haben sich theoretische Betrachtungen angeschlossen, von deren Richtigkeit ich mich nicht überzeugen kann. Es liegt ein Cirkel in allen den Erörterungen vor, welche das eben angeführte Verhalten als ein mit begreiflicher Nothwendigkeit allgemein eintretendes darstellen möchten. Zuerst kann aus m Versuchsreihen, in denen es wirklich stattgefunden hat, auf sein Stattfinden in jeder (m + 1)ten Versuchsreihe nicht geschlossen werden, so lange die unbekannten Variationen der Bedingungen, welche dort den Erfolg erzeugt haben und ihn hier erzeugen würden, einzeln durchaus keiner Regel unterworfen sind. Denn daß sie dann wenigstens im Ganzen sich hier wie dort auf gleiche Weise compensiren werden (was allein die versuchte Verallgemeinerung des Beobachteten erlauben würde), ist nicht ein Gedanke von objectiver Gültigkeit, nicht ableitbar von irgend etwas, was wir schon als wirklich wüßten, sondern selbst nur Ausdruck unserer subjectiven fast tautologischen Maxime, demjenigen Ereigniß, dessen vorberechnete Wahrscheinlichkeit die größte ist, auch die größte Wahrscheinlichkeit seines wirklichen Eintretens zuzutrauen. So lange nämlich keine constante Ursache einen der möglichen Fälle F vor den andern bevorzugt, müssen allen ihrem Begriffe nach coordinirten oder gleichmöglichen Fällen auch gleiche Chancen ihrer Verwirklichung zugeschrieben werden, und dann besteht dies am wahrscheinlichsten zu erwartende Ereigniß oder Verhalten eben darin, daß in einer großen Anzahl von Versuchen die Anzahl der eintretenden Verwirklichungen eines Falles F der vorher berechneten Anzahl derselben gleich wird. Ist diese Erwartung in m Versuchsreihen bestätigt worden, so ist eben mmal thatsächlich dasjenige eingetroffen, was vor seinem Eintreffen das Wahrscheinlichste war; daß es in jeder (m + 1)ten Versuchsreihe ebenso wieder eintreffe, wird hierdurch keine beweisbare Nothwendigkeit, sondern bleibt die wahrscheinlichste Erwartung, mit der wir dieser neuen Versuchsreihe entgegenkommen, und

deren Täuschung doch niemals unmöglich wird. Zweitens kann eine einzelne Versuchsreihe nicht unendlich viele Versuche wirklich anstellen, sondern muß bei irgend einer endlichen wenn auch großen Anzahl n derselben stehen bleiben. Daß mithin die Anzahl der eintretenden Verwirklichungen des F bei stets wachsendem n sich der vorberechneten Anzahl derselben ohne Ende nähere, kann nie eine wirkliche Beobachtungsthatsache sein, sondern ist eine hinzugefügte Folgerung. Nehmen wir nun an, mit n Versuchen sei der Punkt erreicht, wo beide Anzahlen gleich geworden sind oder sich der Gleichheit bis auf eine unbeträchtliche Differenz d genähert haben, so wäre es Willkür, hier die Reihe abzubrechen; denn dies freilich versteht sich von selbst, daß der Satz von jener Gleichheit oder Annäherung dann gilt, wenn man die Reihe so weit und genau nur so weit fortsetzt, bis er gilt. Was aber wird geschehen, wenn wir die Reihe verlängern? Vielleicht werden dann die Ergebnisse noch weiter gegen die Gleichheit jener beiden Zahlen convergiren; vielleicht auch verhält sich jede hinzukommende Periode von n Versuchen genau oder annähernd so wie sich die erste verhielt, und die Differenz d wird durch die Verlängerung der Reihe nicht beträchtlich vermindert; und diesen Möglichkeiten kann noch jeder regellosere Fortgang als auch möglich hinzugefügt werden. Nur eine gleiche Wahrscheinlichkeit haben diese verschiedenen Vermuthungen nicht; so lange wir durchaus keine constante Ursache voraussetzen, welche in einer anzustellenden Versuchsreihe einen Fall F vor andern begünstigen könnte, so ist unsere wahrscheinlichste Voraussicht nur die, daß bei immer wachsendem n die Anzahl der beobachteten Verwirklichungen von F der vorberechneten Anzahl derselben sich beständig nähern werde; bestätigt sich, in einer beträchtlichen aber endlichen Zahl von n Versuchen, diese Erwartung nicht, so kann daran eine constante Bedingung, es kann aber auch eine principlose Combination variabler Schuld sein; so oft sie sich aber wirklich bestätigt, so oft liegt eine Thatsache vor, die uns nicht überraschen kann, eben weil sie nicht im voraus unwahrscheinlich war, deren Eintreten sich aber so wenig als das Zutreffen irgend einer mathematischen Wahrscheinlichkeit als nothwendig erweisen läßt. Kommen wir noch einmal auf den Versuch mit der Trommel und den Kugeln zurück, so kann ich mich nicht überzeugen, daß die allmählich hervortretende Beständigkeit des Verhältnisses zwischen den

Zahlen der gezogenen verſchiedenfarbigen Kugeln wirklich erklärlich ſei, wenn unter dieſem Ausdruck mehr verſtanden ſein ſollte, als Wahrſcheinlichkeit. Man beruft ſich hier, wie mir ſcheint, nicht mit Recht, auf den ſehr richtigen und bedeutungsvollen Unterſchied zwiſchen den conſtanten und den variablen oder accidentellen Urſachen, die zur Hervorbringung einer Wirkung ſich vereinigen. Bei aller Unregelmäßigkeit in den ſucceſſiven Anordnungen der Kugeln bleibe doch ein conſtantes Element, nämlich die unveränderlichen Anzahlen der weißen und der ſchwarzen; bei einer großen Anzahl von Ziehungen müſſe ſich dieſes conſtante Element durch eine conſtante Wirkung bemerklich machen; denn es ſei kein Grund zu der Annahme, an dem Orte, den die Hand trifft, werden ſich Kugeln der einen Farbe relativ öfter finden, als der relativen Menge entſprechen würde, in der ſie wirklich vorhanden ſind; geſchähe es, ſo würde man, gegen die Vorausſetzung, eine conſtante Nebenurſache ihrer Begünſtigung annehmen müſſen. Hiergegen erhebe ich den Einwurf, daß jene conſtanten Urſachen nicht ſich ſchon deshalb bemerklich machen können, weil ſie da ſind, ſondern nur weil und inſoweit ſie wirken. Bei den Verſuchen mit dem Würfel gehörten die Geſtalt deſſelben und die Lage ſeines Schwerpunktes zu dieſen conſtanten Urſachen und beide kamen in jedem Einzelfalle zur Wirkung. Die erſte machte, daß der Würfel nur auf 6 Seiten und nicht auf eine ſiebente fallen konnte, die andere, daß er, wenn ihn nicht ein widerſtehender Rand aufhielt, immer auf die Seite fallen, und nicht auf einer Kante oder Ecke zur Ruhe kommen konnte; auf welche Seite er aber fallen würde, gerade dies beſtimmten dieſe conſtanten Urſachen nicht. Bei den Verſuchen mit den Kugeln ſind zuerſt die Farben conſtant, weiß und ſchwarz, und daraus folgt, daß keine rothe Kugel gezogen werden kann; die Anzahlen m und p ſind zwar auch conſtant, aber die relativen Mengen der wenigen Kugeln, welche jedesmal in das Bereich der ziehenden Hand kommen, gehören eben zu dem veränderlichen Theile der Bedingung; dieſe conſtante Bedingung, das Verhältniß $m:p$ kommt daher nicht zur Wirkung, obwohl es thatſächlich beſteht. Daß eine conſtante Nebenurſache, gegen die Vorausſetzung, angenommen werden müſſe, wenn in der Summe vieler Wiederholungsfälle das Verhältniß der ergreifbaren Kugeln ein anderes ſein ſollte, als das der vorhandenen, kann ich nicht zugeben; es bedarf dazu viel-

mehr nur jener principlosen Variation der Lage der Kugeln, die wir voraussetzen und durch das Umdrehen der Trommel wieder herzustellen suchen; möglich ist hierdurch jede Combination der Kugeln, möglich auch die Unzugänglichkeit aller der einen Farbe, möglich sogar die beständige Wiederholung dieser Ausschließung in allen aufeinanderfolgenden Versuchen, denn es ist ja absichtlich alles so angeordnet, daß jeder $(m+1)$te Versuch von dem $m$ten völlig unabhängig sein soll. Nur wahrscheinlich ist das alles gar nicht; wahrscheinlich ist nur, daß die Häufigkeit der Ergreifung beider Kugelarten der Häufigkeit ihres Vorhandenseins entsprechen werde; aber *mehr* als wahrscheinlich ist denn auch dies nicht; wird es durch Erfahrung nahezu bestätigt, so ist dies eine Thatsache, die insofern nicht unerklärlich ist, als man recht gut einsieht, wie leicht die Ursachen sich zusammenfinden können, die sie hervorbringen, aber nicht erklärlich in dem Sinne, daß man nachweisen könnte, daß und warum, in der Summe vieler Wiederholungsfälle, sie sich so zusammenfinden *mußten*, während sie es doch in einer kleineren Anzahl dieser Fälle *nicht* mußten.

287. In den vorigen Fällen war die Natur der constanten und der Spielraum der variablen Ursachen eines Ereignisses bekannt und man konnte eine Annahme über die Häufigkeit seiner Wiederkehr der Erfahrung vorgreifend aufstellen und sie von dieser bestätigt finden. Man kann umgekehrt auch ein Ereigniß, von dem weder das eine noch das andere bekannt ist, das aber die Beobachtung häufig wiederholt darbietet, in Bezug auf die Regelmäßigkeit seines Eintretens prüfen. Wir kennen dann weder die Anzahl der überhaupt möglichen Fälle noch die der günstigen Chancen, welche unter diesen das fragliche Ereigniß findet; wir unterscheiden nur zwischen Eintritt und Nichteintritt von E, sehen als Fälle, in denen sein Eintritt möglich ist, alle diejenigen an, welche die Beziehungspunkte verwirklichen, unter deren Voraussetzung E seiner Bedeutung nach verständlich wird, und vergleichen mit dieser Zahl die Anzahl seiner Verwirklichungsfälle. Von welchen constanten und variablen Ursachen die Blindheit der Menschen abhängt, wissen wir nicht; aber so viele Menschen es gibt, so viel gibt es Fälle, in denen dieser Mangel seiner Natur nach möglich ist; vergleichen wir mit dieser Gesammtheit aller zu einer Generation gehörigen Personen die Anzahl der Blinden und denken wir uns diese Vergleichung

auf viele Generationen ausgedehnt, ſo würde ſich zeigen, ob zwiſchen dieſen beiden Anzahlen im Großen ein conſtantes Verhältniß ſtattfindet, welches auf das Vorhandenſein einer conſtanten Gruppe begünſtigender Urſachen deutete, deren Wirkungen im Einzelnen durch variable modificirt werden. Da es ferner in vielen Fällen wahrſcheinlich iſt, daß erſt im Verlauf einer gewiſſen Zeit die variablen Urſachen ſich der Reihe nach vollſtändig genug verwirklichen, um durch gegenſeitige Aufhebung ihrer Einflüſſe die Wirkung der conſtanten Urſache deutlich hervortreten zu laſſen, ſo richtet ſich die Aufmerkſamkeit ſehr gewöhnlich auf die Auffindung von Zeiteinheiten, in welchen das Verhältniß der wirklichen E zu den möglichen E, immer mit Rückſicht auf die ſelbſt zeitlich wechſelnde Zahl der letzteren, daſſelbe wird. Endlich, da unter allen Zeiteinheiten das Jahr diejenige iſt, in welcher die meiſten variablen Bedingungen, welche ſehr allgemein auf alle Menſchen wirken, den Kreislauf ihrer verſchiedenen möglichen Werthe zu durchlaufen pflegen, ſo iſt es natürlich, daß man in Unterſuchungen, die ſich auf menſchliche Angelegenheiten beziehen, zunächſt fragt, ob innerhalb dieſer Zeiteinheiten das Verhältniß der wirklichen E zu den denkbaren conſtant bleibt oder der Gleichheit ſich nähert. Die Antwort auf alle dieſe Fragen wird ebenſowohl verneinend als bejahend ſein können. Kommt ein Ereigniß E überhaupt häufig vor, ſo muß es innerhalb des Zeitraums, in den dieſes Vorkommen fällt, von ihm eine conſtante Urſache wenigſtens in dem Sinne geben, daß irgend ein Verhältniß beſteht, welches die dem E günſtige Combination variabler Urſachen in beſtimmtem Maße befördert; ſo oft dann in verſchiedenen Wiederholungen einer Zeiteinheit daſſelbe Verhältniß der wirklichen Fälle zu den möglichen ſich wieder erzeugt, ſo oft iſt dieſer Rückſchluß geſtattet, daß jene conſtante Urſache beſtanden habe; aber der Vorſchluß verſteht ſich nicht von ſelbſt, daß auch für ein nächſtes gleiches Zeitintervall daſſelbe Verhältniß als vorausbeſtimmtes Geſetz gelten werde; man wird dieſe Annahme nur als die wahrſcheinlichſte Regel für die Beurtheilung des Künftigen anſehen können, ſobald keine Data bekannt ſind, welche auf eine inzwiſchen erfolgte Veränderung jener unbekannten bedingenden Umſtände hindeuten; beſtätigt ſich dann die Regel, ſo machen wir mit Recht jenen Rückſchluß noch einmal, und allerdings, je öfter wir ihn machen können, die Regel alſo ſich beſtätigt hat, um

so mehr nimmt die Wahrscheinlichkeit zu, daß die Gruppe der Bedingungen, die für so viele Zeiteinheiten constant blieb, auch in Zukunft sich nicht ändern werde; mehr aber als diese Wahrscheinlichkeit erreichen wir nicht. Es ist daher sehr mißlich, die Ergebnisse solcher Beobachtungen als *Gesetze* der Ereignisse zu bezeichnen, ja zuweilen von einem Gesetz der großen Zahlen selbst so zu sprechen, als müsse sich durch die bloße Größe einer Anzahl verglichener Fälle in dem Ablauf einer Ereignißklasse eine Regelmäßigkeit einstellen, die sonst in der Natur der Ereignisse und ihrer Bedingungen nicht begründet ist. Ein Gesetz ist, wie wir sahen, ein hypothetisches Urtheil, das einen Nachsatz als nothwendig gültig ausspricht, *wenn* der Vordersatz gilt; wollen diese statistischen Gesetze sich dieser Definition fügen, so sind sie freilich werthlos; denn sie sagen dann nur: *wenn* in der nächsten Zeiteinheit T *alle* bekannten und unbekannten Bedingungen wieder so sind, wie in der vorigen, so wird auch die Reihe aller Folgen, mithin auch die Anzahl der E dieselbe sein; natürlich: denn wenn man sich das Vergangene noch einmal geschehen denkt, so wird es gerade so aussehen wie damals, da es zuerst geschah. Diese Tautologie liegt begreiflich nicht in der Absicht jener angeblichen Gesetze; sie wollen vielmehr ihren Vordersatz zugleich assertorisch behaupten, also behaupten, daß jene Gleichheit aller Bedingungen stattfinden werde; daß es aber für diese Behauptung immer nur Wahrscheinlichkeit, nicht Gewißheit gibt, ist einleuchtend. Jene Sätze sind also nicht Gesetze, sondern *Analogien*, welche eine Proportion, die in n Fällen gegolten *hat*, auf den $(n+1)$ten Fall übertragen, jedoch ohne den Nachweis und blos mit der Voraussetzung, daß von n zu $n+1$ sich die Bedingungen nicht ändern, auf denen ihre Gültigkeit beruht.

288. Zu den Ereignissen, die bei öfterer Wiederholung von einer constanten und von variablen Bedingungen zugleich abhängen, gehören unsere eigenen *Beobachtungen*, unter welchem Ausdruck ich hier den einfachsten Fall, die Messung einer durch sinnliche Wahrnehmung gegebenen Größe verstehen will. Die constante Ursache ist der wahre Werth dieser Größe, die unter völlig gleichen Bedingungen immer dieselbe Wirkung auf unsere Auffassungskraft machen würde; die variablen sind die äußeren Umstände und die Aenderungen unseres psychischen Zustandes, welche jene Einwirkung in verschiedenen Wieder-

holungsfällen auf verſchiedene Weiſe modificiren. Aus den verſchiedenen Meſſungen, die wir ſo erhielten, den wahren Werth des Gemeſſenen zu ermitteln würde unmöglich ſein, wenn wir den gemachten Meſſungen ſelbſt jeden denkbaren Grad der Ungenauigkeit zutrauen wollten; denn dies würde nur heißen, daß wir glaubten, den gefundenen Werthen alle beliebigen andern als richtigere ſubſtituiren zu dürfen, wodurch dann die ganze Vornahme einer Meſſung überhaupt ſinnlos würde. Wir ſetzen daher voraus, daß Kenntniß, Geſchick und Aufmerkſamkeit ſich ſo weit vereinigt haben, um die Meſſungen hinlänglich vertrauenswürdig zu machen und nur Fehler als wahrſcheinlich zuzulaſſen, die ſehr klein ſind im Verhältniß zu den gemeſſenen Werthen ſelbſt. Handelt es ſich nun um die Beſtimmung einer einzigen unbekannten Größe A, ſo muß zunächſt jede einzige Meſſung, die man von ihr beſitzt, als wahre Beſtimmung des A gelten; denn es gibt keinen Grund, nach welchem ſich, wenn man ſie auch anzweifelte, Größe und Richtung ihrer Verbeſſerung bemeſſen ließe. Sind uns dagegen für dieſelbe Größe A, die nur eine ſein kann, verſchiedene Werthe durch Beobachtungen gegeben, ſo iſt kein Grund an ſich vorhanden, der einen mehr zu trauen als der andern, und die wahre Größe wird daher am wahrſcheinlichſten durch einen ſolchen Werth beſtimmt werden, deſſen Annahme den gemeſſenen Werthen die geringſte Summe der nun nothwendig vorauszuſetzenden Unrichtigkeiten zumuthet. Das arithmetiſche Mittel M, die Summe aller gemeſſenen Werthe dividirt durch die Anzahl der Meſſungen, iſt daher für den wahrſcheinlichſten Werth von A zu halten; die Differenz zwiſchen dieſem Mittel M und dem wahren Werth A iſt der Fehler, der übrig bleibt, und den wir, ſo lange A nicht durch andere Bedingungen mitbeſtimmt iſt, nicht hinwegbringen, ſondern nur durch Vermehrung der Anzahl gleich ſorgfältiger Beobachtungen verringern können. Haben wir dagegen verſchiedene Größen A B C wiederholt gemeſſen und liegen andere Bedingungen noch vor, denen die Werthe derſelben genügen müſſen, ſo kann es ſich ereignen, daß die verſchiedenen arithmetiſchen Mittel, die einzeln die wahrſcheinlichſten Werthe von A B C geben würden, dieſen Nebenbedingungen nicht genügen und daher einer Verbeſſerung bedürfen. Hätten wir z. B. die drei Winkel eines Dreiecks wiederholt gemeſſen, und betrüge die Summe der hieraus entwickelten Mittelwerthe $= 180° + d°$, ſo

würde dieſes mit der Natur des Dreiecks unvereinbare d" einen Fehler darſtellen, der aus Fehlern der Meſſungen entſprungen ſein muß und nur durch Veränderung der gefundenen Werthe zu beſeitigen iſt. Aber die hierzu nöthige Verminderung läßt ſich auf die drei gemeſſenen Winkel in ſehr verſchiedener Weiſe vertheilen und es fragt ſich, welche Größe des Irrthums man der Meſſung eines jeden derſelben am wahrſcheinlichſten zumuthen dürfe. Dies führt auf eine Unterſuchung über die relative Wahrſcheinlichkeit des Vorkommens der Fehler in unſeren Beobachtungen überhaupt, die ſich nicht auf a priori beweisbare, aber auf ſehr probable und mit der Erfahrung übereinſtimmende Grundſätze ſtützt. Zunächſt liegt in dem Begriffe einer ſorgfältigen Beobachtung an ſich ſelbſt nichts, was einen Fehler begründete; die Wahrſcheinlichkeit mithin, daß ſie das Richtige getroffen habe, iſt immer größer als die irgend eines beſtimmten begangenen Fehlers. Ebenſo liegt es in den Vorausſetzungen, auf die jede Ermittelung wahrer Werthe aus Beobachtungen ſich ſtützen muß, daß die Wahrſcheinlichkeit großer Fehler geringer iſt als die kleiner, und die Wahrſcheinlichkeit poſitiver gleich derjenigen gleich großer negativer. Dies führt zu einer erſten anſchaulichen Vorſtellung. Trägt man auf einer Geraden, welche zur Abſciſſenaxe gewählt wird, von einem Anfangspunkt aus, welcher dem Fehler Null entſprechen würde, nach entgegengeſetzten Richtungen wachſende Abſciſſen $+\alpha$, $+\beta$, $+\gamma$ ab und errichtet im Nullpunkt eine Ordinate von beliebiger Größe, welche die Wahrſcheinlichkeit des Vorkommens eines Fehlers Null bedeutet, ſo iſt dieſe die größte aller Ordinaten, und alle übrigen auf den Punkten $+\alpha$, $+\beta$.. errichteten nehmen ſymmetriſch zu beiden Seiten in dem Maße ab, als die durch $\alpha\ \beta\ \gamma$ ſymboliſirten Größen der Fehler, deren Wahrſcheinlichkeiten ſie bedeuten, zunehmen. Aber die Erfahrung lehrt uns zugleich, daß das Abnehmen der Wahrſcheinlichkeit der Fehler nicht in einfacher Proportion zu der Zunahme ihrer Größe ſteht; ſo lange die Fehler klein ſind, ändert ſich ihre Wahrſcheinlichkeit weniger als ihre Größe zunimmt, je größer ſie ſind, um deſto mehr beſchleunigt übertrifft die Abnahme ihrer Wahrſcheinlichkeit die Zunahme ihrer Größe. Hieraus folgt, daß die Linie, durch welche wir die oberen Endpunkte aller Ordinaten verbinden, nicht aus zwei Geraden zuſammengeſetzt ſein kann, die über dem Nullpunkt zuſammenſtießen und ſich nach beiden Seiten ſymmetriſch der Abſciſſen-

axe näherten, um mit einem Abſchnitt derſelben ein Dreieck einzuſchließen; vielmehr iſt jene Grenzlinie eine Curve, deren Scheitel über dem Nullpunkt liegt, und die von dort aus zwei ſymmetriſche nach der Abſciſſenaxe hin concave Aeſte ausſchickt. Nicht ebenſo deutlich wie dieſer Verlauf der Curve in der Nähe des Scheitels iſt ihre Fortſetzung nach der Abſciſſenaxe. Sieht man Fehler jeder Größe, auch unendlich große, als immerhin mögliche an, ſo daß auch dieſen noch eine wenn auch außerordentlich kleine Wahrſcheinlichkeit zukommt, ſo muß jeder Zweig der Curve zuletzt convex gegen die Abſciſſenaxe werden und ſich ihr aſymptotiſch nähern; betrachtet man dagegen in einer ſorgfältigen Beobachtung Fehler von gewiſſer Größe, ſolche z. B., die ſich um den ganzen Betrag des zu meſſenden Werthes irren, als überhaupt nicht vorkommend, ſo kann die Curve concav bleibend die Abſciſſenaxe an zwei Punkten ſchneiden. Auf die weitläufigeren Unterſuchungen, die angeſtellt worden ſind, um die wahrſcheinlichſte Geſtalt dieſer Curve, ihre Gleichung und aus ihr die Wahrſcheinlichkeit des Vorkommens der einzelnen Fehler genauer zu beſtimmen, muß ich einzugehen unterlaſſen; um jedoch einigermaßen anſchaulich zu machen, welchen Weg zum Ziele zuletzt dieſe Ueberlegungen nehmen, bediene ich mich einer für dieſen Zweck hinreichenden Annäherung. Zunächſt laſſen wir die Strecken der Curve, welche ſich der Abſciſſenaxe nähern, ganz außer Acht; da uns nur die Wahrſcheinlichkeit derjenigen Fehler intereſſirt, auf deren Vorkommen man bei ſorgfältigen Beobachtungen noch gefaßt ſein muß, ſo ziehen wir nur einen kurzen Bogen der Linie in Betracht, der von dem Scheitel aus ſich nach beiden Seiten wendet. Da die Linie nun eine Gerade nicht ſein kann, ſo wäre die nächſteinfache Annahme die, daß ihre Gleichung vom zweiten Grade ſei, und da dieſe Annahme auch die ſymmetriſchen Werthe der Ordinaten dieſſeit und jenſeit des Nullpunktes möglich macht, ſo bleiben wir bei ihr ſtehen und wählen von den Kegelſchnitten, die alle zu dieſem Verſuch brauchbar ſein würden, den Kreis. Die größte Ordinate r, auf dem Nullpunkt der Abſciſſen errichtet, bezeichne gleichzeitig den wahren Werth der zu meſſenden Größe und die Größe der Wahrſcheinlichkeit, daß dieſe richtige Meſſung in den Beobachtungen vorkomme; die Abſciſſen $+\alpha$, $+\beta$, $+\gamma$ ſeien die Größen der Fehler, um welche die verſchiedenen Meſſungen von dem wahren Werth r abweichen; wir denken ſie uns

jetzt ausgedrückt in Theilen dieſes wahren Werthes, ſo daß $+\alpha, +\beta \ldots$ für $r = 1$ echte Brüche der Einheit ſind, für $r = r$ durch $+r\alpha, +r\beta \ldots$ zu erſetzen ſein würden; die zu jeder Abſciſſe gehörige Ordinate y endlich bedeutet die Wahrſcheinlichkeit des Vorkommens derjenigen falſchen Meſſung, welche von der wahren r um die Größe dieſer Abſciſſe abweicht; ſetzen wir daher die Kreisgleichung als gültig für den fraglichen Curvenbogen voraus, ſo iſt $y = r\sqrt{1 - x^2}$, worin x der allgemeine Ausdruck für die veränderlichen Werthe α, β, γ iſt. Die Wahrſcheinlichkeit des Zuſammentreffens verſchiedener von einander unabhängigen Ereigniſſe nun wird, wie wir früher ſahen, durch das Product aus den Wahrſcheinlichkeiten der einzelnen gemeſſen. Sind wir alſo, um gegebene Meſſungen mit einer anderweitigen Bedingung in Einklang zu bringen, zu der Annahme einer Anzahl von Fehlern in dieſen Meſſungen einmal genöthigt, können wir aber durch verſchiedene Combinationen anzunehmender Fehler dieſe Forderung befriedigen, ſo iſt die Annahme derjenigen Fehlercombination die wahrſcheinlichſte, für welche das Product aus den Einzelwahrſcheinlichkeiten der Fehler den größten Werth erhält. Nun beſteht dies Product aus lauter Factoren von der Form $r\sqrt{1 - x^2}$, und es erhält ſichtlich dieſen größten Werth dann, wenn alle einzelnen Factoren zugleich die größten mit den Bedingungen der Aufgabe verträglichen Werthe annehmen; dies aber geſchieht dann, wenn in allen Factoren zugleich die ſubtractiven Beſtandtheile, wenn alſo die Summe $\alpha^2 + \beta^2 + \gamma^2 \ldots$ ein Kleinſtes wird. Dieſer Minimalwerth ſelbſt ſetzt, wie man leicht findet, voraus, daß die Summe der Fehler $\alpha + \beta + \gamma \ldots = 0$ werde; ein Fall, der nur eintreten kann, wenn dieſe erſten Potenzen der Fehler verſchiedene Zeichen haben, und der allemal eintritt, wenn das arithmetiſche Mittel aus den Beobachtungen, zu denen ſie gehören, für den wahren Werth r der zu meſſenden Größe genommen wird. Die Beſtimmung des r vermittelſt der Summe der Fehlerquadrate ſchließt daher dieſen ſelbſtverſtändlichen für die einfachſten Fälle genügenden Grundſatz ein; unter den verſchiedenen arithmetiſchen Mitteln aber, die man aus m Beobachtungen dann erhält, wenn man jeder derſelben dieſen oder jenen Fehler zutraut und ſie demgemäß bald ſo bald anders corrigirt, ſucht ſie dasjenige Mittel zu beſtimmen, welches der Wahrheit am nächſten kommt, weil es auf der wahrſcheinlichſten Combination jener Correcturen beruht. Bis hierher

reicht unſere annähernde Betrachtung aus, um im Allgemeinen die Bedeutung dieſer Methode der kleinſten Quadrate und die Entſtehung ihres Namens zu verdeutlichen; ſie würde nicht ausreichen, um eine Anzahl feinerer Feſtſetzungen zu begründen, über welche, ſowie über die Einleitung der Rechnung, auf die claſſiſche Darſtellung von Gauß und die hieran ſich reihenden Lehrbücher zu verweiſen iſt. Man wird nicht vergeſſen dürfen, daß die Begründung dieſer Methode niemals ohne irgend welche, zwar ſehr probablen, aber doch nicht ſtreng beweisbaren Vorausſetzungen möglich iſt; ihre vollauf ausreichende Beſtätigung hat ſie durch die Ergebniſſe erhalten, zu denen ſie, zunächſt in aſtronomiſchen Unterſuchungen, geführt hat.

Zehntes Kapitel.

Von Wahlen und Abstimmungen.

289. Auch Wahlen und Abstimmungen sind Formen der Auffindung von Urtheilen, solchen nämlich, deren Gültigkeit wir nicht blos anerkennen, sondern durch unsern Beschluß schaffen wollen. In verschiedener Weise hat sich das logische Rechnen auch um sie bemüht; man hat gefragt, welche Hoffnung, bei verschiedenen Einrichtungen, für die Gerechtigkeit eines Richterspruchs, für die Sachgemäßheit einer Entscheidung, für die Klugheit einer Wahl vorhanden sei; diese Fragen, die niemals ohne besondere willkürliche Voraussetzungen psychologischer Natur beantwortbar sind, schließe ich hier aus und beschäftige mich nur mit der Untersuchung, auf welche Weise dem formellen Zwecke aller Abstimmungen genügt werden kann, dem nämlich, einen Beschluß zu erzielen, welcher so vollständig als möglich den Gesammtwillen der Abstimmenden ausdrückt, gleichviel von wie viel Einsicht die Einzelwillen regiert wurden, die ihn zusammensetzen halfen. Im Leben entsteht ein solcher Gesammtwille in Gestalt der öffentlichen Meinung so, daß auch der Inhalt, auf den er sich bejahend oder verneinend bezieht, nach und nach durch die unzähligen Wechselwirkungen aller derjenigen bestimmt wird, die überhaupt Neigungen und Abneigungen zu äußern fähig sind; die logische Betrachtung setzt voraus, daß dieser Inhalt in Gestalt eines bestimmten Vorschlags V oder einer Reihe von Vorschlägen V, W, Z bereits vollständig formulirt gegeben sei und daß der Ausdruck des Willens nur durch Bejahung oder Verneinung dieser Vorlage stattfinde; daß endlich immer eine nach irgend welchen Motiven bestimmte und geschlossene Anzahl S gleichberechtigter Stimmen vorhanden sei, denen es ausschließlich zukommt, den Gesammtwillen festzustellen.

290. Iſt nun, im einfachſten Falle, ein einziger Vorſchlag V gegeben und ſoll ein Beſchluß unbedingt zu Stande kommen, ſo iſt die abſolute Majorität der einzig mögliche Entſcheidungsgrund; ſie allein muß, für Bejahung oder Verneinung des V, immer zu Stande kommen, ſobald für den einen Fall der Stimmengleichheit durch irgend eine feſte Uebereinkunft für ein votum decisivum oder für den Vorzug entweder der Verneinung oder der Bejahung geſorgt iſt. Aber nur mit großer Einſchränkung kann die abſolute Majorität für den wahren Ausdruck deſſen gelten, was man mit Recht den Geſammtwillen der Abſtimmenden nennen würde. Denn die Einzelſtimmen ſelbſt ſind nicht der erſchöpfende Ausdruck der Einzelwillen; da ſie auf Abgabe eines Ja oder Nein beſchränkt ſind, ſo haben ſie kein Mittel, entſchiedenes Wollen oder Nichtwollen von bloßem Zulaſſen oder Nichtwiderſtreben zu unterſcheiden. Gegen dieſe bleibende Unzuverläſſigkeit aller Abſtimmungen gibt es keine andere Abwehr außer der, welche in einer vorangehenden Discuſſion liegt. In dieſer können ſich die verſchiedenen Grade der Intenſität des Bejahens oder Verneinens einen angemeſſenen Ausdruck geben, und die perſönliche Autorität kann ſich gelten machen, die in dem Formalismus der Abſtimmung, welche die Stimmen nur zählen und nicht wägen kann, wirkungslos werden muß; dem Billigkeitsgefühle Aller bleibt freilich überlaſſen, dann in der Abgabe ihrer Stimmen auf dieſe nun doch wenigſtens nicht mehr unbekannte Vertheilung der Neigungen und Abneigungen Rückſicht zu nehmen. Andere conventionelle Beſtimmungen, wie die Forderung einer Zweidrittelmajorität, mindern dieſe Uebelſtände, ohne ſie zu beſeitigen; nur die Einſtimmigkeit würde unzweideutig ſein, aber man kann weder ſie noch jene zwei Drittel fordern, ohne das Zuſtandekommen eines Beſchluſſes fraglich zu machen; beide Vorſchriften ſind daher nur da geeignet, wo es anderweitige wichtige Beweggründe gibt, conſervative Neigungen für den beſtehenden Zuſtand, den man kennt, gegen den Trieb nach Neuerungen zu bevorzugen, deren Ausfall man nicht kennt.

291. Einen allgemein logiſchen Grund kann es nicht geben, von der gleichen Berechtigung aller einmal concurrirenden Stimmen abzugehen; im Leben dagegen ſind billige und unbillige Gründe ſtets wirkſam geweſen, das Gewicht der Stimmen verſchieden zu machen und ſei

es der größeren Einsicht, sei es dem wichtigeren oder bedrohteren Interesse, endlich historisch entstandenen Ansprüchen auf größere Geltung die Oberhand zu verschaffen. Es geschieht theils, indem man einfach die eine Stimme des Bevorzugten einer Mehrheit von Stimmen gleich rechnet, theils indem man die Gesammtheit der Abstimmenden in mehrere Gruppen zu gesonderten Abstimmungen zerfällt und die Majorität der hier entstehenden Majoritäten der einfachen absoluten Majorität der Gesammtheit substituirt, theils endlich geht man zu mittelbarer Abstimmung über, bei der jede der Gruppen ihr Recht einem Bevollmächtigten überträgt und der Majorität dieser Wahlmänner die Entscheidung überläßt. Der erste Fall erfordert keine besondere Betrachtung; der letzte fällt aus aller logischen Behandlung dann heraus, wenn der beauftragte Wahlmann nicht die bereits getroffene Entscheidung seiner Wähler zu vertreten, sondern unabhängig selbst zu stimmen hat; denn die Sicherheit, mit welcher der Erfolg zuletzt dem Gesammtwillen entspricht, hängt von der zweifelhaften Zuverlässigkeit ab, mit der die Wähler die Uebereinstimmung der Gesinnung ihrer Bevollmächtigten mit der eigenen zu beurtheilen verstanden. Der zweite Fall dagegen, die Eintheilung in Gruppen zu gesonderten Abstimmungen, hat folgende bestimmbare Eigenthümlichkeiten.

1. Setzt man die Gesammtzahl S der Stimmen $= 2m.2n$, so ist, wenn einer dieser Factoren die Zahl der gemachten Gruppen, der andere die Anzahl der Stimmen in jeder von diesen bedeutet, $(m + 1)(n + 1)$ die absolute Majorität der einzelnen absoluten Majoritäten, die in diesen Gruppen entstehen, und dieser Werth bleibt derselbe, wenn wir den einen dieser geraden Factoren oder beide durch die nächsthöheren ungeraden $2m + 1$ und $2n + 1$ ersetzen. Es möge dagegen M die einfache absolute Majorität der zu gemeinsamer Abstimmung vereinigten Gesammtzahl S sein. Man überzeugt sich nun leicht, daß $(m + 1)(n + 1) < M$ für alle ungeraden $S > 7$ und für alle geraden $S > 16$, mithin in allen Fällen, welche bei Abstimmungen in Betracht kommen. Immer ist man daher im Stande, durch passende Eintheilung von S in Gruppen eine Entscheidung durch die Minorität der Gesammtstimmenzahl herbeizuführen, und man kann fragen, welche Zerfällungen die vortheilhaftesten sind, um diese entscheidende Minorität so klein als möglich zu machen. Die genaue Beantwortung

dieſer Frage würde viel weitläufiger ſein als die Sache verdient; denn in der Anwendung werden wir uns immer mit einer Annäherung begnügen, da ja unſere genaue Vorberechnung durch jeden kleinen Zufall fruchtlos gemacht würde, der die Abgabe einer mitveranſchlagten Stimme verhinderte. Ich begnüge mich daher mit Folgendem.

2. Denkt man ſich S als Product zweier geraden oder zweier ungeraden Factoren, alſo entweder $= 2m.2n$ oder $= (2m+1)(2n+1)$, erſetzt in der Formel für die entſcheidende Minorität m durch einen Ausdruck in n und S, und differenzirt nach n, ſo erhält man als Bedingung eines Minimum: $2n$ oder $2n+1 = \sqrt{S}$, wodurch auch der andere Factor $= \sqrt{S}$, alſo $m = n$ wird. Nimmt man S als Product eines geraden und eines ungeraden Factors, $= 2m(2n+1)$, ſo erhält man auf gleichem Wege als Bedingung eines Minimum die, daß der gerade Factor $= \sqrt{2S}$ ſei, wodurch der ungerade $= \sqrt{\frac{1}{2}S}$ wird. Nach der Art ihrer Ableitung können beide Formeln hier, wo ſowohl die Zahl der Gruppen als die der Stimmen in ihnen nicht ſtetig, ſondern nur um ganze Einheiten wachſen dürfen, eine genaue Geltung nicht haben; ſie werden namentlich für kleine Zahlen, für welche die Einheit ein beträchtlicher Bruchtheil ihres Werthes iſt, nur unregelmäßig zutreffen; endlich wird der Vortheil, den die ungeraden Zahlen vor den geraden haben, indem die entſcheidende Minorität für $(2m+1)(2n+1)$ nicht größer iſt als die für $2m.2n$, ebenfalls den Einfluß dieſer Regeln beeinträchtigen. Für große Werthe des S jedoch, für welche die Einheit, die Differenz zwiſchen gerade und ungerade, ein immer kleinerer Theil ihres Betrages wird, geben beide Formeln in der That die beiden kleinſten Werthe der geſuchten Minoritäten; man erhält dieſe, wenn man S in zwei Factoren theilt, die entweder einander und der Quadratwurzel von S ſo nahe als möglich gleich ſind, oder deren einer ſo genau als möglich das Doppelte des andern iſt. So gibt 225, als 15.15 und als 9.25 gedacht, die beiden kleinſten Minoritäten 64 und 65, als 5.45 und 3.75 die größeren 69 und 76; ſo die Zahl 11025 als 105.105 und als 147.75 die kleinſten 2809 und 2812, als 175.63 dagegen und als 9.1285 die größeren 2992 und 3215; endlich 20,000 läßt die vortheilhafteſten Zerfällungen in 200.100 und in 125.160 zu mit den Minoritäten 5151 und 5103. Bei kleinen Zahlen kreuzen ſich

die Einflüſſe der verſchiedenen Bedingungen ſehr ſichtbar; 36 gibt als 6.6 die Minorität 16, aber ſchon 4.9 gibt wegen der günſtigen Wirkung des ungeraden Factors die kleinere 15, die vortheilhafteſte Zerfällung iſt 3.12 mit der Minorität 14; hier findet ſich, daß der gerade Factor 12 von der Quadratwurzel von $2S = 72$, welche größer als 8 iſt, weniger abweicht als der gerade Factor 4 in der Zerfällung 4.9. Für 81 dagegen, als Quadrat eines ungeraden Factors, gibt es keine günſtigere Eintheilung als in 9.9 mit der Minorität 25, die andere in 3.27 liegt von beiden Bedingungen zu weit ab; für 144 erhält man aus 12.12 das eine Minimum 49, aus 9.16 das andere 45.

3. In dem einen günſtigſten Falle gleicher Factoren wird die entſcheidende Minorität, in S ausgedrückt, $= (1 + \frac{1}{2}\sqrt{S})^2$; in dem zweiten, welcher den einen Factor doppelt ſo groß als den andern gibt, wird ſie $= (1 + \frac{1}{2}\sqrt{2S})(1 + \frac{1}{2}\sqrt{\frac{1}{2}S})$. Beide Ausdrücke nähern ſich, der zweite langſamer, dem Werthe $\frac{1}{4}S$ um ſo mehr, je größer S wird, bleiben jedoch immer größer als dieſer Bruch, ſo lange S nicht unendlich wird. Die entſcheidende Minorität hat mithin eine untere Grenze, und ſie kann ſelbſt durch die vortheilhafteſte Zerfällung niemals bis auf den vierten Theil der Geſammtſtimmenzahl herabgedrückt werden.

4. Es kann endlich S eine Primzahl ſein, die überhaupt nur eintheilbar zu machen iſt, wenn ſie um wenigſtens eine Einheit vermehrt oder vermindert wird, d. h. hier, wenn man eine der zu machenden Gruppen eine Stimme mehr oder weniger haben läßt, als die anderen. Dieſe unvermeidlich gemachte Willkür kann man nach Gutdünken benutzen; man hat unzweifelhaft gleichviel Recht, 67 als $66 + 1$ oder als $68 - 1$ zu faſſen, und im erſten Fall 5 Klaſſen zu 11 und eine zu 12 Stimmen, im andern 3 Klaſſen zu 17 und eine zu 16 Stimmen zu bilden; verlangt man der Billigkeit wegen, daß unter den Majoritäten, welche die entſcheidende Minorität zuſammenſetzen, ſich die der zahlreicheren Klaſſen immer befinden müſſen, ſo erhält man im erſten Falle $3.6 + 1.7 = 25$, im zweiten $3.9 = 27$. Iſt dieſer Weg einmal geöffnet, ſo betritt man ihn auch, wo es nicht nöthig iſt, und dann wird die Ungleichheit der Gruppen, ſo lange ſie innerhalb billiger Grenzen bleibt, leicht ertragen; ſie mindert die entſcheidenden Minoritäten noch beträchtlich herab. So erhält man für $64 = 6.9 + 1.10$, auch wenn

die Majorität der ſtärkeren Klaſſe ſtets gefordert wird, die Minorität $3.5 + 1.6 = 21$, während aus 8.8 nur die größere 25 floß. Man weiß, daß ſeit Servius Tullius dies Hülfsmittel, in ſehr unbilligen Grenzen, die nur politiſch aber nicht logiſch zu rechtfertigen ſind, in reichlicher Uebung geweſen iſt.

292. Soll zwiſchen verſchiedenen Vorſchlägen V W Z eine Wahl getroffen werden, ſo gehen die Forderungen, welche die Logik an ſich zu ſtellen hätte, nicht mehr mit den Gewohnheiten zuſammen, welche die Praxis zu befolgen pflegt. Wenn eine Mehrheit ſich zu einem collectiven Beſchluſſe vereinigen will, der die größte Geſammtbefriedigung erzeugen ſoll, ſo dürfte ſie dies Ergebniß nicht als eine unvermeidliche Folge aus der Summirung von Willenserklärungen hervorgehen laſſen, deren keine auf die anderen Rückſicht nimmt; dem vernünftigen Willen muß daran liegen, daß er ſeine eigene Entſcheidung nur mit Kenntniß und Beachtung der entgegengeſetzten Neigungen oder Abneigungen der Mitſtimmenden gebe, um ſo mehr, weil die Nothwendigkeit, ſich endlich durch ein nacktes Ja oder Nein zu äußern, ihm kein Mittel läßt, die verſchiedenen Grade der Lebhaftigkeit ſeines Wollens zum Ausdruck zu bringen und ſo dieſem nur das gerechte Maß ſeiner Wirkſamkeit, weder mehr noch weniger, zu ſichern. Ganz kann die vorangehende Discuſſion, auf die ich früher verwies, dieſe Forderung nicht befriedigen; denn wenn Jeder ſich vollſtändig äußern wollte, ſo ginge ſie ſelbſt in eine Abſtimmung über, nur ohne die ſcharfe Form, welche die Ermittelung des Endergebniſſes leicht machte und ſicher ſtellte. Man müßte daher verſuchen, das, was ſie leiſten will, ſo annähernd als möglich durch die Art der Abſtimmung ſelbſt zu erſetzen. Denken wir uns nun V W Z als drei Perſonen, deren eine gewählt werden ſoll, ſo könnten wir folgenden Weg vorſchlagen. Eine erſte Abſtimmung, über alle drei Candidaten zugleich erſtreckt, würde zeigen, welches Maß der Billigung jeder von ihnen im Vergleich mit den andern erfährt. Erwürbe keiner die abſolute Mehrheit der Stimmen, ſo würde die relative Mehrheit nur bei Wahlen von ſehr geringer Verantwortlichkeit entſcheiden können; man bemerkt ihr Gewicht im täglichen Leben: der verhältnißmäßig am meiſten Genannte lenkt die Aufmerkſamkeit auf ſich und erwirbt häufig die übrigen Stimmen hinzu; aber ebenſo oft regt er nun erſt den Widerſpruch auf und nöthigt die Widerſtrebenden zur

Einigung über einen Gegenbewerber. Man verlangt daher ziemlich allgemein die absolute Mehrheit; sie allein bietet die Bürgschaft, daß die Summe der Verneinungen kleiner sein muß als die der Bejahungen, daß also der Wille der Mehrheit getroffen sei, die ultima ratio, die zuletzt immer entscheiden muß, wenn die Meinungen unvereinbar bleiben und ein Gesammtbeschluß doch nicht unterlassen werden kann. Aber wenn nun für einen der Candidaten, für V vielleicht, die absolute Mehrheit erreicht ist, so ist es doch nicht nöthig und nicht an sich richtig, hierin schon die Entscheidung zu sehen; denn dieser erste Wahlgang ließ nur die Anzahl der Stimmen erkennen, die jeden der Candidaten den andern vorzogen oder nachsetzten; er läßt jedoch das Maß dieses Vorzugs unbestimmt, und unbestimmt, wie jede der Stimmen sich zu demjenigen Candidaten verhält, den sie nicht genannt hat. Um dies an den Tag zu bringen, würde eine zweite dreitheilige Abstimmung nothwendig, welche sich mit Ja und Nein über jeden der Candidaten einzeln erstreckte und jedem Wähler die Möglichkeit gäbe, seine Verneinung des einen, die er vorher nur mittelbar durch Bevorzugung eines andern ausdrücken konnte, unmittelbar auszusprechen. Nehmen wir an, in der ersten Abstimmung seien von 20 Stimmen 11 auf V, 5 auf W, 4 auf Z gefallen, so wird, unbegreifliche Inconsequenz der Wähler ausgeschlossen, auch in dem zweiten Verfahren jeder Candidat die Stimmen behalten, die ihn schon im ersten den beiden übrigen vorzogen; aber die übrigen Stimmen können sich sehr verschieden vertheilen. Es ist möglich, daß V jetzt der entschiedenen Opposition von 9 Stimmen begegnet, während Z, der nur von 4 Stimmen vorgezogen worden war, gar keinen Widerspruch findet und noch 16 Stimmen hinzugewinnt, W von den ihm fehlenden 15 noch 10. Um nun hieraus ein Endergebniß zu ziehen, müßte man bedenken, daß die in diesen verschiedenen Wahlhandlungen erlangten Stimmen nicht von gleichem Werthe sind. Die des ersten Verfahrens drückten aus, wie Vielen der von ihnen bejahte Candidat als der Beste erschien, und obgleich diese Billigung noch sehr verschiedene Grade gehabt haben kann, so darf man doch diese *vorziehenden* Stimmen als unter einander gleichartig ansehen und ihnen allen dasselbe Gewicht *m* beilegen. Denn einfach zu sagen, daß man einen Candidaten wolle, ist das Höchste, was man über ihn, in Bezug auf diese Wahlhandlung, sagen kann; es ist gleichgültig, ob man ihn

außerdem noch mehr oder weniger verehrt, denn jede Wahl kann nur auf das unter den gegebenen Bedingungen Beſte, nicht auf das unbedingt Beſte gerichtet ſein; wer alſo unter dieſen Bedingungen V oder W will, will ihn durchaus. Man kann Gleiches über die *verneinenden* Stimmen des zweiten Wahlverfahrens annehmen; wer die Gelegenheit hat, ſich unmittelbar durch Ja oder Nein über V oder W auszuſprechen, und beide verneint, verneint beide ſchlechthin und hat, wenn dieſe Verneinung durchgeht, ſeinen Willen in Bezug auf dieſe Wahl vollſtändig durchgeſetzt; wie tief er ſonſt V oder W haßt oder verachtet, iſt für dieſes Geſchäft gleichgültig; man kann daher auch alle verneinenden Stimmen als gleichartig betrachten und ihnen daſſelbe Gewicht q einräumen. Aber die bejahenden Stimmen, die erſt im zweiten Wahlverfahren erlangt werden, ſind offenbar geringwerthiger als die ſchon im erſten erhaltenen; ſie ſind nur *zulaſſende* Stimmen, während jene die *vorziehenden* waren, und dieſer Unterſchied, eine Mittelſtufe zwiſchen Bejahung und Verneinung bedeutend, iſt allerdings von Wichtigkeit in Beziehung auf dies Wahlgeſchäft. Welches Gewicht jedoch ſeiner zulaſſenden Stimme im Vergleich mit einer vorziehenden zukomme, würde nicht einmal derjenige genau zu ſagen wiſſen, der ſie abgibt; auch würde ſeine Zulaſſung nicht für jeden der Candidaten, dem er ſie ſchenkt, eine gleiche Billigung bedeuten, ſondern für W vielleicht eine größere als für Z. Es iſt daher ſchon ein großer Abbruch an Genauigkeit, aber doch der einzige Verſuch, den Unterſchied der zulaſſenden Stimmen von den vorziehenden überhaupt annähernd zu beachten, wenn wir auch allen Stimmen dieſer Klaſſe einen gemeinſamen Werth p zuſchreiben, der ein echter Bruch von m ſein wird, und deſſen Betrag ſich nur conventionell feſtſetzen läßt. Unter ſolchen Vorausſetzungen würden im obigen Beiſpiel die Stimmen ſich berechnen, für V auf $11\,m - 9\,q$, für W auf $5\,m + 10\,p - 5\,q$, für Z auf $4\,m + 16\,p$, und endlich, wenn man willkürlich $m = q$, das Gewicht alſo der vorziehenden Stimmen gleich dem der verneinenden, und $p = m/_2$, alſo das der zulaſſenden halb ſo groß als das der vorziehenden ſetzte, würden für V nur 2, für W dagegen 5, für Z endlich 12 Stimmen herauskommen, ſehr im Gegenſatz zu dem Ergebniß des erſten Wahlgangs. Verſchiedenes vereinigt ſich nun, um in der Anwendung dieſe logiſchen Forderungen unerfüllbar zu machen. Zuerſt will

man, aus Gründen geſellſchaftlicher Schicklichkeit, überhaupt die Abgabe verneinender Stimmen über Perſonen vermeiden; dann, wenn man ſie auch zuließe, würde ſehr zu bezweifeln ſein, daß die zweite Abſtimmung, auch wenn man ſie der erſten voranſtellte, mit der nöthigen Unbefangenheit geſchehen würde: jene, welche dem V ihre vorziehenden Stimmen zu geben entſchloſſen ſind, würden ſich wahrſcheinlich ſelbſt nicht zugeſtehen, daß ſie auch mit W oder Z zufrieden ſein könnten, und ihre 11 Stimmen würden auch in der anderen Abſtimmung als ebenſoviele verneinende ſowohl gegen W als gegen Z erſcheinen. Endlich würde in jedem Einzelfalle die Vorfrage zu löſen ſein, was denn eigentlich nach der Natur der vorliegenden Sache vorzuziehen ſei, ob die vorzüglichſte Befriedigung der Mehrheit oder die durchſchnittlich größte Befriedigung aller, und hiernach würde ſich erſt das Verhältniß der Gewichte der bejahenden Stimmen zu den verneinenden feſtſetzen laſſen, das nicht nothwendig das der Gleichheit zu ſein braucht; im Gegentheil kann es Fälle geben, wo eine Verneinung billigerweiſe mehr als einer Bejahung das Gleichgewicht hält und die Entſcheidung nicht ſowohl durch die größte Zahl der bejahenden als vielmehr durch die geringſte Zahl der verneinenden Stimmen gebracht werden müßte. Es iſt offenbar ein Unterſchied, ob es ſich um den Beſchluß einer verantwortungsvollen Maßregel, um die Wahl etwa zu einem politiſch bedeutenden Amte, oder ob es ſich um die Einrichtung gemeinſamer Vergnügungen, um die Wahl des Vorſtandes einer geſelligen Vereinigung handelt; es iſt im letztern Falle widerſinnig, unter 20 Mitgliedern 9 Unzufriedene zu machen, um 11 anderen ihren vollen Willen zu thun; im erſten dagegen kann es Sinn haben, die Majorität entſchiedener Willen voll zu befriedigen, anſtatt eine Wahl zu treffen, die nur eine laue Billigung aller fände. Aber freilich gerade im erſten Falle, wo die obenbeſprochene Methode das wünſchenswertheſte Ergebniß liefern würde, iſt ihre Anwendung wegen der unzuläſſigen Abgabe verneinender Stimmen mißlich; im zweiten, wo ihr Ergebniß weniger wünſchenswerth ſein könnte, wäre ihre Anwendung minder ſchwierig, denn hier würden die Verneinungen, da ſie nicht durchaus der Perſon, ſondern auch den von ihr vertretenen Anſichten gelten können, minder beleidigend ſein.

293. In anderer Weiſe, durch eine Art von Eliminationsverfahren kann unſern Wünſchen dann entſprochen werden, wenn aus

einer ſehr großen Anzahl von Candidaten zu wählen iſt, wenn z. B. ein Wahlkörper aus der Zahl ſeiner eignen Mitglieder Einen zu ernennen hat. Man pflegt dann in einem erſten Wahlgang etwa drei zu beſtimmen, auf welche die durch keinerlei Nebenrückſichten bedingte Aufmerkſamkeit der Wählenden zuerſt verfällt, und die daher jedem der Stimmenden jetzt als die wünſchenswertheſten erſcheinen. Man kann hierbei an die Reihenfolge, in welcher jeder Wähler ſeine drei Candidaten nennt oder ſchriftlich angibt, Unterſchiede knüpfen und den primo loco Bezeichneten den anderen vorziehen; ich nehme jedoch zur Vereinfachung an, daß die Ordnung der Nennungen völlig gleichgültig ſei. Es iſt dann ein denkbarer, obgleich ſehr unwahrſcheinlicher Fall, daß dieſelben drei Candidaten V W Z alle Stimmen erhalten; wenn dies ſich zuträgt, kann eine endliche Entſcheidung gar nicht mehr durch das Wahlverfahren erfolgen; denn eine Majorität könnte für einen der drei in einer neuen Abſtimmung nur dann zu Stande kommen, wenn nun einige der Stimmen, ohne daß doch in der Sachlage ein Grund dazu vorhanden wäre, ihre vorige Entſcheidung widerriefen. In dieſem und allen ähnlichen Fällen bleibt nur das Loos oder die Entſcheidung durch einen unbetheiligten Willen, z. B. den einer höheren Behörde möglich. Hat dagegen V allein alle Stimmen gewonnen, ſo iſt ſeine Wahl zweifellos entſchieden, gleichviel wie groß die Stimmenzahl iſt, welche W und Z erlangten; denn es gibt dann keine verborgenen verneinenden Stimmen, denen blos die Gelegenheit zur Aeußerung gefehlt hätte. Es kann aber ſogleich deren geben, wenn V nur die abſolute Majorität, W und Z bedeutende Minoritäten erlangt, die übrigen Stimmen ſich zerſplittert haben. Im Hinblick auf unſere früheren Bemerkungen halten wir es nicht für durchaus gerechtfertigt, hier die Wahl abzubrechen und V als gewählt zu betrachten; man kann vielmehr in einer zweiten Abſtimmung W und Z zuſammenſtellen, ſo daß aus dieſen beiden einer gewählt würde, wobei die Abgabe verneinender Stimmen für W durch Abgabe bejahender für Z und umgekehrt vermieden würde. Einer von beiden muß hier eine größere oder geringere abſolute Majorität erhalten. Sei dies W geweſen, ſo wird eine dritte Schlußabſtimmung zwiſchen dieſem und V endgültig entſcheiden. Dieſer letzte Stimmgang würde natürlich ganz fruchtlos ſein, wenn die abſolute Majorität, die ſchon im erſten für V entſchied, ſich unverändert erhielte; allein die Be-

rückſichtigung des Ergebniſſes der zweiten Abſtimmung kann ein billiges Motiv zur Sinnesänderung herbeigeführt haben. Hätten in dieſer W und Z nahezu gleichviel Stimmen bekommen, ſo würde ſich daran zeigen, daß entweder die gegen V verneinend geſinnten Stimmen unter einander wenig einig ſind oder daß wenigſtens keine andere Wahl eine gleichmäßigere Beiſtimmung findet, als die des V, und die frühere Majorität für V fände darin einen Grund, auf ihrer Meinung zu beharren; wären dagegen alle Stimmen auf W gefallen, ſo könnte für jene Majorität darin ein Grund liegen, bei der Schlußabſtimmung der früheren an ſich ſchon beträchtlichen Minorität für W nachträglich beizutreten, um ein Reſultat herbeizuführen, welches keine Verneinungen gegen ſich hätte. Noch vielerlei Modificationen laſſen ſich denken; ich verfolge ſie nicht, weil die Frage nicht wichtig genug für die drohende Weitläufigkeit iſt; ob übrigens dieſes Eliminirtwerden eigentlich ſchmeichelhafter iſt als eine offene Negation, bleibt mindeſtens zweifelhaft.

294. Sind V W Z nicht Perſonen, ſondern Geſetzvorſchläge, ſo hat die Scheu vor der Abgabe negativer Stimmen keinen Grund, und man könnte logiſch verlangen, daß über jede der vorgeſchlagenen Maßregeln mit Ja und Nein abgeſtimmt werde, ohne daß eine abſolute Majorität, welche die eine erlangte, die Abſtimmung über die übrigen ausſchlöſſe. Die Entſcheidung würde dann entweder durch die größte der entſtandenen Majoritäten oder durch eine neue Schlußabſtimmung gegeben. Dies Verfahren würde diejenigen, welche für ihre Meinung eine bedeutende Stimmenzahl vereinigt haben, dazu veranlaſſen, dieſe auch bei der Schlußabſtimmung feſtzuhalten; aber die, welche für die ihrige nur eine ausſichtsloſe Minorität gefunden hätten, würden Zeit haben, ſich bei der Schlußabſtimmung derjenigen Meinung anzuſchließen, die ſie nach der ihrigen am nächſten billigen und die noch Hoffnung hätte, durch ihren Beitritt die entſcheidende Majorität zu erwerben. Derſelbe pſychologiſche Grund indeſſen, den ich früher erwähnte, ſteht auch hier dieſer Verfahrungsweiſe entgegen: wer den einen Vorſchlag V entſchieden bevorzugt, wird nicht unbefangen kundgeben, daß ihm auch W oder Z erträglich ſei, ſondern wird beide zu verneinen verſucht ſein. Für die Wahl wird daher, da die Annahme des einen Vorſchlags alle folgenden von ſelbſt beſeitigt, die Reihenfolge wichtig, in welcher V W

Z zur Abstimmung gestellt werden. Die Wünsche, welche man logisch in Betreff dieser Anordnung, der schwierigen Aufgabe parlamentarischen Geschickes, hegen kann, spreche ich mit Trendelenburg (Ueber die Methode bei Abstimmungen, Berlin 1850) dahin aus: daß jede Meinung Gelegenheit finde, sich mit dem ihr zukommenden Gewichte gelten zu machen; das, was sie ablehnen will, direct zu verneinen, nicht indirect durch Annahme eines nur theilweis gebilligten Andern; das, was sie wünscht, unmittelbar und einzeln zu bejahen, nicht durch Verwerfung eines nur theilweis mißbilligten Andern; endlich, daß jeder die Möglichkeit habe, zuerst das zu vertheidigen und zu empfehlen, was ihm als sein Erstbestes gilt, dann erst, wenn dies mißlingt, sich auf sein Zweitbestes oder Drittbestes zurückzuziehen. Ob aber die allgemeine Erfüllung dieser Wünsche für jeden Stimmberechtigten und in Bezug auf jeden der gemachten Vorschläge nicht überhaupt an einem inneren Widerspruch scheitert, ob es also denkbar ist, daß nach dem Sinne eines jeden gerade diejenigen Anträge getheilt werden, über deren Bestandtheile er verschieden denkt, und gerade diejenigen vereinigt, die er zusammen angenommen oder verworfen wünscht, dies bedarf keiner Untersuchung. Denn ganz deutlich ist, daß in jedem Falle nur ein auf den vollen Inhalt der vorgelegten Fragen eingehender und durch lange gleichartige Uebung entwickelter Scharfsinn sich der Lösung dieser Aufgabe annähern kann; nur an bestimmten Beispielen, nicht an allgemeinen Symbolen möglicher Fälle, nur in der Praxis und nur sehr wenig durch allgemeine Vorschriften läßt sich das zu beobachtende Verfahren lernen und lehren.

295. Es kann zuerst vorkommen, daß die gemachten Vorschläge V W Z nicht die vollständige Disjunction zusammensetzen, zwischen deren Gliedern zu wählen ist, daß vielmehr die gemeinsame Verneinung aller ein viertes Glied bildet, daß mithin überhaupt etwas Neues nicht beschlossen werden muß, sondern es bei dem bestehenden Zustand sein Bewenden haben kann. Zur Wahl dieser Entscheidung kann man aus zwei Gründen kommen; entweder weil man das Bestehende principiell gegen jede Neuerung schützen will, oder weil man, der Verbesserung grundsätzlich nicht widerstrebend, doch keinen der gemachten Vorschläge annehmbar findet; es ist wichtig, daß der Unterschied dieser Gesinnungen seinen Ausdruck erhalte. Die bloße Ableh-

nung aller einzelnen Vorſchläge nach einander gibt ihn nicht; ſie zeigt blos, daß diejenige Aenderung, die man annehmbar gefunden haben würde, nicht vorgeſchlagen worden iſt; es muß möglich ſein, auch die allen Vorſchlägen gemeinſame Aufforderung zur Veränderung überhaupt als ſolche zu verneinen. Dies geſchieht durch den Antrag auf Uebergang zur Tagesordnung, durch den Antrag alſo, ſämmtliche gemachte Vorſchläge der Debatte und der Abſtimmung nicht zu unterziehen, und ſo das ihnen Gemeinſame eben ſo allgemein abzuweiſen. Wo der Wille zu ſolcher Verneinung vorhanden iſt, hat er die parlamentariſche Pflicht, durch Stellung dieſes Antrags zum vollſtändigen Ausdruck des Standes der Meinungen beizutragen und erſt nach der Verwerfung deſſelben ſich mit der Ablehnung aller beſonderen Vorſchläge zu begnügen. Auch wo anſtatt vieler nur ein einziger Vorſchlag vorliegt, findet der Antrag auf Tagesordnung ſeine Stelle; es ſoll dann nicht dieſer einzelne Vorſchlag als ſolcher, ſondern die allgemeine Intention abgewieſen werden, aus welcher er hervorgegangen iſt und andere ähnliche hervorgehen könnten. So wird die Tagesordnung, ohne angegebene Beweggründe beſchloſſen, zum Ausdruck der Verachtung eines rechtlich oder ſittlich verwerflichen, oder zur Ablehnung eines fremdartigen, zur Competenz der Abſtimmenden nicht gehörigen, endlich zur Beſeitigung eines gefährlichen Vorſchlags, deſſen bloße Discuſſion ſchon im Intereſſe des Gemeinwohles abzuwenden iſt; ſie mildert, als motivirte Tagesordnung, dieſe Verwerfungen, indem ſie durch Angabe ihrer Beweggründe das an ſich Berechtigte eines gethanen Vorſchlags anerkennt, aber die Zweckmäßigkeit ſeiner jetzigen Anbringung und des Eingehens auf ihn verneint.

296. Wenn zwei Vorſchläge V und W in einem Verhältniß der Unterordnung ſo ſtehen, daß W als Verbeſſerungsantrag oder Amendement den Sinn des Hauptantrags V durch Zuſatz, Weglaſſung oder Umformung zu verändern verlangt, ſo iſt es ein logiſch richtiger Gebrauch, die vorläufige Abſtimmung über das Amendement der endgültigen über den Hauptantrag vorangehen zu laſſen. Denn über dieſen kann den Stimmenden eine Entſcheidung erſt dann vernünftigerweiſe angeſonnen werden, wenn er nach ſeiner ganzen Faſſung unzweideutig feſtſteht; nicht aber ſo lange ſein Inhalt noch nachträglichen Umänderungen ausgeſetzt iſt, deren Annahme oder Ablehnung, falls ſie vor-

ausgewußt worden wäre, leicht die voreilig abgegebene Meinung über Bejahung oder Verneinung völlig hätte umändern können. Die Abstimmung über das Amendement W dient dazu, den Sinn eindeutig festzustellen, in welchem der Hauptantrag V der Abstimmung unterliegen soll; mit der Ablehnung von V wird daher auch die nur bedingungsweis vorangegangene Annahme des Amendements wieder wirkungslos. Wenn zu einem Hauptantrag V mehrere einander ausschließende Amendements W und Z, oder mehrere Nebenvorschläge über die Specialisirungen treten, welche V zu seiner praktischen Durchführung nöthig hat, wie es z. B. häufig bei noch festzusetzenden Maßbestimmungen vorkommt, so würde es hier am wenigsten Bedenken haben, über alle diese Vorschläge gesondert abzustimmen und die Entscheidung an die größte erlangte Majorität zu knüpfen. Soll indessen, wie es üblich ist, die Annahme des einen durch absolute Majorität alle übrigen von der Abstimmung ausschließen, so kann man über die nun wichtig werdende Reihenfolge der Fragestellung zuerst anrathen, die Vorschläge so zu ordnen, daß je zwei am wenigsten von einander abweichende unmittelbar auf einander folgen. Dies ist, in etwas anderer Form, bei den beiden Arten der Versteigerung durch Hinaufbieten und durch Herabbieten üblich, und in diesen Fällen wird ohne Unbilligkeit auf die Ungewißheit geradezu gerechnet, in welcher sich jeder Bietende über das Begehrungsmaß aller anderen befindet. Denn da Gebot und Annahme freiwillig sind, so spricht jeder durch sie blos den Werth aus, den der fragliche Gegenstand für ihn nach seiner eigenen Schätzung hat, und es wird keines seiner Rechte durch den offenen Wetteifer Anderer oder durch die Unkenntniß des Nichtvorhandenseins anderer lebhaften Begehrungen gekränkt. Das Herabbieten scheint allgemein dem Verkäufer günstiger, da es den Käufer zur Annahme des Gegenstandes um den höchsten Preis nöthigt, den er für denselben geben zu können glaubt und den er mindern würde, wenn er den Mangel der Concurrenz vorher bemerken könnte; das Hinaufbieten ist dem Käufer günstiger, weil ihm dieser Mangel, wo er stattfindet, benutzbar, im anderen Falle aber wenigstens nur die Ueberbietung des ebenletzten Gebotes nothwendig und die Zeit zur Entschließung nicht übermäßig verkürzt wird. Die Analogie dieses Verfahrens, bei welchem ein Einzelner im Kampf mit andern einen erlaubten persönlichen Vortheil sucht, paßt

ihrem Sinne nach wenig zu den Bemühungen einer Vielheit, in Gemeinschaft mit einander einen dem Gemeinwohl förderlichen Beschluß zu Stande zu bringen; formell ist es indessen doch der Vorgang des Herabbietens, der hier zum Muster dienen muß. Nur wird man überhaupt selten Vorschläge finden, die sich so einfach nach quantitativen Maßen in eine Reihe ordnen lassen; am häufigsten werden W Z . . . ihrem Sinne nach nicht leicht classificirbar verschieden sein. Man wird sie dann nach dem voraussichtlichen Maß ihrer Angemessenheit zu dem allgemeinen Willen ordnen, und diejenigen, die sich am weitesten von dem bestehenden Zustande entfernen, das Ungewöhnlichste und Größte verlangen und deswegen wenig Wahrscheinlichkeit ihres Sieges haben, werden berechtigt sein, zuerst der Abstimmung dargeboten zu werden, damit, wenn sie gegen jene Vermuthung nun dennoch dem allgemeinen Willen zusagen sollten, der Ausdruck dieses Willens nicht unmöglich gemacht werde durch Beginn von einem wahrscheinlicheren Vorschlag, auf den sich aus eben jener irrigen Berechnung leicht alle Stimmen mit voreiliger Entsagung sammeln könnten. Nach der Ablehnung solcher äußersten Vorschläge könnte man, der mathematischen Methode der Eingrenzung ähnlich, zu den mittleren an sich wahrscheinlicheren Gliedern der Reihe übergehen und dabei die Aussicht haben, die endliche Entscheidung für einen Vorschlag zu gewinnen, der die geringst mögliche Abweichung von der allgemeinen Befriedigung einschlösse. Alle diese Regeln sind zuletzt unzureichend; namentlich wo der Beschlußfassung ein vielgliedriges Ganze vorliegt, dessen einzelne Theile nur nach und nach berathen werden können, bleibt es unmöglich, schon im Verlauf dieser Specialberathung alle die Unzuträglichkeiten, Unfolgerichtigkeiten und Widersprüche zu entdecken, die aus der schließlichen Zusammenfügung der vielleicht vielfach veränderten Einzelheiten der Vorlage entstehen würden. Man muß dann die Specialberathung ähnlich derjenigen über Amendements als nur vorläufige betrachten und einer zweiten Lesung oder einer Schlußabstimmung die Freiheit vorbehalten, die mit vereinten Kräften zu Stande gebrachte Mißgeburt wieder umzubringen.

Die formale Absicht aller Abstimmungen endlich, einen Gesammtwillen zu ermitteln, würde zuerst zwar die Feststellung eines Beschlusses Z enthalten, der allen Mitgliedern der Gesellschaft die größte

erreichbare durchſchnittliche Befriedigung M gewährte, dergeſtalt, daß die Minderbefriedigung der einen durch die Mehrbefriedigung anderer ausgeglichen würde. Aber zugleich müßte man doch auch noch wünſchen, zur Ausführung der durch die Annahme von ℵ entſtehenden Verpflichtungen nun auf gleiche Willfährigkeit M bei allen Mitgliedern rechnen zu können. Warum der erſte Zweck nur unvollkommen erreicht wird, habe ich angegeben (292). Der letzte Wunſch dagegen iſt durch logiſche Mittel natürlich unerfüllbar; nur dies kann als eine aus der Natur ethiſcher Zwecke zum Behuf ihrer Verwirklichung nothwendige logiſche Regel abgeleitet werden, daß hier, was ſonſt die Logik nirgends verlangen kann, die eigene perſönliche Ueberzeugung einer abweichenden allgemeinen untergeordnet werden müſſe.

Drittes Buch.

Vom Erkennen.

(Methodologie.)

Als ich in der angewandten Logik den Mitteln nachging, durch die es uns gelingt, den mannigfachen Inhalt unseres Vorstellens jenen idealen Formen der Fassung und Verknüpfung einzuordnen, welche die reine Logik kennen gelehrt hatte, habe ich noch nicht von den allgemeinen *Methoden* gesprochen, mit deren Schilderung die Lehre vom Denken zu schließen pflegt. Ich glaube dort keine unentschuldbare Unterlassung durch ihre Verschweigung begangen zu haben und hier nicht willkürlich zu verfahren, wenn ich sie und Verwandtes diesem letzten Theile meiner Arbeit vorbehalte.

297. Seit Aristoteles hat man *analytische* und *synthetische Methode*, im Wesentlichen immer nach denselben Gesichtspunkten, als die beiden umfassenden Endformen unserer wissenschaftlichen Gedankenbewegung unterschieden. Der antiken Vorstellungsweise galt hierbei der mannigfaltige gegebene Stoff der Untersuchung als der Gegenstand einer Zergliederung, die aus ihm seine einfachsten Bestandtheile oder seine allgemeinsten Bedingungen zu finden hatte; die analytische Methode war daher ein rückläufiges Verfahren, das a principiatis ad principia seinen Weg nahm; die gefundenen Principien dagegen waren die Bausteine, aus deren Zusammensetzung das synthetische Verfahren rechtläufig die gegebenen Einzelheiten erzeugte. Unserem modernen Sprachgefühl entsprechen beide Namen nicht mehr ebenso sehr und wir würden leicht versucht sein, ihre Bedeutungen zu vertauschen. Wir sind nicht mehr an die Hoffnung gewöhnt, eine bloße Zergliederung des Gegebenen werde die gesuchten Principien in ihnen *finden*; wir haben vielmehr erfahren, daß wir sie, für unsere Erkenntniß, häufig durch vergleichende Combination des Mannigfachen *erzeugen* müssen, und sie erscheinen uns deshalb als Endergebnisse eines synthetischen Gedankengangs; wir sind ebenso nicht mehr ausschließlich der Vorstellung ge-

neigt, Principien als Atome der Wahrheit anzuſehen, aus deren Zuſammenſetzung allein die mannigfachen Einzelwahrheiten entſprängen; weit mehr, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, erſcheinen Principien uns entwicklungsfähig und die Ableitung des Bedingten von ſeinen Bedingungen mindeſtens ebenſo allgemein als eine Zergliederung deſſen, was in dieſen enthalten war. Aber es würde der Mühe nicht lohnen hierüber zu ſtreiten; denn ſichtlich iſt zuerſt keine der beiden Methoden, im Allgemeinen wenigſtens, rein durchführbar. Kein analytiſches Verfahren kann durch bloße Zergliederung eines Gegebenen zu einem Princip oder einer allgemeinen Wahrheit gelangen, ohne jedesmal das Ergebniß a des zuletzt gethanen Schrittes mit irgend einem allgemeinen Satze T zuſammenzuhalten und durch verſuchte Unterordnung des a unter T, in dieſem Theile ſeines Weges alſo ſynthetiſch, darüber gewiß zu werden, ob a ſelbſt als ein Letztes anzuerkennen iſt, oder ob Gründe vorliegen, zur Hebung eines Widerſpruchs die Zergliederung nach einer beſtimmten Richtung hin weiter fortzuſetzen. Und keineswegs gehört jenes T, welches ſich hier eindrängt, immer nur zu jenen formal logiſchen Geſetzen, denen man ſelbſtverſtändlich zugeſteht, daß ſie im Einzelnen den modus procedendi jeder denkbaren Methode beherrſchen müſſen; um wirklich weiter zu führen, wird häufig T ein inhaltvoller Satz ſein müſſen, den die Logik nicht geben kann, den man vielmehr als eine aus anderen Gründen feſtſtehende Wahrheit annehmen und dem durch die Zergliederung gefundenen Ergebniſſe überordnen muß. Ebenſo wenig wird eine ſynthetiſche Methode ohne Beihülfe analytiſcher Gedankenbewegung in Gang kommen; hätte ſie auch am Anfang eine Anzahl elementarer Wahrheiten A B C in der Hand, ſo würde ſie doch über die Tautologie des bloßen Zugleichgeltens dieſer Wahrheiten nie hinauskommen, wenn ſie nicht nachweiſen könnte, wie aus dem Zuſammentreffen ihrer Gültigkeit an einem und demſelben Gegenſtand bald dieſe bald jene neuen Folgen x oder y ſich entwickeln müſſen; ob aber x oder y eintreten werde, darüber kann nur durch die vorgängige Zergliederung der Natur dieſes Gegenſtandes, alſo durch eine Strecke analytiſches Verfahrens, entſchieden werden; hierdurch erſt wird die beſtimmte zweite Prämiſſe ermittelt, die in Verbindung mit jenen gegebenen Wahrheiten als erſter den nächſten ſynthetiſchen Fortſchritt zu einem beſtimmten Schlußſatze möglich macht. Es iſt zuzu-

geben, daß auf einzelnen Gebieten die ſynthetiſche Methode unabhängiger erſcheint; die Geometrie kann die Gegenſtände, auf welche ſie ihre allgemeinen Wahrheiten anwenden will, ſelbſt der Reihe nach erzeugen, und die zergliedernde Angabe deſſen, was zur Ableitung jedes neuen Satzes als gegeben gelten ſoll, nimmt in ihren Darſtellungen wenig Raum ein; der Sache nach fehlen kann ſie doch nicht. Aber in allgemeineren Grenzen, da wo es ſich um eine ſynthetiſche Conſtruction von Wirklichkeiten handelt, geht der progreſſiven Ableitung aus den Principien immer eine umfängliche regreſſive Zergliederung des Gegebenen voran, und durch ſie erſt werden dem ſynthetiſchen Verfahren die Richtungen beſtimmt, in denen es zu ſeinen Principien die unentbehrlichen zweiten Prämiſſen zu ſuchen hat.

298. Der Unterſchied beider Methoden läuft daher in der That praktiſch auf einen Gegenſatz hinaus, den man längſt wirklich bemerkt hat: die analytiſche Methode iſt weſentlich das Verfahren der *Unterſuchung*, welche die Wahrheit finden will, die ſynthetiſche das Verfahren der *Darſtellung*, welche die irgendwie auf geraden oder ungeraden Wegen ermittelten Wahrheiten in ihrem eigenen objectiven Zuſammenhange wiedergeben will. Und zwar verſtehe ich unter Darſtellung nicht allein die Mittheilung an Andere, denn für dieſen Zweck iſt die Schilderung des ſubjectiven Erfindungsganges ebenſo nothwendig und unterrichtend; ich meine vielmehr jene logiſche Faſſung des gewonnenen Inhalts, in welcher allein er den idealen Anforderungen unſeres Denkens an eine in ſich ſelbſtändige Wahrheit entſpricht. Innerhalb der angewandten Logik ſchien es mir daher wenig erſprießlich, von dieſen beiden Methoden zu ſprechen; denn ein praktiſches Hülfsmittel zur Löſung von Aufgaben bietet keine von beiden; auch die analytiſche nicht, obgleich wir ſie für die Form der entdeckenden Unterſuchung halten. Dadurch allein, daß wir Jemand auffordern, nach analytiſcher Methode zu arbeiten, haben wir ihm noch keine nützliche Anweiſung gegeben; die Definition der Methode in der allgemeinen Form, in der ſie aufgeſtellt zu werden pflegt, enthält im Grunde nur eine Andeutung über die Richtung, in der der eigentliche Weg erſt zu *ſuchen* iſt; was ihn finden lehrt, beſteht in den einzelnen Kunſtgriffen der angewandten Logik, bei deren Benutzung es ſchließlich ziemlich gleichgültig iſt, ob man ſie hinterher zu einem ſynthetiſchen oder zu einem analytiſchen Verfahren rechnen

will. Und ebenſo: wem wir einen ſynthetiſchen Gang vorſchreiben, der hat hierdurch auch nur eine Aufgabe geſtellt erhalten; wie er ſie richtig löſen wird, eine Frage, zu deren Beantwortung recht eigentlich doch eine Methode dienen ſollte, erfährt er durch die allgemeine Charakteriſtik des von ihm verlangten Verfahrens, von den Gründen zu den Folgen herabzuſteigen, in keiner irgend ausreichenden Weiſe.

289. Dies alles ſtellt ſich anders, wenn wir uns eine Freiheit verſagen, die wir uns in der angewandten Logik geſtatteten, und ſo unſeren Betrachtungen einen befriedigenden Abſchluß zu gewinnen ſuchen. Wo wir dort von Beweiſen, von der Aufſuchung der Beweisgründe, von der Auffindung von Geſetzen ſprachen, haben wir überall in gewiſſer Weiſe unvollendete Arbeit übrig gelaſſen: jeder Verſuch zur Begründung eines Satzes ging nur einige Schritte zurück und kam zur Ruhe, wenn ein anderer Satz erreicht war, deſſen *vorausgeſetzte* Richtigkeit zur Grundlage jenes dienen konnte. Dies Verfahren entſpricht dem wirklichen Verhalten unſerer Gedanken im Leben wie in den einzelnen Wiſſenſchaften. Im Leben liegt unſerer Beurtheilung der Dinge und unſeren Folgerungen nicht ein einziger Satz T, auch nicht eine reinlich abgegrenzte Gruppe gleichartiger elementarer Wahrheiten zu Grunde; ſondern ſehr Vielerlei, von ganz ungleichartigem Gepräge, iſt uns gleich gewiß: hier ein Satz A, der einmal aufgefaßt ſich von nun an mit dem Gefühl ſeiner Denknothwendigkeit aufdrängt, dort ein anderer B als Ausdruck einer Thatſache der Wahrnehmung, die nicht eben ſein müßte, aber unwiderſprechlich iſt; ein dritter C als Grundſatz von ganz unbekannter Herkunft, deſſen Gültigkeit aber in jedem Augenblicke durch einen Verſuch ſeiner Anwendung wiederbeſtätigt wird; mancher Satz D endlich, der aus gleich unbekannten Quellen entſprungen, zwar keine ſolche Bewährung ſeiner Richtigkeit zuläßt, aber doch ein unabweisbares Bedürfniß zu enthalten ſcheint, dem wir genügen zu müſſen glauben, wenn unſere verknüpfende Auffaſſung des gegebenen Mannigfachen Wahrheit haben ſoll. Jeden dieſer verſchiedenen Gewißheitspunkte, und in jedem derſelben kann man ſich eine Mehrheit elementarer Ueberzeugungen zuſammengedrängt denken, benutzt unſere lebendige Gedankenbewegung gelegentlich, um eine ſchwebende Frage zu beantworten; ja ſelbſt einen Satz, der ſeinem Inhalte nach eine Folge der einen Vorausſetzung ſein würde, beweiſen wir uns häufig von einer andern aus,

ſobald ſeine Abhängigkeit von ſeinem eigentlichen Grunde nicht ſofort durchſichtig iſt. So wechſeln wir beſtändig die Fußpunkte unſerer Beurtheilung: bald von einem evidenten Geſetze ausgehend, beſtimmen wir ſeine Folgen, bald durch erneuerte Betrachtung gegebener Folgen ſtärken wir uns in dem Glauben an das Geſetz; Conſequenzen, die mit innerer Nothwendigkeit aus einem anerkannten Princip zu fließen ſcheinen, wehren wir ab um der Unwahrſcheinlichkeit willen, die ſie für einen andern Standpunkt haben; bald gehen wir von A aus, um ein zweifelhaftes B zu erweiſen, bald halten wir B für evidenter und benutzen es zur Begründung von A; was in jedem Augenblicke für uns *pſychologiſch* die größte Gewißheit hat, das gilt uns als der zuverläſſige Punkt, von dem aus die übrigen ſchwankenden Gedanken feſtzuſtellen ſind.

300. Ganz in ſolcher Ungebundenheit bewegt ſich nun allerdings das *wiſſenſchaftliche* Denken nicht; aber die wirkliche Wiſſenſchaft, die wir beſitzen, nicht die ideale, die wir beſitzen möchten, hat doch noch immer mit jenem Verfahren der naturwüchſigen Ueberlegung Aehnlichkeit genug. Eine wirkliche Unterſuchung kommt auch hier kaum jemals zu Stande, ohne daß die Beurtheilung auf einzelnen Vorausſetzungen beruhte, die man theils für unbeweisbar aber gewiß, theils für unbeweisbar aber nur probabel hält, und die man bald als unableitbare Principien der eigenen, bald als verbürgte Ergebniſſe einer andern Wiſſenſchaft anſieht. Selbſt innerhalb eines und deſſelben Gebietes wechſeln die Verſuche der Begründung; ohne die Gewißheit eines Satzes in Zweifel zu ziehen, der früher als Quell der Ableitung für andere galt, glaubt man doch einen andern noch gewiſſer an die Spitze ſtellen zu können und von ihm jenen mit allen ſeinen Folgen abzuleiten. Ueberblickt man aber unſer Wiſſen im Ganzen, ſo wie es unter verſchiedene Wiſſenſchaften vertheilt iſt, ſo wird man keine der letztern in ſich ſelbſt völlig abgeſchloſſen finden, ſondern in jeder derſelben formale oder materiale Principien entdecken, deren Geltung auf Grund ihrer unmittelbaren Evidenz oder ihrer aufklärenden Folgen zugelaſſen wird; aber die Frage nach ihrem Urſprung oder ihrem Zuſammenhang untereinander wird da fallen gelaſſen, wo ihre Beantwortung nichts zu dem inneren Betriebe der Wiſſenſchaft ſelbſt ſcheint beitragen zu können. Dieſen Stand der Sachen hatten wir in der angewandten Logik vor

Augen und glaubten in dieſer Lehre von der Natur der Unterſuchungen uns auf ihn beſchränken zu können. Denn was ſich für angewandte Logik, richtiger für eine Darſtellung der möglichen Anwendungsweiſen der Logik gibt, ſetzt eine Vielheit ſolcher Anwendungsfälle voraus, die nur möglich iſt, wenn das Geſchäft des Unterſuchens in dem Anfang von einem gegebenen Anfangspunkte und in ſeiner geſetzmäßigen Verknüpfung mit ebenfalls vorausgeſetzten feſten Punkten beſteht. Von dieſer Art ſind alle die mannigfaltigen Unterſuchungen, die wir wirklich zu unternehmen pflegen, und unſer Erkennen verhält ſich hierin ähnlich unſerem Leben. Woher im Anfange der Geſchichte unſer ganzes Geſchlecht gekommen iſt, wiſſen wir nicht, und ebenſo unausdenkbar iſt uns ſeine ferne Zukunft; für die meiſten verſchwindet ſchon in naher Vergangenheit die Erinnerung an ihre näheren Vorfahren und für alle iſt die Vorausſicht über die Schickſale ihrer Nachkommen noch beſchränkter; innerhalb dieſer beiden Dunkelheiten liegt doch ein verhältnißmäßig heller Raum des Lebens vor uns mit deutlichen Bedürfniſſen, dringenden Pflichten und erreichbaren Zielen; die Freude am Daſein und die Zuverſicht in der Behandlung der Gegenwart wird nur wenig durch die Ungewißheit des Anfangs und des Endes beeinträchtigt. So iſt es auch mit unſerem Wiſſen. Eine ewige Wahrheit oder einen zuſammengeſchloſſenen Kreis von Wahrheiten ſetzen wir voraus; aber in unſeren gewöhnlichen Ueberlegungen gibt es für ihn weder einen ebenſo vollſtändigen und geſchloſſenen Ausdruck, noch eine deutliche Ueberſicht ſeiner Gliederung; nur einzelne Theile deſſelben werden uns auf eine Weiſe, die wir ſelbſt uns nicht zu zergliedern vermögen, während der Uebung unſeres Denkens im Zuſammenſtoß mit der Wirklichkeit klar und evident; unſer Unterſuchen iſt eine Art von Binnenverkehr, welcher die ungewiſſen und veränderlichen Wahrnehmungen mit dieſen verſchiedenen in unſer Bewußtſein hineinragenden Gipfeln einer in ihrem Zuſammenhang verborgen bleibenden Geſammtwahrheit zu verknüpfen ſucht.

301. Aber ebenſo wie dem Leben die Augenblicke kommen, in denen die Gegenwart erträglich und verſtändlich nur zu werden ſcheint, wenn man ihren Zuſammenhang mit Vergangenheit und Zukunft glaubt ahnen zu können, ebenſo kommen dem Erkennen Veranlaſſungen, aus jenem Kleinhandel des gewöhnlichen Unterſuchens herauszugehen und

ſich über Lage, Verbindung und Sicherheit der Ausgangs- und Zielpunkte ſeiner Bewegung zu beſinnen. Denn nicht immer beherrſchen jene Grundſätze, auf die es vertraut, friedlich jeder ſein geſondertes Gebiet; der Hinweis auf die verſchiedenen Folgerungen, die in Bezug auf die Geſtaltung unſeres Lebens aus den Grundſätzen der mechaniſchen Forſchung und aus den Ausſprüchen des Gewiſſens gezogen werden, macht an einem großen Beiſpiele deutlich, wie die Anſprüche verſchiedener Wahrheitsquellen feindlich an demſelben Gegenſtande der Beurtheilung zuſammenſtoßen; aber auch auf theoretiſchem Gebiete allein fehlen ähnliche Veranlaſſungen zu dem Unternehmen nicht, dasjenige zum Gegenſtand der Unterſuchung zu machen, was dem lebendigen Denken und den einzelnen Wiſſenſchaften als Princip der Unterſuchung gilt. Dieſe große Aufgabe hat weder mit vollſtändigem Erfolg noch vollſtändig erfolglos die Philoſophie aller Zeiten im Auge gehabt, und gewiß würde ihre ganze Auflöſung identiſch mit der Vollendung dieſer Wiſſenſchaft ſelbſt ſein; denn ſie könnte nur darin beſtehen, daß es gelungen wäre, einen zuſammenhängenden Kreis höchſter und zugleich inhaltvoller Wahrheiten feſtzuſtellen, aus dem alle anwendbaren Grundſätze unſeres Unterſuchens mit genauer Ausdeutung ihres wahren Sinnes und mit beſtimmter Bezeichnung der Grenzen ihrer Gültigkeit ableitbar wären. Nicht dieſe umfaſſende Aufgabe, aber ein beſcheidener Theil derſelben ſoll den Gegenſtand der letzten Erörterungen dieſes Buches bilden. Nicht den Inhalt jener Grundſätze wollen wir ſuchen, ſondern die Gründe, auf denen ſubjectiv ihre Gewißheit für uns beruht; nicht die Wahrheit, ſondern die Kennzeichen, nach welchen wir ſie anerkennen und unterſcheiden; oder, wenn es bei den alten Benennungen bleiben ſoll: eine analytiſche Aufklärung über den Weg wollen wir anſtreben, auf welchem wir zu Principien einer ſynthetiſchen Entwickelung gelangen können. Warum ich dieſen Theil der Logik dem Erkennen zueigne, wird die weitere Erläuterung zeigen, deren dieſe vorläufige Bezeichnung unſerer Aufgabe ohnehin bedarf; daß ich ihn Methodologie nenne, geſchieht nicht ohne eingeſtändene etwas willkürliche Deutung dieſes Namens. Fruchtbare Einzelmethoden entwickelt jede Wiſſenſchaft und behandelt ähnliche Probleme nach ihnen; aber der allgemeinen Logik würden dieſe als ſpecielle Kunſtgriffe erſcheinen, welche nicht ſie, ſondern eben jene Wiſſenſchaften zu lehren hätten. Allgemeine Methoden, eben die

ſynthetiſche und die analytiſche, deren ich gedachte, erwähnt zwar die Logik; aber ihre Aufſtellung iſt ein ziemlich unfruchtbares Poſtulat, bis die Rechtsgründe klar ſind, die uns überzeugen, durch die eine die Wahrheit gefunden zu haben, durch die andere ſie in ihre Einzelfolgen entwickeln zu können. Die Erfüllung dieſer letzten Aufgabe möchte ich hier die Methode nennen, nicht in dem Sinne eines allgemeinen Verfahrens, das man an tauſendfältigen Beiſpielen zur Anwendung zu bringen hätte, ſondern als einen einmal zurückzulegenden Gedankengang, als den Zwiſchenweg zwiſchen den verſchiedenen Quellen, aus denen uns Gewißheiten von verſchiedener Art zu fließen ſcheinen, unternommen zur Erkenntniß ihrer Zuſammenhänge unter einander und der Grenzen ihrer Berechtigung.

Erſtes Kapitel.

Vom Skepticismus.

302. Geſetze ſeines Verfahrens kommen dem Denken erſt nach vielfältiger Ausübung ſeiner Thätigkeit durch eine vergleichende Reflexion zum Bewußtſein, die ſich auf dieſe verſchiedenen Beiſpiele ſeines Thuns zurückwendet und die unbewußt in ihnen befolgten Regeln zu geſonderten Gegenſtänden der Betrachtung macht. Noch ſpäteren Urſprungs iſt die Frage nach dem Grunde der Verbindlichkeit dieſer Geſetze und nach den Grenzen, innerhalb deren ihre Befolgung Wahrheit der Erkenntniß verſpricht; ſie kann erſt entſtehen, wenn Erfahrungen von Irrthümern gemacht worden ſind, zu denen nicht die Vernachläſſigung, ſondern die Anwendung jener Geſetze auf jeden vorkommenden Inhalt unſeres Vorſtellens verführt zu haben ſcheint. Mißlingen dann auch die zerſtreut angeſtellten Verſuche, entſtandene Schwierigkeiten und Widerſprüche durch beſſere Deutung entweder deſſen hinwegzuräumen, was uns Wahrheit ſchien, oder deſſen, was wir als gegeben durch Wahrnehmung betrachten, ſo bildet ſich die Stimmung des umfaſſenden allgemeinen Zweifels, der Skepticismus. Vorübergehend und in größerer oder geringerer Nachhaltigkeit tritt dieſe Stimmung in der ernſten Entwickelung jedes Einzelnen auf; als normale Verfaſſung des Gemüths, die am Anfange der Wiſſenſchaft alles überkommene Wiſſen als fragliches Vorurtheil anſehen und der Prüfung vorbehalten ſolle, iſt ſie in der Geſchichte der Philoſophie mehrmals mit großem Nachdruck verlangt worden; als bleibendes Ergebniß hat ſie ſich in den ſkeptiſchen Schulen verfeſtigt, die zu der Ueberzeugung von der Unmöglichkeit ſicherer Erkenntniß gelangt zu ſein glaubten. In dieſer letzten Form, in welcher allein die ſkeptiſche Stimmung zu einem be-

ſtimmten Abſchluß gekommen zu ſein meint, werden wir ſie nicht ſo durchgängig von überkommenen Vorurtheilen frei finden, wie ſie ſelbſt ſich zu ſein rühmt; Eins aber iſt vor allem klar: eine unbedingte Leugnung aller Wahrheit kann dieſe Endmeinung des Skepticismus niemals einſchließen, denn nicht blos die Löſung des Zweifels, ſondern der Zweifel ſelbſt iſt nur möglich unter Vorausſetzung irgend einer anerkannten Wahrheit. Wer auf einen Ausweg aus dem Labyrinth der Skepſis zu irgend einer ſicheren Erkenntniß hofft, gibt dies von ſelbſt zu; denn finden kann er dieſen Weg nur durch eine Unterſuchung; jede Unterſuchung aber iſt nur möglich, wenn wir mindeſtens formale Grundſätze der Beurtheilung vorausſetzen, nach denen die eine Verknüpfung von Gedanken als richtig von einer anderen als einer falſchen oder von einer dritten zweifelhaften unterſchieden werden kann. Und wieder, wer jenen Ausweg leugnet, erkennt leugnend ſelbſt das an, was er verneint. Als die antike Sophiſtik lehrte, es gebe keine Wahrheit, und wenn es eine gäbe, ſo wäre ſie nicht erkennbar, wenn ſie endlich ſelbſt erkennbar wäre, ſo würde ſie doch nicht mittheilbar ſein, — ſo widerſprach ſie durch die That jedem einzelnen dieſer Sätze. Denn das Ganze derſelben gab ſie doch für Wahrheit und konnte mithin nicht jede Wahrheit leugnen; ſie ſuchte die Richtigkeit ihrer Behauptungen ferner zu beweiſen und mußte deshalb eben die mittelbare Erkenntniß der Wahrheit, deren Unmöglichkeit ſie am liebſten dargethan hätte, zu ihren eigenen Gunſten vorausſetzen; die Mittheilbarkeit endlich leugnete ſie in dem Augenblicke, wo ſie auf Grund derſelben Andere überzeugen wollte. Dieſen Widerſprüchen entgehen auch diejenigen nicht, die in dem Ausdruck ihres Ergebniſſes die Form der Behauptung ſcheuen und nicht die Nichtgeltung irgend einer Wahrheit ausſprechen, ſondern nur ihr non liquet auch auf dieſe allgemeine Frage anwenden möchten; gewiß können ſie und wir mit ihnen dieſe Antwort oft geben, wo es ſich um die Prüfung einzelner Behauptungen auf Grund gültiger Wahrheiten handelt; daß aber die Geltung aller Wahrheit zweifelhaft ſei, läßt ſich zwar mit Worten ſagen, aber den Worten entſpricht kein ausführbarer Gedanke mehr; wir könnten die Bedeutung jenes liquet nicht mehr angeben, das wir hier leugnen, wenn wir nicht gewiſſe Bedingungen dächten, unter denen es ſtattfinden würde, wenn wir alſo nicht irgend eine unbedingt gültige Wahrheit vorausſetzten, aus der die

Berechtigung flösse, über dasjenige zweifelhaft zu sein, dessen Uebereinstimmung mit ihr nicht nachweisbar ist. Aber nicht nur jeder Abschluß der Skepsis durch irgend eine Behauptung, sondern auch der Zweifel selbst als Thatsache ist unmöglich ohne diese Voraussetzung, unmöglich wenigstens in dem Sinne, in welchem allein wir hier von ihm zu sprechen haben; denn Ungewißheit freilich würde es dann, wenn keine Wahrheit Nothwendiges und Nichtnothwendiges unterscheiden lehrte, nicht zuweilen, sondern, in Bezug auf Zukünftiges wenigstens, immer geben, dafür aber auch nie Veranlassung zu der zweifelnden Frage, ob ein Gegebenes einem Maßstab entspreche, dem zu entsprechen oder nicht zu entsprechen nur dann einen Unterschied macht, wenn er als Maßstab, als Bedingung, als Wahrheit anerkannt ist. Wie ausgedehnt daher auch immer die Ansprüche des Skepticismus sein mögen: er kann dennoch nicht nur die Anerkennung einer an sich gültigen Wahrheit, sondern auch die Voraussetzung nicht los werden, menschliches Denken besitze Grundsätze, nach denen es wenigstens die Unnachweisbarkeit der Uebereinstimmung gegebener Vorstellungen mit dieser Wahrheit zu beurtheilen vermöge.

303. Bis zu diesem Zugeständnisse nun läßt die skeptische Stimmung sich leicht treiben; sie wird einräumen, von der Anerkennung einer an sich gültigen Wahrheit durchdrungen zu sein, und zugeben, daß denknothwendige Gesetze unser Untersuchen und Zweifeln beherrschen; aber darüber ist sie bekümmert, ob diese beiden Glieder zusammenpassen. Eben weil wir wissen, daß es eine Wahrheit geben *muß*, und hierdurch zugleich wissen, daß es einen Irrthum geben *kann*, wie werden wir gewiß, ob nicht auch jene denknothwendigen Gesetze in unserem Geist dieser Seite des Irrthums angehören, ob also nicht Alles an sich ganz anders sei, als es uns denknothwendig *scheinen* muß zu sein? Es ist klar, daß diese Skepsis, die zum Zweifel nicht durch einen positiven Grund getrieben wird, der in der Natur des bezweifelten Inhalts läge, die vielmehr die allgemeine *Möglichkeit* Zweifel zu erheben für einen Rechtsgrund ihrer wirklichen Erhebung ansieht, niemals eine demonstrative Widerlegung zulassen kann. Denn jeder Grund, den man gegen sie in das Feld führen kann, wird sich nur auf die Evidenz und Nothwendigkeit stützen können, mit welcher er selbst gedacht wird, und gehört also mit zu dem Bereich des Denknothwendigen, in Bezug auf

welches jene öde Frage, ob nicht dennoch Alles ganz anders ſei, ins Unendliche wiederholt werden kann. Auch dieſe Frage iſt in der Geſchichte der Philoſophie mehrmals aufgeſtellt worden; noch am Anfange der Neuzeit hat Descartes, nachdem er von dem Vorhandenſein einer unſerem Geiſte angeborenen denknothwendigen Ideenfülle ſich überzeugt zu haben glaubte, ſie in der anſchaulichen Geſtalt der Vermuthung vorgetragen: ob nicht ein böſer Dämon unſere Natur ſo eingerichtet haben könne, daß alle unſere Gedanken falſch ſein und dennoch uns ſelbſt als evidente denknothwendige Wahrheiten vorkommen müßten? Und dieſe Vermuthung meinte er nur widerlegen zu können durch den Hinweis darauf, daß auch die Vorſtellung eines unbedingt vollkommenen heiligen Gottes unter jenen angeborenen Ideen vorhanden ſei; aus ſich ſelbſt aber könne der endliche Geiſt nicht den Gedanken deſſen erzeugt haben, was größer iſt als er ſelbſt, den Gedanken des Unendlichen; nur ein wirklicher heiliger Gott könne ihn in uns gelegt haben, dieſem heiligen Gott aber widerſpreche es, uns zu täuſchen. Es iſt ein Zug in dieſer Beweisführung, der unſere Aufmerkſamkeit reizen könnte: der hindurchblickende Gedanke, in unſerer unmittelbaren Zuverſicht zu der Bedeutung der ſittlichen Idee liege zuletzt die Bürgſchaft auch für die Wahrheit unſerer Erkenntniß; aber ſo wie der Schlußſatz hier kurzer Hand Beides zuſammenſtellt, wird er allerdings Niemand überzeugen. Denn was läßt ſich am Ende mit Grund den religiöſen Auffaſſungen entgegenſtellen, die auch von dem Glauben an einen heiligen Gott ausgehen, aber es mit ſeiner erziehenden Weisheit ſehr wohl verträglich finden, daß er einen großen Theil der Wahrheit unſerer menſchlichen Erkenntniß ganz entzogen habe? Und wenn er nun nicht einen Theil, ſondern alle Wahrheit uns verſagt, dafür aber unſern Geiſt mit ihm denknothwendigen Einbildungen ausgeſtattet hätte, welches Recht hätten wir, mit dem tadelnden Namen einer Täuſchung dieſe Verſagung der Wahrheit und die Verleihung des Irrthums zu belegen, bevor wir nachgewieſen hätten, daß auf die Gewährung der erſten unſer Geiſt ein Recht beſitze, welches Gott nicht ohne Abbruch ſeiner eignen Heiligkeit unbeachtet laſſen dürfte, und daß die Erkenntniß alles Seienden, wie es iſt, die nothwendige Vorbedingung zu der Erfüllung der Zwecke ſei, die wir den Abſichten eben dieſer Heiligkeit zutrauen? Dieſen Beweis hat Descartes weder erbracht noch verſucht; er überläßt ſich in dieſem Ge-

dankengange ſehr ſorgloſ gewiſſen Annahmen, die bei der Beurtheilung des inneren Verkehrs der Menſchen unter einander ihre beſchränkte Berechtigung haben, aber zu grundloſen Vorurtheilen werden, wenn ſie auf dieſe umfaſſendſte Frage nach dem Sinne einer in endlichen Geiſtern ſich offenbarenden Denknothwendigkeit angewandt werden; ſeine Erörterung würde uns wirklich nicht hindern anzunehmen, zwar nicht ein boshafter Dämon, aber eine geſtaltende Macht überhaupt habe uns ſo gebildet, daß in der That Alles uns denknothwendig anders zu ſein ſcheine als es iſt. Zweierlei nun bleibt uns übrig. Wir können zuerſt denjenigen, der dieſer Annahme beizutreten geneigt iſt, ſich ſelbſt überlaſſen, da wir die Unmöglichkeit ſeiner Widerlegung einſehen, ſo lange er ſein Zweifeln nicht auf beſtimmte Gründe ſtützt, die den Zweifel nothwendig machen, ſondern nur auf die Möglichkeit, ihn ſtets ohne allen Grund zu wiederholen; dieſer Neigung gegenüber würden wir uns wiſſenſchaftlich auf einen Grundſatz des Selbſtvertrauens der Vernunft zurückziehen, dem im Leben auch unſer Gegner zu folgen nicht umhin kann und nicht verſchmäht: wir würden Denknothwendiges ſo lange für wahr halten, bis es durch ſeine eigenen Folgerungen eine andere Aufklärung über ſich gibt und ſelbſt uns nöthigt, es für einen Schein zu erklären, der dann nicht ſchlechthin ungültiger Schein iſt, ſondern in einer angebbaren Beziehung zu der Wahrheit ſteht, welcher er nicht mehr gleicht. Dies Verhalten beobachtet man im Leben; denn ſo lange die Welt ſteht, iſt jener grundloſe Skepticismus zwar immer zuweilen wieder zum Vorſchein gekommen; aber ebenſo oft hat man ihm einfach den Rücken gekehrt. Einer wiſſenſchaftlichen Betrachtung geziemt dies nicht ganz; der andere Weg ſcheint mir nützlicher, die innere Haltloſigkeit jener wunderlichen Bekümmerniß aufzudecken, ob nicht am Ende Alles an ſich anders ſei, als es uns denknothwendig ſcheinen müſſe? Was heißt doch endlich dieſes Anſich, oder dies Anſichſein von irgend Etwas, das wir unſerer denknothwendigen Auffaſſung deſſelben Etwas entgegenſtellen und das anders ſein könnte als dieſe? Hierin liegt, wie wir jetzt ausführen wollen, ein Vorurtheil unſerer zuſammengeſetzten Bildung, das unbeſehen in dieſe Skepſis, die jedes Vorurtheil abgethan zu haben glaubt, übergegangen iſt.

304. Wer über die Berechtigung und die Quellen ſeiner Er-

kenntniß nachzudenken beginnt, findet ſich zunächſt in alle die Vorausſetzungen verſtrickt, die unbewußt im Laufe ſeiner Bildung auf Grund eigner Erlebniß oder durch Ueberlieferung ihm entſtanden ſind; denn die Anfangsſtimmung des Geiſtes kann nicht der Zweifel, ſondern nur das Zutrauen zu allen ſeinen Wahrnehmungen ſein. Keine von jenen Vorausſetzungen iſt allgemeiner, als die Vorſtellung einer unabhängigen Welt der Sachen, zu der wir alle gewohnt ſind unſere Gedankenwelt in Gegenſatz zu bringen. Irrthümer, welche uns innerhalb dieſer Gedankenwelt begegnen, unterſcheiden wir als leicht heilbare Schäden von dem befürchteten großen Irrthum, in welchem ſich vielleicht die geſammte Folgerichtigkeit der Gedankenwelt gegenüber jener Welt der Sachen ſelbſt befindet. Die zweifelnde Frage, ob nicht doch Alles anders ſein könne, als es uns ſcheinen muß, hat daher verſtändlichen Sinn zunächſt nur unter der Vorausſetzung, daß unſer Erkennen zum Abbilden einer Sachenwelt beſtimmt ſei, und in der That hat man am häufigſten die Wahrheit, über deren Möglichkeit für uns man ungewiß iſt, als die Uebereinſtimmung unſerer Erkenntnißbilder mit dem Verhalten der Sachen definirt, welches ſie abzubilden behaupten. Das gewöhnliche Bewußtſein verläßt im Leben dieſen Standpunkt nie; die Philoſophie hat ihn öfters, im Verlaufe ihrer Unterſuchungen und auf Grund von Erkenntniſſen, die ſie ſchon zu beſitzen glaubte, aufgegeben; einer Skepſis aber, welche bei Erforſchung der Möglichkeit unſerer Erkenntniß allen Vorurtheilen entſagen wollte, war es zunächſt Pflicht, nicht eine Definition der von ihr geſuchten Wahrheit ſtillſchweigend beizubehalten, die auf das unerörterte Vorurtheil von dem Vorhandenſein jener Außenwelt der Sachen gegründet iſt. Beſtreiten, daß dieſe Annahme ein Vorurtheil ſei, könnte nur derjenige, der nie einen Zweifel erhöbe, ſondern an der unmittelbaren Wahrnehmung ſich ſo vollſtändig genügen ließe, daß ſie ihm zugleich ein zwingendes Zeugniß für das Daſein und zugleich eine fehlerloſe Offenbarung über die Natur dieſer Außenwelt ſchiene; wer aber einmal an der Wahrheit einer Wahrnehmung zweifelt und dabei als ſelbſtverſtändlich die Vorausſetzung von dem Daſein der Sache feſthält, der ſie eigentlich entſprechen ſollte, der kann zuerſt ſeinen Zweifel nur erheben auf Grund gewiſſer ihm ſelbſt denknothwendig erſcheinenden Ueberzeugungen über die Natur jener Sache ſelbſt, die ihm verbieten, die gegebene Wahrnehmung als ihr wahres Abbild anzuſehen;

da ihm aber ferner die Sache selbst nun nicht mehr durch unmittelbare Wahrnehmung gegeben ist, so kann auch die Nöthigung, ihr Dasein überhaupt festzuhalten, nur auf dem Zwange einer ihm selbst angebornen Denknothwendigkeit beruhen, die ihn nöthigt, das mannigfache Wahrgenommene durch den Gedanken jenes Nichtwahrgenommenen zu ergänzen, um das Ganze seiner Vorstellungen in eine innerliche, den Gesetzen *seines* Denkens entsprechende Uebereinstimmung zu bringen. Unserem unmittelbaren Glauben nicht, wohl aber unserer wissenschaftlichen Rechtfertigung über unser Beharren bei der Annahme der Wirklichkeit jener Sachenwelt, liegt eine philosophische Erörterung dieser Gedanken zu Grunde, und die Systeme des Idealismus und des Realismus sind hierüber zu entgegengesetzten Ergebnissen gekommen. Diese umfassende Frage hier zur Entscheidung zu bringen, ist nicht im mindesten unsere Aufgabe; im Gegentheil ist unsere Absicht zu zeigen, daß sie methodologisch nicht in diesen Beginn erkenntnißtheoretischer Ueberlegungen hätte eingeflochten werden sollen. Ein und derselbe Gedanke ist zu diesem Zwecke in zwei Formen zu verfolgen; zuerst ist zu erinnern, daß jede Entscheidung über jene Frage die Anerkennung der Competenz des Denkens voraussetzt; dann ist zu zeigen, daß nie etwas Anderes als der Zusammenhang unserer Vorstellungen unter einander den Gegenstand unserer Untersuchungen ausmachen kann.

305. Wenige Worte genügen, um das Erste zu wiederholen. Jede Kritik unseres gesammten Erkenntnißvermögens P, unternommen in der Absicht, seine Uebereinstimmung mit der Natur von Dingen zu untersuchen, würde zur Entscheidung eine andere Quelle Q der Wahrheit voraussetzen, welche uns diese Natur unverfälscht kennen lehrte; denn nur Bekanntes mit Bekanntem können wir vergleichen, nicht Bekanntes mit Unbekanntem. Sei nun dieses Q uns gegeben, gleichviel ob in Gestalt einer umfassenden, unserem Geiste ursprünglich mitgetheilten Offenbarung oder in Gestalt einer Gewißheit, die uns in Bezug auf einzelne Fragen jedesmal in dem Augenblicke ihrer Aufwerfung plötzlich überkäme, wie werden wir es mit den Aussprüchen jenes P vergleichen, welches uns unsere Einzelvorstellungen nach bestimmten Gesetzen zu verknüpfen gebietet? Sind P und Q einstimmig, wodurch würden wir sie beide unterscheiden können, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß nicht nur unsere subjective Erkenntniß P hier zu Worte gekommen, sondern

außerdem noch durch jene höhere objective Wahrheit Q beſtätigt und in ihrer Uebereinſtimmung mit den Dingen ſelbſt bezeugt worden iſt? Wir würden es gar nicht können, ſondern der vereinigte Ausſpruch beider würde genau denſelben Zweifeln unterliegen, denen der von P allein ausgeſetzt geweſen wäre. Wenn aber Q uns etwas anderes lehrte als P', wie würden wir den Streit entſcheiden? Geſetzt auch, daß thatſächlich Q die Wahrheit und P' den Irrthum lehrte, auf welche andere Weiſe könnte unſer Glaube an dieſe höhere Berechtigung von Q erweckt werden als durch die größere unmittelbare Gewißheit, mit welcher ſein Ausſpruch gegenüber dem von P' auftritt? Aber dieſe Gewißheit iſt undenkbar, ohne daß Q mit eben derjenigen Wahrheit übereinſtimmt, die das allgemeine Geſetz unſerer ſubjectiven Erkenntnißfähigkeit P' bildet; was dieſer widerſtreitet, würde, auch in unmittelbarer Wahrnehmung *gegeben*, uns ſtets für ein Räthſel, aber nicht für Offenbarung gelten. *Bleiben* daher Q und P' einander entgegengeſetzt, ſo erfahren wir nicht eine Widerlegung des P' durch das höhere Recht des Q, ſondern wir erleben einen inneren Widerſtreit zwiſchen zwei Aeußerungen *deſſelben* unſerem Geiſt eigenthümlichen Erkenntnißvermögens, einen Widerſtreit, der entweder bei dem Mangel einer anrufbaren höheren Inſtanz niemals oder nur dadurch geſchlichtet werden kann, daß eben dieſes ſelbe Erkenntnißvermögen einen ihm ſelbſt angehörigen höheren Geſichtspunkt auffindet, von welchem aus eine oder die andere jener entgegengeſetzten Aeußerungen berichtigt und der nun blos ſcheinbare Widerſpruch zwiſchen ihnen beſeitigt wird. Auf das mithin, was uns denknothwendig iſt, ſind wir thatſächlich in jedem Falle beſchränkt; das Selbſtvertrauen der Vernunft, daß Wahrheit überhaupt durch Denken gefunden werden könne, iſt die unvermeidliche Vorausſetzung alles Unterſuchens; welches der Inhalt der Wahrheit ſei, kann immer nur durch eine Selbſtbeſinnung des Denkens gefunden werden, das ſeine einzelnen Erzeugniſſe unabläſſig an dem Maßſtabe der allgemeinen Geſetze ſeines Thuns mißt und prüft.

306. Ueber den hierin enthaltenen Cirkel bedenklich zu ſein, iſt nicht nur nutzlos, da ſeine Unvermeidlichkeit nun doch handgreiflich iſt, ſondern auch überflüſſig, weil niemals, und dies iſt das Andere, was wir zu zeigen haben, ein Augenblick kommen kann, welcher den in dunklem Argwohn von dorther befürchteten Schaden uns bemerkbar

werden ließe. Alles, was wir von der Außenwelt wiſſen, beruht auf den Vorſtellungen von ihr, die in uns ſind; es iſt völlig gleichgültig zunächſt, ob wir idealiſtiſch das Vorhandenſein jener Welt leugnen und nur unſere Vorſtellungen von ihr als das Wirkliche betrachten, oder ob wir realiſtiſch an dem Sein der Dinge außer uns feſthalten und ſie auf uns wirken laſſen; auch in dem letzteren Falle geben die Dinge doch nicht ſelbſt in unſere Erkenntniß über, ſondern nur Vorſtellungen, die nicht Dinge ſind, erwecken ſie in uns. Die mannigfaltigen Vorſtellungen in uns alſo, woher ſie auch gekommen ſein mögen, bilden das einzige unmittelbar Gegebene, von dem unſere Erkenntniß beginnen kann; in ihnen und in dem Verlauf ihres Wechſels und ihrer Verknüpfungen ſuchen wir eine geſetzliche Ordnung nach Anleitung der allgemeinen Grundſätze unſeres Denkens auf, die uns beſtimmen, was für Ordnung und Wahrheit, was für Widerſpruch und Räthſel zu halten ſei. So oft wir ein ſolches Geſetz entdeckt haben, nach welchem ſich der Zuſammenhang zweier beſtimmten Vorſtellungen B und F in uns allgemein und immer richtet, ſo oft haben wir ein Stück von dem erreicht, was wir Erkenntniß der Sache nennen; ſcheitern wir in der Bemühung, einen ſo beſtändigen Zuſammenhang zwiſchen B und F aufzufinden, ſo liegt ein Räthſel vor, deſſen Auflöſung wir immer darin ſuchen, allgemeingültige Beziehungen zwiſchen B und einem andern Vorſtellungsinhalt M, zwiſchen F und einem vierten N aufzuſuchen, und dann zu zeigen, daß wegen eines veränderlichen Zuſammenhanges, der zwiſchen M und N ſtattfindet, derjenige zwiſchen B und F nicht durch das verſuchte einfache Geſetz, ſondern nur durch ein anderes, das auf M und N Rückſicht nimmt, ausgedrückt werden kann. Zweifeln wir endlich daran, ob eine Relation, die wir zwiſchen zwei Vorſtellungen B und F in uns gefunden haben, ſachlich richtig ſei, ſo heißt dies nie etwas anders als: wir zweifeln daran, ob allgemein und immer, ſo oft B und F in unſerem Bewußtſein als Vorſtellungen auftreten werden, zwiſchen ihren Inhalten dieſelbe Relation ſtattfinden werde, die wir vorher aus nur einigen ihrer Wiederholungsfälle abſtrahirt hatten. Was man aber mit der wiederholten Frage wolle, ob eine für unſer Bewußtſein *immer* ſich beſtätigende Beziehung zwiſchen B und F auch *an ſich* richtig ſei, iſt nur in einem Falle begreiflich: dann nämlich, wenn dieſe hier thatſächlich beſtehende Beziehung den allge-

meinen Vorausſetzungen nicht gemäß iſt, welche wir nach der eignen Nothwendigkeit unſeres Denkens über alle Beziehungen des Mannigfaltigen überhaupt und ſo auch über diejenigen machen müſſen, die wir uns als beſtehend zwiſchen verſchiedenen von uns unabhängigen realen Weſen denken wollen. Nicht dies Reale einer vorausgeſetzten Außenwelt ſelbſt tritt hier zwiſchen unſere Vorſtellungen als ein Maßſtab, an dem die Wahrheit dieſer Vorſtellungen zu meſſen wäre; ſondern immer nur die uns nothwendige Vorſtellung von dem möglichen Verhalten einer ſolchen Welt, *wenn* ſie iſt, alſo einer unſerer eigenen *Gedanken*, iſt das Maß, an dem wir die unmittelbar evidente oder einer Aufklärung bedürftige Wahrheit anderer Gedanken meſſen.

307. Es iſt vielleicht überflüſſig, vielleicht aber doch nützlich, dieſe einfache Ueberlegung noch von entgegengeſetzter Seite her zu wiederholen, und zu fragen, wie es denn zugehen müſſe, wenn wir irgend eine angebliche Erkenntniß Z als einen Irrthum erkennen ſollen? Geſetzt, wir wüßten aus unſeren Beobachtungen, daß zwiſchen wiederholt in uns entſtehenden Vorſtellungen B und F die unveränderliche Beziehung Z nicht ſtattfinde, dieſe Beziehung ſich vielmehr ändere je nach den veränderlichen Verhältniſſen, in denen B mit M und F mit N verbunden vorkomme; ein anderer unſerer Mitmenſchen aber lebe in einem Erfahrungskreiſe, in welchem ausſchließlich die Bedingungen gelten, unter denen die Relation Z zwiſchen B und F ſtets beſtehen muß: ſo wird für ihn weder je die Veranlaſſung zu einem Zweifel an Z kommen, noch wird der Glaube an Z den Zuſammenhang ſeiner übrigen Vorſtellungswelt beeinträchtigen, ſo lange Z mit den allgemeinen Geſetzen ſeines Denkens verträglich iſt. Allerdings wird die Vorausſetzung, Z ſei eine von weiteren Bedingungen unabhängige Relation zwiſchen B und F, es ihm ſehr erſchweren können, für die Verhältniſſe anderer Beſtandtheile U und W ſeines Erfahrungskreiſes ein einfaches Geſetz zu finden, das er finden würde, wenn er die Abhängigkeit des Z von Bedingungen erkannt hätte, die auch das Verhältniß zwiſchen U und W mitbeſtimmen; aber ſo lange er ſeinen Glauben an Z nicht weiter als auf die Gegenſtände ſeiner Vorſtellungswelt ausdehnt, wird es ihm doch gelingen, das in dieſer Zuſammengehörige in einen wenn auch ſchwerfällig ausgedrückten Zuſammenhang zu bringen. Wir nun, im Beſitz der Beobachtungen, die ihm fehlen,

ſehen ſeinen Irrthum; ihn ſelbſt aber können wir von demſelben nur dadurch überzeugen, daß wir ihn aus ſeinem beſchränkteren Erfahrungskreiſe herausreißen und in einen weiteren verſetzen; dann, wenn in ihm ſelbſt neue Vorſtellungsverknüpfungen entſtehen, die von ſeinen früheren ſich unterſcheiden, wird er zugeſtehen, ſich geirrt zu haben; und auch dann nur zugeſtehen, daß die Allgemeinheit falſch war, mit der er die Relation Z zwiſchen B und F dachte, während ſie immer wahr bleibt, wenn die Bedingungen hinzugedacht werden, unter denen ſie ihm unbewußt galt. Wie nun, wenn wir an die Stelle dieſes einen in ungünſtige Verhältniſſe gebannten Beobachters die menſchliche Vernunft überhaupt ſetzen und ſie eingeſchränkt in eine zuſammenhängende Vorſtellungsweiſe denken, die dem wahren Verhalten einer außer ihr befindlichen Sachenwelt nicht entſpricht? Auf welche Weiſe wird der beſtändige Irrthum, in welchem wir uns dann alle befinden, zu unſerer Kenntniß kommen und welchen Schaden wird unſere Erkenntniß von ſeinem Fortbeſtande haben? Sehen wir zunächſt ab von der Belehrung, die uns ein Engel ertheilen könnte, ſo finden wir: die Sachen ſelbſt ſind es gewiß nicht, die ſich plötzlich einmal ſelbſt zwiſchen unſere Gedanken drängen und deren Falſchheit aufdecken; käme auch die Welt der Dinge in ihrem ſelbſtändigen Verlauf einmal in neue Conſtellationen, die ganz ſchneidend den Auffaſſungen widerſprächen, welche wir uns über ſie gebildet hätten: merklich würde uns dieſer Widerſpruch immer nur dadurch, daß ihre Einwirkung auf uns jetzt Vorſtellungen in uns erweckte, deren Verknüpfung den früher für ſie angenommenen Regeln nicht mehr folgt. Dann haben wir einen jener inneren Irrthümer begangen, deren Vorkommen wir natürlich zugeſtehen; wir haben die veränderliche Welt der Vorſtellungen in uns, das einzige Material, das unſerem Erkenntnißbeſtreben vorliegt, falſch interpretirt; wir erkennen jetzt, daß wir zugelernt haben und daß der Satz Z die früher von ihm geglaubte Allgemeingültigkeit nicht beſitzt, aber auch, daß er zu gelten fortfährt, wenn die jetzt bekannt gewordenen Bedingungen ſeiner Gültigkeit zu ihm hinzugedacht werden. Und da nun die Allgemeingültigkeit des Z ein Irrthum iſt, ſo iſt auch die ſo beſchränkte Gültigkeit des Z eine Wahrheit, und wir lernen einſehen: weil Irrthum uns zuletzt immer nur durch einen inneren Widerſtreit in unſerer eigenen Vorſtellungswelt bemerkbar werden kann, ſo beſteht auch das

Erkennen der Wahrheit nur in der Auffindung von Geſetzen, nach denen dieſer innere Zuſammenhang unſerer Vorſtellungswelt ſich immer richten wird, wie unendlich wir auch ihren veränderlichen Lauf fortgeſetzt denken mögen. Gewiß iſt dieſe Auffindung ein unvollendbares Unternehmen und wir haben die ganze Wahrheit nicht, ſondern wir ſuchen ſie; ſo oft wir indeſſen eine frühere Ueberzeugung Z auf Veranlaſſung neuer Erfahrungen in unſerer Vorſtellungswelt berichtigen, haben wir zwar noch nicht die volle Wahrheit erreicht, aber diejenigen Irrthümer aufgehoben, die ohne dieſe Berichtigung fortgedauert hätten.

308. Ich müßte mich ſehr täuſchen, oder dieſe Erörterung wird Niemand genügen. So bleiben wir dennoch, wird man einwerfen, wenn wir auch innere Widerſprüche in uns tilgen, in den umfaſſenden Irrthum unſeres ganzen in ſich verwachſenen Vorſtellens eingeſchloſſen und ſehen nie die Wahrheit an ſich, ſondern nur was uns Wahrheit ſcheinen muß. Rufen wir denn jetzt jenen Engel zu Hülfe, der aus ſeiner reineren Atmoſphäre herab die Dinge ſchaut, wie ſie ſind. Wie ſehr, bilden wir uns ein, würden wir erſchrecken, wenn plötzlich durch ihn der Schleier vor unſern Augen gelüftet würde, und wir nun ſähen, wie Alles ganz anders iſt, als wir es uns vorgeſtellt hatten! In der That, einen ſehr freudigen Schrecken würden wir empfinden, wenn dieſer Augenblick uns offenbarte, wie dieſelben inhaltvollen Vorſtellungen, die wir früher hatten, durch einfache uns verborgen gebliebene Mittelglieder nach denſelben Geſetzen, nach denen unſer Denken ſich früher bewegte, lückenlos und ohne Widerſpruch begreiflich würden. Aber auch nur unter dieſer Bedingung. Wäre es eine ganz neue Welt, die uns jetzt aufginge, ohne Aehnlichkeit und Zuſammenhang mit der, in der wir früher lebten, ſo würden wir ja nicht ſehen, daß Alles anders ſei, als wir dachten; denn damit meinten wir ja, daß eben *dasjenige* alles anders ſei, *was* wir dachten; das ganz neue Schauſpiel, das keine Vergleichung mit dem vorigen zuließe, würde, aus dem Grunde wenigſtens, den wir hier im Sinne hatten, uns weder freudig noch ängſtlich erſchrecken; ſelbſt überraſchen könnte es nur durch Gegenſatz, alſo doch durch Beziehung auf den Inhalt unſeres früheren Irrens. Aber auch wir, die nun Sehenden, müßten dieſelben ſein, die wir früher blind waren. Hätte jener Offenbarungsaugenblick auch die Geſetze unſers Denkens umgewandelt und die Bedingungen verändert, die

für uns Wahrheit und Irrthum unterschieden, so würden wir zwar, wenn die neueröffnete Welt diesen neuen Bedingungen der Wahrheit durchgängig entspräche, keinen Anlaß haben, irgend einen einzelnen Bestandtheil derselben in Zweifel zu ziehen; aber was sollte uns vor dem allgemeinen Zweifel schützen, ob nicht auch diese in sich zusammenstimmende neue Vorstellungswelt die wahre Natur der Dinge verfehle, und ob nicht an sich wieder Alles anders sei, als auch sie uns Alles erscheinen lasse? Will man diesen Zweifel dadurch ausschließen, daß nach unserer eigenen Voraussetzung ja eben die Wahrheit der Dinge selbst es sei, die den Inhalt der neuen Anschauungen ausmache? Aber es würde ja, um die Möglichkeit des Zweifels auszuschließen, nicht die Thatsache hinreichen, daß unsere Abbildung der Dinge die richtige *sei*: wir müßten auch Mittel haben, um sie mit Gewißheit für die richtige zu *erkennen*. Dies Mittel besitzen wir nun in Bezug auf einzelne Bestandtheile unserer Erkenntniß; ihre Richtigkeit können wir daran ermessen, daß sie nach den allgemeinen Gesetzen unseres Denkens beurtheilt im Einklang mit allen übrigen Bestandtheilen derselben Erkenntniß sind; das Ganze unserer Vorstellungswelt können wir in Bezug auf seine Wahrheit nicht durch Vergleichung mit einer Realität beurtheilen, welche, so lange sie nicht erkannt wird, für uns nicht vorhanden ist, sobald sie aber vorgestellt wird, denselben Zweifeln unterliegt, welche allen andern Vorstellungen als solchen gelten. Und endlich, die Thatsache selbst ist ja unmöglich und sinnlos, die wir oben noch zugaben; was kann es heißen, daß jenes höhere Anschauen, Vorstellen oder Erkennen die Sache selbst gebe, wie sie ist? Wie hoch wir auch die Einsicht vollkommnerer Wesen über die unsere erheben mögen: so lange wir noch etwas irgend Verständliches unter ihr denken wollen, wird sie doch immer unter einen dieser Begriffe des Wissens, Anschauens, Erkennens fallen, d. h. sie wird nie die Sache selbst, sondern immer ein Ganzes von Vorstellungen *über* die Sache sein. Nichts ist einfacher als die Ueberzeugung, daß *jeder* erkennende Geist Alles nur so zu Gesicht bekommen kann, wie es für ihn aussieht, wenn er es sieht, aber nicht so wie es aussieht, wenn es Niemand sieht; wer eine Erkenntniß verlangt, welche mehr als ein lückenlos in sich zusammenhängendes Ganze von Vorstellungen über die Sache wäre, welche vielmehr diese Sache selbst erschöpfte, der verlangt *keine* Erkenntniß mehr, sondern etwas völlig

Unverſtändliches. Man kann nicht einmal ſagen, er wünſche die Dinge nicht zu erkennen, ſondern geradezu ſie ſelber zu ſein; er würde vielmehr auch ſo ſein Ziel nicht erreichen; könnte er es dahin bringen, das Metall etwa ſelbſt zu ſein, deſſen Erkenntniß durch Vorſtellungen ihm nicht genügt, nun ſo würde er es zwar ſein, aber um ſo weniger ſich, als nunmehriges Metall, erkennen; beſeelte aber eine höhere Macht ihn wieder, während er Metall bliebe, ſo würde er auch als dies Metall ſich gerade nur ſo erkennen, wie er ſich ſelbſt in ſeinen Vorſtellungen vorkommen würde, aber nicht ſo, wie er dann Metall wäre, wenn er ſich nicht vorſtellte.

309. Warum ſollte, in dieſen grundlegenden Fragen, die Weitläufigkeit zu ſchelten ſein, die ich mir geſtattet habe? Ihr Ertrag iſt freilich gering. Wir haben uns überzeugt, daß das veränderliche Ganze unſerer Vorſtellungen der einzige uns gegebene Stoff unſerer Arbeit iſt; daß Wahrheit und ihre Erkenntniß nur in allgemeinen Geſetzen des Zuſammenhangs beſteht, die ſich an einer beſtimmten Mehrheit von Vorſtellungen ausnahmslos ſo oft beſtätigt finden, als dieſe Vorſtellungen wiederholt in unſerem Bewußtſein auftreten; daß in dem weiteren Verlauf der Gedanken, die ſolche Wahrheiten ſuchen, ſich uns nothwendig, ebenfalls unſerer Vorſtellungswelt angehörig, der Gegenſatz zwiſchen unſeren Vorſtellungen und Gegenſtänden ausbildet, auf welche wir ſie gerichtet glauben; daß die Frage über die Wahrheit dieſes Gegenſatzes und über die Bedeutung, die je nach ihrer Beantwortung unſeren Vorſtellungen zukommen kann, eine Frage der Metaphyſik, ganz mit Unrecht in dieſen Anfang erkenntniß-theoretiſcher Unterſuchungen verwickelt wird; daß wir zwar in Bezug auf einzelne unſerer Gedanken zweifeln können an der Möglichkeit, ſie mit allem andern Inhalt unſeres Bewußtſeins in Einklang zu bringen und daß dieſer auf beſtimmten Gründen beruhende Zweifel auch den Verſuch ſeiner allmählichen Widerlegung zuläßt; daß dagegen eine Skepſis, welche befürchtet, es könne Alles anders ſein, als es ſcheinen muß, ein in ſich widerſprechendes Beginnen iſt, weil ſie ſtillſchweigend vorausſetzt, es könne überhaupt ein Erkennen geben, welches die Dinge nicht erkennte, ſondern ſie wäre, und dann nur zweifelt, ob unſerem Erkennen dieſe unmögliche Vortrefflichkeit beſchieden ſei; daß endlich, auch wenn man dieſe unzuläſſige Beziehung der Vorſtellungswelt auf eine ihr fremde

Welt der Objecte fallen läßt, dennoch eine Unterſuchung übrig bleibt, welche innerhalb der Vorſtellungswelt die feſten Punkte, die erſten Gewißheiten aufzufinden ſtrebt, von denen aus die veränderliche Menge der übrigen Vorſtellungen annähernd in geſetzlichen Zuſammenhang zu bringen gelingen kann. Ich werde verſchiedene Gelegenheiten haben und benutzen, dieſe Auffaſſungsweiſe zu verdeutlichen; ich werfe zunächſt einen Blick auf die Verfahrungsweiſen der Skepſis, deren verſchiedene Wendungen das Alterthum im Ganzen mit mehr Vollſtändigkeit verfolgt hat, als die neuere Zeit, die für viele derſelben ein lebhaftes Intereſſe nicht mehr haben kann.

310. Sextus Empiricus hat uns zuſammengefaßt hinterlaſſen, was der antike Skepticismus vor ihm erarbeitet hatte. Die ſinnlichen Wahrnehmungen, die Gefühle der Luſt und Unluſt, die wir leiden, leugnet auch der Skeptiker nicht; ſie drängen ſich ihm mit Nothwendigkeit auf und hängen nicht von ſeinem Urtheil ab; aber alles, was ihnen, den Phänomenen, als Noumenon gegenüberſteht, als ein Gedanke, der, in der Erſcheinung ſelbſt nicht gegeben, den Inhalt der Wahrnehmung in eine innere Verknüpfung bringen möchte, alles dies iſt dem Zweifel unterworfen, und jeder in dieſem Sinne gewagten Behauptung läßt ſich mit gleichem Rechte eine andere ihr widerſtreitende entgegenſetzen; nichts bleibt daher dem Weiſen übrig, als ſich jeder Bejahung oder Verneinung der einen oder der andern zu enthalten und in dieſer Suspenſion des Urtheils die Seelenruhe zu finden, die er vergeblich ſucht, ſo lange er zwiſchen verſchiedenen Annahmen glaubt entſcheiden zu müſſen. Aber die Skepſis, indem ſie die Enthaltſamkeit vom Urtheil nicht blos als thatſächlichen Zuſtand ihrer Anhänger ſchildert, ſondern mit Gründen ſie als die einzig richtige Verfaſſung des Gemüths beweiſen will, wird in dieſem Anfange ſchon ſich ſelbſt untreu und ſetzt nicht blos, hier wenigſtens, die Wahrheit der logiſchen Geſetze voraus, auf deren Macht ſie die Triftigkeit ihrer Demonſtrationen ſtützen muß, ſondern um die Unmöglichkeit dogmatiſcher Entſcheidungen darzuthun, muß ſie mancherlei Dogmen vorausſetzen, die nie unter den Phänomenen vorkommen können, ſondern immer aus ihnen durch eben die Schlußfolgerungen entſtehen, deren Zuläſſigkeit beſtritten werden ſoll. Die zehn Tropen oder Rechtsgründe des Zweifels, die Sextus zunächſt anführt, laufen alle darauf hinaus, daß aus Empfin-

dungen ſich nicht ermitteln läßt, wie der Gegenſtand an ſich ſelbſt beſchaffen iſt, der ſie erzeugt. Der erſte Tropus macht auf die Verſchiedenheit der thieriſchen Organiſationen aufmerkſam; indem er fortfährt: jedem Thiere müſſe deshalb ein Gegenſtand ſinnlich anders erſcheinen als dem andern, ſtützt er ſich auf das Dogma, Ungleiches könne von Gleichem nicht auf gleiche Weiſe afficirt werden; nur durch dieſen Schluß war jene Fortſetzung möglich; denn da wir uns in das Innere der Thiere nicht verſetzen können, ſo iſt die angebliche Verſchiedenheit ihrer Sinnesempfindung eine erſchloſſene Behauptung, die durch keine unmittelbare Wahrnehmung beſtätigt wird. Sie ſagt außerdem zu viel; nichts beweiſt, daß die ſichtbare Verſchiedenheit der körperlichen Organiſation von durchgängiger Bedeutung auch für die Empfindung iſt, denn Niemand wird leicht glauben, daß die Katze um ihrer elliptiſchen Pupillenſpalte willen die Raumwelt anders anſchauen müßte als der Menſch mit ſeiner kreisförmigen. Der zweite Tropus wiederholt denſelben Gedanken in Bezug auf die Menſchen; auch ſie ſind verſchieden organiſirt; wollte man daher auch, ohne triftigen Grund, die menſchliche Empfindung der thieriſchen als die richtige und der Sache ſelbſt angemeſſene vorziehen, ſo ſcheitere doch an ihrer Verſchiedenheit auch dieſer Verſuch; man kann daher nur ſagen: dem einen erſcheine die Sache ſo, dem andern anders; wie ſie ſelbſt iſt, bleibt unentſchieden. Zu gleichem Ergebniß führen die folgenden beiden Tropen; der dritte beruft ſich auf die Verſchiedenheit der Sinne; dem Auge iſt der Honig gelb, der Zunge ſüß; vielleicht gibt es noch andere uns mangelnde Empfindungsweiſen, denen er noch anders erſchiene; wie er ſelbſt iſt, muß daher dahingeſtellt bleiben, denn kein Grund liegt vor, die Ausſage des einen Sinnes für richtiger zu halten als die eines andern. Blieben wir aber ſelbſt bei einem Sinne ſtehen, ſo zeigt doch der vierte Tropus, wie auch deſſen Empfindungen veränderlich ſind nach dem Lebensalter, dem Geſundheitszuſtand, nach Hunger und Sattheit, Schlaf und Wachen; wie ein Ding unſerem Sinne in jeder dieſer Dispoſitionen erſcheint, läßt ſich ſagen, aber nicht wie es an ſich erſcheinen würde für ein Subject, das ſich in gar keiner von dieſen veränderlichen Lagen befände. Dieſe vier Tropen bezogen ſich auf die Natur des Beurtheilers; auf die der zu beurtheilenden Objecte die folgenden vier; der fünfte lehrt, daß Entfernungen und Lagen die Erſcheinung deſſelben Dinges ändern;

der ſechſte zeigt, daß kein Ding ſeinen Eindruck unvermiſcht mit den Eindrücken anderer in uns hervorbringe, der ſiebente, daß auch die Zuſammenſetzung ſcheinbare Eigenſchaften erzeuge, die den einfachen Beſtandtheilen fehlen, und andere aufhebe, die ihnen zukamen; immer laſſe ſich daher nur erzählen, wie Jedes unter dieſen zuſammengeſetzten Bedingungen erſcheine, nicht wie es an ſich und einzeln und abgeſehen von ſeinen verſchiedenen Zuſtänden ſei. Man kann die Beiſpiele zu dieſen Tropen nicht ohne Verwunderung darüber leſen, daß ſie der antiken Skepſis durchaus nur als Hinderniſſe wiſſenſchaftlicher Erkenntniß erſcheinen; der modernen Forſchung ſind ſie ſämmtlich zu Ausgangspunkten von Unterſuchungen geworden; indem man ſich nicht begnügte, ſummariſch über die Veränderlichkeit der Erſcheinungen unter wechſelnden Umſtänden zu klagen, ſondern der Beobachtung die einzelnen Verknüpfungen abfragte, die zwiſchen einem dieſer Umſtände und einer beſtimmten Aenderung der Erſcheinung ſtattfinden, iſt man zur Erkenntniß der allgemeinen Geſetze gelangt, welche dies mannigfaltig wechſelnde Spiel der Ereigniſſe beherrſchen. Wie freilich ein Ding an ſich ſei, wenn es unter gar keiner Bedingung des Erſcheinens ſteht, haben wir dadurch nicht gelernt; aber daß dieſe Aufgabe widerſinnig ſei, wußte die antike Skepſis auch und drückte es in dem achten Tropus aus: Alles ſteht eben in irgend welchen Verhältniſſen, wenn nicht zu andern Dingen, ſo doch jedesmal, wenn es erkannt werden ſoll, zu dem Erkennenden; wie es relationslos an ſich ſelbſt iſt, bleibt daher unſagbar. Von geringerem Intereſſe für uns ſind die beiden letzten Tropen; der neunte erinnert daran, daß unſer Urtheil über Größe und Werth der Dinge durch ihre Seltenheit oder Häufigkeit, durch Gewohnheit und Contraſt mitbedingt werde; der zehnte beruft ſich auf die Verſchiedenheit der Völkerſitten, um zu zeigen, daß auch hier nur geſagt werden könne, was dem Einen oder dem Andern gut oder ſchlecht ſcheine, nicht was an ſich gut oder ſchlecht ſei.

311. Den weiteren Verlauf der Pyrrhoniſchen Hypotypoſen des Sextus, aus deren erſtem Buche das Angeführte ſtammt, laſſe ich hier unbeachtet. Man wird ſich überzeugt haben, daß bis hierher dieſe Skepſis die Geltung einer Wahrheit nicht leugnet; denn ſie klagt ja eben darüber, ſie nicht faſſen zu können; nur das aber kann man ſuchen, deſſen Wirklichkeit man glaubt. Auch zweifelt ſie nicht daran,

daß in unſeren Denkgeſetzen die Bedingungen enthalten ſind, durch deren Erfüllung allein ein Gedanke Wahrheit ſein kann; unaufhörlich wiederholt ſich das Bemühen, in vollſtändigen Disjunctionen die verſchiedenen Fälle aufzuzählen, die auf Grund dieſer Geſetze möglich ſind und einander ausſchließen; durch dieſelbe Conſequenz unſeres Denkens ſollen wir dahin geführt werden, die Enthaltung vom Urtheil als nothwendig anzuerkennen. Aber dies Verhalten allerdings erfährt nachträglich eine Berichtigung; die ſkeptiſche Schlußfolgerung befleißigt ſich, auch ſich ſelbſt mit in die Ungewißheit einzuſchließen, welche ſie in der Form einer Behauptung vorher über alle unſere angebliche Erkenntniß verhängte. Die Wendungen ſind mannigfach und ſeltſam, die hierzu gebraucht werden. Wenn der Skeptiker beweisführend zu ſeinem verneinenden Ergebniß komme, ſo lehre er auch da nichts, ſondern erzähle nur, daß ihm, jetzt, in dieſem Augenblicke ſeines Lebens, und in dem Zuſtande, in dem er ſich befinde, die von ihm vorgetragene Meinung die richtige ſcheine; er bürge nicht dafür, daß ſie ihm ſelbſt ſo in jedem anderen Augenblicke erſcheinen werde; wenn er genöthigt ſei, die Argumentation eines Andern als zwingend anzuerkennen, ſo könne er immer antworten: die Wahrheit Z, die dieſer lehre, ſei ja bis zu dieſem Augenblicke unbekannt geweſen, habe aber doch, wenn ſie Wahrheit ſei, immer ſchon beſtanden und gegolten; was verſichere uns nun, daß nicht in ſpäterer Zeit ein Dritter eine neue auch dies Z widerlegende Wahrheit entdecken und beweiſen werde, die in dieſem Augenblicke, obwohl ſie bereits gelte, doch weder bekannt ſei noch begriffen oder bewieſen werden könne? Dieſe Fragen ſind unabhängig von der Beziehung unſerer Erkenntniß auf einen ihr jenſeitigen Gegenſtand; ſie betreffen allgemein den Grund unſerer Gewißheit und das Recht zu dem Zutrauen, welches wir der Wahrheit eines in uns enthaltenen Gedankens ſchenken; in dieſer Hinſicht behalten wir ſie Späterem vor. Im Uebrigen aber waren die Darſtellungen des Sextus in ein Vorurtheil und in einen Irrthum verwickelt: in das Vorurtheil von dem Vorhandenſein jener Welt an ſich, zu der das Erkennen in Gegenſatz geſtellt wurde; dies Vorurtheil kann richtig oder falſch ſein, aber es iſt hier unentſcheidbar; in den Irrthum ferner, die Vorſtellung eines Erkennens, welches die Dinge faßt, nicht wie ſie erkannt werden, ſondern wie ſie ſind, bedeute noch irgend etwas Verſtändliches, über deſſen Beſitz oder

Nichtbesitz ein Streit geführt werden könne; hierüber ist vielmehr das Denken völlig mit sich selbst einig, daß Alles, was Erkennen heißt, Dinge nur vorstellen, aber nicht sie selbst sein kann.

312. Man wird geneigt sein, diesen Satz in der Form: daß wir nur Erscheinungen, nicht das Wesen der Dinge selbst erkennen, als die erste Wahrheit jeder Erkenntnißtheorie auszusprechen und anzuerkennen; ich scheue diese Form, weil sie immer noch ein Vorurtheil enthält, das ich aufgegeben wünschte. Dies zwar, daß die kategorische Gestalt des Satzes eben das Vorhandensein jener Dinge voraussetzt, würde durch Umwandlung in hypothetische sich beseitigen: wenn Dinge sind, so erkennt das Erkennen nur ihre Erscheinung, nicht ihr Wesen. Auch so aber enthält sichtlich der Satz den Nebengedanken einer *verfehlten* Bestimmung; jenes *nur* deutet an, daß unser Erkennen, eigentlich bestimmt, das Höhere, das Wesen der Dinge, zu erfassen, sich mit dem Schlechteren, der Erscheinung, begnügen müsse. Diese Werthvertheilung ist ein Vorurtheil; ein richtiges vielleicht, vielleicht ein unrichtiges, je nachdem der weitere Fortschritt der Wissenschaft entscheiden wird, den wir hier nicht vorausnehmen können. Willkürlich erscheint es indessen schon hier, das Erkennen in die Stellung eines Mittels zu rücken, das seinem Zwecke, Dinge zu fassen wie sie sind, keineswegs entspreche; denkbar ist schon hier eine entgegengesetzte Ansicht, welche die Dinge als Mittel betrachtete, das ganze Schauspiel der Vorstellungswelt in uns hervorzubringen. So, wie sie sind, würden wir dann die Dinge nicht erkennen, aber wir würden darum keinen Zweck verfehlen; in den Erscheinungen, die sie uns geben, würde dann jenes Höhere und Werthvollere liegen, das wir mit dem Namen des Wesens zu bezeichnen suchten, und in der Auffindung des Sinnes, des Zusammenhangs und der Gesetze, welche diese innerliche Erscheinungswelt beherrschen, würde die Erkenntniß der Wahrheit nicht allein zwar, aber vorwiegend und mindestens ebenso sehr bestehen, als in der ängstlich gesuchten Einsicht in die uns und jeder vorstellenden Seele jenseitig bleibenden Mittel, durch welche der Ablauf der inneren Erscheinungen in uns hervorgebracht wird. Aber diese Ueberlegungen fortzusetzen, würde die Grenzen meiner Aufgabe überschreiten; ich wiederhole noch einmal, was ich unter dieser verstanden wünsche: lassen wir gänzlich den Gegensatz unserer Vor-

ſtellungswelt zu einer Welt der Dinge beiſeit; ſehen wir allein jene als den Stoff unſerer Arbeit an; ſuchen wir zu ermitteln, wo innerhalb derſelben die urſprünglichen feſten Punkte der Gewißheit liegen, und wie es gelingen kann, andere Vorſtellungen, die dieſe Eigenſchaft nicht ebenſo unmittelbar theilen, mittelbar ihrer theilhaft zu machen. Auf einigen Umwegen, die dennoch nicht Abwege ſein werden, erreichen wir vielleicht hierüber Klarheit.

Zweites Kapitel.

Die Ideenwelt.

313. Die Lösbarkeit der Aufgabe, die wir uns stellten, hat schon das Alterthum wiederholt verneint. Daß Alles fließe, war die bekannte und doch in ihrem Sinne uns nicht ganz verständliche Lehre des Heraklit. Daß man sie in dem halbelegischen Tone einer Klage über die Schnelligkeit des Wechsels aufgefaßt, zeigt die Steigerung des Heraklitischen Spruches: nicht zweimal durchschreite man denselben Fluß; man könne es nicht einmal. Aber diesem anschaulichen Hinweis auf Vergänglichkeit hätte die gewöhnlichste Erfahrung auch Beispiele unberechenbarer Dauer entgegen gehalten; ein philosophischer Sinn würde in solcher Weise die ersten nur haben verallgemeinern können, wenn er gegen den Augenschein bewiesen hätte, daß auch die zweiten einen langsamen Wechsel nur verhüllen, ihm aber immer unterworfen sind. Wir wissen nicht, in wie weit dies geschehen, und ob diese Speculation achtlos an dem Umstande vorübergegangen ist, daß eben die verschiedene Geschwindigkeit des Wechsels in das Spiel der Erscheinungen doch wieder einen fruchtbar zu benutzenden Gegensatz des relativ Festeren zu dem Vergänglicheren einführt. Daß ferner einer verändernden Einwirkung von außen her nichts völlig widersteht, Alles mithin verändert werden kann, ist eine zu einfach aus dem Leben zu schöpfende Ueberzeugung, als daß es einer Philosophie bedurft hätte, sie zu entdecken; dennoch bleibt zweifelhaft, in wie weit Heraklit darüber hinaus eine aus inneren Gründen fließende, von außen unveranlaßte Veränderung aller Dinge nur als Thatsache gelehrt, oder ob er die beständige Bewegung als die Möglichkeitsbedingung alles natürlichen Seins, ruhendes Gleichgewicht und Beharren dagegen für unmöglich gehalten

hat. Manches mag es wahrscheinlich machen, ihm diese letztere Steigerung des Gedankens zuzutrauen; völlig gewiß entscheiden wir hierüber ebenso wenig, als über die wichtigere Frage, was denn eigentlich unter dem Allen zu verstehen sei, dem er diese unaufhörliche Veränderlichkeit zuschrieb. Unstreitig umfaßte dieser Ausdruck die Sinnendinge; denn nur in den wechselnden Combinationen ihrer Eigenschaften und Beziehungen lag der natürliche Ausgangspunkt dieser ganzen Ansicht; umfaßte er aber zugleich den Inhalt der Vorstellungen mit, durch den wir diese Sinnenwelt denken? sollte nicht blos alles Wirkliche, sondern auch alles Denkbare diesem ewigen Flusse unterliegen? Ich bezweifle, daß Heraklit diese letzte Meinung gehabt hat; würde doch die allgemeine Unbeständigkeit jeder Denkbestimmung überhaupt jede Untersuchung und Behauptung unmöglich machen; aber die lebhafte Schilderung, die von dem späteren Treiben der Heraklitischen Schule Platon in seinem Theätet entwirft, läßt uns annehmen, daß sie wenigstens kein Bedenken getragen hat, die Lehre ihres Meisters bis zu diesem Satze zu erweitern. Hieran schlossen sich die Bestrebungen der Sophisten; ich meine nicht diejenigen, die unter der Führung des Protagoras nur die subjective Geltung jeder Wahrnehmung für den anerkannten, der sie hat, sondern jene anderen, die in Eleatischer Dialektik geübt nachzuweisen versuchten, daß jeder Begriffsinhalt zugleich das bedeutet, was er meint, und zugleich das, was er nicht meint. Diesem Bestreben trat vornehmlich auf ethischem Gebiete, auf dem es seine verderblichsten Früchte erzeugte, der gesunde Wahrheitssinn des Sokrates entgegen und erinnerte daran, daß die Begriffe des Guten und des Bösen, des Gerechten und des Ungerechten ihren eignen festen und unveränderlichen Sinn haben, den nicht das subjective Belieben bald so bald anders bestimmen könne, sondern dem als einer gegebenen und beständig mit sich identischen Bedeutung Jeder den Inhalt seiner dies Gebiet berührenden Vorstellungen lediglich unterzuordnen habe. In dieser Bestrebung mit seinem Lehrer einig, aber von vielseitigeren Beweggründen angetrieben, erweiterte Platon diese Ueberzeugungen zu seiner Ideenlehre, dem ersten und sehr eigenthümlichen Versuche, diejenige Wahrheit zu verwerthen, die unserer Vorstellungswelt innerhalb ihrer selbst und noch abgesehen von ihrer Uebereinstimmung mit einem vorausgesetzten jen-

seitigen Wesen von Dingen angehört. Die philosophischen Bemühungen des Alterthums haben das Anziehende, ausführlich die Bewegungen, Kämpfe und Irrthümer der Gedanken darzustellen, in welche jeder Einzelne noch jetzt im Laufe seiner Entwickelung verfällt, und die doch unsere gegenwärtige Bildung nicht mehr mit gleicher Geduld zu verfolgen und zu untersuchen pflegt. Ich gestatte mir deshalb, auf diese Lehre Platons von verschiedenen in unsere jetzige Betrachtung gehörigen Ausgangspunkten einzugehen.

314. Man übersetzt den Platonischen Ausdruck Idee durch Allgemeinbegriff, richtig insofern, als es nach Platon Ideen von Allem gibt, was sich in allgemeiner Gestalt, abgelöst von den Einzelwahrnehmungen, in denen es vorkommt, denken läßt. Dennoch ist es eigentlich erst für eine spätere Gedankenreihe, der wir noch begegnen werden, von Wichtigkeit, daß der ideell gefaßte Inhalt als ein Gemeinsames vieler Einzelinhalte, mithin als Allgemeines denkbar ist; wesentlich ist hier am Anfange nicht sowohl seine Ablösbarkeit von verschiedenen Einzelbeispielen, in denen er mitenthalten ist, als vielmehr seine Unterscheidung als eines an sich etwas bedeutenden Inhalts, den wir vorstellen, von einer bloßen Affection, die wir erleiden. In der letzteren Bedeutung hätte ihn die heraklitische oder pseudoheraklitische Lehre mit in den haltlosen Fluß ihrer Ereignisse verwickeln können, deren jedes nur ist in dem Augenblicke, in dem es geschieht, deren keines aber in der Welt eine bleibende Stätte oder Bedeutung hat, weil keines, nachdem es geschehen, sich jemals sich selbst gleich zu wiederholen braucht; die erste Auffassung dagegen objectivirte unsere Affection zu einem selbständigen Inhalt, der immer bedeutet, was er bedeutet, und dessen Beziehungen zu andern auch dann noch eine ewige immer gleiche Gültigkeit besitzen, wenn weder er selbst noch die anderen sich jemals in unserer wirklichen Wahrnehmung erneuern sollten. Wie ich dies meine, habe ich früher Veranlassung gehabt zu erörtern (S. 15 ff.). In unserer Wahrnehmung ändern die Sinnendinge ihre Eigenschaften; aber während das Schwarze weiß wird und das Süße sauer, ist es doch nicht die Schwärze selbst, die in Weiße übergeht, und nicht die Süßigkeit wird zur Säure; jede dieser Eigenschaften vielmehr, ewig sich selbst gleich bleibend, tritt an diesem Dinge ihre Stelle einer andern ab, und die Begriffe, durch welche wir die

Dinge denken, haben nicht ſelbſt an der Veränderlichkeit Theil, die wir, um ihres Wechſels willen, von den Dingen ausſagen, deren Prädicate ſie ſind. Und ſelbſt, wer dies leugnen wollte, würde es wider Willen bejahen; denn er könnte die Süße ſelbſt nicht in Säure übergehen laſſen, ohne dieſe beiden Zuſtände zu trennen und den erſten durch eine Vorſtellung zu beſtimmen, die ewig etwas Anderes bedeuten wird, als den zweiten, in den jener ſich verwandelt habe. Es iſt ein ſehr einfacher und unſcheinbarer, dennoch ſehr wichtiger Gedanke, den Platon hier zuerſt ausgeſprochen hat. Immerhin mag unſeren Sinn die beſtändige Veränderung der Außenwelt wie ein haltloſer Wirbel verwirren: ohne eine hindurchgehende Wahrheit iſt ſie dennoch nicht; wie auch immer die Dinge wechſelnd erſcheinen mögen, das was ſie in jedem Augenblicke ſind, ſind ſie immer nur durch flüchtige Theilnahme an Begriffen, die ſelbſt nicht flüchtig, ſondern ewig ſich ſelbſt gleich und beſtändig, zuſammengenommen ein unveränderliches Gedankenſyſtem und den erſten würdigen und feſten Gegenſtand einer unwandelbaren Erkenntniß bilden. Denn auch davon überzeugten wir uns früher ſchon, daß nicht blos die abgeſchloſſene Einheit jedes Begriffsinhalts mit ſich ſelbſt, und nicht blos der gleichförmige Gegenſatz gegen alles Andere, ſondern auch die abgeſtuften Beziehungen der Aehnlichkeit und Verwandtſchaft der verſchiedenen mit zu dem Beſtande dieſer erſten unmittelbaren Erkenntniß gehören. Wenn das Weiße ſchwarz und das Süße ſauer wird, wird es nicht nur anders überhaupt, ſondern aus dem Bereich des einen Begriffes, an dem es Theil hatte, gleitet es über in den Bereich eines andern, der von dem erſten durch eine unveränderliche Weite des Gegenſatzes getrennt iſt, eine größere als diejenige, die zwiſchen dem Weißen und dem Gelben ſtattfindet; eine unvergleichbare mit der völligen Kluft, die zwiſchen dem Weißen und dem Sauren beſteht.

315. Ich führe dieſe einfachen Beiſpiele noch einmal an, um an ihnen deutlich zu machen, wie es eine Erkenntniß geben kann, deren Wahrheit von der ſkeptiſchen Frage nach ihrer Uebereinſtimmung mit einem ihr jenſeitigen Weſen von Dingen gänzlich unabhängig iſt. Hätte auch nur einmal der Lauf der Außenwelt uns in flüchtiger Erſcheinung die Wahrnehmung zweier Farben oder Töne vorgeführt: unſer Denken würde ſie ſogleich von dieſem Zeitaugenblick trennen und ſie und ihre

Verwandtschaften und Gegensätze als einen beharrenden Gegenstand innerer Anschauung verfestigen, gleichviel ob jemals die Wahrnehmung sie uns in wiederholter Wirklichkeit darböte oder nicht. Erführen wir ferner niemals, auf welche Weise diese Ideen als Prädicate an Dingen erscheinen können und worin das eigentlich bestehe, was wir die Theilnahme dieser an ihnen genannt haben, so bliebe zwar eine Frage unbeantwortet, die uns im Verlauf unseres Nachdenkens wichtig werden kann, aber ungestört bliebe uns doch die Gewißheit, daß die Reihe der Farben selbst, die Skala der Töne gesetzlich zusammenhängende Ganze sind, und daß über die Beziehungen ihrer Glieder zu einander ewig gültige wahre Behauptungen ewig ungültigen falschen entgegengesetzt sind. Und endlich die Frage, ob nicht zuletzt doch die Farben an sich, die Töne an sich anders sind, als sie uns erscheinen, wird Niemand mehr aufwerfen wollen. Oder doch: man begegnet auch dieser Verirrung der Gedanken: eigentlich seien die Töne nur Schwingungen der Luft, Farben nur Erzitterungen des Aethers; nur uns erscheinen beide in Gestalt jener subjectiven Empfindungen. Es ist unnöthig, weitläufig zu wiederholen, daß diese Empfindungen nicht aufhören wirklich zu sein und nicht dadurch aus der Welt als etwas Unberechtigtes hinausgeschafft werden, daß man äußere ihnen unähnliche Ursachen entdeckt, welche für uns die Veranlassungen ihrer Entstehung sind; auch wenn dieselben Schwingungen äußerer Medien anders organisirten Wesen in der Form uns gänzlich unbekannter Empfindungsweisen erschienen, so würden doch die Farben und Töne, die *wir* gesehen und gehört haben, nachdem wir sie einmal empfunden, einen für uns in Sicherheit gebrachten Schatz von an sich gültigem, gesetzlich in sich zusammengehörigem Inhalt bilden. Was jene anderen Wesen empfinden, würde uns, was wir empfinden, ihnen unbekannt bleiben; aber dies hieße nur, daß nicht *alle* Wahrheit uns zu Theil wird, das aber, was uns zu Theil wird, besitzen wir als Wahrheit kraft der Identität jedes so angeschauten Inhalts mit sich selbst und der beständigen Gültigkeit derselben Beziehungen zwischen verschiedenen. So begreift man wohl, welche Bedeutung es hat, wenn Platon die Prädicate, die an den Außendingen in beständigem Wechsel vorkommen, zu einem festen und gegliederten Ganzen zu vereinigen suchte und in dieser Ideenwelt den ersten wahren Gegenstand sicherer Erkenntniß sah; denn die ewigen

Beziehungen, die zwiſchen den einzelnen Ideen ſtattfinden, die einen miteinander verträglich machen, andere einander ausſchließen laſſen, bilden wenigſtens die Grenzen, innerhalb deren das liegt, was in der Wahrnehmung möglich ſein ſoll; was in ihr wirklich iſt und wie Dinge es machen, um Ideen zu ihren Prädicaten zu haben, dieſe andere Frage erſchien Platon nicht als die erſte und wurde ſpäterer Ueberlegung zurückgeſtellt.

316. Eine weitreichende Schwierigkeit knüpft ſich an dieſe erſte Betrachtung. Wie denken wir eigentlich von Farben, wenn ſie von Niemand geſehen, oder von Tönen und ihren Unterſchieden, wenn jene von Niemand gehört und dieſe von Niemand durch Vergleichung wahrgenommen werden? Sollen wir ſagen, daß beide dann Nichts ſind oder daß ſie nicht ſind, oder kommt ihnen auch dann noch ein ſchwerbeſtimmbares Prädicat, irgend eine Art des Seins oder der Wirklichkeit zu? Sie für Nichts zu halten, werden wir Anfangs nicht geneigt ſein; denn eben, ſo lange wir ſie, um dieſe Frage zu beantworten, in Gedanken feſthalten, iſt jede Farbe und jeder Ton ein beſtimmter von andern ſich unterſcheidender Inhalt, ein Etwas mithin und nicht ein Nichts. Aber dieſe Entſcheidung wird uns zweifelhaft durch die Antwort, die wir auf den zweiten Theil der Frage glauben geben zu müſſen. Von Dingen meinen wir noch, unklar genug, zu wiſſen, worin ihr Sein auch dann noch beſteht, wenn ſie für Niemandes Erkenntniß Gegenſtände, ſondern rein für ſich ſind; was es aber heiße, daß ein Ton ſei, wenn er von keinem Ohre gehört, und wenn auch die lautloſe Vorſtellung ſeines Klingens von keiner Seele erzeugt würde, wiſſen wir ebenſowenig zu ſagen, als wie ein Schmerz dann noch iſt, wenn er Niemandem wehthut. Das aber, was nicht iſt, weder für ſich noch in unſerer Vorſtellung, wie könnte es noch Etwas ſein und ſich von Anderem unterſcheiden? Aber auch dies zu behaupten zögern wir; es liegt offenbar, ganz allgemein ausgedrückt, in jener erſten Entſcheidung ein gewiſſes Element von Bejahung, das nicht ganz durch die Verneinung zu Grunde gehen darf, welche dieſe zweite ausſpricht. Vielleicht ſcheint es uns eine Auskunft, die kategoriſche Form unſeres zu fällenden Urtheils in eine hypothetiſche zu verwandeln: zwei ungehörte und unvorgeſtellte Töne ſind nicht Etwas und ſtehen nicht in Verhältniſſen, aber ſie werden immer jeder Etwas und von dem andern

verſchieden ſein und in einem beſtimmten Verhältniſſe des Gegenſatzes ſtehen, wenn ſie gehört oder vorgeſtellt werden. Unmittelbar aber befriedigt uns auch dies nicht; denn immer, um nur vorſtellen zu können, wie den Tönen a und b dieſe verſchiedenen Schickſale des Nichtvorgeſtellt- und des Vorgeſtelltwerdens begegnen können, und wie dann, wenn ſie vorgeſtellt werden, die Beziehung z, wenn aber andere vorgeſtellt werden, die Beziehung z' mitgedacht werden muß, ſcheinen wir doch genöthigt zu ſein, ihnen auch dann, wenn ſie nach unſerer jetzigen Behauptung noch nicht wären, gleichwohl ſchon ein Sein und ein Etwasſein zuzuſchreiben und in dieſem den Grund für ihr ſpäteres Sein und die beſtimmte Geſtalt ihrer dann eintretenden Beziehungen zu ſuchen. Dieſe ſpitzfindigen Erörterungen will ich ſo nicht fortſetzen, ſondern biete zu ihrem Abſchluß Folgendes an. Es gibt allerdings einen ſehr allgemeinen Begriff von Bejahtheit oder Poſition, der uns in verſchiedenen Unterſuchungen begegnet, und zu deſſen Bezeichnung die Sprachen, die nicht an den einfachſten Elementen des Denkens, ſondern an ſehr zuſammengeſetzten und concreten Vorſtellungsinhalten ſich zuerſt geübt haben, einen abſtracten Ausdruck von wünſchenswerther Reinheit nicht zu beſitzen pflegen. Aber es wäre nicht gutgethan, dafür einen Kunſtausdruck zu ſchaffen, deſſen Verſtändniß zweifelhaft bleibt, weil er Niemandem von Natur mundgerecht oder denkgerecht iſt; führt doch auch der häufig dafür gebrauchte Name der Poſition durch ſeine etymologiſche Form den ganz ungehörigen Nebenbegriff einer Handlung oder Operation der Setzung mit ſich, durch deren Ausführung jene zu bezeichnende Bejahtheit erzeugt würde. Man wird doch ſich an die gewöhnliche Sprache halten und ein Wort wählen müſſen, das im Gebrauche, annähernd mindeſtens und kenntlich, als Ausdruck des geſuchten Gedankens ſich nachweiſen läßt. Für deutſche Bezeichnung dient hierzu das Wort Wirklichkeit. Denn wirklich nennen wir ein Ding, welches iſt, im Gegenſatz zu einem andern, welches nicht iſt; wirklich auch ein Ereigniß, welches geſchieht oder geſchehen iſt, im Gegenſatz zu dem, welches nicht geſchieht; wirklich ein Verhältniß, welches beſteht, im Gegenſatze zu dem, welches nicht beſteht; endlich wirklich wahr nennen wir einen Satz, welcher gilt, im Gegenſatz zu dem, deſſen Geltung noch fraglich iſt. Dieſer Sprachgebrauch iſt verſtändlich; er zeigt, daß wir unter Wirklichkeit immer eine Bejahung

denken, deren Sinn ſich aber ſehr verſchieden geſtaltet, je nach einer dieſer verſchiedenen Formen, die ſie annimmt, deren eine ſie annehmen muß, und deren keine auf die andere zurückführbar oder in ihr enthalten iſt. Denn aus Sein läßt ſich nie ein Geſchehen machen, und die Wirklichkeit, welche den Dingen zukommt, nämlich zu ſein, gebührt nie den Ereigniſſen; dieſe ſind nie, aber ſie geſchehen; ein Satz aber iſt weder, wie die Dinge, noch geſchieht er, wie die Ereigniſſe; auch daß ſein Inhalt beſtehe wie ein Verhältniß, kann erſt geſagt werden, wenn die Dinge ſind, zwiſchen denen er eine Beziehung ausſagt; an ſich aber, und abgeſehen von allen Anwendungen, die er erfahren kann, beſteht ſeine Wirklichkeit darin, daß er gilt und daß ſein Gegentheil nicht gilt. Mißverſtändniſſe nun müſſen immer entſtehen, wenn wir einem Object unſeres Nachdenkens, überzeugt, daß ihm irgend eine Wirklichkeit oder Bejahung zukommen müſſe, doch nicht diejenige Art derſelben, die ſeiner eigenthümlichen Natur zugehört, ſondern eine andere beizulegen ſuchen, für die es nicht zugänglich iſt; dann entſteht jener eben berührte Widerſtreit zwiſchen der Ueberzeugung von der Richtigkeit einer Bejahung überhaupt und der Unmöglichkeit der beſtimmten, die man irrthümlich verſucht. Den Vorſtellungen, ſofern wir ſie haben und faſſen, gebührt die Wirklichkeit in dem Sinne eines Ereigniſſes, ſie geſchehen in uns, denn als Aeußerungen einer vorſtellenden Thätigkeit ſind ſie nie ein ruhendes Sein, ſondern ein dauerndes Werden; ihr Inhalt aber, ſofern wir ihn abgeſondert betrachten von der vorſtellenden Thätigkeit, die wir auf ihn richten, geſchieht dann nicht mehr, aber er iſt auch nicht ſo wie Dinge ſind, ſondern er gilt nur noch. Und endlich, was dieſes Gelten heiße, muß man nicht wieder mit der Vorausſetzung fragen, als ließe ſich das, was damit verſtändlich gemeint iſt, noch von etwas Anderem ableiten; als wäre es etwa möglich, Bedingungen anzugeben, unter deren Einwirkung entweder das Sein, welches den Dingen zukommt, ſo abgeſchwächt und modificirt, oder das Geſchehen, welches die vergängliche Wirklichkeit der Vorſtellungen bildet, ſofern ſie Erregungen unſeres Bewußtſeins ſind, ſo verfeſtigt und verſelbſtändigt werden könnte, daß beide, von verſchiedenen Seiten her, in dieſen Begriff des Geltens übergingen, welcher von dem geltenden Inhalte ebenſowohl die Wirklichkeit des Seins leugnet, als die Unabhängigkeit von unſerem Denken behauptet.

So wenig Jemand ſagen kann, wie es gemacht wird, daß Etwas iſt oder Etwas geſchieht, ebenſo wenig läßt ſich angeben, wie es gemacht wird, daß eine Wahrheit *gelte*; man muß auch dieſen Begriff als einen durchaus nur auf ſich beruhenden Grundbegriff anſehen, von dem Jeder wiſſen kann, was er mit ihm meint, den wir aber nicht durch eine Conſtruction aus Beſtandtheilen erzeugen können, welche ihn ſelbſt nicht bereits enthielten.

317. Von hier aus ſcheint mir Licht auf eine befremdliche Angabe zu fallen, die in der Geſchichte der Philoſophie überliefert wird: Platon habe den Ideen, zu deren Bewußtſein er ſich erhoben, ein Daſein abgeſondert von den Dingen, und doch, nach der Meinung derer, die ihn ſo verſtanden, ähnlich dem Sein der Dinge, zugeſchrieben. Es iſt ſeltſam, wie friedlich die hergebrachte Bewunderung des Platoniſchen Tiefſinns ſich damit verträgt, ihm eine ſo widerſinnige Meinung zuzutrauen; man würde von jener zurückkommen müſſen, wenn Platon wirklich dieſe gelehrt und nicht nur einen begreiflichen und verzeihlichen Anlaß zu einem ſo großen Mißverſtändniß gegeben hätte. Der Ausdruck philoſophiſcher Gedanken iſt von der Leiſtungsfähigkeit der gegebenen Sprache abhängig, und es iſt kaum vermeidlich, zur Bezeichnung deſſen, was man *meint*, Worte zu benutzen, welche dieſe eigentlich nur für Verwandtes, was man *nicht* meint, ausgeprägt hat, dann vorzüglich, wenn ein neues Gebiet eröffnet wird und die Dringlichkeit der Unterſcheidung des Gemeinten von jenem Anderen noch wenig empfunden werden kann. Hierin ſcheint mir der Grund jenes Mißverſtändniſſes zu liegen. Nichts ſonſt wollte Platon lehren, als was wir oben durchgingen: die Geltung von Wahrheiten, abgeſehen davon, ob ſie an irgend einem Gegenſtande der Außenwelt, als *deſſen* Art zu ſein, ſich beſtätigen; die ewig ſich ſelbſt gleiche Bedeutung der Ideen, die immer ſind, was ſie ſind, gleichviel ob es Dinge gibt, die durch Theilnahme an ihnen ſie in dieſer Außenwelt zur Erſcheinung bringen, oder ob es Geiſter gibt, welche ihnen, indem ſie ſie denken, die Wirklichkeit eines ſich ereignenden Seelenzuſtandes geben. Aber der griechiſchen Sprache fehlte damals und noch ſpäter ein Ausdruck für dieſen Begriff des Geltens, der kein Sein einſchließt; eben dieſer des Seins trat allenthalben, ſehr häufig unſchädlich, hier verhängnißvoll an ſeine Stelle. Jeder für das Denken faßbare Inhalt, wenn man ihn als

etwas mit ſich Einiges, von Anderem Verſchiedenes und Abgeſchloſſenes betrachten wollte, Alles, wofür die Sprache der Schule ſpäter den nicht üblen Namen des Gedankendinges erfunden hat, war dem Griechen ein Seiendes, ὄν oder οὐσία; und wenn der Unterſchied einer wirklich geltenden Wahrheit von einer angeblichen in Frage kam, ſo war auch jene ein ὄντως ὄν; anders als in dieſer beſtändigen Vermiſchung mit der Wirklichkeit des Seins hat die Sprache des alten Griechenlands jene Wirklichkeit der bloßen Geltung niemals zu bezeichnen gewußt; unter dieſer Vermiſchung hat auch der Ausdruck des Platoniſchen Gedankens gelitten.

318. Man überzeugt ſich leicht, daß Alles, was von den Ideen geſagt wird, unter der Vorausſetzung, die wir machten, ſich als natürlich und nothwendig ergibt, und daß die verſchiedenen Wendungen, die in der Darſtellung ihres Weſens genommen werden, eben darauf hinauslaufen, den Begriff, zu deſſen Bezeichnung ein einziger Ausdruck fehlte, durch viele einander zu Hülfe kommende und beſchränkende zu erſchöpfen. Ewig, weder entſtehend noch vergehend (ἀίδια, ἀγέννητα, ἀνώλεθρα) mußten die Ideen genannt werden gegenüber dem Fluß des Heraklit, der auch ihren Sinn ſchien mit ſich fortreißen zu ſollen; die Wirklichkeit des Seins allerdings kommt ihnen bald zu bald nicht zu, je nachdem vergängliche Dinge ſich mit ihnen ſchmücken oder nicht; die Wirklichkeit der Geltung aber, welche ihre eigne Weiſe der Wirklichkeit iſt, bleibt unberührt von dieſem Wechſel; dieſe Unabhängigkeit von aller Zeit, in Vergleichung gebracht mit dem, was in der Zeit entſteht und vergeht, konnte nicht wohl anders als durch das zeitliche und doch die Macht der Zeit negirende Prädicat der Ewigkeit ausgeſprochen werden, ebenſo wie wir das, was an ſich nicht gälte und gelten könnte, an ſeinem Niemalsvorkommen in aller Zeit am leichteſten erkennen würden. Trennbar oder getrennt von den Dingen (χωρὶς τῶν ὄντων), heißen die Ideen zunächſt begreiflich, weil das Bild (εἶδος) ihres Inhalts unſerer Erinnerung vorſtellbar bleibt, auch nachdem in der Wirklichkeit des Seins die Dinge verſchwunden ſind, durch deren Anregung es in uns entſtanden war; dann aber, weil unter jenem Inhalt nur das verſtanden war, was in allgemeiner Geſtalt faßbar, in verſchiedenen Erſcheinungen der äußern Wirklichkeit ſich ſelbſt gleich vorkommt, und deshalb unabhängig iſt von jedem einzelnen

Beiſpiele ſeiner ſinnlichen Verwirklichung. Aber es war nicht die Meinung Platons, daß die Ideen nur von den Dingen unabhängig, dagegen in ihrer Weiſe der Wirklichkeit abhängig ſein ſollten von dem Geiſte, welcher ſie denkt; Wirklichkeit des Seins genießen ſie freilich nur in dem Augenblicke, in welchem ſie, als Gegenſtände oder Erzeugniſſe eines eben geſchehenden Vorſtellens, Beſtandtheile dieſer veränderlichen Welt des Seins und Geſchehens werden; aber wir alle ſind überzeugt, in dieſem Augenblicke, in welchem wir den Inhalt einer Wahrheit denken, ihn nicht erſt geſchaffen, ſondern nur ihn anerkannt zu haben; auch als wir ihn nicht dachten, galt er und wird gelten, abgetrennt von allem Seienden, von den Dingen ſowohl als von uns, und gleichviel, ob er je in der Wirklichkeit des Seins eine erſcheinende Anwendung findet oder in der Wirklichkeit des Gedachtwerdens zum Gegenſtand einer Erkenntniß wird; ſo denken wir alle von der Wahrheit, ſobald wir ſie ſuchen und ſuchend vielleicht ihre Unzugänglichkeit für jede wenigſtens menſchliche Erkenntniß beklagen; auch die niemals vorgeſtellte gilt nicht minder, als der kleine Theil von ihr, der in unſere Gedanken eingeht. In etwas anderer Form, und gegen Protagoras, wird die ſelbſtändige Geltung der Ideen hervorgehoben, wenn ſie als an ſich ſeiend was ſie ſind (*αὐτὰ καθ' αὑτὰ ὄντα*) der Relativität entzogen werden, in die ſie der berühmte Ausſpruch dieſes Sophiſten verwickeln wollte. Zugegeben ſelbſt, daß die Lehre deſſelben, auf ſinnliche Empfindungen beſchränkt, ihre gute Gültigkeit hat, und daß Platon ſie in dieſer Beziehung mißverſtändlich bekämpft, zugegeben alſo, daß jede ſinnliche Empfindung für den, der ſie hat, ſo gut eine Wahrheit iſt, wie eine abweichende andere für den, der dieſe andere hat, ſo würde doch Platon mit Recht behaupten, weder der eine noch der andere könne dieſe oder jene Empfindung haben, ohne daß dasjenige, was er in ihr empfindet, Roth oder Blau, Süß oder Bitter, ein an ſich Etwas und immer daſſelbe Etwas bedeutender Beſtandtheil einer Welt von Ideen ſei; ſie bildet gleichſam den beſtändigen unerſchöpflichen Vorrath, aus dem jedem Dinge der Außenwelt alle die noch ſo verſchiedenen Prädicate, mit denen es ſich wechſelnd bekleidet, und ebenſo jedem Geiſt die verſchiedenen Zuſtände zugetheilt werden, die er ſoll erfahren können; unmöglich iſt es dagegen, daß ein einzelnes Subject etwas empfinde oder vorſtelle, deſſen Inhalt nicht in dieſer

allgemeinen Welt des Denkbaren ſeine beſtimmte Stelle, ſeine Verwandtſchaften und Unterſchiede gegen Anderes ein für allemal beſäße, ſondern eine zu dieſer ganzen Welt beziehungsloſe, nirgends ſonſt heimiſche Sonderbarkeit dieſes einen Subjects bliebe. Iſt nun durch dieſe Ausdrücke für die ſelbſtändige Gültigkeit der Ideen geſorgt, ſo iſt auch hinlänglich vorgebaut, daß dieſe Gültigkeit nicht mit der Wirklichkeit des Seins verwechſelt werde, die nur einem beharrlichen Dinge zugeſchrieben werden könnte. Wenn die Ideen in einem intelligiblen überhimmliſchen Ort (*τοπὸς, ὑπερουράνιος τόπος*) ihre Heimat haben ſollen, wenn ſie anderſeits ausdrücklich noch als nirgends wohnend bezeichnet werden, ſo iſt für Jeden, der die Anſchauungsweiſe des griechiſchen Alterthums verſteht, vollkommen hinlänglich ausgedrückt, daß ſie zu dem nicht gehören, was wir reale Welt nennen; was nicht im Raume iſt, das iſt für den Griechen nicht, und wenn Platon die Ideen in dieſe unräumliche Heimat verweiſt, ſo liegt darin nicht ein Verſuch, ihre bloße Geltung zu irgend einer Art von ſeiender Wirklichkeit zu hypoſtaſiren, ſondern die deutliche Anſtrengung, jeden ſolchen Verſuch von vorn herein abzuwehren. Auch dies ſteht nicht entgegen, daß die Ideen als Einheiten (*ἑνάδες, μοναδες*) aufgeführt werden; denn keine Veranlaſſung liegt vor, dieſe Bezeichnung in dem Sinne atomiſtiſcher Vorſtellungen ſei es auf körperliche Untheilbarkeit, ſei es auf eine der Perſönlichkeit ähnliche Selbſtheit zu deuten; vielmehr dem Sinne jeder Idee, und nicht jeder einfachen blos, ſondern auch jeder zuſammengeſetzten, kommt es zu, durch Vereinigung des in ihm Zuſammengehörigen und durch Ausſchließung alles Fremden ſich als Einheit zu beweiſen. Dennoch aber, obgleich alle dieſe Aeußerungen darin übereinſtimmen, daß Platon nur die ewige Gültigkeit der Ideen, niemals aber ihr Sein behauptete, dennoch blieb ihm auf die Frage: was ſie denn ſeien, zuletzt nichts übrig, als ſie doch wieder unter den Allgemeinbegriff der *οὐσία* zu bringen, und ſo war dem Mißverſtändniß eine Thür geöffnet, das ſeitdem ſich fortgepflanzt hat, obſchon man nie anzugeben wußte, was denn das eigentlich ſei, wozu Platon durch die ihm Schuld gegebene Hypoſtaſe ſeine Ideen hypoſtaſirt haben ſollte.

319. Zweierlei ſcheint dieſer Auffaſſung entgegenzuſtehen: zuerſt der Gebrauch, den Platon von den Ideen zur Erklärung des Weltlaufs macht, in den ſie nicht blos als gültige Wahrheiten, ſondern zu-

gleich als wirkende Mächte eingreifen, ein Punkt, auf den ich später komme; dann aber das Verhalten des Aristoteles. Denn dieser ist es eigentlich, dessen bestimmte Versicherungen die Lehre von der Realität der Ideen als Dogma des Platon hingestellt haben, während Platons eigene Darstellungen der anderen Deutung, die wir vorzogen, sich nicht widersetzen. Es scheint unglaublich, daß der scharfsinnigste Schüler, durch den eignen Umgang mit dem Meister unterrichtet, die wahre Meinung desselben bis zu einem Mißverständniß von so großer Bedeutung sollte verfehlt haben. Dennoch sind wir durch die Art, wie er seine Polemik gegen die Ideenlehre überhaupt, nicht gegen bestimmte Sätze Platons führt, sowie durch manche Einzelheiten seiner Einwendungen zu der Annahme berechtigt, daß sein Streit sich zum Theil gegen Mißverständnisse richtet, die frühzeitig in der Akademie eingerissen waren. Denn an Platon selbst konnte er nicht wohl die Aufforderung stellen, zu zeigen, wo die Ideen sind, nachdem dieser unumwunden gesagt hatte, daß sie nirgends sind; nicht gegen ihn konnte er einwenden, daß folgerichtig auch von Kunsterzeugnissen es Ideen geben müsse, denn ein Beispiel wenigstens, das dem beistimmt, enthalten die Bücher vom Staat, und wie wenig Platon die ganze hiermit angedeutete Schwierigkeit außer Acht gelassen, bezeugt der Anfang des Parmenides. Wenn endlich Aristoteles die Ideen für überflüssig hält, weil sie nur Gegenbilder der Einzeldinge seien, wenn überhaupt seine ausführliche Discussion häufig von der Annahme ausgeht, es gebe von jeder Idee so viele Exemplare, als Beispiele ihrer Anwendung in der Wirklichkeit vorkommen, so finden Einwürfe dieser Art ihr berechtigtes Ziel nicht in Platon selbst; daß jede Idee nur einmal vorhanden sei, daß sie nicht ein Einzelding, sondern ein Allgemeines vieler bedeute und daß alle ihre Erscheinungen nur Abbilder dieses ihres einheitlichen Wesens bilden, war Platons beständig wiederholte Meinung; unklar mochte es immerhin bleiben, worin jenes durch Nachahmung oder Theilnahme bezeichnete Verhalten der Einzeldinge besteht, durch welches diese der einen Idee eine unzählige Menge von Verwirklichungen im Sein verschaffen. Die ganze Auseinandersetzung, die das 12. (13.) Buch der Aristotelischen Metaphysik füllt und die Widersinnigkeit einer dinghaften Wirklichkeit der Ideen darzulegen sucht, kann ich daher um so weniger für eine Widerlegung der echten Platonischen Ansicht halten,

als ſchließlich Ariſtoteles ſelbſt für die beſſere, die er ihr gegenüberzuſtellen meint, einen entſcheidenden und unzweideutigen Ausdruck ebenſowenig findet. Ihm gilt nur das Einzelding als wahrhafte *οὐσία*, und gewiß werden wir ihm hierin beiſtimmen: nur dem Einzelding kommt die Form der Wirklichkeit zu, zu ſein; aber für ihn wie für Platon iſt gleichwohl der Gegenſtand der Erkenntniß nur das Allgemeine; nicht nur, daß wir das Einzelne nicht zu erſchöpfen im Stande ſind, ſondern auch, ſo weit wir unſere Unterſuchung fruchtbar auf daſſelbe richten, beurtheilen wir ſein Weſen und ſein Verhalten immer nach allgemeinen Grundſätzen. Von dem aber, was in keiner Weiſe iſt oder Wirklichkeit hat, auch darin iſt Ariſtoteles mit ſeinen Vorgängern einig, kann es auch keine Erkenntniß geben; es folgt mithin, daß auch das Allgemeine nicht ſchlechthin nicht iſt, ſondern gewiſſermaßen iſt und gewiſſermaßen nicht iſt. Was Ariſtoteles weiter hierüber verhandelt, verfolge ich nicht im Einzelnen; wenn er aber das Allgemeine oder die Idee nicht außerhalb, ſondern in den Einzeldingen ſein läßt, ſo erklärt er hiermit die Möglichkeit der Erkenntniß nicht: denn darum, weil die Idee in einem Einzeldinge iſt, kann das, was hier aus ihr folgt, nicht auf ein anderes Einzelding übergetragen werden, in dem ſie gleichfalls angetroffen wird; Rechtsgrund zu einem Schluſſe von dem einen Wirklichen auf das Verhalten eines andern kann ſie nur werden, wenn ſie an ſich ſelbſt eine Mehrheit von Beziehungspunkten ſo zuſammenſchließt, daß überall mit dem Vorkommen des einen auch die nothwendige Gegenwart der anderen verbunden ſein muß. Und ſo würde ſich auch Ariſtoteles kurzer Hand wieder dahin zurückgeführt ſehen, daß allerdings die Idee *χωρὶς τῶν ὄντων* in gewiſſer Weiſe ſei; in welcher Weiſe aber, dafür fehlt ihm der techniſche Ausdruck der Geltung ebenſo wie ſeinem Lehrer; auch ihm iſt ein Allgemeinbegriff oder eine Idee zuletzt zwar keine wahre *οὐσία*, aber doch eine *ὁμώνυμος οὐσία*.

320. Wenn man ſich nun verwundern wollte über die Thatſache, zwei der größten Philoſophen des Alterthums mit nicht vollſtändigem Erfolg um Klarheit über einen ſo einfachen Unterſchied ringen zu ſehen, ſo würde man unbillig gegen beide ſein; das Gewahrwerden der einfachſten Gedankenverhältniſſe iſt nicht die einfachſte That des Denkens, und die ganze lange Geſchichte der Philoſophie lehrt, wie wir

alle in jedem Augenblick bereit sind, in der Anwendung uns derselben Unklarheit schuldig zu machen, die wir auf ihren einfachsten Ausdruck gebracht für unmöglich halten möchten. So oft man geglaubt hat, eine Gedankenbestimmung entdeckt zu haben, durch welche sich das Allgemeine der Bildung und Entwicklungsweise der erscheinenden Wirklichkeit darstellen zu lassen schien, ebenso oft ist man dazu übergegangen, sie über diese hinauf in ein reines Sein zu verselbständigen, gegen welches die Wirklichkeit der Einzeldinge als eine untergeordnete unwahre Form des Daseins zurücktrat. Ich brauche nicht einmal an die letzte Gestalt der deutschen Philosophie zu erinnern, die an die Stelle der Platonischen Ideen die eine unbedingte Idee meinte setzen zu können; auch in außerphilosophischen Gedankenkreisen kommt dieselbe Neigung sichtlich vor. Denn wie oft hören wir doch jetzt von ewigen unveränderlichen Naturgesetzen, denen alle veränderlichen Erscheinungen unterworfen sind; Gesetze, deren Erscheinung zwar aufhören würde, wenn es keine Dinge mehr gäbe, denen sie gebieten konnten, die aber auch dann noch fortfahren würden, ewig zu gelten, und in jedem Augenblick wieder in ihrer wirksamen Macht aufleben würden, wenn irgendwoher ein neuer Anwendungsgegenstand sich ihnen darböte: nicht einmal daran fehlt es, gelegentlich diese Gesetze als thronend *über* aller seienden Wirklichkeit dargestellt zu sehen, ganz in jenem überhimmlischen Orte, in dem Platon seine Ideen heimisch nannte. Dennoch würden diejenigen, die so sprechen, mit Entrüstung die Unterstellung abwehren, sie hätten diesen Gesetzen ein dinghaftes oder persönliches Sein außerhalb der Dinge zugeschrieben, die von ihnen regiert werden: mit gleichem Recht hat auch Platon sich dieser Mißdeutung zu erwehren. Und endlich muß ich hinzufügen, daß nun auch wir, wenn wir die den Ideen und Gesetzen zukommende Wirklichkeit als *Geltung* von der Wirklichkeit der Dinge als dem *Sein* unterscheiden, zunächst blos durch die Gunst unserer Sprache eine bequeme Bezeichnung gefunden haben, die uns vor Verwechselungen beider warnen kann; die Sache aber, die wir durch den Namen der Geltung bezeichnen, hat dadurch nichts von der Wunderbarkeit verloren, die den Antrieb zu ihrer Vermischung mit dem Sein enthielt. Wir sind blos, unseres Denkens uns wie einer natürlichen Fähigkeit arglos bedienend, seit lange daran gewöhnt und finden es nun selbstverständlich, daß der Inhalt mannigfacher Wahr-

nehmungen und Erſcheinungen ſich allgemeinen Geſichtspunkten fügen und nach allgemeinen Geſetzen ſo behandeln laſſen müſſe, daß unſere hiernach im voraus gezogenen Folgerungen mit dem Fortgange jener Erſcheinungen wieder zuſammentreffen; aber daß dies ſo iſt, daß es allgemeine Wahrheiten gibt, die nicht ſelber ſind, wie die Dinge, und die doch das Verhalten der Dinge beherrſchen, dies iſt doch für den Sinn, der ſich darein vertieft, ein Abgrund von Wunderbarkeit, deſſen Daſein mit Staunen und Begeiſterung entdeckt zu haben immer eine große philoſophiſche That Platons bleibt, wie viele Fragen ſie auch mag ungelöſt gelaſſen haben.

321. Eine dieſer Fragen iſt die nach dem beſtimmten Verhältniſſe der Dinge zu den Ideen, das Platon als Theilnahme jener an dieſen oder als Nachahmung bezeichnet. Ich erörtere ſie jetzt noch nicht in ihrem ganzen Umfange; auf einen Mangel der Ideenlehre führt uns aber ein an ſich nicht gerechter Vorwurf des Ariſtoteles. Unter den Gründen, die ihm dieſe Lehre überflüſſig und nutzlos erſcheinen laſſen, hebt er mit Nachdruck hervor, daß ſie keinen Anfang der Bewegung darbiete. So richtig dies an ſich ſein mag, ſo wenig kann es gegen die Ideenlehre beweiſen, daß ſie dieſe Aufgabe nicht erfüllt; ſie erfüllt nur auch die andere nicht vollſtändig, die in ihrer eignen Abſicht lag. Knüpfen wir an die Gegenwart an: unſere Naturgeſetze, enthalten ſie einen Anfang der Bewegung? Im Gegentheil: ſie alle ſetzen voraus, daß eine Reihe von Daten gegeben ſei, die ſie ſelbſt nicht feſtſtellen können, aus denen aber, wenn ſie gegeben ſind, die Nothwendigkeit des inneren Zuſammenhangs der nun folgenden Erſcheinungen ableitbar iſt. Kein Naturgeſetz beſtimmt, daß die Maſſen unſeres Planetenſyſtems ſich überhaupt bewegen und daß ihr Lauf nach dieſer und nicht nach einer andern Richtung des Himmels gehen oder daß die Beſchleunigung, die ſie einander durch ihre Anziehung ertheilen, dieſe Größe haben mußte, welche ſie hat, und nicht eine andere; iſt nun deswegen das Syſtem der mechaniſchen Wahrheiten nutzlos und ein leeres Gerede (κενολογία), weil es alle dieſe Anfänge der Bewegung anderswoher erwartet und nur innerhalb der bereits wirklichen Bewegung jede einzelne Phaſe mit jeder andern nothwendig zu verbinden lehrt? Immerhin mag Platon die erſten Anſtöße, von denen die Reihenfolge der Erſcheinungen abhängt, in unklarer Weiſe, und

doch am Ende nicht unklarer, als auch wir noch, in jene dunkle Ὕλη verlegt haben, die ihm überhaupt das Gegebene versinnlicht, auf welches die Ideen Anwendung haben: dennoch, als er in der Ideenwelt die Muster sah, denen sich alles Seiende fügen muß, wenn Etwas ist, sprach er hiermit einen Gedanken aus, dessen Wichtigkeit Aristoteles unbillig übersieht; denn auch er würde später, in der Erklärung der einzelnen Erscheinungen, diesen Gedanken brauchen: auch er würde nicht zugeben können, daß die bewegende Ursache, welche den verwirklichenden Anstoß ertheilt, noch freie Hand darüber habe, zu bestimmen, was aus diesem Anstoße werden soll; darüber haben von Ewigkeit jene allgemeinen Gesetze entschieden, die gleichwohl den Antrieb zur Verwirklichung nicht geben. Aber dies allerdings müssen wir als Unvollkommenheit der Platonischen Ansicht anerkennen, daß sie eben diese ihre eigene Aufgabe nur halb löste. Gründe für den nothwendigen Zusammenhang zweier Inhalte müssen immer die logische Form eines Urtheils haben; sie können nicht in Gestalt einzelner Begriffe ausgesprochen werden, da keiner von diesen für sich eine Behauptung enthält. Gesetze daher, d. h. Sätze, welche eine Beziehung verschiedener Elemente ausdrücken, haben wir schon vorher als die Beispiele benutzt, an denen sich deutlich machen läßt, was gelten heißt im Gegensatz zum sein; nur mit halber Deutlichkeit läßt sich dieser Ausdruck auf einzelne Begriffe übertragen; von ihnen könnten wir nur sagen, daß sie etwas bedeuten; sie bedeuten aber dadurch etwas, daß von ihnen Sätze gelten, der z. B., daß jeder Begriffsinhalt sich selbst gleich und in unveränderlichen Verwandtschaften oder Gegensätzen zu andern enthalten sei. In der Form des isolirten Begriffs nun oder der Idee hat Platon ziemlich ausschließlich die Elemente der von ihm entdeckten Gedankenwelt aufgefaßt; schon der Gesammteindruck seiner Darstellungen macht merklich, wie sparsam im Vergleich hiermit allgemeine Sätze auftreten; sie fehlen keineswegs ganz, bilden vielmehr in einzelnen Fällen Gegenstände wichtiger Erörterungen; aber daß eben sie, in dieser Gestalt als Sätze, die wesentlichsten Bestandtheile der idealen Welt sein müßten, hat sich Platon doch nicht aufgedrängt. Diese Eigenthümlichkeit der Auffassungsweise ist nicht ohne spätere Beispiele. Noch Kant, als er die aprioriſchen Formen aufsuchte, die dem empirischen Inhalt unserer Wahrnehmungen die Einheit innerer

Zusammengehörigkeit geben sollten, verfiel zuerst darauf, sie in Gestalt einzelner Begriffe, der Kategorien, zu entwickeln und zwar gerade aus den Formen der Urtheile selbst; als er sie dann zu haben glaubte, wurde um so deutlicher, daß nichts mit ihnen anzufangen war; nun folgte die Bemühung, aus ihnen wieder Urtheile, die Verstandesgrundsätze, zu gewinnen, von denen als Obersätzen zu den zweiten Prämissen, welche die Erfahrung liefert, eine wirkliche Anwendung möglich wurde. Diese Neigung, Wahrheiten, deren vollgültiger Ausdruck nur ein Satz sein kann, in die unzureichende Form eines einzelnen Begriffs zu bringen, scheint daher aller menschlichen Einbildungskraft, nicht blos der plastisch geschulten des alten Griechenlandes, natürlich zu sein; es verdient immer im Vorbeigehen bemerkt zu werden, wie gefährlich sie ist, indem sie von dem vollen Thatbestand, dem die Untersuchung gilt, zu einem unfruchtbaren Spiel mit leeren von ihren zukömmlichen Unterlagen abgelösten Vorstellungen führt. Von alle dem nun, was wir hier verlangen, finden wir bei Platon sehr Weniges ausgeführt, und selbst das Bedürfniß der Ausführung nicht klar und vollständig anerkannt. Der allgemeine Gedanke allerdings, daß es nicht nur unzählige Ideen gebe, sondern alle zusammen ein gegliedertes Ganze bilden, ist die Seele seiner ganzen Darstellung, und mit Begeisterung schildert er den Genuß, den ihm seine dialektische Beschäftigung gewähre, den zusammengesetzten Inhalt der Vorstellungen mit Schonung seiner natürlichen Fugen in seine Elemente aufzulösen und aus ihnen wieder zusammenzusetzen; auch die verschiedenen Grade der Verträglichkeit und des Gegensatzes der Einzelideen und die möglichen Arten ihrer Verbindung erwähnt er als Gegenstände anzustellender Untersuchungen. Aber in den Beispielen wirklicher Anwendung, die er gibt, läuft doch diese Kunst der Dialektik ziemlich einförmig auf eine Classification der Ideen hinaus, die uns zeigt, an welche Stelle eines Eintheilungssystems jede gehört vermöge der Einzelbestandtheile, die sie in sich vereinigt, aber ohne daß aus dieser Ortbestimmung in Bezug auf irgend eine derselben eine Behauptung, ein Gewinn an Erkenntniß flösse, der ohne diesen classificatorischen Umweg unerreichbar gewesen wäre; was vielmehr von jeder gilt oder nicht gilt, wird man nachher ebenso wie vorher aus anderen Quellen erfahren müssen. Jene Fugen und Gelenke, die Platon nur schonen wollte, hätte er ernstlicher unter-

ſuchen müſſen: anſtatt die Flora der Ideen ſyſtematiſch zuſammenzuſtellen, hätte der Gedanke ſich auf die allgemeinen phyſiologiſchen Bedingungen richten ſollen, die in jedem einzelnen dieſer Gewächſe Glied mit Glied zu einer möglichen Entwickelung verbinden. Oder ohne Bild geſprochen: nachdem das Daſein einer ewig gültigen inhaltvollen Ideenwelt mit Klarheit hervorgehoben war, blieb als nächſte Aufgabe, die in ihrem Bau herrſchende allgemeine Geſetzlichkeit zu erforſchen, durch welche auch in ihr ſchon die einzelnen Beſtandtheile allein zu einem Ganzen verbunden ſein können: es handelte ſich um die Frage, welches die erſten Grundſätze unſeres Erkennens ſind, denen wir die Mannigfaltigkeit der Ideen unterzuordnen haben. Dieſe beſtimmtere Geſtalt hat jetzt für uns die methodiſche Unterſuchung der Wahrheit und ihres Urſprungs angenommen.

Drittes Kapitel.

Apriorismus und Empirismus.

322. Wenn innerhalb des Ganzen unſerer Erkenntniß eine einzelne Anſicht uns zweifelhaft wird, ſo ſuchen wir Entſcheidung in der Zergliederung der Veranlaſſungen, aus denen ſie uns entſprungen iſt; die Geſchichte ihrer Entſtehung ſoll uns lehren, ob ſie Wahrheit iſt, oder wie ſie als Irrthum ſich hat bilden müſſen. So oft die Frage nach der Wahrheitsfähigkeit unſerer Erkenntniß überhaupt in der Geſchichte der Philoſophie aufgetaucht iſt, hat derſelbe Weg zum Ziele zu führen geſchienen: aus der Art, wie unſere Vorſtellungen und Urtheile ſich bilden, hat man über ihre Anſprüche auf den Namen von Wahrheiten entſcheiden zu können geglaubt. Dieſe Ueberzeugung, welche Berückſichtigung verdient, da ſie auch gegenwärtigen Richtungen philoſophiſcher Unterſuchung in großer Ausdehnung zu Grunde liegt, lenkt mich für den Augenblick von der Fortſetzung meiner Gedanken ab; ich muß zu zeigen verſuchen, daß jene genetiſche Betrachtungsweiſe für den zweiten allgemeineren Fall die Vortheile nicht hat, welche ſie für den erſten ſpeciellen unzweifelhaft verſpricht. Denn beide ſind nicht von gleicher Art. So oft wir die Triftigkeit einer einzelnen Anſicht prüfen wollen, benutzen wir als Entſcheidungsgrund den zugeſtandenen Beſitz anderer Wahrheit, theils allgemeiner Sätze, mit denen übereinzuſtimmen allen andern obliegt, die uns gelten ſollen, theils feſtſtehender Thatſachen, denen die andern Thatſachen nicht widerſtreiten dürfen, die jene zu prüfende Anſicht behauptet oder vorausſetzt, endlich gewiſſer Regeln des Denkens, nach denen das, was aus gültigen Prämiſſen triftig folgt, von untriftigen Folgerungen unterſchieden wird; es iſt überall hier eine Wahrheit bereits vorhanden, die auf das zu prüfende

Gemeng unſerer Gedanken wie ein Ferment wirkt, Entſprechendes ſich aſſimilirt, Irriges ausſtößt. Dieſer gegebene und von dem Gegenſtand der Frage unabhängige Maßſtab fehlt uns in dem zweiten allgemeineren Falle: die Prüfung der Wahrheit unſerer Erkenntniß im Ganzen iſt unmöglich, ohne die zu prüfenden Grundſätze als Entſcheidungsgründe aller Zweifel vorauszuſetzen. Dieſen Cirkel, nach welchem unſere Erkenntniß ſich die Grenzen ihrer Competenz ſelbſt zu beſtimmen hat, haben wir als unvermeidlich kennen gelernt; aber man vermehrt die Schwierigkeiten, wenn man nicht jene Grundſätze ſelbſt, ſondern eine unzergliederte Anwendung derſelben, wenn man nämlich ausdrücklich die angebliche Einſicht in die Entſtehung unſerer Erkenntniß als jenen gewiſſen Beſtandtheil betrachtet, von dem aus ihr übriges Gebiet in Beſitz genommen werden könnte. Soll die Art der Entſtehung über den Anſpruch auf Wahrheit entſcheiden, und zwar, wie es hier gewöhnlich gemeint wird, auf Wahrheit in Bezug auf ein dem Erkennen fremdes und jenſeitiges Sein, ſo iſt es unmöglich, einen Schritt zu thun, ohne ſpeciellere Vorausſetzungen über die Stellung zu machen, in welcher ſich das erkennende Subject gegenüber jenen Gegenſtänden ſeines Erkennens befindet, und über die Art des Verhältniſſes zwiſchen beiden, durch welches der Vorgang des Erkennens verwirklicht wird; denn nur die Kenntniß dieſer Umſtände könnte die Gefahren beurtheilen lehren, die der Bildung wahrer Vorſtellungen hier entgegenſtehen. Darum iſt das Vorgeben, man wolle zunächſt durch völlig unbefangene Beobachtung, ohne Einmiſchung fraglicher Verſtandesgrundſätze, den Hergang der Erkenntniß kennen lernen, eine haltloſe Täuſchung: jeder Verſuch zur Ausführung iſt nothwendig voll von metaphyſiſchen Vorausſetzungen, aber von unzuſammenhängenden und ungeprüften, weil man ſie nur gelegentlich im Augenblick des Erklärungsbedürfniſſes macht. Da mithin dieſer Cirkel unvermeidlich iſt, ſo muß man ihn redlich begehen; man muß zuerſt feſtzuſtellen verſuchen, was Erkenntniß, ihrem allgemeinſten Begriff nach, bedeuten kann und welches Verhältniß zwiſchen einem erkennenden Subject und dem Object ſeiner Erkenntniß in Gemäßheit der noch allgemeineren Vorſtellungen denkbar iſt, nach welchen wir die Einwirkung jedes beliebigen Elementes auf jedes zweite zu denken haben. Dieſem letzteren Gedanken, alſo einer metaphyſiſchen Ueberzeugung, haben wir das Ver-

hältniß zwiſchen Subject und Object des Erkennens unterzuordnen; nicht aber zuerſt über dieſes ſpecielle Verhältniß einen zufälligen mehr oder minder probablen Einfall aufzuſtellen, um dann nach ihm über die Wahrheitsfähigkeit aller unſerer Erkenntniß zu urtheilen. Ich laſſe ganz unberückſichtigt die andere Frage, inwieweit es denn ausführbar ſein möge, auch nur das Thatſächliche der allmählichen Entwicklung unſerer ganzen Vorſtellungswelt feſtzuſtellen; beobachtbar iſt ihr Hergang nicht, denn jeder Beobachter hat ihn längſt hinter ſich. Mag nun in vielen Fällen auch das ausgebildete Bewußtſein ſich noch des Weges erinnern, auf welchem es zu ſeinen jetzigen Vorſtellungen gekommen iſt, ſo wird man mir anderſeits zugeben, daß in vielen andern Fällen dieſe angeblichen Beobachtungen nur ziemlich willkürliche Einfälle über die Art ſind, auf welche man ſich die Entſtehung der Vorſtellungen glaubt denken zu können.

323. Verfolgen wir die Verſuche, die gemacht worden ſind, zuerſt eine zweifelloſe Thatſache zu gewinnen, von der aus die Entſtehung der Erkenntniß und die Wahrheit derſelben beurtheilbar würde, ſo begegnen wir am Anfang der modernen Zeit dem Satze des Des Cartes: cogito, ergo sum; der einzigen Gewißheit, die ihm aus dem Zweifel an aller überkommenen Erkenntniß übrig zu bleiben ſchien. An dieſen Satz iſt oft angeknüpft worden, und immer, ſchon ſeit Auguſtinus, bei dem wir ihn zuerſt finden, hat er ſich als eine ebenſo zweifelloſe als vollkommen unfruchtbare Wahrheit erwieſen; nicht der kleinſte Schritt zur Begründung irgend einer Erkenntnißtheorie iſt aus ihm allein, ohne Zuziehung anderer von ihm unabhängiger Gedanken, möglich geweſen; ſchon das nächſte Kriterium: wahr ſeien die Vorſtellungen, die gleiche Evidenz und Klarheit genießen, meinte Des Cartes ſelbſt aus jenem Satze nicht ableiten zu können, ohne ſich gegen die Möglichkeit, vollkommen unwahre Ideen betrögen uns mit derſelben Evidenz, auf einem früher erwähnten Umwege ſicher zu ſtellen. In der That iſt leicht einzuſehen, daß aus dieſem Anfang nichts Neues fließen kann. Betrachtet man den Satz in ſeiner negativen Bedeutung, nämlich daß nichts uns gewiß ſei als die Thatſache unſeres Denkens, nicht aber die Wirklichkeit einer Außenwelt, ſo erinnere ich an eine früher gemachte Bemerkung: auch wenn jene Außenwelt wirklich iſt, ſo kann doch in uns von ihr nur ein Gedankenbild, nicht ſie ſelbſt vorhanden ſein; die Thatſache

mithin, daß nichts uns unmittelbar gewiß ist als unsere eigne Gedankenwelt, kann niemals darüber entscheiden, ob nur sie, und ob nicht außer ihr eine Welt des Seins vorhanden ist, auf welche sie sich bezieht. Und selbst, wenn die Vorstellung dieser Außenwelt sich als ein nothwendiges Erzeugniß unserer erkennenden Thätigkeit nachweisen ließe, unvermeidlich gemacht durch die Organisation unseres Geistes und durch die Gesetze, nach denen unsere Gedanken sich verknüpfen müssen, wenn also aus der Thatsache dieses cogito sich die Nothwendigkeit dieses subjectiven Ursprungs unserer Annahme einer Außenwelt des Seins ableiten ließe: auch dann würde die Wahrheit dieser Annahme weder widerlegt noch bewiesen sein; denn auch wenn es diese Welt wirklich gibt, können wir dennoch auf die Vorstellung derselben nur dann gerathen, wenn die Natur unseres Geistes und der Verlauf unserer Gedanken sie als eine zur Vermeidung innerer Widersprüche für uns nothwendige Ergänzung hervortreibt. Achten wir aber auf den bejahenden Sinn des Satzes, so finden wir diesen nicht zweckmäßig formulirt; er ist nicht mehr Ausdruck einer unmittelbaren Thatsache, sondern einer Abstraction. Dies freilich mache ich ihm nicht zum Vorwurf, daß er an der ersten Person der Verba cogito und sum festhielt; denn gewiß, so dunkel auch und zu weiteren Untersuchungen anregend die hierin enthaltene Vorstellung des Ich sein mag: zu dem ursprünglichsten Thatbestand dieser einfachsten Erfahrung gehört sie unwidersprechlich; und Meinungen, welche dem cogito das cogitare, dem sum das esse als die erste und gewissteste Thatsache der Beobachtung unterschieben möchten, verfehlen ganz den Ruhm vorurtheilsloser und unbefangener Grundlegung, den sie mit dem exacten Verfahren der Naturwissenschaft zu theilen suchen. Nirgends begegnet uns als eine einfachste Thatsache eine Vorstellung, die blos wäre, die aber Niemand hätte; nirgends ein Bewußtsein, das nur als Bewußtsein überhaupt und nicht als das Bewußtsein eines Ich erschiene, welches in ihm entweder seiner selbst oder eines Anderen sich bewußt wird; von dieser beständigen Zurückbeziehung auf ein Subject, dessen Natur völlig im Dunkel bleibt, mag später die Wissenschaft die Ereignisse des Denkens und Wissens irgendwie zu sondern suchen: ursprünglich gewiß und gegeben aber sind sie nur in der Form des cogito, nicht in der infinitivischen des cogitare. Anderseits freilich, was in dieser richtigen

Perſonalendung Fruchtbares liegen mag, iſt von Des Cartes überſehen worden; welche Gedanken Kant daran zu knüpfen wußte, iſt nicht dieſes Ortes. Eine nicht förderliche Abſtraction liegt nun aber in dem Satze des Des Cartes inſofern, als er von allen den einzelnen Zuſtänden, die als ſolche die unmittelbare Gewißheit der Selbſterfahrung beſitzen, nur ihren allgemeinen Charakter hervorhebt: den der cogitatio, d. h. jenes Bewußtſeins in weiteſter Bedeutung, durch welches ſich ſehr verſchiedene Zuſtände der Seele, Empfinden und Vorſtellen, Fühlen und Wollen gemeinſam von dem unterſcheiden, was wir uns als Zuſtand eines ſelbſtloſen, unbeſeelten Weſens glauben denken zu können. Gewiß geht nun dieſes Bewußtſein in jede der einzelnen Selbſtbeobachtungen ein; aber welchen Nutzen konnte es haben, nur dieſen gemeinſamen Zug aller zu erwähnen und die einzelnen Inhalte zu verſchweigen, in denen allein er doch wirklich ſein und unmittelbarer Gegenſtand der Selbſtbeobachtung werden kann? Nicht daß dieſes cogito überhaupt vorkommt, in irgend einer der Formen, die es annehmen kann, ſondern in *welchen* Formen es vorkommt, darin lag ein fruchtbarer Anfangspunkt: nicht die nackte Thatſache, *daß* wir bewußt ſind oder denken, lehrt uns die uns zugängliche Wahrheit kennen, ſondern *was* wir denken, der *Inhalt* unſerer cogitatio, iſt nicht nur das Urſprünglichſte, was uns gegeben iſt, ſondern auch das Einzige, woraus folgen kann, was wir denken *ſollen* oder *müſſen*. Wies doch Des Cartes ſelbſt darauf hin, daß auch der Zweifler, indem er zweifelt oder jedes Wiſſen leugnet, die Thatſache der cogitatio durch ſein eignes Thun beſtätigt: eben deshalb nun, weil ſie mit jedem wahren Wiſſen, jedem Zweifel und jedem Irrthum auf gleiche Weiſe verknüpft iſt, kann ſie nicht dazu dienen, Wahres von Unwahrem zu unterſcheiden.

324. Es war daher unvermeidlich ein neuer Anfang, an den die Unterſuchung über unſere Erkenntniß anknüpfte: der Glaube an die Wahrheit dem Geiſte *eingeborener* Ideen. An dieſen Namen, der einen langen Streit in die Geſchichte der Erkenntnißtheorie eingeführt hat, muß man nicht Einwürfe knüpfen, die mit einigem guten Willen ſich leicht beſeitigen laſſen. Schon die Alten, wenn ſie von dem ſprachen, quod a Natura nobis insitum est, und Alle, die ſich ähnlich ausdrückten, ſind gewiß weit von der Annahme einer Wahrheit entfernt

geweſen, die, dem Geiſte an ſich fremd, in irgend einem Augenblick ſeines beginnenden Lebens ihm eingeprägt und von da ein beſtändiger Gegenſtand ſeines bewußten Vorſtellens geworden ſei. Nur dies meinten ſie: ſo ſei eben unſer Geiſt durch ſeine eigene Natur, daß er, unter Bedingungen die auf ihn einwirken, beſtimmte Gewohnheiten der Gedankenverknüpfung nothwendig entwickeln werde, zuerſt als eine Verfahrungsweiſe, die er unbewußt befolgt; zuletzt, auf unzählige ſo ausgeübte Handlungen ſeines Denkens reflectirend, hebe er die unbewußt in ihnen befolgte Regel ſeines Verhaltens nun ſelbſt zum Gegenſtande ſeines Vorſtellens hervor. Angeboren aber nannte man dieſe Ideen in der Vorausſetzung, es reiche nicht hin, daß der Geiſt, in dem ſie ſich bilden ſollen, nur im Allgemeinen den Charakter eines vorſtellungsfähigen Weſens trage, ſo daß unter denſelben Bedingungen dieſelben Ideen in jedem Weſen entſtehen müßten, das dieſen formalen Charakter theilte; es ſchien vielmehr nothwendig, daß in jedem Geiſte eine concrete Anlage ſeiner Natur, durch die er ſich von andern vorſtellungsfähigen Weſen unterſcheiden könnte, die Form beſtimmte, in welcher von ihm jene Vorſtellungsthätigkeit ausgeübt und ihre einzelnen Handlungen verknüpft werden. Allerdings lag keine Veranlaſſung vor, dieſe Annahme eines ſolchen möglichen Unterſchiedes zwiſchen verſchiedenen vorſtellungsfähigen Weſen für mehr als für eine Fiction zu halten, durch die man nur zu verdeutlichen ſuchte, daß der hinreichende Grund unſerer Erkenntniß nicht in dem allgemeinen Charakter der cogitatio liege, ſondern in einer concreteren, aber allen Geiſtern in Wirklichkeit gemeinſamen Beſtimmtheit ihrer Natur. Indeſſen konnte, nach dem Zugeſtändniß der Denkbarkeit dieſes Unterſchiedes, doch der Verſuch nicht mehr abgewehrt werden, zu ſehen, was aus ihm folgt, wenn man ihn für wirklich nimmt. Und dann fielen die beiden Theile des Carteſiſchen Gedankens, die Apriorität der Ideen und ihre Wahrheit, auseinander: jedem Weſen muß dasjenige als Wahrheit erſcheinen, was aus der Folgerichtigkeit ſeiner Natur fließt; iſt daher ein Schatz von Ideen jedem in der angegebenen Weiſe eingeboren, ſo iſt es nur ein lebhafter, aber grundloſer Glaube, wenn wir diejenigen, die uns Menſchen gegeben ſind, in höherem Sinne für Wahrheit halten, als die von ihnen abweichenden, die ſich vielleicht mit gleicher Evidenz anders gearteten Weſen aufdrängen. Man ſieht, daß dies Bedenken

nicht nur Geltung hat, wenn wir die Gesammtheit unserer Erkenntniß einer objectiven Welt des Seins entgegensetzen, dessen Abbildung sie sein soll, sondern auch dann, wenn wir, was noch unerläßlicher scheint, nur das für Wahrheit halten, was allen Geistern auf gleiche Weise nothwendig, nicht aber dem einen so dem andern anders vorkommt. Die spätere Polemik hat hieran angeknüpft und behauptet: sind unsere Ideen angeboren, so haben sie keinen Anspruch auf Wahrheit; sie können ihn nur erlangen, wenn wir sie von der möglichen Verschiedenheit der vorstellenden Subjecte unabhängig und abhängig nur von der Natur einer für alle gemeinsamen Objectenwelt denken.

325. Ehe man in das Für und Wider über diese Fragen eintritt, muß man sich überzeugen, daß hier der Punkt ist, an welchem man anstatt der verstohlenen Voraussetzungen, denen man sich zu überlassen liebt, unumwunden eine ausdrückliche Voraussetzung machen muß. Keine dieser Untersuchungen kann ihr Ergebniß, worin es auch bestehen mag, überhaupt begründen ohne irgend eine beiläufig gemachte Annahme über die Art, in welcher sie die Einwirkung eines Erkenntnißobjectes auf das erkennende Subject sich möglich denkt. Anstatt sie beiläufig zu machen, setzen wir diese Annahme an die Spitze unserer Gedanken, und zwar so, wie die vielseitige Erfahrung des Denkens sie formuliren gelehrt hat: wo auch immer zwischen zwei Elementen A und B von irgend welcher Natur das Ereigniß stattfindet, welches wir eine Einwirkung des A auf B nennen, niemals besteht dieses Wirken darin, daß ein Bestandtheil a oder ein Prädicat a oder ein Zustand a, welcher dem A angehörte, sich von diesem löste und fertig, unverändert, selbständig nach B überginge, um diesem sich anzuknüpfen oder von ihm aufgenommen zu werden oder jetzt dessen Zustand zu sein; immer ist jener im A entstehende oder vorhandene Zustand a nur der Grund, um dessenwillen, unter Voraussetzung einer zwischen A und B bestehenden oder eintretenden Beziehung C, nun auch B einen neuen Zustand b aus seiner eignen Natur heraus und in sich selbst erzeugen muß. Wodurch diese Nothwendigkeit des Zusammenhangs der Zustände von A und B herbeigeführt, wie es also gemacht wird, daß B nach A sich richten muß, worin ferner, entweder allgemein oder in verschiedenen Fällen verschieden, die Beziehung C besteht, welche nothwendig ist zur Erzeugung der Wirkung: alle diese Fragen sammt der Vorfrage, ob sie

überhaupt beantwortbar sind, können unserm jetzigen Gedankengang fremd bleiben; uns genügt das ausgesprochene formale Verhalten, gleichviel wie es in der Wirklichkeit realisirt wird. Aus ihm aber folgt, daß niemals die Form der Wirkung b unabhängig von der Natur des Objectes B sein kann, welches sie erfährt; sie ändert sich vielmehr mit ihm, und dieselbe Beziehung C, die zwischen A und B stattfand, wird, wenn sie zwischen A und B^1 eintritt, in B^1 eine andere Wirkung b^1, verschieden von b hervorbringen. Ebensowenig ist die Wirkung b unabhängig von der Natur des einwirkenden Elementes A und von der Art der Beziehung C; sie ändert sich mit beiden; sie wird β werden, wenn nicht A, sondern A^1 mit B in die Beziehung C, und β^1, wenn B mit A in die Beziehung C^1 tritt. Immer aber werden b, b^1, β, β^1 eine geschlossene Reihe von Ereignissen bilden, die nur in B möglich sind, und A und C werden nur als Reize zu betrachten sein, die da bestimmen, welche von den vielen der Natur des B möglichen Wirkungen in jedem Augenblicke und in welcher Reihenfolge sie wirklich werden sollen. Gefällt man sich, die vielgebrauchten Bezeichnungen der Receptivität und Spontaneität hier anzuwenden, so ist jedes Element receptiv für Anregungen seiner Spontaneität und keines spontan wirksam, ohne diese Anregungen recipirt zu haben.

326. Diesem allgemeinen Verhalten ordnen wir die Einwirkung von Erkenntnißobjecten auf ein erkennendes Subject unter. Jede Annahme zuerst ist ganz unzulässig, welche den Ursprung unserer Erkenntnisse ganz und einseitig in das erkennbare Object verlegt; es genügt wenige Aufmerksamkeit, um selbst in der tabula rasa, mit der man die empfängliche Seele verglichen hat, oder in dem Wachse, dem ähnlich sie Eindrücke nur aufnehmen sollte, die Unvermeidlichkeit der spontanen Rückwirkung zu entdecken. Nur weil die Tafel durch die ihrer Natur und Consistenz eigenen Wirkungsweisen die farbigen Punkte festhält und sie am Verfließen in einander hindert, nur weil das Wachs den Anziehungen seiner Theile diesen Aggregatzustand verdankt, zwar leicht verschiebbar zu sein, aber die aufgezwungene Form festzuhalten, nur deswegen eignen sich beide, Eindrücke auf sich malen oder in sich einprägen zu lassen; ein Element, das gar keine eignen Wirkungsweisen dem ankommenden Reize entgegenstellt, würde nicht einmal die

ihm zugeschriebene Eigenschaft der reinen Receptivität besitzen. Es ist ferner nothwendig sich klar zu machen, daß in einer Erkenntniß zwar der von dem Object herrührende unmittelbare Beitrag fehlen kann, aber niemals derjenige, den die Natur des Subjects liefert; denn dies ist denkbar, daß zwei Vorstellungen α und β, nachdem sie einmal auf äußere Veranlassung in der Seele entstanden sind, sich nun nach Gesetzen, die nur aus der Eigenthümlichkeit der Seele fließen, und ohne wiederholte Beihülfe der Außenwelt, zu einem neuen Ergebniß γ verschmelzen; undenkbar dagegen, daß ein Eindruck von außen auf uns geschähe, an dessen Gestaltung unser eignes Wesen nicht Theil nähme. Und darum können wir auch der Unterscheidung nicht beistimmen, welche Kant, in seinen Gedanken zwar nicht irrend, aber lässig im Ausdruck so aufstellte, daß er den gesammten Inhalt unserer Erkenntniß der Erfahrung, und nur ihre Form der angebornen Thätigkeit des Geistes zuschrieb. Denn Kant wußte sehr wohl, was wir hier hervorheben, daß auch die einfachen sinnlichen Empfindungen, die recht eigentlich den primitiven Inhalt aller unserer Wahrnehmungen bilden, uns nicht fertig von außen kommen, daß sie vielmehr, wenn wir überhaupt die Vorstellung dieser Außenwelt festhalten, nur als Rückwirkungen unserer eignen geistig sinnlichen Natur auf die von dorther kommenden Reize gelten können; sie sind die a priori uns eigenthümlichen Möglichkeiten des Empfindens, zur Wirklichkeit in bestimmter Reihenfolge freilich durch äußere Veranlassungen berufen, aber nie durch diese Veranlassungen uns fertig überliefert. Was aber ferner aus der Zusammensetzung dieser einfachen Elemente sich bildet, das räumlich anschauliche Bild dieser bestimmten Gestalt, der zeitliche Verlauf jener Melodie oder Reihenfolge, auch das ist, selbst in allen Einzelheiten seiner Zeichnung, nicht minder ein Erzeugniß des vorstellenden Subjects, nicht minder also a priori. Denn auch wenn wir annähmen, in einem wirklich sich ausdehnenden Raume oder einer wirklich verlaufenden Zeit befänden sich Dinge in denselben Lagen oder in demselben Wechsel, in welchem wir sie dann räumlich oder zeitlich auffassen: auch dann würde diese räumlich zeitliche Vorstellung derselben etwas anderes sein als ihr eignes räumlich zeitliches Sein; wir könnten nicht dahin gelangen, unsere Vorstellungen α, β, γ in dieselbe Ordnung zu bringen, welche zwischen ihren objectiven Ursachen a, b, c

beſteht, wenn nicht unſere eigene Natur und die Geſetze unſeres Vorſtellens uns dazu befähigten und nöthigten.

327. Oder wollte man ſich durch Worte täuſchen laſſen und meinen, dieſe geringfügige Leiſtung einer *Abbildung* verſtehe ſich von ſelbſt und bedürfe keiner wiedererzeugenden Arbeit? Aber was heißt abbilden und wie entſteht ein Bild? Laſſen wir noch ganz das Auge beiſeit, *für* welches zuletzt jedes Bild erſt Bild iſt, und fragen wir nur: wie ſtellt ein Spiegel die Bedingungen her, unter welchen für ein Auge das Bild eines Gegenſtandes entſtehen kann? Er vermag es nur, indem er die Lichtſtrahlen, die der Gegenſtand auf ihn ſendet, mit Beibehaltung ihrer gegenſeitigen Ordnung nach einer anderen Richtung zurückwirft, und hierzu wird er nur durch Glätte und Form ſeiner Oberfläche befähigt. Von dieſen Eigenſchaften hängt es ab, ob er die Strahlen ſo regellos zerſtreut, daß kein Auge ſie zu einem Bilde vereinigen kann, oder ob er ſie ſo wieder ausſchickt, daß ſie divergirend dem Blicke doch zuſammenfaßbar werden oder convergirend ein reelles Bild zuſammenſetzen, das dem Auge wie ein neuer Gegenſtand ſichtbar wird. Mit dem allen aber ſtellt der Spiegel doch nur den Reiz her, der auf die Sehkraft ähnlich wirkt, wie der Gegenſtand ſelbſt, und deshalb ihn vertreten kann; fragen wir aber, wie nun in Folge deſſelben ein Bild *geſehen* werden kann, ſo empfinden wir, wie unpaſſend überhaupt die Vergleichung einer Erkenntniß mit einer Abbildung war. Das erkennende Bewußtſein iſt keine widerſtehende gekrümmte oder ebene, glatte oder rauhe Oberfläche, und es würde ihm nichts helfen, empfangene Strahlen irgendwohin zu reflectiren; in *ſich ſelbſt* und in ſeiner zuſammenfaſſenden Einheit, die kein Raum und keine Platte, ſondern eine *Thätigkeit* iſt, muß es die erregten Einzelvorſtellungen zu der *Anſchauung* einer räumlichen Ordnung verbinden, welche nicht ſelbſt wieder eine räumliche Ordnung, ſondern eben nur deren Vorſtellung iſt. Denn wenn nun auch, wie vielleicht Einige meinen, die Vorſtellung eines linken Punktes in unſerem Bewußtſein links neben der Vorſtellung eines rechten Punktes läge, und die eines oberen über der eines unteren, ſo wäre durch dieſe Thatſache noch nicht die Anſchauung dieſer Thatſache gegeben; hierdurch allein würden wir uns in der That nur als ein Spiegel verhalten, in welchem die Wahrnehmung einer andern Seele die Lage jener Punkte

entdecken könnte, wenn dieſe Seele wenigſtens das vollbrächte, was unſere eigene nicht gethan hätte: wenn ſie nämlich die von uns in beſtimmter Ordnung ihr zugeſtrahlten Eindrücke nicht blos erlitte und in ſich beherbergte, ſondern ſie ſich zur Veranlaſſung dienen ließe, eine zuſammenfaſſende Anſchauung dieſer Ordnung zu erzeugen. Nichts alſo bleibt von dieſem ungenauen Gleichniß übrig, als die Ueberzeugung, daß ſelbſt die bloße Wahrnehmung eines Sachverhaltes, ſo wie er iſt, nur unter der Vorausſetzung möglich iſt, das wahrnehmende Subject ſei durch ſeine eigene Natur befähigt und genöthigt, die von den Gegenſtänden ihm zugekommenen Anregungen in diejenigen Formen zu vereinigen, die es an ihnen anſchauen ſoll und von ihnen einfach zu empfangen glaubt. Daß es ſich ebenſo verhält mit allen Vorſtellungen, die wir über den inneren Zuſammenhang verſchiedener Wahrnehmungen bilden, füge ich vor der Hand nur kurz hinzu: denn eben dies iſt am öfterſten zugeſtanden worden. Daß wir eine urſächliche Verbindung zwiſchen zwei Ereigniſſen nicht ſehen, daß vielmehr die Vorſtellung einer ſolchen erſt von uns zu der wahrnehmbaren Zeitfolge der Begebenheiten hinzugebracht wird, hat man allſeitig eingeräumt, bald um durch dieſen aprioriſchen Urſprung dem Begriff des Cauſalnexus die höhere Würde eines nothwendig allgemeingültigen Gedankens zu ſichern, bald um ihm jede Gültigkeit in Bezug auf die Welt der Dinge abzuſprechen, aus deren Wahrnehmung er nicht entſtanden ſei. Beide Folgerungen ſind unrichtig; in Bezug auf die zweite wiederhole ich die einfache Betrachtung: auch wenn ein urſächlicher Zuſammenhang zwiſchen den Ereigniſſen der Außenwelt ſtattfindet: als unmittelbarer Gegenſtand einer Wahrnehmung, die ſich völlig receptiv verhielte, könnte er uns auch dann nicht gezeigt werden; immer kann uns durch die Art der Verbindung zwiſchen Einzeleindrücken nur eine Veranlaſſung gegeben werden, ihn hinzuzudenken, und dieſe Veranlaſſung kann nur dann wirkſam ſein, wenn es unſerer geiſtigen Natur unvermeidlich iſt, jene Verbindung des Mannigfaltigen in unſerem Bewußtſein uns durch dieſe Ergänzung erſt zu vervollſtändigen und zu rechtfertigen.

328. Die ausgedehnte Apriorität, die wir ſo für unſere Erkenntniß in Anſpruch nehmen, iſt indeſſen nur die eine Seite der Sache. Eben dann, wenn wir alle ſinnlichen Empfindungsweiſen,

unſere Raumanſchauung, unſere Begriffe von Ding und Eigenſchaft, von Urſache und Wirkung, endlich die ethiſchen Vorſtellungen des Gut und Böſe, als angeborene Aeußerungsweiſen des Geiſtes betrachten, eben dann kann der Grund zu den beſonderen einander ausſchließenden Anwendungen ihrer aller nicht ebenſo in dem Weſen dieſes Geiſtes liegen. In unſerer Raumanſchauung ſind unzählige Figuren möglich, aber nur beſtimmte beobachten wir in jedem Augenblick; vielerlei Farben könnten wir ſehen und ſehr verſchiedene Reihenfolgen von Tönen hören, aber wir können das Roth nicht ändern, das wir jetzt und hier bemerken, obgleich an derſelben Stelle uns auch Blau und Gelb empfindbar wäre, und der jetzt gehörten Melodie können wir keine der unzähligen unterſchieben, die wir in andern Augenblicken vernommen haben; unabhängig von uns ordnen ſich die Ereigniſſe bald ſo, daß ſie uns zur Vorſtellung eines urſächlichen Zuſammenhangs nöthigen, bald ſo daß ſie uns die Annahme deſſelben unmöglich machen; endlich dieſe Combination der Veranlaſſungen, die uns zur Ausübung unſerer aprioriſchen Fähigkeiten gegeben werden, ändert ſich von Perſon zu Perſon; ſie kann alſo nicht in der allgemeinen Natur unſeres Geiſtes begründet ſein. Es iſt gleichgültig für unſern gegenwärtigen Zuſammenhang, wo wir ihre Urſachen ſuchen. Vielleicht hat die gewöhnliche Meinung Recht, der wir uns im Leben alle fügen, und von der wir in dieſer Betrachtung ausgingen; vielleicht beſteht eine Welt von Dingen außer uns, in welcher wir ſelbſt beſtimmte Plätze haben, und deren eigene Veränderungen verſchieden auf uns wirken je nach den verſchiedenen oder veränderlichen Stellungen, die wir in ihr einnehmen. Dann wird das Gewebe der Vorſtellungen, die in uns entſtehen, zwar nicht in dem Sinne Anſpruch auf den Namen der Wahrheit haben, als könnte es ein ähnliches Bild deſſen darſtellen, was in dieſer Welt der Dinge iſt oder geſchieht; aber jede Verknüpfung, Trennung oder Abwechſelung der Erſcheinungen, die uns ſo vorſchweben, wird doch als Folge den Gang einer vielleicht anders-gearteten aber beſtimmten Veränderung verrathen, die in den Verhältniſſen der auf uns wirkenden Dingwelt ſtattgefunden hat. Zu demſelben Ergebniß würde die andere idealiſtiſche Meinung führen, die uns im Leben ſtets ungeläufig bleibt, und zu welcher zulängliche Beweggründe nur innerhalb philoſophiſcher Unterſuchungen aufzufinden

sind. Vielleicht gibt es, ihr zufolge, keine Welt der Dinge und der Ereigniſſe außer uns, ſondern nur die Erſcheinung einer ſolchen wird durch eine einzige unbekannte und alle Geiſter durchdringende Macht eben nur in dieſen Geiſtern ſelbſt und ſo hervorgebracht, daß die Weltbilder, welche die verſchiedenen um ſich herum zu ſchauen glauben, zu einander paſſen und alle, jeder an ſeiner beſonderen Stelle, ſich in ein und daſſelbe Univerſum eingeordnet erſcheinen. Immer wird auch dieſe Vorſtellungsweiſe zugeſtehen müſſen, daß für jeden einzelnen Geiſt die Anregung, die er zur Erzeugung ſeines Weltbildes erhält, eine ihm ſelbſt fremde iſt und zugleich unerklärlich aus der allgemeinen geiſtigen Natur, die er mit allen andern theilt; woher ſie auch ſtammen mag, ſie bleibt ein empiriſches oder apoſteriori ſches Element unſerer Erkenntniß. Und wieder: jede Verknüpfung, Trennung oder Abwechſelung der Erſcheinungen, die uns ſo entſtehen, wird auf ein anderes Geſchehen, auf Veränderungen hinweiſen, die jetzt zwar nicht mehr in den Verhältniſſen mannigfacher Dinge, wohl aber in dem Handeln jener einheitlichen Macht vorgehen, welche dieſen Traum einer Außenwelt uns verſchafft. Hier endlich wie dort wird es eine würdige Aufgabe ſein, aus der Beobachtung und Vergleichung der Erſcheinungen die beſtändigen Geſetze zu ermitteln, nach denen ihr wechſelreiches Spiel erfolgt, und die Auflöſung dieſer Aufgabe wird die Erkenntniß einer Wahrheit ſein, auch wenn es kein Mittel geben ſollte, zu entſcheiden, von welcher anderen Geſetzmäßigkeit einer uns unbekannt bleibenden Außenwelt dieſe Geſetzlichkeit des Verlaufs unſerer Innenwelt hervorgebracht wird. Es iſt im Weſentlichen die Anſicht Kants, die ich hier vertrete, und von der die deutſche Philoſophie nie hätte ablaſſen ſollen. Ich vertrete ſie aber unter ausdrücklicher Ablehnung jeder Beantwortung der letztgedachten Frage. Mag es immerhin ſein, daß Jemand eine unmittelbare Gewißheit über Sein oder Nichtſein jener Außenwelt zu beſitzen glaubt: was und wie ſie ſei, wird er doch immer nur durch Rückſchlüſſe von den Erſcheinungen aus enträthſeln können; hier muß daher zuerſt Recht geſchaffen werden: die gewiſſen Grundſätze, nach denen der Zuſammenhang dieſer Innenwelt zu beurtheilen iſt, müſſen zuerſt feſtgeſtellt werden, ehe von einer Anwendung der gewonnenen Einſicht auf jene der Metaphyſik zu überlaſſende Sonderfrage zu reden iſt.

329. Wenn wir nun aber Wahrheiten voraussetzen, die, in dem früher angegebenen Sinne des Wortes, unserem Geiste angeboren sind, woher erlangen wir die Kenntniß derselben, wenn nicht dadurch, daß wir sie in uns *finden*? also durch eine innere Erfahrung? so daß doch zuletzt *Erfahrung* die einzige Quelle aller unserer Erkenntniß wäre? Dieser Einwurf ist gemacht worden; man wird ihn zunächst für ebenso unfruchtbar als unwiderleglich halten. Denn sicher: wenn wir eine Wahrheit wissen sollen, müssen wir uns ihrer bewußt sein, und wenn wir früher uns ihrer nicht bewußt waren, so ist der Uebergang zum Wissen derselben eine Begebenheit, die wir nur erleben oder erfahren können; in demselben Sinne ist unser ganzes Dasein eine Thatsache, die wir vorfinden. Gegen den Apriorismus angeborener Ideen kann mithin dieser Einwand nicht gelten; vielmehr: *auch wenn* es angeborene Ideen, *auch wenn* es sie sogar in dem Sinne gäbe, daß sie einen unablässigen Inhalt unsers Bewußtseins bildeten, auch dann würde eine hierauf gerichtete Reflexion ihr Vorhandensein zunächst immer nur als eine gegebene Thatsache erfahren oder erleben. In dieser weitläufigen Bedeutung genommen ist der Begriff der Erfahrung nicht mehr der Anlaß zu einer Verschiedenheit der Meinungen; von Wichtigkeit ist nur, *als was* wir jene Gedanken erfahren, ob als angeborene Wahrheiten oder als Erfahrungen in dem beschränkteren Sinne, in welchem sie im Gegensatz zu diesen auf einen dem Geiste selbst auswärtigen Ursprung hindeuten. Und hier verschärft sich zunächst die vorige Frage, wenn wir nach Kennzeichen suchen, welche den einen Fall von dem andern unterschieden. Aufgenöthigt werden uns die Eindrücke, die von außen kommen, und wir können sie nicht ändern; aber unvermeidlich und nothwendig erscheinen uns auch jene Wahrheiten; daß wir im ersten Fall einen fremden Zwang, im zweiten nur den unserer eigenen Natur erlitten, können wir vermuthen, aber wie beweisen? In der That ist indessen, im unbefangenen Gebrauch des Denkens, nicht dies das Erste, was uns jetzt, in dem Zusammenhange unserer methodologischen Betrachtung, das Wichtigste war: nicht in dieser ihrer Eigenschaft, dem Geiste angeboren zu sein, werden jene Wahrheiten erfahren, sondern die *sachliche* Selbstverständlichkeit ihres Inhalts fällt uns zuerst auf und macht sie, nachdem irgend ein Beispiel uns veranlaßt hat, sie zu denken, von aller Bestätigung durch

fernere Beiſpiele, mithin von der Erfahrung unabhängig, welche dieſe liefern könnte. Allgemeinheit und Nothwendigkeit ſind daher immer die beiden Eigenſchaften geweſen, die den aprioriſchen Erkenntniſſen zugeſchrieben wurden. Wir verſtehen die erſte in dem Sinne, daß überall, ſobald das Subject einer ſolchen Erkenntniß gedacht wird, auch das zugehörige Prädicat als ſelbſtverſtändlich mit ihm verbunden erſcheint; und in nichts Anderem als in dieſer Selbſtverſtändlichkeit beſteht anderſeits auch die Nothwendigkeit der Geltung, die allgemeinen Wahrheiten offenbar in anderer Bedeutung zukommt, als den Verknüpfungen verſchiedener Inhalte, die uns die veränderliche Erfahrung vorführt. Gegeben ſind auch dieſe ſo, daß in dem Augenblick, in welchem ſie ſtattfinden, unſere Willkür ſie nicht zu trennen vermag; aber obwohl nothwendig in dem Sinne, in welchem es jede Thatſache iſt, die nicht hinweggeleugnet werden kann, entbehrt doch der Inhalt der Erfahrung jene Selbſtverſtändlichkeit der inneren Verknüpfung, die uns den einen ſeiner Beſtandtheile nicht ohne den andern zu denken erlaubt. Aber zuletzt: was in dieſem einen Augenblicke uns ſelbſtverſtändlich erſchiene, woher hätten wir das Recht zu behaupten, daß es in jedem andern Augenblick uns ebenſo erſcheinen werde? ihm alſo jene Allgemeingültigkeit zuzuſchreiben, durch die es, der veränderlichen Erfahrung gegenüber, zu einem feſtſtehenden Grundſatze für deren Beurtheilung würde? Schon die antike Skepſis erhob dieſen Zweifel, und er bewog ſie, die Zuläſſigkeit jeder allgemeinen Behauptung zu leugnen. In der That, welchen Grundſatz wir auch immer erdenken möchten, um uns zu berechtigen, von der Evidenz eines Gedankens im jetzigen Augenbick auf gleiche Evidenz deſſelben in aller Folgezeit zu ſchließen, als allgemeiner Grundſatz würde er genau dem Bedenken unterliegen, welches er zu heben beſtimmt wäre. So würde es denn, um uns der Allgemeingültigkeit eines Gedankens zu verſichern, kein Mittel geben, wenn uns die Evidenz nicht genügt, mit welcher ſein Inhalt, einmal gedacht, ſich ſelbſt ewige Geltung der Erfahrung vorgreifend zuſchreibt. Und man würde bedenken müſſen, daß dieſe Unfähigkeit nicht eine beklagenswerthe Unvollkommenheit nur der menſchlichen Einſicht ſein würde; jeder Geiſt theilte ſie, deſſen Vorſtellungsleben, in der Zeit ſich entwickelnd, irgend noch Aehnlichkeit mit dem unſrigen hätte; welche wahrſte Wahrheit ihm auch angeboren ſein möchte,

sie würde in sein Bewußtsein doch nur in einem bestimmten Augenblicke treten, und alle Evidenz, die sie dann für ihn hätte, würde den Zweifel an ihrer Denknothwendigkeit im nächsten Augenblicke nicht heben.

330. Vielleicht stimmt man diesem Ergebnisse eifrig zu und fährt fort: eben dies beweise die Vergeblichkeit unserer Parteinahme für Wahrheiten, die dem Geiste a priori gegeben seien; selbst nachdem er sie besitze, habe er kein Mittel, sie von dem zu unterscheiden, was ihm nur durch Erfahrung zukomme; oder anders ausgedrückt: eben nur durch Erfahrung lerne er ihre Allgemeingültigkeit kennen; wenn in jedem folgenden Versuche, sie zu denken, sich ihre Evidenz immer wieder erneuere, dann habe man zwar nicht den strengen Beweis, aber die größte Wahrscheinlichkeit ihrer allgemeinen Geltung, und hierauf, auf diese wachsende empirische Wahrscheinlichkeit, habe alle unsere Erkenntniß sich denn in der That zu beschränken. Hierin liegt ein Theil von Wahrheit, dessen ich nachher gedenken will; aber das Ganze dieser Behauptung ist falsch. Eben dann, wenn zugestandenermaßen die in dem einen Augenblick *erfahrene* Evidenz eines Gedankens nicht für die *Erfahrung* derselben Evidenz in einem zweiten bürgen soll, eben dann kann auch eine tausendfach wiederholte gleiche Erfahrung das Eintreten der tausend und ersten nicht wahrscheinlicher machen, als schon das der zweiten oder der dritten gewesen wäre. Wenn wir nach vielfachen Beispielen einer Verknüpfung zweier Ereignisse a und b, deren Reihenfolge durch kein Gegenbeispiel unterbrochen worden ist, auf jedes neue Eintreten von a auch b mit immer wachsender Zuversicht erwarten, so thun wir dies auf Grund sehr bestimmter Voraussetzungen. War jene Verknüpfung von a und b nicht von der Art, daß sie, einmal gedacht, sich als selbstverständlich erwies und sich selbst als allgemeingültig für alle Zukunft ausgab, so leiten wir ihre beständige Wiederkehr davon ab, daß die wechselnden Bedingungen, welche diesen Erfolg hätten ändern *können*, nicht eingetreten *sind*; daß sie aber auch später nicht eintreten werden, finden wir nach einer großen Anzahl gleichartiger Erfahrungen nur deshalb wahrscheinlich, weil wir im Ganzen des Weltlaufs und in dem besondern Theile desselben, dem jene Ereignisse angehören, eine Beständigkeit des Verhaltens *voraussetzen*, die an einer hinlänglichen Anzahl von Beispielen *erkennbar* wird; nun, nachdem wir vorausgesetzt haben, daß die zukünftigen

Wiederholungen der Bedingungen den beobachteten gleichen werden, ſchließen wir: unter gleichen Bedingungen werde Gleiches eintreten müſſen. Haben wir uns in jener *Vorausſetzung* geirrt, ſo werden wir eine falſche empiriſche Behauptung allgemein aufgeſtellt haben, die durch eine ſpäter kommende Erfahrung widerlegt wird; gilt uns dagegen der allgemeine *Grundſatz* nicht mehr für allgemein, daß unter gleichen Bedingungen gleiche Folgen entſtehen, ſo iſt das ganze logiſche Verfahren grundlos und haltlos, durch welches man aus Erfahrungen Sätze von auch nur wahrſcheinlicher Allgemeingültigkeit zu finden hofft; denn jede Folgerung von n zu n + 1, gleichviel ob ſie ſtrenge oder wahrſcheinliche Geltung irgend eines Satzes vermitteln will, ſetzt die ſtrenge Allgemeingültigkeit *jenes* logiſchen Grundſatzes voraus. Man ſieht daher, daß die Neigung, *alle* allgemeine Erkenntniß aus Erfahrung, d. h. aus Summirung von Einzelwahrnehmungen zu gewinnen, nicht zum Ziele kommt; irgendwo iſt ſtets als nothwendiges Hülfsmittel einer jener Gedanken vorauszuſetzen, deſſen einmal gedachtem Inhalt man mit unmittelbarem Zutrauen den von ihm erhobenen Anſpruch auf allgemeine Gültigkeit zugibt.

331. In der That iſt nun hierüber im wirklichen Gebrauche des Denkens niemals Streit geweſen. Man hat manchen mathematiſchen Beweis erneuter Prüfung unterzogen, aber immer nur um zu ermitteln, ob jeder der einzelnen Sätze, aus denen er beſtand, für ſich evident war oder folgerecht aus anderen evidenten floß; niemals dagegen hat man das an ſich Evidente einer bloßen Wiederholungsprobe unterworfen, um zu ſehen, ob nicht doch einmal ein Augenblick käme, in welchem ſein Gegentheil, die Gleichheit etwa des Ungleichen oder ein Ueberſchuß des Theiles über das Ganze, ebenſo evident würde; und wäre jemals dies Unerwartete geſchehen, ſo würde Niemand gezweifelt haben, daß ein Fehler vorliege, den die Unachtſamkeit des Rechnenden allein verſchuldet habe. Zwieſpalt iſt dagegen vorhanden über den Umfang jener ſelbſtverſtändlichen und allgemeingültigen Wahrheiten, und hier kommt nun der Theil Wahrheit in Betracht, den ich oben der zurückgewieſenen Anſicht doch zugeſtehen mußte. Aber auch dies meine ich nicht ſo, als könnte die Erfahrung als ſolche uns helfen, das feſtzuſtellen, was nicht nur als allgemeine Thatſache, ſondern mit ſelbſtverſtändlicher Nothwendigkeit allgemein gilt; vielmehr iſt es gerade

die Erfahrung, deren oft wiederholte gleichförmige Aussagen uns verlocken, zuletzt für nothwendig und selbstverständlich zu halten, was nur wirklich, oder nicht einmal dies ist. Ich habe früher der täuschenden Evidenz gedacht, die für uns manche Gedanken annehmen, deren Inhalt ein beschränkter Beobachtungskreis uns beständig ohne Gegenbeispiel vorgeführt hat; die psychologische Association, die sich dann zwischen den Vorstellungen a und b zweier stets aufeinander gefolgten Ereignisse gebildet hat, nimmt sehr bald den Schein einer selbstverständlichen sachlichen Verknüpfung der vorgestellten Inhalte an. Ich habe schon damals angeführt, daß der Versuch, das contradictorische Gegentheil eines so evident gewordenen Gedankens zu denken, zuweilen dazu dient, diesen täuschenden Schein zu zerstreuen; mit Verwunderung bemerken wir dann, daß eine Annahme, die der scheinbar selbstverständlichsten Behauptung widerspricht, dennoch keinen Widerstand unseres Denkens erfährt, daß sie denkmöglich ist wie diese, daß also die Gewißheit, die wir dieser zuerkannten, nicht auf allgemeingültiger und selbstverständlicher Zusammengehörigkeit ihres Inhaltes beruht. Aber ich mußte auch schon früher hinzufügen, daß dieser Versuch nicht immer entscheidend sein wird; sehr mannigfaltig sind in der That die Einflüsse der vorgängigen Erfahrung, die auch seinen Nutzen vereiteln. Könnten wir sicher sein, wenn wir irgend einen Satz dieser Prüfung unterwerfen, nicht nur sein Subject a, sein Prädicat b und den Sinn der Copula c oder derjenigen Verknüpfung, in welche wir a und b bringen wollen, genau, ohne Mangel und Ueberfluß bestimmt zu haben, sondern auch bei der endlichen Entscheidung darüber, ob dies c zwischen diesem a und diesem b selbstverständlich stattfinde oder nicht, uns durch keinerlei Beweggrund leiten zu lassen, der dem festbestimmten Inhalt dieser drei Begriffe fremd wäre, so würden die endlichen Aussagen aller, bejahend oder verneinend, gewiß übereinstimmen. Wo diese Bedingungen erfüllbar sind, wie es auf dem Gebiete der Mathematik der Fall ist, da finden wir solche Uebereinstimmung wirklich. Die verwickelten Begriffe von Gegenständen der Wirklichkeit gestatten dagegen nicht von fern diese Genauigkeit der Zerlegung; und jedes besonnene Denken erwartet hier Ergebnisse nur von der Erfahrung oder vielmehr von genauer Bearbeitung der Erfahrungen; die einfachsten und allgemeinsten Begriffe und Gedanken endlich, die wir eben dieser Be-

arbeitung gern unterordnen möchten, würden an ſich allerdings jene Genauigkeit zulaſſen, wenn nicht eben der Einfluß der vorangegangenen Erfahrungen ſie erſchwerte. Wir meinen gewiß etwas ſehr Einfaches und Beſtimmtes, wenn wir die Worte: Sein Ding Urſache Kraft Wirkung und Stoff ausſprechen; aber jeder dieſer Begriffe iſt von uns, auf Veranlaſſung unſeres Beobachtungskreiſes oder beſonderer Lieblingsrichtungen unſerer Aufmerkſamkeit, gewöhnlich nur auf einen Theil des Umfanges angewandt worden, den er nach unſerer eignen Ueberzeugung ganz beherrſchen ſoll, und zugleich anderſeits in mancherlei Verbindungen gebracht, die ihm möglich, aber nicht weſentlich ſind. Definiren würden wir daher, wenn man uns aufforderte, denſelben Begriff vielleicht übereinſtimmend, unſere wirklichen Anſchauungen ſeines Inhalts würden dennoch verſchieden genug ſein, ſo verſchieden wenigſtens, wie dieſelben Formen unter verſchiedenen Beleuchtungen erſcheinen. Alle dieſe unzergliederten Nebengedanken nun, die Stimmungen und Wünſche, die ſo ſich verſtohlen an das Gedachte knüpfen und ihm ſein eigenthümliches Colorit geben, machen uns geneigt, Prädicate an ihm ſelbſtverſtändlich zu finden, die der bloße Eigeninhalt deſſelben nicht gerechtfertigt hätte. Dies iſt der Werth und die Gefahr der Erfahrung: ohne durch ſie veranlaßt zu ſein, treten die allgemeinen Grundſätze unſeres Urtheilens nicht vor unſer Bewußtſein; durch ſie veranlaßt aber ſind ſie zugleich mit Einſeitigkeiten Mängeln und Ueberſchüſſen behaftet, von denen eine ſpätere Reflexion Mühe hat ſie zu reinigen. Hier beginnt, als eine unermüdlich fortzuſetzende Kritik, jene dankenswerthe Bemühung, pſychologiſch den Urſprung der Geſtalt zu erforſchen, die ſie zuletzt in unſerem Bewußtſein angenommen haben; nicht ſowohl um zu zeigen, wie alle Wahrheit und Gewißheit allmählich aus den Ausſagen der Erfahrung entſpringt, ſondern im Gegentheil, um deutlich zu machen, wie viel Fremdartiges, nur aus den Beſonderheiten der beobachteten Beiſpiele ſtammend, ſich incruſtirend an den Inhalt jener urſprünglichen Wahrheiten angelagert hat, die, einfach und rein gedacht, uns nicht nur nothwendig und ſelbſtverſtändlich erſcheinen, ſondern ſo auch ſich in allen ihren Anwendungen bewähren würden.

332. Ich glaube nicht, daß dieſe Kritik der Vorurtheile, wie ich ſie kurz nennen möchte, ſich anders als ſtückweis und in unmittel-

barem Anschluß an bestimmte zu lösende Aufgaben ausführen läßt; denn die Schwierigkeiten, die sich bei den Bearbeitungen dieser erheben, sind es eigentlich erst, die uns den Verdacht der Unrichtigkeit unserer Grundsätze und eine Vermuthung über die Quellen der begangenen Irrthümer erwecken. Ich unterlasse daher, hierüber ins Einzelne zu gehen; aber ich muß mein bisheriges Verfahren rechtfertigen gegenüber der entgegengesetzten Ansicht, welche durch diese psychologischen Zergliederungen unserer Erkenntnisse nicht nur ursprüngliche Wahrheiten aus der Umhüllung irriger Nebengedanken zu befreien, sondern die Natur des Denkens systematisch aufzuklären und die Gültigkeit seiner Grundsätze zu erweisen sucht. Ich bin in meiner ganzen Darstellung nicht dieser Meinung gewesen, daß die Logik wesentlichen Nutzen aus der Erörterung der Bedingungen ziehen könne, unter denen das Denken als *psychischer Vorgang* verwirklicht wird. Die Bedeutung der logischen Formen besteht in dem *Sinne* der Verknüpfungen, in welche wir den Inhalt unserer Vorstellungswelt bringen *sollen*; in dem also, was das Denken aussagt oder befiehlt, nachdem oder indem es in uns zu Stande kommt, aber nicht in dem, was als erzeugende Bedingung seiner eignen Wirklichkeit hinter ihm liegt. Gewiß muß es Bedingungen dieser Art geben, nicht blos solche eines psychischen Mechanismus, die in jedem einzelnen Augenblick jede einzelne seiner Bewegungen ebenso bestimmen, wie jeden Zug eines äußeren Naturereignisses die im Moment seines Entstehens vorhandenen physischen Data; vielmehr auch die Nothwendigkeit, mit welcher im Allgemeinen das Denken jene Regeln seines Verfahrens unwissentlich befolgt, die eine spätere Reflexion als bewußte Grundsätze ausspricht, muß eine unvermeidliche Folge der Natur des Geistes sein, deren Erforschung der Psychologie zufällt. Aber wenn wir nun Alles wüßten, was wir hierüber zu wissen wünschen können, so würde es doch eine Täuschung sein, wenn wir darum besser über die Wahrheit unserer logischen Grundsätze urtheilen zu können glaubten; wäre doch ihre Gültigkeit vielmehr die Voraussetzung für die Möglichkeit der Untersuchung gewesen, durch die wir diese ihre psychologische Entstehungsgeschichte zu Stande gebracht hätten. Diesen Cirkel, der uns so oft schon ermüdet hat, will ich hier zum letzten Male erwähnt haben; es muß klar sein, daß keine sensualistische oder empirische Theorie der Entstehung unseres

Denkens und Wiſſens dahin kommen kann, den Satz der Identität oder des ausgeſchloſſenen Dritten zu beweiſen oder zu widerlegen; ſie bedarf beider zu jedem Schritt ihrer Folgerungen; ſie kann ebenſowenig die Geltung des Cauſalgeſetzes erſt begründen oder hinwegräumen wollen, denn jeder Verſuch, ſeine Anwendung auf Aſſociation und Reproduction der Vorſtellungen zurückzuführen, ſetzt in anderer Form es ſelbſt als gültig in Bezug auf die Wechſelwirkung der pſychiſchen Zuſtände voraus, und ſowohl ſeine Bejahung als ſeine Verneinung wäre hinfällig, wenn nicht zuerſt ſeine Gültigkeit feſtſtände, aus der dann freilich die Verneinung nur durch einen ſonderbaren Selbſtmord der Unterſuchung entſpringen könnte. So bleibt denn nichts übrig, als daß dieſe pſychologiſchen Zergliederungen auf die Aufgabe beſchränkt werden, zu zeigen, wie an ſich gültige Wahrheiten im Denken und für daſſelbe, ſofern es ein pſychiſcher Vorgang iſt, als unbewußt befolgte Regeln ſeines Verfahrens verwirklicht werden.

333. Und hier möchte ich nun noch deutlich machen, daß wir auch von alle dem, was wir in dieſer Beziehung zu wiſſen wünſchen können, in der That nichts wiſſen, und daß die Logik noch lange auf ein tieferes Verſtändniß der Denkhandlungen würde verzichten müſſen, wenn ſie der Aufklärung durch pſychologiſche Ableitung derſelben bedürfte. In den ſenſualiſtiſchen Darſtellungen, wie ſie nach dem hierin unerreichten Vorbild Lockes und nach dem kecken Verſuche Condillacs vielfältig wiederholt ſind, kann ich nichts finden, was überhaupt dieſer Aufgabe entſpräche. Als Kritik der Vorurtheile unſeres Erkennens hat Lockes Werk in der Entwicklung der neueren Philoſophie die Wirkung völlig gehabt, welche die Größe des von ihm eröffneten Geſichtskreiſes und die Schärfe ſeines Eindringens verdiente; aber der Mannigfaltigkeit der inneren Vorgänge, die er in Betracht zieht, ſteht er doch mit keinem andern Organ als jenem common sense gegenüber, der, an der Beurtheilung des äußern Weltlaufs geübt, mit den hier erworbenen achtbaren und probablen, aber unſyſtematiſchen Maximen überall auszureichen glaubt. Es liegt mir näher, von dem zu reden, was in deutſcher Philoſophie verſucht worden iſt. Wenn wir von Erklärung eines Kreiſes von Vorgängen ſprechen und ſie vermiſſen, ſo ſchwebt uns als Muſter des Gewünſchten die Geſammtheit der naturwiſſenſchaftlichen Weltanſicht vor. In ihr iſt, eben durch Beachtung

der Geſetze des Denkens und ihre ſorgfältige Anwendung auf den Inhalt genauer Beobachtungen, die Auffindung weniger Urthatſachen gelungen, aus deren Ineinandergreifen höchſt mannigfache Erſcheinungen mit nachweisbarer Nothwendigkeit entſpringen. Glückliche Eingebungen haben in jüngſter Zeit auch einen Theil des innern Lebens, die Abhängigkeit wenigſtens der Empfindungen von äußeren Reizen, dem ſo beherrſchten Gebiet hinzugefügt; nicht indem man verſuchte, die Eigenart pſychiſcher Ereigniſſe aus phyſiſchen Vorgängen zu conſtruiren, die ihnen ewig unvergleichbar bleiben, ſondern indem man ſich beſchränkte, auf die Glieder beider Reihen, welche thatſächlich aber in unbekannter Weiſe die Naturordnung aneinanderkettet, genaue Maßbeſtimmungen anwendbar zu machen und aus den gefundenen zuſammengehörigen Werthpaaren das Geſetz ihrer Correſpondenz zu entwickeln. Schon früher war dieſen Bemühungen ein werthvoller Verſuch vorangegangen, zwar ohne Anknüpfung an Erfahrung im Einzelnen, aber nach Hypotheſen, die ſich dem Geſammteindruck der Erfahrungen anſchloſſen, in gleichem Sinne auch die inneren Zuſtände der Seele einer mechaniſchen Theorie ihres Zuſtandekommens zu unterwerfen. Alle dieſe Leiſtungen indeſſen, durch welche die pſychologiſche Anſchauungsweiſe der Gegenwart den Anſichten der Vorzeit ſehr weit überlegen iſt, reichen nicht an den räthſelhaften Punkt hinan, deſſen helle Beleuchtung der Logik neue Wege öffnen könnte. Sie alle lehren uns nur die Wechſelwirkung verſchiedener dem Maße nach beſtimmter pſychiſcher Einzelzuſtände mit Rückſicht auf die Veränderung kennen, die jeder von ihnen durch ſein Zuſammentreffen mit andern erfährt, mit Rückſicht alſo auch auf den Geſammtzuſtand der Seele, ſoweit er nichts als das mechaniſche Reſultat aller dieſer Gegenwirkungen iſt. Aber ſie erklären nicht ebenſo die neuen Rückwirkungen, zu denen jeder ſo entſtandene Zuſtand die Seele veranlaßt, und die eben nicht berechenbare Ergebniſſe von Größenverhältniſſen zuſammentreffender Bedingungen ſind, die vielmehr mit einer andersgearteten, ſagen wir: mit einer dialektiſchen oder teleologiſchen Nothwendigkeit von dem Sinne oder der Idee abhängen, zu deren Verwirklichung die Seele beſtimmt iſt. Die Erforſchung der äußeren Natur läßt ähnliche Fragen zurück, bedarf aber für ihre Zwecke deren Beantwortung nicht. Wie es zugehe, wie es gemacht werde, oder wozu es denn ſo ſei, daß Maſſenelemente ein-

ander nach Maßgabe ihrer Zwischenentfernung anziehen, kann dahingestellt bleiben; nachdem das Gesetz dieser Wirkung bekannt ist, darf sie als ein constantes Element des Naturlaufs, d. h. hier als ein solches gelten, dessen Variationen in jedem Einzelfall durch die gegebenen Umstände mitbestimmt sind; je mehr es gelingt, alle Naturvorgänge auf so sich verhaltende gleichartige Bewegungskräfte zurückzubringen, um so mehr wird auch seiner Form nach jedes einzelne Ereigniß aus seinen veranlassenden Bedingungen construirbar werden. Dies würde sich ändern, wenn die Naturforschung Ursache zu der Annahme erhielte, daß auch die für unveränderlich geachteten Elemente unter der Wirkung solcher Kräfte innere Zustände erlitten und durch diese bestimmt würden, mit neuen vorher nie angeregten Formen der Rückwirkung in das Spiel der Ereignisse einzutreten. Gewiß würde man auch diese neuen Einflüsse, soweit sie in der Umgestaltung physischer Umstände wirksam würden, unmittelbar an die erkennbaren äußeren Bedingungen anschließen, unter denen sie entstanden, also allgemein ausgedrückt, sie als Functionen dieser letzteren betrachten können; scheinbar würde daher nicht die Stetigkeit der wissenschaftlichen Construction eine Unterbrechung, sondern nur ihre Ausführung eine vermehrte Schwierigkeit erfahren: in der That aber würde ein Sprung in dieser Continuität doch vorhanden sein. Denn daß überhaupt unter der Summe m gewisser physischer Bedingungen eine neue Wirkungsweise μ, unter der anderen Summe n eine andere neue Wirkung ν auftreten werde, würde doch ein neues Datum, eine Thatsache sein, die man aus Erfahrung weiß, aber nicht selbstverständlich und analytisch als nothwendige Folge jener Bedingungen ableiten kann. In einem solchen Falle nun befinden wir uns hier. Alle die inneren Vorgänge, die wir psychologisch als nothwendige Voraussetzungen für die Verwirklichung irgend einer Denkhandlung kennen, sind nur jene Veranlassungen m oder n, unter denen diese logischen Rückwirkungen μ und ν des Geistes zum Vorschein kommen; aber erklärlich wird uns aus m und n weder die Thatsache, daß μ und ν hinzukommen, noch finden wir wieder in dieser Thatsache selbst die mindeste Erklärung für die weiteren Verknüpfungen, die das Denken zwischen μ und ν, überhaupt zwischen den verschiedenen elementaren Ausübungen seiner Thätigkeit in immer sich steigernder Verwicklung anstiftet. Ich

würde hierbei verweilen, wenn nicht ohnehin der Gegenstand des nächsten Abschnittes mich nöthigte, im Einzelnen auf die tiefe Kluft hinzuweisen, die zwischen dem psychischen Mechanismus und dem Denken unausgefüllt liegt; ich begnüge mich hier mit dem Ausdruck meiner Ueberzeugung, daß man alle logischen Rückwirkungen des Geistes als ein in sich zusammengehöriges Ganze, als eine einheitliche Tendenz aufzufassen hat, deren einzelne Aeußerungen ihrem Sinne nach sich verständlich in eine Reihe gliedern lassen, dagegen nach ihrer Entstehung als psychische Vorgänge noch völlig unbegreiflich sind. Es ist eine Illusion der Psychologie und eine Verderbniß der Logik zugleich, die Veranlassungen, unter denen sie sich kundgeben, für sie selbst zu halten; hoffnungsloser ist nur noch der Wahn, durch eine vervollkommnete Theorie der Nervenphysik das deutlich zu machen, worauf die Möglichkeit jeder Theorie beruht.

Viertes Kapitel.

Reale und formale Bedeutung des Logischen.

334. Thatsachen der Wahrnehmung erkennen wir an; nur dem discursiven Denken mißtrauen wir, das sie deutet, am meisten den langen Gedankengeweben, die es der Anschauung abgewandt und doch mit der Hoffnung auf ein Ergebniß fortspinnt, das diese später bestätigen werde. Als Thätigkeit oder Bewegung der Seele folgt das Denken Gesetzen ihrer Natur; werden die Regeln, nach denen es seine Vorstellungen verknüpfen muß, zu demselben Abschluß führen, den der Zusammenhang der Sachen hervorbringt? so daß das Ende unseres Gedankenganges, wenn wir zur Wahrnehmung zurückkehren, mit dem zusammentrifft, was der Lauf der Dinge inzwischen hervorgebracht? Und wenn wir im Ganzen für unwahrscheinlich halten, daß Denken und Sein, die eine natürliche Vermuthung als für einander geschaffen ansieht, völlig auseinander gehen, wird dann auch jeder einzelne Schritt des Denkens einer Phase des Geschehens entsprechen, die in der Entwicklung des gedachten Inhalts vorkäme? Aus solchen Zweifeln entsteht die Ansicht von einer blos formalen oder subjectiven Geltung des Denkens. Sie ist klar in dem, was sie behauptet: die logischen Formen und die Gesetze ihrer Anwendung sind die Bedingungen, durch deren Erfüllung das Denken sich selbst genügt und den Zusammenhang des Vorgestellten zu dem macht, was für es selbst, das Denken, Wahrheit ist; aber unklar bleibt, in welchem Verhältnisse, das sie doch nicht entbehren können, diese Formen und Gesetze zu dem Inhalt stehen, den sie nicht erzeugen, sondern vorfinden, und durch dessen Bearbeitung allein doch die gedachte Wahrheit den ihrigen erhält. Kann ein Inhalt in Formen gebracht werden, für die er nicht paßt? und selbst wo wir

einen Stoff gewaltſam in eine Geſtalt preſſen, die er freiwillig nicht annähme, muß nicht in ihm ſelbſt eine Eigenſchaft ſein, die dieſe Gewalt wenigſtens möglich macht? in jedem gegebenen Inhalt mithin, den das Denken ſeinen Formen unterwirft, eine Beziehung und Verwandtſchaft zu dieſen Formen, die höchſtens mißbraucht werden kann? Muß nicht endlich dieſe Annahme in Bezug auf jede einzelne logiſche Operation gelten? Keine von ihnen ließe ſich als blos ſubjectives Verfahren des Denkens ausführen, läge nicht in dem gegebenen Inhalt ein Zug, der ſie verlangte oder geſtattete. Nun wiſſen wir, daß jenes Mißtrauen, dem wir oben Worte gaben, ſich nicht in der befürchteten Allgemeinheit beſtätigt; wie viel wir auch in langen Gedankengängen irren, das tägliche Leben zeigt doch, wie gut durchſchnittlich unſere Ueberlegungen mit dem Lauf der Dinge wieder zuſammentreffen. Warum ſollen wir nicht dieſe Zuverſicht zu der Wahrhaftigkeit unſeres Denkens feſthalten, die unſere natürliche dem Zweifel vorangehende Stimmung iſt? warum ſie nicht bis zu der Ueberzeugung ſteigern, der ſachliche Inhalt des Vorſtellens ſei an keine anderen Geſetze als an die gebunden, die das Denken ihm auflegt? ſo daß es nur ſorgfältiger Aufmerkſamkeit auf alle Feinheiten in dem logiſchen Verfahren des Geiſtes bedürfte, um in ihm wie in einem Spiegelbilde die eigenen realen oder objectiven Entwicklungsformen alles Seins zu finden? So entſteht die Ueberzeugung von einer *realen* Bedeutung des Denkens, in ihren allgemeinſten Zügen die frühere in der Entwicklung des menſchlichen Geiſtes, ein Erzeugniß der Neuzeit in der ausdrücklichen Steigerung, die wir ihr zuletzt gaben; zwiſchen ihr und der entgegengeſetzten Anſicht hat die Geſchichte der Philoſophie einen langen Streit zu erzählen. Wir können ihn nicht dadurch entſcheiden, daß wir den logiſchen Formen und Geſetzen die des realen Seins und Geſchehens vergleichend gegenüberſtellten, denn wir haben keine Kenntniß der letztern, an der nicht das Denken bereits mitwirkend Theil hätte; aber wir können fragen, wie denn das Denken ſelbſt über die Bedeutung ſeiner eignen Handlungen urtheilt, und inwieweit es diejenigen Formen, die es als pſychiſche Bewegung des denkenden Subjects annehmen muß, für Eigenbeſtimmtheiten des von ihm bearbeiteten Inhalts ausgibt.

335. Welche Handlung des Denkens wir auch ins Auge faſſen: keine beſteht in dem bloßen Vorhandenſein zweier Vorſtellungen a und b

in demſelben Bewußtſein, jede in dem, was wir eine Beziehung der einen Vorſtellung auf die andere nennen. Nach ihrer Ausführung läßt dieſe Beziehung ſich als eine dritte Vorſtellung C faſſen, aber weder iſt dann C gleichartig mit a und b, noch iſt ſie ein blos mechaniſcher Effect von Gegenwirkungen, die nach irgend einem Geſetz zwiſchen beiden, als pſychiſchen Vorgängen von beſtimmter Größe und Verſchiedenheit, ſtattgefunden hätten. Als einfachſte Beiſpiele mögen Gleichſetzung und Unterſcheidung zweier Vorſtellungsinhalte dienen. Setzen wir a gleich a, ſo iſt ohne Zweifel die Vorſtellung a doppelt in unſerem Bewußtſein; aber welche mechaniſche Analogie wir auch anwenden, nie folgt aus dieſem Umſtande etwas Anderes, als daß entweder beide a für eines zählen, weil ſie ohne Unterſchied einander decken, oder daß ſie, als gleichartige Erregungen der Seele, zu einer dritten Vorſtellung von größerer Stärke verſchmelzen, oder daß es bei ihrem getrennten Beſtehen lediglich ſein Bewenden habe. Ihre Vergleichung aber, die zu der Vorſtellung C der Gleichheit führt, beſteht weder in ihrem bloßen Zuſammenſein noch in ihrer Vermiſchung; ſie iſt eine jetzt erſt angeregte völlig einheitliche That der Seele, welche beide Vorſtellungen zugleich feſthält, von der einen zur andern übergeht und ſich bewußt wird, während dieſes Ueberganges und durch ihn keine Veränderung ihres vorſtellenden Zuſtandes oder Handelns erfahren zu haben. Vergleichen wir ferner zwei verſchiedene Vorſtellungen a und b, Roth und Gelb. Zwei äußere Reize, die für ſich einwirkend je eine dieſer Empfindungen erweckt hätten, mögen gleichzeitig wirkend in dem Nerven, durch den ſie ſich noch als phyſiſche Zuſtände fortſetzen, in eine dritte mittlere Erregung verſchmelzen können, die der Seele nur Veranlaſſung zu einer einfachen dritten Empfindung gäbe; zwei Vorſtellungen, die als ſolche einmal in der Seele entſtanden ſind, erfahren dieſe Vermiſchung nicht. Geſchähe ſie, ſo wäre mit dem verſchwundenen Unterſchiede auch Anlaß und Möglichkeit der Vergleichung und hiermit in weiterer Folge die Möglichkeit alles Denkens und Erkennens verſchwunden. Denn ſichtlich beruht jede Beziehung darauf, daß die verſchiedenen Inhalte unverfälſcht durch eigene Wechſelwirkungen in dem Bewußtſein aufbewahrt bleiben, daß die einheitliche Thätigkeit, welche ſie zuſammenfaſſen will, ſie als ſolche vorfindet und zwiſchen ihnen hin und hergehend ſich der entſtehenden Aenderung ihres eignen vor-

stellenden Zustandes bewußt wird. Indem ich mich so ausdrücke, fühle ich vollständig die Berechtigung des Vorwurfs, daß meine Bezeichnung dieser Thätigkeit lauter unconstruirbare Umschreibungen enthalte. Aber dies ist es eben, was deutlich werden muß, daß die geistigen Vorgänge, auf denen alles Denken beruht, keinerlei Aehnlichkeit mit dem physischen Geschehen haben, nach dessen Analogien solche Klagen sie modellirt sehen möchten. Eine Thätigkeit, die nicht einfach eine Bewegung ist, sondern eine Bewegung ausübt, auf zwei Objecte sich bezieht, ohne sie doch zu ändern, endlich sich der Richtung und Größe des zurückgelegten Weges an dem Unterschiede ihrer eigenen Zustände bewußt wird, läßt sich nicht auf das gewöhnliche Schema von unveränderlichen Elementen mit veränderlichen Relationen, von Gleichheit der Wirkung und der Gegenwirkung bringen; dennoch ist sie etwas, dessen Wirklichkeit wir alle empfinden; ist doch eben sie das Werkzeug, durch das wir auch jene bewunderten Constructionen ausführen. In dieser ihrer ganzen Eigenthümlichkeit muß man sie gelten lassen und zu ihrer Bezeichnung neue ihr Wesen nicht verfälschende Grundbegriffe suchen, deren Mangel wir noch fühlen, und die ich keineswegs durch meine sehr unvollkommenen Ausdrucksweisen für gefunden halte.

336. In unserem Beispiele waren a und b, Roth und Roth oder Roth und Gelb unmittelbare Gegenstände einer Anschauung. Die Vorstellungen C der Gleichheit oder Verschiedenheit, die wir als Ergebniß der angestifteten Beziehung erhielten, sind dies nicht mehr; als Verhältnisse des einen zum andern, als Gleichheit des a mit a, als Verschiedenheit des a von b, lassen sich die Inhalte beider nicht ohne die mitreproducirten Vorstellungen dieser ihrer Beziehungspunkte und nur durch Miterinnerung eben jener Bewegung wirklich denken, die uns von dem einen zum andern hinüberführte. So oft daher der Name der Gleichheit oder des Unterschieds uns genannt wird, werden wir zur Wiederholung aller jener Bewegungen aufgefordert, durch die allein es möglich ist, ihren Sinn zu erfassen; aber indem wir das Ergebniß, welches wir denkend erzeugen wollen, dahin aussprechen, daß a gleich a oder a verschieden von b sei, drücken wir die Ueberzeugung aus, daß die sachliche Erkenntniß, die zu gewinnen war, ganz und ungetheilt in diesem letzten Schritte liege; nicht dem a und dem b schreiben wir jene hin und hergehende Bewegung zu, durch welche wir dies ihr Verhält-

niß zu einander fanden; sie bildet vielmehr nur einen psychischen Vorgang, ohne den dieses Ergebniß weder zuerst zu erreichen noch in der Erinnerung zu wiederholen ist, der aber doch, gleich einem Lehrgerüst, das man nach vollendeter Arbeit wieder abbricht, von der sachlichen Bedeutung unserer Denkhandlung wieder abgezogen werden muß. So zeigt sich hier zuerst, in einem einfachsten Falle, der Gegensatz der blos formalen Bedeutung unserer Denkhandlung zu der realen ihres Productes. Ehe ich diese Spur weiter verfolge, erinnere ich an zwei Reihen von Vorgängen, die im Großen dasselbe bestätigen, was wir hier an einem bestimmten Beispiel fanden. Zuerst erhalten wir die sinnlichen Anschauungen, von denen unser Denken ausgeht, fast alle in räumlicher Gestalt, Ordnung oder Beziehung; durch symbolische Benutzung dieser Form suchen wir daher jedem verwickelten Verhältniß die ihm sonst fehlende Anschaulichkeit zu geben; wir ersetzen Unterschiede durch Entfernungen von bestimmter Größe und Richtung, Vielheit des Gleichen durch Zerstreuung in verschiedene Raumpunkte, Identität des Einen mit sich selbst durch einen unveränderlichen Ort, an den unsere Vorstellung immer zurückgeführt wird; wir finden endlich Schwierigkeit für die Klarheit begreifender Uebersicht, wo die Natur der räumlichen Schemata zum Ausdruck der Vielseitigkeit denkbarer Beziehungssysteme nicht ausreicht. Dennoch sind wir uns bewußt, damit nicht das Wesen der Sache bezeichnet zu haben; alle diese Symbolisirungen waren subjective Hülfsmittel, benutzbare Wege für das Denken, das sein eigentliches Ziel C durch Hin- und Hergehen auf ihnen zu erreichen hat; was wir meinen, ist unabhängig von der Art, wie wir es verbildlichen. Der Ausdruck unserer Gedanken ist zweitens an die Sprache, längst auch ihr innerer Verlauf an die Reproduction der Worte gewöhnt; Wahrnehmungen, Erinnerungen und Erwartungen haben volle Klarheit kaum, bis wir für sie erschöpfende Ausdrücke in Sätzen der Sprache gefunden. Der so erreichte Vortheil hängt nicht eigentlich an der Sprache und ihren Lauten, sondern an einer innern Arbeit der Zergliederung und Verknüpfung, welche dieselbe bliebe, auch wenn sie andere Formen der Mittheilung benutzte; thatsächlich aber, nachdem die Sprache zu diesem Zweck entstanden, ist Form und Leichtigkeit der Denkbewegungen allerdings von den Mitteln abhängig, welche sie darbietet, und deshalb selbst national verschieden,

nachdem mancherlei Urſachen ſich verbunden haben, Bau und Fügung verſchiedener Sprachen ungleichartig zu machen. An ſich iſt daher, was wir logiſch *meinen*, unabhängig von der Art, wie wir es ſprachlich ausdrücken; in wirklicher Ausführung iſt aber doch alles menſchliche Denken genöthigt, den gemeinten Gedanken durch Trennungen, Verknüpfungen und Umformungen der Vorſtellungsinhalte herzuſtellen, welche die Sprache in ihren Worten verfeſtigt hat. Nur mit dieſem *discurſiven* Charakter, im Gegenſatz zur Anſchauung, iſt das Denken eine pſychiſche Thatſache; mit dieſem Charakter iſt es auch Gegenſtand unſerer logiſchen Darſtellung geweſen und nie überhaupt hat Logik ſich mit einem Denken beſchäftigt, das ſeine verſchiedenen Vorſtellungen nicht nach einander zum Zielpunkt ſeiner Aufmerkſamkeit gemacht, nicht vergleichend und beziehend ſich zwiſchen ihnen bewegt, nicht Abſtractes räumlich ſymboliſirt, nicht endlich ſeine Gedanken in Conſtructionen einer Sprache ausgedrückt hätte. Wir müſſen daher erwarten, in dem, was wir logiſche Handlungen, Formen und Geſetze nennen, viel eines blos *formalen* Apparates zu finden, der, obwohl zur Ausübung des Denkens unentbehrlich, doch der *realen* Bedeutung entbehrt, die das Denken dem Endergebniß ſeines Thuns allerdings zuſchreibt.

337. Kehren wir zu dieſem Ergebniſſe jetzt zurück. Wenn wir, a und b vergleichend, uns einer Veränderung C bewußt werden, die *wir* im Uebergang von einem zum andern erleiden, ſo wird zwar gewiß C von der Natur jener beiden Beziehungspunkte abhängen, denn C wird anders und zu C^1 werden, wenn c und d an deren Stelle treten; dennoch ſcheint C von dieſem ſachlichen Verhalten nur *abzuhängen*, nicht aber identiſch es *abzubilden*; als unſere ſubjective Erregung erreicht es den ſachlichen und objectiven Gehalt des zu Erkennenden nicht. Dieſen grübelnden Einwurf würde ich nicht erwähnen, wenn er nicht Veranlaſſung gäbe, auf die ſchwer zu definirende Natur des Vorſtellens zurückzukommen. Das Vorſtellen iſt nicht das, was es vorſtellt, die Vorſtellung nicht das, was ſie bedeutet; nicht nur in dem handgreiflichen Sinne, daß weder jenes noch dieſe die vorgeſtellte Sache ſelbſt iſt; vielmehr auch die einfachſten Vorſtellungen, die nur denkbaren Inhalt bezeichnen, haben dieſen Inhalt nicht zu ihrem eigenen Prädicat: die Vorſtellung des Gelben iſt nicht gelb, die des Dreieckigen nicht dreieckig, die des Furchtſamen nicht furchtſam und die Vorſtellung

des Halben nicht halb ſo groß als die des Ganzen. Gleichwohl iſt das Vorſtellen von dieſem ſeinem Inhalt nicht ſo trennbar, daß es für ſich ſein, geſchehen oder ſich ändern könnte; es iſt nur, indem es vorſtellt, was es ſelbſt nicht iſt; es ändert ſich nur, indem es einen dieſer Inhalte mit dem andern vertauſcht; es wird mithin auch die Veränderung ſeiner eigenen Zuſtände, deren es ſich bewußt wird, nur in der Veränderung der vorgeſtellten Inhalte beſtehen, die es in einer einheitlichen Thätigkeit vergleichend zuſammenfaßt; ſie kann nicht in einer andersgearteten Affection geſucht werden, die das Bewußtſein nur in Folge ſeiner Erregung durch jene Vorſtellungsinhalte erlitte, und die ihm, abgetrennt von dieſen, als eine deren eigenem Verhältniſſe unähnliche Vorſtellung C merkbar würde. Wer Roth und Gelb in gewiſſem Grade verſchieden und doch verwandt findet, wird ſich ohne Zweifel dieſer beiden Beziehungen nur mit Hülfe der Veränderungen bewußt, die er, als vorſtellendes Weſen, bei dem Uebergang von der Vorſtellung des einen zu der des andern erfährt, aber er hegt dabei nicht die Befürchtung, das Verhältniß von Roth und Gelb könne an ſich noch ein anderes ſein, als das der Affectionen, welche ſie beide ihm veranlaſſen; an ſich etwa ſei Roth dem Gelb gleich und erſcheine blos uns verſchieden von ihm, oder an ſich finde zwiſchen beiden ein größerer Unterſchied ſtatt, der nur uns noch eine gewiſſe Verwandtſchaft einzuſchließen ſcheine. Solche Bedenken hätten Grund, wo wir unſere Gedankenwelt zu einer außer ihr vorausgeſetzten Sachenwelt in Beziehung brächten; ſo lange jedoch ſtatt dieſer unſere eignen Vorſtellungen unſern Gegenſtand bilden, zweifeln wir nicht, daß die bei ihrer Vergleichung erfahrenen Gleichheiten oder Unterſchiede unſeres Vorſtellens zugleich ein ſachliches Verhalten unſerer Vorſtellungsinhalte bedeuten.

338. Wie aber iſt dies doch eigentlich möglich? wie können Sätze: a ſei gleich a oder a ſei verſchieden von b, ein ſachliches Verhalten ausdrücken, das folglich unabhängig von unſerem Denken beſtände und von ihm nur aufgefunden oder anerkannt würde? Mag Jemand noch zu wiſſen glauben, was er unter der an ſich beſtehenden Gleichheit des a mit a ſich denke, wie wird er aber über den an ſich beſtehenden Unterſchied zwiſchen a und b urtheilen? und welches ſachliche Verhalten wird dieſem Zwiſchen entſprechen, das uns nur verſtändlich iſt, ſo lange es an die räumliche Entfernung erinnert,

welche wir, als wir a und b vorſtellten, ſymboliſirend zu beider Auseinanderhaltung und zugleich als den verbindenden Weg einſchalteten, auf dem unſer Vorſtellen von dem einen zu dem andern übergehen konnte? Oder anders ausgedrückt: da Verſchiedenheit weder Prädicat des a für ſich noch des b für ſich iſt, weſſen Prädicat iſt ſie? und wenn ſie nur Sinn hat, ſobald a und b auf einander bezogen ſind, welche ſachliche Verbindung findet denn zwiſchen a und b dann ſtatt, wenn wir die beziehende Thätigkeit als nicht ausgeübt betrachten, durch welche wir in unſerem Bewußtſein beide in Verbindung ſetzten? Dieſe Fragen nicht beachtet zu haben iſt der Grund mancher Irrungen der antiken Dialektik; was Dingen nur in der gegenſeitigen Beziehung zukommen kann, die unſer zuſammenfaſſendes Denken zwiſchen ihnen anſtiftet, wurde, nicht ohne der logiſchen Einbildungskraft Gewalt anzuthun, als Prädicat der einzelnen auf ſich beruhenden ausgeſprochen. Damit a und b verſchieden ſeien, ohne unſer Denken zu ihrer Unterſcheidung zu bedürfen, wurde jedem der beiden zugeſchrieben, an ſich ein *ἕτερον* zu ſein, und die Vergleichung mit dem andern ſollte dabei ungedacht bleiben, die doch dieſem Ausdruck allein Bedeutung gibt; die Verneinung, die das Denken durch ſeine vergleichende Unterſcheidung ausſpricht, indem es ſagt, a ſei nicht b, kam an dem a für ſich als ein poſitives Prädicat, mit Hinweglaſſung des verneinten Beziehungspunktes b, als ein ſeiendes Nichtſein mithin, zu eigner Wirklichkeit, und dieſe Unklarheit galt für einen großen Fund des Tiefſinns; wenn b kleiner als a und größer als c, ſo war es ein ärgerliches Räthſel, wie die von ihren Beziehungspunkten abgelöſten und nun einander widerſtrebenden Prädicate des Kleinerſeins und des Größerſeins ſich an demſelben b vertragen mögen. Dieſen Irrungen im Einzelnen zu folgen, würde nicht ohne vielſeitiges Intereſſe ſein, aber zu weitläufig für unſere Darſtellung, die ſich mit folgendem Abſchluß begnügen mag. Sind a und b, wie bisher, nicht Dinge von unabhängiger, unſerem Denken jenſeitiger Wirklichkeit, ſondern vorſtellbare Inhalte, wie Roth und Gelb, Gerade und Krumm, ſo beſteht eine Beziehung zwiſchen ihnen nur, ſofern wir ſie denken, und dadurch daß wir ſie denken. Aber ſo iſt unſere eigene Seele beſchaffen, und ſo ſetzen wir jede andere voraus, deren Inneres der unſeren gleicht, daß dieſelben a und b, ſo oft ſie und von wem ſie auch vorgeſtellt werden

mögen, ſtets im Denken dieſelbe nur durch das Denken und nur in ihm beſtehbare Beziehung hervorbringen werden. Unabhängig iſt dieſe daher von dem einzelnen denkenden Subject und unabhängig von einzelnen Momenten ſeines Denkens; hierin allein liegt das, was wir meinen, wenn wir ſie als an ſich beſtehend zwiſchen a und b betrachten und ſie von unſerem Denken wie ein für ſich dauerndes Object auffindbar glauben; ſie ſteht wirklich ſo feſt, aber nur als ein Ereigniß, das im Denken ſtets unter gleichen Bedingungen gleich ſich erneuern wird. Und dies gilt nicht allein von dem Unterſchiede, ſondern von jedem Verhältniß, das wir zwiſchen a und b auffinden. So oft von irgend einem Geiſte ein vollkommener Kreis vorgeſtellt wird, ſo oft wird zwiſchen ſeinem Durchmeſſer und ſeinem Umfang, hier freilich nur durch eine Reihe von Zwiſchengedanken, das Verhältniß $1 : \pi$ gefunden werden; deshalb *gilt* dieſe Proportion *an ſich*, aber obwohl ſachlich *gültig*, hat ſie doch ein *Sein* nur in Geſtalt des Denkens, welches ſie auffaßt. Es verhält ſich anders, wenn a und b ausdrücklich Wirklichkeiten, Dinge, Weſen bedeuten, die wir denkend nicht erzeugen, ſondern als jenſeitige Gegenſtände anerkennen; dann drückt der Name der Beziehung *weniger* aus, als wir zwiſchen dieſen Beziehungspunkten wirklich beſtehend denken müſſen. Nur ſo lange wir blos die vorſtellbaren Inhalte dieſer a und b in willkürlicher Zuſammenſtellung vergleichen wollen, würden wir durch Behauptung einer Beziehung zwiſchen ihnen, richtiger dann zwiſchen ihren Vorſtellungen oder Denkbildern, unſeren Gedanken vollſtändig ausgedrückt haben. So oft wir dagegen, um eine in der Wahrnehmung uns aufgenöthigte Verbindung dieſer Vorſtellungen zu erklären, uns auf eine Beziehung C berufen, die an ſich eben nicht zwiſchen ihnen, ſondern zwiſchen den Dingen a und b beſtehe, deren Denkbilder ſie für uns ſind, ſo müſſen wir inne werden, daß das, worauf wir uns hier berufen, nicht eine Beziehung *zwiſchen* a und b, und deshalb überhaupt nicht mehr eine Beziehung in dem gewöhnlichen Sinne dieſes Namens ſein kann. Denn *nur* unſer Denken, indem es von der Vorſtellung a zu der Vorſtellung b übergeht und ſich dieſes Uebergangs bewußt wird, erzeugt als eine für es ſelbſt verſtändliche Anſchauung das, was wir hier ein *Zwiſchen* nennen; ganz unausführbar dagegen würde jeder Verſuch ſein, dieſer Beziehung, zugleich Trennung und Verknüpfung des a und b, die nur die Erinne-

rung an eine durch die Einheit unseres Bewußtseins vollziehbare Denkhandlung ist, eine reale Geltung der Art zu geben, daß sie etwas wäre auch abgesehen von dem Bewußtsein, welches sie denkt. Unabhängig von unserem Vorstellen, in objectiver Geltung, kann diese angebliche Beziehung nur bestehen, wenn sie *mehr* ist als Beziehung, und sie besteht dann nicht *zwischen* a und b, denn dieses Zwischen selbst ist nirgends als in uns, sondern *in* beiden als ein Wirken und Leiden, das sie wechselseitig auf einander ausüben und von einander erfahren, und das nur für uns, wenn wir es denken, logisch die abgeschwächte und seine volle Bedeutung nicht mehr erreichende Form einer Beziehung annimmt. Ich muß der Metaphysik überlassen, zu zeigen, zu welchen Folgerungen diese Bemerkung führt; auf Einiges, was mit ihr zusammenhängt, komme ich bald zurück.

339. Die Vergleichung von a und b führt nicht blos zu Gleichsetzung oder Unterscheidung; in Gestalt eines *Allgemeinen* suchen wir auch das Gleiche im Verschiedenen zum Inhalte einer gesonderten Vorstellung C zu machen. Es ist eine häufige kritische Bemerkung der Logik, daß unsere allgemeinen Begriffe die Festigkeit nicht besitzen, die wir ihnen im gewöhnlichen Gebrauch des Denkens zutrauen; ihr Inhalt und ihre Gliederung bilde sich allmählich aus und derselbe Begriff bedeute Verschiedenes für verschiedene Entwicklungsstufen unserer immer hinzulernenden Erkenntniß. Dies gilt in sehr deutlicher Weise von Begriffen, deren Inhalt blos aus Erfahrung stammend erst nach und nach uns bekannt wird; nicht ebenso unvollendbar wird man die Begriffe einer Ganzzahl oder eines Bruches, einer Linie oder Figur finden. In dem Begriff des Dreiecks denkt der Geometer nicht mehr als sein aufmerksamer Schüler; aber *bei* diesem Begriffe erinnert er sich zahlreicher Relationen, die diesem noch unbekannt sind; so scheint es als sei für ihn der Begriff des Dreiecks reicher an Inhalt, während nur sein Wissen *über* ihn ausgedehnter ist. Dies dahinstellend hebe ich vielmehr hervor, daß jeder Allgemeinbegriff, auch wenn wir nur denjenigen Inhalt in Betracht ziehen, den er in einem einzelnen Augenblicke ausdrücken soll, eine in wirklicher Vorstellung unvollendbare Aufgabe bezeichnet. Ein bestimmtes Roth und Blau kann man sehen; die allgemeine Farbe läßt sich weder sehen, noch in gleich anschaulicher Gestalt, wie die Erinnerungsbilder von

Roth und Grün, der Einbildungskraft gegenüberſtellen. Wer von Farbe überhaupt ſpricht, rechnet darauf, der Hörende werde zunächſt das anſchauliche Bild einer Einzelfarbe, des Roth vielleicht, in ſich erzeugen, zugleich aber es mit einer Verneinung begleiten, die es nicht für ſich, ſondern als Beiſpiel des Allgemeinen gelten läßt; dieſe Verneinung aber, wenn ſie nicht allen Inhalt aufheben ſoll, kann er nur ausführen, wenn er zugleich Einzelbilder anderer Farben mitvorſtellt und von der einen dieſer Vorſtellungen zur andern übergehend ſich des bleibenden Gemeinſamen in ſeinen veränderlichen Vorſtellungszuſtänden bewußt wird. Eine ſolche Reihenfolge pſychiſcher Thätigkeiten ſchreibt uns der ausgeſprochene Name jedes Allgemeinen vor; erreichbar aber als wirkliche Vorſtellung iſt das nicht, was durch dieſe Thätigkeiten geſucht wird; niemals läßt ſich, was Roth und Grün zu Farben macht, von dem abtrennen, was Roth zu Roth und Grün zu Grün macht. Man pflegt als ſelbſtverſtändlich zuzugeben, daß die Gattung eines Wirklichen nicht für ſich wirklich ſei; das Einzelpferd ſehe man, das allgemeine laufe nirgends; aber man muß ſich überzeugen, daß auch im Denken das Allgemeine immer nur als eine angeſtrebte, nie vollzogene Vorſtellung über den anſchaulichen Bildern ſeiner Einzelbeiſpiele ſchwebt. Dieſen inneren Bewegungen in uns kann keine ſachliche Bedeutung zukommen; ſie bleiben ſubjective Anſtrengungen unſeres Geiſtes, und ſelbſt die Art, wie wir ihr Ergebniß ausdrücken: der Inhalt des Allgemeinen ſei enthalten in dem Inhalt des Beſondern, dieſes in dem Umfang des Allgemeinen, bezeichnet nur in räumlicher Symbolik die Denkbewegungen, die ein ſachliches Verhältniß zwiſchen beiden vorzuſtellen ſtreben. Da wir nun überdies in wirklicher Vorſtellung nicht erreichen, was wir ſuchen, hat denn dann das Allgemeine überhaupt eine ſachliche Bedeutung? Oder hat eine weitverbreitete Meinung Recht, nur in dem pſychiſchen Mechanismus die Urſache zu ſehen, die uns verleitet, ähnliche Eindrücke mit Vermiſchung ihrer Unterſchiede und zuletzt nur mit Schaden für die Genauigkeit des Denkens unter gemeinſame Namen zuſammenzufaſſen? Aber dieſe Meinung gibt zu, was ſie leugnen will; um zu begreifen, daß nicht alle, ſondern nur ähnliche Vorſtellungen dieſe Zuſammenziehung in ein Gemeinſames erfahren, ſetzt ſie eben die Aehnlichkeit derſelben und hiermit offenbar nur in anderer Form die ſachliche Gültigkeit unſerer An-

nahme eines Allgemeinen voraus, das in ihnen, wie unabtrennbar auch immer, enthalten sei. Wäre es anderseits nur eine angeborene Bestrebung des Denkens, Allgemeines zu *suchen*, so möchte immerhin dies Streben ohne sachliche Bedeutung sein; aber die Thatsache, daß das Gesuchte *gefunden* wird, gibt ihm diese doch. Ich widerspreche mir hier nur scheinbar; denn obgleich das Allgemeine nicht als anschauliche Vorstellung fixirt werden kann, erfolglos ist doch die Bemühung nicht, es zu denken. Wir könnten Roth und Blau nicht einmal dem allgemeinen *Namen* der Farbe unterordnen, wenn das Gemeinsame in ihnen nicht wäre, dessen Bewußtwerden wir durch die Schöpfung dieses Namens bezeugen; wir könnten von Thieren und Pflanzen keine Gattungsbegriffe bilden, wenn nicht die Merkmale der einzelnen und ihre Verbindungsweisen die Vergleichbarkeit wirklich besäßen, die uns erlaubt, sie allgemeinen Merkmalen und Formen unterzuordnen und durch Einsetzung dieser anstatt ihrer das allerdings unanschauliche Denkgebild der Gattung zu erzeugen. In der Thatsache mithin, daß wir Allgemeines denken *können*, liegt allerdings eine Behauptung von realer Geltung: die Welt der vorstellbaren Inhalte, die wir denkend nicht erzeugen, sondern vorfinden, zerfällt nicht atomistisch in lauter singulare Bestandtheile, deren jeder unvergleichbar mit anderen wäre, sondern Aehnlichkeiten, Verwandtschaften und Beziehungen zwischen ihnen finden so statt, daß das Denken, Allgemeines bildend, Besonderes ihm unterordnend und einander nebenordnend, durch diese seine formalen und subjectiven Bewegungen mit der Natur des sachlichen Inhalts zusammentrifft.

340. Gehen wir von diesen einfachsten Fällen zu den Hauptformen der logischen Thätigkeit über, so begegnet uns in Bezug auf die Bedeutung der *allgemeinen Begriffe* der Streit des *Nominalismus* und des *Realismus*, der das Mittelalter heftig bewegte. Beide Richtungen faßten den Gegenstand der Frage nicht in rein logischem Sinne; überwiegend metaphysisches Interesse ließ sie die Innenwelt unserer Vorstellungen hauptsächlich in ihrem Verhältniß zu der Welt der Dinge betrachten. So kam der Realismus dahin, mit Uebertreibung der mißverstandenen Selbständigkeit platonischer Ideen, den Allgemeinbegriff für das wahrhaft Seiende in den Dingen, Alles aber, wodurch eines seiner verwirklichten Beispiele sich von den andern unterscheidet, als eine freilich sehr räthselhafte, aber secundäre Neben-

bestimmung anzusehen, die vergänglich zu der ewigen Substanz des Allgemeinen hinzutrete; der Nominalismus, von der richtigen aristotelischen Ueberzeugung beginnend, die Wirklichkeit des Seins gehöre nur dem Einzeldinge, fand keinen Weg, mit dieser die Geltung des Allgemeinen zu vereinigen, sah in den Begriffen höchstens subjectiv verwendbare Mittel für die Ordnung unserer Vorstellungen ohne Bedeutung für die vorgestellten Dinge, und verirrte sich, auch dies noch leugnend, bis dahin, sie nur als aussprechbare und hörbare Laute ohne wirklichen Denkinhalt gelten zu lassen. Ich vermeide zunächst jene ausschließliche Beziehung auf das Sein; sie beschränkt widerrechtlich den Sinn der Frage: auch wo es sich in Mathematik nicht um Dinge und ihr Wesen handelt, auch wo praktische Philosophie und Jurisprudenz von Tugenden und Verbrechen sprechen, die sein sollen oder nicht sollen, überall ferner wo im Leben eine wichtige Entscheidung durch Unterordnung einer gegebenen Sachlage unter einen allgemeinen Begriff gesucht wird: überall da kommt die gesetzgebende Bedeutung des Allgemeinen für diese sachlich, aber doch nicht dinghaft, uns gegebenen Inhalte in Betracht.

341. Entwöhnt man sich, nur naturgeschichtliche Gattungsbegriffe als Beispiele des Allgemeinen zu denken, erinnert sich vielmehr, daß wir auch von Figuren und Zahlen, Ereignissen und Verhältnissen, Wahrheiten und Irrthümern allgemeine Begriffe bilden, so verschwindet die abenteuerliche Neigung von selbst, ihnen als solchen eine dinghafte oder doch wesenhafte Realität zuzuschreiben. Die Urbilder selbständiger Geschöpfe, der Pflanze, des Thieres, des Menschen, mag allenfalls unsere Einbildungskraft in einer hypostasirten Ideenwelt in ewiger Wirklichkeit für sich bestehen lassen, Gegenstände der Anschauung für eine Seele, die noch nicht an die Beschränkungen ihres irdischen Daseins gebunden wäre; aber die Allgemeinbegriffe von Ruhe und Bewegung, Gleichheit und Gegensatz, Thun und Leiden könnten auch in jener Welt nicht in gleichartiger Wirklichkeit neben ihnen sein, sondern nur als prädicative Bestimmungen von ihnen gelten. Diese leicht einzusehende Nothwendigkeit vergessen wir freilich zuweilen: Eigenschaften, Verhältnisse oder Ereignisse, an deren Inhalt sich ein hervorragendes Interesse der Verehrung oder der Furcht knüpft, sind wir geneigt, mit Verkennung ihrer dennoch nur prädicativen Natur als

Allgemeinheiten von wesenhafter Wirklichkeit zu behandeln; von dem Schönen an sich sprechen wir wie von einem Wesen, das nur uns unzugänglich sei, aber an sich ein Gegenstand möglicher Anschauung; von der Sünde reden wir nicht nur wie von einer That, die wirklich wird, wenn wir sie begehen, sondern auch wie von einer selbständigen Macht, die wesenhaft auf uns einwirke. Wir verwechseln hier die Wichtigkeit, die dem Inhalt beider Begriffe in dem Ganzen der Weltordnung gebührt, mit einer Form der Wirklichkeit, die ihm unzugänglich ist, und die nur am ausdrucksvollsten seine Unabhängigkeit von unserer Anerkennung hervorhebt. Dieser falschen und nicht ungefährlichen Gewohnheit entsagen wir doch leicht; nur die Allgemeinbegriffe dessen, was nach der Natur seines Inhalts substantivische Fassung ursprünglich verlangt, unterhalten länger die Neigung zu solcher Hypostasirung; auch sie jedoch weicht vor einer einfachen Betrachtung. Nicht nur einmal bilden wir ja, von dem Einzelnen der Wahrnehmung ausgehend, ein Allgemeines Q, sondern auch dies verbinden wir mit andern seines Gleichen zu einem höheren Allgemeinen P, und indem wir dieses Verfahren fortsetzen, ist es zugleich in weiten Grenzen in unser logisches Belieben gestellt, durch wie viele ebenfalls allgemeine Mittelglieder wir Q mit dem höchsten Allgemeinen A, bei dem unsere Abstraction anhalten wird, in Verbindung setzen wollen. Jedes dieser Allgemeinen würde gleiches Recht auf jene wesenhafte Existenz haben; neben das allgemeine Thier an sich träte in gleicher Wirklichkeit das allgemeine Wirbelthier, das Säugethier an sich, der allgemeine Einhufer, das Pferd an sich und der allgemeine Rappe; *neben* einander, sagte ich absichtlich, denn es gäbe in der That keine Vorstellungsweise, durch welche wir die Unterordnung, vermöge deren in unserem Denken einer dieser Allgemeinbegriffe den andern einschließt, auf diese Wesen von gleichartiger Wirklichkeit des Seins übertragen könnten; so neben einander gestellt aber würden sie das nicht mehr bedeuten, was sie bedeuten wollen. Die Einsicht befestigt sich daher, daß diejenige Realität, die wir den durch unser Denken erzeugten Allgemeinbegriffen zuerkennen wollen, völlig unähnlich einem Sein ist und nur in einer Geltung *von* dem Seienden bestehen kann. Aber wie viel von dem Ganzen eines Allgemeinbegriffs diese Geltung besitze und was es überhaupt heiße, sie zu besitzen, bedarf noch einiger Erörterung.

342. Ich erinnere zunächſt daran, daß es ſich hier nicht um einen objectiven Werth handelt, der dieſem oder jenem der von uns erzeugten Allgemeinbegriffe auf Grund ſeines richtig zuſammengefügten Inhalts zukommen mag; die Frage bezieht ſich auf die allgemeine Bedeutung der logiſchen Form des Allgemeinbegriffes; daß dieſer, wie jeder andern von den Formen, welche die Logik als Ideale vorzeichnet, ein ihr unzupaſſender Inhalt gegeben werden kann, bedarf beſonderer Erwähnung nicht; aber die Kritik dieſer unzähligen Anwendungen der Begriffsform iſt keine hier zu löſende Aufgabe. Nun dachten wir einen Inhalt S dann in der Form des Begriffs, wenn wir ſeine mannigfachen Beſtandtheile nicht nur als ein Ganzes überhaupt zuſammenfaßten, ſondern ein Allgemeines M mitvorſtellten, von deſſen in beſtimmter Weiſe verknüpften allgemeinen Merkmalen P Q . . jedes in S zu einer beſondern Modification p^s q^s determinirt war. Dieſe Structur unſeres Begriffes entſpricht keinem Vorgang, der in der Natur eines Dinges oder Gegenſtandes vorkäme; ſie entſpricht auch dem nicht, was wir als die eigne Natur eines zwar ſachlich, aber nicht dinghaft gegebenen Inhalts bezeichnen könnten. Es gibt keinen Augenblick in dem Leben einer Pflanze, in welchem ſie nur allgemeine Pflanze oder Coniſere an ſich wäre und von ſpäteren Einflüſſen, die unſere hinzukommende logiſche Determination erſetzten, Entſcheidung darüber erwartete, zu welchem beſtimmten Baume ſie auswachſen ſolle. Allerdings iſt die Pflanze das, was ſie zuletzt wird, nicht ſchon als vollſtändige Miniatur im Keime; aber ihre Entwicklung erfolgt nicht ſo, daß hinzutretende Bedingungen eine Determination in allgemeiner und unbeſtimmter Geſtalt vorhandener Merkmale erzeugten, ſondern zu völlig beſtimmten treten ſie hinzu und bringen im Verein mit ihnen neue Folgen hervor, die nicht als *mögliche Arten* in den Umfängen früherer allgemeiner Merkmale lagen und jetzt nur, mit Ausſchluß aller disjuncten, zur *Wirklichkeit* kämen. Ellipſen haben keine natürliche Exiſtenz und Entwicklung wie Pflanzen; aber auch in ihre Natur dringen wir doch nicht dadurch mit ausſchließlicher Wahrheit ein, daß wir ſie zuerſt als Curven überhaupt mit den allgemeinen Eigenſchaften aller krummen Linien denken, und dann dieſe Eigenſchaften bis zu der Beſonderheit determiniren, die dieſer Curve als ſolcher gehört; ſo *können* wir zu ihrem Begriffe kommen, dann nämlich, wenn in

unſerer ungeübten Erinnerung zuerſt nur die allgemeinen Umriſſe der Figur auftreten, nach der man uns fragt, und erſt nachfolgende Beſinnung ſie uns beſtimmter zeichnen lehrt; in den mathematiſchen Gleichungen, mögen ſie die Geſtalt der Linie auf ganz willkürliche Ausgangspunkte beziehen oder auf eine ihrer graphiſchen Entſtehungsarten Rückſicht nehmen, iſt die Krümmung ſelbſt gar nicht direct ausgedrückt, ſondern nur als eine Folge, die man aus den beſtimmten Verhältniſſen der Coordinaten ableiten kann. Dieſe Betrachtungen gelten ebenſo von der claſſificatoriſchen Unterordnung der Begriffe; ſie hat keine reale Bedeutung für die eigne Structur und Entwicklung der Dinge. Weder iſt dies Pferd zuerſt Thier überhaupt geweſen, dann Wirbelthier im Allgemeinen, ſpäter Säugethier an ſich und zuletzt erſt Pferd geworden, noch kann man in jedem Augenblick ſeines Daſeins die völlig determinirte Gruppe von Merkmalen, die es zum Pferd macht, von der allgemeineren und weniger beſtimmten, durch die es Wirbelthier wäre, und von der unbeſtimmteſten, die es nur zum Thiere überhaupt geſtaltete, in irgend einer Weiſe ſelbſtändig abſondern. Und hierzu kommt, daß nicht nur auf Grund mangelhafter Kenntniß und Beobachtung verſchiedene Claſſificationen ſich über dieſelben Gegenſtände ſtreiten und zwiſchen ihnen und dem höchſten Allgemeinen verſchiedene Stufenleitern allgemeiner Begriffe einſchalten; ſondern an ſich iſt das logiſche Recht des Denkens unanfechtbar, von beliebig gewählten Geſichtspunkten aus daſſelbe S verſchiedenen höhern Allgemeinbegriffen unterzuordnen, oder durch ſehr abweichende Reihen aufeinanderfolgender Determinationen ſeinen Begriff zu conſtruiren. Im Hinblick auf beſtimmte Zwecke einer Unterſuchung können wir dann fragen, welche dieſer Conſtructionen vorzuziehen ſei, weil ſie den Gegenſtand am günſtigſten für die Unterordnung unter die hier entſcheidenden Grundſätze darſtelle; wüßten wir uns im Beſitz einer Kenntniß der höchſten Principien des ganzen Weltlaufs, welche die Entſcheidungsgründe aller Sonderfragen einſchlöſſen, ſo könnten wir noch weiter aus den verſchiedenen gleichmöglichen Begriffen eines Gegenſtandes jenen vornehmſten auszuwählen ſuchen, der in dieſer Claſſification ſeine Stelle bezeichnete, und in welchem als ableitbare Folgen alle jene anderen Begriffe deſſelben mit enthalten wären. Allein ſo ſehr wir auch, wenn uns dies gelänge, den Erkenntnißwerth dieſes Begriffes durch die Wichtigkeit ſeines Inhalts

und der Verbindungsweise dieſes Inhalts geſteigert hätten: die logiſche Structur, die er als Begriff hätte, würde dennoch keiner realen Structur ſeines Gegenſtandes entſprechen. In dieſem Erkenntnißwerthe aber, den wir zugeſtehen, liegt die andere Seite der Sache, das was wir meinen, wenn wir nun dennoch alle behaupten, daß durch den Allgemeinbegriff und die Claſſification jedenfalls doch etwas die Sache ſelbſt Betreffendes geſagt ſei. Man wird vielleicht verſuchen es ſo auszudrücken, daß actu zwar nicht, aber doch potentia, die ganze Reihe der einander übergeordneten Allgemeinbegriffe in dem Weſen der Sache ſelbſt enthalten ſei; und dieſe Bemerkung wird man zugleich auf anders geformte Conſtructionen oder Auffaſſungen eines Gegebenen ausdehnen: nicht wirklich, aber der Möglichkeit nach ſei jeder Theilſtrich enthalten in der ſtetigen Größe, die wir durch ihn zerfällen, der Möglichkeit nach in jeder einfachen geradlinigen Bewegung das Paar der Componenten, in die wir ſie nach unſerer Wahl zergliedern; die 7 ſei nicht $4 + 3$, aber gewiß laſſe ſie dieſe Subſtitution zum Zwecke einer Rechnung zu. Dieſen Ausdrücken geben wir eine beſtimmtere Bedeutung: alle unſere Begriffsbildungen, Claſſificationen und Conſtructionen ſind ſubjective Bewegungen unſeres Denkens und nicht Vorgänge in den Sachen; ſo aber iſt zugleich die Natur der Sachen, der gegebenen vorſtellbaren Inhalte geartet, daß das Denken, wenn es ſich den logiſchen Geſetzen dieſer ſeiner Bewegungen überläßt, am Ende ſeines richtig durchlaufenen Weges wieder mit dem Verhalten der Sachen zuſammentrifft; der Wege aber, die es zwiſchen den einzelnen Elementen ſeines Inhalts mit gleicher Hoffnung durchlaufen kann, ſind viele und nicht nur einer; nach unzähligen Richtungen hin hängt die Geſammtheit des Vorſtellbaren als ein vielfach gegliedertes Syſtem von Reihen zuſammen, und das Denken, wenn es mit willkürlicher Wahl ſeines Weges, aber mit Beachtung ſeiner eigenen Geſetze ſich von einem Gliede deſſelben zum andern bewegt, gleicht etwa einer Melodie, deren unberechenbarer Lauf überall auf Stufen der Tonreihe von feſtbeſtimmten harmoniſchen Verhältniſſen trifft.

343. Nicht nur was an den Urtheilen logiſche Form iſt, ſondern auch das Erkenntnißreſultat, das in dieſer Form ausgeſprochen wird, hat eine unmittelbare reale Bedeutung nicht. Wir ſagen kategoriſch: dieſer Baum blüht; die atmoſphäriſche Luft iſt ein permanen-

tes Gas; jedes Dreieck hat zwei rechte Winkel; im erſten Fall war es nur das Verdienſt des hier ausgeſprochenen Inhalts, daß wir dem Baum in Wirklichkeit eine von dem augenblicklichen Zuſtande ſeines Blühens unabhängige Exiſtenz zuſchreiben konnten, daß alſo Subject und Prädicat ſo auseinandertraten, wie wir ſie in der Form des Urtheils ſcheiden und verknüpfen; in den beiden andern Fällen enthält die Sache dieſe Spaltung nicht; ſie iſt eine völlig ſubjective Bewegung des Denkens, die willkürlich aus dem einheitlichen Inhalt des Vorgeſtellten einen ſeiner Beſtandtheile zu geſonderter Betrachtung hervorhebt. Auch die Verſchiedenheit der Copula in dieſen drei Urtheilen gehört nur der Einbildungskraft an, die ſich der Eigenthümlichkeit des jedesmaligen Inhalts anſchmiegt und in der Sprache ihren Ausdruck findet; die Logik ſelbſt, indem ſie für ihre techniſche Ueberſicht allen Urtheilen die Form: S iſt P gibt, bezeugt, daß in dieſer gleichmäßigen Copula iſt alle ſachlichen Verſchiedenheiten des Zuſammenhanges zwiſchen S und P ausgelöſcht ſind; mögen dieſe ſich verhalten wie Ganzes und Theil, wie ein Ding zu ſeinen Zuſtänden oder wie Urſache zur Wirkung: in der Form des Urtheils erſcheinen ſie nur wie Subject und Prädicat, zwei Bezeichnungen, die nur die relativen Stellungen bedeuten, welche die Vorſtellungen beider in unſerer ſubjectiven Denkbewegung einnehmen, aber nichts über das ſachliche Verhältniß ausſagen, welches, wenn es gedacht wird, ſie in unſern Gedanken dieſe Stellungen einzunehmen nöthigt. Auch in hypothetiſchen Urtheilen berufen wir uns nur auf ein ſolches ſachliches Verhalten, bringen es aber durch die Form des Urtheils weder zum Ausdruck noch zum Verſtändniß. Die Verknüpfung von Vorderſatz und Nachſatz: wenn B gilt, ſo gilt F, behauptet durch ſich ſelbſt nichts weiter, als die allgemeine Zuſammengehörigkeit von B und F zu einem einheitlichen Gedanken M; daß wir dies Zuſammengehörige nun dennoch trennen und den einen Theil des Gedankens dem andern voranſchicken, wodurch wegen des untrennbaren Zuſammenhangs beider jener zum Grunde, dieſer zur Folge wird, iſt eine jener ſubjectiven Denkbewegungen, die in dem vorgeſtellten Inhalte nicht vorgehen, und dieſe ſubjective Natur zeigt ſich durch die Möglichkeit, die Richtung der Bewegung umzukehren. Wir ſagen: jedes gleichſeitige Dreieck iſt gleichwinklig, oder: wenn ein Dreieck gleichſeitig iſt, ſo iſt es gleichwinklig; wir konnten ebenſo gut ſagen: wenn es

gleichwinklig iſt, ſo iſt es gleichſeitig; der ungetheilte Gedanke oder die Anſchauung des gleichſeitig-gleichwinkligen Dreiecks bildet hier den ſachlichen Inhalt, zwiſchen deſſen gleichzeitig gültigen Beſtandtheilen ſich unſer Denken mit willkürlichem Ausgangspunkt trennend und verknüpfend hin und her bewegt. Dies gilt von allen Urtheilen, die, wie die mathematiſchen, ſich nur mit Vorſtellbarem, nicht mit Wirklichem beſchäftigen; ſie würden alle reciprocabel ſein, wenn ihr ſprachlicher Ausdruck durch Sätze eine ebenſo genaue Determination aller in ihnen vorkommenden Begriffe geſtattete, wie ſie in der Form der Gleichung ausführbar iſt. Beziehen ſich dagegen unſere hypothetiſchen Urtheile auf Data der Wirklichkeit, ſo iſt es zwar unſere Meinung, daß hier Vorderſatz und Nachſatz unvertauſchbar ſein ſollen, aber die hypothetiſche Urtheilsform drückt durch ſich ſelbſt das nicht aus, wodurch dieſe unſere Forderung erfüllt werden könnte. Denn *wenn* einmal die Bedingung B gilt, ſo gibt es logiſch keinen Zwiſchenraum mehr, der ihre Gültigkeit von der der Folge F trennte; beide bilden, eben in Gemäßheit deſſen, was dieſe hypothetiſche Urtheilsform als ihr eignes Erkenntnißreſultat behauptet, nur einen untheilbaren Vorgang M; und da ferner, wenn wir unſern Gedanken genau, ohne Ueberſchuß und Mangel, gedacht annehmen, mit dieſem B kein F^1 ſondern nur F, mit dieſem F kein B^1 ſondern nur B verbunden ſein kann, ſo gehen wir im *Denken* mit gleichem Recht und gleicher Nothwendigkeit von dem willkürlich gewählten Ausgangspunkt B zu F wie von F zu B über; der Grund iſt uns Erkenntnißgrund der Folge, die Folge Erkenntnißgrund des Grundes. Daß in dem wirklichen realen Verhalten hier etwas liege, was ausſchließlich B zum Antecedens, ausſchließlich F zum Conſequens macht, das wiſſen wir wohl, weil wir den Inhalt kennen, von dem wir reden, aber in der Form unſeres logiſchen Thuns bringen wir es nicht zum Ausdruck. Denn dieſe Form beruht ganz nur auf dem abſtracten Gedanken einer *Bedingtheit* des F durch B überhaupt; dieſe aber, eine bloße Beziehung, iſt, wie wir früher zeigten, *weniger*, als was zwiſchen B und F als Dingen oder Vorgängen wirklich ſtattfinden kann; *beſtehen* kann ein Verhältniß, durch welches einſeitig B zum Realgrund wird, nur dann, wenn B die Urſache, F die Wirkung iſt; anſtatt dieſes realen und ſpeciellen Verhältniſſes der Cauſalität erſcheint im hypothetiſchen Urtheil nur das allgemeinere und

abſtracte der Bedingtheit überhaupt, das ſo keine reale Bedeutung hat. Disjunctive Urtheile endlich wollen gar keine Wirklichkeit ausſagen: das unentſchiedene Schwanken zwiſchen einander ausſchließenden Prädicaten kann kein Vorgang in dem Realen ſein, ſondern bleibt ein Zuſtand des Denkens, dem zur Erkenntniß des Wirklichen die zulänglichen Data fehlen.

344. Eine kurze Erinnerung an die verſchiedenen Formen der Schlüſſe führt zu ähnlichen Ergebniſſen. Am leichteſten wird man eine reale Bedeutung jenen ſubſumptiven Figuren zuſchreiben, die durch Unterordnung des Beſondern unter das Allgemeine ihren Schlußſatz erzeugen; denn dieſe Unterordnung allerdings ſieht man in dem nun ſchon hinlänglich erklärten Sinn als eine ſachlich gültige in Bezug auf alles Vorſtellbare an. Aber die logiſche Form des Schlußverfahrens entſpricht doch auch hier keinem Verhalten der Sache. In mathematiſchen Schlüſſen hat der allgemeine Oberſatz, von dem aus wir den ſpecielleren Schlußſatz ableiten, keine Priorität der Geltung vor dieſem oder dem Unterſatz, alle drei ſind Theile einer ewigen Wahrheit von ſimultaner Geltung; die Priorität größerer Einfachheit oder unmittelbarer Evidenz kann der Oberſatz voraus haben, aber beide Prädicate würden ihn ſchon nur in ſeiner Beziehung zu unſerem Denken charakteriſiren, ohne daß er darum ſchon einen Vorzug an ſich vor andern gleich gewiſſen Sätzen hätte; endlich iſt die Form des ſubſumptiven Schluſſes gar nicht genöthigt, von einem ſo einfachen Oberſatz auszugehen, eben die ſimultane Verkettung aller mathematiſchen Wahrheiten erlaubt, auch die einfacheren unter ihnen als Grenzfälle aus der Verkettung von weniger einfachen, und immer in ſubſumptiver Figur, abzuleiten. Dieſe völlig ſubjective Bedeutung der ſyllogiſtiſchen Form vergeſſen wir zuweilen in ihrer Anwendung auf Wirkliches. So lange der allgemeine Oberſatz doch noch eine ſehr inhaltreiche und ſpecielle Wahrheit ausdrückt, dann etwa wenn wir ſagen: alle Thiere reſpiriren, ſo lange zweifeln wir nicht, daß dieſer Oberſatz keine Wirklichkeit bezeichne, die der Geltung des Schlußſatzes: auch die Fiſche reſpiriren, irgendwo anders als in unſerem Denken vorangehen könnte; kommen wir jedoch auf die allgemeinſten Zuſammenhänge der Dinge, ſo bildet ſich wieder die Neigung, ihren Ausdrücken, den allgemeinſten Naturgeſetzen, die in unſerer Ueberlegung des Weltlaufs als Oberſätze auftreten, eine in

der That ganz unbegreifliche reale Priorität vor den Vorgängen zuzuschreiben, in denen sie gelten sollen. Diese Neigung ist nicht ungefährlich für den richtigen metaphysischen Zusammenhang unserer Weltauffassung; sie führt zu dem umfassenden Aberglauben, als ließe sich das Wirkliche der Welt aus Unwirklichem und dennoch Wesenhaftem und Gebietendem ableiten, während wir uns umgekehrt mit der Ueberzeugung durchdringen müssen, daß alle nothwendigen Wahrheiten, denen wir das Seiende als etwas secundär Hinzukommendes unterordnen zu können glauben, eben nur Natur und Consequenz des Seienden selbst sind und nur durch die Reflexion unseres Denkens von ihm abgelöst und ihm selbst als ein gebietendes Prius antedatirt werden. Schlüsse durch Induction erregen dies Mißverständniß nicht; Niemand verkennt, daß die Verknüpfung der Einzeldaten zu einem generellen nicht blos universellen Satze nicht der Realgrund der Geltung des letztern, sondern nur für uns ein Erkenntnißgrund dieser Geltung ist. Viel deutlicher noch überführen uns die vielfachen Formen der Beweise von der blos subjectiven Bedeutung der Schlüsse, aus denen wir sie zusammensetzen. Wie viele verschiedene, directe und indirecte, progressive und regressive Beweise, alle gleich triftig, sind für einen und denselben Satz möglich! wie viel verschiedene selbst in direct progressiver Form allein! Und wenn nun wirklich einer von diesen vielen das Vorrecht hätte, allein das Wesen der Sache in seiner eigenen Structur darzustellen, so würde die bloße Möglichkeit der anderen doch immer zeigen, daß es die logische Form allein nicht ist, welche diese reale Geltung erzeugt oder ausdrückt, sondern daß jener Vorzug auf der Auswahl des Inhalts beruht, den man in ihr verbunden hat. Was endlich die letzten Denkhandlungen betrifft, mit denen wir die reine Logik abschlossen, so haben wir schon damals gesehen, daß sie sich zwar anstrengen, Formen zu finden, in welchen das eigne Wesen der Sache im Gegensatz zu den zufälligen Ansichten zum Vorschein käme, die wir subjectiv von ihm fassen können; aber ebenfalls schon dort haben wir uns überzeugt, daß diese Formen weitfaltiger ausfallen als das, was sie fassen wollen; wenn das eigne Wesen der Sache in unser Denken eingeht, so kann es nur in diesen Formen begriffen werden, aber die Formen erzeugen es nicht und drücken es nicht voll aus; sie lassen immer Anwendungen zu, die nach unserer eigenen Ueberzeugung subjective

Anſichten ſind, und zwiſchen denen die Auswahl der real berechtigteren nicht durch logiſche Mittel, ſondern nur durch Sachkenntniß, wenn es eine ſolche gibt, vollzogen werden kann.

345. Es iſt jetzt Zeit, den Sinn einiger Ausdrücke genauer zu beſtimmen, in deren Gebrauch ich bisher läſſiger geweſen bin. Von ſubjectiver und objectiver, von formaler und ſachlicher, von formaler und realer Bedeutung der Denkformen iſt die Rede geweſen; dieſe drei Gegenſätze decken einander nicht. Unterſcheiden wir, wie früher geſchehen iſt, unſere logiſche Denkhandlung von dem Gedanken, den ſie als ihr Product erzeugt, ſo gebührt der erſten nur eine *ſubjective* Bedeutung: ſie iſt lediglich die durch unſere Natur und durch unſere Stellung in der Welt uns nothwendig gewordene innere Bewegung, durch die wir jenen Gedanken, z. B. den vorhandenen Unterſchied zwiſchen a und b oder das in beiden enthaltene Allgemeine C, zum Gegenſtand unſeres Bewußtſeins machen; ſo hat jeder, um die Ausſicht von einem Berge zu genießen, von ſeinem Standpunkt aus einen beſtimmten geraden oder gewundenen Weg bis auf den Gipfel zurückzulegen, der die Ausſicht eröffnet; dieſer Weg gehört nicht zu dem was er ſehen will. Der erzeugte Gedanke ſelbſt dagegen, die gefundene Ausſicht, hat *objective* Geltung; von allen, nach Zurücklegung jener Wege, auf gleiche Art empfunden, bildet das jetzt Geſehene ein von der Subjectivität des einzelnen Denkenden unabhängiges Object; nicht nur einen Zuſtand mehr, den er leidet, ſondern einen Inhalt, den er vorſtellt, und der als derſelbe und ſich ſelbſt gleiche auch dem Bewußtſein Anderer gegenüberſteht. Daſſelbe Verhalten beleuchtet von anderer Seite her der zweite Gegenſatz. Es würde nicht hinreichen, unſere Denkhandlungen nur ſubjectiv zu nennen; dieſe Bezeichnung würde ſie von dem Verhalten der Sachen lediglich trennen und die Beziehung unklar laſſen, die doch ſtattfinden muß, wenn der erzeugte logiſche Gedanke eine objective Gültigkeit beſitzen ſoll, die der ihn erzeugenden Denkhandlung ſelbſt nicht zukommt. *Formal* nennen wir daher die logiſchen Thätigkeiten, weil ihre Eigenthümlichkeiten zwar nicht die eigenen Beſtimmungen der Sachen ſind, aber doch Formen des Verfahrens, eben die Natur der Sachen zu erfaſſen, und deshalb nicht außer jedem Zuſammenhang mit dem *ſachlichen* Verhalten ſelbſt. Die früher beſprochenen Beiſpiele werden hierüber keinen Zweifel laſſen.

Die Beſchränkung auf nur formale Geltung zeigte ſich darin, daß es der Denkhandlungen mehrere und gleichtriftige geben kann, die zu demſelben Endgedanken oder demſelben ſachlichen Ergebniß führen; keine von ihnen kann daher ausſchließliche Bedeutung für den beſtimmten ſachlichen Inhalt haben, mit dem ſie ſich alle beſchäftigen, alle ſind vielmehr nur Formen des Verfahrens, ein Ergebniß zu erhalten, das einmal gefunden ohne Rückſicht auf den Weg gilt, auf dem man zu ihm gekommen iſt. Aber es würde ja unmöglich ſein, auf jenen verſchiedenen Wegen zu dem ausſichteröffnenden Gipfel zu kommen, wenn nicht alle dieſe Wege mit beſtimmten gegenſeitigen Lagenverhältniſſen in dem Ganzen der geographiſchen Situation mitenthalten wären, deren anderen Beſtandtheil die von jenem Gipfel überſehbare Landſchaft bildet. Hierin beſteht das Poſitive, das der zweite Gegenſatz von den Denkhandlungen ausſagt: jede derſelben iſt eine der verſchiedenen durch den allgemeinen vielſeitig gegliederten Zuſammenhang der Sachenwelt möglich gemachten Weiſen, durch Bewegung von einem Element dieſer Welt zum andern ein beſtimmtes ſachliches Verhalten zu erreichen, ohne daß deshalb die gewählte Bewegung die eigene Entſtehung oder das eigne Beſtehen dieſes beſtimmten Verhältniſſes wäre oder nachahmte. Der dritte Gegenſatz enthält nicht nur andere Bezeichnungen für die Glieder des zweiten, ſondern betrifft eine Frage eigner Art. Als ſachlich gegeben betrachten wir jeden Denkinhalt von feſter in dem oben erörterten Sinne objectiver Bedeutung, die Vorſtellungen von Nichtſeiendem nicht minder als die von Seiendem; unter Realem würden wir nur die Dinge ſofern ſie ſind und die Ereigniſſe ſofern ſie geſchehen, in ihrer dem Denken jenſeitigen Wirklichkeit verſtehen müſſen. Nun kann davon nicht die Rede ſein, daß dieſes Reale ſich ſelbſt in den Formen des Begriffs des Urtheils und des Schluſſes bewegte, welche die ſubjectiven auf ſeine Erkenntniß gerichteten Anſtrengungen unſeres Denkens annehmen; aber ſelbſt die logiſchen Gedanken, welche das Product dieſer Denkhandlungen ſind, haben in Bezug auf dieſes Reale jene unmittelbare Geltung ſachlich nicht, die ihnen jedem Denkinhalt als ſolchem gegenüber zukam. Ich thue beſſer, der Metaphyſik die weitere Erörterung dieſes wichtigen Punktes zu überlaſſen; zu ſeiner vorläufigen Verdeutlichung reicht die Wiederholung bereits beſprochener Beiſpiele hin. Wir ſahen, daß der Be-

griff einer Bedingung nicht ausreicht, um das zu bezeichnen, was wir unter einem zwiſchen zwei realen Elementen wirklich beſtehenden Verhältniß *meinen*; um ſo zu beſtehen, mußte es mehr als Verhältniß, mehr als Beziehung, mehr als bloße Bedingung, es mußte eine Wirkung oder Wechſelwirkung ſein; in dieſer realen Verknüpfung der realen Elemente lag dann der Grund, der ihre Erſcheinungen für uns in die formale Beziehung brachte, die uns nöthigt, von der Wahrnehmung der einen zu der der andern überzugehen, und die wir nun logiſch eine Bedingtheit der einen durch die andere *nennen*, ohne in dieſem Namen den realen Grund dieſer nothwendigen Verknüpfung unſerer Vorſtellungen angegeben zu haben. Dieſelbe Betrachtung gilt von allen logiſchen Formen. Auch Subject und Prädicat ſind nur Titel, die wir unſern Begriffen mit Rückſicht auf die Stellung geben, die ſie in unſerem Urtheil einnehmen müſſen; ein Verhältniß der realen Elemente, die durch unſere Begriffe gemeint werden, iſt durch dieſe Bezeichnungen nicht ausgedrückt. Mein reales S kann nur Subject für ein reales P ſein, das nur ſein Prädicat wäre; in Wirklichkeit kann P an S nur haften entweder als ein von dieſem erlittener *Zuſtand*, oder als eine von ihm ausgeübte *Wirkung*, oder als eine bleibende *Eigenſchaft* in dem allerdings hier noch dunklen Sinne, in welchem wir metaphyſiſch dieſen Begriff dem blos logiſchen des *Merkmals* entgegenſetzen. Erſt wenn eines *dieſer* Verhältniſſe zwiſchen S und P bejaht iſt, begreifen wir, was es realiter bedeutet, wenn wir logiſch S als Subject P als Prädicat faſſen; erſt dann entſpricht ein wirklicher Sachverhalt der logiſchen *Copula*, die an ſich nur unſere Denkhandlung des Verbindens zweier Begriffe bedeutet, aber ganz unbeſtimmt läßt, was wir denn eigentlich den realen Inhalten derſelben dann begegnet zu ſein behaupten, wenn wir die Vorſtellungen beider in dieſer Weiſe glauben verbinden zu müſſen. So oft man daher Ausdrücke wie Einheit Vielheit Gleichheit Gegenſatz Beziehung und Bedingung auf die Betrachtung des Wirklichen anwendet, muß man ſich erinnern, durch ſie allein noch gar nichts über das Seiende geſagt zu haben; man hat nur die logiſchen Handlungen verglichen, die wir an den Vorſtellungen des Seienden vornehmen. Nun bleibt erſt noch zu zeigen, durch welche Leiſtung ſich die Einheit des Einen als eine Wirklichkeit, nicht nur als logiſcher Titel ohne Ein-

künfte beweiſt; wodurch das viele Gleiche, da es doch im Denken eben gleich iſt, dennoch im Sein wirklich als Vieles auseinandertritt; in welchem wechſelſeitigen Leiden von einander ſich der Gegenſatz, in welchem andern die Beziehung zwiſchen verſchiedenen Seienden real bethätigt.

Fünftes Kapitel.

Die aprioriſchen Wahrheiten.

346. Faſſen wir noch einmal unſere letzten Ueberlegungen zuſammen. Weder in dem Inhalt unſeres Vorſtellens noch in dem Realen, das wir als jenſeitigen Grund deſſelben betrachten, entſprach etwas den logiſchen Denkhandlungen, die mit willkürlicher Wahl ihres Weges die einzelnen Beſtandtheile des vorgeſtellten Inhalts verknüpften oder ſonderten; aber in Bezug auf dieſen Inhalt wenigſtens, abgeſehen von dem Realen, das ſeine jenſeitige Urſache ſein mag, kam den Gedanken, die wir durch jene Denkhandlungen zu erzeugen ſuchten, eine ſachliche Bedeutung zu. Die Unterſchiede Aehnlichkeiten Gegenſätze und Unterordnungen, deren wir uns in unſerem Bewußtſein nur durch ein Hin- und Hergehen unſerer Thätigkeit bemächtigen konnten, galten wirklich von dem vorgeſtellten Inhalt, obgleich er ſelbſt nicht an dieſen Bewegungen theilnahm; ſie beſtanden ſachlich an ſich ſelbſt in dem Sinne, in welchem wir das Beſtehen jeglicher Beziehung zwiſchen zwei Beziehungspunkten möglich fanden: ſie hatten zwar nie anders eine Wirklichkeit des Seins als in den Augenblicken, in welchen ſie gedacht wurden, aber ſo war zugleich die Natur aller Geiſter geartet, daß immer, ſobald dieſelben beiden Beziehungspunkte a und b gedacht wurden, auch ſich ſelbſt gleich daſſelbe Urtheil C über ihr gegenſeitiges Verhältniß gefällt wird. Es iſt das platoniſche Ideenreich, zu dem wir uns hier zurückgeführt ſehen; in feſten und unveränderlichen Beziehungen ſtehen alle vorſtellbaren Inhalte, und mit welchen willkürlichen oder zufälligen Bewegungen auch immer unſere Aufmerkſamkeit von dem einen zum andern übergehen, oder in welcher Ordnung auch uns unbekannte Veranlaſſungen einen nach dem andern in unſere

Wahrnehmung bringen mögen: wir werden zwiſchen ihnen immer dieſelben Verhältniſſe finden, die in dieſer ſachlichen unendlich vielſeitigen Gliederung der Ideenwelt ein für alle mal gegeben ſind. So oft dieſe Behauptung wiederholt wird, wird ſie als überflüſſiger Ausdruck des Selbſtverſtändlichſten erſcheinen, und ebenſo oft wiederhole ich, daß eben die Thatſache des Vorhandenſeins dieſer Selbſtverſtändlichkeit das Wunderbarſte in der Welt iſt. Obgleich unentbehrliche Grundlage alles Denkens, und eben deswegen mit Uebermuth von uns als ſelbſtverſtändlich übergangen, iſt ſie nicht einmal, wie ich früher ſchon bemerkte, in demſelben Sinne *denknothwendig*, in welchem es innerhalb ihrer ſelbſt jedes einzelne von ihr eingeſchloſſene Verhältniß iſt. Ausdenken freilich können wir uns nicht, wie es dann ſein würde, wenn dieſe Thatſache nicht beſtände, aber vorſtellen können wir uns doch eine Welt, in der ſie nicht vorkäme; in welcher unzählige Inhalte zwar dem vorſtellenden Geiſte ſich darböten, aber jeder beziehungslos zum andern, alle ſo disparat gegen einander, daß nie ſich zwei unter irgend ein Allgemeines als verwandte Arten vereinigten, und daß niemals ein Unterſchied zwiſchen zweien für größer, geringer oder anders geartet geſchätzt werden könnte, als der zwiſchen zwei anderen. Daß jeder einzelne dieſer Inhalte ſich ſelbſt gleich ſein müſſe, würde das Einzige ſein, was das Denken, *ſeinem* Identitätsgeſetz gemäß, verlangen müßte, damit jeder von ihnen überhaupt *vorſtellbar* werde, und dieſe Forderung könnte ja jene Welt erfüllen; darüber hinaus aber kann das Denken zwar für die Möglichkeit ſeiner ferneren Handlungen *wünſchen*, aber nicht als denknothwendig gebieten, daß zwiſchen den verſchiedenen Inhalten jene abgeſtuften Verwandtſchaften ſtattfinden, die allein ihm die Ausführung ſeiner Beſtrebungen ermöglichen: es iſt *nicht* denknothwendig, daß das Denken müſſe ſtattfinden können. Und dann, wenn es auch aus eigner Macht jene Verwandtſchaften *forderte*, *hervorbringen* könnte es ſie doch nicht und müßte immer darauf hoffen, daß ſie in irgend einer von ihm ſelbſt unerfindbaren Weiſe gegliedert, als Tonreihe als Farbenreihe als Gradunterſchiede des qualitativ Gleichen oder ſonſtwie, *thatſächlich* ihm gegeben würden. Aber ſo wunderbar und wichtig dieſe nun wirklich gegebene Thatſache iſt, ſo bildet doch ſie ſelbſt und das, was aus ihr folgt, nicht das letzte Ziel unſerer Ueberlegungen. Verbürgt wird uns durch ſie nur die Sicher-

heit, mit welcher ſich das Denken innerhalb der Ideenwelt als ſolcher bewegt, die ſyſtematiſchen ewig gleichen Zuſammenhänge ihrer Elemente erforſcht und durch Verknüpfung derſelben neue Gebilde erzeugt, die unfehlbar an einer andern vorherbeſtimmbaren Stelle dieſer Ideenwelt vorgefunden werden, alle untereinander nach mannigfachen Richtungen und in feſten Entfernungen ſo verbunden, daß die verſchiedenartigſten Wege und Umwege des Denkens zur ſicheren Auffindung eines jeden dienen können. Dies allein iſt es aber doch nicht, was man zu wiſſen verlangt. Geſucht wird vielmehr die Bedeutung, die dieſe ſyſtematiſche Gliederung alles Vorſtellungsinhalts für die empiriſche nicht ſyſtematiſche Ordnung hat, in welcher ein vom Denken unabhängiger Grund die Inhalte möglicher Vorſtellungen in unſere Wahrnehmung treten läßt; wir wollen nicht nur die ewige Claſſification, ſondern auch den veränderlichen Verlauf der Sachen verſtehen lernen.

347. Beide ſind von einander völlig verſchieden. Die Wahrnehmungen führen uns nicht eben das verbunden vor, was in dem Syſtem des Vorſtellbaren verwandtſchaftlich coordinirt nebeneinander ſteht, noch iſt ihr ganzer Verlauf ein periodiſch ſich wiederholender Vorüberzug der Gattungen Arten und Unterarten in jener Ordnung, in welcher die Claſſification ſie abſteigend auf einander folgen läßt; in verſchiedenen Punkten des Raums gleichzeitig, in verſchiedenen Zeitpunkten nach einander finden wir die heterogenſten Elemente jenes Reiches der Inhalte als Erſcheinungen verbunden: gibt es in dieſem Wechſel Geſetze, ſo ſind ſie völlig anderer Art als jene logiſchen, in deren Betrachtung wir uns bisher bewegten. Bezeichnen wir von jetzt an dieſen empiriſchen Verlauf der uns gegebenen Erſcheinungen als reale Wirklichkeit, ſo fragt es ſich nach der Bedeutung, die ihr gegenüber unſer Denken haben kann, deſſen Behauptungen, ſelbſt wenn ſie gültig bleiben, doch unfähig erſcheinen, den Zuſammenhang derſelben zu beherrſchen. Denn wenn es nun auch wahr iſt, daß a und b, in wirklicher Wahrnehmung gegeben, denſelben Unterſchied und dieſelbe Verwandtſchaft zeigen werden, die ihnen in unſerem Denken zukommt, ſo liegt darin doch kein Entſcheidungsgrund für ihr Zuſammenſein in der Wahrnehmung oder deſſen Unmöglichkeit; wenn auch ausnahmslos der Satz der Identität gilt, ſo behauptet er doch nach ſeiner eignen Ausſage nur, daß jedes a = a und jedes b = b ſei und ſein werde,

wenn und wo auch immer beide vorkommen mögen; aber dieſer letztere Zuſatz gehört ſchon nicht mehr dem Identitätsgeſetz ſelbſt an; wir fügen ihn hinzu, weil wir anderweitig wiſſen, daß denkbaren Inhalten außer ihrer ewigen Geltung im Reiche der Ideen ein Wechſel zeitlicher Wirklichkeit und Unwirklichkeit in der Erſcheinung zukommen könne; davon enthält jenes Geſetz keine Andeutung und folglich auch nicht die geringſte Beſtimmung über die Gleichzeitigkeit oder Reihenfolge, in welcher beide Erſcheinungen hier einander herbeiführen oder ausſchließen müſſen. Die claſſificatoriſche Unterordnung der Begriffe wird gelten von Wahrgenommenem ebenſo wie von zeitlos Vorgeſtelltem; wenn wir indeſſen ein wahrgenommenes S unter den Allgemeinbegriff M bringen, ſo gelten zwar von S jetzt auch alle die höheren Allgemeinbegriffe N L K, die in dem Inhalt von M eingeſchloſſen ſind; aber dieſe Folgerung erzeugt keine neue ſachliche Kenntniß; ſie zergliedert nur logiſch, was durch die Unterordnung des S unter M bereits gegeben war; richtig, wenn dieſe richtig, und falſch, wenn dieſe falſch iſt, berechtigt ſie nicht, das in der Wahrnehmung gegebene S mit einem in dieſer nicht gegebenen P zu verbinden. Hypothetiſche Urtheile ſcheinen einer Erweiterung der Erkenntniß günſtiger. Wenn ſie zu einem Subject S eine Bedingung x treten und aus beiden ein P als Prädicat entſpringen laſſen, das weder in S allein noch in x allein bereits enthalten war, ſo nähern ſie ſich formell dem, was wir als Verlauf der Wirklichkeit denken. Im problematiſchen Vorderſatz drücken ſie die Verbindung von S und x als eine mögliche aus, unterſcheiden alſo ihren Denkinhalt noch von einer Verwirklichung, die er im Laufe der Dinge erfahren kann, und über die ſie ſich jeder Behauptung enthalten; dann aber, wenn dieſe Bedingung gegeben iſt, ſcheinen ſie der weiteren Wahrnehmung vorgreifend das Neue zu beſtimmen, das in dieſer folgen muß. Worauf aber beruht unſere Berechtigung, einem beſtimmten S + x ein beſtimmtes P hinzuzufügen oder gleichzuſetzen? Im Denken doch immer nur darauf, daß wir durch eine logiſche Determination x den Begriffsinhalt S, der P nicht enthielt, ſo umformen, daß nun P in ihm enthalten iſt; von dieſem Subject, nicht von dem früheren, behaupten wir nun das Prädicat P, das wir in ihn bereits aufgenommen haben. Was uns dagegen die Wahrnehmung unmittelbar darbietet, iſt etwas Anderes. Wenn in ihr zu einer früheren Erſcheinung S eine

neue x in Beziehung tritt, ſo pflegt aus dem Zuſammendenken beider jenes Subject S + x eben noch nicht zu entſtehen, aus dem die Folgeerſcheinung P als identiſcher Ausdruck deſſelben ſelbſtverſtändlich flöſſe; das vielmehr iſt die zunächſt ungelöſte Frage, wie dies x jenes S ſo umgeſtalten könne, daß aus ihm der früher fehlende Grund für die Verwirklichung von P entſtehe. So weit wir daher hypothetiſche Urtheile auf die Betrachtung der Wirklichkeit anwenden, finden wir ſie zuletzt immer auf der ſchon vorausgeſetzten Gültigkeit von Sätzen beruhen, die eine aus Begriffen nicht ableitbare Verkettung einer beſtimmten Bedingung mit einer beſtimmten Folge als allgemein beſtehende Thatſache ausſprechen. Gilt ſie wirklich allgemein, ſo kann das Denken dann ihre Einzelfälle analytiſch entwickeln; ihr eigner Inhalt aber erſcheint zunächſt als ein ſynthetiſches Urtheil, welches zwei Begriffe als Subject und Prädicat verbindet, deren Denkinhalte durch keine logiſche Zergliederung als identiſch nachgewieſen werden können.

348. Unſere Hoffnung, durch Denken den Verlauf der Wirklichkeit beherrſchen zu können, beruht daher auf drei Punkten. Keinem einzelnen Beſtandtheile b der Ideenwelt kann zuerſt das Denken außer der ewigen Bedeutung, die ihm in dieſer gebührt, die Nothwendigkeit einer zeitlichen Verwirklichung im Laufe der Sachen zuerkennen; nur wenn dieſe Wirklichkeit thatſächlich einem andern Element a zukommt, mit welchem b in nothwendiger Verbindung ſteht, kann ſie nun auch auf b übergehen. Alle unſere Erkenntniß iſt daher in dieſer Hinſicht hypothetiſch; an einem beſtimmten Punkt thatſächlich gegebener Wirklichkeit ſetzt ſie ein, um aus dieſem wirklichen Grunde die Folgen als wirkliche abzuleiten, die dem gedachten Grunde als denknothwendige zugehörten; niemals aber iſt es möglich, aus bloßen Begriffen des Denkens die reale Wirklichkeit des in ihnen Gedachten zu beweiſen. In der That iſt denn auch dieſer Verſuch nur in dem einen Falle eines ontologiſchen Argumentes für das Daſein Gottes gewagt worden. Hier lag eine begreifliche Verlockung vor: Gott als nothwendige Folge b einer andern durch Wahrnehmung gegebenen Wirklichkeit a zu faſſen widerſtritt dem, was man in ſeinem Begriff denken mußte, denn eben er ſollte ja der Grund aller Folgen ſein; ſo ſchien nichts übrig, als in ſeinem Begriffe ſelbſt ſeine Wirklichkeit zu ſuchen. Finden freilich konnte man

nur den Anſpruch auf ſolche, den der Inhalt deſſelben erhebt; gewiß ſchließt der Begriff Gottes den des Seins in ſich ein, ja mehr als dieſen, den Begriff des lebendigen Seins; denn alle übrigen Prädicate, durch die wir Gott als Gott denken, laſſen ſich nur vereinigen und ſelbſt denken, wenn ſie an einem wirklichen die Zeit füllenden und des Wechſels ſeiner Zuſtände fähigen Weſen vorgeſtellt werden. Aber in dieſem Sinne iſt in jedem Begriffe eines Weſens der Gedanke derjenigen Art der Wirklichkeit eingeſchloſſen, welche die Natur und Verknüpfungsweiſe ſeines Inhalts verlangt; auch der Begriff jedes Organismus iſt undenkbar ohne dieſe Vorausſetzung: Ernährung Wachsthum und Fortpflanzung ſind ſinnlos an einem Subject, das nicht wäre, und ebenſo ſinnlos an jedem, das nur wäre und nicht ſich entwickeln könnte. Wenn daher der Inhalt eines dieſer Begriffe Wirklichkeit hat, ſo hat er diejenige Art derſelben, die ihm entſpricht: Weſen die des Seins, nicht die des Geſchehens, Ereigniſſe die des Geſchehens, nicht die des Seins; Verhältniſſe keine von beiden, ſondern die des Geltens von Wirklichem: es war Täuſchung, daß es ſich mit dem Begriffe Gottes anders verhalte und daß es erlaubt ſei, den in ihm unentbehrlich eingeſchloſſenen Gedanken der höchſten Wirklichkeit für eine Wirklichkeit des ganzen ihn einſchließenden Inhalts anzuſehen. Nur ſcheinbar begehen denſelben Fehler verwandte Ueberlegungen, die von dem unabweislichen Werthe eines Gedachten zu der Ueberzeugung ſeiner Wirklichkeit übergehen. Nicht ganz gerecht wird behauptet, an ein höchſtes Gut, ein überirdiſches Leben, eine ewige Seligkeit glaube man nur, weil man ſie wünſche; in der That beruhen dieſe Meinungen auf einer ſehr breiten, obgleich unzergliederten Grundlage der Wahrnehmung; ſie gehen von der Thatſache dieſer gegebenen Welt aus, in welcher ſie unerträgliche Widerſprüche befürchten, wenn wir jene der Wahrnehmung entzogenen Fortſetzungen des Weltbaues nicht als wirkliche Ergänzungen des Wahrnehmbaren anerkennen wollten. Formell verfahren daher dieſe Folgerungen richtig; ſie verknüpfen mit der gegebenen Wirklichkeit eines a die nicht gegebene eines b, das ihnen die denknothwendige Folge des a ſcheint.

349. Der zweite Punkt wird ſtillſchweigend allgemein vorausgeſetzt, ausdrücklich als logiſche Vorausſetzung ſelten erwähnt. Wir gönnten offenbar auf eine Bearbeitung der Wirklichkeit durch unſer

Denken nicht hoffen, wenn wir nicht in dem empirischen Verlauf der Dinge eine allgemeine Gesetzlichkeit als vorhanden annehmen dürften, die uns erst die Möglichkeit verschafft, von den formalen Gesetzen unseres Denkens Nutzen zu ziehen. Wir haben gesehen, daß die Gründe, welche die Reihenfolge der Wahrnehmungen möglicher Denkinhalte bestimmen, gänzlich unabhängig von den systematischen Relationen sind, die wir im Denken zwischen jenen blos gedachten Inhalten finden. Woher nehmen wir nun die Gewißheit, daß überhaupt noch Gründe von allgemeiner Geltung für diese Reihenfolge bestehen? daß nicht vielmehr die unbekannte Ursache des empirischen Verlaufs der Wahrnehmungen ganz principlos mit den systematisch geordneten Elementen der Ideenwelt spielt und wie ein sich bewegendes Kaleidoskop bald diese bald jene Verknüpfung erscheinen läßt, ohne jemals einer Regel dieser Combinationen zu folgen? Man hat gar keine Ursache, die bunte Unordnung dieser letzteren Annahme überhaupt unvorstellbar zu finden; eine sehr große Mannigfaltigkeit empirischer Vorgänge, die wir noch nicht begreifen, steht uns genau in dieser Gestalt wirklich noch gegenüber; wäre gesetzlicher Zusammenhang überhaupt in der ganzen Wirklichkeit nicht vorhanden, so würde nur überall uns dasselbe Schauspiel sich zeigen, welches wir jetzt da wahrnehmen, wo er uns verborgen ist. Die Gesetze unseres Denkens würden fortfahren zu gelten, aber als ein leerer Anspruch, dem sich die Wirklichkeit nicht fügt, gerade so wie wir noch jetzt sie vergeblich auf manche Ereignisse anzuwenden suchen, die mit ungleichen Folgen unter gleichen Bedingungen des Satzes der Identität zu spotten scheinen. Gleichwohl wird diese Annahme der Gesetzlosigkeit der Wirklichkeit von Niemandem festgehalten; überall wo die Erscheinungen sie uns aufdrängen möchten, halten wir den wahrnehmbaren Thatbestand nur für räthselhaft und zweifeln nicht, daß erweiterte Erfahrung durch früher unbeachtet gebliebene Mittelglieder den gesetzlichen Zusammenhang des Beobachteten herstellen werde. Worauf beruht nun diese Zuversicht? Weder selbst denknothwendig ist die allgemeine Gesetzlichkeit der Wirklichkeit noch als eine denknothwendige Folge aus gegebenen Thatsachen abzuleiten. Man konnte sagen, daß die Gesetze des Raumes, auch wenn dieser nur als angeborene Anschauung in uns Dasein hat, dennoch von allen Gegenständen unserer Erfahrung gelten müssen; denn nichts wird je in unsere Erfahrung ein-

treten, ohne die räumliche Formung ſchon erfahren zu haben, durch die es unſer Gegenſtand wird; man kann nicht ebenſo den Beweis verſuchen, daß ohne geſetzlichen Zuſammenhang im Wirklichen die Erfahrung unmöglich ſei, die wir doch beſitzen. Was wir wirklich beſitzen, iſt nur ein Verlauf von Vorſtellungen; daß dieſer Verlauf einen lückenloſen Zuſammenhang nach allgemeinen Geſetzen bilde, daß alſo Erfahrung in dieſem geſteigerten Sinne, in welchem ſie ſich von bloßer Wahrnehmung unterſchiede, wirklich gegeben ſei, iſt eine Verwechſelung deſſen, was wir vorausſetzen, mit dem was wir als thatſächlich wiſſen. Denn nichts wiſſen wir wirklich, als daß eine große Anzahl von Vorgängen ſich ſo anſehen laſſen, als ob ſie von allgemeinen Geſetzen bedingt würden; immerhin iſt die Menge derjenigen noch viel größer, deren Unterordnung unter ſolche noch nicht gelungen iſt; eine ausnahmsloſe Herrſchaft von Geſetzen über die ganze Wirklichkeit iſt daher weder ein wirkliches noch ein mögliches Ergebniß der Erfahrung, ſondern eine Vorausſetzung, mit der wir an jede Erweiterung unſerer Erfahrung gehen. Nur zweierlei bleibt daher übrig; entweder dieſe Vorausſetzung als eine ſolche anzuerkennen und ihr zu glauben, mithin dieſe eine gewiſſe Einſicht uns zuzutrauen, durch welche unſer Denken, ſein eignes Gebiet überſchreitend, etwas über die Natur des Wirklichen feſtſetzt; oder ſie gleichfalls für eine bloße Vorausſetzung anzuſehen und ihr deswegen zu mißtrauen, mit Dank die Fälle anzunehmen, in denen ſie ſich beſtätigt, zugleich aber die Möglichkeit im Auge zu behalten, daß wir auf Gebiete ſtoßen werden, in denen ſie ſich nicht beſtätigt. So oft nun menſchliches Nachdenken bis zu wiſſenſchaftlicher Betrachtung der äußern Welt fortgeſchritten, hat es ohne Ausnahme die erſte dieſer Meinungen vorgezogen; auch diejenigen, die am meiſten unberechtigte Uebergriffe der Vernunft abwehren und ſich rühmen, der Natur nur ihre eigenen Geſetze abzufragen, halten nur den Inhalt dieſer Geſetze für unbekannt, nicht ihr allgemeines Vorhandenſein für zweifelhaft; ſie bemerken blos nicht, daß ſie mit dem zweiten Gliede dieſes Ausſpruchs dennoch über die Wirklichkeit eine Behauptung a priori aufſtellen, deren Möglichkeit ſie in dem erſten verneinen. Die andere Meinung kann man an einem einzelnen Punkte zu entdecken meinen: in dem Glauben an die Freiheit des menſchlichen Willens. Ueber das ſachliche Recht dieſer Annahme habe

ich hier nicht zu urtheilen; formell aber gehört ſie nur ſcheinbar dieſem zweiten Geſichtspunkt an; ſie behauptet nicht, daß principlos daſſelbe bald frei bald bedingt ſei; indem ſie vielmehr einen Theil der Wirklichkeit einer geſetzlichen Determination beſtändig und ausnahmslos unterwirft, das Vorkommen der Freiheit aber ausſchließlich an das Vorhandenſein einer beſtimmten geiſtigen Natur des wollenden Subjectes knüpft, ſetzt ſie vielmehr eine allgemeine geſetzliche Ordnung der Wirklichkeit voraus und gibt nur dieſer Ordnung den eigenthümlichen Inhalt, an beſtimmten Stellen des Weltlaufs das Eintreten unbedingter Elemente zu geſtatten, die dann, einmal in die Wirklichkeit aufgenommen, nun in ihr geſetzlich bedingte Folgen hervorbringen. Auch dieſe Meinung alſo, noch deutlicher aber jede, die mit Leugnung der Freiheit auch die innere Welt, wie die äußere, einem geſetzlich determinirten Zuſammenhang unterwirft, erlaubt ſich hiermit eine aprioriſche Behauptung über die Wirklichkeit, deren allgemeine Gültigkeit *empiriſch* nicht nachgewieſen werden kann. Ob ſie dies mit Recht thue, darüber iſt logiſch eine zwingende Entſcheidung unmöglich: denn jeder Verſuch, dieſe Behauptung als *denknothwendig* zu erweiſen, würde ihre Gültigkeit für die Wirklichkeit unentſchieden laſſen, jeder Verſuch aber, ſie als übereinſtimmend mit der Natur der Wirklichkeit darzuthun, würde in andern Formen und Worten denſelben Anſpruch einſchließen, den er rechtfertigen will, nämlich den, durch Denken überhaupt etwas *a priori*, nämlich *allgemein*, über die Wirklichkeit behaupten zu können, die wir empiriſch ja niemals allgemein kennen lernen. Mit Grund wird man daher ſagen, daß alle unſere Beurtheilung der Wirklichkeit auf dem unmittelbaren Zutrauen oder auf dem *Glauben* beruht, mit dem wir einer Forderung des Denkens, die das eigene Gebiet deſſelben überſchreitet, allgemeine Gültigkeit zuerkennen. Thatſächlich liegt dieſe unbegründbare Zuverſicht aller Logik zu Grunde, ſo auch dem Ausdruck, auf den wir die allgemeine Tendenz des Denkens zurückbrachten, gegebenes Zuſammenſein in Zuſammengehörigkeit zu verwandeln. Alle Verfahrungsweiſen der angewandten Logik bedeuten etwas nur unter der Vorausſetzung, daß die Wirklichkeit den inneren Zuſammenhang beſitzt, den jene Tendenz ihr zuſchreibt; beſäße ſie ihn nicht, ſo würde der Rechtsgrund nicht beſtehen, auf den jede Induction ſich ſtützt, wenn ſie eine beſtimmte Folgerung aus Erfahrungen auch

nur für wahrſcheinlicher hält als eine andere; es würde ſein Bewenden haben müſſen bei der Aufzählung der Prämiſſen und der Schlußſatz würde fehlen.

350. Der dritte Punkt blieb übrig. Die Annahme eines allgemeinen geſetzlichen Zuſammenhangs der Wirklichkeit lehrt nicht von ſelbſt die Einzelgeſetze kennen, nach denen beſtimmte Vorgänge b an beſtimmte andere a gebunden ſind. Wir haben ferner ſchon uns überzeugt, daß analytiſch aus der begrifflichen Zergliederung der Denkinhalte von a und b die Nothwendigkeit nicht zu ermitteln iſt, mit welcher die Verwirklichung des einen auf die des andern folgen müßte. Es bleibt nur übrig, daß wir uns entweder eine unmittelbare Gewißheit über die allgemeine und nothwendige Geltung ſynthetiſcher Urtheile zutrauen, die eine ſolche Verknüpfung dennoch befehlen, oder daß wir alle jene beſtimmten Geſetze der Wirklichkeit den Ausſagen der Erfahrung durch die früher geſchilderten Methoden der Unterſuchung abgewinnen. An dieſem Scheidewege möchte ich mich mit einer allgemeinen Formel willfähriger Anbetung von weiterer Lobpreiſung der zweiten Annahme loskaufen. Es wird allmählich langweilig, endlos wiederholt zu hören, wie ſelbſtentſagend die Vernunft ſich der Natur gegenüber zu verhalten habe, wie ſie ſo gar nichts aus eignen Mitteln entſcheiden könne und ſich in weſenloſe Hirngeſpinſte verirre, wenn ſie nicht bei jedem Schritte ſich die nothwendigen Data ihrer Folgerungen von der Erfahrung erbitte. Leider können wir nicht behaupten, daß dieſe Warnungen überflüſſig und gegenſtandlos ſind, denn geirrt iſt genug durch ihre Mißachtung; aber wie jede Sittenpredigt unleidlich wird, wenn ſie gar kein Ende nimmt, ſo regt auch dieſe zuletzt uns nur zu der Frage an, ob die Anſprüche, welche ſie erhebt, nicht ebenſo einſeitig ſind, als zugegebenermaßen die ſind, welche ſie zurückweiſen will. Kann alſo die empiriſche Aufſuchung von Geſetzen der Wirklichkeit ihre Aufgabe wirklich ganz aus eignen Mitteln löſen, etwa mit Hülfe des Identitätsprincips, im Uebrigen aber ohne ſynthetiſche Urtheile a priori vorauszuſetzen? Daß ſie es nicht könne, war die Lehre Kants; wenn wir zu gleicher Behauptung kommen, ſo trifft es ſich, daß wir zugleich einen weſentlichen Punkt deutſcher Philoſophie vertheidigen, über den wir von allen Nationen angegriffen werden.

351. Darauf hatte uns durch Hume der engliſche Skepticismus

beſchränken wollen, entweder in Mathematik Erkenntniſſe auszuſprechen, die ihm nur auf dem Satze der Identität zu beruhen ſchienen, oder in Geſchichte durch ſynthetiſche Urtheile a posteriori das Geſchehene wieder zu erzählen, nachdem es geſchehen und ſomit Gegenſtand der Erfahrung geworden iſt; unmöglich ſei jede wiſſenſchaftliche Folgerung, die ein zukünftiges b aus einem a vorausſagen wolle, das mit ihm nicht identiſch ſei. Ehe ich den letzten Theil der Behauptung erörtere, ſcheint es mir nützlich zu zeigen, daß, wenn er gilt, die beiden erſten nicht gültig ſein können. Die Möglichkeit ſynthetiſcher Urtheile a posteriori beargwohnt man zu wenig, weil man ſie für einfache Ausdrücke der Erfahrung hält, in die ſich nichts von vorwitziger Thätigkeit unſeres Denkens eingemiſcht habe. So lange ſie indeſſen Urtheile ſind, gleichviel ob in ſprachlicher Form ausgeprägt oder nicht, ſind ſie immer Bearbeitungen des Gegebenen durch Hineindeutung innerer Zuſammenhänge, die in unmittelbarer Beobachtung niemals in ihm gegeben ſind. Keine Wiedererzählung eines Ereigniſſes iſt möglich, ohne daß wir einen Theil der ſinnlichen Bilder, die uns bei ſeiner Wahrnehmung entſtanden, als Subject, einen andern als Prädicat zuſammenfaſſen, und ohne daß wir zwiſchen den Inhalten dieſer beiden Begriffe eine Beziehung des Wirkens und Leidens oder der gegenſeitigen Aenderung von Zuſtänden mitdenken, die in den Wahrnehmungen ſelbſt gar nicht gegeben iſt. Man kann behaupten, der Satz: Cäſar ging über den Rubico, bedeute nur: eine gewiſſe, zwar etwas veränderliche, aber doch beiſammenbleibende Gruppe ſinnlicher Eindrücke, die man der Kürze halber Cäſar nenne, habe ihre räumliche Stellung gegen eine andere Gruppe ſinnlicher Eindrücke, die Rubico heiße, ſo verändert, daß ſie in der Anſchauung eines und deſſelben Beobachters erſt rechts dann links von dieſer zweiten wahrgenommen worden ſei; ich antworte mit gleicher Hartnäckigkeit: daß jene Gruppe Cäſar dieſelbe rechts und links geweſen ſei; daß ſie alſo *ihre* Stellung verändert habe, liegt nicht in dem Inhalt der Wahrnehmung, ſondern iſt eine Annahme, die einer zuſammenhängenden und ſtetigen Aenderung der Erſcheinung ein beſtändiges Subſtrat mit nur wechſelnden Relationen unterſchiebt. So oft wir erzählend von irgend einer räumlichen Bewegung ſprechen, drücken wir ſchon nicht mehr die Wahrnehmung, ſondern eine Hypotheſe über ſie aus; *geſehen* haben wir nicht, daß daſſelbe reale a nach und nach die

Orte m n p durchlief; die beobachtete Thatsache ist nur, daß in aufeinanderfolgenden Zeitpunkten gleiche Erscheinungen a an aufeinanderfolgenden Raumpunkten sichtbar waren; wer kein Bedürfniß hätte, diese Thatsache sich durch die Annahme eines bleibenden Subjects zu erklären, könnte die Behauptung: a habe sich bewegt, nicht mehr als Erzählung einer Wirklichkeit, sondern nur als bequeme, sachlich bedeutungslose Manier seines Ausdrucks wagen; versagt er sich diese Einmischung von Gesichtspunkten, nach denen wir den Wahrnehmungsinhalt deuten, so sind auch alle synthetischen Urtheile a posteriori, alle Urtheile überhaupt unzulässig, und anstatt der Wiedererzählung bleibt in der That nur die Möglichkeit der Wiedererinnerung einer Reihe von Wahrnehmungen übrig, eine Reproduction des Rohmaterials, aus dem man Urtheile bilden könnte, wenn es erlaubt wäre.

352. Man wird anderseits weder die Gültigkeit noch die Wichtigkeit, um so mehr aber die Fruchtbarkeit des Satzes der Identität in Erzeugung mathematischer Wahrheit bezweifeln, ja vielmehr behaupten müssen, daß, wenn er allein gälte, diese Wahrheit nicht auffindbar sein würde. Welche Gleichung oder Ungleichung $a = b$ oder $a \gtrless b$ wir auch aussprechen mögen, immer müssen wir diejenige Geltung des Identitätssatzes voraussetzen, vermöge deren $a = a$, $b = b$, jede Größe also, die wir mit andern in irgend eine Beziehung bringen wollen, mit sich selbst identisch ist; denn offenbar geht jede Gleichung oder Ungleichung zwischen verschiedenen ihrer Bedeutung verlustig, wenn jede der Größen unbeschränkt vieldeutig ist, die in ihr zusammengestellt werden. An dieser Stelle gilt der Identitätssatz deutlich und ist die Bürgschaft aller Wahrheit; gerade hierauf hat man indessen am wenigsten geachtet; man hat vielmehr jene andere Anwendung desselben hervorgehoben, durch welche beide Seiten einer Gleichung einander gleich gesetzt werden; in ihr, als einem Ausdruck des Identitätssatzes, fand man nicht nur die Bürgschaft der Wahrheit, sondern in der verketteten Wiederholung solcher Gleichsetzungen das fruchtbare Verfahren zu deren Entdeckung. Von beiden Behauptungen kann ich mich nicht überzeugen, daß sie genau ausdrücken, was sie meinen. Gleichungen geben entweder wie: $\sqrt{4} = 2$ den bestimmten Größenwerth einfach an, der aus der Ausführung einer Rechnungsoperation in Bezug auf eine

gegebene Größe entſteht, oder ſie ſagen aus, wie $\sqrt{a\,b} = \sqrt{a}.\sqrt{b}$, daß man zu demſelben Ergebniß gelangt, wenn man formell verſchiedene Operationen in vorgeſchriebener Reihenfolge oder Verbindung auf irgend welche innerhalb beſtimmter Grenzen gegebenen Größen anwendet. In beiden Fällen liegt nun doch der Werth des ganzen mathematiſchen Verfahrens nicht einſeitig auf der gefundenen Gleichheit des Ergebniſſes, ſondern eben darauf, daß verſchiedene Wege zu demſelben Ziele führten, daß es alſo möglich war, Verſchiedenes gleich zu ſetzen. Wollte man mir entgegnen, daß doch der Größenwerth der verſchiedenen hier verglichenen Glieder nicht nachträglich gleich gemacht werde, ſondern immer gleich geweſen ſei und daß dieſe Gleichheit ſich nur unter den verſchiedenen Formen verborgen habe, in denen beide urſprünglich gegeben waren, oder daß der eine dieſer Ausdrücke nur die Aufgabe, der andere die Auflöſung bezeichne, ſo würde man genau das ſagen, was ich ſelbſt will, und nur etwas als ſelbſtverſtändlich anſehen, was ich nicht dafür halten kann. Denn woher nimmt man das Zutrauen zu der Möglichkeit, daß ein mit ſich identiſcher Werth unter verſchiedenen Geſtalten gegeben werden könne? Aus dem Satze der Identität allein doch nicht; denn in ihm liegt nicht die mindeſte Hindeutung auf einen Gegenſatz zwiſchen Form und Inhalt oder Form und Werth; brächte man aber die Vorſtellung dieſes Gegenſatzes aus anderer Quelle hinzu, ſo würde ſelbſt dann der Satz nichts über ihn ausſagen können. Er würde nur wiederholen: jede Form iſt mit ſich ſelbſt und jeder Werth mit ſich ſelbſt identiſch; daß aber derſelbe Werth unter verſchiedenen Formen möglich ſei, könnte er nicht behaupten, weil er für dieſe Behauptung keine Grenze ihrer Gültigkeit feſtzuſtellen wüßte, außer einer ſolchen, die zu einer unfruchtbaren Tautologie zurückführte; denn die Frage: welche verſchiedengeformte Ausdrücke identiſche Werthe bezeichnen, könnte er nur dahin beantworten: diejenigen eben, in denen ein und derſelbe identiſche Werth enthalten iſt. Ich brauche nun nicht weitläufig hinzuzufügen, daß in dieſer Möglichkeit, Verſchiedenes gleich zu ſetzen, nicht aber in der nackten Anwendung des logiſchen Identitätsgeſetzes, der bewegende Nerv aller fruchtbaren mathematiſchen Denkarbeit liegt. Man käme nicht weiter, wenn man unter das Subject eines gegebenen Oberſatzes immer nur ein ihm ſchlechthin identiſches ſubſumiren dürfte; man kommt aber weiter, weil man durch unzählige

Subſtitutionen, durch Zerfällung und Wiederverknüpfung eine in der Form a gegebene Größe in die Form b bringen und ſie ſo jedesmal demjenigen Oberbegriffe ſubſumirbar machen kann, mit deſſen Hülfe wir nach bekannten Rechnungsregeln ihr ein Prädicat beilegen können, das aus ihrer urſprünglichen Form nicht ableitbar war. Alles hängt daher von der Berechtigung ab, Verſchiedenes gleichzuſetzen, und dieſe Berechtigung fließt, unmittelbar wenigſtens, nicht aus dem Sinne des Identitätsprincips.

353. Ich knüpfe das Weitere an die Ueberlegungen an, die ich in der reinen Logik bereits über Urtheile von formal ſynthetiſcher dem Inhalt nach identiſcher Natur anſtellte. Ich habe damals Kants erwähnt, der in ſeinem Beſtreben, ſynthetiſche Urtheile a priori in allen Richtungen unſeres Vernunftgebrauchs nachzuweiſen, auch den arithmetiſchen Satz $7 + 5 = 12$ unter ihnen zu finden glaubte. An jener Stelle kam es mir darauf an, die Nothwendigkeit der Inhaltsgleichheit hervorzuheben, die zwiſchen dem vollſtändigen Subject und dem vollſtändigen Prädicat jedes wahren Urtheils ſtattfinden müſſe; nicht ganz befriedigt damit, daß Kant dieſe Forderung weniger ausdrücklich erwähnt, habe ich doch damals ſchon mir vorbehalten, auf das Richtige ſeiner Behauptung zurückzukommen (vergl. 58). Eine Anſchauung ſchien ihm hinzukommen zu müſſen, um uns in 12 die Auflöſung der Aufgabe erkennen zu laſſen, die in $7 + 5$ ausgedrückt war; um uns alſo zu zeigen, daß die zur Richtigkeit der Gleichung erforderliche Identität beider Seiten beſteht. Nur als Beiſpiel halte ich dieſen Satz nicht für glücklich gewählt, weil er den formalen Unterſchied, auf den Gewicht zu legen iſt, nicht recht in die Augen fallen läßt. Denn gewiß iſt zwar 12 nicht lediglich ein anderer Name für $7 + 5$, ſondern bedeutet, daß man dieſelbe Größe, die durch Addition dieſer beiden entſteht, außerdem als beſtimmtes Glied der Zahlenreihe zwiſchen 11 und 13 finde; aber anderſeits iſt es doch die einfachſte Vorſtellung dieſer Reihe ſelbſt, ſie aus wiederholter Addition der Einheit, alſo aus derſelben Operation entſtanden zu denken, durch welche man 7 und 5 verband; man faßt alſo ſowohl die linke als die rechte Seite dieſer Gleichung als Summe von Einheiten und zerlegt nur, wie es der Begriff der Summe zuläßt, links in zwei Schritte, was man rechts zuſammenfaßt. Der Ausdruck $7 + 5 = 4^2 - 2^2$, ohne übrigens wirk-

lich das Weſentliche des Kantiſchen Gedankens mehr zu enthalten als jene erſte Formel, würde deutlicher gemacht haben, daß es *verſchiedene* Wege gibt, auf denen man zu einem und demſelben Werthe gelangen kann. Denn das, worauf es ankommt, iſt eben nichts Anderes, als die in dem Additionszeichen enthaltene Behauptung: Größen ſeien überhaupt *ſummirbar* zu einer gleichartigen neuen Größe, ein Satz, über deſſen Wichtigkeit man wieder geneigt ſein wird ganz hinwegzuſehen, weil er ganz ſelbſtverſtändlich und nichts als eine identiſche Definition der Zahlengröße ſcheint. Das iſt er nun auch; aber wodurch wird uns dieſe ſelbſtverſtändliche Erkenntniß zu Theil? Nicht jeder Vorſtellungsinhalt läßt ſich denſelben Operationen unterwerfen: man kann nicht Roth und Grün addiren und davon Blau abziehen; die Töne c und d geſtatten keine Summirung zu einem dritten x, der in der Tonreihe um das Intervall e höher läge als d, ſowie in der Zahlenreihe 12 um 7 höher liegt als 5. Hier wird man verwundert fragen, wozu dieſe Bemerkung dienen ſolle? natürlich könne man mathematiſche Operationen nur auf Größen anwenden, in deren Natur es liege, ihnen zugänglich zu ſein, nicht aber, oder wenigſtens nicht unmittelbar, auf qualitativ verſchiedene Eindrücke. Man will hier in der That das Nächſtliegende nicht ſehen: eben dies, daß es ſo etwas, wie Größe, in der Welt des Vorſtellbaren *gibt*, während doch das Vorſtellen ſelbſt nicht, um nur überhaupt geſchehen zu können, an das Vorſtellen gerade dieſer vergleichbaren Größen gebunden iſt, eben dies iſt eine Thatſache *unmittelbarer Anſchauung*, die, wenn wir ſie nicht hätten, durch logiſche Operationen, an andern Inhalten ausgeführt, gerade ſo wenig ſupplirt werden könnte, als wir den Begriff qualitativer Aehnlichkeit erzeugen würden, wenn uns keine vergleichbaren Sinneseindrücke, Farben oder Töne, als Beſtandtheile des Ideenreiches gegeben wären. Identiſch alſo iſt der Satz gewiß, daß Größen ſummirbar ſind; aber daß Subject und Prädicat dieſes Satzes in der Welt des Vorſtellbaren gültig vorkommen und daß er nicht gleichwerthig dem andern ebenfalls identiſchen Satze iſt: jedes hölzerne Eiſen iſt hölzernes Eiſen, das folgt nicht ſelbſt wieder aus dem Satze der Identität. Nicht dieſes nackte logiſche Princip mithin, ſondern die Anſchauung der Größe, deren Natur es möglich macht, unzählige inhaltlich identiſche und formal ſynthetiſche Urtheile zu bilden, iſt die Bürgſchaft der Wahrheit und zugleich der

Grund der Fruchtbarkeit arithmetiſcher Gedankenverknüpfung. Was ſich hieran in mathematiſchem Intereſſe weiter anfügen ließe, muß ich dahingeſtellt laſſen; logiſch bekenne ich meine völlige Uebereinſtimmung mit Kant auch darin, daß ich eine reine oder apriori ſche Anſchauung der Zahlgröße, in dem früher beſtimmten Sinne dieſes Ausdrucks, feſthalte. Ohne Veranlaſſung, die zuletzt immer durch äußere Anregungen erfolgt, tritt in unſer Bewußtſein weder die Vorſtellung der Größe überhaupt, noch die beſtimmtere ihrer Summirbarkeit, noch endlich ein einzelner arithmetiſcher Satz; wir denken ſie alle nur, wenn wir irgendwie zur Vorſtellung zählbarer Objecte veranlaßt werden; wenn aber dieſe Veranlaſſung gegeben iſt, ſo lernen wir nicht aus dem Inhalt dieſer Wahrnehmung, daß $7 + 5 = 12$ ſei, ſo daß die Sicherheit dieſer Erkenntniß mit der Zahl der Fälle zunähme, in denen ſie von ſpäteren Wahrnehmungen beſtätigt würde, ſondern die einmalige Vorſtellung von $7 + 5$, gleichviel ob durch äußere Wahrnehmung vermittelt oder nicht, reicht hin, um für ſich allein und allgemeingültig die Gleichheit mit 12 zu lehren. Hätten wir bei wirklichen Zählverſuchen äußerer Objecte in verſchiedenen Wiederholungsfällen dies Ergebniß bald beſtätigt bald nicht beſtätigt gefunden, ſo würden wir alle, auch die entſchiedenſten Anhänger empiriſtiſcher Erklärungsweiſen, nicht unſern arithmetiſchen Satz nach unſern Zählungen, ſondern dieſe nach ihm corrigiren.

354. Vielleicht noch deutlicher als an dieſem arithmetiſchen Beiſpiele läßt ſich daſſelbe an geometriſchen wiederholen. Gegen das eine, welches Kant als ſynthetiſchen Satz anführt: die gerade Linie zwiſchen zwei Punkten ſei die kürzeſte, habe ich ähnliche Bedenken wie gegen das vorige gerichtet: auch dies Beiſpiel iſt nicht glücklich gewählt, weil wir für den Begriff der Entfernung, der in dem Prädicat der Kürze enthalten iſt, ein anderes unmittelbares Maß als die gerade Linie nicht beſitzen; dieſer Satz macht daher überwiegend den Eindruck der Identität von Subject und Prädicat. Sie iſt auch, dem Inhalt nach, vorhanden, und der Satz würde gar nicht richtig ſein, wenn ſie nicht beſtände; aber wodurch wird ſie hergeſtellt? Nur dadurch, daß wir die beiden Punkte durch das verbinden, was wir ein Zwiſchen ihnen nennen. Nun iſt klar, daß durch dieſen Ausdruck die beiden Punkte nicht blos logiſch als nicht identiſch oder verſchieden überhaupt bezeichnet

werden, denn das ſind Grün und Sauer auch, ohne zu einem ähnlichen Satze zu führen; auch nicht als vergleichbar überhaupt, denn das ſind, ebenfalls ohne ſolche Folge, Grün und Roth auch; ſie werden vielmehr in einer eigenthümlichen Weiſe verbunden, deren Denkbarkeit und Bedeutung uns nur durch urſprüngliche räumliche Anſchauung erkennbar wird, durch keine, an anderem Inhalt ausgeführte, logiſche Operation verſtändlich werden würde, wenn ſie uns fehlte, und noch jetzt, da ſie uns allen bekannt iſt, durch keinerlei Umſchreibungen, in denen ſie nicht ſelbſt ſchon verſteckt enthalten wäre, verdeutlicht werden kann. Ausdrucksvoller ſind andere Beiſpiele Kants. Nehmet nur, ſagt er, den Satz: daß durch zwei gerade Linien ſich gar kein Raum einſchließen laſſe, mithin keine Figur möglich ſei, und verſucht ihn aus dem Begriffe von geraden Linien und der Zahl Zwei abzuleiten; oder auch, daß aus dreien geraden Linien eine Figur möglich ſei, und verſucht es eben ſo blos aus dieſen Begriffen; alle eure Bemühung iſt vergeblich und ihr ſeht euch genöthigt, zur Anſchauung eure Zuflucht zu nehmen, wie es die Geometrie auch jederzeit thut. Dieſe Worte bleiben auch dann richtig, wenn man eine kleine Ungenauigkeit ihres Ausdrucks zum Verſuch der Beſtreitung benutzt. Nicht drei gerade Linien ſind im zweiten Falle das vollſtändige Subject, dem das Prädicat zukommt, ein Dreieck zu bilden; ſie müſſen außerdem in derſelben Ebene liegend, einander nicht parallel und beliebiger Verlängerung fähig gedacht werden: im erſten kann man nicht verlangen, die Unmöglichkeit der geſchloſſenen Figur aus den vereinzelten Begriffen der Zahl Zwei und der geraden Linie abzuleiten; vor allem muß Zwei als Anzahl dieſer Linien, die Linien ſelbſt als enthalten in demſelben Raume vorgeſtellt werden. Fügt man dieſe Nebenbeſtimmungen hinzu, ſo wird man, obwohl nicht beide gleich kurzer Hand, doch beide Ergebniſſe als identiſche Folgen der vorausgeſetzten vollſtändigen Subjecte erkennen und ſo die Bedingung der Inhaltsgleichheit herſtellen, unter der beide Sätze allein wahr ſein können. Allein dies ändert die Sache nicht. Alle jene Ergänzungen, das Enthaltenſein in derſelben Ebene, der Nichtparallelismus, die mögliche Verlängerung, bedeuten ganz und gar nichts, wenn wir nicht die räumliche Anſchauung vorausſetzen, die allein bezeugt, daß ſo etwas, wie man es durch dieſe Worte bezeichnet, in der Welt des Vorſtellbaren anzutreffen ſei, und die, indem ſie dem vollſtändigen Subject jener Sätze überhaupt erſt einen

vorſtellbaren Sinn gibt, zugleich auch das in ihnen enthaltene identiſche Prädicat begründet. Identiſch ſind daher dieſe Sätze gewiß, obgleich unter ſynthetiſcher Form; daß es aber ihren ganzen Inhalt mit allen ſeinen innern Verhältniſſen gibt, iſt nicht Verdienſt des Satzes der Identität; ich meine: nicht vermittelſt dieſes Princips kann man von der einen Ausdrucksform einer geometriſchen Thatſache zu einer andern gleichgeltenden übergehen, ſondern die eigenthümliche Natur des Raumes macht es möglich, daß eine ſachliche Identität verſchiedener Ausdrucksformen beſtehen kann. Hierauf, auf der unbegrenzten Möglichkeit beſonders, durch willkürliche Hülfsconſtructionen jedes Raumgebilde immer andern mathematiſchen Geſichtspunkten oder Oberbegriffen unterzuordnen und ihm ſo die Prädicate zu verſchaffen, die ſeiner urſprünglichen Auffaſſung fremd waren, nicht aber auf der bloßen Anwendung des nackten Identitätsprincips, beruht die Fruchtbarkeit der geometriſchen Methode.

355. Nun kann ich den Einwurf erwarten, daß meine Betrachtung anderswo ende, als wohin ſie kommen wollte. Zur Erweiterung der Erkenntniß, überhaupt um Geſetze des Verlaufs der Dinge zu finden, behauptete ich die Nothwendigkeit ſynthetiſcher Grundſätze a priori; jetzt habe ich mich auf Anſchauungen berufen, die auf einmal Subject Prädicat und Copula des Urtheils liefern, durch das wir ſie ausdrücken, und deren Annahme zuletzt nichts weiter als den wenig förderlichen Satz zu bedeuten ſcheint, man könne nicht denken ohne Vorſtellung des Inhalts, über den man denken will; gegeben aber ſei dieſer Inhalt nicht durch das Denken, ſondern dem Denken, in nicht weſentlich anderer Weiſe als jeder andere Inhalt, nämlich durch Erfahrung. Ueber den letztern Punkt wiederhole ich kurz, daß jede Erkenntniß, angeboren oder nicht, in dieſem weiteren Sinne des Wortes Gegenſtand der Erfahrung für denjenigen iſt, der ſie entweder beſtändig oder auf Veranlaſſungen entſtanden in ſeinem Bewußtſein vorfindet; überdies haben wir von Anfang an zugeſtanden, daß keiner der Grundſätze, die wir als angeboren anſehen, auch nur als praktiſch befolgter Oberſatz unſeres Urtheilens in uns wirkſam wird, bevor uns eine empiriſche Anregung zu ſeiner Befolgung gegeben iſt, daß er aber vollends zum Gegenſtand unſeres Bewußtſeins erſt durch Reflexion auf ſeine unbewußt geſchehenen Anwendungen werden kann. Ich habe daher in dieſem Sinne nichts einzuwenden und halte es nur für un-

fruchtbar, wenn man darauf beſteht, das Innewerden aprioriſcher Grundſätze ſelbſt eine innere Erfahrung zu nennen; aber auch darin kann der Streit aprioriſtiſcher und empiriſtiſcher Anſichten nicht beſtehen, daß die letztern einer äußern Erfahrung zuſchreiben, was wir einer inneren verdanken wollen. Denn dieſer Gegenſatz beſteht lediglich nicht; was man auch über eine vorausgeſetzte Außenwelt ſich für Gedanken machen mag: Erfahrungen können wir immer nur über ihre Abbilder in uns, über den Zuſammenhang unſerer Vorſtellungen machen. Hierüber möchte ich kurz ſein dürfen. In Deutſchland wenigſtens huldigt man noch nicht dem importirten Irrthum, als könne es gelingen, durch Nachmeſſung der Kanten und Flächenwinkel körperlicher Gebilde die Sätze der Geometrie zu beſtätigen, oder andere zu entdecken als diejenigen, die wir auch mit geſchloſſenen Augen aus vorausgeſetzten Verhältniſſen bloßer Raumpunkte entwickeln; man weiß noch, daß jene Meſſungen, wenn wir ſie ausführen, ſich unmittelbar nicht auf die Natur der materiellen Ausfüllungen des Raumes, ſondern auf Beſtimmungen des Raumes beziehen, der durch ſie ausgefüllt wird; daß ſie endlich ausgeführt werden können nur durch äußerliche Hülfsmittel und durch Methoden, die ſich alle auf die innere Geſetzlichkeit unſerer Raumanſchauung bereits gründen; daß wir alſo nicht dahin kommen können, durch Meſſungen dieſe unſere geometriſche Erkenntniß an einer andern von ihr unabhängigen Erkenntnißquelle zu prüfen, ſondern daß wir auf dieſem Wege lediglich eine einzelne räumliche Anſchauung den Geſetzen der allgemeinen geometriſchen Anſchauung ſubſumiren. Darauf allein würde daher der Unterſchied der Meinungen zurücklaufen, daß wir die einfachen Grundſätze der Geometrie, die, daß jede gerade Linie ins Unendliche verlängert werden kann, daß die Gegenwinkel ſich ſchneidender Geraden gleich ſind, daß alle Nebenwinkelpaare dieſelbe Summe geben, als Wahrheiten betrachten, die, einmal vorgeſtellt, für immer gelten; daß dagegen eine empiriſtiſche Auffaſſung folgerecht jedes einmalige Bewußtwerden derſelben nur für eine pſychiſche Thatſache anſehen müßte, von der nicht feſtſtände, ob ſie ſich mit gleichem Inhalt wiederholen würde, deren allgemeine Geltung daher als wahr niemals, als wahrſcheinlich aber nur durch Uebereinſtimmung ſehr vieler Wiederholungsfälle bewieſen werden könnte.

356. Wie wir uns zu dieſer Anſicht verhalten, muß ich noch

einmal wiederholend zuſammenfaſſen. Zuerſt würde die Behauptung, jede Wahrheit bedürfe zu ihrer Allgemeingültigkeit dieſe Erfahrungsprobe, ſich ſelbſt widerſprechen. Denn einestheils müßte ſie ja ſich ſelbſt ihrem eignen Ausſpruche ſubſumiren und könnte folglich nicht als allgemeiner Grundſatz gelten; anderntheils ſahen wir früher, daß ohne die Vorausſetzung der unbedingten Gültigkeit gewiſſer, der Erfahrung nicht verdankter Grundſätze auch von den aus Erfahrungen zu gewinnenden Erkenntniſſen keine für wahrſcheinlicher gelten kann, als eine andere (329). Auf der Möglichkeit unmittelbarer Erkenntniß des Allgemeingültigen beruht daher jede Ueberzeugung, die unſere nicht mehr als die unſerer Gegner; Zwieſpalt kann nur darüber ſein, welche Wahrheiten wir dieſer Erkenntniß zugänglich glauben. Selbſtverſtändlich aber kann für Wahrheiten, die unmittelbar als allgemeingültig erkannt werden ſollen, das Kennzeichen dieſes ihres Rechtsanſpruches nur in der Evidenz beſtehen, mit der ſie ſich dem Bewußtſein aufdrängen und Anerkennung verlangen, ohne ſie durch einen Beweis ihrer Richtigkeit zu erzwingen. Nun ſteht es endlos Jedem frei, ſich dieſem Verlangen zu fügen oder nicht; Jeder kann entweder ehrlich der Evidenz mißtrauen, mit der ein beſtimmter Erkenntnißinhalt ſich ſeinem Bewußtſein darſtellt, oder er kann wenigſtens chicanös ſich darauf ſteifen, daß keine Evidenz in der Welt den Beweis für die Wahrheit des Evidenten gebe; nur wird er im letztern Falle ſich gefallen laſſen müſſen, daß auch der Evidenz jedes verſuchten Beweiſes ſowie ſeiner eignen Behauptung mit gleicher Chicane die Gültigkeit beſtritten werde. Dieſe eitle Disputirſucht überlaſſen wir ſich ſelbſt; jenes ehrliche Mißtrauen dagegen iſt berechtigt; denn gewiß kann die Ruhe und das ſtreitloſe Gleichgewicht des Gemüths, in welchem die Evidenz einer Erkenntniß, als pſychiſcher Vorgang betrachtet, zuletzt beſteht, auch durch Vorſtellungsverknüpfungen von keineswegs allgemeiner Geltung hervorgebracht werden. Dieſe falſchen Evidenzen haben wir zugegeben und die logiſchen Verſuche erwähnt, durch die wir uns von ihnen zu befreien ſuchen: ſie laufen alle darauf hinaus, daß wir durch verſchiedene Formungen Ausgangspunkte und Fortſchritte unſerer Ueberlegung von einem Subject S, dem wir ein Prädicat P zuſchreiben *wollen*, alle in ihm ſelbſt nicht enthaltenen, wohl aber in unſerem Innern verſtohlen mitwirkenden Nebenvorſtellungen x ſondern, die uns den Schein

erwecken könnten, als gehöre dem S allein und allgemein ein P, das nur dieſem S + x zukommt. Die beſtimmte Form eines Beweiſes erlangen dieſe Ueberlegungen nicht immer; daß eine gerade Linie ins Unendliche verlängert werden könne, iſt zu einfach, als daß es eine Erörterung darüber geben könnte, die nicht ganz tautologiſch auf die unmittelbare Anſchauung zurückkäme; für andere Grundſätze nehmen die Beweiſe die apagogiſche Form einer Zurückführung auf das Abſurde an; ſie leiten dann nicht die Wahrheit derſelben aus der vorangeltenden eines andern Satzes ab, ſondern beſtätigen nur die Unmöglichkeit ihrer Nichtanerkennung. Wo dies nun geſchehen und gelungen iſt, da ſehen wir den fraglichen Satz als einen allgemeingültigen, der empiriſchen Beſtätigung durch die Wahrheit ſeiner Beiſpiele nicht bedürftigen, vielmehr ihnen gegenüber a priori feſtſtehenden an; wir leugnen die Möglichkeit nicht, daß dieſes Vertrauen der Vernunft in einzelnen Fällen dennoch täuſchen kann; aber die günſtige Präſumtion der Wahrheit eines ſo gefundenen Satzes würden wir nicht aufgeben, nur weil das Mißtrauen möglich iſt, ſondern dann erſt, wenn entweder die Befolgung ſeiner vorausgeſetzten Richtigkeit in Widerſprüche verwickelt, oder weil poſitiv ſich die Wahrheit eines andern Satzes darthun läßt, aus der zugleich die Entſtehung der ſcheinbaren Evidenz des falſchen begreifbar wird.

357. Verſchiedene Punkte bedürfen hier noch der Erläuterung. Von reiner Anſchauung iſt in der Kantiſchen Schule im Gegenſatz zu dem Denken ſo geſprochen worden, daß mit dieſem Ausdruck ſich die Vorſtellung eines beſondern etwas geheimnißvoll bleibenden Verfahrens verknüpft hat, durch welches der erkennende Geiſt eine Leiſtung vollziehe, die ſeinem discurſiven Denken unmöglich ſei. Die Dunkelheit, die dann über dieſem Gedanken ſchwebt, rührt davon her, daß in der That gerade von der Anſchauung nicht, wohl aber von dem Denken ſich eine aus der Verknüpfung verſchiedener Einzelhandlungen entſtehende Verfahrungsweiſe ſchildern läßt; die Anſchauung verhält ſich ihrem Inhalt gegenüber wie thatloſe Receptivität und ihre Leiſtung geſchieht ſo mit einem Schlage, daß keine Schritte zu unterſcheiden ſind, die zu einer Beſchreibung Veranlaſſung gäben. Man muß dies nicht mißverſtehen. Wenn geometriſche Anſchauung uns lehrt, daß zwei Gerade, wenn ſie ſich ſchneiden, nur einen Punkt gemein haben können, ſo

findet hierbei ohne Zweifel ein Vorſtellungsverlauf als pſychiſcher Vorgang ſtatt, den wir ſchildern könnten, wenn er uns im einzelnen Falle genau bekannt wäre; wir könnten angeben, wie wir zuerſt jede der geraden Linien für ſich denken, ſie dann in eine Ebene rücken, ſie aus paralleler Lage convergiren laſſen, jede bis zu dem Schnittpunkt und darüber hinaus verfolgen; aber das alles iſt nicht die geometriſche Anſchauung ſelbſt; bis hierher ſind nur alle die zuſammengehörigen Beziehungspunkte ins Bewußtſein gebracht, über welche jetzt die Behauptung der Anſchauung: nur ein Punkt könne beiden Geraden gemeinſam ſein, wie eine einzige plötzliche Offenbarung erfolgt. Auf welche Weiſe dieſer letzte Schritt vollbracht wird, das unmittelbare Innewerden der nothwendigen Wahrheit, die in den vollſtändig vorhandenen Beziehungsgliedern liegt, darüber iſt jetzt gewiß, für mich nicht minder gewiß in aller Zukunft, jede weitere pſychologiſche Analyſe unmöglich. Nur in dieſem Sinne völlig unmittelbarer Erkenntniß habe ich hier den Namen der Anſchauung gebraucht und es folgt daraus eine weitere Bemerkung über die Bedeutung der Apriorität, die wir ihr zuſchrieben. Ich habe früher erwähnt, warum Erkenntniß nicht in bloßer Aufnahme von Eindrücken, ſondern in einer Rückwirkung beſtehen muß, deren Form von der Natur des angeregten Geiſtes abhängt; ich habe nicht verhehlt, daß ich mit Kant darin übereinſtimme, zu dieſen Rückwirkungen die räumliche Anſchauung zu rechnen, ſie alſo für a priori oder angeboren in dem Sinne zu halten, in welchem von dieſem Namen Gebrauch gemacht werden kann; für die gegenwärtige Frage aber hat dieſe Anſicht dennoch keine Bedeutung. Nicht deswegen, weil die Vorſtellung des Raumes uns angeboren iſt, ſind wir im Stande allgemeine geometriſche Sätze auszuſprechen, die einmal gedacht immer gültig ſind; wäre es nur ſonſt begreiflich, wie lediglich durch äußere Eindrücke die Vorſtellung einer beſtimmten Verbindung räumlicher Beziehungspunkte in uns entſtehen könnte, ſo würde ihr gegenüber jenes unmittelbare Innewerden der in ihnen liegenden allgemeinen Wahrheit, die Leiſtung der Anſchauung, nur ebenſo aber nicht mehr unerklärlich und nicht weniger möglich ſein, als wenn dieſelben Beziehungspunkte nur durch die Mithülfe einer angebornen Rückwirkungsweiſe in unſer Bewußtſein gebracht worden wären. Ich überlaſſe daher die Frage nach der Apriorität in dem Sinne des Angeborenſeins und das, was hieraus folgen

kann, der Metaphysik und beschränke den Gebrauch des Namens dahin, daß jene Erkenntnisse a priori sind, weil sie nicht durch Induction oder Summation aus ihren einzelnen Beispielen entstehen, sondern zuerst allgemeingültig gedacht werden und so als bestimmende Regeln diesen Beispielen vorangehen.

358. Und hiermit endlich hängt der letzte hier zu erwähnende Punkt zusammen. Von reinen Anschauungen, als einem angeborenen Besitz des Geistes, ist auch in Ausdrucksweisen gesprochen worden, aus denen als natürliche Consequenz die Annahme hätte fließen müssen, alle Wahrheit, die auf einer dieser Anschauungen beruhe, sei gleichfalls ein Schatz immer gegenwärtiger Erkenntniß, mit dem wir der Erfahrung, um sie zu beurtheilen, entgegenkommen. In der That hat schon Locke diese Consequenz zur Bestreitung der Lehre von den angeborenen Ideen benutzt; daß sie aber falsch ist, bedarf nur kurzer Ueberlegung. Wer überhaupt von angeborenen Erkenntnissen spricht, rechnet die mathematischen am gewissesten zu ihnen; gleichwohl haben sie alle erst entdeckt werden müssen, und der Alten angeborene Besitz der Raumanschauung war nicht gleichbedeutend mit dem der Geometrie. Entdeckt aber wurden die elementarsten von ihnen, sobald die Aufmerksamkeit Veranlassung erhielt, von den höchst mannigfaltig gezeichneten Raumfiguren, mit denen uns die Wahrnehmungswelt umgibt, sich auf die einfachsten Beziehungen zu richten, die in ihnen allen enthalten sind; dann sprang unvermittelt die evidente Wahrheit der einzelnen Grundsätze als selbstverständlich hervor, ganz so wie es Platons vortreffliche Darstellung im Menon zeigt, nur die Berufung auf ein Vorleben war überflüssig, aus dessen Erinnerung diese plötzlich auftauchende Einsicht stamme, denn auch in diesem Vorleben hätte die Ueberzeugung von der allgemeingültigen Gewißheit der damals in allgemeiner Gestalt angeschauten Wahrheiten doch nur durch dasselbe unmittelbare Innewerden entstehen können, durch welches wir sie in diesem Leben in ihren Einzelbeispielen wiedererkennen. Noch leichter versteht sich, warum verwickeltere mathematische Relationen auf Entdeckung warten mußten und warum noch immer ein unermeßliches Gebiet vor uns liegt, in welchem neue Entdeckungen zu machen sind; zur Wissenschaft werden die Consequenzen der einfachen mathematischen Principien eben erst dadurch, daß sie denkend gezogen werden. Dies aber schließt eine höchst

umfängliche immer fortſchreitende Arbeit genauer Definition, mannigfaltiger Sonderung und beſtimmter Verknüpfung gemachter Abſtractionen ein, durch welche erſt die Subjecte zweifellos feſtgeſtellt werden, von denen ein vielleicht nicht minder zuſammengeſetztes Prädicat behauptet werden ſoll. So paradox es daher ſcheinen mag, wir müſſen uns der falſchen Vorſtellung entwöhnen, als läge die Welt des Selbſtverſtändlichen von ſelber ſelbſtverſtändlich vor uns und es käme nur darauf an, mit dieſer bequem beſeſſenen Wahrheit die widerſpenſtige Welt der Wahrnehmungen zu meiſtern; auch das Allgemeingültige, zu deſſen Einſicht der Geiſt nur ſich ſelbſt bedarf, muß von ihm erſt aus der Unermeßlichkeit der Vorſtellungen, die ſein Bewußtſein wirklich füllen, aufgefunden und geſondert werden. Und nicht einmal dies kann man allgemein erwarten, daß auf dem Wege dieſer Beſinnung auf ſich ſelbſt ihm die einfachſten aller ſeiner angeborenen Wahrheiten, die höchſten Grundſätze, zuerſt zum Bewußtſein kommen; alle thun es ja nur auf Veranlaſſung eines beſtimmten Beiſpiels oder eines Falles, den Wahrnehmung oder Einbildungskraft dem Geiſte vorführen, damit er über ihn Recht ſpreche; ſo aber können die Wahrnehmungen beſchaffen ſein, daß ſie nie den reinen Fall darbieten, und daß ſie demgemäß auch die Einbildungskraft abhalten, die Vorſtellung des reinen Falles auszubilden, über den, ſobald er nur dem Bewußtſein gegeben wäre, der Geiſt unmittelbar mit der in ihm erweckten Ueberzeugung einer allgemeinſten grundſätzlichen Wahrheit urtheilen würde. So kann daher eine ſehr ſchwere Aufgabe der Erkenntniß darin beſtehen, uns durch Hinwegräumung aller der Hinderniſſe, welche die uns aufgedrungene empiriſche Verknüpfung unſerer Vorſtellungen entgegenſtellt, zu der Einſicht in das Selbſtverſtändliche erſt hindurchzuringen.

360. Der Mathematik, die am leichteſten die Gegenſtände ihrer Betrachtung von der Natur des Realen ſondern konnte, an dem ſie zur Wahrnehmung kommen, iſt es im Ganzen möglich geweſen, von den einfachſten Wahrheiten zu ihren Folgen fortzuſchreiten, nicht ohne daß dennoch die ſpätere Einſicht auch den früher erkannten Principien neue und umfaſſendere Ausdrücke gab. Anders iſt der Weg der Mechanik geweſen, die unmittelbar auf das wirkliche Geſchehen eingehend den Wechſelwirkungen der Dinge ihre Geſetze vorzuzeichnen ſuchte. Ich brauche dieſen vielgetadelten Ausdruck Kants, um die Vorwürfe gegen

ihn auf ihr richtiges Maß zurückzubringen. Niemand will ja mit ihm gemeint haben, menſchliche Vernunft könne mit willkürlicher Wahl Geſetze erſinnen, denen die Natur zu folgen verpflichtet ſei; wenn aber die Vorſtellung einer Beziehung zwiſchen verſchiedenen Elementen uns gegeben iſt, einfach genug, um jenen reinen Fall darzuſtellen, in welchem die eignen Geſetze der Natur ihre einfachſte durch keine Vielheit mitwirkender Nebenbedingungen verhüllte Folge hervorbringen, warum ſoll dann die Vernunft, zu dem Ganzen derſelben Welt gehörend, in welcher dieſe Wirkungen geſchehen, nicht unmittelbar das Ergebniß inne werden können, das aus jener Beziehung entſpringen muß? Nicht ihre ſubjectiven Geſetze drängt ſie dann der Natur auf, ſondern ſie erräth die eigenen dieſer und ſtellt ſie nun als verbindliche Regeln dem Gewirr der einzelnen Vorgänge zu deren Beurtheilung und Erklärung voran. In dieſem Sinne iſt die reine Mechanik eine aprioriſche Wiſſenſchaft; viele ihrer Sätze mag immerhin die Erfahrung zuerſt angedeutet und das Suchen nach ihnen veranlaßt haben; gefunden und in die genaue Geſtalt eines Geſetzes ſind ſie alle gebracht worden nicht auf Zeugniß wiederholter Wahrnehmungen, ſondern durch eine Gedankenarbeit, die in einem vorgeſtellten reinen Fall mit unmittelbarer Klarheit das Selbſtverſtändliche ſah und verwickelte Fälle auf einfache zurückzuführen Mittel fand. Man pflegt dies ſo auszudrücken, daß innerhalb ihrer ſelbſt die Mechanik eine vollſtändig demonſtrative Wiſſenſchaft ſei, die aus ſelbſtgemachten Vorausſetzungen nothwendige Folgen mit vollkommener Schlußkraft entwickle; dafür habe ſie, der Erfahrung gegenüber, nur hypothetiſche Gültigkeit, unter der Vorausſetzung nämlich, es gebe Wirklichkeiten, die ſich genau den Begriffen ſubſumiren laſſen, aus denen ſie ihre Folgerungen gezogen hatte. Dieſe Ausdrucksweiſe gibt unberechtigten Zweifeln an der Erfüllung jener Vorausſetzung zu viel Raum und entſpricht auch der Sache nicht. Denn entſtanden iſt die Mechanik nicht in einem nachſinnenden Bewußtſein, das vor aller Erfahrung mit Möglichkeiten geſpielt hätte, ſondern unter dem unabläſſigen Drucke der Erfahrung, die Erklärung verlangte; die abſtracten allgemeinen Bedingungen, aus denen wir in ihr beſtimmte Folgen ableiten, ſind nicht *problematiſche* Entwürfe von Etwas, was ſich vielleicht finden könnte, ſondern Reductionen des *aſſertoriſch* Gegebenen auf ſeine allgemeingültige Geſtalt. Noth-

wendig aber war dieſe Reduction um der einzigen wirklichen Vorausſetzung willen, mit der die Mechanik ſteht und fällt, der nämlich, daß überhaupt in dem Geſchehen geſetzliche Ordnung gilt. Beſteht dieſe Annahme einmal zu Recht, und wirken in dem Verlauf der Dinge viele Elemente A B C .. zuſammen, jedes von ihnen in verſchiedenen Formen $\alpha\ \alpha^1\ \alpha^2 \ldots\ \beta\ \beta^1\ \beta^2 \ldots$ endlich alle in veränderlichen Beziehungen M N . . ., deren jede die verſchiedenen Werthe $\mu\ \mu^1 \ldots$ $\nu\ \nu^1 \ldots$ annehmen kann, ſo muß dann jedes Einzelereigniß das Geſammtergebniß vieler Einzelgeſetze ſein, deren jedes nur von zwei Elementen A B und ihrer Beziehung M handelt und die Wirkung W beſtimmt, die aus dieſen Datis folgt, und die ſich in $w\ w^1 \ldots$ ändert, wenn A B und M ihre veränderlichen Formen oder Werthe durchlaufen. Vielleicht gibt die Erfahrung niemals ein reines Beiſpiel eines dieſer Einzelgeſetze; aber es wäre doch Unverſtand, die Mechanik deswegen zu tadeln, weil ſie zuerſt von einer Bewegung ſpricht, ohne den Widerſtand zu beachten, der doch keiner fehlt, von einer gleichartigen Maſſe ferner, die nirgends aufzuweiſen iſt, von einem völlig ſtarren Körper endlich, ſtatt deſſen die Wahrnehmung immer nur elaſtiſche nachgiebige mehr oder minder harte zeigt. Es wird Zeit ſein, die Einflüſſe dieſer Nebenbedingungen in Betracht zu ziehen, ſobald die allgemeinen Geſetze bekannt ſind, auf deren Folgen ſie umgeſtaltend einwirken; wenn aber auch niemals die Theorie der widerſtehenden Mittel, der ſpecifiſchen Eigenſchaften der Materie und ihrer Molecularzuſtände die einfache Klarheit der übrigen mechaniſchen Lehren erreichte, ſo würde ſicher eine Naturbetrachtung noch weniger Glück haben, die nicht einmal die Geſetze der einfachen und reinen Fälle wüßte, von denen jeder einzelne unreine um eine beſtimmbare Differenz abweicht. Denn es iſt eben keineswegs bloße Bequemlichkeit einer ungenau abkürzenden Unterſuchung, wenn wir von der ganzen Eigenthümlichkeit eines concreten Falles abſehend zunächſt das Geſetz eines allgemeinen und abſtracten ſuchen; jene Vorausſetzung von der Geſetzlichkeit des wirklichen Geſchehens ſchließt die ſachliche Nothwendigkeit ein, daß die Geſammtwirkung vieler Elemente aus den Einzelwirkungen zuſammengeſetzt ſei, die je zwei, in beſtimmter Beziehung zuſammengefaßt, für ſich erzeugen und nach einem beſtändigen Geſetz mit der Aenderung dieſer Beziehung ändern.

360. Den mechaniſchen Betrachtungen hat es nun der empiriſche Inhalt und Verlauf der Wahrnehmungen keineswegs leicht gemacht, auch nur die Vorſtellungen der einfachen und reinen Fälle zu faſſen, über welche dann eine unmittelbare Anſchauung der Wahrheit ein ſelbſtverſtändliches und allgemeingültiges Urtheil auszuſprechen gewußt hätte; im Gegentheil hat hier die Erfahrung am meiſten ihre früher berührte ſchädliche Wirkung geübt, durch beſtändige Verführung des Beſonderen und Bedingtgültigen von der Auffaſſung des Allgemeinen und Unbedingten abzulenken. Das ganze Alterthum iſt vergangen, ohne daß der Begriff der Bewegung, der Mittelpunkt aller Mechanik, zu der Einfachheit herausgearbeitet worden wäre, in welcher er Gegenſtand unmittelbarer Erkenntniß werden kann. Drei große Beiſpiele hielt die Erfahrung der Einbildungskraft vor: die unabläſſige Bewegung der Himmelskörper, die bald wieder aufhörende der von außen angetriebenen irdiſchen Maſſen, die von innen kommende, aber ermüdende Regſamkeit der lebendigen Weſen; von den widerſtreitenden Nebenbeſtimmungen dieſer Fälle den einfachen Vorgang aller Bewegung, die ſtetige Veränderung des Ortes, abzulöſen wollte nicht gelingen; es blieb bei einer Vermiſchung des Phänomens mit vorausgeſetzten Urſachen, die dazu führte, entweder den Lauf der Geſtirne als göttliche Bewegung über die allgemeinen Naturgeſetze erhoben oder die Bewegungen der irdiſchen Körper als erzwungene unter das hinabgedrückt zu denken, was in der Natur Rechtens wäre; die Analogie der Ermüdung unſerer eigenen Thätigkeit trug dazu bei, im Ganzen das baldige Erlöſchen jeder Bewegung als ſelbſtverſtändlich, ihre ewige Fortdauer als göttliche Ausnahme anzuſehen. Eine viel ſpätere Zeit erſt kam dahin, das, was *jeder* Bewegung weſentlich iſt, einfach als Verhältniß von Geſchwindigkeit Zeitdauer und Raum zu faſſen und mit der unſcheinbaren Formel $s = vt$ die Grundlage einer wiſſenſchaftlichen Bewegungslehre zu ſchaffen. Mit ihr trat das Geſetz der Beharrung von ſelbſt in das Bewußtſein; denn auch wenn die Auffindung dieſes Geſetzes aus der Verallgemeinerung der Verſuchsergebniſſe hervorging, die jede Bewegung um ſo länger fortdauern zeigten, je mehr alle äußeren Hinderniſſe entfernt wurden, ſo zweifelt doch Niemand, daß das einmal aufgefundene der Ausdruck einer ſpät eingeſehenen Denknothwendigkeit iſt. Daß es Bewegung *gebe*, mußte man aus Erfahrung lernen; wenn es ſie aber gibt oder

geben ſoll, ſo gehörte die Vorausſetzung ihrer Beharrung dazu, um ihre Anſchauung auch nur möglich zu machen (247). Aehnlichen Schwierigkeiten unterlag es, den Begriff der Maſſe zu bilden. Die Körper, mit denen wir zu hantieren gewohnt ſind, feſte wie flüſſige, folgten dem Zuge der Schwere, aber Dämpfe und Feuer ſtiegen empor; ſo entſtand die Vorſtellung zweier entgegengeſetzten Triebe, die, zu der Natur der Körper weſentlich gehörend, nach zwei Richtungen auseinandergingen, Richtungen, die man allerdings durch qualitative Verſchiedenheit der Endpunkte, zu denen ſie führen, gültig hätte unterſcheiden können, aber doch mit unverſtändlichen Gegenſätzen des Oben und Unten eines abſoluten Raumes verwechſelte. Spät erſt, nachdem die Combination erweiterter Beobachtungen die Einſeitigkeit der urſprünglich gegebenen ausgeglichen und gezeigt hatte, daß weder die Richtung noch die Intenſität der Schwere überall dieſelbe iſt, kam die natürliche Vorſtellung zur Geltung, daß jede neubeginnende Bewegung eine Beſtimmung ihrer Richtung a fronte oder a tergo, durch Anziehung oder Abſtoßung in gerader Linie bedarf, daß ſie alſo immer aus einer Wechſelwirkung verſchiedener Elemente im Raume entſpringt und daß die Größen dieſer Wirkung von den Mengen eines gleichartigen Realen abhängen, die in jedem dieſer Elemente vereinigt ſind. Auch die ſo entſtandene Vorſtellung der Maſſe, die nur auf die Größe des Trägheitswiderſtandes, den ein Reales im Raum jeder ihm angeſonnenen Bewegung entgegenſetzt, ſowie auf die Größe der Kraft Rückſicht nimmt, mit der es ſelbſt jede von ihm ausgehende Bewegung zu erzwingen ſucht, mag neue Fragen anregen, auf welche die Philoſophie zu antworten hätte; ſobald indeſſen ein geſetzlicher Verlauf von Naturereigniſſen da iſt oder da ſein ſoll, in welchem jeder einzelne Vorgang die Bedingung für ein beſtimmtes Maß eines auf ihn folgenden ſein ſoll, wird man als eine ſelbſtverſtändliche Vorausſetzung hierzu die in dem Begriff der Maſſe ausgeſprochene Vergleichbarkeit der realen Elemente in Bezug auf die Größe aller von ihnen zu erwartenden Leiſtungen leicht erkennen. Wie groß aber die Macht einſeitiger Beobachtung über unſere Auffaſſungen iſt, beweiſt der Unglaube, den noch jetzt die gewöhnliche Einbildungskraft der Möglichkeit der Antipoden entgegenſetzt, und die Irrthümer naturphiloſophiſcher Schulen, für welche zwar nicht mehr die ewige Abwärtsbewegung des Alterthums,

aber doch die concentriſch zuſammendrängende Schwere ſo ſehr zu dem allgemeinen Begriffe des Realen gehörte, daß die Vorſtellung gewichtloſer Maſſe ihr ſtets ein Widerſpruch ſchien. Ich muß hier abbrechen; aber eine Geſchichte der Ausbildung der mechaniſchen Vorſtellungen würde eine anregende Aufgabe darin finden, nicht immer blos zu wiederholen, wie wir lediglich durch Verknüpfung der Erfahrungen zur Kenntniß der Naturgeſetze gekommen ſind, ſondern auch hervorzuheben, wie zuerſt die Einſeitigkeit der Erfahrungen uns eine Menge falſcher Gedanken aufgezwungen und uns verhindert hat, ſelbſtverſtändliche Wahrheiten früher einzuſehen.

341. Ueber den logiſchen Charakter der einfachſten mechaniſchen Grundſätze beſtehen entgegengeſetzte Meinungen. Eben weil man ſie zunächſt nicht auf die wirklichen Körper, ſondern auf vorausgeſetzte Subſtrate bezieht, deren ganze Natur durch unſere Definition derſelben feſtſteht, glaubt man einerſeits ſie für analytiſche Urtheile anſehen zu müſſen, deren Wahrheit das Geſetz der Identität verbürge; anderſeits hält man ſie, auch in jener abſtracten Reinheit gefaßt, noch immer für ſynthetiſch und deswegen nur für probable Hypotheſen, deren Richtigkeit nur durch das Zuſammentreffen mit der Erfahrung und durch die allſeitige Uebereinſtimmung ihrer Folgen untereinander beſtätigt werde. Ich kann über dieſe Frage nur ebenſo urtheilen, wie über die verwandte in Bezug auf Arithmetik und Geometrie, muß jedoch mich mit einer kurzen Andeutung begnügen, ohne ihr hier die wünſchenswerthe Ausdehnung geben zu können. Allgemein könnte ich mich dahin ausdrücken, daß die beiden Data A und B, über deren Zuſammenhang ein mechaniſcher Satz urtheilen ſoll, uns nicht nur einzeln gegeben ſind, ſondern daß ihre Vorſtellungen nur innerhalb einer gemeinſamen Anſchauung verſtändlich ſind und verſtanden werden, durch welche zugleich die Beziehung zwiſchen beiden beſtimmt wird. Kehren wir zuerſt zu einem arithmetiſchen Beiſpiel zurück. Daß $3a - 3a = 0$, wird man geneigt ſein, unmittelbar auf den Satz der Identität zurückzuführen; gleichwohl ſagt dieſer für ſich allein doch nur, daß $3a = 3a$ und $-3a = -3a$, endlich $3a - 3a = 3a - 3a$; daß dieſe letzte Formel $= 0$ ſei, können wir nur auf Grund der ſachlichen Anſchauung behaupten, es gebe zwei ausführbare Operationen der ſucceſſiven Hinzufügung von a zu a und der Abziehung des a vom $2a$, die

einander gerade aufheben und deren gleich oftmalige Wiederholung zur Wiedervernichtung jeder erzeugten Größe führe. Denn in der That bezeichnet doch in + a — a das Zeichen — nicht blos einen Gegensatz zu +, sondern zugleich die Art, wie dieser Gegensatz wirksam werden kann und soll, die Subtraction; wüßte man von der Möglichkeit dieser Operation nichts, oder wäre sie nicht ausführbar, so würde man aus a — a die Folge 0 ebensowenig erzeugen, als man aus der bloßen Vereinigung der contradictorischen Begriffe Möglichkeit und Unmöglichkeit im Denken irgend ein Resultat erzielen könnte; gleichwohl können beide auch, als Gegensätze, durch a und — a bezeichnet werden, aber dieses — läßt sich nicht durch eine Subtraction deuten. Man sieht daher, daß man den Satz a — a = 0 ebensowohl für identisch als für synthetisch ansehen kann. Identisch ist er, weil er ja falsch sein würde, wenn die beiden Seiten der Gleichung nicht vollkommen denselben Inhalt vorstellten; daß aber diese Identität stattfindet, ist durch keine blos logische Zergliederung des a des — a und des — zu ermitteln, sondern lediglich durch die unmittelbare Anschauung der Bedeutung, welche hier dieses — haben kann, weil es auf Vermehrung und Verminderung von Größen bezogen ist; der Satz ist mithin eine synthetische Behauptung der Identität zweier formverschiedener Inhalte, einer Aufgabe und ihrer Lösung. Ein ähnliches Beispiel bietet mechanisch die Bestimmung der Resultante zweier Bewegungen, die einen Winkel einschließen. Ich beschränke mich auf Anführung der Voraussetzung, von der die gewöhnlichen Beweisversuche beginnen, nämlich daß die Resultante zweier gleichen Bewegungen den Zwischenwinkel halbire. Man sieht diesen Satz für selbstverständlich an und glaubt in diesem einfachsten Falle unmittelbare Gewißheit eines Ergebnisses zu besitzen, auf welches man verwickeltere Aufgaben zurückzuführen hätte, und gewiß werden auch die Vorsichtigsten in ihm nicht blos eine probable Hypothese sehen wollen, sondern eine Wahrheit, die nur zu einfach ist, um aus einer noch einfacheren bewiesen werden zu können. Was man aber zur Erläuterung noch hinzuzufügen pflegt: es sei kein Grund vorhanden, warum die Resultante der einen Componente näher liegen sollte als der andern, kann uns dienen, die logische Natur des Satzes zu verdeutlichen. Denn das Fehlen zweier Gründe für zwei andere Klassen von Richtungen kann an sich selbst keinen positiven Grund für

die Nothwendigkeit der angenommenen Richtung der Resultante vorstellen, so lange man nicht den Gedanken schon festhält, irgend eine Richtung müsse nothwendig eingeschlagen werden, und sie könne mit keiner der beiden Componenten zusammenfallen. Dies ist es nun eben, was man aus Anschauung weiß; eine blos logische Zergliederung würde nur lehren: unter der Bedingung a bewegt sich das Element M nach der Richtung α, unter der Bedingung b nach β; wirken beide Bedingungen zugleich, so kann M sich weder nach α noch nach β bewegen, weil bei der Wahl jeder von beiden Richtungen die eine Bedingung wirkungslos würde; was würde also geschehen? Da beide Bedingungen gleichwerthig gedacht sind, so müßte entweder sowohl die eine als die andere wirkungslos werden und M in Ruhe bleiben, oder es müßten beide Bedingungen zu gleichem Maße befriedigt werden und unbefriedigt bleiben, *falls es eine Art und Weise gäbe*, wie dies geschehen könnte. Dies ist nun die Hauptsache: daß es eine solche Art und Weise gibt, und worin sie besteht, ist durch gar kein Mittel des Denkens ausfindig zu machen, dagegen liegt es ganz offenbar in der Anschauung des Raumes und des Zusammenhangs der in ihm möglichen Richtungen, sowie in der Anschauung der Bewegung vor; hier findet man, daß M beide Bedingungen zugleich voll befriedigen kann, wenn es sich so bewegt, daß es am Ende der Zeiteinheit t sich an dem Endpunkt der Diagonale des Parallelogramms befindet, an den es gekommen wäre, wenn es in zwei Zeiteinheiten t in beliebiger Reihenfolge erst den Weg α oder β ganz, dann den Weg β oder α auch ganz zurückgelegt hätte; daß endlich die Bahn, auf der es an diesen Punkt gelangt, eben diese Diagonale selbst ist, folgt dann daraus, daß für jeden kleinen Zeittheil dt ganz dieselbe Betrachtung gilt; die Diagonale ist der geometrische Ort aller der Orte, an welchen sich M nach dt, 2dt, 3dt u. s. f. befinden muß. Auch dieser mechanische Satz ist mithin ein synthetisches Urtheil, welches die Identität einer Aufgabe mit ihrer Auflösung durch unmittelbare Anschauung feststellt.

362. Ich muß mir hieran genügen lassen und benutze nur noch in anderer Absicht einen Blick auf den Fortgang der Mechanik. Während ihre Anfänge durch Einfachheit formelle Beweise unmöglich machen, werden ihre späteren Aufgaben so verwickelt, daß ihre Auflösungen, obgleich strenge Consequenzen jener Grundlagen, doch wegen der Mannig-

faltigkeit der im Auge zu behaltenden Beziehungspunkte sehr weitläufige Umwege der Abstraction und Rechnung nöthig machen. So zweifellos nun auch die so erhaltenen Resultate sind, so hat sich doch nirgends so lebhaft wie in dieser strengen Wissenschaft das Verlangen geregt, die gewonnenen Ergebnisse unabhängig von dem Gerüst des Calcüls auf einfache Gedanken zurückzuführen, die der Rechnung nur bedürfen, um auf die dem Maße nach bestimmten Bedingungen der Einzelfälle anwendbar zu werden. Ich erinnere nur an das Gaußische Princip des kleinsten Zwanges, das in größter Allgemeinheit das Gesetz aller Bewegung dahin ausspricht: ein System materieller wie auch immer unter einander verbundener Punkte, deren Bewegungen an was immer für äußere Beschränkungen gebunden sind, bewege sich in jedem Augenblicke in möglich größter Uebereinstimmung mit der freien Bewegung oder unter möglich kleinstem Zwange, indem man als Maß des Zwanges, den das ganze System in jedem Zeittheilchen leidet, die Summe der Producte aus dem Quadrate der Ablenkung jedes Punktes von seiner freien Bewegung in seine Masse betrachtet. Der zweite Theil dieses Satzes dient dazu, dem allgemeinen Gedanken, den der erste ausspricht, die mathematische Gestalt zu geben, durch welche für jeden Einzelfall der Sinn dessen, was er fordert, genau bestimmt und auf die gegebenen Maßverhältnisse anwendbar gemacht wird; in jenem ersten aber glauben wir nicht blos eine thatsächlich gültige allgemeine Regel, sondern die eigentliche ratio legis zu besitzen, aus welcher alle Einzelgesetze der verschiedenen Bewegungen fließen. Machen wir die Anwendung auf den einfachsten Fall der Resultante zweier Bewegungen, so haben wir 232 und ff. gesehen, daß man sich von verschiedenen Ausgangspunkten aus über sie Gewißheit verschaffen kann; aber die so versuchten Beweise dienen mehr oder weniger nur dazu, uns zum Glauben zu zwingen; der Gedanke dagegen, daß die Bewegung in der Diagonale diejenige ist, durch welche beide Bewegungsantriebe vollständig befriedigt werden, und von beiden nichts verloren geht, erscheint uns, sobald wir ihn fassen und bestätigt finden, als ein Entscheidungsgrund von ganz anderem Werthe, als ein Princip, das durch seine sinnvolle Bedeutung den unmittelbaren Glauben erweckt, daß wir in ihm nicht blos eine der Regeln besitzen, nach denen der Zusammenhang der Ereignisse sich betrachten läßt, sondern den höchsten Gesichtspunkt, nach dem er

geordnet ist. Ich habe ausdrücklich hinzugefügt, daß wir die vorgängige Bestätigung eines solchen Satzes voraussetzen müssen; in der That, so überredend die Behauptung sein würde, der Conflict aller Bewegungen sei so geordnet, daß in dem Endergebniß nichts von dem beabsichtigten Effecte der Componenten verloren gehe, dennoch würde sie, ohne jene Bestätigung ausgesprochen, von sehr zweifelhafter Gültigkeit sein; sie würde einen Grundsatz vorstellen, nach welchem wir vielleicht die Welt ordnen würden, wenn dies unsere Aufgabe sein könnte, und vorausgesetzt, daß eine Möglichkeit vorhanden und von uns aufgefunden wäre, die allgemeine Forderung, die in diesem Grundsatze liegt, wirklich in jedem Einzelfalle zu erfüllen; daß aber die Welt des Wirklichen oder auch nur die des Denkbaren den Inhalt, die Form und Fassung und den Zusammenhang ihrer Elemente besitzt, durch den es möglich wird, ihre einzelnen Vorgänge oder auch nur die einzelnen denknothwendigen Gesetze, die wir in abstracter Betrachtung gefunden haben, unter diesen gemeinsamen höchsten Gesichtspunkt zu vereinigen, dies lernen wir erst am Ende unseres Weges. Man weiß, wie oft in der Geschichte der Mechanik Versuche gemacht worden sind, das Ganze des physischen Weltlaufs an solche höchste philosophische Gesetze zu binden; von der beständigen Summe der Bewegungen in dem Weltall, von der Unverlierbarkeit der Kraft, von einem Principe der kleinsten Wirkung und der Sparsamkeit ist gesprochen worden; in allen diesen Versuchen lag nicht blos Sehnsucht nach einem selbstverständlichen Grundgedanken, aus dem die mathematisch bestimmbaren Einzelgesetze der Ereignisse flössen, vielmehr auch die Richtung, in der das Ersehnte zu suchen ist, verfehlten sie nicht ganz; aber es gelang nicht, scharf und rein die Beziehungspunkte ohne Ueberfluß und Mangel festzustellen, in Bezug auf welche ein so allgemeiner Gedanke sich auch ebenso allgemeingültig aussprechen ließ. Inwieweit jetzt Fortschritte hierin geschehen sind, habe ich nicht zu untersuchen; nur die Lebhaftigkeit des Verlangens wollte ich hervorheben, unsere Untersuchungen durch höchste Principien abschließen zu können, die in der Form *synthetischer* Urtheile zwei Beziehungsglieder allgemeingültig und selbstverständlich verknüpfen, die durch kein Mittel logischer Beweisführung als analytisch oder identisch zusammengehörig nachweisbar sind.

363. Man pflegt sich über das letzte Ziel der Erkenntniß anders

auszudrücken; man verlangt Zurückführung aller ſynthetiſch erſcheinenden Verknüpfungen auf analytiſche, anſtatt deren man übrigens richtiger identiſche fordern würde; man glaubt endlich auf dem Wege zur Erfüllung dieſer Aufgabe zu ſein. Am Anfange unſerer Erkenntniß werde ein Begriff S zunächſt aus den wenigen Merkmalen P Q R gebildet, die man verbunden bereits kennen gelernt habe; zeige dann neue Erfahrung mit ihm in einem Einzelfalle noch ein Merkmal Z verknüpft, ſo ſei der Satz: S iſt Z, der dieſe Wahrnehmung ausdrückt, ein ſynthetiſches Urtheil; beſtätige ſich jedoch die neue Erfahrung allgemein, ſo werde Z nun mit in den Begriff S aufgenommen und der Satz: S iſt Z ſei nun, mit ſo veränderten S, analytiſch geworden; eben dahin endlich gehe alle Anſtrengung unſerer Erkenntniß, anfänglich ſo ſynthetiſch erſcheinende Verbindungen auf dieſe analytiſche Form, Zuſammenſein alſo auf Zuſammengehörigkeit zurückzuführen. Der Hergang unſeres Erkennens iſt hierdurch richtig geſchildert; denn leider iſt zuzugeſtehen, daß es ſelten weiter als bis zu dieſem Ziele vordringt; aber bemerken muß man doch, daß die zuletzt gedachte Abſicht nur in ſehr beſcheidenem Maße erreicht wird, in dem Sinne gar nicht, daß der frühere Schein eines bloßen Zuſammenſeins wirklich der Einſicht in eine ſelbſtverſtändliche Zuſammengehörigkeit wiche. Hätten wir den Begriff des Körpers zuerſt nur aus den Merkmalen der Ausdehnung, der Undurchdringlichkeit und des Trägheitswiderſtandes gebildet, aus denen die Nothwendigkeit gegenſeitiger Anziehung nicht folgt, ſo würde der Satz, der Körper ſei ſchwer, ohne Zweifel ſynthetiſch geweſen ſein; aber er ſelbſt wird auch dann nicht zu einem analytiſchen, wenn wir die allgemein beobachtete Gravitation mit in den Begriff des Körpers aufnehmen; nach wie vor bleibt dieſe aus jenen andern Merkmalen unableitbar, mit ihnen alſo doch ebenſo ſynthetiſch verbunden, wie in dem Urtheile, das dieſe Verbindung zuerſt als eine beſtehende Thatſache ausſprach. Allerdings, nachdem wir dieſe ſynthetiſche Verknüpfung aller Merkmale des S einmal als gegeben betrachten, können wir auf ſie ein analytiſches Verfahren anwenden und eines derſelben nach dem andern zum Gegenſtand geſonderter Betrachtung hervorheben, aber nur ein Verzicht auf Erkenntniß liegt in dieſer Anerkennung eines nur thatſächlich allgemeinen Zuſammenſeins, deſſen Zuſammengehörigkeit wir nicht begreifen; befriedigt konnten wir nur ſein, wenn die Verknüpfung je zweier Merk-

male von S uns die Nothwendigkeit der Gegenwart je eines dritten verbürgte. Solche Beweiſe können wir in einiger Ausdehnung führen, und überall, wo ſie gelingen, bezeichnen ſie einen erreichten Fortſchritt der Erkenntniß; aber es iſt klar, daß ſie nicht gelingen können, ohne zuletzt irgendwo eine Prämiſſe von der Form A + B = C vorauszuſetzen, d. h. eine ſolche, die nicht nach dem nackten Princip der Identität Gleiches einander gleich ſetzt, ſondern ohne Möglichkeit der Zurückführung auf dieſes Princip die Gleichheit des Verſchiedenen behauptet. Die angebliche Umwandlung aller ſynthetiſchen Erkenntniß in analytiſche läuft daher in der That doch auf die Aufſuchung der einfachſten ſynthetiſchen Wahrheiten hinaus.

364. Dies wird man nun, wenn auch vielleicht als eine unnöthig veränderte Ausdrucksweiſe, zuletzt doch zugeſtehen; aber man wird daran die Betrachtung knüpfen, eben dieſe Nothwendigkeit, ſynthetiſche Verbindungen als gegeben zuzugeſtehen, beweiſe die Unfähigkeit der Erkenntniß, wirklich zu Ende zu kommen und die Zuſammengehörigkeit des Zuſammenſeienden einzuſehen; überall bleibe ein Reſt des Thatſächlichen, deſſen innerer Zuſammenhang unverſtändlich ſei und nur durch die Erfahrung verbürgt werde. Ich kann dieſer Meinung nicht beipflichten, die Verſtändniß nur da erreicht zu haben glaubt, wo ſie Gleiches einander gleichſetzen kann. Denn daß nun A = A ſei, worauf beruht es denn, daß wir dieſen Satz unbeanſtandet als eine *verſtändliche* Wahrheit betrachten, wenn nicht auf der unmittelbaren Evidenz, mit welcher er ſich uns aufdrängt und keine weitere Vermittlung ſeiner Gewißheit wünſchenswerth macht? Wie es aber zugehe, wie es gemacht werde oder aus welchem inwendigen Zuſammenhange es folge, daß A ſich ſelbſt gleich ſei, wiſſen wir weder, noch wird Jemand glauben, daß eine ſolche Frage überhaupt noch Sinn habe. Wenn nun mit gleicher Evidenz ſich uns ein einfachſter ſynthetiſcher Satz von der Form A + B = C darbietet, warum ſoll hier dieſe Frage aufgeworfen werden, die dort ohne Bedeutung war? und warum ſoll dieſe Gleichung erſt mit Hülfe irgend einer Vermittlung gelten, die uns zeigte, wie C dem A + B gleich ſein könnte, da es doch vorhin als hinreichend zum Verſtändniß galt, zu wiſſen, daß A = A ſei? Ich will nicht weiter wiederholen, daß in unſerem Denken keine ſolche Vermittlung von dem bloßen Satz der Identität, daß jede vielmehr von einem ana-

logen Satze $A^1 + B^1 = C^1$ beginnen müßte; denn hiermit würde ich freilich der Klage über die Unvollkommenheit der Erkenntniß nicht begegnen, die zu keinem ſelbſtverſtändlichen höchſten Princip gelangen könne; wie aber verhält es ſich damit, daß wir irgend eine ſynthetiſche Verknüpfung dieſer Art als *gegeben*, als *gültig* und nur für unſer Verſtändniß undurchdringlich anſehen ſollen? Wollen wir annehmen, daß thatſächlich in der Wirklichkeit M und N immer verbunden ſind, ohne doch einander etwas anzugehen? Wenn aber zugleich dies unmöglich iſt, zugleich auch unmöglich, daß aus einem identiſchen A Unterſchiede M und N entſpringen, was bleibt dann übrig, als der Gedanke, daß es *ſachlich* urſprüngliche Zuſammengehörigkeiten des Verſchiedenen *gibt*, urſprüngliche Syntheſen, deren Beziehungsglieder durch keine Zwiſchenvermittlung zuſammenhängen, welche ihre Vereinigung als noch ſo entfernte Folgen des Identitätsgeſetzes erſcheinen ließe, und die dennoch unmittelbar zuſammengehören? Wenn nun dies im *Sein* ſich ſo verhalten muß, wie könnte das *Erkennen* genöthigt ſein, ſich die Gewißheit und das Verſtändniß eines Zuſammenhanges durch eine weitere Vermittlung zu verſchaffen, die in dem Zuſammenhange ſelbſt nicht vorhanden iſt? Gewiß kann es daher letzte und einfachſte *ſynthetiſche Wahrheiten* geben, die, rein aufgefaßt, nicht blos thatſächlich gelten, ſondern auch ſelbſtverſtändlich, deren Evidenz aber, wenn man alles Logiſche auf den Satz der Identität gründen will, nicht mehr eine logiſche, ſondern eher eine *äſthetiſche* zu nennen iſt, und demgemäß nicht an der Denkunmöglichkeit, ſondern an der evidenten *Abſurdität* ihres contradictoriſchen Gegentheils ihren Prüfſtein hat. Zu dieſen Wahrheiten gehören die einfachſten mechaniſchen Grundſätze; daß wir ſie und alle ihres Gleichen nicht als die früheſten, ſtets beſeſſenen Beſtandtheile unſerer Erkenntniß, ſondern als die mühſam zu erringenden Endergebniſſe derſelben betrachten, iſt zu deutlich ſchon oben ausgeſprochen worden, um hier wiederholt werden zu müſſen.

365. Von einzelnen Unterſuchungen ausgehend finden wir zuerſt einzelne ſolche Wahrheiten, jede für ſich evident und der Anlehnung an andere unbedürftig; nichts hindert jedoch, ſie alle, als zu derſelben Welt gehörig, unter einander in Verbindung zu bringen und für ſie einen höchſten vereinigenden Geſichtspunkt ebenſo zu ſuchen, wie jede von ihnen für einen Kreis zuſammengehöriger Thatſachen ihn darbot. Es

kann sein, daß dann manche dieser Wahrheiten ihren selbständigen Werth verliert, und in der That noch durch logische Mittel als Sonderfall einer allgemeineren nachweisbar wird, zu deren Ausdruck man Begriffe von hinlänglich umfassender Höhe der Abstraction gefunden hat; es ist ebenso möglich und wahrscheinlicher, daß die vielen sich als zusammengehörige Elemente in die Einheit eines Grundgedankens nur mit derselben Evidenz ästhetischer Gerechtigkeit einordnen lassen, mit welcher jede einzelne die Bestandtheile ihrer Aussage logisch unbeweisbar zusammenfaßte. Diese Aufgabe synthetischer und dennoch nothwendiger Entwicklung synthetischer Wahrheiten aus einem höchsten Princip ist vielleicht schon in noch unbestimmter Ahnung die Aufgabe Platonischer Dialektik gewesen; mit Recht kann man sie für das Ziel halten, dem Hegels Erneuerung dieser antiken Bestrebung galt. Ueber diese Versuche, welche Deutschland einst begeisterten, ist die Gegenwart sehr nüchtern zur Tagesordnung übergegangen, zu der unabläßigen empirischen Forschung, deren Unvollkommenheit den gewagten Flug dieses Idealismus lähmte; auch hatte er darin ohne Zweifel Unrecht, für vollendet und vollendbar anzusehen, was wir nur als das letzte Ziel einer der Vollendung sich nähernden Erkenntniß betrachten können. Aber im Angesicht der allgemeinen Vergötterung, die man jetzt der Erfahrung um so wohlfeiler und sicherer erweist, je weniger es noch Jemanden gibt, der ihre Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit nicht begriffe, im Angesicht dieser Thatsache will ich wenigstens mit dem Bekenntniß, daß ich eben jene vielgeschmähte Form der speculativen Anschauung für das höchste und nicht schlechthin unerreichbare Ziel der Wissenschaft halte, und mit der Hoffnung schließen, daß mit mehr Maß und Zurückhaltung, aber mit gleicher Begeisterung sich doch die deutsche Philosophie zu dem Versuche immer wiedererheben werde, den Weltlauf zu verstehen und ihn nicht blos zu berechnen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Druck von C. Fickel & Co. in Leipzig

System der Philosophie

Von

Hermann Lotze

Zweiter Theil

Drei Bücher der Metaphysik

Leipzig

Verlag von S. Hirzel

1879

Metaphyſik

Drei Bücher

der Ontologie, Kosmologie

und Pſychologie

Von

Hermann Lotze

Leipzig

Verlag von S. Hirzel

1879

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Verschiedene Abhaltungen haben das Erscheinen dieses zweiten Bandes verzögert und eine längere Unterbrechung des Druckes veranlaßt. Mehrere unterdessen erschienene Arbeiten, deren Berücksichtigung mir von Werth gewesen wäre, haben deshalb an den geeigneten Stellen die Beachtung nicht finden können, die ich mir vorbehalte. Ich kann Nichts in Betreff des dritten Bandes versprechen, als daß er, falls mir die nöthige Kraft zu seiner Beendigung bleibt, nur die wesentlichsten Aufgaben der praktischen Philosophie, der Aesthetik und der Religionsphilosophie in einzelnen Abhandlungen erörtern wird, ohne die Weitläuftigkeit, die mir in diesem zweiten Theile meiner Arbeit die Abweichung von der herrschenden Stimmung nöthig machte.

Göttingen, 23. Dec. 1878.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
Erſtes Buch. Vom Zuſammenhang der Dinge. (Ontologie.)	1
Einleitung	3
Erſtes Kapitel. Vom Sein der Dinge	27
Zweites Kapitel. Von der Qualität der Dinge	45
Drittes Kapitel. Von dem Realen und der Realität	63
Viertes Kapitel. Vom Werden und der Veränderung	84
Fünftes Kapitel. Von der Natur des Wirkens	103
Sechſtes Kapitel. Die Einheit der Dinge	135
Siebentes Kapitel. Abſchluß	160
Zweites Buch. Von dem Laufe der Natur. (Kosmologie.)	191
Erſtes Kapitel. Von der Subjectivität der Raumanſchauung	193
Zweites Kapitel. Deductionen des Raumes	226
Drittes Kapitel. Von der Zeit	268
Viertes Kapitel. Von der Bewegung	303
Fünftes Kapitel. Die Conſtruction der Materialität	334
Sechſtes Kapitel. Die einfachen Beſtandtheile der Materie	364
Siebentes Kapitel. Die Geſetze der Wirkungen	387
Achtes Kapitel. Die Formen des Naturlaufs	423
Drittes Buch. Von dem geiſtigen Daſein. (Pſychologie.)	469
Erſtes Kapitel. Der metaphyſiſche Begriff der Seele	471
Zweites Kapitel. Die Empfindungen und der Vorſtellungsverlauf	502
Drittes Kapitel. Von dem beziehenden Vorſtellen	530
Viertes Kapitel. Von der Bildung der Raumvorſtellungen	543
Fünftes Kapitel. Die leibliche Begründung geiſtiger Thätigkeit	574
Schluß	603

Erſtes Buch.

Vom Zuſammenhang der Dinge.

(Ontologie.)

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

1. Wirklich nennen wir die Dinge, welche ſind, im Gegenſatze zu denen, welche nicht ſind; wirklich die Ereigniſſe, die geſchehen, im Unterſchiede von denen, die nicht geſchehen; wirklich auch die Verhältniſſe, welche beſtehen, im Vergleich mit denen, welche nicht beſtehen. Auf dieſen Sprachgebrauch hatte ich früher Veranlaſſung, mich zu berufen; ich erinnere jetzt an ihn, um kurz den Gegenſtand der folgenden Unterſuchungen zu bezeichnen. Nicht die Welt des Denkbaren mit der unerſchöpfbaren Mannigfaltigkeit ihrer ewig gültigen inneren Beziehungen beſchäftigt uns hier; unſere Ueberlegungen gelten ausdrücklich dieſem andern Gebiete, deſſen tieferer Zuſammenhang mit jenem Reiche der Ideen, ſeitdem er zuerſt die Aufmerkſamkeit Platons gefeſſelt, die ſtets wieder aufgenommene Frage der Philoſophie geblieben iſt. Welt des Scheines oder der bloßen Erſcheinung nannten dies Gebiet nicht ohne Geringſchätzung diejenigen, welche die wandelbare Mannigfaltigkeit ſeines Inhalts mit der unverrückbaren Ruhe und Klarheit der Ideenwelt verglichen; als die wahre Wirklichkeit erſchien es anderen, die in ſeiner unabläſſigen Bewegung und in den zahlloſen Wirkſamkeiten, von denen es durchkreuzt wird, mehr zu beſitzen glaubten, als ihnen die feierliche Schattenwelt unveränderlicher Ideen zu gewähren vermochte. Dieſe Verſchiedenheit der Ausdrucksweiſen beruht auf einem tiefen Gegenſatze der Auffaſſung, welcher uns in aller Philoſophie bemerklich werden wird; hier erwähne ich ſein nur deswegen, weil beide Anſichten, mit völlig verſchiedener Werthſchätzung, doch den Mittelpunkt gleich deutlich machen, um welchen ſich metaphyſiſche Unterſuchungen im Weſentlichen immer bewegen werden: die Thatſache der Veränderung. Von allem blos denkbaren Inhalte nur bildlich ausſagbar, beherrſcht die Veränderung den Umfang der Wirklichkeit vollſtändig; ihre verſchiedenen Formen, Werden und Vergehen, Wirken und Leiden, Bewegung und Entwicklung, ſind

geſchichtlich und ſachlich die ſteten Veranlaſſungen der Unterſuchungen, welche ein altes Herkommen, als Lehre von dem Laufe der Dinge im Gegenſatz zu dem Beſtande der Ideenwelt, unter dem Namen der Metaphyſik vereinigt hat.

II. Unterſuchung widmen wir nicht dem Selbſtverſtändlichen, ſondern dem Räthſelhaften. Auch die Metaphyſik entſtand nur, weil der Verlauf der Begebenheiten in derjenigen Geſtalt, in welcher die unmittelbare Wahrnehmung ihn vorführte, in Widerſpruch mit Erwartungen ſtand, deren Erfüllung man von allem, was wahrhaft ſein und geſchehen ſollte, glaubte verlangen zu dürfen. Dieſe Erwartungen konnten von verſchiedenem Urſprung ſein. Sie waren vielleicht dem erkennenden Geiſte eingeboren: als denknothwendige Annahmen über Art und Zuſammenhang jegliches Seins und Geſchehens mußten ſie dann die Beurtheilung jedes Ereigniſſes leiten, welches die Beobachtung vorführte; ſie konnten eben ſo in Forderungen beſtehen, welche dem Gemüthe aus ſeinen Bedürfniſſen, Wünſchen und Hoffnungen entſprungen waren: von der äußeren Wirklichkeit verlangten ſie dann nicht minder dringend ihre Erfüllung, ſobald zu ihr die Aufmerkſamkeit ſich zurückwandte; ſie mochten endlich, nicht denknothwendig an ſich ſelbſt, aus dem thatſächlichen Inhalt der Erfahrung als befeſtigte Gewohnheiten der Auffaſſung entſtanden ſein, die nun in jeder ſpäteren Wahrnehmung wiederzufinden vermutheten, was die früheren ihnen dargeboten hatten. Die Geſchichte der menſchlichen Weltanſichten überzeugt uns von der gleich großen Lebhaftigkeit und Selbſtgewißheit, mit welcher dieſe verſchiedenen Anſichten ſich geltend machten; die Neigung der Gegenwart aber geht dahin, den Beſitz angeborner Erkenntniß zu verneinen, den Forderungen des Gemüthes jede Berechtigung zur Mitbeſtimmung der Wahrheit zu verſagen, in der Erfahrung allein die Quelle des ſicheren Wiſſens zu ſuchen, welches wir über den Zuſammenhang der Dinge erwerben möchten.

III. Wie nun die Vernachläſſigung der Erfahrung ſich rächt, darüber iſt die Philoſophie durch den Verlauf ihrer Geſchichte zu ſchmerzlich belehrt worden, als daß erneuerte Hinweiſung auf die Unentbehrlichkeit derſelben noch einmal Noth thäte; für ſich allein aber und ohne jede Vorausſetzung, die nicht ihr ſelbſt angehörte, iſt Erfahrung dennoch nicht im Stande, die Erkenntniß hervorzubringen,

welche wir begehren. Denn nicht blos erzählen und beschreiben wollen wir, was geschehen ist oder geschieht; auch voraussagen zu können verlangen wir, was unter bestimmten Umständen geschehen wird. Zukünftiges aber kann die Erfahrung uns nicht zeigen; auch errathen kann sie es uns nur helfen, wenn wir im Voraus den Weltlauf verpflichtet wissen, über die Grenzen der bisherigen Beobachtung hinaus folgerecht das Muster fortzusetzen, dessen Anfang er uns innerhalb dieser Grenzen sehen läßt. Die Zuversicht nun zu der Gültigkeit dieser Voraussetzung kann uns die Erfahrung nicht gewähren. Möge immerhin die Beobachtung in ihrer unablässigen Fortsetzung bis zu irgend einem Augenblicke nur auf Befolgungen der Regeln gestoßen sein, welche wir aus sorgfältiger Benutzung früherer Wahrnehmungen gewonnen hatten; daß aber diese bisher ausnahmslos gewachsene Anzahl der Bestätigungen die Wahrscheinlichkeit gleicher Bestätigung für die Zukunft vergrößert habe, läßt sich nur unter der stillschweigend bereits zugestandenen Annahme behaupten, dieselbe Ordnung, welche die Vergangenheit des Weltlaufs beherrschte, werde auch für die Gestaltung seiner Zukunft maßgebend sein. Diese eine Voraussetzung mithin, die eines allgemeinen inneren Zusammenhanges aller Wirklichkeit überhaupt, der es erst möglich macht, aus der Gestalt eines ihrer Abschnitte auf die der übrigen zu schließen, liegt jedem Versuche, durch Erfahrung zur Erkenntniß zu kommen, und unableitbar aus dieser selbst, zu Grunde; wer sie bezweifelt, verliert nicht nur die Aussicht, Zukünftiges mit Gewißheit berechnen zu können, sondern beraubt sich zugleich des einzigen Grundes zu der bescheideneren Hoffnung, unter bestimmten Umständen den Eintritt eines Ereignisses für wahrscheinlicher halten zu dürfen, als den eines andern.

IV. Skeptische Richtungen der Philosophie sind sich dessen wohl bewußt gewesen. Nachdem sie einmal sich den Besitz einer angebornen Wahrheit abgesprochen, die auch die Dinge binde, haben sie folgerecht darauf verzichtet, jemals aus gegebener Wirklichkeit auf die nicht gegebene Fortsetzung derselben zu schließen; Nichts schien ihnen in der That übrig zu bleiben, als in reiner Mathematik Vorstellungen zu verknüpfen, die keine Geltung in Bezug auf Wirkliches beanspruchen, oder in Geschichte und Beschreibung zu schildern, was ist oder gewesen ist; aber eine Naturwissenschaft fanden sie unmöglich, die aus gegebenen

Thatsachen der Gegenwart die Nothwendigkeit eines Erfolgs in der Zukunft vorauszusagen unternähme; nur im Leben freilich vertrauten die, die so dachten, mit nicht minderer Gewißheit als ihre Gegner, auf die Zuverlässigkeit der physikalischen Grundsätze, deren völlige Rechtlosigkeit sie innerhalb der Schule behaupteten. Die naturwissenschaftliche Praxis der Gegenwart, deren geräuschvolle Verherrlichung der Erfahrung jede beginnende Metaphysik zu dieser vorläufigen Selbstvertheidigung nöthigt, scheint vor gleicher Entsagung nur durch eine glückliche Unfolgerichtigkeit behütet. Sie zweifelt mit löblicher Bescheidenheit in vielen einzelnen Fällen, ob sie bereits das wahre Gesetz entdeckt habe, dem ein untersuchter Kreis von Vorgängen gehorche; aber sie bezweifelt nicht im Allgemeinen das Vorhandensein von Gesetzen, welche alle Theile des Weltlaufs so verknüpfen, daß von dem einen zum andern einer vollkommenen Erkenntniß, wenn wir sie erreicht hätten, untrügliche Schlußfolgerungen möglich würden. Die Erfahrung, auch wenn sie ihrer Natur nach den Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme liefern könnte, hätte ihn jedenfalls bisher noch nicht geliefert, denn noch immer liegen große Gebiete der Natur vor uns, deren innere gesetzliche Verknüpfung uns unbekannt ist, und für welche mithin die Behauptung, auch durch sie hindurch erstrecke sich eine lückenlose Gesetzlichkeit, nicht auf dem Zeugniß der Erfahrung beruhen kann, sondern nur auf Grund eines Glaubens gewagt wird, für welchen der durchgehende Zusammenhang aller Wirklichkeit eine ursprüngliche Gewißheit ist.

V. Man kann auf verschiedene Weise sich hiermit abzufinden suchen. Zuweilen hört man einräumen, allerdings sei die Naturwissenschaft nur ein Versuch, wie weit sich mit der willkürlich gemachten Annahme einer Gesetzlichkeit im Laufe der Dinge kommen lasse; erst der erfahrungsmäßig günstige Erfolg überzeuge von der Triftigkeit der gemachten Voraussetzung. Aber hierüber kann in der That nur das Gesagte wiederholt werden, und es ist vielleicht nicht unnütz, es wirklich zu wiederholen. Wenn es sich nach dem Zusammenhange zweier Vorgänge fragt, deren gegenseitige Verknüpfung aus keiner bereits bekannten Wahrheit ableitbar ist, dann pflegt man allerdings das gesuchte Gesetz durch eine Hypothese zu ermitteln, deren Beweis in der Ausnahmslosigkeit ihres Zutreffens liegt. Aber in Wahrheit

iſt doch an ſich ſelbſt eine ſo beglaubigte Hypotheſe noch immer Nichts als eine Gedankenformel, in der uns ein kurzer Ausdruck für das gemeinſame Verhalten gelungen iſt, welches in allen bisher beobachteten Beiſpielen des fraglichen Zuſammenhanges anzutreffen *geweſen* iſt; zum Geſetz wird dieſer Ausdruck doch nur durch einen Nebengedanken, den nicht die Erfahrung hinzufügen kann, ſondern den *wir* hinzufügen, durch den Gedanken nämlich, daß auch in den künftigen Gliedern dieſer ins Unendliche fortgehenden Reihe von Fällen dieſelbe Beziehung gelten *werde*, die wir erfahrungsmäßig nur zwiſchen den bereits verlaufenen Gliedern der Reihe gefunden haben. Auch was man weiter hinzufügt, nöthigt uns nur zu einer Wiederholung. Wir geben gern zu, daß die unabläſſig ohne Gegenbeiſpiel wiederholte Beobachtung deſſelben Zuſammenhangs zweier Vorgänge uns eine geſetzliche Verknüpfung beider immer wahrſcheinlicher macht und ihre Coincidenz nur unter dieſer Annahme überhaupt erklärlich werden läßt; aber worauf beruht doch die zunehmende Gewalt dieſer Vermuthung? Ließen wir im Anfange dahin geſtellt, ob überhaupt geſetzlicher Zuſammenhang im Laufe der Dinge beſtehe, ſo hätten wir gar kein Recht mehr, eine Aufeinanderfolge von Ereigniſſen erklärlich finden zu wollen und deshalb diejenige Annahme zu begünſtigen, welche ſie erklärlich *macht*. Denn alle Erklärung iſt doch zuletzt Nichts anderes, als die Zurückführung eines bloßen Zuſammenſeins zweier Thatſachen auf eine innere Zuſammengehörigkeit nach einem allgemeinen Geſetze; alles Bedürfniß einer Erklärung, und das Recht ſie zu verlangen, beruht daher auf der anfänglich gewiſſen Ueberzeugung, in Wahrheit ſein und geſchehen könne nur das, wofür ſich in einem allgemeinen Zuſammenhange der Dinge der Grund ſeiner Möglichkeit und in beſonderen Thatſachen dieſes Zuſammenhanges der Grund ſeiner nothwendigen Verwirklichung in beſtimmtem Ort und Augenblicke finde. Laſſen wir dieſe urſprüngliche Ueberzeugung fallen, ſo bedarf Nichts mehr der Erklärung und Nichts läßt ſie zu; denn eben der Zuſammenhang würde nicht mehr da ſein, in deſſen Nachweis ſie beſtehen müßte. Oder anders ausgedrückt: eben dann, wenn wir von einer geſetzlichen Verkettung im Laufe der Dinge *nicht* ausgingen, eben dann würde eine immer gleiche und dennoch ganz zufällige Verknüpfung derſelben Vorgänge durchaus nicht unwahrſchein-

licher sein, als die bunteste Abwechselung der mannigfaltigsten Combinationen gewesen sein würde, und eben deswegen kann die bloße Thatsache jener beständig wiederholten Coincidenz kein Beweisgrund für das Vorhandensein eines allgemeinen Gesetzes sein, mit dessen Hülfe nun auch ein sicheres Vorurtheil über die noch nicht beobachteten Fälle der Zukunft möglich würde. Erst dann, wenn im Allgemeinen gesetzliche Verknüpfung eines Mannigfachen bereits feststeht, erst dann kann es einen Maßstab geben, nach welchem sich Mögliches von Unmöglichem, Wahrscheinliches von Unwahrscheinlichem scheidet; erst dann kann das ausschließlich beobachtete Vorkommen eines Einzelfalls aus der Menge gleichmöglicher uns berechtigen, die beständige Gültigkeit eines besonderen Zusammenhanges anzunehmen, welcher jener allgemeinen Gesetzlichkeit immer nur dieses eine Ergebniß abgewinnt und andere an sich gleichfalls mögliche ausschließt. Alle Erfahrung mithin, soweit sie gesetzlichen Zusammenhang der Dinge zu finden glaubt, bestätigt hierdurch nur die an sich schon für richtig zugestandene Voraussetzung eines solchen, niemals aber kann sie die noch zweifelhaft gelassene beweisen. Und hiermit ist die Handlungsweise der Naturforschung völlig im Einklang; selbst da, wo die beobachteten Vorgänge jedem Gedanken an einen gesetzlichen Verband zu widersprechen scheinen, glaubt sie doch durch diese Erfahrungen niemals einen Gegenbeweis jener Voraussetzung erhalten zu haben, der ihre ferneren Bemühungen nutzlos machte; sie bedauert blos den Mangel einer Bestätigung, welche durch erneuerte Forschung dennoch zu erreichen sie niemals verzweifelt.

VI. Fragt man daher nicht so sehr nach den ostensiblen Grundsätzen, welche zum Zweck der Disputation geformt zu werden pflegen, als vielmehr nach denen, welche unausgesprochen fortwährend durch die That bekräftigt werden, so darf man wohl als die herrschende Meinung der Naturwissenschaften das Zugeständniß ansehen, die Gewißheit eines gesetzlichen Zusammenhanges im Laufe der Dinge stehe vor aller Erfahrung fest; pflegen doch eben grade diese Wissenschaften jenen Zusammenhang unter der bestimmten Form eines allgemeingesetzlichen mit größerer Ausschließlichkeit für selbstverständlich auszugeben, als es ohne mancherlei Bedenken von der Philosophie zugestanden werden könnte. Allein mit dieser Einräumung glaubt die

Naturforschung doch nur einen allgemeinen Gesichtspunkt zugegeben zu haben; welches dagegen die Gesetze der Wirklichkeit sind, und damit freilich Alles, was Gegenstand weiterer Wißbegier sein kann, behält sie ausschließlich ihrer Bearbeitung der Erfahrung vor und verneint Nothwendigkeit und Möglichkeit jeder metaphysischen Untersuchung, die hierüber der Erfahrung etwas hinzufügen zu können glaubte. Gegen solche Ansprüche könnte die Metaphysik sich nur durch die vollständige Ausführung ihrer Absichten hinlänglich vertheidigen; denn nur im Einzelnen würde sie verständlich zeigen können, daß eben jene Bearbeitung, deren die Erfahrung bedarf, um fruchtbar zu werden, nicht ohne die Hinzunahme von mancherlei bestimmten Zwischengedanken ausführbar ist, deren Inhalt noch nicht durch den bloßen Allgemeinbegriff einer Gesetzlichkeit überhaupt gegeben ist, und deren Gewißheit anderseits nicht wieder auf empirische Belege gegründet werden kann. Für den Augenblick mag diese kurze Hindeutung um so mehr genügen, als wir zunächst mit ihr ein umfassendes Zugeständniß an unsere Gegner verknüpfen wollen. Denn eben jenen Versuch soll nach unserer Absicht die Metaphysik nicht wiederholen, durch dessen nothwendiges Scheitern sie ihr Ansehen hat sinken sehen: sie soll nicht unternehmen, die speciellen Gesetze aufzustellen, nach denen sich in seinen verschiedenen Richtungen der Lauf der Dinge thatsächlich bewegt. Indem sie vielmehr nur die allgemeinen Bedingungen aufsucht, deren Erfüllung sie von allem verlangen zu müssen glaubt, was überhaupt sein oder geschehen soll, muß sie ja zugestehen, nicht von selbst zu wissen, sondern nur durch Erfahrung kennen lernen zu können, was denn in Wirklichkeit ist und geschieht; nur aus dieser letzten Kenntniß aber konnten jene bestimmten Gesetze des Verhaltens fließen, durch welche eben diese Wirklichkeit den allgemeinsten Anforderungen an jede denkbare Wirklichkeit genügt. So wird daher die Metaphysik nur gewisse, ich möchte sagen ideale Formen entwickeln können, denen die Beziehungen zwischen den Elementen jeder Wirklichkeit entsprechen müssen; aber es fehlt ihr an allen den bestimmten constanten oder selbst veränderlichen Maßen, durch deren Einsetzen sie jenen Formen die speciellen mathematischen Gestalten geben könnte, in welchen sie doch allein von einer nach Art Größe Zahl und Ordnung durchaus bestimmten Wirklichkeit gelten können. Dies alles überläßt die Meta-

physik der Erfahrung; aber freilich wird sie fortfahren zu verlangen, die von dieser gefundenen Ergebnisse dann auch so interpretiren zu dürfen, daß sie zu diesen idealen Formen passen und als Anwendungsfälle derselben begreiflich werden, als Fictionen aber oder als unaufgeklärte Thatsachen diejenigen zu behandeln, die mit denselben in Widerspruch bleiben.

VII. Nichts würde daher verbieten, die Metaphysik für die letzte Bearbeitung der Thatsachen anzusehen, welche die Erfahrungswissenschaften zu ihrer Kenntniß gebracht haben, für eine Bearbeitung, die nur andere Zwecke verfolgt, als die rühmliche und unablässige Anstrengung jener. Auf die eigenthümliche Natur der Elemente und Kräfte einzugehen, deren Begriffe sie in sicherster Weise zur Gewinnung ihrer Erkenntnisse zu benutzen weiß, vermeidet die Naturwissenschaft; in nicht seltenen Fällen hat sie wichtige Entdeckungen, denen rascher Fortschritt weiterer Einsicht folgte, durch Anwendung der Rechnung auf die Annahme gewisser Verhältnisse gemacht, deren mögliches Bestehen ihr selbst unconstruirbar blieb. Wir thun ihr deshalb nicht Unrecht, wenn wir als ihren Zweck die practische Herrschaft über die Erscheinungen ansehen; ich meine damit die irgendwie erworbene Fähigkeit, aus gegebenen Bedingungen der Gegenwart auf das zu schließen, was ihnen entweder folgen wird, oder ihnen vorausgegangen sein oder in den der Beobachtung unzugänglichen Theilen des Weltlaufs gleichzeitig stattfinden muß. Daß nun zur Gewinnung solcher Herrschaft, unter einziger Voraussetzung eines gesetzlichen Zusammenhanges überhaupt, die sorgsame Vergleichung der Erscheinungen, auch ohne Kenntniß der wahren Natur ihrer Träger, in großem Umfange ausreiche, ist an sich verständlich und durch die Geschichte der Wissenschaft bestätigt; daß sie immer ausreichen werde, ist nicht ebenso glaublich; wahrscheinlich vielmehr, daß nach Erlangung einer gewissen Größe ihres Umfangs und ihrer Vertiefung die Naturwissenschaft das Bedürfniß empfinden werde, zur Ermöglichung weiterer Fortschritte auch die erschöpfende Definition jener Beziehungspunkte nachzuholen, an deren unbestimmt gelassene Natur sie bisher ihre Berechnungen knüpfen konnte. Dann wird sie entweder eine neue Metaphysik aus sich selbst erzeugen oder an eine bestehende sich anschließen; es scheint mir, daß sie jetzt sehr lebhaft daran ist, das erste zu thun; Bestrebungen,

die wir mit großem Intereſſe, aber mit gemiſchten Gefühlen betrachten. Der beneidenswerthe Vortheil, durch vielſeitige wirkliche Unterſuchungsarbeit eine Sachkenntniß zu beſitzen, die durch keine äußerliche Kenntnißnahme vollſtändig erſetzt werden kann, unterhält ein günſtiges Vorurtheil für dieſe Verſuche der Naturforſcher um ſo mehr, als der philoſophiſche Sinn, der ihr Gelingen ſichern kann, nicht das Sondereigenthum einer Kaſte, ſondern ein Trieb des menſchlichen Geiſtes iſt, der innerhalb jedes wiſſenſchaftlichen und praktiſchen Berufs mit gleich großer Intenſität und Erfindungskraft ſich zu äußern weiß. Dennoch droht ein Nachtheil auch hier: die unwillkürliche Beſchränkung des Gedankenganges auf den Geſichtskreis der gewohnten Beſchäftigung, die äußere Natur, und die unbefangene Uebertragung der methodiſchen Verfahrungsweiſen, die den nächſten Zwecken richtig dienten, auf die Behandlung von Fragen, welche ſich auf die auswärtigen Beziehungen des beherrſchten Gebietes und auf ſeine tiefere Abhängigkeit von den Gründen beziehen, deren Berückſichtigung man bei der inneren Bearbeitung deſſelben gefliſſentlich abgelehnt hatte. Es kann nicht meine Abſicht ſein, hier ſchon die einzelnen Punkte nachzuweiſen, in denen mir dieſe Gefahren nicht vermieden zu ſein ſcheinen; ich begnüge mich zu erinnern, einerſeits an die unverantwortliche Gewohnheit, das ganze geiſtige Leben nicht blos denſelben höchſten Geſichtspunkten ſondern auch den ſpeciellen Analogien zu unterwerfen, die für die Vorgänge der äußern Natur maßgebend ſind, anderſeits an die Neigung, jede beliebige Hypotheſe, deren Inhalt ſich überhaupt nur vorſtellen, ja ſelbſt wenn er ſich eigentlich nicht vorſtellen, ſondern nur durch Worte bezeichnen läßt, für gut genug zu halten, um auf ſie das Gebäude einer ganzen neuen und paradoxen Weltanſicht zu gründen. Ich verkenne gar nicht, daß auch dieſer Beweglichkeit der Phantaſie viel Schätzenswerthes verdankt wird, denn ich weiß, daß der Menſch vielerlei Gedanken verſuchen muß, um zur Wahrheit zu kommen, und daß ein glücklicher Einfall uns meiſt raſcher weiterbringt, als der langſame Schritt einer methodiſchen Ueberlegung: dennoch kann es Nichts helfen, Verſuche zu machen, deren innere Unmöglichkeit und Ungereimtheit einleuchten würde, wenn man von der einzelnen Aufgabe, zu deren Löſung man ſie unternimmt, den Blick auf den Zuſammenhang aller der Fragen richtete, zu deren Beantwortung ſie

gleichfalls verwendbar sein müßte. Ich leugne daher nicht, daß mir manche metaphysischen Bestrebungen der neueren Naturforschung bei all dem großen Interesse, das sie unstreitig in Anspruch nehmen, ungefähr denselben Eindruck nur mit anderer Färbung machen, den die Naturphilosophie einer noch nicht lange vergangenen Zeit auf die Verehrer der exacten Wissenschaft gemacht hat. Aber es handelt sich nicht um solche individuelle Stimmungen; ich gab ihnen flüchtigen Ausdruck nur, um die Absichten meiner künftigen Auseinandersetzungen deutlich zu machen. Den Beisatz, nach naturwissenschaftlicher Methode behandelt zu sein, durch welchen sich jetzt jede Untersuchung zu empfehlen pflegt, gebe ich absichtlich meiner Darstellung nicht; allerdings ist es ihr Vorsatz, auch zur Lösung der schwierigen Aufgabe einer philosophischen Grundlage der Naturwissenschaft beizutragen, was in ihren Kräften stehen wird; aber es ist nicht ihr einziger Vorsatz. Sie soll vielmehr dem Interesse dienen, welches der denkende Geist daran nimmt, nicht nur berechnend aus Erscheinungen neue Erscheinungen vorauszusagen, sondern den innern realen Grund kennen zu lernen, der sie alle erst möglich und ihre Verkettung nothwendig macht. Dieses Interesse, hinausreichend über das Gebiet, dem die Naturwissenschaft ihre Bemühung widmet, muß nothwendig von andern Gesichtspunkten als den dort üblichen ausgehen, und es wird zunächst auch, wie ich keineswegs verhehle, zu andern höchsten Gesichtspunkten hinführen, die mit den Gewohnheiten der naturwissenschaftlichen Ansichten sich in unmittelbarer Uebereinstimmung nicht befinden.

VIII. Indem wir jedoch so die Aufgabe der Metaphysik bestimmen, droht uns ein Einwurf. Man hat nicht nur die Erfahrung als die einzige thatsächliche Quelle unserer sicheren Erkenntniß gerühmt; an sich vielmehr völlig unerkennbar sei das, was eben sie nicht zu lehren vermöge: Alles, was wir im Gegensatz zu der beobachtbaren Folge der Erscheinungen unter dem weitfaltigen Ausdruck des Wesens der Dinge zusammenzufassen gewohnt sind. Man wird daher die Bestrebungen, denen wir uns widmen wollen, nur mit dem ablehnenden Bedauern begleiten, das man für jeden Versuch an sich wünschenswerther aber unausführbarer Unternehmungen hat; außer jener allgemeinen Zuversicht zu der gesetzlichen Verknüpfung der Dinge überhaupt besitze der menschliche Geist keine Quelle der Erkenntniß,

welche die Erfahrung zu ergänzen oder zu berichtigen vermöge. Es würde nur sonderbar sein, nicht einräumen zu wollen, daß zu dem Geständniß der Unerforschlichkeit des Wesens der Dinge zuletzt jede Philosophie in gewissem Sinne zurückkommen muß; aber wie, wenn eben die genauere Feststellung dieses Sinnes und die Begründung der ganzen Behauptung die Aufgabe der Metaphysik wäre, die doch nur zu untersuchen verspricht, nicht aber die Grenzen ihres Gelingens im Voraus festsetzt? Und gewiß ist doch jene Behauptung, im Anfange aller Betrachtung hingestellt, eine sich selbst einigermaßen widersprechende Versicherung. So lange sie von einem Wesen der Dinge spricht, spricht sie von demjenigen und setzt seine Wirklichkeit voraus, von dessen Dasein nach ihrem eigenen Zeugniß die Erfahrung Nichts lehren kann; sobald sie die Unerkennbarkeit dieses Wesens behauptet, schließt sie eine Ueberzeugung über das Verhältniß des denkenden Geistes zu ihm ein, welche, da sie aus Erfahrung nicht entstanden sein kann, aus vorher anerkannter Gewißheit über das entstanden sein muß, was eben die Natur unsers Denkens der Reihe der Erscheinungen als das Wesen der Dinge gegenüber zu setzen nöthigt. Aber eben diese stillen Voraussetzungen, die uns auch während der Bestreitung unserer Erkenntnißfähigkeit nicht verlassen, bedürfen jener Aufklärung Prüfung und Begrenzung, welche die Metaphysik als ihr Geschäft betrachtet. Und man hat kein Recht zu der Annahme, dies Geschäft sei sehr leicht und lasse sich durch einige der gewöhnlichen Meinung glaubliche Bemerkungen abthun, die man einleitungsweise der allein fruchtbaren Bearbeitung der Erfahrung vorausschicke. Wenn man Nichts als Gesetzlichkeit im Laufe der Dinge voraussetzt, so scheint dieser einfache Ausdruck Einfaches zu bedeuten; aber was man mit ihm meint, zeigt sich doch mannigfaltig und weitläuftig genug, sobald eben in der Ausführung jener Bearbeitung Gebrauch von ihm gemacht werden soll. Ich will nicht weitläuftig darüber sein, daß jede naturwissenschaftliche Untersuchung die logischen Sätze der Identität und des ausgeschlossenen Dritten zur Gewinnung ihrer Ergebnisse benutzt; beide rechnet man unbefangen zu den selbstverständlichen Methoden jeder Forschung. Aber man vergißt dabei doch, daß sie für den Zusammenhang der Erscheinungen nicht gültig sein könnten, ohne auch von dem völlig unbekannten Grunde zu gelten, aus welchem

die Erscheinungen hervorgehen, und doch geben manche Thatsachen Anlaß genug zu der Vermuthung, daß von den Dingen selbst und ihren Zuständen beide Grundsätze in einer anderen Bedeutung gelten als in Bezug auf die Urtheile, welche wir denkend über diese Zustände fällen. Mit gleicher Arglosigkeit bedient man sich der mathematischen Wahrheiten, um von Folgerung zu Folgerung fortzuschreiten; man setzt stillschweigend voraus, das unbekannte Wesen der Dinge, für dessen eine Erscheinung wir der Erfahrung einen bestimmten Größenwerth entlehnen, werde niemals aus seiner übrigen unbekannt gebliebenen Natur heraus dem zu erwartenden Erfolge einer Bedingung einen unberechenbaren Coefficienten mitgeben, welcher die Uebereinstimmung unserer mathematischen Voraussicht mit dem wirklichen Laufe der Begebenheiten verhinderte. Außer diesen noch immer allgemeinen Voraussetzungen aber, die sich hier schon erwähnen ließen, schließt die wirkliche Bearbeitung der Erfahrung noch manche specielleren Vorurtheile ein, deren nur die spätere Darstellung gedenken kann. Denn logische Gesetze gelten nur von dem denkbaren Inhalt der Begriffe, mathematische nur von reinen Größen unmittelbar: sollen beide auf das bezogen werden, was in Raum und Zeit sich bewegt und ändert, leidet und wirkt, so bedürfen sie allemal neuer Vorstellungen über die Natur des Wirklichen, die als vermittelnde Zwischenglieder die Unterordnung dieses neuen Anwendungsgebietes unter ihre Bestimmungen ermöglichen. Vergeblich sprächen wir daher von einer völlig vorurtheilslosen Wissenschaft der Erfahrung; indem diese Wissenschaft jede metaphysische Anlehnung verschmäht und auf die Erkenntniß des Wesens der Dinge verzichtet, ist sie überall von ungeordneten Annahmen über eben dieses Wesen durchzogen und pflegt sich aus dem Stegreif für jede Einzelfrage die Beurtheilungsgründe zu ergänzen, deren zusammenhängende Ueberlegung sie geringschätzt.

IX. Ich beabsichtige durch diese Bemerkungen Nichts als was Einleitungen leisten können: ich möchte dem natürlichen Wahrscheinlichkeitsgefühle, das doch an letzter Stelle über alle unsere philosophischen Unternehmungen richtet, ein günstiges Vorurtheil über das Vorhaben einer Zusammenfassung dessen abgewinnen, was wir unabhängig von der Erfahrung, und als Antwort auf ihre an uns gerichteten

Fragen, über Natur und Zusammenhang des Wirklichen glauben behaupten zu müssen. Ausdrücklich vermeide ich es jedoch, das Recht zu diesem Glauben, dessen wir uns thatsächlich doch alle nicht erwehren, durch eine vorgängige erkenntnißtheoretische Untersuchung begründen zu wollen. Zu viel, bin ich überzeugt, wird gegenwärtig in dieser Richtung, und zwar ebenso fruchtlos als mit unbegründeten Ansprüchen, gearbeitet. Es ist verführerisch und bequem, von aller Lösung bestimmter Fragen abzusehen und allgemeinen Betrachtungen über Erkenntnißfähigkeiten nachzuhängen, deren man sich bedienen könnte, wenn man Ernst machen wollte; in der That lehrt jedoch die Geschichte der Wissenschaft, daß denen, welche sich entschlossen an die Bewältigung der Aufgaben machten, nebenher sich auch das Bewußtsein über die anwendbaren Hülfsmittel und über die Grenzen ihrer Benutzbarkeit zu schärfen pflegte; die anspruchsvolle Beschäftigung mit Theorien der Erkenntniß dagegen hat sehr selten zu einem sachlichen Gewinn geführt, und auch die Methoden gar nicht selten erst vorgebracht, mit deren thatloser Schaustellung sie sich unterhält; im Gegentheil: die Aufgaben haben die Methoden der Lösung zu finden gezwungen; das beständige Wetzen der Messer aber ist langweilig, wenn man Nichts zu schneiden vorhat. Ich weiß, wie unerhört diese Aeußerung gegenüber der Richtung unserer Zeit ist; ich konnte indessen die Ueberzeugung von der inneren Ungesundheit der Bestrebungen nicht unterdrücken, welche von einer psychologischen Zergliederung unseres Erkennens eine Grundlegung der Metaphysik hoffen; die häufigen Darstellungen dieser Art erscheinen mir zwar ähnlich dem Stimmen der Instrumente vor dem Concert, aber nicht gleich nothwendig und nützlich; denn dort kennt man die Harmonie, die man hervorbringen will, hier vergleicht man die einzelnen Leistungen, die man entdeckt zu haben glaubt, mit einem Kanon, den man erst finden will. Zuletzt gibt doch Jeder zu, daß wir über die Wahrheit und Wahrheitsfähigkeit unserer Erkenntniß keinen von ihr selbst unabhängigen Urtheilsspruch einholen können; sie selbst muß die Grenzen ihrer Competenz bestimmen. Um dies zu können, um namentlich zu entscheiden, wie weit sie sich getrauen darf über die Natur des Wirklichen zu urtheilen, muß sie zuerst sich darüber klar werden, was sie denn eigentlich, mit sich selbst in durchgängiger Uebereinstimmung, von diesem Wirk-

lichen behaupten muß. Nur der Inhalt dieser der Vernunft nun einmal nothwendigen Voraussetzungen, durch welche eben der Begriff des Wirklichen erst bestimmt wird, von dem die Frage sein soll, kann sie dann berechtigen, über ihr eigenes weiteres Verhältniß zu diesem ihren Gegenstande zu urtheilen, entweder die Unerkennbarkeit seiner concreten Natur zu behaupten oder auch, im Zusammenhange aller ihrer Gedanken, die völlige Gegenstandlosigkeit des von ihr erzeugten Begriffes der Dinge nachzuweisen, oder endlich an ihm mit einem Glauben, der dann weiteren Beweis weder bedarf noch zuläßt, in dem von ihr selbst bestimmten Sinne festzuhalten. Ganz ungerechtfertigt dagegen erscheint es mir, den unerforschlichsten Punkt, die psychologische Entstehungsweise unserer Erkenntniß und das Spiel der zu ihr zusammenwirkenden Bedingungen als eine leicht zu erledigende Vorfrage zu betrachten, nach deren Ausfall über Gültigkeit oder Ungültigkeit entweder aller oder einzelner Aussagen der Vernunft von Grund aus entschieden [illegible] könnte; im Gegentheil, die psychologische Entstehungsgeschichte eines Irrthums schließt den Beweis, daß er ein Irrthum sei, immer erst dann ein, wenn man die Wahrheit schon kennt, von der die Bedingungen seiner Entstehung nothwendig ablenken mußten. Was ich daher vorbringen will, beruht nicht auf einer vorher zuzugestehenden Ueberzeugung über die psychologischen Wurzeln unserer Erkenntniß, sondern lediglich auf einer leicht erkennbaren Thatsache, die man selbst durch ihre Bestreitung zugesteht. Jeder, wie er sich auch drehen und wenden mag, muß in letzter Instanz jede ihm vorgelegte Behauptung und jede ihm von der Erfahrung vorgeführte Thatsache nach Gründen beurtheilen, deren zwingende Kraft sich seinem Denken mit unmittelbarer Gewißheit aufdrängt; in letzter Instanz: denn selbst dann, wenn er die Berechtigung dieser Evidenz zu prüfen unternimmt, muß seine endliche Bejahung oder Verneinung derselben immer wieder auf der gleichen Evidenz seiner dafür gesammelten Entscheidungsgründe beruhen. Ueber das, was diese auf sich selbst beruhende Vernunft behaupten muß, läßt sich, nachdem sie Jahrhunderte hindurch, den Erfahrungen folgend, sich auf sich selbst besonnen hat, ein zusammenfassendes Bewußtsein gewinnen oder doch versuchen; wie aber dies alles in uns geschehe, und wie es dazu komme, daß die Evidenz der uns denknothwendigen Grundwahr-

heiten entstehe, darüber ist Aufklärung, so weit sie zu hoffen ist, erst von ferner Zukunft zu erwarten. Zu hoffen aber ist sie überhaupt erst nach Beantwortung der ersten Frage; den Vorgang unsers Erkennens und seine Beziehungen zu den Objecten müssen wir, mögen wir wollen oder nicht, eben denjenigen Behauptungen unterordnen, welche unsere Vernunft, als ihr denknothwendig, über jeden wirklichen Vorgang und über die Wirkung jedes Elementes der Wirklichkeit auf jedes andere aufstellt. Diese Aeußerungen fechten nicht im Geringsten das hohe Interesse an, welches wir an der Psychologie als einem eigenen Gebiete der Untersuchung nehmen; sie wiederholen nur die Behauptung, die jede speculative Philosophie aufrecht erhalten muß: nicht Psychologie kann Grundlage der Metaphysik, sondern nur diese die Grundlage jener sein.

X. Ich wende mich zu einigen näheren Bestimmungen über den Gang unseres Unternehmens. Als ich die Voraussetzung eines allgemeinen Zusammenhangs aller Wirklichkeit als die gemeinsame Grundlage aller Forschung bezeichnete, habe ich zugleich mein Bedenken gegen die Ausschließlichkeit angedeutet, mit welcher die naturwissenschaftliche Bildung diesen Zusammenhang unter die Form der Allgemeingesetzlichkeit bringt. Diese Form ist weder die einzige, noch die älteste von denen, unter welchen sich der menschliche Geist die Verknüpfung der Dinge vorgestellt hat. Durchaus nicht als Beispiele eines Allgemeinen, sondern als Theile eines Ganzen dachte zuerst der Mensch sich die Dinge, nicht zunächst durch gleichbleibende Gesetze auf einander bezogen, sondern durch den unveränderlichen Sinn eines Planes, dessen Verwirklichung von den einzelnen Elementen nicht überall und immer ein gleiches, sondern ein veränderliches Verhalten erforderte. Aus dieser Ueberzeugung entstanden jene blendenden Gebilde idealistischer Weltconstructionen, die von dem Sinne einer höchsten Idee aus, in deren Tiefe sie durch unmittelbare Anschauung eingedrungen zu sein glaubten, die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen in der Ordnung abzuleiten dachten, in welcher sie der Verwirklichung jenes Planes zu dienen hatten; nicht auf Gesetze wandten sich diese Unternehmungen, sondern auf die Feststellung der einzelnen Zielpunkte, welche die Entwicklung der Dinge nach und nach zu erreichen hatte und deren jeder dann alle Gewohn-

heiten des Daſeins und Benehmens in dem Umfange des von ihm beherrſchten Weltabſchnittes beſtimmte. Die Urſachen der Fruchtloſigkeit dieſer Unternehmungen ſind deutlich; es mißlang ihnen, was Menſchen immer mißlingen wird: die genaue und erſchöpfende Beſtimmung jenes höchſten Gedankens, den ſie verehrten; jede Unvollſtändigkeit dieſes Anfangs aber mußte der zum Einzelnen herabſteigenden Entwicklung zu einer immer wachſenden Fehlerquelle werden; wo ſie glücklichem Geſchmacke dennoch annehmbare Ergebniſſe verdankten, haben doch dieſe Verſuche immer nur eine äſthetiſche Befriedigung, aber keine Gewißheit erzeugt, die dem Zweifel durch Beweis hätte widerſtehen können. Aber die allgemeine Ueberzeugung, von der ſie ausgingen, ſteht doch in keiner Weiſe, weder als minder gewiß noch als minder zuläſſig, gegen die Vorausſetzung der allgemeinen Geſetzlichkeit zurück, die unſerer Zeit allein annehmbar erſcheint. Ich laſſe daher keine Ungewißheit darüber, daß auch mir dieſe Weltanſicht, wenn ſie ausführbar wäre, als die Vollendung der Philoſophie gelten würde, und daß ich, nachdem ich ſie für unausführbar halten muß, dennoch nicht anſtehe, der Ueberzeugung von der ſachlichen Richtigkeit ihres Grundgedankens allen ihren noch möglichen Einfluß auf die Geſtaltung meiner Auffaſſungen zu laſſen. Aber aus den Gegenſtänden der bevorſtehenden Unterſuchung bleibt dieſe Anſicht, als unmittelbare Gewißheit wenigſtens, ausgeſchloſſen. Denn eben nicht die Ideenwelt ſelbſt mit der ſtets gültigen und ſtets vollſtändigen Gliederung ihres Inhalts ſoll uns beſchäftigen, ſondern die gegebene Welt, in welcher man den Vorgang der Verwirklichung der Ideen zu ſehen glaubt. Nun aber nicht nur einmal und nicht in ſyſtematiſcher Ordnung entfaltet dieſe Wirklichkeit Abbilder der Ideen; würde doch dann kaum zu ſagen ſein, wodurch die Reihe der Abbilder von der ihrer Urbilder ſich unterſchiede; zahlloſe in Raum und Zeit vertheilte Dinge und Begebenheiten bietet ſie dar, durch deren wandelbare Beziehungen der Inhalt der Ideen in vielen Beiſpielen und mit verſchiedenen Graden der Abweichung und Annäherung verwirklicht und wieder aufgehoben wird. Wie man nun auch immer das dunkle Verhältniß der Ideen zu der Erſcheinungswelt und ihre Herrſchaft über dieſe ſich denken mag: ſobald die Verwirklichung der Ideen dem veränderlichen Verkehr einer Vielheit von Beziehungspunkten übertragen iſt, wird

es allemal einen Kreis allgemeiner Gesetze geben müssen, nach denen in allen gleichen Wiederholungsfällen der gleiche und in ungleichen ein ungleicher Erfolg nöthig wird, ein bestimmtes Ziel entweder erreicht oder verfehlt werden muß. Auch jene idealistische Weltansicht mithin, welche die Wirklichkeit durch bedeutungsvolle Zwecke beherrscht glaubt, muß doch, um den Vorgang der Verwirklichung derselben zu begreifen, den Gedanken einer allgemeingesetzlichen Verbindung der Dinge als ein abgeleitetes Princip von selbst hervorbringen, wenn sie ihm die Würde eines letzten Princips nicht zugestehen will. Sie wird ferner leicht einräumen können, daß der menschliche Geist eine unmittelbare Offenbarung über Ziel und Richtung der gesammten Weltbewegung nicht besitze, in welcher er nach ihrer eigenen Voraussetzung ein verschwindender Punkt ist; aber dazu bestimmt, an seinem beschränkten Orte im Dienste des Ganzen nach den gleichen allgemeinen Gesetzen zu wirken, die allen einzelnen Elementen desselben gelten, wird er leichter ein unmittelbares Bewußtsein dieser auch ihn bestimmenden Nothwendigkeit haben. Ueberlegungen dieser Art entscheiden sachlich Nichts; aber sie reichen hin, die formelle Beschränkung unserer jetzigen Aufgabe zu begründen. Die Metaphysik soll nur zeigen, welchen allgemeinen Bedingungen das genügen müsse, von dem wir einstimmig mit uns selbst sagen dürfen, daß es sei oder geschehe; es bleibt dahin gestellt, ob diese Gesetze, deren wir uns zu bemächtigen hoffen, das Letzte bilden, was unsere Erkenntniß erreichen kann, oder ob es gelingen mag, sie von einem höchsten Gedanken abzuleiten, als Vorbedingungen, die dieser sich selbst für seine Verwirklichung gibt.

XI. Wünschenswerth würde nun zur Auffindung der gesuchten Wahrheiten der Besitz eines sicheren Leitfadens sein. Die eben gemachten Bemerkungen berauben uns zunächst eines Hülfsmittels, auf welches eine noch nicht lange vergangene Zeit unserer Philosophie vertraute. Die idealistischen Systeme, von denen ich zuletzt sprach, meinten die Bürgschaft für die Vollständigkeit und Sicherheit ihrer Entwicklungen des wahrhaften Weltinhaltes in ihrer dialektischen Methode zu besitzen. Sie hatten nur wenig an bestimmte Räthsel der Erfahrung ihre Ueberlegungen angeknüpft; weit mehr hatten sie den vereinigten Eindruck aller Unvollkommenheiten auf sich wirken lassen, durch welche die Welt gleichzeitig unsere Erkenntniß, unsere

sittliche Beurtheilung und die Wünsche unsers Herzens beleidigt; dem gegenüber entstand ihnen mit großer Lebendigkeit aber zugestandener völligen Unklarheit die Ahnung eines wahrhaften Seins, das von diesen Mängeln frei sein und zugleich die schwierige Aufgabe lösen sollte, das Vorhandensein derselben begreiflich zu machen. Diese Ahnung, in welche sie alle Bedürfnisse des menschlichen Geistes und alle seine Sehnsucht verdichtet hatten, suchten sie durch die Anwendung ihrer Methode in ihren vollständigen Inhalt zu entwickeln, oder, wie sie sagten, zum Begriff zu erheben, was zuerst nur in der unvollkommenen Gestalt einer Vorstellung gefaßt worden war. Ich will nicht auf die Beurtheilung dieser Methode zurückkommen, über deren logische Eigenthümlichkeit ich anderswo ausführlich gewesen bin: es reicht hin, hier zu bemerken, daß sie nach dem Geiste der Ansichten, die sich ihrer bedienten, immer nur zur Aufstellung allgemeiner Erscheinungsformen geführt hat, welche in einer Welt nicht fehlen dürfen, die ein vollständiges Abbild der höchsten Idee sein soll; aber sie hat keine Grundsätze aufgefunden, nach denen sich Fragen in Bezug auf die Wechselbedingtheit der einzelnen Elemente lösen lassen, durch welche in jedem Falle die Verwirklichung jener Formen vollkommen oder unvollkommen erreicht wird. Es wäre denkbar, zu diesem anderen Zwecke die Methode umzuformen; denn ihre wesentliche Tendenz, Aufklärung unklarer Begriffe, wird allenthalben Gelegenheit zu ihrem Gebrauch geben; allein sie würde in dieser Umformung den wirksamsten Theil der Eigenthümlichkeit verlieren, durch welche sie einst bezauberte. Ihr Reiz bestand darin, daß sie in einer Reihenfolge von Anschauungen, die sie auseinander entwickelte, uns unmittelbar der eigenen inneren Bewegung des Weltinhaltes zusehen lassen wollte und jene Arbeit des discursiven Denkens ausschloß, die durch Benutzung der mannigfachsten Hülfsmittel des Beweises sich auf Umwegen eine Gewißheit zu verschaffen sucht. Mit solchen Ansprüchen kann im Grunde die Methode nur eine Form des darstellenden Verfahrens sein, welches bereits gefundene Wahrheiten in derjenigen Reihenfolge entwickelt, die man nach vieler anderweitigen Denkarbeit als ihre eigene und natürliche Systematik erkannt zu haben glaubt; soll sie dennoch zugleich als eine Form der ersten Auffindung der Wahrheit angewandt werden, so ist dies bedenkliche Verfahren in der

That nur in Bezug auf jene allgemeinen und stabilen Formen der Ereignisse und der Erscheinungen einigermaßen ausführbar, in denen wir eine objective Entwicklung des Weltinhaltes oder seiner Idee zu sehen Grund haben. Von den allgemeinen Gesetzen aber, welche die Verwirklichung aller dieser Formen gleichmäßig beherrschen, können wir nicht wohl annehmen, daß sie auch für sich selbst ein System bilden, in welchem ein zweifelloser Anfangspunkt eine stetig fortschreitende Entwicklungsreihe eröffnete; nicht der Sache können wir hier eine objective, sondern nur unsern Gedanken über die Sache eine subjective Entwicklung zuschreiben. Die dialektische Methode würde sich daher in jene einfachere Dialektik, sagen wir noch einfacher: in jene Ueberlegung überhaupt umwandeln müssen, welche beständig die anfänglichen Gedanken, die wir über Natur und Zusammenhang des Wirklichen hegen, unter einander und mit allen den Bedingungen vergleicht, welche über ihre Richtigkeit zu urtheilen erlauben, und welche die dann bemerkten Widersprüche oder Unvollkommenheiten durch bessere Bestimmungen zu ersetzen sucht. Nichts ist natürlicher und bekannter als diese Verfahrungsweise; aber es ist auch offenbar, daß sie weder den Ausgangspunkt der Betrachtungen noch im Einzelnen die Art des Fortschrittes von selbst voraus bestimmt.

XII. Andere Versuche zur Auffindung eines Leitfadens sind von einem classificatorischen Gedanken ausgegangen. Es liegt ein natürlicher Reiz in der Annahme, nicht nur der Weltinhalt werde ein in irgend welcher Weise der Symmetrie geordnetes und abgeschlossenes Ganze bilden, sondern auch die Vernunft, welche zu seiner Erkenntniß bestimmt ist, besitze eine gegliederte und abgeschlossene Anzahl von angebornen Auffassungsweisen, deren sie sich zur Erfüllung dieses Zweckes bediene. Auf dem letzten Theile dieses Gedankens wenigstens beruhte der Versuch Kants, durch Vervollständigung der Aristotelischen Kategorienlehre die Summe der uns denknothwendigen Wahrheit zu finden. So wie Aristoteles selbst seine Kategorien hinstellte, als Sammlung der allgemeinsten Prädicate, unter welche alles subsumirbar sei, was wir von denkbarem Inhalte aussagen können, haben sie niemals irgend einen ernsthaften philosophischen Gebrauch zugelassen; sie haben höchstens daran erinnert, nach welchen Gesichtspunkten sich über vorkommende Gegenstände der Untersuchung Fragen aufstellen lassen; die

Antworten lagen immer anderswo; sie konnten auch natürlich nicht in Begriffen, sondern nur in Grundsätzen liegen, welche diese Begriffe so oder anders anzuwenden geboten. Die vervollständigte Kategorientafel Kants unterliegt zunächst demselben Mangel; aber er hat ihn zu beseitigen gesucht, indem er wirklich von ihnen zu den Verstandesgrundsätzen überging, die er in den Kategorien nur zu einem begrifflichen Ausdruck zusammengezogen und daher aus ihnen wieder herstellbar glaubte. Gegen Begründung und Erfolg dieses geistreichen Versuchs schweben mancherlei Bedenken. Kant tadelte, daß Aristoteles seine Kategorien ohne ein Princip aufgestellt habe, das für ihre Vollständigkeit bürge; es hat anderseits nicht an Nachweisen für die Vortrefflichkeit der Eintheilungsgründe gefehlt, denen Aristoteles gefolgt sei. Ich glaube nicht, daß Streit hierüber ein Ergebniß haben könne. Wenn man eine Mannigfaltigkeit von noch unbekanntem Umfang nicht blos dichotomisch in M und NonM, sondern endlich doch in lauter positive Glieder MNOPQ auflösen will, so gibt es niemals eine methodische Bürgschaft für die Vollständigkeit dieser Disjunction; man muß eigentlich immer ein Restglied R hinzudenken, von dem man nur weiß, es sei verschieden von allen vorigen; wer die Vollständigkeit der Disjunction rühmt, sagt blos, er wisse seinerseits kein neues Glied R hinzuzufügen; wer sie leugnet, behauptet, ihm sei noch ein R eingefallen, welches mit gleichem Recht hierher gehöre. Aristoteles mag daher immerhin schöne Eintheilungsgründe gehabt haben; sie beweisen aber nicht, daß er alle Glieder bemerkt habe, die unter sie gehören. Dasselbe gilt aber gegen Kant auch. Man mag ihm zugeben, daß wir nur in der Form des Urtheils die Denkhandlungen vollziehen, durch welche wir irgend Etwas von dem Wirklichen behaupten; gibt man noch weiter zu, es werde mithin ebenso viele verschiedene Urbehauptungen dieser Art geben, als es wesentlich verschiedene logische Formen des Urtheils gibt, so läßt sich eigentlich nie methodologisch die Anerkennung erzwingen, diese verschiedenen Urtheilsformen seien vollständig gefunden worden. Man wird es zugeben, sobald man sich befriedigt fühlt und Nichts weiter hinzuzufügen weiß, und wenn diese Zustimmung allgemein wäre, so wäre ja die Sache praktisch erledigt: denn jedes Inventar muß für vollständig gelten, wenn die, die an seiner Vollständigkeit Interesse haben, durchaus

Nichts mehr entdecken, was hinzuzufügen wäre; nur jene Art theoretischer Bürgschaft, welche Kant für unbedingte Vollständigkeit suchte, ist etwas an sich Unmögliches. Doch dies sind logische Bedenken, die hier nicht viel entscheiden; wichtiger ist mir, daß man eben das Zugeständniß gar nicht machen darf, von welchem wir eben ausgingen. Die logischen Formen des Urtheils werden auf jeglichen Inhalt, auf das blos Denkbare wie auf das Wirkliche, auf Zweifelhaftes und Unmögliches ebenso wie auf Gewisses und Mögliches angewandt; man hat daher gar keine Sicherheit dafür, daß alle die verschiedenen Formen, die dem Denken zu diesem weitläuftigen Gebrauche unentbehrlich sind, auch gleich bedeutungsvoll für seine beschränktere Anwendung auf das Wirkliche sein müßten; so weit aber ihre Bedeutung sich in der That auch auf dieses Gebiet erstreckt, könnte sie doch nicht in ihrer ganzen Bestimmtheit aus jener allgemeinen Form herausgelesen werden, in welcher sie sich auch auf das Nichtwirkliche bezog. Die kategorische Urtheilsform läßt völlig unentschieden, ob ihr Subject, dem sie sein Prädicat hinzufügt, ein mit sich identischer einfacher Denkinhalt oder ein Ganzes ist, das jeden seiner Theile besitzt, oder eine Substanz, die Zustände zu erfahren fähig ist; die hypothetische unterscheidet nicht, ob die Bedingung, welche ihr Vordersatz enthält, Grund einer Folge, oder Ursache einer Wirkung oder der bestimmende Zweck ist, aus welchem der Inhalt des Nachsatzes als nothwendige Vorbedingung der Erfüllung fließt. Aber eben diese verschiedenen Begriffe, die hier in gleicher Form auftreten, sind für die Behandlung des Wirklichen von verschiedener Wichtigkeit; die metaphysische Bedeutung der Kategorien ist daher auch für Kant doch eigentlich nur der Gegenstand eines glücklichen Errathens und beruht auf sachlichen Nebenerwägungen, zu denen die systematische Aufstellung jener logischen Formen nur äußerliche Veranlassungen gegeben hat. Nur diese Nebengedanken haben unter Kants Händen den Kategorien einen Anschein der Wichtigkeit und Fruchtbarkeit gegeben, die diesem oft hervorgesuchten philosophischen Spielzeug nicht gebührt. Auch dieser methodische Umweg gibt mithin keine größere Sicherheit, als wenn wir uns unmittelbar in den Kampf mit der Sache einlassen.

XIII. Dies zu thun ermuthigt uns nun die Erinnerung, daß es ja nicht gilt, ein unbekanntes Land zum ersten Male in Besitz zu

nehmen; eifrige Bestrebungen von Jahrhunderten haben längst die Gegenstände unserer Betrachtung auseinandergestellt und die Fragen über sie gesammelt, die der Beantwortung bedürfen; in Bezug auf die großen Eintheilungen unserer Arbeit hatten auch sie kaum etwas zu thun als zu wiederholen, was Jeden von Neuem seine eigene Welterfahrung lehrt. Natur und Geist sind die beiden Gebiete, deren für den ersten Anblick unvergleichbare Verschiedenheit zwei gesonderte Betrachtungen verlangt, jede den wesentlichen Charakteren gewidmet, durch welche beide sich in sich zusammenschließen und von einander abheben; aber dennoch zu beständiger Wechselwirkung als Theile einer Weltordnung bestimmt, nöthigen uns beide Reiche, zugleich die allgemeinen Formen eines Zusammenhanges der Dinge zu suchen, denen beide in sich selbst und in ihrer gegenseitigen Verknüpfung zu genügen haben. Es kann scheinen, als müßte die beginnende Wissenschaft auf diesen letztgenannten Theil ihrer Untersuchungen auch zuletzt geführt werden; geschichtlich hat sie dennoch ihn nicht später als jene in Angriff genommen und sich ihm lange mit größerer Ausführlichkeit gewidmet, als bei dem geringen Fortschritt, den sie in jenen machte, ihrem Erfolge förderlich sein konnte. Wie dem auch sei, indem wir zu überlegen suchen, was nach so langen Bemühungen haltbares erarbeitet ist, dürfen wir mit dem beginnen, was der Sache nach das Erste ist, obgleich nicht das Erste im Gange unserer Erkenntniß, mit der Ontologie, welche als eine Lehre vom Sein und Zusammenhange alles Wirklichen der Kosmologie und der Psychologie vorangestellt wurde, den beiden Betrachtungen, die das Wirkliche in seine entgegengesetzten Eigenthümlichkeiten verfolgen. Auf diese Gliederung ist, mit wenigen und unbedeutenden Zusätzen oder Weglassungen, aber mit sehr verschiedener Wahl der Benennungen, veranlaßt durch die Eigenthümlichkeit voreingenommener Standpunkte, jede Bearbeitung der Metaphysik im Wesentlichen zurückgekommen. Dieser Verschiedenheiten schon hier, vor dem Beginn der Sache, weiter zu gedenken, scheint mir ebenso nutzlos, als der Versuch, genauer diejenige Begrenzung unserer Aufgaben zu bestimmen, welche die Metaphysik im Sinne hatte, als sie nur rationale Kosmologie und Psychologie, in leicht begreiflichem Gegensatze zu dem versprach, was nur die Erfahrung hinzufügen zu können schien.

XIV. Es ist kein Zeitraum denkbar, in welchem der Mensch gelebt hätte, noch ohne sich im Gegensatze zu einer umgebenden Außenwelt zu fühlen. Ueber sich selbst am längsten unklar, fand er dagegen in dieser eine anschaulich eingetheilte Mannigfaltigkeit, über deren Natur und Zusammenhang der Lauf des Lebens ihm bald mancherlei Vorstellungen aufdrängen mußte. Denn keine der alltäglichen Unternehmungen zur Befriedigung der Bedürfnisse war ohne die stille Gewißheit möglich, daß freilich unsere Wünsche und Gedanken für sich allein nicht die Macht haben, in dem Bestande der Außenwelt etwas zu ändern, daß aber diese Welt ein Reich durcheinander bestimmbarer Sachen bilde, in welchem die gelungene Aenderung des einen Theils einer bestimmten Fortwirkung auf andere sicher sei; keine war ferner ausführbar, ohne auf irgend einen Widerstand zu treffen und durch diesen die Anerkennung einer dunklen Selbständigkeit zu veranlassen, mit welcher die Dinge der Veränderung ihrer Zustände widerstreben. Alle diese Gedanken, so wie diejenigen, welche eine leichte Fortsetzung dieser Ueberlegungen hinzufügen könnte, waren zunächst nur in Gestalt unbewußter Bestimmungsgründe vorhanden, nach denen sich im Leben Erwartungen und Handlungen richteten; in dieser Form entstehen sie, in fast völlig gleicher Wiederholung, noch jetzt in jedem Einzelnen wieder und bilden die selbstwüchsige Ontologie, mit welcher wir alle im Leben unsere Beurtheilung der Ereignisse bestreiten. Zu bewußten Grundsätzen versuchte erst dann das Nachsinnen diese Voraussetzungen zu gestalten, als zugleich das Bedürfniß bemerkbar wurde, Widersprüchen zu entgehen, in welche ihre sorglos fortgesetzte Anwendung auf den erweiterten Inhalt der Weltkenntniß verwickelt hatte. So entstand Philosophie, und in ihr die ontologischen Untersuchungen. In ihrer Reihenfolge nicht unabhängig von der natürlichen Ordnung der aus einander fließenden Fragen, sind diese Untersuchungen doch auch durch zufällige Umstände auf mancherlei Umwege verschlagen worden und haben sehr verschiedene Richtungen genommen und wieder aufgegeben; aber eine Darstellung, welche den Ertrag dieser Bemühungen zu umfassen strebt, braucht nicht diese wandelbare Geschichte zu wiederholen; sie kann unmittelbar an die natürliche Weltauffassung anknüpfen, deren wir eben gedachten, und welche den Lauf der Welt nur verständlich findet unter Voraussetzung einer

Vielheit von beständigen Dingen, von veränderlichen Verhältnissen zwischen ihnen, und von Ereignissen, die aus diesen ihren wechselnden gegenseitigen Beziehungen entspringen. Denn eben diese Weltansicht, deren wesentlichen Inhalt wir so zusammenfassen können, erneuert sich, immer sich selbst gleich, zu allen Zeiten und wir alle bequemen uns ihr außerhalb der Schule: wie uns, so hat sie auch allen philosophischen Bestrebungen der Vorzeit als Ausgangspunkt, als Gegenstand der Bestätigung oder Bestreitung vorgelegen; ungleich den auseinanderstrebenden Ansichten der Speculation verdient sie deshalb selbst als eine von den Naturerscheinungen zu gelten, die als regelmäßige Bestandtheile der Weltordnung die Aufmerksamkeit der Philosophie fesseln. Der Geschichte aber brauchen wir für den Augenblick nur die allgemeine Ueberzeugung zu entlehnen, daß von den einfachen Gedanken, welche diese Ansicht zusammensetzen, keiner der wissenschaftlichen Feststellung dessen unbedürftig ist, was er meint und meinen darf, um mit allen übrigen zu einem haltbaren Ganzen zusammenzustimmen. Weitläuftige Vorbereitungen erfordert die Bestimmung des Ganges nicht, den wir hierzu einzuschlagen haben. Man kann von Verhältnissen und Ereignissen nicht sprechen, ohne die Dinge voranzudenken, zwischen denen sie bestehen oder geschehen sollen; von den Dingen aber, vielen und ungleichen, wie wir meinen, behaupten wir zugleich mit einem Unterschiede dessen, was jedes ist, Gleichheit derjenigen Form der Wirklichkeit, die sie zu Dingen macht: von dem einfachen Begriffe dieses Seins haben wir zu beginnen. Dem Fortgang lassen wir seine Freiheit; nicht Alles läßt sich auf einmal sagen; der scheinbar einfache Inhalt der natürlichen Weltansicht, von der wir ausgehen, enthält dennoch verschiedene in einander verwickelte Fäden, von denen der eine nicht verfolgt werden kann, ohne zugleich andere zu rühren, deren eigner Verlauf vorläufig dahin gestellt bleiben muß; deshalb bittet der Anfang unserer Ueberlegungen, nicht durch Einwürfe gestört zu werden, deren Berücksichtigung die Fortsetzung nicht versäumen soll.

Erstes Kapitel.

Vom Sein der Dinge.

1. Einer der ältesten philosophischen Gedanken ist der Gegensatz eines wahrhaften und eines unwahrhaften Seins. Täuschungen der Sinne, welche Unwirkliches für Wirkliches zu nehmen verführten, ließen den Unterschied wahrnehmen zwischen dem, was nur uns erscheint, und dem, was unabhängig von uns ist; Beobachtungen der Dinge lehrten als bedingtes Dasein oder als Folge der Zusammensetzung kennen, was vorher einfach und auf sich beruhend schien; sie fanden unablässiges Werden da, wo man ruhiges sich selbst gleiches Beharren zu sehen gemeint. Bei diesen Gelegenheiten kam zu deutlichem Bewußtsein, was man unter jenem wahrhaften Sein verstanden hatte und nun in den Gegenständen dieser Beobachtungen vermißte: Unabhängigkeit nicht nur von uns sondern auch von allem Andern, Einfachheit und veränderungsloses Bestehen in sich selbst galten von jeher für seine Kennzeichen. Aber auch nur für Kennzeichen; denn diese Bestimmungen reichen wohl hin, das, wovon sie nicht gelten, von dem wahren Sein auszuschließen; aber das Sein selbst definiren sie nicht. Unabhängigkeit von unserem Vorstellen schreiben wir jeder Wahrheit zu; auch sie gilt an sich, wenn Niemand sie denkt; Unabhängigkeit von allem Andern behaupten wir nicht von jeder, aber von vielen Wahrheiten, die eines Beweises weder bedürftig noch fähig sind; zusammensetzungslose Einfachheit kommt jeder Einzelempfindung des Roth oder Süß zu, und ruhiges Bestehen in sich selbst, unzugänglich für jede Veränderung, ist recht eigentlich der Charakter jener Ideenwelt, die wir als ewig gültig aber als nicht seiend der Wirklichkeit entgegensetzen. Es fehlt also in den angeführten

Bestimmungen des Seins nicht nur überhaupt etwas, was wir gemeint aber nicht ausgedrückt haben, sondern dies Vermißte ist das Wesentlichste dessen, was wir suchen; wir verlangen noch zu wissen, was denn das Sein eben selbst ist, auf welches jene Bestimmungen angewandt werden konnten, um das wahrhafte von einem scheinbaren zu unterscheiden, oder worin jene Wirklichkeit liegt, durch welche ein unabhängig einfach und beharrlich Seiendes sich vor dem unwirklichen Denkbilde desselben unabhängigen einfachen und beharrlichen Inhalts auszeichnet.

2. Nun kann man auf diese Frage eine sehr einfache Antwort versuchen. Es scheint ganz natürlich, das Denken werde durch keines seiner Hülfsmittel, durch keinen Gedanken also, die wesentliche Eigenheit des wirklichen Seins durchdringen und erschöpfen, worin es ja selbst einen Gegensatz zu allem bloßen Gedachtsein findet. Höchstens erleben lasse sich in anderer Weise das wirkliche Sein, und mit Rücksicht auf solche Erlebnisse lasse sich dann noch Erkenntnißgrund aussprechen, welcher uns zwar nicht dazu nöthig [illegible] auf die unmittelbar erlebte Gegenwart des wirklichen Seins erst zu schließen, wohl aber uns berechtigt, die Wahrheit dieser erlebten Gegenwart gegen jeden Zweifel aufrecht zu erhalten. Man verzichtet daher darauf, durch Begriffe den Unterschied des wirklichen Seins von seinem eignen Begriffe klar zu machen; aber in der unmittelbaren sinnlichen Empfindung hat man stets den Erkenntnißgrund gesehen, der uns die Gegenwart des wirklichen Seins verbürgt. Auch nachdem die Gewohnheit des Zutrauens zu Beweisen und glaubhaften Mittheilungen sich gebildet hat, werden wir doch jeden entstandenen Zweifel dadurch zu beseitigen suchen, daß wir uns selbst aufmachen, um zu sehen oder zu hören, ob die Dinge sind und die Ereignisse geschehen, von denen man uns berichtet hat, und jeder Beweis beweist die Wirklichkeit seines Schlußsatzes nur, wenn außer der Richtigkeit seiner logischen Verkettung nicht blos die Denkwahrheit seiner ersten Prämissen sondern auch die zuletzt nur durch sinnliche Wahrnehmung gegebene Wirklichkeit ihres Inhalts feststeht. Es mag sein, daß auch die Empfindung zuweilen täuscht und Unwirkliches für Wirkliches gibt; dennoch ist für Wirklichkeit kein Zeugniß möglich außer ihr, da wo sie nicht täuscht; es mag ebenso zu bedenken bleiben, ob die Empfin-

dung uns das Wirkliche sehen läßt, so wie es ist; nur daß wirklich Seiendes ihr zu Grunde liegt, davon scheint sie uns zu überzeugen. Ich lasse beide Einwürfe jetzt dahingestellt; aber an den zweiten knüpft sich allerdings eine Schwierigkeit, deren wir sogleich zu gedenken haben.

3. Den Inhalt einfacher Empfindungen können wir von dem Empfinden derselben nicht so trennen, daß von beiden, nach ihrer Trennung, uns gesonderte und in sich vollständige Anschauungen übrig blieben: weder Roth Süß und Warm können wir so vorstellen, wie sie sein würden, wenn sie nicht empfunden würden, noch das Empfinden, wie es sein würde, wenn es keinen dieser einzelnen Inhalte empfände. Die Verschiedenheit der empfindbaren Inhalte und die anschauliche Bestimmtheit jedes einzelnen derselben erleichtern uns indessen doch den Versuch, den wir alle machen, das sachlich Untrennbare in Gedanken zu sondern: was wir empfinden, dies wenigstens erscheint uns unabhängig von unserer Empfindung als ein Etwas, dessen selbständige Natur von dem Empfinden nur anerkannt und aufgefunden wird. Nicht eben so leicht gelingt es, den andern Bestandtheil zu sondern, eben jenes Sein, welches uns von diesem Inhalt die wirkliche Empfindung, im Gegensatz zu der bloßen Erinnerung oder Vorstellung desselben versichern wollte. Es kann nichts schon in eben dieser einfachsten Bejahung oder Setzung liegen, die wir den empfindbaren Inhalten zuschrieben und durch die jeder das ist was er ist und von andern sich unterscheidet; durch diese Bejahung ist das Bejahte nur gültig als ein Bestandtheil der Welt des Denkbaren, aber es ist deshalb noch nicht wirklich, weil es in diesem Sinne Etwas und nicht ein bestimmungsloses Nichts ist; durch sie ist Roth ewig Roth und verwandt dem Gelb, nicht verwandt dem Warm oder Süß; aber diese Identität mit sich selbst und diese Verschiedenheit von Anderem gilt von dem unempfundenen Roth ebenso wie von dem empfundenen, und doch nur von dem letzteren sollte die Empfindung bezeugen, daß es sei. Außer jener einfachsten Bejahung aber ist den verschiedenen Empfindungsinhalten, abgesehen von dem Empfinden, welches sie auffaßt, Nichts gemeinsam; versichern wir daher von ihnen, sofern sie empfunden werden, ein Sein, das von dieser Bejahung verschieden ist, so ist dies Sein Nichts, was an der Natur des empfundenen Inhalts haftend von dem Empfinden nur anerkannt

und aufgefunden würde; es liegt vielmehr gänzlich in dem Empfundenwerden selbst, dem einzigen Unterschiede zwischen der wirklichen Empfindung des gegenwärtigen und der bloßen Vorstellung des abwesenden Inhalts. Nicht also, wie wir es Anfangs dachten, ein bloßer Erkenntnißgrund des wirklichen von ihr selbst noch verschiedenen und in seiner Eigenthümlichkeit noch angebbaren Seins wäre die Empfindung, sondern das Sein, das wir auf ihr Zeugniß hin den Dingen zuschreiben, bestände in gar nichts Anderem als darin, daß sie empfunden werden.

4. Gleichwohl ist diese Behauptung nur auf Standpunkten fortgeschrittener Ueberlegung gewagt worden, die wir später erreichen werden; die ursprüngliche Weltauffassung entzieht sich dieser Folgerung entschieden. Empfindung sei allerdings der einzige Erkenntnißgrund, der uns vom Sein überzeuge, und eben weil sie der einzige sei, entstehe der Irrthum leicht, was sie allein zeigen könne, bestehe auch nur in ihr; in der That sei das Sein jedoch unabhängig von seinem Erkanntwerden durch uns, und alle Dinge, von deren Wirklichkeit uns freilich nur die Empfindung belehre, werden fortfahren zu sein, wenn unsere Aufmerksamkeit sich von ihnen abkehrt und sie aus unserem Bewußtsein verschwinden. Nichts scheint nun selbstverständlicher als diese Behauptung, der wir ja alle beipflichten; dennoch muß die Frage sich wiederholen, was wir denn unter dem Sein der Dinge dann noch verstehen, wenn wir die einzige Bedingung aufheben, unter der es uns erkennbar wird? Die Dinge standen vor uns als Gegenstände unserer Empfindung und hierin allein bestand doch zunächst das, was wir ihr Sein nannten; was kann von ihm übrig bleiben, wenn wir von unserem Empfinden absehen? Was meinen wir eigentlich von den Dingen behauptet zu haben, wenn wir von ihnen sagen, daß sie seien ohne empfunden zu werden? oder was tritt dann, für die Dinge selbst, als Beweis Bekräftigung und Bedeutung ihres Seins an die Stelle der Empfindung, welche für uns Beweis Bekräftigung und Bedeutung desselben war? Ich werde die eigentliche Meinung dieser Fragen deutlicher machen, wenn ich zu den Antworten übergehe, welche auf sie die natürliche Weltansicht gibt; denn auch sie sucht allerdings die Ergänzung, welche wir vermissen. Sie findet sie zunächst darin, daß die Empfindung Anderer an die Stelle der hin-

wegfallenden unserigen tritt: die Menschen, welche wir verlassen, werden im Verkehr bleiben mit Anderen; Orte und Gegenstände, von denen wir uns entfernen, werden von Anderen gesehen werden, wie bisher von uns; darin besteht ihr Beharren im Sein, während sie aus unserem Empfinden verschwunden sind; ich glaube wenigstens, daß jeder von uns in sich eine Spur dieser ersten Vorstellungsweise finden wird, durch die wir unsere Frage freilich mehr hinausschieben als beantworten. Denn allerdings wiederholt sie sich sogleich: von jedem Bewußtsein eines Empfindenden sollte das Sein unabhängig sein; was ist es nun dann, wenn aus der ganzen Welt das Bewußtsein ausgelöscht und Niemand mehr vorhanden ist, der die Dinge erkennen könnte? Dann, antworten wir, werden sie doch noch immer unter einander in den Verhältnissen stehen, in denen sie standen, als sie Gegenstände der Wahrnehmung waren; jedes wird seinen Ort im Raume haben oder doch ihn wechseln; jedes wird von dem anderen Einflüsse zu erleiden oder auf andere deren auszuüben fortfahren; in diesen Wechselwirkungen wird das bestehen, woran die Dinge ihr von aller Beobachtung unabhängiges Sein besitzen. Ueber diese Vorstellungsweise kommt die natürliche Ansicht der Dinge kaum jemals hinaus; was an ihr unbefriedigend ist und worin sie Recht hat, versuchen wir jetzt zu überlegen.

5. Mit Unrecht erscheint sie in einem Punkte mangelhaft, über welchen sie nur eine ausschweifende Frage nicht beantworten kann, die wir uns entwöhnen müssen überhaupt aufzuwerfen. Alle jene Verhältnisse nämlich, in denen wir eben die Wirklichkeit der Dinge suchten, lassen sich ebensowohl als unwirkliche wie als wirkliche vorstellen; aber sie müssen selbst wirklich sein und nicht blos vorgestellt werden, wenn sie das Sein der Dinge und nicht blos die Vorstellung dieses Seins ausmachen sollen. Worin besteht nun oder wie entsteht diese Wirklichkeit dessen was an sich nur denkbar ist? Daß nun diese Frage unbeantwortbar und in sich widersprechend ist, bedarf keines ausführlichen Beweises: worin es eigentlich liegt und wie es zugeht oder gemacht wird, daß überhaupt etwas ist und nicht lieber Nichts ist und daß überhaupt etwas geschieht und nicht lieber Nichts geschieht, dies wird ewig unsagbar bleiben. Denn in der That, in welcher Form der Frage wir auch immer diese Neugier ausdrücken wollten,

immer würden wir deutlich die Voraussetzung machen, derjenigen Wirklichkeit zuvor, welche wir erklären wollen, gebe es doch schon eine zusammenhängende Wirklichkeit, in welcher aus bestimmten Gründen bestimmte Folgen und unter ihnen auch diese zu erklärende Wirklichkeit fließen müsse. Und dies keineswegs nur so, wie etwa eine Wahrheit als Folge aus andern entspringt, mit denen sie doch immer zugleich in ewiger Gültigkeit bestand, sondern ausdrücklich so, daß Wirkliches, vorher selbst unwirklich, aus anderem Wirklichen entstände. Alles mithin, was wir in der gegebenen Wirklichkeit finden, das Geschehen von Ereignissen, die Veränderung bestehender Verhältnisse, das Dasein von Beziehungspunkten, zwischen denen diese stattfänden, Dies alles müßten wir bereits voraussetzen, um die Entstehung der Wirklichkeit begreiflich zu machen. Diesen offenbaren Cirkel hat die gewöhnliche Ansicht vermieden und sie hat ihrerseits keinen andern dadurch begangen, daß sie die Wirklichkeit des Seins der Dinge auf die Wirklichkeit der Verhältnisse zurückführte, in deren Fortbestand sie den Sinn dieses Seins zu finden glaubte. Denn ihre Absicht konnte nicht sein, diesen allgemeinsten Begriff der Wirklichkeit zu zergliedern, dessen Bedeutung nur in der Empfindung erlebbar ist; sie konnte nur nachweisen wollen, was innerhalb dieses gegebenen Wunders der Wirklichkeit als das Sein der Dinge zu fassen und von anderen Beispielen derselben Wirklichkeit, von dem Bestehen der Verhältnisse selbst und von dem Geschehen der Ereignisse zu unterscheiden sei. Nur ob sie in diesem letzten Bestreben zum Ziel gekommen sei, bleibt die Frage.

6. Die Philosophie ist sehr einmüthig in der Verneinung derselben gewesen. Denn wie wollen wir über jene Verhältnisse denken, in deren Bestehen wir das Sein der Dinge finden möchten? Sind sie nur Erzeugnisse willkührlicher Combinationen, in denen unser Vorstellen die Dinge zusammenbringt, so würden wir unsern Zweck sowohl dann verfehlen, wenn die Dinge sich nach dieser unserer Willkühr richteten, als dann, wenn sie es nicht thäten. Wir würden im ersten Falle das von uns unabhängige Sein nicht finden, das wir doch suchten; der zweite würde uns noch deutlicher machen, daß in dem Sein der Dinge etwas liegen muß, was unsere Definition dieses Seins noch nicht umfaßte: eben das, wodurch sie im Stande sind

für sich zu sein und durch unsere veränderliche Auffassung ihres Seins nicht mit verändert zu werden. Gewiß verlangen wir daher, daß jene Verhältnisse, die wir voraussetzen, zwischen den Dingen selbst bestehen, auffindbar für unser Vorstellen, aber nicht von ihm erzeugt oder abhängig. Je mehr wir jedoch auf diese objective Wirklichkeit der Verhältnisse dringen, um so deutlicher machen wir das Sein jedes Dinges abhängig von dem Sein der anderen. Keines kann seinen Ort haben zwischen den übrigen, wenn diese nicht da sind, um es zwischen sich zu nehmen; keines kann wirken oder leiden, ehe die andern da sind, mit denen es Eindrücke austauschen soll; allgemein: damit irgend ein Verhältniß bestehe, scheinen zuerst die Beziehungspunkte, zwischen denen es stattfinden soll, in unabhängiger Wirklichkeit feststehen zu müssen; ein Sein der Dinge, völlig auf sich beruhend und eben durch diese Selbständigkeit Grund der Möglichkeit anzuknüpfender Verhältnisse, muß jedem als wirklich anzunehmenden Verhältnisse vorausgedacht werden. Dies ist das reine Sein, welches die Philosophie so oft gesucht hat; sie stellt es, von gleicher Bedeutung für alle Dinge, dem empirischen Sein gegenüber, welches, aus den verschiedenen eingegangenen Verhältnissen entsprungen, für jedes zweite Ding ein anderes ist, als für das dritte, und welches sie als eine später kommende Folge aus dem reinen Sein irgendwie abzuleiten hofft.

7. Ich möchte nun zeigen, daß die Hoffnung auf diesen metaphysischen Gebrauch des Begriffes vom reinen Sein eine Täuschung ist, und daß die natürliche Weltansicht, welche nicht von ihm spricht, hier der Wahrheit näher ist als dieser Anfang der Speculation. Von jedem Begriffe, der eine fruchtbare Verwendung zulassen soll, muß man verlangen, daß er das, was mit ihm gemeint ist, deutlich von dem zu unterscheiden erlaube, was mit ihm nicht gemeint ist. So lange wir das Sein der Dinge in der Wirklichkeit von Verhältnissen suchten, in welchen sie zu einander stehen, so lange besaßen wir an diesen Verhältnissen dasjenige, durch dessen Bejahung sich das Sein des Seienden von dem Nichtsein des Nichtseienden unterscheidet; je mehr wir aus dem Begriffe des Seins jeden Gedanken einer Beziehung entfernen, in deren Bejahung es bestände, um so mehr verschwindet die Möglichkeit dieser Unterscheidung. Denn an keinem Orte zu sein und keinen Platz in dem Zusammenhange anderer Dinge

zu haben, von keinem eine Einwirkung zu erleiden und an keinem ſich durch Ausübung irgend einer Wirkſamkeit zu verrathen: dieſe Beziehungsloſigkeit iſt genau das, worin wir das Nichtſein eines Dinges finden würden, wenn wir den Vorſatz hätten, es zu definiren. Es kann nicht helfen, einzuwerfen, daß nicht dies Nichtſein, ſondern das Sein gemeint war; denn daran zweifeln wir ja gar nicht, daß nur auf das letztere die Abſicht unſerer Definition ging: erreicht aber iſt dieſe Abſicht nicht, ſo lange dieſelbe Definition das Gegentheil deſſen mit umfaßt, was wir durch ſie umfaſſen wollten. Man wird freilich fortfahren, auch dieſen Vorwurf zurückweiſen zu wollen: wenn man, ausgehend von der Vergleichung des mannigfaltigen empiriſchen Seins, alle die Verhältniſſe weglaſſe, auf denen die Unterſchiede deſſelben beruhen, ſo bleibe als reines Sein nicht die bloße Beziehungsloſigkeit, ſondern dasjenige zurück, dem dieſe Beziehungsloſigkeit ſelbſt nur als Prädicat dient, und das, auf ſich beruhend und ſelbſtändig, ſich durch dieſen ſchwer zu bezeichnenden poſitiven Zug ſtets von dem Nichtſein unterſcheide. Allerdings pflegen wir von dem Nichtſeienden oder dem Nichts dieſe und ähnliche Ausdrücke nicht zu brauchen, aber eigentlich doch mit Unrecht, ſo lange wir ſie doch auf jenes reine Sein anwenden; verſtändlichen Sinn haben ſie alle nur, weil wir bereits in dem Gedanken an mannigfache Verhältniſſe leben, innerhalb deren das Seiende Gelegenheit hat, durch ein beſtimmtes Verhalten zu zeigen, was ſeine Selbſtändigkeit und ſein Beruhen auf ſich ſelbſt bedeutet; laſſen wir dieſen Nebengedanken fallen, ſo können alle jene Ausdrücke in der völligen Leere ihrer Bedeutung, der ſie dann anheimfallen, unbedenklich auf das Nichts ebenſo gut wie auf das Seiende angewandt werden, denn in der That, Unabhängigkeit von allem Andern, Beruhen auf ſich ſelbſt und völlige Beziehungsloſigkeit gilt von ihm nicht minder als von jenem.

8. Man wird ungeduldig entgegnen, es bleibe doch ewig der Unterſchied, daß das beziehungslos Seiende ſei und das gleich beziehungslos Nichtſeiende nicht ſei; unſere ſpitzfündige Erörterung aber widerſpreche blos dem, was wir ſelbſt bereits zugeſtanden hatten. Denn was Sein, im Sinne der Wirklichkeit und im Gegenſatz zum Nichtſein bedeute, ſei eben undefinirbar und nur zu erleben; die ſo gewonnene Erkenntniß ſetze den Begriff vom reinen Sein, als den

positiven Bestandtheil desselben, nothwendig und mit Recht voraus; man habe daher nicht mehr die Aufgabe, Sein vom Nichtsein zu unterscheiden, sondern nur noch die, innerhalb des Seins durch Verneinung aller Beziehungen das reine Sein zu isoliren, das zur Möglichkeit des Eintretens in irgend welche Beziehungen vorausbestehen muß. Mit der Bildung dieses Begriffes vom reinen Sein befinde sich daher das Denken ganz in seinem Rechte, obgleich es für dasjenige, was es für seine positive Bedeutung ansieht, nur einen Namen, auf dessen Verständlichkeit zu rechnen sei, nicht aber eine Beschreibung anbieten könne. Aber zur Antwort hierauf muß ich erinnern, daß ich keineswegs die Rechtmäßigkeit der Bildung dieses Begriffes, sondern nur die Zulässigkeit des metaphysischen Gebrauches bestritt, den man von ihm zu machen beabsichtigt, und den Sinn dieser Unterscheidung will ich zunächst an Beispielen verdeutlichen. Körper bewegen sich im Raume mit verschiedenen Geschwindigkeiten und nach verschiedenen Richtungen; ohne Zweifel ist unser Denken berechtigt, mit willkührlicher Auswahl in diesen verschiedenen Beispielen bald dieses bald jenes Gemeinsame einseitig festzuhalten und so den Begriff der Richtung ohne Rücksicht auf Geschwindigkeit, den der Geschwindigkeit abgesehen von der Richtung, endlich den der Bewegung als einer Veränderung des Ortes zu schaffen, welcher Richtung und Geschwindigkeit unerwähnt läßt. Jede dieser Abstractionen ist völlig legitim gebildet; jede erlaubt auch, in bescheidenen Grenzen, ihre verschiedenen Beispiele im Denken so zu verknüpfen, daß ein Gewinn neuer Einsicht daraus ableitbar wird; gleichwohl gestattet keine dieser Abstractionen unmittelbar und für sich allein eine Anwendung auf Wirkliches, ohne vorher mit den andern wieder verbunden worden zu sein, von denen unser Denken sie mit willkührlicher Benutzung seines Sonderungsrechtes getrennt hatte. Geben wird es nie eine Geschwindigkeit, die keine Richtung hätte, geben keine Richtung a b im eigentlichen Sinne des Wortes Richtung, ohne eine Geschwindigkeit, die von a nach b und nicht von b nach a führt; geben endlich nie eine Bewegung, die noch ohne Richtung und Geschwindigkeit Veränderung des Ortes wäre und erst später diese beiden Bestimmungen annähme. Was wir hiermit ausdrücken, ist nicht ganz aber im Wesentlichen nur die wohlbekannte Wahrheit, daß Allgemeinbegriffe nicht in ihrer All-

gemeinheit, ſondern erſt dann auf Wirkliches anwendbar ſind, wenn jedes ihrer unbeſtimmt gelaſſenen Merkmale wieder zu völlig individueller Beſtimmtheit beſchränkt worden iſt, oder, um es paſſender für unſern Fall auszudrücken, wenn zu jedem für die vollſtändige Definition nöthigen Theilbegriff, falls er eine Beziehung ausdrückt, auch der Beziehungspunkt wieder ergänzt wird, dem dieſe gilt.

9. Ganz ebenſo nun denken wir von dem Begriffe des reinen Seins; er iſt eine völlig legitim gebildete Abſtraction, welche das Gemeinſame zu umfaſſen ſucht, was in vielen Beiſpielen des Seins als Unterſchied vom Nichtſein liegt. Wir ſchätzen dieſe Abſtraction nicht darum geringer, weil ſie, bei der Einfachheit ihres Inhaltes, es nur zu einer wörtlichen Bezeichnung dieſes geſuchten Gemeinſamen, nicht aber zu einer aufbauenden Conſtruction deſſelben bringen kann; aber eine Anwendung auf Wirkliches läßt auch ſie nicht ohne Weiteres zu. So wenig Bewegung an ſich geſchehen kann, wie ſie vielmehr immer nur in Geſtalt beſtimmt gerichteter Geſchwindigkeit vorkommt, ebenſo kann das reine Sein nicht in Wirklichkeit ſo für ſich vorangehen oder zu Grunde liegen, daß aus ihm auf irgend eine Weiſe ſecundär, als Folge oder als Modification, das mannigfach beſtimmte empiriſche Daſein flöſſe. Nur latent in dieſen ſeinen Beiſpielen iſt es wirklich, in jeder dieſer beſtimmten Daſeinsformen, die lediglich in dem Syſtem unſerer Begriffe als ſpäter kommende ihm untergeordnete Arten auftreten. Eben dies hatte die natürliche Weltanſicht richtig gefühlt; auch ſie wußte, daß es im Denken möglich ſei, die überall gleiche Bejahung von den Verſchiedenheiten der mannigfachen Beziehungen zu ſondern, welche durch ſie in den verſchiedenen Beiſpielen des Seins bejaht werden, ebenſo wie man die überall gleiche Bedeutung der Größe von den verſchiedenen Zahlen und Ausdehnungen ſondern kann, die ihr unterzuordnen ſind; mit Recht aber hielt ſie auch daran feſt, daß dies ſo geſchaffene reine Sein nicht als reines, ſondern nur in den verſchiedenen Beiſpielen Wirklichkeit hat, in denen es latent enthalten iſt, ganz gleich der Größe, die nie als reine Größe, ſondern nur als dieſes oder jenes beſtimmte Quantum irgend eines Etwas vorkommt.

10. Die Weitläuftigkeit dieſer Erörterung, welche zu einem ſcheinbar ſo einfachen Ergebniß führt, muß die Folge rechtfertigen;

ich halte es nicht für unnütz, denſelben Gedanken noch einmal in anderer Form zu wiederholen. Unbedingte und nicht zurücknehmbare Poſition oder Setzung pflegt man jenes reine Sein noch zu nennen, wenn man wenigſtens durch eine Mannigfaltigkeit der Bezeichnungen verſtändlicher machen will, was keine erklärende Zergliederung zuläßt. Man bemerkt leicht, daß dann dieſe beiden Ausdrücke in einer Weite der Bedeutung gebraucht werden, durch welche ſie zu unvollſtändigen Gedanken werden; denn beide wollen verſinnlichend durch Erinnerung an ihre eigentliche Bedeutung wirken; ſie werden daher unklar und zweideutig, wenn man ausdrücklich das wieder verneint, worauf ihre eigentliche Bedeutung beruht. Setzung oder Poſition in ihrem eigentlichen Sinne verlangt nicht nur die Angabe deſſen, was geſetzt wird, ſondern auch etwohin muß dies geſetzt werden, in irgend einen Ort, in irgend eine Lage, die das Reſultat der Setzung iſt und die geſchehene von der nicht geſchehenen unterſcheidet; man würde ſich alſo kurzer Hand wieder zur Angabe von Verhältniſſen zurückgewieſen finden, um dieſer Setzung, dem reinen Sein, den Sinn zu geben, durch den ſie ſich von der Nichtſetzung, dem reinen Nichtſein, unterſchiede. Was man dagegen hier unterzuſchieben pflegt, die ſchlechthinnige Setzung, welche von jeder durch ſie geſchaffenen Beziehung abſieht, bleibt eine Abſtraction, welche nur die Abſicht des Denkenden ausdrückt, Sein und nicht Nichtſein zu denken, dagegen gefliſſentlich die Bedingungen aufhebt, unter denen dieſe Abſicht ihr Ziel und nicht das Gegentheil ihres Zieles erreicht. Es würde auch gar Nichts helfen, immer wieder darauf zurückzukommen, daß doch durch dieſe That der Setzung die ſehr wohlverſtändliche obgleich nicht weiter analyſirbare Vorſtellung einer Gegenſtändlichkeit geſchaffen werde, die nur dem Seienden, aber nicht dem Nichts beigelegt werden kann. Denn, von Anderem abgeſehen, wenn man in der That nicht blos die Handlung ſchlechthinniger Setzung überhaupt ausführte, ſondern durch ſie einen beſtimmten Inhalt ſetzte, jedoch ohne hinzuzufügen, welches Verhalten oder welche Beziehungen für den Gegenſtand die Frucht dieſer Setzung wären, ſo würde hierdurch allein das Geſetzte unſerem Bewußtſein noch immer nur als ein Inhalt gegenüberſtehen, der Etwas bedeutet und ſich von Anderem unterſcheidet, aber nicht als ein ſolcher der iſt im Gegenſatz zum Nichtſeienden. Das wirkliche

Sein, unterſchieden von der bloßen Gültigkeit des Denkbaren, kann nie durch dieſe ſchlechthinnige Setzung, ſondern nur durch Hinzudenken derjenigen Beziehungen erreicht werden, in welche geſetzt zu ſein eben den Vorzug der Wirklichkeit vor der Denkbarkeit ausmacht. Die andere allgemeine Bedeutung, welche die Ausdrücke Poſition und Setzung angenommen haben, erläutert daſſelbe Verhalten. Man kann nicht Etwas ſchlechthin, ſondern nur den Inhalt eines Satzes bejahen, nicht ein Subject, ſondern nur an einem Subjecte ſein Prädicat. Nun iſt es pſychologiſch ſehr begreiflich, daß man von jeder Handlung des Bejahens ein Ergebniß erwartet, welches dem Denken gegenſtändlich und bleibend gegenüberſteht, während alles Verneinen die entgegengeſetzte Erwartung einſchließt, Etwas werde verſchwinden, was vorher ihm ſo gegenüberſtand. Ganz natürlich werden wir daher zu der Täuſchung verführt, als läge in der Abſicht und dem guten Willen der Bejahung eine ſchöpferiſche Kraft, die, wenn ſie auf kein beſtimmtes Prädicat gerichtet ſondern ſchlechthin ausgeübt werde, dies allgemeine und reine Sein erzeugte, das allem beſtimmten Sein zu Grunde läge; aber in der That bringt die Bejahung das Prädicat nicht hervor auf welches ſie fällt und ſie könnte eben ſo gut, obgleich pſychologiſch nicht eben ſo natürlich, das Nichtſein der Dinge behaupten, wie ihr Sein; das geſuchte Sein der Dinge kann daher nicht in ihrer Bejahung ſchlechthin, ſondern nur in der Bejahung ihres Seins gefunden werden. So kehren wir zu der Nothwendigkeit zurück, zuerſt den Sinn dieſes Seins zu beſtimmen, damit das vorhanden ſei, worauf die Bejahung fallen kann, und dieſe Beſtimmung wiſſen wir, die jetzt wenigſtens, nur durch Vorausſetzung von Beziehungen auszuführen, in deren Wirklichkeit das Sein des Seienden im Gegenſatz zu dem Nichtſein des Nichtſeienden beſteht.

11. Noch aus einem andern Grunde würde ich die beiden Ausdrücke vermeiden, die ich hier erörterte: Poſition und Setzung ſind beide ihrer Wortform nach Benennungen von Handlungen. Nun mag es geringfügig erſcheinen, aber ich halte es dennoch für wichtig, in der Wahl philoſophiſcher Bezeichnungen vorſichtig zu ſein und nicht Worte zu benutzen, die faſt unvermeidlich einen für die Behandlung der Sachen ſtörenden Nebenbegriff mit ſich führen. Und in unſerem Falle ſind die befürchteten Nachtheile nicht ausgeblieben;

man hat zwar nicht geglaubt, eine Setzung vollziehen zu können, die Sein erzeuge, aber immer gesellte sich doch zu der Anwendung des Wortes die Vorstellung, durch eine ähnliche Handlung, von wem sie auch ausgegangen sein möge, sei dies uns wunderbar gegebene Sein entstanden und man werde dann in seinen wahren Begriff eindringen, wenn man im Denken diese Geschichte seiner Entstehung wiederhole. Von Wichtigkeit wird uns dieser Irrthum, wenn wir zu dem Vorwurf zurückkehren, welcher der natürlichen Weltansicht gemacht wird: indem sie das Sein jedes Dinges in seinen Beziehungen zu anderen suche, lasse sie kein unbedingtes Element der Wirklichkeit zurück, das nicht andere zu seiner Voraussetzung hätte. Könne a nur sein in Beziehung auf b, so müsse b zuvor sein; sei b nur in Beziehung auf c, so müsse auch c ihm vorangehen, und wenn ein letztes Element z vielleicht nicht von noch anderen, sondern von dem ersten a abhinge, so würde dies nur noch mehr die Hinfälligkeit einer Construction der Wirklichkeit deutlich machen, welche nun das Sein von a zu der eignen Voraussetzung dieses Seins machen müsse. Aber diese ganze Verlegenheit könnte doch nur demjenigen begegnen, dessen Aufgabe es wäre, eine Welt zu machen, und auch ihm nur dann, wenn eine Beschränktheit seiner Wirkungsweise ihn hinderte, Vieles gleichzeitig zu schaffen und ihn nöthigte, in einem Zeitverlaufe von der Herstellung des einen Elementes zu der des anderen überzugehen; dann freilich würde, wenn Sein nur in der Wirklichkeit von Beziehungen besteht, a nicht so lange für sich allein feststehen, bis die schaffende Hand die Bedingung seines Seins durch die Nacherzeugung von b ergänzt hätte. Aber was würde uns berechtigen, auf die Vorstellung dieser hervorbringenden Thätigkeit diese Gewohnheit unseres Denkens zu übertragen, das allerdings, wenn es Beziehungen vorstellt, von einem Beziehungspunkte zum andern übergeht? warum sollten wir nicht annehmen, daß vielmehr in einer Handlung sowohl die Dinge als die Beziehungen zwischen ihnen geschaffen würden, so daß keines von ihnen, eine Zeit lang gleichsam grundlos schwebend, auf die nachträgliche Erfüllung seiner Wirklichkeitsbedingungen zu warten brauchte? Lassen wir indessen die weitere Ausmalung eines Vorgangs, der eben nicht zu den Gegenständen möglicher Untersuchung gehört; wir haben nicht zu ermitteln, auf welchem Wege die Wirk-

lichkeit der Dinge zu Stande gebracht worden ist, sondern nur zu zeigen, als was sie gedacht und anerkannt werden müsse, nachdem sie auf unbegreifliche Weise gegeben ist; nicht eine Welt zu machen haben wir, sondern nur unsere Begriffe so zu ordnen, daß sie dem Thatbestande der vorhandenen ohne Widerspruch entsprechen. Mag man nun einen solchen Widerspruch in dem Gedanken einer schaffenden Position suchen, die Seiendes in gegenseitiger Beziehung und doch nur nach einander setzen könnte, so liegt dagegen keiner in der Anerkennung einer vorhandenen Welt der Wirklichkeit, deren sämmtliche Elemente thatsächlich in einer Spannung gegenseitiger Bezogenheit sich so befinden, daß wir nur in dieser den Sinn ihres Seins und dessen Unterschied vom Nichtsein erkennen können.

11. Die vorigen Betrachtungen enthalten gegen die metaphysische Lehre Herbarts einen Einwand, über welchen ich einiges erläuternd hinzufügen muß. Natürlich hat Herbart nie den unphilosophischen Gedanken gehabt, die unzurücknehmbare Position, in welcher er das wahre Sein der Dinge fand, sei eine noch auszuübende Thätigkeit; auch für ihn war sie eine anzuerkennende Thatsache, über deren Zustandekommen um so weniger etwas zu sagen war, als sie ihm, nach seiner eignen Meinung unbedingt und unveränderlich, jede Frage nach Herkunft und Ursprung ausschloß. Aber eine gewisse Zweideutigkeit scheint mir in dem Gebrauche dieser Bezeichnung einer unzurücknehmbaren Position zu liegen. Zweierlei kann man verlangen. Angenommen zuerst, wir besäßen zweifellos den richtigen Begriff des Seins, so würden wir uns in seiner Anwendung hüten müssen, ihn irgend einem Inhalt beizulegen, dessen genauere Betrachtung ihm widerspräche; Nichts darf uns also nöthigen, die von uns vollzogene Bejahung oder Position zurückzunehmen, durch welche wir anerkannten, jene nicht von uns zu vollziehende Position, in der das wahre Sein besteht, sei irgendwo vorhanden gewesen. Sind wir dagegen erst bemüht, den richtigen Begriff des Seins auszubilden, nach dessen Anwendungsgegenständen wir uns später umsehen wollen, so haben wir ihn so zu gestalten, daß er vollkommen das ausdrückt, was wir mit ihm meinten und meinen mußten; Nichts darf uns daher nöthigen, die Anerkennung wieder zurückzunehmen, in den von uns gefundenen Bestimmungen sei die wahre Natur derjenigen Position erfaßt, welche

wir nicht zu machen, ſondern als das uns gegebene Sein anzunehmen haben. In beiden Fällen alſo handelt es ſich nur um eine Pflicht, die unſerem Verfahren im Denken obliegt; keine der beiden Behauptungen, hierin beſtehe das Sein oder hier finde es ſich, ſollen wir als voreilige und irrige zurücknehmen müſſen; über die Natur des Seins ſelbſt aber wird durch beide Forderungen Nichts entſchieden und es verſteht ſich nicht von ſelbſt, die von uns nicht zu vollziehende Poſition, in welcher das Sein beſteht, ſei an ſich ſelbſt eben ſo unzurücknehmbar, wie unſere Gedanken über ſie ſein ſollen. Die gewöhnliche Weltanſicht macht für das Sein, am Anfang wenigſtens, dieſen Anſpruch in der That nicht; die Feſtigkeit des Seins, welche ſie den Dingen zuſchreibt, reicht nur ſo weit, daß ſie als relativ beſtändige Punkte für den Anſatz der Erſcheinungen und das Ausgehen der Ereigniſſe dienen; fände aber dieſe Anſicht einmal Grund, von einem Dinge zu behaupten, es ſei *geweſen*, ſo würde ſie trotz dieſem Widerruf ſeines Weiterbeſtehens dennoch meinen, ſo lange es geweſen ſei, habe es ganz eben das echte und wahre Sein genoſſen, neben dem es kein anderes der Art nach gibt. Ich laſſe für den Augenblick Recht und Unrecht einer ſolchen Meinung dahin geſtellt; Herbart entſchied ſich völlig gegen ſie. Das wahre Sein werde nur dann unwiderruflich richtig gedacht, wenn es ſelbſt als eine völlig unwiderrufliche Poſition gefaßt werde; dieſe nothwendige Forderung aber entbielt ihm die andere, jede Beziehung eines Dinges zum andern, die zu ſeinem Sein nöthig wäre, auszuſchließen, und nur in der reinen beziehungsloſen von uns nicht auszuübenden ſondern anzuerkennenden Setzung das zu finden, was wir das wahre Sein nennen. Je weniger ich nun aus unſerer Pflicht, eine nicht wieder aufzuhebende Erkenntniß des Wirklichen zu ſuchen, die Folgerung herleiten kann, daß ihr Gegenſtand ſelbſt unaufheblich ſein müſſe, um ſo weniger kann ich dieſe Ueberzeugung Herbarts für ſelbſtverſtändlich halten; ſie iſt eine metaphyſiſche Lehre, über welche ich noch ſpäter öftere Gelegenheit haben werde, Zuſtimmung und Bedenken zu äußern, und die ich jetzt nur in Betreff des einen Punktes in Betracht ziehen wollte, der uns eben beſchäftigt. Um den Zuſammenhang unſerer Gedanken nicht zu verlieren, erinnere ich noch einmal daran, daß wir den Begriff eines reinen völlig beziehungsloſen Seins zwar richtig

gebildet, aber völlig unanwendbar fanden; er galt uns nur als Ausdruck oder Bezeichnung jener allgemeinſten Bejahung, welche allerdings in jedem Sein vorhanden iſt und es vom Nichtſein unterſcheidet; aber wir behaupteten, daß eben dieſe Bejahung niemals für ſich allein, ſondern nur fallend auf beſtimmte Beziehungen das Sein des Wirklichen ausmacht, daß alſo dies reine Sein weder ſelbſt iſt, noch als nackte Poſition eines beziehungsloſen Inhalts die Wirklichkeit deſſelben bildet, noch anders als mit Unrecht den Namen eines Seins überhaupt führt.

13. Wie das empiriſche oder beſtimmte Sein aus dem reinen Sein hervorgehe, darüber haben die früheren Anſichten, die von der Selbſtändigkeit des letzteren ausgingen, nur bildlich und unvollkommen ſich geäußert; die wünſchenswerthe Klarheit der Vorſtellungen treffen wir bei Herbart. Nicht in mythiſcher Vergangenheit liegt hier das reine Sein zurück; jedes einzelne Ding genießt es fortwährend; denn jedes iſt durch eine allen Beziehungen fremde und ihrer unbedürftige Poſition; nur eben die völlige Gleichgültigkeit der Dinge gegen alle Beziehungen erlaube es ihnen, in mancherlei derſelben zu einander einzutreten, deren keine dann ihrem Sein etwas hinzufüge oder es mindere; aus dieſem ihnen unweſentlichen Verkehr zwiſchen ihnen entſpringe die bunte Mannigfaltigkeit dieſes Weltlaufes. Von der Zuläſſigkeit dieſer Vorſtellungsweiſe kann ich mich nicht überzeugen. Nehmen wir an, ein Element a befinde ſich wirklich, unbeeinflußt von anderen und ohne Rückwirkung auf andere, im Genuß dieſer beziehungsloſen Poſition ſeines Seins, ſo widerſtrebt es freilich dem Begriffe dieſes Seins nicht, ſpäter mit ihm die Vorſtellungen von Beziehungen zu verknüpfen; aber in Wirklichkeit kann dasjenige niemals in Beziehungen treten, was vorher in keinen ſtand. Denn nicht in Beziehungen überhaupt könnte a eintreten, ſondern in jedem Augenblick nur in die beſtimmte Beziehung m und gegen das beſtimmte Element b, mit Ausſchluß jeder anderen Beziehung μ gegen daſſelbe Element. Ein Grund muß deshalb vorhanden ſein, welcher in jedem Einzelfalle nur die Verwirklichung von m und nicht die eines beliebigen μ geſtattet und herbeiführt. Da aber a gleichgültig gegen jede Beziehung iſt, ſo kann in ſeiner eignen Natur weder der Grund für dieſes beſtimmte m, noch überhaupt der Grund liegen,

mit b und nicht mit c in ein früher nicht bestandenes Verhältniß einzutreten: man kann daher die Entscheidung hierüber nur in irgend einer früheren Beziehung l suchen, welche, wie gleichgültig sie auch a und b sein mochte, dennoch zwischen ihnen thatsächlich bestand. Hätten a und b, jedes in seinem reinen Sein verharrend, noch gar nicht zu dieser empirischen nach tausenderlei Beziehungen geordneten Wirklichkeit gehört, so würden sie auch niemals aus ihrer ontologischen Verborgenheit herausgekommen und in den Zusammenhang dieser Welt verflochten worden sein: denn etwo im Raume, etwann in der Zeit und etwoher der Richtung nach müßte dieser Eintritt doch geschehen sein, und alles Dies würde auf einen bestimmten Ort außerhalb der Welt hindeuten, den die Dinge nach einer bestimmten Seite hin verlassen hätten; so scheinbar außerhalb der Welt in das reine Sein gestellt, würden daher die Dinge doch schon früher nicht außerhalb aller Beziehungen zur Welt sondern nur in anderen und loseren anstatt der späteren engeren gestanden haben. Und ebenso unmöglich würden sie ganz dem Netze der Beziehungen wieder entfliehen können, in welches sie sich einmal verwickelt hätten. Mit einigem Schein zwar könnte man vorbringen: da die Beziehungen der Dinge uns für mannigfach und veränderlich gelten, so hafte das Sein an keiner einzelnen von ihnen und darum an keiner überhaupt: es könne dem Dinge deshalb nicht verloren gehen, wenn wir nach und nach alle seine Beziehungen verschwinden lassen. Aber man würde hiermit doch nur die Verwechselung der Beständigkeit eines Allgemeinbegriffs mit der Wirklichkeit seiner einzelnen Beispiele wiederholen; auch die Farbe ist nicht nothwendig grün oder roth, aber sie ist nicht mehr, wenn sie keine von diesen verschiedenen ist. Wäre es denkbar, was ich hier dahingestellt lassen muß, daß alle Beziehungen eines Dinges aufgehoben würden, ohne daß durch die Aufhebung selbst deren neue entständen, so könnten wir hierin nicht die Rückkehr des Dinges in sein reines Sein, sondern nur den Untergang in das Nichtsein finden. Begreiflich ist uns daher kein Uebergang zwischen Beziehungslosigkeit und Beziehung, sondern nur ein solcher von einer Form der Beziehung zu einer andern, und eine Annahme, welche ausdrücklich in einem beziehungslosen Gesetztsein der Dinge ihr wahres Sein fände, scheint uns zugleich den Begriff dieser Dinge unbrauchbar zu

dem Dienſte der metaphyſiſchen Welterklärung zu machen, zu deren Ermöglichung die Vorausſetzung ihres Vorhandenſeins überhaupt nur gemacht wird.

14. Es bleibt ein Ausweg übrig: an ſich zwar, könnte man ſagen, ſei das reine Sein allen Beziehungen fremd und jedes Ding, um zu ſein, dieſer völlig unbedürftig; aber eben, weil jedes gegen ſie gleichgültig ſei, ſo hindere auch Nichts die Annahme, daß der Eintritt aller Dinge in Beziehungen thatſächlich längſt erfolgt ſei; keines ſei übrig geblieben, das ohne dieſe ihm gleichgültigen Beziehungen ſich wirklich noch ſeines reinen Seins erfreue, und in dieſer Geſtalt liege ihre Geſammtheit dem veränderlichen Weltlauf zu Grunde. Oder richtiger natürlich: nicht irgend einmal in der Vorzeit ſei dieſer Eintritt in Beziehungen geſchehen, den wir ja undenkbar fanden, ſondern von jeher habe jedes Ding in ihnen geſtanden und keines jemals das reine Sein genoſſen, das ſeiner Natur möglich geweſen wäre. In dieſer Umformung würde jedoch der Gedanke weſentlich mit demjenigen zuſammenfallen, was wir ihm gegenüber behaupteten; er würde nichts Anderes ſagen als: es könnte zwar ein reines Sein geben, in welchem Dinge, vereinzelt und jedes auf ſich beruhend, ohne alle gegenſeitige Beziehung auf einander, dennoch wären; aber es gibt dieſes Sein nicht, ſondern an ſeiner Stelle nur jenes mannigfach beſtimmte empiriſche Sein, in deſſen jeder einzelnen Form es, latent, vorhanden iſt. Nichts würde uns dann von dieſer Anſicht noch trennen, als der erſte Theil ihrer Behauptung, falls ſie ihn feſthielte: ein Sein, welches es zwar geben könnte, aber nicht gibt, würde für uns eben kein Sein und ſein Begriff nur den Begriff einer Denkmöglichkeit aber nicht den jener Wirklichkeit bedeuten, von der allein die Metaphyſik ſprechen will. Leugnen würden wir dabei freilich noch immer, daß es dieſes reine Sein anderswo als in unſern Gedanken auch nur geben könnte: ſeine Vorſtellung gilt uns nur für eine Abſtraction, die im Denken allein die gemeinſame Bejahung alles Wirklichen von den beſonderen Formen der Wirklichkeit abtrennt, auf welche fallend ſie allein ſelbſt eine Wirklichkeit iſt.

Zweites Kapitel.

Von der Qualität der Dinge.

15. Nur in der Wirklichkeit gewiſſer Beziehungen des einen zum andern fand bisher die natürliche Weltanſicht das Sein der Dinge. Nach zwei Richtungen werden wir daher weiter getrieben. Wir können zuerſt nach der eigenthümlichen Natur dieſer Beziehungen fragen, in deren Bejahung das Sein liegen ſoll; ihre Beſtimmung würde dann eine Anzahl von Bedingungen geben, denen dasjenige genügen muß, was Ding ſein ſoll; wir empfinden anderſeits gleichſtark das Bedürfniß, zuerſt in dem Begriffe des Dinges das Subject zu ſuchen, das im Stande wäre, in die vorausgeſetzten Beziehungen einzutreten. Weder die Ordnung dieſer Fragen halte ich für unvertauſchbar, noch iſt es überhaupt möglich, ihre Beantwortung völlig aus einander zu halten; es mag für erlaubte Willkühr der Darſtellung gelten, wenn ich die zweite Form der zuſammenhängenden Aufgabe voranſtelle. Auch ſie läßt noch eine doppelte Deutung zu. Denn wenn wir von dem Weſen der Dinge ſprechen, ſo meinen wir mit dieſem Ausdruck bald das, wodurch die Dinge ſich unterſcheiden und jedes das iſt, was es iſt, bald dasjenige, wodurch ſie alle Dinge ſind im Gegenſatz zu dem was nicht Ding iſt. Auch dieſe beiden Fragen hängen offenbar ſehr eng zuſammen, und es kann ſcheinen, als ſei die Erwähnung der erſten für uns überflüſſig. Denn beſchreiben ſoll doch die Ontologie nicht die eigenthümlichen Inhalte, durch welche die mannigfachen Dinge ſich wirklich unterſcheiden; nur allgemein würde ſie dasjenige zu bezeichnen haben, auf deſſen möglichen Verſchiedenheiten Unterſchiede der Dinge beruhen können; dies aber ſcheint ſie eben damit zu leiſten, daß ſie den ge-

meinsamen Bau der Dingheit aufsucht, welcher ja nothwendig auch Begriff und Natur dessen einschließt, durch dessen Besonderung jedes einzelne sein, was es ist, und von anderen sich abgrenzen kann. Die Fortsetzung unserer Betrachtungen mag es jedoch rechtfertigen, daß wir zur Beantwortung dieser zweiten Frage uns durch einen Versuch zur vorgängigen Beantwortung der ersten treiben lassen.

16. Auf welche Veranlassungen hin die Vorstellung des Dinges psychologisch in uns entstanden sei, ist für unsere gegenwärtigen Zwecke vollkommen gleichgültig; nachdem sie einmal entstanden und wir alle sie in unserer natürlichen Weltansicht nicht los werden können, handelt es sich für uns einzig darum, zu wissen, was wir mit ihr meinen, und ob wir Gründe haben, sie so, wie sie ist, festzuhalten oder aufzugeben. Verbürgt war uns nun die Gewißheit eines Seins nur durch die sinnliche Empfindung; durch sie freilich zu gleicher Zeit auch die Gewißheit des eignen Seins neben der des fremden; aber es ist nöthig, die Rücksicht auf das empfindende Subject hier vorläufig zu vergessen; denn auch die natürliche Weltansicht vergißt sie zuerst ganz und versenkt sich völlig in den empfundenen Inhalt, dessen Offenbarung an uns ihr hier noch für eine selbstverständliche Thatsache gilt. Nur in der sinnlichen Empfindung kann sie daher außer der Gewißheit vom Sein auch den Inhalt dessen suchen, was ist; dennoch fällt ihr von allem Anfang an dieser empfundene Inhalt keineswegs identisch mit demjenigen zusammen, was sie in ihm als das Seiende betrachtet. Erst spätere Ueberlegungen versuchen die Behauptung, was wir für die Wahrnehmung eines Dinges halten, sei niemals mehr als eine Vielheit gleichzeitiger Empfindungen, durch Nichts zusammengehalten, als durch die Gleichheit des Ortes, an dem sie uns erscheinen und durch die Einheit unseres Bewußtseins, das sie in seiner Anschauung verbindet. Die natürliche Weltansicht urtheilt niemals so: allerdings ist für sie ein Ding süß roth und warm, aber es ist nicht Süße Röthe und Wärme allein; obgleich in diesen sinnlichen Inhalten Alles liegt, was wir von seinem Wesen erfahren, so läßt doch dies Wesen sich nicht ohne Rest in sie auseinanderlegen; man müßte, um den Sinn der Meinung zu treffen, ihre Bezeichnungen, grammatisch gesprochen, als Objecte zu einem transitiven Sinne jenes ist hinzuconstruiren, das die Sprache nur intransitiv

zu brauchen pflegt; die anderen Redewendungen: das Ding schmecke süß oder es sehe roth aus, machen deutlicher, wie in der Mitte dieser Prädicate, als ihr Subject oder ihr wirksamer Ausgangspunkt, das Ding gedacht wird und seine Einheit nicht identisch mit ihrer Vielheit ist. Diese Vorstellung, wie wenig auch immer zur Klarheit ausgebildet, liegt unserem praktischen Verhalten überall zu Grunde, wo wir in die Außenwelt eingreifend die Dinge zu erfassen zu gestalten und ihren Widerstand nach unseren Absichten zu überwinden suchen. Ich übergehe nun als leicht ergänzbar die Erwähnung der Veranlassungen, welche uns in dieser Auffassung bestärken, zugleich aber zu ihrer ergänzenden Umformung drängen: die Veränderung der Eigenschaften, in denen uns früher die Natur eines bestimmten Dinges zu bestehen schien, und die Beobachtung, daß keine von ihnen schlechthin, sondern jede nur unter Bedingungen dem Dinge zugehört und mit der Aufhebung dieser Bedingungen verschwindet. Je nothwendiger hierdurch die Unterscheidung zwischen dem Dinge selbst und seinen veränderlichen Erscheinungsweisen wird, um so drängender wird die Frage nach dem, was jedes Ding selbst, abgesehen von seinen Eigenschaften, an sich sei. Aber auch die nächsten Antworten, die man gibt, übergehe ich; daß das Ding selbst das Beharrliche im Wechsel dieser Eigenschaften, das vereinigende Band ihrer Vielheit, der feste Ansatzpunkt wechselnder Zustände und der Ausgangspunkt von Wirkungen sei, alles Dies liegt ohne Zweifel wirklich in dem Sinne unseres gewöhnlichen Begriffs vom Dinge, aber alles Dies sagt uns auch nur, wie das Ding sich benehme, nicht was es sei; nur die Leistungen werden hierdurch formulirt, die demjenigen obliegen, was als Ding anerkannt sein will, aber nicht das, was wir wissen wollten: was das Ding sein müsse, um diese geforderten Leistungen ausführen zu können. Ich lasse hier dahingestellt, ob und wie weit vielleicht uns später der Mißerfolg unserer Versuche nöthigen wird, uns mit dieser Angabe von Postulaten zu begnügen; zunächst geht die Absicht des ontologischen Denkens darauf, auch das zu entdecken, worin die Möglichkeit ihrer Erfüllung liegt, das also, was das ist, dem jene verlangte Einheit Beharrlichkeit und Festigkeit zukommt.

17. Nun ist die sinnliche Empfindung die einzige Quelle, welche uns nicht nur die Wirklichkeit eines Seins verbürgt, sondern auch

durch die Mannigfaltigkeit ihrer unterscheidbaren gleichartigen oder ungleichartigen Erscheinungen überhaupt erst der Vorstellung eines Was, das von einem andern Was sich unterscheidet, ihren Ursprung und ihre Klarheit gibt. Ganz unvermeidlich ist daher der Versuch, das gesuchte Was der Dinge so weit diesem sinnlichen Inhalt analog zu denken, als die gleichzeitige Aufgabe zuläßt, Alles zu vermeiden, wodurch die sinnlichen Empfindungen zum wahren Ausdrucke dieses Wesens unzureichend waren. Diesen Versuch hat mit Entschiedenheit die Ontologie Herbarts gemacht. Auf Einheit Festigkeit und Beharrlichkeit der Dinge nur überhaupt zu dringen, war ein Gemeinplatz jeder Philosophie, die von Dingen einmal sprach; man überließ es dann der Einbildungskraft, hinzu zu denken, auf welchen Inhalt diese formalen Bestimmungen anzuwenden seien; Herbart bestimmt ihn klar: eine völlig einfache und positive Qualität ist das Was jedes einzelnen Dinges, d. h. jedes einzelnen von jenen realen Wesen, auf deren mannigfach wechselnde Verknüpfungen eine leicht zu ergänzende Gedankenreihe die scheinbar selbständigen Dinge der gewöhnlichen Wahrnehmung zurückzuführen nöthigt. Wenn nun Herbart zugesteht, daß diese einfachen Qualitäten der Dinge uns völlig unbekannt bleiben und daß zu unserer Kenntniß nur entfernt aus ihnen fließende Erscheinungen kommen, so würde der Gewinn seiner Ansicht hinwegfallen, wenn wir ihn nicht darin suchen dürften, daß dies Unbekannte mindestens durch seine Unterordnung unter den Begriff und den allgemeinen Charakter der Qualität eine ontologische Bestimmtheit erhielte, durch die es sich von einem bloßen Postulat, als dessen concrete Erfüllung, unterschiede. Versuchen wir nun uns zu verdeutlichen, was durch diese Unterordnung gewonnen ist, so müssen wir allerdings zugestehen, daß Qualität in ihrer eigenartigen Bedeutung uns ausschließlich in den sinnlichen Empfindungen und in keinen andern Beispielen gegeben ist. Alles was wir außerdem in nachlässigerem Sprachgebrauch so nennen, besteht in Verhältnißbestimmungen, die wir zwar in adjectivische Ausdrücke zusammengefaßt als Eigenschaften ihrer Subjecte behandeln, deren eigentlicher Sinn aber doch nur durch ein discursives Vergleichen mannigfacher Beziehungspunkte und nicht in einer Anschauung gefaßt werden kann. Doch würde dies nicht hindern, den Begriff der Qualität in der Weise, welche wir

wünschen müßten, zu verallgemeinern. Unsere eignen Sinne gewähren uns unvergleichbare Eindrücke; die gesehene Farbe ist völlig fremdartig dem gehörten Tone oder dem Geschmacke; wie nun hier die Empfindungen des Auges eine Welt für sich sind, in welche die des Ohres keinen Zugang haben, so sind wir bereit, auch die ganze Reihe unserer Sinne nicht für abgeschlossen zu halten, und anderen Geistern Empfindungen zuzutrauen, die uns ewig unbekannt bleiben, von denen wir uns aber dennoch vorstellen, daß sie für diejenigen, welche ihrer fähig sind, mit derselben plastischen Anschaulichkeit sich darstellen würden, mit welcher für uns etwa die Farben als Offenbarungen ihrer selbst auftreten. Es ist immer schwierig, mit Umschreibungen der Sprache dem nachzukommen, worin an den einfachsten Vorstellungen, und eben kaum anders als durch sie selbst ausdrückbar, der Zug ihres Gepräges besteht, durch welchen sie lebhaft empfundene Bedürfnisse des Denkens befriedigen; doch glaube ich verständlich genug zu sein, wenn ich in dem erwähnten Charakter der Anschaulichkeit den Grund finde, um deswillen wir das Wesen eines Dinges unter der Form einer einfachen Qualität am liebsten auffassen möchten. So wie das Roth vor unserem Bewußtsein steht, unbefangen nur sich selbst darstellend, auf Nichts außer sich hindeutend um verstanden zu werden, nicht Forderung eines noch zu suchenden Inhalts, sondern volle Erfüllung: ebenso soll die übersinnliche Qualität des Dinges, einfach und gediegen, das nicht mehr jenseit zu suchende, sondern endlich gefundene und gegenwärtige Was desselben offenbaren. Und selbst dann, wenn weitere Ueberlegungen uns an der Erfüllbarkeit dieses Verlangens nach einer intuitiven Erkenntniß irre gemacht und uns darauf beschränkt haben sollten, mit bloßen Formen des Denkens das Wesen der Dinge zu umgrenzen, selbst dann kehren wir doch immer zu dieser Sehnsucht nach Anschaulichkeit zurück, die zuletzt nur die Aehnlichkeit des Gesuchten mit einer sinnlichen Qualität befriedigen kann, und wir empfinden jene Entsagung als eine bleibende Unvollkommenheit unserer Erkenntniß.

18. Verzichten müssen wir nun auf dieses Verlangen allerdings; welche ewige einfache und übersinnliche Qualität wir uns auch als das Was des Dinges denken möchten, immer, wird man sagen, bleibe sie als Qualität des Subjectes bedürftig, dem sie zukomme;

sie mag ein Wie, aber nicht das Was des Dinges bilden und das Ding wird sie haben, aber nicht sie sein. Diese uns allen geläufige Einwendung und das neue Verhältniß, das sie zwischen Subject und Qualität behauptet, beruht indessen auf zwei Gründen, von denen der erste nicht hinreicht, um die vorhin angenommene Identität des Dinges mit seiner einfachen Qualität unmöglich zu machen. In unserem Denken und seinem sprachlichen Ausdrucke erscheinen die Qualitäten, Roth Süß Warm, als Allgemeinheiten, die sehr viele nähere Bestimmungen der Nüance der Intensität der Ausdehnung und der Form von Etwas erwarten, das der Natur des Einzelfalles, in dem sie empfindbar werden, nicht also ihnen selbst angehört; so schweben sie uns adjectivisch vor, nicht selbst schon wirklich, aber fähig, von dem Wirklichen, das außer ihnen liegt, durch eigenthümlichen Zuschnitt zu dem Gewande seines Wesens verbraucht zu werden, ein Vorrath von Prädicatstoffen, aus dem jedes Ding die zum Ausdruck seiner Eigenthümlichkeit passenden sich auswählen mag. Dann freilich erneuert sich die Frage nach dem Wesen selbst, das in dieser seiner Eigenthümlichkeit hinter dieser Außenseite der Qualität liegt. Allein wir müssen uns hüten, hier nicht eine Frage zu wiederholen, die wir uns in anderer Form bereits versagt hatten. Wie Dinge gemacht werden, gaben wir auf zu erfahren und bekannten, daß jene eigenthümliche Bejahung oder Setzung, durch welche sich ewig das Wirkliche vom Denkbaren unterscheidet, von uns zwar bezeichnet, aber nicht als ein geschehender Vorgang nachconstruirt werden kann. Eben dies nun würde man uns hier entgegnen können, daß wir mit Unrecht die eine Vorstellung des Dinges, welche die einfache übersinnliche Qualität zugleich mit jener ihrer Wirklichkeit umfassen muß, in die Geschichte eines Vorgangs umzudeuten versuchen, durch den ihre beiden Theilbegriffe, oder das vielmehr, was diese bedeuten, sich zusammengefunden hätten. Denn wenn wir jenen Einwurf aufrecht erhalten, und nicht doch immer wieder eine noch feinere Qualität als das Was des Dinges voraussetzen wollen, dem jene beanstandete erste Qualität nur als Prädicat diene, so würden wir auf der einen Seite eine noch allgemein gedachte unbegrenzte und ungeformte Qualität, so wie sie nur im Denken vorkommt und deshalb noch unwirklich, auf der andern eine jedes Inhalts noch ermangelnde Position oder

eine Wirklichkeit haben, die noch Niemandes Wirklichkeit ist; es würde ein hoffnungsloser Versuch sein, zu zeigen, wie diese beiden, nicht in unserem Denken zur Erzeugung einer Vorstellung des Dinges, sondern in Wirklichkeit zur Erzeugung des Dinges selbst zusammenkommen. Aber nicht dies war die Meinung der Ansicht, welche das Wesen des Dinges mit seiner einfachen übersinnlichen Qualität identisch zu setzen suchte. Ausdrücklich nicht in Gestalt einer noch unbestimmten Allgemeinheit, nicht wie das Roth oder Süß, welches wir denken, sondern natürlich nur in jener vollständigen Bestimmtheit, in welcher Roth oder Süß Gegenstand wirklicher Empfindung sein kann, nur in dieser Gestalt dachte man die Qualität, verbunden mit jener Setzung, als identisch mit dem Was der Dinge, ohne daß es je einen Vorgang gegeben hätte, durch den das, was diese beiden Theilbegriffe bedeuten, erst mit einander vereinigt, oder die völlige Bestimmtheit, in welcher die Qualität jenes Was bildet, als secundäre Modification aus der vorgängigen Unbestimmtheit einer allgemeinen Qualität herausgearbeitet worden wäre. Es ist richtig, daß unvermeidlich in unserem Sprachgebrauche an dem Namen Qualität der Nebengedanke einer Unselbständigkeit und des Bedürfnisses einer Anlehnung an ein jenseitiges Subject haftet, ein Gedanke, der uns dazu veranlaßt, Qualität als gleichbedeutend mit dem deutschen Worte Eigenschaft zu behandeln; in Wahrheit aber rührt doch dieser Eindruck der Unselbständigkeit nur von den allgemeinen Abstractionen der Qualitäten her, die wir im Denken bilden, und wird mit Unrecht auf jene völlig bestimmten zurückübertragen, welche den Inhalt wirklicher Empfindungen bilden und die Veranlassungen zu diesen Abstractionen geben.

19. Aber wir gewinnen doch Nichts mit dieser Vertheidigung. Allerdings, wenn eine Qualität in der völligen Bestimmtheit, die wir voraussetzten, einfach und unvermischt, einen unveränderlichen Gegenstand unserer Wahrnehmung bildete, so würden wir keinen Grund haben, hinter ihr etwas Anderes, ein Subject an dem sie haftete, zu suchen; allein wenn wir vorhin dies so deuteten, daß dann diese Qualität uns unmittelbar für das Ding selbst gelten dürfe, so müssen wir jetzt im Gegentheil hinzufügen, daß dann, wenn Nichts anderes gegeben wäre, wir vielmehr überhaupt keine Veranlassung

haben würden, den Begriff eines Dinges zu bilden und jene Qualität ihm gleich zu setzen. Denn der Antrieb ihn zu bilden und der zweite der Gründe, welche diese Gleichsetzung verbieten, liegt in der gegebenen Veränderung. Die Thatsache, daß jene Qualitäten, welche die nächsten Gegenstände unserer Wahrnehmung sind, weder unveränderlich beharren noch principlos wechseln, sondern in ihrem Uebergange irgend ein Gesetz der Folgerichtigkeit beobachten, hat zu dem Versuche geführt, als das beharrliche Subject dieses Wechsels das Ding und die empfundenen Qualitäten nur als einander ablösende Prädicate dieses Dinges zu denken. Ob dieser Versuch überhaupt berechtigt und nicht eine völlig andere Deutung der Erfahrungsthatsachen an seine Stelle zu setzen sei, ist eine Frage, die wir als eine verfrühte dahingestellt lassen; für jetzt ist es nur unsere Aufgabe zu überlegen, wie diese Annahme der Dinge, falls sie gelten soll, bestimmter gedacht werden müsse, wenn sie unserer Erkenntniß die Dienste leisten soll, um deren willen sie gemacht wird; d. h. wenn sie die gegebene Veränderung widerspruchslos denkbar machen soll. Und hierüber nun kann ich nur behaupten, daß die Speculation, Einheit des Wesens im Wechsel suchend, mit Unrecht diese Einheit in einer Einfachheit zu finden glaubte, die ihrer Natur nach unfähig ist, Einheit zu sein oder das beharrliche Wesen eines Veränderlichen auszumachen. Veränderung eines Dinges würden wir doch nur da finden, wo ein Wesen a, das sich früher in dem Zustande α^1 befand, mit sich identisch bleibt, indem es in den Zustand α^2 übergeht. Ich lasse hier völlig die Schwierigkeiten noch bei Seite, die in dem unverfänglich erscheinenden Begriffe eines Zustandes liegen; es reicht jetzt die Bemerkung hin, daß dasjenige, was wir unter ihm meinen, uns nöthigt, nicht von Gleichheit sondern nur von Identität des Wesens mit sich selbst in seinen verschiedenen Zuständen zu sprechen. Denn Niemand wird leugnen, daß a, wenn es sich in dem Zustande α^1 befindet, nicht gleich α^2 gesetzt werden kann, ohne die Verschiedenheit der Zustände wieder aufzuheben, die man angenommen hatte. Wir erhalten zunächst nur zwei Worte hierdurch; denn die Frage bleibt nun: in welchem Sinne kann in verschiedenen Augenblicken das mit sich identisch bleiben, was doch in dem einen derselben nicht gleich ist sich selbst, wie es im anderen war? Es ist kaum nöthig,

zu bemerken, wie völlig fruchtlos die Antworten sind, die man hier auf im gewöhnlichen Gedankenlauf zu geben pflegt: das Wesen bleibe immer sich gleich, nur die Erscheinung wechsele; der Gehalt bleibe derselbe, die Form ändere sich; wesentliche Eigenschaften beharren, aber manche unwesentliche komme und gehe; das Ding selbst bleibe, nur seine Zustände seien wandelbar. Alle diese Ausdrücke setzen voraus, was wir wissen wollen: wie kann das erste Glied dieser Paare von Beziehungspunkten mit sich identisch sein, wenn die zweiten Glieder es nicht sind und dennoch die Beziehung zwischen beiden bestehen soll, daß die Form die Erscheinung der Zustand eben Form Erscheinung und Zustand des ersten sein soll? So lange wir uns mit den zusammengesetzten scheinbaren Dingen der gewöhnlichen Wahrnehmung beschäftigen, drückt uns diese Schwierigkeit wenig; wir sehen hier eine verbundene Mehrheit von Prädicaten $p\,q\,r$ als das Wesen eines Dinges an; dieser beisammenbleibende Stamm kann nicht nur veränderliche Zusätze s und t annehmen und wieder abwerfen, sondern er kann in sich selbst auch durch innere Umstellung seiner Bestandtheile in $q\,r\,p$, $r\,p\,q$, $p\,r\,q$ etwas erfahren, was wir seine eigne Veränderung im Gegensatz zu dem bloßen Wechsel jener Außenbeziehungen nennen könnten; es kann endlich die Form der Zusammensetzung das Gleichbleibende sein, während die Elemente selbst, $p\,q$ und r, in gewissen Grenzen wechseln. In diesen Fällen findet die Einbildungskraft noch die beiden Seiten ihres Gegenstandes vor, deren einer sie Identität, der anderen die Ungleichheit beilegen kann; sie läßt nur dabei auf sich beruhen, was sie berechtige, die Abwechselung des Ungleichen als eine Reihe von Zuständen des Identischen aufzufassen. Die hierin verborgene Schwierigkeit tritt deutlich hervor, wenn wir von den scheinbaren Dingen der Wahrnehmung zu denen übergehen, die wir in Wahrheit als selbständige Elemente des Weltlaufs betrachten könnten, und wenn wir jedes von diesen durch eine völlig einfache Qualität a bestimmt denken; das Einfache, wenn es sich ändert, ändert sich völlig, und es bleibt bei dem Uebergange von a zu b Nichts übrig, worauf das Wesen sich, als auf den gleichbleibenden Kern im Wechsel, zurückziehen könnte; nur eine Reihenfolge $a\,b\,c$ verschiedener Wesen, Untergang des einen und Entstehung des andern würde übrig bleiben, und mit diesem Wegfall aller Con-

timität zwischen den verschiedenen Erscheinungen würde der Grund überhaupt hinfällig, der uns veranlaßte, ihnen Dinge als Subjecte unterzulegen.

20. Diese Folgerung kann nicht durch eine nahe liegende Entgegnung abgeschnitten werden, deren ich hier auch aus anderen Gründen zu gedenken habe. An das Beispiel sinnlicher Empfindungen müssen wir uns immer wenden, wenn wir uns das deutlich machen wollen, was wir von übersinnlichen Qualitäten dann denken, wenn wir sie mit jenen unter den gemeinsamen Begriff der Qualität zusammenfassen. Sei nun ein einfaches Roth a, in welchem wir keine Mischung mit andern Farben, noch weniger eine Zusammensetzung aus anderen finden, ein Bild dafür, wie die einfache Qualität a eines Wesens uns erscheinen würde, wenn sie sinnlich anschaulich wäre; man wird dann sagen: wenn dies Roth in ein gleich einfaches Gelb b übergehe, so bleibe allerdings fühlbar in beiden ein Gemeinsames, obwohl unabtrennbar von a und b, das allgemeine C der Farbe, zurück. Weder die Röthe im Roth noch das, was das Gelb zum Gelb macht, sei abgesondert von dem leuchtenden Scheinen vorhanden oder denkbar, in welchem die Natur der Farbe besteht, noch dies Scheinen der Farbe für sich neben der Röthe oder Gelbe, in welcher sie vielmehr vollständig aufgeht; eben so werde das Wesen des Dinges jetzt das völlig einfache a, dann das ebenso einfache b sein, ohne daß darum das gemeinsame C verschwinde, welches uns berechtigt, a und b nur als seine wechselnden Zustände oder Prädicate aufzufassen. Es würde müßig sein, hierauf zu erwiedern, daß jenes gemeinsame C der Farbe nur ein Erzeugniß unseres vergleichenden Vorstellens sei, ja nicht einmal ein solches Erzeugniß, sondern nur der Name für die eben unerfüllbare Forderung an unser Vorstellen, sich dieses Gemeinsamen, das in Roth und Gelb vorhanden wäre, abgesondert von diesen beiden zu bemächtigen. Denn immer bliebe es doch dabei, daß wir diese unausführbare Forderung nicht stellen würden, wenn nicht in der Anschauung des Roth und Gelb unmittelbar gefühlt würde, Das sei vorhanden, was man sucht und doch nicht anschaulich und abgesondert findet, dies gemeinsame C, für welches wir den Namen der Farbe geschaffen haben. Da wir uns nun gern bescheiden, das Wesen der Dinge nicht in wirklicher An-

schauung zu begreifen, sondern nur die Gedankenform zu suchen, in der wir seine unbekannte Natur zu fassen haben, so könnte man allerdings fortfahren, in dem hier durchgeführten Gleichnisse das wahre Bild der Sache, nämlich das Bild des Verhältnisses zu sehen, in welchem das einfache Was des Dinges zu seinen veränderlichen Zuständen stehe. Man würde zugleich diese Analogie unserer sinnlichen Empfindungen als Beweis dafür ansehen können, daß überhaupt jene Forderung einer Identität innerhalb der Verschiedenheit, welche wir an die Natur der Dinge stellen, die Grenzen des sachlich Möglichen nicht überschreitet. Nämlich man würde sagen: wie jenes beständige C aussieht, welches in dem Wechsel der einfachen Qualitäten des Dinges sich forterhält, das wissen wir freilich nicht und verlangen es eben so wenig zu wissen, als wir darauf bestehen, die allgemeine Farbe C zu sehen, welche bei dem Uebergang von Roth zu Gelb sich forterhält; daß aber überhaupt zu diesem Uebergang der Fortbestand dieses Allgemeinen nicht nur grundlos durch unser Denken hinzu verlangt, sondern als offenbar vorhanden, obwohl nicht abtrennbar, durch die Empfindung unmittelbar bezeugt wird, das beweist uns, daß die Fortdauer eines Gemeinsamen in einer Reihe verschiedener durchaus einfachen Glieder doch etwas Mögliches und nicht eine Zusammenstellung von Worten ist, denen kein wirkliches Beispiel entspräche.

21. Ich hoffe den Sinn dieser Entgegnung deutlich gemacht zu haben, die ich zuletzt doch zurückweisen wollte; aber ehe ich dies versuche, benutze ich sie zur Einschaltung einer näheren Bestimmung, welche spätere Weitläuftigkeiten verhüten kann. Als wir in unserem Vergleiche von der einfachen Qualität des Roth zu einer anderen gleich einfachen übergehen wollten, schien es eine unbedenkliche Wahl, als diese zweite etwa das Gelb zu bezeichnen; aber Sauer oder Süß hätten sich ebenso angeboten; nur der erste Uebergang jedoch ließ ein sachlich Gemeinsames der verschiedenen Glieder, der zweite dagegen keine andere Gemeinschaft übrig, als die unsers subjectiven auf sie gerichteten Empfindens; unsere Wahl war daher natürlich, denn wir wußten, wozu wir kommen wollten, und ließen uns durch dieses Ziel leiten. Die Vorstellbarkeit auch des andern Ganzes erinnert uns nun, daß nicht von jeder einfachen Qualität zur andern ein Uebergang

ohne Verlust des gemeinsamen C möglich sei. Aber dies ist kein Einwurf; man wird sofort erwiedern, daß Veränderung niemals anders als mit dieser Beschränkung ihres Ganges auf bestimmte Richtungen gemeint gewesen sei. Wer das Wesen eines Dinges veränderlich setzt, könne es nicht maßlos und principlos veränderlich denken, ohne den Grund wieder aufzuheben, der dazu nöthigte, überhaupt der Aufeinanderfolge der wechselnden Erscheinungen in dem Dinge einen realen Träger zu geben; nur in der Folgerichtigkeit lag jener Grund, mit welcher bestimmte Uebergänge geschehen und andere ausgeschlossen bleiben. Von allem Anfang an wird daher der Begriff der Veränderung nicht anders gemeint und nicht anders ist er Gegenstand unserer weiteren Ueberlegungen als so, daß er Verwandlungen oder Bewegungen eines Dinges innerhalb eines geschlossenen Kreises von Qualitäten bezeichnet, über dessen Grenzen hinaus das Ding niemals in einen andern gleichfalls abgeschlossenen Kreis von Qualitäten, das Veränderungsgebiet eines andern Wesens, hinübertritt. Was die nähere Bestimmung dieser Kreise betrifft, so kann unser Vergleich mit den Farben nur als Bild oder als Beispiel dienen; wie die Farbe sich in ihren verschiedenen Färbungen hin und zurückverwandelt, ohne je sich Tönen zu nähern oder in sie überzugehen, versinnlicht sie ganz wohl die Abgeschlossenheit, die wir meinten; aber es bleibt dahingestellt, ob die verschiedenen Formen α^1 α^2 α^3 . ., in welche das Wesen a sich verwandeln und zurückverwandeln könnte, nur in derselben Weise, wie die Farben, Arten eines allgemeinen C sind, oder ob sie in einer andern Form sachlich zusammengehören, für welche die logische Unterordnung unter denselben Oberbegriff zur Verbildlichung nicht ausreicht.

22. Nun aber muß ich das Ungenügen dieser Versuche nachweisen, die Veränderungsfähigkeit eines Dinges glaublich zu machen, dessen Wesen durch eine völlig einfache Qualität erschöpfbar wäre. Wenn unser Vorstellen sich durch die mannigfachen empfindbaren Inhalte hindurchbewegt, so findet es gewisse Gruppen derselben, innerhalb deren ihm die Festhaltung eines gemeinsamen C gelingt, über die hinaus sie mißlingt. Dies war der Ausgangspunkt unserer vorigen Folgerung; und von da zu dem Dinge übergehend sagten wir: wenn das Wesen eines Dinges sich ändert, so bietet ihm die Abgeschlossen-

heit eines solchen Kreises die Möglichkeit, seine Veränderung, innerhalb desselben, ohne Aufgabe seiner bleibenden Natur C zu vollbringen; nur wenn es über diese Grenzen hinausträte, würde jede Continuität verschwinden und ein neues Wesen an seine Stelle treten. Wie entsprechen sich nun diese beiden Wenn, die wir als ganz gleichartig auf einander folgen ließen? Das erste spricht von einer Bewegung unsers Vorstellens; diesem aber steht jener vorgestellte Inhalt völlig unbeweglich, ohne eigenen Uebergang seiner Glieder, nur als eine systematische Ordnung gegenüber; nicht bald ist die allgemeine Farbe, die wir denken, Röthe und bald Gelbe, sondern immer zugleich ist sie in jeder von beiden und in jeder der andern Färbungen vorhanden, die wir als gleich ewige ursprüngliche Arten der Farbe zusammenfassen. In den Dingen aber können wir jenes vorausgesetzte C nicht ebenso einfach zu den mannigfachen α^1 α^2 α^3 in das Verhältniß einer allgemeinen Gattung zu ihren Arten bringen; möchte es immerhin richtig sein, daß ihrem Inhalte nach α^1 α^2 α^3 sich als Arten des C fassen ließen, so sind sie doch, wenn das Ding sich verändert, nicht in ihm, wie in einem allgemeinen C, in ewiger Gleichzeitigkeit als Arten beieinander, sondern sie folgen eben aufeinander, und das Wesen a, wenn es α^1 ist, schließt deswegen α^2 und α^3 von sich aus. Dies bleibt also die Frage, wie jenes zweite Wenn begriffen werden kann, oder wie wir uns den Sachverhalt zu denken haben, durch welchen es geschieht, daß das Ding zwar in einem abgeschlossenen Kreise von Qualitäten α^1 α^2 α^3 ... sich bewegt, aber daß es sich eben in ihm bewegt, und ausschließend von der einen derselben zur andern übergeht, während diese selbst die ewig gleichzeitigen und nur systematisch verschiedenen Arten eines allgemeinen C sind. Und zwar fragen wir hier noch nicht nach einem Grunde, welcher diese Bewegung hervorbringt, sondern nur darnach, wie das Wesen A gedacht werden muß, falls sie stattfindet; und diese Frage beantworten wir dahin, daß mit der Annahme einer einfachen Qualität, die dieses Wesens bilde, die Veränderung nicht vereinbar ist. In dem Augenblicke, in welchem A die Form α^1 hat und darum die Formen α^2 α^3 von sich ausschließt, kann es nicht ohne Rückstand einem C gleichgesetzt werden, welches α^1 α^2 und α^3 gleichmäßig in sich einschließt; es müßte C^1 sein, um α^1, C^2, um α^2 zu

sein, und derselbe Lauf der Veränderungen, den wir mit einer beharrlichen einfachen Qualität verbinden wollten, würde rückwärts in diese selbst eindringen.

23. Ich könnte nicht ohne den Schein müßiger Spitzfündigkeit diesen Gedankengang fortsetzen ohne gezeigt zu haben, daß wir zu ihm gezwungen sind. Warum, wird man fragen, bemühen wir uns eigensinnig, der gewöhnlichen Ansicht zu Liebe den Begriff des Dinges so zu gestalten, daß er Veränderlichkeit einschließt, und warum folgen wir nicht der erleuchteten Ansicht der Naturwissenschaft, die mit veränderlichen Beziehungen zwischen unveränderlichen Elementen zur Erklärung der mannigfachen Erscheinungen ausreicht? Um so mehr, da ja diese Voraussetzung, welche der Praxis der Naturforschung zu Grunde liegt, durch Herbart auch jeder metaphysischen Untersuchung zur Beachtung aufgedrängt wird? Verfolgen wir also die bestimmte Gestaltung, welche dieser Philosoph ihr gegeben hat. Nicht blos thatsächlich liegen den Erscheinungen Elemente unter, welche im Naturlauf nicht verändert werden, sondern ihrem Begriffe nach sind die realen Wesen, die wahren Dinge, welche wir an die Stelle der scheinbaren Dinge der Wahrnehmung zu setzen haben, unveränderlich identisch mit sich selbst, jedes auf sich beruhend, zu ihrem Sein keiner Beziehung auf einander bedürftig, um so mehr aber fähig, in allerhand Beziehungen zu einander einzutreten. Ihre einfachen Qualitäten kennen wir nicht, aber ohne Zweifel haben wir das Recht, sie als verschieden von einander und selbst als entgegengesetzt in mancherlei Graden zu denken, ohne deshalb diese Prädicate, welche unsere zwischen ihnen angestellte Vergleichung gefunden hätte, als ihnen selbst wesentliche, als Verneinungen der einen durch die andern, als Voraussetzungen der einen für die andern, in sie selbst hineinverlegen zu müssen. Geriethen nun zwei Wesen A und B in jene Beziehung M, das Zusammen Herbarts, über dessen eigentlichen Sinn ich meine Bemerkungen noch aussetze, und von dem wir jetzt blos wissen, daß es die Bedingung ist, unter welcher jene Gleichgültigkeit der Wesen gegen einander aufhört, so könnte es geschehen, daß A und B, ohne Schaden ihrer Einfachheit, dennoch durch die zusammengesetzten äquivalenten Ausdrücke $\alpha + \gamma$ und $\beta - \gamma$ darstellbar wären; dann würde die Fortdauer dieses Zusammen das gleichzeitige Bestehen von

$+\gamma$ und $-\gamma$ verlangen, also die Fortdauer zweier Gegensätze, welche, wenn wir sie im Denken zusammenfassen, nothwendig scheinen einander aufheben zu müssen. Aber sie können es nicht; weder die einfachen Wesen A und B sind ihrer Natur nach einer Veränderung zugänglich, noch sind die entgegengesetzten Bestandtheile, die unser vergleichendes Denken in ihnen unterscheiden konnte, sachlich von den anderen abtrennbar, mit denen sie zu zwei durchaus einfachen und untheilbaren Qualitäten zusammengehören. „Aber so geschieht ja gar Nichts und Alles bleibt, wie es ist!" So erwartet Herbart zu hören, aber er fügt hinzu, so rede man nur, weil man mit vollen Segeln dem Abgrunde zufahre, den man vermeiden sollte. Ich muß dennoch jenen Ausruf wiederholen. Uns, den Denkenden, hat es geschienen, als erhöbe sich aus dem Zusammen des Entgegengesetzten eine Gefahr für den Fortbestand der realen Wesen; wir haben uns dann erinnert, daß ihre Natur dieser Gefahr unzugänglich ist; wir sind es also gewesen, welche den Begriff des realen Wesens gegen die Verfälschung aufrecht erhalten haben, die in ihn durch jeden Versuch eingedrungen sein würde, in seinem Inhalt irgend einen Erfolg der von außen drohenden Störung für möglich zu halten. Aber in dem Wesen selbst ist in der That Nichts geschehen; der Name der Selbsterhaltung, den Herbart diesem Verhalten der Dinge gibt, kann an dieser Stelle seiner Betrachtung noch nichts Anderes bedeuten, als die völlig ungestörte Fortdauer dessen, was seiner Natur nach für jede drohende Störung unangreifbar ist; eine Leistung aber, die von den Wesen ausginge, oder eine Thätigkeit, welche sie ausübten, bezeichnet er so wenig, als ein wirkliches Geschehen, das ihnen widerführe. Und eben deshalb kann es für diese Selbsterhaltung die Mannigfaltigkeit der Arten und Weisen nicht geben, in welcher Herbart sie möchte stattfinden lassen; die ungestörte Fortdauer ist immer dieselbe, und außer dem Wechsel der äußeren Beziehungen, welche das sogenannte Zusammen der Wesen herbeiführen und wieder aufheben, geschieht, auf Grund dieses Zusammens, durchaus nichts Neues in der Welt.

24. Vollkommen verschieden von diesem Sinne der Selbsterhaltung, den Herbart in der Metaphysik ausdrücklich selbst zugesteht, ist der andere, in welchem er in der Psychologie von diesem Begriffe Gebrauch macht. Nur der Naturforscher hätte sich mit dem vorigen

Ergebniß begnügen können; ihm kommt es nur darauf an, die äußeren Vorgänge kennen zu lernen, auf denen für uns der Wechsel der qualitativ verschiedenen Eigenschaften der Dinge thatsächlich beruht; aber es gehört nicht zu seiner Aufgabe, zu untersuchen, auf welche Weise diese Vorgänge dann, wenn sie geschehen, es dahin bringen, daß uns überhaupt etwas erscheint. Glaubt nun die Naturwissenschaft damit auszureichen, daß sie jene Vorgänge alle in bloßen Relationsänderungen unveränderlicher Elemente sieht, so werde ich später zwar leugnen müssen, daß diese Vorstellungsweise eine abschließende Ansicht auch nur des äußern Naturlaufs möglich mache; für den Augenblick aber gebe ich zu, daß es auf diese Weise gelungen scheinen kann, alle Veränderung des Realen selbst aus dem Laufe der Außenwelt zu eliminiren. Um so unvermeidlicher kehrt die Nothwendigkeit ihrer Annahme wieder, wenn wir uns erinnern, daß zu dem ganzen Weltlauf, welcher den Untersuchungsgegenstand der Metaphysik bildet, die Entstehung der Erscheinung in uns nicht minder gehört, als die äußeren Vorgänge, die ihre thatsächlichen Bedingungen sind. Erklärt also die Naturforschung die qualitative Veränderung der Dinge für bloßen Schein, so hat die Metaphysik zu bedenken, wie ein Schein möglich sei. Mit Recht, und ich kümmere mich jetzt nicht um die Einwürfe, die diesen Punkt bestreiten könnten, setzt Herbart das einfache reale Wesen der Seele als das unentbehrliche Subject, für welches allein ein Schein entstehen kann; während wir von allen andern realen Wesen nicht wissen, worin ihre Selbsterhaltung besteht, sei uns dies klar in Bezug auf die Seele: jede ihrer ursprünglichen Selbsterhaltungen habe die Form einer Vorstellung, d. h. einer einfachen Empfindung; aus der Vielheit der Gegenwirkungen zwischen diesen Urvorgängen entstehe auf eine Weise, die hier nicht weiter zu verfolgen ist, das mannigfaltige Ganze des innern Lebens. Diese Selbsterhaltungen der Seele nun, bald Lichtempfindung bald das Hören eines Tons, jetzt Wahrnehmung eines Geschmacks und dann der Wärme, sind offenbar nicht mehr einfache Fortdauer des unstörbaren Wesens der Seele; in ihrer Art und Form sich richtend nach Art und Form der drohenden Störung sind sie Leistungen Thätigkeiten oder Rückwirkungen der Seele, die nicht einem unveränderlichen, sondern nur einem veränderlichen Wesen

möglich sind. Denn nicht eine blos drohende sondern nur eine wirksam gewesene Störung kann den Grund der bestimmten Rückwirkung enthalten, die in jedem Augenblick mit Ausschluß vieler der Seele ihrer Natur nach gleich möglichen erfolgt; um der drohenden Störung a durch eine Selbsterhaltung α, der andern b durch eine andere β begegnen zu können, muß die Seele etwas davon merken, daß jetzt a und nicht b, oder b und nicht a, ihre Thätigkeit herausfordert; sie muß also selbst in beiden Fällen leiden und in dem einen anders als in dem andern. Diese ihre eigne Veränderung, denn es wäre nutzlos leugnen zu wollen, daß verschiedenartiges Leiden nicht ohne verschiedenartige Veränderung des Leidenden denkbar ist, kann nicht durch die bloße Veränderung der Relationen der an sich unveränderten Seele zu anderen Elementen ersetzt werden; jede solche Beziehung würde nur für einen zweiten Beobachter ein Thatbestand sein, welcher in ihm den Schein erwecken könnte, in der beobachteten Seele ereigne sich eine Veränderung, die in Wirklichkeit sich nicht ereignet; aber auch ihm würde dieser Schein nur entstehen können, wenn er selbst wenigstens diese Veränderlichkeit in der That besäße, welche er in der beobachteten Seele für bloßen Schein hielte. Es ist daher ganz unmöglich, aus der Erklärung des Weltlaufs die innere Veränderlichkeit des Realen ganz zu entfernen; wäre es ausführbar, sie aus der Betrachtung der Außenwelt zu verbannen, so würde sie um so unvermeidlicher dem Wesen desjenigen Realen eigen sein, für welches diese Außenwelt Gegenstand der Wahrnehmung ist; einmal aber hier zugelassen, kann sie auch nicht eine sich von selbst verstehende Unmöglichkeit für die realen Elemente sein, welche wir als Träger der Naturwirkungen betrachten; daß sie auch für diese vielmehr eine Nothwendigkeit ist, versuchen wir später zu zeigen. Auf einer Voraussetzung aber beruht unsere bisherige Ueberlegung: auf der Nothwendigkeit, zur Begreiflichkeit des Erscheinens ein einfaches reales Subject zu denken, die Seele. Ich brauche diese Annahme hier gar nicht gegen die Einwürfe zu rechtfertigen, die sich gegen sie besonders richten; denn unsere ganze jetzige Untersuchung will noch nicht darüber entscheiden, ob der Begriff von Dingen überhaupt haltbar ist und nicht durch eine andere Auffassung ersetzt werden muß; ich wiederhole: nur falls Dinge sein und zur Begrei-

lichkeit der Welt dienen sollen, so fragen wir, wie sie dann gedacht werden müssen, und hierauf gaben wir die Antwort, daß Wesen Ding oder Substanz nur das Veränderliche sein könne; unveränderlich sind nur die Prädicate der Dinge; sie wechseln zwar an ihnen, aber jedes bleibt ewig sich selbst gleich; nur die Dinge eben, indem sie die wechselnden annehmen oder abwerfen, verändern sich selbst. Dieser Gedanke, nicht neu, sondern schon von Aristoteles ausdrücklich ausgesprochen, ist allerdings sogleich für uns die Quelle neuer Fragen.

Drittes Kapitel.

Von dem Realen und der Realität.

25. Die Veränderungen, welche wir geschehen sehen und die Folgerichtigkeit, die wir in ihnen zu entdecken glauben, nöthigten uns zu der Annahme von Dingen als Trägern oder Ursachen dieser Continuität. Um nun von dem, was der Erklärung bedarf, zu dem Unbedingten zu gelangen, in Bezug auf welches nur Anerkennung möglich ist, versuchten wir das Ding als unveränderlich sich selbst gleich zu denken, und in dem Bedürfniß, seine Vorstellung so weit als möglich dem Inhalt sinnlicher Empfindungen anzunähern, welche allein ein Was nicht blos verlangen sondern geben, setzten wir seine Natur in eine einfache Qualität. Wir überzeugten uns jedoch, daß eine unveränderliche und einfache Qualität nicht als Subject veränderlicher Zustände oder Erscheinungen denkbar ist, und so sind wir genöthigt, auf eine intuitive Erkenntniß zu verzichten, welche uns das Wesen des Dinges in einer einfachen Anschauung enthüllt hätte. Ich meine nicht damit, daß wir gehofft hätten, diese Anschauung wirklich zu gewinnen; nur dies dachten wir uns, daß für denjenigen Geist, der ihrer fähig wäre, das Wesen der Dinge nicht widerstrebt haben würde, sich in ihr fassen zu lassen; auch auf diese Ueberzeugung verzichten wir jetzt: seiner Natur nach würde das, was als Subject der Veränderung Ding sein soll, der Möglichkeit widersprechen, als ruhender Gegenstand irgend einer Anschauung vorgestellt zu werden. Eine neue Form ist deshalb für das zu suchen, was wir für das Wesen jegliches Dinges halten, und um sie zu finden, knüpfen wir an die natürliche Weltansicht wieder an, die ja ohne Zweifel auf alle diese sich stets wieder aufdrängenden Fragen ihre Antworten versucht hat.

26. In Bezug auf die gewöhnlichen Gegenstände der Wahrnehmung beantworten wir die Frage, was sie seien, in zwei Weisen, von denen doch bald die eine auf die andere zurückführt. Erzeugnisse der Kunst, die eine Absicht der schaffenden Hand verrathen, bezeichnen wir nach dem Zwecke, zu dem sie bestimmt sind und setzen die Verschiedenheit der Formen bei Seite, in welchen sie ihn erfüllen; die veränderlichen Producte der Natur, in deren Gestaltung eine beherrschende Absicht uns mehr oder minder unklar ist, charakterisiren wir nach der Art und Reihenfolge der Erscheinungen, in welche sie sich entweder von selbst entwickeln, oder welche durch äußere Bedingungen ihnen abgewonnen werden könnten; in beiden Fällen verstehen wir unter dem gesuchten Wesen des Dinges die Combination von Eigenschaften und Verhaltungsweisen, durch die es sich von anderen unterscheidet. Die andere Reihe der Antworten dagegen hebt als dies Wesen den Stoff hervor aus dem die Dinge gemacht sind und übergeht die verschiedenen Arten des Benehmens und Seins, die für jedes aus der besonderen Formung dieses Stoffes entspringen. Und eben diese zweite Art des Antwortens lenkt doch zuletzt in die erste über: sie befriedigt so lange, als sie Zusammengesetztes auf einfachere Bestandtheile zurückführt; hätten wir aber dies Einfache gefunden, wie beantworten wir dann die Frage, was nun es selbst sei? Was ist z. B. das Quecksilber, von dem wir gefunden hätten, daß irgend ein anderes Ding aus ihm bestehe? Es galt so lange für ein Einfaches, als es darauf ankam, dies Andere auf es zurückzuführen; aber es selbst in seiner Einfachheit, was ist es? Wir finden es flüssig bei unsern gewöhnlichen Temperaturen, fest bei erniedrigten und dampfförmig bei erhöhten; aber wir wüßten nicht zu sagen, was es an sich ist, wenn keine dieser äußeren Bedingungen und keine der anderen auf es einwirken, unter denen sich seine erscheinenden Eigenschaften noch anders verändern. In der That, wir können nur antworten, es sei an sich das unangebbare Das, was unter der einen Bedingung als α^1, unter einer andern als α^2, unter einer dritten als α^3 erscheint, und von dem wir annehmen, daß es dann, wenn diese Bedingungen in umgekehrter Reihenfolge abwechseln, wieder aus α^3 in α^2 und α^1 übergehen wird, ohne jemals in ein β^1 β^2 oder β^3 sich zu verwandeln, Formen, welche ebenso

in sich zusammenhängend die verschiedenen Erscheinungen eines andern Dinges, des Silbers vielleicht, darstellen. Ganz allgemein also besteht unsere Vorstellung von dem Was eines Dinges nur aus dem Gedanken einer Regelmäßigkeit, mit welcher es sich in einem abgeschlossenen Kreise von Zuständen von selbst oder unter sichtlichen äußern Bedingungen hin und her verwandelt, ohne aus diesem Kreise jemals herauszutreten, und ohne für sich und abgesondert von jeder der Formen zu sein, die es in demselben annehmen kann. Diese Vorstellungsweise, völlig ausreichend für die Bedürfnisse der gewöhnlichen Beurtheilung, hat in der Metaphysik zu verschiedenen weiteren Versuchen Veranlassung gegeben.

27. Richtet man seine Aufmerksamkeit auf den Inhalt, durch welchen ein Ding sich vom andern unterscheidet, so kann sein Wesen in diesem Sinne, nun nicht mehr Gegenstand einer einfachen Anschauung, nur noch in der logischen Form eines Begriffes gedacht werden, welcher die beständig sich gleiche Gesetzlichkeit in der Aufeinanderfolge verschiedener Zustände oder in der Combination mannigfaltiger Prädicate ausdrückt. Sehr natürlich wird man von hier aus zu einer doppelten Auffassung des Dinges geführt. Man kann es zuerst durch den Thatbestand der sämmtlichen Merkmale definiren, die es in einem gegebenen Augenblicke darbietet; man erlangt so das, was das Wesen ist, *τὸ τί ἐστι* nach der Ausdrucksweise des Aristoteles. Aber es wäre denkbar, daß gleich zwei Curven, die einen unendlich kleinen Theil ihres Verlaufs gemein haben, auch zwei verschiedene Dinge A und B in dem gleichen momentanen Merkmalbestande übereinkämen, nachher aber in ebenso verschiedene Entwicklungen auseinandergingen, als die Wege verschieden waren, auf denen sie zu ihm kamen. Dann wird man das Wesen eines jeden richtig nur zu fassen glauben, wenn man für jedes den gegebenen Thatbestand als die Folge dessen interpretirt, was es war und zugleich als den Keim dessen, was es sein wird; dies scheint der natürliche Ausgangspunkt, von dem Aristoteles zu der Formel *τί ἦν εἶναι* kam; er hat die andere gleichwerthige *τί ἔσται εἶναι* nicht hinzugefügt, obwohl sie seinem Gedankengang nicht fremd war. Praktisch sind diese theoretisch nicht interesselosen Begriffsbestimmungen nicht wohl durchzuführen; auch der wirkliche Thatbestand ließe sich nicht vollständig er-

schöpfen, ohne den Zusammenhang des Mannigfachen, das er darbietet, bereits nach demselben Gesetze specifisch geordnet zu denken, welches sich aus der Betrachtung der verschiedenen vergangenen und zu erwartenden Zustände sichtlicher ergeben würde; die zweite Formel drückt daher nur allgemein die Absicht aus, das Wesen der Dinge in einer Steigerung, die sich ohne bestimmte Grenzen fortsetzen läßt, immer tiefer zu fassen, indem man immer mehr die Mannigfaltigkeit aller verschiedenen Verhaltungsweisen des Dinges unter verschiedenen Zuständen, seine Verbindung mit der übrigen Welt, endlich mit einer Wendung, die sehr natürlich, obwohl diesem Orte der Metaphysik noch fremd ist, die letzte Bestimmung ins Auge faßt, zu deren Erfüllung es im Weltlauf berufen ist. Zu einer Beseitigung der Schwierigkeiten, welche uns hier drücken, sind jene Ausdrücke weder benutzt worden, noch scheinen sie überhaupt dazu benutzbar.

28. Wäre es nämlich auch gelungen, den wesentlichen Begriff eines Dinges so erschöpfend zu fassen, daß aus ihm alle Verhaltungsweisen desselben unter allen Umständen als nothwendige Folgen selbstverständlich flössen, so würden wir damit doch immer nur ein Denkbild dessen erreicht haben, wodurch das Ding, als durch seine essentia, von jedem andern unterschieden ist; aber die alte Frage würde sich erneuern, was das ist, wodurch das Ding selbst mehr ist als dieses sein Denkbild, oder wodurch der Inhalt unsers Begriffes von ihm mehr als denkbar ist und als wirkliches Ding in der Welt Platz nimmt. So wie die Qualität ein Subject verlangte, dem sie anhafte, so scheint noch vielmehr der Begriff, unselbständiger als jene, einen festen Kern zu verlangen, der seinem Inhalt die Wirklichkeit gibt, welche dieser an sich nicht besitzt. Haben wir uns nun einmal verboten, das Wesen des Dinges in einer einfachen anschaulichen und sich selbst gleichen Qualität zu suchen, haben wir uns vielmehr entschlossen, einen Ausdruck für dasselbe nur in dem Gesetze zu sehen, welches die Aufeinanderfolge seiner Erscheinungen beherrscht, so hat das, was wir suchen, für alle Dinge die gleiche unterschiedlose Leistung zu vollbringen: selbst inhaltlos dem verschiedenartigen Inhalt der Dinge Wirklichkeit zu geben. So kommen wir zu der Vorstellung eines Wirklichkeitsstoffes, eines Realen schlechthin, das an sich weder dieses noch jenes, aber das Princip der Realität für

jedes ist. Die Geschichte der Philosophie würde sehr viele Formen aufzählen können, unter denen diese Vorstellung sich erneuert hat; aber es ist unnöthig, sie hier im Einzelnen zu betrachten; die natürlichen Forderungen der Sache haben immer, wenn dieser Weg einmal betreten worden ist, zu denselben allgemeinen Bestimmungen geführt, die schon Platon über diese Hyle gab. Die Erwägung, daß die Beobachtung unbestimmbar viele gegen einander selbständige Dinge von beharrlichem oder vergänglichem Sein darbietet, veranlaßte die Einbildungskraft, diesen ersten Stoff aller Dinge als theilbar zu betrachten, damit in jedem einzelnen Dinge ein Stück desselben vorhanden sei, hinlänglich um seinen idealen Inhalt zu realer Wirklichkeit aufzusteifen; aber auch dieser Begriff der Theilbarkeit mußte in gewisser Weise zurückgenommen werden; denn er würde voraussetzen, daß vor seiner Theilung der Stoff einen Zusammenhang besessen habe, der nicht denkbar wäre ohne an ihm Eigenschaften irgend welcher Art anzunehmen, durch die nun dieser wirkliche Wirklichkeitsstoff sich von andern denkbaren hätte unterscheiden können. So aber, als ein bereits qualitativ bestimmter aufgefaßt, hätte er die metaphysische Frage nicht beseitigt, die man durch ihn lösen wollte; denn nicht darauf kam es an, welcher so oder so beschaffene Urstoff thatsächlich den aus ihm sich bildenden Einzeldingen zu Grunde liege, sondern darauf, was das sei, was überhaupt erst jeder denkbaren Beschaffenheit dazu verhelfe, mehr als denkbar, nämlich wirklich zu sein. Wenn daher dennoch, wie wir nicht bezweifeln, die Einbildungskraft dieses letzte Reale sich vorwiegend als stetige und theilbare Substanz vorstellte, so ging diese Ausmalung, durch Erinnerung an Naturbeobachtungen veranlaßt, eigentlich über das hinaus, was man hier postuliren wollte. Nur in jedem Dinge, so viele ihrer waren, mußte man einen solchen realen völlig eigenschaftlosen Kern voraussetzen; unbestimmbar viele Exemplare dieses Begriffs vom Realen gab es daher, aber unter einander standen sie so wenig in irgend einer Verbindung, als überhaupt die vielen Beispiele eines Allgemeinbegriffs schon deswegen, weil sie ihm alle untergeordnet sind, in irgend einer sachlichen Verknüpfung stehen. Aber ich breche hiervon ab; denn die Dunkelheit dieses ganzen Begriffes ist nicht durch Aufklärung, sondern nur durch den Nachweis seiner völligen Unbrauchbarkeit zu beseitigen.

29. Man hat offenbar eine Vorstellung, die bei der Betrachtung der gewöhnlichen Erfahrungsgegenstände ihren guten Sinn hat, auf eine metaphysische Frage übertragen, zu deren Beantwortung sie ganz unzureichend ist. In der sinnlichen Wahrnehmung finden wir Stoffe, die unter unsern Händen beliebige Formen annehmen oder durch Naturwirkungen in sehr mannigfaltig erscheinende Dinge verwandelt werden. Aber eine geringe Aufmerksamkeit lehrt, daß sie nur verhältnißmäßig formlos und unbestimmt sind; die Möglichkeit neue Formen anzunehmen und sich vielfach zu verwandeln, verdanken sie alle den ganz bestimmten Eigenschaften, welche sie besitzen und durch welche sie einwirkenden Bedingungen bestimmte Angriffspunkte darbieten. Jenes Wachs, das den Alten den Urstoff versinnlichte, in welchem die Ideen zur Wirklichkeit ausgeprägt werden sollten, würde diese Prägung nicht vertragen und die eingeprägte Form nicht festhalten ohne die eigenthümliche unelastische Verschiebbarkeit und die Cohäsion seiner Theilchen; und jeder feinere Stoff, den wir an seine Stelle setzen möchten, würde zwar eine noch vielseitigere Bildsamkeit, aber auch geringere Zähigkeit besitzen, die mitgetheilte Form festzuhalten. Es ist daher eine ganz trügerische Hoffnung, auf diesem Wege aufsteigend zu Etwas zu kommen, was ohne alle eigne Bestimmtheit nur noch diesen Charakter der reinen Receptivität trüge, der unserem gesuchten Realen nöthig wäre; wir würden nur zu einem unfruchtbaren Stoffe R gelangen, der gleich unfähig wäre, bestimmte Gestalt anzunehmen, als sie aufrecht zu erhalten. Denn auf Das, was jeder eignen von allem Andern verschiedenen Natur entbehrte, würde keine Bedingung p überhaupt einwirken können, und keine p anders als eine andere q; es würde daher nie eine Lage der Umstände eintreten, unter welcher jenes unbestimmte Subject R irgend eine Form π anzunehmen mehr genöthigt und berechtigt wäre als jede beliebige andere $\varkappa$. Dächten wir uns aber dies Undenkbare geschehen und R in die Form π gebracht, so würde ihm jeder Beweggrund fehlen, diese Form mit Ausschluß jeder andern $\varkappa$ beizubehalten, die ihm eben so möglich und eben so gleichgültig wäre; mit diesem Mangel jedes Widerstandes, der nur auf einer eigenen Natur des R beruhen könnte, würde jede Möglichkeit eines geordneten Weltlaufs hinwegfallen; Alles was überhaupt denkbar wäre, würde in jedem

Augenblick gleich großen Anspruch auf Wirklichkeit haben und es fehlte das Uebergewicht einer Bedingung über die andere, das zur Begründung jedes Thatbestandes oder zur Herbeiführung einer bestimmten Veränderung desselben unerläßlich ist. Aber nicht nur Entstehung und Erhaltung der einzelnen Formen würde durch die völlige Inhaltlosigkeit des Realen vereitelt, sondern auch das Verhältniß selbst, das in jedem Augenblicke zwischen ihm und dem Inhalt stattfände, dem es Wirklichkeit gäbe, würde metaphysisch ohne Sinn sein. An Worten freilich fehlt es uns nicht, durch die wir es bildlich bezeichnen; wir lassen die Eigenschaften, die das ganze Wesen des Dinges bilden, der inhaltlosen Substanz des Realen inhäriren oder an ihr haften oder von ihr getragen werden; aber alle diese Bilder selbst, deren Gebrauch die Sprache nicht entbehren kann, widersprechen der vorausgesetzten Leerheit und Formlosigkeit des Stoffes; Nichts kann tragen oder an sich haften und hängen lassen, was nicht durch eigne Form und Kräfte diesem Andern Anfaßpunkte und Unterstützung darbietet; oder, ohne Bild gesprochen: es ist nicht einzusehen, welches innerliche Verhältniß damit gemeint sein könnte, wenn wir irgend einem Realen R eine Eigenschaft α oder eine Gruppe α von Eigenschaften als die seinige zuschrieben; R würde zu ihr eben so verhältnißlos und fremd gegen sie sein, wie jedes andere R^1.

30. Diese Mängel des Begriffs vom Realen würden sich empfindlich geltend machen, sobald man versuchte, ihn nicht nur in isolirter Abstraction aufzustellen, sondern zur wirklichen Erklärung des Laufes der Dinge zu benutzen; es würde sich zeigen, daß Nichts sich auf ihn gründen ließe, was einer Statik oder Mechanik der Veränderungen ähnlich sähe. Aber man wird einwenden, daß wir hier gegen selbstgeschaffene Gespenster kämpfen, indem wir von Vorgängen sprechen, durch welche die Verknüpfung des Realen mit seinem qualitativen Inhalt erst zu Stande gekommen wäre. So aber sei es nicht gemeint gewesen, und schon bei den Alten, die seinen Begriff zuerst aufgestellt, finde sich die Einsicht, daß nirgends und nie der nackte und ungeformte Stoff für sich existire, sondern von Ewigkeit in Verbindung mit den Formen, durch welche bald dieses bald jenes Ding aus ihm gebildet sei; unumwunden habe man ausgesprochen, daß er für sich allein vielmehr ein Nichtseiendes sei, ein $\mu\grave{\eta}\ \acute{o}\nu$, und

daß das Seiende erst aus seiner unablässigen Verbindung mit dem qualitativen Inhalte der Ideen entspringe. Mit dieser Erklärung würden wir völlig einverstanden sein können, wenn sie sich wirklich beim Worte nehmen ließe; denn sie würde dann eben einfach zugestehen, daß das, was sie unter dem Realen verstand und suchte, Nichts weiter ist als die von dem Inhalt des Seienden stets unabtrennbare Position, durch welche dieser Inhalt ist und nicht blos gedacht wird; und daß es folglich Unrecht war, diese Position, die wir nur in Gedanken als überall gleichförmige Art der Setzung von dem Mannigfachen absondern können, das durch sie gesetzt ist, in substantivischer Setzung als ein Etwas, als ein Reales, als das wahre seiende Ding selbst anzusehen, und ihm gegenüber Alles, was uns sonst das Wesen des Dinges auszumachen schien, in die secundäre Stellung eines unwesentlichen Anhangs zurückzudrängen. Dies rückhaltlose Zugeständniß machen jedoch auch durch die angeführte Erklärung die Lehren keineswegs, welche von dem realen Stoffe des Seins sprechen; sie fahren vielmehr fort, der Unterscheidung des Wirklichkeit gebenden Princips von dem Wirklichen selbst eine sachliche Bedeutung beizulegen. Wenn sie den Stoff, der für sich nicht existirt, nach und nach veränderte Gestalten annehmen lassen, so meinen sie damit nicht blos, daß die unerklärbare Position von dem Inhalt $\varkappa$ auf den andern $\varkappa$ übergehe; denn sie würden so Nichts erreichen, als eine geregelte oder ungeregelte Folge von Thatbeständen ohne inneren Zusammenhang; es liegt ihnen vielmehr daran, jenes R als das sachlich bleibende Verbindungsglied betrachten zu können, welches $\varkappa$ und $\varkappa$ als seine Zustände erfährt oder wechselt, und das, um seiner eigenen Natur willen, die Annahme anderer Erscheinungen φ und ψ oder die Verwirklichung einer andern Reihenfolge verbietet. Ohne diesen letzten Zusatz würde der Begriff des Realen R, auch für diese Ansicht, gar keinen Werth haben; denn wir wiederholen: nur die Verpflichtung, eine Folgerichtigkeit im Weltlauf zu erklären, die nicht jeden denkbaren Wechsel von Thatbeständen gestattet, nöthigt uns überhaupt dazu, bei den Erscheinungen nicht stehen zu bleiben, sondern unter dem Namen eines irgendwie zu fassenden Realen Etwas hinter ihnen zu suchen; ein principloser Fluß absolutes Werdens fordert, einmal zugestanden, zu keiner Er-

klärung auf und bedarf keiner Annahme, die eine solche, an sich unmögliche, herbeiführen könnte. Von diesem natürlichen Bedürfnisse geleitet, welches sie durch die Voraussetzung des Realen schlechthin zu befriedigen meinen, gestehen uns daher jene Lehren nicht wirklich zu, was sie zuzugestehen scheinen. Obgleich ihr R niemals in seiner Nacktheit existirt, so ist doch dies so zu sagen nur eine weltgeschichtliche Thatsache, die nach dem Begriffe des R nicht zu bestehen brauchte; obwohl thatsächlich überall in mannigfaltig bestimmte Formen eingefangen, existirt doch in ihnen allen das R als das einzig auf sich beruhende selbständig Seiende fort und theilt seine eigne Wirklichkeit dem unselbständig wechselnden Inhalt mit. So ist der Stoff, für sich und abgesondert von den Formen betrachtet, in denen er auftritt, doch eigentlich nicht ein μὴ ὄν, wie er genannt wird, sondern auch nach dem eignen Sinne der Ansichten, die ihn so nennen, nur ein οὐκ ὄν, falls auf die Wahl dieser Ausdrücke Gewicht gelegt werden darf; und gegen diesen bleibenden Rest der Lehre vom Stoff gelten die gemachten Einwürfe fort: es ist unmöglich, die Sorge für die Wirklichkeit des bestimmten Inhalts einem substantivisch gefaßten inhaltlosen Realen zu übertragen, denn alle die Zwischengedanken sind unmöglich, die man brauchen würde, um dies Reale mit den ihm zugetheilten Inhalten in die gewünschte Beziehung zu bringen.

31. Ich kann daher nicht glauben, daß eine immer mehr sich vertiefende Interpretation in diesem antiken Gedanken von einem leeren Realen schlechthin, von einem seienden Nichts, das doch allem Bestimmten Grund der Wirklichkeit wäre, eine immer tiefere Wahrheit entdecken würde; wir treffen in ihm nur auf einen Fehler des Denkens, der zu leicht und zu oft gemacht wird, um nicht eine stets wiederholte Erwähnung zu verdienen. Wenn wir fragen, woher die Farbe eines Körpers rühre, so pflegen wir auch zuerst an ein Pigment zu denken, das sie ihm mittheile; und hiermit haben wir häufig Recht; denn in zusammengesetzten Dingen haftet eine Eigenschaft, die an ihrem Ganzen verbreitet zu sein scheint, leicht an einem einzelnen Bestandtheile allein. Aber wir haben schon Unrecht mit der Redensart, daß das Pigment seine Farbe dem ganzen Körper mittheile; Nichts der Art geschieht in Wirklichkeit, sondern nur ein Zusammen-

hang physischer Wirkungen bringt es dahin, daß in unserer Empfindung der Farbeneindruck des Pigments völlig den andern Eindruck verdeckt, welchen die nach wie vor farblos gebliebenen übrigen Bestandtheile des Körpers hervorbringen würden. Dann aber, wenn wir unsere Frage wiederholen, zeigt sich, daß nicht immer dieselbe Antwort wiederholt werden kann: das Pigment kann nicht seine Farbe einem neuen Pigment verdanken; irgend einmal muß die Färbung als das unmittelbare Resultat der Eigenschaften zugegeben werden, die ein Körper für sich selbst als seine eigene Natur besitzt, und nicht zu reden von irgend einem anderen empfängt. Ganz ebenso sind wir in Bezug auf die Dinge und ihre Wirklichkeit verfahren. Wir wollten wissen, woher ihre gemeinsame Eigenschaft der Realität rührt und dachten uns in jedes hinein ein Körnchen Realitätsstoff, welches den darum geballten Eigenschaften die Festigkeit und Consistenz eines Dinges mittheile; welches wirkliche Verhalten aber oder welchen Vorgang dieser leichtsinnig gebrauchte Ausdruck der Mittheilung eigentlich bedeuten solle, blieb unsagbar; in der That, so wenig ein Pigment wirklich seine Färbung auf Anderes überträgt, ebenso wenig würde die bloße Gegenwart des Realen die Realität, die ja ihm eigenthümlich sein soll, auf einen qualitativen Inhalt übertragen können, der auf irgend eine Art sich um dasselbe gruppirt hätte. Noch viel schlimmer sogar ist diese metaphysische Vorstellungsweise als die, welche wir in jenem Beispiele anwandten. Denn von dem Pigmente meinten wir doch nicht, daß es an sich nicht blos farblos sei, sondern auch seiner Natur nach völlig gleichgültig gegen die verschiedenen Farben die sich denken lassen, und daß es dann die eine derselben annähme, als ob die Farben, ehe sie Eigenschaften eines Dinges sind, bereits eine Wirklichkeit besäßen, die sie befähigte, in ein Verhältniß zu Körpern zu treten und sich von ihnen annehmen zu lassen. Hier wußten wir vielmehr, daß die Röthe, die wir dem Pigment zuschreiben, die unmittelbare Folge seiner eigenen Natur unter bestimmten Umständen ist; daß sie nicht dasein und gehabt werden könnte, bevor diese Umstände auf diese Natur wirkten und daß sie sich ändern würde, wenn der Körper, anstatt der zu sein, welcher er ist, ein anderer ebenso bestimmter wäre. Aber hier, wo wir von den Eigenschaften der Dinge im Gegensatz zu ihrem Wesen-

sprachen, sprachen wir in der That so, als könnte der denkbare Inhalt, durch den ein Ding sich vom andern unterscheiden läßt, bevor er als Inhalt eines Dinges wirklich ist, doch schon eine Wirklichkeit besitzen, welche ihn zu einem leeren Realen in ein bestimmtes Verhältniß treten ließe, durch das er, ohne in dessen Natur anders als jeder andere begründet zu sein, zu seiner Eigenschaft werden könnte. Ich überlasse indessen dies Gleichniß der weiteren Ueberlegung; ohne Bild gesprochen, war unser Irrthum dieser. Wir verlangten zu wissen, worauf das dinghafte Sein der Dinge, ihre Realität, beruhe; wir schufen zur Antwort den substantivischen Begriff des Realen schlechthin und glaubten durch ihn einen Gegenstand der Wirklichkeit, vielmehr das letzte Wirkliche selbst, bezeichnet zu haben. In der That ist jedoch real ein adjectivischer oder prädicativer Begriff, ein Titel, der alle Dem zukommt, was auf irgend eine eben noch nicht klar gewordene Weise sich wie ein Ding verhält, sich also folgerichtig ändert, in seinen verschiedenen Zuständen mit sich identisch bleibt, wirkt und leidet; denn dies war es, was wir von den Dingen, falls es Dinge gibt, voraussetzten. Die Frage war: auf welchem Grunde dies wirkliche Verhalten beruhe; sie kann nicht dadurch gelöst werden, daß wir alles Das, was wir verlangen, im Allgemeinen durch die Annahme eines Realen schlechthin befriedigt denken, von dem wir doch, wie sich gezeigt hat, nicht nachweisen könnten, wie es in jedem einzelnen Falle die Wirklichkeit erkläre, die eben selbst nie als allgemeine und gleichartige, sondern nur als Summe unzähliger verschiedenen Einzelfälle gegeben ist. Der Begriff des Realen unterliegt daher einem ähnlichen und doch etwas anderen Bedenken, als der des reinen Seins. Wir fanden diesen richtig gebildet, aber unanwendbar, so lange nicht die bestimmten Beziehungen wieder ergänzt werden, die in ihm durch Abstraction unterdrückt worden waren. Von dem Begriff des Realen können wir dagegen behaupten, daß er falsch gebildet sei; sein Inhalt setzt überall das Subject voraus, dem er zukomme und kann nicht selbst Subject sein; deshalb darf nicht substantivisch von dem Realen, sondern nur adjectivisch von Allem, was real ist, gesprochen werden. Es würde gut sein, wenn auch der Sprachgebrauch diese weitläuftigere Wendung bevorzugte, um immer den Gedanken lebendig zu erhalten, daß nicht die Dinge durch Gegen-

wart eines Realen in ihnen real werden oder sind, sondern daß sie zunächst nur real heißen, wenn sie die Verhaltungsweise zeigen, die wir Realität nennen, und von der wir angegeben haben, was wir mit ihr meinen, von der aber noch unerkannt ist, wie sie denkbar sei.

32. Wir sind zu ihrer Beantwortung natürlich nun auf den entgegengesetzten Weg verwiesen und müssen sehen, wie weit er führt. Die beiden Theilvorstellungen, durch deren Vereinigung wir den Begriff des Dinges denken, die des Inhalts, durch den es sich von andern unterscheidet und die seiner Realität, dürfen nicht mehr zwei sachlich trennbare Elemente seines Wesens bedeuten; die Realität muß unmittelbar die Wirklichkeitsform des Inhalts sein. Aber diese Forderung begegnet sogleich einem ernsten Bedenken. So lange wir das Was des Dinges in einer einfachen Qualität bestehen ließen, hatten wir einen sich selbst gleichen anschaulichen Inhalt vor uns, auf welchen die Position der Wirklichkeit, anfänglich wenigstens, ohne Widerspruch schien fallen zu können; wir haben uns jetzt entschieden, nur in einem Gesetze dieses Wesen zu finden, nach welchem seine veränderlichen Zustände oder Eigenschaften oder Erscheinungen α^1 α^2 α^3 unter einander zusammenhängen. Wie aber könnte ein Gesetz Das ausmachen, was in Wirklichkeit unmittelbar gesetzt, ein Ding bildete? und mit den Verhaltungsweisen, die wir von dem verlangen, was Ding sein soll? Diese Frage schließt neben wirklicher Schwierigkeit auch Zweifel ein, welche nur aus kaum vermeidlicher Unvollkommenheit unsers Sprachgebrauches entstehen. Der erste von diesen bildet ein Analogon zu dem, was wir gegen die einfache Qualität als Wesen des Dinges mit Unrecht einwendeten. So lange wir die Qualität so dachten, wie sie in den Adjectiven der Sprache auftritt, als eine aus vielen Beispielen abstrahirte Allgemeinheit, zwar von anderen unterschieden, aber in sich selbst nach Intensität Ausdehnung und Begrenzungsform noch unbestimmt: so lange konnte sie nicht als das Was eines Dinges gelten; nach Ergänzung aller noch fehlenden Bestimmtheit hätte sie es gekonnt, wenn nicht die nothwendige Forderung der Veränderlichkeit dem widerstrebt hätte. Auch der Begriff des Gesetzes wird zunächst in einer ähnlichen Allgemeinheit verstanden: aus der Vergleichung der Verhaltungsweisen verschiedener Dinge abstrahirt, stellt er zunächst die Regel vor, welche aus einer bestimmten allgemeinen

Klasse von Bedingungen eine bestimmte Klasse von Erfolgen herleitet, so zwar, daß nach einer identisch bleibenden Proportion bestimmten Aenderungen der ersten ganz bestimmte der anderen entsprechen; aber die Anwendungsfälle, in denen das Gesetz gelten wird, und die ganz determinirten Werthe der Bedingungen, durch welche in jedem derselben eben so determinirte Werthe der Erfolge entspringen, enthält es nicht selbst oder enthält sie nur als mitgedachte Möglichkeiten, deren keine es asserirt. In dieser Gestalt kann ein Gesetz nicht das sein, dessen unmittelbare Wirklichkeit, auch wenn sie denkbar wäre, ein Ding bildete; aber so wird es auch nicht gemeint von den Ansichten, die sich eines solchen Ausdrucks bedienten; was gemeint ist, läßt sich kurz sagen: nicht ein allgemeines Gesetz, sondern eben ein Anwendungsbeispiel; doch müssen wir diesen Ausspruch erklären und beschränken.

33. Wenn wir in dem gewöhnlichen allgemeinen Ausdrucke eines Gesetzes alle unbestimmt gelassenen Größen durch bestimmte Werthe ersetzen, so pflegen wir das so gewonnene Einzelbeispiel allerdings nicht mehr Gesetz zu nennen, weil es ohne Rückgang auf das Allgemeine, dessen Anwendung es ist, nicht mehr die Fähigkeit hat, als Beurtheilungsgrund für andere ähnliche Fälle zu dienen; und dieser logische Gebrauch ist es, den wir hier hauptsächlich von dem Gesetze erwarten. An sich selbst aber ist doch zwischen dem Einzelbeispiel und dem Allgemeinen keine sachliche Differenz, welche verböte, das erstere unter den Namen des Gesetzes zu subsumiren; im Gegentheil nicht blos es selbst ist nach seinem ganzen Inhalt das was es ist, nur in Folge des Gesetzes und umgekehrt das Gesetz hat keine andere Wirklichkeit, als in dem Falle seiner Anwendung. Es ist daher eine erlaubte Erweiterung des Sprachgebrauchs, wenn wir den bestimmten Thatbestand, welcher eine Mehrheit in dem Sinne des allgemeinen Gesetzes verbundener Beziehungspunkte einschließt, selbst mit dem Namen eines Gesetzes bezeichnen. Es kann das allgemeine Gesetz einer Reihe von Größen sein, daß jedes folgende Glied die $n$te Potenz des vorangehenden sei; nicht in dieser allgemeinen Gestalt jedoch ist das Gesetz eine Reihe, sondern erst, wenn wir für n einen bestimmten Werth einsetzen und zugleich irgend einem der Glieder, sei es dem Anfangsgliede, ebenfalls einen bestimmten

Greifenwerth zutheilen. Machen wir die Anwendung auf unſern Fall, ſo würde das allgemeine Geſetz nur dem Begriff der Dingheit, die wirkliche Reihe dagegen, in welcher daſſelbe herrſcht, dem Begriffe des Dinges entſprechen, und nur in dieſem Sinne konnte es gemeint ſein, ein Geſetz als das Weſen zu bezeichnen, dem die Poſition der Dingheit zukomme. Noch zweierlei muß man hinzufügen. In unſerem Gleichniß erſcheint die beſtimmte Reihe als Beiſpiel eines allgemeinen Geſetzes, nach welchem unzählige andere Beiſpiele gleich möglich ſind; dieſer Gedanke kann in der metaphyſiſchen Betrachtung der Dinge ſich ſpäter ebenfalls nothwendig einſtellen; aber er iſt dieſem Punkte unſerer Unterſuchung noch fremd; es gehört nicht zu dem hier zu verlangenden Weſen eines Dinges, daß dasjenige Geſetz, welches die Ordnung ſeines Inhalts beherrſcht, auch Anwendung habe auf den Inhalt anderer Dinge; vollkommen individuell vielmehr und ein einziges ſeiner Art unterſcheidet es dies Ding von allen anderen. Ueber dieſen Punkt irren wir uns häufig, durch die allgemeine Neigung verführt, die Wirklichkeit aus den Abſtractionen zu conſtruiren, zu deren Bildung doch ſie ſelbſt uns erſt befähigt hat. Wir ſind durch den Gang, den Unterſuchungen freilich nehmen müſſen, ganz daran gewöhnt, allgemeine Geſetze als das Prius anzuſehen, dem ſelbſtverſtändlich ſich das mannigfache Wirkliche hinterher als Beiſpiel unterordnen müßte; wir könnten uns aber doch leicht erinnern, daß thatſächlich alle allgemeinen Geſetze uns aus der Vergleichung von Einzelfällen entſtehen; dieſe ſind in Wirklichkeit das Prius, und das allgemeine Geſetz, das wir aus ihnen entwickeln, iſt zunächſt nur ein Erzeugniß unſers Denkens, deſſen Gültigkeit in Bezug auf viele Fälle durch die Erfahrungen feſtſteht, aus deren Vergleichung es entſtanden iſt, und eben ſo weit feſtſteht als ſie durch dieſe beſtätigt wird. Hätten wir aber ein Ding nicht mit anderen, ſondern, wozu unſer gegenwärtiger Gedankengang eigentlich allein veranlaſſen konnte, ein Ding in ſeinen verſchiedenen Zuſtänden mit ſich ſelbſt verglichen, ſo würde ſich keineswegs von ſelbſt verſtehen, daß diejenige Folgerichtigkeit und Geſetzlichkeit, welche wir hier gefunden hätten, ſich auf irgend welche andere Beziehungspunkte, alſo auf Zuſtände und Natur eines andern Dinges müſſe übertragen laſſen, und das Weſen des Dinges würde daher mit Unrecht als Beiſpiel eines allgemeinen

Geſetzes behandelt, welchem es unterthan wäre. Es verſteht ſich dabei von ſelbſt, daß auch dieſes ganz individuelle Geſetz, wenn es im Denken gefaßt wäre, immer wieder logiſch uns als ein Begriff erſcheinen würde, von dem es viele ganz gleiche Exemplare geben könnte; hindert uns doch Nichts, auch von dem Begriffe des Weltalls und des höchſten Weſens Plurale zu verſuchen; erſt anderweitige ſachliche Betrachtungen entſcheiden hier gegen die Möglichkeit derſelben und können in der Metaphyſik ſpäter für oder gegen die Vielheit gleicher Dinge, für oder gegen die Geltung allgemeiner Geſetze entſcheiden, denen ſie zu gehorchen haben. Um meine Meinung deutlicher zu machen, will ich das obige Bild der Reihe durch ein anderes erſetzen. Vergleichen wir das Weſen eines Dinges einer Melodie; man bezweifelt nicht, daß in der Reihenfolge ihrer Töne ein Geſetz äſthetiſcher Folgerichtigkeit herrſche, aber man erkennt dies Geſetz zugleich als ein völlig individuelles; es hat keinen Sinn, eine beſtimmte Melodie als Art oder Anwendungsbeiſpiel einer allgemeinen Melodie anzuſehen. Ich überlaſſe ſtiller Ueberlegung die Weitläuftigkeit, die Unvollkommenheit auch dieſes Bildes zu verbeſſern und wende mich zu dem zweiten, was ich hinzufügen wollte. Wenn man ein allgemeines Geſetz aus der Vergleichung verſchiedener Dinge unter verſchiedenen Umſtänden entwickelt, ſo läßt man zweierlei unbeſtimmt, ſowohl die ſpecifiſche Natur der Dinge als die Beſonderheit der Bedingungen, unter denen ſie ſich ſo oder anders verhalten werden. Beſtimmt man beides, ſo gelangt man zu jenem mit ſich identiſchen und unveränderlichen Ergebniß, welches wir durch den Vergleich mit einer beſtimmten Größenreihe verſinnlichten, das aber unſerer Abſicht, das in der Veränderung gleichbleibende Weſen des Dinges zu erfaſſen, nicht entſprechen kann. Wir haben daher, wie ich ſchon oben bemerkte, nur die Vergleichung eines Dinges mit ſich ſelbſt in ſeinen verſchiedenen Zuſtänden auszuführen; die Folgerichtigkeit oder Geſetzlichkeit, die man ſo fände, würde das individuelle Geſetz oder Weſen des Dinges im Gegenſatz gegen die nun unbeſtimmt zu laſſenden veränderlichen Bedingungen ſein. Endlich möchte ich ein letztes Mißverſtändniß beſeitigen. Es kommt hier gar nicht in Frage, ob und wie dieſe Vergleichung und die Auffindung des bleibenden Geſetzes uns in Bezug auf irgend ein Ding gelingen könne; es kommt uns

blos darauf an, die Gedankenform zu finden, in welcher sein Wesen dann adäquat gefaßt werden könnte, wenn in der Natur unsers Erkennens und in der Stellung desselben gegen die Dinge kein Hinderniß der wirklichen Ausführung läge. Denselben Vorbehalt macht jede andere metaphysische Ansicht; auch wer das Wesen des Dinges in einer einfachen Qualität sucht, sucht sie doch in einer unbekannten, begnügt sich folglich, die allgemeine Form festzustellen, in der es ihm erscheinen würde, bescheidet sich aber, diese Erscheinung dennoch nie zu erblicken.

34. Von den Bedenken, welche sich gegen ein Gesetz als Wesen des Dinges richteten, waren dies diejenigen, welche sich durch Interpretation dessen, was wir meinten, beseitigen ließen; in der That, wenn wir uns auf dies individuelle Gesetz die Position der Wirklichkeit fallend dächten, würde es zutreffend das beständige und dennoch veränderliche Was eines Dinges bilden. Aber doch wird man durch Dies alles sich sehr wenig befriedigt fühlen; die Frage wiederholt sich immer wieder, ob denn in der That jene Position der Wirklichkeit, auf diesen Inhalt bezogen, ohne Rest das Wesen eines Realen bilden könne, ob also nicht immer von Neuem das Das gesucht werden müsse, welches, indem es dieses Gesetz befolgt, ihm, der an sich doch blos denkbaren Verhaltungsweise, Wirklichkeit gäbe? Es ist unerläßlich, diesem sich immer wiederholenden Zweifel gegenüber auch das zu wiederholen, worüber wir gewiß zu sein glauben. Erinnern wir uns also zuerst, daß in dem, was wir hier verlangen, etwas an sich Undenkbares liegt. Es genügt uns nicht, daß das Ding ein individuelles Gesetz sei; wir glauben mehr zu erreichen, wenn wir von ihm annehmen, es sei noch etwas Anderes für sich und nur in seiner Verhaltungsweise befolge es dieses Gesetz, so sich von allem Anderen unterscheidend. Können wir uns nun eine Vorstellung darüber bilden, worin der Vorgang bestehe, den wir mit diesem geläufigen Namen der Befolgung des Gesetzes bezeichnen? Besäße dieser reale Kern, den wir suchen zu müssen meinen, eine bestimmte Natur, die demjenigen fremd wäre, was das Gesetz befiehlt, wie käme er dazu, sich ihm dennoch zu fügen? und wollten wir annehmen, daß es doch allerhand Bedingungen gebe, die auf ihn einwirkend ihn zum Gehorsam zwingen könnten, wäre selbst dieser Zwang begreiflich,

wenn nicht eben ſeine eigne Natur ihm das Geſetz gäbe, unter dem Hinzutritt dieſer Bedingungen jenem ſeiner Natur angeblich ganz fremden Geſetze zu gehorchen? ſo daß in allen Fällen das, was wir die Befolgung eines Geſetzes durch das Ding nennen, Nichts anderes als das eigene Daſein und Sichbenehmen des Dinges ſelbſt iſt? Anderſeits: wie dächten wir uns eigentlich die Geſetze, ehe ſie befolgt werden? welche Art der Wirklichkeit außer den Dingen käme ihnen zu, die ſie doch haben müßten, damit eine ihnen noch jenſeitige Natur der Dinge ſich ihnen anbequemen könnte? Es iſt nur eine Antwort auf dieſe Fragen möglich: nicht die Dinge befolgen eine Verfahrungsweiſe, die in irgend einer Art ſachlich von ihnen abtrennbar wäre, ſondern ſie verfahren ſo oder anders und bringen durch ihr Verfahren das hervor, was von unſerer denkenden Vergleichung ſpäter als ihre Verfahrungsweiſe begriffen und nun ihnen ſelbſt als das Muſter, nach dem ſie ſich gerichtet hätten, vorangedacht wird. Wollten wir endlich dem geſuchten Kerne des Dinges jede eigene Natur abſprechen, ſo kämen wir auf den Begriff des abſoluten Realen R zurück, deſſen Nutzloſigkeit wir eingeſehen haben. Selbſt wenn dieſes ſeiende Nichts an ſich denkbar wäre, würde es doch, wie wir ſahen, ſeine ihm angeblich eigene Realität keineswegs über den Inhalt zu verbreiten im Stande ſein, der das Weſen eines beſtimmten Dinges bildet und würde daher auch nicht jenes geſuchte Das vorſtellen, von dem wir die ſogenannte Befolgung einer beſtimmten Verhaltungsweiſe verlangen. Es bleibt uns daher allerdings nur der Verſuch übrig, die Behauptung zu vertheidigen, daß das reale Ding nur das verwirklichte individuelle Geſetz ſeines Verhaltens ſei.

35. Ich werde weniger ermüden, wenn ich unſere weiteren Ueberlegungen hierüber an einen geſchichtlichen Gegenſatz der Anſichten anknüpfe. Idealismus und Realismus haben immer als zwei Pole der philoſophiſchen Gedankenbewegung gegolten, beide in verſchiedenen doch eng zuſammenhängenden Bedeutungen, je nachdem die Frage nach dem, was wirklich iſt oder die Rückſicht auf das, was zu ſchätzen und im Leben zu erſtreben iſt, in den Vordergrund trat. Die erſte Entſtehung des Gegenſatzes war durch die Frage veranlaßt, die uns vorliegt. In der unerſchöpflichen Mannigfaltigkeit der wahrnehmbaren

Erſcheinungen hatte Platon die Wiederkehr immer ſich ſelbſt gleicher Prädicate gefunden, die den beſtändigen Vorrath bilden, aus welchem, in unendlich verſchiedener Zuſammenſtellung, alle Dinge ihr beſonderes Weſen oder den Inhalt entnehmen, durch den eines ſich vom andern unterſcheidet und jedes iſt was es iſt. Und wie die einfachen Elemente, ſo waren auch ihre wirklichen Combinationen, welche der Weltlauf darbot, nicht principloſe Mannigfaltigkeit, ſondern auch ſie beſtändigen Typen untergeordnet, innerhalb deren ſie ſich bewegten; endlich nicht minder die Reihe der Verhältniſſe, in welche das Verſchiedene kommen konnte, zuletzt die Mannigfaltigkeit deſſen, was unſer Handeln herſtellen konnte und ſollte, bezeugte dieſe innere Ordnung aller Wirklichkeit. Es war nicht ſo, wie die vorangegangene Sophiſtik hatte glauben machen wollen: nicht ungebunden wogte ein Strom des Werdens dahin in immer neue unerhörte Bildungen und ohne die Verpflichtung der Rückkehr zu Gleichem oder Aehnlichem; in feſte Schranken war vielmehr Alles eingefangen, was die Wirklichkeit ſollte bringen können; nur eine unermeßliche Mannigfaltigkeit der Orte, der Zeitpunkte und der Zuſammenſetzung blieb ihr noch übrig, in welcher ſie dieſen Inhalt der Ideenwelt variirend wiederholte. Den vollen Werth dieſes metaphyſiſchen Gedankens werde ich ſpäter hervorzuheben haben; jetzt möchte ich an den nicht vermiedenen Abweg erinnern, zu dem er verführt hat. Eben die Mannigfaltigkeit in Raum und Zeit zerſtreuter auf einander folgender und ſich durchkreuzender Erſcheinungen, der Lauf der Dinge, bildete doch eigentlich die wahre Wirklichkeit, das Erſte, was unſerer Anſchauung und Kenntniß gegeben war; jene Ideenwelt aber, welche das Beharrliche in dieſer wechſelnden Vielheit und die wiederkehrenden Formen in der Umgeſtaltung des Mannigfachen umfaßte, war ihm gegenüber ein Zweites, in unſerer denkenden Vergleichung entſtanden, und ſo, wie es hier entſtanden war, weder ein Wirkliches, noch geeignet, eine Wirklichkeit wieder aus ſich zu erzeugen. Wie groß auch der Werth der Beobachtung war, die Wirklichkeit ſei ſo, daß es uns gelingt, durch die Verbindung jener unſerer Ideen mit ihrem Laufe zuſammenzutreffen: für etwas Anderes durfte man doch dieſe Ideenwelt nicht nehmen, als für ein Syſtem von Abſtractionen oder Denkbildern, welche Wirklichkeit nur haben, ſofern ſie als die eigene Verfahrungs-

weise der Dinge angesehen werden, die aber in keiner Weise zu dem Laufe der Dinge als ein Prius in Gegensatz gestellt werden durften, dem dieser, vollkommen oder unvollkommen, als ein Zweites sich anbequemt. Um völlig deutlich zu machen, was ich meine, muß ich hervorheben, daß zu der einzigen uns gegebenen, zu der wahren Wirklichkeit auch eben dieser räumlich zeitliche Wechsel der Erscheinungen, sagen wir: der geschichtliche Verlauf der Dinge, unabtrennbar mitgehört; nur diese unaufhörlich fortschreitende Melodie des Geschehens ist der metaphysische Ort, in welchem die Systematik der Ideenwelt, die Vielheit ihrer harmonischen Verhältnisse, nicht blos von uns gefunden wird, sondern auch allein ihre Wirklichkeit hat. Innerhalb dieser Wirklichkeit durfte man einzelne Geschöpfe und einzelne Ereignisse als vergängliche Beispiele ansehen, in denen die Ideenwelt sich ausprägte und aus denen sie sich wieder zurückzog; denn vor und nach und neben ihnen blieb eben die lebendige Idee in unzähligen anderen Beispielen thätig und gegenwärtig, und ihre Formen wechselnd schied sie doch niemals aus der Wirklichkeit aus; aber das Ganze der Wirklichkeit, das Ganze dieser Welt, Bekanntes und Unbekanntes zusammenfassend, durfte man so nicht von der Welt der Ideen trennen, als könne diese für sich ein Dasein und eine Gültigkeit besitzen, ehe sie sich in der gegebenen Welt verwirklichte und als könnte es unzählige gleichwerthige Beispiele, andere Welten, neben dieser geben, in welchen das vorangegangene Reich der reinen Ideen sich ebenso wohl hätte verwirklichen können. So wie dem einzelnen Dinge nicht sein Begriff vorangeht, der ihm befiehlt, wie es sein solle, und nachher erst käme das unbegreifliche Das, welches diesem Befehle gehorcht, sondern der Begriff ist nichts weiter als das eigene Leben des Wirklichen: so ist keine der Ideen ein vorangehendes Muster, das von dem Seienden nachgeahmt würde, jede vielmehr ist die Nachahmung, die das Denken von einem der Züge versucht, in denen sich das ewig Wirkliche ausdrückt. Erscheinen uns die einzelnen Ideen als Allgemeinheiten, denen unzählbare Beispiele entsprechen, so haben wir auch dies zu dem Inhalte jener höchsten Idee zu rechnen, in welche wir die einzelnen zusammenziehen: das ist eben ihr Sinn, daß nicht ein Fluß der Erscheinungen ins Ungemessene immer neu, ohne Rückkehr zum Früheren und ohne Verwandtschaft des Mannig-

faltigen sich fortwälze. Zur Systematik des Weltinhaltes gehört die Allgemeinheit der Ideen daher, zur inneren Zeichnung des Musterbildes, dessen beständige Wirklichkeit und Verwirklichung die Welt ist; sie wird gänzlich mißdeutet, wenn sie als anklagendes Kennzeichen einer bloßen Daseinsmöglichkeit angesehen wird, welche, um zur Wirklichkeit zu gelangen, die Beihülfe einer zweiten Weltordnung, eines ihr fremden Realen und seiner Bewegungen bedürfe.

36. Ich werde noch öfter Gelegenheit haben, auf diesen Gedankenkreis zurückzukommen und in der That kann ich nicht hoffen, ihn hier völlig klar zu machen, ehe ich die mannigfachen Schwierigkeiten im Einzelnen berührt haben werde, die sich der Rückkehr zu ihm widersetzen. Ich sage ausdrücklich: der Rückkehr zu ihm; denn mir erscheint er als die einfachste und ursprünglichste Wahrheit, während er der wissenschaftlichen Bildung, in die wir verwickelt sind, als eine gewagte und unklare Phantasie zu erscheinen pflegt. Es ist eben ein psychologisch kaum vermeidliches Schicksal, daß die allgemeinen Gesetze, die wir aus der Vergleichung der Erscheinungen gewonnen haben, uns wie ein selbständiges und gebietendes Prius vorkommen, das den Fällen seiner Anwendung vorangeht; für die Bewegung unserer Erkenntniß sind sie das wirklich; aber wenn wir mit ihrer Hülfe aus den gegebenen gegenwärtigen Bedingungen einen zukünftigen Erfolg vorausberechnen, so vergessen wir, daß dasjenige, was in unserer Ueberlegung als Obersatz vorausgeht, doch nur der Ausdruck der Vergangenheit und der eigenen Natur ist, welche in dieser die Wirklichkeit uns offenbarte. So sehr sind wir an dieses Mißverständniß gewöhnt, so befangen in der Gewohnheit, dem Realen sein eignes Wesen als ein äußerliches von ihm zu erreichendes Muster entgegenzustellen, und dann vergeblich nach den Vermittlungen zu suchen, die das unrechtmäßig Getrennte vereinigen, daß jede Behauptung der ursprünglichen Einheit dessen, was man so geschieden hat, als ein Abbruch an der wissenschaftlichen Genauigkeit erscheint, nach der man sich sehnt. Nicht, als wenn nicht das Bedürfniß, Ideales und Reales, wie man sagt, zu verschmelzen, lebhaft zu allen Zeiten gefühlt worden wäre; aber es scheint mir, daß selbst die Versuche zur Erfüllung dieser Aufgabe zuweilen dem Irrthum, den sie bekämpfen, Vorschub leisten; indem sie eine besondere That der Speculation ver-

langen, um dies Große zu vollbringen, unterhalten ſie den Glauben an eine gar nicht vorhandene Kluft, die nur mit einem kühnen Sprunge zu überſchreiten ſei. Laſſen wir indeſſen jetzt dieſe allgemeinen Betrachtungen und verſuchen wir, die Dunkelheit und die anſcheinende Unzuläſſigkeit unſers zuletzt erreichten Ergebniſſes zu beſeitigen. Eine Verbeſſerung ergibt ſich aus dem Geſagten ſogleich; ſo dürfen wir unſere Behauptung nicht ausſprechen, wie wir es oben thaten: das Ding ſei das verwirklichte individuelle Geſetz ſeines Verhaltens. Dieſer Ausdruck, wenn wir ſeine Worte wägen, würde alle die falſchen Gedanken enthalten, die wir abwehren wollten. Wohl könnten wir, anſtatt von dem verwirklichten, beſſer von dem niemals verwirklichten, ſondern immer wirklich geweſenen Geſetze ſprechen; aber wir würden keinen ſprachlichen Ausdruck finden, um die übrigen Nebengedanken auszuſchließen, die wir ausdrücklich ausgeſchloſſen wünſchen. Denn nicht ein Geſetz meinten wir, das, wenn auch als ſolches wirklich, doch ſeine Befolgung noch erwarte, ſondern das ewig befolgte, und nicht das befolgte als eine Thatſache oder als ein geſchehendes Ereigniß, ſondern als ſich ſelbſt vollziehende Thätigkeit, und dieſe nicht als ein Verhalten, abtrennbar von dem Weſen, das ſo ſich verhielte, ſondern als das Weſen ſelbſt, das keinen todten Punkt hinter ihm bildet. Aber wie wir auch von einem realen Geſetze, einer lebendigen werkthätigen Idee ſprechen möchten, um unſeren Gedanken beſſer auszudrücken, immer würde uns die Sprache nöthigen, zwei Worte miteinander zu ſtellen, welche der gewöhnliche Vorſtellungslauf in unzuſammenpaſſenden und einander widerſprechenden Bedeutungen ausgeprägt hat. Verzichten wir daher darauf, mit dem Sprachgebrauch in durchgängiger Uebereinſtimmung zu bleiben.

Viertes Kapitel.

Vom Werden und der Veränderung.

37. Als ich vor vielen Jahren zuerst eine Darstellung metaphysischer Ueberzeugungen versuchte, habe ich den wesentlichen Inhalt der Gedanken, mit denen wir uns eben beschäftigten, in den Satz zusammengefaßt: nicht durch eine Substanz, die in ihnen wäre, seien die Dinge, sondern sie seien dann, wenn sie einen Schein der Substanz in sich zu erzeugen vermögen. Ich bin damals getadelt worden, nicht blos um der Sache willen, sondern auch die beiden Glieder des Satzes schienen einander nicht als Gegensätze zu entsprechen. Dies letztere wäre gleichgültig; doch habe ich weder hiervon noch von der sachlichen Unrichtigkeit meiner Aeußerung mich überzeugen können. Ein sehr gewöhnlicher Sprachgebrauch benutzte den Namen der Substanz dazu, um einen starren realen Kern zu bezeichnen, der an sich, ohne weiterer Erklärung zu bedürfen, die Beständigkeit der Wirklichkeit besitze, welche man den veränderlichen von einander verschiedenen Dingen nicht zutraut, ohne besondere Rechtfertigung ihrer Möglichkeit zu verlangen; von solchen Kernen aus sollte die Realität sich über die verschiedenen Eigenschaften verbreiten, durch welche ein Ding sich vom anderen unterscheidet; durch sie also, wie durch Gerinnungsmittel, welche das an sich Flüssige und Haltlose des qualitativen Inhaltes verfestigen, sollte diesem die Form und Haltbarkeit der Dingheit zu Theil werden. Es war gleichgültig, ob man sich diese sonderbare Krystallisation als ein Ereigniß dachte, das irgendwann geschehen sei und den Dingen einen zeitlichen Ursprung gegeben habe, oder ob man die steifende Einwirkung der Substanz als einen ewigen Vorgang ansah, der in den gleich ewigen und niemals entstandenen Dingen als ein wesent-

licher Zug ihrer Natur fortbestehe: in beiden Fällen blieb das Causalverhältniß dasselbe: durch die an sich leere Substanz sollte dem bestimmten Inhalt die Wirklichkeit und seine Festigkeit im Verlaufe der Veränderungen verliehen werden. Ich glaube gezeigt zu haben, daß keiner der Gedanken möglich ist, die in dieser Vorstellungsweise enthalten sind; wenn ich aber dieser Ueberzeugung, daß die Dinge nicht durch eine Substanz sind, den Nachsatz hinzufügte, sie seien, wenn sie einen Schein der Substanz in sich zu erzeugen vermögen, so sollte dieser seinem Vordersatze eben nicht so entsprechen, daß er der zurückgewiesenen Construction der Dingheit eine andere entgegensetzte, sondern an die Stelle jeder Construction, die unmöglich ist, sollte er das setzen, was allein möglich ist: die Definition der Dingheit. Nur dies konnte gemeint sein: Dingheit heiße die Wirklichkeitsform eines Inhalts, dessen Verhalten uns den Anschein einer in ihm gegenwärtigen Substanz gewährt: in Wahrheit aber sei das, was wir als solchen Halt den Dingen unterlegen möchten, nur die eigene Haltung dessen, was wir auf diese unmögliche Weise zu stützen suchen.

38. Es war nicht eben schwer, die Undenkbarkeit jenes Realen an sich nachzuweisen; aber entspricht der Leichtigkeit dieser Verneinung auch ebenso leichte Bejahung des Richtigen? haben wir nun andere und bessere, oder bleiben uns auch nur noch genügende Mittel, um ohne jenen nun verbotenen Hülfsbegriff die Leistungen zu begründen, die wir doch fortfahren müssen von den Dingen zu erwarten, wenn die Annahme ihres Daseins den Forderungen genügen soll, um deren willen sie gemacht wurde? Hierüber werden Zweifel auch dem entstehen, der sich entschließt, auf das Ergebniß der vorigen Betrachtungen versuchsweise einzugehen. Ich wiederhole: eine Welt unbewegter Inhalte, wenn sie denkbar wäre ohne wenigstens in Demjenigen Bewegung vorauszusetzen, für welchen sie Gegenstand der Beobachtung wäre, würde keine Veranlassung enthalten, Dinge hinter dieser gegebenen Mannigfaltigkeit zu suchen; auch nicht der bloße Wechsel dieser Erscheinungen, sondern nur die in ihm wahrgenommene oder vermuthete Folgerichtigkeit irgend welcher Art nöthigt uns zur Annahme beharrlicher Gründe, welche das Mannigfache verknüpfen. Die gewöhnliche Meinung hatte, mit bald widerlegtem Irrthum, diese Träger der Veränderung schon in den sinnlich wahrnehmbaren Dingen

zu finden geglaubt; an die Stelle dieser setzten wir übersinnliche Wesen von völlig einfacher Qualität; aber eben ihre Einfachheit hätte ihnen nur Sein oder Nichtsein, nicht das Eingehen in Veränderung gestattet, die irgendwo wirklich geschehen muß, um auch nur den Schein einer anderswo stattfindenden möglich zu machen. Da ließen wir davon ab, das Beharrliche der Dinge in einem stets mit sich identischen Thatbestande zu suchen und glaubten es, mitten in der Veränderung, in dem gleichbleibenden Sinne eines Gesetzes zu finden, welches eine Mannigfaltigkeit von Zuständen zu einem in sich abgeschlossenen Ganzen verknüpft. Auch so schien indessen nur ein Ausdruck für Das gewonnen, wodurch jedes Ding ist was es ist und vom andern sich unterscheidet; wie aber ein so gefaßtes Wesen dinghafter Existenz theilhaft sein könne, darüber blieb ein Zweifel, der unzureichend beschwichtigt den Versuch hervorrief, in dem Realen an sich den starken Stamm aufzustellen, an dem alle Qualitäten und ihr Wechsel die veränderliche Belaubung bildeten. Der Versuch ist mißlungen und läßt uns denselben Zweifel unbeseitigt zurück. Vor allem: wenn wir die Veränderung als geschehend denken, dann freilich wird das Gesetz, welches ihre verschiedenen Phasen als Glieder derselben Reihe zusammenfaßt, uns den beständigen Charakter des Dinges versinnlichen, der im Wechsel beharrt; aber wie ist überhaupt die Veränderung denkbar, die wir so voraussetzen, und wie ihre Beschränkung auf diese zusammengehörigen Reihenglieder? Und dann: würde die Folgerichtigkeit in der Abwandlung der einzelnen Zustände a^1 a^2 a^3 ... wirklich dasselbe sein, was wir als Beharrlichkeit Eines Dinges zur Erklärung der Erscheinungen glauben suchen zu müssen? Diesen Fragen gilt unsere nächste Ueberlegung.

39. Der Name der Veränderung verhüllt zuerst eine Schwierigkeit, die wir hervorziehen müssen; er läßt das neue Wirkliche, als Anderes, nur die Fortsetzung früherer Wirklichkeit sein und möchte die Vorstellung eines nackten Werdens vermeiden, die Wirkliches aus völlig Unwirklichem entspringen ließe. Aber doch nur der Inhalt des Neuen läßt sich irgendwie als enthalten in dem Früheren denken; die Wirklichkeit des Neuen dagegen ist nicht enthalten in der Wirklichkeit des Alten, sondern setzt deren Aufhebung als ihren eigenen Anfang voraus; sie also wird ohne Zweifel in dem Sinne des

Werdens, den man vermeiden wollte. Hierdurch eben unterscheidet sich der Gegenstand der Metaphysik von der Welt der Ideen, in welcher der Inhalt eines b zwar begründet in dem eines a ist, aber nicht aus der Vernichtung des a hervorgeht, sondern mit ihm zugleich in ewiger Gültigkeit besteht. Fragen wir nun, wie dies in jeder Veränderung enthaltene Werden zu denken ist, so meinen wir natürlich nicht einen Vorgang wissen zu wollen, durch den es zu Stande kommt; zu auffallend wäre die Nothwendigkeit, das unbegriffene Werden in diesem Vorgang wieder vorauszusetzen, durch den wir es begreifen wollten. Nicht einmal die Vorstellung des Werdens können wir aus einfacheren Vorstellungen zusammensetzen, ohne den gleichen Fehler; leicht finden wir in seinen beiden Formen, dem Entstehen und dem Vergehen, eine Einheit des Seins und des Nichtseins; aber die bestimmte Bedeutung, in welcher hier der weitschichtige Ausdruck der Einheit zu nehmen wäre, würde doch nicht die eines Zusammenseins, sondern nur die eines Uebergangs vom einen zum andern sein und so den wesentlichen Charakter des Werdens bereits einschließen. Nichts bleibt übrig, als Verzicht zu leisten sowohl auf logische Definition wie auf sachliche Construction, und das Werden gleich dem Sein als eine gegebene anschaulich vorstellbare Thatsache der Weltordnung anzuerkennen. Nur nach einer Seite hin ist es mehr als Gegenstand unfruchtbar grübelnder Verwunderung: einen Widerspruch kann es zu enthalten scheinen gegen das Gesetz der Identität, oder doch gegen Folgerungen, die man aus diesem glaubte ziehen zu können. Zweifellos gilt dies Gesetz in dem abstracten Sinne, den ich früher (Logik 55) angab, von jedem denkbaren Inhalte: a wird niemals aufhören gleich a zu sein, bevor es aufhört zu sein; auch das Seiende ist niemals Nichtseiendes so lange es Seiendes ist; nur ist auch das Werdende Entstehende Vergehende mit gleichem Rechte Werdendes Entstehendes Vergehendes, so lange es wird entsteht oder vergeht. Keineswegs folgt daher aus dem Gesetze der Identität irgend etwas in Bezug auf die Wirklichkeit irgend eines m; sei m, was es wolle, es wird = m sein, falls es ist und so lange es ist; aber ob es ist und ob es immer sein muß, wenn es einmal ist, darüber entscheidet unmittelbar der Satz der Identität Nichts. Und doch versucht man eine solche Folgerung. Weil der

Begriff des Seins, gleich jedem anderen Begriffe, eine unveränderliche Bedeutung hat, meint man, die Wirklichkeit, die er anzeigt, müsse gleich unveränderlich demjenigen zukommen, dem sie einmal zukommt; die Unaufhebbarkeit alles in Wahrheit Seienden und seine Unzerstörbarkeit sind so immer wiederkehrende Erzeugnisse der metaphysischen Gedankenbewegung. Aber man beschränkt diese Folgerung ohne deutliches Recht auf das Bestehen der Dinge, die man dem Weltlauf zu Grunde liegen denkt; daß Beziehungen der Dinge und Zustände derselben entstehen und vergehen, wird arglos als selbstverständlich zugegeben. Allerdings würde ohne dieses Zugeständniß der Inhalt unserer Erfahrung ganz unvorstellbar sein; wenn es indessen der Satz der Identität wäre, welcher die Unaufhebbarkeit der Dinge beföhle, so würde derselbe Satz auch die Unveränderlichkeit aller Beziehungen und Zustände gebieten; denn von Allem, nicht blos von der besonderen Form der Wirklichkeit, welche Dingen zukommt, fordert er beständige Gleichheit mit sich selbst. So würden wir zu den alten Versuchen, jedes Werden zu leugnen, oder da es sich nicht leugnen läßt, zu dem widersinnigen Unternehmen zurückgeführt, wenigstens das Werden des Scheines eines unwirklichen Werdens zu erklären. Versagen wir uns aber diese Folgerung aus dem Satze der Identität, so bedarf auch die Beharrlichkeit des Seins der Dinge, welche wir bisher stillschweigend voraussetzten, ihre besondere metaphysische Begründung und es entsteht die Frage, ob nicht überhaupt ihrer schwierigen Vereinigung mit der unleugbaren Veränderung durch eine völlig entgegengesetzte Vorstellungsweise ausgewichen werden könne.

40. In der That ist diese Frage schon oft genug bejaht worden. Die geschichtlich hervorgetretenen Ansichten, welche alles feste Sein auflösend nur ein unaufhörliches *Werden* behaupteten, gingen, wie schon die Begeisterung vermuthen läßt, mit der sie vorgetragen zu werden pflegten, von vielseitigeren Beweggründen aus, als wir jetzt schon berücksichtigen können. Beschränken wir uns auf die Verfolgung des engeren Gedankenkreises, in dem wir uns bisher bewegten, so haben doch auch wir uns überzeugt, daß jene Theilung der Arbeit unmöglich ist, nach welcher die Bewahrung der Einheit, die wir im Wechsel suchen, der starren Unveränderlichkeit realer

Elemente, die Erzeugung des Wechsels aber nur der Wandelbarkeit äußerer Beziehungen zwischen ihnen zufiele; in das Innere des Seienden muß die Veränderung eindringen; darum muß auch uns der Versuch lohnend scheinen, alles Sein in Werden aufzulösen und seine Beharrlichkeit, wo sie vorkommt, nur als eine besondere Form des Werdens zu fassen: als immer wiederholtes Entstehen und Vergehen des Gleichen, nicht als unbewegte Fortdauer desselben. Aber es würde nutzlos sein, vom Werden zu sprechen, ohne sogleich eine nähere Bestimmung hinzuzufügen: weder finden wir in der Erfahrung ein schrankenloses Entstehen von Allem aus Allem, noch, wenn wir es fänden, würde es seiner Natur nach ein Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung oder Princip einer Erklärung werden können. Auch die Ansichten, welche in dem ästhetischen Genusse der ungehemmten Beweglichkeit schwärmten, deren sich das von ihnen verehrte Werden gegenüber der leblosen Starrheit des Seins erfreute, haben zwar die unerschöpfliche Vielseitigkeit desselben und seine wunderbaren Wendungen gepriesen, aber für zufällig und richtungslos seinen ewigen Fluß dennoch nicht gehalten; schon bei Heraklit begegnet uns die deutliche Hinweisung auf unerbittliche Gesetze, die ihn beherrschen. Nur mit dieser eingeschlossenen Vorstellung einer bestimmten Richtung verdient daher der Begriff des Werdens seine weitere metaphysische Prüfung.

41. Deutlichen Ausdruck hat dem ebenerwähnten Gedanken zuerst Aristoteles in seinem Gegensatz von Dynamis und Energie gegeben. Den richtungslosen Fluß des Geschehens engt er ein und bestimmt, was in ihm möglich und unmöglich ist; denn nicht nur die bescheidene Wahrheit meint er zu lehren, was wirklich sein solle, müsse möglich sein; von dieser Möglichkeit vielmehr behauptet er, sie könne nicht als bloße Denkmöglichkeit, sondern müsse selbst als eine Wirklichkeit gefaßt werden: δύναμις ist das, was in Wirklichem als künftig zulässiger Bestandtheil der Wirklichkeit vorgebildet ist und nur das kann ἐνεργείᾳ sein, dessen δύναμις in einem andern bereits ἐνεργείᾳ Seienden enthalten ist; durch alles Werden hindurch zieht sich mithin eine Stetigkeit, die nur Wirkliches aus Wirklichem, und zwar Bestimmtes aus Bestimmtem, entstehen läßt: die erste Gestalt eines Satzes vom zureichenden Grunde, vom Zusammenhang der

Ideenwelt übertragen auf die Welt des Geschehens. Die erste bewußte Hervorhebung einer Wahrheit, die das menschliche Denken unbewußt von jeher benutzte, hat man immer als eine philosophische That zu achten, auch wenn sie die weiteren Früchte nicht bietet, die man von ihr gewinnen möchte. Unfruchtbar im Einzelnen aber sind diese beiden Aristotelischen Begriffe allerdings, so werthvoll die allgemeine Maxime ist, die sie bezeichnen. Sie würden nur dann anwendbar sein, wenn eine Bestimmung darüber folgte, welches Folgende in welchem Vorangehenden *δυνάμει* enthalten sein kann, und wenn es nachzuweisen gelänge, welches C hinzukommen muß, um den möglichen Uebergang aus *δύναμις* in *ἐνέργεια* zu verwirklichen. Die Auflösung der ersten Aufgabe ist das, was Jahrhunderte zu leisten sich bemühen und weiter bemühen müssen; über den zweiten Punkt hätte man klarere Auskunft wünschen können. Die Beispiele, deren Aristoteles sich bedient, schließen zwei der Unterscheidung werthe Fälle ein. Wenn die herumliegenden Steine *δυνάμει* das Haus oder der Felsblock die Bildsäule ist, so erwarten beide die Thätigkeit von außen, welche aus ihnen *ἐνεργείᾳ* machen wird, was sich zwar aus ihnen machen läßt, aber wozu sie selbst sich nicht entwickeln; sie sind Möglichkeiten des Künftigen, weil sie zu ihm benutzbar sind, wenn eine formende Bewegung sie ergreift. Wenn dagegen die Seele die Energie des lebendigen Körpers ist, so ist der Körper in anderem Sinne *δυνάμει* die Seele; er erwartet nicht, von außen her dazu bestimmt zu werden, wozu er sich gestalten soll, wie der Stein abwartet, ob zum Hause oder zur Bildsäule; er schließt vielmehr selbst jenes C, den thätigen Trieb ein, der zur Wirklichkeit des in ihm Begründeten, und zwar zur Wirklichkeit eines einzigen Zieles mit Ausschluß aller anderen hindrängt. Beide Fälle sind der Metaphysik wichtig; der erste da, wo es sich um den Zusammenhang des Wirkens zwischen verschiedenen Elementen und um die Uebertragung einer Bewegung auf Dasjenige handelt, dem sie noch fremd ist; der zweite schließt, von Anderem abgesehen, die Frage ein, mit der wir uns zunächst beschäftigen wollen: gesetzt, ein Ding *a* erwarte nicht von außen die Bestimmung Dessen, wozu es werden solle, sondern enthalte in seiner eigenen Natur den Grund zu *α* und den Grund zur Ausschließung jedes *β*: wie geht es nun doch zu, daß es hierbei nicht sein

Bewenden hat, sondern das begründete α auch wird, und aufhört blos begründet zu sein?

42. Ich werde den Sinn dieser Frage und den Grund sie aufzuwerfen, am leichtesten durch Anführung einer einfachen Antwort verdeutlichen, durch die wir sie als überflüssig beseitigen möchten: selbstverständlich gehe α aus a hervor, weil a dies α und nur dies α bedingt, ein β aber nicht bedingt. Es ist leicht zu sehen, daß diese Antwort nur eine Wiederholung der fraglichen Voraussetzung ist, die wir machten; eben Das wollten wir ja wissen, welches sachliche Verhalten das Bedingte zwingt, aus dem Bedingenden ebenso in Wirklichkeit hervorzugehen, wie in unserem Denken mit der Vorstellung der Gültigkeit der Bedingung die Gewißheit von der Gültigkeit des Bedingten verbunden ist. Auch hier hegen wir nicht die widersinnige Absicht zu erfahren, durch welche Mittel es einer verwirklichten Bedingung überhaupt gelinge, auch ihre Folge zu verwirklichen; aber der Hinweis, es sei selbstverständlich, daß in Wirklichkeit Dasjenige einander hervorrufe, was vor dem Denken sich wie Grund und Folge verhalte, erledigt doch unsere Frage nicht. Ich lasse hier dahingestellt, auf welche Weise wir uns überhaupt den denkbaren Inhalt einer Folge F in dem Inhalte ihres Grundes G enthalten denken; welches auch immer dieses Verhältniß sein möge, sein bloßes Bestehen reicht nicht einmal hin, auch nur in unserem Inneren aus der Vorstellung von G die Vorstellung von F hervorgehen zu lassen. Wäre dies der Fall, so würden wir jegliche Wahrheit unmittelbar einsehen und keiner Umwege der Untersuchung bedürfen um sie zu finden, ja nicht einmal einen Beweggrund haben, sie zu suchen: in beständiger Klarheit würde, so lange wir überhaupt vorstellten, das Ganze aller unter einander verknüpften Gründe und Folgen vor unserem Bewußtsein stehen. Es ist nicht der Fall; auch in uns entspringt die Vorstellung der Folge F aus der ihres Grundes G nur darum, weil die einheitliche Natur unserer Seele durch bestimmte Nebenumstände p so bedingt wird, daß sie bei der Vorstellung von G nicht ruhen kann und dann, wenn keine anderen Nebenumstände q sie anders bedingen, um ihres eigenen Wesens willen zu der Vorstellung von F und zu keiner anderen übergehen muß. Fehlen jene Nebenbedingungen p, die in der ganzen augenblicklichen Lage unsers

Gemüthes bestehen, so fehlt auch der Antrieb zu dieser Bewegung und unzählige Vorstellungen gehen deshalb in unserem Bewußtsein vorüber, ohne die Bilder der unzähligen Folgen F hervorzurufen, deren Inhalt in dem ihrigen begründet ist; sind anstatt ihrer jene anderen Umstände q vorhanden, gleichfalls in der augenblicklichen Gesammtlage des Gemüthes bestehend, so mag die Bewegung zwar entstehen, aber sie braucht nicht zu der Vorstellung von F zu gelangen, sondern kann in jedem Momente eine Ablenkung von diesem Ziele erfahren; so pflegen sich unsere Gedanken zu zerstreuen und sich zu verirren. Ihr Lauf ist eben niemals unmittelbar durch die logische Verwandtschaft und Verkettung ihrer denkbaren Inhalte, sondern durch den psychologischen Zusammenhang unserer Vorstellungen bestimmt, sofern diese die augenblicklichen Zustände unsers eignen Wesens sind, und wir erkennen von der sachlichen Verknüpfung der Gründe und Folgen immer nur so viel, als diese Verknüpfung unserer subjectiven Zustände uns von ihr sehen läßt. Es reicht daher nicht hin, sich darauf zu berufen: der Inhalt von G bedinge an sich, logisch oder denknothwendig, den Inhalt von F, und deswegen werde in Wirklichkeit auch F auf G folgen; es fragt sich vielmehr, warum sich die Dinge um diesen Zusammenhang des Denknothwendigen kümmern und den in ihnen liegenden Grund G nicht ewig einen unfruchtbaren Grund sein lassen, sondern die von ihm verlangte Folge F ihm wirklich verschaffen; d. h. welches C noch mit hinzugedacht werden muß, damit sie in ihrem wirklichen Sein ebenso von G zu F übergehen, wie unser Denken, nicht immer und ohne Weiteres, von dem Wissen des G zu dem Wissen des F übergeht.

43. Wir sind hierdurch auf einen Satz zurückgeführt, den zu wiederholen ich noch oft Veranlassung finden werde: Das eben war falsch, zuerst einen abstracten Zusammenhang von Gründen und Folgen als eine gesetzgebende Macht vorauszudenken, der jede etwa zu schaffende Welt sich unterwerfen müsse, und dann hinzuzufügen: selbstverständlich werde auch in concreto das wirkliche Werden nur diejenigen Wege einschlagen können und müssen, welche jener abstracte Gesetzkreis vorgezeichnet habe. Niemals wird begreiflich sein, woher die Folgsamkeit der Dinge gegen denknothwendige Vorschriften kommen sollte, wenn nicht ihre eigene Natur von selbst die Befolgung derselben ist; oder

richtiger, wie ich früher (34) ausführte: eben diese wirkliche Natur der Dinge ist im Sein das Erste oder Einzige; jene denknothwendigen Gesetze aber sind Denkbilder dieser Natur, secundäre Wiederholungen ihres ursprünglichen Verhaltens und nur für unsere Erkenntniß erscheinen sie als vorangehende Muster, denen die Dinge nachahmen. Es hülfe uns daher Nichts, uns auf die unverbrüchliche Nothwendigkeit zu berufen, von der Heraklit die Wogen des Werdens geführt dachte; außer dem Werden stehend hätte diese Ananke keine Macht über seinen Lauf gehabt; in ihm selbst müßte der Grund seiner Richtung liegen, nachdem wir durch seine Beweglichkeit die Beharrlichkeit der Dinge geglaubt haben ersetzen zu müssen. Versuchen wir nun, sie hier zu finden, so ist Eines klar: zwischen dem Vergehen der Wirklichkeit von m und dem Entstehen der neuen Wirklichkeit von μ darf keine Lücke, keine völlig leere Kluft befestigt sein; denn die bloße Aufhebung von m würde an sich völlig gleichwerthig sein mit der Aufhebung jedes beliebigen andern p oder q; jede andere neue Wirklichkeit π oder $\varkappa$ würde daher auf das aufgehobene m mit gleichviel oder gleichwenig Recht folgen, wie jenes μ; und es würde unmöglich sein, daß Bestimmtes aus Bestimmtem flösse. In einer Aneinanderreihung von Aufhebungen der einen und Entstehungen anderer Wirklichkeiten kann daher der Welt Lauf nicht bestehen, und jedes Bemühen, das Geschehen in der Natur als bloße gesetzliche Reihenfolge von Phänomenen zu fassen, ist nur als methodologisch zuweilen empfehlenswerther Verzicht auf die Erforschung eines inneren Zusammenhanges zu rechtfertigen, aber als Theorie über die wahre Beschaffenheit der Wirklichkeit unmöglich. Allein, mit vollem Rechte würde die Theorie vom Werden eben dies völlig zugestehen und sich nur über eine Mißdeutung ihres Sinnes beklagen: so wenig man Bewegung aus einer Aneinanderreihung von Momenten der Ruhe in in den Orten a b c erzeuge, so wenig erfasse man das Werden, wenn man Wirklichkeiten a b c aufeinanderfolgen lasse, deren jede man von der anderen absondere und für sich selbst, wie kurze Zeit hindurch auch immer, für ein unbewegt ruhendes Sein ansehe. Auch auf jedes dieser Glieder müsse vielmehr derselbe Gedanke des Werdens angewandt werden, und ebenso, wie die Richtung und Geschwindigkeit, mit welcher das Bewegte durch seinen augenblicklichen Ort a

nur hindurchgeht, mit Nothwendigkeit es in den Ort b hinüber und auch durch ihn hindurchführt, so begründe auch das richtig gefaßte innerliche Werden des wirklichen a seinen Uebergang in b und nur in b; denn dies verstehe sich von selbst: so wie nicht das Sein ist, sondern die Dinge sind, so werde auch nicht das Werden, sondern das bestimmte Werdende; es fehle folglich nicht an der Verschiedenheit der Inhalte a, b, c, welche in jedem Augenblick die Richtung der Fortsetzung des Werdens vorzeichnen. Ich zweifle nicht, daß diese Vertheidigung im Sinne Heraklits gewesen sein würde, gegen dessen lebendigeren Gedanken die vorhin erwähnte moderne Schulerfindung einer bloßen Succession von Erscheinungen unvortheilhaft absticht. Und wir könnten in demselben Sinne weiter fortfahren: ihr, die ihr einen unbewegten Inhalt als Seiendes betrachtet, habt freilich keine Veranlassung, an seine Aenderung zu denken; aber es ist doch auch nur eure Versicherung, daß die Position, durch die ihr a einmal gesetzt denkt, ewig fortdauern werde; sachlich könnt ihr keinen Grund dafür angeben, daß es sich so verhalten müsse, wenn ihr nicht das a des einen Augenblickes für die Bedingung des a im nächsten ansetzt und so doch a aus a werden laßt. Aber die Natur der Wirklichkeit kann die Antriebe enthalten, die dem bloßen Denken fehlen: wenn wir ein a denken, dessen Wesen nur in der Bewegung zu b besteht, wissen wir zwar ebenso wenig anzugeben, wie dies a und sein Verfließen gemacht wird, als ihr angeben könntet, wie das eure und seine Ruhe gemacht wird; aber unser Gedanke steht dem eueren nicht nach: denn die Bewegung, die ihr hier tadelt, müßt ihr doch in Bezug auf die äußeren Relationen eurer Dinge zugeben, wo ihr ebenso wenig sie zu machen wißt, wie hier; uns aber gibt sie, hier sogleich als Charakter des Wirklichen zugestanden, die Möglichkeit, nicht nur die mannigfachen Veränderungen im Weltlauf,' sondern auch, als besonderen Fall, die Beharrlichkeit zu begreifen, die ihr allgemein als selbstverständlich, im Grunde aber blos als ein Hinderniß eurer eignen Gedanken, voranzustellen liebt. Eurem Gesetze der Identität aber würde auch unsere Annahme entsprechen: wir könnten ja nicht in drei aufeinanderfolgenden Augenblicken a zu b und c werden lassen, wenn es nicht eben im zweiten b wäre und im dritten c, also in jedem Augenblicke das, was es eben ist; und mehr als dies, daß jede

dieſer augenblicklichen Geſtalten ſich ſelbſt gleich ſei, kann das Geſetz der Identität nicht verlangen; daß die Wirklichkeit des einen Augenblicks dieſelbe ſei, wie die des andern, würde als Conſequenz dieſes Geſetzes mit nicht größerem Rechte verlangt, als das gerade Gegentheil ſeines Sinnes: nämlich daß überhaupt Alles gleich allem Anderen ſei.

44. Wäre dies nun der wahre Sinn der Theorien, welche das Werden allein als wirklich behaupteten, ſo würde weder dieſer Begriff noch der der Veränderung ihren Grundgedanken genau bezeichnen; jener nicht, weil wir im Werden, wo wir es im Zuſammenhange ſolcher Betrachtungen dem Sein entgegenſetzen, eben jene Stetigkeit nicht mitzudenken pflegen, mit welcher hier jede ſpätere Phaſe nicht blos *nach* der früheren entſteht, ſondern *aus* der früheren hervorgeht; dieſer nicht, weil hier in der That das Spätere aus der völligen Aufhebung des Früheren wird, b mithin ein Anderes als a iſt und, außer jener Stetigkeit der Verknüpfung, kein bleibender Reſt von a gedacht wird, der ſich verändert hätte, indem er b als ſeinen Zuſtand annahm. Wie viel wir nun auch von dieſer Interpretation für brauchbar halten mögen: unmittelbar erſcheint doch dieſe Anſicht unzureichend, um alles begreiflich zu machen, was wir in der Erfahrung zu finden glauben. Sie ſchlöſſe ſich überredend nur dem Falle einer Entwicklung an, die ungeſtört von außen nach und nach die Phaſen b c d .. entfaltete, die in der Richtung des bewegten a lägen; aber in Wirklichkeit finden wir kein deutliches Beiſpiel ſolcher Entwicklung; nur eine künſtliche Anſicht, deren wir ſpäter zu gedenken haben, hat verſucht hinwegzudeuten, was wir ganz offenbar zu ſehen glauben: den gegenſeitigen Einfluß verſchiedener ſolchen Entwicklungen aufeinander, oder die Veränderung, welche aus der Wechſelwirkung verſchiedener Dinge hervorgeht. Wir wollen daher zunächſt überlegen, was uns zu denken nöthig iſt, um dieſen gegenſeitigen Einfluß zu faſſen, gleichviel jetzt, wie wir über die metaphyſiſche Natur der Dinge urtheilen, zwiſchen welchen er ausgetauſcht wird.

45. Veranlaſſung zur Annahme eines Einfluſſes, den ein Element a auf ein anderes b ausübe, finden wir Anfangs nur in einer Veränderung zu β, welche dem b widerfährt, wenn dem immer vorhanden geweſenen a eine Aenderung in α begegnet iſt. Nicht blos

ein für alle Mal sollen die Denkinhalte von α und β zu einander in dem Verhältniß von Grund und Folge bestehen; sondern bald soll α sein, bald nicht sein, und nach diesem veränderlichen Obersatze die Aenderung von b in β bald erfolgen bald nicht. Nun wissen wir, daß durch ein außerhalb a und b liegendes Gesetz zwar befohlen werden könnte, daß b sich nach diesen verschiedenen Umständen richte: aber gehorchen würde es doch diesem Gebote nur, wenn es überflüssig wäre, und seine eigne Natur es triebe den Inhalt desselben auszuführen. Damit dies möglich sei, muß jene Verschiedenheit der Bedingungen, jetzt das Sein, dann das Nichtsein von α, für b selbst, nicht blos für das Denken eines über beide nachsinnenden Beobachters, einen Unterschied machen; b muß sich anders befinden, anders afficirt sein, Anderes in sich erfahren, wenn α ist, Anderes, wenn α nicht ist; oder wie wir kurz und allgemein sagen: wenn Dinge sich nach veränderlichen Bedingungen richten sollen, so müssen sie Dasein oder Nichtdasein derselben *merken*. Zwei Gedanken verknüpfen sich also hier: damit auf α nur β, nicht β' oder β'' folge, müssen α und β in dem Verhältniß des Grundes zur Folge, der ratio sufficiens zur consequentia stehen; damit aber β entstehe und nicht die stets vergeblich postulirte Folge von α bleibe, muß die ratio sufficiens zur causa efficiens werden, die *Begründung* zur *Bewirkung*; denn darin besteht der allgemeine descriptive Begriff des Wirkens, daß die wirklichen Zustände des einen Wesens wirkliche Zustände des anderen nach sich ziehen, die vorher nicht bestanden. Wie es nun geschehen könne, daß Dasjenige, was dem einen Dinge a begegnet, die Veranlassung eines neuen Geschehens in dem Dinge b werden könne, darin besteht das Räthsel dieses übergreifenden oder *transeunten Wirkens*, das uns bald weiter beschäftigen wird; wir führen es hier nur erst als eine Forderung auf, der auf irgend eine Weise muß genügt werden können, wenn ein von Bedingungen abhängiges Geschehen zwischen den einzelnen Dingen möglich sein soll.

46. Nehmen wir aber an, dies noch Unbegreifliche sei geschehen, so erwarten wir von dem Eindrucke, den nun b als seinen eigenen inneren Zustand erfahren hat, Nachwirkungen innerhalb sein selbst; eine andere Fortsetzung seines Seins oder seines Werdens, als sie ohne jene Anregung stattgefunden haben würde. Die Form dieser

Fortsetzung im Allgemeinen zu bestimmen, überlassen wir dem Folgenden; was aber die Frage nach ihrer Entstehung betrifft, so pflegen wir hier unsere Schwierigkeiten als gelöst anzusehen: dieses **immanente Wirken**, welches innerhalb eines und desselben Wesens Zustand aus Zustand entwickelt, betrachten wir als eine Thatsache, welche keine weitere Anstrengung des Denkens herausfordert. Daß auch dieses Wirken in der Art seines Zustandekommens uns völlig unbegreiflich bleibt, wissen wir dabei sehr wohl; denn wie ein Zustand α^1 eines Dinges a es anfange, um in demselben a einen Folgezustand α^2 hervorzubringen, verstehen wir nicht im Mindesten besser, als wie dasselbe α^1 es beginne, um in einem anderen Wesen b die Folge β^1 zu erzeugen; nur die Einheit des Wesens, in welchem jetzt dieser unbegreifliche Vorgang verläuft, läßt es uns überflüssig erscheinen, nach Bedingungen seiner Möglichkeit zu fragen. Wir beruhigen uns daher bei der Vorstellung des immanenten Wirkens, nicht weil wir seine Genesis einsähen, sondern weil wir kein Hinderniß fühlen, es als eine gegebene Thatsache unbeanstandet anzuerkennen: Zustände desselben Subjects, meinen wir, müssen nothwendig auf einander Einfluß haben; und in der That, wenn wir diesem Grundgedanken nicht folgen wollten, bliebe uns keine Hoffnung, Mittel der Erklärung für irgend welche Ereignisse zu finden.

47. Zu diesen Vorstellungen verhalten sich nun die beiden Theorien verschieden, die wir bisher über das Wesen der Dinge verfolgten. Wie es zugehe, daß das innerlich bewegte a auf das eben so verfließende b einen Einfluß erlange, wird auch die Lehre vom Werden vorläufig nicht wissen; aber vorausgesetzt, es geschähe, so wird sie die Wirkung dieses Einflusses nur in einer andern Form des Werdens suchen, welche a dem b aufzudrängen sucht; nicht β wird daher die nächste Phase des b sein, sondern eine Resultante, aus ihm und der fremdher gegebenen Richtung zusammengesetzt. Diese neue Form würde den Fortgang des Werdens jenes ursprünglichen b von nun an bestimmen, wenn es sich selbst überlassen bliebe; aber jeder neue Einfluß eines c würde seine Richtung von neuem verändern; nennen wir jede dieser aufeinanderfolgenden Phasen ein Ding, da sie doch fähig ist, Einflüsse von außen zu erleiden und deren auf ihres Gleichen auszuüben, so würde Ding auf Ding folgen und

BAYERISCHE STAATS

wieder vergehen, aber von der Einheit eines Dinges, das sich im Wechsel erhielte, würde nicht die Rede sein können. Möglich, daß die Nachwirkung eines ursprünglichen b in allen Gliedern der Reihe weit den Einfluß fremder Einwirkungen überwöge; alle würden dann, wie die verschiedenen Glieder eines Stammbaums, einen gemeinsamen Familienzug trotz der Beimischung fremden Blutes tragen, aber so wenig Eines sein wie diese; möglich auch, daß b ohne Störung von außen sich in seine Reihe $b\ \beta^1\ \beta^2 \ldots$ entwickelte: ihre Glieder würden dann der Geschlechterfolge eines unvermischten Volkes vergleichbar sein, eine reale Einheit aber so wenig wie diese; selbst wenn b unverändert sich selbst erzeugte, würde jedes Glied der Reihe b b b zwar dem vorigen gleichen wie ein Tag dem andern, aber so wenig der vorige sein, wie heute gestern ist. Diesen Mangel der Einheit wird die Ansicht von dem beharrlichen Dinge tadeln und beklagen; aber es ist Zeit zu bemerken, daß sie selbst diese Einheit mit sehr fraglichem Rechtsgrund zu besitzen glaubt. Sie verwirft mit Recht die Vorstellung, welche auf die verschwindende Wirklichkeit des Einen die beginnende des Andern nur folgen ließe, ohne beide durch ein inneres Band zu verknüpfen; aber sie verschmäht es, diese Continuität in dem freilich unbegreiflichen Werden des Einen aus dem Andern anzuerkennen und hofft durch die Einschaltung des beharrlichen Wesens sie begreiflich zu machen. Daß sie nun hiermit nur auf die berührte Unmöglichkeit zurückgeführt wird, das Mannigfache der Veränderung äußerlich an den unveränderlichen Stamm des Dinges zu knüpfen, darüber täuscht sie sich nur durch die Macht eines Wortes, dessen Gebrauch wir zwar nicht vermeiden konnten, aber hier berichtigen müssen. Als wir $a^1\ a^2\ a^3$ Zustände des a nannten, konnten wir leider darauf bauen, daß dieser Ausdruck unbeanstandet bleiben und die Erfüllung eines Postulates zu enthalten scheinen würde, dessen bloße Benennung er ist. Ganz von selbst läßt ja dieser Ausdruck nebenher die Vorstellung des Wesens sich einstellen, das diese Zustände zu erleiden, sie als die seinigen zu hegen und so sich ihnen gegenüber selbst zu erhalten vermag. Aber was bedeutet das, und wie kann das sein, was wir mit der Meinung, ganz Selbstverständliches gesagt zu haben, den Zustand eines Wesens nennen? und worin besteht jenes Verhältniß, zugleich Untrennbarkeit und Verschiedenheit, welches

wir mit dem unschuldig scheinenden Possessivpronomen bezeichnen? So lange es dabei bleibt, daß a, wenn es in dem angeblichen Zustande α^1 sich befindet, etwas Anderes ist, als in dem Zustande α^2, so lange man ferner darauf verzichtet, in α^1 und α^2 einen gleichen Rest des a anzunehmen, an dem beide nur äußerlich angehängt wären, so lange man also a aufrichtig in beide Zustände ganz gerathen läßt: so lange bezeichnen diese Ausdrücke nur den Wunsch oder die Forderung: es möge Etwas geben, das adäquat sich durch sie bezeichnen ließe, oder das dieses Verlangen nach Identität in der Verschiedenheit, nach Beharrlichkeit im Wechsel befriedigte; nicht aber enthalten sie den Begriff Dessen, was im Stande wäre, diese Forderung zu erfüllen. Hiermit halte ich nicht für entschieden, daß dieses Postulat unerfüllbar, nur für unbewiesen, daß es erfüllbar ist. Die Wirklichkeit ist reicher als das Denken und kann von ihm nicht nachgemacht werden; schon das geschehende Werden überzeugte uns, daß es eine Vereinigung von Sein und Nichtsein gibt, die wir, nachdem sie uns vorliegt, in Begriffen nicht nachconstruiren können, noch weniger aber errathen hätten, wenn sie uns nicht gegeben gewesen wäre. Es ist möglich, daß wir einmal eine Form der Wirklichkeit finden, die uns durch die That belehrt, wie jene unvereinbaren Forderungen erfüllt werden, und damit auch, daß sie überhaupt erfüllbar sind und daß das scheinbar so klare Verhältniß zwischen Ding und Zustand nicht eine leere Wortverbindung ist, der Nichts in der Wirklichkeit entspricht. Erst an einem sehr späten Orte dieser Untersuchungen werden wir Gelegenheit haben, diese Frage zu erneuern; für jetzt gilt uns die reale beharrliche Einheit des Dinges im Wechsel seiner Zustände für eine zweifelhafte Vorstellung, die für die nächsten Zwecke unserer Betrachtung werthlos ist.

48. Wenn a oder α auf b wirken soll, so mußte auf alle Fälle b von dem Bestehen des α anders afficirt sein, als von seinem Nichtbestehen; das transeunte Wirken des α auf b führte so auf ein immanentes in b zurück; die nächste Bedingung, welche dessen Aenderung herbeiführt, lag in b selbst. Wir pflegen sie als Eindruck von der Rückwirkung zu unterscheiden, ein Sprachgebrauch, über den wir später zu sprechen finden; begnügen wir uns jetzt mit dem Gedanken, daß das, was b durch a erfahren soll, aus zwei Beweggründen zu-

gleich zusammenfließen muß: aus dem was a befiehlt oder hervorzubringen trachtet und aus dem was b, entweder sich selbst erhaltend oder sich umgestaltend, zu erzeugen suchen würde, wenn a nicht wäre. Zwei Gründe sind also in b vorhanden, von denen im Allgemeinen der eine etwas Anderes bedingt, als der andere; keines dieser beiden Gebote könnte sich daher verwirklichen, wenn jedes von ihnen absolut wäre; denn weder dem einen noch dem andern käme ein Vorzug zu, nachdem beide, um zu dem alten Sprachgebrauche zurückzukehren, Zustände desselben Wesens b sind; ein bestimmter Erfolg ist nur möglich, wenn nicht nur eine dritte allgemeine Form der Folge denkbar ist, in welcher beide Antriebe verschmelzbar sind, sondern wenn auch beide Gründe vergleichbare Größenwerthe haben. Naturwissenschaftliche Untersuchungen zweifeln nicht daran, daß die Bestimmung eines Ergebnisses aus verschiedenen zusammentreffenden Bedingungen immer außer der Angabe dessen, was jede verlangt, auch das Maß der Lebhaftigkeit voraussetzt, mit der sie es verlangt; aber nicht nur in der Natur, sondern in aller Wirklichkeit geht es anders her, als in dem syllogistischen Zusammenhange unserer Gedankenverknüpfung; hier gilt von zwei entgegengesetzten Urtheilen nur das eine; in der Wirklichkeit stehen verschiedene oder entgegengesetzte Prämissen mit gleichem Anspruch auf Gültigkeit gegenüber und wollen auf Grundlage eines gemeingültigen Rechtes beide befriedigt sein. Ich fülle daher nur eine Lücke aus, die in der Metaphysik gelassen zu werden pflegt, indem ich die Nothwendigkeit dieses mathematischen Elements in der Beurtheilung der Wirklichkeit, dem Späteren mehr überlassend, hier hervorhebe.

49. Quo plus realitatis aut esse unaquaeque res habet, eo plura attributa ei competunt. So drückt sich Spinoza (Eth. I. prop. IX) aus, und nichts scheint die Umkehrung zu verbieten, größeres oder geringeres Maß des Seins oder der Realität komme den Dingen nach dem Grade ihrer Vollkommenheit zu. Der Mißbilligung kann ich mich nicht anschließen, welche diese Vorstellung einer verschiedenen Stärke des Seins oft erfahren hat. Es ist ja völlig richtig, daß der allgemeine Begriff des Seins, mit sich identisch, in gleichem Sinne Allem zukommt, dem er zukommt, und daß das Große seine Größe nicht mehr ist als das Kleine seine Kleinheit. Aber ich

finde doch keinen Grund, diese logische Gleichheit des Begriffs vom Sein mit sich selbst in der Metaphysik hervorzuheben, die ja ihn nicht für sich selbst, sondern in der Anwendung auf seinen Inhalt zu behandeln hat; in dieser Anwendung aber scheint er mir nicht so angesehen werden zu sollen, als bliebe die Position, die er ausdrückt, völlig unberührt von der Größe dessen, worauf sie fällt. Auch die Bewegungen, die langsamsten wie die schnellsten, genießen alle dieselbe Wirklichkeit; sie *sind* zwar nicht, aber sie *geschehen* alle, die einen nicht weniger als die andern; auch ist für keine einzelne diese Wirklichkeit einer Mehrung oder Minderung fähig: die Bewegung mit der Geschwindigkeit c kann, mit dieser Geschwindigkeit c, nicht noch mehr oder minder von Statten gehen. Aber gleichgültig ist dennoch die Geschwindigkeit für die Bewegung nicht; wo sie zu Null wird, hört diese auf; und umgekehrt geht keine Bewegung auf andere Weise, als durch das Abnehmen der Geschwindigkeit von Wirklichkeit zu Unwirklichkeit über. Was wir nun für diesen Grenzfall zugestehen, die Verknüpfung des Seins, hier des Geschehens, mit der Größe des Seienden oder Geschehenden, warum sollen wir das nicht auch innerhalb des Intervalls gelten lassen, in welchem diese Größe noch reelle Werthe hat? warum sollten wir die Geschwindigkeit als eine Nebeneigenschaft ansehen, die zu dem Charakter der Bewegung, ein Geschehen zu sein, nur unwesentlich hinzukäme, da doch eben durch Verschwinden dieser Eigenschaft die Bewegung sich dem Nichtgeschehen der Ruhe stetig annähert? Vielmehr ist die Geschwindigkeit eben der Grad der Intensität, mit welchem die Bewegung ihrem eignen Begriffe entspricht und das Geschehen der schnelleren ist zugleich das intensivere Geschehen. Nennen wir nun Sein, wie es der Metaphysik ansteht, nicht die leere Position, die auf einen Inhalt fallen *könnte*, sondern die erfüllte und völlig bestimmte Wirklichkeit, in welcher bereits mitgedacht wird, worauf sie gefallen ist, so würde ich kein Bedenken tragen, von verschiedener Größe oder Intensität des Seins der Dinge zu reden und zwar nach dem Maße der Macht, mit welcher jedes im Lauf der Veränderungen sich wirksam gelten macht und anderen Antrieben widersteht. Und keineswegs ist es mir hierbei nur um die Rettung eines angefochtenen Ausdruckes zu thun; ich würde ernstlich diesen Ausdruck vorziehen, weil er deutlicher

in Erinnerung erhält, was mir als das Richtige gilt: Sein ist wirklich eine fortwährende Energie, eine Thätigkeit oder eine Leistung der Dinge, nicht ein Schicksal passivischer Gesetztheit, das ihnen zugestoßen ist. Das beständige Gedächtniß hieran würde kräftiger die schalen Versuche abwehren, das Wirkliche aus dem Zusammenkommen eines noch unwirklichen Inhalts mit einer Position abzuleiten, die diesem Inhalt fremd und für alle Dinge gleichgültig dieselbe wäre.

Fünftes Kapitel.

Von der Natur des Wirkens.

Wir waren bisher nur beschäftigt, dem Begriffe des Werdens die Gestalt zu geben, in welcher er eine Anwendung auf das Wirkliche zuläßt. Dies führte uns darauf, daß der Zusammenhang bloßer Bedingung, durch welchen Gründe mit ihren Folgen verknüpft sind, in einen Zusammenhang der Bewirkung übergehen oder durch einen solchen ergänzt werden muß; nur so konnte begreiflich werden, daß Folgen, die in einer Welt der Ideen ewig gültige Consequenzen ihrer gleich ewig denkbaren Voraussetzungen sind, in der Welt der Wirklichkeit bald auftreten bald nicht. Vielfältige Vorstellungsweisen hat in der Geschichte des Philosophirens das Bedürfniß dieser Ergänzung und die Schwierigkeit, sie widerspruchslos zu denken, nach und nach hervorgerufen; manche von ihnen finden wir, indem wir uns jetzt zu demselben Versuche wenden, durch die vorangegangenen Betrachtungen bereits ausgeschlossen.

50. Vor Allem, nicht mehr in wissenschaftlichem Gebrauche, aber doch noch in den ungeschulten Gedanken der Menschen, finden wir zuweilen die Neigung, Inhalt und Wirklichkeit einer Folge völlig und einseitig einem Wesen zuzurechnen, das die Ursache und zwar die eine Ursache des neu eintretenden Ereignisses sei. Man überzeugt sich leicht von dem Widersinn dieser Vorstellungsart, welche alle hervorbringende Thätigkeit in ein Element der Wirklichkeit verdichtet, und doch verlangt, daß die Ergebnisse derselben an anderen Elementen zum Vorschein kommen sollen, leeren Gefäßen, ihm gegenüber, für die Aufnahme von Wirkungen, an deren Gestalt und Größe sie völlig unschuldig sind. Wir haben gesehen, daß Alles, was wir

mit Recht Receptivität nennen dürfen, nicht in Abwesenheit jeder eigenen Natur, sondern in wirksamer Anwesenheit bestimmter Beschaffenheiten besteht, die allein dem empfänglichen Element erst möglich machen, ihm zugemuthete Eindrücke aufzunehmen und aus ihnen seine eigenen Zustände zu machen. Entblößt von diesen Bestimmtheiten oder dazu verurtheilt, sie niemals gelten machen zu können, würden die Elemente, an denen der Befehl der thätigen Ursache sich erfüllen soll, zu seiner Verwirklichung durch ihr Dasein nicht mehr als durch ihr Nichtdasein beitragen; was die Ursache dann bewirkte, das würde sie nicht sowohl *bewirken*, sondern sie *schüfe* es, ganz so, wie ein gewöhnlicher aber seltsamer Sprachgebrauch von einer Schöpfung aus Nichts zu reden pflegt. Wir sollten einfach von einer Schöpfung sprechen und dürften nur verneinend hinzufügen, sie geschehe nicht aus Etwas; aber durch die Erfahrung gewöhnt, neue Zustände nur als Veränderungen des schon Bestehenden zu beobachten, faßt unsere Einbildungskraft hier selbst das Nichts noch bejahend als das schon vorhandene Material, aus welchem vorher Unwirkliches gebildet wird. Dieselbe Wunderlichkeit wiederholt nun jener Begriff des Wirkens; er läßt die Voraussetzung von Dingen fortbestehen, deren die thätige Ursache bedürfe, um an ihnen ihr Streben zu erfüllen; aber da diese Nichts zu dem Inhalte des neuen Ereignisses beitragen, so sind sie in der That nur für unser Anschauungsbedürfniß leere Bilder der Schauplätze, auf welchen ein völlig durch sie unbedingtes Wirken Neues, aus Nichts oder am Nichts, entstehen läßt. Ich lasse hier dahingestellt, ob überhaupt und wo dieser Begriff des Schaffens seine Verwendung finden kann; gewiß findet er sie nicht in der Betrachtung des schon bestehenden Weltlaufs, nicht da, wo die Thatsache ihre Erklärung verlangt, daß einzelne Dinge in ihren veränderlichen Zuständen sich nach einander richten. Vermöchte eines dieser endlichen Elemente, A oder B, seine Befehle, α oder β, in dieser schöpferischen Weise an anderen zu verwirklichen, ohne durch die Mitwirkung ihrer eigenen Natur unterstützt oder gehindert zu werden, so gäbe es keine Entscheidung über die widerstreitenden Ansprüche, die jedes dieser allmächtigen Wesen an jedes andere machen würde; mit gleicher Unbedingtheit würden die Gebote, α oder β oder γ, in allen Wesen C D E.. verwirklicht werden, und diese Vorstellung, wenn es möglich

wäre, sie durchzudenken, würde jedenfalls nicht zu dem Bilde eines geordneten Weltlaufs führen, in welchem unter bestimmten Bedingungen verschiedenen Elementen Verschiedenes widerfährt und Anderes von ihnen ausgeschlossen bleibt. Jede Annahme aber, A oder B könne sein Gebot nur an C oder D, aber nicht an E oder F verwirklichen, würde zu dem Gedanken zurücknöthigen, daß C oder D nicht nur verschieden sind von E und F, sondern daß sie auch vermöge ihrer eigenen Natur den Inhalt und die Wirklichkeit des neuen Ereignisses mitbedingen, welches wir vorher der einseitigen Ausstrahlung einer einzigen thätigen Ursache zu verdanken glaubten.

51. Die Naturforschung, so lange sie als Wissenschaft besteht, ist durch die Erfahrung zu der Anerkennung dieses Verhaltens gezwungen worden; sie hat es dahin ausgedrückt, daß jede natürliche Wirkung Wechselwirkung zwischen mehreren Elementen sei. Schien in dieser Gestalt der Satz noch eine Eigenthümlichkeit von Naturvorgängen zu bezeichnen, so ist es Herbarts Verdienst, die metaphysische Allgemeingültigkeit desselben in seiner Lehre von den mehreren Ursachen jeder Wirkung deutlich gemacht zu haben. So selbstverständlich zuletzt diese Dinge sind, so erfordert doch schon die Feststellung eines genaueren Sprachgebrauches einige Erörterung über sie. Man wird zuerst Gründe und Ursachen bestimmter zu unterscheiden haben, als die gewöhnliche Redeweise thut. Unter Ursachen verstehen wir, der Herkunft des Wortes gemäß, allemal diejenigen wirklichen Dinge oder Sachen, deren noch zu ermittelnde Verbindung mit einander zu dem Auftreten vorher nicht vorhanden gewesener Thatsachen führt. Die Gesammtheit dieser neuen Thatsachen nennen wir die Wirkung, indem wir diesen doppeldeutigen Namen nicht zur Bezeichnung des erzeugenden Vorgangs, sondern zu der des hervorgebrachten Ergebnisses bestimmen; für jenen werden wir den infinitivischen Namen des Wirkens da beibehalten, wo es nöthig und zulässig erscheinen wird, auf diesen hier angedeuteten Unterschied zu achten. Der Grund aber ist nicht Ding noch Sache, sondern die Gesammtheit aller zwischen den Dingen und ihren Naturen bestehenden Verhältnisse, aus welchen der Inhalt der neu eintretenden Wirkung als denknothwendige Folge ableitbar ist. Eben deswegen nun, weil wir das neue Geschehen nicht aus einer bedingungslos schaffenden

Thätigkeit entspringen denken, würde die Erklärung jeder Wirkung außer der Angabe der Ursachen auch den Nachweis des Grundes erfordern, welcher die Ursachen berechtigt, eben die Ursachen dieser Wirkung zu sein. Eben deswegen ferner, weil die einzelnen Bestimmungen, welche diesen Grund zusammensetzen, nicht blos als denkmögliche gegeben, sondern in Gestalt wirklicher Eigenschaften wirklicher Dinge und eben bestehender Verhältnisse zwischen ihnen verkörpert oder realisirt sind, bleibt auch die Folge nicht blos eine denknothwendige Consequenz, die zu postuliren wäre, sondern wird aus dem Postulat zur Erfüllung, aus der unwirklichen Denknothwendigkeit zur Wirkung. Endlich aber überredet uns die Beobachtung, daß Dinge, ohne ihre Natur zu ändern, dennoch ihre gegenseitige Einwirkung bald ausüben bald nicht; es scheint daher, daß nicht die Verhältnisse der Aehnlichkeit oder des Gegensatzes, welche die Vergleichung ihrer Naturen immer als dieselben vorfinden würde, sie zur Entfaltung ihrer Wirksamkeit befähigen, sondern daß außerdem, als Bedingung derselben, eine veränderliche Beziehung C hinzukommen müsse. Ich kann hier dahingestellt lassen, ob wir recht daran thun, diese Beziehung nicht in dem schon eingeschlossen zu denken, was wir unter dem vollständigen Grunde der Wirkung verstanden wissen wollten; eben weil hierüber ein Zweifel möglich ist, der seine besondere Erörterung verlangen wird, geben wir vorläufig dieser Gewohnheit unserer Vorstellungsweise nach, C als die Bedingung der Wirksamkeit noch neben dem Grunde zu nennen, welcher die Gestalt der entstehenden Folge bestimmt.

52. Nach diesem Sprachgebrauche sind die Ursachen einer Pulverexplosion die beiden Dinge oder Sachen, das Pulver A und der glühende Körper, welcher den Funken B bildet; die Bedingung C ihrer Wechselwirksamkeit erscheint uns hier als räumliche Annäherung oder Berührung beider; der Grund der Wirkung liegt darin, daß die erhöhte Temperatur und die Ausdehnbarkeit der im Pulver verdichteten vergasbaren Bestandtheile die beiden Prämissen sind, aus denen für diese die Nothwendigkeit ihrer Volumvermehrung als Folge fließt; wie endlich in diesem Falle der Act des Wirkens vor sich geht, bescheiden wir uns nicht zu wissen; denn welche Vermuthung wir auch über die Natur der Wärme zu Hülfe ziehen, immer bleibt es doch

zuletzt unangebbar, wie die erhöhte Temperatur es macht, um in den ausdehnsamen Stoffen die Bewegung ihrer wirklichen Ausbreitung in Gang zu bringen; nur die Wirkung, das hervorgebrachte Ergebniß, hier nicht ein ruhender Zustand, sondern eben selbst eine Bewegung, bietet sich unserer Beobachtung dar. In einem Punkte ist dieses Beispiel ungenügend; wir erfahren hier nicht, was aus dem Funken wird, der die andere Ursache des ganzen Ereignisses bildete. Werfen wir dagegen den glühenden Körper B in Wasser A, so bemerken wir neben der plötzlichen Verdampfung der Flüssigkeit, die hier an die Stelle der Verpuffung des Pulvers tritt, auch die Veränderung, welche B erfahren hat; abgekühlt in seiner Temperatur, vielleicht zerborsten in seinem Gefüge oder aufgelöst in dem Reste des Wassers bleibt der vormals glühende Körper zurück; auch die Wirkung besteht daher aus verschiedenen einzelnen Aenderungen, die sich auf die verschiedenen zusammengetroffenen Ursachen vertheilen. Endlich, indem das sich verflüchtigende Wasser im Luftraum sich zerstreut und den abgekühlten festen Körper zurücklässt, hat sich auch die Berührung beider, die frühere Bedingung ihrer gegenseitigen Wirksamkeit, in ein neues räumliches Verhältniß der jetzt veränderten Ursachen umgewandelt. Fassen wir alle diese Umstände zusammen, so können wir sagen: überall, wo eine bestimmte Beziehung C Anlaß zu einer Wechselwirkung zwischen den Dingen A und B gibt, geht A in α, B in β und C in γ über.

53. Welche Formen und Werthe diese Uebergänge $A - \alpha$, $B - \beta$, $C - \gamma$ in einzelnen Fällen annehmen, kann nur durch eben so specielle Untersuchungen bestimmt werden, die der Metaphysik fremd sind; aber auch der bloße Nachweis, daß alle Arten vorkommender Wirkungen sich im Allgemeinen der angeführten Formel fügen, würde eine unermeßliche Weitläuftigkeit verursachen und muß der Aufmerksamkeit des Lesers überlassen bleiben. Nur dies hebe ich hervor, daß überhaupt sowohl die Beiträge, welche die einzelnen Ursachen zu der Gestalt der Wirkung liefern, als auch die Aenderungen, welche sie selbst durch den Vorgang des Wirkens erfahren, in sehr hohem Grade verschieden sein können. Mit Rücksicht hierauf hat der Sprachgebrauch mancherlei Ausdrücke für Sachverhalte geschaffen, deren Unterscheidung wohlbegründet und werthvoll für die Gesammtschätzung des Geschehen

den ist, die aber dennoch in ontologischem Sinne verschiedene Grundverhältnisse nicht darstellen. Wenn elastische Körper aufeinander treffen und ihre Bewegungen ganz oder theilweis austauschen, so zweifeln wir nicht daran, beide als metaphysisch gleichwerthige Ursachen dieses Erfolgs betrachten zu müssen; sie tragen beide in gleicher Art, obwohl in verschiedenem Maße, zur Bestimmung der Gestalt desselben bei und die erzeugte Wirkung vertheilt sich sichtbar auf beide. Anders in dem Beispiele des verpuffenden Pulvers: Alles was hier die Form des herauskommenden Erfolges bedingt, scheint einseitig in ihm, in der Ausdehnbarkeit der in ihm verdichteten Bestandtheile zu liegen; Nichts bringt der Funke hinzu, als eine letzte ergänzende Bedingung, die hohe Temperatur, die das vorhandene Bestreben zur Expansion zu wirklichem Ausbruch veranlaßt, aber nicht im Stande sein würde, es zu ersetzen, wenn es fehlte. Darum sehen wir diese beiden Ursachen der Wirkung verschieden an. Nicht als wenn wir, dem angeführten Grunde folgend, dem Pulver die Benennung der Ursache vorzugsweis gäben; im Gegentheil gibt diese der gewöhnliche Sprachgebrauch eher dem Funken, der allein unserer sinnlichen Auffassung das thätig Hinzukommende gegenüber der zuwartenden Haltung des Pulvers ist; aber dies wenigstens ist der Anfang einer wissenschaftlicheren Ueberlegung bereit zu ändern und den Funken nur als Gelegenheitsursache zu fassen, die einem anderweit vorbereiteten Ereigniß zur Wirklichkeit verhilft. Gewiß ist nun die Eigenthümlichkeit des Verhaltens beachtenswerth, die durch diesen Ausdruck bezeichnet wird; aber für die ontologische Betrachtung fällt doch der Funke auch als Gelegenheitsursache völlig unter denselben Begriff der Ursache, unter den wir auch das Pulver unterordnen. Denn welche Tendenz der Ausdehnung wir auch den Bestandtheilen zuschreiben möchten, die in diesem vereinigt sind, für sich reicht doch diese nur hin, um den gegenwärtigen Zustand zu unterhalten, erst die hinzugebrachte Vermehrung der Temperatur erzeugt die Nothwendigkeit der Verpuffung. Die Veranlassungsursache bringt daher diesen Erfolg doch nicht so hervor, daß sie dem vollständig begründeten aber noch zögernden den letzten Stoß gäbe, der ihn in die Wirklichkeit beförderte, sondern so daß sie den unvollständig vorhandenen Grund desselben erst zur Vollständigkeit ergänzt. Man wird

ähnliche Betrachtungen überall da zu machen haben, wo die eine Urſache nur ein Hinderniß hinwegzuräumen ſcheint, welches die anderen an der wirklichen Hervorbringung einer völlig durch ſie vorbereiteten Wirkung hemmt; auch die Beſeitigung eines Widerſtandes können wir nur als die poſitive Ergänzung deſſen faſſen, was durch ihn in dem vollſtändigen Grunde ausgelöſcht war. Noch mehr fordern zu Unterſcheidungen dieſer Art Erſcheinungen wie die der Lebensvorgänge auf. Dieſelben Gelegenheitsurſachen, Licht Wärme und Feuchtigkeit, regen die Samen verſchiedener Pflanzen zu völlig verſchiedenen Entwickelungen an: wie wir auch dieſe äußeren Kräfte in allerlei Größenwerthen verbinden, wir bringen es zwar leicht dahin, daß ſie die Keimkraft der Samen vernichten, aber nie dahin, daß ſie verſchiedene Gattungen der Gewächſe aus ihnen entſtehen laſſen. Und dem ſchließt ſich die ſpätere Verhaltungsweiſe der ausgebildeten lebenden Weſen an: die Geſtalt der Wirkung, die ſie auf einen äußeren Anlaß entfalten, iſt gänzlich durch ihre eigene Organiſation beſtimmt und die Veranlaſſungsurſachen erſcheinen uns hier als bloße Reize, nothwendig und fähig, innerlich vorbereitete Rückwirkungen zu erwecken oder zu hemmen, im Uebrigen einflußlos auf die Geſtalt derſelben. Ich halte mich nicht damit auf, zu verbeſſern, was in dieſem letzten Ausdruck ungenau gefunden werden könnte, und wiederhole nicht die vorigen Bemerkungen, die auch hier zu machen ſein würden; es genügt zu ſagen, daß in einer Naturgeſchichte der verſchiedenen Formen, welche der Vorgang der Bewirkung annehmen kann, alle dieſe angeführten und manche anderen völlig verdienen, durch eigene Benennungen unterſchieden und in ihrer Eigenthümlichkeit hervorgehoben zu werden; die Ontologie hat die entgegengeſetzte Pflicht, den ganz allgemeinen Grundriß des Wechſelwirkungsverhältniſſes feſtzuhalten, in Bezug auf den ſie alle einen weſentlichen Unterſchied nicht enthalten. Für ſie ſind alle Urſachen einer Wirkung vollkommen gleich nothwendig zu ihrer Erzeugung und wie groß oder klein auch der Antheil ſein mag, den jede von ihnen an der Beſtimmung der Form der Wirkung hat, fehlen wird doch keiner von ihnen dieſer Antheil ganz: jede trägt dazu bei, den vollſtändigen Grund der bevorſtehenden Wirkung erſt zuſammenzuſetzen, und keine dient als bloßes Mittel der Setzung, das nach Art und Größe völlig beſtimmte Mögliche nur

noch zur Thatsache zu machen. Auf diese ontologische Gleichwerthigkeit der mehreren Ursachen kam es uns hier allein an; erst später wird die Rücksicht auf die andern Züge des Wirkungsverhältnisses nothwendig werden, welche die fortgesetzte Ueberlegung der Beispiele leicht schon hier bestätigen könnte: das nicht einseitige Haften der erzeugten Wirkung an der einen, ihre Vertheilung vielmehr auf alle mitthätigen Ursachen, endlich nach der Ausübung der Wirkung die Aenderung der Beziehung, welche zu ihrer Einleitung diente.

54. Aber den eigentlichen Gegenstand der Frage haben wir mit allen diesen Bemerkungen noch unberührt gelassen: den metaphysischen Sinn eben dieser Beziehung C, deren Herstellung zur Hervorrufung der Wirkung nöthig war. Wie sehr diese Frage einer besonderen Erwägung bedarf, übersehen wir am leichtesten, wenn wir uns auf den Standpunkt der Ontologie Herbarts versetzen. Ausdrücklich von der völligen Selbständigkeit der realen Wesen und ihrer Unbekümmertheit um alle Beziehung ging seine Ansicht aus; wenn sie dennoch in gegenseitige Beziehungen gerathen können, so beruhte die Leichtigkeit, dies zuzugeben, eben darauf, daß auch dies ihnen gleichgültig bleibe. Dennoch kennt diese metaphysische Ansicht unter dem Namen des Zusammens der Wesen eine Beziehung, welche diese ihre Gleichgültigkeit gegen einander aufhebt und sie zu Störungen und Selbsterhaltungen nöthigt. Worin besteht dieses folgenreiche Zusammen? So lange wir uns auf blos ontologischem Boden bewegen, können wir in diesem Ausdruck nur die Bezeichnung eines Postulates, aber nicht die Bezeichnung dessen finden, wodurch dieses Postulat erfüllt wird: das Zusammen ist noch Nichts als eben die noch völlig unbekannte Beziehung zweier realen Wesen, nach deren Eintritt die einfachen Qualitäten derselben nicht mehr theilnahmlos gegen einander bleiben können, sondern zu wirksamem gegenseitigen Eingreifen gezwungen werden. In diesem Sinne wollen wir das Zusammen mit *Z* bezeichnen. Nachdem aber einmal für dies Gesuchte der räumliche Name des Zusammen gewählt war, scheint hier aus allein die kosmologische Ueberzeugung Herbarts geflossen zu sein, nur ein räumliches Ineinanderein C könne selbstverständlich die Form bilden, unter welcher jenes ontologische Zusammen *Z*, die Bedingung des Wirkens, in der Welt vorkomme; ich vermisse wenigstens

jede fernere Beweisführung für die Berechtigung, das abstracte metaphysische Postulat *I* nur unter dieser anschaulichen Gestalt für realisirbar zu halten. Später werde ich Veranlassung haben, mich auch gegen die materielle Wahrheit dieser Annahme, also gegen diese Wichtigkeit räumlicher Berührung für das Zustandekommen der Wirkung zu erklären; hier können wir immerhin noch ein Zugeständniß an die gewöhnliche Meinung machen, wenn sie sich auf die vielen Beispiele beruft, die uns in der That die gegenseitige Annäherung der Körper als nothwendige Einleitung ihrer Wechselwirkung erscheinen lassen. Nehmen wir also an, die Unerlaßlichkeit der Berührung als Vorbedingung des Wirkens lasse sich ganz allgemein erweisen, so würden wir doch selbst dann nur die empirische Form *C* gefunden oder errathen haben, unter welcher thatsächlich jenes metaphysische *I*, der wahre Grund alles Wirkens, in der Welt vorkommt, die Frage nach dem Rechte würde übrig bleiben, mit welchem diese räumliche Verbindung möglich und nothwendig macht, was ohne sie nicht eingetreten wäre. Wir unterliegen alle zuweilen der Versuchung, zuletzt für selbstverständlich Das anzusehen, was eine fortgesetzte anschauliche Beobachtung uns häufig vorführt; ich kann mich daher nicht wundern, wenn jugendlichere mithin schärfere Intelligenzen mich zu belehren versuchen, daß ich mich hier selbst nicht verstehe. Ich bin in dieser Verirrung geblieben und muß wiederholen, daß mir jeder innere Zusammenhang zu fehlen scheint, der den Begriff der räumlichen Berührung selbstverständlich mit demjenigen der Wirkung verknüpfte. Sind zwei Wesen A und B in der That so selbständig und so jeder Beziehung gegeneinander fremd, daß jedes ohne Rücksicht auf das andere gleichsam in einer Welt für sich sein volles Dasein führen könnte, so mag es leicht sein, beide als zusammenseiend in demselben Punkte eines Raumes vorzustellen, aber unmöglich scheint mir der Nachweis, daß hierum allein ihre Gleichgültigkeit gegen einander verschwinden müsse. Die äußerliche anschauliche Vereinigung ihrer Orte muß ihnen eben so unwesentlich bleiben, wie früher ihnen jede andere Beziehung war; die innerliche Fremdheit ihrer Naturen besteht fort, so lange nicht nachgewiesen werden kann, daß dies räumliche Zusammen *C* mehr als räumliches Zusammen ist, daß es eben jenes metaphysische Zusammen *I* einschließt, welches die sonst selbstgenügsamen

Wesen für einander reizbar und empfänglich macht. Da ich an die thatsächliche Richtigkeit dieser Berührungstheorie nicht glaube, so habe ich natürlich keinen Grund, den Versuch eines solchen Beweises zu machen, der ohnehin uns über das ontologische Gebiet voreilig hinausführen würde, nur die Frage bleibt zurück, was jenes *F* sei, d. h. welche Bedingung wir erfüllt mitdenken müssen, wenn wir in irgend einer Beziehung C, sei sie nun räumliche Berührung oder von völlig anderer Form, für vorher gegen einander gleichgültig gewesene Dinge die Bethätigung eingetreten glauben, sich um einander zu kümmern und in ihren Zuständen sich nach einander zu richten. Diese Frage ist der Ausgangspunkt der mannigfachen Ansichten über das Zustandekommen des Wirkens; alle mußten irgendwie einen Uebergang aus dem Nichtzusammen in das Zusammen suchen; je nachdem sie ihn gefunden zu haben oder leugnen zu müssen glaubten, sind sie zu merkwürdig abweichenden Auffassungen des Weltlaufs gekommen.

55. Der Uebergang eines Einflusses E ist der Vorgang, durch welchen sich die gewöhnliche Vorstellung die Aufregung früher gegeneinander theilnahmloser Dinge zur Ausübung ihrer Wirkung zu erklären sucht, und zwar gemeinhin so, daß man einseitig von einem thätigen Wesen allein diese Ausströmung auf ein leidendes sich richten läßt. Daß man durch diese Vorstellung das Ereigniß nur bezeichnet, dessen Verständniß man sucht, ergibt sich sogleich, wenn man versucht, den eigentlichen Sinn und die Natur dessen zu bestimmen, dem man unter dem bildlichen Namen des Einflusses jenen Uebergang von dem einen Wesen zu dem andern zumuthet. Nur in einem Falle würde man sich ganz klar sein, dann, wenn man dies übergehende E als ein Ding faßt, das zu selbständiger Wirklichkeit fähig, aus seiner früheren Verbindung mit A ausscheidet und in eine ähnliche oder anders geartete Verbindung mit einem anderen B eintritt; aber grade dieser Fall würde, wenn Nichts Weiteres hinzukommt, die Wirkung nicht enthalten, die man zu begreifen sucht. Wenn ein feuchter Körper A, selbst abtrocknend, einen trockenen B befeuchtet, so ist das greifbare Wasser E das, was hier diesen Uebergang vollzieht, verstanden wir jedoch unter Feuchtigkeit nur die Gegenwart des Wassers, so hat am Ende dieses Uebergangs weder A noch B eine Veränderung seines eigenen Wesens erlitten, die wir unter den

Begriff einer erzielten Wirkung bringen möchten: der Uebergang selbst ist Alles, was geschehen ist. Aber allerdings, der Weggang des Wassers ändert den austrocknenden Körper und der Zugang den sich feuchtenden; der Zusammenhang der kleinsten Theile ändert sich mit dem Eindringen der Flüssigkeit; auseinandergedrängt bilden sie ein größeres Volumen und nehmen an Zähigkeit ihres Zusammenhanges zu, während der trocknende Körper mit einschwindender Ausdehnung spröder wird. Dies sind Wirkungen der Art, die wir begreifen wollen; aber zu ihrer Erklärung reicht der vorausgesetzte Uebergang des Wassers nicht hin; nachdem es seinen neuen Ort im zweiten Körper B erreicht hat, entsteht erst von neuem die Frage, welchen Einfluß es hier so zu äußern im Stande ist, daß die Bestandtheile dieses B genöthigt werden, ihre gegenseitigen Stellungen zu verändern, und eben so würde sich fragen, wie seine Entfernung aus A auch für diesen Körper der Grund der Umwandlung seiner Eigenschaften werden könne. Man wird dies allgemein so finden: überall da, wo ein zu selbständiger Bewegung fähiges E von A zu B übergeht, also da, wo wir im eigentlichsten Sinne eine causa transiens beobachten, überall da ist dieser Uebergang nur die Einleitung der Wirkung, die auf ihn folgt; die Wirkung selbst beginnt erst, völlig unerklärt, dann wenn der Uebergang vollendet ist. Und es würde gar Nichts helfen, wenn wir, mit einer gewöhnlichen Neigung der Phantasie, die Dinghaftigkeit des Uebergehenden verfeinern wollten; welches geisterhafte Etwas wir auch immer von A nach B hinüberstrahlen ließen, am Ende seines Weges würde es nun zwar in B dasein, aber wie es nun hier begönne, seine Wirkung auszuüben auf Bestandtheile, die von ihm verschieden sind, diese Frage würde völlig unbeantwortet wiederkehren.

153. Hieraus folgt die nächste Umformung der gewöhnlichen Vorstellung. Nicht mehr die Ursache, sondern die Kraft, die Wirkung oder den Zustand E lassen wir von A zu B übergehen. Werden diese verschiedenen zum Theil vieldeutigen Ausdrücke in so weit wenigstens klar gedacht, daß sie nicht mehr ein Ding bezeichnen, nach dessen erfolgtem Uebergange sich die Frage nach seiner Wirksamkeit erneuern müßte, so begegnet ihnen allen der Einwand, den schon die alte Metaphysik kannte: attributa non separantur a substantiis.

Kein Zustand E kann sich von dem Dinge A, dessen Zustand er war, so ablösen, daß er einen wenn auch unendlich kleinen Augenblick lang zwischen A und B, als Zustand, aber als Niemandes Zustand, bestehen und dann sich mit B verbinden könnte, um nun dessen Zustand zu werden. Dasselbe würde gelten, wenn man, mit anderer Wahl des Ausdruckes, die Wirkung, nicht einen ruhenden Zustand also, sondern ein Geschehen, von A zu B übergehen ließe; kein Geschehen kann sich lösen von dem A, in dessen Veränderung es besteht, und dies A unverändert hinter sich zurücklassen um seinen Weg nach B selbständig fortzusetzen; so gedacht, so weit es sich eben denken läßt, würde diese sich übertragende Wirkung eben der ganze zu erklärende Vorgang des Wirkens, aber nicht eine für sich begreifliche Bedingung sein, die das Zustandekommen des Erfolges begründete. Und außerdem würden diese unzulässigen Vorstellungen nicht einmal den beabsichtigten Gewinn bringen; wie bei dem Uebergange selbständiger Ursachen würde auch bei dem Uebergange des Zustandes oder Ereignisses E von A nach B sich die alte Frage wiederholen. Gesetzt, E könnte sich von A trennen, wodurch erhielte es seine Richtung nach B und nicht lieber in demselben Augenblicke nach C? Nehmen wir an, daß A ihm diese Richtung gegeben habe, so setzen wir zwischen A und E denselben Vorgang des erfolgreichen Wirkens voraus, den wir zwischen A und B erst zu begreifen suchten; da überdies A doch nicht allein auf B und C, sondern auf viele andere Wesen seine Wirksamkeit muthmaßlich äußern wird, so müssen wir außerdem fragen, was in einem gegebenen Augenblicke A bestimmt, dem E die Direction nach B und nicht nach C oder nach C und nicht nach B zu geben, und hierauf würden wir die Antwort nur in der Annahme finden, A unterliege bereits in diesem Augenblicke einer Einwirkung von B, aber nicht zugleich einer von C, und so entstehe in ihm als Gegenwirkung die Thätigkeit, mit der es jetzt dem E den Uebergang zu B aber nicht zu C befiehlt. So würden wir zum zweiten Male ein unbegriffenes Wirken bereits voraussetzen müssen, um nur die Möglichkeit derjenigen Bedingung vorzustellen, die zu einem bestimmten Wirken erst führen soll. Endlich muß man sich vergegenwärtigen, wie völlig unmöglich die harmlose Annahme ist, das übergegangene E werde plötzlich zu einem Zustande des B selbst werden, nachdem es

seinen Weg bis zu ihm vollendet hat. Wäre dieser heimatlose Zustand an dem metaphysischen Orte des B angekommen, so wäre er nun eben da, aber was folgte hieraus weiter? Nicht einmal dies, daß er hier bliebe; er könnte seinen räthselhaften Weg ins Unendliche fortsetzen und Niemandes Zustand bleiben, so wie er einmal Niemandes Zustand war; um ihn auch nur aufzuhalten in seinem Laufe, müßten wir noch einmal eine Einwirkung des B auf ihn voraussetzen, die ihn festhielte. Und selbst von dieser seltsamen Vorstellung aus wäre es noch weithin bis zu der Folge, daß E nicht nur als ein für sich selbständiger Zustand Niemandes sich mit dem gleichselbständigen Wesen B irgend wie verbände, sondern zu dem Zustande dieses B selbst, zu einem Leiden des B oder zu seiner Veränderung würde. Diese gehäuften Schwierigkeiten machen klar, daß das Zustandekommen des Wirkens niemals durch das Uebergehen irgend eines Einflusses erklärt werden kann, sondern daß das, was wir einen solchen Uebergang nennen, Nichts als eine Bezeichnung dessen ist, was bei dem noch völlig räthselhaften Vorgange des Wirkens stattgefunden hat oder als sein Ergebniß angesehen werden kann.

57. Abgesehen von ihrer völligen Unfruchtbarkeit ist die erwähnte Vorstellungsweise durch Vorurtheile schädlich geworden, die sich sehr natürlich an sie anknüpfen. Sie betrachtet die übergehende Wirkung E als eine fertige, und spricht nur von dem Wechsel der Dinge, denen sie als Zustand zufällt; allerdings erwartet sie im Stillen, daß an ihre Uebertragung nach B dort sich noch Manches an sie anschließen werde, worüber sie weitere Rechenschaft nicht gibt; aber um einigermaßen klar zu sein, muß sie jedenfalls annehmen, B werde dem ankommenden E dieselbe Möglichkeit der Aufnahme und des Seins in ihm gewähren, welche ihm A darbot. So entstehen zusammen die Meinungen, daß die Wirkung der Ursache gleich oder doch ähnlich sein müsse, und daß alle Wesen, zwischen denen eine Wechselwirkung möglich sein soll, zu ihr nur durch die Gleichartigkeit ihrer Natur befähigt sein können. Unsere früheren Betrachtungen nöthigen uns, jedem einzelnen Zuge dieser Annahmen zu widersprechen. Kein Ding ist in dem Sinne passiv oder receptiv, daß es irgend einen fertigen Zustand als Zugabe zu seiner Natur von außen aufnehmen könnte; zu Allem, was in ihm als Zustand entstehen soll, liegt eine

wesentliche und unentbehrliche Mitbedingung in seiner eigenen Natur; nur mit dieser zusammen kann ein äußerer Anstoß den vollständigen Grund bilden, welcher Art und Form der entspringenden Veränderung bestimmt. So lange wir überhaupt durch die früher erwähnte Eigenthümlichkeit der Fälle einiges Recht haben, nur ein Wesen A vorzugsweis als die Ursache, ein zweites B als den Träger oder Schauplatz der ganzen Wirkung zu betrachten, werden wir sogar finden, daß die Gestalt der von A erzeugten Wirkung in ganz überwiegendem Maße von der Natur des B abhängt, welches sie erleidet; nur zu Formen des Geschehens, die dieser seiner Natur möglich und angemessen sind, läßt B sich durch äußere Einflüsse zwingen, und fast nur die Bestimmung der Größenwerthe, mit denen diese Ereignisse auftreten sollen, ist von den entsprechenden Verschiedenheiten der äußeren Reize abhängig. So verhalten sich nicht nur die lebenden Wesen, sondern so auch die unlebendigen Körper: unter demselben Schlage ändert der eine nachgiebig seine Form, der andere zerspringt, ein dritter geräth in anhaltende Schwingungen, einige explodiren: alle thun das, wozu jeden seiner ganz bestimmten Fügung und Zusammensetzung zufolge der äußere Reiz veranlassen konnte. Kann nun von Uebertragung eines fertigen Zustandes nicht die Rede sein, so noch weniger von einer allgemeinen Gleichheit der Ursache und der Wirkung. An sich schon wäre es ungenau, die Ursache, die eine Sache ist, der Wirkung gleichsetzen zu wollen, die ein Zustand oder ein Ereigniß ist; man könnte nur zu behaupten versuchen, das, was in der einen als thätig angesehenen Ursache geschieht, gleiche dem, was in der andern als leidend betrachteten geschehen wird, oder richtiger, wenn man die Mehrheit der gleichberechtigten Ursachen berücksichtigt: jede werde in der andern denselben Zustand erzeugen, in welchem sie selbst begriffen war. Drücken wir den Satz in dieser Form aus, so können wir leicht verführt werden, in der That eine allgemeine Wahrheit in ihm zu sehen; die Mechanik wenigstens stellt uns in der Vertheilung der Bewegungen von einem Körper zum andern eine Menge Beispiele zu Gebot, die auf diesen Gesichtspunkt sich zurückbringen ließen und welche die Vermuthung erwecken könnten, auch Ereignisse andere[illegible] eine Untersuchung auf gleichem Wege erklärbar finden. Gegen diese Täuschung muß ich unsere oben

geäußerte Ueberzeugung in Erinnerung bringen; auch in den Fällen, in denen thatsächlich eine völlig gleiche Wechselwirkung Z zwischen A und B ausgeübt wird, kann sie dennoch nicht auf dem Wege der Uebertragung eines fertigen Zustandes Z entstehen; was in A und in B geschieht, ist auch dann immer die Neuerzeugung eines Z, gemäß der Nothwendigkeit, mit der Z unter der Einwirkung des B eben aus der Natur des A, unter der Einwirkung des A aus der Natur des B entsteht; es ist ein möglicher, von uns keineswegs ausgeschlossener Fall, daß diese beiden Wirkungen einander gleichen; nicht aber ist ihre Gleichheit die allgemeine Bedingung, unter welcher wir überhaupt erst das Auftreten einer Wechselwirkung für möglich zu halten hätten.

58. Ueber diesen verhängnißvollen Irrthum muß man nicht leichtherzig hinweg gehen; man muß sich überzeugen, daß von der angeblichen Gleichheit von Ursache und Wirkung Nichts übrig bleibt, als die allgemeinere Wahrheit, die wir kennen: die Naturen der Dinge, die auf einander wirken, die inneren Zustände, in denen sie sich augenblicklich befinden und die Beziehung, die zwischen ihnen eben obwaltet. Dies alles bildet zusammen den vollständigen Grund, aus welchem das Ganze der entstehenden Wirkung hervorgeht; nicht einmal, daß diese Folge in ihrem Grunde enthalten sei, dürften wir mit Recht sagen, wenn wir nicht wenigstens unmittelbar in der Natur der Dinge jene höchsten Bestimmungsgründe schon als lebendig mitdächten, nach denen in der Welt entschieden wird, welche Folge aus welchem Grunde entstehen soll. Und diese stillschweigende Ergänzung unsers Gedankens würde eben nicht auf die Ansicht zurückführen, die wir hier bekämpfen. Denn über den Inhalt jener höchsten Bedingungen, welche bestimmen, was in der Wirklichkeit folgerichtig auseinander hervorgehen soll und was nicht, besitzen wir in der That die Kenntniß gar nicht, die wir uns hier zuschreiben möchten; Nichts berechtigt uns zu der Gewißheit, ausschließlich durch allgemeine Gesetze, die in unzähligen Fällen der Anwendung dieselben sind, werde dem jedesmaligen Thatbestande der neue zugemessen, der seine Folge sein soll; nur die Begehrlichkeit unserer Erkenntniß nimmt hier für sicher an, was ihr Wunsch ist; denn unter dieser Voraussetzung freilich kann sie jede Folge analytisch aus ihrem Grunde herleiten

und sie als Beispiel eines allgemeinen Verhaltens begreifen. Wodurch aber wäre die andere Möglichkeit von vorn herein ausgeschlossen, daß ein Plan, der in der Gesammtheit der Wirklichkeit sich nur einmal vollzieht und nirgends als allgemeines Gesetz über einer unbestimmten Vielheit von Fällen schwebt, jedem Thatbestande dasjenige zur Folge gäbe, was nur einmal, an diesem bestimmten Punkte des Ganzen, aber nie wieder an einem anderen, zu ihm als Fortsetzung der Verwirklichung dieser einen Geschichte gehört? Dann freilich würde unsere Erkenntniß der Wirklichkeit nicht mehr mit dem stolzen Gefühle gegenüberstehen, Alles was in ihr vorkommt, als bekanntes Beispiel allgemeiner Gesetze mit Leichtigkeit an seinen Ort zu stellen und analytisch die Folge vorherzubestimmen, die sich ihm anschließen muß; synthetisch würde sich vor uns die Reihe der Ereignisse entfalten, ein Gegenstand bewundernder Anschauung und Erfahrung, aber des Verständnisses nicht eher, bis wir den Sinn des Ganzen, und nicht blos das begriffen hätten, was innerhalb desselben sich als allgemeine Verknüpfungsweise einzelner seiner Glieder wiederholt.

50. Lassen wir jedoch diese äußersten Gedanken, die ich hier wohl zur Aufstörung aus der Ruhe verbreiteter Vorurtheile andeuten, aber noch nicht zu Ende bringen kann; nehmen wir als zugestanden an, daß jegliche Wirkung in der Welt so wie das Bedürfniß der Erkenntniß es verlangt, sich als der Schlußsatz eines Syllogismus fassen lasse, in welchem einem allgemeinen Gesetze als Obersatz die Gesammtheit der Data eines besonderen Falles zum Untersatz dient. Auch dann eben würde es noch ein unberechtigtes Unterfangen sein, den Inhalt jenes allgemeinen Gesetzes selbst und diejenige Verknüpfung seiner Beziehungsglieder beschränken zu wollen, die der Verbindung der im Untersatze gegebenen Thatsachen als Muster gelten soll. Bezeichnen wir symbolisch durch $\alpha + \beta = f$ diesen Inhalt des Gesetzes, so dürfen wir nicht endlos versuchen, die Berechtigung des $\alpha + \beta$, als Grund von f zu gelten, als Folge höherer und noch allgemeinerer Gesetze abzuleiten; jedes dieser höheren Gesetze, das wir erreicht hätten, würde dieselbe Form $\alpha_1 + \beta_1 = f_1$ wiederholen und uns zuletzt zu dem Zugeständnisse nöthigen, daß zwar Einzelnes aus dem Allgemeinen sich analytisch begreifen läßt, die allgemeinsten Gesetze aber gegebene synthetische Verknüpfungen von Grund und Folge

sind, die wir lediglich anzuerkennen, und deren Anerkennung wir nicht wieder an die Erfüllung irgend welcher Bedingungen zu knüpfen haben. In dem Gesammtsinne der Welt sind ohne Zweifel diese gegebenen Verhältnisse nicht vereinzelte und zusammenhanglose Data; wer diese höchste Idee zu erkennen und auszusprechen wüßte, würde sie unter einander, nicht zwar nothwendig durch einen logischen Zusammenhang, aber durch eine ästhetische Nothwendigkeit und Gerechtigkeit verbunden finden. Dem endlichen Erkennen ist diese sachliche Folgerichtigkeit der Wirklichkeit verborgen, und kein Maßstab steht ihm zu Gebot zu beurtheilen, welcher Verbindung $\alpha + \beta$ sie eine Folge f zugesellt, welcher andern $\alpha_1 + \beta_1$ sie jede Folge versagt. In der Beurtheilung der einzelnen Erscheinungen folgen die Naturwissenschaften diesem richtigen Gedanken; von der Erfahrung allein erwarten sie die Aufklärung über alle jene einfachsten und ursprünglichsten Wirkungsweisen der Körper gegeneinander, auf welche sie die Einzelheiten der gegebenen Fälle erklärend zurückführen. Um so wunderbarer ist die allgemeine Neigung, eine aprioriſche Behauptung, die man dort scheut, grade hier an dem entscheidendsten Punkte sorglos zu wagen, und die Möglichkeit jeder Wechselwirkung an Gleichheit Vergleichbarkeit oder Aehnlichkeit der Wesen zu knüpfen, zwischen denen sie stattfinden soll. Nichts wird durch diese Gleichheit da erklärlicher, wo sie wirklich besteht; weder der Inhalt der Folge noch die Art ihrer Verwirklichung; für unser Vorstellen freilich bilden α und α zusammenkommend die Summe 2α, wie sie dagegen in Wirklichkeit sich verhalten, ob sie sich addiren, sich verschmelzen, sich aufheben oder in irgend einer Weise verändern würden, kann Niemand aus dieser ihrer Gleichheit errathen; warum sie überhaupt auf einander wirken und nicht völlig gleichgültig bleiben sollten, eben so wenig; denn immer waren sie doch, trotz ihrer Gleichheit, zwei für sich selbständige Dinge, ehe sie zusammentrafen; warum die Gleichheit sie nöthigen müßte, für einander reizbar zu werden, ist noch viel weniger selbstverständlich, als dieselbe Wirkung für die Verschiedenheit und den Gegensatz sein würde; in diesen liegt wenigstens die Aufforderung zur Ausgleichung durch ein neues Ereigniß, während dort nur die Wirkungslosigkeit das natürlich zu Erwartende schiene. Doch auch solche Betrachtungen entscheiden eben Nichts; gewiß ist uns nur die

völlige Grundlosigkeit jeder Behauptung, welche die Möglichkeit der Wechselwirkung an eine andere Gleichartigkeit der Dinge knüpft, als eben identisch an diejenige, welche durch die Thatsache dieser gegenseitigen Wirkung verbürgt ist; wenn die Dinge auf einander wirken und von einander leiden, haben sie eben dies gemein, unter den Begriff der Substanz zu fallen, deren Wesen nur durch diese beiden Prädicate bestimmt ist; aber keine andere Verpflichtung weiterer Uniformität gibt es für sie, um unter diesen Begriff der Substanz subsumirbar zu sein.

60. Nach zwei Richtungen hat sich der schädliche Einfluß des bekämpften Vorurtheils hauptsächlich geltend gemacht. Seine eine natürliche Folge war das Bestreben, Alles was überhaupt in der Welt geschieht, auf eine einzige gleichartige Benennung zu bringen, und etwa in der räumlichen Bewegung, jetzt in der beliebten Form der Schwingung, nicht ein Geschehen, sondern das Geschehen überhaupt zu erblicken, den einen Urvorgang, dessen blos noch quantitative Verschiedenheiten allen andern nach Art und Form verschiedenen Ereignissen nicht nur die Anlässe ihres Hervortretens bieten, sondern sie wo möglich aus sich selbst als freilich unbegreifliche Zugabe völlig erzeugen sollten. Diese Verarmung des ganzen farbenreichen Weltlaufs zu bloßer Vertheilung eines immer identischen Geschehens war in der That kaum vermeidlich, wenn jede Wirkung ihrem ganzen Inhalte nach die analytische Folge ihrer Voraussetzungen sein sollte. Es reicht hin, vorläufig hier gegen ihre ontologische Begründung diesen Widerspruch erhoben zu haben, zu dessen weiterer Ausführung uns spätere Veranlassungen zurückführen. Die andere gleichnatürliche Folge war der Anstoß, der an der Mannigfaltigkeit verschiedener Naturen der Dinge genommen wurde; er hat bei vielen andern Gelegenheiten, am meisten da, wo es sich um die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele handelte, gegenwärtig herrschende Ansichten begründet. An diesem Punkte unterlag schon das Alterthum der Verführung; daß nur Gleiches das Gleiche erkennen könne, stand als ausgesprochener Aberglaube fest, noch ehe das allgemeinere Verhältniß der Einwirkungen und Wechselwirkungen Gegenstand der Untersuchung wurde. Auch dieser Fall bedarf seine besondere Erörterung; aber ich kann ihn kaum sofort verlassen, denn höre ich nicht schon den Zuruf: wär'

nicht das Auge sonnenhaft, wie könnte es das Licht erblicken? Aber die schönsten Verse entscheiden keine metaphysische Frage, und auch dieses vielgemißbrauchte Wort Goethes gibt der logischen Zergliederung, welche Klarheit sucht, einen andern Eindruck als dem anregungsbedürftigen Gemüth. Es ist eben nicht das Auge, was die Sonne sieht, sondern die Seele sieht sie; und nicht die Sonne glänzt, sondern nur das gesehene Bild, nirgends anders als in der sehenden Seele vorhanden, gewährt dieser den schönen Eindruck des Leuchtens; jenes Licht aber, das wirklich von der Sonne ausgeht, das System der schwingenden Bewegungen des Aethers, eben das erblicken wir ja nicht, sondern ihm schiebt die Natur unserer Seele die ihm völlig unvergleichliche neue Erscheinung der leuchtenden Helligkeit unter. Wie könnte darum Goethes begeisterte Zeile die Annahme bestätigen, nur Gleiches oder Verwandtes erkenne das Gleiche oder Verwandte? Dem Dichter ist es kein Vorwurf, eine allgemeine der Theilnahme würdige Wahrheit in einer schönen Form ergreifend auszudrücken, wenn auch deren überzeugende Kraft mehr in der verführerischen Anschaulichkeit eines überraschenden Bildes als in seiner Genauigkeit beruht. Vielleicht ist von diesem dichterischen Rechte etwas zu viel Gebrauch in diesen reizenden Versen gemacht, deren Inhalt in jeder einzelnen Faser falsch ist; aber was wir alle empfinden, gestehen wir doch aufrichtig zu: sie drücken immerhin überzeugend und eindringlich den sinnigen Gedanken eines allgemeinen Füreinanderseins aus, das die Dinge in der Welt und so auch den erkennenden Geist mit dem Gegenstande seiner Erkenntniß verbindet, und das weder weniger wirklich noch weniger wichtig wird, wenn es auch nicht in der beschränkten und einseitigen Form einer Gleichartigkeit des Wesens vorhanden ist. Unzählige können im Gegentheil und höchst mannigfache die Bande dieses Füreinanderseins, der gegenseitigen Reizbarkeit und der möglichen Wechselwirkung sein, und die Metaphysik, diesen Reichthum gegen jedes gleichmachende Vorurtheil vertretend, welches ihn grundlos schmälern möchte, befindet sich gewiß mit dem Geiste des großen Dichters in tieferer Uebereinstimmung, als diejenigen, welche dieses eine nicht tadelfreie Wort zum Zeugnisse für einen durchaus tadelnswerthen wissenschaftlichen Irrthum benutzen.

61. Kehren wir zu unserem Gegenstande zurück. Es war

unmöglich, zwischen zwei zusammenwirkenden Ursachen irgend Etwas übergehen zu lassen, wodurch der Einfluß der einen auf die andere begreiflich würde; gleichwohl schien nur unter dieser Bedingung der Begriff des Wirkens anwendbar; es bleibt daher blos übrig, den Weltlauf ohne die Voraussetzung dieses unmöglichen Wirkens erklärbar zu machen. Der erste Versuch hierzu ist die Lehre des Occasionalismus, welcher eine zwischen A und B eintretende Beziehung C nur als die Gelegenheit betrachten möchte, bei welcher in A und B, ohne gegenseitigen Einfluß beider auf einander, die Veränderungen in α und β geschehen, die wir der Wechselwirkung zwischen beiden zuzusprechen pflegen. In dieser einfachen Form würde diese Lehre unsere Aufmerksamkeit wenig erregen. Es ist zu leicht zu sehen, daß eine Gelegenheit, die nicht benutzt werden kann, keine Gelegenheit ist; um aber benutzt zu werden, muß sie denjenigen bemerkbar sein, die von ihr Gebrauch machen sollen: A und B, um bei der Gelegenheit C sich anders zu verhalten, als sie bei der Gelegenheit γ gethan haben würden, müssen in dem Falle C sich bereits anders befinden, als im Falle γ. Dies ist nur denkbar, wenn auf sie eine Wirkung, woher sie auch gekommen sein möge, bereits stattgefunden hat: die Gelegenheit mithin, welche den Vorgang des Wirkens entbehrlich machen sollte, setzt im Gegentheil ihn bereits als geschehen voraus, um als Veranlassung einer weitern Rückwirkung dienen zu können. Der Occasionalismus kann daher nicht für eine metaphysische Theorie gelten und ich verwahre mich ausdrücklich gegen die Mißdeutung, die eine solche Meinung mir untergelegt hat. Ich kann ihn nur, wie ich schon oben Veranlassung hatte zu bemerken, für eine methodologische Vorschrift halten, welche für bestimmte Untersuchungen eine unlösbare oder der Lösung nicht dringend bedürftige Frage ausschließt, um die Anstrengungen auf das allein erreichbare oder allein wünschenswerthe Ziel zu richten. Wenn es sich um die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele handelt, da ist es von Wichtigkeit zu erforschen, welche geistigen Vorgänge mit welchen körperlichen nach allgemeinen Regeln thatsächlich so verbunden sind, daß die mannigfachen und zusammengesetzten Ereignisse, die unsere innere Erfahrung uns darbietet, auf einfache Grundverhältnisse zurückführbar und hierdurch eine annähernde Voraussicht des Künftigen möglich wird;

gleichgültig ist es dagegen für diesen Zweck zu wissen, wodurch überhaupt die Verknüpfung beider Reihen von Ereignissen hervorgebracht wird. Für diese Frage also, eben die, für welche geschichtlich der Occasionalismus ausgebildet wurde, mag er so dienlich sein wie für die Physik, die zuerst nach den verschiedenen Zusammenhängen des Verschiedenen, nicht nach dem Zustandekommen des Zusammenhanges selbst fragt; aber die Metaphysik, ausdrücklich auf dieses Problem gerichtet, kann sich nicht mit der Umgehung desselben befriedigen, sondern muß es aufzulösen suchen.

62. Einen besondern Ausdruck dieser Ansicht erwähne ich indessen, der nicht ohne einigen überredenden Schein ist. Wenn einmal die Beziehung C zwischen A und B der vollständige Grund einer bestimmten Folge F ist, warum suchen wir dann noch nach einer Ergänzung, um das Folgen dieser Folge zu bedingen? welche Kraft in der Welt konnte es geben, die im Stande wäre, die Erfüllung eines allgemeinen Naturgesetzes dann noch aufzuhalten, wenn alle Bedingungen erfüllt sind, an deren Verwirklichung es selbst die seiner Folge knüpft? So wird man sagen und hinzufügen, was wir selbst früher zugestanden: überall, wo es scheine, daß eine vollständig begründete Folge dennoch einzutreten zögere und auf einen letzten verwirklichenden Anstoß warte, da werde die genauere Beobachtung immer zeigen, daß in der That der bedingende Grund noch nicht vollständig war und daß zu *seiner* Ergänzung, nicht zur bloßen Verwirklichung des völlig Begründeten, jene Kleinigkeit noch hinzukommen mußte, an der es fehlte. Aber dieses Raisonnement ist doch nur eine neue Gestalt eines alten Irrthums, und auch unsere Entgegnung kann nur Bekanntes wiederholen. Daß ein allgemeines Gesetz, welches nicht nur denknothwendige Wahrheiten unter einander, sondern Wirkliches mit Wirklichem verknüpft, überhaupt *gelte*, diese Behauptung ist ja gar Nichts anderes, als die Erinnerung Beobachtung und Erwartung, daß in allen Fällen, wo der Vordersatz desselben verwirklicht gewesen ist, ist, oder sein wird, auch der Inhalt des Nachsatzes eingetreten ist, eintritt oder eintreten wird. Man hat daher gar kein Recht, die Gültigkeit des Gesetzes als eine für sich denkbare Thatsache zu betrachten, an die sich die eintretende Erfüllung nur als nothwendige Folge knüpfte; sie ist vielmehr gar Nichts, als die beobachtete oder

erwartete Erfüllung selbst und wir würden auf den nutzlosen Satz zurückgeführt: überall, wo das Gesetz sich erfülle, erfülle es sich; wie es aber zu diesem Erfolge käme, bliebe völlig unerklärt. Oder, um denselben Irrthum auf andere Weise auszudrücken: dächten wir uns wirklich das Gesetz für sich gültig, so würde es als solches doch nur hypothetisch gelten, nicht aber immer erfüllt sein; denn so wäre es kein Gesetz, sondern eine ewige Thatsache. Erfüllen wird es sich nur dann, wenn die Wirklichkeit den Inhalt seines Vordersatzes realisirt hat, der den einzigen Rechtsgrund seines Nachsatzes bildet. Ginge daher die zwingende Kraft der Verwirklichung von dem Gesetze aus, so müßte dieses durch den gegebenen Fall seiner Anwendung zur Aeußerung seiner Kraft gereizt werden, und mithin sich selbst anders befinden, als im Falle seiner Nichtanwendbarkeit; eine deutliche Voraussetzung eines auf das Gesetz selbst ausgeübten Wirkens, um vermittelst der Macht des Gesetzes das Wirken der Dinge aufeinander zu vermeiden. Geben wir endlich diese sonderbaren Vorstellungen auf, welche das Gesetz wie ein Ding behandeln, das wirken und leiden kann; gestehen wir vielmehr zu, daß, was auch sein Gebot sei, doch immer die Dinge es auf sich nehmen müssen, es auszuführen, so müssen A und B in dem Augenblicke, in welchem sie sich in der Beziehung C befinden, etwas von dieser Thatsache merken und anders von ihr afficirt sein, als sie es durch jede andere jetzt nicht stattfindende Beziehung γ sein würden. Dies läuft darauf hinaus, daß weder die Gültigkeit eines allgemeinen Gesetzes noch das bloße Bestehen einer Beziehung zwischen zwei Dingen hinreicht, um die entstehende neue Folge ohne Vermittlung eines Wirkens zu erklären; vielmehr, was wir hier die in Folge der Beziehung eintretende Wirkung nennen, das ist in der That nur die Rückwirkung auf eine andere ihr vorangehende Wirkung, welche die Dinge bereits von einander erfahren hatten, und die wir irrthümlich für eine blos bestehende noch nicht wirksame und die Wirkung blos einleitende oder bedingende Beziehung ansahen. Dies ist eine Erkenntniß von grundlegender Wichtigkeit, auf deren weitere Ausführung wir noch oft zurückkommen werden; sie mag vorläufig nur dienen, um die völlige Unhaltbarkeit auch dieses verfeinerten Occasionalismus deutlich zu machen und zu zeigen, daß auch er den räthselhaften Vorgang des

Wirkens nicht vermeiden kann; er braucht ihn vielmehr, um eben die wechselnde Erfüllung und Nichterfüllung eines Gesetzes, je nachdem seine Bedingungen erfüllt sind oder nicht, begreiflich zu finden.

63. Eine andere Reihe verwandter Versuche fassen wir unter dem Namen der **prästabilirten Harmonie** zusammen, den Leibnitz seiner Théorie, der ausgeführtesten von allen, gegeben hat. Mit dem Satze, die Monaden seien ohne Fenster, geht auch Leibnitz von der völligen gegenseitigen Abgeschlossenheit der einfachen Wesen aus, die er seinem Weltbau zu Grunde legt. Ich kann diesen Ausspruch nicht bewundern, weil ich ihn ganz unmotivirt und durch ihn kurz ausgeschlossen finde, was eben noch fraglich war. Daß Monaden, die Kräfte, aus denen die Welt besteht, nicht leere Räume sind, in welche durch gelassene Oeffnungen fertige Zustände eindringen, verstand sich freilich, aber entschied nicht gegen die Möglichkeit eines weniger sinnenfälligen Verkehres zwischen ihnen, der den Namen der Wechselwirkung verdiente. Ich würde mich daher nicht wundern, wenn Leibnitz mit dem gleichen bildlichen Ausdrucke im Gegentheil gelehrt hätte, die Monaden hätten Fenster, durch die ihre inneren Zustände mit einander in Gemeinschaft träten, und diese Behauptung würde ungefähr gleich viel Grund und vielleicht besseren Grund gehabt haben als die, welche er vorzog. Gleichviel; nachdem einmal die Wechselwirkung abgelehnt war, blieb zur Erklärung der thatsächlichen Correspondenz, die zwischen den Zuständen der Dinge stattfindet, nur die Berufung auf ein höheres sie alle umschlingendes Band übrig, auf die Gottheit, die ihnen ihre Entwicklungen vorgezeichnet hat. Vor dem Verstande Gottes schweben unzählige Bilder möglicher Welten; jede von ihnen in der Menge ihrer Einzelheiten so gegliedert, wie es ewige Gesetze der Wahrheit, auch für Gott gültig und seiner Willkühr entzogen, mit folgerechter Nothwendigkeit verlangen. An dieser inneren Ordnung jeder Welt kann Gott nichts ändern; findet seine Weisheit in den verschiedenen verschiedene Grade der Vollkommenheit, so kann er doch nicht die zerstreuten Vorzüge derselben zu einer ganz vollkommenen Welt vereinigen; sein Wille kann nur derjenigen, welche die verhältnißmäßig vollkommenste ist, so wie sie ist, den Eintritt in die Wirklichkeit gestatten. Die weitere Ausmalung der Lehre konnte man verschieden erwarten; theils so, daß nur die allgemeinen Gesetze

der zum Dasein berufenen Welt, aber nicht die Summe ihrer Anwendungsfälle, theils so, daß auch diese ein für alle Mal unwiderruflich bestimmt wäre. Die erste Annahme würde nur zu den eben erwähnten Verlegenheiten des Occasionalismus zurückgeführt haben; Leibnitz entschied sich unumwunden für die zweite. So wie im ersten Aelternpaare die ganze Reihe der Nachkommen mit allen Kleinigkeiten ihrer Individualität, ihren Handlungen und Schicksalen enthalten ist, so ist auch jedes natürliche Ereigniß bis auf die Richtung, welche im Sturme heute der fallende Regentropfen nimmt, vollständig im Voraus bestimmt. Aber dies nicht so, als brächten die mannigfachen Weltwesen durch ihr Zusammenwirken in jedem Augenblicke den Inhalt des nächsten Weltaugenblickes hervor, sondern für jedes einzelne ist die Reihe aller seiner Zustände von Anfang an festgestellt, und die innerlichen Entwicklungen aller geschehen neben einander ablaufend und nicht in einander übergreifend; ihre dennoch vorhandene gegenseitige Correspondenz ist die unvermeidliche Folge der ersten Einrichtung, wenn wir die Welt als ein Geschöpf der göttlichen Ansicht, oder einfach ihr thatsächlicher Charakter, wenn wir sie blos als unabänderliches Object des göttlichen Verstandes betrachten.

64. Diese merkwürdige Theorie bietet verschiedene Eindrücke, je nachdem man den einen oder den andern ihrer Züge heller hervortreten läßt. Die Behauptung einer durchgängigen gegenseitigen Beziehung aller Weltelemente und die andere ihrer Selbständigkeit in sich steigert sie gleichmäßig bis zu einer Ueberspannung, die mir beide Gedanken wieder bis an die Grenze des Unverständlichen zu führen scheint. Der ganze Inhalt der Welt und ihrer Geschichte bildet, vor dem göttlichen Verstande schwebend, ein gleichzeitiges System durch einander mannigfach und unveränderlich bedingter Bestandtheile, so daß das, was zeitlich als das Nachfolgende erscheint, nicht minder Bedingung des Vorangehenden ist als dieses Bedingung des Künftigen; so konnte Leibnitz sagen, daß nicht blos Wind und Welle das Schiff treiben, sondern auch die Bewegung des Schiffes sei die bedingende Ursache jener. Indem so der Zusammenhang systematischer Folgerichtigkeit an die Stelle eines Zusammenhanges der Bewirkung tritt, wird zunächst der ganze Sinn der Wirklichkeit räthselhaft, die Gott dieser Welt zugestand, anderen Weltbildern versagte,

die vor seinem Verstande ebenso als folgerechte Gliederungen anderer Inhalte schwebten. Da die zeitliche Entfaltung nichts Neues hinzubringt, sondern nur ewig Vorbestimmtes aufeinander folgen läßt, welches neue Verhältniß entsteht nun für Gott oder die Welt durch diese Wirklichkeit, so daß sie für mehr und für besser gelten müßte, als das frühere Schweben des Weltbildes vor Gott? Es führt nicht weiter, zu sagen, daß damals die Welt nur gedacht wurde, daß sie aber jetzt sei; der Zusammenhang der Leibnitzischen Gedanken erlaubt uns nicht, wie anderswo, diesen Gegensatz als einen gegebenen und schwer definirbaren blos anzuerkennen; hier, wo von einem Willen der Weisheit die Rede ist, der das Sein entweder zuließ oder versagte, muß deutlich gemacht werden, welches neue Gut nur durch die Verwirklichung des Gedachten entstehn konnte. Wenn der Künstler sich nicht begnügt mit dem vollendeten Bilde des Werks, das seinem geistigen Auge vorschwebt, sondern mit dem leiblichen es verkörpert zu sehen wünscht; oder wenn der Zuhörer einer Erzählung seine Theilnahme durch die Frage verräth, ob sie wahr sei: worauf beruht die Sehnsucht nach Wirklichkeit in diesen beiden Fällen, die wir dem Falle unserer Frage vergleichen dürfen? In dem ersten, wie mir scheint, doch nur darauf, daß man im Stillen von der Verwirklichung des Kunstwerks auch einen Zuwachs an Inhalt erwartet; in dem gebauten Gebäude zu wandeln ist etwas Anderes als der Gang der Phantasie durch die Einzelheiten des Entwurfes; sowohl das Material als die Außenwelt, in deren unberechenbar veränderliche Einwirkungen hinein das verwirklichte gesetzt ist, erzeugen eine Menge neuer Eindrücke, auf welche die erfindende Phantasie zwar hoffen konnte, aber ohne sie selbst erzeugen zu können. Diesen Vortheil der Verwirklichung konnte Leibnitz nicht im Auge haben, nachdem seine Prästabilirung alles Weltinhalts die Möglichkeit jedes Neuen eben so ausgeschlossen hatte, wie die Wechselwirkung, aus der es hätte hervorgehen müssen. Der andere Wunsch aber, die gehörte Geschichte möge wahr, oder auch sie möge nicht wahr sein, entspringt der Theilnahme des Gemüthes an geschilderten Beziehungen der vorgeführten Figuren; jeder glückliche Augenblick des geistigen Lebens soll nicht blos Gedanke des Dichters und mitgetheilter Genuß des Hörers sein, vermittelt durch die Darstellung unwirklicher Gestalten; auch diesen selbst wünschen

wir Leben, damit das Gute, das uns im Bilde entzückt, auch von ihnen genossen werden konnte; wir trösten uns ebenso mit der Unwirklichkeit des Vernommenen, wenn uns die vorgeführten Bilder des Unglücks und des Nichtseinsollenden ängstigen. Diesen Gedanken schloß Leibnitzens Anfang nicht aus: ein Weltbild zur Wirklichkeit gelangen zu lassen, verlohnte sich dann und nur dann, wenn die Menge des Guten durch die entstehende Menge Derer vermehrt wurde, die selbständige Mittelpunkte seines Genusses werden konnten; wenn Das, was Gegenstand der Billigung Gottes war, nicht allein sein Gedanke blieb, sondern die Wesen, deren Bild und Begriff der gebilligte Weltplan einschloß, es selbst zu denken und zu erleben vermochten. Ich lasse dahingestellt, in wie weit diese Ansicht mit Leibnitzens Gedanken zusammentrifft; fremd war sie ihm nicht; eine Analogie wenigstens des geistigen Lebens galt ihm, aus welchem Grunde auch immer, für den concreten Sinn des Seins, welches seinen Monaden zukam.

65. Mit diesem Gedanken aber, der mir allein den Sinn der Zulassung zur Wirklichkeit zu treffen scheint, will die vollkommene Prästabilirung aller Ereignisse wenig zusammenstimmen. Auch die Naturwissenschaft, wenn sie ihr Princip der Causalität unbeschränkt gelten macht und die Möglichkeit jedes neuen Anfangspunktes der Ereignisse leugnet, muß dahin kommen, jede Kleinigkeit des bestehenden Weltlaufs als nothwendige Folge des Vorangegangenen und zuletzt, obgleich dieser Rückgang nicht vollendet werden kann, als Folge eines Weltzustandes anzusehen, den sie als Anfangszustand zu betrachten sich entschließt. Aber so meint sie dies doch nicht, daß die Summe aller dieser Folgen in anfänglicher Vorberechnung festgesetzt gewesen sei; sie soll wirklich erst entstehen und um ihre Verwirklichung zu erklären, reicht ohne jede Vorberechnung die Gültigkeit allgemeiner Gesetze hin, die schon dafür sorgen werden, daß das Neue aus dem Alten sich nur in bestimmter Richtung entwickeln kann. Bei ihren letzten Consequenzen genommen stimmen beide Ansichten darin überein, auf eine unwiderrufliche Ordnung aller Begebenheiten zu führen; dennoch scheint mir in der Praxis der naturwissenschaftlichen Untersuchungen noch etwas Anderes zu liegen: man scheut sich, auf diese letzte Folgerung des Causalnexus einzugehen. Jedes Naturgesetz, ausgedrückt durch ein

allgemeines hypothetisches Urtheil, bezeichnet für sich selbst die Fälle nicht, in denen es zur Anwendung kommen wird, sondern erwartet, daß ihm anderswoher die Angriffspunkte gegeben werden, deren es bedarf. Nun weiß man freilich, daß es bei vorausgesetzter Allgemeingültigkeit des Causalnexus weder einen Zufall noch eine Freiheit geben kann; daß mithin, was in unserem Begriffe des Gesetzes noch unbestimmt bleibt, sachlich doch nicht unbestimmt sein kann; daß also auch jeder spätere Anwendungspunkt eines Gesetzes selbst nur Erzeugniß früherer Anwendungen ist. Dies gibt man nun auch einfach zu für jeden begrenzten Abschnitt der Wirklichkeit, hinter dem sich ein noch ununtersuchter in der Vergangenheit denken läßt, über den man schweigen darf; allein bei aller Neigung, auch das geistige Leben nach gleichen Grundsätzen zu behandeln, möchte man doch nicht grade zu aussprechen, daß die ganze Wirklichkeit, die Geschichte der Geister mit einbegriffen, nur die successive Entfaltung durchaus vorausbestimmter Folgen sei. Daß im wirklichen Geschehen auch wirklich etwas geschehe, Neues das früher nicht war, und daß nicht blos die Systematik eines von Ewigkeit her fertigen Weltinhaltes sich in zeitlichen Verlauf umsetze, ist ein tiefes und unaustreibliches Verlangen unsers Geistes, unter dessen Gewalt wir im Leben alle handeln; undenkbar allerdings und in sich widersprechend wäre die Welt ohne seine Befriedigung nicht, aber widersinnig und unglaublich. Wir geben die Allgemeingültigkeit von Gesetzen im Grunde nur mit der stillen Hoffnung zu, es werde doch noch gelingen, im Wechsel der Angriffspunkte, die ihnen im Laufe der Begebenheiten gewährt werden, neu eingeführte zu finden, die ihren Folgen vorher nicht bestimmte Richtungen geben. Unbefangene Sympathie kommt daher der prästabilirten Harmonie nicht entgegen; auch wenn sie ihre metaphysische Aufgabe erfüllte, würde diese Hypothese Leibnitzens eine unwahrscheinliche Künstlichkeit sein. Ich gebe zu, daß dieses Widerstreben mehr auf einer Stimmung als auf theoretischen Gründen beruht, solchen wenigstens, die auf dem eigenen Boden der Metaphysik heimisch wären; fragen wir daher noch, in wie weit durch diese Ansicht der Zweck theoretischer Welterklärung erreicht wird.

66. In jeder einzelnen Monade folgt Zustand auf Zustand durch ein immanentes Wirken, das als unbegreifliche zwar, aber als

widerspruchslose Thatsache gilt; nur das transeunte Wirken sollte vermieden werden. Damit dies in Einklang mit den Thatsachen geschehe, müssen die beiden Zustände α und β der Monaden A und B, die uns die Beobachtung als scheinbare Erzeugnisse einer Wechselwirkung sehen läßt, in den getrennten Entwicklungsläufen beider Wesen in demselben Zeitaugenblicke auftreten. Hätten wir ein Recht anzunehmen, daß α von einem früheren Zustande a des A durch ebenso viele Zwischenphasen getrennt wäre, wie β von einem b, das mit a zusammengehörte, so würden wir mit einer gleichen Geschwindigkeit ausreichen, die wir dem Entwicklungsfortschritt aller Monaden zuschrieben. Da aber α von a um eine größere Zahl von Phasen abstehen kann, als β von b, so würden wir auch jeder einzelnen Monade ihre besondere Entwicklungsgeschwindigkeit beilegen müssen, um jenes Zusammentreffen der correspondirenden Zustände zu begreifen. Diese Annahme scheint mir nicht in Widerspruch zu der hier herrschenden Grundanschauung zu stehen; wie ich schon früher bemerkte, nähert sich Leibnitzens Gedanke der Interpretation des Werdens, die wir schon bei Heraklit vorausgesetzt dachten; ist einmal das Sein jedes Dinges, wenn der Name des Dinges noch für einen geschlossenen Cyclus von Phasen gelten soll, ein beständiges Streben von Zustand zu Zustand, so ist es natürlich, daß die verschiedenen Dinge nicht nur durch die Richtung sondern auch durch die Geschwindigkeit ihres Werdens sich von einander unterscheiden, d. h. durch eine Intensität ihres Seins oder ihrer Wirklichkeit, die dann, wenn sie in zeitlicher Form sich ausdrücken soll, zu einem Theil wenigstens als Geschwindigkeit erscheinen wird. Ich erinnere mich keiner Aufklärung, welche Leibnitz hierüber gegeben hätte; er würde auch jede Antwort haben ablehnen können: jene dunkle Rationalität, deren jedes Weltbild bedurfte, um überhaupt möglich zu sein, konnte auch für diese Correspondenz aller zusammenpassenden Ereignisse gesorgt haben; nur würde dann nicht zu sagen sein, wodurch sich die ganze Lehre von der bescheidenen Aufklärung unterschiede, Alles sei von Anfang an so eingerichtet, daß die Welt genau so sein müsse, wie sie ist. Daß Leibnitz das Bedürfniß einiger Rechenschaft fühlte, scheint mir der Hinweis auf das Beispiel der beiden gleichgehenden Uhren zu verrathen, das er von Geulinx entlehnte; denn der bloßen Verdeutlichung bedurfte der einfache Sinn

seiner Behauptung kaum. Aber zur Erklärung taugt dieser Vergleich nicht. Einen gegenseitigen Einfluß üben allerdings die beiden Uhren nicht; daß sie aber dennoch in jedem Augenblicke dieselbe Zeit anzeigen, dazu reichte nicht hin, daß der Künstler es ihnen befahl; der Mechanismus anderseits, den er ihnen zu diesem Zwecke geben mußte, ist seiner Idee nach eben nicht übertragbar auf die Monaden und ihre vorausgesetzte Abgeschlossenheit. Jede der beiden Uhren A und B ist ein System verschiedener mit einander verbundener Theile; die Stoffe, aus denen sie gebaut sind, sowie die Bewegungen, die diesen gegeben werden können, unterliegen allgemeinen Gesetzen der Mechanik, die von jedem so gut gelten, wie vom andern; aus ihnen folgt, daß mit Rücksicht auf eine Zeit, die für den Gang von A und B nach demselben Maßstab meßbar ist, verschiedene Massen doch so angeordnet werden können, daß die ganzen Systeme A und B in gleichen Augenblicken in immer correspondirende Lagen a und b, α und β, übergehen können. Aber das, was diesen Uebergang hier verwirklicht, ist doch nichts Anderes als das transeunte Wirken, welches ein Element durch Mittheilung seiner Kraft und Bewegung auf das andere ausübt und die Unabhängigkeit beider Uhren von gegenseitigem Einfluß wird erkauft durch den vorsorglich geordneten übergreifenden Einfluß, den die Bestandtheile einer jeden von beiden auf einander äußern. Nur der Ort des transeunten Wirkens ist daher durch diese Vergleichung verschoben, nicht seine Entbehrlichkeit für die Correspondenz der Ereignisse bewiesen. Dies alles bedeutet freilich nicht viel. Denn wir müssen ja zugestehen, daß Leibniz auch dies transeunte Wirken leugnen würde, das wir hier zu finden glaubten: auch das eine Rad der Uhr wirkt nicht bewegend auf das andere, sondern dies setzt sich aus eignem Antrieb in die Bewegung, welche nach unserer gewöhnlichen Auffassung die Wirkung des ersten ist. Gleichnisse pflegt man nun zu brauchen, um ein Verhalten, welches im Allgemeinen unwahrscheinlich oder unanschaulich ist, an einem Beispiele deutlich zu machen, in welchem es mit unwidersprechlicher Klarheit vorliegt; man wählt daher nicht zur Vergleichung solche Fälle, in welche, damit sie das Verlangte beweisen, dasselbe unwahrscheinliche Verhalten erst wieder hineingedacht werden muß, auf dessen Versinnlichung es ankam. So würde diese Erörterung freilich nur gezeigt haben, was man ohnehin weiß,

daß Leibniz mit seinen Gleichnissen niemals viel Glück hatte; die Möglichkeit seiner Behauptung selbst müßten wir dagegen zugeben.

67. Um Theorie und Erfahrung völlig zu verbinden, ist noch Eins nöthig. Daß der Zusammenhang der Begebenheiten nach allgemeinen Gesetzen begreiflich sei, dürfen wir, wenigstens in Bezug auf alle Naturereignisse, als eine Thatsache betrachten. Auch sie würde ihre Erklärung erfordern; nicht in Bezug auf ihr Zustandekommen, denn das wäre eben prästabilirt wie Alles; wohl aber fragt sich, welchen Sinn ihre Prästabilirung in dem Ganzen der Leibnitzischen Weltansicht haben könne. Mögliche Weltbilder, denen Gott die Wirklichkeit zugestehen konnte, fanden wir von unmöglichen unterschieden, die derselben stets entbehren müssen; den Vorzug jener Folgerichtigkeit, welche die ersten auszeichnet, könnten wir nun darein setzen, daß sie ihre mannigfaltigen Elemente nicht blos dem Sinne eines Planes gemäß verbinden, sondern zugleich, indem sie dies thun, in jedem Punkte das Zusammengehörige nach allgemeinen Gesetzen zusammenhängen lassen. Zunächst nämlich kann uns jedes dieser Weltbilder doch nur als ein Ganzes erscheinen und seine zeitliche Entwickelung als die Realisirung eines vorbedachten Planes, in welchem für alle Phasen der in sich bewegten Monaden, für α^1, α^2, α^3.. und β^1, β^2, β^3.., wie für die einzelnen Stifte einer Mosaik, ihre Reihenfolge und ihr Zusammentreffen vorgeschrieben ist. Aber keine einzige dieser Phasen brauchte nothwendig mehr als einmal in diesem Ganzen vorzukommen; es brauchte mithin auch nicht selbstverständlich allgemeine Gesetze zu geben, die an Wiederholungen des α auch Wiederholungen des β knüpften; auch so könnten diese Reihen der Ereignisse immer noch einen vorbestimmten Plan ausführen. Es ist eine etwas willkührliche Deutung, die ich mir erlaube, da Leibniz uns nicht selbst aufklärt, wenn ich unter jener Rationalität, welche die realisirbaren Weltbilder von den unrealisirbaren unterscheidet, nicht blos die Uebereinstimmung mit logischen Denkwahrheiten, sondern diesen bestimmten Charakter der Allgemeingesetzlichkeit mitverstehe, der an sich keine Denknothwendigkeit ist: die Thatsache also, daß die Realisirung des Weltplans bestritten wird mit einer Vielheit vergleichbarer Elemente, die unter gemeinsame Oberbegriffe, und mit Wiederholungen vergleichbarer Ereignisse, die unter allgemeine Gesetze

fallen. Aber weder mit dieſer Deutung noch ohne ſie ſind wir recht befriedigt. Wenn es zuletzt doch die größte Vollkommenheit iſt, welche Gottes Wahl zwiſchen verſchiedenen rationalen Weltbildern beſtimmt, iſt es dann ſelbſtverſtändlich, daß zu den unerläßlichen Vorbedingungen der Vollkommenheit vor allem dieſe Allgemeingeſetzlichkeit gehört und daß nicht einmal zur Wahl zugelaſſen werden könnte, was ihrer entbehrte? Für den Zuſammenhang unſerer wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen freilich hat dieſe Geſetzlichkeit, die allein unſere Erkenntniß der Dinge begründet, eine ſo überwältigende Wichtigkeit erlangt, daß ihr eigner unabhängiger Werth uns faſt zweifellos ſcheint; gleichwohl: wird denn eigentlich ein größeres Gut erreicht, wenn auf jedes α allemal daſſelbe β folgt, als wenn auf α bald β bald γ bald δ folgte, ſo wie es eben in jedem Augenblicke der ſtets ſich verändernde Reſt des noch zu erfüllenden Planes erforderte? und könnte man nicht mit gleichem Rechte jene allgemeinen Geſetze im Grunde als ärgerliche Hinderniſſe ſchelten, die eine Menge ſchöner Entwicklungen abſchneiden, durch welche ohne ihre läſtige Dazwiſchenkunft das Gefüge der vollkommenſten Welt noch vollkommner hätte werden können? Verfolgen wir dieſen Gedanken, ſo wird uns klar, worauf für uns die Zuverſicht zu der nothwendigen Geltung allgemeiner Geſetze beruht: in einem Traume, der ſich nicht zu erfüllen braucht, finden wir eine Reihenfolge allerſchönſter Ereigniſſe möglich, die nur durch die Conſequenz ihres Sinnes zuſammenhängen; und ebenſo würde es ſich verhalten, wenn eine Verwirklichung dieſes Traumes durch den einmaligen Zauber einer Zulaſſung ſeines Ganzen zur Wirklichkeit geſchähe, ohne daß jeder folgende Beſtandtheil eine Arbeit der Hervorbringung durch die früheren verlangte. Folgen wir dagegen unſerer gewöhnlichen Weltauffaſſung, die dieſe Arbeit nöthig findet, ſo verhält ſich die Sache anders. Befände ſich in dem Augenblicke t ein Element a der Welt in dem Zuſtande α, und wäre es unerläßlich, daß, zur Ergänzung des Weltſinnes oder zur Herſtellung des Gleichgewichts oder zur Folgerichtigkeit der Entwicklung der Welt, in demſelben Augenblicke t auch b in den Zuſtand β überginge, ſo müßte die Thatſache z dieſes Bedürfniſſes, d. h. der ebenvorhandene Zuſtand der übrigen Weltelemente R zuſammen mit der Aenderung des a in α, auf b eine Wirkung ausüben; damit aber nur b in β entſtehe

und keine andere Folge, so müssen z und β, also auch α und β, lediglich ihrem Inhalt nach, ohne Rücksicht auf die Entwicklungsphase des ganzen Weltlaufs, als einander bedingende Glieder zusammengehören; und deswegen wird auch in jedem Wiederholungsfalle von α dieselbe Folge β sich einfinden, so weit sie nicht durch andere momentane Bedingungsverhältnisse der gleichen Art verhindert wird. Unter dieser uns gewöhnlichen Voraussetzung mithin, daß der Weltlauf ein allmähliches durch Wirken erzeugtes Werden ist, erscheint uns sein Zusammenhang nach allgemeinen Gesetzen nothwendig. Aber dieser Gedanke ist mit Leibnitzens Anschauungen nicht vereinbar; für ihn entsteht die gesammte Wirklichkeit, mit allen Einzelheiten ihres Verlaufs prädeterminirt, auf einmal durch jene räthselhafte leider von ihm so wenig definirte Zulassung zur Existenz, und es bleibt innerhalb derselben keine nach und nach zu leistende Arbeit übrig. Gibt man ihm aber dies zu, so ist die Beschränkung der Realisirbarkeit auf allgemeingesetzlich zusammenhängende Weltentwürfe eine willkührliche Annahme; schlechthin jede Combination mannigfacher Ereignisse, jeder Traum, hätte sich auf diese Weise gleich gut in der Wirklichkeit fixiren lassen. Hierin liegt also eine Incongruenz in Leibnitzens Lehre; die Nothwendigkeit allgemeiner Gesetze hätte er, wie es scheint, nur retten können, wenn er entweder sie als eine Bedingung der daseinswürdigen Vollkommenheit der Welt dargestellt hätte, und nicht unwahrscheinlich würde dies seine Entscheidung gewesen sein, oder wenn er auf den Versuch verzichtet, das unbegreifliche Wirken durch eine noch viel unbegreiflichere Prästabilirung aller Dinge zu beseitigen.

Sechstes Kapitel.

Die Einheit der Dinge.

68. Nur unter einer Bedingung war es möglich, den Begriff eines transeunten Wirkens aus unserer Ansicht der Welt zu entfernen und ihn durch das Zusammenstimmen unabhängiger innerer Entwicklungen der Dinge zu ersetzen: dann nämlich, wenn wir uns zu einem lückenlosen Determinismus entschlossen, der die Gesammtheit des Weltinhaltes bis auf seine geringsten Züge vorherbestimmt denkt. So lange wir aber diese Entschließung scheuen, und der vorläufig ungerechtfertigten aber lebhaften Hoffnung nachhängen, es gebe in diesem Verlaufe der Dinge doch noch neue Anfangspunkte eines Geschehens, das die nothwendige Folge früherer Entwicklung nicht ist, so lange kann die Annahme eines transeunten Wirkens weder durch die Vorstellung eines vorherbestimmten sympathetischen Zusammenhanges, noch durch die einer unbedingten Geltung allgemeiner Gesetze entbehrlich gemacht werden. Unsere endliche Ueberzeugung scheint daher von einer Wahl, die nicht mehr durch theoretische Gründe bestimmt wird, zwischen jenen beiden Voraussetzungen abzuhängen; aber wenn dies auch so wäre, worüber ich eine spätere Erörterung vorbehalte, so würde doch eben die Unentschiedenheit der Wahl uns berechtigen, zunächst hypothetisch die Begriffe zu entwickeln, die wir über das transeunte Wirken dann weiter zu fassen hätten, wenn wir der zweiten Voraussetzung folgend die Nothwendigkeit seiner Annahme aufrecht erhielten. Ich kann mich jedoch hierzu nicht wenden, ohne zur Vermeidung von Mißverständnissen eine oft schon gegebene Warnung noch einmal zu wiederholen. Meine Absicht kann nicht sein, den Hergang, durch den jedes Wirken zu Stande kommt, anschaulich zu beschreiben, um durch

diesen Nachweis, wie es geschieht, zugleich am überzeugendsten klar zu machen, daß es überhaupt geschehen kann; nur darum handelt es sich, die Schwierigkeiten hinwegzuräumen, die uns den Begriff des transeunten Wirkens dunkel machen, während wir das immanente zwar in seinem Zustandekommen ebensowenig begreifen, aber als eine gegebene Thatsache unbeanstandet hinnehmen. Wie überhaupt eine Bedingung, wenn sie verwirklicht ist, es anfängt, um auch ihrer Folge Wirklichkeit zu geben, oder wie sie es anstellt, um einen vorhandenen Zustand zu entwurzeln, und einen andern in die Wirklichkeit einzupflanzen, davon kann keine Rechenschaft gegeben werden; jede Beschreibung, die man versuchte, würde Vorgänge und Verfahrungsweisen schildern müssen, die dasselbe Wirken, welches wir erklären wollten, vielfach bereits zwischen den einzelnen zu seiner Ausführung aufgebotenen Elementen voraussetzen müßten. Daraus eben entstehen viele der Dunkelheiten, die unsere Vorstellung vom Wirken drücken, daß wir daran haften, es durch Bilder erklären zu wollen, die von seinen eigenen zusammengesetzten Anwendungen entlehnt sind, und deshalb nothwendig zu Widersinn führen, wenn sie auf seinen einfachsten Sinn bezogen werden sollen. Vermeiden wir diese unfruchtbaren Versuche und bezeichnen das Wirken nur durch seinen thatsächlichen Inhalt, so besteht es einfach darin, daß die Wirklichkeit eines Zustandes die Bedingung der Verwirklichung eines andern ist. Diesen geheimnißvollen Zusammenhang geben wir zu, so lange er innerhalb der Einheit eines und desselben Wesens nur dessen eigne Entwicklung erzeugt; undenkbar erscheint uns nur, wie das, was einem Wesen A begegnet, Grund zur Veränderung eines andern B sein könne.

69. Nach so vielen mißlungenen Versuchen, über eine nicht deutlich ins Auge gefaßte Kluft eine Brücke so zu schlagen, wie es die Einbildungskraft grade empfahl, können wir Besseres nur hoffen, wenn wir den Punkt uns deutlich machen, der die Ursache unsers Bedenkens enthält. Der Gang unserer Weltbetrachtung hatte uns zunächst auf die Vorstellung einer Vielheit von Dingen geführt, deren Mannigfaltigkeit die bequemste Erklärung für die gleichgroße der Erscheinungen darzubieten schien; das Verlangen dann, das unbedingte Sein kennen zu lernen, welches diesem Verlaufe des Bedingten zu Grunde liegen muß, hat uns veranlaßt, arglos dieses Sein sogleich

der Vielheit der gefundenen Elemente selbst zuzuschreiben; wenn wir nun auch nicht darauf eingingen, jedem realen Wesen ein reines Sein beizulegen, das aller Beziehungen zu anderen entbehren könnte, so haben doch die zugestandenen Beziehungen selbst die einmal angenommene Selbständigkeit der Dinge gegeneinander nicht aufgehoben: als selbständige, als verschiedene, jedes eine Einheit in sich, sollten sie in jene eigenthümlichen Verhältnisse zu einander treten, die ihre selbstgenügsamen Naturen zur Wechselwirkung nöthigten. Aber es war unmöglich anzugeben, worin dieser Uebergang aus Theilnahmlosigkeit zu metaphysischem Zusammen bestehe und es blieb ein beständiger Widerspruch, daß Dinge, die einander Nichts angehen, dennoch einander so angehen sollen, daß eines um das andere sich kümmern und sich in seinen eigenen Zuständen nach denen des anderen richten müsse. Dieses Vorurtheil muß aufgegeben werden; es kann nicht eine Vielheit von einander unabhängiger Dinge geben, sondern alle Elemente, zwischen denen eine Wechselwirkung möglich sein soll, müssen als Theile eines einzigen wahrhaft Seienden betrachtet werden; der anfängliche Pluralismus unserer Weltansicht hat einem Monismus zu weichen, durch welchen das stets unbegreifliche transeunte Wirken in ein immanentes übergeht. Eine erste Hindeutung auf die Unmöglichkeit jenes uneingeschränkten Pluralismus ergab sich eigentlich schon aus der Nothwendigkeit, die Ereignisse des Weltlaufs als Folgen aus Gründen aufzufassen. Wären alle Elemente der Welt so unvergleichbar, wie unsere Empfindungen Süß und Roth, so würde es unmöglich sein, an die Vereinigung der beiden A und B in irgend einer Beziehung C eine Folge F mit Ausschluß aller anderen Folgen zu knüpfen; denn das Verhältniß von A zu B, das doch allein die Berechtigung hierzu enthalten könnte, würde, als völlige Unvergleichbarkeit und Fremdheit, dasselbe sein wie zwischen zwei beliebigen anderen Elementen A und M, B und N, M und N; es würde mithin jeder Rechtsgrund fehlen, welcher die Folge F an das eine und nicht an das andere Paar auf einander bezogener Elemente, oder welcher überhaupt Bestimmtes an Bestimmtes knüpfte. Daraus geht hervor, daß die unabhängigen Weltelemente, die vielen realen Wesen, die wir voraussetzten, keineswegs hätten schrankenlos sein können, wie sie wollten, sobald nur jedes einzelne durch Einfachheit seiner Qualität

den Bedingungen der Setzbarkeit entsprochen hätte; zwischen ihren Qualitäten mußte von allem Anfang an eine Commensurabilität irgend einer Art stattfinden, durch welche sie, nicht zwar Glieder einer einzigen Reihe, wohl aber Glieder eines Systems irgendwie auf einander bezogener Reihen wurden. Aber diese erste Einheit legte den Weltelementen mit Nothwendigkeit nur eben diese Vergleichbarkeit auf und machte ihren Ursprung aus Einer Wurzel oder ihr dauerndes Enthaltensein in Einem nur wahrscheinlich; erst der Zusammenhang von Ursache und Wirkung nöthigt uns, auch dies Zweite als nothwendig zu betrachten: auch sein können die Dinge nur als Theile eines einzigen Wesens, die sich für unsere Auffassung trennen, ohne sachlich selbständig zu sein.

70. So vieles ist über diesen Abschluß unserer Ueberlegungen zur Begründung und Vertheidigung hinzuzufügen, daß ich zunächst nur auf seine Erläuterung bedacht bin. Wir nennen M jene einzige wahrhaft seiende Substanz, A B und R die einzelnen Dinge, in welche sich für unsere Vorstellung und Beobachtung irgendwie die Einheit des M auseinander legt, und zwar A und B diejenigen, mit deren Schicksalen sich unsere Aufmerksamkeit zu beschäftigen hat, R aber die Summe aller übrigen, auf welche das, was wir über A und B zu sagen haben, seine analoge Uebertragung verlangt. Dann drücken wir durch die Formel $M = \varphi\ [A\ B\ R]$ den Gedanken aus, daß eine bestimmte durch φ bezeichnete Verbindung von A B und R die ganze Natur von M darstellt. Gestatten wir uns ferner die Annahme, eines der einzelnen Elemente sei, wie auch immer dazu angeregt, aus A in a übergegangen, so würde zwischen $\varphi\ [a\ B\ R]$ die frühere Gleichung mit M nicht mehr bestehen; sie würde nur hergestellt werden können durch eine entsprechende Aenderung auch der übrigen Glieder und $\varphi\ [a\ b\ R'] = M$ würde von neuem die ganze Natur von M ausdrücken. Lassen wir uns jetzt die Voraussetzung gefallen, auch dem Einen, dem wahrhaft seienden M, eigne die Reizbarkeit, die wir jedem endlichen Wesen zuzugestehen hatten, nicht Aenderungen zu erfahren, ohne sich gegen sie rückwirkend selbst zu erhalten, so wird die Erzeugung der neuen Zustände b und R' in B und R die nothwendige Folge der in A eingetretenen Veränderung zu a sein. Aber diese Aenderung a war von Anfang an nicht blos

eine Aenderung des einen Elementes A, die irgend einer Vermittlung bedurft hätte, um ihre Folgen auf B und R auszudehnen; sie war zugleich, ohne es erst werden zu müssen, eine Veränderung des M, in welchem allein, nach Inhalt und Sein, A seine Wirklichkeit und sein Bestehen hat; und eben so, diese Veränderung des M braucht nicht einen Weg zurückzulegen, um sich, wie durch Uebergang auf fremdes Gebiet, in B und R bemerkbar zu machen; auch sie ist, ohne es durch solche Vermittlung werden zu müssen, eine Veränderung des B und R, die nach Inhalt und Sein gleichfalls nur in M Bestehen und Wirklichkeit haben. Oder, wenn wir einen anderen Ausdruck vorziehen, in dem wir von der scheinbaren Selbständigkeit des A B und R ausgehen: die einzige Vermittlung, welche die Aenderungen von B und R auf die von A folgen läßt, besteht in der Identität des M mit sich selbst und in seiner Reizbarkeit, welche eine Aenderung a nicht verträgt, ohne durch Erzeugung der compensirenden Aenderung b und R^1 dieselbe Natur M wieder herzustellen. In unserer Beobachtung erscheint uns a als ein Ereigniß, das an dem vereinzelten Elemente A vorgeht, b als ein zweites, das dem gleich vereinzelten B widerfährt; nach diesem Anscheine nennen wir das ein transeuntes Wirken von A auf B, was in Wahrheit nur eine immanente Wirkung von M auf M ist, und es scheint uns nun ein Vorgang nöthig, der die ursprünglich gegen einander gleichgültigen A und B vorübergehend erst in eine Beziehung gegenseitiger Theilnahme brächte, in welcher sie in Wahrheit vielmehr immer stehen; denn in jedem Augenblicke hängt ihre gleichzeitige Wirklichkeit in dem Sinne des M zusammen und A oder a ist die Ergänzung welche M zu B und R oder zu b und R^1 bedarf, um sich selbst gleich zu sein, B oder b diejenige, die es zu A und R oder zu a und R^1 fordert. Unsere frühere Vorstellung einer Vielheit ursprünglicher Wesen von unbedingter Setzung und unabhängigem Inhalt, die nur nachher zu veränderlichen Wechselwirkungen zusammengeriethen, geht daher in die andere Vorstellung einer Vielheit von Elementen über, deren Dasein und Inhalt durchaus bedingt ist durch die Natur und Wirklichkeit des Einen Wesens, dessen unselbständige Glieder sie sind, dessen Selbsterhaltung sie alle untereinander in eine unablässige Beziehung auch gegenseitiger Abhängigkeit setzt, und nach dessen Gebot sie, ohne einen

Widerstand leisten oder eine Hülfe gewähren zu können, die sie ihrer eignen selbständigen Realität verdankten, in jedem Augenblicke sich so ordnen, daß der Gesammtinhalt der Welt einen neuen identischen Ausdruck desselben Sinnes gewährt, eine Harmonie, die nicht prästabilirt ist, sondern in jedem Momente sich durch die Kraft des Einen wiedererzeugt.

71. Ehe ich zu Einzelheiten übergehe, bemerke ich, daß ich diese Sätze nicht so möchte angesehen wissen, als sollten sie einen Vorgang beschreiben, der hätte errathen werden müssen, ohne aus der metaphysischen Forderung von selbst hervorzugehen, zu deren Erfüllung er bestimmt war; oder anders ausgedrückt: ich meine nicht gesagt zu haben, was wir denken müssen, um die Wechselwirkung begreiflich zu machen, sondern was wir wirklich denken, sobald wir uns klar machen, was wir unter ihr meinen. Wenn wir irgend ein Wesen A sich nach dem Zustande b eines andern B richten und in den Zustand a gerathen lassen, so liegt unmittelbar in diesem Gedanken der andere, die Veränderung b, die zunächst nur jenem B zugestoßen schien, sei auch für das andere A; wir können einer weiteren Untersuchung darüber bedürfen, in welcher Weise b auch für A sei; aber nicht zweifelhaft kann sein, daß es unter denselben formalen Begriff eines Zustandes von A zu bringen ist, den wir zuerst nur auf a anwandten. Aber die Vorstellung, daß die Zustände eines Wesens B zugleich die Zustände eines Wesens A sind, enthält unmittelbar die Verneinung des Satzes, daß A und B zwei von einander geschiedene und selbständige Wesen sind; denn die in sich abgeschlossene Einheit, durch welche jedes sich als ein anderes gegen das andere abgrenzte, würde, wenn sie nicht blos dem Namen nach behauptet, sondern ihrem so zu sagen praktischen Werthe nach gemessen werden sollte, eben nur in der völligen Unberührtheit des einen durch alle Zustände des andern bestehen können. Es war daher nicht nöthig, die Einheit aller Einzelwesen in M in der Weise einer Hypothese als ein Auskunftsmittel zur Beseitigung vorliegender Schwierigkeiten zu errathen oder zu erfinden; sie ist, wie mir scheint, ein durch bloße Zergliederung in dem Begriffe der Wechselwirkung nachweisbarer Gedanke; wenn man meint behaupten zu dürfen, zuerst seien die Dinge verschiedene und gegeneinander selbständige Einheiten, nachher aber entstehe zwischen ihnen

ein Verhältniß der Vereinigung zum Wirken, so beschreibt man damit nicht ein sachliches Verhalten oder einen Vorgang in der Wirklichkeit, sondern nur die Bewegung des Denkens, das Anfangs von einer falschen Voraussetzung ausging und nachher, durch seine Aufgaben genöthigt, auf unvollkommene Weise die richtige Ansicht herzustellen sucht, die es sogleich hätte fassen sollen.

72. Auch steht keineswegs die Vorstellung ursprünglicher Einheit aller Dinge in M der anderen von veränderlicher Vereinigung derselben in formeller Hinsicht nach. Man könnte dies behaupten; in zu wüster Weise fasse unsere Ansicht alle Dinge auf einmal in der Einheit des M zusammen und habe deshalb keinen Platz für die Abstufungen in ihrem Füreinandersein; die entgegengesetzte allein könne sich durch den Fortschritt von völliger Beziehungslosigkeit zu immer engeren Beziehungen und durch die Wiederauflockerung der früheren hinlänglich der Erfahrung anschließen, die uns lebhafte Wechselwirkung der Dinge hier, gegenseitige Gleichgültigkeit dort bezeugt. Es scheint mir in Wahrheit umgekehrt zu stehen. Bis jetzt drückt uns M nur den formalen Gedanken des einen Alles umfassenden Wesens aus; über den concreten Inhalt dessen, was an diese vornehme Stelle des M zu setzen ist, wissen wir noch Nichts und können deshalb Nichts über die Form φ bestimmen, in welcher es, seiner Natur nach, in jedem Augenblicke die Summe der endlichen Wirklichkeiten zusammenfaßt; aber Nichts hindert doch die Annahme der Möglichkeit der verschiedenen Gleichungen: $M = \varphi\ [A\ B\ R]$, $M = \varphi\ [A\ B\ r\ \varrho]$, $M = \varphi\ [A\ \beta\ R^1]$, $M = \varphi\ [\alpha\ \beta\ R]$. Von ihnen würde die zweite ausdrücken, daß in der Summe der Glieder R eine Veränderung in r vorgehen könnte, welche durch eine zweite ϱ ausgeglichen wird und deshalb eine compensirende Aenderung in A und B nicht erfordert; dann würden diese beiden unberührt erscheinen von dem Wechsel der übrigen Welt, in der sie eingeschlossen sind; die dritte würde bedeuten, daß eine andere Aenderung von R in R^1 nur in B eine Veränderung β verlangt, und A würde gleichgültig erscheinen gegen diese Umgestaltung des B, während der vierte Fall uns eine Wechselwirkung zeigte, die sich zwischen A und B erschöpft und den ganzen Rest der übrigen Welt unbetheiligt läßt. Man sieht daher, daß mit unserer Ansicht alle die Abstufungen nicht unverträglich sind, welche

die gegenseitige Reizbarkeit der Weltelemente wirklich darbietet; es würde selbst Nichts entgegenstehen, der Einheit, in der sie alle begriffen sind, in verschiedenen Augenblicken verschiedene Grade der Engigkeit bis zu jenen Grenzfällen herab zuzuschreiben, wo zwei Elemente, völlig wirkungslos gegeneinander, sich ganz wie zwei selbständige Wesen ausnehmen, oder wo sie, auf gegenseitige Wirkung beschränkt, sich von der übrigen Gesammtheit der Welt als zusammengehöriges Paar abheben. Aber diese Abstufungen würden nicht davon abhängen, daß veränderliche, von Null an bis zu beliebiger Intensität anwachsende Beziehungen die ursprünglich selbständigen Elemente zusammenzögen, sondern davon, daß der Sinn der Einheit, welche sie beständig zusammenhält, ihnen in jedem Augenblicke entweder eine bestimmte Lebhaftigkeit und Art neuer Wechselwirkung oder die Forterhaltung ihres alten Zustandes, mithin den Schein mangelnder Wechselwirkung, zur Pflicht macht. Es werden daher die Dinge scheinbar selbständig gegeneinander nicht, weil die Einheit M, in der sie immer befaßt sind, bald mehr bald weniger wirklich wäre, oder aufhörte zu sein, sondern weil die Aufgaben sich ändern, welche M ihnen stellt, so daß jeder Grad relativer Selbständigkeit, den die Dinge gegen einander zeigen, selbst die Folge ihrer absoluten Unselbständigkeit gegenüber M ist, welches sie niemals aus seiner Einheit entläßt. Daß dagegen Beziehungen, die zwischen selbständigen Dingen vorher gar nicht bestanden, auch niemals anfangen können zu bestehen, habe ich früher bereits erwähnt und es ist nicht nöthig, auf diesen unmöglichen Gedanken hier zurückzukommen.

73. Wir haben nun als nächste Frage zu erwarten, nicht zwar worin jenes M bestehe, wohl aber, wie auch nur formell das Verhältniß zu denken sei, welches wir zwischen ihm, dem Einen, und der Vielheit der von ihm abhängigen Elemente annahmen. Wir haben uns begnügt, diese als Theile des unendlichen M zu bezeichnen; es würde nicht an anderen Benennungen fehlen, wenn wir auf alle die Ansichten eingehen wollten, die in der Geschichte der Philosophie, aus verschiedenen Gründen, zu gleichem Monismus gekommen sind: von Modificationen der unendlichen Substanz, von ihren Entwicklungen und Differenzirungen, von Emanationen und Ausstrahlungen aus ihr ist gesprochen und geschwärmt worden. Diese verschiedenen Ausdrücke

laſſen zum Theil die Verſchiedenheit der Bedürfniſſe durchſcheinen, von denen aus man zu der gleichen Ueberzeugung kam; ziehen wir von ihnen alles Bildliche ab, was nur der unlösbaren Aufgabe dienen ſollte, den Hergang anſchaulich zu machen, durch welchen das angenommene Verhältniß zwiſchen dem Einen und der Menge der endlichen Weſen hergeſtellt wird, ſo enthalten ſie ſämmtlich über den Sinn dieſes Verhältniſſes nur eine verneinende Beſtimmung: ſie leugnen alle die ſelbſtändige Wirklichkeit der endlichen Dinge, aber ſie können poſitiv nicht die Art des Bandes beſtimmen, welches ſie in eine Einheit zuſammenfaßt. Ich würde hierin allein keinen Tadel unſerer Anſicht finden; die genaue Beſtimmung eines Poſtulates, geſchehe ſie nun durch Bejahungen oder Verneinungen, iſt auch dann für ein philoſophiſches Ergebniß zu achten, wenn das nicht anſchaulich gemacht werden kann, wodurch es erfüllt wird. Eine Anſchauung aber werden wir von demjenigen nicht zu haben verlangen, was ſeinem eignen Sinne nach der erzeugende Grund aller Möglichkeit der Anſchauung iſt; weder von dem Einen, bevor es die Mannigfaltigkeit erzeugt hat, die in verſchiedenen Umriſſen ſich ordnen kann, noch von dem metaphyſiſchen Verfahren, wenn ich ſo ſagen ſoll, durch das ihm jene Erzeugung gelingt, kann es ein beſchreibendes Bild geben, denn alle Bildlichkeit beruht auf dem Vorhandenſein der Mannigfaltigkeit, um deren Entſtehung es ſich hier handeln würde. Aber darum iſt der Begriff jenes Verhältniſſes der Abhängigkeit des Vielen von dem Einen doch nicht inhaltlos; können wir nicht angeben, worin die Kraft und Feſtigkeit des Bandes beſteht, welches die einzelnen Dinge in der Wirklichkeit zuſammenhält, ſo können wir doch die Windungen aufſuchen, mit denen ſeine unanſchauliche Wirkſamkeit die Form ihres Zuſammenhanges bedingt, und die allgemeinen Vorſtellungen, die ich oben bereits hierüber angedeutet habe, laſſen in ihrer Anwendung auf die Erfahrungen, die uns gegeben ſind, nach dieſer Seite hin die Hoffnung unbegrenzter Vermehrung unſerer Erkenntniß.

74. Jedoch hiermit allein überwinde ich den Zweifel nicht, der ſich gegen unſere Anſicht erhebt: man wird gern zugeſtehen, daß das Verhältniß des einen Weſens zu den vielen keine poſitive Darſtellung vertrage, aber einen Widerſpruch dürfe es doch nicht enthalten, wenn

es auch nur als Poſtulat anerkannt ſein wolle; wie aber könne gedacht werden, daß Eines zugleich Vieles nicht nur aus ſich hervorgehen laſſe, ſondern dieſes Viele zu ſein fortfahre? Zu allen Zeiten hat dieſe Frage zu den Schwierigkeiten der Philoſophie eben deshalb gehört, weil in der That tauſend Wege, von wo man auch ausgegangen ſein mag, auf ſie zurückführen; ich will nicht weiter als auf die nächſte Vergangenheit der deutſchen Philoſophie zurückgehen. Für die idealiſtiſchen Syſteme, die in Hegel endigten, war nicht nur die Unſelbſtändigkeit alles Endlichen, ſondern auch die innerliche Lebendigkeit des Unendlichen, das aus ſeiner Einheit die Fülle des Mannigfachen hervorgehen läßt, eine erſte Gewißheit, die mit äſthetiſcher Nothwendigkeit ſich dem Geiſte aufdrängte und jede andere Ueberzeugung nach ſich beſtimmte. Man muß zugeben, daß dieſer Vorrang der vernünftigen Betrachtung, wie man ſie nannte, vor den Anſprüchen, welche der Verſtand auf die Befolgung ſeines Identitätsgeſetzes machte, zwar lebhaft behauptet, aber gegen die Angriffe von Seiten des letzteren nicht mit Klarheit vertheidigt worden iſt; der kühne Ausſpruch, eben in dem Widerſpruche beruhe die tiefſte Wahrheit, übertrug in bedenklicher Weiſe auf die Methoden unſers Denkens, was jene anfängliche Ueberzeugung nur als das Geheimniß der Sache hatte meinen können. In der Philoſophie Herbarts folgte die lebhafte Selbſterhaltung der formalen Logik gegen dieſen Angriff, nützlich ohne Zweifel für die Wiederherſtellung der Formen der Unterſuchung, die in der Geſchäftigkeit dialektiſcher Entwicklung verloren gegangen waren, aber doch zuletzt, wie mir ſcheint, unvermögend auszukommen, ohne an den entſcheidenden Punkten jene ſachliche Einheit des Einen und des Vielen in der Ferne vorauszuſetzen, gegen welche ihre Metaphyſik ſpröde war. Es ſcheint mir, daß über dieſe ganze Frage kaum viel Anderes zu ſagen iſt, als was der junge Sokrates in dem Dialog Parmenides den Behauptungen Zenons entgegenſetzt: gibt es nicht einen Begriff der Aehnlichkeit und einen andern der Unähnlichkeit? und heißen wir nicht ähnlich oder unähnlich, je nachdem wir an dem einen oder an dem andern theilhaben? wenn nun Etwas an beiden entgegengeſetzten Begriffen theilhätte, und deshalb ähnlich und unähnlich zugleich heißen müßte, was wäre daran zum Verwundern? ja freilich, wenn jemand die Aehnlichkeit an ſich

der Unähnlichkeit an ſich gleich werden ließe, das wäre unglaublich; wenn aber nur das, was an beiden Begriffen theilhat, in Folge davon beides, ſowohl ähnlich als unähnlich iſt, ſo ſcheint mir dies ebenſo wenig ungereimt, als wenn wir Alles Eins um der Theilnahme an dem Begriffe der Einheit willen, und zugleich Vieles nennen, weil es an dem der Vielheit nicht minder theilnimmt; nur die Einheit ſelbſt dürfen wir nicht für Vielheit, dieſe nicht für jene halten.

75. Es kann zunächſt ſcheinen, als hätte Sokrates hier die Schwierigkeit nur um einen Schritt weiter zurückgeſchoben; eben die Möglichkeit gleichzeitiger Theilnahme an jenen zwei Begriffen ſei das, was die Geſetze des Denkens jedem Subjecte abſprechen. Dieſem Einwurfe würde ich nicht beiſtimmen können. Ich habe früher die lediglich formale Bedeutung des Identitätsprincips hervorgehoben: es behauptet nur, daß $A = A$, daß alſo Eines Eines und Vieles Vieles, Wirkliches wirklich und Unmögliches unmöglich, daß überhaupt jedes Prädicat ſich ſelbſt gleich ſei und jedes Subject nicht minder; aber es behauptet durch ſich ſelbſt gar Nichts über die Möglichkeit, mehrere Prädicate gleichzeitig, oder auch nur eines, an ein Subject zu knüpfen. Denn Das, was wir eigentlich damit ſagen wollen, wenn wir zwei Vorſtellungsinhalte S und P als Subject und Prädicat zuſammenſtellen, die metaphyſiſche Copula, die zwiſchen S und P beſtehend uns zu dieſer logiſchen Ausdrucksweiſe berechtigt, iſt ſelbſt durch keine logiſche Form ausdrückbar oder conſtruirbar. Nur nachdem ſie vorausgeſetzt oder anerkannt iſt, ſind wir logiſch verpflichtet, über ſie mit uns in Uebereinſtimmung zu bleiben; deswegen behauptet das Geſetz des ausgeſchloſſenen Dritten in ſeiner unzweideutigen Form Dies und nur Dies: von zwei Urtheilen, die von demſelben S daſſelbe Prädicat P bejahen und verneinen, könne nur das eine gelten. Denn auch jene metaphyſiſche Copula, welche S und P verbindet, worin ſie auch beſtehen möge, muß ſich ſelbſt gleich ſein: iſt ſie V, ſo kann ſie nicht Non V, iſt ſie Non V, ſo kann ſie nicht V ſein. Darum ſind die Sätze: S iſt P, und: S iſt nicht P, mit einander unverträglich; aber die Sätze: S iſt P, und: S iſt Non P, ſind ſo lange verträglich, bis ſachlich feſtſteht, es gebe kein Non P = Q, welches mit S durch eine mit V verträgliche Copula W zuſammenhängen könne. Niemand beanſtandet daher die gleich-

zeitige Gültigkeit der Sätze: der Körper S iſt ausgedehnt P, und: S iſt ſchwer Q; die Logik findet ſie vereinbar; nicht daß ſie den Grund ihrer Verträglichkeit anzugeben wüßte: denn die metaphyſiſche Copula V zwiſchen S und P, d. h. das ſachliche Verhalten, wie der Körper es macht, um ausgedehnt zu ſein, oder die Art, wie die Ausdehnung an ſeinem Weſen haftet, iſt ebenſo unbekannt, wie die Copula W, das Verhalten, das ihn ſchwer macht; noch weniger würden wir poſitiv nachzuweiſen wiſſen, wie V und W nebeneinander ungeſtört beſtehen können; Das iſt und bleibt Geheimniß der Sache. Wenden wir dieſe Ueberlegungen auf unſern Fall an. Wenn M Eines iſt, ſo iſt unwahr, daß es dieſe Einheit P nicht ſei; wenn es Vieles iſt, ſo iſt unmöglich, daß es dieſe Vielheit Q nicht ſei; wenn es Einheit und Vielheit zugleich iſt, ſo iſt unmöglich, daß es eine von beiden nicht ſei; aber keineswegs folgt aus der Gültigkeit der einen Beſtimmung die Ungültigkeit der andern: dieſe Folgerung beſtände nur zu Recht, wenn ſich erweiſen ließe, daß die concrete Natur von M unfähig ſei, die beiden Verhaltungsweiſen V und W zu vereinigen, durch die es Einheit und durch die es Vielheit wäre. Man konnte nun im Gegentheil eben ihre Verträglichkeit dadurch logiſch zu erweiſen glauben, daß die ſcheinbar widerſtreitenden Prädicate nicht einmal auf daſſelbe Subject fallen; denn nicht das Eine M ſetzten wir gleich vielen M, ſondern das eine unbedingte M gleich vielen bedingten m. Allein obgleich dies richtig iſt, ſo widerſtrebt doch der materielle Inhalt unſerer Behauptung dieſer logiſchen Rechtfertigung; denn M ſollte weder außer dem m ſein, noch ihre Summe vorſtellen; es ſollte daſſelbe weſenhafte Sein beſitzen, das jedem m zukommt; nicht einmal die Thätigkeit, durch die es Eines iſt, würde eine andere ſein als die, wodurch es Vieles iſt; im Gegentheil, durch denſelben Act, durch den es die Vielheit oder die Einheit ſetzt, ſetzt es ſich dieſen als Einheit oder Vielheit entgegen; hier, wenn irgendwo, machen wir alſo ausdrücklich die Vorausſetzung der weſentlichen Einheit des Subjectes, dem wir zugleich Einheit und Vielheit zuſchreiben. Auf jenem anderen Gedanken dagegen muß ich beharren: es iſt ganz unzuläſſig, von dem eigenthümlichen Sinne des ganzen Verhaltens abzuſehen, welches von M unſere Anſicht behauptet, und einen Widerſpruch dadurch zu erzeugen, daß man Einheit und Vielheit

mit M in jener bedeutungslosen Weise vereinigt denkt, welche die logischen Schemata des Urtheils durch die kahle Copula ist ausdrücken. Soll dieses Wort einen eignen unzweideutigen logischen Sinn haben, so ist es nur der der Identität zweier Vorstellungsinhalte als solcher; die verschiedenen Bedeutungen der metaphysischen Copula dagegen drückt es niemals aus, welche zwischen zwei Inhalten bestehend uns berechtigt sie, keineswegs immer in demselben sondern in sehr verschiedenem Sinne, als Subject und Prädicat zu verbinden. Freilich ist dann, wenn wir uns einmal so ausdrücken, das Eine zugleich das Viele; aber in diesem verblaßten Ausdrucke ist Das gar nicht wiederzuerkennen, was wir meinen; keineswegs ist das Eine in dem gleichen neutralen Sinne das Viele, in welchem wir sagen könnten, daß es das Eine sei; es ist vielmehr dies Viele in dem activen Sinne, es hervorzubringen und in ihm gegenwärtig zu sein. Diese bestimmte concrete Bedeutung unsers Satzes, die Behauptung, ein solches Verhalten sei sachlich möglich, müßte der Gegenstand der Bestreitung sein; ganz bedeutungslos dagegen sind Einwürfe, die davon ausgehen, Einheit und Vielheit, von ihren hiesigen Beziehungspunkten abgelöst, nur in abstracto als entgegengesetzte Begriffe zu behandeln. Daß sie dies sind und bleiben, versteht sich von selbst, und Jeder gibt es in demselben Augenblicke zu, in welchem er von einer Einheit der Vielheit spricht; denn er würde sinnlos reden, wenn er nicht eben das Princip der Identität dadurch befriedigte, daß er fortfährt, die Einheit nur als Einheit und die Vielheit nur als Vielheit zu fassen. Weder diesem Princip mithin noch dem des ausgeschlossenen Dritten geschieht durch unsere Behauptung Gewalt; sie sind vielmehr beide ganz unzulänglich, um über die Möglichkeit eines Verhältnisses zu entscheiden, dessen voller Sinn in ihre abstracten Formeln nicht zu bringen ist, und man begeht mit ihrer Anwendung denselben Fehler, den ich oben erwähnte: man glaubt aus den Gesetzen, die unser Denken in der Verknüpfung seiner Vorstellungen über die Natur der Sachen innezuhalten hat, unmittelbar auch Schranken für Das ableiten zu können, was in dieser Natur der Sachen möglich sei.

76. Ich muß bei diesem Punkte, den ich früher schon berührte, noch einen Augenblick verweilen. Die Wirklichkeit ist unendlich reicher als das Denken: nicht nur die mannigfaltigen Inhalte, die sich in

ihr drängen, kann nur die Anſchauung gewahren, nicht aber das Denken aus ſich erzeugen; auch die allgemeinen Verbindungen des Mannigfachen laſſen ſich nicht aus den logiſchen Verknüpfungen unſerer Vorſtellungen conſtruiren. Unaufhaltlich gebietet uns das Princip der Identität, jedes A = A zu denken; folgten wir ihm allein und ſähen in ihm eine abſchließende Schranke deſſen, was die Natur der Wirklichkeit leiſten kann, ſo würden wir nie auf den Gedanken kommen, es gebe etwas, was wir Werden nennen; nachdem wir aber das Werden als wirklich kennen, überzeugen wir uns, daß es zwar in jedem Augenblicke dem Princip der Identität Genüge thut, aber doch auf eine Weiſe, die im Ganzen ihm Hohn ſpricht, und daß ſeine eigene Natur durch keine erlaubte logiſche Verbindung identiſcher oder nichtidentiſcher Elemente gefaßt werden kann. Denn gewiß, wenn a durch α^1 α^2 α^3.. in b übergeht, ſo iſt in jedem Momente a = a, $\alpha^1 = \alpha^1$, $\alpha^2 = \alpha^2$, b = b und der Satz der Identität iſt befriedigt; aber dies hindert doch nicht, daß nicht daſſelbe a, welches wirklich war, nun unwirklich iſt, und das unwirkliche b wirklich. Wie dies nun gemacht wird, wie die Wirklichkeit ſich löſt von dem einen, dem ſie zukam und auf das andere überträgt, dem ſie fehlte, bleibt dem Denken ewig unangebbar, und ſelbſt die Berufung auf den Verlauf der Zeit macht dieſes Räthſel nicht klarer. Denn zwar zwiſchen den Endgliedern a und b jener Kette gleitet unſere Anſchauung an den Mittelgliedern α^1, α^2 fort; aber jedes von dieſen geht doch in einem untheilbaren Augenblicke in ſein folgendes über; dächten wir uns α^2 in die neue Kette α_1 α_2 α_3 aufgelöſt, ſo würde wieder jedes dieſer Glieder identiſch mit ſich ſein, ſo lange es beſtände, und ſelbſt wenn das nächſtfolgende α_4 durch eine leere Zwiſchenzeit von α_3 getrennt wäre, ſo würde doch der Uebergang von α_3 aus Sein in Nichtſein in demſelben Augenblick zuſammengedacht werden müſſen, und nicht in eine neue Reihe von Uebergängen ausgebreitet werden können. Ohne Zweifel liegt daher, wenn wir das Werden denken wollen, die Forderung vor, Sein und Nichtſein verſchmolzen zu faſſen, ohne daß darum die Bedeutungen beider Begriffe anders als mit ſich identiſch und verſchieden von einander gefaßt werden; wie wir dies thun ſollen, wiſſen wir nicht; ſelbſt die zeitliche Anſchauung zeigt uns nur die geſchehene Auflöſung der Aufgabe, und lehrt uns nicht wie ſie

geſchieht; aber wir wiſſen, daß die Natur der Wirklichkeit thatſächlich leiſtet, was uns undenkbar iſt: ſie lehrt uns, daß Sein und Nichtſein eben nicht, wie wir hätten denken müſſen, contradictoriſche Prädicate jedes Subjectes ſind, ſondern daß es ein Drittes zwiſchen beiden gibt, das aus einer unconſtruirbaren Vereinigung beider entſteht. Man erklärt ſich hieraus, wie der übertriebene Ausſpruch gewagt werden konnte, eben in dem Widerſpruche beſtehe die Wahrheit des Wirklichen; hier ſchien widerſprechend, was in der That nur den logiſchen Geſetzen überlegen war, ihre richtige Anwendung nicht aufhob, aber auf keine Weiſe poſitiv als ein mögliches Ergebniß dieſer Anwendung zu errathen war.

77. Man würde durch die gleiche Ueberſchätzung der logiſchen Principien, die man für Schranken des ſachlich Möglichen anſieht, die wichtigſten der Annahmen für unzuläſſig erklären müſſen, die unſerer Weltauffaſſung zu Grunde liegen; alle Begriffe des Bedingens, des Wirkens und der Thätigkeit fordern uns zur Vorausſetzung von Zuſammenhängen der Dinge auf, deren Conſtruction alles Denken überſteigt; denn eben nur mit den ewig beſtehenden und beſtändigen Verhältniſſen des Inhalts beſchäftigt ſich dieſes, nicht mit der Wirklichkeit und mit dem, wodurch dieſe ewig mehr iſt als die Welt der Gedanken. Aber in Bezug auf alle dieſe anderen Annahmen iſt ja die ſpeculative Phantaſie, für uns allerdings fruchtlos, beſchäftigt geweſen, ſie aus unſerer Weltanſicht zu entfernen; nur das Werden ſelbſt konnte ſie nicht leugnen, nachdem ſie jede Thätigkeit in bloßes Wirken, jedes Wirken zuletzt auf bloße Aufeinanderfolge von Erſcheinungen zurückgebracht zu haben glaubte; ſelbſt wenn ſie in der Außenwelt dem Geſchehen einen bloßen Schein des Geſchehens unterſchob, mußte ſie doch wirkliches Geſchehen und Werden wenigſtens in den Weſen glauben, in denen und für die jener Schein ſich entwickelte. Auf dies eine Beiſpiel des Werdens beſchränken wir uns deshalb, um fühlbar zu machen, wie Manches in Wirklichkeit beſtehen kann, ohne durch eine logiſche Verknüpfung unſerer Gedanken nachgebildet werden zu können. Eines freilich müſſen wir zugeben: von dem geſchehenen Werden wenigſtens überzeugte uns die Anſchauung; ſie kann nicht auf gleiche Weiſe uns davon überzeugen, daß jener Zuſammenhang, den wir zwiſchen dem einen unbedingt Wirk-

lichen und der Vielheit ſeiner bedingten Formen annahmen, mehr als ein Poſtulat unſerer Ueberlegung, daß er vielmehr eine gleich geheimnißvoll ewig gelöſte Aufgabe ſei. Um ſo mehr iſt es von Intereſſe zu ſehen, wie ſehr ſich dieſe Forderung der Einheit des Vielen, in dieſer oder jener Form, immer wieder aufdrängt. Auch die Metaphyſik Herbarts, ihr ſo wenig günſtig geſtimmt, hat ſie doch in jenen zufälligen Anſichten zugelaſſen, durch welche ſie die völlig einfachen Qualitäten a und b realer Weſen bis zur Erklärbarkeit einer zwiſchen ihnen eintretenden Wechſelwirkung mit einander vergleichbar zu machen ſuchte. Wenn ſie das einfache $a = p + x$, das nicht minder einfache $b = q - x$ ſetzte, ſo waren dieſe Subſtitutionen zufällig nur darum zu nennen, weil es von dem Gebrauch, den man von ihnen beabſichtigte, nicht von der Natur der Weſen abhing, daß man grade ſie vor anderen wählte; man würde, wenn es der Erklärung eines anderen Verhaltens gegolten hätte, ebenſowohl $a = r + y$ haben ſetzen können, um es mit einem $c = s - y$ vergleichbar zu machen. Wie ſehr man daher dieſe zufälligen Anſichten als gleichgültig für das Weſen der Dinge anſehen mag, das von ihnen gar nicht berührt werde, immer liegt in ihrer Anwendung die Vorausſetzung, jene völlige Einfachheit der Qualität, der jede Zuſammenſetzung aus Theilen fremd ſein ſollte, könne ihrem Inhalte nach nicht blos einer, ſondern ſehr vielen verbundenen Vielheiten durchaus äquivalent geſetzt werden. Die Leichtigkeit, mit welcher auf mathematiſchem Gebiete die Aequivalenz eines vielgliedrigen Ausdruckes mit einem einfachen nachweisbar iſt, hat die Anwendung dieſer Auffaſſungsform auf das Weſen der Dinge unbedenklicher erſcheinen laſſen, als ſie iſt. Denn das, was jene einfachen mathematiſchen Ausdrücke bezeichnen, macht doch nicht im mindeſten denſelben Anſpruch, wie die realen Weſen, auf unauflösliche metaphyſiſche Einheit ſeines Inhalts; die Möglichkeit unzähliger äquivalenter Subſtitutionen für ein a beruht hier vielmehr auf der zugeſtandenen unendlichen Theilbarkeit des a, die eine beliebige Mannigfaltigkeit der Spaltungen und der Wiederzuſammenfaſſungen des Getrennten geſtattet, oder, auf geometriſchem Gebiete, auf der Einreihung des a in ein Syſtem von Lagenverhältniſſen, welche erlaubt, in jedem gegebenen Falle diejenigen äußeren Relationen des a zu anderen Raumelementen hervorzuheben,

durch welche es, ohne daß sein eigner Inhalt anders gedacht zu werden brauchte, zur Auflösung einer vorliegenden Aufgabe beitragen kann. Auf das Wesen der Dinge lassen sich beide Gedanken nicht einfach übertragen und die Herbeiziehung der mathematischen Analogien konnte nur zur Verdeutlichung, nicht zur Rechtfertigung dieses metaphysischen Gebrauchs zufälliger Ansichten dienen; wer ihn für zulässig hält, behauptet damit den neuen und unabhängigen Satz, die Einheit der zusammensetzungslosen Qualität, durch welche ein Wesen sich vom andern unterscheidet, sei identisch mit vielen untereinander verbundenen Vielheiten.

78. Man muß noch einen Schritt weiter gehen; die zufälligen Ansichten sind nicht blos vielgliedrige Ausdrücke, durch welche unser Denken sich etwa nach seiner Weise die Anschauung desselben Einfachen verschafft, nicht blos unsere verschiedenen Wege zu demselben Ziele; sondern der Verlauf der Ereignisse richtet sich ja selbst nach ihnen. Es war nicht unsere bloße Ansicht, daß wir $a = p + x$ vorstellten und $b = q - x$; in dem von uns angenommenen Gegensatze von $+x$ und $-x$, die sich aufheben würden, wenn sie könnten, lag der wirksame Grund, der beide Wesen zu einer Selbsterhaltung bestimmte, welche nicht durch die gegeneinander gleichgültigen Bestandtheile p und q hervorgerufen wurde. Wie man nun auch weiter mit oder gegen Herbart über wirkliches und scheinbares Geschehen und über den Sinn der Selbsterhaltung denken mag, immer ist hiermit zugegeben, daß nicht blos der Inhalt der einfachen Qualitäten Einheit und Vielheit zugleich ist, sondern daß auch die Dinge, sofern sie Dinge sind, in ihrem Wirken und Leiden sich demgemäß verhalten. Nur mit demjenigen Bestandtheile x seines Wesens macht a sich gelten und tritt in Wirkung ein, der in b einen ihm entgegengesetzten antrifft; in unauflöslicher Verbindung bleibt x darum nicht minder mit p, dem jetzt die Veranlassung zur Wirkung fehlt, und das wirksam hervortreten würde, wenn es in einem anderen Wesen d einem ihm entgegengesetzten Zuge $-p$ begegnete. Ich kann diesen Vorstellungen aus bald zu erwähnenden Gründen nicht beitreten; ich habe sie bis hierher nur verfolgt, um zu zeigen, daß sie an einer anderen Stelle, als wo es mir nothwendig schien, die Einheit der Vielheit auch von dem Realen behaupten. Was sie von jedem realen Wesen

annehmen, das ist das, was wir von dem Einen Realen verlangen; nur daß bei Herbart die schroffe Isolirung der einzelnen Wesen fortdauert, die uns ein beständiges Hinderniß für die wirkliche Erklärung des Weltlaufs schien. Gewiß hatte Herbart Recht, Unbedingtes zu dem Wechsel des Bedingten hinzuzusuchen; aber es lag keine Nothwendigkeit vor, dies Unbedingte sogleich in der Vielheit der Elemente zu suchen, die als nächste Erklärungsprincipien allerdings für den Lauf der Ereignisse vorausgesetzt werden mußten. Der Versuch, wie weit sich kommen ließe, wenn zwar diese Vielheit zugestanden würde, aber als eine bedingte und in der Einheit Eines wahrhaft Wirklichen Gefaßte, ist nicht gemacht, und doch auch nicht vermieden worden, ohne in dem einzelnen Realen dieselbe sich zur Einheit bedingende Vielheit zuzulassen, welche dem Ganzen versagt bleiben sollte.

79. Ich kehre noch einmal zu Leibniz zurück. Auch er stellt eine Vielheit unter einander unabhängiger Monaden als die Elemente der Welt vor, in Gegensatz jedoch zu der Einheit Gottes, von dessen Verstand er den Inhalt der Begebenheiten, von dessen Willen er die Wirklichkeit dieses Inhalts bestimmt denkt. Können wir einmal die religionsphilosophische Ausstattung nicht sogleich bei Seite setzen, die er seiner Ansicht gegeben hat, so hindert Nichts, noch weiter bis auf eine ewig bewegliche Phantasie Gottes zurückzugehen, welche die schöpferische Ursache der Weltbilder ist, die seinem Verstande vorschweben; diejenigen von ihnen, welche durch die Rationalität ihres Zusammenhanges vor diesem sich rechtfertigen, sind die möglichen Welten, unter denen sein Wille die beste zur Wirklichkeit zuläßt. So lange wir uns nun ein Weltbild A dieser prüfenden Anschauung des göttlichen Wesens ausgesetzt denken, so lange ist uns verständlich, was jene Wahrheit Rationalität oder Folgerichtigkeit sagen will, auf der die Möglichkeit seiner Verwirklichung beruhen soll; sie ist der Zustand lebendiger Befriedigung Gottes, welcher aus der empfundenen reibungslosen Harmonie dieses im göttlichen Bewußtsein sich entwickelnden Phantasiebildes mit den ewigen Gewohnheiten seines Denkens hervorgeht. In dieser thätigen Intelligenz Gottes, welche jeden Zug des Weltbildes in seinen Zusammenhängen mit anderen denkt und genießt, in ihr, welche zusammenzufassen versteht, hängen die einzelnen

linien des Bildes zusammen und bilden nicht eine zerstreute Vielheit, sondern in der That das Ganze einer Welt, die nur um dieser Ganzheit willen möglich ist. Ich habe nun früher die Schwierigkeit bemerklich gemacht, zu bestimmen, was eigentlich dieser gedachten möglichen Welt Neues widerfährt, wenn sie nicht blos gedacht, sondern von Gottes Willen zur Wirklichkeit berufen wird; wie dem aber auch sein möge: sie könnte doch dies Neue, das die Wirklichkeit ihr böte, nur genießen, indem sie entweder fortführe, in dem lebendigen Inneren Gottes als ewige Thätigkeit seines Wesens zu bleiben, oder indem sie als Erzeugniß, das von ihm sich löst, in schwer zu definirender Selbständigkeit ihr eigenes Dasein begönne. Die erste dieser Annahmen, die Immanenz der Welt in Gott, verfolgen wir nicht; sie würde unmittelbar zu unserer Ansicht zurückführen, jedes einzelne Ding und Ereigniß nur als eine bestehende oder vorübergehende Thätigkeit des einen Wesens, seine Wirklichkeit und Substanz als das Sein und die Substanz dieses Einen, seine Natur und Form als eine folgerichtige Phase der Entwicklung Desselben zu denken. Ziehen wir dagegen die andere Annahme mit Leibnitz so vor, daß die Wirklichkeit aus einer Summe nur paralleler aber in einander nicht eingreifender Entwicklungen isolirter Monaden besteht, wie hat dann eigentlich diese Welt eben jene Eigenschaft bewahrt, auf welcher ihr Anspruch beruhte, zur Wirklichkeit berufen werden zu können? jene Wahrheit Folgerichtigkeit oder Rationalität, durch die sie unrealisirbaren Träumen der göttlichen Phantasie überlegen war? Was hülfe es, zu sagen, daß in dieser Welt zwar kein Glied das andere bedinge, daß aber doch alles so sei, *als wenn* jedes das andere bedingte, daß sie mithin zwar ein Ganzes nicht bilde, aber doch für eine Intelligenz, die sich auf sie richtete, sich so ausnehmen werde, *als wenn* sie eines bildete? daß mit einem Worte ihre Wirklichkeit in einer hohlen und täuschenden Nachahmung desselben inneren Zusammenhanges bestehe, der überhaupt erst die Möglichkeit der Verwirklichung begründen sollte? Ich kann mir denken, was man einwerfen wird: allerdings bestehe zwischen den Elementen dieser Welt gegenseitige Bedingung, wenn sie auch nicht dahin führe, daß ihr gemäß die Elemente aufeinander wirken; sie bestehe in Gestalt einer Summe von thatsächlich vorhandenen Beziehungen aller auf alle, welche, um vor-

handen zu ſein, nicht der Intelligenz bedürfen, die ſie auffaßt, ſondern, wie jede Wahrheit, auch dann gültig zu ſein fortfahren, wenn Niemand ſie denkt. Was ich ſachlich gegen die Zuläſſigkeit ſolcher Vorſtellungen zu ſagen habe, verſchiebe ich auf einen Augenblick; hier erinnere ich nur, daß Dies alles auch von dem unverwirklichten Weltbilde A galt, das noch vor dem Verſtande Gottes ſchwebte; zugleich aber galt mehr von ihm. Denn in dieſem lebendigen Denken Gottes ſtand ein Theil a dieſes Bildes nicht nur zu einem anderen b in irgend einem Verhältniſſe, das ſich hätte auffinden laſſen von einer Aufmerkſamkeit die ſich auf es gerichtet hätte; vielmehr dieſes Bewußtſein war beſtändig hierauf gerichtet, und in ihm, in ſeiner beziehenden Thätigkeit, lebten dieſe Verhältniſſe; die Vorſtellung des a war hier in der That der wirkende Grund, welcher auch die Vorſtellung des b in das göttliche Bewußtſein brachte, oder doch, wenn dies das Amt der Phantaſie ſein ſoll, im Bewußtſein feſthielt und als die folgerechte Ergänzung zu a anerkannte. Dieſe thätige Bedingung des b durch a fehlt den Elementen der Wirklichkeit und iſt ausdrücklich durch die bloße aber wirkungsloſe Coexiſtenz derſelben Inhalte erſetzt; reicher alſo iſt jedenfalls die verwirklichte Welt nicht, ſondern ärmer dadurch, daß ſie von dem göttlichen Weſen abgelöſt für ſich beſtehen ſoll und daß nicht mehr deſſen lebendige Gegenwart, ſondern nur eine von ihm geſtiftete Ordnung von Verhältniſſen der Grund ihres Verlaufes iſt. Das an ſich berechtigte Verlangen, Gott und Welt nicht gegenſatzlos zu vermiſchen, hätte nicht durch dieſe unbegreifliche zweite Setzung, durch die Verwirklichung des früher blos möglichen Weltbildes, ſondern durch die Anerkennung befriedigt werden ſollen, daß eben das die volle Wirklichkeit iſt, was hier als bloße Möglichkeit und Vorſtufe erſcheint, daß aber nichts deſtoweniger das Eine verſchieden bleibt von alle dem Vielen, das nur in ihm und durch es iſt.

80. Ich hole nun nach, was ich oben einen Augenblick verſchob, und wodurch ich, für alle Fortſetzung meiner Darſtellung entſcheidend, zugleich eine früher angefangene Gedankenreihe zum Abſchluß bringe. Wir hatten uns am Anfange dieſer ganzen Betrachtung überzeugt, daß wir mit der Behauptung, die Dinge ſeien, nur dann etwas Verſtändliches ſagen, wenn wir damit meinen, daß ſie in Be-

ziehungen zu einander ſtehen. Aber dieſe Beziehungen ließen wir noch namenlos und begnügten uns, zur erſten Verdeutlichung unſeres Gedankens auf mannigfaltige Beiſpiele von räumlichen zeitlichen und Wirkungsverhältniſſen hinzuweiſen, deren Beſtehen zwiſchen den Dingen für unſere alltägliche Weltauffaſſung Das ausmachte, was wir ihr Sein in der Wirklichkeit nennen. Aber zwiſchen den blos denkbaren und nicht wirklichen Beſtandtheilen der Ideenwelt fanden wir nicht minder reich gegliederte Beziehungen gelten, ja es lag in der Willkühr unſeres beweglichen Denkens, durch vergleichendes Uebergehen von beliebig gewählten Punkten zu anderen die Anzahl dieſer Verhältniſſe ins Unbegrenzte zu vermehren. Die Erinnerung hieran mußte das Verlangen erwecken, diejenigen Beziehungen, auf denen das Sein der Dinge beruht, jedenfalls nur in ſolchen Relationen zu ſuchen, welche objectiv zwiſchen ihnen gültig ſind, und nicht in ſolchen, die mit willkührlichen Vergleichungen unſer ſubjectives Denken zwiſchen ihnen ſtiften kann. Aber dieſe Unterſcheidung iſt nicht haltbar und ich wiederhole über ſie, was ich in der Logik bereits (337. 338) auseinanderzuſetzen Gelegenheit hatte. Ich ging dort von einer Betrachtung über die Möglichkeit aus, Beziehungen zwiſchen zwei Inhalten a und b überhaupt vorzuſtellen und ich konnte ſie nicht in der bloßen Aufeinanderfolge oder in dem Zugleichſein beider Einzelvorſtellungen a und b im Bewußtſein, ſondern nur in einer beziehenden Thätigkeit finden, welche ſich von der einen zur andern, beide zuſammenfaſſend, hinwendet: „wer Roth und Gelb in gewiſſem Grade verſchieden und doch verwandt findet, wird ſich ohne Zweifel dieſer beiden Beziehungen nur mit Hülfe der Veränderungen bewußt, die er, als vorſtellendes Weſen, bei dem Uebergange von der Vorſtellung des Roth zu der des Gelb erfährt;“ aber, fügte ich hinzu, er wird dabei nicht die Befürchtung hegen, das Verhältniß von Roth zu Gelb könne an ſich noch ein anderes ſein, als das der Affectionen, die beide ihm veranlaſſen; an ſich etwa ſei Roth dem Gelb gleich und erſcheine nur uns verſchieden von ihm, oder an ſich finde zwiſchen beiden ein größerer Unterſchied ſtatt, der nur uns noch eine gewiſſe Verwandtſchaft einzuſchließen ſcheine. Dergleichen Bedenken könnten über die äußeren uns noch unbekannten Urſachen unſerer Empfindungen gehegt werden; ſo lange aber anſtatt dieſer nur unſere eigenen Vor-

ſtellungen, nachdem ſie uns erregt ſind, den Gegenſtand unſerer Vergleichung bilden, zweifeln wir nicht, daß die hierbei gefundenen Gleichheiten Unterſchiede und Verhältniſſe unſeres Vorſtellens zugleich ein ſachliches Verhalten unſerer Vorſtellungsinhalte bezeichnen. Wie aber iſt dies doch eigentlich möglich? wie können Sätze, a ſei gleich a oder a ſei verſchieden von b, ein ſachliches Verhalten ausdrücken, das folglich unabhängig von unſerem Denken beſtände und von ihm nur aufgefunden oder anerkannt würde? Mag Jemand noch zu wiſſen glauben, was er unter der an ſich beſtehenden Gleichheit des a mit ſich ſelbſt denke: wie wird er aber über den an ſich beſtehenden Unterſchied zwiſchen a und b urtheilen? und welches ſachliche Verhalten wird dieſem Zwiſchen entſprechen, das uns nur verſtändlich iſt, ſo lange es uns an die räumliche Entfernung erinnert, welche wir, als wir a und b verglichen, ſymboliſirend zu beider Auseinanderhaltung und zugleich als den verbindenden Weg einſchalteten, auf dem unſer Vorſtellen von dem einen zum andern übergehen konnte? Oder anders ausgedrückt: da Verſchiedenheit, ſo wie jedes andere Verhältniß, weder Prädicat des a für ſich noch des b für ſich iſt, weſſen Prädicat iſt ſie? und wenn ſie nur Sinn hat, ſobald a und b aufeinander bezogen ſind, welche ſachliche Verbindung findet denn zwiſchen a und b dann ſtatt, wenn wir die beziehende Thätigkeit als nicht ausgeübt betrachten, durch welche wir beide in unſerem Bewußtſein in Verbindung ſetzten? Auf dieſe Fragen war nur die folgende Antwort möglich: ſind a und b, wie wir bisher annahmen, nicht Dinge von unabhängiger unſerem Denken jenſeitig bleibender Wirklichkeit, ſondern nur vorſtellbare Inhalte, wie Roth und Geld, Grade und Krumm, ſo beſteht eine Beziehung zwiſchen ihnen nur ſofern wir ſie denken und dadurch daß wir ſie denken. Aber ſo iſt unſere eigene Seele beſchaffen und ſo beſchaffen ſetzen wir jede andere voraus, deren Inneres der unſeren gleicht, daß dieſelben a und b, ſo oft und von wem ſie auch vorgeſtellt werden mögen, ſtets im Denken dieſelbe nur durch das Denken und nur in ihm beſtehbare Beziehung hervorbringen werden. Unabhängig iſt dieſe daher von dem einzelnen denkenden Subjecte und unabhängig von einzelnen Momenten ſeines Denkens; hierin allein liegt das, was wir meinen, wenn wir ſie als an ſich beſtehend zwiſchen a und b betrachten und ſie von unſerem

Denken wie ein für sich dauerndes Object auffindbar glauben; sie steht wirklich so fest, aber nur als ein Ereigniß, das im Denken stets unter gleichen Bedingungen gleich sich erneuern wird. So lange es sich daher um blos vorstellbare Inhalte a und b handelt, ist die Unterscheidung objectiver Beziehungen, die zwischen ihnen stattfänden, von subjectiven, die nur unser Denken zwischen ihnen stiftete, völlig gegenstandlos; alle Beziehungen, die zwischen beiden aufgefunden werden können, gelten von ihnen mit ganz gleichem Rechte, alle nämlich als Folgerungen, die ihre sich selbst gleiche Natur unserem Denken gestattet und befiehlt, und keine als Etwas, das vor dieser Folgerungsthätigkeit unserseits ein eigenes Bestehen zwischen beiden hätte: die Beziehung von a auf b ist hier, der etymologischen Form der Benennung gemäß, unsere Handlung des Beziehens.

81. Gehen wir nun zu dem andern Falle über, der uns hier metaphysisch interessirt: a und b mögen ausdrücklich Wirklichkeiten Wesen oder Dinge bezeichnen. Die vorstellbaren Inhalte a und b, durch welche diese Dinge sich von einander unterscheiden, können wir auch jetzt noch mit demselben Erfolge unserer willkührlichen Vergleichung unterwerfen, und jedes Verhältniß, welches wir dann zwischen beiden finden, wird gleich viel oder gleich wenig wesentliche oder objective Bedeutung für a und b haben; keines könnte zwischen ihnen gefunden werden, wenn es nicht durch beider Naturen begründet wäre, aber keines wird gefunden ehe es gesucht wird. Allein an diese Beziehungen denken wir dann nicht, wenn wir, um eine durch die Erfahrung uns aufgenöthigte Verbindung der Dinge a und b zu begreifen, uns auf eine Beziehung C berufen, die zwischen a und b bald bestehe, bald nicht, die also nicht die immer sich selbst gleichen Naturen a und b beider Dinge angehe, sondern in welche hinein die fertigen Dinge eintreten oder nicht. Hier muß man sich nun überzeugen, daß diese objective Beziehung C, auf die wir uns berufen, gar nicht Etwas sein kann, was zwischen a und b stattfände, und daß sie deshalb überhaupt gar nicht eine Beziehung in dem gewöhnlichen Sinne dieses Ausdrucks, sondern mehr als eine solche ist. Denn nur in unserem Denken, indem es von dem Denkbilde oder der Vorstellung des a zu der des b übergeht, entsteht als eine für es selbst verständliche Anschauung das, was wir hier ein Zwischen nennen;

auch keiner zeitlichen Entstehung bedurfte, dazu geleitet werden, seine einzelnen Inhalte in eine scheinbare zeitliche Succession zu ordnen.

155. Ich kann mir lebhaft denken, daß die Geduld meiner Leser nahezu erschöpft ist. Mag doch meinethalben, werden sie sagen, in jedem Einzelfalle einer Beziehung oder Vergleichung dies zeitlose Wissen thätig sein; aber es bleibt doch dabei, daß zahllose Wiederholungsfälle solches Thuns wirklich aufeinanderfolgen; gestern war unser zeitloses Wissen beschäftigt, die Succession von a und b vorzustellen, heute stellt es die von c zu d vor; es gibt also doch viele Beispiele des zeitlosen Geschehens, die in der Zeit wirklich nach einander kommen. Ich wage es, noch einmal zu fragen: woher sollen wir dies wissen? und wenn es so wäre, auf welche Weise könnten wir davon wissen? Dasjenige Bewußtsein, dem die gestrige Vergleichung der heutigen gegenüber als frühere erscheint, muß doch das heutige Bewußtsein, nicht aber das sein, welches gestern gewesen und im Verlaufe der Zeit vergangen wäre; was uns als gestrig erscheint, kann uns nicht so erscheinen, weil es in unserem Bewußtsein nicht ist, sondern weil es in ihm ist, aber qualitativ irgendwie so bestimmt, daß unser Vorstellen ihm nur in dem vergangenen Zweige der scheinbaren Zeit seinen Ort anweisen kann. Aber ich will doch zugestehen, daß diese letzte Entgegnung fruchtlos ist. Die Vergangenheit nämlich, die wir bereits erlebt zu haben glauben, kann man allenfalls für einen zeitlich niemals verlaufenen Inhalt auszugeben versuchen, den nur das Bewußtsein für sich selbst zu einer zeitlichen Vorgeschichte auseinander breite; aber wie würde es dann um die Zukunft stehen, der wir noch entgegenzugehen meinen? Sei, nach einer oben gebrauchten Bezeichnung, s_3 dieses Ich, dem s_2 und s_1 niemals wirklich vorangingen aber immer vorangegangen zu sein scheinen, was ist dann das s_4, dem auch s_3 so scheinen wird voraufgegangen zu sein? Was könnte s_3 abhalten, auch s_4, seine eigene Zukunft, vorzustellen, wenn die Temporalzeichen, die uns lehren, einzelnen Eindrücken ihre Zeitstelle anzuweisen, nur von der systematischen Stelle abhingen, welche ihren Ursachen in dem Bedingungszusammenhange eines zeitlosen Weltganzen zukommt? Es mag sein, daß der Inhalt des s_4, welches auf s_3 systematisch folgt, nicht allein durch die Bedingungen bestimmt ist, welche in s_3 und vorher in s_2 s_1 enthalten sind, son-

dern durch andere mit, welche in den Zuſtänden anderer Weſen beruhen, die erſt an einer ſpäteren Stelle des Syſtems ſich mit denen von S kreuzen; darum möchte s_4 dem s_3 dunkel ſein und hierin könnte der Temporalcharacter beſtehen, der ihm im Bewußtſein des s_3 das Gepräge des Zukünftigen gibt. Aber wenn es ſich ſo verhielte, ſo müßte es damit auch ſein Bewenden haben; nur für ein anderes Weſen s_4 könnte Das, was dem s_3 Zukunft war, um ſeiner ſpäteren Stelle im Syſtem willen Gegenwart ſein; dagegen kann in einem zeitloſen Syſtem die Veränderung nicht ſtattfinden, durch welche s_3 aus ſeiner Stelle in die des s_4 gerückt würde; und doch wäre dies nöthig, damit demſelben Bewußtſein das zur Gegenwart werde, was ihm vorher Zukunft war. Wenn ein und daſſelbe zeitloſe Weſen durch ſeine zeitloſe Vorſtellungsthätigkeit einem Inhaltstheile ſeines Daſeins den Vergangenheitscharacter der Erinnerung, einem andern die Bedeutung der Gegenwart, einem dritten unbekannten die der Zukunft gäbe, ſo dürfte es, um zeitlos zu ſein, mit dieſer Vertheilung der Charactere niemals wechſeln: die Erinnerung dürfte nie Gegenwart geweſen ſein, dieſe nie zur Vergangenheit werden und die Zukunft müßte unverändert dieſelbe unbekannte Dunkelheit ſein. Aendert ſich aber dieſe Beleuchtung, tritt allmählich der unbeſtimmte Inhalt der Zukunft in die Anweſenheit des Erlebtſeins und geht durch ſie in die andere Abweſenheit der Vergangenheit über, kann endlich die vorſtellende Thätigkeit dieſe Reihenfolge nicht ändern, ſo muß nothwendig nicht blos dieſe Thätigkeit, ſondern der Inhalt der Wirklichkeit, welchen ſie vorſtellt, in einer Succeſſion von beſtimmter Richtung begriffen ſein. Hiernach müſſen wir uns endlich entſcheiden: die Zeit, als Ganzes, iſt ohne Zweifel nur ein Erzeugniß unſers Vorſtellens, und ſie beſteht weder noch verläuft ſie; ſie iſt nur das wunderliche Bild, das wir für unſere Anſchauung zu entwerfen mehr ſuchen als wirklich vermögen, wenn wir uns den zeitlichen Verlauf auf alle die Beziehungspunkte ausgedehnt denken, die er ins Unendliche zuläßt und zugleich von dem Inhalte dieſer Beziehungspunkte abſtrahiren. Den zeitlichen Verlauf ſelbſt aber bringen wir nicht aus der Wirklichkeit hinweg und halten es für ein völlig hoffnungsloſes Unternehmen, auch ſeine Vorſtellung als eine aprioriſche blos ſubjective Auffaſſungsform anzuſehen, die im Innern einer

zeitloſen Realität, in dem Bewußtſein geiſtiger Weſen, ſich entwickele.

156. Und nun ſcheinen wir ja, am Ende eines langen und mühſeligen Weges, mit der gewöhnlichen Meinung vollkommen wieder zuſammenzutreffen. Aber ich fürchte, daß dennoch Reſte eines Irrthums zurückbleiben, die noch einer beſonderen Bekämpfung bedürfen; Reſte eines bekannten Irrthums, der uns hier nur in neuer Geſtalt zu ſchaffen gemacht hat: der Zerpflückung des Wirklichen in ſeinen Inhalt und in ſeine Wirklichkeit. Unvermeidlich führt uns unſere Vergleichung des mannigfachen Gegebenen zu der Trennung Deſſen, wodurch ein Wirkliches vom andern ſich unterſcheidet: ſeines eigenthümlichen Inhalts alſo, den unſer Denken abgeſondert von ſeinem Daſein fixiren kann, und Deſſen, worin alles Wirkliche dem andern gleicht: der Wirklichkeit ſelbſt, die ihm zu Theil geworden ſei. Denn eben dies bilden wir uns nun ein, daß dieſe in unſeren Gedanken vollzogene Trennung eine metaphyſiſche Geſchichte bedeute; ich meine nicht eine ſolche, die ſich einmal vollzogen habe, ſondern eine, die immer ſich vollziehe, ein wirkliches Verhältniß der Art mithin, daß jener Inhalt, ohne ſeine Wirklichkeit, Etwas ſei, dem dieſe Wirklichkeit zukomme. Zeuge dieſes weitgreifenden Irrthums iſt der reichliche Gebrauch, den die Philoſophie, nicht am wenigſten ſeit Kant, von dem Begriffe einer Poſition macht, die auf den denkbaren Inhalt fallend ſeine Wirklichkeit begründe. Wir hatten uns früher von dieſem Fehler losgeſagt; wir hatten uns überzeugt, daß es durchaus keinen Sinn habe, von dem Sein als einer Weiſe der Setzung zu ſprechen, die jenem Denkinhalt eines Dinges nur hinzukommen könne, ohne etwas an dieſer ſeiner essentia zu ändern oder ſie erſt vollſtändig zu machen; abgetrennt von dieſer Energie des Wirkens und Leidens, in welcher wir das wirkliche Sein des Dinges fanden, war auch jenes Was gar nicht denkbar, dem dies Wirken und Leiden nur zukäme, ſo daß es in völliger Ruhe ſchon daſſelbe Was geweſen wäre, das es in dieſer Bewegung iſt. Dieſelbe unmögliche Trennung haben wir hier gefliſſentlich noch einmal, eben weil ſie ein gewöhnliches Mißverſtändniß iſt, in ihre Conſequenzen verfolgt: die Sonderung des geſchehenden Inhalts von ſeinem Geſchehen. So kamen wir auf den Verſuch, die essentia der Geſchichte, alſo Das, wodurch ſich der wirkliche

Weltlauf von einem anderen unterscheiden würde, welcher geschehen könnte, aber nicht geschieht, in einem verschlungenen System von Abhängigkeitsverhältnissen eines zeitlosen Gedankeninhalts zu suchen, dagegen die Bewegung in diesem System, welche allein das Werden und Geschehen ausmacht, als eine Form der Setzung anzusehen, die diesem Wesentlichen nur zukommen, oder auch, ohne seinen eignen Sinn zu ändern, ihm fehlen könnte. Wir bemerkten freilich den großen Unterschied zwischen der Wirklichkeit und jenem Inhaltssysteme: in ihm schließt der Grund seine Folge ewig coexistirend ein; in jener hört der frühere Thatbestand auf, indem er den späteren begründet. Nun begannen die Versuche, diese Succession zu begreifen, die wie ein fremdes Schicksal die Gliederung jenes Systems befällt. Sie waren alle vergeblich; hatten wir einmal den Verlauf der leeren Zeit und den zeitlosen Inhalt auseinandergehalten, so konnte Nichts die Starrheit des letzteren vermögen, sich in jener zu beständigem Flusse aufzulösen; es war klar, daß wir in dieser Scheidung Etwas vergessen hatten, was jenen Inhalt, der in sich wohl den Grund zu einer zeitlichen Ordnung hätte, *wenn* er sich regte, in der That in diese Bewegung überzugehen nöthigte. Nun will ich nicht annehmen, daß man den rohesten Versuch zu dieser nothwendigen Ergänzung machte und an eine außer der Welt stehende Kraft dächte, die in den Vorrath des zeitlosen Inhalts hineingriffe, um in der Zeit seine Elemente so aufzustellen, wie ihre innere Ordnung, auf die sie als Muster achtete, es ihr geböte. Nehmen wir vielmehr an, in dem Inhalte selbst liege der Trieb der Verwirklichung, der seine mannigfachen Glieder auseinander hervorgehen macht; auch dann noch, meine ich, würde es ein Irrthum sein, Maß und Art jener zeitlosen Bedingtheit, die zwischen zwei Elementen des Weltinhaltes bestände, als den vorangehenden Grund zu denken, der jenem wirksamen Triebe beföhle oder verböte, das eine aus dem anderen hervorzubringen. Es ist nur ein früher besprochener Gedanke, dem ich hier eine weitere Anwendung gebe: jede Beziehung existirt nur in dem Geiste des Beziehenden und für ihn; glauben wir sie in dem Sein selbst anzutreffen, so ist sie hier allemal mehr als bloße Beziehung; sie ist selbst bereits ein Wirken anstatt Wirkungen nur vorzubereiten. Demgemäß werden wir sagen: nicht *erst* findet sich zwi-

schen den Elementen der Welt eine ruhende Bedingtheit, nach welcher dann das erzeugende Wirken, käme es auch nicht von außen, sondern läge in den Dingen selbst, sich richten müßte, um legitime Folgen zu verwirklichen und illegitime zu vermeiden; sondern erst und allein ist dies volle lebendige Wirken selbst; dann aber, wenn wir seine Thaten vergleichen, können wir denkend und abstrahirend den beständigen modus agendi für sich vorstellen, der in allen seinen Aeußerungen sich gleich geblieben ist; nun können wir rückwärts jedes einzelne seiner Erzeugnisse dieser Verfahrungsweise wie einem gebietenden Prius unterordnen und es durch Bedingungen bestimmt fassen, die in Wahrheit nur die allgemeine Gewohnheit dieses Wirkens selbst sind. Diese abstrahirende Vergleichung führt uns nach einer Richtung hin zu der Vorstellung allgemeiner Gesetze der Natur, die zuerst gelten und zu denen dann eine Welt komme, die sich ihnen unterwerfe; sie führt nach anderer Richtung zu der Voraussetzung einer leeren Zeit, in welcher die Reihe der Ereignisse succedire, und die als voraufgehende conditio sine qua non das Wirken möglich mache. Aber diese letzte Vorstellungsweise haben wir ebenso unhaltbar gefunden, wie der Versuch sein würde, Geschwindigkeiten gewissermaßen zur Auswahl vor den Bewegungen vorhergehen zu lassen und der gewöhnlichen Redensart eine sachliche Bedeutung zuzutrauen, nach welcher allerdings die Bewegung eines Körpers bald diese bald jene Geschwindigkeit annimmt; sie ist vielmehr Nichts anders als die nach bestimmter Richtung gehende Geschwindigkeit selbst. In diesem Sinne können wir die oft gehörten Aussprüche richtiger finden, nach denen nicht die Zeit die Bedingung des Wirkens ist, sondern das Wirken die Zeit erzeugt; nur bringt es, indem es verläuft, nicht als ein bleibendes Product, das irgendwie wäre oder flösse oder die Dinge beeinflußte, eine wirkliche reale Zeit, sondern nur in dem vergleichenden Bewußtsein die sogenannte Anschauung dieser Zeit hervor; von dieser, dem leeren Totalbilde der Ordnung, in welche wir die Ereignisse reihen, gilt es also, daß sie nur eine subjective Auffassungsform, von der Succession des Wirkens selbst, welches diese Einreihung möglich macht, gilt umgekehrt, daß sie die eigenste Natur des Wirklichen ist.

157. Ich würde mich nicht wundern, wenn die Ansicht, die ich

ſo vertrete, einem unbeſiegbaren Widerſtreben der Phantaſie begegnete; dieſe unaustreibliche Gewohnheit, Nichts Wunderbares in den erſten Gründen der Dinge ſehen zu wollen, ſondern ſie nach dem Muſter der letzten Wirkungen zu erklären, die durch ſie ſelbſt erſt möglich ſind, muß ſich am Ende bekennen, hier vor einem unausdenkbaren Räthſel zu ſtehen. Was geſchieht doch eigentlich, wird ſie fragen, dann wenn das Wirken wirkt oder wenn die Succeſſion ſtattfindet, die ſeine Eigenthümlichkeit ſein ſoll? wie geht es zu und wie wird es gemacht, daß die Wirklichkeit des einen Thatbeſtandes aufhöre, die des anderen beginne? in welchem Vorgange beſteht das, was wir Vergehen oder Uebergang in das Nichtſein nennen, und in welchem davon verſchiedenen anderen das Entſtehen oder Werden? Daß dieſe Fragen unbeantwortbar ſind, und daß ſie dem Erſten in der Welt ein noch Eheres unterſchieben möchten, brauche ich jetzt nicht noch einmal zu wiederholen; aber ſie haben an dieſer Stelle einen viel ernſteren Hintergrund als an anderen, denn ſie werden hier durch den dunklen Druck einer Unbegreiflichkeit immer wieder angeregt, über welche wir in unſern gewöhnlichen Vorſtellungen etwas achtlos hinwegſehen. Wir ſprechen ſo leicht die Worte aus: hin iſt hin! ſind wir uns ihrer Schwere ganz bewußt? Die reiche Vergangenheit, iſt ſie in der That gar nicht? ganz aus dem Zuſammenhange mit der Welt ausgebrochen und in keiner Weiſe für ſie erhalten? und die Weltgeſchichte wäre nur der unendlich dünne ewig wechſelnde Lichtſtreif der Gegenwart, ſchwebend zwiſchen einem Dunkel der Vergangenheit, die abgethan und gar Nichts mehr iſt, und einem Dunkel der Zukunft, das auch Nichts iſt? Und indem ich dieſe Fragen ſo ausdrücke, folge ich doch immer wieder ſchon dem Hange der Phantaſie, die das Ungeheure zu mildern ſucht, das ſie enthalten. Denn dieſe beiden Abgründe der Dunkelheit, wie geſtaltlos und leer auch immer, ſie wären doch da; ſie würden doch immer eine Umgebung bilden, die in ihrem unbekannten Innern noch eine Art Wohnſtätte für das Nichtſeiende darböte, worein es verſchwunden wäre oder von woher es käme. Nun aber verſuche man, auch dieſe Bilder zu entbehren und ſelbſt die beiden Leeren nicht mehr mitzudenken, welche das Sein begrenzen, und man wird empfinden, wie wenig es uns möglich iſt, mit dem nackten Gegenſatz von Sein und

Nichtsein auszukommen, und wie unaustreiblich das Verlangen, auch das Nichtseiende irgendwie als einen wunderbaren Bestandtheil der Wirklichkeit denken zu dürfen. Darum sprechen wir von den Fernen der Vergangenheit und denen der Zukunft, mit diesem räumlichen Bilde das Bedürfniß deckend, Nichts völlig aus dem größeren Ganzen der Wirklichkeit entschlüpfen zu lassen, was der beschränkteren Wirklichkeit der Gegenwart nicht angehört. Und darum hatten auch jene unbeantwortbaren Fragen nach dem Hergang des Werdens hier ihren Sinn; so lange der Abgrund, aus dem die Wirklichkeit ihre Fortsetzung schöpft und der andere, in den sie das Vorgehende entläßt, von beiden Seiten das Seiende einschließen, so lange kann es noch ein gewisses Recht geben, das über den ganzen Bereich dieses ungleichartigen Zusammenhangs gültig ist, und nach dessen Bestimmungen der Wechsel geschieht, der uns dagegen undenkbar wird, wenn er aus Nichts zum Sein und aus dem Sein zum Nichts geht. Mußten wir daher den hoffnungslosen Versuch aufgeben, den zeitlichen Verlauf der Ereignisse nur als einen Schein anzusehen, der sich im Innern einer zeitlosen Wirklichkeit bilde, so verstehen wir doch die Beweggründe der Bemühungen, die immer wieder auch das wirkliche Werden in die Umfassung einer bleibenden Wirklichkeit einzuschließen suchen; aber zum Ziele werden sie nicht führen, wenn nicht die Realität, die größer ist als unser Denken, uns eine Anschauung gewährt, die uns, indem sie uns die Art der Lösung zeigt, zugleich von der Lösbarkeit dieses Räthsels überzeugt. Ich stehe davon ab, hiervon jetzt weiter zu sprechen; der Boden der Religionsphilosophie, auf dem Bestrebungen dieser Art gewöhnlich entstanden sind, ist auch der, auf dem allein ihre Fortsetzung möglich ist.

Viertes Kapitel.

Von der Bewegung.

Der Berechnung bietet sich der anschauliche Thatbestand der Bewegung in der günstigsten Weise dar; aber nicht die mannigfaltigen Ergebnisse interessiren uns hier, auf welche die mathematische Behandlung vorausgesetzter Maßverhältnisse zwischen Raum- und Zeitstrecken führt, sondern die Frage allein, welche die phoronomischen und mechanischen Untersuchungen für ihre nächsten Zwecke vernachlässigen dürfen: die Frage nach der Bedeutung, welche die Bewegung für die Dinge hat.

158. Der gewöhnlichen Auffassung erscheint die Bewegung, indem sie geschieht, als das Durchlaufen einer Raumstrecke, ihr Ergebniß in jedem Augenblicke, in welchem wir sie aufhören lassen, als Ortsveränderung des Bewegten. Diese Ordnung der Vorstellungen würden wir für den Augenblick umkehren müssen, um in Zusammenhang mit unserer Ansicht über die nur phänomenale Gültigkeit des Raumes zu bleiben. Die Dinge können nicht wirklich einen Raum durchlaufen, der nicht wirklich um sie herum, sondern nur in unserem Bewußtsein und für dessen Anschauung sich ausbreitet; aber so wie die Summe S aller der intelligiblen Beziehungen, in denen ein Element e in gegebenem Augenblick zu allen übrigen steht, ihm in unserem Raumbild den Ort o anweist, ebenso wird auch die geschehene Aenderung jener Beziehungssumme S in Σ den neuen Ort ω für den Eindruck verlangen, der für uns Erscheinung Bild oder Zeichen des e ist. Darum ist Ortsveränderung der erste Begriff, auf welchen wir in diesem Zusammenhange geführt werden, und nicht ohne allen Umweg kommen wir von hier aus auf die Nothwendigkeit einer

wenigſtens ſcheinbaren Durchlaufung des Raumes zurück, deſſen wirkliche nicht mehr möglich iſt. Denn Nichts folgt aus dem Vorigen, als daß in jedem Augenblicke der Ort o oder ω des Dinges im erſcheinenden Raume durch die eben vorhandene Summe S oder Σ ſeiner intelligiblen Beziehungen beſtimmt iſt; dahin geſtellt bleibt noch, auf welche Weiſe der Uebergang von einem Orte zum anderen geſchieht. Indeſſen nur in Märchen kommt es vor, daß ein Gegenſtand hier verſchwindet und dort plötzlich erſcheint, ohne einen Weg zurückgelegt zu haben, der innerhalb des Raumes von hier nach dort hinüberführt; alle Naturbetrachtung dagegen ſetzt als ſelbſtverſtändlich voraus, daß das Bewegte in allen auf einanderfolgenden Augenblicken Gegenſtand einer möglichen Wahrnehmung in irgend einem Punkte einer graden oder krummen Bahn bleibt, die ununterbrochen den ſpäteren Ort mit dem früheren verbindet. An der Triftigkeit dieſer Vorausſetzung werden wir nicht zweifeln wollen; ihre Gültigkeit ſchließt dann für uns die andere Annahme ein, daß auch jene Summe S intelligibler Beziehungen in eine andere Σ nicht übergeht, ohne alle einſchaltbaren Zwiſchenwerthe lückenlos, obgleich nicht nothwendig mit gleichförmiger Geſchwindigkeit, zu durchlaufen. So denken wir wirklich von allen variablen inneren Zuſtänden, ſo weit unſere moderne Gewohnheit, jedes Geſchehen auf Veränderung äußerer Relationen zurückzuführen, überhaupt uns noch von ſolchen zu ſprechen erlaubt; wir glauben nicht, daß eine Empfindung plötzlich mit ihrer ganzen Intenſität entſpringe; nicht, daß ein Körper von der Temperatur t_1 zu der andern t_2 übergeht, ohne alle Zwiſchentemperaturen der Reihe nach anzunehmen, oder daß er vom Zuſtande der Ruhe aus eine Geſchwindigkeit v erlange, ohne lückenlos alle Grade derſelben zwiſchen 0 und v zu erwerben. So ſprechen wir von einem Geſetze der Stetigkeit, dem wir alle Naturvorgänge unterworfen glauben; allein wie vertraut uns auch dieſe Vorſtellung iſt und wie zwingend in den meiſten Fällen ihrer Anwendung, ſo iſt doch für den Gedanken ihre Nothwendigkeit nicht ſo ſelbſtverſtändlich, daß jede Ueberlegung über Grund und Grenzen ihrer Gültigkeit verſchwendet wäre.

159. Man verſucht natürlich die Anwendung des Geſetzes der Stetigkeit da nicht, wo die Unvergleichbarkeit zweier Endglieder jede

Möglichkeit eines Weges ausschließt, der in demselben Medium von einem zum andern hinüberleiten könnte. Man läßt nicht den Ton sich stetig in Farbe ändern; zwischen beiden könnte ein Uebergang nur durch Vernichtung des einen und Neuschöpfung der anderen geschehen; aber jene Verneinung des Tones würde nicht den bestimmten Nullpunkt einer Reihe bedeuten, die jenseits sich wieder in Farben ausbreiten müßte, sondern das völlige Nichts, aus welchem für sich Nichts folgt, auf welches aber alles folgen kann, was man willkührlich folgen heißt. In welchem Verhältnisse stehen dagegen Sein und Nichtsein zu einander, deren wirklichen Uebergang doch jedes Beispiel der Veränderung uns darbietet? sollen wir annehmen, weil dieser Uebergang geschehe, müsse er auch durch stetige Durchlaufung von Mittelwerthen zwischen Sein und Nichtsein zu Stande kommen? Man verneint unbedenklich diese Frage, wenn sie für denselben Inhalt a eine Abstufung seines Seins verlangte, welche ihn selbst nicht änderte, aber allmählich ihn aus Wirklichkeit in Unwirklichkeit oder aus dieser in jene überführte; kein Sinn würde mit der Behauptung einer verschiedenen Intensität des Seins zu verbinden sein, die ein beharrlich sich selbst gleiches a mehr oder minder an der Wirklichkeit Theil haben ließe. Bejahen wird man dagegen, daß der Inhalt des a selbst nicht verschwinden und nicht entstehen könne, ohne alle seiner Natur möglichen zwischen 0 und a liegenden Größenwerthe zu durchlaufen: das Nichtsein des a ist immer zunächst das Sein eines α, welches als nächsthöherer oder nächstminderer Werth des a ohne Zwischenwerth mit diesem zusammenhängt. Zwischen Sein und Nichtsein desselben Inhalts findet daher kein stetiger, sondern ein instantaner Uebergang statt; aber kein Werth a eines Naturvorganges oder eines Zustandes entspringt auf diese instantane Weise aus einem völligen Nichts, sondern immer aus einer Wirklichkeit gleicher Art, deren Größenwerth α die nächste Vermehrung oder Verminderung des seinigen ist. Anders verhalten sich dagegen jene Zunahmen oder Abnahmen, denen etwa unser Vermögen im Verlaufe von Glücksspielen oder im Handel und Wandel unterworfen ist. Die Geldsumme, welche wir auf einen Wurf der Würfel gesetzt haben, wird in ihrem ganzen Betrage auf einmal unser Besitz oder Nichtbesitz, und beides auch sogleich in vollem Sinne. Sie war Niemandes Eigenthum, so

lange sie bei unentschiedenem Spiele stand; unsere abstufbaren Hoffnungen, sie unser zu nennen, konnten allerdings wenn nicht stetig so doch sprungweis wachsen, so wie nach und nach ein Würfel nach dem andern zu festem Stande kam; allein dieser so wie alle andern vielleicht selbst stetig verlaufenden Zwischenvorgänge ändern den wesentlichen Sachverhalt nicht: einerseits beginnt unser volles Besitzrecht augenblicklich mit der zweifellos gewordenen Constellation der Würfel, bestand aber im Augenblick vorher nicht in geringerem Grade, sondern gar nicht; anderntheils erstreckt sich dies plötzlich entstehende Recht sogleich auf die ganze Summe, ohne sich nach und nach auf wachsende Theile derselben auszudehnen. In diesem Beispiele und in unzähligen ähnlichen, welche der auf Verträge gegründete Verkehr der Menschen darbietet, wird durch eine völlig willkührliche Satzung mit einem ganz singularen Falle S ein Erfolg F verknüpft, zu welchem S der selbstverständlich erzeugende Grund nicht ist; nach gleich willkührlicher Satzung können darum alle Fälle s_1 s_2 s_3 . . ., die ihrer Natur nach in dieselbe Reihe mit s gehören, völlig wirkungslos gemacht werden, und zwar alle in gleichem Grade ohne Rücksicht darauf, ob sie dem günstigen S mehr oder weniger nahe kommen. Solche Verhältnisse können nur in künstlichen Veranstaltungen statthaben, wo eine der Natur der Sache ganz fremde Verabredung Beliebiges an Beliebiges knüpft, und zugleich die Treue gegen die Verabredung die einzige Bürgschaft für die Ausführung des Festgesetzten ist, das sich nicht von selbst ausführt. In allen Naturvorgängen ist dagegen jenes S, dem ein Erfolg F entsprechen soll, der wirkliche und eigene Grund G dieser Folge F, der diese Folge nicht nur verlangt, sondern sie ohne Beihülfe jeder Satzung von selbst hervorbringt; deshalb können alle s_1 s_2 s_3 . . ., die wir ein Recht haben, als andere Größenwerthe derselben Bedingung S anzusehen, nicht wirkungslos sein, sondern müssen ihrerseits die ihren Größen proportionalen Folgen f_1 f_2 f_3 . . . derselben Art mit F gleichfalls erzeugen. Hieraus entspringt die Möglichkeit, die bei einer Bedingung S erreichte Größe eines Naturvorganges als die Summe der Einzelerfolge anzusehen, welche die successiven Zunahmen der Bedingung der Reihe nach erzeugten. Aber diese Möglichkeit ist in gewissem Sinne zugleich Nothwendigkeit. Denn es handelt sich hier nicht um ein zeitlos gültiges Abhängig-

keitsverhältniß, in welchem der Denkinhalt von F zu dem seines Grundes G steht, sondern um den Ursprung einer Wirkung F, die vorher nicht da war; auch jene Bedingung S konnte daher nicht ein ewig bestehendes Verhältniß, sondern muß eine gewordene vorher nicht dagewesene Thatsache sein. Wollte man nun annehmen, dieses S sei mit seinem ganzen Größenwerthe auf einmal entstanden, so würde freilich auch F, als Folge dieses Grundes, auf einmal in die Wirklichkeit treten zu müssen scheinen; in der That aber würde es gar nicht erst in sie treten, sondern zugleich mit S vorhanden sein; denn Nichts ist denkbar, was zwischen Grund und Folge einen Zwischenraum dann leerer Zeit einzuschalten vermöchte. Und nach rückwärts hin würde dasselbe gelten; entstand S auf einmal, so muß auch die Ursache seiner Wirklichkeit auf einmal voll entstanden, also eigentlich nicht sowohl vor ihm entstanden, sondern gleichzeitig mit ihm dagewesen sein. So findet man, daß man den Weltlauf nicht als eine Reihenfolge discreter plötzlicher einander bedingender Zustände ansehen kann, ohne ihn ganz wieder in ein bloßes System von Elementen zu verwandeln, die alle zugleich gelten oder sind, völlig unähnlich der Wirklichkeit, deren Glieder auf einanderfolgen, weil sie einander ausschließen. Weiter setze ich diese Betrachtung nicht fort; sie hatte nur den Zweck zu zeigen, daß Stetigkeit des Ueberganges nicht ein formales Prädicat von noch problematischer Geltung ist, welches man nach einigem Schwanken dem Werden als thatsächlich gültig beilegen könnte; ihre Gültigkeit ist vielmehr eine unentbehrliche Voraussetzung, ohne welche die Wirklichkeit des Werdens überhaupt nicht denkbar ist.

160. Ich habe jetzt den Vorstellungen, mit denen ich begann, eine etwas andere Form zu geben. In jenen künstlichen Veranstaltungen, deren wir gedachten, hatte die bewußte Ueberlegung der Verabredenden im Voraus den Erfolg festgestellt, den in Zukunft der Eintritt eines bestimmten Falles haben sollte; ebenso kann bei allen unsern Handlungen die Vorstellung eines Zweckes der noch nicht besteht, eines Zieles das erst erreicht werden soll, selbst schon eine thätige Mitbedingung der Wirksamkeiten sein, welche zur Erreichung der Absicht ins Spiel gesetzt werden. Diese Analogie würden wir mit Unrecht auf unseren Gegenstand übertragen, wenn wir die veränderte Beziehungssumme Σ, die für sich der Grund der Ruhe des

Elementes o in dem Punkte ω sein würde, zugleich als den Grund der Aufsuchung dieses neuen Ortes betrachten wollten. Es kann nicht einen innern Zustand p eines Dinges geben, der für dasselbe die Bedingung wäre, in einem bestimmten andern Zustand q zu sein: denn daß dieser Zustand q keinen Grund zu weiterer Veränderung enthalten würde, das könnte zwar unserem vorüberlegenden Nachdenken klar, dem Dinge selbst jedoch erst dann merklich sein, wenn er eingetreten wäre und sich nun als die Bedingung des besseren oder vollen Gleichgewichtes auswiese. In unserem Falle also: der Beziehungssumme Σ eines Dinges, wenn sie immer bestanden hätte, würde der Ort ω entsprochen haben; aber die Wirkung des Ueberganges aus S in Σ, aus dem Neues erst entstehen soll, kann nicht die sein, dem Dinge jenen neuen bestimmten Ort ω anzuweisen, an welchem es sich besser befinden würde, wenn es dort wäre; sie kann nur darin bestehen, es aus dem Orte o zu vertreiben, in welchem es sich jetzt im Gleichgewicht seines Wesens und seiner Bedingungen nicht mehr befindet. Die Verneinung eines bestehenden Zustandes kann aber in der Wirklichkeit nur die Bejahung eines anderen sein: Ungleichgewicht ferner kann nicht überhaupt, sondern nur zwischen bestimmten Beziehungspunkten, und zwischen ihnen nur mit einem bestimmten Grade der Lebhaftigkeit statthaben. Die negirende Kraft des Zustandes, der die Bedingung eines neuen Ereignisses sein soll, kann daher nur darin bestehen, das Element, von dem die Rede ist, in bestimmter zunächst noch unräumlich zu denkender Richtung und mit bestimmter Intensität aus seinen intelligiblen Verhältnissen zu entfernen. Diesem Vorgange wird die räumliche Erscheinung einer bestimmten Geschwindigkeit entsprechen, mit welcher das Element in bestimmter Richtung seinen Ort o verläßt, a tergo also ohne vorausbestimmtes Ziel getrieben, nicht aber a fronte nach dem neuen Orte ω hingezogen, der erst dann festhaltend oder weitertreibend wirksam sein wird, wenn er wird erreicht worden sein. Was mithin den Dingen selbst begegnet, und was wir, freilich in ganz anderem Sinne als die Mechanik, die lebendige Kraft ihrer Bewegung nennen könnten, das ist diese Geschwindigkeit, mit der sie in dem intelligiblen Zusammenhange des Wirklichen den Ort ihres Ungleichgewichtes verlassen, in unserer Anschauung einen räumlichen Ort zu verlassen

ſcheinen; welche Raumſtrecke ſie dann, mit gleichförmiger oder veränderlicher, gradliniger oder krummliniger Bewegung durchlaufen werden, iſt das Ergebniß der Umſtände, der neuen Lagen nämlich, in welche die geſchehende Bewegung ſelbſt ſie führt, und die als neue umändernde Motive auf dieſe zurückwirken.

161. So ſind wir auf dieſem Wege unmittelbar zu dem erſten Grundſatze der mechaniſchen Lehren, dem Satze der Beharrung, geleitet worden, nach welchem jedes Element ſeinen Zuſtand der Ruhe oder der Bewegung unverändert beibehält, ſo lange nicht äußere Urſachen abändernd hinzutreten. Der erſte Theil des Satzes, die Beharrung der Ruhe, hat ſelten Schwierigkeiten gemacht; denn man kann es wohl nicht ernſtlich mit dem Einwurf meinen, die Natur eines wirklichen Elementes e ſei uns völlig unzugänglich, und möge wohl innere uns unbekannte Motive enthalten, ſich von ſelbſt in Bewegung zu ſetzen. Welche nicht errathbaren Zuſtände auch immer das Innere eines Dinges erfahren mag: anfangen könnten ſie doch eine Bewegung, die vorher nicht geſchah, nur dann, wenn ſie ſelbſt in einem beſtimmten Augenblicke zu Motiven dieſer Bewegung erſt würden. So ſetzen ſie eine Vorgeſchichte inneres Werdens voraus; hätte es aber einen Moment völliger Ruhe gegeben, in welcher alle Zuſtände der Dinge mit einander im Gleichgewicht geweſen wären, und ohne eine aus früherem Werden ererbte Geſchwindigkeit, mit welcher ſie durch dieſe Ruhe hindurch geſtrebt hätten, ſo würde aus ihr der Anfang einer Veränderung nie haben kommen können. Nur dies würde unſere Unbekanntſchaft mit dem Weſen des Dinges uns erlauben, als eine Möglichkeit anzunehmen, daß eine Zeit hindurch dieſer Wandel der Zuſtände eine innere Bewegung bleibe, weder bedingt durch Einflüſſe von außen, noch fähig, die Verhältniſſe des Dinges zu äußeren Beziehungspunkten zu ändern; als Ergebniß dieſer innern Arbeit könne in einem beſtimmten Augenblick erſt ein Beweggrund zur Aenderung auch jener äußeren Verhältniſſe, ſei es zu andern Dingen, oder zu dem umfaſſenden Raume, entſpringen. Aus Ruhe würde auch dann die räumliche Bewegung nicht entſtehen, aber aus einer inneren Bewegung, die nicht gleicher Art mit ihr wäre, ähnlich dem Verhalten beſeelter Körper, die ihre Ortsveränderungen aus ſelbſtändigem Antriebe beginnen. Aber auch dieſe ver-

danken nicht nur die innere Arbeit, aus der ihre Entschlüsse stammen, den Anregungen der Außenwelt, sondern auch die Entschlüsse selbst bringen eine räumliche Bewegung nur durch einen vorbereiteten Zusammenhang vieler Theile hervor, die einer geistigen Einwirkung zugänglich sind, und unter dieser die Richtungen einschlagen, welche ihnen ihre beständige Lage in dem Plane des organischen Baues und ihre momentane Stellung in dem äußeren Raume vorschreibt. Diese Analogie ist nicht auf ein einsames Element übertragbar, das im leeren Raume sich selbst in Bewegung setzen soll. Denn in den beseelten Wesen hat jenes Element, dem die unräumliche innere Arbeit zufiel, nicht sich selbst, sondern andere mit ihm in Wechselwirkung stehende in Bewegung versetzt, indem es das Gleichgewicht der zwischen ihnen vorhandenen Kräfte löste, und dem entstandenen Ungleichgewichte die Bestimmung der Größe und Richtung der zu erzeugenden Bewegung überließ. Dem einsamen Element fehlen diese Entscheidungsgründe; bewegen könnte es sich nicht, ohne eine bestimmte Richtung durch den Punkt z des leeren Raumes mit Ausschluß jeder anderen zu nehmen; hierzu wäre nicht hinreichend, daß die Richtung ez sich geometrisch von jeder andern unterschiede, sondern dieser Unterschied müßte dem e auch innerlich bemerkbar sein oder z müßte anders auf e wirken, als jeder andere Punkt des Raumes. Er unterscheidet sich aber als leerer Punkt in Nichts von allen anderen; nur ein reales Element, das sich in ihm befände, könnte ihn als seinen Sitz vor allen andern auszeichnen. Auch dann mithin, wenn man eine Fülle inneres Lebens in jedem Dinge zugesteht, wird man dennoch nicht aus ihr, sondern nur aus äußeren Bestimmungsgründen den Anfang einer räumlichen Bewegung herleiten können. Nur diesen Ausdruck eben dürften wir vielleicht besser ändern. Welche anziehende oder abstoßende Kraft man sich auch von z ausgehend denkt: sie kann doch nicht durch ihr Ausgehen von z, sondern nur durch ihr Ankommen in e, oder durch das vielmehr, was sie in den inneren Zuständen des e ändert, für dieses zum Grunde einer Bewegung werden. In der That ist es also dieser Zustand des inneren Ungleichgewichtes, der e nicht ruhen läßt; nur entstanden kann dieser Zustand nicht so sein, daß er die Richtung der Bewegung bestimmte, wenn nicht e als Theil eines Universum gefaßt wird, dessen übrige

Gestaltung in jedem Augenblick auch die seines eignen Innern mitbestimmt.

162. Der andere Theil des Satzes, das Fortbestehen jeder einmal entstandenen Bewegung, behält auch für den Ueberzeugten seine Paradoxie. Trennen wir die Bedürfnisse, die man zu befriedigen suchen kann, so ist zuerst die Gewißheit des Satzes oder seine thatsächliche Gültigkeit uns sowohl durch die Ergebnisse der Erfahrung als durch den Zusammenhang der Wissenschaft verbürgt. Je mehr es uns gelingt, nachweisbare Widerstände zu beseitigen, die eine mitgetheilte Bewegung hindern, um so länger und gleichförmiger setzt sie sich fort; wir schließen mit Recht, daß sie ewig ungeändert fortdauern würde, wenn sie ohne alle Gegenwirkungen sich selbst überlassen bliebe. Anderseits, wie auch immer eine geschehende Bewegung in jedem Augenblicke durch den Einfluß neuer Bedingungen geändert werden mag, so wissen wir doch, daß wir dem wirklichen Vorgang nur dann durch Rechnung nachkommen, wenn wir die erlangte Geschwindigkeit jedes Momentes als fortdauernd ansetzen, um sie mit dem Erfolge der nächsteinwirkenden Kraft zu verbinden. Fragen wir aber weiter, ob das, was als Thatsache gewiß ist, auch seinem Rechte nach begreiflich und verständlich ist, so finden wir wenigstens, daß die Annahmen älterer Zeit hinfällig sind, die durch unpassende Analogien bewogen das allmähliche Schwächerwerden jeder Bewegung als das natürlicher zu erwartende Verhalten betrachteten. Hätten sie behauptet, daß jede Bewegung in demselben Augenblicke völlig erlösche, in welchem die erzeugende Bedingung zu wirken aufhört, so hätten sie wenigstens einen in sich begreiflichen Gedanken aufgestellt; wenn sie aber allmählich die Bewegung schwächer werden ließen, so gestanden sie eben das Gesetz der Beharrung für denjenigen Theil der Bewegung zu, der bis zu einem gegebenen Momente noch nicht verschwunden war. Auffallend bleibt jedoch der Satz der Beharrung um so mehr, je bestimmter man die gewöhnlichen Vorstellungen von der Bewegung zu Grunde legt; ist diese Nichts als eine Aenderung äußerer Relationen, von der das Bewegte innerlich gar Nichts erfährt und die ebenso wenig aus seinem eignen Triebe hervorgeht, warum soll dann diese Aenderung nach dem Aufhören der Bedingung fortdauern, welche sie erzwang? Man sucht vergeblich nach allgemei-

neren Grundsätzen, welche die Entscheidung brächten. Ich habe früher (Logik 261) erwähnt, daß der Satz: cessante causa cessat effectus mit Sicherheit nur bedeute, nach dem Aufhören der Ursache fehle die Wirkung, welche die Ursache noch gehabt haben würde, wenn sie fortgedauert hätte; zweifelhaft bleibe, ob die schon vorhandene Wirkung zu ihrer Fortdauer eine erhaltende Ursache bedarf. Es schien mir damals, jeder in Wirklichkeit einmal erzeugte Zustand werde fortdauern, der weder mit dem Wesen des Subjectes in Widerspruch ist, welchem er widerfährt, noch mit der Gesammtheit der Bedingungen, in denen dieses zu anderen steht. Aber diese Formel selbst ist nutzlos; denn eben Das bleibt die Frage, ob eine Bewegung, die einem Dinge nicht aus seiner eignen Natur, sondern nur durch äußere Bedingungen entstanden ist, zu den Zuständen zu rechnen sei, die ins Unendliche hinaus ohne Widerspruch gegen diese Natur und jene Beziehungen denkbar sind. Man hat anderseits darauf hingedeutet, in dem Wesen der Dinge selbst müsse allgemein der Grund dieser Beharrlichkeit seiner Bewegungszustände liegen: ich bin überzeugt, daß man in dieser Richtung keine Aufklärung finden wird; man wird nur genöthigt sein, nach einigen unfruchtbaren Umwegen nun von irgend einer inneren Bewegung im Seienden den Grundsatz der Beharrung ebenso unableitbar zu behaupten, wie man ihn kürzer sofort von der räumlichen Bewegung gelten lassen konnte. Anstatt einer directen Begründung des Satzes scheint mir nur eine apagogische Erörterung möglich, die ich nun noch hinzufügen will.

163. Es sei B_1 die Bedingung, welche ein Element e mit bestimmter Geschwindigkeit und Richtung so in Bewegung setzt, daß e während der Zeit dt den Weg dx durchläuft. Nehmen wir an, während der Dauer von dt bestehe Wirksamkeit und Wirkung von B_1 fort, aber sie erlösche, wenn e am Ende dieses Zeitraums die kleine Strecke dx durchlaufen, mithin seine Lage verändert hat und eben deswegen unter die Einwirkung der neuen Bedingung B_2 gekommen ist. Auch diese möge, während eines gleichen dt gültig, dem e den neuen gleichen Weg dx möglich machen und erlöschen, wenn e ihn zurückgelegt hat. Man sieht, so lange wir dx einen wirklichen obgleich noch so kleinen Weg sein lassen, so wird unter dieser Aufeinanderfolge immer wieder erlöschender Einwirkungen e in der Zeit

t eine endliche Raumstrecke zurücklegen. Aber diese Voraussetzungen eben, die wir hier gemacht hatten, müssen wir ändern. Nicht erst dann kann B_1 zu wirken aufhören, wenn e an den Endpunkt des ersten dx angekommen ist; schon dann, wenn es auch nur den kleinsten Theil dieses kleinen Weges durchmessen hätte, wäre seine Lage geändert und nicht mehr diejenige, die als Bewegungsantrieb B_1 auf es wirkte; ließen wir mithin e dennoch den ganzen Weg dx auf Veranlassung von B_1 durchlaufen, so könnte dies nur auf Grund der schon vorausgesetzten Gültigkeit des Beharrungsgesetzes geschehen sein: die von B_1 erzeugte Bewegung würde fortgedauert haben, nachdem B_1 selbst zu bestehen und zu wirken aufgehört hätte. Wollen wir aber dies Gesetz nicht als gültig betrachten, so würde nicht der geringste Theil jenes kleinen Weges wirklich zurückgelegt werden; in dem Augenblick vielmehr, in welchem B_1 auch nur Miene machte, den Ort des e zu verändern und dadurch selbst in B_2 überzugehen, würde die bedingende Kraft sogleich wieder verschwinden, mit der es diesen Erfolg intendirte und es würde daher niemals zu dem Eintritte der neuen Bedingung B_2 überhaupt kommen, welche diese nie zum Anfang gelangende Bewegung fortsetzen könnte. Nennen wir y eine Function von x, so kann es von der Formel y dx ein endliches Integral geben, so lange wir dx als eine wirkliche Größe betrachten und die Berechnung wird um so genauer werden, je kleiner wir dies Intervall annehmen, durch welches hindurch wir einen Werth von y constant sein lassen; aber das ganze Integral wird zu Null, wenn wir dx als völlig verschwindend denken. Für unsern Fall würden wir diese gewohnte Vorstellungsweise so anwenden: Sei y die Geschwindigkeit, welche B_1 erzeugt, oder welche bei einem Anfangswerthe von x stattfindet, so wird dieses y sogleich dem Gesetze der Beharrung nach durch das ganze Intervall hindurch gelten, für welches man das Integral sucht; die nächste Bedingung B_2 wird hinsichtlich dessen, was ihr mit B_1 gemeinsam ist, durch die Bewegung y mitbefriedigt sein, welche in Folge von B_1 bereits geschieht; nur das, worin B_2 von B_1 abweicht, ist eine neue wirksame Bedingung, deren Folge dy, ein positiver oder negativer Zuwachs der Geschwindigkeit, ebenfalls sogleich durch das ganze Intervall der Integration fortdauert; aus der Summation des Anfangswerthes y und dieser stetig

aufeinander folgenden Zunahmen oder Abnahmen erwächst das Ganze der zwischen diesen Grenzen erzeugten Folge. Man sieht, worauf dies hinausläuft; wir erfahren auch so natürlich nicht, wie es eigentlich zugeht, daß die einmal entstandene Bewegung sich forterhält; aber wir sehen doch ein, daß das Gesetz der Beharrung gar nicht ein sonderbares Novum ist, von dem noch fraglich sein könnte, ob es von einer natürlichen Bewegung gelten werde oder nicht; es ist vielmehr seine Gültigkeit ein integrirender Bestandtheil unserer Vorstellung von der Bewegung. Entweder gibt es gar keine Bewegung, oder wenn es sie gibt und da es sie gibt, so folgt sie nothwendig dem Gesetze der Beharrung und sie käme gar nicht zu Stande, wenn wirklich strenggenommen die erzeugte Wirkung mit dem Aufhören der erzeugenden Ursache aufhören wollte. Denn nun nicht blos in Bezug auf Bewegung, sondern in dieser allgemeineren Bedeutung gilt das Gesetz. Keine Bedingung kann wirken, ohne einen Erfolg zu haben, der im Allgemeinen eine Aenderung des Zustandes ist, welcher die Aufforderung oder den Antrieb zum Wirken enthielt; es käme daher nie zu einem Erfolge, wenn die Aufforderung sogleich in dem Momente anfinge unwirksam zu werden, in welchem sie anfing zu wirken.

164. Wenn zwei reale Elemente ihre gegenseitige Entfernung im Raume ändern, so hat eine wirkliche Bewegung jederzeit stattgefunden; aber zweifelhaft bleibt, welches von beiden oder ob beide sich bewegt haben, und im letzteren Falle kann dieselbe neue Stellung sowohl durch entgegengesetzte als durch gleichgerichtete aber größenverschiedene Bewegungen beider herbeigeführt worden sein. Diese Möglichkeit, dasselbe Ergebniß für unsere Anschauung durch verschiedene Constructionen zu interpretiren, besteht zunächst immer, so lange wir nur das gegenseitige Verhältniß zweier Elemente ohne Rücksicht auf eine gemeinsame Umgebung beider ins Auge fassen; sie besteht auch fort, sobald wir diese mit in Betracht ziehen; nur wird dann uns nicht jede der möglichen Constructionen gleich passend erscheinen. Man wird vorziehen, dasjenige Element als bewegt zu betrachten, das allein seine Stellung gegen viele ändert, welche ihre gegenseitigen Lagen beibehalten; aber dennoch hindert Nichts, jenes eine als ruhend, das ganze System dieser vielen aber als bewegt in entgegengesetzter

Richtung zu denken. Die Vortheile, die uns dieſe Umformbarkeit unſerer Vorſtellungen praktiſch gewährt, habe ich nicht zu verfolgen; aber den caſuiſtiſchen Schwierigkeiten, welche die Metaphyſik an dieſe Relativität der Bewegung knüpft, ſcheinen mir nur Mißverſtändniſſe zu Grunde zu liegen. Denken wir uns zunächſt ein einziges Element in einem völlig leeren Weltraume: hat es dann noch Sinn zu behaupten, es bewege ſich, und zwar in beſtimmter Richtung? und worin beſteht dann ſeine Bewegung noch, da es ihm unmöglich iſt, durch ſie ſeine Beziehungen zu nicht vorhandenen Beziehungspunkten zu ändern, uns aber unmöglich, auch nur die Richtung, in der es ſich bewegen würde, von allen den andern zu unterſcheiden, in denen ſeine Bewegung nicht erfolgte? Auf dieſe Fragen glaube ich unbedenklich erwiedern zu müſſen: ſo lange wir nach gewöhnlicher Vorſtellungsweiſe einmal von einem wirklichen Raume ſprechen und die Durchlaufung deſſelben unter irgend einer Bedingung als einen möglichen Vorgang anſehen, ſo ſteht gar Nichts entgegen, auch die Bewegung dieſes einſamen Elementes als eine wirklich geſchehende zu betrachten, alſo die abſolute Bewegung, wie man ſie zu nennen pflegt, als eine Wirklichkeit anzuerkennen. Fehlt es in dem völlig leeren Raume an allen Beziehungspunkten der Vergleichung, ſelbſt an der Unterſcheidung von Himmelsgegenden, ſo geräth doch deshalb nicht jene Bewegung ſelbſt in eine Zweideutigkeit und Unbeſtimmtheit ihres Weſens, welche ſie hinderte, wirklich zu geſchehen; nur uns entgeht die Möglichkeit, das zu bezeichnen, was wirklich geſchieht. Wie wenig wir auch im Stande ſind, den Punkt z, durch welchen die Richtung des bewegten e geht, von anderen Punkten verſtändlich zu unterſcheiden, ſo wäre er doch immer von allen andern unterſchieden, ſo lange wir die Ausdehnung des Raumes als wirklich betrachten, die er durch ſeine beſtimmte Stellung zu allen andern mit bilden hilft. Und ſo wenig wir auch die Richtung ez, in welcher e ſich bewegt, von andern unterſcheiden könnten, bevor uns in einer beſtimmten Ebene, eine Standlinie gegeben wäre, gegen welche wir ihre Lage durch den Winkel definiren könnten, den ſie mit ihr machte, ſo wäre ez doch immer an ſich eine völlig beſtimmte Richtung: könnte doch jener Winkel ſelbſt niemals gefunden und angegeben werden, falls die Lage von ez nicht bereits unzweideutig in dem

Augenblicke feststände, in welchem wir zu ihrer Definition jenen unsern Maßstab der Vergleichung hinzubringen. Gewiß wird daher die Behauptung einer wirklichen Bewegung nicht erst zulässig durch den Mitgedanken einer Veränderung von Beziehungen, in denen das bewegte reale Element zu andern seines Gleichen steht. In jedem Augenblicke ohnehin, in welchem wir nach dem Gesetze der Beharrung eine einmal erzeugte Geschwindigkeit fortdauern lassen, bewegt sich das bewegte Element ganz in derselben Weise wirklich, die man hier als einen Fall von zweifelhafter Möglichkeit ansehen will; allerdings sind wir dann im Stande, innerhalb einer Welt, in welcher diese Bewegung zu Stande gekommen ist, auch die Richtung derselben durch Beziehungen zu anderen Realen und zu dem durch diese eingetheilten und markirten Raume anzugeben; allein alle diese Beziehungen kommen hier nur als hindernde oder abändernde Motive in Betracht; die beharrliche Geschwindigkeit des Elementes, die aus unserer Rechnung nicht ausfallen darf, ist an sich selbst in der That nur diese Bewegung eines einsamen Elementes, das sich um Nichts weiter kümmert. Weit entfernt daher, einen zweifelhaften Fall zu bilden, ist diese absolute Bewegung vielmehr ein Vorgang, der in jeder geschehenden Bewegung, nur latent unter anderen Zuthaten, wirklich enthalten ist. Anderseits, wenn man nur eine relative Bewegung anerkennen wollte, wodurch sollte denn diese zu Stande kommen? Versteht man unter ihr eine solche, die mit angebbarer wirklicher Lagenveränderung der Elemente gegeneinander verbunden ist, wie könnte sie dann entstanden sein, wenn nicht irgend eines oder mehrere dieser Elemente, um sich einander zu nähern oder sich zu entfernen, die Strecke des Raumes wirklich durchlaufen hätten, um welche sich ihre neue Stellung von der alten unterscheidet? Verstände man aber unter relativer Bewegung eine nur scheinbare, in welcher die wirklichen gegenseitigen Entfernungen zweier Elemente keine Veränderung erführen, so ist doch klar, daß dieser Schein selbst nicht entstehen könnte ohne eine irgendwo wirklich stattgefundene Bewegung, durch welche Der, für den der Schein vorhanden ist, seine eigene Stellung zu dem einen oder zu mehreren dieser Elemente verändert hätte.

165. Ganz eben so würden wir natürlich über das andere oft

angeführte Beiſpiel denken: über die Drehung einer einſamen Kugel im leeren Raume. Gewiß würde ſie ſo lange ganz undefinirbar ſein, bis ein gegebenes Coordinatenſyſtem die Richtungen von Axen feſtſtellte, mit denen die ihrige verglichen werden könnte. Aber ebenſo gewiß machen doch dieſe Axen nicht erſt die beſtimmte Richtung jener Drehung, welche ſie zu bezeichnen dienen; ſondern erſt muß die Drehung in ſich ſelbſt vollkommen beſtimmt und keine andere ſein, damit ſie unzweideutig auf ein Syſtem von Coordinaten reducirt werden könne. Nur definirbar wird ſie erſt durch dieſe Reduction; aber das Geſchehen geſchieht, mag es von uns definirt werden können oder nicht; ohnehin gehören zur Erkennbarkeit gar mancherlei Hülfsbedingungen, durch deren Fehlen doch Niemand die Möglichkeit des Geſchehens ſelbſt aufgehoben denkt. Hätten wir nun auch das deutlichſte Coordinatenſyſtem zu unſerer Verfügung, und ſähen eine Kugel an einem beſtimmten Orte deſſelben, ſo würden wir doch nicht herausbekommen, ob ſie ſich dreht oder nicht, und wohin ſie ſich dreht, wenn ſie aus vollkommen gleichen Theilen a beſtände, die ſich für unſer Auge weder durch Färbung noch durch wandelbare Lichtreflexe unterſchieden. In jedem Augenblicke würden wir an derſelben Stelle des Raumes immer das gleiche a erblicken und kein Mittel haben, das eine Exemplar dieſes Eindrucks von einem andern zu trennen; ſollen wir daraus ſchließen, daß eine gleichgefärbte Kugel ſich im Raume nicht drehen kann, ſondern nur eine ſcheckige, und auch dieſe nur mit geringer Geſchwindigkeit, damit die verſchiedenen Farbeneindrücke ſich nicht für uns in eine unterſchiedsloſe Miſchfarbe verſchmelzen? Gewiß iſt alſo auch jene abſolute Axendrehung völlig denkbar; oder vielmehr ſie iſt gar nicht ein problematiſcher Fall, ſondern ereignet ſich immerwährend. Denn von einer Einwirkung des Fixſternhimmels auf die Bewegungen in unſerem Planetenſyſtem haben wir weder Beweiſe, noch würde ſie uns zur Erklärung dieſer Bewegungen nöthig ſein; ſie ſo wohl als die Einwirkungen der übrigen Planeten kämen immer nur als ſtörende Motive in Betra[illegible] wenn wir den Umlauf der Erde und der Sonne um ihren gemeinſchaftlichen Schwerpunkt bedenken; dieſe beiden bewegen ſich alſo wirklich als ein einſames Paar im Weltraum; und die Erde wieder allein ſetzt ihre einmal vorhandene Axendrehung fort, ohne in ihr

durch ihr Verhältniß zur Sonne unterſtützt oder gehindert zu ſein. So kommt alſo dieſe Rotation, deren Möglichkeit man bezweifelt, vielmehr in Wirklichkeit vor, nur verdeckt durch Nebenumſtände, von denen ſie nicht beeinflußt wird; ja das Beiſpiel eines drehenden Kreiſels, der ſeine Rotationsebene beibehält und ihrer Aenderung Widerſtand entgegenſetzt, läßt ſie ſogar ſehr ſinnenfällig erſcheinen. Die Vorſtellung von der Wirklichkeit eines unendlichen leeren Raumes und die andere von einer abſoluten Bewegung realer Elemente in ihm gehören daher auf das Natürlichſte zuſammen und ſind eine ebenſo ſehr berechtigt als die andere; auch wird man niemals dieſer Vorſtellungsweiſe eine andere von gleicher Anſchaulichkeit zu ſubſtituiren im Stande ſein.

166. Da wir die eine von dieſen Vorſtellungen aufgegeben haben, ſo müſſen wir nun auch die andere mit unſerer entgegengeſetzten Auffaſſung zu vereinigen ſuchen. Die bisherigen Bemerkungen konnten nur zeigen, daß die abſolute Bewegung eines Elementes im leeren Raume ſich als ein geſchehender Vorgang denken laſſe; aber unmöglich blieb ein Anfang derſelben und die Wahl einer Richtung und Geſchwindigkeit aus der unendlichen Anzahl gleichmöglicher. Hieraus allein jedoch würden wir Nichts zu Ungunſten der Anſicht von einem vorhandenen Raume und ſeiner wirklichen Durchlaufung entſcheiden; denn welches innere Werden wir auch als wahres Geſchehen dieſem ſcheinbaren Thatbeſtande ſubſtituiren möchten, immer würde die Unmöglichkeit eines erſten Anfangs wiederkehren. Wir würden uns begnügen dürfen, auch das Geſchehen der Bewegung ſammt ihrer Richtung und Geſchwindigkeit zu den urſprünglichen Wirklichkeiten zu rechnen, die wir als gegeben anzuſehen haben, und nicht aus einer erſt zu entſcheidenden Wahl zwiſchen verſchiedenen Möglichkeiten ableiten können. In der That könnte ja endlos in Bezug auf jede beharrliche Eigenſchaft der Dinge, auf das Maß jeder Kraft und auf jede phyſikaliſche Conſtante überhaupt dieſelbe Frage wiederholt werden: warum haben ſie dieſe beſtimmte Größe und nicht eine andere der unzähligen denkbaren? Ich erinnere nur im Vorübergehen noch einmal, daß man ſich nicht durch die unvermeidliche Relativität aller unſerer Bezeichnungen ſolcher Conſtanten zu dem Mißgriff verleiten laſſen darf, ſie ſelbſt deswegen für unbeſtimmt zu

halten. Die Einheiten, auf welche wir das Maß einer Kraft g beziehen, und durch welche wir dasselbe ausdrücken, sind willkührlich gewählt; aber nachdem sie gewählt sind, folgt aus der eigenen bestimmten Intensität der Kraft, daß sie nach diesem Maßstab nur durch g und nicht durch ng gemessen werden kann. Betrachten wir eine Bewegung im Halbkreise von dem Zenith aus und geht sie dann von rechts nach links, aber von links nach rechts, wenn wir sie vom Nadir der Axe aus betrachten, so beweist dies nicht, daß ihre Richtung nur relativ zu unserer Stellung bestimmt ist, sondern umgekehrt, daß sie von dieser Stellung unabhängig für sich bestimmt ist und deswegen für verschiedene Standpunkte des Zuschauers durch verschiedene auf diese Standpunkte bezügliche Definitionen ausgedrückt werden muß. Ohne Zweifel steckt daher die Wirklichkeit voll von solchen durchaus bestimmten obgleich für sich unbezeichenbaren Constanten, die man selbst dann noch bestimmt nennen muß, wenn sie unter wechselnden Bedingungen ihre Werthe gesetzlich ändern; denn immer wird, um bei dem Beispiele jener Kraft zu bleiben, ihre Intensität unter einer neuen bestimmten Bedingung, nur durch eine Function von g aber nicht durch dieselbe Function von ng meßbar sein. Erst für unser bewegliches Denken, das verschiedene Wirklichkeiten vergleicht, entsteht, wie schon mehrfach erwähnt, die Vorstellung unzähliger Möglichkeiten, die auch hätten sein können, aber nicht sind, und die sonderbare Gewohnheit, das Wirkliche zu betrachten als wäre es einigermaßen schon ehe es ist und verhülfe sich durch Auswahl aus Möglichkeiten dann noch zum vollen Sein. Bescheiden wir uns also, überhaupt die erste Entstehung der Wirklichkeit nicht vorstellen zu können, deren Fortsetzung uns begreiflich scheint, so kann auch die absolute Bewegung im Raume und ihre Richtung als eines der unvordenklichen Daten gelten, von denen unsere weiteren Ueberlegungen auszugehen haben.

167. Aber es ist nicht zu läugnen, daß doch ein Stachel zurückbleibt. Diejenigen Constanten geben wir zu, die überhaupt das Wesen Dessen bilden, von dessen weiterem Verhalten wir Rechenschaft verlangen; hier aber sehen wir auf der einen Seite einen leeren Raum, der völlig gleichgültig gegen alle Realität ist und bestehen könnte ohne sie, auf der andern ein Reales, das selbst dann, wenn

es uns einer eignen räumlichen Ausdehnung bedürftig schiene, doch ausdrücklich als völlig gleichgültig gegen den Ort gedacht wird, den es einnimmt, mithin auch gleichgültig gegen den Wechsel desselben, unfähig die Richtung einer zu beginnenden Bewegung aus sich zu bestimmen, und dennoch thatsächlich in einer von unendlich vielen begriffen. So bequem dieser innere Unzusammenhang dennoch miteinander zusammenhängender Bestimmungen für die Anschauung sein mag, so unglaublich ist er doch für das Denken, dessen Bestrebung immer darauf gerichtet sein wird, aus der eignen Natur des Seienden auch die bedingenden Gründe seiner Schicksale zu finden. Bewegung den natürlichen Zustand der Dinge zu nennen ist ein philosophisch ganz unbrauchbarer Gedanke; natürlich ist dem Dinge Nichts, als das zu sein, was es ist; Zustände dagegen können zwar thatsächlich, aber nicht natürlich genannt werden; sie verlangen stets ihre Bedingung entweder in den Dingen oder außer ihnen. Anderseits kann jedes einzelne Ding nicht in Bewegung überhaupt, sondern nur in einer solchen von bestimmter Richtung und Geschwindigkeit sein; fruchtbar ist aber die ganze Annahme ursprünglicher Bewegung nur, wenn sie verschiedenen Elementen verschiedene Richtungen und Geschwindigkeiten zuschreibt; da sie zugleich aber die Elemente doch als gleichartig betrachtet, so kann sie diese Verschiedenheit um so weniger als natürlichen Zustand, sondern muß sie als einen thatsächlichen, der Natur der Dinge vielmehr fremden Zustand auffassen. In der That ist es nun diese Grundlosigkeit, die hauptsächlich der Anerkennung der absoluten Bewegung entgegenwirkte; denn was geschieht eigentlich, wenn das fortstrebende Element e einen leeren Raumpunkt nach dem anderen durchläuft, ohne sich an dem dritten irgendwie anders zu befinden als an dem zweiten und ersten? ohne daß von dieser wenn auch fruchtlosen Veränderung ihm wenigstens die Thatsache ihres fruchtlosen Geschehens irgendwie merklich wird? ohne daß endlich auch nur einem fremden Beobachter, es sei denn durch Beihülfe von Beziehungen zu Anderem, eine bloße Bezeichnung des angeblichen Vorgangs möglich würde? und dennoch sollte dieser wesenlose Vorgang, dieses Werden, durch welches Nichts wird, einmal angeregt zu ewiger Fortsetzung genöthigt sein, nachdem es ohne äußere Anregung nicht entstehen konnte? Diese Unbegreif-

lichkeiten haben zu allen Zeiten zu einiger Auflehnung gegen die klare anschauliche und der Praxis unentbehrliche Auffassung der Mechanik geführt, nach welcher das bewegte Element eben nur Substrat der Bewegung ist, ohne eine eigenthümliche Natur, die selbst durch die Bewegung litte oder durch ihr Leiden die Bewegung erzeugte; nicht in bloßer Veränderung äußerer Relationen könne die Bewegung bestehen, sondern müsse in jedem Augenblicke ein wirklicher innerer Zustand des Bewegten sein, in welchem es sich anders befindet, als im Augenblick der Ruhe oder anderer Bewegung. Kann nun die Ansicht, welche dem Raume eine nur phänomenale Geltung zugesteht, zur Lösung dieser Zweifel etwas Zufriedenstellendes anbieten?

168. Denken wir uns ein reales Element e begriffen in inneren Zuständen, die wir in den Ausdruck p zusammenziehen, so könnte nicht für uns die Frage sein, ob aus e_p eine Bewegung im Raume entspränge, sondern nur, ob für ein Bewußtsein, welches die Anschauung des Raumes besäße, e_p den Grund zu einer scheinbaren Bewegung des e innerhalb dieses Raumes bilden könnte. Wir wollen nun zunächst, ebenso wie früher bei der Betrachtung der Zeit, die Annahme machen, dies Bewußtsein sei ein völlig unmittelbares Wissen um Alles, und so auch um e_p, beruhe aber nicht auf Erwerbung durch eine Einwirkung, die von e_p auf das wissende Subject geschähe, nöthige also auch nicht dazu, diesem Subject selbst irgend ein angebbares bestimmtes Verhältniß zu e_p zuzuschreiben. Dann, glaube ich, werden wir folgerecht schließen: so wenig dies e_p in einem wirklichen leeren Raume einen Ort vor dem andern als seinen Sitz, oder eine Richtung vor der andern als die seiner zu beginnenden Bewegung bevorzugen könnte, so wenig hat jenes Bewußtsein Grund, dem von ihm gewußten e_p irgend einen Ort in dem Raume seiner Anschauung vor anderen, oder eine Bewegung nach irgend welcher Richtung beizulegen. Wollen wir uns versinnlichen, was unter so fictiven Bedingungen Rechtens scheint, so können wir nur an einen Ton denken, dem wir allerdings eine Wirklichkeit im Raume, höchst unvollkommen aber eine Oertlichkeit und auch dann nur eine solche des Ursprungs beilegen, oder an eine Tonfolge, die uns auch nicht eben außerhalb des Raumes zu erklingen scheint, aber dennoch eine intensive Bewegung bleibt, und nur im Reiche der Töne ihre bestimmte Richtung

hat, im Raume aber keine. Ich würde so völlig erdichtete Umstände nicht anführen, wenn sie nicht ungefähr dem gleichkämen, was die Populariſirung der Kantiſchen Anſicht vorzuſtellen pflegt: eine fertig angeborne Raumanſchauung, ohne daß dem Subject, welches ſie hat, beſtimmte Beziehungen zu den Objecten zukämen, welche es in ihr auffaſſen ſoll. In Wirklichkeit aber finden wir jenes Bewußtſein immer geknüpft an ein einzelnes beſtimmtes Weſen s, und anſtatt des unmittelbaren Wiſſens eine Erkenntniß, die ſtets an die Einwirkung des e auf s gebunden iſt. Aber auch dieſe Vorausſetzung reicht noch nicht hin zur Entſtehung von Bewegungserſcheinungen für s. Welches auch der innere Zuſtand p in e ſein, und wie auch er in q, ſeine Wirkung x auf s ſich in x ändern möchte, für ein völlig einfaches und in ſich unterſchiedloſes s würde hierin nur der Grund zur Wahrnehmung einer Succeſſion von Inhalten, aber nicht zu ihrer räumlichen Localiſirung und ſcheinbaren Bewegung liegen. Auch das würde nicht hinreichen, daß gleichzeitig eine Mehrheit verſchieden erregter Elemente e_p e_q e_r auf das einfache s einwirkten; die gefühlten Differenzen ihrer Wirkungen könnten dem s, wenn es Fähigkeit und Nöthigung zu räumlicher Anſchauung derſelben beſäße, einen Leitfaden zur Beſtimmung der relativen Lagen abgeben, welche die Bilder jener Elemente im Raume einnehmen müßten, und die Veränderungen jener Wirkungen würden dann zur Anſchauung relativer Bewegungen führen, durch welche jene Bilder ihre ſcheinbaren Lagen gegeneinander änderten. Aber das ruhende oder bewegte Ganze der ſo entſtandenen Geſammtanſchauung würde noch gar keine beſtimmte Lage in Bezug auf das anſchauende Subject haben, das, in ſeiner völligen Einfachheit einer ganz gleichartigen Kugel vergleichbar, ſich innerhalb der angeſchauten Mannigfaltigkeit drehen könnte, ohne dabei irgend eine Veränderung in den erlittenen Einwirkungen, mithin auch in ſeiner Anſchauung zu erfahren. Damit eine Ordnung der Erſcheinungen aber ſich von einer andern oben, oder eine Bewegung nach rechts und unten von der ſymmetriſchen nach links und oben unterſcheiden laſſe, dazu iſt nöthig, daß zuvor für s ſelbſt dieſe Richtungen in ſeiner Raumanſchauung ſich qualitativ unvertauſchbar unterſcheiden; dann wird es jede Einwirkung oder Veränderung eines Elementes auf diejenige Richtung beziehen können, zu welcher ſie nach

der qualitativen Natur ihres Eindruckes oder der Veränderung dieses Eindruckes gehört. Dies läuft, nach Einschaltung einiger Zwischengedanken, die ich der Psychologie überlasse, darauf hinaus, daß allerdings ein einfaches raumanschauendes Atom durch die qualitativen Differenzen der Eindrücke, welche es von unzähligen anderen erfährt, zur Entwerfung eines Raumbildes der Erscheinungen von bestimmter innerer Zeichnung veranlaßt werden könnte, daß aber für dasselbe die Frage nach dem Ort oder der Richtung, welche diese Bilder und ihre Bewegungen in einem absoluten Raume einnähmen oder verfolgten, von keiner Bedeutung sein würde. Was mit diesem Ausdruck überhaupt gemeint sein könnte, würde ihm erst dann verständlich, wenn es nicht mehr ein isolirtes wissendes Atom, wenn es vielmehr in beständiger Verbindung mit einer Vielheit anderer Elemente, sagen wir sogleich: mit einem Organismus wäre, dessen selbst noch unräumlich zu denkender systematischer Bau polare Gegensätze der qualitativ bestimmten Eindrücke verstattete, die von seinen verschiedenen Gliedern jenem wissenden Mittelpunkte zugeführt würden. Die Richtungen, nach welchen in dem von ihm angeschauten Raume das Bewußtsein diese ihm zukommenden Eindrücke vertheilte, und in welche es zugleich die ihm erscheinenden Bilder seines leiblichen Organismus verlegte, würden allein für dasselbe ein ursprüngliches und unzweideutiges Coordinatensystem bilden, auf welches auch alle Eindrücke zu reduciren sein würden, welche aus dem veränderlichen Verkehr mit anderen Elementen entsprängen. Weitere Erfahrungen, die das anschauende ‹ in diesem Verkehre macht, können ihm dann zeigen, daß zwischen den übrigen Elementen beständige Verhältnisse stattfinden, zu deren Gesammtheit ‹ sich selbst und seinem Leibe wechselnde Stellungen geben kann; dann entsteht die Veranlassung, in dem räumlich erscheinenden Bilde dieser Außenwelt ein neues ihr selbst angehöriges Coordinatensystem zu suchen, auf welches sowohl jene beständigen Verhältnisse als diese wechselnden Stellungen am bequemsten sich beziehen lassen. Jedes solche neue System aber wird wieder durch einen qualitativen Unterschied derjenigen Inhalte bestimmt sein müssen, welche an die entgegengesetzten Enden einer Axe vertheilt sind; wo dagegen dies ganze System mit seiner inneren Gliederung seinen Ort im absoluten Raume habe, oder nach welcher Richtung

eines solchen sich diese oder jene seiner Axen erstrecke, diese Frage würde für unsere Ansicht gar keinen angebbaren Sinn mehr haben. Denn jenen absoluten Raum gibt es eben nicht, in welchem das raumanschauende Subject sammt allen Objecten seiner Anschauung selbst noch einmal enthalten sein und einen Platz hier oder dort einnehmen könnte; nur in dem Innern solcher Subjecte, als ihre Anschauung, existirt der Raum und wird für sie durch die qualitative Verschiedenheit der Eindrücke so gegliedert, daß sie in ihm den Erscheinungen anderer Elemente ihre bestimmten Orte anweisen können; der durchgängige Zusammenhang alles Wirklichen endlich sorgt dafür, daß auch jedes dieser Subjecte in dem Raume des andern an einer Stelle erscheint, die der Gesammtheit seiner Beziehungen zu dem übrigen Weltinhalte gemäß ist; so geschieht es, daß jedes von ihnen den von ihm angeschauten Raum als einen gemeinsam für alle vorhandenen Schauplatz ansehen kann, auf dem es mit anderen sich begegnen und in seinen Beziehungen zu dritten zusammentreffen kann.

169. Nun wird es aber doch nothwendig sein, noch einmal ausdrücklich auf die oben angeführten beiden Beispiele zurückzukommen, um hervorzuheben, was an ihnen räthselhaft bleibt. Wir sahen: für die gewöhnliche Ansicht boten sie keine besonderen Schwierigkeiten; hatte man sich einmal entschlossen, den leeren Raum für eine vorhandene Ausdehnung und die Bewegung als wirkliche Durchlaufung derselben gelten zu lassen, so konnten die gradlinige Fortbewegung und die Drehung eines einsamen Elementes als nicht minder wirkliche obgleich undefinirbare Vorgänge auch mit in den Kauf gehen. Beiden würden wir jetzt ein inneres Verhalten des e, irgend ein p, zu substituiren haben, dessen Einwirkung x auf ein anschauendes s für dieses das Schauspiel einer Bewegung des e durch den von s vorgestellten Raum hervorbringt. Für die gewöhnliche Ansicht war nun die absolute, progressive oder drehende Bewegung des e, obwohl sie wirklich geschah, doch nicht definirbar, weil man das beobachtende Bewußtsein, das sie definiren sollte, nur als ein allgegenwärtiges unmittelbares Wissen behandelte, das selber gar kein besonderes seine Wahrnehmung mitbestimmendes Verhältniß zu seinem Objecte hatte; deswegen hätte man hier zur Bezeichnung des wirklichen Vorganges Coordinaten gebraucht, die unabhängig von dem Beobachter gewesen

wären; da man sie im leeren Raume nicht fand, so blieb die Aufgabe einer Bezeichnung dieses Vorgangs unlösbar, ohne daß deshalb die Wirklichkeit desselben weniger wirklich gewesen wäre. Für uns steht nun die Sache anders. Was wir erklären wollen, ist nicht eine wirkliche Bewegung außer uns, sondern die Erscheinung einer außen nicht stattfindenden in uns; für uns ist daher das Vorhandensein des beobachtenden Subjectes ε, für welches der Schein da sein soll, so wie das bestimmte Verhältniß des ε zu den erzeugenden äußern Ursachen dieses Scheines, nicht blos die Bedingung der möglichen Bezeichnung und Definition der scheinbaren Bewegung, sondern zugleich die Bedingung ihres Zustandekommens, als scheinbarer. Auch für uns wird daher, innerhalb der von uns vorgestellten Erscheinungswelt, die Fortschreitung und Drehung eines einsamen e für einen wirklichen Vorgang dann gelten können, wenn wir nicht vergessen, uns selbst, nämlich den Beobachter ε mit hinzuzudenken, für den es allein eine Erscheinung geben kann. Denn allemal wird dann zwischen e und ε, als Elementen einer und derselben Welt, auch eine Wechselwirkung und zwar eine veränderliche bestehen; nach der Art aber, wie die Einwirkung des e auf uns aus $\varkappa$ sich in $\varkappa$ ändert, während e selbst eine innere Veränderung erfährt, wird auch die Richtung dieser scheinbaren Bewegung in Bezug auf jenes Coordinatensystem bestimmt sein, mit dem wir uns das raumanschauende ε, falls diese seine allgemeine Anschauung überhaupt eine Praxis der Anwendung zulassen soll, von vorn herein ausgerüstet denken müssen.

170. Allein so sehr ich von der Richtigkeit dieser Behauptungen überzeugt bin, so wenig finde ich sie befriedigend; sie lassen einen Punkt dunkel, über den klarer als andere zu sehen ich mir nicht den Anschein geben mag. Jener Uebergang nämlich des e aus einer inneren Verfassung in die andere, welcher, wenn er auf uns wirkt, uns die Erscheinung einer Bewegung des e verursacht, muß natürlich auch dann als vor sich gehend gedacht werden, wenn er nicht auf uns wirkt, oder ehe er auf uns wirkt; er kann dann nur ein inneres unräumliches Geschehen sein, fähig, später durch die jetzt noch fehlende Einwirkung auf uns als räumliche Bewegung zu erscheinen. Hier hindert uns nun eine Unbequemlichkeit unserer Ansicht, die ich beklagen aber nicht beseitigen kann: von inneren Zuständen der Dinge

haben wir keine lebendige Vorstellung. Wir sind genöthigt sie anzunehmen, um früher erörterte Postulate unsers Erkennens erfüllbar zu machen; aber wir können sie nicht schildern; wer es vollends verschmäht, sie auch nur analog den geistigen Zuständen zu denken, die wir in uns selbst erfahren, besitzt gar kein Bild oder Gleichniß der Beschaffenheit mehr, durch welche sie jene Erfüllung nothwendiger Forderungen leisten. An sich würde uns dieser Mangel der Anschaulichkeit in metaphysischen Untersuchungen nicht störend sein; er wird es aber doch in diesem besonderen Falle, wo es sich um die Begreiflichkeit der angeführten Bewegungen handelt. Wenn das Element e für uns eine scheinbare Bahn durchläuft, so wird zwar der Anfang zu der Reihenfolge innerer Zustände, deren successive Einwirkung auf uns diese Erscheinung veranlaßt, niemals in ihm selbst, sondern in dem Einflusse anderer Elemente gesucht werden; allein die unleugbare Gültigkeit des Beharrungsgesetzes nöthigt doch zu der Annahme, daß ein einmal in e entstandener Antrieb zur Bewegung unabhängig von allen weiteren Einwirkungen für uns das Motiv zur Erscheinung einer gleichförmig fortgesetzten Ortsveränderung seines Sinnenbildes wird. Zu derselben Annahme zwingt uns das andere Beispiel zweier gleicher Elemente e, welche rastlos denselben Kreis durchlaufen, an dessen entgegengesetzten Durchmesserenden sie sich befinden. Die gewöhnlichen mechanischen Vorstellungen können wir für unsere Ansicht leicht so weit benutzen, daß wir eine innerliche Wechselwirkung beider Elemente annehmen, die für sich allein den gegenseitigen Abstand ihrer Sinnenbilder in unserer Wahrnehmung verkürzen würde; dann bliebe wieder die gradlinige Tangentialbewegung zu erklären, die dem Gesetze der Beharrung gemäß fortdauernd jener Anziehung bis zur Bildung der scheinbaren Kreisbahn entgegenwirkte. Wie läßt sich nun diese innere Verfassung des e denken, welche in uns die Erscheinung dieser Trägheitsbewegung begründen könnte? Als ruhender Zustand aufgefaßt würde sie niemals etwas Anderes als eine bleibende Oertlichkeit des e in unserem Raume bedingen; als Vorgang gedacht dürfte sie doch nicht e_p in e_q so überführen, daß der neue momentane Zustand q den Grund des weiteren Fortgangs desselben Vorgangs änderte, der schon in e_p geschah; ein Geschehen das immerfort geschieht, einem Flusse ähnlich, der immer gleich fließt, ohne auf-

zuhören, ein nie gestilltes Streben würde vorauszusetzen sein, ein Vorgang, der niemals durch das Ergebniß, welches er hervorbringt, in der weiteren Erzeugung desselben gehindert oder von ihr abgehalten wird. Dieser Begriff erscheint sonderbar genug und rechtfertigt ein Mißtrauen, das ihn nicht zulassen möchte, bevor ein Beispiel gezeigt hätte, daß er etwas bedeutet, was vorkommt und nicht ein leeres Hirngespinnst ist. Nun glaube ich allerdings, ohne jedoch einen bestimmteren Nachweis zu versuchen, daß das geistige Leben Beispiele eines solchen sich fortsetzenden Vorgangs darbieten würde, der in seiner Weise dem sonderbaren der Mechanik dennoch nicht fremden Begriff eines Bewegungszustandes entsprechen würde. Vielleicht findet sich einmal Jemand, der auf die weitere Verfolgung dieser Gedanken sich einzulassen Lust hat; nachdem wir so lange mit dem unausführbaren Versuche uns beschäftigt haben, alles wahre Geschehen auf bloße Veränderung äußerer Relationen zwischen innerlich unbewegten Substraten zurückzuführen, würde ja schon die Mode den Uebergang zu dem Versuche einer umfassenden Mechanik innerer Zustände verlangen; dann würden wir vielleicht lernen, was dieser Begriff des Zustandes überhaupt, mit dem allgemein bisher etwas leichtsinnig gespielt worden ist, als mögliche Arten zuläßt oder als unmögliche ausschließt. Bis dahin bleiben unsere Gedanken hierüber ohne die wünschenswerthe Klarheit und das Gesetz der Beharrung behält auch für uns seine Paradoxie; nur dies füge ich hinzu, daß für unsere Ansicht nicht mehr Räthsel vorhanden sind als für die gewöhnliche. Die Thatsache einer solchen ewigen Fortsetzung eines und desselben Vorgangs gibt ja die Mechanik eben zu; nur über seine Seltsamkeit hat sie sich mit dem erwähnten gefälligen Ausdruck eines Bewegungszustandes hinweggesetzt.

171. Ich kann die Frage erwarten, ob es nicht räthlicher wäre, von so unfruchtbaren Ueberlegungen abzustehen; allein es ist doch nicht blos die Eigenthümlichkeit unserer einmal gemachten Voraussetzungen, die zu ihnen veranlaßt. In §. 112 seiner Mechanik macht Poisson, indem er von der gleichförmigen Bewegung der Beharrung spricht, die Bemerkung: der Raum, der in der Zeiteinheit durchlaufen werde, sei nur das Maß der Geschwindigkeit, aber nicht diese selbst; die Geschwindigkeit eines materiellen Punktes, der sich in Bewegung

befindet, sei Etwas, das in diesem Punkte residire, ihn bewege und von einem materiellen Punkte, der in Ruhe ist, unterscheide; übrigens aber sei sie einer weiteren Erklärung nicht fähig. Daß der berühmte Lehrer sich etwas cavalierement über eine Schwierigkeit ausdrückt, deren Erledigung seine nächsten Zwecke nicht erforderten, finde ich hübscher als wenn er zur Unzeit über sie philosophirt hätte. Nicht ihn aber trifft der Vorwurf, eine bloße Maßformel unserer vergleichenden Erkenntniß für eine Wirklichkeit in den Dingen zu nehmen, sondern der gewöhnlichen Auffassung wirft er mit Recht vor, eine Wirklichkeit zu übersehen, der jene Formel nur als Maß dienen kann. Geschwindigkeit und Beschleunigung sind nicht blos die ersten und zweiten Differentialquotienten von Raum und Zeit; sie würden dann einen wirklichen Werth nur haben, sofern eine Raumstrecke wirklich durchlaufen wird; aber nicht nur innerhalb eines unendlich kleinen Weges, sondern in jedem untheilbaren Augenblicke unterscheidet sich der bewegte Körper von dem unbewegten, obgleich das, was ihn unterscheidet, in einer Zeit Null keine Gelegenheit hat, sich durch Beschreibung eines Raums und dessen Verhältniß zur gebrauchten Zeit erkennbar zu machen. Man kann nicht dies leugnen und doch zugleich von dem Gesetze der Beharrung sprechen. Wäre ein bewegtes Element, das durch einen Punkt hindurchgeht, auch nur in dem unausgedehnten Momente seines Durchgangs einem andern völlig gleich, das an demselben Punkte sich blos befände, so würde dieser Zustand der Ruhe nach jenem Gesetze endlos fortdauern. Wir würden daher zwar nicht mit Zeno schließen, daß der fliegende Pfeil immer ruhe, weil er an jedem Punkte seiner Bahn ruhe, aber wir würden behaupten, daß er fortan immer ruhen müsse, wenn er an einem einzigen Punkte ruhte, und daß er an jene andern Orte gar nicht gelangen könne, in denen ihm nach Zenos hierin etwas vergeßlichem Sophisma dieselbe Ruhe beschieden sein soll. Wenn nun Das, was dies Wesen der Bewegung ausmacht, in einem untheilbaren Momente als Geschwindigkeit, d. h. als Verhältniß von Raum und Zeit nicht bestehen kann, gleichwohl aber in diesem Momente als eine Wirklichkeit bestehen muß, so bleibt allerdings nur übrig, es für einen inneren Zustand oder Trieb des Bewegten anzusehen, der vor seinem Erzeugniß vorhanden ist. Auch daß dieser Trieb das Element

bewege, kann man zugestehen; denn wie auch er selbst durch Einwirkung äußerer Kräfte entstanden sein mag, nur von dem entstandenen, sofern er weiterhin die Ursache der Beharrung der Bewegung ist, war bei Poisson und hier die Rede.

172. Das Parallelogramm der Bewegungen lehrt uns, welchen Erfolg das Zusammentreffen zweier Antriebe in demselben beweglichen Elemente hat. Seine Gültigkeit ist so zweifellos, daß alle Beweise, die nur seine Gewißheit festzustellen suchen, lediglich ein logisches Interesse haben; uns würden hier nur diejenigen angehen, die zugleich die Bedeutung des Grundsatzes oder die ratio legis angäben, welche in diesem Satze ihren anwendbaren mathematischen Ausdruck findet. Wenn einem Subject S unter einer Bedingung π ein Prädicat p zugeschrieben wird, so kann demselben durch jenes π bestimmten S kein anderes Prädicat q zukommen; denn jede Bedingung kann nur eine und keine andere Folge begründen. Die beiden Sätze mithin, deren jeder für sich richtig sein kann: S_π ist p, und: $S_\varkappa$ ist q, sprechen von zwei verschiedenen Fällen oder von zwei verschiedenen Subjecten; um zu entscheiden, welches Prädicat durch das Zusammenbestehen beider Bedingungen π und $\varkappa$ in demselben Falle oder an demselben Subjecte begründet sein würde, fehlt es der blos logischen Betrachtung an einem maßgebenden Grundsatze. Die Wirklichkeit stellt diese Aufgabe unaufhörlich; verschiedene Bedingungen können ein durch sie bestimmbares Element nicht blos abwechselnd, sondern zugleich ergreifen; keine von ihnen kann, so lange nicht besondere Voraussetzungen gemacht werden, der andern nachstehn oder vor ihr einen Vorzug haben; ebensowenig kann der Streit ihrer Ansprüche unentschieden bleiben; ein Resultat muß in jedem Falle entstehen, welches von beiden Bedingungen zusammen bestimmt wird. Diesen Character der Wirklichkeit, der eine kurze ausdrückliche Erwähnung zu verdienen schien, pflegt man als selbstverständlich vorauszusetzen und sich sogleich zur Bestimmung der Form dieses Resultats zu wenden. Wollte man diese in ganz allgemeiner Weise versuchen, so würde man zuerst die Möglichkeit bedenken müssen, daß die bedingende Kraft der zwei Bedingungen von ihrer Priorität in der Zeit abhinge, und folglich nicht dasselbe Ergebniß einträte, wenn $\varkappa$ auf π und wenn π auf $\varkappa$ folgte. In dem Falle der Bewegung

wird dieser Zweifel durch das Gesetz der Beharrung erledigt. In jedem Augenblicke befindet sich das durch die Bedingung $\varkappa$ bewegte Element in demselben Bewegungszustande, in welchen es im Augenblicke der ersten Mittheilung der Bewegung versetzt wurde; in welchem Momente mithin auch die zweite Bedingung $\varkappa$ einzuwirken beginnt, so verhält sich alles ebenso als wenn jetzt erst $\varkappa$, mit ihm gleichzeitig, seinen Einfluß zu üben anhöbe; die Zeitfolge beider Bedingungen ist mithin gleichgültig. Aber auch so bleibt noch zweifelhaft, ob $\varkappa$ dem Element e, auf welches zugleich die Bedingung $\varkappa$ wirkt, dieselbe neue Bewegung q zu ertheilen streben würde, die sie ihm ohne das Vorhandensein von $\varkappa$ gegeben hätte. Dächten wir uns p als zunächst durch $\varkappa$ allein erzeugte Bewegung, so würde die resultirende Bewegung aus beiden Bedingungen nicht nur $p+q$ oder $p\circ q$, sondern auch $(p+q)(1+\delta)$ oder $p\circ q(1+\delta)$ sein können; wäre zuerst q allein durch $\varkappa$ erzeugt worden, so würde sie durch das hinzukommende $\varkappa$ zu $qp(1+\varepsilon)$ oder $(p+q)(1+\varepsilon)$ werden. Es versteht sich, daß die Wahl der einen oder der andern Formel gleichgültig ist; das mathematische Symbol hat nur die Pflicht, p und q als völlig gleich an Rang zu bezeichnen, im eigentlichen Sinne ist das herauskommende Resultat weder Summe noch Product. Da nun die Zeitfolge der Bedingungen gleichgültig ist, so muß auch $p\circ q(1+\delta) = p\circ q(1+\varepsilon)$ sein, und dieser Gleichung wird durch die beiden Annahmen genügt, daß $\delta=\varepsilon$, und daß beide $=0$ sind. Ich glaube nicht, daß man aus allgemeinen Gründen in Bezug auf das Zusammenwirken jeder zwei denkbaren irgendwie beschaffenen Bedingungen sich für die eine oder die andere Annahme entscheiden könnte; ich bin im Gegentheil davon überzeugt, daß auch die erste ihre Gebiete der Anwendung hat; daß für die Bewegungen und ihre Zusammensetzung bekanntermaßen die zweite gilt, kann ich daher, im Zusammenhang meiner Betrachtung, nur für eine Thatsache der Wirklichkeit ansehen, welche, nachdem sie anderweitig sichergestellt ist, sich leicht interpretiren läßt, aber ohne diese Sicherstellung sich a priori nicht mit Zuverlässigkeit würde beweisen lassen. Es bedeutet dann diese Thatsache: n gleichzeitige Bewegungen erzeugen in demselben Element e in einer Zeiteinheit dieselbe Ortsveränderung, welche sie in n Zeiteinheiten dann erzeugt haben würden, wenn sie auf e successiv, jede von dem

bereits erreichten Orte des a aus, gewirkt hätten. Es ist nicht nöthig, zu bemerken, wie sich hieraus der endliche Ort des c, und zugleich, da dieselben Verhältnisse für jeden unendlich kleinen Zeittheil gelten, auch die Bahn des c sich gemäß dem Parallelogramme der Bewegungen bestimmt. Seinem Sinne nach schließt sich dies Verhalten an den Satz der Beharrung an; so wie nach diesem eine einmal vorhandene Bewegung für sich nie verloren geht, so geht auch in der Zusammensetzung mit andern in so fern keine verloren, als in dem Gesammterfolg der Erfolg jeder einzelnen vollständig erhalten ist; nur der Vorgang, durch den dieses Gesammtergebniß erreicht wird, muß in jedem Augenblick einer sein und kann nicht die Vielfaltigkeit der Antriebe als eine fortbestehende Mannigfaltigkeit enthalten; er ist die Resultante, welche sie verschmilzt. Der Ausdruck $p + q$ würde, dem ersten Gedanken entsprechend, die beiden Bewegungen bezeichnen, die man auf einander folgen lassen kann, um denselben Erfolg zu gewinnen, der andere pq würde den zweiten ausdrücken, den Vorgang, durch den dieser Erfolg erreicht wird: die Bewegung in der Richtung p würde beständig durch die Bedingung q sich selbst parallel verschoben werden.

173. Ich habe ausdrücklich erwähnt, daß ich nur im Zusammenhang meiner Betrachtung auf eine Deduction des Parallelogrammgesetzes verzichte; unter den gewöhnlichen Voraussetzungen der Mechanik dagegen halte ich die Beschränkung auf blos erfahrungsmäßige Gültigkeit desselben für unbegründet. Ich finde behauptet: allen Versuchen, dasselbe als eine nothwendige Verstandes-Wahrheit zu beweisen, sei das Argument entgegenzustellen: in unserer Vernunft liege Nichts, was uns zwingen könnte, grade diese Einrichtung in der Natur vorauszusetzen; es würde durchaus kein Widerspruch mit unserer Vernunft liegen in der Annahme: daß etwa auch die physikalische oder chemische Qualität der materiellen Punkte und die Entstehungsweise der wirkenden Kräfte einen Einfluß hätten auf Größe und Richtung der Mittelkraft; daß z. B. Kräfte elektrischen Ursprungs anders als Schwerkräfte, anziehende in anderer Weise als abstoßende ihren Einfluß auf Größe und Richtung der Mittelkraft gelten machten; zwar sei dies nicht der Fall: aber daß es nicht so sei, lehre einzig und allein die Erfahrung. Hiergegen muß ich erinnern, daß für die

allgemeine Mechanik die Kräfte nicht nach ihren sonstigen geheimnißvollen Eigenschaften, sondern lediglich insofern in Betracht kommen, als sie Ursachen völlig gleichartiger, nur nach Richtung, Geschwindigkeit und Intensität verschiedener Bewegungen sind; nur von diesen Bewegungen, sofern sie als bereits mitgetheilt gedacht werden und nun dem einförmigen Gesetze der Beharrung unterliegen, ist unmittelbar in dem Gesetz des Parallelogrammes die Rede und deshalb alle Rücksicht auf die Vorgeschichte ihrer Entstehung ausgeschlossen. Und ebenso gelten die beweglichen Elemente durchaus nur als Substrate der Bewegung, die völlig gleichgültig gegen diese selbst sind und aus deren sonstiger qualitativer Natur man sich diejenige Componente bereits abgesondert hervorgehoben denkt, nach welcher betrachtet sie völlig gleichartige Massen sind und nur durch Trägheitswiderstände einen meßbaren quantitativen Einfluß auf den Verlauf der Bewegungen haben. Unter diesen Voraussetzungen aber hat unsere Vernunft gar nicht mehr eine Menge gleicher Möglichkeiten vor sich; es ist im Gegentheil gewiß, daß zwei Bewegungen, die Nichts sind als Ortsveränderungen und die keine Kraft mehr hinter sich haben, welche auf ihre Beharrung Einfluß üben könnte, durchaus nicht mehr als ihre Summe, wenn sie gleichartig sind, und nicht weniger als ihre Differenz hervorbringen können, wenn sie entgegengesetzt sind; Maximum und Minimum der Resultante stehen also fest, weil ohne Grund kein Zuwachs und keine Verminderung des Bestehenden eintreten kann. Gibt es aber zwischen voller Einstimmigkeit und vollem Gegensatz noch andere Verhältnisse zwischen zwei Bewegungen, so wird ebenso gewiß, falls es nur überhaupt eine Möglichkeit gibt, beide Antriebe zugleich zu befolgen, jeder genau so weit befriedigt werden müssen, als diese Möglichkeit zuläßt; denn wieder kann ein Abzug an voller Befriedigung nur entstehen, wenn er, als ein Novum, einen zwingenden Grund hat, welcher den vollen Fortbestand des schon Bestehenden hindert. Die Natur des Raumes aber, welche in der unendlichen Mannigfaltigkeit in ihm möglicher Richtungen solche Verhältnisse unvollkommenes Gegensatzes zwischen den Bewegungen zuläßt, macht zugleich, indem sie die verschiedenen Richtungen zu combiniren und auszugleichen gestattet, auch die vollkommene gleichzeitige Durchführung der verschiedenen Antriebe möglich und des-

halb ist die Bestimmung der Resultante nach dem Gesetze des Parallelogramms allerdings eine Nothwendigkeit, der keine andere Möglichkeit an die Seite gestellt werden kann. Das Bedenken, welches ich hier zurückweise, haben wir an der Stelle berücksichtigt, an die es gehört: so lange noch fraglich war, wie die inneren Regungen der Dinge einander modificiren, so lange konnte der Gesammterfolg zweier gleichzeitigen Antriebe eine Vermehrung oder Verminderung des Geschehens sein, welche von der qualitativen Eigenthümlichkeit der Antriebe selbst abhing; nachdem jedoch einmal für entschieden gilt, daß ihre Resultate in dem angegriffenen e nur zwei gleichartige Bewegungen sind, und nachdem diese Bewegungen als bereits entstanden oder dem e mitgetheilt betrachtet werden, kann die weitere Zusammensetzung dieser Bewegungen nur nach einem einfachen Gesetze erfolgen, welches nur auf das, was sie jetzt sind und nicht auf ihre völlig ausgelöschte Vorgeschichte Rücksicht nimmt.

Fünftes Kapitel.

Die Construction der Materialität.

174. Nur von Örten der realen Elemente und von der Veränderung der Orte ist bisher die Rede gewesen; wir haben noch geschwiegen von der eigenen Gestalt und Natur, mit welcher das Seiende im Raume seine Plätze einnimmt und wechselt. Als Construction der Materie pflegt man die Aufgabe zu bezeichnen, deren Behandlung man an dieser Stelle nachgeholt zu sehen verlangt. Sollte ich den nachfolgenden Erörterungen diesen Namen geben, so könnte es nur unter Vorbehalt einer veränderten Auffassung dessen geschehen, was man durch ihn als Obliegenheit der Philosophie zu bezeichnen gewohnt ist. Denn die Materie, deren Construction man verlangt, ist kein gegebener Gegenstand der Beobachtung; gegeben ist uns als das Reale im Raume nur die unbestimmbare Vielheit der einzelnen Körper, die durch ihre unmittelbaren sinnlichen Eigenschaften sich mannigfaltig von einander unterscheiden. Bekannte Erfahrungen und Vergleichungen lehren uns indessen an ihnen eine Anzahl gemeinsamer Eigenschaften kennen, an denen sie alle nur mit verschiedenen Größenwerthen sich betheiligen: alle besitzen Ausdehnung im Raume, alle vertheidigen den Raum, den sie einnehmen, gegen den Versuch der Veränderung mit irgend einem Grade der Kraft, und der Intention, welche sie zu bewegen strebt, setzen sie alle einen größeren oder geringeren Trägheitswiderstand entgegen. Diesen Inbegriff gemeinsamer, im Uebrigen höchst mannigfach abstufbarer Eigenschaften kann man mit dem Gesammtnamen der Materialität bezeichnen und Materie würde dann der allgemeine Titel sein, der Allem zukommt, was im Stande ist, in irgend einem Grade an der geschilderten

Verhaltungsweise theilzunehmen; die Aufgabe der Philosophie aber würde in dem Nachweis bestehen, was Das ist, was an diesen Eigenschaften theilnimmt, und unter welchen Bedingungen die verschieden abgestuften Formen des Daseins und Verhaltens entstehen, die wir unter dem Namen der Materialität zusammenfassen. Eine allgemeine Ueberlegung muß auf zwei mögliche Beantwortungen dieser Fragen Rücksicht nehmen: Es ist denkbar, daß das Reale, welches unter so gleichartigen Formen des Benehmens uns erscheint, auch übrigens nicht blos gleichartiger sondern völlig derselben Natur ist und nur nachträglich hinzukommenden Bedingungen seine verschiedene Ausgestaltung verdankt; aber es ist eben so denkbar, daß ursprünglich verschiedene Wesen, deren ganze Naturen sich nicht als Arten eines identischen Begriffes fassen lassen, dennoch durch den Plan der Wirklichkeit, in dem sie alle berechnet sind, dazu verpflichtet werden, in ihrem gegenseitigen Verkehr ihr eigenthümliches Innere in der gemeingültigen Sprache jenes Verhaltens, durch die Eigenschaften der Materialität also, zum Ausdruck zu bringen.

175. Ich lasse jetzt dahin gestellt, ob die Gegenwart in ihrer ausgedehnteren Naturkenntniß entscheidende Gründe für die erste Annahme findet, welche den Begriff eines identischen realen Stoffes, der Materie schlechthin, geschaffen hat; gewiß ist, daß das Alterthum, das ihn zuerst aufstellte, ohne so zureichende Gründe verfahren ist, und voreilig den Allgemeinbegriff einer bestimmten Verhaltungsweise, die Verschiedenem zukommen kann, zu dem Begriffe eines identischen realen Subjectes mannigfacher Erscheinungen hypostasirt hat. Diesem Beispiele ist leider die spätere Philosophie sehr allgemein gefolgt und noch eine jüngst vergangene Periode war eifrig bemüht, vor allem dieses allgemeine Substrat zu construiren, aus welchem doch, wenn man es gehabt hätte, sehr schwer oder gar nicht die verschiedenen Körper wieder abzuleiten gewesen wären, zu deren gemeinschaftlicher Erklärung man geglaubt, es suchen zu müssen. Auf alle Fälle konnte diese allgemeine Materie nicht erschöpfend durch die Prädicate bestimmt sein, welche ihre Materialität begründen; denn sie alle, Ausgedehntheit Rückwirkung und Trägheit, bezeichnen nur Arten und Weisen, wie Etwas sich benimmt oder verhält und lassen völlig unerwähnt die Natur Dessen, dem diese Verhaltungsweisen zukommen.

Dieſen Mangel kann man auf zwei Wegen zu verbeſſern ſuchen. Denn da man nicht verpflichtet iſt Alles zu wiſſen, ſo kann man einfach zugeſtehen, daß die Materie zwar ein beſtimmtes Reale iſt, uns aber doch bekannt und zugänglich nur von Seiten jenes ihres Verhaltens; und dies iſt ungefähr der Standpunkt, den die Naturwiſſenſchaft einnimmt. Sie unterſcheidet Das, was im Raume wirkt und ſich ausdehnt, von der ſtereometriſchen Figur des Leeren, worin es vorhanden iſt; aber ſie läßt die urſprüngliche Natur dieſes Subſtrates unbeſtimmt oder charakteriſirt es nur durch die allgemeinen Verhaltungsweiſen, welche ihm zuzuſchreiben die Zergliederung des Einzelnen nöthigt; hierdurch verzichtet ſie eben auf die Conſtruction der allgemeinen Materie und wendet ſich zu der Erklärung der verſchiedenen Einzelerſcheinungen, welche aus dieſer als thatſächlich angenommenen Grundlage hervorgehen können. Auf dem andern Wege, wenn wir wirklich die allgemeinen Eigenſchaften der Materialität aus der Natur des Realen ableiten wollen, dem ſie zukommen, begegnen wir einer bekannten Schwierigkeit. Wir haben uns in der Ontologie überzeugt, daß das Verlangen überhaupt unerfüllbar iſt, zuerſt in einer ruhenden Qualität das Weſen eines Dinges zu ſuchen, um aus ihr die Arten ſeines Verhaltens als Folgen hervorgehen zu laſſen; alle jene Anſchauungen, die uns das in ſich beſchloſſene Was des Dinges zu offenbaren ſcheinen, haben wir auch nur als Anſchauungen möglich gefunden, als Erſcheinungen, die ein Bewußtſein vor ſich ſchweben läßt; was ihnen in der Außenwelt zu Grunde lag, verwandelte ſich immer wieder in eine Art und Weiſe der Thätigkeit, des Werdens und Verhaltens; bei allem Bedürfniß unſers Denkens, dieſe Lebendigkeit an ein Subject zu knüpfen, dem ſie zukommt, mußten wir doch die Bemühung aufgeben, das Wunder der Wirklichkeit eines thätigen Seins durch die Verknüpfung eines an ſich thatloſen Subjectes mit einer Thätigkeit zu begreifen, die ihm blos zukäme. So ſcheint es auch hier eine fruchtloſe Anſtrengung, das Reale, das in den Formen der Materialität ſich bewegt, ſo zu beſchreiben, wie es an ſich wäre, bevor es in dieſe ſeine Aeußerungen ſich ergießt. Aber eine Aufgabe bleibt dennoch übrig: die Stellung zu beſtimmen, welche dies unerreichbare Subſtrat im Ganzen der Wirklichkeit einnimmt; darüber wenigſtens müſſen wir uns klar werden, ob wir in ihm ein

ursprüngliches Etwas von unergründlicher Eigenheit und außer Zusammenhang mit dem sehen wollen, was sonst in der Wirklichkeit sich regt, oder ob wir sein Dasein mit den Eigenschaften, die es besitzt, als einen begreiflichen Theil in dem Gefüge des Weltganzen zu betrachten denken. Eine Construction der allgemeinen Materie, die in mechanischem Sinne die Möglichkeit und den Hergang ihrer Entstehung nachwiese, ist unmöglich geworden; nur eine Deutung ihres Daseins im Zusammenhange der Welt bleibt zunächst übrig; erst unter Voraussetzung der Eigenschaften, welche durch diese gerechtfertigt sein würden, könnte der Versuch einer Mechanik wieder beginnen, welche aus diesem allgemeinen Thatbestande den Ursprung der verschiedenen einzelnen Erscheinungen herzuleiten dächte.

176. Es hat nie an Unternehmungen dieser Art gefehlt; ich begnüge mich mit kurzer Erwähnung weniger, die unserer gegenwärtigen Denkweise näher stehen. Nachdem Descartes in Ausdehnung und Bewußtsein die beiden klaren und auf einander nicht zurückführbaren Grundanschauungen gefunden, ging er mit recht leichtem Herzen dazu über, auch die res extensa und die res cogitans für gleich unverfänglich klar zu halten; beide, die ihm die Grundbestandtheile der Welt bildeten, hatten unter einander keine andere Gemeinschaft außer der, welche ihnen ihr gemeinsamer Ursprung aus dem Schöpferwillen Gottes und jener Causalnexus verschaffte, den derselbe Wille zwischen ihnen gestiftet. Ohne Zweifel liegt im Vergleich hiermit ein gewisser Fortschritt in der Auffassung Spinozas, geistiges Leben und materielles Dasein nicht nur als zwei Erzeugnisse göttlicher Schöpferwillkühr, sondern als zwei Reihen von Wirklichkeitsformen anzusehen, in welche die Natur der Einen absoluten Substanz gemäß zwei ursprünglichen Attributen ihres Wesens auseinander ging. Das wenigstens war gewonnen, daß die Körperwelt nicht mehr aus einem eignen Princip von unsagbarer Herkunft entspringt; das Reale, welches im Raume sich in die Formen und Verhaltungsweisen der Materialität kleidet, ist Dasselbe, das in Gestalt des Bewußtseins die geistige Welt bildet. Aber ich kann mich nicht überzeugen, daß über diesen Punkt hinaus Spinoza zur Beantwortung unserer Fragen beigetragen hätte. Obgleich überall auf nothwendige Verkettung aller Ereignisse bis zur Läugnung jeder Freiheit dringend, bestreitet doch Spinoza

den weitern Ausbau seiner Ansicht mit unfruchtbaren logischen Verhältnißbegriffen, deren metaphysischer Werth unklar bleibt. Wir können logisch den Inhalt manches Begriffes durch eine Mehrheit coordinirter Merkmale ausdrücken; sachlich meinen wir dann damit, daß jedes dieser Merkmale a ein Verhalten bildet, welches der mit sich einigen Natur des bezeichneten Gegenstandes durch eine bestimmte Bedingung p ebenso unmittelbar aufgenöthigt oder abgewonnen wird, wie jedes andere b durch die seinige q. Aber wir wissen nicht, worin die Einheit einer Substanz besteht, die ohne solche Bedingungen ursprünglich eine Zweiheit unvergleichbarer Attribute zeigen soll, gleichviel ob jedes von diesen eine besondere ewige Art des Seins (essentia) sein mag, und als solche die Natur der Substanz mitzusammensetzen hilft, oder ob unter jedem nur eine Art der Anschauung zu verstehen ist, welche wir von dieser Natur haben. Muß in Bezug auf die eine unendliche Substanz jede äußere einwirkende Bedingung verneint werden, so ist das Bedürfniß um so dringender, die in der Einheit ihres Wesens stets vorhandenen inneren Bedingungen zu zeigen und unter einander zu verknüpfen, durch welche so verschiedenartige Aeußerungsweisen ihr dennoch nothwendig werden. Die auffällige Sonderbarkeit dieser Thatsache, daß eben Denken und Ausdehnung hier mit einander verknüpft sind, wird nur etwas verdeckt aber nicht beseitigt durch den Gedanken, daß außer ihnen noch unendlich viele unserer Einsicht unzugängliche Attribute in gleich unbegreiflicher Weise in der Natur des Absoluten coordinirt sind. Man kann ferner jede einzelne Erscheinung der materiellen Welt logisch als Art oder Unterart dem allgemeinen Attribute subordiniren, dem der nicht ganz passende Name der Ausdehnung gegeben wird; aber es fehlt in dem blos formalen Begriffe der absoluten Substanz jeder Grund, der von dem unendlich Vielen, was logisch als solche Modification des Allgemeinen denkmöglich ist, Bestimmtes zur Wirklichkeit brächte, Anderes von ihr ausschlösse; oder: will man in dem unüberblickbaren unendlichen Ganzen der Welt in der That alle unzähligen Möglichkeiten realisirt denken, so muß es doch wenigstens einen Grund der Reihenfolge geben, in welcher innerhalb unserer Beobachtung die Ereignisse grade so, wie sie es thun, und nicht in einer anderen auch möglichen Ordnung abwechseln. Jene beiden Attribute der unend-

lichen Substanz würden aus sich selbst, wenn Nichts anderes hinzukäme, nur das systematische Lehrgebäude aller der Folgen entlassen können, die aus ihnen ableitbar sind; aber darin besteht nicht die Wirklichkeit, die uns vorliegt; um zu dieser zu kommen, bedürfen wir entweder einer Vielheit ursprünglicher Thatsachen oder eines einheitlichen Planes, hinreichend, um die Realisirung der einen, die Nichtrealisirung der andern möglichen Folge jener Principien, die vielfache Wiederholung der einen, die Seltenheit der andern, die unendlich vielfache Verkettung aller zu begründen. Es ist ferner richtig, daß keine Modification des einen Attributes eine Modification des anderen, daß also Ausdehnung nicht Bewußtsein, dieses nicht jene aus sich ableiten läßt; aber die logische Unmöglichkeit, eines aus dem andern im Denken analytisch zu entwickeln, kann die Möglichkeit ihrer synthetischen Verknüpfung in der Wirklichkeit nur für eine Ansicht zweifelhaft machen, die beständig logische Subordination mit sachlicher Abhängigkeit, rationelle Bedingung mit Bewirkung verwechselt. Die nothwendige Anerkennung, daß im Sein Inhalte wechselwirkend verknüpft sind, welche im Denken unvergleichbar bleiben, kann nicht durch die ermüdende Wiederholung der Behauptung ersetzt werden, ordo et connexio rerum sei idem atque ordo et connexio idearum. Worauf man auch diesen Satz beziehen mag, auf den Parallelismus beider Formen des Seins im Ganzen der Welt, oder auf die Verbindung physischer und psychischer Functionen in jedem Einzelleben: so lange Bewußtsein und Ausdehnung zugestandenermaßen völlig unvergleichbar sind, so lange ist auch die Anordnung und Verbindung der einzelnen Modificationen des einen unvergleichbar mit der Anordnung der Modificationen des andern; die behauptete Identität kann nur den bescheidenen Sinn haben, allgemein entspreche derselben Modification a des einen Attributes A immer dieselbe Modification b des anderen Attributes B; immer derselben Aenderung des a in α dieselbe Aenderung des b in β; aber Nichts beweist, daß die thatsächliche Correspondenz der Differenzen $a - \alpha$ und $b - \beta$ auf irgend einer Identität ihrer Naturen beruhe, das heißt, daß der Uebergang zwischen zwei Modificationen des einen Attributes Dasselbe in seiner Weise sei oder ausdrücke oder wiederhole, was der mit ihm verknüpfte Uebergang zwischen zwei Modificationen des an-

deren in seiner anderen Weise war oder ausdrückte oder bedeutete. Ich kann daher nicht finden, daß Spinoza die Erklärung der materiellen Welt und ihres Zusammenhanges mit der geistigen gefördert habe; anstatt einer metaphysischen Theorie gibt er fast nur eine logische Classification, nach welcher die Einzelheiten beider sich unter zwei mit einander unvergleichbare Oberbegriffe vertheilen lassen, deren Inhalte thatsächlich, aber ohne inneren Zusammenhang, in der Natur der absoluten Substanz so wie in allen ihren Productionen verbunden sind. Es ist sehr möglich, daß wir überhaupt nicht erheblich weiter kommen können; nur muß man dann zugestehen dürfen, daß dies Ergebniß eben so viel wie Nichts ist, und nicht angehalten werden, sich für so geringfügige Erkenntniß zu begeistern.

177. Ich berühre nur kurz die verwandten Gedanken, welche unsere spätere idealistische Philosophie entwickelt hat. Schelling begnügte sich Anfangs wie Spinoza mit der Anerkennung jener thatsächlichen Polarität, die das Absolute zur Entwicklung in eine Reihe idealer und eine andere realer Productionen drängt; ausführlicher als jener sprach er nur von der beständigen Wirksamkeit beider Triebe in jedem Erzeugniß und erwartete von einem Ueberwiegen des einen oder des andern die Begründung der mannigfachen Differenzen der Dinge. Indessen zeigt sich früh bei ihm das Bestreben, diese Zweiheit doch nicht als bloße Thatsache hinzunehmen, sondern aus der ursprünglichen Natur des Absoluten als nothwendige Differenzirung zu begreifen, ein Bestreben, das noch deutlicher sein würde, wenn es hätte Erfolg haben können. Später überwog bei ihm wie bei Hegel die Vorstellung einer Entwicklung, innerhalb deren die materielle Welt eine Vorstufe zu der höheren des geistigen Lebens bildet, und deren Gesetz des Fortschrittes Hegel gefunden zu haben überzeugt war. Es würde äußerst weitläufig sein, die Intention, welche Hegels Darstellungen leitete, geschichtlich genau und doch so darzustellen, daß sie unserer gegenwärtigen Denkweise verständlich würde; ich begnüge mich, sie als Vermischung zweier Aufgaben aufzufassen, die zu sondern sind. Wenn man überzeugt ist, ein umfassender Gedanke sei durch die Welt zu erfüllen, und wenn man hinzufügt, seine Verwirklichung erfordere als Mittel ein geschlossenes System von Formen des Daseins und Wirkens, dann kann man in diesem System die Stelle der Materie

aufsuchen oder die besondere Mission, zu deren Erfüllung auch sie da sein muß. Und dann ist es auch natürlich, daß man zuerst von der Materie, d. h. von der allgemeinen Form der Materialität spricht, und daß man die besonderen Formen, mit denen die verschiedenen Körperlichkeiten diesen gemeinsamen Rahmen erfüllen, auf gleiche Weise durch die fortgehende innere Entwicklung zu erhalten hofft, durch welche auch diese Idee der Materie, dem Zusammenhange des ganzen Systems entsprechend, sich in eine Reihenfolge specieller Postulate weiter gliedert. Niemand wird jetzt noch dem schönen Traume huldigen, daß dies Vorhaben ausführbar, noch weniger, daß es bereits gelungen sei; aber verständlich für sich ist diese Intention. Was uns an ihr stört, ist die Unklarheit, in welcher wir über ihr Verhältniß zu der andern Aufgabe bleiben, zu zeigen, wie diese Postulate der Idee im Ganzen und wie sie im Besonderen in dem mannigfach verwickelten Laufe der Begebenheiten erfüllt werden. Die allgemeine Erinnerung, daß die sich entwickelnde Idee nicht ein System denkbarer Gedanken, sondern lebendige Realität selbst sei, mag einigermaßen die erste Frage beschwichtigen, aber sie kann nicht zugleich, wozu sie gemißbraucht worden ist, auch die Stelle einer Mechanik vertreten, welche für den bestimmten Ort und Augenblick den Grund sucht, warum grade hier und jetzt diese und keine andere von den Manifestationen der Idee in die Wirklichkeit treten mußte.

178. Näher steht unserer naturwissenschaftlichen Denkweise die Lehre Kants. Ich erinnere mich, wie vor einigen Decennien die metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft dem Lernenden als das tiefste seiner bahnbrechenden Werke gerühmt wurden; ohne die Verdienste desselben zu läugnen, kann ich doch diesem Urtheile mich nicht durchaus anschließen. Ich beklage zuerst die Kluft, die zwischen den Ergebnissen der Vernunftkritik und diesen Untersuchungen besteht, in denen auf die dort behauptete Idealität des Raumes kaum Rücksicht genommen und die Construction der Materie ganz unter der gewöhnlichen Voraussetzung einer wirklichen und durch entsprechende Leistungen zu erfüllenden Ausdehnung versucht wird. Ich beklage eben so sehr die schon von Hegel bemerkte Unklarheit, in welcher wir über das Subject gelassen werden, dem die raumerfüllenden oder Materie bildenden Thätigkeiten zukommen sollen. Das Bewegliche im Raume

oder das Reale zu sein, welches unsern Empfindungen zu Grunde liegt, sind die einzigen Definitionen dieses Subjects, die noch unabhängig von den weiteren Eigenschaften der Materialität gegeben werden; aber wer oder was dies Bewegliche oder Reale ist, bleibt unerörtert. Erinnert man sich des Plurals, in welchem Kant von Dingen an sich zu reden gewohnt war, so ist es wahrscheinlich, daß seine Gedanken hierüber nicht über die Vorstellung einer unbestimmten Vielheit realer Wesen hinausgingen, die ihm seine naturwissenschaftlichen Bedürfnisse als nächste vorläufige Annahme ohnehin empfehlen mußten. Es stimmt damit die Art und Weise, wie er die Verschiedenheiten der einzelnen Körper aus Combinationen verschiedener Intensitätsgrade der beiden Grundkräfte abzuleiten versucht, auf welche er die Erscheinung der Materialität überall gründet. Die Unterschiede dieser Combinationen würden völlig in der Luft schweben, wenn sie nicht in den specifisch verschiedenen Naturen der realen Elemente begründet wären, denen sie zukommen sollen; obgleich daher nicht entschieden die ursprüngliche Mannigfaltigkeit dieser realen Elemente gelehrt wird, so ist sie doch ebenso wenig entschieden ausgeschlossen und man kann wohl sagen, daß Kant nicht eine allgemeine Materie, sondern die allgemeine Form der Materialität zugleich mit den Besonderheiten zu construiren sucht, welche sich innerhalb dieser Form in Folge der Eigenthümlichkeit des in sie eintretenden Realen entwickeln können. Aber auch wenn dies zugegeben würde, bliebe dennoch eine Unklarheit über das allgemeine Verhältniß des Realen zu dem Raume, in welchem es so auftritt. Gehen wir auf die Vernunftkritik zurück, so steht eine Verneinung fest: das wahrhaft Seiende kann weder ausgedehnt sein noch können seine verschiedenen Beispiele in andern als intelligiblen Verhältnissen zu einander stehen. Die Aufgabe würde also gewesen sein, zu zeigen, wie in unserer Anschauung, in welcher allein es Raum gibt, die realen Elemente nicht nur an bestimmten Orten, sondern auch mit dem Scheine einer räumlichen Ausdehnung auftreten können. Angegriffen hat Kant diese Aufgabe nicht; die anziehenden und abstoßenden Kräfte, von denen er spricht, sind verständlich nur unter Voraussetzung bestimmter Oertlichkeiten, von denen aus die realen Elemente sie ausüben; soll außerdem die Stetigkeit des Raums gleich stetig durch die Materie aus-

gefüllt werden, mit veränderlicher Dichtigkeit zwar, aber doch so, daß selbst der größte Druck die kleinste Materie nicht völlig aus dem Raume hinwegdrücken kann, soll endlich die Materie unbegrenzt theilbar sein in Theile, die wieder Materie sind, so bleibt unserer Phantasie kaum eine andere Vorstellung als die übrig, daß räumliche Ausdehnung und Undurchdringlichkeit zu den eignen ursprünglichen und bleibenden Characteren des realen Substrates gehören, von dem die weitere Betrachtung ausgeht. Dann würde weder eine allgemeine Materie noch auch die allgemeine Form der Materialität construirt sein; die letztere wäre vielmehr als das gemeinsame Attribut übrigens verschiedener Realitäten lediglich anerkannt um zur Grundlage anderer Untersuchungen über das Verhalten verschiedener Materien gegen einander zu dienen. Dies Resultat wäre nicht eben sehr verschieden von den Gedanken, auf welche die gewöhnliche Betrachtung der Natur bald führt, von der Annahme, es gebe verschiedene Arten unbekannter Elemente, die aus unbekannten Gründen, jede in vielerlei Exemplaren, an verschiedenen Orten des Raumes sich befinden, dort ein gewisses Volumen mit ihrer Gegenwart füllen, sich verrathend durch die Beweglichkeit, mit der sie ihren Ort wechseln und durch den Widerstand, den sie von außen kommenden Veränderungen desselben und ihrer Ausdehnung leisten, d. h. es gebe mancherlei Materien, die sich für uns durch die verschiedenen Coefficienten unterscheiden, welche wir in ihnen den für alle gemeinsam geltenden Kräften oder Verhaltungsweisen zuschreiben müssen.

179. In der Einführung dieses Begriffes der Kraft zur Erklärung der materiellen Grundeigenschaften hat man immer den werthvollsten Fortschritt der Kantischen Naturphilosophie, anderseits freilich auch einen unberechtigten Schritt über die Grenzen der Erfahrung hinaus gesehen. Es scheint mir, daß Kant selbst nicht augenscheinlich genug den Beweggrund zu dieser Ansicht hervortreten läßt, von dem er doch ohne Zweifel geleitet wird. Er gedenkt der Solidität, welche Lambert jeder körperlichen Substanz zugeschrieben, wonach die Anwesenheit des Reellen im Raume schon durch den Begriff des Reellen, also nach dem Satze des Widerspruchs den Widerstand bei sich führen und es unmöglich machen müsse, daß Anderes in dem Raume der Anwesenheit eines solchen Realen zugleich sei. Allein der Satz des

Widerſpruchs treibe keine Materie zurück, welche anrücke, um in einen Raum einzudringen, in welchem eine andere bereits enthalten ſei. Dies iſt nicht ganz billig; nicht von dem Satz des Widerſpruchs wird dieſe phyſikaliſche Leiſtung erwartet, ſondern nur ihm zufolge von der Solidität als thatſächlich angenommener Eigenſchaft des Realen. Und warum ſollte dieſe Eigenſchaft nicht angenommen werden, ſobald die Erfahrung keinen Einſpruch that? Was Kant in dem Beweiſe für dieſen Lehrſatz 1 der Dynamik bemerkt: Eindringen in einen Raum ſei eine Bewegung; Bewegung aber könne nicht vermindert oder aufgehoben werden außer durch eine andere Bewegung und durch das, was eine ſolche erzeugen kann, durch eine bewegende Kraft; Das reicht nicht zur Widerlegung hin. Denn ein Atomismus, der jene Solidität der kleinſten Materientheile annähme, würde zwar das Andringen einer Bewegung, aber nicht das Eindringen zugeben, die andringende aber nicht wirkungslos an der Oberfläche des Soliden verſchwinden, ſondern durch Mittheilung von einem Atom auf das andere oder auf viele ſich zerſtreuen und ſo unmerkbar werden laſſen. Lägen in einer ſolchen Erklärung der Erſcheinungen noch Schwierigkeiten, ſo hätte wenigſtens eine ausführlichere Erörterung ſie hervorheben müſſen. Auch was Kant in der Anmerkung hinzufügt, überzeugt mich nicht. Er gibt zu, daß man von jedem beliebigen Datum, alſo auch von jener Solidität ſeine Conſtruction eines Begriffes anfangen könne, ohne ſich darauf einzulaſſen, dieſes Datum auch wiederum zu erklären; nur ſei man darum nicht befugt, es für etwas aller mathematiſchen Conſtruction ganz Unfähiges zu erklären und dadurch das Zurückgehen zu den erſten Principien der Naturwiſſenſchaft zu hemmen. Aber wenn wir nun mit Kant die expandirende Kraft, die er bevorzugt, anerkennen wollten, wäre dann dieſe mehr als ein Datum, das man zwar zur Conſtruction anderer Erſcheinungen anwenden, das man aber doch ſelbſt nur anerkennen und nicht weiter aus der Natur des Realen conſtruiren könnte? Es hängt in der That in dieſer Hinſicht vom Geſchmack eines Jeden ab, wann er ſich für befriedigt erklären will; ein zwingender Grund, mit Kant weiter zu gehen, als bis zur Annahme der ſchlechthinnigen Solidität, würde nur vorliegen, wenn ſich entweder die Unmöglichkeit oder die Unzulänglichkeit dieſer Annahme beweiſen ließe. Ob ſie nun

unmöglich ist, lasse ich für den Augenblick dahingestellt; unzureichend aber ist sie gewiß. Daß freilich kein sichtbarer Körper von unveränderlicher Ausdehnung ist, sondern jeder sich zusammendrücken oder weiter ausdehnen läßt, ist nur unter Kants Annahme stetiger Raumerfüllung ein kurzer Gegenbeweis gegen jene Solidität, welche selbstverständlich die Behauptung eines unveränderlichen Volumens einschließt; der Atomismus mit seinen leeren Räumen zwischen den soliden Elementen würde dafür eine andere Erklärung besitzen. Allein jede Erscheinung der Elasticität, mit welcher ein Körper nach Aufhören der verändernden äußeren Bedingungen seine frühere Gestalt herstellt, zeigt doch unwiderleglich, daß in dem Realen selbst Bedingungen zur Erzeugung von Zuständen liegen müssen, welche jetzt nicht sind; die Gestalt und Ausdehnung mithin, welche ein sinnlich wahrnehmbarer Körper zeigt, kann nicht als seine natürliche unveränderliche Eigenschaft gelten, sondern ist ein wandelbarer Zustand, abhängig von inneren Bedingungen im Realen, die ihn zuweilen hervorbringen, zuweilen nicht, im letztern Falle aber, wo sie an der Erzeugung ihres Productes gehindert sind, sich durch Widerstände verrathen, die sie den hindernden Einflüssen entgegensetzen. Nennt man im Gegensatze zu Eigenschaften diese Bestimmungen des Realen seine Kräfte, so wird man selbst dann, wenn man den kleinsten Elementen der Körper jene Solidität als Eigenschaft zuschreibt, dennoch mit ihr nicht ausreichen, sondern diesen Atomen immer noch bewegende Kräfte beilegen müssen, um nur die veränderlichen Volumina der zusammengesetzten Körper zu begreifen. Nun können wir einstweilen sagen, daß Kant als erstes Princip in dieser naturwissenschaftlichen Frage dasjenige angesehen habe, das auch bei der Wahl des andern gar nicht entbehrt werden, wohl aber dazu dienen konnte, dieses selbst noch zu erklären. Eine beobachtbare Thatsache war ja jene Solidität auch für die kleinsten Theile nicht, sondern eine Hypothese; man konnte sie daher leugnen, und jede Raumerfüllung, nicht blos für die großen sichtbaren Körper sondern auch für ihre kleinsten Elemente, als einen stets veränderlichen Zustand betrachten, der aus der bald gehemmten bald nicht gehemmten Wirkung der ausdehnenden Kräfte hervorgeht. Kurz zusammengefaßt also: wenn jede Materie untheilbar immerwährend denselben Raum erfüllte, so könnte

man ihr Solidität als urſprüngliche Eigenſchaft zuſchreiben, von deren weiterer Erklärung man abſtehen dürfte; da aber Ausdehnung zwar ein character indelebilis, aber nicht invariabilis der Materie iſt, ſo iſt in jedem Augenblick die eben vorhandene Ausdehnung der Erfolg von nur jetzt vorhandenen, ſonſt aber veränderlichen Bedingungen, von denen eine in der Materie ſelbſt liegt und den äußeren einen nicht abſoluten ſondern überwindbaren Widerſtand leiſtet.

180. Ich verweile noch einen Augenblick bei dem Unterſchiede zwiſchen Eigenſchaft und Kraft, den ich andeutete. Wir haben uns längſt überzeugt, daß das, was wir gewöhnlich Eigenſchaften der Dinge nennen, in der That nur Zuſtände ſind, in welche ſie gerathen oder Erſcheinungen, die für uns aus ihrem wechſelſeitigen Wirken entſtehen; Farbe haben die Dinge nur für uns und nur in dem Augenblick, wenn ihr Zuſammentreffen mit Lichtwellen ein Reiz für unſer Auge wird; ſie ſind hart nur für die Hand, die ſie zu bewegen oder zu durchdringen ſucht. Wir würden daher in der That in Verlegenheit ſein, ein unzweifelhaftes Beiſpiel deſſen aufzuzeigen, was wir unter Eigenſchaft eines Dinges meinen; nur über dieſe Meinung ſelbſt ſind wir uns klar: die Eigenſchaft würde das bedeuten, was das Ding für ſich und außer allen Verhältniſſen mit anderen wäre; ſie würde daher zu ihrem Beſtehen dieſer anderen Elemente weder bedürfen, noch durch ſie gehindert werden. Um Das zu ſein, was es iſt, legen wir daher dem Dinge keine Kraft des Seins bei; wohl aber ſprechen wir von einer Kraft, ſich ſelbſt zu erhalten, im Widerſpruch natürlich mit Bedingungen, von denen wir eine Fähigkeit zur Aenderung ſeines Weſens annehmen. Die Vorſtellung der Kraft iſt daher weſentlich an den Gedanken geknüpft, daß der Zuſtand eines Dinges weder unveränderlich noch ſchrankenlos durch Fremdes beſtimmbar ſei, daß vielmehr im Zuſammentreffen zweier jedes eine Veränderung wirklich erfahre, welche von der Natur des andern abhängig iſt, jedes aber zugleich durch ſeine eigne Natur verhindere, dieſe Veränderung unbedingt, oder mit Aufgabe ſeines eignen Weſens, zu erfahren. Gehören die Eigenſchaften dem Dinge in ſeiner Vereinzelung, ſo gehören ihm Kräfte nur in ſeinem Verhältniſſe zu andern, und ſind Bedingungen, durch welche das eine den Zuſtand des andern und ſeine Beziehungen zu ihm ändert. So

spricht Kant in der That von den raumerfüllenden Kräften; sie gehören den einzelnen Theilen der Materie und werden von ihnen gegeneinander ausgeübt; den Erfolg, der ihnen gebührt, bringen sie entweder hervor oder verrathen, wenn dritte Kräfte sie hindern, ihre Wirksamkeit durch den Widerstand, den sie ihnen entgegensetzen. Nun aber knüpft sich hier der Vorwurf an, daß Kant doch nicht blos den hier geschilderten und von ihm als allgemein vorausgesetzten Thatbestand bezeichnet, sondern in die Betrachtung dieser Dinge fremdartige Nebengedanken eingeführt habe, die an dem gewählten Namen der Kraft hängen. Ich glaube nicht, daß auf ihm selbst dieser Vorwurf haften wird, aber in der populären Naturauffassung, die von seinen Ansichten ausgegangen ist, hat sich allerdings eine Menge irriger Vorstellungen entwickelt und nöthigt uns zu einer ausführlicheren Besprechung.

181. Es ist die schätzbare aber auch gefährliche Gabe der Sprache, den Sinn eines verwickelten Verhältnisses mehrerer Beziehungspunkte durch ein einfaches Wort zu bezeichnen, das natürlich dann, wenn es geschaffen ist, nicht nur syntaktisch sich mit anderen in den Formen der Rede verbindet, sondern das Vorurtheil begünstigt, jeder dieser grammatischen Verbindungen entspreche auch ein sachliches Verhalten. Dieser Leichtigkeit, von der Kraft schlechthin und dann von der Kraft des Stoffes zu sprechen, den man im Genitiv hinzufügt, ihn als ihren Besitzer zu fassen oder sie von ihm ausgeübt werden zu lassen, verdanken wir die immer wiederholten Fragen darnach, was denn eigentlich die Kraft an sich selber sei und in welchem Verhältniß sie zu ihrem Träger, dem Stoffe stehe. Es ist nicht leicht, die Frage in dieser Gestalt zuerst zu beantworten; aber leicht, an der Praxis der Naturwissenschaft zu zeigen, was in jedem Falle die Anwendung ihres Begriffes bedeuten will. Die Physik spricht von Kräften nicht, sofern sie nicht wirken, sondern nur sofern sie wirken, sei es daß sie eine Veränderung erzeugen oder eine bevorstehende verhindern; zugleich läugnet der Satz der Beharrung, daß ein Element seine eigenen Zustände ändere; jedes erwartet den Anlaß zur Aenderung von anderen. Ein Element a hat daher eine Kraft p nicht eher, bis das zweite b vorhanden ist, auf welches sie wirken soll; sie erwächst ihm erst aus dem Verhältniß zu diesem, und

sie ändert sich in q oder r, wenn entweder die Natur des zweiten Elements oder die Natur der Beziehung sich ändert, in welcher a zu ihm steht. Nun lehrt die Erfahrung, daß weder die Naturen der Elemente, noch die der Beziehungen, in welche sie gerathen können, noch die Formen der Veränderung, welche hieraus entstehen, maßlos oder unvergleichbar verschieden sind; es lassen sich allgemeine Arten von Wirkungen denken, die nach bestimmten Gesetzen nur mit verschiedenen Größenwerthen auftreten, wenn Elemente mit ebenso bestimmten Größen allgemein gedachter Eigenschaften in specielle Beispiele allgemein möglicher Beziehungen eintreten. Der Satz: a habe die Kraft p, drückte Anfangs, mit Ergänzung aller nothwendigen Beziehungspunkte, nur die Gewißheit aus: a werde, wenn es in ein bestimmtes Verhältniß m zu einem bestimmten b träte, in diesem Veränderungen veranlassen und an sich selbst andere erfahren, welche zusammengenommen das nach Art und Größe völlig bestimmte Ereigniß x bilden; jetzt ist es uns erlaubt, anstatt dieser völlig determinirten Kraft von einer anderen zu sprechen, die noch wirkungslos und nicht völlig bestimmt in dem a enthalten sei und von den verschiedenen Bedingungen, die noch hinzutreten können, von der Natur b oder c des anderen Elementes, von der Eigenthümlichkeit m oder n der Beziehung, in die es zu diesem tritt, von der Gegenwart oder Abwesenheit dritter Umstände, die bestimmte Form und Größe ihrer Wirkung x oder x erst zugemessen erhalte. Auch diese Redeweise drückt Nichts weiter als die gewisse Voraussicht eines zukünftigen Ereignisses aus, das aus einer bestimmten Combination von Bedingungen nothwendig entspringen wird, Dank der allgemeinen gesetzlichen Verknüpfung, in welcher die Veränderungen der Dinge mit einander stehen. Da aber jedes der Elemente, die zur Hervorbringung eines Ereignisses zusammenwirken, durch seine eigne Natur einen Theil des Grundes ausmacht, aus welchem dieses entspringen wird, so ist es eine zulässige Redeweise, in jedes einzelne den ganzen Grund dieser Folge als bereits fertig und vollständig zu verlegen, das Falsche aber dieser Annahme zu verbessern, indem man dieser bereitliegenden Kraft des Elementes doch eine Wirksamkeit nur für den Fall seines Eintritts in jene Beziehung zu andern zuschreibt, aus der in Wahrheit die Kraft erst entsteht. Wollen wir nun das Wort

definiren, so können wir sagen: Kraft sei die Fähigkeit und Nöthigung zu einer nach Art und Größe bestimmten Leistung, welche einem Element dann zukommt, wenn es in bestimmte Beziehung zu andern tritt. Nur für die Bequemlichkeit des Sprachgebrauchs ist dies unter Bedingungen zu erwartende zukünftige Verhalten in die Natur des Elementes als schon bestehende aber noch unwirksame Eigenschaft zurückdatirt; und man kann dann ohne Schaden auch von dem Schlummern der Kraft und dem Augenblick ihres Erwachens sprechen, je nachdem jene Bedingungen noch fehlen oder eintreten, die mit der Natur des Elementes zusammengenommen den ganzen Grund der erwarteten Folge bilden. Es ist vielleicht nützlich, um diesen Sachverhalt sich deutlich zu machen, nicht blos bei den physischen Kräften stehen zu bleiben, die uns hier zunächst angehen; dieselbe Definition paßt auf die geistigen Kräfte, auf die Steuerkraft eines Landes, auf die Kaufkraft des Geldes. Niemand betrachtet ernstlich die letzte als eine latent vorhandene Eigenschaft des gemünzten Metalls; erst die verwickelten Verhältnisse des menschlichen Verkehrs erzeugen Möglichkeit und Nothwendigkeit, daß in ihm eine bestimmte Menge dieses Metalls gegen ein ebenso bestimmtes Aequivalent einer Waare ausgetauscht werde, und diese Kaufkraft ändert sich ohne Aenderung in der Substanz des Metalls mit jeder Aenderung einer der zahlreichen Bedingungen, die ihren Werth in einem gegebenen Augenblicke bestimmten; sie ist völlig Null, wenn es den Verkehr überhaupt nicht gibt, in dem sie sich wirksam beweisen soll. Man hat ferner guten Grund, von der Urtheilskraft als einem Besitze der Seele zu sprechen; das Wesentliche ihrer Leistung, eben die Behauptung welche sie in einem bestimmten Falle über vorliegendes Material aussprechen wird, ist gewiß eine Aeußerung dieser geistigen Natur; aber doch hat es keinen Sinn, von einer Urtheilskraft zu sprechen, die schon da wäre, aber noch nicht urtheilte, oder gar von einer solchen, die immerfort urtheilte, aber noch ohne einen Gegenstand auf den sich diese ihre Thätigkeit bezöge; nur Dies kann man sagen wollen: so sei die ursprüngliche Natur des Geistes geartet, daß dann, wenn eine Mehrheit von Eindrücken auf ihn einwirkt, in ihm außer den Einzelwahrnehmungen derselben auch eine andere Rückwirkung, jene beziehende Vergleichung ihrer verschiedenen Inhalte entsteht, die wir ein Urtheil

nennen; in diesem Augenblick, wo sie ausgeübt wird, ist die Urtheilskraft allein lebendig vorhanden, und nicht nur diese Wirklichkeit sondern auch Art und Inhalt ihrer Leistung ist von den Bedingungen mitabhängig, welche sie eben jetzt erzeugten. Der Gebrauch, den die Mechanik von dem Begriffe der Kraft macht, läßt Dasselbe bemerken. Wir sprechen von Schwungkraft; aber wir theilen sie der Masse nicht zu, sofern sie ruht; hier ist es uns ganz klar, daß wir von der Fähigkeit und Nöthigung zu einer Leistung sprechen, die nur aus dem Bewegungszustande sich drehender oder geschwungener Körper hervorgeht; unterscheiden wir aber von so erworbenen Kräften andere wie die gegenseitige Anziehung der Massen als Grundkräfte, die ihnen selbst inhäriren, so meinen wir auch damit nur, daß die Bedingungen unter denen sie entstehen, sehr einfach und immer erfüllt sind. Es reicht hin, daß zwei Elemente zu gleicher Zeit in demselben Weltraum sind, um die Bedingung herzustellen, unter der sie sich durch Gravitation einander nähern müssen; aber diese eine Bedingung kann doch nicht fehlen; es heißt Nichts, daß ein Element gravitire, wenn kein zweites existirt, das die Richtung der entstehenden Bewegung bestimmt. Hiernach entschlagen wir uns der mißverständlichen Aufgabe, das sachliche Verhältniß zu bestimmen, in welchem die Kraft zu ihrem Träger steht; dies sachliche Verhältniß existirt so gar nicht, daß die Kraft irgenpwie trennbar von dem wäre, was wir als ihren Träger bezeichnen; ihr Name ist nur der substantivische Ausdruck für den Inhalt eines Satzes, welcher bestimmte Folgen aus bestimmten Gründen herleitet; aber er bezeichnet weder ein Ding, noch die vorhandene Eigenschaft eines Dinges, noch irgend Etwas, dessen sich das Ding, wie eines Mittels, zur Hervorbringung einer Wirkung bedienen könnte; er behauptet nur, unter Voraussetzung der Ergänzung aller nothwendigen Nebenbestimmungen, die Gewißheit einer Folge, welche an einen gegebenen Thatbestand sich anknüpfen wird. Auch die Sprüche, in denen eine unvollkommene Ueberlegung dieser Fragen die Wahrheit gefunden zu haben glaubt, bedeuten uns Nichts: keine Kraft ohne Stoff, kein Stoff ohne Kraft. Beide gleich faden Behauptungen wiederholen blos mit einem geringen Antheil von Wahrheit den alten Irrthum: es gibt eben keine Kraft, die einem Stoffe inhärirte und keinen Stoff, der für sich irgend eine Kraft

hätte und mitbrächte; jede Kraft inhärirt vielmehr einem bestimmten Verhältnisse mindestens zweier Elemente gegen einander; ob es anderseits ein solches Verhältniß zweier geben könne, welches die Erzeugung einer Kraft zwischen ihnen nicht bedingte, wollen wir hier dahingestellt lassen; es ist gefährlich, sachliche Wahrheiten blos auf dem Wege stilistischer Antithesen feststellen zu wollen.

182. Läßt man diese Erörterungen gelten, so bedeutet der Name der Kraft zwar nicht, wie man zuweilen anführt, ein Gesetz des Wirkens, aber er enthält doch in jedem Einzelfalle, wo man ihn gebraucht, nur die Behauptung, daß ein bestimmter Anwendungsfall des Gesetzes vorliege, ohne eine metaphysische Aufklärung über den sachlichen Zusammenhang, welcher die Gebote des Gesetzes verwirklicht. Und Dies eben ist es, was die Naturwissenschaft meint und womit sie sich begnügt. Für ihr praktisches Interesse, den Zusammenhang der Ereignisse so zu fassen, daß aus gegenwärtigen Thatsachen sichere Voraussage der künftigen oder Enträthselung der vergangenen gelingt, reicht es ihr völlig hin, das allgemeine Gesetz der Abfolge der Erscheinungen zu kennen, und durch Einsetzen der speciellen augenblicklichen Werthe der in diesem erwähnten Bedingungen den besondern Verlauf des eben vorliegenden Einzelfalles zu bestimmen; es kann ihr gleichgültig sein, den wirkenden Nerven des Zusammenhanges aufzusuchen, der in allen Fällen die Bedingung mit ihrer Folge verknüpft. Daß Kant Nichts weiter als dies mit seinem Begriffe der Kraft gewollt habe, wird man nicht behaupten können. Seine Ausdrucksweise, die überall der bloßen Existenz der Materie die Wirkung einer Kraft zur Erklärung ihrer Ausdehnung entgegensetzt, ist zu weit von dem Gedanken entfernt, in der Kraft selbst nur die Existenz eines gesetzlichen Zusammenhanges zu sehen; es ist offenbar eine Leistung im eigentlichen Sinne dieses Wortes, eine Thätigkeit, von welcher er die Verwirklichung von Zuständen erwartet, die für die zurückhaltendere entgegengesetzte Ansicht nur nach einer Regel auf einander folgen. Die populäre Naturbetrachtung vollends, die sich an ihn anschloß, hat in die Vorstellung der physischen Kraft alle die Nebengedanken hineingetragen, welche aus der Erinnerung an unsere eigene bewußte Thätigkeit entspringen, und welche, um sie nicht zu phantastisch gegenüber dem beobachtbaren Aeußeren der Natur-

ereigniſſe erſcheinen zu laſſen, dann wieder zu den widerſpruchsvollen Ideen eines unbewußten Willens oder Triebes abgeſchwächt werden mußten. Ich laſſe dieſe letzten Ausläufer ſolcher Anſichten einſtweilen auf ſich beruhen; aber nach Allem, was ich in der Ontologie über den Zuſammenhang des Wirkens behauptet, bin ich natürlich mit Kant völlig einverſtanden in dem, was ihm ſelbſt zur Laſt gelegt wird: in der Anerkennung eines inneren Geſchehens und Wirkens überhaupt, das die Dinge erſt fähig macht, das zu ſein, was ſie nach einer häufigen Ausdrucksweiſe der Naturforſcher von Haus aus allein ſein ſollen: Beziehungspunkte für veränderliche Verhältniſſe, Mittelpunkte aus und ein gehender Kräfte, Durchſchnittspunkte, an denen ſich verſchiedene Reihen geſetzlich auf einander folgender Ereigniſſe kreuzen. Nicht daß Kant dieſe Auffaſſung nicht vermieden, ſondern daß er ſie doch nur aus einiger Ferne hat ſehen laſſen, würde ich zu beklagen finden. Es iſt nicht nöthig, in Bezug auf den beſondern Fall phyſiſcher Wirkungen weitläuftiger zu wiederholen, was ich früher allgemein verfochten habe: ein Element a kann nicht blos in Folge eines Geſetzes G die Wirkung p nach ſich ziehen, welche G um der Beziehung m willen vorſchreibt, in welcher a ſich zu b befindet; daß dieſer Fall einer Anwendung des Geſetzes vorliegt, das ſehen und wiſſen zunächſt nur wir, die Beobachter; damit aber a ſich in dieſem Augenblicke anders verhalte als in dem Augenblicke, in welchem jener Anwendungsfall nicht vorhanden iſt, muß es durch die Beziehung m ſich anders befinden, als es ſich ohne ſie befinden würde; und eben ſo wenig kann b den auf es fallenden Theil der Wirkung p erfahren, blos weil m ſtattfindet, ſondern auch ihm muß m als ein innerer Zuſtand, den es erfährt, merkbar ſein. Die entſtehenden Wirkungen knüpfen ſich alſo nicht an bloße Beziehungen, die zwiſchen a und b obwalten, ſondern was wir ſolche Beziehungen nennen, ſind bereits Zuſtände innerlicher Wechſelwirkung, welche die Dinge von einander erleiden. Es iſt nicht zu hoffen, daß dieſe Annahme eines beſtändigen inneren Wirkens uns in der Erklärung der einzelnen Naturerſcheinungen weſentlich fördern werde; aber ſie iſt an ſich nothwendig, um die Undenkbarkeiten zu heben, die in jener praktiſch ganz nützlichen Gewohnheit liegen, die Elemente der Wirklichkeit als ſelbſtloſe, an ſich leere und nur durch das angeknüpfte Gewebe

von Gesetzen wirksame Beziehungspunkte zu fassen. Indem ich diese Gewohnheit als eine nützliche Abbreviatur des wahren Verhaltens unangefochten lasse, werde ich zu zeigen versuchen, wie weit sie anwendbar und zu rechtfertigen ist, und wo es nöthig wird, auf das wirkliche Geschehen zurückzugehen.

183. Von den mannigfaltigen hier zusammentreffenden Annahmen erwähne ich der beiden Kräfte zuerst, die Kant zu seiner Construction jeder Materie bedurfte: die ausdehnende Abstoßung der Theile und die zusammenziehende Attraction; beide in unzähligen Versuchen der nachfolgenden Philosophie ein eiserner Bestand. Ich muß gestehen, nur wenig Interesse an ihnen nehmen zu können. Wenn es sich darum handelt, wie es eine bestimmt begrenzte Ausdehnung einer Materie geben könne, so ist es nicht schwer zu erkennen, daß es einen Grund geben muß, um deswillen sie nicht größer, und einen andern, um deswillen sie nicht kleiner ist, als sie eben ist; diese beiden sind die Anziehung, welche für sich allein die Ausdehnung vernichten, und die Repulsion, welche für sich die Materie ins Unendliche zerstreuen würde. Dies ist an sich Nichts als eine logische Analyse des Begriffs einer bestimmten Raumgröße des Realen; metaphysisches Interesse würde sich nur an die beiden Fragen knüpfen, woher dem Seienden überhaupt diese Zweiheit einander entgegenstrebender Thätigkeiten kommt, und was es ist, das die verschiedenen Intensitätsgrade beider hervorbringt und unterhält, welche nöthig sind, um die höchst mannigfachen Ausdehnungen der einzelnen Körper zu begründen. Die erste Frage ist von der Physik aufgegriffen worden. Man fand es widersprechend, der Materie gleich ursprünglich zwei einander entgegenwirkende Kräfte beizulegen und suchte durch Vertheilung beider an zwei verschiedene Subjecte zu helfen; den ponderablen Elementen ließ man die gegenseitige Attraction; die Repulsion sollte zwischen den Theilchen des imponderablen Aethers stattfinden; die dritte Wechselwirkung, welche die Elemente der einen Art auf die der andern ausübten, konnte dazu dienen, die verschiedenen Gleichgewichtslagen zwischen Anziehung und Abstoßung zu begründen, die man zur Erklärung der Thatsachen brauchte. Es ist hier gleichgültig, ob der letztgenannte Zweck durch diese Hypothesen befriedigend erreicht wird; ihre logische Correctheit aber ist zuzugestehen, ihre

Nothwendigkeit freilich nur, wenn man doch, dem Sprachgebrauch nachgebend, beide Kräfte als ursprüngliche und unbedingte Eigenschaften der Subjecte ansieht, denen sie zukommen sollen. Die andere Ansicht des ganzen Sachverhaltes, die sich uns nach unsern früheren Voraussetzungen ergeben würde, versuche ich jetzt schrittweis zu entwickeln und abstrahire einstweilen von den Folgerungen, die aus der behaupteten Idealität des Raumes fließen. Auch für die gewöhnliche Ansicht der Raumwelt ist es doch eigentlich eine sonderbare Vorstellung, zwei Elementen, die zu derselben Welt gehören sollen, eine unbedingte gegenseitige Abstoßung zuzutrauen, durch die sie doch Nichts bezeugen könnten, als daß sie zu einer und derselben Welt eben nicht gehören; es ist ebenso wunderlich, zwei anderen Elementen, die einer und derselben ausgedehnten Welt angehören sollen, eine unbedingte Anziehung beizulegen, deren ungehinderter Erfolg die ganze Ausdehnung derselben aufheben würde. Geben wir zu, daß die Welt ein Ganzes und nicht nur ein unbestimmter Haufe von Wirklichkeiten ist, dann gebührt den Bestandtheilen, welche sie zusammensetzen, nicht abstracte Anziehung und Abstoßung, damit sie immer mehr außer oder ineinander seien, sondern die Festhaltung der Ordnung, welche ihnen dem Sinne des Ganzen gemäß in jedem Augenblicke ihre bestimmten Plätze neben einander anweist. Es ist eine ortbestimmende Kraft, welche in jedem Augenblicke die Gesammtheit der verbundenen Elemente auf jedes einzelne unter ihnen ausübt, und die nun, scheinbar in diesem selbst residirend, von ihm aus jeder Ausweichung widersteht; so erscheint sie als Anziehung gegenüber der Entfernung, als Abstoßung der Näherung gegenüber, die ihm und einem zweiten Elemente im Widerspruch mit jener Anforderung des Ganzen zugemuthet wird. Es ist eine Umkehrung der gewöhnlichen Ansicht, was ich verlange. Wir pflegen den Ort eines Dinges als das Resultat der Kräfte zu betrachten, die auf es wirken; mir erscheint als Erstes eben der Ort, den jedes im systematischen Ganzen, bestimmt durch Sinn und Bedeutung seiner Natur einnimmt, und als erste und einzige Pflicht des Dinges als eines einzelnen die Selbsterhaltung an diesem Orte; Anziehung und Abstoßung aber als zwei Componenten, in welche wir im Denken diese Selbsterhaltung immer zerfällen können, in deren eine aber sie selbst sich in Wirklichkeit verwandelt, so-

bald die Bedürfnisse des Augenblicks dazu Veranlassung geben. Was im Innern der Dinge vor sich geht, wenn sie den Widerstreit ihrer momentanen Stellung mit der erfahren, die ihnen bestimmt ist, lassen wir dahingestellt; innerhalb des Raumes kann ihr Zurückstreben zum Gleichgewicht im einfachsten Falle nur als Annäherung oder Entfernung zweier Elemente erscheinen. Auf anziehende und abstoßende Bewegungskräfte kann daher die Summe der physischen Vorgänge zurückgeführt werden; aber diese Kräfte sind nicht ad hoc an ein übrigens leeres Innere der Dinge geknüpft, sondern den Geberden der lebendigen Wesen darin vergleichbar, nur der äußerliche Ausdruck des inneren Geschehens zu sein.

184. Die bisherige Darstellung muß den Eindruck machen, als sähen wir das Ganze der Welt für ein starres Bild an, in welchem jeder einzelne Punkt seine unveränderliche Stelle hätte und alle mit gleicher Elasticität sich jeder Verschiebung widersetzten. Ein solches Gemälde würde wenig der Wirklichkeit entsprechen; wir wissen längst, daß wir einen nie ruhenden Weltlauf anzuerkennen haben und die Zeichnung dieses Bildes sich von Augenblick zu Augenblick ändert. Aber auch diese Auffassung entspricht noch nicht unserer Beobachtung der Wirklichkeit. Auch wenn wir voraussetzen, daß die Umrisse jedes augenblicklichen Bildes mit der Constellation des vorangegangenen und des folgenden Augenblickes planmäßig zusammenhängen, so würde noch immer jeder Punkt in jedem Momente die Kräfte die er ausübt, von neuem durch den Sinn des Ganzen zugemessen erhalten, ein Zusammenhang eigner Art, und weit von dem anderen einer allgemeingesetzlichen Verknüpfung unterschieden, den wir erfahrungsmäßig bestehen finden, und der es uns eben möglich macht, den Weltlauf auch als das Resultat unzähliger nach immer gleichen Regeln wirkender Einzelkräfte aufzufassen. Ich habe indessen früher zu zeigen versucht, wie diese kurze Selbstverwirklichung eines Planes oder einer Idee nicht möglich ist, vielmehr eben das Bestehen allgemeiner Verhaltungsweisen voraussetzt, die an dieselben einzelnen Elemente unter gleichen Bedingungen immer gleiche Folgen knüpfen, ohne Rücksicht auf die Stelle in dem ganzen Plane, an welcher die Wiederholung derselben Bedingungen vorkommt. Auch unter Voraussetzung der rastlosen Veränderlichkeit des Weltganzen schließt daher unsere Ansicht

von dem einheitlichen Streben zur Erhaltung des systematischen Ortes als Quelle der Kräfte die Anwendbarkeit der entgegengesetzten naturwissenschaftlichen Vorstellung nicht aus, durch die wechselnde Zusammensetzung constanter Kräfte die Erklärung desselben Weltlaufs zu suchen. Ich füge vielmehr hinzu, daß auch die Annahme einer gleichzeitigen Mehrheit verschieden wirkender Kräfte zwischen denselben Elementen uns die Bedenken nicht erwecken kann, die man ihr entgegenstellt. Sie würde uns allerdings unverständlich für zwei einsame Elemente sein, aber nicht für solche, die in eine und dieselbe umfassende Welt zusammengehören. Unser eigenes Leben lehrt uns dies leicht verstehen. Unsere Handlungen werden durch verschiedene Systeme von Gründen gleichzeitig bestimmt; was unsere physischen Bedürfnisse uns anrathen, widerräth vielleicht ein socialer Nachtheil; dem, was die Pietät der Familie von uns fordert, widerstrebt die Bürgerpflicht, und innerhalb der letztern selbst fühlen wir uns zugleich verschiedenen Ordnungen eingefügt, deren Anforderungen nicht immer vereinbar sind. Den Sinn des Weltlaufs haben wir ähnlich zu denken; nennen wir ihn einen systematischen Zusammenhang, so meinen wir doch nicht eine einfache Classification, in welcher jedes Glied gradlinig nach der weiteren Zerfällung eines und desselben Eintheilungsgrundes zu erreichen wäre; viele Gedanken kreuzen sich vielmehr in ihm, deren jeder ein allgemeines Verhalten der Elemente verlangt, die ihm dienen sollen, und jedes Element kann in dem Durchschnitt vieler Spaltungsrichtungen liegen, nach denen das Ganze des Weltlaufs theilbar ist oder zusammenhängt. So lange daher zwei Elemente als enthalten in diesem Ganzen gelten, hat es kein Bedenken, ihr gegenseitiges Verhalten als das Resultat einer gleichzeitigen Mehrheit von Kräften anzusehen, die bei einer bestimmten Veränderung der äußern Bedingungen ihre Wirkungsart in ganz verschiedener Weise ändern, weil sie einen und denselben Thatbestand unter sehr verschiedene die Rückwirkung begründende Gesichtspunkte unterordnen.

185. Eine Frage noch gehört zu dieser allgemeinen Erörterung: ist es zulässig, von Kräften zu reden, die aus der Entfernung wirken oder haben diejenigen Recht, die es unbegreiflich finden, wie Etwas da wirken könne, wo es nicht ist? Den Streit der Meinungen hierüber kann ich nur durch eine dritte Behauptung vermehren; ein

Effect bewegender Kräfte ſcheint mir nur aus der Entfernung denkbar, Wirkung in der Berührung dagegen eine in ſich widerſprechende Vorſtellung. Nehmen wir an, zwei Kugeln von gleichem Halbmeſſer, beide mit gleicher Dichtigkeit des Realen gleichförmig erfüllt, ſeien völlig in einander; beſteht dann zwiſchen den Naturen der in ihnen enthaltenen Stoffe überhaupt die Möglichkeit einer Wechſelwirkung, ſo wird, wenn wir Wirkung in die Ferne ausſchließen, jeder Punkt a der einen auf den Punkt b der anderen wirken, der von ihm gedeckt wird. Ich beſtreite nicht, daß aus dieſem Zugleichſein von a und b an demſelben geometriſchen Orte ein lebhaftes Leiden beider Elemente durch einander entſtehen kann; allein mögen nun die dadurch erregten Rückwirkungen in einem Beſtreben zur Aufhebung oder zur Verſtärkung des erfahrenen Zuſtandes, räumlich gedacht alſo in Attraction oder in Repulſion beſtehen, ſo kann doch ein Bewegungseffect aus dieſen innern Ereigniſſen nicht hervorgehen. An demſelben Punkte des Raumes bereits befindlich können a und b ſich nicht durch Anziehung weiter nähern; ſo energiſch anderſeits ihre gegenſeitige Abſtoßung ſein mag, ſo können ſie dennoch nicht aus einander kommen, weil jeder Grund fehlt, welcher die eine Richtung der beginnenden Zwiſchenentfernung vor der andern bevorzugte. Man braucht nun die Vorſtellung nicht auf zwei einander völlig deckende Volumina zu beſchränken; wie auch immer zwei Körper geſtaltet ſein mögen: ſie werden einander überhaupt nicht durch Kräfte bewegen können, wenn deren Wirkung nicht in die Entfernung reicht; denn diejenigen Theile ihrer Geſtalt, die einander decken, werden immer nur der Schauplatz innerer Zuſtände ohne Bewegungseffect nach außen ſein. Dieſe Nothwendigkeit wird nicht dadurch vermieden, daß man von einer Wirkung in der Berührung ſpricht und ſich hiermit eigentlich nur die Zweideutigkeit, welche dieſer mathematiſche Begriff leicht mit ſich führt, zur verwirrenden Auflöſung einer ſachlichen Schwierigkeit zu Nutze macht. Bleiben wir zunächſt bei dem Beiſpiele zweier Kugeln, ſo können deren ſtereometriſche Volumina ſich nur in einem Punkte berühren. Nun würde durchaus zu fordern ſein, daß man dieſe Berührung auch wirklich eine Berührung ſein laſſe und auf jede Vorſtellung einer unendlich kleinen Entfernung verzichte, welche noch den tangirenden Punkt der einen von dem der andern trennte; mit jeder

Annahme dieſer Art würde dem Princip nach die Wirkung in die Ferne zugeſtanden, aber dann grundlos auf eine unendlich kleine Entfernung beſchränkt ſein, deren ſchwer zu deutender Begriff jedenfalls eine Feſtſtellung ſeiner phyſiſchen Bedeutung nicht zuließe. Ganz ebenſo wenig würde es erlaubt ſein, dem Contactpunkt eine unendlich kleine Fläche zu ſubſtituiren, oder im Falle einer Berührung ebener Flächen der berührenden alſo wirkſamen Schicht eine wie auch immer unendlich kleine Dicke zu geben; es muß dabei bleiben, daß die berührenden Körper im erſten Falle einen unausgedehnten Punkt, im zweiten eine dickenloſe Fläche gemeinſam als Theile ihrer Begrenzung beſitzen. Wie man nun auch weiter ſich dieſe Vorſtellungen zurechtlegen mag: immer werden diejenigen Elemente des Realen, welche in denſelben Raumelementen ſich befinden, in Bezug auf hervorzubringende Bewegung wirkungslos ſein und die Wirkung, wenn ſie ſtattfindet, nur von denjenigen Theilen der Körper ausgehen, die noch eine Entfernung zwiſchen ſich haben; die Vorſtellung einer Berührung aber, welche ſowohl Entfernung als Zugleichſein an demſelben Punkte ausſchlöſſe, hat anwendbaren Sinn nur für die ganzen Volumina der beiden Körper, dagegen keinen für die Punkte, über deren mögliche Wechſelwirkung hier die Frage war. Die letzte Bemerkung gilt auch gegen den Verſuch, an die Stelle von Kräften, die zwiſchen verſchiedenen Elementen wirken, mit reflexivem Ausdruck eine Expanſion oder Contraction zu ſetzen, durch welche Etwas ſich ſelbſt ausdehne oder zuſammenziehe. Verſteht man unter dieſem Etwas eine ausgedehnte und theilbare Materie, ſo wird die Selbſtausdehnung des Ganzen immer zuletzt wieder auf der gegenſeitigen Zurückſtoßung der Theile beruhen, die bereits räumlich unterſchieden ſind; bezöge man dagegen dies Verhalten auf ein Reales von metaphyſiſcher Einheit ohne bereits räumliche Mannigfaltigkeit, ſo würden wir auf eine andere, in den Conſtructionen der Materie meiſt übergangene Frage geführt, die: woher dem Realen jene erſte räumliche Geſtalt und Ausdehnung kommt, die man überall vorausſetzt, um dem Spiele der bisher gedachten Kräfte die nothwendigen örtlichen Angriffspunkte zu geben. Dieſe Frage verſparen wir dem nächſten Abſchnitte.

186. Ich würde hiermit nur gezeigt haben, daß bewegende

Kräfte in der Berührung nicht entstehen können; fände man nun Wirkung in die Ferne ebenso undenkbar, so würde man genöthigt sein, die Entstehung der Bewegung aus Kräften überhaupt zu läugnen, und es bliebe nur der Versuch zu machen, durch Unterhaltung stets bestehender Bewegungen die physischen Vorgänge zu begreifen. Aber es würde sich bald zeigen, daß Mittheilung oder Vertheilung der Bewegung zwar ein Ausdruck ist, mit dem sich völlig anschaulich ein häufig vor unsern Augen entstandener Erfolg bezeichnen läßt, daß er aber keine haltbare Vorstellung über den Hergang einschließt, durch den dieser Erfolg entstanden sein kann. Wenn wir nach der bekannten Auffassung des Stoßes unelastischer Körper von dem bewegten b einen Theil seiner Bewegung auf das ruhende a übergehen lassen, so bezeichnen wir damit in der That sehr bequem den neuen Thatbestand, der aus dem Zusammentreffen beider entstanden ist; aber wir können nicht ernstlich daran denken, daß die Bewegung durch ihren Ortswechsel ihn hervorgebracht habe. Es ist, um früher Erwähntes zu wiederholen, stets unmöglich, einen Zustand q eines Wesens b sich von b gelöst und dann auf ein anderes a übergehend zu denken; und doch müßte hier die Bewegung, aus den Grenzen von b auf a übertragen, einen wie auch immer verschwindend kleinen Augenblick zwischen b und a bestanden haben, ein Zustand, der doch Zustand Niemandes gewesen wäre. Und dieser Widersinn steigert sich hier noch dadurch, daß ja überhaupt nur durch eine Freiheit des Sprachgebrauchs Bewegung als Zustand bezeichnet wird; sie ist ja ein Geschehen oder eine Veränderung, die dem Bewegten widerfährt, nicht eine ruhende Verfassung desselben. So ist an sich schon die Bewegung, die selbst in Bewegung geriethe, um ihren Uebergang zu vollziehen, ein unmöglicher Gedanke; was aber würden wir gewonnen haben, wenn dies Undenkbare geschehen wäre? Uebergegangen auf a würde die Bewegung nun hier sein, aber wie wird sie nun wieder zum Zustand dieses anderen Elementes, an dessen Orte sie sich jetzt befindet? warum soll sie b bewegen? Da sie von a sich trennen und dies in Ruhe oder minder bewegt hinter sich zurücklassen konnte, warum setzt sie nun nicht ihren Weg nach dem Gesetze der Beharrung fort, dem sie doch während ihres Ueberganges gefolgt ist, und wandelt, auch a hinter sich in Ruhe zurücklassend, als

Niemandes Bewegung, wie früher, ins Unendliche fort? Es fehlt uns mithin der Grund für die Bewegung des geſtoßenen Körpers und unklar bleibt der andere für die Verlangſamung des ſtoßenden. Natürlich wird man beides aus der Undurchdringlichkeit der Körper ableiten, welche den Durchgang des einen durch den Ort des anderen verbiete. Allein für ſich genommen ſchafft dieſes Verbot nur eine Verlegenheit, ohne die Mittel anzugeben, wie aus ihr herauszukommen iſt. Können beide Körper nicht an demſelben Orte ſein und drängt gleichwohl der eine auf den Ort des andern zu, ſo fragt ſich eben, wie dieſer Widerſpruch zweier Sätze ausgeglichen werden ſoll. Wie er es wird, ſehen wir vor uns: durch entſtehende Bewegung des einen und verzögerte des anderen; aber dieſe glückliche Löſung erfolgt doch nicht deshalb von ſelbſt, weil ſie ein ſchlauer Einfall iſt, ſondern ſie muß durch Das, was beide Körper ſind und was ihnen geſchieht, als nothwendige Folge verwirklicht werden. Bedenkt man ferner, daß die vollſtändige Beſtimmung des Erfolges auch Rückſicht auf die Maſſen der Körper verlangt, ſo kommt man zu der Ueberzeugung zurück, daß die Undurchdringlichkeit, welche zur Mittheilung der Bewegung nöthig iſt, nur auf zurückſtoßenden Kräften beruhen kann, durch welche die Körper einander entgegengeſetzte Bewegungen erzeugen, der ruhende alſo eine vorher nicht vorhandene empfängt, während er die des bewegten durch die erzeugte entgegengeſetzte mindert. Es iſt aber nicht möglich, dieſe Zurückſtoßung erſt in der Berührung ſtattfinden zu laſſen. Denn die Berührung, die noch ohne Durchdringung der Grenzſchichten beſtände, würde eine blos geometriſche Relation ſein, von welcher das begrenzte Reale Nichts leidet; dächten wir aber die äußerſten Grenzſchichten einander durchdringend, ſo würde, nach der früheren Bemerkung, die weitere Zurückſtoßung nur von den Theilen ausgehen können, die noch von einander durch Entfernungen getrennt ſind. Auch kann man nicht ſagen, daß die Bewegung q, mit welcher der ſtoßende Körper b in den ruhenden a eindringt, hier die ſonſt mangelnde Richtung des Auseinandertretens beſtimme; denn geſetzt, die gegenſeitige Abſtoßung erfolge in dem Augenblicke, in welchem das in der Richtung q bewegte b mit dem ruhenden a in demſelben Raumpunkt zuſammen iſt, ſo würde daraus, im Widerſpruch mit aller Erfahrung nur folgen, daß daß ſtoßende b

in seiner vorigen Richtung q beschleunigt durch a hindurchginge und dieses in der Richtung — q sich zu bewegen begönne. Hiernach scheint mir Nichts möglich, als das Zugeständniß, daß auch Mittheilung von Bewegung auf bewegenden Kräften beruhe, und daß diese hier wie in allen Fällen, lediglich aus der Ferne wirkend einen Bewegungseffect hervorbringen können, in der Berührung dagegen als bewegende Motive stets unwirksam sind.

187. Dies alles würde nun vergeblich sein, wenn im Denken wirklich eine unübersteigliche Schwierigkeit sich gegen die Zulässigkeit der Fernewirkungen erhöbe. Aber ich gestehe, daß es mir völlig unverständlich ist, mit welchem Recht man für das Selbverständlichste von der Welt ausgibt, natürlich könne Etwas nur da wirken, wo es ist. Was versteht man denn unter dieser Behauptung: a sei an dem Orte α? Wird uns dieses Sein jemals durch etwas anderes bezeugt und offenbar, als durch die Wirkungen, die von a ausgehend sich bis zu unserem eigenen Orte o fortpflanzen? Natürlich wird der Einwurf bereit sein: für uns seien freilich die Wirkungen des a und die Richtungen, in denen sie an uns gelangen, die einzigen Erkenntnißgründe, welche uns darauf schließen lassen, daß a in dem Orte α sei; die Thatsache selbst aber sei unabhängig von unsern Mitteln, sie zu erfahren. Aber was will man sich denn unter dieser Thatsache selbst dann noch vorstellen, wenn man von jeder Wirkung abstrahirt, die das Seiende a von diesem seinem Orte α aussendete? Mag man glauben, sich noch etwas dabei denken zu können, daß a überhaupt sei; aber worin besteht dann sein Sein an dem Orte α, wenn es keine Wirkungen von dort ausschickt, durch die es diesen Ort unterscheiden könnte von jedem andern ganz gleichartigen Raumpunkt, in welchem es nicht ist? Es ist eine Täuschung, zu glauben, daß das Sein an einem Orte α für sich eine reale Bestimmung bedeute, aus welcher nachher die Fähigkeit folge, Wirkungen auszuüben, die sich von dort aus zu verbreiten scheinen; umgekehrt vielmehr: weil a in dem geordneten systematischen Zusammenhange aller Dinge und in dessen räumlichem Abbilde der Mittelpunkt vielseitiger bestimmter Beziehungen ist und ihnen gemäß Wirkungen auf die übrigen Elemente aussendet, deswegen hat es im Raume seinen bestimmten Platz unter ihnen, oder richtiger: deswegen können wir die

uns geläufige Redensart bilden: es sei an diesem Orte α und wirke von dort aus. Dies wird indessen noch Gegenstand weiterer Ueberlegungen sein; sehen wir noch ganz von dieser Seite des Verhältnisses zwischen Realem und Raum ab, so können wir eine sehr einfache Vorstellung benutzen, um jenes Vorurtheil zu bestreiten. Gesetzt also, die Dinge seien ursprünglich an verschiedenen Orten α und β: worauf beruht es nun, die Zwischenstrecke $\alpha\beta$ als Hinderniß ihrer gegenseitigen Einwirkung anzusehen? Es ist ja augenscheinlich und selbstverständlich! wird man erwiedern; erst wenn der stoßende Körper den ruhenden erreicht, empfindet dieser den Einfluß; erst wenn das bewegte Aethertheilchen den Nerven berührt, entsteht die Lichtempfindung; was solcher Vermittlung entbehrt, ist wirkungslos und wie nicht vorhanden für uns. Aber diesen Erfahrungen stehen andere gegenüber; das Fallen des Steines beginnt auch ohne einleitenden Stoß, die elektrischen Abstoßungen geschehen ohne ein bemerkbares Zwischenmittel; wer auch diese Erscheinungen auf Mittheilung schon vorhandener Bewegungen zurückführt, beruft sich nicht auf Beobachtungen, sondern auf seine Hypothesen und macht ohne Grund die besondere Form, in welcher sich das Wirken in der einen Gruppe von Vorgängen zeigt, zu dem allgemeinen Modell, nach welchem es in allen andern Fällen geformt sein müßte. Und doch würden selbst diese Hypothesen die Fernwirkungen, welche sie im Großen vermeiden möchten, zwischen den kleinsten Elementen der Medien zugestehen müssen, durch welche sie jene Fortpflanzung der Antriebe zu erklären suchen. Nur dann könnte ein günstiges Vorurtheil für diese Interpretation entstehen, wenn die räumliche Berührung ebenso selbstverständlich eine begünstigende Bedingung des Wirkens wäre, wie die Entfernung für eine Hinderung desselben ausgegeben wird. Aber sie ist es nicht; denn aus der Thatsache, daß zwei Elemente an derselben Grenze sich berühren oder in demselben Punkte des Raumes sind, ist gar keine Folgerung über das zu ziehen, was nun geschehen muß; eine Wirkung wird nur eintreten, wenn beide zu gegenseitiger Beeinflussung durch ihre Naturen befähigt sind, und wo diese Bedingung fehlt, wird sie nicht durch räumliche Berührung geschaffen werden; daß aber eine vorhandene Wirkungsfähigkeit dennoch zur Möglichkeit ihrer Ausübung dieses räumlichen Contacts bedürfe, ist eine Ver-

ſicherung, die ſich nur auf jene einſeitige Auswahl der Beobachtungsbeiſpiele ſtützt, demjenigen nicht abſtreitbar, für den ſie einmal Lieblingsvorurtheil geworden iſt, aber weder denknothwendig, noch in ihrer Allgemeinheit eine ſichere Folgerung aus den Beobachtungen. Uns ſelbſt ſteht keine Fähigkeit zu Fernwirkungen zu Gebot; die Gegenſtände, die wir handelnd bearbeiten wollen, bewegen wir allerdings nur durch eine ununterbrochene Reihe vermittelnder Wirkungen, die von uns bis zu ihnen reicht; aber dies berechtigt uns doch nicht, zwei Elemente, die eine Entfernung aus einander hält, wie in zwei verſchiedene Welten vertheilt zu betrachten, durch eine Kluft getrennt, über die Nichts hinüberreichte; die Nothwendigkeit, ſie gemeinſamen Geſetzen unterworfen zu denken, um nur ihre ſpäter eintretende Wirkung zu begreifen, eine Nothwendigkeit, die man ſo ſelbſtverſtändlich findet, und auf deren Vorbedingungen man ſich ſo wenig einläßt, dieſe nöthigt uns doch ganz allgemein, auch das im Raume zerſtreute Reale immer als zuſammengehörige Theile einer Welt, als verbunden durch einen immerwährenden ſympathetiſchen Rapport anzuſehen, für den räumliche Entfernung kein Hinderniß bildet. Nur weil nicht alle Elemente der Welt gleichartig und einfach coordinirt ſind, ſondern in höchſt mannigfachen Verhältniſſen ſtehen, iſt dieſer ſtets vorhandene Rapport, die Fernwirkung aller Dinge, nicht überall gleich merklich, ſondern der Intenſität nach verſchieden und hier auf größere Spielräume ausgedehnt, dort auf kleinere oder verſchwindende beſchränkt.

Sechstes Kapitel.

Die einfachen Bestandtheile der Materie.

Die Unklarheit, welche die Constructionen der Materie über die eigne Natur des Subjects bestehen ließen, von dessen Thätigkeiten sie sprachen, hat uns zunächst darauf geführt, den Begriff der Kräfte zu untersuchen, aus deren Ausübung die veränderlichen Eigenschaften der Materialität fließen sollen; es bleibt uns nun die Frage, unter welcher Gestalt im Raume das Reale auftritt, aus dessen Natur diese Kräfte selbst entspringen. Es ist der Zwiespalt zwischen Atomistik und den Vorstellungen von stetiger Raumerfüllung, auf den uns diese Frage führen wird.

188. Was die unmittelbare Anschauung hierüber darzubieten scheint, muß man nicht durch nachlässigen Ausdruck gleich von Anfang an verfälschen. Von einer einzigen stetig ausgedehnten Materie sagt sie uns Nichts; sie bietet uns nur eine große Vielheit verschiedener Körper dar, welche größtentheils mit völlig bestimmten Grenzen sich von einander unterscheiden, und nur selten mit verschwimmenden in einander übergehen. Nur von diesen vielen könnte zunächst die Rede sein. Auch von ihnen aber zeigen sich manche schon dem unbewaffneten Auge als Nebeneinanderlagerungen verschiedenartiger Theile; andere scheinbar vollkommen stetig ihren Raum erfüllende zerfallen für den bewaffneten Blick in eine kenntliche Vielheit von einander abweichender Elemente; sie beweisen hierdurch nicht, aber sie machen wahrscheinlich, daß auch die anscheinende Stetigkeit der anderen eine Zusammensetzung aus discreten Elementen nur verberge; wohl aber beweisen sie für jeden, der sehen will, daß eine atomistische Structur der Körper die sinnliche Erscheinung vollkommener Continuität der

Ausdehnung für uns bewirken kann. Der oft gehörte Einwand, aus einer Zusammensetzung discreter Theile lasse sich nie die zusammenhängende Oberfläche und das gediegene innere Gefüge der Körper begreifen, bedarf in der That keiner metaphysischen Widerlegung; die scharfe Schneide eines Messers erscheint sägeförmig unter dem Mikroskop, die Fläche, die dem Gefühle vollkommen eben vorkommt, als eine gebirgige Landschaft; getrennte Pigmentpunkte stellen schon aus geringer Entfernung eine zusammenhängende Farbenlinie dar; diese bekannten Thatsachen beweisen hinlänglich, daß die Einrichtung unserer Sinnesorgane uns die Wahrnehmung leerer oder mit schwachem Empfindungsinhalt besetzter Interstitien zwischen den einzelnen Punkten lebhafter Eindrücke unmöglich macht; die Erscheinung continuirlicher Raumerfüllung kann daher zwar von wirklicher abhängen, aber sie entsteht eben so gewiß und unvermeidlich aus hinlänglich dichter Nachbarschaft discreter Bestandtheile. Die letztere nun allgemein anzunehmen, überredet uns die Theilbarkeit, die wir auch bei stetig erscheinenden Körpern ohne nachweisbare Grenze möglich finden. Denn da die entstandenen Theile alle Eigenschaften der Materialität unverändert behalten, die dem Ganzen zukamen, so scheinen sie nicht erst aus ihm durch Zerfällung entstanden zu sein sondern vorher bestehend durch ihre Zusammensetzung das Ganze gebildet zu haben. Ich werde später Bedenken gegen die Triftigkeit dieser Folgerung erwähnen; auf den ersten Blick ist sie überzeugend genug und hat zu allen Zeiten zu dem Bestreben geführt, die letzten Bestandtheile der Materie in Elementen zu suchen, deren metaphysische Wesenseinheit sich auch räumlich durch ihre Untheilbarkeit bezeugte. Ueber die hieraus entstandenen Formen des Atomismus werde ich einige Bemerkungen machen, ohne geschichtliche Vollständigkeit zu beanspruchen; zweierlei schicke ich kurz voran. Zuerst die Erinnerung daran, daß für die Naturwissenschaft die Annahme einer Vielheit von Beziehungspunkten, welche veränderliche und genau bestimmbare Verhältnisse und Wechselwirkungen gestatten, der einzige brauchbare Ausgangspunkt für die erschöpfende Erklärung der höchst mannigfachen Erscheinungen ist, welche Erklärung fordern und daß im Gegensatz hierzu sowohl die nackte Voraussetzung einer einzigen Materie überhaupt als die besondere ihrer stetigen Raumerfüllung sich niemals zur Ableitung der

in der Erfahrung gegebenen Einzelheiten fruchtbar erwiesen hat. Ein Nachweis hierüber würde nur wiederholen können, was Fechner [Atomenlehre] klar und eindringlich zusammengefaßt hat. Indem ich daher für zugestanden ansehe, daß das wirksame Reale in der Natur uns zunächst in der Gestalt unendlich vieler discreter Ausgangspunkte der Wirkungen gegeben ist, fällt mir blos die weitere metaphysische Ueberlegung über die Natur dieser Ausgangspunkte zu, eine Frage, zu deren Beantwortung die Physik durch ihre nächsten Zwecke nicht genöthigt, und in der sie nicht ebenso einstimmig ist, wie in der geschickten Benutzung der Vortheile, welche jene Hypothese ihr darbietet. Völlig beistimmend muß ich mich ferner auf den zweiten Nachweis Fechners beziehen, wie sehr grade die atomistische Auffassung der Naturdinge die ästhetischen Bedürfnisse des Geistes befriedigt, der überall bis in das Kleinste hinein Gliederung, symmetrische und harmonische Verhältnisse, sichtbare Ordnung überhaupt und deutliche Ansicht der Möglichkeiten verlangt, die den Uebergang einer bestimmten Form in eine andere gleich bestimmte gestatten. Ich wiederhole auch diese Darstellungen nicht; ich bekenne nur, daß ich niemals den Grund jener Vornehmheit begriffen habe, mit welcher eine geraume Zeit lang unsere deutsche Philosophie atomistische Ansichten als untergeordnete äußerliche Vorstellungsweisen behandelte und ihnen die Stetigkeit der Materie als eine unantastbare höhere Wahrheit gegenüberstellte; glaubte man Beweisgründe zu haben, die diese andere Annahme nothwendig machten, so hätte man überzeugender sie darstellen sollen, als geschehen ist; zu bewundern aber ist doch eigentlich gar Nichts an dieser Stetigkeit, weder an ihr selbst noch an dem, was man aus ihr abzuleiten wußte; nur die mathematischen Schwierigkeiten ihres Begriffes scheinen ihr eine mystische Anziehungskraft gegeben zu haben.

189. Die Atomistik des Alterthums, so wie sie Lucretius darstellt, bietet uns folgende Gedankenzüge von allgemeinerer Bedeutung. In die Veränderungen der Dinge würde uns eine theoretische Einsicht unmöglich sein, wenn wir auf Beobachtung der Verknüpfung und Aufeinanderfolge von Qualitäten beschränkt wären, deren Verwandtschaften Gegensätze und Unterschiedsgrößen nach keinem genauen Maßstab meßbar sind; eine Folge aus ihren Bedingungen wirklich

herzuleiten sind wir erst im Stande, wenn wir die neuen und die alten Zustände als vergleichbare Einzelfälle eines durchaus gleichartigen Seins und Geschehens nachweisen oder doch zeigen können, wie das an sich Unvergleichbare an vergleichbare Relationen vergleichbarer Elemente geknüpft ist. Aus dieser Ueberzeugung entstand, durch leicht ergänzbare Zwischengedanken, der Versuch, die Mannigfaltigkeit der sinnlichen Erscheinungen auf die Verschiedenheiten von Gestalt Größe Verknüpfungsform und Bewegung durchaus gleichartiger und unveränderlicher Wesen zurückzuführen. Die Ausführung blieb äußerst mangelhaft und kindlich im Einzelnen; außerdem ließ sie nicht sowohl unklar, wie nun zuletzt die erscheinenden Qualitäten entstehen, die sich an bestimmte von jenen mathematischen Constellationen knüpfen, sondern sie behauptete das Unmögliche: die Sinnesqualitäten seien gar Nichts anderes als eben jene mathematischen Bestimmungen. Der allgemeine Gedanke der Atomistik aber ist, von diesen Unvollkommenheiten abgesehen, eines der wenigen antiken Philosopheme, die wirklich Hand und Fuß haben und deshalb stets fruchtbar fortleben, während andere von vielleicht mehr Kopf nur noch in der Geschichte der Ideen hausen. Die abstracte Strenge, mit welcher die Gleichheit der vielen Seienden und die mannigfache Ungleichheit ihrer Relationen einander entgegengestellt wurden, schloß verschiedene ursprüngliche Naturen der letzten Bestandtheile der Dinge aus: so völlig gleich aber hätten sie sich wenig zur Grundlage so mannigfacher Erscheinungen geeignet: an Größe und Gestalt mußten sie wenigstens verschieden sein. Diese Unterschiede der Atome wurden daher angenommen, aber der Widerspruch blieb nicht unbemerkt, den sie mit der Einerleiheit des Realen bilden; sie galten daher als Thatsachen, welche in dem jetzt bestehenden Naturlauf nicht wieder zurückgenommen werden, an sich aber nicht ursprünglich sondern im Beginn dieser jetzt bestehenden Epoche der Welt entstanden sind. Ich glaube wenigstens gezeigt zu haben, daß Lucretius unterscheidet zwischen den mannigfach geformten Atomen, die den jetzt ablaufenden Erscheinungen unveränderlich zu Grunde liegen, und jenen kleinsten durchaus gleichen Theilchen, aus deren Zusammenhäufung ihre eigenen Gestalten gebildet sind. Verschiedene Weltalter gibt es; innerhalb eines jeden löst der Strom der Veränderungen nur die Verknüpfungen der Atome unter

einander auf und läßt diese, die unveränderten, zu neuen Gestaltungen zusammentreten; aber am Schlusse eines jeden zerfallen auch die Atome in ihre gleichartigen Urbestandtheile und begründen, zu neuen Atomenformen wieder zusammentretend, die Stoffe, mit denen das neu beginnende Weltalter seine Erscheinungen bestreiten wird. Durch diese Vorstellung ist jene metaphysische Schwierigkeit wenigstens anerkannt, obgleich nicht gelöst; es bleibt ein grundloses Werden, das über die entstehende Gestalt der Atome entscheidet. Die weitere Ausmalung des Systems bietet uns wenig Interesse. Eben jene behauptete Gleichartigkeit des Realen, das in unzähligen Atomen das wahrhaft Seiende ist, hätte die Annahme einer inneren Beziehung aller auf einander, mithin die Vorstellung von Kräften nahe legen können, die sie wechselseitig ausüben und die sich verschieden hätten gestalten können nach den verschiedenen Verbindungen, in denen sich die letzten Urtheilchen in den Atomen zusammengefunden hatten. Allein dieser Gedanke ist nicht benutzt worden; die Mittheilung der Bewegung durch Stoß ist die einzige Art geblieben, in welcher die Dinge auf einander wirken, und der Widerstand, den sie der Trennung ihrer Bestandtheile entgegensetzen, ist ebenso mangelhaft erklärt als der unüberwindliche Zusammenhang der letzten Elemente zu einem Atom.

190. Ich übergehe die einzelnen Wandlungen, welche die Atomistik nach ihrem Wiederaufleben in der Naturwissenschaft erfahren hat, und erwähne nur die letzte von ihnen. So lange man den Atomen Ausdehnung und Gestalt, gleichviel ob allen dieselbe oder verschiedenen verschiedene zuschrieb, mußte man sich gestehen, im Kleinen eine Frage ungelöst gelassen zu haben, die man mit ihrer Hülfe in Bezug auf die großen Körper lösen wollte; man konnte nicht endlos auch das Atom aus noch kleineren Atomen construiren: endlich mußte man doch auf ein kleines Volumen kommen, das von dem Realen stetig ausgefüllt wurde. Und nun entstand der Zweifel: worauf die Untheilbarkeit dieses stetigen Substrats beruhen möge, während der Raum, den es einnimmt, unendlich theilbar bleibt. Die Unveränderlichkeit eines Volumens, das gegen jede Kraft vertheidigt wird, scheint ihrem Begriffe nach auf einer Gegenwirkung seiner außereinanderbefindlichen Punkte beruhen zu müssen, die ihre gegen-

seitige Lage einander unveränderlich vorschreiben; so aber wirkend würden diese Punkte unvermeidlich wieder als ebenso viele discrete Elemente erscheinen, die das Ganze jenes Volumens erst zusammensetzen. Es scheint mir, daß man den Rückgang ins Unendliche, der auf diese Weise entstehen würde, keineswegs durch die Berufung auf eine metaphysische Einheit des Wesens vermeiden könnte, welches den realen Inhalt des Atoms bilde und sich der Spaltung seiner räumlichen Erscheinung erwehre. Von Haus aus würde diese ganze Unterscheidung zwischen dem realen Wesen und seiner Raumerscheinung eine taube Redeblume sein, wenn man nicht zu viel weiteren Ueberlegungen fortginge, die dem Sinne des Atomismus ganz fremd sind; für ihn ist ohne Weiteres die erfüllte und widerstehende Ausdehnung das Reale selbst, nicht aber eine Erscheinung die von ihm durch irgend eine Vermittlung nur abhängig wäre. Sucht man nun auf dies ausgedehnte Reale den Begriff der Einheit anzuwenden, so geräth man auf mancherlei Schwierigkeiten. Ich will nicht als entscheidend hervorheben, daß eine Gestalt, welche sich gegen jeden Eingriff unverändert erhielte, eine schlechthin unendliche Widerstandskraft einschließen würde, die wenig in den Zusammenhang unserer mechanischen Grundvorstellungen paßt; denn am Ende, was würde uns eigentlich hindern, die Atome als elastisch aufzufassen, so daß jeder einwirkenden Kraft in der That eine proportionale Deformation der Gestalt und nur zugleich eine Rückwirkung entspräche, die immer hinreichte, den früheren Umriß wieder herzustellen, eine Zerreißung aber zu verhüten? Auch dies würde allerdings in gewissem Sinne eine unendliche Kraft des Zusammenhalts erfordern, aber doch in einem Sinne, der allenfalls mit anderen mechanischen Vorstellungen verträglich wäre; diese Kraft stände mindestens nicht impassibel allen Angriffen gegenüber, sondern würde nur immer ebenso stark zurückwirken, als sie sollicitirt würde. Aber eine andere Forderung müßten wir doch stellen, wenn die metaphysische Einheit eines ausgedehnten Realen nicht ein bloßes Wort sein, sondern in dem wirklichen Verhalten sich bewähren sollte. Es kann in einer solchen Einheit des Wesens nicht Theile geben mit Zuständen, in denen andere Theile sich nicht befinden; jeder Eindruck, der dem einen Punkt a eines solchen einheitlichen Volumens A zukäme, müßte sofort auch Zustand oder Eindruck des

Ganzen A ſein, ohne daß ein Vorgang der Uebertragung nöthig wäre, durch den er von a an b oder andere Punkte des Volumens mitgetheilt würde. Ich ſehe wenigſtens nicht ein, worin dann, wenn eine ſolche Verſchiedenheit übertragbarer Zuſtände von Theil zu Theil ſtattfände, der Anſpruch des A noch beſtehen könnte, eine weſentliche Einheit zu ſein und ſich von einem zuſammengeſetzten Syſtem discreter Theile zu unterſcheiden, in welchem genau daſſelbe Verhalten vorkommen müßte. Ich muß, ehe ich fortfahre, dieſe Sätze gegen mögliche Mißdeutung ſchützen. Mit der Einheit eines Weſens A kann ich das gleichzeitige Beſtehen verſchiedener Zuſtände $\alpha\ \beta\ \gamma$ nicht unverträglich finden, die dem A durch die Einwirkung verſchiedener Bedingungen in demſelben Augenblicke aufgenöthigt werden; nur dies würde ich behaupten, daß ſowohl α als β ſogleich Zuſtände des ganzen A ſind, und jeder von ihnen folglich nicht der reine Effect ſeiner Einzelbedingung, ſondern modificirt iſt durch die Gleichzeitigkeit des andern in der Einheit deſſelben Weſens. Denken wir uns α und β als Bewegungsantriebe, die den beiden Punkten a und b des einheitlichen Atomes mitgetheilt würden, ſo würden ſie nicht zuerſt geſonderte Bewegungen dieſer beiden Punkte veranlaſſen, die ſich ſpäter irgendwo zu einer Reſultante vereinigten, ſondern in dem Punkte a, den α traf, wäre zugleich das ganze Reale ebenſo vorhanden wie in dem Punkte b, auf den ſich β richtet; a wie b würden gleich unmittelbar von beiden Antrieben getroffen, und die Reſultante ϱ würde die einzige Bewegung ſein, die ſofort das ganze ausgedehnte Reale ergriffe. Bedarf ferner jede Veränderung einer Zeit, in welcher ſie zu Stande kommt und bleibt von ihr nach dem Geſetze der Beharrung eine Spur zurück, ſo iſt es ebenſo verſtändlich, daß eine Erregung von der Art α erſt ſpäter für die Einheit des Weſens die Bedingung einer ſecundären Erregung von der Art β wird, und daß ein neuer Eindruck der erſten Art ſich zunächſt nur in der Aenderung der ihr zugehörigen Zuſtände merklich macht, auf die Zuſtände der Art β aber erſt nachträglich umgeſtaltend wirkt. Dann pflegen wir zu ſagen, daß anfänglich nur eine Seite des einheitlichen Weſens angeregt, die andere unberührt geblieben ſei; aber mit dieſem räumlichen Bilde drücken wir eben ganz ungeeignet unſere wahre beſſere Meinung aus: das ganze Weſen iſt untheilbar in jedem Augenblicke

thätig und leidend; nur in dem Sinne dieser seiner untheilbaren Natur liegt es, daß die einzelnen Bewegungen, die ihr durch verschiedene Bedingungen abgewonnen werden können, mit so mannigfaltig abgestufter Engigkeit oder Lockerheit gegenseitiger Abhängigkeit auf einander folgen. Wollten wir diese zulässigen Vorstellungen auf unsern Fall anwenden, so würden wir nur sagen können, daß das ganze Atom A nicht zeitlos augenblicklich der ganzen Erregung α mit der ganzen Rückwirkung a antwortet, sondern daß in ihm doch immer die Rückwirkung auf die Erregung folgt, wie unendlich klein auch der dazu nöthige Zeitverlauf sein mag, daß also auch hier jene Seite des A zuerst berührt wird, nach welcher es zu leiden vermag, erst in Folge dieses Leidens aber die andere, nach welcher es zurückwirkt. Eine solche bildliche Theilung des Wesens hat Nichts gemein mit der wirklichen und unzulässigen, welche dann eintreten würde, wenn wir in dem Atom irgend einen Zustand α auf einen Punkt a beschränken und ihn von dort erst im Laufe der Zeit auf die übrigen b und c übergehen lassen wollten; Nichts würde dann, wie ich schon bemerkte, noch übrig sein, wodurch sich die angebliche Einheit dieses A von der Communication der Zustände unterschiede, welche in jeder zur Wechselwirkung verbundenen Vielheit discreter und selbständiger Elemente stattfinden müßte. Wollten wir Ernst mit dieser Einheit machen, so müßten wir behaupten, daß jede Bewegung, welche dem einen Punkte a des kleinen Atoms gegeben würde, unmittelbar auch Bewegung des Punktes sei, der am entgegengesetzten Ende a_1 des in ihre Richtung fallenden Durchmessers liegt, und durch die Strecke aa_1 würde mithin die Bewegung sich ohne allen Zeitverlauf fortgepflanzt haben; jede fernwirkende Kraft, deren Intensität sonst sich mit der wachsenden Entfernung von ihrem Ausgangspunkt ändert, würde hier eine Discontinuität ihres Verhaltens erfahren: auf den entfernteren Punkt a_1 würde sie mit derselben Stärke wie auf den näheren a einwirken. Diese Folgerungen, unabweisbar wie mir scheint, treten zwischen unsere sonstigen mechanischen Vorstellungen zu fremd, um erträglich zu sein; man muß entweder die Einheit oder die Ausdehnung des Atomes aufgeben, um ihnen zu entgehen.

191. Auf den letztgenannten Ausweg ist man in der Physik mehrfach gekommen; wenn nicht ausdrücklich aus dem Grunde, den

ich hier erwähnt habe und der mir Ausdehnung überhaupt nicht als Prädicat eines einfachen oder einheitlichen Weſens, ſondern nur als ſcheinbare Eigenſchaft einer verbundenen Vielheit möglich macht, ſo doch um einer gewiſſen allgemeinen Conſequenz willen, die an dem Atom nicht Das als gegeben anſehen wollte, was ſie an den zuſammengeſetzten Körpern durch ſie zu erklären wünſchte. Gegeben war die Ausdehnung der einfachſten Elemente nicht; erforderliche Annahme war ſie eben ſo wenig; denn man brauchte Nichts, als Punkte im Raume, von denen aus anziehende und abſtoßende Kräfte mit beſtimmter Intenſität wirkſam waren; als ausdehnungsloſe Träger dieſer Kräfte leiſteten die Atome völlig dieſelben Dienſte für die Conſtruction der Erſcheinungen, welche ſie mit ihrer ſchwer begreiflichen Ausdehnung würden geleiſtet haben. In der Gewohnheit der Phyſik, die eben nur dieſe conſtructiven Dienſte verlangte, lag es dann, die Atome einfach als Mittelpunkte aus und eingehender Kräfte oder Wirkungen zu bezeichnen und dahin geſtellt zu laſſen, wodurch dieſe realen Punkte ſich von den leeren des Raumes unterſcheiden, die ihre Orte ſind. Dieſe Lücke würde ſich leicht ausfüllen laſſen. Durch räumliche Ausdehnung kann ein Reales niemals eine Fähigkeit des Wirkens erlangen, die ihm nicht ſeiner Natur nach im Verhältniß zu einem andern zuſtände; das Volumen, welches es einnähme, würde auf alle Fälle nur den Umkreis des Schauplatzes bezeichnen, innerhalb deſſen die nicht der Ausdehnung ſondern der innerlichen Natur des Seienden verdankten Fähigkeiten zur Ausübung kommen. Iſt es nun ohnehin unmöglich, ſich einen Bewegungseffect in der Berührung zu denken und Fernwirkung der Kräfte nothwendig, ſo wird die wirkſame Realität völlig unabhängig von räumlicher Ausdehnung und die Elemente haben im Raume zwar einen Ort, aber weder Volumen noch Geſtalt. Dieſe Anſchauungsweiſe nun iſt nicht allein innerhalb der Phyſik entſtanden, ſondern ein älteres Eigenthum der Philoſophie. Auf Leibniz weiſt Herbart zurück; ich ziehe die beſtimmte Darſtellung, die er ſelbſt gibt, den Lehren ſeines Vorgängers vor, die nur durch eine nicht zweifelloſe Interpretation zu ermitteln ſein würden. Von unzählbaren einfachen theilloſen und unausgedehnten Weſen geht Herbarts Ontologie als den Elementen der Welt aus; ſo konnte ſeine Conſtruction der

Materie nur Atomismus sein und ganz deutlich macht sie uns die letzten Subjecte namhaft, von denen die materiebildenden Wirkungen ausgehen, und über die wir bei Kant eine zufriedenstellende Aufklärung vermißten. Von den physikalischen Lehren unterscheidet Herbart die seinige als qualitativen Atomismus, nicht allein, weil seine einfachen Wesen nicht blos Hypostasen des Begriffs einer überall gleichen Realität, sondern durch qualitative Verschiedenheiten concret unterschiedene Naturen sind; in viel wichtigerem Sinne vielmehr deshalb, weil aus dem inneren Geschehen, das sie um dieser ihrer Naturen willen erfahren, als nothwendige Folgen alle jene Kräfte und Verhaltungsweisen entspringen sollen, welche Sprachgebrauch und Vorstellungsweise der Physik ohne weitere Erklärung als inhärirende Prädicate der letzten Elemente betrachten. In diesem allgemeinen Gedanken völlig mit Herbart einverstanden, bedaure ich, daß ein ontologischer Satz, in welchem ich mich von ihm trenne, ihm in der Construction der Materie die Frucht dieser Lehren verdorben hat. Die völlige Selbstgenügsamkeit, die er den einzelnen einfachen Wesen ertheilte, hinderte ihn, an einen durchgehenden Zusammenhang aller zu glauben, welcher die Zustände der einen unmittelbar zu Bedingungen der Zustände anderer werden ließe: ein anderes Vorurtheil, dessen Entstehung ich nicht kenne, überredete ihn, in räumlichem Zusammen den Grund zu suchen, der allein jene gegenseitige Gleichgültigkeit der Wesen aufhob und sie zur Wechselwirkung nöthigte. Indem ihm so jede Fernwirkung unmöglich schien, verwickelte er sich in das hoffnungslose Unternehmen, unausgedehnte reale Punkte zusammen sein zu lassen, damit sie auf einander wirken konnten, aber sie nicht ganz zusammen sein zu lassen, damit aus ihrem Wirken eine Ausdehnung des Zusammengesetzten entstände, die keinem der zusammensetzenden Theile zukam. Seine Ansicht bedarf nur dieser einen allerdings principiellen Aenderung, die einfachen Realen, die dem Weltbau zunächst zu Grunde liegen, als Wesen von bedingter Setzung und darum als auf einander unabläßig bezogen anzusehen; sie wird dann, indem sie aus dem nicht leeren sondern concret bestimmten Inneren der einfachen Wesen fernwirkende Kräfte hervorgehn läßt, eine völlig anschauliche Ansicht von den Materien geben und sie als räumlich begrenzte, mit vielfach abgestuften Kräften des Zusammenhalts und

des Widerstandes ausgerüstete Systeme an sich unausgedehnter realer Punkte darstellen.

192. Hierbei könnten wir nun stehen bleiben, wenn wir eine Voraussetzung billigten, die noch in diesen Ansichten eingeschlossen ist, die von der wirklichen Ausdehnung des Raumes, in welchem die realen Elemente ihre Plätze einnehmen sollen. Die entgegengesetzte Ueberzeugung, die ich verfochten habe, nöthigt mich nun, die abschließende Vorstellung, zu der ich kommen will, schrittweis durch weitere Umwandlungen der eben vorgetragenen zu gewinnen. Ich lasse es vorläufig bei der Annahme unbestimmt vieler Einzelwesen, von der die Construction der mannigfachen Erscheinungen immer zuerst ausgehen muß, und habe dann nicht nöthig, über ihr allgemeines Verhältniß zum Raume dem früher gesagten viel hinzuzufügen. An sich dem Raume völlig fremd stehen alle diese einfachen Elemente unter einander in höchst mannigfachen Beziehungen, die nur für unsere Auffassung die Form räumlicher Lagen und Entfernungen annehmen. Wie es dazu kommen kann, daß diese Auffassung in uns entstehe, darüber hat die Psychologie das ihrige den Andeutungen hinzuzufügen, die früher gegeben sind; uns gehen hier nur die Vorstellungen an, welche wir über die Natur des Realen fassen müssen, um die bestimmte Art ihres Erscheinens in jener unserer subjectiven Anschauung begreiflich zu finden. Das erste nun, was ich hierüber wiederhole, ist die Forderung, eine Vorstellung umzukehren, die wir gewöhnlich hegen: wir meinen, es heiße für sich etwas, daß ein Element a an einem Orte α sei, und in Folge dieses Umstandes gewinne es die Fähigkeit, auf andere in bestimmter Weise zu wirken; nach allen früheren Festsetzungen müssen wir umgekehrt sagen: an dem Orte α zu sein heißt für das Element a nur: so viele und solche Einwirkungen von allen andern empfangen, die mit ihm zu derselben Welt gehören, daß in einer Anschauung, welche diesen ganzen Thatbestand räumlich auffaßt, nur α der systematischen Stelle entspricht, welche a in der Ordnung des Ganzen einnimmt. Immer gilt uns daher der Ort eines Elements als das Erzeugniß von Kräften, die ihn bestimmen, und in dieser Bestimmung mit einander im Gleichgewicht sind; ein Satz, den die physikalische Mechanik nur halb zugesteht; denn freilich räumt sie ein, daß für jeden Augenblick

der Ruhe eines Elements die Kräfte im Gleichgewicht sind, die bewegend auf es wirken; aber sie läßt den Gedanken möglich, daß ohne alle Einwirkung von Kräften dem Element ein Ort im Raume zukommen könne, an welchem es erst nachträglich von entstehenden Kräften angetroffen und angegriffen werden könnte. Ich habe ferner mehrfach erinnert, daß unter der raumlos-systematischen Ordnung, die ich dem Ganzen des Weltinhaltes zuschreibe, nicht die einer unveränderlichen Classification, sondern eine solche zu verstehen ist, die in unablässiger Bewegung der Dinge einen zusammenhängenden unveränderlichen Sinn in höchst mannigfach veränderlichen Formen des augenblicklichen Thatbestandes aufrecht erhält. Der Ort mithin, den jedes Element in dem erscheinenden Raum einnimmt, bezeichnet nicht einfach die Stelle, die es in einer Classification des Weltinhaltes ewig einzunehmen hätte, sondern die, welche für den Augenblick die einzige ist, wo die veränderlichen Bedingungen, denen es unterworfen ist, ein veränderliches Gleichgewicht finden. Es würde eine zu einfache Ansicht der Sache sein, wenn wir annehmen wollten, zwei Elemente a und b, die an zwei nächstbenachbarten Raumpunkten α und β erscheinen, seien hierzu durch die besondere Verwandtschaft ihrer Naturen oder die Innigkeit ihrer Wechselwirkungen berechtigt; sie können, obwohl gleichgültig gegen einander, vielmehr dazu genöthigt sein, weil alle anderen Forderungen, die von den übrigen Elementen der Welt und den Bewegungen ausgehen, in denen diese begriffen sind, keine andere bessere Befriedigung gestatten, als die momentane Nachbarschaft beider ohne entsprechende Lebhaftigkeit der inneren Beziehung. Die Rücksicht auf diese beständige Bewegung der Welt ändert daher einigermaßen unsere vorige Vorstellung oder bestimmt sie mindestens näher: der Ort α eines Elementes a, während er allerdings immer das Gleichgewicht aller augenblicklich auf a wirkenden Bedingungen bedeutet, kann doch zugleich Ausdruck eines unvermeidlichen Ungleichgewichts zwischen seinem augenblicklichen Zustand und demjenigen sein, auf welchen seine Natur in dem Zusammenhange des Ganzen Anspruch hat, Ausdruck einer dissonirenden Spannung, die so lange anhält, bis im Laufe der Ereignisse die Nöthigungen wieder verschwinden, welche sie herbeiführten. Ich mache diese Bemerkungen nur, um die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse anzudeuten,

die hier vorkommen und den Gedanken zu entfernen, als entspräche die Raumerscheinung der Welt in irgend einem Augenblicke einer intelligiblen Ordnung der Dinge, in welcher jedes Element den Ort einnähme, welcher dem beständigen Begriffe seiner Natur zukommt; aber ich füge zugleich hinzu, daß auch mit dieser Bezeichnung des Ungleichgewichts, die ich brauchte, keine Nebenvorstellung des Nichtseinsollenden Ungehörigen oder dem Sinne des Ganzen Widersprechenden verbunden werden darf. Ob es überhaupt im Weltlauf Etwas gibt, was in diesem Sinne sich den Dissonanzen eines musikalischen Fortschritts vergleichen ließe, bleibt hier dahingestellt; jenes Ungleichgewicht ist vorläufig Nichts, als der Trieb zur Veränderung, der im Verlauf der Ereignisse entsteht, und gehemmt oder ungehemmt den Uebergang zu neuen Lagen anstrebt oder vollzieht. Von diesen allgemeinen Vorstellungen wenden wir uns zur Beantwortung einiger besonderen Fragen, die für unsern jetzt gewählten Standpunkt zum Theil überhaupt erst Bedeutung gewinnen, zum Theil die ändern, die man ihnen auch sonst zugesteht.

193. Gehen wir wie bisher von der Annahme einer gegebenen Vielheit wirksamer Elemente aus, und erinnern uns zugleich der Erfahrungen, die uns so oft verschiedene Eigenschaften als Erzeugnisse nur verschiedener Verbindungsformen des an sich Gleichartigen kennen lehren, so ist die Frage natürlich, ob wir zur Erklärung der Thatsachen die Voraussetzung einer Mehrheit ursprünglich verschiedener Stoffe bedürfen, oder ob wir auch die characteristischen Verschiedenheiten der chemischen **Elemente** auf bloße Modificationen einer einzigen gleichartigen Materie zurückzuführen haben. Dem Eifer, mit welchem man gegenwärtig für diese Zurückführung Partei nimmt, scheint mir zum Theil ein methodologisch falsches Princip zu Grunde zu liegen. Für ihre Praxis hat natürlich die Naturwissenschaft immer ein Interesse, die Anzahl der von einander unabhängigen Principien ihrer Erklärungen zu vermindern, und durch Unterordnung mannigfaltigster zweiter Prämissen unter die wenigsten ersten den Lauf der Ereignisse berechenbar zu machen. Aber ebenso gewiß kann sie doch keine größere Einheit haben wollen, als in Wirklichkeit vorhanden ist, und bevor die Erfahrung entschieden hat, darf sie eine noch unbekannte Einheit nur da als gewiß voraussetzen, wo ohne sie

ein Widerspruch in den Begriff ihres Gegenstandes kommen würde. Dreierlei schließt nun unsere Vorstellung von der Natur ein: einen Kreis allgemeinster Gesetze, nach denen Folgen von Bedingungen abhängen, eine Vielheit concreter Angriffspunkte, auf welche diese Gesetze Anwendung finden, einen Plan endlich, zu dessen Realisirung diese Wirklichkeiten verbunden sind. Die beiden ersten Postulate gibt jede Naturwissenschaft zu, das letzte freilich ist Gegenstand streitender Ueberzeugungen; wo aber der Gedanke an einen Plan der Natur gehegt wird, da ist es selbstverständlich, daß er nur Einer sein kann, und daß alle scheinbar von einander unabhängigen Tendenzen doch in diesem einen als untergeordnete Momente zusammenhängen. Nicht minder nothwendig ist die Einheit der höchsten Gesetze, denen der Zusammenhang der Ereignisse gehorchen muß; sie liegen nicht in den Regeln, die verschiedene Kräfte verschieden befolgen; sie liegen vielmehr in den allgemeinen mathematischen Wahrheiten, denen jede zusammenhängende Welt, wäre sie auch völlig anders als die bestehende, sich stets in ihrem ganzen Umfange gleichmäßig unterwerfen muß; es ist gar keine Ordnung eines Naturlaufs denkbar, wenn nicht in allen Fällen nach denselben Rechnungsregeln bestimmbar ist, welche Folgen aus vorhandenen Größen wirksamer Elemente und der abschätzbaren Intensität ihrer gegenseitigen Beziehungen hervorgehen. Das Wirkliche dagegen, das diesen Gesetzen Fälle der Anwendung geben soll, hat nur die nächste Verpflichtung, mannigfach zu sein und für eine Ansicht, die an ursprünglicher Vielheit gleichartiger Atome keinen Anstoß nehmen würde, liegt nicht der mindeste Grund vor, ihre ursprüngliche qualitative Verschiedenheit für bedenklich zu halten. Keine andere Gleichartigkeit ist ihnen zuzumuthen, als die, welche sie bedürfen, um in denselben Weltlauf verflochten zu werden; es muß möglich sein, ihre Naturen, so weit sie sich in Wechselwirkungen geltend machen, durch eine Combination bestimmter Intensitäten allgemein vorkommender Wirkungsweisen zu characterisiren. Aber es ist keine Nothwendigkeit vorhanden, die Gruppe specifischer Coefficienten, mit welchen diese Wirkungsweisen in jedem einzelnen Element verbunden vorkommen, an ein überall gleichartiges Substrat oder eigentlich an den bloßen hypostasirten Begriff des Realen geheftet zu denken; sie kann ebenso wohl für den Ausdruck einer specifischen

Qualität gelten, so weit eben der Ausdruck derselben in dem gegenseitigen Verkehr der Stoffe möglich ist. Der praktisch wichtige Unterschied dieser Auffassungen würde darin bestehen, daß die letztere jeden Uebergang eines chemischen Elementes in ein anderes von Haus aus abschneidet, die erstere ihn wenigstens denkbar läßt. Und doch nicht blos denkbar; sie macht im Gegentheil die Hartnäckigkeit räthselhaft, mit welcher durch so viele Umwandlungen Verbindungen und Trennungen hindurch, welche die Stoffe erfahren können, doch jedes Element immer sich selbst erhält und niemals in die Eigenschaftsgruppe eines andern übergeht. Beruht der wesentliche Character eines jeden nur auf einer eigenthümlichen Configuration gleicher Bestandtheile, so sollte man vermuthen, derselbe Lauf der Dinge, welcher einst eine dieser gegenseitigen Verknüpfungen herbeiführte, werde auch die Bedingungen einmal erzeugen, durch die sie wieder aufgelöst oder in eine andere verwandelt werden kann. Meinte man aber zeigen zu können, es gebe doch Verbindungsweisen, die einmal entstanden durch keine im Weltlauf vorkommende Constellation von Kräften wieder rückgängig gemacht werden können, so bliebe immer noch zweifelhaft, warum nicht wenigstens eine beständige Vermehrung so unwiderruflich zusammengesetzter Stoffe aus Verbindungen stattfindet, deren Structur einfacher ist; soll endlich für alle eine gleiche Unzerstörbarkeit und zugleich der Mangel weiterer Entwicklungsfähigkeit als ein ewiger Zustand gelten, so würde schwer zu sagen sein, wodurch diese Auffassung sich von der Voraussetzung ursprünglich verschiedener Elemente noch unterschiede. Für die weitere Praxis der Naturerklärung gar nicht, nur für die theoretische Auffassung würde ein Unterschied bleiben; die Wahrscheinlichkeit der Wesensgleichheit alles Realen würde, wenn die Erfahrung sie nicht in Zukunft lehrte, zunächst nur auf Nebengründe anderer Art sich stützen können.

194. Zu diesen Gründen gehören die Vorstellungen, welche wir uns über die Masse des wirksamen Materiellen, über ihre Beständigkeit und ihren mitbestimmenden Einfluß auf die verschiedenen Arten der Wirkung zu machen pflegen. Es ist jetzt wohl überflüssig, auf einen früher häufigen Irrthum der Philosophie zurückzukommen und zu erinnern, daß der Begriff der Masse nicht ausschließlich mit dem von Gewicht und Schwere verknüpft ist, sondern in Bezug auf eine

beliebige Wechselwirkung, welche zwischen zwei Stoffen entsteht, ein Maß der Intensitäten enthält, mit denen beide sich an ihr betheiligen. Haben wir m und μ Einheiten eines und desselben Stoffes zu zwei Körpern vereinigt und deren Verhalten gegen einen dritten c in Bezug auf eine Wirkung von der Art p beobachtet, und finden wir, daß zwei andere Körper von nachweisbar demselben Stoffe zu c sich in Bezug auf dieselbe Wirkung ebenso verhalten, so schließen wir mit Recht, daß auch in ihnen m und μ Einheiten der gleichen Materie enthalten sind. Stellten sich jedoch diese beiden andern Körper mit abweichenden Eigenschaften dar, so daß ihr Bestehen aus demselben Stoffe zweifelhaft wäre, verhielten sich aber zu c in Bezug auf die Wirkung p ebenso wie jene, die wir selbst aus nachweisbar gleicher Materie gebildet hatten, so wäre es freilich eine natürliche und nahe liegende Vermuthung, daß auch sie dies Verhalten den m und μ Einheiten eines dennoch gleichartigen Realen verdanken, das sie nur unter secundär verschiedenen Eigenschaften verbärgen; gleichwohl geht diese Vermuthung über den Thatbestand hinaus. Dieser lehrt Nichts, als daß in Bezug auf die Wirkung p die beiden Körper m und μ Einheiten des früher betrachteten Stoffes **äquivalent** sind, nicht daß sie aus ihnen wirklich bestehen; es hindert Nichts, daß sie nicht im Uebrigen von c und unter einander ursprünglich qualitativ verschieden sind, aber doch mit c die Wechselwirkung der Art p eingehen können, und daß in Bezug auf diese die Intensität ihrer Betheiligung durch die Zahlen m und μ mit derjenigen der anfänglich betrachteten Körper vergleichbar oder gleich wird. Machen wir nun diese Voraussetzung ihrer qualitativen Eigenthümlichkeit und gehen zu einer Wirkung der andern Art q über, welche zwischen ihnen und einem Körper d entsteht, so sind wir nicht berechtigt anzunehmen, daß die Intensitäten ihrer Betheiligung an dieser in demselben Verhältniß $m:\mu$ stehen werden, in welchem sie an der Wechselwirkung p theilnahmen; es ist vielmehr denkbar, daß sie in dieser neuen Beziehung zu d, welche neue Kräfte rege macht, gleich werden, wenn sie vorher ungleich, oder ungleich, wenn sie gleich waren, oder überhaupt, daß sie in Bezug auf die Wirkung q als Massen von den Größen m_1 und μ_1 auftreten, welche sich irgendwie von den vorigen Größen m und μ unterscheiden. In der That verhalten sich nun

so, auf den ersten Anblick wenigstens, die mannigfachen Wirkungen p q r, welche die Körper auf einander ausüben und es ist niemals sicher, daß derjenige a, der in Bezug auf p die größere Masse ist als b, auch in Bezug auf q größer als b bleiben werde. Ob diese Verschiedenheiten stets unter Voraussetzung gleichartiger Materie aus secundären Eigenschaften der Zusammensetzung begreiflich sind, muß dahin gestellt bleiben; den Nachweis dafür könnte bei der ungeheuren Mannigfaltigkeit dessen, was zu berücksichtigen ist, nur eine ferne Zukunft liefern; dagegen ist es natürlich stets möglich, jede der neuen Massenzahlen m_1 und μ_1 durch die alten, durch km und $\varkappa\mu$ auszudrücken, und so die Fiction gleichartiger Masse in allen Körpern durch specifische Coefficienten, die man jedem für jede Art der Wirkung besonders zutheilt, mit den gegebenen Thatsachen wieder in Einklang zu bringen. Metaphysisch entscheidet man hierdurch Nichts; die vielleicht vorhandene qualitative Ungleichheit des Stoffe verschwindet durch diese Reduction eben so wenig, als Getreide und Fleisch aufhören zwei verschiedene Dinge zu sein, wenn man beide durch vergleichbare Geldwerthe ausdrückt. Die Ansicht nun, welche ich hier vertrete, findet in diesem Verhalten keine allgemeine Schwierigkeit, obgleich sie nicht im Stande ist, zur Aufklärung der Einzelheiten beizutragen. Wir würden uns die verschiedenen Elemente doch nicht principlos verschieden denken; zu einer und derselben Welt gehörig würden ihre Qualitäten doch immer auf einander bezogene Glieder eines einzigen zusammenhängenden Systems und in ihm nach verschiedenen Richtungen mit verschiedenem Sinn und nicht überall gleicher Engigkeit verbunden sein. In dem Kreuzungspunkte so vielfacher Richtungen stehend würde dasselbe Element nach der einen Seite hin einem andern an Wirkungskraft überlegen, nach einer zweiten ihm gleich, nach einer dritten schwächer sein können, und wenn wir den Sinn des ganzen Systems kännten, den wir nicht kennen, so würden wir im Stande sein, aus dem Massenmaße, welches einem Elemente für die Wirkung p zukommt, alle die specifischen Coefficienten, die ihm für die Wirkungen q r ... gehören, als eine Reihe von einander abhängiger Functionen zu entwickeln.

195. Ich habe diese Bemerkungen noch von der Annahme aus gemacht, daß eine Vielheit einzelner Wesen die letzten Baubestand-

theile der Welt bilde; sie werden jedoch auch gültig bleiben, wenn wir zu einem Ergebnisse der Ontologie zurückkehren und diese Vielheit nur als Modificationen eines und desselben absoluten Wesens betrachten. Es scheint zunächst, als wiederholten wir damit blos die Ansicht, die wir eben bekämpften, und hätten gar kein natürliches Interesse daran, eine Verschiedenheit der Elemente aufrecht zu erhalten, die ja nun eine letzte, ursprüngliche und unaufhebliche gar nicht mehr sein könnte. Es ist aber doch eine wesentlich andere Meinung, die wir hier vertheidigen, als die der Physik. Ich denke mir unter jenem absoluten Wesen nicht eine unendliche Quantität eines gleichartigen Realen, die, ihrer Natur nach fähig in unzählbare homogene Theile zu zerfallen, nur secundär durch die Mannigfaltigkeit möglicher Combinationen dieser Theile der Grund zu einer Verschiedenheit des Weltinhaltes werden könnte; ich denke mir unter ihm eine lebendige Idee, deren Sinn, an sich jeder quantitativen Messung unzugänglich, nicht in eine Vielheit gleicher Theilgedanken zerfällt, sondern in ein vielfach verschlungenes Gewebe verschiedener sich gliedert; von diesen erwirbt jeder für sich selbst und für die Elemente, aus denen er besteht, gemäß dem Werthe für das Ganze auch verhältnißmäßige Größenbestimmungen. Gestatten wir uns ein Bild. Wenn diese Idee menschlich ausdrückbar wäre, so würde sie es nur durch eine Vielheit von Sätzen sein, die unter einander in den mannigfaltig verschiedenen Arten zusammenhingen, in denen die einzelnen Theile eines Lehrgebäudes verknüpft sind. Aber diese Sätze würden Nichts bedeuten, wenn sie nicht aus Worten von verschiedenen Inhalten zusammengefügt wären und zwar von Inhalten, die unwandelbar für sich feststehen, verschieden zwar, aber nicht maßlos verschieden sind, sondern mit bestimmten Weiten des Unterschiedes auf einander so beziehbar, daß sie in vielfachen syntaktischen Verbindungen sich zum Ausdruck der mannigfaltigen Theile der Idee eignen. Diesen Worten vergleiche ich die elementaren Stoffe der Natur: sie sind Nichts für sich, sondern Actionen des einen Weltgrundes, aber stets von ihm gleichförmig unterhaltene Actionen, dazu bestimmt, in jedem Beispiele ihres Vorkommens und ihrer gegenseitigen Bewegung sich nach denselben Gesetzen zu einander zu verhalten; aber obwohl in ein Netz von Beziehungen von Ewigkeit eingefangen, bleiben sie dennoch unter

einander verſchieden und einer Zurückführung auf bloße Theilung und Wiederverknüpfung eines gleichartigen Subſtrates unfähig. Die mathematiſche Betrachtungsweiſe, die dieſen letzten Verſuch begünſtigt und ihr ausgedehntes Recht an die Behandlung der Natur hat, iſt doch weder die einzige Art, die Einheit derſelben zu faſſen noch trifft ſie den letzten Grund der Dinge; nur in unſerer Beobachtung der Erſcheinungen drängt ſich dieſer Zuſammenhang, ſecundär wie er iſt, dennoch zuerſt auf; der ganzen nach Maß und Zahl geordneten Welt liegt eine Ordnung der Dinge zu Grunde, die ſynthetiſch mit einander verknüpft, was analytiſch nie für unſer Denken aus einander ableitbar wird. Wir haben dieſe Ordnung ſyſtematiſch genannt, und können dieſen unvollkommenen Ausdruck durch den andern einer äſthetiſchen Einheit des Sinnes der Welt erſetzen, die wie in einem Kunſtwerk mit fühlbarer Gerechtigkeit verknüpft, was vereinzelt einander fremd iſt und kaum auf einander hinzuweiſen ſcheint; wir können endlich die Benennung einer dialektiſchen Einheit vorziehen, zum Andenken an eine jüngſt vergangene Geſtaltung unſerer deutſchen Philoſophie, die, wie ich meine, vollkommen von dieſer richtigen Ueberzeugung durchdrungen, nur darin ſcheiterte, daß ſie wirklich im Einzelnen ausführen zu können glaubte, was nur als regulative Maxime im Ganzen die Bildung unſerer Grundvorſtellungen beherrſchen kann.

196. Dieſe Umformung unſerer Anſichten führt uns noch zu einer Frage, die dem phyſikaliſchen Atomismus keine zu ſein ſcheint. Eine unzählige Menge einfacher Atome ſoll die Welt füllen; mögen ſie nun gleichartig oder verſchieden ſein, woher dieſe ihre Vielheit? Wer ſie als unvordenklich gegebene Anfangspunkte der Welt betrachtet, kann allerdings auch ihre zerſtreute Vielheit im Raume zu dem Gegebenen rechnen, das nur anzuerkennen und nicht zu erklären iſt; uns aber, nachdem wir jedes qualitativ eigenthümliche Element als eine Action betrachtet haben, welche der Weltgrund in berechnetem Zuſammenhang anführt, peinigt allerdings die Thatſache, daß jedes dieſer Elemente in unzähligen zerſtreuten Beiſpielen an verſchiedenen Punkten des Raumes auftritt. Und doch iſt dies nicht allein für uns ein Räthſel. Wir können allerdings leicht im Denken die Conception eines und deſſelben Inhalts a tauſendfach wiederholen und die tauſend Erzeugniſſe unſerer Einbildung unterſcheiden, indem wir

sie an verschiedenen Stellen des Raumes localisiren oder sie nach den verschiedenen Zeitpunkten ihrer Entstehung in uns zählen. Aber wie sollen wir uns eigentlich denken, daß in Wirklichkeit dasselbe a mehrmals vorhanden sei? muß nicht, damit viele seien, das eine a das nicht sein, was das andere ist, und doch sollte jedes eben dasselbe sein, was jedes andere? worin besteht nun der objective Unterschied zwischen ihnen, der sachlich das wahr macht, was wir logisch prätendiren, wenn wir die vielen als gleiche Beispiele ihres allgemeinen Begriffes oder ihrer allgemeinen Natur bezeichnen? Man erinnert sich, wie Leibniz an dieser Frage Anstoß nahm; es schien ihm nicht möglich, daß zwei Dinge in Wirklichkeit vorkämen, ohne diese Zweiheit durch irgend einen Unterschied dessen zu begründen, was sie sind; nicht einmal zwei völlig gleiche Blätter eines Baumes wollte er zugestehen. Man gedenkt dieser Aporie kaum mehr; ich gestehe jedoch, daß man mir auf Kants Vorgang hin etwas zu leicht über sie hinweggegangen scheint. Die Anschauung sollte möglich machen, was dem Denken mißlang; eben im Raume und durch ihn sei es deutlich, daß vieles Gleiche bestehen könne, unterschieden blos durch den Ort, völlig ununterschieden der Natur nach, mit dem es den Ort füllt. Deutlich ist dies freilich; aber ich kann in dieser Klarheit doch nicht die Auflösung der Schwierigkeit sehen, sondern das Problem selbst ist uns hierdurch dringlich vor Augen gestellt; würde es doch überhaupt kaum aufgeworfen worden sein, wenn nicht eben dieser Augenschein auf seine Schwierigkeit aufmerksam gemacht hätte. Nun könnte die physikalische Vorstellungsweise, wenn sie ins Unendliche Fernwirkungen der Dinge auf einander zugesteht, allerdings zugeben, daß kein Atom sich mit einem zweiten genau unter derselben Summe äußerer Einwirkungen befindet; räumte sie außerdem ein, daß den Einwirkungen auch innere Zustände entsprechen, so würde jedes Atom a in jedem Augenblicke etwas Anderes sein, als ein gleichartiges zweites, denn die inneren Zustände, in denen es sich befindet, hängen nicht als Zugabe an seinem Wesen, sondern bilden das mit, was es augenblicklich ist. Allein hiermit wäre doch der Hintergedanke verbunden, daß die Zustände wechseln, in diesem Wechsel aber das Atom mit beständiger Natur als Etwas verharre, das auch, wenn gar keine Kräfte auf es wirkten, an seinem Orte gewesen wäre und nur in Folge

ren Einwirkungen, die auch hätten nicht sein können, veränderliche Unterschiede von seines Gleichen erwirbt. So kommen wir auf die Frage zurück, was es eigentlich heiße, daß ein Element an einem Punkte des Raumes sei, und wie es sich hierdurch von andern unterscheiden könne, da jeder Punkt dem andern völlig gleich ist, es selbst aber sich an keinem von ihnen anders befindet, als an jedem andern. Die Antwort habe ich zu geben gesucht: diese Redensart hat keinen Sinn für die Vorstellung von einem wirklichen Raume, zu dem die Dinge in Verhältniß träten; sie sind nicht erst an einem Orte und wirken demgemäß, sondern nach der Art und dem Maße ihrer schon geschehenden Wechselwirkungen nehmen sie in der Raumanschauung eines Bewußtseins die Orte ein, an denen sie sich uns ursprünglich zu befinden scheinen. Aber diese Antwort erledigt nicht sogleich unsere gegenwärtige Schwierigkeit. Um die Erscheinung eines qualitativ bestimmten Elements in dieser Form einer zerstreuten Vielheit einzelner Atome zu begründen, müßten wir, wie es scheint, auch in der intelligiblen Welt, die sich im Raume spiegelt, ebenso oft wiederholt jene Action oder jenen Gedanken voraussetzen, den wir als die Natur des Elementes bezeichneten. Ist nun diese Vielheit weniger seltsam, als die kurze Annahme der vielen Atome, mit der sich die Physik begnügt? Ich glaube diese Frage bejahen zu können. Wir unterliegen blos einer Nachwirkung unsers Gewöhntseins an räumliche Anschauungen, wenn wir uns die Vielheit dieser Actionen, auf deren Vorstellung wir kommen, als eine Anzahl unverbundener Einheiten und durch Zwischenräume ebenso getrennt denken, wie die räumlichen Elemente durch die Linie ihrer gegenseitigen Entfernung. Aber es ist Nichts so zwischen ihnen; so wie in unseren Ueberlegungen ein und derselbe Grundsatz oder ein und derselbe Begriff an den mannigfachsten Stellen wiederkehrt und mit verschiedener bedingender oder bestimmender Wirkung auf die andern Vorstellungselemente, mit denen er jedesmal zusammentrifft, ebenso steht die Idee, welche die qualitative Natur eines elementaren Stoffes bildet, in dem Ganzen der Welt in einem Durchschnittspunkt verschiedener Richtungen nach denen dies Ganze zusammenhängt, und ich füge noch einmal hinzu, daß dieser Zusammenhang nicht blos der ruhende einer Classification, sondern zugleich der ewig bewegte einer Geschichte ist. Die ver-

schiedenen Functionen nun, welche dieselbe Idee in diesen mannigfachen Combinationen mit anderen erfüllen muß, haben wir weder Interesse noch Veranlassung, zu ebenso vielen geschiedenen Wesen zu hypostasiren; die Zahl der zerstreuten Atome ist nur die Anzahl der discreten Erscheinungen, welche in räumlicher Anschauung dem einen Element gemäß der Vielfältigkeit der Wechselwirkungen gebühren, in die es mit anderen verflochten ist.

197. Indem ich die ganze Paradoxie dieses Gedankens herausfage, will ich auch mit einer Folge desselben nicht zurückhalten. Wir sind zu einem Standpunkte gelangt, auf welchem uns die atomistische Vorstellungsweise, selbst mit der Umformung ihres Grundbegriffs nicht mehr genügen kann, zu welcher wir sie nicht abgeneigt fanden. So lange man die unausgedehnten Mittelpunkte von Kräften, die im Raume zwar einen Ort aber kein Volumen haben, mit derselben Sprödigkeit unaufhebbarer Wesen dachte, die man früher den ausgedehnten Atomen zuschrieb, so lange konnte natürlich von einer weiteren Theilung Dessen nicht die Rede sein, was eben von seiner vorausgesetzten Untheilbarkeit den Namen führte. Diese Vorstellung besteht nicht mehr. Ist die eine reale Idee, welche die Natur eines qualitativen Elementes bildet, zu einer Vielheit discreter Erscheinungen genöthigt, und beschränkt Nichts die Zunahme der Mannigfaltigkeit von Beziehungen, in welche sie im Lauf der Ereignisse zu andern treten muß, warum sollte sie denn an die bestimmte Anzahl discreter Orte ihres Wirkens gebunden sein, welche sie in einem gegebenen Augenblicke hat? warum sollte sich nicht vielmehr auch deren Vielheit ins Unendliche vermehren, da doch keine der Erscheinungen des Elementes, die so aus einander getreten sind, ein anderes Recht ihres gesonderten Daseins hat, als eben diesen Auftrag des Ganzen, grade hier zu sein? Ich würde darum nicht zu der Vorstellung einer stetigen ins Unendliche theilbaren Raumerfüllung, auch nicht zu der anderen zurückkehren, wenigstens die räumliche Erscheinung eines realen Atoms so als stetig zu betrachten, daß es in jedem Punkte seiner kleinen Ausdehnung grade so gegenwärtig wäre, wie in jedem anderen; ich würde vielmehr ganz bei der zuletzt gewonnenen Annahme des Atomismus bleiben, einen geometrischen Punkt als den Ort zu fassen, von dem aus sich die Wirksamkeit des Realen erstreckt; aber ich

würde doch keinen Grund einsehen, die Größe der Kraft, welche von diesem Punkte ausstrahlt, und die nun in keiner Weise mehr eine unzerstörbare metaphysische Einheit ist, ewig an diesen einen Punkt gebunden zu denken. Sie würde sich vielmehr im Raume ebenso theilen können, wie sie selbst nur eine Theilerscheinung einer und derselben Function des Ganzen ist, und je nachdem der Verlauf der Dinge Forderungen herbeiführte, die diese neue Combination räumlicher Erscheinungen verlangten, könnte das eine Centrum der Wirkungen sich in mehrere nun örtlich verschiedene spalten, welche den neuen auf sie einfließenden Bedingungen gemäß ihre Plätze einnähmen. Diese Bedingungen können verschieden sein: sie brauchen nicht nur die neu entstandenen Mittelpunkte zu Vereinigungen mit Atomen anderer Elemente zu nöthigen; mittelbar kann auch für dasselbe Atom der Zwang eintreten, ein größeres Volumen als früher durch Auseinandertreten seiner eigenen Momente zu füllen; Unterschiede der Dichtigkeit würden so eintreten, die durch eine beständige innere Zerfällung in neue Mengen wirkender Punkte die Erscheinungen darstellten, die man sonst nur durch eine stetige wirkliche Raumerfüllung glaubt erklären zu können, und denen man nicht ohne bleibende Unwahrscheinlichkeit gerecht wird, wenn man den Gedanken einer letzten Zersetzung in Reales und leeren Raum mit der gewöhnlichen atomistischen Vorstellungsweise festhält. Wir kämen so zu unendlicher dynamischer Theilbarkeit unräumlicher Atome, eine Vorstellung, von der ich hoffe, daß sie nicht ganz so gräulich erscheinen wird, als dieser sprachwidrige Ausdruck, durch den ich sie am kürzesten im Gegensatz zu den hergebrachten Ansichten glaube bezeichnen zu können. Man wird ohne Weiteres supplirt haben, daß mit jeder Theilung sich die Größe der Intensität, sagen wir kurz: die Masse der entstandenen Theile verringert, die Summe dieser Massen dieselbe bleibt; ich wende Nichts hiergegen ein; aber der Grundsatz, dem man bei dieser Ergänzung gefolgt ist, bedarf noch der Erörterung im nächsten Abschnitt unserer Betrachtung.

Siebentes Kapitel.

Die Geſetze der Wirkungen.

Die inneren Regungen der Dinge kennen wir nicht; noch weniger die beſtändigen Gewohnheiten des Zuſammenwirkens, zu denen ſie der Sinn des Ganzen verpflichtet. Nur von der Beobachtung können wir daher lernen, in welche bewegenden Kräfte ſich der Lauf der natürlichen Ereigniſſe zerfällen und nach welchem Geſetze jede einzelne dieſer Componenten ſich wirkſam denken läßt. Allein die Beobachtung, ſeit langem ausgedehnt und ſorgfältig genug, hat eben hierüber einige allgemeine Ueberzeugungen befeſtigt, welche nachträglich wenigſtens eine Interpretation im Zuſammenhange mit metaphyſiſchen Anſichten verdienen, und von denen ſich fragt, ob ſie wirklich blos thatſächliches Verhalten und nicht doch Denknothwendigkeiten ausdrücken, auf welche uns die Erfahrung nur ſpät aufmerkſam gemacht hätte. Ich verſuche hierüber eine Erörterung, von der ich allerdings vorher weiß, daß ſie ohne erhebliches Ergebniß bleiben und nur dienen wird, die Zweideutigkeit ſowohl der philoſophiſchen als der phyſikaliſchen Speculationen bemerkbar zu machen, die doch immer wieder auf dies unergiebige Gebiet werden gerichtet werden.

198. Allgemein gilt zuerſt die Annahme, daß die Intenſität jeder Fernwirkung von dem gegenſeitigen Abſtande der Elemente abhänge, zwiſchen denen ſie entſteht. Auch die Anſicht, die ich hier vertrete, muß in einer Weiſe, die ich ſpäter erörtere, auf dieſen Gedanken kommen; ſind die räumlichen Lagenverhältniſſe der Dinge nur Ausdrücke der Kräfte, denen ſie bereits unterliegen, ſo müſſen um ſo mehr die Antriebe zu weiterem Wirken von dieſen Wechſelbeziehungen der Elemente und von den Entfernungen abhängen, die deren Er-

ſcheinungen ſind. Aber zur genaueren Beſtimmung dieſes Zuſammenhanges reichen ſo allgemeine Geſichtspunkte nicht hin; die andere Annahme aber, die man mit faſt gleicher Allgemeinheit hinzufügt, die Intenſität der Fernwirkung ſtehe zu der Entfernung in einem umgekehrten Verhältniß, wird abgeſehen von bekannten Erfahrungsbeiſpielen, welche ſie beſtätigen, zunächſt nur durch die unzuläſſige Vorſtellung empfohlen, der Raum bilde für die Wirkung einen Widerſtand, der durch Aufopferung eines Theiles der Kraft überwunden werde. Andere Vorurtheile kommen dann hinzu, um ſogleich ein beſtimmtes Geſetz dieſer Abnahme als allgemeingültig für alle Fernwirkungen erſcheinen zu laſſen. Daß eine Kraft von ihrem Ausgangspunkte ausſtrahle und ſich durch den Raum verbreite, iſt nicht nur ein Ausdruck, durch den wir die thatſächliche Verſchiedenheit ihrer Wirkungsgröße in verſchiedenen Entfernungen bezeichnen; leider glauben wir damit auch einen wirklichen Vorgang anzugeben, durch den ſich die Nothwendigkeit dieſer Verſchiedenheit erkläre: auf immer größere Kugelſchalen übergehend ſcheint die Kraft in demſelben Verhältniſſe ſich verdünnen zu müſſen, in welcher die Ausdehnung der von ihr eingenommenen Oberflächen zunimmt: im quadratiſchen ihrer Entfernung vom Ausgangspunkt. Dieſes Zuſammentreffen einer einfachen geometriſchen Relation mit einem Geſetze, welches wir von der Gravitation und von den elektriſchen und magnetiſchen Fernwirkungen befolgt ſehen, iſt zu verführeriſch, um nicht immer wiederholte Verſuche anzuregen, beide mit einander in die kürzeſte Verbindung zu ſetzen; dennoch ſind alle Zwiſchengedanken unzuläſſig, die man hierzu bedürfen würde. Man kann die Kraft nicht von dem Punkte c ausgehen laſſen, ohne ſie gradezu als ein ſelbſtändiges flüſſiges Medium zu betrachten, deſſen Verdünnung freilich bei fortſchreitender Ausdehnung einigermaßen begreiflich ſein würde. Es bliebe dann der Grund der Bewegung dieſer Flüſſigkeit zu finden, der zuletzt in einer neuen Kraft der Abſtoßung liegen müßte, welche ſie von dem Realen in dem Punkte c erführe; auch müßte man zeigen, was aus der ausſtrahlenden Kraft wird, wenn ſie einen Gegenſtand ihres Wirkens nicht antrifft und aus welcher Quelle ſich in c die auszuſendende Menge beſtändig wieder erzeugt. Dieſe Fragen kann man nicht durch die Annahme ablehnen, die Kraft verbreite

ſich nicht um c herum, ſondern ſei wie eine ruhende Atmoſphäre darum ausgebreitet; mit der Leugnung der Ausſtrahlungsbewegung verlöre man jeden Vorwand für die abnehmende Dichtigkeit bei wachſender Entfernung und gewönne Nichts für die Erklärung der endlichen Wirkung. Geſetzt nun, die Kraft fände auf ihrem Wege von c aus in p einen Gegenſtand ihrer Wirkung, wie wird ſie auf ihn wirken können, und wie ihm die Richtung ſeiner Bewegung beſtimmen? Denn daraus, daß ſie im Punkte p angekommen wäre, würde nur folgen, daß ſie nun da wäre; aber nicht, daß ein dort gelagertes Element ſich um deswillen bewegen müßte. Möge indeſſen der Antrieb zur Bewegung zugeſtanden ſein: wohin aber wird dieſe gehen? Sie kann an ſich keine Beziehung zu dem Punkte c haben; denn wenn die Wirkſamkeit der Kraft auf dieſen Vorgang ihrer Verbreitung gegründet wird, ſo iſt damit zugegeben, daß ſie im Punkt p nur thätig wird, ſofern ſie dort iſt, gleichviel zunächſt, ob ſie immer dort war oder woher ſie kam. Allein, vollkommen in demſelben Punkt p mit einem realen Elemente zuſammen befindlich könnte ſie auf dieſes keine bewegende Wirkung ausüben, weil ſie keine Richtung vor der andern zu bevorzugen Grund hätte; dächten wir aber, im Anfangsaugenblick ihres Wirkens beſtände noch eine Entfernung zwiſchen ihr und dem realen Elemente, ſo würden wir eine Fernwirkung auf unbeträchtliche Diſtanzen, ohne für ſie ein beſtimmtes Geſetz angeben zu können, zum Erklärungsgrund einer Fernwirkung im Großen gemacht haben; das Geſetz aber, das wir für die letztere ableiten wollten, würden wir ſo nicht erreichen. Wenn ſelbſt dieſe Schwierigkeiten ſich beſeitigen ließen, ſo bliebe noch immer die Frage, ob die erzeugte Bewegung die Richtung cp oder die entgegengeſetzte pc verfolgen werde. Denn für Anziehung und Abſtoßung würde dieſer Vorgang der Ausſtrahlung ganz derſelbe ſein; jedem kleinſten Theile dieſer Fluida würde dann an dem Orte, wohin er gekommen wäre, Abſtoßung oder Anziehung gegen das, was er dort anträfe, als eine nicht weiter erklärbare Eigenthümlichkeit ſeines Weſens zukommen müſſen. Aber dann gäbe es keinen Grund mehr, dieſe Wirkungen auf diejenigen Theile der Kraft zu beſchränken, die ſich vor p in der Linie cp befänden; auch die anderen, welche jenſeit p auf der Verlängerung dieſer Linie vorhanden oder dorthin gekommen wären,

müßten dieselbe Wirkung auf das Element in p, aber in entgegengesetzter Richtung, ausüben; die entstehende Bewegung würde dann die Resultante aus diesen verschiedenen Angriffen sein, jedenfalls nicht in Uebereinstimmung mit dem einfachen Gesetze, welches man abzuleiten hoffte. Diesen Verlegenheiten kann man sich endlich durch die Annahme zu entziehen suchen, die ausstrahlende Kraft theile ihre eigene Bewegung dem angetroffenen Elemente mit und bestimme durch ihre Richtung auch die seinige; aber abgesehen davon, daß man so von der Vorstellung einer fernwirkenden Kraft zu der anderen einer Mittheilung vorhandener Bewegung übergeht, würde sich auf diesem Wege doch nur die centrifugale Wirkung einer Abstoßung begreifen; jede Anziehung würde einen centripetalen Druck erfordern, den man freilich oft angenommen hat, jedoch ohne bis jetzt die Ursachen vorstellig zu machen, von denen er ausgehen könnte.

199. Nicht blos diese Ableitungsversuche in ihren besonderen Zügen halte ich demnach für mißlungen, sondern auch die Manier für sich selbst widersprechend, in der sie unternommen werden. Es muß ja in der Welt zusammengesetzte Ereignisse geben, die als mechanische Erzeugnisse aus der Verbindung anderer entspringen; möglich, daß auch Gravitation und ähnliche Wirkungen, die uns zunächst als Aeußerungen einfachster Grundkräfte erscheinen, in der That auf solchem Zusammenwirken noch viel einfacherer beruhen; eine fortgeschrittene Bearbeitung der Erfahrung, die dies nachgewiesen hätte, würde uns dann wirklich eine genetische Theorie des Gravitationsgesetzes geliefert haben. Wenn man dagegen diese und ähnliche Wirkungen als einfachste und ursprünglichste Kraftäußerungen betrachtet, so muß man dann doch nicht wieder eine mechanische Erklärung ihres Zustandekommens so suchen, wie es hier durch die angenommene Verbreitung und Verdünnung der Kraft geschah; für diese einfachsten Vorgänge und ihre Gesetze könnte man nur eine speculative Nachweisung der Nothwendigkeit verlangen, mit welcher sie in einem vernünftigen Zusammenhange der Dinge stattfinden müssen; die ratio legis, aber nicht eine Maschinerie des Zustandekommens. Allerdings fällt daher diese Aufgabe der Philosophie zu und ich kann die Intentionen der zahllosen Versuche nicht mißbilligen, die in dieser Richtung gemacht worden sind, wenn ich auch leider keinen erfolgreichen kenne.

Ich fahre daher nicht in Hoffnung eines feſten Ergebniſſes, ſondern nur in der anderen fort, einige Züge meiner allgemeinen Auffaſſung deutlicher zu machen.

200. Die Anſicht, welche ich über die Natur der Kräfte auseinander zu ſetzen hatte, macht mich zunächſt gleichgültig gegen ein Bedenken, welches von Seiten der Phyſiker gegen die reine Geltung des Gravitationsgeſetzes erhoben wird, und welches, wenn es triftig wäre, den ganzen Gegenſtand beſeitigen würde, den die Speculation ſo hartnäckig a priori zu deduciren ſucht: für die Entfernung Null gibt dies Geſetz eine unendliche Größe der Kraft. Ob dieſes Ergebniß ganz unzuläſſig wäre, laſſe ich dahingeſtellt; für die gewöhnliche Vorſtellung einer ſtetig ausgedehnten Materie käme in Betracht, daß Berührung nur in Punkten Linien oder Flächen ohne Dicke ſtattfinden, alſo jederzeit auch die Maſſen Null ſein würden, denen dieſer Nullwerth gegenſeitiger Entfernung zukäme. Wer unausgedehnte punktförmige Atome vorzöge, würde allerdings ihnen eine unendliche Widerſtandskraft gegen Trennung zuſchreiben müſſen, wenn durch Anziehung der Fall ihrer Vereinigung in einem Punkte einmal eingetreten wäre; aber nur dafür würde dann zu ſorgen ſein, daß es nie bis zu dieſem Ergebniß käme. Es iſt nun leicht, die Formel des Geſetzes ſo zu ändern, daß ſie für merkliche ſelbſt kleinſte Entfernungen mit größter Annäherung zu den Beobachtungen ſtimmt, dagegen für verſchwindende noch einen endlichen Werth übrig läßt; aber ich glaube, daß wir zu demſelben Ziele auch ohne eine ſtets willkührliche und nie beweisbare Umänderung dieſer Art gelangen können. Alle die einzelnen Kräfte, welche die Phyſik auf Grund der Erfahrungen annimmt, gelten uns nur für die verſchiedenen Componenten, in welche ſich die einheitliche aus dem Innern der Dinge quellende Wechſelwirkung zerfällen läßt; es liegt daher durchaus nichts Befremdliches darin, daß das Geſetz, nach welchem die eine dieſer Componenten in der That ganz genau wirkt, doch unendliche Intenſitäten oder ſonſt unbrauchbare Werthe unter der Vorausſetzung iſolirter und unbeſchränkter Fortwirkung ergibt. Dieſer Fall reiner Wirkung wird eben niemals eintreten und ſolche Werthe drücken nur Etwas aus, was unter imaginären Bedingungen ſtattfinden würde, unter wirklichen dagegen nie ſtattfindet. Es iſt daher nicht nöthig,

der bekannten Formel des Gravitationsgesetzes, sofern es nur eben die Veränderlichkeit der anziehenden Wirkung bezeichnen soll, eine andere Gestalt zu geben; sie kann in der That in dieser Bedeutung völlig genau sein; aber der Grenzfall tritt niemals ein, für den sie so bedenkliche Werthe geben würde; bei der Annäherung sich anziehender Elemente wird stets eine noch rascher wachsende Abstoßung sich einfinden, und die vorgeschlagenen Umformungen des Gesetzes, wenn eine von ihnen als zutreffend empirisch bewiesen werden könnte, würden nicht sowohl diese eine anziehende Componente richtiger, sondern vielmehr jene Gesammtwirkung ausdrücken, welche beide Theilkräfte bereits vereinigt. Man bemerkt auch leicht, daß ohne diese Voraussetzung jenes partiale Gesetz bloßer Anziehung nicht sowohl undenkbare, sondern nur für unsere Naturbetrachtung unbrauchbare Folgen ergeben würde. Es mögen zwei Elemente a und b, zwischen denen nur Anziehung aber nie Abstoßung stattfände, sich dem Punkte c beiderseits nähern; sie werden dann im Moment des Zusammentreffens nicht blos unendliche Anziehung g, sondern auch unendliche aber entgegengesetzte Geschwindigkeiten + v haben; da nun die letzterreichte Endgeschwindigkeit v aus der Summation der bis zum Werthe g endlos wachsenden Beschleunigungen entstanden ist, so müssen wir das unendliche v für größer halten als das unendliche g; in Ermangelung jeder Abstoßung wird daher g die beiden Elemente nicht hindern können, mit entgegengesetzten Geschwindigkeiten durch einander hindurch zu gehen und so wieder Entfernungen herzustellen, in denen die Anziehung auf endliche Werthe zurückkommt.

201. Einen eigenthümlichen Einwurf gegen die herrschenden Vorstellungsweisen hat Herbart ausgesprochen. Er selbst gestattet Fernwirkungen nicht, aber denen, welche sie zugeben, hält er als die einzige annehmbare Voraussetzung die entgegen, daß die Intensität jeder Kraft in dem Maße abnehme, in welchem sie durch den bereits erreichten Erfolg befriedigt sei; eine Abstoßung, die mit der erzeugten Entfernung sich mindere, verstehe sich daher; eine Paradoxie dagegen bliebe die Anziehung, die immer heftiger anzöge, je näher sie sich bereits ihr Object gebracht hätte. Dies Bedenken ist scheinbar genug, wenn es sich darum handelt, die thatsächliche Gültigkeit des Gesetzes durch seinen Sinn zu rechtfertigen; aber ich glaube nicht, daß die

specielle psychologische Analogie, der es seine Ueberredungskraft verdankt, die hier versuchte Verallgemeinerung erlaubt. Ich bin ganz mit Herbart einig darüber, daß die bewegenden Kräfte aus innern Vorgängen in den Dingen entspringen, und ich kann ihm einräumen, daß in beiden hier zusammengestellten Fällen, dem psychischen Streben und der physischen Bewegung, der Antrieb zu dem, was geschieht, in einem Unterschiede liegt zwischen dem thatsächlichen Zustande eines Wesens und einem anderen, der seiner Natur besser entsprechen würde, wenn er stattfände. Aber ich bestreite die Folgerung, die kurzer Hand hieraus gezogen wird. Herbart steht hier unter dem Einflusse seines Grundgedankens, der jeden der veränderlichen Zustände eines Wesens als Störung seiner ursprünglichen Natur auffaßt und Selbsterhaltung oder Rückkehr in den status quo ante als die einzige Thätigkeitsäußerung ansieht, welche billigerweise dem Realen zugetraut werden konnte. Dann freilich, wenn M dies feststehende Ziel und q der Zustand ist, der sich von ihm entfernt, dann würde Das, was in jedem Augenblicke zu leisten ist, dieser Differenz $M - q$ entsprechen. Genau genommen folgt hieraus nicht sofort, daß die Intensität der Kraft, welche die Rückkehr in den vorigen Stand M erstrebt, direct dieser Größe der Abweichung q und umgekehrt dem schon erreichten Erfolge proportional sein müßte: nur die Größe der Leistung, die zu diesem Zwecke nothwendig ist, würde durch $M - q$ gemessen; aber Nichts hinderte, daß die Kraft mit gleichbleibender Intensität so lange wirkte, bis sie diesen Unterschied vernichtet hat, einem Arbeiter ähnlich, der immer in gleichem Tempo ein Loch zufüllt, aber nicht Anfangs hastiger und zuletzt lässiger, weil die zuzuschüttende Lücke erst größer, dann aber kleiner geworden war. Ich lasse mir indessen diese nicht hinlänglich begründete Voraussetzung gefallen; aber ich bezweifle die Tristigkeit der Analogie, nach welcher das physische Wirken der Befriedigung eines psychischen Triebes entsprechen soll. Wenn wir in theoretischer Betrachtung eine vorgestellte Größe M mit einer gegebenen kleineren q vergleichen, so wissen wir freilich, daß $M - q$ der Betrag ist, der zu q hinzukommen muß, um seine Gleichheit mit M herzustellen. In diesem Falle war M, obgleich in äußerer Wirklichkeit nicht vorhanden, doch durch seine Vorstellung ebenso repräsentirt, wie q durch die seinige, und die Abschätzung der Differenz

wurde möglich. Erführen wir jedoch einen Zustand q nur als eine Art und Weise unseres Befindens etwa in Gestalt eines Gefühls, so würde doch dieses Gefühl nicht durch sich selbst die Vorstellung des nichtvorhandenen M erzeugen können; die Einsicht in Art und Größe der Differenz zwischen q und M würde nur entstehen, wenn auch M wirklich erfahren und durch ein mit q vergleichbares Gefühl oder durch dessen Erinnerung im Bewußtsein vertreten würde. Obgleich daher die im Gemüthe entstehende Unruhe von dem Unterschiede M — q abhängen mag, so ist doch diese Differenz zunächst nur für die zusammenfassende Reflexion eines Beobachters, aber nicht, oder wenigstens nicht ohne die Annahme einer reproducirten Erinnerung, in demjenigen Wesen eine Wirklichkeit, welches den Zustand q leidet; sie kann also auch nicht der selbstverständliche Maßstab sein, nach welchem dieses Wesen, gleichsam das Vernünftige und Billige wählend, die Intensität des von ihm aufzubietenden Strebens bestimmte. Wie weit wir daher auch immer die inneren Zustände der Dinge der Aehnlichkeit mit geistigen Ereignissen nähern wollen: so lange wir nicht glauben, daß auch sie ihre physischen Wirkungsweisen durch Erfahrung lernen, vielmehr überzeugt von einer ursprünglichen Nothwendigkeit sind, mit der dieselben erfolgen, so lange kann die Differenz zwischen einem besseren und dem thatsächlichen Zustande nicht der maßgebende Grund sein, nach welchem sie selbst ihre Wirkungen einrichteten. Dagegen hindert natürlich Nichts, für uns wenigstens, daß nicht die umfassende Weltordnung, welche Natur und Wirkungsweise der Dinge bestimmt, an q eine blinde und wahllose Wirkung geknüpft habe, deren Maß in der That an diese dem leidenden Einzelwesen selbst unbekannte Differenz M — q gebunden wäre. Aber wie Nichts diese Annahme hindert, so macht auch Nichts sie nothwendig; es bleibt eine mögliche aber willkührliche Voraussetzung, der Lauf der Dinge erschöpfe sich in beständigem Streben nach Gleichgewicht und nach Wiederherstellung eines Zustandes M, die immer nur durch Aufhebung eines bestehenden sich bewirken lasse. Nichts hält uns ab, der entgegengesetzten Annahme nicht ausschließlich zwar aber doch auch ihre Gültigkeit zuzugestehen, der nämlich, daß ein erreichter Zustand q eine Veränderung in dem Befinden der Dinge bedeute, welche die weitere Bejahung und Steigerung derselben Veränderung hervorruft.

Jene Anſicht, überall von Störung ſprechend, hat nur an die Unluſt gedacht, und es natürlich gefunden, daß die auf ihre Beſeitigung gerichtete Selbſterhaltung mit dem Grade ihres Erfolges abnehme; ſie hat die Luſt vergeſſen, die ebenſo natürlich zur Steigerung des erwünſchten Zuſtandes anregt. Denn daß auch ſie ſich mit der Befriedigung abſtumpfe, gilt doch nur für Erregungen des Gemüths, welche die Quelle des Genuſſes in der Mitwirkung des Körpers finden; er allerdings kommt mit ſeinen Gewohnheiten des Wirkens dieſer Steigerung nicht nach, ſondern unterbricht ſie durch Ermüdung und Ueberdruß; aber man wird nicht behaupten, daß das Streben nach Erkenntniß mit ſeinen Erfolgen oder die Sehnſucht nach dem Schönen und Guten mit der Annäherung an ihr Ideal abnehme. Laſſen wir indeſſen dieſe Nichts entſcheidenden Vergleichungen; die allgemeine Anſicht, zu der wir kommen, iſt dieſe: an jeden Zuſtand q eines Weſens knüpft die umfaſſende Ordnung der Dinge ein blindes Beſtreben zur Wirkung, deſſen Art und Größe ſich nach gar keinem urſprünglichen Subſtanzen- oder Kraft-Rechte richtet, welches für die Dinge abgeſehen von dem Sinne dieſer allgemeinen Ordnung gültig wäre; ſie allein iſt es vielmehr, welche ihren Zwecken gemäß Grund und Folge mit einander verknüpft und ſie kann ebenſowohl die Rückwirkung mit ihrem Erfolge wachſen als in andern Fällen ſie nach dem Maße ſeiner Erreichung abnehmen laſſen.

202. Die Folgen dieſer Ueberzeugung ſind leicht zu überſehen. Da wir die Idee nicht kennen, die in der Welt nach ihrer Verwirklichung ringt, ſo können wir auch, wie ich bemerkte, nur der Erfahrung die Kenntniß der allgemein ſich wiederholenden Wirkungsweiſen der Dinge entlehnen. Wir können daher der Phyſik nicht verdenken, wenn ſie nach den Anforderungen der Beobachtung für die verſchiedenen Kräfte, deren Annahme ſie bedarf, Wirkungsgeſetze der mannigfachſten Art aufſtellt; ſie bezeichnet mit ihnen nur die thatſächlichen Wirkſamkeiten, ohne ſie metaphyſiſch zu interpretiren, und jede Vorſtellung dieſer Art, geeignet, einen zuſammengehörigen Bereich von Ereigniſſen aufzuklären und Zukünftiges aus Gegenwärtigem zu berechnen, verdient als Erweiterung unſerer Kenntniß geachtet zu werden. Die Philoſophie iſt ſehr im Unrecht, wenn ſie dieſe Ergebniſſe geringſchätzt, weil ſie nicht ſogleich die letzte Wahrheit offenbaren;

aber allerdings ist sie in ihrem Rechte, wenn sie ihrerseits noch jene unterlassene Interpretation des so Gefundenen versucht. Wie man nun auch vom Raume und von räumlichem Dasein denken mag: wenn einmal die Stärke der Wechselwirkung zweier Elemente von ihrer Zwischenentfernung, und soweit sie nur von dieser abhängen soll, so scheint es unmöglich, daß verschiedene Kräfte von ihr auf verschiedene Weise abhängig sein sollten; dieselbe Entfernung scheint sich den Elementen immer nur in derselben Weise bemerklich machen und jede ihrer Wirkungen auf einander bestimmen zu können. Hieraus entsteht das Vorurtheil der Philosophen, daß die Verschiedenheit der Wirkungsweisen, welche die Physik annimmt, Abhängigkeit der einen Kraft von dieser, einer andern von einer andern Potenz der Entfernung, nicht ursprünglich zu Recht bestehen könne, daß es vielmehr ein einziges Grundgesetz dieser Beziehung gebe, und die erfahrungsmäßig zuzugestehenden Abweichungen von ihm immer nur in der Complication der Umstände ihren Grund haben. Es war dann begreiflich, daß man dieses Grundgesetz in dem der Gravitation zu finden glaubte, welchem verschiedenartige wohl bekannte Wirkungen unter scheinbar sehr einfachen Umständen gehorchen. Mit diesem Vorurtheil kann ich nur unter großem Vorbehalt mich einverstanden erklären. Vor allem ist es nöthig, eine Voraussetzung deutlich hervorzuheben, von der solche Versuche auszugehen pflegen. Sie besteht darin, daß man zwar am letzten Ende vielleicht alle Dinge mysteriös in die Einheit einer unendlichen Substanz und eines einzigen Weltplanes begräbt, aber die fortdauernde Wirksamkeit dieses einen Princips außer Augen läßt und den ganzen Weltlauf nur auf die beständige Natur der Einzelwesen, auf ihre wechselnden Beziehungen und auf die Folgen gründet, welche aus diesen beiden Prämissen nach gemeinem logischen Rechte scheinen hervorgehen zu müssen.

203. Unter solcher Voraussetzung können wir nach allem Vorigen als Bedingung für die Größe einer zwischen zwei Elementen a und b entstehenden Kraft nicht die Zwischenentfernung selbst, sondern nur die inneren Zustände betrachten, in denen sich ihr entsprechend die beiden Elemente befinden. Zu dieser Behauptung wird jede Auffassung genöthigt sein. Auch dann, wenn wir der gewöhnlichen Ansicht von dem Vorhandensein des Raumes folgen, wird doch

die Entfernung immer nur zwischen den Wesen sein; sie und ihr Maß sind daher zunächst nur für den Beobachter eine Wirklichkeit, der sich der Weite eines von a zu b zu machenden Ueberganges bewußt ist. Sollen a und b sich selbst nach ihr richten, so muß es auch ihnen merklich sein, daß jetzt die Entfernung = e, in einem andern Falle = e' ist; ihr Wirken beginnt daher nothwendig von einem Leiden durch dieselbe Bedingung, nach der es sich richten soll. Dies führte uns, die Phänomenalität des Raumes vorausgesetzt, zu der Ueberzeugung, daß jede bestehende Entfernung zwischen a und b nur der uns räumlich erscheinende Ausdruck der Summe von Wirkungen ist, die sie beide augenblicklich von einander und von dem Ganzen erleiden, und denen gemäß sie auch auf uns wirken. Die Ordnung des Ganzen aber ist weder für uns noch für die gewöhnliche Ansicht eine ruhende Classification, in welcher jedes Element sich an der Stelle beharrlich befände, die seinem Begriffe zukommt; die Glieder dieses allerdings vorhandenen Systems, in beständigem Flusse durch einander geworfen, gerathen vielmehr momentan in gegenseitige Lagen, die der beständigen Verwandtschaft ihrer Naturen nicht entsprechen. Wir wissen, was dies in gewöhnlicher räumlicher Anschauung heißt: nicht immer sind im Raume diejenigen Elemente nächstbenachbart, die ihre Natur zur lebhaftesten Wechselwirkung bestimmt; der Einfluß dritter und vierter kann Zusammengehöriges trennen und Gleichgültiges zusammenführen. Nun ist es allerdings unmöglich, eine Anschauung dessen zu geben, was die Dinge innerlich leiden oder erfahren, wenn sie in diese veränderlichen intelligiblen Beziehungen gerathen, die uns in räumlicher Anschauung als größere oder geringere Entfernungen zwischen ihnen vertraut sind. So angeschaut, als Entfernungen, scheinen sie uns selbstverständlich ein größeres oder geringeres Maß der Entfremdung oder des Füreinanderseins der Dinge zu bedeuten, von welchem dann die Lebhaftigkeit ihrer Wechselwirkung ganz natürlich abhinge. Gleichwohl sind wir nach unsern vorigen Betrachtungen nicht im Stande, aus der bloßen Thatsache dieses Außereinanderseins, sondern immer nur aus dem, was die Dinge von ihm haben oder erleiden oder wie es die Dinge verknüpft, einen Bestimmungsgrund für Art und Größe ihres Wirkens abzuleiten. Wir können daher nicht sagen, daß die Entfernung selbst

Einfluß auf die Intensität der entstehenden Kraft übe; sie ist nur für uns die Erscheinungsweise eines größeren oder geringeren Maßes metaphysischen Füreinanderseins der Dinge, welches ihnen veränderlich zukommt, wenn der Lauf des Geschehens sie in verschiedene Combinationen bringt. Die Dinge bleiben hierbei was sie sind und fahren fort auf einander zu wirken in der Weise, die ihren Naturen gebührt; aber doch können die verschiedenen Weiten, um welche sie von ihrer systematischen Stellung augenblicklich abgelenkt sind, nicht ohne Einfluß auf ihr Verhalten bleiben; mit der Engigkeit ihres metaphysischen Füreinanderseins ändert sich das Maß i der Lebhaftigkeit p, mit welcher sie einander zu allen den Wechselwirkungen sollicitiren, zu denen ihre Natur sie bestimmt. Hat man so abstracten Betrachtungen bis hierher einiges Vertrauen geschenkt, so stehen wir nun vor einer Folge, welche sicher scheint, und vor einer Alternative, die wir gar nicht entscheiden können. Es ist nirgends ein Grund zu finden, warum dies metaphysische Füreinandersein nach einer andern als der ersten Potenz der Entfernung, also nach ihr selbst, sich richten sollte; anderseits bleibt nach dem, was wir oben bemerkten, ebensowohl möglich, daß die von ihm hervorgerufene Wirkung direct, als daß sie umgekehrt der Entfernung proportional sei. Die beiden Formeln $i = pe$ und $i = \frac{p}{e}$ würden die einzigen und zwar gleichwertigen sein, auf welche diese Weise der Betrachtung führen könnte.

204. In Bezug auf beide Ausdrücke erinnere ich, daß sie in meinem Sinne mit keiner derjenigen Größen gleichbedeutend sein würden, auf welche gewöhnlich die mechanische Betrachtung der Physik führt; durch i wird weder eine Art noch eine Größe äußerlicher Leistung, sondern nur die Lebhaftigkeit bezeichnet, mit welcher ein Element, vermöge seiner augenblicklichen Beziehung zu einem zweiten erregt wird und es wieder erregt zum Eintritt in jede bevorstehende Wechselwirkung, die aus der Verwandtschaft dem Gegensatz oder überhaupt der systematischen Stellung beider entspringen könnte. Was hierauf nun geschehen soll, bedürfte einer neuen Artbestimmung, ob Anziehung oder Abstoßung, und zugleich einer weiteren Bestimmung seiner Größe. Es kann indessen angenommen werden, daß die Erfüllung der ersten Forderung durch den Coefficienten p bereits gedeckt sei; denn wenn wir ihn auch bisher nur als Größe betrachteten, so

konnte er doch, als abhängig von den Naturen der wechſelwirkenden Elemente, von Haus aus nur eine benannte Zahl ſein. Was dagegen die Größe der beginnenden Bewegungsleiſtung betrifft, ſo weiß ich keinen Grund, warum ſie nicht einfach dieſer Erregung i proportional ſein ſollte, welche ihr Motiv iſt. Ich verzichte darauf, die Formel $i = pe$, welche eine Art metaphyſiſcher Elaſticität darſtellen würde, weiter mit dem zu vergleichen, was wir phyſiſch unter demſelben Namen aber meiſt unter verwickelten Umſtänden kennen; was dagegen die andere Formel angeht, ſo kenne ich keinen Weg, der von ihr mit Nothwendigkeit zu der quadratiſchen Abhängigkeit von der Entfernung führen könnte, welche man zu gewinnen ſucht. Ich will indeſſen die Annahme erwähnen, die man machen müßte, um dieſes Geſetz mit jener metaphyſiſchen Anſicht nachträglich in Zuſammenhang zu bringen. Die Berufung auf die Gegenſeitigkeit aller Wirkungen, von achtbarer Seite in Erwähnung gebracht, weiß ich zu dieſem Zwecke nicht zu verwerthen. Iſt $i = \frac{p}{e}$ die Lebhaftigkeit, mit welcher ein Element von dem andern zugleich angezogen wird und zugleich ſich ſelbſt zu ihm hinzieht, ſo ſcheint mir kein Grund, den Erfolg dem Producte beider Wirkungen gleichzuſetzen: er würde, wie jede Reſultante, die Summe der beiden ſein; nur die Intenſität der Wirkung, nicht die Function der Entfernung, von der ſie abhängt, würde hierdurch berührt. Aber man verſucht vielleicht zu ſagen: der Erfolg jeder Kraft hängt nicht blos davon ab, was ſie will, ſondern auch davon, wie viel ſie kann; alſo hier nicht nur von der Größe der gegenſeitigen Sollicitation, ſondern auch von den Bedingungen, welche die Ausführung der Aufforderung begünſtigen oder ſchmälern. Kurz und anſchaulich: die Entfernung e zwiſchen a und b bedeutet einen Grad der Entfremdung beider, und der gute Wille, auf einander zu wirken, iſt daher umgekehrt ihr proportional: allein dem ſchwächern guten Willen ſteht zugleich die größere Entfernung, die ihn geſchwächt hat, als ein größeres Hinderniß entgegen; die wirkſame Kraft, welche ausgeübt werden kann, iſt daher das Product des Strebens in die Reciproke des zu überwältigenden Widerſtandes, mithin umgekehrt dem Quadrate der Entfernung proportional. So könnte man ſich freilich nur ausdrücken, um das Weſentliche des Gedankens kurz zu bezeichnen; im Ernſt kann man die Entfernung e, auch wenn ſie als

wirkliche Ausdehnung zwischen a und b bestände, doch nicht als ein Hinderniß der Wirkung betrachten; vollends für die von uns festgehaltene Ansicht würde sie eine wirksame Bedingung des beginnenden Geschehens nur sein, sofern sie innerhalb der Elemente a und b durch jenen unanschaulichen Zustand der Erregung repräsentirt wäre, den wir auf alle Fälle voraussetzen mußten. Aber eben in Bezug auf diesen inneren Zustand könnte man glauben, eine ähnliche Betrachtung durchführen zu müssen. Wenn zwei Elemente a und b durch die Entfernungen e oder i getrennt sind, so scheint vielleicht die Annahme nicht recht glaublich, daß sie in beiden Fällen zwar in verschiedenem Maße zum Wirken erregt werden, aber gleichwohl mit diesen verschiedenen Graden der Lebhaftigkeit eine und dieselbe Leistung intendiren; auch Das vielmehr, was sie dann erstreben, würde man für veränderlich und zwar proportional dem Grade der Erregung ansehen; dann würde die Größe der äußerlichen wirklichen Leistung das Product aus i in eine dem i proportionale Größe sein, mithin im umgekehrten Verhältniß der Entfernungsquadrate stehen. Ich lasse völlig dahingestellt, ob in diesem Gedanken irgend etwas Fruchtbares liegt; ich hebe nur hervor, daß man diese neue Bestimmung des intendirten Erfolges, wonach er mit der Erregung selbst wüchse, eben durchaus nicht als nothwendig nachweisen kann, wenn man Nichts als einzelne Elemente mit ihren Naturen und den zwischen ihnen bestehenden Verhältnissen voraussetzt. Es gibt keine allgemeinste metaphysische Mechanik, welche zeigte, daß dieses Verhalten zwischen je zwei Wesen vorkommen müßte; kommt es vor, so ist es eine thatsächliche Bestimmung, die man metaphysisch nur als Einwirkung des umfassenden M, der Idee des Ganzen, ansehen kann: diese Idee würde es sein, die, in allen Einzelelementen wirksam, ihnen gegenseitige Aeußerungen gebietet, welche ohne sie aus dem bloßen Begriffe und der Natur der Elemente nicht als Nothwendigkeiten flössen. Aber da wir den Inhalt dieser Idee nicht kennen, so können wir auch nicht versichern, daß sie ausschließlich dieses Verhalten und kein anderes den Dingen auferlege; der ganze Versuch ist demnach völlig fruchtlos, ein einziges Gesetz aller Kraftwirkungen als das ursprüngliche und allein legitime aufzustellen.

205. Es bleibt uns nun nichts übrig, als mit Dank die

empiriſchen Formeln anzunehmen, durch die es der Phyſik gelingt, die thatſächliche Wirkungsweiſe der in jedem Falle rege gemachten Kräfte in Uebereinſtimmung mit den Beobachtungen auszudrücken. Spröde brauchte ſich die Philoſophie nur gegen Vorausſetzungen von innerer Ungereimtheit zu verhalten, und es iſt nicht üblich, daß die Phyſik deren macht. So hat man niemals verſucht, die Intenſität einer Kraft als Function leerer Zeit anzuſehen und ſie mit dieſer wachſen oder abnehmen zu laſſen; wo die Beobachtung eine ſolche Deutung zunächſt zu begünſtigen ſchien, da war doch überall die Zeit durch wirkliches Geſchehen erfüllt geweſen, deſſen eine Phaſe den bewirkenden Grund der nächſtfolgenden enthielt; auf dieſe Vorgänge, nicht auf den Verlauf leerer Zeit, war die Veränderung der Kräfte zurückzuführen. Dagegen hat man philoſophiſch nicht Grund, einer Annahme zu widerſtreben, welche die Größe der Kraft zwiſchen zwei Elementen auch von ihrem Bewegungszuſtande abhängig dächte. Denn Bewegung iſt für uns nicht blos Aenderung äußerlicher Relationen, von der die Dinge Nichts litten; wie jene Relationen auf inneren Zuſtänden beruhen, ſo iſt auch die Geſchwindigkeit ihrer Aenderung Etwas, was die Dinge innerlich erfahren und was in jedem Augenblicke Mitbedingung ihres weiteren Verhaltens werden kann. Zu dem Grade der Intenſität, welchen die Kraft der Elemente gemäß ihrer augenblicklichen Entfernung beſitzt, würde dann ein poſitiver oder negativer Zuwachs treten, abhängig von der Geſchwindigkeit, mit welcher ſie durch ihren gegenwärtigen Ort hindurchgehen. Aber es iſt nicht räthlich, hierüber fortzufahren; während in der Phyſik dieſe Annahme nur vorſichtig in Bezug auf die Wechſelwirkung elektriſcher Ströme gemacht worden iſt, welche ſie zu erfordern ſchien, würde unſere allgemeine Ueberlegung keine Grenze ihrer Anwendbarkeit finden; einmal zugeſtanden, ſo ſcheint es, würde die Abhängigkeit der Kraft von der Geſchwindigkeit, und dann auch von den ſucceſſiven Beſchleunigungen, ein allgemeiner Character aller Wirkungen ſein müſſen.

206. Zuſammenhang mit dieſer Frage hat die andere, ob die Kräfte zu ihrem Wirken Zeit bedürfen. In dieſem Ausdrucke freilich, den man zuweilen hört, würde ſie zweideutig ſein. Daß jeder endliche Betrag einer Wirkung aus der ſucceſſiven und ſtetigen Sum-

ganz unausführbar dagegen würde jeder Versuch sein, diesem Zwischen, zugleich Trennung und Verknüpfung des a und b, welches nur Erinnerung an eine durch die Einheit unsers Bewußtseins allein vollziehbare Denkhandlung ist, eine reale Geltung der Art zu geben, daß es für sich etwas wäre, auch abgesehen von dem Bewußtsein, welches es denkt. Gewohnt sind wir freilich alle daran, uns die Vielheit der Dinge zerstreut in einer Ausdehnung zu denken, durch deren Leere hindurch sich die Fäden der Beziehungen erstrecken, welche sie zusammenhalten, mögen wir nun Ernst mit dieser Vorstellung machen und das Sein der Dinge nur in dem Raume für möglich halten, den wir rings um uns anschauen, oder mögen wir mit mehr oder weniger Klarheit diesem sinnlichen einen intelligiblen Raum vorziehen, der dem Geflechte jener Beziehungsfäden gleiche Bequemlichkeit der Ausbreitung darböte. Aber selbst, wenn wir an diesen Bildern haften, werden wir uns doch zugestehen müssen, daß derjenige Theil des Beziehungsfadens, der im Leeren zwischen a und b liegt, zur Vereinigung beider nichts unmittelbar, sondern nur durch seine Befestigungen an a und b beitragen kann; auch nicht die bloße Berührung desselben mit a oder b reicht zu diesem Erfolge hin; er muß eine bestimmte Spannung, die in seiner Länge herrscht, auf beide so übertragen, daß sie sich anders verhalten, als sie sich verhalten würden, wenn diese Spannung andere Größe oder andere Richtung hätte. Dieses Letzte, diese inneren Zustände, welche a und b von einander leiden, diese sind es allein, von denen der Erfolg der Beziehung zwischen ihnen abhängt, und diese sind offenbar unabhängig von der Länge und von dem Dasein jenes Verbindungsfadens; die Endpunkte a und b können unmittelbar dieses gegenseitige Leiden in einander erzeugen, das sie schließlich doch auch dann erzeugen müssen, wenn sie ihre Spannung durch den Beziehungsfaden einander mittheilten; denn soweit würde doch Niemand das Bild mißbrauchen wollen, daß er den Faden, der so nur das Verhältniß der Endpunkte versinnlichen sollte, zu einem neuen wirklichen Stoffe machte, der im Stande wäre, die aus der Wechselwirkung seiner eignen Elemente in ihm selbst entstandene Spannung auf die träge an ihn geketteten Dinge a und b wirken zu lassen. Verabschieden wir daher nun dies bequeme aber nutzlose und verwirrende Bild; gestehen wir zu, daß es dieses Zwischen der

Dinge in keinem Sinne gibt, in welches hinein und als deſſen verſchiedenartig mögliche Modificationen wir jene Beziehungen C verlegen wollten, die den Grund des veränderlichen Wechſelwirkens der Dinge bilden ſollten; was wir unter dieſem Namen einer objectiven Beziehung zwiſchen den Dingen verlangten, das kann nur beſtehen, wenn es mehr iſt als bloße Beziehung, und wenn es nicht zwiſchen den Dingen, ſondern in ihnen, unmittelbar als das gegenſeitige Leiden und Wirken beſteht, welches ſie auf einander ausüben und von einander erfahren. Erſt dann, wenn wir die verſchiedenen Formen dieſes Wirkens zum Gegenſtand unſeres vergleichenden Denkens machen, kommen wir zu der Bildung dieſes abſtracten Begriffs einer bloßen, noch nicht wirkenden Beziehung, die als Grund oder Bedingung dem wirklichen Wirken voranginge.

Siebentes Kapitel.

Abschluß.

82. Wir können jetzt versuchen, zusammenfassend zu bestimmen, wie viele von den bisher aufgeworfenen ontologischen Fragen nun eine abschließende Beantwortung zulassen. Jene Beziehungen zuerst, in denen zu stehen uns Anfangs allein die verständliche Bedeutung des Seins der Dinge schien, sind nichts anderes, als die unmittelbaren inneren Wechselwirkungen selbst, welche die Dinge unablässig austauschen; außer den Dingen und dem, was in ihnen vorgeht, gibt es Nichts in der Wirklichkeit. Alles, was wir als bloße Beziehung ansehen, alle jene Relationen, die sich durch die völlige Leere eines Zwischen-den Dingen zu spannen scheinen, so daß in sie hinein das Wirkliche treten könnte, bestehen nur als Bilder, die unser Vorstellen sich für sich erzeugt; sie entstehen in ihm und für es, wenn seine bewegliche Thätigkeit die Aehnlichkeit Verschiedenheit und Reihenfolge der Eindrücke vergleicht, die das Einwirken von A B C auf uns, und zwar in jedem Augenblicke gemäß den veränderlichen inneren Zuständen a b c hervorbringt, welche jene durch ihre gegenseitige Wechselwirkung erfahren. Dies weiter zu verfolgen ist die Aufgabe der Kosmologie, welche die Dinge und Ereignisse in den scheinbar vorherbestehenden Formen des Raumes und der Zeit ruhend oder verlaufend antrifft, und welche zu zeigen haben wird, wie auch alle räumlichen und zeitlichen Relationen, welche wir als Vorbedingungen künftiges Wirkens anzusehen pflegen, nur Ausdrücke und Folgen eines bereits geschehenden sind. Es erledigt sich ferner die Frage nach dem metaphysischen C, jener Beziehung, die hinzukommen zu müssen schien, damit Dinge, welche ohne sie gegeneinander gleichgültig geblieben

wären, in die Nothwendigkeit und Fähigkeit gegenſeitiger Einwirkung verſetzt würden. Sie erledigt ſich dahin, daß eben ein Non C, ein Nichtzuſammen, welches die Dinge gleichgültig gelaſſen hätte, kein Vorkommen in der Wirklichkeit hat und daher die Frage nach dem Uebergange aus ihm in das Zuſammen gegenſtandlos iſt. Die Einheit des M iſt dieſe ewig vorhandene Bedingung eines unabläſſigen aber höchſt mannigfach veränderlichen Wechſelwirkens; denn wirklich iſt auch dieſe Einheit niemals in der allgemeinen Form, wie ſie dieſer Begriff und Name der Einheit und dieſes Zeichen M überhaupt andeutet; ſie iſt wirklich in jedem Augenblicke nur als ein beſtimmtwerthiger Fall der Gleichung, die wir anführten, und in ſolcher Geſtalt iſt ſie gleichzeitig die erzeugende Urſache der Wirklichkeit des nächſtfolgenden Zuſtandes ſowie der bedingende Grund ſeines Inhalts. So pflanzt ſich der Strom dieſes innerlichen Wirkens von Phaſe zu Phaſe aus ſich ſelbſt fort; bedarf die Einbildungskraft, um ihn zu faſſen, eines ſinnlichen Bildes, ſo ſollte ſie nicht an ein weit ausgeſponnenes Beziehungsnetz denken, in deſſen Maſchen die Dinge zerſtreut lägen, um durch die bald hier bald dort zunehmende Spannung der Fäden zuſammengerückt und zu gegenſeitiger Theilnahme gezwungen zu werden; lieber der vielen gleichzeitigen Stimmen einer polyphoniſchen Muſik möge ſie ſich erinnern, die ortlos außereinander ſind, ſoweit ihre Höhe und ihr Klang ſie unterſcheiden laſſen, und von denen bald dieſe bald jene, anſchwellend oder verklingend, ſteigend oder ſinkend, auch alle anderen zu harmoniſchen Ausweichungen nöthigt, eine Reihe von Bewegungen, durch welche die Einheit einer in ſich abgeſchloſſenen und folgerechten Melodie entſteht.

83. Unſere letzten Betrachtungen gingen von der Vorausſetzung aus, in irgend einem Element A des M ſei ein neuer Zuſtand α irgendwie eingetreten; es iſt natürlich, daß nun nach der Möglichkeit dieſer erſten Veränderung weiter gefragt wird, aus deren Wirklichkeit dann der Ablauf der geſchilderten Rückwirkungen folgt. Man kennt ſeit Ariſtoteles dieſe Frage nach dem Anfange der Bewegung, aber man hat allmählich gelernt, daß ihre Beantwortung nicht von dem ſelbſt Unbewegten ausgehen kann, das ihm an die Spitze der Welt zu ſtellen ſchien. Wie verſchieden auch ſonſt die Ueberzeugungen über Natur und Bau der Wirklichkeit ſein mögen, darin kommen ſie

alle überein, daß aus einem Zustand völliger Ruhe niemals ein Anfang der Bewegung entstehen kann; nicht blos eine Mannigfaltigkeit ursprünglich gegebener realen Elemente, sondern auch gegebene Bewegungen zwischen ihnen setzen alle Bemühungen auch der Naturwissenschaften voraus, den vorhandenen Weltlauf aus seinen einfachsten Wurzeln zu begreifen. Für den erklärungssüchtigen Hang unseres Denkens hat es immer den Anschein eines Verzweiflungsschrittes, wenn man die ursprüngliche Gegebenheit einer Thatsache im Ganzen behauptet, für deren einzelne Formen man gewöhnt ist, nach bedingenden Gründen ihrer Wirklichkeit zu fragen. Man empfindet dies Gefühl bereits, wenn man sich genöthigt sieht, die Mannigfaltigkeit der veränderlichen Körper auf eine Anzahl unveränderlicher Grundstoffe zurückzuführen; indessen die Frage, warum grade diese und keine anderen dies Vorrecht ursprünglicher Wirklichkeit genießen, läßt sich doch beschwichtigen: unsere Phantasie reicht nicht aus, um außer den durch Erfahrung gegebenen Elementen anschauliche Bilder von anderen zu ersinnen, die auch hätten da sein können, aber auf unbegreifliche Weise um ihren gleichen Anspruch auf Wirklichkeit getäuscht wären. Von den Bewegungen dagegen, deren diese einmal gegebenen Elemente fähig sind, sehen wir bald diese bald jene in Wirklichkeit geschehen, so wie ihre wechselnden Bedingungen sie herbeiführen; von ihnen scheint uns keine der anderen so überlegen, daß ausschließlich sie, und ohne auch ihrerseits von ähnlichen Bedingungen abzuhängen, als die erste thatsächliche Bewegung des Wirklichen sich betrachten ließe. Diese Gedanken führen einerseits zu einem unendlichen Rückschritt in der Zeit, allein es ist doch nicht nöthig, die Schwierigkeiten des zeitlichen Geschehens hier einzumischen, die wir noch auszuschließen suchen; gleichviel, ob man zu einem wirklich ersten Anfange zu kommen glaubt oder die Reihe der Begebenheiten nach rückwärts ins Unendliche verlängert, immer ist der bestehende Weltlauf eine einzige Wirklichkeit im Vergleich zu unzähligen Möglichkeiten, welche sich verwirklicht hätten, wenn entweder jene Anfangsbewegung eine andere gewesen wäre, wie sie es denn sein konnte, oder wenn, was gleich denkbar, der unendliche Verlauf im Ganzen eine andere Richtung genommen hätte; denn wie er auch in Wirklichkeit, endlich oder unendlich, sein mag: in beiden Fällen läßt seine innere Ordnung Per-

mutationen zu, die nun nicht wirklich sind. Aber alle diese Zweifel sind doch nur andere Ausläufer einer allgemeinen Verirrung unserer Gedanken und eines völligen Mißverständnisses der Aufgaben, welche eine metaphysische Untersuchung zu lösen hat. Nachdem die Welt ist, und wir in ihr, nachdem sie so ist, wie sie ist, und in uns deshalb ein Denken lebt, welches verschiedene Fälle eines Allgemeinen zu unterscheiden vermag: nachdem Dies alles so ist, können in uns die Bilder und Begriffe von Möglichkeiten entstehen, die in Wirklichkeit nicht sind, und nun bilden wir uns ein, vor aller Wirklichkeit seien doch wir mit diesem Denken da und hätten die Aufgabe, zu entscheiden, welche Wirklichkeit aus diesen leeren Möglichkeiten entstehen soll, die doch sämmtlich denkbar nur sind, weil eine Wirklichkeit ist, aus der auch dies Denken stammt. Nachdem in diesem Denken Bejahung und Verneinung eines und desselben Inhalts möglich sind, können wir alle die verkehrten Fragen stellen, die wir so oft schon abgewehrt haben: warum ist überhaupt eine Welt uns nicht lieber gar keine, was auch denkmöglich ist? warum, wenn eine Welt ist, ist ihr Inhalt eben M und nicht lieber ein anderer aus dem weitläuftigen Gebiete des Non M? und wenn das Wirkliche M ist, warum ist es nicht in Ruhe, sondern in Bewegung? wenn endlich in Bewegung, warum in der Richtung X und nicht in einer auch denkmöglichen Z? Auf alle diese Fragen ist nur die eine Antwort zu wiederholen: die Metaphysik hat nicht die Wirklichkeit zu machen, sondern sie anzuerkennen; die innere Ordnung des Gegebenen zu erforschen, nicht das Gegebene abzuleiten von dem, was eben nicht gegeben ist. Sie hat sich, um diese Aufgabe zu erfüllen, vor dem Mißverständnisse zu hüten, die Abstractionen, durch welche sie für ihren Gebrauch einzelne Bestimmungen des Wirklichen fixirt, als constructive und selbständige Elemente anzusehen, die sie aus eignen Mitteln wieder zum Aufbau des Wirklichen benutzen könnte. In diesem Mißverständnisse haben wir sie vielfach befangen gesehen; sie bildete den Begriff eines reinen Seins und gab diesem eine Bedeutung abgetrennt von allen Beziehungen, in deren Bejahung es allein Wirklichkeit anzeigt; sie verfestigte zu einem eigenschaftslosen Realen an sich die Realität, die nur dem völlig Bestimmten zukommen kann; sie sprach von Gesetzen, die eine gebietende Macht wären zwischen oder außer den Dingen

und Ereigniſſen, in denen ihre Gültigkeit allein eine Wirklichkeit hat. Eben ſo ſind wir geneigt, uns das wahrhaft ſeiende M, den Inbegriff aller Dinge, zunächſt als ruhenden Gegenſtand unſers Vorſtellens zu denken und wir haben Recht damit, ſo lange wir in ſeinem Begriffe nur die mit ſich ſelbſt ſtets identiſche Leiſtung denken, die es uns bedeutet, und aus welcher für ſich keine Bewegung folgt; aber wir vergeſſen dabei, daß nicht dieſer Begriff dieſer Leiſtung, ſondern Dasjenige das Wirkliche iſt, was in jedem Augenblicke ſie ausführt, und deſſen concrete Natur eine Art ihrer Erfüllung enthalten kann, die aus jenem ihrem Begriffe nicht folgt. Wie jenes eine Alles umfaſſende M ſeine Aufgabe löſt, ob in beſtändiger Gleichheit ſeines Inhalts, oder in einer Aufeinanderfolge unzähliger verſchiedenen Beiſpiele, deren jedes der allgemeinen Gleichung ſeines Sinnes genügt, das iſt ſeine Sache; zwiſchen dieſen beiden Denkmöglichkeiten haben nicht wir willkührlich zu wählen ſondern anzuerkennen, welche von ihnen als Wirklichkeit gegeben iſt; gegeben iſt uns nun das Werden und wir können es aus der Welt nicht hinwegläugnen; nicht als ruhende Identität mit ſich, ſondern nur als ewige ſich ſelbſt erhaltende Bewegung iſt daher das gegebene Sein des wahrhaft Seienden anzuerkennen, und als gegeben auch die Richtung, in der ſeine Bewegung erfolgt.

84. Ich habe der Anſichten gedacht, die mit uns zu dem gleichen Monismus gekommen ſind; ſie haben alle zugleich die Bewegung als ein ewiges Attribut in die Vorſtellung ihres höchſten Weltgrundes aufgenommen. Aber ſie ſprachen meiſtens von ihr wie von einer unaufhörlichen Thätigkeit, die ſie gern als lebendige Regung der unbegreiflichen Annahme eines ſtarren und todten Realen entgegenſtellten. Dieſe Ausdrucksweiſen verrathen, daß zu den metaphyſiſchen Gründen, welche zu der Ueberzeugung von der Einheit des Seienden führten, äſthetiſche Neigungen ſich zugeſellt haben, die zugleich ein Vorurtheil über die concrete Natur Deſſen abgaben, was an dieſe höchſte Stelle der Welt zu ſetzen ſei: nicht die bloße Form des Lebens und der Thätigkeit, ſondern den Werth beider und das Glück, das wir in ihrem Genuſſe empfinden, ſuchte man in vorzüglicher Herrlichkeit dem Grunde aller Dinge zuzueignen. Dies iſt mehr, als wir an dieſer Stelle unſerer Betrachtungen zu behaupten berechtigt

sind; Leben und Thätigkeit haben diesen charakteristischen Sinn, den man hier meint, zuletzt nur unter Voraussetzung der Geistigkeit des Wesens, von dem sie ausgesagt werden; die Gründe aber, die uns bisher leiteten, haben uns nur die Annahme eines immanenten, wenn auch blinden Wirkens nöthig gemacht, durch welches jeder neue Zustand des Seienden die erzeugende Veranlassung eines zweiten ihm folgenden ist. Ich verhehle nun meine Ueberzeugung nicht, daß dennoch der Glaube an die Lebendigkeit des Weltgrundes Recht hat, aber ich muß die Rechtfertigung hierüber noch verschieben. Nur möge es verstattet sein, nach dieser Verwahrung zur Abkürzung Ausdrücke zu brauchen, deren voller Sinn allerdings nur unter jener noch nicht zu machenden Voraussetzung begreiflich ist, die aber anschaulicher als die beständige Wiederholung abstracterer Bezeichnungen unsere noch zu machenden Behauptungen verdeutlichen werden.

85. So lange wir von M nur die Leistung kennen, die wir von ihm fordern, die nämlich, die begründende Einheit alles Weltinhaltes zu sein, so lange läßt sich aus diesem Gedanken nur eine Reihe allgemeiner und abstracter Folgerungen ableiten: jedes Einzelwesen, welches ist, ist nicht durch eigenes Sein, sondern im Auftrage des einen M, und es ist so lange, als sein Dasein zur Erfüllung der Gleichung M = M erforderlich ist; jedes Einzelwesen ist ferner Das, was es ist, nicht schlechthin und in unvordenklicher Unabhängigkeit von allem Andern, sondern es ist Das, was zu sein ihm das eine M befiehlt; jedes endlich wirkt auf andere nicht durch eine ihm eigene Kraft, sondern vermöge des Einen, das in ihm gegenwärtig ist, und die Art und Größe seiner Wirkung ist in jedem Augenblicke diejenige, welche ihm durch M zur Wiederherstellung jener Gleichung vorgeschrieben wird. Der gemeinsame Sinn dieser Sätze, auf deren Bedeutung im Einzelnen ich noch zurückkomme, ist eigentlich die Leugnung jedes aller Erfahrung vorangehenden Erkennens, viel weiter gehend und allerdings in anderem Sinne als nach den Meinungen, die sehr gern uns diese Verzichtleistung zumuthen. Nicht blos in der Philosophie nämlich, sondern auch in den Unternehmungen der Naturwissenschaften findet sich das Vorurtheil, unabhängig von dem Inhalte, welcher in dieser Welt M = M verwirklicht ist, gebe es gewisse allgemeine Verhaltungsweisen Rechte und Pflichten, welche

allen überhaupt zu irgend einer Welt zu verknüpfenden Elementen selbstverständlich zukommen, und die deshalb für eine ganz andere Welt N = N. in nicht geringerer Gültigkeit bestehen würden als für die, in der wir wirklich leben. So ist in der Philosophie eine Reihe von Sätzen entstanden, welche die Eigenschaften und die Prärogativen von Substanzen überhaupt festzustellen suchen, unabhängig von dem Weltlauf, in den sie verflochten sind, offenbar also in der Meinung, jede eventuelle andere Welterdnung, die etwa sein möchte, würde sie zu schonen haben und Nichts von den Dingen verlangen dürfen, als was diese auf Grund ihrer vorweltlichen Dingheit zu leisten fähig und verbunden wären. Und eben so liegt dem Verfahren der Naturwissenschaften, wie viele Gesetze sie auch als blos thatsächlich für diese Welt gültige betrachten, doch der Gedanke unter, es gebe eine beschränktere Anzahl mechanischer Grundsätze, die in jeder ganz anders gearteten Natur nicht minder wie in der gegebenen beobachtet sein müßten. Allerdings hat die Philosophie gemeint, zur Erkenntniß ihres Substanzenrechtes durch reines Denken zu gelangen und die Naturwissenschaft behauptet, zur Erkenntniß ihrer Grundgesetze nur durch die Erfahrung zu kommen; aber über den metaphysischen Werth Dessen, was sie auf diesen verschiedenen Wegen gefunden haben, denken doch beide gleich: es gilt ihnen als die Summe vorweltlicher Wahrheit, von der verschiedene Welten M = M und N = N nur verschiedene Anwendungsfälle darstellen. Dies ist die Meinung, gegen welche ich meinen Widerspruch richte: ehe denn die Welt, oder ehe das erste Wirkliche war, gab es keine vorweltliche oder vorwirkliche Wirklichkeit, in der hätte ausgemacht werden können, auf welche Rechte, im Falle es einmal Wirklichkeit geben sollte, jedes zu dieser zu verwendende Element pochen könnte, um von sich abzuwehren, was seinem Rechte als Substanz nicht anstände, oder auf welche jede Kraft sich berufen dürfte, um Leistungen abzulehnen, zu denen die Verpflichtung nicht in ihrer ursprünglichen Capitulation gestanden hätte. Zuerst ist Nichts und gilt Nichts wirklich, als das erste Wirkliche, M oder N; nachdem M oder N ist, folgt aus dem einen M für seine Welt M = M die Reihe der Gesetze und Wahrheiten, die für diese Welt gelten; wäre nicht M sondern N das erste Wirkliche, so würde für die Welt N = N die andere Reihe gesetzlicher

Verhaltungsweisen folgen, die für diese andere Welt gälten, und Nichts gibt es, was diesen Geboten M oder N irgend ein eigenes Recht zur Schonung und Beachtung entgegensetzen könnte.

86. Und nun wird man einwerfen: wenn das so wäre, hätten wir da nicht eben wieder eine jener vorweltlichen Wahrheiten ausgesprochen, die wir nicht gelten lassen wollten? namentlich da wir ja ganz zuvorkommend ausdrücklich zwei Welten M und N anführten, die beide verpflichtet wären, sich der ausgesprochenen allgemeinen Regel zu fügen? Aber ich habe absichtlich diese Ausdrücke gewählt, um meinen Gedanken vollständig klar zu machen, der ja allerdings auch gegen diesen Einwand sich rechtfertigen muß. Was nun zuerst die Welt N betrifft, welche ich der wirklichen Welt M entgegenstellte, so wiederhole ich, worauf ich früher bereits mehrfach hinzudeuten hatte. Die Welt M ist, und wir, die denkenden Geister sind in ihr, in einer Stellung, welche uns anzuweisen M durch seine Natur als M veranlaßt war; zu dieser Stellung passen auch die allgemeinen Verfahrungsweisen unseres Denkens, durch welche wir zu dem kommen sollen, was wir Erkenntniß der übrigen Welt nennen; endlich unter diesen Verfahrungsweisen ist die eine sehr wichtige und ohne Zweifel der Einrichtung der Welt M entsprechende, daß wir im Stande sind, nicht nur allgemeine Begriffe überhaupt zu bilden, sondern jedes gegebene Mannigfache jedem seiner allgemein gedachten Merkmale als eine Art desselben oder als einen Anwendungsfall unterzuordnen. Diese Fähigkeit des Denkens, einmal vorhanden, zieht sich selbst keine Grenzen ihrer Ausübung; auch das, was wir in metaphysischer Ueberlegung sachlich als das Allesumfassende und Unbedingte anerkennen, kann uns formell wieder als eines der verschiedenen Beispiele erscheinen, die unter den Allgemeinbegriff des Unbedingten subsumirbar sind; während wir daher sachlich allerdings nur von Einzeldingen eine Vielheit behaupten, versuchen wir doch anderseits auch einen Plural des Begriffes Welt zu bilden, und setzen die wirkliche M vielen andern möglichen gegenüber. Aber die Fähigkeit, dies zu thun, verdanken wir nicht der Kenntniß eines über M und N gleichmäßig schwebenden Rechtes, sondern nur dem in M geltenden und der von ihm auf uns als Bestandtheile des M übergegangenen Tendenz, jedes Wirkliche und so zuletzt auch das allumfassende erste Wirkliche, M selbst,

als Beispiel seines eignen Begriffs zu denken, und andere Beispiele neben ihm zu erträumen. So entsteht uns der Gedanke jener Welt N, ein völlig leeres Denkgebilde, dem wir keinerlei Wirklichkeit zuschreiben, und blos gut genug, um gleich anderen imaginären Formeln zur Verdeutlichung des andern Gedankens M zu dienen, welcher nicht imaginär ist; und nur hierzu haben wir N benutzt. Ferner, wenn wir sagten, wenn N wäre, so würden aus der Gleichung N = N die Gesetze für N gerade so fließen, wie die für M aus M = M, so war auch dies nicht eine Folge, welche wir aus der Kenntniß eines für beide gleich verbindlichen Rechtes gezogen hätten; im Gegentheil war es eine Analogie, welche das, was von dem realen M gilt, auf das imaginäre N übertrug; ein wirkliches Recht haben wir zu dieser Uebertragung gar nicht; denn einfach: wer kann wissen, was sein und geschehen würde, wenn Alles anders wäre? Aber eben wenn wir diesen imaginären Fall zur Verdeutlichung dem realen entgegensetzen, müssen wir ihn nach dem Bilde des realen behandeln; wo nicht, so würde er, als völlig disparat, nicht einmal durch seinen Gegensatz zur Verdeutlichung dieses letztern beitragen, und doch nur zu diesem Zwecke konnte von ihm die Rede sein.

87. Endlich ist noch ein dritter Einwand übrig: wenn wir sagen: aus M folge die Reihe der für diese Welt gültigen Gesetze, so meinen wir offenbar nicht blos, daß diese Gesetze irgendwie aus M hervorgehen, sondern daß sie die consequenten Folgen seiner Natur sind. Aber was heißt eine consequente Folge noch, wenn sie sich nicht von einer inconsequenten Folgerung dadurch unterscheidet, daß sie irgend einem Maßstabe entspricht, welchem diese nicht entspricht? Müssen wir nicht also wiederum ein durchaus vorweltliches und vorwirkliches Recht der Denknothwendigkeit oder Denkmöglichkeit voraussetzen, nach dessen Geboten in jeder eventuellen Wirklichkeit eine Entwicklung aller ihrer inhaltvollen Gesetze aus der Natur des ersten Wirklichen M oder N folgerecht geschehen und sich von einer unfolgerichtigen unterscheiden kann? Auf diese Variation des alten Irrthums kann nur mit einer Variation der alten Antwort erwiedert werden. Es scheint zunächst Ueberfluß, folgerichtige Folge zu verlangen; dennoch war mit diesem Ausdrucke etwas gemeint. Wir haben bis jetzt den Begriff der Begründung nur darein gesetzt, daß Bestimmtes aus

Bestimmtem fließe, aber die Frage dahingestellt gelassen, welches Bestimmte mit welchem anderen durch diese Zusammengehörigkeit verbunden sein könne. Jener einfachen Forderung nun würde schon genügt sein, wenn den verschiedenen Gründen g^1 g^2 g^3 die vollkommen bestimmten Folgen p q r in der Wirklichkeit zugeordnet wären, ohne daß zwischen p q und r eine Verwandtschaft bestände, welche der zwischen g^1 g^2 und g^3 obwaltenden entspräche. Wir werden finden, daß unsere Erkenntniß der Wirklichkeit in der That bei solchen Paaren zusammengehöriger Ereignisse anhalten muß; sind wir doch z. B. im Stande, zwischen den äußeren Reizen, von denen die Empfindungen des Gesichts und des Gehörs abhängen, Verwandtschaften nachzuweisen, welche sie als Arten g^1 und g^2 eines Vorgangs g der Schwingung erscheinen lassen; aber wir sind ganz unfähig, zwischen Tönen und Farben dieselbe Verwandtschaft zu finden und zu beweisen, daß, wenn auf g^1 Tonempfindungen folgen, auf g^2 folgerecht Farbenempfindungen sich einstellen müßten. Dies Beispiel erläutert den Sinn jener Consequenz des Folgens, welche wir oben meinten, in der Wirklichkeit bis zu gewissen Grenzen deutlich finden und nachweisen können, über diese Grenzen hinaus aber in irgend einer Form als allgemein gültig voraussetzen. Die Einheit des Seienden, welche allein innerhalb einer Welt die Wechselwirkung ihrer nur scheinbar discreten Bestandtheile möglich macht, verbietet die Vorstellung vieler isolirten und fatalistischen Gebete, die ohne Rücksicht auf einander einzelne Paare von Ereignissen verbänden; es muß irgend eine Regel geben, nach welcher durch den inneren Zusammenhang jedes einzelnen Paares g und f auch der aller übrigen, g^m und f^m bestimmt ist. Nur für diese Vergleichung verschiedener Fälle hat jene Consequenz Bedeutung, von der wir sprachen; aber sie hat keine für jedes einzelne Paar g und f, das wir zum Ausgangspunkte unserer Vorberechnung der übrigen gemacht hätten: die Zusammengehörigkeit dieser beiden Glieder würde eine unabhängige schlechthinnige Thatsache sein. Denn gesetzt: wir wollten auch ihr Zusammenpassen an die Erfüllung einer höchsten Consequenzbedingung Z geknüpft denken, so würden sie doch dieser Bedingung eben nur *entsprechen*; die concrete Art und Weise aber, in welcher sie dieselbe befriedigten oder der Inhalt, mit dem sie sich ihr unterordneten, würde um so weniger

durch Z selbst bestimmt sein, je ausdrücklicher Z als ein Gebot gelten gemacht würde, das in unzähligen Fällen, ja in den verschiedensten Welten gleich sehr erfüllt werden müßte. Ist nun Z weder der bestimmende Grund für den Inhalt von g und f, noch die erzeugende Ursache ihrer Wirklichkeit, so kann der Satz, daß beider Verbindung dem Z gemäß erfolge, nicht die Angabe einer wirklich gültigen metaphysischen Rangordnung sein, sondern ist die Umkehrung derselben: die unabhängige Urthatsache der Verbindung zwischen g^1 und f^1 ist so gestaltet, daß ihre Vergleichung mit g^2 und f^2, g^3 und f^3, uns möglich macht, zuerst ein concretes, dieser Welt M eigenthümliches allgemeines Verhalten ihrer Ereignißzusammenhänge, dann bei weiter fortgehender Abstraction auch den Begriff einer Bedingung Z zu erzeugen, die für die Gliederung jeder Welt N gelten würde, so lange die Vorstellung von N nach dem Muster der gegebenen Wirklichkeit M gebildet würde.

88. Wenige werden jetzt den Grund der Hartnäckigkeit verstehen, mit der ich bei diesen Ueberlegungen verweile und so oft auf sie zurückkomme; wir leben schnell, und haben, ohne sie zu schlichten, eine Streitfrage vergessen, die vor vier Decennien noch die Philosophie Deutschlands lebhaft bewegte. Die Schwierigkeiten, welche der Gedankenkreis Hegels einschloß, begannen damals auch Denen fühlbar zu werden, welche seinem Unternehmen einer Nachconstruction der Weltentwicklung aus dem Grunde des Absoluten günstig gestimmt waren. Es hatte nicht im Sinne Hegels gelegen, zuerst die subjectiven Gedankenformen zu bestimmen, in welchen wir die vielleicht unzugängliche concrete Natur dieses Weltgrundes zu fassen genöthigt sind; von Anfang an erschien ihm die Bewegung unserer Gedanken zur Verdeutlichung dieses noch unklaren Zieles unserer Sehnsucht als die eigene innere Entwicklung des Absoluten selbst, die nur folgerecht fortgesetzt zu werden brauchte, um jeglichen Inhalt der Welt nach und nach erscheinen zu lassen. So war das Abstracteste zur Wurzel des Concretesten geworden, ein Gedanke, dessen Durchführung bald sich als unmöglich erwies. Schon die Naturerscheinungen, mit mangelhafter Kenntniß gewaltsam schematisirt und angeordnet, setzten die angefangene Entwicklungsbewegung mit einem Ueberschuß mannigfaches Formenreichthums fort, für den es keine Begründung in den

vorangeschickten Allgemeinheiten gab; nur darauf hatten diese vorbereitet, daß ein solcher Sprung eintreten werde; denn der Uebergang einer Bestimmtheit in ihr Gegentheil, oder wenn nicht in dieses, so doch in ein Andersein, hatte mit zu der Charakteristik der Bewegung gehört, welche die Welt erzeugen sollte. Dasselbe hätte man bei der Construction des geistigen und geschichtlichen Universum empfinden können, in welches ihrerseits die Natur übergehen sollte; indessen haben wir mancherlei Gründe, auch im Leben unsere Begriffe des Schönen und Guten nicht nur aus dem lebendigen Gefühle abzuleiten, das in der That allein ihren Werth vollständig erfaßt, sondern sie unzweideutiger zu machen durch die Forderung allgemeiner formeller Bestimmungen, denen sie zu genügen haben; daß auch sie eine empfindliche Degradation erleiden, wenn man sie blos als Beispiele abstracter Begriffsverhältnisse auffaßt, fiel daher fast weniger auf, als Dasselbe in Bezug auf die Naturerscheinungen, deren Anschaulichkeit zu deutlich zeigte, wie viel mehr sie sind als die ihnen gestellten abstracten Aufgaben. Es fehlte keineswegs bei Hegel an einem Bewußtsein über das Irrige eines solchen Entwicklungsganges der Welt: häufig genug wird eingeschärft, Das, was in diesem Gange als das dritte und letzte Glied solcher dialektischen Bewegung erscheine, sei in Wahrheit vielmehr das erste; und gewiß ist diese Bemerkung nicht als ein Nebengedanke ohne weitere Consequenz anzusehen, sondern drückt die wahre Meinung dieses kühnen Monismus aus, der weit mehr unternahm, als menschlicher Kraft ausführbar ist, dessen Grundanschauung aber durch die großen Mängel ihrer Ausführung keineswegs entwerthet wird. Aus diesen Verirrungen glaubte Schelling uns retten zu können: es sei Zeit, daß der höhere oder vielmehr der eigentliche Gegensatz hervortrete, der von Nothwendigkeit und Freiheit, mit welchem erst der innerste Mittelpunkt der Philosophie zur Betrachtung komme. Ich übergehe die Ausführung, die er selbst diesem Gedanken in religionsphilosophischer Wendung gegeben hat; zu systematischer Gestalt suchte Weiße ihn zu entwickeln. Was Hegel für das wahrhaft Seiende gehalten, schien ihm nur die Summe der denknothwendigen Vorbedingungen, ohne die das Seiende nicht sein kann, die aber selbst nicht sind; in diesem Sinne bildeten sie ihm das Object eines vergleichungsweise negativen Theiles der Phi-

sophie, eben der Metaphysik; Erfahrung dagegen, die der Sinne und die des sittlichen und religiösen Bewußtseins, hatte als positive Offenbarung zu lehren, was eigentlich auf jener abstracten Grundlage verwirklicht sei. Diesen Aeußerungen würde sich leicht eine Auslegung geben lassen, mit der wir in Einstimmung bleiben könnten; aber sie waren anders gemeint. Die allgemeinen Gedanken, welche die Metaphysik zu entwickeln hatte, sollten nicht nur die denknothwendigen Formen unserer Auffassung des wahrhaft Seienden sein; sie waren das freilich auch; allein ihr Inbegriff galt zugleich für ein schlechthin Nothwendiges, nicht nicht sein und nicht anders sein Könnendes, aber in dieser seiner Nothwendigkeit, in diesem seinen unbedingten Sein dennoch Nichtseiendes Wesenloses und Unwirkliches; dem gegenüber war das wahrhaft Seiende das, was auch nicht sein oder anders sein könnte, mithin nicht durch Nothwendigkeit sondern durch Freiheit gesetzt ist. Ich halte mich nicht mit Erörterungen über diesen Gebrauch der Worte Nothwendigkeit und Freiheit auf; jene, wenn nicht auf Denknothwendigkeit für uns beschränkt, vielmehr ausgedehnt auf Das, was ausdrücklich für die unbedingte Bedingung alles Bedingten gilt, würde gar keinen angebbaren Sinn haben und durch die Vorstellung thatsächlich allgemeiner Gültigkeit zu ersetzen sein; warum von Freiheit die Rede war, um die andere für nur thatsächlich ausdrücklich anerkannte Wirklichkeit des Auchnichtseinkönnenden zu bezeichnen, wird begreiflich aus religionsphilosophischen Nebengedanken, die hier zu übergehen sind. Das Ganze der Ansicht aber ist der offene und schulmäßige Ausdruck eben jenes mir ganz undenkbaren Dualismus, den ich in den vorhergehenden Erörterungen bestritt; eben so kann es nicht sein; es kann nicht erst als absolutes Prius ein Reich an sich nothwendiger Formen geben als ein unvordenkliches Fatum, und nachher käme, wie auch immer geschaffen, eine Welt, die sich dem Zwange dieser Gesetze unterwürfe, um so viel zu verwirklichen, als ihr diese Schranken gestatten wollen. Nur das Wirkliche ist vielmehr und bringt durch sein Sein den Schein einer ihm vorangehenden Nothwendigkeit hervor, ähnlich wie der lebendige Leib in sich das Gerippe bildet, um das er herumgewachsen scheint.

89. Wir wissen Nichts darüber, wie der scheinbar gleichartige Inhalt eines Keimbläschens die festen Formelemente niederschlägt,

um welche ſich ſpäter die Lebensverrichtungen bewegen; es wird uns noch weniger gelingen, aus dem einfachen Urcharakter M einer Welt die Gliederung der in ihr herrſchenden Nothwendigkeit abzuleiten. Aber zwei allgemeine Auffaſſungsweiſen ſind hier noch zu erwähnen, welche beide innerhalb unſerer Annahme von der Einheit des Weltinhaltes Platz finden. Ich will ſie ſymboliſch bezeichnen durch unſere frühere Formel $M = \varphi\ [A\ B\ R]$ und die Umſtellung derſelben $\varphi\ [A\ B\ R] = M$. Durch die erſte Stellung will ich ausdrücken, daß M als das formbeſtimmende Prius gilt, deſſen Thätigkeit, ſei ſie nun Selbſterhaltung oder Entwicklung, in jedem Augenblicke den Beſtand der Weltelemente und die Geſtalt ihrer Verbindung bedingt, beide veränderlich innerhalb der Grenzen, welche ihre Uebereinſtimmung mit M feſtſtellt; in der zweiten erſcheint M als die veränderliche Endgeſtalt, welche die Welt in jedem Augenblicke durch die Wechſelwirkungen ihrer Elemente annimmt, auch ſie zwiſchen Grenzen eingeſchränkt, welche die in dieſen Wirkungen beſtändig gleichmäßig herrſchende Nothwendigkeit zieht. Ich würde beide Anſichten ſogleich als Idealismus und Realismus bezeichnen, wenn nicht der gebräuchliche ohnehin wenig beſtimmte Sinn dieſer Benennungen einige nähere Erörterungen nöthig machte.

90. Bedienen wir uns zur Verdeutlichung noch einmal des Gegenſatzes zweier Welten M und N, ſo würden wir die Form, in welcher wir uns im Sinne der erſten Anſicht die verſchiedenen Charaktere beider gemeinſam gefaßt dächten, nur als die einer Idee oder in deutſchem Ausdruck als die eines Gedankens bezeichnen können. Denn ſo pflegen wir in äſthetiſcher Beurtheilung Idee oder Gedanken eines Kunſtwerks ſein formbeſtimmendes Princip im Gegenſatz zu den beſtimmten Umriſſen zu nennen, in denen es zwar zur Erſcheinung kommt, an die es aber nicht ſo gebunden iſt, daß nicht andere verwandte, ja ſelbſt völlig verſchiedene Mittel ſich zu ſeinem Ausdruck auch combiniren ließen; ebenſo nennen wir im thätigen Leben Idee oder Gedanken einen Entwurf, dem wir es zugleich zum Vorwurf machen, zwiſchen den mannigfachen Beziehungspunkten noch nicht gewählt zu haben, durch deren Verbindung er ausführbar würde. Laſſen wir nun die imaginäre Welt N wieder fallen, ſo wird der wirklichen Welt M jener concrete Charakter, durch den ſie ſich von

N unterschied, auch jetzt nicht fehlen können, obgleich sie dessen, da Nichts mehr außer ihr ist, nicht mehr zur Unterscheidung von einem Anderen bedarf. Es würde daher ein Fehler sein, einfach die Idee als höchstes Princip der Welt zu nennen; auch die absolute Idee würde zwar im Gegensatze zu den partialen Ideen, welche sie selbst als Momente ihres Sinnes bedingt, diese Bezeichnung der Unbeschränktheit verdienen, aber darum doch nicht frei von einem concret bestimmten Inhalte sein können, mit welchem sie die allgemeine Form der Idee ausfüllt. Man vermeidet leichter in anderen Fällen diesen logischen Fehler, einen formellen Titel an die Stelle seines Trägers zu setzen; hier sind wir ihm mehr ausgesetzt, wo wir die einzige Wirklichkeit nur mit imaginären Nebenbeispielen ihrer Form vergleichen können. Es scheint uns dann, daß jede Bestimmtheit, die wir ihr noch ließen, auf einer Verneinung der anderen Bestimmtheiten beruhen würde, die wir von ihr ausschlössen, und die, um eben ausgeschlossen werden zu können, mit der ausschließenden zugleich als coordinirte Beispiele einer noch höheren Wirklichkeit zusammengehören müßten. Diese höhere freilich kann man nur durch Auslöschung jedes Inhalts erreichen, und so entspinnt sich die in der Geschichte der Philosophie so oft wiederkehrende Neigung, das höchste und schöpferische Princip der Welt nicht nur als undefinirbar durch Prädicate, die in unserer Gewalt wären, sondern an sich selbst als leer und unbestimmt anzusehen. Nur darin haben diese Meinungen Recht, daß sie nicht dem höchsten M voran ein Reich schon bestehender Prädicate zugeben wollen, aus welchem, wie aus gegebenem Vorrath, M seine eigene Natur sich erst zusammenlese; aber nicht Dies behaupten wir, wenn wir in einer concret bestimmten Idee M und nicht in der Idee überhaupt, jenes Princip der Wirklichkeit finden. Vielmehr: indem M ist oder nachdem es ist, wird es unserem in ihm selbst eingeschlossenen Denken möglich, Das, was M ist, als eine Allgemeinheit zu fassen, der M sich unterordnen läßt, und es als eine Verneinung des Non M zu fassen: nicht jede Determination beruht auf Negation, sondern eine ursprüngliche Position macht uns erst möglich, ihren Inhalt als Determination zu fassen und durch die Negation eines Andern zu erläutern.

91. Die Entwicklung, welche eine Idee der Welt auferlegt,

würde mithin nicht unabhängig sein von dem Inhalte der Idee selbst und nicht darstellbar, ohne sich dieses zuvor bemächtigt zu haben; nur über diejenige formelle Beschaffenheit des Weltlaufs würde der Idealismus vorläufig sich aufzuklären haben, die davon abhängt, daß er jenen Inhalt, welcher er auch sei, in der Form einer herrschenden Idee zum Grunde desselben macht. Nun bedeutet für ihn M Nichts als einen beständigen Gedanken, dessen Sinn derselbe bleibt, welche und wie groß auch immer in jedem Beispiel seiner Verwirklichung die Gesammtheit der zu diesem Zwecke verbundenen Elemente sein mag; M würde daher die Welt weder zur beständigen Erhaltung derselben Elemente noch zur Erhaltung einer immer gleichen Form ihrer Verknüpfung verpflichten: nicht nur A B R würde ersetzbar sein durch a b r und α β ϱ, sondern auch ihre Verbindungsweise φ durch χ oder ψ, wenn jene anderen Elemente sich nur in diesen neuen Formen zur Identität mit M verknüpfen ließen. Es würde fruchtlos sein, allgemeingültige Bedingungen aufzusuchen, denen in jeder einzelnen Verwirklichungsform von M die zusammengehörigen Elemente genügen müßten, um eben in ihr zusammenzugehören; was hier einander fordert, ist weder durch Berechnung noch durch Schlußfolgerung irgendwoher ableitbar; wir haben keine andere Analogie für diesen Zusammenhang, als die mehrfach bereits erwähnte einer ästhetischen Gerechtigkeit, welche uns in der Verbindung einer Mannigfaltigkeit, nachdem sie gegeben ist, von der völligen Reibungslosigkeit und dem inneren Wechselverständniß der Bestandtheile überzeugt, ohne eine allgemeine Regel sichtbar zu machen, in deren Folge dies Ergebniß stattfände. Die Idee M verhält sich nun aber zu den verschiedenen so gebildeten Formen ihres Ausdrucks φ [A B R], χ [a b r], ψ [α β ϱ] nicht wie eine allgemeine Gattung zu ihren Arten; sie geht vielmehr aus einer in die andere, und nicht aus jeder in jede, sondern in bestimmter Reihenfolge aus φ durch χ in ψ über; wenigstens hat noch kein Idealismus, hierin sich der Erfahrung anschließend, die Voraussetzung versäumt, nicht nur einzeln in jedem augenblicklichen Durchschnitte der Welt, sondern auch in der Succession ihrer Momentangestalten werde die Einheit der Idee sich ordnend geltend machen. Nun kann man von neuem fragen, welchen Bedingungen φ und χ genügen müssen, um auf einander folgen zu

können, während φ aus φ nicht unmittelbar entſpringen kann? Noch weniger als andere Anſichten darf der Idealismus ſich auf eine überweltliche Mechanik berufen, die das eine nothwendig, das andere unmöglich mache; er muß conſequent die Feſtſtellung dieſer Ordnung ebenſo unbedingt wie die innere Geſtaltung jedes ihrer ſucceſſiven Glieder in die Hände der Idee ſelbſt legen, die durch Nichts als durch ihre eigene Natur geleitet werde. Von dieſer Natur M wird es abhängen, oder darin wird dieſe Natur beſtehen, entweder völlig unveränderte Selbſterhaltung, oder innerhalb mehr oder minder beträchtlicher Variationen dieſelbe Umrißform des Ganzen der Erſcheinungen, entweder einen rückkehrloſen Fortſchritt zu immer neuen Geſtalten oder Wiederholung derſelben Perioden zu verlangen. Nur die erſte dieſer möglichen Verhaltungsweiſen widerlegt für die gegebene Welt die Beobachtung; von den anderen finden wir Beiſpiele im Einzelnen; aber unſere geſammte Erfahrung würde uns rathlos laſſen, wenn wir ſagen ſollten, welche von ihnen die univerſale Signatur der Wirklichkeit ſei. Nur Dies wiſſen wir, daß die einzelnen Phaſen des Weltlaufs, welches auch die zuſammenhängende Linie ihres Geſammtverlaufs ſein mag, aus Combinationen vergleichbarer Elemente, aus Zuſtänden und Aenderungen beſtändiger Dinge, wie wir meinen, zuſammengeſetzt ſind; hierauf beruhte unſere Art und Weiſe, durch die gleichen Buchſtaben verſchiedener Alphabete die Beſtandtheile zu bezeichnen, die in den verſchiedenen Durchſchnitten des Weltlaufs einander zu erſetzen ſcheinen. Geſtatten wir uns deshalb ferner dieſe Vorſtellungsweiſe und geben wir dem Idealismus zu, daß die Idee M die Reihenfolge ihrer Formen völlig unbedingt durch alles Fremde feſtſetzt, ſo macht ſie doch eben durch dieſe Feſtſetzung jede vorangehende Phaſe und ihren Inhalt zur Verwirklichungsbedingung der nachfolgenden. Nicht ein abgeſondertes Daſein aber können wir der Idee, als einem noch formloſen M, gegenüber allen den Einzelformen ihrer möglichen Verwirklichung zugeſtehen, ſo daß ſie mit der Abſicht einer beſtimmten Reihenfolge jedesmal von friſchem in dieſen Vorrath griffe, um nach Ablegung der vorigen Phaſe ſich mit der neuen zu bekleiden, die an der Reihe wäre; in jedem Augenblicke iſt die Idee nur in Geſtalt einer dieſer Formen wirklich, und nur als dieſe Ausprägung ihres Sinnes, zu der ſie hier geworden iſt, kann ſie der

bestimmende Grund für die Wiederaufgabe dieser augenblicklichen Form und für die Verwirklichung der nächstfolgenden sein. Der ästhetische oder, wenn man so sagen will, dialektische Zusammenhang, welchen der Sinn der Idee zwischen bestimmt aufeinanderfolgenden Phasen der Wirklichkeit postulirte, muß in einen Causalzusammenhang übergehen, in welchem der Inhalt und die Gliederung jedes Weltaugenblickes von dem Inhalt und der Gliederung des vorhergehenden abhängig ist.

92. Die hierin liegenden Schwierigkeiten hat der bisher ausgebildete Idealismus kaum genügend beachtet; ich suche sie zu verdeutlichen, indem ich mich auf die Succession zweier Phasen von der einfachen Form $q\ [A\ B\ R]$ und $q\ [a\ b\ R]$ beschränke, welche wir in 72 als mögliche Fälle betrachteten. Man kommt vor allem zu keiner Denkbarkeit dieser bestimmten Aufeinanderfolge, wenn man jede dieser Phasen als eine ruhende Combination ruhender Bestandtheile vorstellt; denn jede ist dann ein äquivalenter Ausdruck für M, und der Uebergang jeder in jede der unzähligen übrigen gleich möglich und gleich unentschieden. Entweder die eingeschlossenen Elemente muß man als werdende in bestimmter Richtung, oder die gemeinsame Verbindungsform q als eine Bewegung betrachten, die sich in bestimmten verschiedenen Maßen auf sie vertheilt. Diese Annahme widerstrebt weder unsern früheren Festsetzungen, welche alles ruhende Sein der Dinge nur für eine Selbsterhaltung des stets Werdenden ansehn konnten, noch der Sinnesart des Idealismus, der in jedem Sein die dialektische Negativität mitdenkt, welche das Seiende aus einer gegebenen Form seiner Wirklichkeit in eine neue hinüberdrängt. An die Stelle der beiden ruhenden Glieder würden wir mithin sogleich die eine unabhängige Thatsache eines Geschehens zu setzen haben, durch welches A in a und B in b übergeht, während R sich gleichbleibt. Diese Thatsache ist nun ein äquivalenter Ausdruck derjenigen Form des Werdens, die in diesem Augenblicke die Wirklichkeit von M ausmacht; $A - a$ und $B - b$ mithin zwei in dem Sinne des M zusammengehörige Ereignisse. Sie würden keineswegs an sich zusammengehören nach einem überweltlichen Rechte, das für die Welt N ebenso gültig wäre, wie für die wirkliche M; nur in dieser, und dies heißt nun freilich für uns thatsächlich unbedingt, gehören sie

jedes als Bedingung des andern zusammen, so lange keine Veränderung des Restgliedes R die reine Wirkung beider aufeinander beeinflußt. Käme es nun in dem Laufe dieser Welt M vor, daß vorangegangene Phasen aufs neue das Ereigniß A—a und zugleich ein unverändertes oder nur durch innere Modificationen nach außen unwirksam verändertes R erzeugten, so würden wir folgern, daß in diesem Wiederholungsfalle des A—a auch das Ereigniß B—b als seine durch die Natur des M geforderte Folge wiedereintreten müsse. Wenn jedoch die vorangehenden Phasen, zugleich mit A—a ein Werden des R zu r geboten, so würde die Tendenz des ersten Ereignisses, B—b zu erzeugen, fortdauern ohne sich rein verwirklichen zu können; das wirkliche Geschehen würde in einem resultirenden Ereignisse bestehen, welches aus jenen beiden Antrieben durch ein ähnliches Verhältniß der Zusammengehörigkeit in M bestimmt würde, wie im Falle der Gleichgültigkeit von R durch A—a das B—b bestimmt ist. Dies heißt nun allgemein ausgedrückt: der Uebergang einer Phase φ in in die andere χ wird hervorgebracht durch die Zusammensetzung der Wechselwirkungen, welche die in φ eben enthaltenen Einzelbewegungen ihrer Natur nach ein für alle Mal ausüben, unabhängig von der Phase, in welcher sie grade verbunden sind oder von dem Orte des Weltlaufs, an dem sie jedesmal vorkommen. So entsteht uns der Gedanke an die Nothwendigkeit einer Mechanik, nach welcher jede augenblickliche Verwirklichung der Idee Das ist, was die vorhergegangenen Thatbestande nach allgemeinen Gesetzen ihres Wirkens zu leisten vermochten; und nicht als eine fremde fatalistisch der Idee sich imponirende Nothwendigkeit erscheint diese Mechanik, sondern als eine analytische Consequenz Dessen, was wir von der Idee dachten, der Voraussetzung nämlich, daß sie eben selbst eine Ordnung ihrer mannigfachen möglichen Erscheinungsweisen befiehlt und hierdurch die eine derselben zur vorangehenden Bedingung der folgenden macht. So lange nun der Idealismus daran festhält, den Sinn der Idee als das metaphysische Prius anzusehen, welches die Aufeinanderfolge der Begebenheiten bestimme, so lange liegt eine Schwierigkeit in dieser Doppelforderung, daß Das, was durch die Idee a fronte bedingt wird, immer mit dem identisch sei, wozu durch diesen Mechanismus ihrer Verwirklichung a tergo angetrieben wird. An einer späteren

Stelle, die man längſt vorausſehen wird, haben wir Veranlaſſung, unter beſtimmteren Vorausſetzungen auf dieſe Frage zurückzukommen: da nämlich, wo innerhalb der Natur die Erſcheinung der lebenden Weſen uns mit beſonderer Dringlichkeit den Gedanken einer den Lauf der Dinge beherrſchenden Zweckmäßigkeit oder eines idealen Ganzen nahe legen wird, das den realen Theilen und ihrer Verbindung vorangehe. In der Allgemeinheit, in welcher wir uns hier halten, würde der Idealismus den angeregten Zweifel kaum anders als durch die bloße Verſicherung beantworten können: ſo ſei es eben; Das eben ſei die Natur der concreten Idee und ſo beſchaffen ihre Verwirklichung in jedem Augenblicke, daß Alles, was ſie ihrem Sinne nach befiehlt, in geordneter Reihenfolge aus dem blinden Zuſammenwirken aller der Einzelbewegungen, in die ſie ſich zerfällt, und nach den allgemeinen Geſetzen, die ſie ſich ſelbſt gegeben hat, als nothwendiges Reſultat hervorgehen müſſe.

93. Nicht alle Probleme ſind lösbar, nicht alle nothwendig aufzuſtellenden Zielpunkte erreichbar; niemals werden wir vermögen, den vollen Sinn jener Idee M anzugeben, welche wir für die belebende Seele der Weltbildung hielten; nicht die fragmentariſche Beobachtung, die uns zu Gebot ſteht, könnte ihn uns lehren, ſondern nur die verſagte Ueberſicht des Alls; ja nicht einmal die ſchrankenlos erweiterte Beobachtung würde hinreichen ihn zu faſſen: mit allen Organen unſers lebendigen Seins müßte er eben *erlebt* werden. Und hätten wir ſelbſt durch eine Eingebung irgend welcher Art uns ſein bemächtigt, ſo würden uns alle Denkformen fehlen, durch welche wir die einfache Fülle des Geſchauten in den wiſſenſchaftlich gegliederten Zuſammenhang einer Lehre auseinanderbreiten könnten. Dieſe Entſagung hat uns ſchon das Ende der reinen Logik gelehrt; es bleibt, wie wir dort erkannten, ein unausführbares Ideal des Denkens, jene höchſte Idee zu verfolgen, wie ſie nicht anderswoher ſondern aus ſich ſelbſt die zweiten Prämiſſen nimmt, durch welche ihr ſtets gleicher Sinn zur Entwicklung einer mannigfach wechſelnden Wirklichkeit gelenkt wird; aber hier wie dort können wir die Ueberzeugung bewahren, der Wirklichkeit ſei dennoch Das möglich, deſſen Nacherzeugung unſeren Gedanken mißlingt [Logik 151]. Nicht eine Conſtruction der Welt aus der Idee iſt uns deshalb möglich, ſondern nur eine regreſſive

Interpretation, die den nach und nach erkannten Zusammenhang des Gegebenen auf seine unaussprechliche Quelle zurückzudeuten versucht. Dieser Beschränktheit unserer Erkenntniß schließt sich die zweite der oben unterschiedenen Ansichten, der Realismus, besser an, ohne auf die vorhin angeregten Zweifel im Grunde eine andere und mehr zufriedenstellende Antwort zu wissen. Die Vorherbestimmung des Weltlaufs gibt der Realismus auf und läßt die Gesammtgestalt eines Weltaugenblicks nur das unabwendliche Erzeugniß der nach allgemeinen Gesetzen wirksamen Kräfte der Vergangenheit sein. In einem Punkte denken wir uns die gewöhnliche Meinung dieser Ansicht jedoch bereits berichtigt: sie pflegt von der Annahme einer unbestimmten Vielheit von gegenseitig unabhängigen Elementen auszugehen, die nur durch die Kraft der Gesetze selbst in Verbindung gebracht werden: daß dies unmöglich ist und dieser Pluralismus durch einen Monismus ersetzt werden muß, wiederhole ich nicht: nicht so, von der Natur der Sachen, sondern von der Natur der Sache, müssen wir auch in dieser Ansicht den Verlauf der Dinge ableiten. Darauf in der That würde der Unterschied hinauslaufen, daß der Idealismus sein eines Princip als rastlos thätige Idee, der Realismus das seinige als Sache auffaßt, welche die Folgen einer ursprünglichen Spaltung in eine Vielheit gesetzlich verbindender Elemente nur erleidet, die zu dem unverdenklich gegebenen Thatbestande ihrer Natur gehört. Die Art dieser Verbindungen kann uns die Bearbeitung der Erfahrung kennen lehren; und erkannt gestatten sie uns eine Vorberechnung des Künftigen, welche die Bedürfnisse unsers thätigen Lebens befriedigt: ein Verständniß der Welt erlangen wir auf diesem Wege nicht. Die allgemeinen Gesetze, nach denen die Wechselwirkungen der Dinge erfolgen, zunächst besondere für jeden Kreis der Begebenheiten, erscheinen als unverdenkliche Schranken, welche die Wirklichkeit sich selbst gezogen hat und innerhalb deren sie nun gezwungen ist, die Vielheit ihrer Hervorbringungen zu halten; der überwältigende Eindruck aber, den die Unverbrüchlichkeit dieser Schranken macht, wird durch keinen begreiflichen Werth ihres Inhalts gerechtfertigt. So würden sie nur Den befriedigen, der mit der bloßen Anerkennung einer unbedingten Thatsächlichkeit sich begnügen könnte, aber innerhalb der realistischen Anschauungen selbst macht sich die unaufhebliche Zuversicht des Geistes

gelten, daß die Welt nicht blos ſei, ſondern daß auch etwas mit ihr gemeint ſei; es gilt überall für einen der ſchönſten Fortſchritte, wenn es gelingt, den thatſächlich gültig befundenen Geſetzen einen Ausdruck zu geben, der auch die Vernunft in ihnen, die ratio legis, zu unmittelbarer Anſchauung bringt. Auch dagegen kann ſich die realiſtiſche Forſchung nicht verſchließen, daß die Endformen der Ereigniſſe nicht immer als bloße Erzeugniſſe eines völlig zielloſen Wirkens glaublich ſind: nicht blos die organiſchen Geſtalten, auch das Planetenſyſtem zeigt Formen der Selbſterhaltung im periodiſchen Wechſel, die als eigenthümlich ausgeſuchte Einzelfälle aus einer Unzahl gleichmöglicher oder noch leichter möglicher Ergebniſſe jenes Wirkens erſcheinen; darüber hinaus freilich wird unſere Beobachtung ungewiß, ob ſie dieſe einzelnen Inſeln der Zweckmäßigkeit in einem unbegrenzten Meere des zielloſen Werdens ſchwimmend, oder auch die Geſammtheit der Welt theilhaftig einer ähnlichen Ordnung ihres Wechſels denken ſoll. Eine Erklärung dieſer beſonderen Formen kann der Realismus nur in der Annahme einer Anordnung aller wirkſamen Elemente finden, die unbeſchadet der allgemeinen Geſetze auch eine andere hätte ſein können, nun aber, nachdem ſie einmal keine andere iſt, nach dieſen Geſetzen mit Nothwendigkeit zu ſolchen Zielen führt; er beruft ſich alſo ſeinerſeits auf das thatſächliche Ineinandergreifen zweier von einander unabhängigen Principien, die er nicht zu vereinigen weiß: der allgemeinen Geſetze und der gegebenen beſonderen Anordnung ihrer Angriffspunkte. Hierin iſt mithin der Realismus dem Idealismus nicht überlegen; gleichwohl werden nur in ſeinem Sinne geführte Unterſuchungen auch die Wünſche des letztern befriedigen; ſie werden den vollen Sinn der Idee gewiß nie enthüllen, aber die erkannten thatſächlichen Verhältniſſe können allein unſere Gedanken nach dieſem Mittelpunkte der Welt wenigſtens convergiren machen.

94. Vielfachen Umwandlungen, bis jetzt ohne Entſcheidung, iſt unſer Begriff vom Dinge ausgeſetzt geweſen; es war zuletzt zweifelhaft geworden, ob die Vereinigung von Einheit des Weſens und und Vielheit ſogenannter Zuſtände überhaupt etwas bedeutet und nicht eine leere Zuſammenſtellung von Worten iſt. Dem, was hierüber jetzt zum Abſchluß zu ſagen iſt, nähern wir uns auf einem Umweg.

Das Mißtrauen, das wir eben äußerten, greift weiter: alle die Ueberlegungen, die wir zuletzt anstellten, und die unbefangen über das innerste Wesen des Wirklichen und das was ihm möglich oder unmöglich ist, nach Grundsätzen urtheilten, die unserm Denken unvermeidlich sind, woher wußten sie, daß die Natur der Dinge unserer subjectiven Denknothwendigkeit entsprechen müsse? können sie mehr sein als eine menschliche Ansicht, vielleicht völlig unähnlich Dem, was sie abzubilden glauben? Diesem allgemeinen Zweifel antworten wir mit einem ebenso allgemeinen Zugeständniß, das einer übermüthigen Ueberschätzung philosophischer Unternehmungen gegenüber auszusprechen dienlich sein kann. Allerdings gilt uns Philosophie von allem Anfang an nur für eine innerliche Bewegung des menschlichen Geistes, in dessen Geschichte sie allein auch die ihrige hat; für eine Bestrebung, innerhalb der vorausgesetzten uns selbst eben unbekannten Schranken, welche uns unser irdisches Dasein zieht, eine in sich zusammenstimmende Ansicht der Welt zu gewinnen, die uns über die Noth des Lebens hinweghilft und uns werthvolle Ziele in ihm zu stellen und zu erreichen lehrt; eine absolute Wahrheit, welche den Erzengeln im Himmel imponiren müßte, ist nicht der Zweck, dessen Verfehlung unsere Bemühungen völlig werthlos machte. Jene allgemein menschliche Subjectivität aller unserer Erkenntniß geben wir daher um so einfacher zu, je deutlicher wir außerdem einsehen, daß sie unvermeidlich ist, und daß wir zwar auf alle Erkenntniß verzichten, aber an die Stelle der bezweifelten keine andere setzen können, die demselben Vorwurfe nicht ausgesetzt wäre. Denn in welchem Geiste auch immer sich etwas vorfinden mag, was wir unter den Begriff eines Erkennens bringen können, immer wird es sich von selbst verstehen, daß er die Gegenstände seines Erkennens nie so zu Gesicht bekommen kann, wie sie aussehen, wenn er sie nicht sieht, sondern immer nur so, wie sie aussehen, wenn er sie sieht, und für ihn, den Sehenden. Es ist völlig überflüssig, diese einfache Wahrheit noch einleuchtender durch eine Musterung aller einzelnen Stufen unserer Erkenntniß und durch den einförmig daran geknüpften Nachweis zu machen, daß wir überall innerhalb der Schranken unserer Subjectivität bleiben und jede anerkennende oder berichtigende Beurtheilung, welche wir auf einer höheren von jenen Stufen über eine der niederen

fällen, eben auch nur eine Denknothwendigkeit für uns iſt; höchſtens verlohnt es ſich der Mühe hinzuzufügen, daß, freilich ebenfalls wieder nach unſerer Meinung, dieſes Schickſal eben nicht ein beſonderer Nachtheil des menſchlichen Geiſtes iſt, ſondern ſich in jedem Weſen wiederholen muß, welches ſich in einem Verhältniſſe zu etwas außer ihm befindet. Eben deswegen aber kann dieſer allgemeine Charakter der Subjectivität aller Erkenntniß gar Nichts über ihre Wahrheit oder Unwahrheit entſcheiden; dem einen Beſtandtheile derſelben zu trauen, den andern für irrig zu halten, können wir blos durch die Ueberlegung Deſſen, was beide behaupten, berechtigt werden; wir müſſen zurückweiſen und umändern alle die anfänglich gebildeten Meinungen, die im ganzen Zuſammenhange unſerer Gedanken nicht ohne Widerſpruch beſtehen, aber ohne Widerſpruch durch andere erſetzt werden können; was aber die letzten Grundſätze betrifft, denen wir auch in dieſer Kritik unſerer Gedanken folgen, ſo bleibt uns in Bezug auf ſie allerdings nur ein Zutrauen der Vernunft zu ſich ſelbſt, oder die Gewißheit des Glaubens übrig, daß überhaupt Sinn in der Welt iſt, und daß die Natur der Wirklichkeit, die auch uns ſelbſt in ſich einſchließt, unſerem Geiſte nur Denknothwendigkeiten gegeben habe, die mit ihr übereinſtimmen.

95. In der letzten Form eines Zweifels, nicht an der allgemeinen Wahrheitsfähigkeit unſerer Erkenntniß, ſondern an der Wahrheit einer beſtimmten obgleich ſehr umfänglichen Ausſage derſelben, erneuert ſich dieſes Bedenken in Bezug auf die ganze Welt der Dinge, die wir bisher der gewöhnlichen Meinung folgend vorausſetzten. Nach der vortrefflichen Darſtellung, welche Fichte in ſeiner Beſtimmung des Menſchen uns hierüber gegeben hat, unterlaſſe ich es, noch einmal zu wiederholen, wie Alles, was uns über das Daſein einer Welt außer uns unterrichtet, zuletzt nur in Affectionen unſers eignen Ich beſteht, oder vorurtheilsloſer geſprochen, in Bildern, die vor unſerm Bewußtſein ſchweben und aus deren mannigfaltigen Abwechſelungen und Verbindungen die Vorſtellung eines außer uns Vorhandenen, einer Welt der Dinge, immer als unſere Vorſtellung, entſteht. Nun hat man ein Recht zu überlegen, welche Geltung dieſer Vorſtellung, wie auch der nähere Hergang ihrer Entſtehung geweſen ſein mag, im Ganzen unſerer Gedanken zugetraut

werden darf; aber es wäre doch ein einfacher Fehlschluß gewesen, blos um der Subjectivität aller Elemente willen, aus denen sie entsprungen ist, ihre Wahrheit zu leugnen und die Außenwelt nur für ein Erzeugniß unserer Einbildungskraft auszugeben. Denn eben so mußte es sich ja immer verhalten, mochten Dinge außer uns da sein oder nicht; unser Wissen um sie im ersten, unser einbildisches Vorstellen im anderen Falle, beide konnten nur in Zuständen oder Thätigkeiten unsers eignen Wesens bestehen, in Eindrücken, wie wir sagen, auf unsere Natur, wenn Dinge waren, niemals aber in Etwas, was nicht unser subjectives Eigenthum gewesen wäre. Man weiß, daß Fichte die erste geschmacklose Folgerung nicht zog, die allerdings in der Consequenz dieses Irrthums gelegen hatte, die Folgerung nämlich, daß das einzelne so philosophirende Subject sich selbst als die einzige Realität ansehen müßte, die in ihrem Innern allein den Schein einer Mitwelt erzeugte. In Bezug auf die Geister folgte er der Ueberzeugung, die ich eben angab: wissen kann Jeder auch von dem Dasein anderer Geister nur durch ähnliche subjective Erregungen, wie diejenigen, die ihn zum Glauben an Dinge verleiten; aber eben weil dies so sein muß, auch wenn Geister sind, so entschied diese Thatsache Nichts gegen ihr Dasein. Gab daher Fichte die Existenz der Geisterwelt zu, während er unerbittlich die einer Dingwelt leugnete, so konnte der Grund seiner Entscheidung nur darin liegen, daß er die Begriffe beider lediglich ihrem Inhalte nach beurtheilte und den des Geistes nicht nur zulässig sondern unentbehrlich im Ganzen seiner Weltansicht fand, den des Dinges dagegen ebenso unzulässig als entbehrlich. Bei dieser Ueberzeugung ist er geblieben: gar kein Auge mehr zu haben für bloße Dinge, erschien ihm als die nothwendige Forderung an jede wahre Philosophie.

96. Diese kurze historische Erinnerung verknüpfe ich mit den Schwierigkeiten, die uns früher übrig blieben. Unveränderlich konnte Das nicht sein, was wir als Ding a betrachteten; nicht einmal durch abwechselnde Beharrungen verschiedener Qualitäten ließ es sich bestimmen; stetig werdend mußten wir es denken, entweder in eine Reihe $a^1\ a^2\ a^3 \ldots$ sich entwickelnd oder in die andere $a\ a\ a \ldots$, durch stete Neuerzeugung sich selbst erhaltend; jede dieser augenblicklichen Phasen aber mußte sich selbst gleich sein, $a^1 = a^1$ aber verschieden

von jeder andern; selbst die gleichen Glieder der letzteren Reihe waren zwar gleich, aber sie waren nicht dieselben. Dennoch behaupteten wir, daß in diesem Wechsel die Einheit eines Dinges sich erhalte; wir mußten dies behaupten, um die Aufeinanderfolge der einzelnen Formen zu begreifen, die nicht aus Nichts, sondern nur aus einander entstehen konnten; aber wir waren nicht im Stande Das anzugeben, was in diesem Werden mit sich identisch bliebe. Wir behalfen uns mit dem Namen der Zustände, den wir den wechselnden Formen gaben, aber wir überzeugten uns, daß wir damit unser Verlangen nur ausdrücken, ohne es zu befriedigen; eine unmittelbare Anschauung schien uns nöthig, die uns dieses Verhalten eines Wesens zu seinen Zuständen als wirklich vorhanden aufwiese und dadurch uns von der Möglichkeit seines Bestehens überführte. Damals hegten wir vielleicht die Hoffnung, es könne uns nicht fehlen, im Falle des Bedürfnisses solcher Beispiele sehr viele aufzuführen; jetzt, indem wir uns zu dieser Frage zurückwenden, finden wir doch nur eins, von dessen besonderer Natur die Möglichkeit jenes Verhältnisses unabtrennbar scheint: eben das geistige Wesen, das die wunderbare Leistung ausführt, Empfindungen, Vorstellungen, Gefühle nicht blos von sich zu unterscheiden, sondern zugleich sie doch als die *seinigen*, als seine Zustände zu wissen, und das in der zusammenfassenden Erinnerung die Reihe der aufeinanderfolgenden durch seine eigene Einheit verknüpft. Ich würde mißverstanden werden, wenn man dies dahin deutete, der Geist verstehe es, sich und sein inneres Leben unter das Verhältniß eines Wesens zu seinen Zuständen unterzuordnen oder sich als enthalten in dieser Unterordnung zu erkennen; vielmehr daß es dieses Verhältniß gibt, erfährt er eben in dem Augenblicke, in welchem er sein eignes Thun erlebt, und nur seine spätere Reflexion auf sich erzeugt dann auch für sein Denken den allgemeinen Begriff dieses Verhältnisses, in welchem er ganz allein steht ohne ein anderes ihm selbst gleichartiges Beispiel zu finden. Nur in der Empfindung, die den empfundenen Inhalt zugleich als etwas für sich von uns abstoßt und ihn zugleich als den unseren offenbart, wird uns klar, was damit gemeint ist, daß wir irgend ein a als *Zustand* eines Wesens A fassen; nur dadurch, daß unsere beziehende Aufmerksamkeit Vergangenes und Gegenwärtiges in der Erinnerung zusammenfaßt,

zugleich aber die Vorstellung des beständigen Ich entsteht, dem sie beide angehören, wird uns klar, was es heißt und daß es möglich ist, Ein Wesen im Wechsel vieler Zustände zu sein; dadurch also, daß wir uns als solche Einheiten erscheinen können, sind wir Einheiten. Und so wäre die nächste Folgerung, zu der wir gedrängt werden, diese: wenn es Dinge geben soll mit den Eigenschaften, die wir von ihnen verlangten, so müssen sie *mehr* als Dinge sein; nur durch Theilnahme an diesem Charakter der geistigen Natur können sie jene allgemeinen Forderungen der Dingheit erfüllen; sie können unterschieden von ihren Zuständen nur sein, wenn sie sich selbst von ihnen unterscheiden und Einheiten nur, wenn sie sich selbst als solche der Vielheit ihrer Zustände gegenübersetzen.

97. Beseelung der Dinge ist zu allen Zeiten Lieblingsmeinung Vieler gewesen und ausschweifend ausgemalt worden. Der Grund, welcher uns hier auf sie führt, läßt uns indessen Nichts verlangen, als daß den Dingen in irgend einer Form jenes *Fürsichsein* zukomme, das alles geistige Leben von dem scheidet, was nur Gegenstand für Anderes ist: die Fähigkeit, Lust oder Unlust zu empfinden, würde ohne jede höhere Ausbildung geistiger Thätigkeit hinreichen, diese Forderung zu erfüllen. Um so weniger ist zu erwarten, daß dies psychische Leben der Dinge jemals sich unserer Beobachtung mit der Klarheit einer Thatsache aufdrängen werde, seine Annahme wird immer als eine Phantasie erscheinen, der man auf die Entscheidung besonderer Fragen keinen Einfluß gestatten, sondern nur da nachhängen dürfe, wo es sich um die praktisch wirkungslose Fassung allgemeinster Ansichten handelt. Es ist daher natürlich, zu fragen, ob es denn nothwendig ist, überhaupt die Vorstellung einer Existenz von Dingen beizubehalten, die uns in die Nothwendigkeit dieser Annahme versetzte. Zwei Punkte würden wir für unaufhebbar halten: das Dasein geistiger Wesen, die uns gleichen und die, indem sie ihre Zustände fühlen und sich ihnen als die empfindende Einheit entgegensetzen, eben dadurch dem Begriffe eines Wesens genügen; dann die Einheit des wahrhaft Seienden, das auch für diese Wesen Grund ihres Daseins, Quelle ihrer eigenthümlichen Natur und die eigentliche in ihnen thätige Wirksamkeit ist. Aber warum sollte nun noch außerdem eine Welt von Dingen bestehen, die von sich Nichts hätten,

ſondern nur als ein Syſtem von Gelegenheiten oder Mitteln dienten, um in den geiſtigen Weſen Vorſtellungen zu erzeugen, die dieſen ihren erzeugenden Urſachen zuletzt doch nicht glichen? Könnte nicht mit Umgehung dieſes Umwegs die ſchöpferiſche Kraft unmittelbar in den Geiſtern die Erſcheinungen hervorbringen, auf die es abgeſehen war, das Bild der Welt, das geſehen werden ſollte, ohne eine Welt ſelbſt, die doch ſo wie ſie wäre, nie geſehen werden könnte? Und warum ſollte dieſe Kraft, in allen Geiſtern eine und dieſelbe, nicht in der That mit ſolcher Correſpondenz ihrer einzelnen Thätigkeiten in ihnen wirkſam ſein, daß nicht allen Geiſtern daſſelbe, ſondern verſchiedenen verſchiedene Weltbilder vorſchwebten, aber ſo zuſammenpaſſend, daß alle ſich an verſchiedenen Stellen derſelben Welt zu befinden glaubten und in ihr ſich zu übereinſtimmendem Handeln begegnen könnten? Die Wirkungen endlich, welche die Dinge untereinander austauſchen, und die unſerer gewöhnlichen Meinung am meiſten ihr ſelbſtändiges Daſein zu beweiſen ſcheinen, warum ſollten ſie nicht erſetzbar ſein durch eine Wechſelbedingtheit unzähliger Actionen, die ſich im Innern des einen wahrhaft Seienden durchkreuzen und einander abändern? ſo daß die Aenderungen, die unſer Weltbild erfährt, in jedem Augenblicke unmittelbar von dem Zuſammenſtoß dieſer Thätigkeiten herrührten, der auch in uns wirkſam wird, und nicht von dem Vorhandenſein vieler ſelbſtändiger Ausgangspunkte des Wirkens, welche dieſe Aenderungen außerhalb unſer zu Stande gebracht hätten? In der That, wenn es ſich blos um die Begreiflichkeit der Welt handelte, ſo wie ſie als Erſcheinung uns gegeben iſt, ſo könnte der Begriff eines wirkſamen realen Atoms, das uns ja doch nur als Vereinigungspunkt von ihm ausgehender Kräfte und Widerſtände gilt, in beſtimmten Beziehungen ſtehend zu andern ſeines Gleichen und nur nach feſten Geſetzen durch deren Einwirkung veränderlich: überall könnte dieſer Begriff des Atoms durch den einer elementaren Action des einen Seienden erſetzt werden, die ebenſo in beſtimmten Relationen zu anderen ihres Gleichen ſtände, und durch ſie nicht minder geſetzlich umgewandelt würde. Nichts würde die Annahme re[illegible]er Dinge voraus haben, als die Leichtigkeit des Ausdrucks; auch dieſe könnten wir uns ſichern, indem wir für den beizubehaltenden Namen der Dinge einfach dieſe Definition feſtſetzten, daß ſie zwar im Laufe

unſerer Unterſuchungen für ſecundäre feſte Punkte gelten können, aber im Sinne der Metaphyſik doch nicht Weſen ſind, ſondern elementare Actionen des einen Weltgrundes, unter einander nach denſelben Geſetzen der Wechſelwirkung verbunden, die wir gewöhnlich für die ſelbſtändig geachteten Dinge gelten laſſen.

98. Es hat wenig Werth für den Fortgang unſerer ſpäteren Unterſuchungen, eine Entſcheidung zwiſchen den beiden Anſichten zu treffen, die wir geſchildert haben; aber eine dritte bedarf noch der Erwähnung, welche die Nothwendigkeit dieſer Alternative leugnet und die gewöhnliche Vorſtellung eines ſelbſtloſen Dinges glaubt rechtfertigen zu können. Als wir es aufgaben, die Conſtruction eines Weſens zu Stande zu bringen, welches im Wechſel ſeiner Zuſtände Eines bliebe, da ſei uns die Erfahrung vom geiſtigen Leben zu Hülfe gekommen und habe uns durch eine unerwartete wirkliche Löſung der Aufgabe von ihrer Lösbarkeit überzeugt; was berechtige uns nun, dieſe Löſung für die einzige zu halten? warum könnte es nicht auch eine andere geben, die nur für uns unanſchaulich bliebe, weil wir ſie nicht als unſere eigne Weiſe des Daſeins erführen? So könnte ja das Ding eben ein Weſen ſeiner beſonderen Art ſein, für uns nur definirt durch die Leiſtungen, die es vollbringt, aber in der Ausführung derſelben nicht zu der Aehnlichkeit mit dem Geiſte verpflichtet, die wir ihm nur mit dem Leichtſinn anthropomorphiſtiſcher Anſchauungsweiſe aufdrängen. Dieſer Einwendung würde ich mich nicht anſchließen können. So lange wir uns vorgenommen haben, diejenige Weltanſicht auszubilden, die uns nothwendig iſt, ſo laſſen wir zur Ausfüllung der Lücken unſerer Erkenntniß eine Berufung zwar auf das Unbekannte zu, nach welchem hin unſere Gedanken convergiren, ohne es erreichen zu können, aber nicht auf Solches, deſſen Annahme grundlos den uns unvermeidlichen Folgerungen widerſtreitet. Es ſcheint mir, daß zu dieſen Verſuchen die Beſtrebung gehört, die ich anführte. Denn zuerſt iſt nicht erſichtlich, warum gegen die begründeten Einreden der Begriff des Dinges ſelbſt um den Preis gerettet werden müßte, zuletzt doch nur auf eine ganz unbekannte Möglichkeit ſeiner Gültigkeit hinweiſen zu können; anderſeits räumen wir zwar gern ein, daß ein Wirkliches ſeine eigne Art haben könne und nicht nach dem Muſter einer fremden zu behandeln ſei; aber wo

dieſe Eigenart gelten gemacht wird, müſſen auch die hinzugefügten Prädicate ihr entſprechen. Welche Art des Seins könnten wir nun folgerecht von Demjenigen behaupten, aus welchem wir die allgemeinen Charaktere der Beſeelung, jede thätige Beziehung auf ſich ſelbſt und Unterſcheidung von Anderem ausdrücklich ausgeſchloſſen hätten? das kein Bewußtſein ſeiner eigenen Natur und ſeines Daſeins hätte, ſeine Zuſtände nicht fühlte, in keiner Weiſe ſich ſelbſt als ein Selbſt beſäße? deſſen ganze Leiſtung darin beſtände, als Zwiſchenglied Wirkungen, von denen es ſelbſt Nichts litte, auf andere ſeines Gleichen zu übertragen, die eben ſo wenig durch dieſelben afficirt würden, bis zuletzt durch deren Fortpflanzung auf beſeelte Weſen erſt in dieſen ein zuſammenfaſſendes Bild aller dieſer Thatſachen entſtände? Wenn wir behaupten, daß ein Solches eben nicht ſei, meinen wir nicht eine Folgerung auszuſprechen, die ſich mit noch nachzuweiſender Berechtigung an ſeine Vorſtellung knüpfte, ſondern finden in dieſer Beſchreibung unmittelbar die Definition eines bloßen Wirkens, welches geſchieht und ein Seiendes vorausſetzt, von dem es ausgeht, ein anderes, in dem es endet, nicht aber ein Drittes außer beiden iſt. Daß unſere Phantaſie nichtsdeſtoweniger an der Vorſtellung ſelbſtändiger und blindwirkender Einzeldinge feſthalten wird, beſtreiten wir nicht und verſuchen nicht es zu ändern; aber das Beſtreben, in dieſer Ausdrucksweiſe metaphyſiſche Wahrheit zu ſehen, können wir nicht theilen. Es reicht nicht hin, dieſen Dingen ein Sein außer ihrer Immanenz in dem einen Wirklichen ſchenken zu wollen, wenn man nicht in ihrer Natur ſelbſt Das nachweiſen kann, was dieſem bildlich geſprochenen Außer eine reelle Bedeutung zu geben vermag. Ueber den Grund und die Vergeblichkeit dieſer Bemühungen ſchließe ich mit der Wiederholung einiger Bemerkungen, die ich früher (Mikrokosmus III, 530) ausführlicher gemacht habe. Für ſelbſtloſe bewußtloſe Dinge gewinnt man nicht das Mindeſte, wenn man ihnen ein Sein außer dem einen Wirklichen zuſchreibt; alle die Feſtigkeit und Wirkſamkeit, welche ſie als bedingende und bewegende Kräfte in den Veränderungen des uns ſichtbaren Weltlaufs bewähren, beſitzen ſie, als bloße Thätigkeiten des Unendlichen gedacht, ganz in derſelben Strenge und Fülle; ja vielmehr eben nur durch ihre gemeinſame Immanenz in dem Unendlichen haben ſie, wie

wir geſehen, dieſe Fähigkeit des gegenſeitigen Einfluſſes, die ihnen als iſolirten von jenem ſubſtantiellen Grunde abgelöſten Weſen nicht zukommen würde. Für das alſo, was die Dinge für einander und im Zuſammenhang unter einander ſein und leiſten ſollen, gewinnen wir durch Aufhebung ihrer Immanenz nichts; aber wahr iſt es, daß die Dinge, ſo lange ſie nur Zuſtände des Unendlichen ſind, nichts für ſich ſelbſt ſind; für ſie ſelbſt ſoll etwas dadurch gewonnen werden, daß wir auf ihr Sein außer dem Unendlichen dringen. Aber dieſe echte wahre Realität, für ſich etwas zu ſein oder überhaupt für ſich zu ſein, erlangen die Dinge nicht durch ein Heraustreten aus dem einen Unendlichen, als wäre dieſe Transſcendenz, deren eigentlichen Sinn dann anzugeben unmöglich wäre, die vorangehende Bedingung, an welcher das erſehnte Fürſichſein als Folge hinge; ſondern: indem Etwas für ſich iſt, ſich auf ſich ſelbſt bezieht, ſich von Anderem unterſcheidet, löſt es ſich eben hierdurch, durch dieſes ſein Thun, von dem Unendlichen ab, erwirbt nicht hierdurch, ſondern beſitzt hierin in der einzigen denkbaren Weiſe jene Selbſtändigkeit eines wahrhaften Seins, die wir mit einem ſehr unpaſſenden räumlichen Bilde aus dem unmöglichen Acte einer Transſcendenz entſpringen laſſen. Nicht dieſe einander entgegengeſtellten Relationen eines Seins in dem Unendlichen und eines Seins außer ihm ſind das für ſich Verſtändliche, dem gemäß Selbſtändigkeit des Seins dem einen Weſen zukäme, dem andern verſagt bliebe, ſondern die Natur und Leiſtungsfähigkeit der Weſen iſt es, was auf ſie den einen oder den andern jener bildlichen Ausdrücke anwendbar macht. Was im Stande iſt, ſich als ein Selbſt zu fühlen und gelten zu machen, Das verdient, als abgelöſt von dem allgemeinen alleſumfaſſenden Grunde und als ſeiend außer ihm bezeichnet zu werden; was dies nicht vermag, wird immer in ihm immanent beſchloſſen ſein, wie ſehr wir auch aus irgend welchen Gründen geneigt ſein möchten, es ihm geſondert entgegenzuſetzen.

Zweites Buch.

Von dem Laufe der Natur.

(Kosmologie.)

Erſtes Kapitel.

Von der Subjectivität der Raumanſchauung.

Es iſt unmöglich geweſen, im Laufe der ontologiſchen Erörterungen jede Erinnerung an die Formen des Raums und der Zeit zu vermeiden, innerhalb deren allein die Vielheit der endlichen Dinge und der Wechſel ihrer Zuſtände Gegenſtand unſerer anſchaulichen Erkenntniß iſt. Da unſere Betrachtung nicht von den erſten Anläſſen aller Unterſuchung ausging, ſondern die durch geſchichtliche Arbeit bereits gefundenen allgemeinen Geſichtspunkte vorausſetzte, durfte ſie die abſtracten ontologiſchen Begriffe abgeſondert von dieſen Bedingungen der Anſchauung bearbeiten; noch entſtehende Bedenken müſſen Erledigung eben von den kosmologiſchen Ueberlegungen hoffen, zu denen wir jetzt übergehen. Von den bekannten Gegenſtänden derſelben ſcheint die Zeit uns am nächſten zu liegen, nachdem wir den Gedanken eines Seins, das in unbewegter Poſition beſtände, durch den des unabläſſigen Werdens erſetzt haben; Nebengründe veranlaſſen uns jedoch, zuerſt vom Raume zu ſprechen, der ohnehin ſich mit gleichem Rechte unſerer anderen Forderung unmittelbar anſchließt, in jedem Augenblicke das Wirkliche als verbundene Einheit des Mannigfaltigen zu denken.

99. Indem ich von dem metaphyſiſchen Werthe des Raumes zu ſprechen vorhabe, ſcheide ich für jetzt verſchiedene Fragen völlig aus, die von großem eigenen Intereſſe ſind, aber von keinem für dieſen nächſten Zweck. Wir verlangen jetzt nur zu wiſſen, welche Art der Wirklichkeit wir dem Raume, ſo wie wir ihn vorſtellen müſſen, und welche Beziehung zu ihm wir den wirklichen Dingen zuzuſchreiben haben, die wir in ihm anzutreffen glauben. Eine Ant-

wort hierauf kann durch pſychologiſche Erörterungen über Entſtehung oder Nichtentſtehung unſerer räumlichen Anſchauung weder gegeben noch vorbereitet werden. Wer ſie als aprioriſchen oder angeborenen Beſitz unſers Geiſtes bezeichnete, würde weder etwas Entſcheidendes noch überhaupt mehr als Selbſtverſtändliches ſagen; denn ganz natürlich iſt ſie angeboren in dem Sinne, den wir dieſem Ausdruck geben dürfen (Logik 324), in demſelben, in dem es auch Farben und Töne ſind. So gewiß wir Farben nicht ſehen könnten, wenn nicht in der Natur unſerer Seele die erregbare Fähigkeit zu dieſer Art des Empfindens läge, ſo wenig konnten wir räumliche Bilder vorſtellen ohne gleich urſprüngliche Fähigkeit zu dieſer Weiſe der Verknüpfung des Mannigfachen; aber auch ſo gewiß wir die Farben dennoch nicht ſehen würden, wenn kein von unſerem eigenen Weſen unabhängiger Reiz uns zur Aeußerung jenes angeborenen Vermögens anregte, ſo gewiß würden wir die Raumanſchauung nicht haben, ohne durch Bedingungen, die unſerer Fähigkeit zu ihr fremd ſind, zur Ausübung derſelben veranlaßt worden zu ſein. Wer dagegen unſere Raumvorſtellung als Abſtraction aus Erfahrungen anſähe, würde doch als unmittelbar gegebene Erfahrungen, aus denen er abſtrahiren könnte, nur die Ordnung und den Wechſel ſeiner inneren Empfindungsbilder vor ſich haben; er könnte zeigen, wie aus ihnen, entweder unbegriffen und thatſächlich, oder nach Geſetzen der Vorſtellungsaſſociation, die er zu kennen glaubte, die Anſchauung des Raums, als unſere Anſchauung, ſich allmählich bilde; vielleicht auch, wie der Gedanke einer außer unſerem Bewußtſein gelegenen Dingwelt als der Urſache dieſer räumlichen Erſcheinungen in uns entſtehe. Wir werden dieſe Aufgabe ſpäter ſchwierig genug finden; aber wäre ſie auch vollkommen gelöſt, ſo würde doch die bloße Entwicklungsgeſchichte unſerer Raumvorſtellungen Nichts über ihre Gültigkeit in Bezug auf die vorausgeſetzte Dingwelt noch über die Zuläſſigkeit dieſer Vorausſetzung ſelbſt entſcheiden. Denn die Art, wie eine Vorſtellungsweiſe ſich bildet, kann, wie wir früher bemerkten, ihre Wahrheit und Unwahrheit nur dann beweiſen, wenn eine bereits vorhandene Kenntniß des Gegenſtandes, auf den ſie ſich beziehen ſoll, uns überzeugt, daß ſie auf ihrem Bildungswege ſich ihm nähern oder von ihm abweichen mußte. Für dieſe Anſicht ſowohl als für die vorige, welche für die Apriorität

der Raumanschauung einsteht, kann daher die Frage über die objective Gültigkeit derselben nur darnach beantwortet werden, ob sie so, wie wir sie thatsächlich haben und nicht loswerden können, gleichviel wie sie entstanden sein mag, sich mit unseren Gedanken über eine von unserem Bewußtsein unabhängige Wirklichkeit verträgt, oder ob sie, unmittelbar oder in ihre Consequenzen verfolgt, mit ihnen unvereinbar ist.

100. Bestrebungen der neuesten Zeit nöthigen noch eine Vorbemerkung hinzuzufügen. Wir haben zugegeben, daß unsere Raumvorstellungen durch die Veranlassungen bedingt sind, welche unserer Fähigkeit, sie zu bilden, gegeben werden; es ist denkbar, daß diese Veranlassungen nicht jedem Geiste in gleicher Vollständigkeit zukommen und mithin die Raumanschauung des einen nicht nothwendig Alles umfaßt, was die eines andern einschließt. Aber diese Unbestimmtheit des Gegenstandes unserer Frage ist leicht zu entfernen. Vorstellungsweisen, die einer solchen Verschiedenheit ihrer Ausbildung fähig sind, können in ihren einfachsten Entwicklungsstufen leicht noch mit dem Objecte übereinstimmen, auf das sie bezogen werden, während ihre folgerechte Weiterentwicklung die dort wirkungslos gebliebenen Keime des Widerspruchs hervortreten läßt. Handelt es sich daher um ihre Wahrheit, so kann nur ihre ausgebildetste Gestalt in Betracht kommen, in welcher alle Möglichkeit ihrer weiteren Umbildung aus sich selbst erschöpft und ihre Beziehung auf die Gesammtheit ihres Gegenstandes durchgeführt ist. So leben wir alle zunächst unter dem Eindruck einer endlichen Ausdehnung, die uns mit unbestimmten oder nicht berücksichtigten Grenzen sinnlich anschaulich umgibt; erst späteres Nachdenken findet in dem Character dieser Ausdehnung keinen Beweggrund ihres Aufhörens irgendwo und vollendet ihr Bild bis zur Vorstellung eines unendlichen Raumes; dieser, die unaufhaltbare Consequenz der einmal in Gang gebrachten Weise des Anschauens, bildet Das, über dessen Wahrheit und Gültigkeit die Frage ist. Allein die Zweifel haben weiter gegriffen. Man hält es nicht mehr für gewiß und selbstverständlich, daß die Endvorstellung eines nach allen Richtungen unendlichen und überall gleichartigen Raumes, zu der wir thatsächlich gekommen sind und in welcher uns bisher die Geometrie befestigt hatte, die einzig mögliche und folgerechte Com-

binationsform der Elementaranſchauungen des Nebeneinander iſt: ſei es nun, daß man andere Endformen als denkbar, aber Menſchen nicht möglich betrachtet, ſei es, daß man ſelbſt in uns die Fähigkeit annimmt, durch beſſer geleitete Gewöhnungen unſerer vorſtellenden Thätigkeiten die uns jetzt übliche Anſchauung des Raumes zu verbeſſern. Dieſe letzte Hoffnung dürfen wir bis zu dem Augenblick, wo ſie mit Erfolg gekrönt ſein wird, einfach übergehen; die erſtere, für ſich Gegenſtand eines lebhaften Intereſſes, ſind wir berechtigt, vorläufig unbeachtet zu laſſen; denn von allen jenen anders gearteten Räumen, deren Denkbarkeit dieſe Speculationen nachweiſen zu können glauben, würden dieſelben unſere Entſcheidung bedingenden Eigenſchaften gelten, wie von dem, den wir jetzt allein vorausſetzen, und deſſen Natur die bisherige Geometrie entwickelt hat.

101. Die Art der Wirklichkeit, die wir dem Inhalt einer Vorſtellung zuſchreiben ſollen, muß in Uebereinſtimmung mit dem ſein, wofür dieſer Inhalt ſich ſelbſt ausgibt; wir könnten Dem, was wir als ein Geſchehen meinten, nicht die Wirklichkeit eines unveränderlichen Daſeins, Dem, was wir als Eigenſchaft dächten, nicht die Selbſtändigkeit des Beſtehens beilegen, die nur ihrem Träger zukame. Wir ſuchen daher zuerſt zu beſtimmen, wofür der Raum, ſo wie er vorgeſtellt wird, ſich ſelbſt ausgibt, oder unter welche Kategorie von bereits feſtſtehender und ihm mitzutheilender Art der Wirklichkeit er ſich unterordnen laſſe. In dieſem Verſuche wird man Schwierigkeit finden. Nur das mag als klar und zugeſtanden gelten, daß wir ihn nicht für ein Ding anſehen, ſondern ihn von den Dingen, die in ihm beweglich ſind, unterſcheiden, und daß zwar manche in ihm mögliche Beſtimmung, aber nie er ſelbſt uns als eine Eigenſchaft der Dinge gilt. Aber auch die Definitionen, die man in der That noch verſucht, ſind unhaltbar; der Raum iſt nicht eine Grenze der Dinge, ſondern jede ſolche Grenze iſt ein Gebilde im Raume, der ununterbrochen auch da iſt, wohin wir die Dinge verſetzen; er iſt nicht die Form, nicht die Ordnung, nicht ein Verhältniß der Dinge, ſondern das eigenthümliche Princip, das unzählige verſchiedene Formen Ordnungen und Verhältniſſe der Dinge erſt möglich macht, und als völlig unveränderlicher Hintergrund Nichts von dem Wechſel und dem Uebergange dieſer Beſtimmungen in einander leidet; ſelbſt

wenn wir ihn in anderem Sinne die Form nännten, die gleich dem umfassenden Gefäße die Dinge umschlösse, erklärten wir ihn nur durch sich selbst; denn nur im Raume und durch ihn sind Gefäße möglich, die ihren Inhalt einschließen ohne mit ihm identisch zu sein. Diese mißlingenden Versuche zeigen, daß es keinen bekannten Oberbegriff gibt, unter den wir den Raum unterordnen könnten; er ist etwas seiner eigenen Art und die Frage nach der Art seiner Wirklichkeit kann nur nach den Ansprüchen dieses seines eigenthümlichen Verhaltens entschieden werden.

102. Als Bedingung der Möglichkeit unzähliger Formen Verhältnisse und Ordnungen der Dinge, ohne selbst eine bestimmte von diesen zu sein, könnte der Raum jedem allgemeinen Gattungsbegriffe gleichzusetzen und keine andere Geltung, als ein solcher, zu verdienen scheinen. Auch ein Gattungsbegriff trägt keine der bestimmten Gestalten, die seinen untergeordneten Arten zukommen; aber er enthält die Regel, welche die mannigfaltigen Verbindungen der Merkmale in diesen beherrscht, zwischen verschiedenen Combinationen derselben als möglichen die Wahl läßt, andere als unmögliche ausschließt. Ebenso verhält sich der Raum. Gestaltlos im Vergleich mit jedem Umrisse, der sich in ihm entwerfen läßt, ist er doch nicht ein unwirksamer Hintergrund, der auf sich malen ließe, was es auch sei, sondern er enthält zwischen seinen Punkten unwandelbare Beziehungen, welche über die Möglichkeit jeder in ihm auszuführenden Zeichnung entscheiden. Es ist nicht nöthig, für diese Beziehungen jetzt einen erschöpfenden Ausdruck zu finden: begnügen wir uns, Vieles noch dahinstellend, sie dahin zu bestimmen, daß jeder Punkt sich mit jedem zweiten in gleichartige Verbindung setzen läßt, wie jeder dritte mit jedem vierten, daß diese Verbindung meßbarer Unterschiede ihrer Engigkeit fähig ist und ihr Maß zwischen zwei Punkten durch deren Verhältnisse zu anderen bestimmt wird. Gleichviel, wie gesagt, welchen genaueren Ausdruck man an die Stelle des gegebenen setzen will, mit Rücksicht auf das Enthaltensein einer solchen gesetzgebenden Regel in unserer Anschauung des Raumes könnten wir jede Verknüpfung mannigfacher Elemente, die dieser Regel genug thäte, als untergeordnet unter den Allgemeinbegriff eines Raumes betrachten. Allein wir würden sofort empfinden, daß diese Bezeichnung doch nicht

paſſend wäre; eine räumliche Combination des Vielen würde jene Verknüpfung richtig heißen, aber nicht ein Beiſpiel des Raumes ſo, wie wir jedes Thier, deſſen Bau durch die Geſetze ſeiner Gattung geregelt iſt, als Art oder Beiſpiel derſelben betrachten. Der eigenthümliche Inhalt Deſſen, was wir oben als Geſetz der Räumlichkeit bezeichneten, erzeugt zwiſchen den verſchiedenen Fällen ſeiner Anwendung andere Verhältniſſe, als zwiſchen den Arten natürlicher Gattungsbegriffe ſtattfinden. Jeder der letztern verlangt, daß die von ihm gegebene Regel der Merkmalverknüpfung in jeder ſeiner Arten erfüllt ſei, aber er ſetzt die verſchiedenen, die dies leiſten, in keine gegenſeitige Verbindung. Ihm alſo ſind ſie ſubordinirt; wenn wir ſie aber zugleich als Arten deſſelben einander coordinirt nennen, ſo drückt in der That dieſe Coordination nichts weiter als eben das ihnen allen gleichartige Schickſal jener Subordination aus. Vereinigen wir Vögel Fiſche und andere unter den Allgemeinbegriff des Thieres, ſo erfahren wir nur, daß die gemeinſamen Züge der Organiſation, die dieſer befiehlt, in ihnen allen vorkommen; aber über das gegenſeitige Verhalten und Benehmen dieſer Klaſſen wird uns hierdurch Nichts gelehrt; höchſtens ſuchen wir umgekehrt durch Geſtaltung engerer Gattungsbegriffe diejenigen ſpäter ſyſtematiſch enger zu verbinden, zwiſchen denen wir aus anderweitiger Erfahrung nähere wechſelſeitige Beziehungen vorher kennen gelernt haben. Der Character der Räumlichkeit dagegen, jeden Punkt auf andere beziehend, erlaubt uns nicht, die verſchiedenen einzelnen Gebilde, in denen ſeinen Forderungen genügt wäre, als iſolirte Beiſpiele zu betrachten, ſondern nöthigt uns, ſie unter denſelben Bedingungen mit einander zu verbinden, unter denen in jedem von ihnen Punkte mit Punkten verbunden ſind. Denken wir uns dieſe Forderung erfüllt, ſo weit als durch Hinzufügung neuer Elemente immer von neuem Möglichkeit und Nothwendigkeit ihrer Erfüllung wiederkehrt, ſo entſteht für uns der Raum als das eine Totalbild, das nicht nur mit der Geſetzlichkeit ſeiner Natur in jedem begrenzten Einzelraum vorhanden iſt, ſondern zugleich ſie alle als ſeine Theile, freilich als Ganzes unüberſehbar, einſchließt, ein Integral gleichſam, das wir erhalten, wenn wir die Beziehung, die zwei Punkte verbindet, auf die unendliche Anzahl möglicher Punkte erſtrecken. Nur die unzähligen Menſchen

pflegt unsere Vorstellung, diesem Verhalten ähnlich, nicht blos als Beispiele ihres Allgemeinbegriffs zu betrachten, sondern in das Ganze der Menschheit als Theile zu vereinigen; die besonderen ethischen Gründe, die dies veranlassen, fehlen für die Thiere und wir sind nicht gewohnt, in gleichem Sinne von einer Thierheit zu sprechen.

103. Von diesen Bemerkungen verdanke ich natürlich Kant's Vorgange alles Das, was ich übereinstimmend mit seiner Darstellung in §. 2 der transscendentalen Aesthetik hier geäußert habe; über Das, was ich hier nicht erwähnt, vermeide ich vorläufig Beistimmung oder Abweichung auszudrücken, bis auf zwei Punkte, die im Wege meiner Betrachtung liegen. „Man kann sich," sagt Kant, „niemals eine Vorstellung machen, daß kein Raum sei, ob man sich gleichwohl denken kann, daß keine Gegenstände darin angetroffen werden." Gegen den zweiten Theil dieses Satzes erhebt man überflüssiges Bedenken, wenn man von dem Gedanken des leeren Raumes, den er möglich findet, die Anschaulichkeit einer lebendigen Wahrnehmung oder eines Erinnerungsbildes verlangt, welches alle Nebenbedingungen der Wahrnehmung wiederholte. Dann freilich hätte man Recht, die völlige Leere nicht vorstellbar zu finden, ohne daß wenigstens wir selbst einen Ort in ihr füllten; denn welche Stellung wir auch als Beobachter uns außer ihr, dem Gegenstande unserer Beobachtung, zu geben versuchten, wir würden unvermeidlich auch sie wieder mit der vorgestellten Ausdehnung durch räumliche Beziehungen in Verbindung setzen. Und mit demselben Rechte würden wir behaupten, den Raum nicht ohne Farbe und Temperatur denken zu können; denn wahrnehmbar oder als Erinnerungsbild reproducirbar ist allerdings eine völlig unsichtbare Ausdehnung nicht, die sich nicht wenigstens als Finsterniß dem Auge bemerklich machte und in welcher sich der Beobachtende nicht in irgend einem Zustande seines Hautgefühls mitdächte, den er ebenso wie die Farbe als Eigenschaft auf seine Umgebung überträgt. Aber es handelt sich gar nicht um solche unausführbare Versuche; die zugestandene Beweglichkeit der Dinge reicht allein zum Beweise hin, daß wir die Vorstellung des völlig leeren Raumes als eine für sich mögliche auch dann mitdenken, wenn wir ihn thatsächlich als durch das Reale erfüllt betrachten. Für atomistische Ansichten versteht sich dies am einfachsten; wenn die Atome sich bewegen, wird der Reibe

nach jeder Punkt des Raumes leer oder erfüllt ſein; aber Bewegung hieße Nichts und wäre unmöglich, wenn nicht die verlaſſenen leeren Orte dieſelben gegenſeitigen Lagen und Entfernungen behielten, welche ſie als erfüllte hatten; der leere Geſammtraum wird daher unvermeidlich als der ſelbſtändige Hintergrund gedacht, für den die Erfüllung mit Realem ein veränderliches Schickſal iſt. Wer die dynamiſche Anſicht ſtetiger Raumerfüllung vorzöge, käme zu demſelben Ergebniß. Unterſchiede der Dichtigkeit hießen eben Nichts und wären unmöglich, wenn nicht daſſelbe Volumen durch verſchiedene Mengen des Realen ſtetig ausfüllbar wäre; auch dies ſetzt voraus, daß die Grenzen dieſes Volumens ihre geometriſchen Relationen unabhängig von dem Wirklichen beſitzen und bewahren, dem ſie als Ort dienen; ſie würden fortfahren ſie zu beſitzen, wenn wir die Dichtigkeit unbegrenzt abnehmend ſich der völligen Leere nähern ließen. Gewiß iſt daher, daß wir Gegenſtände im Raume nicht vorſtellen können, ohne ſeine leere Ausdehnung als den vorher vorhandenen Hintergrund zu denken, obgleich kein Erinnerungsbild einer Wahrnehmung deſſelben ohne Erinnerung an die Gegenſtände möglich iſt, die ihn ſinnlich wahrnehmbar machten.

104. Mit dieſer Deutung können wir nun auch den erſten Theil des Kantiſchen Satzes zugeſtehen. Vorſtellen, wie Etwas, das ſich erleben und in der Erinnerung nacherleben ließe, können wir das Nichtſein des Raumes nicht; undenkbar aber iſt es uns nicht unbedingt, ſondern unter der Bedingung, daß eine verbindbare Mannigfaltigkeit des Wirklichen, eine Wirklichkeit überhaupt, gegeben ſein ſoll, und wir als die Vorſtellenden ſie vorſtellen. Dieſe Wirklichkeit iſt uns nun aber gegeben; für die Metaphyſik, die ganz auf dieſer Thatſache ruht und nur ihre innere Geſetzmäßigkeit ſucht, ohne in Betrachtungen über das Unwirkliche abzuſchweifen, reicht es völlig hin, den Raum als allgemeine unveränderliche und immer vorhandene Umfaſſung der Dinge ebenſo für gegeben anzuſehen, wie ſie die Dinge und ihre Eigenſchaften als veränderlich und wechſelnd gegeben denkt. In dieſem Sinne verbinde ich Kant's erwähnten Satz mit ſeiner anderen Aeußerung: der Raum werde als eine unendliche gegebene Größe vorgeſtellt. Auch gegen ſie iſt eingewandt worden, eine unendliche Größe könne nicht gegeben vorgeſtellt werden; aber Niemand

wußte dies beſſer als Kant. Billige Auslegung kann in ſeinem Ausdruck nur die Meinung finden: vor allem ſei der Raum gegeben und gleiche nicht einem Allgemeinen, von dem noch fraglich bleibe, ob es irgendwo Anwendung finde; gegeben ſei ferner in jeder wirklichen begrenzten Wahrnehmung der Raum als eine Größe, deren Natur verlange und geſtatte, ſie als gleichartig über jede Grenze hinaus ins Unendliche zu verfolgen. Gegeben iſt daher die Unendlichkeit des Raumes allerdings; denn es gibt keine Grenze, über welche hinaus der weitere Fortſchritt zwar noch denkbar, aber nicht mehr in derſelben Weiſe wirklich wäre, wie Das, worüber man hinausgegangen iſt; jeder Zuwachs der Ausdehnung, den man fortſchreitend vorſtellt, muß als ebenſo gegeben, wie das frühere Maß derſelben, dieſem hinzugefügt werden. Endlich: alle dieſe Bemerkungen wiederholen und ſchildern eigentlich blos den Eindruck, unter dem wir im täglichen Leben alle ſtehen; ſobald wir unſere Sinne öffnen, ſcheint Nichts uns gewiſſer, als daß der Raum ſich um uns als eine Wirklichkeit dehnt, in deren Fernen zwar ſich das Wirkliche ins Unabſehbare verlieren, aus der es aber nie entſchlüpfen kann; während daher jede einzelne Sinneswahrnehmung leicht als blos ſubjective Erregung in uns verdächtigt wird, hat der Zweifel an der Objectivität des Raumes der gewöhnlichen Auffaſſung immer eine unbegreifliche Paradoxie der Speculation geſchienen.

105. Die Beweggründe zu einer ſo auffallenden Umgeſtaltung der gewöhnlichen Anſicht lagen für Kant nicht in der Natur des Raumes ſelbſt, ſondern in Widerſprüchen, in welche ſein vorausgeſetztes Verhalten zu dem Wirklichen zu führen ſchien. Die Bemühung der transſcendentalen Aeſthetik, unſere Anſchauung des Raumes als aprioriſches Eigenthum des Geiſtes zu erweiſen, ſtreitet an ſich gegen die gewöhnliche Meinung nicht; eben wenn ein einziger Raum ſich um uns ausdehnt und uns und alle Dinge in ſich enthält, eben dann können die vielen Anſchauungen von ihm, die in den vielen denkenden Weſen vorhanden ſind, natürlich nicht er ſelbſt, ſondern nur dieſer Weſen ſubjective Vorſtellungen von ihm ſein; mögen ſie uns nun urſprünglich angehören oder durch äußere Einwirkungen in uns entſtehen, Nichts hindert vorerſt, daß ſie als Erkenntnißbilder dem wirklich vorhandenen Raume gleichen. Erſt die

Antinomien, in welche wir uns verwickeln, wenn wir mit dieſer Vorausſetzung eines wirklichen Raumes unſere Vorſtellungen vom Ganzen der Welt oder von ihren letzten Beſtandtheilen zu vereinigen ſuchen, entſchieden bei Kant für die Annahme, die Anſchauung des Raumes ſei nur eine ſubjective Form der Auffaſſung, mit welcher die Natur des vorauszuſetzenden Realen Nichts gemein habe. Mit dieſer indirecten Begründung ſeiner Lehre kann ich nicht übereinſtimmen, weil durch die blos phänomenale Natur des Raumes eigentlich keine der Verlegenheiten beſeitigt wird, um deren willen Kant ſie glaubte behaupten zu müſſen. Es iſt ganz unzuläſſig, ſo wie namentlich die populären Darſtellungen aus ſeiner Schule förmlich in dieſem Gedanken ſchwelgten, die Dinge an ſich als völlig fremdartig den Formen zu faſſen, in denen ſie uns doch erſcheinen ſollen; für die beſtimmten Orte Geſtalten und Bewegungen welche wir die Erſcheinungen im Raume einnehmen behaupten oder ausführen ſehen, ohne ſie nach unſerem Gefallen ändern zu können, muß es Beſtimmungsgründe in dem Reiche der Dinge an ſich geben; ſind die Dinge nicht ſelbſt räumlicher Geſtalt und nicht in Raumbeziehungen zu einander befaßt, ſo müſſen ſie in irgend einem Netze anderer veränderlicher intelligibler Beziehungen zu einander ſtehen, deren jeder dann, wenn ſie von uns in die Sprache räumlicher Vorſtellungen überſetzt werden, eine beſtimmte räumliche Beziehung mit Ausſchluß jeder andern entſpricht. Wie wir die uns angeborene und folglich immer ſich ſelbſt gleiche Anſchauung des Raumes, die wir, wie man ſagt, zu den Erfahrungen mit hinzubringen, ſo anzuwenden im Stande ſind, daß die einzelnen ſcheinbaren Dinge ihre beſtimmten Plätze in ihr finden, dieſe ganze Frage iſt von Kant nicht beantwortet worden; die Folgen hiervon drücken, wie ich mit Wenigem zu zeigen der Mühe für werth halte, auch ſeine Entſcheidung über die räumliche Antinomie.

108. Die reale Welt ſoll nicht unendlich im Raume ſein können, weil Unendlichkeit nur als unbegrenzte Succeſſion aber nicht gleichzeitig gedacht werden könne. In wiefern ſind wir nun gebeſſert dadurch, daß wir alle Ausdehnung von dem Realen leugnen, aber gleichwohl mit Kant zugeſtehen müſſen, daß ſie in aller unſerer Erfahrung die ſtets gültige Form der Erſcheinung deſſelben bleibe?

Ich kann mich nicht überzeugen, daß dieſe ſogenannte empiriſche Realität des Raumes ſich mit den Gründen vertrüge, um deren willen ſeine transſcendentale Gültigkeit für die Welt der Dinge an ſich abgelehnt wird. Gehen wir in dieſer Welt der Erfahrung gradlinig fort, ſo werden wir zugeſtandenermaßen ein Ende dieſer graden Linie niemals finden; aber wie denken wir uns, daß es während des unendlichen Fortſchrittes in ihr ſich mit unſern Wahrnehmungen verhalten werde? Wird es immer etwas wahrzunehmen geben, wie weit wir auch fortgehen? von irgend einem Punkte an immer Dasſelbe oder immer Verſchiedenes? In beiden Fällen muß es genau ſo viele unterſcheidbare Elemente der Welt an ſich geben, als es räumlich verſchiedene Punkte dieſer Wahrnehmungswelt gibt; denn Alles, was an verſchiedenen Orten erſcheint, Gleiches oder Ungleiches, muß eben um ſo erſcheinen zu können, irgendwie verſchieden ſein, mithin wenigſtens in einer Anzahl gleicher Elemente beſtehen, die der Anzahl der unterſcheidbaren Orte entſpricht. Folglich würde unter dieſer Vorausſetzung der Raum ſeine empiriſche Realität nur beſitzen können, wenn eben dieſelbe Unzähligkeit oder Unendlichkeit des Realen zugeſtanden würde, deren für unmöglich geachtetes Zugeſtändniß dahin führte, den Raum blos auf dieſe empiriſche Realität zu beſchränken. Ich hoffe, daß man nicht die Einrede verſuchen wird: eben jener unendliche Fortſchritt in grader Linie ſei niemals vollendbar; gewiß iſt er das nicht und wir ſind freilich ſicher davor, jemals wirklich ſo weit im Raume vorwärts zu kommen, daß die Frage, wie es ſich dann mit unſern Wahrnehmungen verhalten würde, praktiſch dringlich würde: wenn es ſich aber um die Bildung unſerer Weltanſicht handelt, müſſen wir die Strecken, von denen wir wiſſen, daß wir ſie nie erreichen werden, an ſich doch ebenſo als gleichzeitig vorhanden betrachten, wie wir diejenigen, die wir wirklich durchlaufen haben, als gleichzeitig fortexiſtirend denken; nicht aber können wir annehmen, daß jene ſo lange nicht da ſind bis unſere Wahrnehmung ſie erreicht und dieſe aufhören zu ſein, ſobald ſie nicht mehr wahrgenommen werden. Nun bliebe die andere Annahme übrig: bei einem beſtimmten Punkte, den unſer Fortſchritt erreicht hätte, hörte die Wahrnehmungswelt und damit auch alle Fortpflanzung von Wahrnehmungen auf, die von der realen Erfüllung der früheren Strecken

berührten. Dies würde alſo das Bild eines begrenzten realen Weltvolumens geben, das in der unendlichen Ausdehnung des leeren Raumes ſchwebte. Kant findet es unmöglich: es würde dann, meint er, nicht allein ein Verhältniß der Dinge im Raume, ſondern auch der Dinge zum Raume angetroffen werden; da aber die Welt ein Ganzes ſei, und außer ihr kein Gegenſtand der Anſchauung, womit dieſelbe im Verhältniſſe ſtehe, ſo würde das Verhältniß der Welt zum leeren Raume ein Verhältniß derſelben zu keinem Gegenſtande ſein. Die Anmerkungen, die Kant hier hinzufügt, zeigen deutlich, daß er dies Verhältniß, die Begrenzung der realen Welt durch den Raum nur beanſtandet, weil er von ſeiner Vorausſetzung bereits ausgeht, der Raum ſei nur eine Form möglicher Dinge, und kein Gegenſtand der andere Gegenſtände einzuſchränken im Stande ſei. Allein die gewöhnliche Anſicht, die hier doch erſt bekämpft werden ſoll, betrachtet den Raum, eben indem ſie ihn als eine für ſich beſtehende Umfaſſungsform möglicher Dinge faßt, keineswegs als eine Form, die nur an den Dingen als deren Beſtimmung haften könne, keineswegs einfach als ein Nichts, ſondern als ein Etwas ſeiner eigenen räthſelhaften Art, das zwar nicht Gegenſtand iſt, wie andere Gegenſtände, aber ſeine beſondere Weiſe der Wirklichkeit hat, und von dem daher erſt bewieſen werden müßte, daß ihm die Fähigkeit mangele, die Grenze des Realen zu bilden. Aber ohnehin würden wir ja gar keine Veranlaſſung haben, von dem leeren Raum eine einſchränkende Wirkung zu erwarten, die thätig die Welt begrenzte, als wenn es ſelbſtverſtändlich wäre, daß ſie ohne dieſen Widerſtand ſich ins Unendliche ausdehnen müßte: ſondern an ihrer Grenze hört die Welt einfach auf, weil ſie alle iſt; will man dies ein Verhältniß der Welt „zu keinem Gegenſtande“ nennen, ſo iſt ein ſolches Verhältniß wenigſtens nichts Geheimnißvolles und Bedenkliches; es würde überdies auch von der unräumlichen Welt der Dinge an ſich fortfahren zu gelten: auch ſie, die Geſammtheit des Seienden, würde ſo durch das Nichts begrenzt ſein. Brächte uns alſo im Fortſchritt durch die Erfahrungswelt der Zuſammenhang unſerer Beobachtungen zu der Ueberzeugung, irgendwo höre die reale Welt auf, ſo würden wir hierin allein die Schwierigkeit gar nicht finden, durch die ſich Kant zum Umſturz der gewöhnlichen Meinung treiben läßt: wäre

nur klar, was damit von den Dingen gesagt ist, daß sie im Raume seien, so würde es uns nicht beunruhigen, daß sie nicht überall wären. Anderseits ist nicht zu bestreiten, daß dieselbe Begrenztheit der Welt im Raume auch mit Kants Lehre verträglich sein würde, wenn man diese einmal angenommen und auf die angedeutete Weise ergänzt hätte. Bildete die Welt der Dinge an sich ein geschlossenes Ganze, ständen sie alle in abstufbaren intelligiblen Beziehungen, die sich in unserer Anschauung in räumliche verwandeln müßten, so würde das Erscheinungsbild dieser Welt abgeschlossen sein, wenn alle jene wirklich bestehenden Beziehungen ihrer Elemente ihren räumlichen Ausdruck in unserer Auffassung gefunden hätten. Ueber dies begrenzte Weltbild hinaus aber würde sich ein unbegrenzter leerer Raum auszudehnen scheinen; denn alle nur denkbaren aber nicht verwirklichten Fortsetzungen oder Steigerungen jener intelligiblen Verhältnisse würden ebenso wie diese selbst, aber als leere Möglichkeiten in unsere Anschauung treten; um es kurz zu bezeichnen: jede zwei convergenten Linien ab und cd, welche wir in ihren Endpunkten durch Eindrücke des Realen besetzt fänden, würden ihren Schnittpunkt in unendlichen Leeren verlangen, falls sie ihn innerhalb des Bildes der wirklichen Welt nicht fänden. Die Begrenzung der realen Welt ist daher für beide Ansichten annehmbar, und die Wahl zwischen beiden darum unentschieden; sie ist für die Annahme der Unbegrenztheit der Welt gleich unentschieden, weil keine von beiden Ansichten durch sich selbst die Schwierigkeiten aufhebt, die man in dem Begriffe der Unendlichkeit des Realen findet.

107. Ich will nur kurz hinzufügen, was sich Entsprechendes über die grenzenlose Theilbarkeit oder die Einfachheit der letzten realen Elemente sagen läßt. Halten wir an der empirischen Realität des Raumes fest, so müssen wir, wenn wir uns die Theilung der ausgedehnten Dinge bis über die Grenzen ihrer praktischen Ausführbarkeit fortgesetzt denken, nothwendig über das Ende, das dabei herauskommen wird, eine von zwei Vorstellungen bilden: entweder wir kommen auf letzte reale Gestalten, welche nicht blos für unsere Mittel, sondern ihrem Wesen nach untheilbar sind, oder die Theilbarkeit geht wirklich ins Unendliche fort. Fände sich nun das Reale unendlich theilbar, so würde die Schwierigkeit, die wir darin sahen,

eben ſo wenig durch die Annahme blos phänomenaler Natur des Raumes gehoben, wie die ähnliche in der Vorſtellung der unendlichen Ausdehnung: jedes Reale, das uns Anfangs die Erſcheinung einer einheitlichen begrenzten Raumerfüllung gegeben hätte, müßte ſelbſt in unräumliche Vielheiten ins Unendliche theilbar ſein, denn jeder Theil des zerfällbaren Raumbildes muß, da er an einem andern Punkte des Raumes erſcheint, als jeder andere, auch von einem realen Element abhangen, das für ſich iſt und in ſeiner unräumlichen Weiſe ſich von allen andern irgendwie unterſcheidet. Nähmen wir dagegen zu der Ueberzeugung, beſtimmte kleinſte Volumina des Realen ſeien untheilbar, während der Raum, den ſie einnehmen, geometriſch ſeine unendliche Theilbarkeit natürlich beibehielte, ſo würden wir zwar noch unklar finden können, was es überhaupt heiße, daß ein Reales einen Raum einnähme; ſetzten wir jedoch dies als verſtändlich voraus, ſo würden wir uns nicht verwundern, daß es durch ſeine Natur, als Einheit beſtimmter Art, eben dieſes Volumen und kein anderes einnimmt und eine Theilung deſſelben nicht geſtattet. Was hierin, wie erwähnt, unklar gefunden wird, das wird wieder durch die Annahme blos phänomenaler Natur des Raumes nicht klarer; wir müßten uns vorſtellen, jedes Ding an ſich, wenn auch an ſich unräumlich, trage doch in ſeiner intelligiblen Natur den Grund, um deswillen es jeder Anſchauung, die es in räumliche Erſcheinung überſetzt, als begrenzte Ausdehnung ſich darſtellen müſſe. Dieſer Gedanke ſchließt den andern ein, daß das Ding, obwohl untheilbar Eines, dennoch einer unauflöslich verbundenen Vielheit von irgendwie zu denkenden Momenten äquivalent ſei; denn jeder Punkt ſeines kleinen Erſcheinungsvolumens, um von jedem andern ſich zu unterſcheiden und mit ihnen zuſammen eine Ausdehnung zu bilden, ſetzt in dem Dinge an ſich einen Erſcheinungsgrund voraus, welcher verſchieden von dem jedes anderen und doch zugleich unauflöslich mit ihm verbunden iſt. Wie dieſe Poſtulate befriedigt werden könnten, wiſſen wir noch nicht; die gewöhnliche Meinung, wenn ſie ſagt, das Ding dehne ſich eben in einem wirklichen Raume wirklich aus, wird glauben, über den Sachverhalt grade ſo klug, aber anſchaulicher zu ſein als die Anſicht von der Unwirklichkeit des Raumes, die ihn jedenfalls nicht beſſer begreife. Ich weiſe auch hier noch einmal den Einwand ab, daß unſer wirk-

licher Fortschritt im Theilen des Ausgedehnten niemals so weit komme, um entweder die unbegrenzte Theilbarkeit oder die Existenz unspaltbarer Volumina behaupten zu können; eines von beiden muß nothwendig als stattfindend gedacht werden, so lange die empirische Realität des Raumes als allgemeingültig festgehalten wird, d. h. so lange man annimmt, wie weit wir auch immer die Gegenstände unserer Anschauung theilen möchten, so würden doch räumliche Vorstellungen auf alle Erzeugnisse dieser Theilung nothwendige Anwendung finden, niemals aber würde es einen Augenblick geben, wo die Zerfällung des Räumlichen uns plötzlich unräumliche Elemente in die Hände gäbe.

108. Die vorstehenden Erörterungen haben mich zu der Ueberzeugung gebracht, daß die Schwierigkeiten, welche Kant in seiner Behandlung der Antinomien findet, weder hinreichen, um die gewohnte Meinung von der Objectivität des Raumes zu widerlegen, noch durch seine entgegengesetzte beseitigt werden würden; daß aber andere, von Kant weniger beachtete Motive vorhanden sind, die uns dennoch zur Uebereinstimmung mit ihm nöthigen. Nicht erst der Versuch, die räumliche Anschauung auf das Weltganze oder auf die letzten Elemente desselben anzuwenden, deckt ihre objective Ungültigkeit auf; sie zeigt sich vielmehr, wenn wir die zwei andern allgemeineren Fragen stellen: wie kann überhaupt dem Raume, so wie er nun einmal gedacht wird und gedacht werden muß, er sei übrigens erfüllt oder leer, eine eigne Wirklichkeit zugeschrieben werden, mit der er der möglichen Erfüllung voranginge; und wie kann das, was wir das Sein der Dinge im Raume nennen, begriffen werden, gleichviel ob diese Besetzung durch Reales seine ganze unendliche Ausdehnung oder nur einen begrenzten Theil derselben betreffen habe. Die erste unserer beiden Fragen vorzüglich, aber auch die zweite, nöthigt uns noch zu einer Vorbemerkung. Man muß jeden Versuch aufgeben, zur Beantwortung beider zuvor dem Raume eine andere Natur beizulegen als die, welche wir in unserer früheren Beschreibung gefunden hatten. Die Verlockung dazu liegt sehr nahe; um ein selbständiges Dasein des Raumes und seine begrenzende Einwirkung auf das Reale begreiflicher zu machen, ist man geneigt, ihm, der Anfangs nur ein Gewebe von Relationen schien, irgend ein Substrat freilich unsag-

barer aber doch solcher Art unterzuschieben, daß es als selbständiger Träger dieser Relationen dienen könnte. Man gewinnt Nichts hierdurch; man verdirbt nicht sowohl den Begriff des Raumes; man schiebt vielmehr blos die Schwierigkeit unnütz zurück; denn grade wie die zweite unserer Fragen wissen wollte, wie Reales überhaupt im Verhältniß zum Raume stehen könne, so wird auch hier dies neue Substrat, dem der Raum irgendwie inhäriren soll, wieder von Neuem dieselbe Frage veranlassen. Man muß also dabei bleiben: es ist gar Nichts hinter jenem Gewebe von Relationen, welches wir ursprünglich als Raum vorstellten; fragen wir nach seinem Dasein, so wollen wir nur wissen und dürfen nur wissen wollen, welche Art der Wirklichkeit diesem so vorgestellten, leeren und unrealen Raume zukommen könne.

169. Nun ist allerdings, so gestellt, für meine Ueberzeugung die Frage bereits durch Das entschieden, was ich früher über die Natur aller Beziehungen bemerkte: sie sind nur entweder als Vorstellungen in einem beziehenden Bewußtsein oder als innere Zustände in den realen Elementen, die, wie wir zu sagen pflegen, in ihnen stehen. Ich möchte jedoch nicht die gegenwärtige Frage blos mit der Consequenz dieser früheren Behauptung beantworten, sondern würde es für vortheilhafter halten, wenn es gelänge, durch ihre independente Behandlung zu demselben Ergebnisse zu gelangen. Aber ich verberge mir nicht die Mißlichkeit dieses Versuches; man erreicht es kaum, durch discursive Betrachtungen die innere Ungereimtheit einer Vorstellung darzuthun, die mit Recht gebildet zu sein scheint, weil sie jeden Augenblick unter dem überwältigenden Eindrucke einer unmittelbaren Anschauung sich von neuem bildet, einer Vorstellung überdies, die keineswegs genau definirt, was sie meint, und die deshalb jedem Widerlegungsversuche unfaßbar ausweicht. In solchem Falle befinden wir uns hier. Daß der Raum vor unsern anschauenden Blicken liegt, nicht blos als Beispiel eines äußeren von uns unabhängigen Seins, sondern als Das, was überhaupt erst Möglichkeit und Bedeutung eines solchen Seins uns glaublich macht, das ist der von uns allen getheilte Eindruck; die Vorstellung aber, daß er so liegen bleiben würde, auch wenn keine Anschauung wäre, vor der er sich ausbreitete, ist eine Folgerung, die sich schwer bestreiten läßt,

weil sie nicht sagt, worin denn dann noch das behauptete Sein dieses Raumes bestehen würde, wenn es doch weder das wirkungsfähige Sein eines Dinges noch die bloße Geltung einer Wahrheit noch ein Vorgestelltwerden durch uns sein soll. Vergeblich wiederholt man: eben der Raum lehre uns mit blendender Deutlichkeit, daß es noch andere und eigenthümliche Arten der Wirklichkeit außer dieser gebe; man wiederholt damit nur die Verwechselung der gegebenen Anschauung mit der gezogenen Folgerung; für jene freilich erscheint der Raum in dieser wunderbaren Art seines Daseins; daß aber dieser seiner angeschauten Wirklichkeit eine gleiche unangeschaute entspreche, das kann doch nicht, über sich selbst hinausgehend, die Anschauung uns lehren, sondern nur unser Denken als eine zunächst fragliche Vermuthung hinzufügen. Ich will nun zu zeigen versuchen, wie wenig diese Vermuthung die Eigenschaften verständlich macht, die wir an dem Raume leicht verstehen, wenn wir ihn nur als ein durch unsere Anschauung erzeugtes und nur für sie vorhandenes Bild auffassen.

110. Jedem Punkte p des leeren Raumes müssen wir dieselbe Wirklichkeit, worin sie auch bestehen möge, zutrauen, welche der ganze Raum genießt; denn gleichviel ob wir diesen als Summe von Punkten oder als Erzeugniß ihres stetigen Verfließens in einander denken, jedenfalls könnte er nicht sein, wenn sie nicht wären. Jeden Punkt p ferner finden wir völlig gleich jedem andern q oder r, und es würde Nichts geändert, wenn wir p mit q oder r vertauscht dächten; zugleich aber ist diese Vertauschung völlig unmöglich; nur die realen Elemente können ihre hier noch nicht zu untersuchende Beziehung zu den leeren Raumpunkten ändern; diese selbst dagegen stehen unbeweglich in festen Relationen, die für jedes Paar andere sind als für jedes andere. Nun sieht ja allerdings, wer den Raum für wirklich hält, die leeren Punkte desselben nicht für Dinge an, die andern Dingen ähnlich wären und durch physische Kräfte auf einander wirkten. Gleichwohl: wenn man sagt, der Raum *sei*, so gibt nur die Kürze dieses sprachlichen Ausdruckes den Schein, als sei es hier mit einer einfachen Position abgethan, die man diesem Ganzen, welches man unter dem Namen des Raumes zusammenfaßt, leicht geben oder als gegeben denken könne. In der That aber, damit der Raum *sei*, muß alles das Einzelne *geschehen*, was wir hier erwähnt haben: jeder Punkt

muß ſein, und das Sein eines jeden, obgleich er jedem andern gleich iſt, muß darin beſtehen, daß er ſich von jedem andern unterſcheidet, und ſich zu jedem, jedem zu ſich, eine unveränderliche Stellung anweiſt. Das Gefüge des Raumes wird daher, wenn er ſein ſoll, doch auf einer thätigen Wechſelbedingung ſeiner leeren Punkte beruhen müſſen, welche man immerhin unter den Allgemeinbegriff einer Wechſelwirkung bringen kann, worein man auch ſonſt ihren Unterſchied von einer phyſiſchen Wirkſamkeit oder den der leeren Punkte von realen Atomen ſetzen mag. Dieſe Forderung läßt ſich gar nicht durch die Einrede abwehren: da man den Raum nicht machen, ſondern als ſeiend nur betrachten wolle, ſo habe man keine Veranlaſſung ſeinen Bau zu conſtruiren, ſondern könne ihn, alſo die Lage aller Punkte, als gegeben hinnehmen. Gewiß wollen wir den Raum nicht machen, als ſei er vorher nicht geweſen; allein eben Dies: ihn als gegeben anerkennen, heißt genau dieſelbe Wechſelwirkung ſeiner Punkte vorausſetzen, die ich angab. Nur von Punkten oder Elementen, welche man ſich in einen ſchon beſtehenden Raum vertheilt dächte, könnte man, allenfalls, die Behauptung verſuchen, ſie ſeien einfach an beſtimmten Orten deſſelben, ohne ſelbſt etwas dazu zu thun, und befinden ſich im Mitgenuſſe der Relationen, welche zwiſchen dieſen Orten bereits beſtehen; aber die Punkte des leeren Raumes ſelbſt kann man nicht wieder in einem früheren Raume ſo localiſirt denken, daß aus ihrer Lage in dieſem ihre gegenſeitigen Beziehungen flöſſen, ſondern um deswillen, was ſie ſelber ſind oder thun, müſſen ſie dieſe Beziehungen haben und durch dieſelben den Raum als Ganzes zuſammenſetzen. Sind daher die beiden Punkte p und q, ſo iſt ihre Entfernung pq etwas, was es ohne ſie nicht gäbe, und was ſie durch ſich ſelbſt zu ſchaffen haben. Ich kann mir denken, wie man nun doch denſelben Einwand in anderer Form wiederholen wird: man habe ja nicht die räumlichen Beziehungen vorangehend gedacht, um die Punkte in ſie eintreten zu laſſen; man ſolle nun auch nicht die Punkte voranſchicken, um nachher die Beziehungen zu erzeugen; beide, vollkommen zuſammengedacht, die Punkte in dieſen Beziehungen ſtehend, ſtellen die gleich fertig gegebene Thatſache vor, die wir den ſeienden Raum nennen. Geſetzt nun, ich könnte mir darunter etwas denken, daß Punkte nur thatſächlich in Beziehungen ſtehen, ohne ſie durch

das, was sie sind, zu erzeugen oder zu unterhalten, so würde ich doch gelten machen müssen, daß jede nur als Thatsache gegebene Wirklichkeit sich wenigstens im Denken aufheben und ihr Nichtsein sich annehmen läßt. Nun verzichten wir nicht blos alle darauf, in den wirklichen leeren Raum ein wirkliches Loch zu machen, sondern auch im Denken mißlingt der Versuch, einen der leeren Raumpunkte, der zu den andern nur thatsächlich in Beziehung stehen soll, aus dieser Beziehung zu entfernen; die angestrebte Lücke wird augenblicklich durch Raum von gleicher Güte mit dem unterdrückten wieder ausgefüllt. Ich kann nun wohl nicht annehmen, daß Jemand, der für die Wirklichkeit des Raumes spricht, diese Unverletzlichkeit desselben nur seiner subjectiven Anschauung von ihm, nicht aber dem seienden Raume selbst zutrauen wird; vielmehr ohne Zweifel wird auch diesem die nämliche Wundereigenschaft zugeschrieben werden müssen. Diese Eigenschaft versteht sich sehr leicht für die Ansicht von einer blos phänomenalen Natur des Raumes. Wenn ein seiner verschiedenen Handlungen oder Zustände sich erinnerndes Bewußtsein eine Anzahl n beliebiger Eindrücke in einer Reihenfolge erfährt, die es nicht nach Gefallen ändern kann; wenn es bei dem Uebergange von jedem zu dem folgenden fühlbar gleichartige und gleichgroße Veränderungen seines eigenen Befindens erfährt; wenn es ferner diese Differenzen nicht blos als solche, sondern aus einem Grunde, der in seiner Natur liegt, als Größen eines räumlichen Nebeneinander anzuschauen genöthigt ist; wenn es endlich, nachdem es dieselbe Art des Fortschritts öfter erfahren, von den verschiedenen Qualitäten der empfangenen Eindrücke abstrahirt und sich nur der Form dieser ihrer Verkettung erinnert: dann entsteht für dies Bewußtsein, und nur für dieses, das anschauliche Bild einer geordneten Reihe oder eines Systems von Reihen, in deren jeder zwischen den Gliedern $m - 1$ und $m + 1$ das Glied m nicht fehlen kann; wäre kein Eindruck da, welcher seine Stelle ausfüllte, so würde doch die Vorstellung dieses leeren Ortes der Reihe sofort durch die Vorstellungen der beiden Nachbarorte vermöge der einheitlichen Thätigkeit des vorstellenden Bewußtseins ergänzt werden. Denken wir uns aber dieses Bewußtsein hinweg, das seine Vorstellungen combinirt, zu der einen die andere hinzufordert, und von der einen zur andern nicht übergeht,

ohne auch die Differenz mit vorzustellen, welche beide trennt, verlangen wir vielmehr einen seienden Raum, so müßten in der That seine leeren Punkte das zu leisten übernehmen, was dieses thätige Bewußtsein leistete: sie müßten einander ihre Plätze durch Anziehung und Abstoßung vorschreiben und selbst die abenteuerliche Regenerationskraft äußern, durch die der Raum seine Verletzungen ausheilte. Und doch würden wir sogleich in neue Verlegenheiten kommen.

111. Denn die Relation oder Entfernung $p \circ q$, welche ihrer Natur nach die beiden seienden Punkte p und q zwischen sich setzen sollten, mußte zugleich verschieden sein von jeder andern ähnlichen Beziehung, welche p und r oder q und r aus gleichem Grunde zwischen sich verstatten. Die völlige Gleichheit aller leeren Punkte bringt es aber im Gegentheil mit sich, daß p und q keine andere Relation zwischen sich bedingen können, als jede beliebigen zwei andern Punkte auch; selbst eine Anzahl N vereinigter Punkte, zwischen denen wir feste Relationen bereits bestehend dächten, würden einem hinzugedachten weiteren Punkte s gar keine bestimmte Stelle anweisen können, weil jeder andere t oder u auf dieselbe Stelle gleiches Recht hätte. Es ist leicht vorauszusehen, was man sofort erwiedern wird: es sei ganz gleichgültig, ob man jenen Punkt mit s mit t oder mit u bezeichne, an sich selbst sei er eben ein noch unbestimmter und deshalb eigentlich namenloser Punkt; erst dann, wenn ihm N eine bestimmte Stelle angewiesen habe, sei er zu dem Punkte s geworden, der sich nun von den durch N anders localisirten Punkten t und u unterscheide. Aber diese an sich ganz richtige Bemerkung ist hier gar nicht an ihrem Platze. Sie würde nur passen, wenn wir s als die bloße Vorstellung eines Schlußgliedes betrachteten, welches zu der in unserem Bewußtsein angefangenen Reihe N hinzugehört; diese Vorstellung des s würde unser Bewußtsein, indem es sie postulirt, zugleich erzeugen, und zwar in den bestimmten Relationen zu N begriffen, die ihr gebühren, zur Hervorbringung einer anderen Vorstellung, welche diese Beziehungen nicht hätte, würde überhaupt keine Veranlassung vorhanden sein. Oder auch: es kann vorkommen, daß unser Bewußtsein, nicht auf sein augenblickliches Problem beschränkt, sondern sich auch früherer Erfahrungen erinnernd, allerdings zunächst die Vorstellung eines Schlußgliedes z. B. für zwei aufeinander convergirende

Reihen bildet, ohne noch zu wissen, wo in dem System anderer zum Maßstab angenommenen Glieder sein Ort sein wird; dann haben wir ein noch namenloses Glied x, das dann erst als s oder t oder u bestimmt wird, wenn unsere Ueberlegung der Fortschrittsart beider Reihen mit Genauigkeit nachgeholt, die gleichzeitigen Bedingungsgleichungen mithin aufgelöst sind. Diese wirksame Thätigkeit des Bestimmens, die ihr Ziel trifft, erklärt sich hier aus der Natur des einen Bewußtseins, das alle vorgestellten Einzelpunkte seines Inhalts mit einander verbindet; sollen wir aber anstatt von Anschauungen leerer Punkte von seienden leeren Punkten reden, so würden wir in der That genöthigt sein anzunehmen: entweder jede einmal bestehende Punktmenge N bringe unaufhörlich neue Punkte hervor, die durch den Act ihrer Erzeugung zugleich in die ihnen zugehörigen Beziehungen treten, oder N bringe an sich schon immer vorhandene Punkte durch Ausübung seiner bedingenden Thätigkeit in diese ihrer Natur gleichgültigen Relationen hinein. Natürlich würden wir keine dieser beiden Constructionen als eine Geschichte denken, die einmal geschehen wäre, sondern nur als Beschreibung der stets vorhandenen unbeweglichen Spannung von Thätigkeiten, auf der in jedem Augenblicke die scheinbar unthätige Natur des Raumes beruht. Da wir einmal so weit in dies Gebiet anmuthiger Phantasien eingedrungen sind, so will ich die erste dieser Hypothesen noch einen Schritt weit verfolgen, denn die Berücksichtigung der zweiten wird man mir gern erlassen.

112. Wir können nicht ernstlich ein schon gebildetes bestimmtes Volumen N als den Kern betrachten wollen, um welchen der übrige Raum krystallisirte; nicht blos jedes beliebige N, sondern zuletzt jeder einzelne leere Punkt müßte diese Fortpflanzungskraft mit gleichem Rechte besitzen, und wir kämen zu der Vorstellung eines strahlenden Punktes im Grunde ganz in dem Sinne, in welchem sie auch der Geometrie bekannt ist. So würde denn der strahlende Punkt p alle diejenigen Punkte erzeugen, zu denen ihm seiner Natur nach eine geometrische Relation möglich ist, und zwar jeden von ihnen sogleich eben in dieser Relation, die ihm gegen p zukommt; unter andern also auch einen Punkt q, der durch die Entfernung und Richtung pq bestimmt ist. Alles dies gilt von jedem andern leeren Punkte ebenso;

es würde auch gelten, wenn ſich unter dieſen ein q befände, und unter den unzähligen Punkten, welche q erzeugte, würde ſich auch einer finden, der zu q in der Relation qp ſtände, derſelben, die in anderer Ordnung eben durch pq bezeichnet war. Und nun kann man glauben, am Ende zu ſein und eine Conſtruction des Raumes gewonnen zu haben, die ſeiner wirklichen Natur entſpricht; denn es ſcheint ſelbſtverſtändlich, daß pq und qp dieſelbe Entfernung zwiſchen denſelben Punkten bedeuten und ſo die raumſtrahlenden Wirkungen aller Punkte ſich in ihren Reſultaten zur Erzeugung der bekannten mathematiſch geordneten Ausdehnung decken. Aber dieſe Erwartung beruht auf einer Erſchleichung. Ueber die leeren Punkte, von denen unſere Conſtruction ausgehen ſollte, wußten wir vor deren Vollendung Nichts, als daß ſie alle einander gleich ſind, und daß dieſelbe Wirklichkeit ihnen allen zukommt; unter einander ſtanden ſie dagegen in keiner weiteren Gemeinſchaft. Es verſteht ſich daher gar nicht von ſelbſt, daß das Strahlenbüſchel, welches von dem ſeienden Punkte p ausgeht, irgendwo ſich mit dem andern begegnen werde, welches der unabhängige Punkt q ausſendet; beide können vielmehr wie in zwei verſchiedenen Welten ſich ausbreiten und einander ſtets fremd bleiben, noch mehr als innerhalb des Raumes zwei Linien, die, nicht in derſelben Ebene befaßbar, einander weder ſchneiden noch parallel ſind. Derjenige Punkt q, welchen das ſtrahlende p erzeugt, iſt nicht ſelbſtverſtändlich daſſelbe q, von dem wir als unabhängig gegebenem die Erzeugung eines p erwarteten und dies zweite p fällt nicht mit dem erſten, jene Linie qp nicht mit der früheren pq zuſammen; mit einem Worte: es entſteht nicht Ein Raum, in welchem ſich alle leeren Punkte angeordnet fänden, ſondern ſo viele einander nichts angehende Räume, als wir ſtrahlende Punkte angenommen hätten, und aus einem derſelben gäbe es gar keinen Uebergang in den andern. Unſere Erwartung, nur einen Raum entſtehen zu ſehen, machte ſchon im Stillen die Vorausſetzung, er ſei als der gemeinſame umfaſſende Hintergrund verſtanden, an welchem die Ausſtrahlungen der Punkte zuſammentreffen müſſen. Sollte indeſſen alles aufgeboten werden, was eine diskutirſüchtige Phantaſie zur Rettung dieſes Verſuchs leiſten kann, ſo bliebe noch ein Ausweg. Mag es doch, kann man ſagen, unzählige Räume geben; eben weil ſie einander Nichts an-

gehen, ſo gehen ſie auch uns nichts an mit Ausnahme des einzigen, in welchem wir ſelbſt mit allen unſern Erfahrungen enthalten ſind, und mit welchem allein, da die übrigen niemals mit uns in irgend eine Berührung treten, die Metaphyſik ſich zu beſchäftigen hat. Bleiben wir alſo bei dem Raume, den der ſtrahlende Punkt p erzeugt. Dasjenige q, welches er hervorbringt und das nun, gleiche Wirklichkeit mit p genießend, auch deſſen ſtrahlende Kraft theilt, wird gewiß, indem es ſeinerſeits einen Punkt ſetzt, zu dem es ſich das Verhältniß qp gibt, in dieſem Punkte p keinen anderen, ſondern denſelben geſchaffen haben, der ſich zu ihm die Relation pq gegeben hatte; dieſe Linien qp und pq werden daher ſicher ſich decken. Allein auch dies führt nicht zum Ziele. Da wir doch nicht einen beſtimmten Punkt p ausſchließlich, ſondern jeden beliebigen als Ausgangspunkt dieſer Raumerzeugung anſehen können, ſo läuft dieſe Vorſtellung, aus dem Präteritum einer Conſtruction in das Präſens einer Definition überſetzt, einfach darauf hinaus: es ſei eben ſo, daß in dem ſeienden Raume jeder Punkt ſeinen beſtimmten Platz habe und die nach Richtung und Größe beſtimmte Linie pq, in entgegengeſetzter Richtung qp genommen, auf ihren Anfangspunkt zurückführe. Dies iſt freilich richtig: aber daß dieſe letzte Conſtruction ihrer Abſicht genüge, dies Verhalten zu erklären, wird man nicht behaupten; allzu abenteuerlich iſt der Gedanke, ein ſeiender Punkt erzeuge unendlich viele gleich wirkliches Seins aus ſich ſelbſt, ſonderbar die Conſequenz, jeder leere ſeiende Punkt habe gleichſam unendliche Dichtigkeit, da er ja von jedem andern Punkte, nicht nur von einem, geſchaffen und an ſeine Stelle geſetzt iſt; endlich eine leere Fiction die ganze Vorſtellung jenes Strahlungsvermögens, das, wenn es nicht zu einer blos intenſiven Multiplication des Seins in ſich ſelbſt, ſondern zu einer Ausdehnung führen ſoll, allemal einen Raum ſchon vorausſetzt, in welchem ſein Effect eben den Character einer Strahlung annehmen kann. Gleichwohl ſcheinen mir alle dieſe Unglaublichkeiten unvermeidlich, ſo lange wir darauf beharren, den leeren Raum mit ſeiner geometriſchen Fügung als ſeiend zu faſſen; die Anſicht von ſeiner blos phänomenalen Natur vermeidet ſie von Anfang an, und es iſt kaum nöthig, dies durch Verlangerung dieſer langen Auseinanderſetzung zu zeigen. Man begreift, wie für ein Bewußtſein, welches

ich ſeines früheren Fortſchritts durch die Glieder p·q·r erinnert, die Erwartung gleichartiger Fortſetzung dieſer Reihe nach beiden Seiten, alſo jenes ſcheinbare Strahlungsvermögen dieſer Punkte entſteht, nur daß hier nicht eine Multiplication von Seiendem aus ſich ſelbſt ſtattfindet, ſondern eine Erzeugung von Vorſtellungen aus Vorſtellungen, d. h. von neuen Zuſtänden eines einheitlichen Subjects aus früheren Zuſtänden, gemäß der vorſtellenden Natur dieſes Subjects und der Bewegung ſeiner Thätigkeit, in der es begriffen war. Es verſteht ſich dann eben ſo leicht, daß der umgekehrte Gang der Bewegung von q auf daſſelbe p zurückführt oder dieſelbe Vorſtellung p reproducirt, von der ſie vorher ausgegangen war; denn ein anderes Strahlungsvermögen beſitzt die Vorſtellung q nicht als dasjenige, welches aus dem vorgeſtellten Sinne der Reihe hervorgeht; durch ſich ſelbſt, ſo lange ſie als Glied der Reihe vorgeſtellt iſt, kann daher q nicht zu einem Austritt aus der Richtung derſelben veranlaſſen. Dagegen kann es allerdings von einem qualitativ beſtimmten Eindrucke x, der die Stelle des Gliedes p ausfüllt, Fortſchreitungen zu anderen Eindrücken x und ϱ ſo geben, daß die Differenzen x — x, x — ϱ unter ſich vielleicht vergleichbar, aber unvergleichbar ſind mit den Differenzen der Reihe p·q·r; dann tritt der Fall ein, den wir eben erwähnten: x ſtrahlt auch, aber in eine andere Welt gleichſam hinein, und die Reihe x x ϱ findet in der That keinen Platz in der Raumanſchauung und kann, rückſichtlich ihrer inneren Verhältniſſe, nur noch bildlich oder ſymboliſch durch Raumconſtructionen dargeſtellt, aber nicht im Raume localiſirt nachgewieſen werden.

113. Ich bin gewiß, durch dieſe ganze Darſtellung doch nur Den überredet zu haben, der ſchon überzeugt war; die Vorliebe für den ſeienden Raum wird wenig durch ſie erſchüttert ſein. Fragen wir alſo noch einmal, worin denn eigentlich der Unterſchied beider Anſichten beſteht, und welcher Vortheil, auf den Gewicht zu legen wäre, nur durch die Annahme dieſes immer wieder behaupteten räthſelhaften Seins der leeren Ausdehnung geſichert, durch das Zugeſtändniß ihrer blos phänomenalen Bedeutung verloren würde? Die Klarheit und Evidenz, mit welcher der Raum als um uns ausgebreitet angeſchaut wird, bleibt für beide Anſichten gleich groß; denn wir leugnen ja nicht dieſe Anſchauung, die ſich ſolcher Evidenz erfreut,

ſondern nur das ihr untergeſchobene Sein, welches der Anſchauung unzugänglich bleibt und deswegen an derſelben Evidenz gar keinen Theil hat. Für die gewöhnliche Meinung freilich iſt jede Wahrnehmung zugleich Offenbarung der Wirklichkeit des Wahrgenommenen; innerhalb der Philoſophie aber beanſprucht doch der Idealismus mit Recht, zuerſt mit ſeinem Hinweis gehört zu werden, daß das Wahrgenommene, hier der Raum, zunächſt uns nur als unſere ſubjective Anſchauung gegeben ſei; im Leben nun iſt es gewiß nicht nöthig, erſt durch weitläuftige Arbeit des Schließens von der Wahrnehmung aus auf den Gedanken der Wirklichkeit des Wahrgenommenen zu kommen; innerhalb der Philoſophie aber iſt dieſe Unterſuchung nöthig, um zu entſcheiden, ob man bei dieſem Gedanken bleiben kann; denn ich wiederhole: das erſte Gegebene iſt er hier nicht, ſondern problematiſch bis zu dem Augenblick, in welchem er als nothwendig bewieſen wird. Ein ſolcher Beweis iſt eigentlich nie unternommen worden; man hat der entgegengeſetzten Anſicht die Laſt des Gegenbeweiſes zugeſchoben und ſich auf die Wahrſcheinlichkeit der eignen als auf die gültige Präſumption ihrer Wahrheit zurückgezogen. Dieſe Wahrſcheinlichkeit ſcheint man darin zu finden, daß ein Raum, der mit allen den Eigenſchaften ſelbſt iſt, die unſere Anſchauung ihm zuſchreibt, die Entſtehung dieſer Anſchauung viel natürlicher erſcheinen läßt, als unſere künſtlichere Lehre, nach welcher ſie aus der Combination ganz unähnlicher innerer Zuſtände unſers Bewußtſeins hervorgeht. Aber dieſe geſcholtene Künſtlichkeit muß ja doch ſtattfinden, auch dann, wenn der Raum wirklich wäre, ſo wie man ihn wünſcht. Die Bilder, welche von ihm in den unzähligen Seelen entſtänden, die er alle in ſich einſchloſſe, könnten doch nicht er ſelbſt, ſondern nur Bilder von ihm ſein, und als ſolche würden ſie doch nur durch Einwirkungen entſtanden ſein können, die nicht in Ausdehnungen ſondern nur in inneren Zuſtänden beſtehen könnten, entſprechend der Natur der Weſen auf welche ſie ausgeübt wären. So muß auf alle Fälle unſer Vorſtellen vom Raume entſtehen; wir kommen nicht wohlfeiler zu ihm, mögen wir dem von uns angeſchauten Bilde ein ähnliches Sein außer uns oder ein völlig unvergleichbares unterlegen. Was gewönne man alſo durch die Feſthaltung der Anſicht, die wir beſtreiten? Man wird immer wieder einwerfen: es ſei

unmöglich, die Wirklichkeit des Raumes zu bezweifeln, von der uns unmittelbare Wahrnehmung ſo deutlich überzeuge. Aber leugnen wir denn dieſe Wirklichkeit? und ſollte man nicht endlich müde werden, beſtändig dieſe Verwechſelung der Begriffe zu wiederholen, die Wirklichkeit nur in äußerem Daſein ſieht und gleichwohl bereit iſt, ſie dem völlig Leeren zuzuſchreiben? Iſt der Schmerz deshalb blos eine trügeriſche Erſcheinung und nicht wirklich, weil er blos in dem Augenblicke beſteht, in welchem er gefühlt wird? will man die Wirklichkeit von Farben und Tönen leugnen, weil man zugibt, daß ſie blos leuchten und klingen, wenn ſie geſehen und gehört werden? oder iſt ihre Wirklichkeit weniger laut und hell, weil ſie nur im Empfundenwerden beſteht, nicht in einem ſelbſtändigen Sein unabhängig von jedem Bewußtſein? Auch der Raum alſo würde Nichts von ſeiner überzeugenden Wirklichkeit verlieren, die er für unſere Anſchauung hat, wenn wir zugäben, daß er ſie auch nur in unſerer Anſchauung hat. Die unbeſonnene Uebertreibung, die ſich an dieſen Gedanken knüpft, haben wir längſt zurückgewieſen: eine bloße Erſcheinung in uns iſt er nicht, der Nichts im Reellen entſpräche; jeder einzelne Zug vielmehr unſerer räumlichen Anſchauungen entſpricht einem Grunde, den er in der Welt der Dinge hat; nur mit denjenigen Eigenſchaften, die der Raum in unſerem Bewußtſein hat, kann er nicht ungedacht und unangeſchaut für ſich beſtehen. In der That, es iſt nur ein Unterſchied vorhanden, den die beiden Anſichten über ihn allerdings behalten; für uns ſind alle räumlichen Beſtimmungen ſecundäre Eigenſchaften, welche die wirklichen Verhältniſſe der Dinge nur für uns annehmen; für die entgegengeſetzte Anſicht iſt der Raum als ſeiender und die Dinge umfaſſender Hintergrund zugleich primär ein Ganzes beſtimmender Schranken und Geſetze, nach denen das Sein und Wirken der Dinge ſich zu richten hat; die Dinge und wir ſind in ihm, während unſere Anſicht meint, daß er in uns iſt. Dies führt uns von ſelbſt auf die zweite der Fragen, die wir eben aufwarfen.

114. Wenn ich zu wiſſen verlange, was wir eigentlich damit meinen, wenn wir ſagen, daß die Dinge im Raume ſeien, ſo kann ich nur Verwunderung darüber erwarten, was hieran noch fraglich ſei; Nichts ſei deutlicher. Und in der That iſt dieſes räumliche Verhältniß für unſere Anſchauung ſo klar gegeben, daß wir jede andere

Beziehung an ſich unräumlicher Art in der Sprache durch Bezeichnungen ausgedrückt finden, die eben von ihm hergenommen ſind: begegnen wir doch ſelbſt philoſophiſchen Anſichten, die nicht nur zur verſinnlichenden Deutlichkeit des Abſtracten räumliche Conſtructionen fordern, ſondern die Aufgabe der Erkenntniß erſt für gelöſt anſehen möchten, wenn dieſe gefunden ſind. Für dieſe wiſſenſchaftliche Sinnesart die Bedeutung meiner Frage deutlich zu machen, gebe ich auf. Die Annahme eines blos phänomenalen Raumes hat wenig Schwierigkeit, ſie zu beantworten. Aber ich glaube noch einmal voraus erinnern zu müſſen, daß auch dieſe Annahme nicht darauf ausgeht, die Unmittelbarkeit des überredenden Eindruckes zu leugnen oder zu ändern, der uns den Raum als die Dinge in ſich faſſend erſcheinen läßt: nur über das wahre Verhalten, das dieſen Eindruck möglich macht, ſtellt ſie Reflexionen auf, von denen wir ausdrücklich anerkennen, daß ſie dem gewöhnlichen Bewußtſein durchaus fremd ſind. Auch die Fähigkeit der Sinne, Farben und Geſtalten zu ſehen oder Töne zu hören, erſcheint uns eben ſo einfach: wir brauchen, wie wir meinen, nur dazuſein und es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſich in uns Empfindungen bilden, die das Aeußere, ſo wie es iſt, erfaſſen und wiederholen: von den vielfältigen Vermittlungen, deren es bedarf, um dieſe Empfindungen zu erzeugen, wird nie im natürlichen Bewußtſein eine Kenntniß angetroffen, und auch dem, welcher wiſſenſchaftlich ihre Nothwendigkeit eingeſehen hat, werden ſie im Augenblicke des wirklichen Empfindens um Nichts merklicher. Es iſt die Aufgabe der Pſychologie, für unſeren Fall dieſelben Vermittlungen aufzuſuchen: ihre Auflöſung wird nicht dahin führen, daß vor allen beſonderen Wahrnehmungen die Vorſtellung eines leeren Raumes ſich gebildet hätte, in den nachträglich die Seele ihre Eindrücke verſetzen müßte: vielmehr die Reihe der eigenthümlichen Nebengefühle gleichartiger Veränderung ihres Zuſtandes, welche ſie bei dem Uebergang von dem Eindruck p zu dem andern q erfährt, wird von ihr als die Entfernung $p \cdot q$ empfunden und aus der Vergleichung vieler ſolcher Erfahrungen entſteht, wie ich eben andeutete, mit Abſtraction von den Inhalten der verſchiedenen Eindrücke das Bild der leeren Ausdehnung. Nachdem es entſtanden iſt, heißt, einen Eindruck q an einen beſtimmten Punkt dieſes Raumes verſetzen, Nichts anderes, als

unter der Form einer Entfernung $p\,q$ die Größe der Veränderung anſchauen, die das Bewußtſein erlitt oder erleiden muß, um q zu erreichen, wenn der Eindruck p als der Anfangszuſtand gilt, von dem ſeine Bewegung ausging. Dieſe verſchiedenen Nebengefühle, welche die Eindrücke p und q unterſcheiden, kann nun die Metaphyſik, da ſie unabhängig ſind von der qualitativen Verſchiedenheit ihrer Inhalte und an gleichen nicht minder als an ungleichen haften können, nur von einer Verſchiedenheit der Einwirkungen ableiten, welche die ihnen entſprechenden realen Elemente auf die Seele ausüben gemäß einem Unterſchiede der Verhältniſſe, in denen ſie zu dieſer und folglich auch gemäß einem beſtimmten Verhältniſſe, in dem ſie unter einander ſtehen. Ich behalte einen Augenblick die weitere Erklärung über dieſe, wir wollen ſagen: intelligiblen Verhältniſſe der realen Elemente vor, die wir als die Urſache unſerer angeſchauten räumlichen Verhältniſſe betrachten; ich mache hier nur geltend, daß ſie in Verhältniſſen von Ding zu Ding, nicht in ſolchen von Dingen zum Raume beſtehen, und daß nicht ſie, als blos beſtehende zwiſchen den Dingen, ſondern das Zuſammentreffen der ihnen gemäß verſchiedenen Einwirkungen der Dinge in der Einheit unſeres Bewußtſeins die nächſte erzeugende Urſache der räumlichen Vorſtellung iſt, die wir über ihre Oertlichkeit und ihre gegenſeitige Entfernung bilden.

115. Von hier aus laſſen ſich die Schwierigkeiten überſehen, welche uns aus der entgegengeſetzten Anſicht von dem eigenen Sein des Raumes und dem Sein der Dinge in ihm erwachſen. Iſt der Raum und iſt folglich ſein Punkt p, was heißt es dann, daß ein reales Element x in dem Punkte p ſei? Dürfen wir auch p nicht ſelbſt als ein reales Weſen faſſen, ſo müßte doch zwiſchen ihm als einem Seienden und dem realen x irgend eine gegenſeitige Einwirkung denkbar ſein, durch deren Beſtehen ſich das Sein von x in p von ſeinem Nichtſein in p unterſchiede. Aber von x meinen wir nicht, daß es von ſeinem Orte etwas leide; im Gegentheil bleibt es daſſelbe, an welchem Orte es auch ſein möge; durch etwas, was ihm ſelbſt widerführe, iſt daher ſein Sein in p nicht unterſcheidbar von ſeinem Sein in q: nur ein Beobachter würde beide Fälle trennen, wenn er einerſeits Grund hätte, p von q zu unterſcheiden und anderſeits die Vorſtellung von x nur mit p und nicht mit q zu aſſociiren.

Fragen wir weiter, was p leide, wenn x in ihm ist, so werden wir zwar die Natur des Punktes p ebensowenig verändert denken; aber freilich wird man antworten: eben dadurch daß p von x erfüllt ist, unterscheide es sich von jedem q, welches jetzt der Ort von x nicht ist; und gegen diese Antwort bin ich wehrlos; sie ist unangreifbar, wenn man es einmal für denkbar und für eine zufriedenstellende Auskunft hält, daß zwischen zwei Seienden, dem Punkte p und dem realen Element x ein Verhältniß stattfinde, von dem keiner der beiden Beziehungspunkte etwas merkt, als eben daß es stattfinde, im Uebrigen aber beide sich grade so befinden, als wenn es nicht stattfände. Ich könnte noch hinzufügen, daß p nicht beständig durch x, sondern auch durch andere reale Elemente z oder y erfüllt sein würde; der eine Fall müßte sich vom andern doch irgendwie unterscheiden und p sich anders befinden, wenn es durch x und anders, wenn es durch z erfüllt würde; aber helfen würde dies Nichts; denn man würde mit demselben Scharfsinn antworten: p befinde sich im Uebrigen in allen Fällen ganz gleich und ihr Unterschied bestehe eben nur in der Thatsache, daß die Erfüllung, von der es selber nichts leidet, entweder durch x oder durch z ausgeführt werde. Da außerdem alles dies eben so gut von q wie von p gilt, so kann ich dieser Wiederholung nur die Wiederholung des andern Gedankens entgegensetzen, daß dieser ganze angebliche Thatbestand mir im Sein unbegreiflich ist und nur begreiflich im Denken eines Beobachters, der, wie ich erwähnte, p von q zu unterscheiden und jetzt entweder x oder z mit p oder q, und nicht anders, zu combiniren Grund hat. Sei endlich pq die Entfernung zwischen den realen Elementen x und z, welche die Punkte p und q erfüllen, so halten wir ja in der weiteren Betrachtung der Dinge diese Localisirung nicht für bedeutungslos; nach der Größe der Entfernung glauben wir vielmehr die Intensität der Wirkung bedingt, welche x und z austauschen; sie könnten sich aber in ihrem Thun nicht nach dieser veränderlichen Entfernung richten, wenn ihnen dieselbe nicht bemerklich würde; wie sollen wir dies denken? In den Punkten p und q ist doch die Entfernung pq nicht, sondern zwischen ihnen; dächten wir uns nun, der leere Punkt q sei in p durch irgend eine Wirkung repräsentirt, die er auf ihn ausübe, und deshalb sei auch die Entfernung pq immer

für p, folglich, obgleich ich den Grund dieſer Folgerung nicht einſehe, auch für das x in p etwas Gegenwärtiges und ſein Verhalten Beſtimmendes, ſo würde doch dies von jedem andern leeren Punkte q oder r ebenſo gelten; ſie alle wären in p repräſentirt, ſie alle würden folglich auch das Verhalten des x in p mit gleichem Rechte beſtimmen; ein Vorrang des Punktes q, in welchem ſich jetzt das reale Element x befindet, würde nur von dieſem abhängen können und darauf beruhen müſſen, daß allerdings der leere Punkt q durch ſeine Erfüllung eine Veränderung ſeines Zuſtandes erleidet, ſie durch q p auf q fortleitet und dort auf das Element x überträgt, eine Wechſelwirkung des Realen und des Leeren, die ebenſowenig zu vermeiden als zu begreifen ſein würde. Man könnte noch fortfahren, aber ich ſchließe in der Hoffnung, daß die Menge der Abenteuerlichkeiten, in die man ſich verwickeln würde, von der Undenkbarkeit der ſcheinbar ſo einfachen Annahme der eignen Exiſtenz des Raumes und des Seins der Dinge in ihm überzeugt habe.

116. Die entgegengeſetzte Anſicht, die ich hier vertrete, führt auf eine Reihe von Aufgaben, welche ich hier noch nicht zu behandeln unternehme; es reicht jetzt hin, ihren Sinn ſo weit zu characteriſiren, als nöthig iſt, um die Zuläſſigkeit jener Anſicht im Allgemeinen zu verdeutlichen. Man kann zunächſt ſich ſo ausdrücken, daß man ein Syſtem unräumlicher unanſchaulicher und nur intelligibler Beziehungen zwiſchen den realen Elementen als die Thatſache betrachtet, welche wirklich unſeren räumlichen Anſchauungen zu Grunde liegt; erfolgt die Ueberſetzung dieſer objectiven Verhältniſſe in die ſubjective Sprache unſers Anſchauens, ſo entſpricht jedem von ihnen eine beſtimmte räumliche Vorſtellung mit Ausſchluß jeder anderen. Ich würde vermeiden, dieſes Syſtem von Relationen einen intelligiblen Raum zu nennen und in Ueberlegungen darüber einzugehen, ob es dem ſinnlich von uns vorgeſtellten Raume ähnlich oder unähnlich ſei; von der anderen Ueberzeugung gehe ich vielmehr aus, daß keine Aehnlichkeit zwiſchen beiden beſtehe, durch welche alle die Schwierigkeiten, die wir in der Wirklichkeit des leeren Raumes fanden, wieder auf die Wirklichkeit dieſes neuen Thatbeſtandes übergetragen werden würden. Es iſt jedoch nun nicht mehr der Mühe werth, bei der Vorſtellung eines ſolchen Beziehungsſyſtems ſtehen zu bleiben, die nur ein vor-

läufiger kurzer Ausdruck der Sache ſein konnte: wir kehren jetzt zu unſeren früher geäußerten Ueberzeugungen zurück: überhaupt nicht Beziehungen, weder räumliche noch intelligible, zwiſchen den Dingen, ſondern nur unmittelbare Wechſelwirkungen, welche die Dinge von einander als innere Zuſtände in ſich ſelbſt erfahren, bilden die wirkliche Thatſache, deren Wahrnehmung von uns zu einer räumlichen Erſcheinung ausgeſponnen wird. Sind P und Q zwei reale Elemente, jedes für ſich gedacht, und bezeichnen wir durch $P\varkappa$ und $Q\varrho$ dieſelben in den inneren Zuſtänden, welche ſie durch eine augenblickliche Wechſelwirkung erleiden, ſo liegt in dieſen Zuſtänden der Grund, warum P und Q, oder jetzt $P\varkappa$ und $Q\varrho$ in unſerer Anſchauung an den Orten p und q, getrennt durch die Entfernung pq erſcheinen. Es bedarf übrigens kaum der Bemerkung, daß die bloße Thatſache dieſer zwiſchen P und Q beſtehenden Wechſelwirkung nicht für ſich ſelbſt, ſondern nur dadurch unſere Anſchauung begründen kann, daß P und Q auch auf uns wirken und zwar daß beide, gemäß ihren augenblicklichen Zuſtänden $\varkappa$ und ϱ jetzt anders auf uns wirken, als ſie in dem Augenblicke einer anderen Wechſelwirkung zwiſchen ihnen gethan hätten. Das Zuſammenkommen dieſer beiden Wirkungen in unſerem Bewußtſein erzeugt vermöge der Einheit deſſelben die Möglichkeit überhaupt, daß eine Vergleichung und Beziehung beider auf einander ſtattfinde, vermöge der beſonderen Natur unſers Bewußtſeins aber die Nothwendigkeit, daß das Ergebniß dieſer Vergleichung unter der Geſtalt einer räumlichen Entfernung zur Anſchauung kommt; endlich die Größe der Differenz, die zwiſchen beiden Einwirkungen auf uns empfunden wird, beſtimmt, kurz geſagt, den Geſichtswinkel, um welchen für uns die Eindrücke der beiden Elemente auseinandertreten. So ſchließt dieſe Theorie ſich einer allgemeineren Tendenz an, die ich im Widerſpruche mit einer herrſchenden Neigung des philoſophiſchen Zeitgeiſtes verfolge: auf die lebendigen Wirkſamkeiten der Dinge iſt überall zurückzugehen und ſie ſind als die erzeugenden Gründe alles Deſſen anzuſehen, was wir als äußere Relation zwiſchen ihnen anſehen und eigentlich nur ſprachlich ſo bezeichnen, aber nicht im Ernſt als für ſich beſtehende Wirklichkeit denken können; ich beklage, daß dem entgegengeſetzt das Beſtreben ſich immer mehr ausbreitet, Alles, was geſchieht, als Product vorher beſtehender und ſich

ändernder Relationen aufzufassen und zu übersehen, daß zuletzt doch nur die lebendige innerliche Erregbarkeit und Thätigkeit der Dinge es ist, die von jenen Relationen, selbst wenn sie für sich bestehen könnten, Nutzen ziehen und an die eine von ihnen einen anderen Erfolg als an die andere würde knüpfen können.

117. Zur Erläuterung und zugleich zu einiger Warnung füge ich noch Folgendes hinzu. Wäre die Anordnung der wahrnehmbaren Dinge im Raume immer dieselbe, so könnten wir sie als das Bild einer systematischen Ordnung denken, in welcher jedes Element vermöge des Begriffes seiner Natur seine bestimmte Stelle verlangte. Es würde nicht nöthig sein, daß diejenigen Elemente, welche die größere Aehnlichkeit ihrer Natur darböten, auch im Raume in engerer Nachbarschaft, das Unähnliche durch größere Entfernung geschieden aufträte; der Gesammtsinn jenes M, das in der gleichzeitig verbundenen Mannigfaltigkeit von Dingen sich verwirklicht, könnte leicht eine Vielheit einander durchkreuzender Beziehungen oder Wechselwirkungen zwischen ihnen so verlangen, daß ähnliche Elemente an sehr verschiedenen Stellen des ganzen Systems als nothwendige Beziehungspunkte wiederholt auftreten, sehr unähnliche dagegen als einander nächstbedingende zusammenstehen müßten. Die Beweglichkeit der Dinge macht es überflüssig, auf diesen Gedanken weiter einzugehen: die Gründe der Oertlichkeit liegen offenbar nicht in der Natur der Dinge allein, sondern in Etwas, was ihnen, verträglich mit dieser Natur, aber nicht durch sie allein bedingt, veränderlich zustößt. Dies könnte auf den Gedanken führen, es sei einfach die Intensität der eben bestehenden Wechselwirkung, wornach die scheinbare räumliche Lage der Dinge sich richtet; sei es nun, daß man in allen Dingen ein der Art nach gleiches und nur nach seiner Größe variables Geschehen voraussetzt, oder sei es, daß man die inneren Zustände, in welche die Dinge durch ihre Wechselwirkung gerathen, zwar als artverschieden jedoch als so vergleichbar betrachtet, daß ihre Wirksamkeiten nach außen als Grade eines und desselben Wirkens berechenbar wären. Hiergegen würde die Beobachtung keinen Einwand bilden, daß oft im Raume sich nächstbenachbart Elemente zeigen, die völlig gleichgültig gegen einander scheinen, während entfernte eine lebhafte Wirkung auf einander verrathen. Man darf kein Element aus seinem

Zusammenhang mit allen übrigen und keinen seiner Zustände aus der Verkettung mit früheren reißen; die benachbarten gleichgültigen finden sich zusammen, nicht weil sie einander fordern, sondern weil ihre Beziehungen zu allen übrigen ihnen jeden andern Ort versagen und nur diesen als unwidersprochenen übrig lassen; die entfernten wirken mächtig auf einander, weil der niemals ruhende Strom des Geschehens durch Gegenwirkungen den Zustand verhindert hat, zu dem sie jetzt hinstreben. Allein es ist nicht meine Absicht, dies weiter zu führen und zu zeigen, durch welche Gedanken im Allgemeinen unsere Ansicht über den Raum sich mit den einzelnen Thatsachen des Naturlaufs vereinigen läßt. Die folgenden Abschnitte werden uns zu diesem Versuche nöthigen; allein sie würden viele Erwartungen völlig täuschen, wenn ich nicht voraus schon gestände, daß die Theorie von einem phänomenalen Raume in der Aufklärung der allgemeinsten Naturverhältnisse sich keineswegs durch Leichtigkeit und Uebersichtlichkeit vor der gewöhnlichen Ansicht auszeichnen wird; im Gegentheil: zum Zweck der Klarheit und Anschaulichkeit hat uns unsere geistige Natur eben die letztere geschenkt. Aber ich bestehe auch darauf, daß sie gar nicht mit Rücksicht auf den zu gewährenden Nutzen, sondern einfach deswegen aufgestellt worden ist, weil sie an sich selbst nothwendig ist, gleichviel wie sehr sie am Ende die Untersuchung im Einzelnen sogar erschweren würde, falls man genöthigt wäre, sie bei jedem Schritte ausdrücklich im Auge zu behalten. Daß wir hierzu nicht gezwungen sind, wird sich später zeigen; jetzt behaupte ich mit der ganzen Hartnäckigkeit eines Philosophen, daß zuerst Das gelten muß, was wir an sich im Denken nothwendig finden, mag alles Uebrige biegen oder brechen; auf keinen Fall dürfen wir andere Hypothesen, die für den Gebrauch bequem sind und diesem deshalb nicht entzogen werden sollen, als definitive Wahrheit betrachten, wenn sie an sich so undenkbar sind wie diese unbestimmbare Art der Wirklichkeit, welche die gewöhnliche Ansicht dem leeren Raume zuschreibt.

Zweites Kapitel.

Deductionen des Raumes.

118. Zu den häufigsten Unternehmungen der modernen Philosophie gehören Versuche zur Ableitung des Raumes; sie sind in verschiedenem Sinne gemacht worden. Idealistische Ansichten, überzeugt davon, daß Nichts sein und geschehen könne, ohne von dem höchsten Gedanken, der die Wirklichkeit beherrscht, gefordert zu werden, hatten das natürliche Interesse, zu zeigen, daß der Raum so sein müsse, wie er ist, oder so vorgestellt werden, wie er vorgestellt wird, weil er nur so die ihm aufgetragene Aufgabe zu erfüllen im Stande sei. So selbstverständlich im Grunde diese Ueberzeugung ist, daß Alles in der Welt sinnvoll zusammengehöre, so gering ist aus begreiflichen Gründen ihre Fruchtbarkeit für den wirklichen Nachweis dieser Zusammengehörigkeit; auch die Ableitung des Raumes hat kaum Ergebnisse geliefert, bei denen zu verweilen nöthig wäre. Die Solidarität des gesammten Weltinhaltes vertrat am Anfang der neueren Philosophie Spinoza, aber auf eine Weise, welche eine Deduction des Raumes vielmehr ausschloß als begünstigte. Eine etwas unklare Schwärmerei für den Begriff des Unendlichen und für alles das, was neben dem formalen logischen Scharfsinn auch eine Werth suchende Phantasie Großes und Unaussprechliches in diesen Ausdruck concentriren konnte, hatte ihn veranlaßt, von unendlich vielen Attributen seiner einen unendlichen Substanz zu sprechen, und sie ihre ewige Natur durch Modificationen eines jeden derselben zum Ausdruck bringen zu lassen. In unsere menschliche Erfahrung freilich falle von ihnen allen nur das Bewußtsein und die Ausdehnung, die beiden klaren Grundbegriffe, unter die Descartes den Gesammtinhalt

der Welt vertheilt hatte; auf sie allein nimmt daher der Fortgang der spinozistischen Philosophie Rücksicht. Aber es bleibt bei dem, was vorher über alle Attribute behauptet worden war: jedes von ihnen beruht ganz auf sich selbst und kann nur durch sich selbst von uns begriffen werden; ausdrücklich wird hinzugefügt: überall sei es zwar die eine und selbe Substanz, die ihr eines Wesen sowohl in Formen der Ausdehnung wie in Formen des Denkens ausdrücke, aber die Gestalt, die sie sich in dem einen dieser Attribute gebe, lasse sich nie aus derjenigen ableiten, welche sie in dem anderen angenommen. Damit ist also jeder Versuch abgeschnitten, die Eigenschaften des Raumes aus Etwas abzuleiten, was nicht Raum ist; zugleich aber werden Bewußtsein und Ausdehnung als gleichwerthige Thätigkeitsweisen des Absoluten betrachtet; indem es sich ausdehnt, vollbringt es eben so gut eine positive Leistung, als indem es Formen des Bewußtseins setzt; keine dieser Thätigkeiten ist nur Consequenz oder Schein der andern.

119. Diese Gedanken haben bei Schelling nachgewirkt. Nachdem Kant zwischen den Dingen an sich und den räumlichen Erscheinungen keinen verständlichen Zusammenhang übrig gelassen, war der Versuch der Wiederherstellung des Raumes zu einer Art objectiver Gültigkeit natürlich. Darf man die vielen kleinen Wandelungen, welche Schellings Ansichten erfahren, hier ausgleichen, so wird Folgendes eine ziemlich beständige Gedankenreihe in ihm gewesen sein. Der leere Raum ist auch für ihn nur das subjective Vorstellungsbild, das unserer anschauenden Phantasie übrig bleibt, wenn sie von der Bestimmtheit des Realen in ihm, der Materie, absieht; er geht nicht, als ein erstes Erzeugniß des Absoluten, der Hervorbringung des in ihm zu Verwirklichenden voran, sondern die Materie selbst ist dieses erste Erzeugniß und nur an ihr ist die räumliche Ausdehnung wirklich, an ihr aber auch in der That wirklich und nicht blos eine subjective Auffassungsweise des Beobachters. Wie es zur Schöpfung der Materie komme, kann hier dahingestellt bleiben; im Ganzen begreift man leicht, wie das Verlangen, den in der Erfahrung gegebenen Unterschied der materiellen und der geistigen Welt aus einer und derselben Wurzel zu erklären, dahin führen konnte, dieser gesuchten Wurzel,- dem Absoluten, die characteristischen Prä-

dicate beider Welten als bereits vorhandene abzusprechen, zugleich aber in der so entstandenen völligen Unbestimmtheit dieser absoluten Identität zwei ewig mit einander bestehende Triebe Tendenzen oder Factoren zu denken, aus denen das Ausgelöschte wieder entstehen konnte. Die verschiedenen Ausdrücke sind von einigem Interesse, deren sich Schelling zu ihrer Bezeichnung bedient: dem realen objectiven productiven Factor, welcher das Unendliche ins Endliche hineinbildet, setzt er den idealen subjectiven begrenzenden entgegen, der das Endliche in das Unendliche zurückbildet: der erste ist es, dessen überwiegendes Walten die Natur, der zweite der, welcher die geistige Welt erzeugt; beide freilich so unauflöslich verbunden, daß keiner seine Producte ohne Mitwirkung und bestimmende Theilnahme des andern hervorbringt. An eine eigentliche Deduction des Raumes ist hiernach nicht zu denken; gleichwohl scheint mir in der Gleichstellung der erwähnten Bezeichnungen eine Hindeutung auf den Grund zu liegen, welcher die raumerzeugende Thätigkeit des Absoluten unentbehrlich für seinen Begriff erscheinen ließ: es wurde fühlbar, daß nicht blos aus der Leere der absoluten Identität Nichts entspringen kann, sondern daß auch die Bestimmungen, die man in ihr als blos ideale hätte enthalten glauben können, so lange unerfüllbare Aufgaben bleiben, bis vor allem etwas Gegebenes Inhaltvolles Anschauliches vorhanden ist, das sie selbst nie erzeugen können, an dem allein sie aber als Formen seiner Verhältnisse Wirklichkeit haben würden. Mit einiger Reminiscenz an Kants Construction der Materie aus expansiven und contrahirenden Kräften läßt daher Schelling den einen productiven Factor vor allen Dingen für die Schöpfung dessen sorgen, was der ideale nur zu formen und zu begrenzen hat, und nur durch die Thätigkeit des ersten wird das real, was der zweite immer nur ideal verlangen würde; selbst die wirkliche Form, die das Erzeugniß annimmt, ist durch den Character des productiven bestimmt, denn nur dieser Character wird zur Erzeugung der in ihm möglichen Gestalten durch den anderen beschränkt und geleitet.

120. Die Unbestimmtheit der absoluten Identität ist bei Hegel nicht mehr vorhanden; auch die Stellung der beiden Factoren hat sich verändert; das ausgebreitete Gedankensystem seiner Logik können wir als die Interpretation dessen ansehen, was der ideale Factor, jetzt

der nächste und ursprünglichste Ausdruck des Absoluten, verlangt; das Bewußtsein, wie sehr alle diese Bestimmungen Das voraussetzen und postuliren, als dessen Bestimmungen sie erst Wirklichkeit haben könnten, erscheint als das Drängen des idealen Factors oder der bisher nur logischen Idee, in ihr Andersein überzugehen, d. h. in jene Anschaulichkeit, die nur in Formen der Verknüpfung einer außer einander befindlichen Mannigfaltigkeit möglich ist. Daher erzeugt die logische Idee, als solche sich aufhebend, den Raum als „die abstracte Allgemeinheit ihres Außersichseins". „Indem, sagt Hegel hier (Naturphilosophie in SW. Bd. VII. S. 47), unser Verfahren dies ist, nach Feststellung des durch den Begriff nothwendigen Gedankens, zu fragen, wie er in unserer Vorstellung aussehe: so ist die weitere Behauptung, daß dem Gedanken des reinen Außersichseins in der Anschauung der Raum entspreche. Irren wir uns auch hier, so ginge dies nicht gegen die Wahrheit unsers Gedankens." Diese merkwürdige Stelle führe ich an, um die Schranke zu bezeichnen, welche alle speculativen Raumconstructionen dieser Art niemals überschreiten. Sie können allenfalls aus dem Gedanken, durch den sie den höchsten Weltzweck ausdrücken zu können glauben, auf allgemeine Weise ein gewisses Postulat herleiten, das erfüllt sein muß, wenn jener Zweck erfüllt werden soll; wie aber Dasjenige aussehen werde, was wirklich dieses Postulat befriedigt, sind sie nicht im Stande mitabzuleiten. Hegel gibt dies hier zu; indem er den Raum für das gesuchte Princip der Aeußerlichkeit erklärt, meint er ein Räthsel gelöst zu haben durch freies Errathen; die Lösung könne sogar falsch sein, aber die Aufgabe bleibe bestehen. Ganz ähnlich sagt Weiße (Metaphysik S. 317): „jene Urqualität des Seienden, deren Begriff dadurch entsteht, daß durch die specifische Dreiheit die quantitative Unendlichkeit zur qualitativen specificirt wird, ist — der Raum;" nur daß er, obgleich ausdrücklich durch einen Gedankenstrich Räthsel und Auflösung trennend, doch die letztere für eine sprunglose Deduction des anschaulichen Raumes aus seinem abstract und dunkel ausgedrückten Postulate ansieht. Es wird nie anders sein können: nachdem man einerseits gewisse abstracte Forderungen glaubt stellen zu dürfen, welche die Wirklichkeit befriedigen müsse, und nachdem man anderseits den Raum kennt, ist es möglich beide zusammenzustellen und zu zeigen,

daß er, so wie er ist, diesen Forderungen genugthut. Aber es ist unmöglich, den Beweis zu führen, daß eben nur er, und nicht irgend eine andere Form, ihnen genugthun könne; es bleibt bei einer speculativen Interpretation des Raumes und jede Deduction desselben ist auf diesem Wege unmöglich. Man sollte denken, daß das, was Hegel äußert, ihn unmittelbar der Ansicht von der bloßen Phänomenalität der Raumvorstellung geneigt machen müßte; aus dem, was er weiter hinzufügt, kann jedoch Niemand über seine eigentliche Meinung klug werden; im Allgemeinen haben die Ansichten dieser Richtung an der Ausdehnung als einer wirklichen Energie des Absoluten festgehalten.

121. Die philosophischen Constructionen hätten nun die weitere Pflicht gehabt, nicht nur im Ganzen und Großen den Raum, sondern auch jede der Eigenschaften, durch welche die Geometrie ihn characterisirt, als nothwendige Folge idealer Aufgaben nachzuweisen. Es sind leichte und selbstverständliche Versuche gemacht worden, unendliche Theilbarkeit und Gleichartigkeit der unendlichen Ausdehnung als Vorbedingungen dessen zu fassen, was die Idee innerhalb des Raumes verwirklichen will, aber die meisten und unglücklichsten Anstrengungen haben den drei Dimensionen gegolten. Zweierlei ist mir an diesen unzähligen Versuchen immer unbegreiflich geblieben. Zuerst die völlige Nichtberücksichtigung des Umstandes, daß der Raum zunächst doch von jedem seiner Punkte aus unzählige Richtungen hat und daß die Beschränkung ihrer Anzahl auf drei nur unter der hinzugefügten Bedingung statthaft ist, daß jede auf den beiden anderen senkrecht stehen soll. Nebengründe, die sich für Geometrie und Mechanik von selbst verstehen, haben freilich dazu geführt, Dimensionen, welche diese Bedingung erfüllen, vorzugsweis und stillschweigend zu meinen, sobald von Dimensionen des Raumes überhaupt die Rede ist; die philosophischen Deductionen aber verfahren so, als käme es nur auf Dreiheit überhaupt an und als sei es nicht nöthig, in den abstracten Voraussetzungen, aus denen die Ableitung des Raumes erfolgen soll, auch einen speciellen Grund für die Rechtwinkligkeit der Dimensionen aufzuweisen, welche drei irgendwie unterschiedenen ideellen Momenten entsprechen sollen. Das andere, was ich nicht verstehe, ist die Vornehmheit, mit welcher man jeden mehr mathe-

matisch gearteten Nachweis, daß eine vierte senkrechte Dimension mit einer der drei anderen unvermeidlich zusammenfalle, als eine äußerliche unphilosophische Beweisführung abzulehnen pflegte. Im Gegentheil, wenn man einmal glaubte abgeleitet zu haben, daß gewisse abstract postulirte Beziehungen die Gestalt von Linien und Winkeln zwischen ihnen annehmen mußten, so scheint mir die richtige philosophische Weise des Fortgangs eben in dem Nachweise zu bestehen, daß durch diese einmal vorhandenen Elementarformen des Raumes über seine ganze mögliche Structur vollkommen entschieden ist. Als ein gesetzliches Ganze kann er nur diejenigen Eigenschaften haben, die ihm die Beziehungen seiner Theile verschaffen; sollen seine Eigenschaften außerdem gewissen idealen Verhältnissen entsprechen, so wäre zu zeigen gewesen, daß zu dieser Correspondenz eben jene räumlichen Urverhältnisse nöthig waren, aus denen sie als unvermeidliches Ergebniß hervorgehen mußte. Es ist indessen nicht der Mühe werth, weitläuftiger auf diese mißglückten Unternehmungen einzugehen, die nicht mehr im Geschmacke der Zeit liegen und hoffentlich sich nicht erneuern werden.

122. Viel länger werden unsere Aufmerksamkeit andere Untersuchungen fesseln, die man zuweilen mit Unrecht unter dem Namen psychologischer Raumdeductionen zusammenfaßt. Sie würden unter diesem Titel hier noch nicht zu erwähnen sein; allein sie behandeln ausführlich oder berühren nebenbei drei verschiedene Fragen, deren vollständige Sonderung mir unerläßlich scheint. Wirklich der Psychologie würde, wenn sie lösbar wäre, die erste angehören: worauf es beruhe, daß die Seele die mannigfaltigen Eindrücke, welche sie von den Dingen empfängt, und welche zunächst nur unräumliche Zustände ihres eignen Leidens sein können, überhaupt unter der Form eines räumlichen Nebeneinander anzuschauen genöthigt ist. Nur in der eigenthümlichen Natur der Seele würde man den Grund dieser wunderbaren Transfiguration finden können, allein man wird ihn niemals finden: diese Frage ist eben so völlig unbeantwortbar als die andere, wodurch es geschehe, daß die Seele die Einwirkungen, welche sie durch Licht- und Schallschwingungen unter der Vermittlung der Sinne erfährt, in der Form von Leuchten und Klingen zum Bewußtsein bringt. Es ist wichtig, sich klar zu machen, daß beide

Fragen von ganz gleicher Natur sind, und daß die Beantwortung der ersten nicht nothwendiger und nicht möglicher ist, als die der zweiten, die man längst aufgegeben hat: jeder Versuch, diesen elementaren und allgemeinen Character der räumlichen Vorstellungen, das Nebeneinander, das uns in Gestalt einer Raumlinie erscheint, aus irgend welchen abstracten Verhältnissen noch unräumlicher Art zwischen psychischen Affectionen abzuleiten, hat stets nur zu Subreptionen geführt, welche den Raum, der sich so nicht machen läßt, an irgend einer Stelle der Deduction als unmotivirte Zugabe einmischten. Wenn man dagegen Fähigkeit und Nöthigung der Seele als gegeben voraussetzt, unräumlich Mannigfaches räumlich aufzufassen, so entsteht die zweite Aufgabe, die ich für lösbar obgleich noch lange nicht für gelöst halte: welches Mannigfache, da sie es doch nicht mit allem thut, bringt die Seele in diese ihr eigenthümliche Form der Auffassung? und unter welchen Bedingungen, durch welche Hülfsmittel unterstützt oder welchem Leitfaden folgend verknüpft sie ihre jedesmaligen einzelnen Eindrücke in der bestimmten räumlichen Lage, in welcher sie uns als die entsprechenden Bilder äußerer Gegenstände gelten? Da jede Wahrnehmung dieses veränderlichen Mannigfaltigen nur durch Vermittlung der Sinne geschieht, so gehört die Auflösung dieser Frage nach der Localisation der Empfindungen ganzlich jenem Theile der Psychologie an, welcher den Zusammenhang der Empfindungen und die Associationen ihrer Erinnerungsbilder untersucht, die theils durch das Zusammenwirken der Nervenerregungen, theils durch die beziehende Thätigkeit des Bewußtseins verursacht werden. Es bleibt eine dritte Frage zurück: die nach jener geometrischen Structur der Ausdehnung, welche entsteht, wenn wir alle die Folgen entwickeln, die der gegebene Character jenes ursprünglichen Nebeneinander nothwendig macht oder zuläßt, und die nun erst das Ganze des Raumbildes vollendet, in dessen immer auf gleiche Weise gegebene Umfassung wir die verschiedenen Eindrücke der Wahrnehmung einzuordnen genöthigt sind. Diese Untersuchung hat die Mathematik, welcher sie zufiel, bisher in rein logischem Sinne geführt; ohne Rücksicht auf das Spiel der psychischen Thätigkeiten, durch welche in dem einzelnen erkennenden Subject die Einsicht in die Wahrheit ihrer aufeinanderfolgenden Sätze herbeigeführt wird,

ein Spiel von dem wir neuerdings viel zu wissen glauben und in der That Nichts wissen, hat sie die Ueberzeugung von jener Wahrheit einzig an die sachliche Consequenz geknüpft, mit welcher gegebene Prämissen ihre Folge verlangen. Geben aber ließ sie sich sowohl die einzelnen Prämissen als diejenige Verbindung derselben, auf welcher die zu ziehende Folge beruhen soll, einfach durch Das, was sie Anschauung nennte. Auch mit diesem Namen konnte man nicht eine psychische Thätigkeit zu bezeichnen meinen, von der man eine bestimmte characteristische Art ihres Verfahrens hätte nachweisen können; jeder aufrichtige Versuch, zu sagen, was die Anschauung thue, wird vielmehr in dem Bekenntniß endigen, daß sie eben Nichts thut, daß gar keine Arbeit und keine Verfahrungsweise sichtbar ist, durch welche sie ihren Inhalt erst hervorbrächte, daß sie im Gegentheil nur die unmittelbare, in ihrer psychischen Begründung völlig unbekannte Empfänglichkeit ist, die ihres Gegenstandes und seiner eigenthümlichen Natur inne wird. Eine Untersuchung kann natürlich nicht beginnen, ehe der Inhalt gegeben ist, auf den sie sich beziehen soll; aber auch nachdem er da ist, wird sie nur darin bestehen, daß alle die Einzelheiten, die nicht auf einmal in die Richtung unsers geistigen Blickes fallen, nach und nach dieser Empfänglichkeit dargeboten und ihre Unterschiede oder Aehnlichkeiten durch Kennzeichen fixirt werden, welche eine Uebertragung des von der Anschauung über sie gefällten Urtheils von der einen auf die andere und eine regelmäßige Verknüpfung aller möglich machen. Aber auf Das, was hierüber zu sagen unerläßlich sein wird, komme ich später zurück; ich füge jetzt nur hinzu, daß die Euklidische Geometrie, die auf diese Weise entstand, unangefochten bleiben konnte, so lange an der naiven Annahme von der objectiven Geltung des Raumes nicht gezweifelt war, und man in ihm wenn nicht ein Reales so doch die wirkliche und eigene Form des Realen vor sich zu haben glaubte. Nicht allein, wie sich zeigen wird, aber hauptsächlich der neue Gedanke, in ihm nur eine subjective Anschauungsweise zu sehen, hat diese arglose Sicherheit gestört und die Fragen erweckt, wie viel wir denn eigentlich über die Sachen Wahres durch diese Form der Auffassung erfahren; ob es nicht andere Arten der Anschauung geben könne, die über die Dinge Dasselbe besser oder uns noch ganz unbekanntes Andere lehren dürften; ob nicht endlich

das Ganze unserer räumlichen Anschauungen unvollständig, vielleicht mit inneren Widersprüchen behaftet sei, die uns entgehen, weil uns die empirischen Anregungen fehlen, welche sie zu Tage bringen könnten. Die Mannigfaltigkeit der in diesen Beziehungen geäußerten Meinungen nöthigt mich, in der Metaphysik auf die innere geometrische Natur des Raumes einzugehen und ich mache den Anfang dazu durch ein sehr unumwundenes Geständniß. Ich kann mich durchaus nicht überreden, daß Viele meiner Fachgenossen, welche auf die neuen Theorien beifällig eingehen, wirklich Das so sehr leicht verstehen, was mir ganz unverständlich ist; ich fürchte, daß sie aus Schüchternheit ihres Amtes nicht warten und auf diesem Grenzgebiete zwischen Mathematik und Philosophie die schweren Bedenken nicht gelten machen, welche sie im Namen der letzteren gegen manche mathematische Speculation der Gegenwart erheben sollten. Ich werde diesem Verfahren nicht folgen; indem ich im Gegentheil aufrichtig ausspreche, daß mir das Ganze dieser Speculation nur ein einziger großer und zusammenhängender Irrthum scheint, will ich gern dem Tadel eines völligen Mißverständnisses mich aussetzen, wenn meine Bemerkungen so glücklich sein sollten, eine entscheidende und gründliche Widerlegung hervorzurufen.

123. Ich beginne mit der nächsten Folgerung, zu welcher uns die Ansicht einladet, der Raum sei nur die subjective Auffassungsform, welche aus der Natur unserer Seele, obgleich unableitbar für uns, sich entwickelt. Nichts hindert uns dann, die Naturen vorstellender Wesen in sehr weiten Grenzen verschieden zu denken und jeder dieser Gattungen eine ihr eigenthümliche Auffassungsart zuzutrauen, welche sie, wie man zu sagen pflegt, ihren künftigen Wahrnehmungen entgegenbringe. Indessen haben wir uns überzeugt, wie wenig den Seelen solche Formen helfen könnten, wenn sie nur ihre subjective Manier des Benehmens und ohne alle Commensurabilität mit den Dingen wären. Ueberhaupt würden die Dinge sich nicht in Netzen fangen, deren Maschen nicht für sie passen, und noch viel weniger gäbe es einen Bestimmungsgrund, der sie nöthigen könnte, die eine Stelle ihres Eintritts einer anderen vorzuziehen. Wir müssen daher nothwendig das Verhältniß mit in Betracht nehmen, in welchem die Formen der Auffassung zu den Objecten stehen sollen, deren sie

sich zu bemächtigen haben. Folgende Fälle werden dann zu unterscheiden sein. Nennen wir X und Z zwei jener von unserem Raume R verschiedenen Anschauungsweisen, welche wir freigebig zwei andersorganisirten Gattungen vorstellender Wesen zutrauen, so würden wir in der Annahme derselben so lange gar keine Schwierigkeit finden, als wir auch die Welten, zu deren Wahrnehmung sie dienen sollen, als verschieden von der Welt M, die unserer Erfahrung zugänglich ist, aber als so geartet dächten, daß sie die Auffassung in den Formen X und Z ebenso leicht gestatteten, wie die Welt M uns ihre Auffassung in der Form des Raumes R erlaubt. Allein diese Annahme würde uns wenig reizen; ohne inneren Widerspruch, ja eigentlich eine bloße Tautologie, hat sie gar keinen Zusammenhang mit dem Gegenstande unserer Zweifel; das Interesse unserer Frage beruht ganz auf der andern Voraussetzung: dieselbe Welt M, die wir in dem Rahmen des Euklidischen Raumes R eingeschlossen vorstellen, erscheine andern geistigen Wesen in den völlig andersgearteten Totalformen X oder Z. Auch unter dieser Voraussetzung sind noch zwei Fälle zu sondern. Die Wechselwirkungen, welche die Dinge dieser Welt M untereinander austauschen, mögen höchst mannigfach sein und es ist weder nothwendig noch glaublich, daß sie nur in solchen bestehen, welche uns veranlassen, ihnen gemäß die Dinge in räumliche Verhältnisse zu localisiren; Vieles im Gegentheil kann in ihrem Innern vorgehen, ohne in ihrer räumlichen Erscheinung, selbst mit Hülfe der Bewegung, einen Ausdruck finden zu können. Daher bleibt die Alternative: entweder jene Anschauungsformen X und Z bilden Verhältnisse der Dinge ab, welche in unserem Raume R nicht darstellbar sind und nicht vorkommen, und über diese Annahme können wir kein entscheidendes Urtheil haben, sondern nur eine Vermuthung, die ich gleich nachher äußern will; oder wir behaupten: dieselben Relationen der Dinge, die uns als Verhältnisse im Raume R erscheinen, seien anderen Wesen unter den abweichenden Anschauungsweisen X oder Z zugänglich; und hierüber wird etwas Bestimmteres zu sagen sein.

124. Beginnen wir mit dem ersten. Mit Recht kann man die Vorstellung des Raumes R dem allgemeineren Begriffe eines Ordnungssystems leerer Plätze unterordnen, innerhalb dessen das gegen-

seitige Verhältniß je zweier Glieder durch eine Anzahl n von Beziehungen beider zu anderen völlig bestimmt ist. Nichts hindert auch, so lange nicht andere Forderungen hinzutreten, an mancherlei Arten dieses Allgemeinbegriffs zu denken, in denen die wechselseitige Bestimmung der Glieder nach andern als den für den Raum R gültigen Regeln geschähe, oder eine größere oder kleinere Anzahl von Bedingungen, als in ihm, erforderte. Es scheint mir jedoch nicht ersprießlich, zur weiteren Verdeutlichung solcher Gedanken auf die bekannten Versuche zu verweisen, welche die Mannigfaltigkeit der Tonempfindungen mit Rücksicht auf Stärke Höhe Klangfarbe und harmonische Verwandtschaft, oder die Vielheit der Farben mit ähnlichen Absichten anschaulich anordnen möchten. Nichts ist freilich gewisser, als daß hier Beziehungen der anzuordnenden Glieder vorliegen, zu deren adäquater Darstellung der Raum R nicht geschickt ist; aber Nichts halte ich zugleich für zweifelhafter, als die zum Troste verstohlen oder ausdrücklich mitgedachte Möglichkeit anderer Anschauungsformen X oder Z, welche anders gearteten Wesen die uns unausführbare Leistung gestatteten. Ueber beide Theile meiner Behauptung muß ich ausführlicher sein.

125. Wir können nach zunehmender Höhe die Töne in eine grade Linie reihen; da aber bis in die Mitte der Octave wachsende Entfremdung von dem Character des Grundtons, von dort an Wiederannäherung an ihn stattzufinden scheint, so können wir mit Rücksicht hierauf noch anschaulicher die Töne mit Drobisch in eine Schraubenlinie ordnen, die nach jedem einer Octave entsprechenden Umgange senkrecht über ihrer Ausgangsstelle wieder anlangt. Dabei wüßten wir aber, daß Dies alles, so wie jeder passende Einfall, den man noch hinzufügte, symbolische Construction bleibt, daß die Töne nicht in dem Raume sind, in den wir sie zur Bequemlichkeit unserer Anschauung vertheilen, und daß das Fortschrittselement Δh der Höhe h das Element Δr einer Raumlinie r nicht ist, dem wir es für den Zweck unserer Anschauung gleichsetzen. Dieses Zugeständniß verweigert Niemand; aber grade in ihm finde ich gleichwohl den Grund meiner Bedenken noch nicht. Nachdem ich bisher die nur phänomenale Natur des Raumes behauptet habe, bedeutet für mich der Unterschied nichts mehr, nach welchem die Dinge im Raume sein, die Töne aber nur

ſymboliſch in ihn projicirt werden ſollen. Den Dingen geſchieht, wenn ſie uns räumlich erſcheinen, ganz Daſſelbe durch uns, was wir in jenen Conſtructionen den Tonvorſtellungen anthun: auch ſie haben an ſich weder einen Ort im Raume noch Raumgeſtalt oder räumliche Beziehungen; die lebendigen Wechſelwirkungen, die ſie unter einander und mit uns austauſchen, breiten ſich erſt in unſerem ſie vereinigenden Bewußtſein und nur für den Blick deſſelben zu einer räumlichen Ordnung aus, in welcher jedes erſcheinende Element ſeine vollkommen beſtimmte Stelle findet. Wenn daher die unzähligen Tonvorſtellungen uns nur gleich unzweideutig nöthigten, jede von ihnen in beſtimmte Raumverhältniſſe zu anderen zu ſetzen, ſo würde ich nicht empfinden können, in wiefern dieſe räumliche Anordnung weniger legitim für ſie ſein ſollte als für die Dinge, in Bezug auf welche ſie doch auch eine ſubjective Auffaſſung unſers Geiſtes bleibt. Man würde ferner ganz richtig bemerken: die Dinge ſeien im Raume beweglich, und ihr jedesmaliger Ort drücke nur die augenblicklich beſtehende aber an ſich veränderliche Summe von Beziehungen aus, in denen ſie ſich zu allen andern befinden, ſage aber Nichts aus über ihre Natur; jene Conſtruction des Farben- und Tonreiches dagegen verfolge eine ganz andere Aufgabe; jeder einzelnen dieſer Empfindungen verſuche ſie, je nach der eigenthümlichen Combination, in welcher jede von ihnen beſtimmte Werthe der allgemeinen Farben- und Tonprädicate vereinigt, eine ſyſtematiſche Stelle zwiſchen allen übrigen zu geben, aus der ſie niemals in eine andere übergehen kann. Allein ſo wichtig dieſer Unterſchied für das Weſen der Elemente iſt, die man in beiden Fällen anzuordnen ſucht, ſo hindert doch an ſich Nichts, daß eine ewige und conſtante Gliederung eines idealen Inhaltſyſtems durch dieſelbe Anſchauungsform abgebildet würde, welche die veränderliche Ordnung realer Dinge zur Darſtellung bringt; würde doch für jeden einzelnen untheilbaren Augenblick die vorhandene räumliche Anordnung des Wirklichen in der That genau der Geſammtausdruck aller der ſyſtematiſchen Stellen ſein, welche den einzelnen Dingen vermöge der jetzt in ihnen ſich kreuzenden Wirkungen zukommen; eine Sache für ſich, aber nicht ein Beweis für die Unzulänglichkeit der Raumform zum Ausdruck ſyſtematiſcher Verhältniſſe iſt der Umſtand, daß im Innern der Dinge eine Bewegung ſtatt-

findet, welche dieſelbe Syſtematik für ſie nicht auf immer gelten läßt. Die empfundene Unzulänglichkeit der Raumform R kann daher nur darauf beruhen, daß ihre Gliederung für dasjenige paßt, was wir in ihr wahrnehmen, aber nicht für dieſe Inhalte, die wir in ſie hinein projiciren.

126. In dem Raume ordnen ſich nun die Dinge nach einer conſtanten Verwandtſchaft ihrer Naturen ſichtlich nicht, ſondern nach Etwas, was veränderlich in ihnen geſchieht, eben nach jenen Wechſelwirkungen, die ſie austauſchen. Wir ſind nicht zu der Annahme eines durchaus gleichartigen Geſchehens berechtigt, das in ihnen allen durch dieſe Wirkungen herbeigeführt werde; aber denjenigen Theil dieſes Geſchehens, welcher für ihre Ortsbeſtimmung im Raume wirkſam wird, müſſen wir allerdings als gleichartig betrachten; bezeichnen wir ihn mit dem Namen der **mechaniſchen** Relationen der Dinge, ſo nähern wir uns der gewöhnlichen Anſchauung der Naturwiſſenſchaft, die in jedem Augenblicke den Ort, den ein Körper einnimmt verläßt oder aufſucht, durch das Zuſammenwirken völlig vergleichbarer Kräfte und Bewegungsantriebe beſtimmt denkt. Eben dieſe Vergleichbarkeit fehlt nun aber den muſicaliſchen Eigenſchaften der Töne; der empfundenen nämlich, denn nur von dieſen iſt die Rede, nicht von den vergleichbaren phyſiſchen Bedingungen ihrer Entſtehung. Man kann die Reihe der Tonſtärken i und die der Höhen h jede für ſich durch Aneinanderſetzung gleichartiger Zuwüchſe bilden, und findet ſchon eine Reihe der Klangfarben f ſo nicht aufſtellbar; jedenfalls aber würden Δi Δh und Δf völlig unvergleichbar bleiben. Die Linien i h und f, für ſich conſtruirbar, würden von einem Punkte aus, in welchem ſie vereinigt wären, gleichſam in verſchiedene Welten hinauslaufen, und die willkührliche Feſtlegung einer von ihnen im Raume die Winkel völlig unbeſtimmt laſſen, unter denen die andern ſie kreuzen und von ihr divergiren. Nun wird man freilich ſagen: auch Dies wiſſe man längſt; aber Niemand könne verſichern, daß nicht anderen Weſen Formen der Auffaſſung X oder Z zu Gebote ſtänden, welche ſich dieſem zu ordnenden Inhalte ebenſo unzweideutig und vollkommen anſchlieſſen, wie der Raum R dem ſeinigen, den mechaniſchen Relationen der Dinge. Aber ich ſehe doch nicht ein, wie dies möglich ſein ſollte, ſo lange wir jenen Weſen doch dieſelbe Leiſtung zumuthen,

die uns mißlingt. Wenn sie anstatt der qualitativ verschiedenen Farben und Töne, die wir sehen und hören, nur gleichartige physische oder psychische Actionen wahrnähmen, aus deren Mischung für uns jene Empfindungen entständen, so bestreite ich nicht, daß sie dafür eine adäquate Anschauungsform X oder Z haben könnten; sie würden dann eben wieder nur mechanische Relationen, blos von anderer Art einzuordnen haben als die, welche wir im Raume R abbilden. Sollten dagegen jene Wesen Roth vom Blau so verschieden empfinden wie wir, oder die Tonhöhe ebenso unabhängig von Stärke und Klang, so würden die verschiedenen Fortschreitungen i h f für sie grade so unvergleichbar sein, wie für uns: symbolisch und willkührlich würden sie in den Formen X und Z die Verhältnisse der Töne und Farben ebenso annähernd unterbringen, wie wir im Raume R; aber für unmöglich halte ich einen eigenthümlichen Farbenraum X oder einen Tonraum Z, den sie so besäßen, daß beide als leere Auffassungsformen ohne eignen Inhalt vorangingen und lediglich durch die Regeln des Zusammenhangs ihrer einzelnen Stellen den später in sie aufzunehmenden unvergleichbaren Elementen bestimmte Orte anwiesen. In keiner Anschauungsform X, sie sei welche sie wolle, können Elemente, die auch für sie disparat bleiben, einander bestimmt und eindeutig ihre Plätze vorschreiben; umgekehrt: für die mannigfachen Combinationen von Werthen disparater Prädicate kann es zwar Regeln der Beurtheilung geben, welche mit Rücksicht auf die bewirkenden Ursachen, die diese Combinationen hervorbringen, unmögliche Glieder ausscheiden und die möglichen bald von diesem bald von jenem Gesichtspunkt aus in Reihen anordnen lehren, aber die Form einer Anschauung X scheint mir unmöglich, welche alle diese verschiedenen Gedankenreihen über den Inhalt, zu einem einzigen Bilde des Inhalts selbst vereinigte. Ich weiß auch nicht, was wir viel verlören, wenn wir dies zugäben: alle die vielseitigen Verwandtschaften Aehnlichkeiten und Gegensätze der Farben und Töne, die wir räumlich nicht zufriedenstellend symbolisiren können, sind doch darum nicht verloren für uns; wir genießen sie alle mit, indem wir die einzelnen Eindrücke mit einander vergleichen. Bei diesem discursiven Erkennen nun, scheint es mir, wird es für jedes Wesen in Bezug auf diejenigen Elemente sein Bewenden haben, deren Prädicatensumme

verschiedene, auch für dieses Wesen unvergleichbar bleibende Eigenschaften verbindet; eine Anschauung, in dem Sinne eines Ordnungssystems leerer Plätze, wird es nur für diejenigen Beziehungen von Elementen geben, die durchaus vergleichbar sind, und deren jede von einer zweiten um eine Differenz derselben Art absteht, wie diese von jeder dritten oder vierten. Möglich nun, daß es in den Dingen noch ein System gleichartiger Ereignisse gibt, welche uns entgehen, aber den Gegenstand der Wahrnehmung für andere Wesen bilden, und von ihnen in der That in Anschauungsformen aufgefaßt werden, die von unserer Raumform R abweichend sich der eignen Gliederung des Geschehenden anschließen; aber dieser Gedanke, der durch keinen bestimmten Anlaß motivirt wird, erfordert, für den Augenblick wenigstens, eine weitere Verfolgung nicht.

127. Viel mehr interessirt uns der andere der oben unterschiedenen Fälle. Wenn dieselben Verhältnisse der Dinge, die von uns räumlich vorgestellt werden, in anderen Wesen andersgearteten Formen X oder Z begegnen sollten, so wissen wir wenigstens, daß in der Natur dieser Verhältnisse Nichts liegt, was sie gegen die anschauliche Vereinigung in ein Gesammtbild widerspenstig machte; diese X oder Z konnten ohne Zweifel den Character von Anschauungsformen tragen. Unserem Raume R brauchten sie nicht im Mindesten ähnlich zu sein: der Unterschied zweier systematischen Orte, der uns in diesem als die Linie r erscheint, würde sich in ihnen in einer Form x oder z darstellen, die beide mit r so disparat wären, wie das Intervall zwischen zwei Tönen mit der Weglänge zwischen zwei Punkten. So lange wir diese Voraussetzungen festhalten, finden wir keinen Grund, die Möglichkeit dieser Anschauungen X und Z zu bestreiten; da wir sie aber eben nicht besitzen, so bleibt ihre Annahme ein leerer Gedanke und wir wissen gar Nichts weiter über die Art, wie die Dinge sich in ihnen präsentiren und aussehen. Nur verlangen würden wir von ihnen nicht mehr, als auch unsere Raumanschauung leistet; also nicht, daß die Wesen, die sich ihrer erfreuen, durch sie befähigt würden, in jeder einzelnen Wahrnehmung die wahren Verhältnisse des Wahrgenommenen zu erkennen. Das gewährt auch uns der Raum R nicht, da wir ja auch uns selbst in ihm einen Ort zuschreiben müssen, mit dessen Veränderung sich die Constellation der

Eindrücke für uns verschiebt: auch uns scheinen vermöge der Art, wie die optischen Einwirkungen auf uns geschehen, Parallelen in der Entfernung unvermeidlich zu convergiren, Größen sich zu verkleinern und die Horizontgrenze des Meeres sich über das Niveau des Strandes zu erheben. Nur ebenso wie uns die Vergleichung vieler Wahrnehmungen befähigt, die wahren Verhältnisse dem unaufhebbaren Scheine des Falschen zum Trotz aufzufassen, so müßten auch X und Z so geartet sein, daß die Combination der Erfahrungen die Widersprüche und Irrthümer der einzelnen zu eliminiren lehrte. Unter solchen Bedingungen können wir also sagen, daß dieselben Verhältnisse der Dinge, die uns räumlich erscheinen, auch andere uns völlig unbekannte aber zu gleich wahrer Erkenntniß führende Anschauungen zulassen. Allein auch Dies ist es gar nicht, was man eigentlich im Sinne zu haben pflegt; vielmehr ausdrücklich andere Raumanschauungen als die unsere heißt man auf diesem Wege denkbar zu machen. Auch dann, wenn bereits feststeht, daß das Verhältniß zweier angeschauten Elemente in Gestalt der Raumlinie r, ein Verhältniß zweier solchen Verhältnisse in Gestalt des Winkels w angeschaut wird, auch dann soll noch die Möglichkeit bestehen, daß durch andere Combination dieser r und w nicht unser Raum R, sondern ein anderer R^1 oder R^2 sich bilde, dem unsern gleich in Bezug auf den anschaulichen Character seiner Elemente r und w, aber verschieden in dem Bau des Ganzen, das aus diesen Elementen entspringt. Vielleicht thue ich philologisch gebildeten Gemüthern nicht zu wehe, wenn ich für diese R^1 oder R^2 den Namen der Raumoide vorschlage. Ich weiß nicht kürzer den Unterschied dieser Formen von den vorigen X oder Z auszudrücken; und da ich behaupten will, daß es Raumoide nicht geben kann, so wird ja ihr Name bald wieder verschwinden, wenn ich Recht behalte; habe ich aber Unrecht, so mache ich ihn meinen Gegnern zum Geschenk als das einzige was ich für ihre Sache thun kann. Denn schwerlich werde ich selbst mich noch von der Ueberzeugung abbringen lassen, daß durch r und w als Elemente des Raumes auch über seine Gesammtgestalt und innere Gliederung völlig und eindeutig und zwar ganz in der Weise der bisherigen Geometrie entschieden ist.

128. Ich halte es eigentlich für unbillig, hierfür einen andern

Beweis zu verlangen als den, der in der bisherigen Entwicklung der Wissenschaft liegt. Daß die Voraussetzung der Elemente r und w noch andere Verbindungsweisen gestatte, als in unserem Raume R anschaulich sind, und daß diese andern Verbindungen nicht blos abstract nennbare bleiben, sondern zu Anschauungen R^1 oder R^2 führen, das könnte doch nur durch die wirkliche Aufweisung dieser Anschauungen bewiesen werden. Man gibt jedoch zu, daß unsere menschliche Vorstellungsweise R^1 und R^2 nicht auffinden könne, aus ihr sich vielmehr nur R entwickle; stände daher die Consequenz dieser Entwicklung fest, so würden wir anderen Wesen, die aus denselben Elementen r und w abweichende Anschauungen zu bilden vermöchten, auch andere Gesetze des Denkens zutrauen als diejenigen, auf denen für uns die Wahrheit des Wissens beruht. Diese Annahme würde unser Interesse an der Frage vernichten, obwohl sie freilich gar nicht dem Geschmacke einer Zeitrichtung zuwiderliefe, die freigebig Das für möglich ansieht, dessen Unmöglichkeit sich nicht kurzer Hand beweisen läßt. Aber an einem Punkte hat man ja nun längst geglaubt, in unserer Geometrie die Stetigkeit des Zusammenhanges zu vermissen: in der Lehre von den Parallelen und der Winkelsumme des Dreiecks. Es scheint mir jedoch, als wenn die philosophische Logik die besonderen Ansprüche, welche hier die mathematische an die Strenge ihres Verfahrens macht, weder erheben noch eigentlich billigen könnte. Durch discursives Beweisen machen wir doch keine Wahrheit, sondern finden sie nur: die Anschauung des Raumes mit der Mannigfaltigkeit ihrer innern Verhältnisse steht uns als ein gegebener Gegenstand innerer Erfahrung gegenüber, den wir, wenn er uns so nicht gegeben wäre, aus einer logischen Verknüpfung unräumlicher, ja selbst der räumlichen Elemente, niemals würden machen können; alle Demonstrationen dienen nur dazu, bestimmte Beziehungen zwischen einer Anzahl willkührlich fixirter Punkte als mitgegeben durch die Natur des Ganzen nachzuweisen. Für diesen Nachweis ist völlige Strenge der Gedankenverkettung unerläßlich; zur Eleganz der Darstellung mag es gehören, auf die geringste Zahl unmittelbar evidenter Grundverhältnisse die Mannigfaltigkeit aller übrigen zurückzuführen; aber fruchtlos wird es immer sein, wenigere von einander unabhängige Grundsätze anzunehmen, als die Natur der Sache verlangt, und irrig die

Voraussetzung, daß sie deren nicht eine Mehrzahl nothwendig mache. Wir haben uns in der Logik überzeugt, daß alle unsere sachliche Erkenntniß auf der Verwerthung synthetischer Urtheile beruht; das Gesetz der Identität würde uns niemals mehr lehren, als daß jedes a sich selbst gleich ist; es gibt keinen formalen Grundsatz, der uns über das Verhältniß von a zu b Auskunft gäbe, außer dem einen Satze, welcher diese beiden eben trennt, weil sie nicht gleich sind; jede positive Beziehung, die wir zwischen a und b behaupten, drückt nur einen uns gegebenen Inhalt aus, eine Synthese, die weder aus a noch aus b noch aus irgend einer anderen Beziehung zwischen beiden fließt, die uns nicht auch wieder auf gleiche Weise gegeben wäre. Es ist nicht möglich, dies hier im Allgemeinen zu verfolgen, aber dienlich, es in Bezug eben auf den Raum zu erläutern.

129. Es folgt aus dem Angeführten zunächst die Möglichkeit des Falles, daß wir weder von a noch von b eine adäquate Definition geben können, ohne die Beziehung c mitzudenken, in der sie uns gegeben sind, ebenso wenig von dieser Beziehung ohne a und b. So wird es unausführbar sein zu sagen, was ein Raumpunkt ist und wie er sich vom Zeitpunkt unterscheidet, wenn man sich nicht die Ausdehnung hinzudenkt, in welcher er ist, und ihn etwa mit Euklid als die Grenze einer Linie faßt; und ebenso wenig wird man diese Linie aus Punkten construiren können ohne eine gleiche Voraussetzung. Denn daß zwei durchaus gleiche und zugleich bestehende Punkte unzählige verschiedene Verhältnisse der Art haben können, wie wir sie als ihre größeren oder geringeren Entfernungen von einander kennen, wie würden wir dies errathen oder verstehen, wenn nicht der angeschaute Raum, in welchem sie vertheilt sind, uns zugleich lehrte, daß diese Aufgabe lösbar ist und wie die Auflösung aussieht? Man kann ebenso wenig durch Bewegung eine Linie erzeugen, sondern sie nur verfolgen; denn einen hinter uns bleibenden Weg zu beschreiben könnten wir nicht intendiren ohne die Vorstellung eines Raumes überhaupt, der dazu den Platz hergibt, und jede bestimmte Linie würden wir in ihm blos erzeugen, wenn in jedem Punkte, den wir durchfließen, auch die weitere Richtung, die wir einschlagen wollen, bereits unserer Anschauung gegeben wäre. An jeder Linie ferner, wenn wir sie mit anderen vergleichen,

werden wir Länge und Richtung unterscheiden können; aber nicht die einfachsten Sätze über beide können wir aussprechen, ohne sie von der Anschauung zu lernen. Daß die Addition zweier Linien von der Länge a eine Linie von der Länge 2a gebe, scheint eine einfache Anwendung eines arithmetischen Satzes; aber doch lehrt uns die Arithmetik eigentlich nichts weiter, als daß bei dieser Addition die Summe zweier Linien von der Länge a herauskommt, so wie die Vereinigung zweier Aepfel vom Gewicht eines Lothes nur die Summe dieser beiden, aber nicht einen Apfel vom doppelten Gewicht gibt. Die Möglichkeit, die eine Linie mit dem Endpunkt der andern so zu verbinden, daß sie die lückenlose Fortsetzung derselben wird und beide Längen sich zu einer addiren, folgt nur aus der Anschauung des Raumes, innerhalb dessen die Zusammenfügung stattfinden soll. Ich sage ausdrücklich des Raumes; denn nicht einmal die Rücksicht darauf, daß es zwei Linien sind, die verbunden werden sollen, reicht hierzu hin; im Gegentheil wissen wir, daß tausend Linien, zwischen denselben Endpunkten gedacht, immer nur dieselbe Linie bilden würden, man muß sie eben der Länge nach zusammenfügen und dazu ist die Vorstellung des umgebenden Raumes nöthig, welcher den erforderlichen Platz gewährt. Dasselbe drückt die Geometrie nur in anderer Form aus, wenn sie jede Linie der Verlängerung ins Unendliche fähig erklärt. Was aber die Richtung angeht, so bemerkt man bald, daß man sich täuscht, wenn man einen Begriff von ihr zu haben glaubt, welchem sich Gradheit und Krümmung als coordinirte Arten unterordnen ließen; ihr Begriff ist nur verständlich, wenn er völlig mit dem der graden Linie zusammenfällt, die man von einem andern Gesichtspunkt aus, in Bezug auf ihre Endpunkte, die Entfernung dieser nennt; jede Vorstellung einer Krümmung schließt die einer Abweichung von der graden Richtung der Tangenten ein und ist nur durch Messung dieser Abweichung im Einzelnen zu fixiren. Man kann daher zwar für eine ausgedehnte Linie ein Kennzeichen geben, das ihre Gradheit verbürgt: die Entfernung ihrer Endpunkte muß die Summe der Zwischenentfernungen je zweier von den Punkten sein, welche man in ihr unterscheiden will: aber natürlich vermeidet man so den Begriff der Graden im Princip nicht: sowohl die Entfernung der Endpunkte als jede dieser Zwischenentfernungen kann nur

unter ihrem Bilde gedacht werden. Es ist daher in der That nicht schicklich zu sagen, die grade Linie sei die kürzeste Entfernung zwischen zwei Punkten; sie ist vielmehr eben die Entfernung selbst; die verschiedenen Umwege, die man machen kann, um von a nach b zu kommen, haben Nichts mit dieser Entfernung zu thun, die immer nur eine ist; daß sie möglich sind, erinnert uns aber daran, daß die Anschauung uns eben noch mehr lehrt, als aus den vorigen Lehren derselben allein schon fließen würde.

130. Wenn zwischen a und b eine grade Linie und zwischen a und c eine eben solche möglich ist, so folgt doch aus diesen beiden vereinzelten Prämissen noch gar nicht, daß zwischen b und c dasselbe stattfinden kann oder muß; von a aus konnten jene beiden Linien gleichsam in verschiedene Welten hinauslaufen, ohne daß ihre Erstreckungen irgend ein Verhältniß zu einander hätten. Sie haben es aber; die Anschauung allein lehrt uns den Winkel w kennen, zeigt uns, daß Raum zwischen beiden Linien ist, der eine Verbindung der Punkte b und c durch eine grade Linie bc von gleicher Art mit ab und ac gestattet; sie lehrt zugleich, daß diese Möglichkeit für alle Punkte von ab und ac besteht und erzeugt so das dritte Element unserer Raumvorstellung, die Ebene e, die wir, nachdem wir sie so kennen gelernt, als das Raumgebilde definiren können, dessen jeder Punkt mit jedem andern desselben durch eine ganz in ihm enthaltene Grade verbunden werden kann. Diese Definition, die mir genügen würde, enthält aber keine Constructionsregel, nach welcher wir uns das Bild der Ebene e erzeugen könnten, ohne es vorher besessen zu haben; denn was es eigentlich heiße, daß alle Verbindungslinien in dem zu entwerfenden Raumgebilde enthalten sein sollen, wird doch nur durch die Anschauung der Ebene klar. Ich bestreite nun nicht, daß es im Verlaufe wissenschaftlicher Untersuchungen von Werth sein kann, auch das Einfache als Ergebniß verwickelter Constructionen aufzuweisen; dann nämlich, wenn es eben darauf ankommt, zu zeigen, daß die complicirten Bedingungen, die man in einer Aufgabe vorfand, eben dies einfache Resultat wieder müssen entstehen lassen; aber ich verstehe den Scharfsinn nicht, welcher zur Grundlegung der Geometrie die elementarsten Anschauungen durch Voraussetzungen zu gewinnen sucht, welche nicht blos unvermeidlich diese Elemente selbst,

ſondern noch mehr außer ihnen ſelbſt enthalten. Es iſt möglich, die Grade als einen Grenzfall in einer Reihe von Curven aufzufaſſen; aber es wird nicht möglich ſein, die Reihe dieſer Curven zu bilden, ohne ſich zu ihrer Beſtimmung und Meſſung irgendwie der Anſchauung der Graden zu bedienen, von der ſie auf angebbare Weiſe abweichen. Wer vollends die Grade als diejenige Linie bezeichnete, welche bei der Drehung zwiſchen ihren Endpunkten ihre Lage nicht änderte, würde uns in ſtilles Sinnen darüber verſenken, wie er ſich die Axe dieſer Drehung dächte, und woran er, ohne irgendwo die Grade vorauszuſetzen, die Lagenveränderung meſſen würde, welche die krumme Linie bei derſelben Drehung erführe. Ich halte es für ebenſo nutzlos, die Ebene ε noch einmal zu conſtruiren, nachdem ſie uns durch die Anſchauung gegeben iſt; freilich iſt ſie auch die Durchſchnittsfläche zweier Kugeln und erſcheint als Reſultat unzähliger ähnlichen Conſtructionen wieder; dennoch wird jeder Unbefangene nur die Vorſtellung jenes Durchſchnitts durch die Anſchauung der Ebene, nicht dieſe durch jenen zu erläutern glauben. Könnte man nun dieſe Verſuche zur Aufklärung des Klaren auf ſich beruhen laſſen, ſo fordert zu einer ernſthafteren Rechtsverwahrung der allgemeinen Logik das blendende Spiel mit Zweideutigkeiten auf, welches der Anſchauung ſelbſt zu widerſprechen ſucht und ſie zu verfälſchen droht. Ein Kreisbogen von begrenzter Länge wird allerdings der graden Linie ohne Ende ähnlicher, je mehr der Halbmeſſer des Kreiſes zunimmt, dem er angehört; aber dieſer ganze Kreis wird ihr niemals ähnlich. Denn Nichts hindert, wie unendlich groß man ſich auch ſeinen Radius denken möchte, dieſen ſeine Drehung um den Mittelpunkt vollziehen zu laſſen, und nicht eher wird man ein Recht haben, auf das entſtehende Gebilde den Begriff eines Kreiſes anzuwenden, bis dieſe Drehung vollendet iſt; Reden von einer Graden, die als heimlicher Kreis von unendlichem Durchmeſſer in ſich zurückkehre, ohne ihre Richtung verändert zu haben, ſind nicht Theile einer eſoteriſchen Wiſſenſchaft, ſondern Zeugniſſe einer logiſchen Barbarei. Nichts anderes bezeugen auch die Phraſen von Parallelen, die ſich in unendlicher Entfernung ſchneiden ſollen; ſie ſchneiden ſich in keiner endlichen Entfernung, und da jede Entfernung, wenn man ſie erreicht dächte, wieder eine endliche ſein würde, ſo thun ſie es überhaupt in

keiner; ganz unzuläſſig aber iſt die Verkehrung dieſer Verneinung in die poſitive Behauptung, im Unendlichen gebe es einen Ort, wo ihr Durchſchnitt ſtattfände. Ich bezweifle auch hier nicht, daß im Zuſammenhange der Rechnung Bezeichnungsweiſen, welche auf ähnlichen Vorausſetzungen beruhen, ihre guten Dienſte innerhalb gewiſſer Grenzen leiſten können; um ſo verdienſtlicher würde eine genaue Unterſuchung darüber ſein, in welchem Umfange man ſich ihrer in jedem Falle bedienen darf, ohne durch pomphaften Calcül vollſtändigen Widerſinn zu empfehlen.

131. Nach dieſen allgemeinen Erörterungen kann ich natürlich nicht beabſichtigen, den Streit über die Parallelen in der gewünſchten demonſtrativen Weiſe zu erledigen; ich ſpreche nur meine Ueberzeugung aus, daß es gegenüber der Anſchauung mir an allem Grunde zu fehlen ſcheint, den Streit zu erheben. Wir nennen parallel die beiden Graden a und b, die im Raume dieſelbe Richtung haben und erproben die Identität der Richtung an dem Kennzeichen, daß a und b mit einer dritten Graden c in derſelben Ebene e und nach derſelben Seite s hin denſelben Winkel w bilden. Ich ſetze hierbei die Ebene e und die Seite s unbedenklich als vollkommen klare Data der Anſchauung voraus; man könnte indeſſen beide durch folgenden Ausdruck eliminiren: a und b ſind parallel, wenn die Endpunkte α und β beliebiger aber gleich großer Strecken $a\alpha$ und $b\beta$, die auf beiden von ihren Anfangspunkten a und b aus genommen werden, immer dieſelbe Entfernung von einander haben. Es folgt dann aus derſelben Nominaldefinition, daß auch ab parallel mit $\alpha\beta$ ſein wird, zugleich aber aus dem Inhalt der Definition, daß a und b, ſo lange ſie grade Linien ſind, in derſelben ſo gemeſſenen Entfernung von einander bleiben; jede Frage, ob ihre unendliche Verlängerung daran etwas ändern werde, iſt müßig und gegen die Vorausſetzung, welche in der Richtung eines begrenzten Stückes der Graden dieſelbe Richtung ins Unendliche hinaus ſchon mitdenkt. Daß dann die Summe der inneren Winkel, welche $a\alpha$ und $b\beta$ mit ab oder $\alpha\beta$ machen, gleich zwei rechten iſt, bedarf nur der bekannten Erläuterung. Soll nun zwiſchen $a\alpha$ und $b\beta$ ein Dreieck entſtehen, ſo müſſen beide ihre Lage oder die eine die ihrige gegen die andere ändern. Nehmen wir an $a\alpha$ drehe ſich um den Punkt a ſo, daß der Winkel, den ſie mit

ab bildet, kleiner wird, so lehrt die Anschauung, daß auch die Zwischenentfernung abnehmen muß, die ihren Durchschnitt mit $\alpha\beta$ von deren Endpunkt β trennt; diese Entfernung wird nothwendig bei fortgesetzter Drehung zu Null werden, und dann schließen ab, $a\beta$ und $b\beta$ das gesuchte Dreieck ein. Nachdem dies geschehen ist, bildet $a\beta$ mit seiner früheren Lage $a\alpha$ einen Winkel, der nun von der Winkelsumme ausgeschlossen ist, die sich vorher zwischen den Parallelen $a\alpha$ und $b\beta$ befand; aber der Scheitelwinkel dieses Winkels, folglich er selbst, ist gleich dem neuen Winkel, den $a\beta$ durch seine Convergenz mit $b\beta$ erzeugt; dieser letztere tritt zu der Winkelsumme des sich bildenden Dreiecks hinzu, die folglich, da sie gleichviel verliert und gewinnt, dieselbe bleibt wie in dem offenen Raum zwischen den Parallelen: in jedem Dreieck, welches auch seine Gestalt sein möge, gleich zwei Rechten. Genügt nun dieser einfache Zusammenhang nicht, so würde doch der Versuch, eine andere Winkelsumme des Dreiecks als möglich vorauszusetzen, nur dann für uns wichtig sein, wenn er sich nicht nur in consequent zusammenhängenden Rechnungen weiter bewegte, sondern auch die reine mathematische Anschauung der Fälle, die dieser Voraussetzung entsprächen, mit gleicher Natürlichkeit und Deutlichkeit herstellen könnte. Denn es ist doch in der That nicht einleuchtend, warum dann, wenn die Winkelsumme des Dreiecks allgemein oder in einzelnen Fällen eine andere wäre, dies Verhalten sich niemals sollte als ein bestehendes aufweisen oder als ein nothwendiges beweisen lassen. Aber viel tiefer gehende Mißverständnisse liegen hier offenbar zwischen Philosophie und Mathematik vor. Denn ohne alles Verständniß wird die Philosophie stets dem ihr völlig unbegreiflichen Versuche gegenüberstehen, aus äußern Naturbeobachtungen über die Gültigkeit der einen oder der andern Annahme zu entscheiden. Bisher sind diese Beobachtungen mit der Euklidischen Geometrie in Uebereinstimmung gewesen; käme es aber einmal dazu, daß astronomische Messungen großer Entfernungen nach Ausschluß aller Beobachtungsfehler eine kleinere Winkelsumme des Dreiecks nachwiesen, was dann? Dann würden wir nur glauben, eine neue sehr sonderbare Art der Refraction entdeckt zu haben, welche die zur Bestimmung der Richtungen dienenden Lichtstrahlen abgelenkt habe; d. h. wir würden auf ein besonderes Verhalten des physischen Realen im Raume, aber

gewiß nicht auf ein Verhalten des Raumes selbst schließen, das allen unseren Anschauungen widerspräche und durch keine eigene exceptionelle Anschauung verbürgt würde.

132. Dies alles ist indessen eine innere Angelegenheit der Geometrie ohne wesentliche Bedeutung für die Metaphysik. Von größerem Interesse für diese ist eine andere Gedankenreihe. Ich habe oben zugegeben, daß ein vorstellendes Wesen Raumanschauungen nicht entwickeln werde, zu deren Bildung ihm keine Veranlassung gegeben ist. Man hat daran die Vermuthung der Möglichkeit geknüpft, daß auch unsere Geometrie Erweiterungen zulasse, zu denen in menschlicher Erfahrung die Aufforderung entweder fehle oder noch nicht bemerkt sei. Helmholtz (populäre wissenschaftliche Vorträge III) läßt in einem ersten Beispiele intelligente Wesen genöthigt sein, in einer unendlichen Ebene zu leben, unfähig, etwas außerhalb derselben wahrzunehmen, wohl aber fähig, Wahrnehmungen den unsern ähnlich innerhalb der Ausdehnung der Ebene zu machen, in welcher sie sich frei bewegen. Man wird zugestehen, daß diese Wesen genau dieselbe Geometrie aufstellen würden, welche in unserer Planimetrie enthalten ist; aber die dritte Dimension des Raumes würde ihrer Vorstellung fehlen. Nicht ebenso evident erscheinen mir die Folgerungen, welche an einen zweiten Fall geknüpft werden, in welchem intelligente Wesen mit derselben freien Beweglichkeit und derselben Unfähigkeit, Eindrücke von außerhalb ihres Wohnraumes zu erfahren, an der Oberfläche einer Kugel leben sollen. Ich glaube wenigstens den Ausdruck, sie seien nicht fähig, etwas außer dieser Oberfläche wahrzunehmen, so deuten zu müssen, wie ich eben that; denn die andere Auslegung, auch dann, wenn ihnen Eindrücke von außerhalb der Fläche kämen, vermöchten sie doch nicht, dieselben nach außen zu projiciren, würde als einen ursprünglichen Mangel in der Intelligenz dieser Wesen erscheinen lassen, was nach dem Sinne solcher Darstellungen nur Folge des Mangels an passenden Anregungen sein darf. Gewiß werden nun unter solchen Bedingungen die unmittelbaren Wahrnehmungen diese Wesen zunächst zu den Vorstellungen leiten, die ihnen Helmholtz zuschreibt; ich kann mich jedoch nicht überzeugen, daß es hierbei sein Bewenden haben würde, so lange wir in der geistigen Natur dieser Wesen dieselbe Tendenz annehmen, die uns beseelt,

nämlich die, die einzelnen Wahrnehmungen zu dem Ganzen einer widerſpruchloſen Totalanſchauung zu verbinden. Um kurz ſein zu können denke ich mir zwei Punkte N und S als Nord- und Südpol der Kugeloberfläche und das geſammte Netz der geographiſchen Hülfskreiſe auf ihr verzeichnet. Möge nun das Weſen W ſich zuerſt von einem Punkte a durch den Meridian dieſes Punktes bewegen. Wir müſſen dann vorausſetzen, daß W nicht nur im Stande iſt, qualitativ verſchiedene oder gleiche Eindrücke von Oſten und Weſten her aufzunehmen: es muß vielmehr durch irgend ein wie auch immer vermitteltes Gefühl von der Thatſache ſeiner eignen Bewegung unterrichtet werden und zugleich befähigt ſein, dies Gefühl auf eben dieſe Thatſache, alſo auf Veränderung ſeiner Beziehung zu, vorläufig wenigſtens, feſtſtehenden Objecten zu deuten; es muß endlich auch die beſtändig gleichſinnige Fortſetzung dieſer Bewegung oder Veränderung durch ebenſo unmittelbare Gefühle von der Veränderung ihrer Richtung oder der Umkehr in derſelben Richtung zu unterſcheiden wiſſen. Auf welche Weiſe nun auch in dem Weſen W dieſen Forderungen genügt ſein mag: gewiß kann es, wenn auf irgend eine klare Combination der Eindrücke gerechnet werden ſoll, bei ſeiner fortgeſetzten Bewegung durch den Meridian keine Aenderung ſeines Richtungsgefühles erfahren; denn für die Convexität ſeiner Bahn nach dem Mittelpunkt der Kugel ſoll es der Vorausſetzung nach unempfindlich ſein. Gelangt es nun auf dieſer Bahn von a durch N und S wieder nach a zurück, ſo läßt dieſe Thatſache für ſeine Intelligenz folgende Interpretationen zu. So lange a nur durch die Qualität ſeines Eindruckes auf W von anderen Punkten b oder c ſich unterſcheidet, ſo lange ſteht nicht feſt, daß das wiedererreichte a daſſelbe iſt, von dem die Bewegung ausging; es kann ein zweites ſein, dem erſten gleich, aber nicht mit ihm identiſch. Anderſeits, die Gefühle, die dem W aus ſeiner wirklichen Bewegung entſtehen, mögen ihm zwar eine Veränderung ſeines eigenen Verhältniſſes zu Objecten bezeugen, aber ſo lange Nichts ſonſt hinzu kommt, verſteht es ſich nicht von ſelbſt, daß ſie grade eine Veränderung ſeiner Raumverhältniſſe zu ihnen bedeuten müßten; ſie ſind nur eine beſtimmte Reihe von Zuſtänden überhaupt, mit deren wiederholter Durchlaufung allemal die Wiederkehr einer und derſelben Empfindung a verbunden

ist: nicht ganz so, aber ähnlich, wie wir bei dem Durchlaufen der Tonleiter eine in gleichem Sinn sich fortsetzende Steigerung in der Anstrengung unserer Stimmwerkzeuge empfinden, die uns in gewissen Perioden zwar nicht zu demselben Tone, aber zu seinen ihm ähnlichen Octaven zurückführt. Bliebe es für W hierbei, so entstände eben gar keine Raumanschauung: damit sie entstehe, ist die andere abgesonderte Voraussetzung nötig: durch die eigentümliche Natur seiner Intelligenz sei W gezwungen, jede Differenz zwischen je zwei seiner erwähnten Zustandsgefühle als eine räumliche Entfernung zweier Orte oder Punkte vorzustellen. Unter dieser neuen Bedingung ist noch immer die Deutung der gemachten Erfahrung zweifelhaft, so lange die Identität der beiden a nicht feststeht: da W eine Declination nach Osten und Westen nicht erfährt, die Krümmung seines Wegs nach innen aber voraussetzlich nicht empfinden soll, so wird es glauben können, sich längs einer unendlich ausgedehnten Graden bewegt zu haben, die in bestimmten gleichen Intervallen durch gleiche Objecte a besetzt sei. Aber es lohnt der Mühe nicht, hierbei zu bleiben; nehmen wir einmal an, daß W frei in der Oberfläche beweglich ist und unzählige successiv gemachte Erfahrungen in seinem Bewußtsein vergleichen kann, so wird es ihm an Mitteln nicht fehlen, außer der Gleichheit des zweiten a mit dem ersten auch die Identität beider festzustellen. Sei dies nun geschehen, so wird seine Durchlaufung des Meridians von a durch N und S zu a ihm die Thatsache zu liefern scheinen, es habe durch eine gradlinige Bewegung im Raume ohne Richtungsänderung und Umkehr seinen Ausgangspunkt wiedererreicht. Ich weiß wenigstens nicht, wie seine Bahn ihm anders als gradlinig erscheinen könnte; denn da es die ganze Entfernung von a zu a an Nichts als an der Länge des zurückgelegten Weges messen kann, so ist sie natürlich gleich der Summe aller Zwischenentfernungen von Punkt zu Punkt dieses Weges und fällt so unter den früher aufgestellten Begriff des Graden: anderseits kann man nicht annehmen, daß für W jedes Element seines Weges, also jede dieser kleinsten Entfernungen von Punkt zu Punkt, als Bogen des Kreises erscheinen werde: es hätte dann ja das ihm versagte Vermögen, die Convexität nach der dritten Dimension wahrzunehmen, und damit auch bereits die Grundlage zur völligen Ausbildung der

ihm bestrittenen Vorstellung dieser Dimension. Sie wird ihm nun aber zweifellos entstehen, nicht auf Grund unmittelbarer Wahrnehmung, sondern auf Grund des unerträglichen Widerspruches, der in dieser sich selbst wiedererreichenden Graden läge, wenn man dies scheinbare Resultat der Erfahrung als eine wirkliche Thatsache gelten ließe. Für eine Anschauung, welche einmal mannigfaltige Punkte in räumlichem Nebeneinander geordnet vorstellt, ist der Inhalt der gemachten Erfahrung Nichts weiter als die Definition einer Krümmung, und zwar, Alles beachtet, der gleichförmigen Kreiskrümmung; da sie aber weder ostwärts noch westwärts gerichtet sein kann, so muß es nothwendig eine dritte Dimension geben, aus der zwar niemals unmittelbare Eindrücke kommen, und die deshalb für das Wesen W nicht in der Weise, wie die beiden andern, Gegenstand einer sinnlichen Wahrnehmung sein kann, die aber mit derselben Gewißheit vorgestellt wird, wie von uns der Innenraum eines physischen Körpers, der durch seine Oberflächen verdeckt wird. Nachdem diese Conception der dritten Dimension feststeht, wird sich aus der Vergleichung aller Erfahrungen nach den allgemeinsten logischen und mathematischen Gesetzen in dem Wesen W ganz dieselbe Geometrie entwickeln, die uns leichter wird, weil wir nicht nöthig haben, eine für die sinnliche Anschauung imaginäre Dimension zu Hülfe zu nehmen, um Ordnung zu schaffen. das Wesen W wird jetzt seinen Wohnraum als das begreifen, was er ist, als ein Gebilde im dreifach ausgedehnten Raume, und wird die auffallenden Erscheinungen, welche ihm seine Bewegungserfahrungen darboten, mit Hülfe dieser Vorstellungsweise zu erklären im Stande sein.

133. Parallele Linien, fährt Helmholtz fort, würden die Bewohner der Kugel gar nicht kennen; sie würden behaupten, daß jede beliebige zwei gradeste Linien, gehörig verlängert, sich schließlich nicht nur in einem, sondern in zwei Punkten schneiden müßten. Es hängt ein wenig von der Definition des Parallelismus und von der Deutung der gemachten Voraussetzungen ab, ob man der ersten Behauptung zustimmen muß. Bewegungen in den Meridianen können allerdings nicht auf die Vorstellung von Parallelen führen; allein bei freier Beweglichkeit könnte W nach einander zwei Parallelkreise von gleicher nördlicher und südlicher Breite durchlaufen; es würde dann

finden, daß dieſe Kreiſe bis zu ihrer Rückkehr in den Ausgangspunkt gleiche Längen haben, daß ſie einander niemals ſchneiden, noch berühren, daß vielmehr, von demſelben Meridian aus gerechnet, die Endpunkte gleich großer Abſchnitte von beiden immer dieſelbe Entfernung von einander haben. Dies ſcheint mir hinreichend, um ſie parallel zu nennen und in der That nennen wir ja parallel die Umfänge gleichgerichteter Durchſchnitte eines Cylinders, was in dieſem Fall die beiden Kreiſe wirklich ſein würden. Aber das wäre, wie geſagt, nur Sache der Namengebung; ich führe dieſe Bewegungen hier aus einem anderen Grunde an. Die Tangentialebenen der aufeinanderfolgenden Punkte des ſüdlichen Kreiſes ſchneiden ſich in graden Linien, die nach Süden convergiren; die entſprechenden Durchſchnitte für den nördlichen Kreis thun es nach Norden; es fragt ſich, ob für das Weſen W dieſe Verſchiedenheit der Umſtände merklich iſt, oder nicht. Wäre ſie es nicht, ſo würde W wirklich zwei völlig gleichgerichtete Bahnen zu durchlaufen glauben, die in der That ſo parallel wären, wie jene Cylinderdurchſchnitte; und dann könnte es, ſo lange nicht andere Erfahrungen Widerſpruch einlegten, beide Bahnen in einer Ebene als Kreiſe denken, deren Centrallinie größer iſt als die Summe ihrer Radien. Es würde nicht ſo im anderen Falle ſein, den wir jedenfalls als die wahrſcheinlichere Vorausſetzung betrachten müſſen. Es iſt allerdings ſchwer, ſich eine ganz deutliche Vorſtellung davon zu machen, was wir meinen, wenn wir W nur für Eindrücke in der Kugeloberfläche empfindlich nennen; indeſſen kann man doch annehmen, daß ihm die Abſchüſſigkeit der Tangentialebene nach Süden oder Norden dadurch bemerklich wird, daß die aus andern Erfahrungen ihm bekannten Meridiane mit ſeiner Bahn kleinere Winkel nach der Seite hin machen, wo jene Ebene ſich dem Pole zuneigt, größere nach der entgegengeſetzten. Wie dies nun auch auf die Bewegungsgefühle des W weiter einwirken mag, der glaubliche Erfolg würde doch wohl nur der ſein können, daß ihm ſein Weg im ſüdlichen Parallel nach Süden hin, der im nördlichen nach Norden hin concav erſchiene; außerdem aber als in ſich zurückkehrende Kreiskrümmung. Dieſe beiden Eindrücke würden ſich aber nicht mit der erwähnten Erfahrung über die conſtante Entfernung zwiſchen gleichen Abſchnitten beider Bahnen vereinigen laſſen, ſobald beide in eine

Ebene versetzt würden; auch dieser Fall würde vielmehr zur Ausgleichung des in ihm liegenden Widerspruchs nöthigen, die unmittelbar nicht wahrnehmbare dritte Dimension zu ersinnen.

134. Hiernach bilden wir uns unsere Meinung über die vielbesprochene vierte Dimension des Raumes. Ich lasse alle Einfälle unberücksichtigt, welche uns Zeit, Dichtigkeit des Realen im Raume oder sonst was als diese vierte Abmessung empfehlen möchten; wollen wir nicht sinnlos mit Worten spielen, so muß so viel feststehen, daß jede neue Dimension völlig gleichartig und vertauschbar mit denen sein müßte, zu denen sie hinzuträte; sollte sie übrigens Raumdimension sein, so würde sie als vierte ebenso senkrecht auf den drei andern stehen müssen, wie jede von diesen auf den beiden übrigen. Man gibt zu, daß unserer Anschauung diese Bedingung unerfüllbar ist; man sucht jedoch diesen Einwand durch Hinweis auf die geschilderten Wesen zu entkräften, denen schon die dritte Dimension des Raumes unbekannt bleibt, weil die Wahrnehmung ihnen keine Anregung zu ihrer Vorstellung gebe. Eine weitere Fortbildung unserer Empfänglichkeit könne daher auch uns vielleicht den Einblick in eine vierte Dimension gestatten, die wir jetzt aus Mangel an Aufforderung zu ihrer Hinzufügung nicht kennen. Die Möglichkeit, daß einige Wesen sich mit einem Theile der erreichbaren Anschauung begnügen, kann für sich natürlich nicht beweisen, daß diese Anschauung überhaupt kein abgeschlossenes Ganze bilde, sondern immer weiter, auch über die Grenze hinaus, welche wir erreicht haben, neue Zusätze erlaube; aber es ist zuzugeben, daß für den Augenblick die Berufung auf jene fingirten Fälle wenigstens die Grenze undeutlich macht, bei welcher wir glauben dürfen, die Vollständigkeit der Anschauung erreicht zu haben, die keine Zusätze weiter gestattet. Um so nothiger ist es genauer zuzusehen, wozu jene Berufung berechtigt. Die fingirten Wesen, welche nur Wahrnehmungen aus einer Ebene empfingen, würden dann, wenn erweiterte Lebensbedingungen ihnen auch Eindrücke von außerhalb derselben verschafft hätten, in der günstigsten Lage für die Verwerthung dieser neuen Wahrnehmungen gewesen sein: sie hätten zu der Planimetrie, welche sie besaßen, die Geometrie der neuentdeckten Richtung hinzufügen können, ohne irgend etwas an ihren früheren Anschauungen ändern zu müssen. Sehen die Wesen auf der

Kugeloberfläche befanden sich in anderer Lage; durch die Widersprüche, in welche die Combination ihrer unmittelbaren Wahrnehmungen sie verwickelte, wurden sie genöthigt, die dritte Dimension zu ersinnen, von der sie doch nie eine directe Anschauung gegeben fanden, und sie konnten dies nicht, ohne ihre anfänglichen Raumvorstellungen umzubilden. Wollen wir nun diese Analogie benutzen, um die Möglichkeit gleicher Erweiterung unserer Anschauung auch für uns zu empfehlen, so möchte ich doch, daß man auch die Unterschiede berücksichtigte, welche zwischen unserer Lage und der jener fingirten Wesen bestehen. Vor allem: sie waren eben durch die Widersprüche ihrer Beobachtungen genöthigt, die neue Dimension zu postuliren; uns dagegen liegt durchaus kein ähnlicher Widerspruch vor, der uns zwänge, unser Raumbild für unvollständig zu halten, und seinen drei Abmessungen eine vierte hinzuzufügen. Gleichwohl befinden wir uns, jetzt wenigstens, gar nicht in der Lage der Wesen in der Ebene, die arglos mit ihrer Planimetrie zufrieden waren und Nichts ahnten von der dritten Dimension, die wir kennen; denn eben der Gedanke an eine vierte, der jetzt von allen Seiten angeregt wird, vertritt doch in so weit die fehlenden Erfahrungsaufforderungen, daß er uns nicht ebenso ahnungslos über diese vielleicht mögliche Erweiterung unserer Anschauung läßt, sondern uns, am Ende mehr als der Mühe werth ist, auf sie aufmerksam macht. Wäre daher diese Erweiterung möglich, so müßte es wunderbar zugehen, wenn die Prüfung unserer Anschauung sie nun nicht auch ohne Aufforderung von Seiten der Beobachtung entdeckte; anderseits, wenn solche Beobachtungen uns zu Theil würden, ohne daß eine Umgestaltung unserer Anschauung möglich wäre, welche ihren Widerspruch ausgliche, so müßte es bei dem Widerspruche lediglich sein Bewenden haben. Nun, dieser Unterschied besteht: die Wesen auf der Kugeloberfläche waren zwar zur Umgestaltung ihrer anfänglichen geometrischen Anschauungen genöthigt, fanden sie aber auch ausführbar; wir sind zu demselben Versuche durch Nichts genöthigt, und finden ihn außerdem durchaus unausführbar: in unserem Raume R ist es zugestandenermaßen nicht möglich, eine vierte Dimension zu construiren, welche senkrecht auf den drei andern stände, ohne mit einer von ihnen zusammenzufallen. Hiermit scheint mir die Sache entschieden; denn darauf dürfte man sich nicht

berufen, daß der Raum R, ohne selbst ein anderer zu werden, doch eine andere Auffassung zuließe, welche in ihm eine vierte Dimension zeigte. So lange die Bedingung der Rechtwinkligkeit festgehalten wird, ist diese Auffassung nicht möglich; läßt man sie fallen, so erlangt man nichts Neues: denn, um sich besonderen Relationen des im Raume Befindlichen oder Construirbaren anzuschließen, ist man längst gewohnt, sich ein besonderes passendes Axensystem zu wählen: Nichts würde hindern, schon der Ebene drei Dimensionen zu geben, die sich unter 60° schnitten, und die für manche Beziehungen im Raum vertheilter Punkte bequemere Uebersicht gewähren könnten, als zwei rechtwinklige. Nur die andere Frage bliebe daher für den Augenblick zulässig: ob es eine andere, dem Raume R unähnliche Anschauungsform X oder Z geben könne, welche vier oder mehr völlig gleichartige und vertauschbare und gegen einander in dem Sinne der im Raume R bekannten Perpendicularität gleichgültige Dimensionen darböte. Ich werde auf sie sogleich zurückkommen; jetzt aber halte ich den mir verdachten logischen Einspruch aufrecht: es ist durchaus unzulässig, Namen und Begriff des Raumes R auf Gebilde zu übertragen, die mit ihm nur unter den gemeinsamen Oberbegriff eines anschaulichen Ordnungssystems fallen würden, deren specielle Eigenschaften aber mit dem characteristischen Artunterschied des Raumes R, mit der Linie r, der Ebene e, dem Winkel w und den zwischen diesen Elementen stattfindenden Relationen durchaus unvereinbar sind. Aus diesem gefährlichen Sprachgebrauche entstehen die Folgen, die wir vor uns sehen: die Annahme, eben der Raum R, in welchem wir leben, habe wirklich außer seinen drei Dimensionen eine vierte, und sei nur tückisch genug, sie uns nicht merken zu lassen; vielleicht aber gelinge es uns in Zukunft, auch in sie hinein einen Blick zu thun: dann würden wir durch sie symmetrisch gebildete Körper eben so zur Deckung bringen können, wie in den dreien die symmetrischen Figuren der Ebene. Den letzteren Grund für die Wahrscheinlichkeit der vierten Dimension begreife ich übrigens nicht: was hätten wir denn für ein Gut gewonnen, wenn wir uns mit dem Umklappen symmetrischer Raumfiguren beschäftigen könnten, und was geht uns jetzt ab, da wir es nicht können? und außerdem: muß denn Das alles sein, was schön wäre, wenn es wäre? gewiß

wäre es bequem, wenn der Umfang des Kreises oder jede Wurzel jedes Grades aus jeder Zahl sich rational angeben ließe; aber Niemand hofft auf eine Erweiterung der Arithmetik, die dies möglich machte. Wohin sind wir überhaupt gekommen? hat die Uebung des Scharfsinns jedes Gefühl für Wahrscheinlichkeit erstickt? Die Erwartung solcher Umgestaltungen unserer fundamentalsten Anschauungen kann uns nur an die Träume der Fourieristen erinnern, die von dem socialen Fortschritt der Menschheit auch eine Veredlung der Natur bis zur Zähmung aller Wildheit und Herbigkeit ihrer Geschöpfe erwarteten. Doch vielleicht hilft eines dem andern; dann wird es freilich schön sein, wenn gezähmte Wallfische uns durch die vierte Dimension des Zuckerwassermeeres tragen werden.

135. Ich bin, um auf die obige Frage zurückzukommen, allerdings überzeugt, daß die Dreiheit rechtwinkliger Dimensionen keine specielle Eigenschaft des Raumes R, sondern die nothwendige Eigenschaft jeder Anschauung S ist, die auf ganz andere Weise, als er, einen Hintergrund oder eine Umfassungsform für alle Ordnungsverhältnisse einer gleichzeitigen Mannigfaltigkeit darböte; ich wünschte jedoch, diese Ueberzeugung besser begründen zu können als durch Das, was ich hier hinzufügen will. Um jede Vermischung mit bereits räumlichen Vorstellungen zu vermeiden, die sich freilich als die natürlichsten Veranschaulichungen zudrängen, denken wir uns eine Reihe X von Gliedern, zwischen welchen, ohne Rücksicht auf ihre qualitative Natur, die wir deshalb als völlig gleich betrachten, derartige nicht weiter bekannte aber gleichartige Verhältnisse stattfinden, daß jedes Glied von seinen nächsten beiden Nachbarn durch einen Unterschied x getrennt ist. Wie in diesem Ordnungssysteme S diese Differenz x vorgestellt oder angeschaut werde, lassen wir völlig dahingestellt; sie ist überhaupt nur eine Art oder ein Größenwerth eines uns unbekannten s und entspricht dem, was in unserer Raumanschauung als die grade Linie r erscheint oder als die räumliche Entfernung zweier Punkte. Sei nun O dasjenige Glied der Reihe X, von welchem wir ausgehen, so werden die Differenzen zwischen seinem Ort in der Reihe und dem Orte jedes beliebigen andern Gliedes, d. h. die in der uns unbekannten Form s gemessenen Unterschiede zwischen den einzelnen Elementen der gesuchten Anschauung S selbst, von der

Form $+ mx$ sein, wo für m die Reihe der Zahlen zu setzen ist. Nun möge O zugleich Glied einer andern Reihe Y von völlig gleicher Bildung sein, deren Glieder wir mit $+ my$ bezeichnen, so daß jedes my nicht blos gleichartig sondern gleich mit mx ist. Diese beiden Reihen X und Y werden in einem Verhältnisse, welches der Perpendicularität zweier Raumlinien entspricht, dann stehen, wenn einerseits der Fortschritt in der Reihe Y, wie weit er auch fortgesetzt wird, keinen Zuwachs einseitiger Aehnlichkeit der hierbei entstehenden Glieder my mit $+ mx$ oder $- mx$ hervorbringt, vielmehr der Unterschied jedes my von $+ mx$ und $- mx$ immer gleich groß bleibt, worin er auch immer bestehen mag, und wenn zweitens dieser Unterschied eben nicht besteht, worin er will, sondern der Art und Größe nach sowohl mit x als mit y vergleichbar ist. Auf diese zweite Bedingung ist zu achten; denn solche Reihen Y kann man natürlich unzählige denken, die von einem mit X gemeinsamen Gliede O aus sich so zu sagen in verschiedene Welten erstreckten und deren Glieder sich weder $+ x$ noch $- x$ näherten, weil sie mit beiden ganz unvergleichbar wären; aber solche Annahmen würden gar nicht zu unserem Gegenstande gehören. Im Raume R ist der Unterschied zwischen my und mx eine Linie r, grade so wie mx und my selbst Linien der Art r sind; in dem hier vorausgesetzten andern Ortsysteme S ist dieser Unterschied grade so von der uns übrigens unbekannten Art s, wie mx und my vergleichbare Arten oder Größenwerthe von s sind. Nun kann man in verschiedenen Weisen weitergehen. Man kann die noch problematische Vorstellung von vielen Reihen Y versuchen, welche sämmtlich diesen Bedingungen genügen; aber man behauptet auch dem entgegen mit Recht: so lange man eben noch nicht an einen Raum denkt, dessen anschauliche Richtungsverschiedenheiten uns zeigten, wie wir diese vielen Y auseinanderhalten könnten, so lange seien sie auch, in ihrer Beziehung zu X, durch welche sie bisher allein definirt sind, für eine einzige Reihe zu achten, viele würden sie erst dann sein, wenn zwischen ihnen dieselbe Verschiedenheit, welche sie von X trennt, gleichfalls stattfände und zwar ohne diesen ihren gemeinsamen Unterschied von X zu beeinträchtigen. Betrachten wir nun eine dieser vielen Y als gegeben; die anderen, die mit ihr gleichzeitig in dem angegebenen abstracten

Sinne perpendicular auf der Reihe X ſtehen, können zu ihr die mannigfachſten Verhältniſſe haben, ſo daß ihre fortſchreitenden Glieder den + my oder — my jener erſten feſtliegenden mehr oder weniger ſich nähern; begreiflich kann es aber unter dieſen Reihen nur eine geben, die wir jetzt Z nennen, deren aufeinanderfolgende Glieder mz, obgleich commenſurabel mit + my, doch von dem poſitiven wie von dem negativen Zweige der Y immer gleich große Unterſchiede haben. Auch von dieſer dritten Reihe Z gilt, ſo lange ſie nur durch ihr Verhältniß zu Y beſtimmt iſt, daß ſie nur als eine zu betrachten iſt; aber auch von ihr kann man die problematiſche Vorſtellung bilden, ſie ſei in vielen Exemplaren vorhanden, welche ſämmtlich in dieſem Verhältniß der Perpendicularität zu Y ſtehen. Fixiren wir nun eine dieſer vielen Z, ſo können zu ihr die übrigen wieder in den mannigfachſten Verhältniſſen ſtehen: aber wieder nur eine, die wir V nennen, könnte ſo beſchaffen ſein, daß ihre fortſchreitenden Glieder mv von den + mz und — mz jener feſtgelegten Z immer gleiche Unterſchiede hätten. Dieſe Betrachtungen nun kann man freilich ins Unendliche fortſetzen; allein eben ſie enthalten einen ganz weſentlichen und entſcheidenden Punkt noch nicht. Wir haben bisher blos die Y auf X und die Z auf Y, die V auf Z ſenkrecht angenommen, aber gar Nichts darüber feſtgeſetzt, in wiefern die Perpendicularität der Z auf Y dieſe Z zu X, oder die Perpendicularität der V auf Z dieſe V zu Y oder zu X in irgend ein nothwendiges Folgeverhältniß brächte. Wenn wir nun wirklich Nichts weiter hinzufügten, ſo würde hier geſchehen, was ich mehrfach ſchon bildlich ausdrückte: die Z würden zwar daſſelbe Verhältniß zu den Y, wie die Y zu den X haben, allein die Perpendicularität der Z auf Y würde ſo zu ſagen in eine ganz andre Welt hinausweiſen, als die Perpendicularität der Y auf X, und obgleich wir von jedem einzelnen dieſer Verhältniſſe, dem der Y zu den X und dem der Z zu den Y eine Anſchauung haben könnten, ſo würden wir doch dieſe beiden Beiſpiele eines und desſelben Verhältniſſes unter einander in gar keine beſtimmte Anſchauung zuſammenfaſſen, trotz des gemeinſchaftlichen Ausgangspunktes O. Auf dieſe Weiſe entſteht alſo überhaupt jene Geſammtanſchauung S gar nicht, die wir ſuchten und in welcher wir an feſten Orten alle die Punkte unterzubringen dachten, welche ſich in ihren angeblich ver-

ſchiedenen n Dimenſionen befänden; nur die gewohnte Anſchauung des Raumes R, die wir heimlich einmiſchen, verführt uns zu der Subreption, es verſtehe ſich von ſelbſt, daß dieſe aufeinanderfolgenden perpendicularen Gabelungen der X mit Y, der Y mit Z, der Z mit V in einer gemeinſamen anſchaulichen Umfaſſungsform S ſtattfänden. In der That aber muß, damit dies der Fall ſei, die beſondere Bedingung hinzugefügt werden, die ich oben ſchon bemerklich machte: ein Z, welches zu einem Y perpendicular iſt oder von der Perpendicularität in beſtimmtem Grade abweicht, muß ebenhierdurch auch in ein ganz beſtimmtes Verhältniß treten zu dem X, zu welchem jenes Y ſenkrecht iſt. Von dieſen mannigfaltigen Verhältniſſen geht uns hier nur eines an: dasjenige der auf Y ſenkrechten Z, welches zugleich auf X perpendicular ſein ſoll, muß ſich nothwendig unter der Zahl der vielen Y bereits befinden, welche ja alle diejenigen Reihen begriffen, denen dies Verhältniß zu X zukam; es kann alſo ſchon dieſe dritte Dimenſion in S nicht geben, ohne daß ſie mit einem, und zwar, ſobald X feſtgedacht wird, mit einem einzigen der vielen Exemplare der zweiten Dimenſion zuſammenfällt, die ſenkrecht auf X ſind; noch weniger kann es eine vierte Dimenſion V geben, welche zugleich auf X Y und Z ſenkrecht wäre und von dem einen Z ſich noch unterſchiede, welches allein den beiden Bedingungen der Perpendicularität auf X und Y zugleich entſpricht. Ich behaupte deshalb, daß in keiner Anſchauungsform S, ſie möge dem Raum R noch ſo unähnlich ſein, ſobald ſie nur wirklich den Character einer umfaſſenden Anſchauungsform für alle gleichzeitigen Verhältniſſe des in ihr geordneten Inhalts haben ſoll, mehr als drei auf einander rechtwinklige Dimenſionen möglich ſind, dieſe Bezeichnung des Rechtwinkligen in der abſtracten Bedeutung genommen, welche ich angab, und welche ſich nicht blos auf Linien r und Winkel w, ſondern auf jedes irgendwie beſchaffene Element s einer ſolchen Anſchauung S bezieht. Natürlich iſt und kann nach Lage der Sachen dieſe ganze Darſtellung Nichts ſein, als eine Art Rücküberſetzung des concret Geometriſchen ins abſtract Logiſche; vielleicht gelingt Andern beſſer, was ich verſuchte. In Uebereinſtimmung der Abſicht nach glaube ich mich mit Schmitz-Dümont ſowohl hierüber als über einige der ſchon erörterten Punkte zu befinden, doch fällt es

mir ſchwer, mich ganz in den Zuſammenhang ſeiner Darſtellungen zu verſetzen.

136. Zu den Eigenſchaften, welche unſere gewöhnliche Auffaſſungsweiſe an dem Raume am wenigſten miſſen zu können glaubt, gehört die völlige Gleichartigkeit ſeiner unendlichen Ausdehnung. Die realen Elemente, welche ihn füllen oder ſich in ihm bewegen, können, wie wir meinen, von Punkt zu Punkt die Dichtigkeit ihres Beiſammenſeins und die Regel ihrer relativen Lagen wechſeln; der Raum ſelbſt dagegen, als der unparteiiſche Schauplatz, der ſich allen dieſen Ereigniſſen darbietet, darf nicht locale Verſchiedenheiten ſeiner eignen Natur beſitzen, welche verhinderten, daß Alles, was um den einen ſeiner Punkte herum beſteht oder geſchieht, ſich an jedem andern ohne Veränderung wiederholen könnte. Denken wir uns nun eine Anzahl realer Elemente in Folge der Gegenwirkungen, die ſie ihrer Natur nach auf einander ausüben, zu einer ruhenden Anordnung verbunden oder in Bewegung geſetzt, ſo entſtehen Oberflächen und Linien, welche ſich zwar im Raume verzeichnen laſſen, aber nicht zu ſeiner eigenen Structur gehören; ſie vereinigen Punkte in einer Auswahl, die nur von den Geſetzen der zwiſchen dem Realen wirkſamen Kräfte abhängig iſt. Die Mathematik kann von der Erinnerung an dieſe Urſachen ſpecieller Raumgebilde abſtrahiren und braucht nur die Suppoſition eines Geſetzes beizubehalten, gleichviel woher es gekommen ſein möge, nach welchem aus der unendlichen Gleichförmigkeit der Ausdehnung beſtimmte zuſammengehörige Punktreihen ſich als Figuren, als Linien oder Oberflächen für unſere Anſchauung hervorheben. So weit folgt ohne Mühe die gewöhnliche Vorſtellungsweiſe den Unternehmungen der Geometrie, wenn dieſe nach dem durch eine Gleichung gegebenen Geſetze der Verbindung des Mannigfaltigen die räumlichen Umriſſe aufſucht, welche die Auswahl der dieſem Geſetze entſprechenden Raumpunkte vereinigen würden. In den Speculationen der neueſten Zeit begegnen wir jedoch oder glauben wir wenigſtens einem Gedanken zu begegnen, den wir nicht verſtehen und uns nicht zu rechtfertigen wiſſen. Es iſt möglich, daß die Bedenken, die ich ausſprechen will, auf einem Mißverſtändniß der Intentionen beruhen, welche die analytiſch geführten Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand verfolgen; dann iſt es wenigſtens nöthig, aufrichtig zu ſagen, welchem

Bedürfniß nach Verständniß und Aufklärung die bisherigen Darstellungen noch nicht im Mindesten entsprochen haben. Ich meine, kurz ausgedrückt, den Gedanken, daß es nicht blos in der unendlich gleichförmigen Ausdehnung unzählige Oberflächen und Linien von sehr ungleichförmigem Bau ihrer einzelnen Strecken, also ungleichförmige Gebilde im Raume, sondern daß es auch Räume von einer eigenen Structur geben könne, welche die Gleichförmigkeit ihrer ganzen Ausdehnung ausschlösse. Es ist uns klar, was wir unter einer sphärischen oder pseudosphärischen Oberfläche zu denken haben, aber nicht, was ein sphärischer oder pseudosphärischer Raum bedeuten kann, Benennungen, denen wir in der Discussion dieser Gegenstände begegnen, ohne daß unserem Verständniß ihres Sinnes entgegengekommen wird. Ich werde im Folgenden nur von der ersten dieser Benennungen Gebrauch machen; die Erwähnung des Pseudosphärischen könnte nur, wegen seiner schwierigeren Anschauung, den Eindruck des Mysteriösen verstärken, ohne zur Aufklärung der Sache mehr als die Erinnerung an die bekannte Kugelgestalt beizutragen. Die Vorstellung einer Kugeloberfläche setzt nun, als die eines Gebildes im Raume, die gewöhnliche Anschauung des letzteren voraus; die Lage ihrer Punkte wird, bis jetzt wenigstens, durch irgend ein Coordinatensystem bestimmt, welches ihre Entfernung und die Richtung dieser Entfernung von einem angenommenen Anfangspunkte aus nach den für einen gleichförmigen Raum gültigen Regeln mißt. Um nun von der Oberfläche zum Raume zu gelangen, scheint mir eine von zwei Behauptungen nöthig: entweder diese Oberfläche ist der ganze Raum, den es in Wirklichkeit oder für die Anschauung gibt, oder dieser Gesammtraum entsteht aus der sphärischen Oberfläche, indem wir die Coordinaten alle mit ihrem Verbindungsgesetze verträglichen Größenwerthe stetig durchlaufen lassen. Thun wir das letztere, so entsteht, indem eine sphärische Oberfläche sich ohne Lücke an die andere schließt, die bekannte Vorstellung eines Kugelvolumens, das wir entweder willkührlich irgendwo begrenzen oder ins Unendliche wachsend denken können, da die Gleichung der Oberfläche für alle Werthe des Radius construirbar bleibt; wir erreichen so Nichts weiter als die zulässige, aber auch zufällige Ansicht, die unendliche gleichartige Ausdehnung des Raumes lasse sich erschöpfend nachconstruiren, wenn wir von einem

beliebigen Anfangspunkte aus eine minimale Kugeloberfläche ſich ihrer Gleichung gemäß allſeitig ausbreiten laſſen. Aber in dem Inneren dieſes Kugelvolumens findet ſich keine andere Structur mehr außer der des gleichförmigen Raumes, auf Grund deſſen die Coordinaten der jedesmaligen augenblicklichen Begrenzung beſtimmt worden waren; dies Innere beſteht nicht fortdauernd und einſeitig aus den geſonderten Kugelſchalen, aus denen hier unſer Vorſtellen ſeine Vorſtellung erzeugt hat, und der Uebergang von einem Punkte zum anderen braucht nicht irgendwie dieſe unſere Erzeugungsweiſe des Ganzen zu reſpectiren, ſo daß er innerhalb einer der Kugeloberflächen auf irgend eine vorzüglichere oder leichtere Weiſe geſchehen könnte, als in der Richtung einer Sehne, die beliebige Orte des Innenraumes in Verbindung ſetzte. Für jede der in Gedanken an dieſem Raume unterſcheidbaren, in ihm ſelbſt aber völlig ausgelöſchten Oberflächen hat der Begriff eines Krümmungsmaßes ſeinen guten und bekannten Sinn; aber es iſt unmöglich, ſich eine Eigenſchaft des Raumes zu denken, auf die er Anwendung finden könnte. In dem Falle der Kugel geſtattete nun das Geſetz der Bildung den ſtetigen Anſchluß von Fläche an Fläche; aber es ſind Gleichungen denkbar, die als ein Syſtem räumlicher Orte conſtruirt, entweder auf eine Reihe discreter Punkte oder auf eine Reihe discreter, vielleicht nur theilweis, vielleicht gar nicht zuſammenhängender Flächen führten. Wir kennen auch ſolche Conſtructionen zunächſt nur als *Gebilde im Raume* und denken ihre Entſtehung durch Gleichungen zwiſchen Coordinaten bedingt, deren gegenſeitige Beſtimmbarkeit durch einander der Natur des gleichartigen jetzt ſo genannten Euklidiſchen Raumes entſpricht; allein wir wollen annehmen, man habe ſich von dieſer Vorausſetzung befreit und Coordinaten gebraucht, die ſelbſt ſchon an der ſpeciellen Natur des andersgearteten Raumes theilnehmen, zu dem man kommen will. Es kann dann ſchwer ſein, innerhalb unſerer gewohnten Anſchauungsweiſen ein Bild dieſer ſonderbaren Geſtaltungen zu entwerfen; wichtiger iſt mir die andere Schwierigkeit, zu beſtimmen, was wir eigentlich denken, wenn wir von ihnen als von Räumen ſprechen. Nehmen wir an, das algebraiſch ausdrückbare Grundgeſetz, welches in einem Syſteme noch nicht ausdrücklich als räumlich aufgefaßter Beziehungspunkte herrſcht, bedinge eine Geſammtanordnung

derſelben, welche in unſerem Raume R nur durch eine Mehrheit von gekrümmten nur theilweis zuſammenhängenden Flächenblättern darſtellbar wäre, ſo würde Thatſache Art und Größe der Divergenz dieſer letzteren uns nur durch die nach der Natur des Raumes R gemeſſenen Entfernungen merklich ſein, die ſich zwiſchen beſtimmten Punkten des einen und des anderen Blattes befänden. Allein auch wenn wir die Vorſtellung eines Raumes R ganz entfernten, in dem als gleichartigem Hintergrund das Gebilde X entworfen wäre, wenn wir vielmehr dies X verſuchten als den einzigen vorgeſtellten Raum zu betrachten, ſo würden doch auch dann die verſchiedenen Blätter deſſelben ſich nicht gleichſam in verſchiedene Welten hinein ſo ausdehnen können, daß von einem zum andern gar kein meßbarer Uebergang ſtattfände; ebenſo wenig könnte Das, was ſie trennt und divergiren macht, im Sinne dieſes Raumes X ſelbſt ein bloßes Nichts ſein, das gar keiner Maßbeſtimmungen fähig ſein würde; auch hier vielmehr müßte dies trennende Motiv eine Raumgröße oder Entfernung ſein, gleichartig und commenſurabel mit denjenigen Größen, die den Raum X ſelbſt bildeten. So würde der gemachte Verſuch fehlſchlagen; wir könnten jenes X nicht als Raum, ſondern nur als Gebilde in einem Raume anſehen, von dem wir immerhin einſtweilen annehmen könnten, er ſei in jedem ſeiner kleinſten Theile anders conſtruirt als unſer Raum R, von dem wir aber doch hier ſchon zugeben müßten, daß er ein Continuum bilde, welches in jedem ſeiner Theile dieſelbe innere Structur wiederhole. Denn ſo lange wir dieſen verſuchsweis angenommenen Raum X nicht als ein Reales, ſondern als eine leere Ordnungsform für künftiges Reale anſehen, kann kein Unterſchied der Wirklichkeit oder des Werthes zwiſchen den Punkten, die in jenen Blätterflächen enthalten ſind und den andern ſtattfinden, durch deren Dazwiſchenſein ihre Divergenz entſteht; ſie alle würden daher als Ausgangspunkte der nämlichen Conſtruction gleichberechtigt ſein und aus der Durchkreuzung aller dieſer Conſtructionen würde ſich wieder die Vorſtellung eines ins Unendliche hin durchaus gleichartigen Raumes bilden, welcher ſelbſt keinen Theil an dem Gefüge der Gebilde nimmt, die ſich in ihm verzeichnen laſſen. Auch nicht irgend eine Discontinuität der übrigens gleichförmigen Ausdehnung iſt möglich; denn ſie iſt denkbar nur, wenn nicht nur

Etwas zwischen den Gliedern ist, die durch sie auseinandergehalten werden, sondern dies Etwas muß auch der Art und Größe nach mit dem vergleichbar sein, was hier und dort an ihm endigt; der Raum kann daher nicht aus einer unendlichen Menge von einander durchschneidenden Linien bestehen, die zwischen sich Maschen von Nichtraum ließen; er wird unaufhaltsam wieder die stetige und gleichartige Ausdehnung, als die wir ihn voraussetzten und die verschiedenartigen Configurationen der Art X sind nur in ihm als begrenzte Gebilde, nicht aber selbst als Räume denkbar.

137. Ich kann nicht umhin, auch gegen die Untersuchungen, welche Riemann über eine nfach ausgedehnte Mannigfaltigkeit unternommen hat, die bisher geäußerten Ueberzeugungen aufrecht zu erhalten. Meine Bedenken laufen im Ganzen darauf hinaus, daß auch hier die Verwechselung nicht vermieden ist, die mir diese ganze Streitfrage zu verdunkeln scheint: die Verwechselung des anschaulichen allgemeinen Ortsystemes leerer Plätze, in welchem beliebig geformte und ausgedehnte Gebilde eingeordnet werden können, mit der eignen Structur und Gliederung Dessen, was in diesem Systeme angeordnet werden soll, oder um den oben gebrauchten Ausdruck zu wiederholen, die Verwechselung des Raumes mit Gebilden im Raume. In II, §. 4 seiner Abhandlung über die Hypothesen, welche der Geometrie zu Grunde liegen, äußert sich Riemann: „Die Mannigfaltigkeiten, deren Krümmungsmaß überall = Null ist, lassen sich betrachten als ein besonderer Fall der Mannigfaltigkeiten, deren Krümmungsmaß überall constant ist. Der gemeinsame Character der Mannigfaltigkeiten, deren Krümmungsmaß constant ist, kann auch so ausgedrückt werden, daß sich die Figuren in ihnen ohne Dehnung bewegen lassen. Denn offenbar würden die Figuren in ihnen nicht beliebig verschiebbar und drehbar sein können, wenn nicht in jedem Punkte in allen Richtungen das Krümmungsmaß dasselbe wäre. Anderseits sind durch das constante Krümmungsmaß die Maßverhältnisse der Mannigfaltigkeit vollständig bestimmt; es sind daher um einen Punkt nach allen Richtungen die Maßverhältnisse genau dieselben wie um einen anderen und also von ihm aus dieselben Constructionen ausführbar und folglich kann in den Mannigfaltigkeiten mit constantem Krümmungsmaß den Figuren jede beliebige Lage gegeben werden." Ich bezweifle nun

gar nicht, daß durch analytische Behandlung allgemeinerer Formeln sich die genannten Eigenschaften des Raumes als Specialfall ableiten lassen; allein ich muß bei der Behauptung bleiben, daß eben nur mit diesen speciellen Eigenschaften diese „ausgedehnte Mannigfaltigkeit" ein Raum ist, oder dem Begriffe eines anschaulichen Ordnungssystems entspricht; alle Formeln aber, welche diese Bestimmungen noch nicht oder andere ihnen entgegengesetzte enthalten, bedeuten entweder Nichts oder nur Etwas, was als besondere eigenthümliche Bildung in jenem allgemeinen Rahmen wohl oder übel untergebracht werden kann. Ein Ortssystem, welches in irgend einem seiner Theile anders geartet wäre als in einem andern, würde seinem eignen Begriffe widersprechen und nicht sein, was es sein soll, der unparteiische Hintergrund für die mannigfachen Beziehungen des in ihm zu Ordnenden, sondern selbst eine specielle Bildung, eine „nfach ausgedehnte Mannigfaltigkeit" statt der nfachen Mannigfaltigkeit der Ausdehnung, um die es eigentlich zu thun war. Ich kann nicht glauben, daß irgend eine Kunst der Analysis dies Mißverständniß in den Begriffen vergüten kann; angebliche Räume, die durch ihre eigne Structur an dem einen Orte eine Figur nicht ohne Dehnung oder Größenänderung aufnehmen könnten, die an einem andern Orte möglich ist, lassen sich nur als reale Schalen oder Wände denken, die durch ihre Kräfte des Widerstandes einer ankommenden realen Gestalt den Eintritt wehren, am Ende aber auch durch den heftigeren Anfall dieser müßten zersprengt werden können. Ich hoffe, daß über diesen Punkt die Philosophie sich nicht von der Mathematik wird imponiren lassen; der durchaus gleichartig gebaute Raum wird ihr immer als der einzige Maßstab erscheinen, unter dessen Voraussetzung ihr alle jene andern Gestaltungen erst begreiflich werden. Man kann dies durch die Analogie mit der Arithmetik verdeutlichen. Die natürliche Zahlenreihe mit der beständigen Differenz 1 und mit ihrem graden Fortschritt, nach welchem die Differenz zweier beliebigen Glieder die Summe der Differenzen aller Zwischenglieder ist, ließe sich ganz ebenso, wie der gleichartige Raum, als Specialfall einer allgemeinen Reihenform fassen. Allein durch welches allgemeine Glied man auch das Bildungsgesetz dieser Reihe ausdrücken möchte: ohne die Voraussetzung der Zahlenreihe würde es gar Nichts bedeuten. Jeder Exponent oder

jeder Coefficient, den diese allgemeine Formel enthielte, wäre von unangebbarem Sinne, wenn er nicht entweder einen constanten Werth in der natürlichen Zahlenreihe hätte, oder einen veränderlichen, der im einzelnen Falle von dem in dieser Zahlenreihe zu messenden Werthe der Größen abhinge, deren Function er wäre. Jede andere arithmetische Reihe gibt durch ihr Bildungsgesetz blos an, wie sie von dem Fortschritt gleichstelliger Glieder in der Zahlenreihe abweicht; an die Stelle dieses Maßstabes aber kann durchaus kein anderer gesetzt werden, ohne seinerseits zu seiner Verständlichkeit doch wieder der einfachen Zahlenreihe zu bedürfen. Vollkommen dasselbe scheint mir hier stattzufinden, und ich überzeuge mich nicht, daß man auch nur die Vorstellung ungleichartiger Räume oder die eines veränderlichen Krümmungsmaßes derselben würde bilden und definiren können, ohne die Elemente des gleichartigen Raumes, die graden Tangenten und die Tangentialebenen, ohne überhaupt den ganzen gleichartigen Raum als den einzig verständlichen und unentbehrlichen Maßstab vorauszusetzen, von dem ihre Bildung, wenn sie überhaupt anschaulich wäre, in bestimmter Weise abwiche.

Drittes Kapitel.

Von der Zeit.

Ueber die allmähliche Entwicklung unserer Zeitvorstellungen kann die Psychologie ihre Nachforschungen anstellen, ohne Hoffnung übrigens, außer einigen leicht zu habenden unfruchtbaren Gedanken etwas Wesentliches zu erreichen. Die Metaphysik hat vorauszusetzen, daß diese Entwicklung vollendet sei bis zu der Auffassung der Zeit, in der wir nun alle leben, als von einer umfassenden Form, in welcher alle Begebenheiten zwischen den Dingen und unsere eigenen Handlungen eingeschlossen sind; nur darnach fragt es sich, in wieweit die Zeit, so gefaßt, Gültigkeit und Bedeutung für das Wirkliche hat.

138. In Bezug auf diese Auffassung selbst muß ich zunächst der Gewohnheit widersprechen, die seit Kant unter uns üblich geworden ist, von einer Anschauung der Zeit zu reden, die der des Raumes ebenbürtig sei und mit ihr ein zusammengehöriges Paar ursprünglicher Formen unsers Vorstellens bilde. Wir haben im Gegentheil gar keine ursprüngliche und eigenthümliche Anschauung von ihr, sondern gewinnen den intuitiven Character unserer Zeitvorstellung nur durch Bilder, die wir vom Raume entlehnen, und die, sobald wir sie weiter verfolgen, sich unfähig erweisen, die Bestimmungen wiederzugeben, die dem Gedanken der Zeit nothwendig sind. Wir sprechen von einer Zeitlinie; aber wie viel wir auch glauben mögen, von der Eigenthümlichkeit einer Raumlinie abstrahiren zu dürfen, damit dem allgemeineren Begriff der Linie auch die Zeit subsumirbar werde: gewiß gehört doch zu dem Begriff der Linie die Vorstellung gleichartiger Wirklichkeit aller ihrer Elemente; und dieser Forderung entspricht die Zeit nicht. Als Linie gedacht würde sie nur einen

reellen Punkt besitzen, die Gegenwart; von ihm gingen zwei unendliche aber imaginäre Arme aus, beide von einander und von dem einfachen Nichtsein eigenthümlich unterschieden: Vergangenheit und Zukunft; ihren Unterschied voll auszudrücken würde der Gegensatz räumlicher Richtungen nicht zureichen. Und ohnehin sind wir ja genöthigt weiter zu gehen; sehen wir noch ab von dem Verhältnisse, in welchem die leere Zeit zu den Begebenheiten stehen soll, die in sie fallen, so kann sie selbst ja nicht als ruhend gedacht werden; auch der einzige reelle Punkt der Gegenwart ist veränderlich und reiht sich unaufhörlich den imaginären der Vergangenheit an, wiedererſetzt durch die Realisation des nächsten Punktes der Zukunft. So entsteht die uns übliche Vorstellung vom Flusse der Zeit; was an ihr anschaulich ist, stammt aus Erinnerungen an den Raum und führt nur zu Widersprüchen. Von dem Flusse können wir nicht reden, ohne ein Flußbett mitzudenken, und in der That schwebt uns überall das Bild einer nicht weiter definirbaren Ebene vor, durch welche dieser Strom zieht; in den einen Punkt pflegen wir uns selbst zu stellen und nennen ihn Gegenwart; von der einen Seite lassen wir aus der Ferne die Zukunft kommen und in die Vergangenheit abfließen, oder auch, damit die Zweideutigkeit dieser Verbildlichung recht offenbar werde, wir denken umgekehrt den Strom aus der Vergangenheit kommend und sich endlos in die Zukunft fortsetzend. In beiden Fällen widerspricht das Bild dem Gedanken; denn dieser unaufhörliche Strom ist und bleibt von gleicher Wirklichkeit, mag er schon auf der Seite der Zukunft oder noch auf der der Vergangenheit fließen und von derselben Wirklichkeit ist er im Augenblick seines Vorübergangs durch die Gegenwart. Und nicht dies allein stört uns; auch die Bewegung des Strömens ist nicht anschaulich ohne eine bestimmte Geschwindigkeit, die uns zur Voraussetzung einer zweiten Zeit nöthigen würde, in welcher die erste durch größere oder geringere Strecken jenes unbegreiflichen Hintergrundes fortschritte.

139. Versuchen wir nun diese mißlingende Anschauung zu entbehren und zu sehen, wie die leere Zeit, nur in Gedanken gefaßt, sein müßte. Man gewinnt Nichts, wenn man den abstracteren Begriff einer Reihe dem unbrauchbaren Bilde einer Linie substituirt; nur die innere Ordnung der einzelnen Zeitaugenblicke würde man

hierdurch bestimmen können. Dies allerdings enthält der Begriff der Zeit, daß die Ordnung ihrer Momente feststeht und der Augenblick m seine Stelle hat zwischen m + 1 und m — 1; auch dies, daß ihr Fortschritt gleichförmig und der Abstand zweier Glieder die Summe der Abstände aller Zwischenglieder ist. Daß mithin die Zeit, wenn sie überhaupt einer Linie verglichen werden soll, nur eine grade Linie sein könnte, dürfen wir sagen; nicht von einem Kreislauf der Zeit selbst konnte die Rede sein, sondern nur von einer Wiederkehr der Ereignisse in ihr, die eine Wiederkehr nicht sein würde, wenn nicht die Zeitpunkte selbst verschieden blieben, in welche die Wiederholungen desselben Inhalts fallen. Weiter führt der Begriff der Reihe nicht; denn die Zeit besteht nicht blos in der Ordnung, vermöge deren der Augenblick m ewig seine Stellung zwischen m — 1 und m + 1 hätte, sondern darin, daß diese Ordnung durchlaufen und das verschwindende m stets durch m + 1 und nie durch m — 1 ersetzt wird. Derjenigen Bewegung daher, mit welcher unser Bewußtsein in willkührlicher Richtung eine an sich ruhende Reihe vorwärts und rückwärts durchlaufen kann, würde die Zeit, wenn sie selbst wäre, als ein einseitig gerichteter Vorgang entsprechen, in welchem die Wirklichkeit jedes Gliedes durch die verschwundene oder verschwindende des früheren erzeugt würde, sofort aber selbst die Ursache ihres eignen Aufhörens und der beginnenden Wirklichkeit des nächsten Gliedes wäre. Natürlich würden wir darauf verzichten zu erfahren, was denn die Augenblicke eigentlich sind, an denen sich diese Geschichten ereignen und welches die Mittel, durch die des einen Dasein aufgehoben und auf den nächsten übertragen wird; einestheils würde man ja behaupten können, daß die Zeit Etwas ihrer besonderen Art und durch Begriffe anderer Wirklichkeiten nicht definirbar sei; anderntheils wissen wir, daß unsere Erklärungssucht eine Grenze haben muß und nicht ein einfachstes Geschehen durch Constructionen darf begreifen wollen, die ein verwickelteres voraussetzen würden. Aber wenn wir auch nicht wissen wollen, wie die Zeit gemacht wird: unter den Begriff eines Vorgangs würden wir sie doch immer bringen und uns fragen müssen, ob sie, so gedacht, wenigstens einen vollständigen und widerspruchsfreien Sinn haben würde. Nun können wir uns einen Vorgang nicht als geschehend denken, in dem Nichts vorginge, der Fortgang

sich nicht vom Anfang, der bewirkte Erfolg sich nicht von der bewirkenden Bedingung unterschiede; so aber würde sich die leere Zeit verhalten. Jeder Moment in ihr wäre dem andern völlig gleich; indem der eine verginge, träte der andere an seine Stelle, der von ihm in Nichts als durch seinen Ort in der Reihe verschieden wäre; diesen Ort aber zeigte nicht er selbst durch seine besondere Natur an, die ihn abhielte, an einem andern zu sein, sondern nur das vergleichende Bewußtsein eines Beobachters, der die ganze Reihe abzählte, hätte Veranlassung, ihn durch seine Stellenzahl von anderen zu unterscheiden. So würde in der Zeit selbst kein Fluß sein, der Neues an die Stelle des Alten brächte. Und darauf kann man sich nicht berufen, daß wir früher ja selbst die unveränderte Fortdauer eines Zustandes als das Erzeugniß einer immer ausgeübten Selbsterhaltung aufgefaßt, mithin ihr ein beständiges Geschehen untergelegt haben, das doch in keinem hervorgebrachten Wechsel sichtbar würde; mit dieser Berufung kämen wir nur zu der Vorstellung einer ewig stillstehenden Zeit, die nicht fließt; eine Unterscheidung früherer und späterer Momente in ihr wäre nur auf Grund einer vorgestellten zweiten Zeit möglich, in der wir genöthigt wären, die Ausdehnung jener ruhenden ersten nach bestimmter Richtung hin zu durchmessen.

140. So unklar ist an sich schon der Fluß der leeren Zeit; wir finden dieselbe Unklarheit, wenn wir nach dem Verhältniß der Zeit zu den Dingen und Ereignissen fragen, die in ihr sein und geschehen sollen; die gefällige Präposition verdeckt auch hier nur die Dunkelheit des Verhältnisses, das sie anschaulich zu machen scheint. Es würde Nichts heißen, daß die Dinge in der Zeit sind, wenn sie dadurch nicht irgend etwas litten, was sie nicht leiden würden, wenn sie nicht in der Zeit wären. Aber zu sagen, daß der Fluß der Zeit sie mit sich fortführe, würde ein verfehltes Bild sein; nicht allein die Kraft bliebe dunkel, welche die leere Zeit ausüben könnte, um das Nichtleere sondern Wirkliche zu einer Bewegung zu nöthigen, die nicht seine eigne wäre; auch der Erfolg wäre unsagbar: denn auch so fortgeführt befände sich das Wirkliche ganz ebenso wie vorher, und so widerspräche der Ausdruck dem, was wir mit ihm meinten; denn nicht eine Ortsveränderung des immer gleich Wirklichen, sondern Vernichtung des einen und Entstehung des andern sollte die hinreißende

und zugleich schöpferische Macht des Zeitenstromes bedeuten. Daß so gefaßt diese Macht noch räthselhafter sein würde, bedarf kaum der Erwähnung: weder überhaupt würden wir ihre verzehrende Wirksamkeit begreifen, noch ließe sich ein Verhältniß derselben zu der Lebenskraft der Dinge denken, aus dem der größere oder geringere Widerstand folgte, welchen diese ihrer Vernichtung entgegensetzen; am wenigsten würde in der leeren Zeit ein Grund der Auswahl liegen, mit der sie die Mannigfaltigkeit der Ereignisse in bestimmter Reihenfolge zum Dasein beriefe. Verlegen wir aber die Motive hierzu dahin, wohin sie gehören, in die Natur und den inneren Zusammenhang der Dinge selbst, was beginnen wir dann mit dem selbständigen Abfluß der leeren Zeit, mit welchem die Entwicklung der Dinge zusammenstimmen müßte, ohne innerlich doch dazu genöthigt zu sein? Nicht einmal der abenteuerliche Gedanke würde dann ausgeschlossen sein, daß das Geschehen seinen Weg der Zeit entgegennähme und die Ursachen der Ereignisse nach ihren Erfolgen verwirklichte. Wohin wir auch sehen, diese erste uns gewöhnliche Vorstellung ist unmöglich, als habe eine leere Zeit an sich selbst ein Dasein entweder beharrlicher Art oder beständiges Verfließens und schließe als eine Macht von eigenthümlicher Gesetzlichkeit, aller Wirklichkeit vorangehend, die Summe des Geschehens in ihren Rahmen ein. Aber diese sichere Verneinung enthält noch keine Bejahung einer anderen Auffassung.

141. Zweifel an jener Wirklichkeit nun, welche die gemeine Ansicht der Zeit zuschreibt, sind stets gehegt worden und sehr zahlreich sind die Versuche, die aus religionsphilosophischen Gründen unternommen wurden, als wahrhafte Wirklichkeit ein zeitloses Sein gegenüber den veränderlichen Erscheinungen zu vertheidigen. Einen mehr metaphysischen Grund hat dieser ungewöhnlichen Ansicht erst die Bemühung Kants gegeben; die Widersprüche, welche die Voraussetzung der wirklichen Zeit auch in die blos theoretische Beurtheilung der Welt einzuführen schien, veranlaßten ihn, sie gleich dem Raume nur als subjective Form unserer Auffassung anzusehen. Ich bin diesem Wege nicht gefolgt; es schien mir sicherer zu zeigen, daß die Zeit an sich selbst, so wie wir sie fassen und fassen müssen, wenn ihr gewöhnlicher Begriff nicht ganz umgeändert werden soll, jedes Prädicat eines Seins ausschließt, mit dem sie für sich dem Seienden

vorherginge; dagegen kann ich in der Annahme ihrer blos phänomenalen Geltung das Hülfsmittel nicht sehen, um kurzer Hand Schwierigkeiten zu lösen, die nur scheinbar aus der Anwendung der Zeit auf das Wirkliche entstehen, in Wahrheit aber an der eigenen Natur des Wirklichen haften. Hierüber muß ich mir einige Zwischenbemerkungen erlauben.

142. Wäre nur an sich ein selbständiges Dasein irgend welcher Art für die Zeit denkbar, und ferner denkbar, wie dann der Lauf der Welt zu ihr in Beziehung treten könnte, so würden mich die Schwierigkeiten nicht noch besonders stören, welche Kant in der Unendlichkeit der Zeit gefunden hat. Die Welt habe nothwendig einen Anfang in der Zeit, behauptet die Thesis seiner Antinomie, die er apagogisch durch die Widerlegung der Antithesis zu beweisen sucht. Ich bemerke, daß für Diejenigen, denen das eigene Dasein einer leeren Zeit nicht von vorn herein undenkbar scheint, die Rücksichtnahme auf Das, was die Zeit füllt, im Grunde hier noch überflüssig ist; von ihr selbst konnte die Thesis versichern, sie müsse einen Anfang haben, und dann so fortfahren, wie sie es thut: denn man nehme an, die Zeit habe keinen Anfang, so ist bis zu jedem gegebenen Zeitpunkte eine Ewigkeit abgelaufen, mithin eine unendliche Reihe aufeinanderfolgender Augenblicke verflossen; nun besteht aber die Unendlichkeit einer Reihe darin, daß sie durch successive Synthesis niemals vollendet werden kann; also ist eine unendliche verflossene Zeit unmöglich und ein Anfang derselben nothwendig. Ich gestehe, stets einigen Anstoß an der Stellung gefunden zu haben, welche Kant den beiden Gedanken der Unendlichkeit der Zeit und der Unmöglichkeit, durch Synthesis die unendliche Reihe zu vollenden, hier zu einander gibt; der zweite scheint ihm selbstverständlich der Gegengrund des ersten zu sein, während man versucht sein könnte, ihn im Gegentheil nur für eine selbstverständliche aber unwichtige Folge desselben anzusehen. Denn gewiß, wenn wir eine unendliche Zeit als verflossen betrachten, so meinen wir damit, daß wir, von der Gegenwart in die Vergangenheit zurückgehend, kein Ende dieses Rückgangs finden, die verflossene Zeit mithin nicht durch successive Synthesis unserer Schritte erschöpfen würden; beide Gedanken vertragen sich also völlig und die Unendlichkeit der Vergangenheit wäre erst dann widersprechend,

wenn uns die Auffindung eines letzten Gliedes in diesem Rückschritt gelänge. Doch hat Kant natürlich gemeint, durch den zweiten Gedanken nur einen Widersinn deutlicher zu machen, der schon in dem ersten gelegen hätte; eben hierüber aber bin ich nicht im Stande, ihm einfach beizustimmen.

143. Ich will mein Bedenken zunächst allgemein dahin formuliren: unser Recht und unsere Pflicht, Etwas für seiend oder geschehend anzuerkennen, hängt nicht von unserer Fähigkeit ab, durch eine Verbindung von Denkhandlungen es so zu machen, wie wir uns vorstellen müßten, daß es sein und geschehen würde, wenn es wäre und geschähe; es reicht hin, daß kein innerer Widerspruch uns seine Anerkennung unmöglich, irgend ein Gebot der Erfahrung aber sie nothwendig macht. Keine Anstrengung des Denkens lehrt uns, wie Sein gemacht wird; seinen widerspruchsfreien Begriff zwang uns die Erfahrung anzunehmen; wir erfuhren nicht, wie Werden gemacht wird; der Versuch es denkend zu construiren, streifte vielmehr beständig an inneren Widerspruch, und nur die Erfahrung zeigte, daß in Wirklichkeit geschehen kann, was unser Denken nicht nachzuerzeugen vermag; wir ermitteln endlich nie, wie das Wirken eines Dinges auf das andere gemacht wird, und hier blieb es ein innerer Widerspruch, daß selbständige Elemente, die einander nichts angingen, doch einander so angehen sollten, daß eines sich nach dem andern richten müßte; diesen Begriff des Wirkens konnten wir daher nicht als zulässig anerkennen, ohne das, was die Erfahrung lehrt, das sich Richten der Dinge nacheinander, durch Aufhebung ihrer hinderlichen Selbständigkeit möglich zu machen. Wäre es nur ohne Widerspruch ausführbar gewesen, dem leeren Raume ein eigenes von unserem Bewußtsein unabhängiges Dasein zuzuschreiben, so würde die unendliche Ausdehnung, die sich von seiner Natur nicht trennen ließ, uns von der Anerkennung dieser seiner Wirklichkeit nicht abgehalten haben, obgleich wir wußten, daß wir diese Unendlichkeit durch successives Zusammenzählen ihrer Punkte oder unserer Schritte durch sie hindurch niemals erschöpfen würden. Es war eben nicht unsere Aufgabe, den Raum zu machen; er selbst mochte zusehen, wie er das zu Stande bringt, was unserer Vorstellungsthätigkeit nicht gelingt und jedenfalls hatte er, selbständig seiend, nicht die Pflicht, so klein zu sein, daß

wir seine Grenze finden konnten. Einen inneren Widerspruch aber schloß diese Unendlichkeit nicht ein; von jeder Grenze, bei welcher wir augenblicklich angehalten hätten, war der Fortschritt zu einer andern, er war also immer möglich; erst dann würde ein Widerspruch entstanden sein, wenn sich ein Punkt gefunden hätte, über den hinaus, unbegründet durch das Bildungsgesetz der durchlaufenen Strecke und gegen die allgemeine Forderung desselben, der weitere Fortgang nicht erlaubt gewesen wäre. Von dieser Unendlichkeit des Raumes wäre die Unmöglichkeit, sie durch successive Synthesis zu erschöpfen, eine freilich nothwendige aber zugleich unwichtige Folge gewesen; denn dem Raume, als einem Inbegriff simultaner und nicht successiver Momente, wäre es ganz unwesentlich gewesen, auf die Möglichkeit einer Entstehungsweise hin geprüft zu werden, die ja nicht die seinige ist. Hierin verhält sich nun allerdings die Zeit anders; jeder ihrer Abschnitte entsteht eben selbst durch die Aufeinanderfolge der Momente; man thut ihr also nicht Unrecht, wenn man fragt, ob ihre Unendlichkeit auf dem Wege successiver Synthesis erreichbar ist, der hier nicht mehr blos der subjective Weg unsers Denkens sein würde. Aber auch hier kann ich die Unmöglichkeit, zu Ende zu kommen, nicht als einen Beweis gegen die Unendlichkeit der Zeit ansehen. Kant spricht ausdrücklich von einer successiven Synthesis und von der Gewißheit, durch sie die unendliche Reihe niemals zu erschöpfen. Legen wir Gewicht auf diese Ausdrücke, so wird offenbar der Verlauf der Zeit, dessen Unendlichkeit allein widerlegt werden soll, selbst schon als wirkliche Vorbedingung der vorstellenden Thätigkeit angesehen, welche die angeblich fruchtlose Synthesis versucht: ihre einzelnen Schritte folgen aufeinander. Wie groß man nun auch die Geschwindigkeit anschlagen mag, mit welcher diese zeitlich verlaufende Geschäftigkeit, Moment zu Moment hinzuzufügen, ihr Werk fördert, so wird man doch nicht behaupten wollen, daß sie schneller mit ihm zu Stande komme, als der Verlauf der Augenblicke selbst, welche sie zusammenzählt: die zeitliche Nachconstruction der Zeit durch successive Synthesis ihrer Momente wird eben so viel Zeit bedürfen als die Zeit selbst zu ihrer eignen Construction braucht, unendliche also, wenn diese unendlich ist. Und dies ist in der That, wie mir scheint, die wirkliche Bedeutung jenes Niemals; es kann nicht den einfach ver-

meinenden Sinn eines Nicht haben; es behauptet nur, was an sich verständlich ist: keine zeitliche Succession, weder die unsers Vorstellens der Zeit noch die der Zeit selbst, durchmißt in endlicher Zeit eine unendliche Zeit. Ein innerer Widerspruch aber liegt in diesem Fortschritt von Punkt zu Punkt um so weniger, als er ja immer als wirklich geschehen vorausgesetzt werden müßte, um nur die Möglichkeit der successiven Synthesis zu begreifen, durch welche die Unvollendbarkeit ihrer unendlichen Fortsetzung erfahren werden soll. Mit sich selbst ist daher die Unendlichkeit der Zeit nicht im Widerspruch, sondern nur mit unserem Verlangen, ihren unendlichen Fortschritt in einen endlichen von derselben Art einzuschließen.

144. Ich übersehe hierbei nicht, was man einwerfen kann, daß diese Betrachtung sich ganz zwanglos nur auf die Zukunft scheint anwenden zu lassen, deren Grenzenlosigkeit Niemand eigentlich in Frage stellt; mit ihrem Begriffe, das Werdende unfertig zu enthalten, stimmt die Endlosigkeit ihres Fortschritts überein; die Vergangenheit dagegen würde uns nöthigen, eine abgeschlossene und fertig gewordene Unendlichkeit anzunehmen. Ich kann nicht umhin zu glauben, daß dennoch hier eine Verwechselung von Begriffen vorliegt. Einen kleinen Anstoß beseitige ich zuerst, den Kants Ausdruck bieten kann: bis zu jedem Augenblicke der Gegenwart müsse eine unendliche Zeitreihe verflossen sein. Es scheint mir nicht passend, die Gegenwart als das Ende dieser Reihe zu bezeichnen; der Strom der Zeit hat ja gar nicht die Richtung, aus der Vergangenheit durch die Gegenwart in die Zukunft zu verfließen; nur der concrete Weltlauf, welcher sie füllt, begründet durch den Inhalt des Früheren den des Späteren; die leere Zeit selbst, wenn sie wäre, würde die entgegengesetzte Richtung verfolgen; unaufhörlich würde die Zukunft in Gegenwart und diese in Vergangenheit übergehen; unsere Vorstellung hätte daher keine Veranlassung in der Vergangenheit die Quelle dieses Stromes zu suchen. Doch ändert diese Berichtigung nur die Form jenes Einwurfs, den man so wiederholen würde: wenn die Vergangenheit unendlich sein soll, so muß eine unendliche Wiederholung jenes geheimnißvollen Vorgangs als verflossen betrachtet werden, durch den jeder Moment der leeren Zukunft zur Gegenwart wird und diese weiter als Vergangenheit vor sich her schiebt. Der eigentliche Grund des

Mißverständnisses aber liegt in Folgendem. Zukunft und Vergangenheit sind beide *nicht*; aber ihr Nichtsein ist doch nicht dasselbe. Es ist richtig, daß wir an der leeren Zeit diesen Unterschied blos machen *möchten*, aber ihn nicht nachweisen können, da ein Punkt der verflossenen Leere jedem Punkte der noch erwarteten völlig gleich ist; denken wir jedoch an den Weltlauf der die Zeit füllt, so erscheint uns das Zukünftige als das, für uns wenigstens, Gestaltlose Zweifelhafte und Unfertige, nur das Vergangene bestimmt geformt und fertig; nur dies, das zwar nicht ist, aber doch das Sein genossen hat, gilt uns als gegeben und zur Wirklichkeit in gewisser Weise gehörig; für jeden Moment des Gewesenen ist die Reihe der Bedingungen abgeschlossen, die da haben gedacht werden oder thätig sein müssen, um ihn zu dem Bestimmten zu machen, was er ist. Diesen Character des Gewesenen theilt nun, da er jedem Moment der Vergangenheit zukommt, auch die ganze Vergangenheit des Weltlaufs und er wird von uns übertragen auf die leere Zeit. Natürlich nun, wenn wir von einer unendlichen Vergangenheit sprechen, so meinen wir identisch damit, diese unendliche Vergangenheit sei *gewesen*; aber diese Behauptung ist keineswegs Dasselbe, was Kant durch seinen Ausdruck *verflossen* bezeichnet. So spricht man von dem Strome, von dem man bereits weiß oder annimmt, daß er ein Ende hat und beim Fließen sich erschöpft; aber in dem wesentlichen Character der Vergangenheit liegt Nichts, was diese Annahme nothwendig macht. Abgeschlossen ist Nichts als die Summe der Bedingungen, welche jeden einzelnen Augenblick zum gewesenen machte; daß aber die Wiederholungsreihe dieses Vorgangs selbst abgeschlossen, als abgeschlossene gegeben oder verflossen zu denken sei, wenn sie die Reihe des *Gewesenen* bedeuten solle, das ist zwar die Behauptung Kants, aber es ist nicht ein in dem Begriffe des Gewesenen nothwendig liegender Gedanke, der als Gegengrund gegen die Annahme einer unendlichen Vergangenheit gelten gemacht werden könnte. Man kann nur sagen: wer eine unendliche Vergangenheit denkt, denkt ein unendliches *Gewesene*; warum er dies nicht denken sollte, ist nicht abzusehen; er wird eben leugnen, daß der Begriff des Gewesenen ein Vorurtheil für die Endlichkeit desselben enthalte. Daß wir aber nie zu Ende kommen, wenn wir in successiver Synthesis unsers Vorstellens die

Vergangenheit reconstruiren wollen, verwundert uns als natürliche Folge unserer Annahme nicht; wir geriethen in Widerspruch nur, wenn die behauptete Unendlichkeit irgendwo abbräche.

145. Man begegnet auch sonst der Behauptung, daß sich dem unendlich Großen unsere Vorstellung nur annähern könne durch einen Fortschritt, der über jede augenblicklich festgehaltene Grenze hinaus fortgesetzt werden könne. Ich leugne die Richtigkeit dieses Satzes nicht; sollte er aber eine Definition des Unendlichen bedeuten wollen, so müßte ich doch einwerfen, daß er seinen Gegenstand nur durch eine seiner Folgen, die als Kennzeichen dienen kann, aber nicht unmittelbar durch seine Natur definiren würde, aus der diese Folge fließt. Denn daß jener Fortschritt sich über jede Grenze hinaus fortsetzen lasse, kann man doch nicht durch einen wirklichen Versuch erfahren haben, der ja bei irgend einer endlichen Grenze nothwendig hätte stehen bleiben müssen ohne Gewißheit darüber, ob nicht die nächste leider unterlassene Fortsetzung doch das Unendliche erschöpft haben würde. Man hat vielmehr diese Gewißheit, daß die nachconstruirende Vorstellung es nicht erschöpfen werde, aus einem erschöpfenden Begriffe, den man vorher hat, bestände er auch nur in der einfachen Einsicht, daß das Unendliche ein Ende nicht hat und deswegen dies Ende natürlich nicht gefunden werden kann. Aber immerhin mag jene symptomatische Definition als brauchbar zugegeben werden; bestreiten müssen wir dagegen die an sie geknüpfte Folgerung, es könne deshalb auch im Zusammenhange unserer Gedanken über das Wirkliche nie ein Fall eintreten, in welchem wir das Unendliche als in der Sache vorhanden und gegeben anerkennen dürften; oder anders ausgedrückt: ein Unendliches könne nie dieselbe Wirklichkeit besitzen, welche wir endlichen Größen derselben Art zugestehen. Setzen wir die Zahlenreihe durch Hinzufügung der Einheit fort, so kann freilich das Unendlichgroße nicht als eine Zahl gefunden werden, mit welchem Verlangen wir nur unserer Definition desselben widersprechen würden; aber jeder Zahl, die wir über die zuletzt vorgestellte hinaus noch annehmen, haben wir doch dieselbe Geltung wie dieser zuzuerkennen; die Reihe bricht nicht so mit dem gemachten Ende unserer Synthesis ab, daß die noch weitere Fortsetzung sich als eine blos mögliche oder imaginirbare von der durchgezählten

Strecke als einer wirklichen oder gegebenen irgendwie unterschiede; die Reihe ist vielmehr in gleicher Gültigkeit unserem Begriffe als eine unendliche gegeben, obgleich sie auf dem Wege der Zusammensetzung aus Einheiten nie für unsere Vorstellung erzeugt werden kann. Die Tangente eines Winkels nimmt mit seiner Zunahme zu; dem Falle aber, in welchem ihr Werth unendlich wird, nähern wir uns nicht blos immerfort, sondern wir erreichen ihn wirklich, wenn der Winkel ein rechter und die Tangente parallel der Secante wird. Diese unendliche Länge bleibt nach wie vor durch successive Synthesis endlicher Strecken unausmeßbar; aber wir sind doch gezwungen zuzustehen, daß als Schlußglied einer Reihe endlicher Tangentenwerthe, die sich angeben lassen, dieser unendliche nicht erschöpfbare in vollkommen gleicher Gültigkeit mit den erschöpfbaren auftritt. Allerdings können wir hier nur von gleicher Gültigkeit sprechen, denn alle diese Linien sind nicht Wirklichkeiten, sondern nur Gebilde unseres Vorstellens; aber ich vermisse doch jeden Beweis dafür, daß in dem Begriffe der Wirklichkeit an sich ein Hinderniß läge, welches uns hier verböte, neben endlichen Werthen, zu deren Zugeständniß wir gezwungen sind, auch die Wirklichkeit des Unendlichen anzuerkennen, sobald wir durch den Zusammenhang unserer Gedanken dazu genöthigt werden. Nun liegt für diejenigen, welche einen Fluß leerer Zeit überhaupt für möglich halten, eine solche Nöthigung nicht blos darin, daß kein Moment derselben etwas vor dem anderen voraus hat, wodurch er berechtigt wäre, den Anfang zu bilden; es ist vielmehr unausführbar, einen selbständigen Strom der Zeit für etwas anderes als für ein Geschehen anzusehen, in welchem jeder kleinste Abschnitt die Bedingung seiner Wirklichkeit in einem vorangehenden hat. So entsteht dieselbe Nothwendigkeit des unendlichen Fortschritts, die auch dem nicht erspart bleibt, welcher das wirkliche Geschehen allein im Auge hat und es auf irgend eine Weise den Schein einer leeren Zeit erzeugen läßt: es ist unmöglich, irgend einen Anfangszustand der Welt zu denken, welcher den ersten Keim aller in ihr stattfindenden Bewegung in Gestalt eines noch völlig ruhenden Daseins enthalten hätte, und noch viel unmöglicher, einen Uebergang aus dem Nichts anzunehmen, durch den alle Wirklichkeit sammt den in ihr eingeschlossenen Bewegungstrieben erst entstanden wäre.

146. Aber Dies alles war nur unter der Voraussetzung bemerkt, daß an sich ein Fluß leerer Zeit möglich sei; da wir ihn unmöglich fanden, so versuchen wir jetzt, wie weit die entgegengesetzte Annahme führt, die auch in der Zeit nur eine subjective Auffassung des Unzeitlichen sieht. Eine Schwierigkeit, die der analogen Ansicht vom Raume nicht entgegenstand, ist offenbar. Vorstellungen, als Acte unserer Thätigkeit, haben im Allgemeinen Das nicht zum Prädicat, was sie als ihren Inhalt vorstellen: die des Rothen ist nicht selbst roth, die des Jähzornigen nicht jähzornig und die des Krummen ist nicht eine krumme Vorstellung. Diese Beispiele machen uns deutlich und glaublich, was an sich nichts destoweniger höchst wunderbar ist: die Natur alles Vorstellens, das nicht zu sein, was es vorstellt. Es mag daher der Einbildungskraft zwar schwer fallen, die Ausdehnung des Raumes, die vor unserer Anschauung mit überredender Deutlichkeit sich als außer uns vorhanden ausbreitet, als ein nur für uns vorhandenes Erzeugniß einer in uns selbst raumlos wirkenden Thätigkeit aufzufassen; aber in dem Begriffe einer Thätigkeit liegt doch Nichts, was uns nöthigte, von ihr selbst räumliche Ausdehnung als Bedingung ihrer Wirksamkeit zu verlangen. Im Gegentheil, hätten wir geglaubt, den Vorstellungen des Räumlichen in unserem Innern eine selbst räumliche Lage zuschreiben zu dürfen, so würden wir eine neue Thätigkeit des Beobachtens haben aufsuchen müssen, die diesen Thatbestand in Wissen von ihm verwandelt hätte, und von ihr würden wir doch wieder jene wunderbare raumlos sich vollziehende Auffassung des Räumlichen zu fordern haben. Unausführbar dagegen erscheint der andere Versuch, in ähnlicher Weise von unzeitlichem Vorstellen des Zeitlichen zu sprechen; der Gedanke, auch die Zeit sei nur Form oder Erzeugniß des Vorstellens, kann doch dem Vorstellen selbst den Character einer Thätigkeit oder mindestens eines Geschehens nicht nehmen, dessen Begriff sinnlos zu werden scheint ohne Voraussetzung eines Zeitverlaufs, der seinem Ende gestattet sich von seinem Anfang zu unterscheiden. So ist, ungleich dem Raume, die Zeit nicht blos ein Erzeugniß psychischer Thätigkeit, sondern zugleich die Bedingung für die Ausübung der Thätigkeit, durch welche sie als Erzeugniß gewonnen werden soll und die Vorstellung jedes Wechsels scheint unmöglich ohne den wirklichen Wechsel im Vorstellen.

Nun erinnern wir uns, daß ja auf keinen Fall die Zeit eine subjective Auffassungsform so sein könnte, daß das Geschehen, welches wir in ihr vorstellen, ihr selbst völlig fremdartig gegenüberstände; was wir der zeitlichen Erscheinung als unzeitliche Wirklichkeit unterlegen möchten, das müßte doch immer so beschaffen sein, daß seine eigne Natur und Gliederung in zeitliche Gestaltung übersetzbar bliebe. Zu dieser verborgenen unzeitlichen Wirklichkeit würde nun die Vorstellungsthätigkeit selbst mitgehören, deren Erzeugniß in unserem Bewußtsein der scheinbar zeitliche Verlauf der Begebenheiten und unserer Vorstellungen wäre; von ihr also, und darum von jeder Thätigkeit überhaupt, müßte die Ansicht, welche die Zeit nur für unsere Auffassungsform hält, nachzuweisen versuchen, daß sie, an sich nicht in einer schon vorhandenen Zeit verlaufend, dennoch in ihren Producten als zeitlich verlaufende erscheinen kann. Wir wollen die Versuche verfolgen, die man machen kann, um diesen paradoxen Gedanken zu vertheidigen.

147. Niemand wird behaupten, der Strom der leeren Zeit bringe die Ereignisse so hervor, daß er es wäre, der ihren Inhalt und die Reihenfolge der verschiedenen bestimmte. Hierüber entscheide natürlich nur der innere sachliche Zusammenhang der Dinge selbst; allein obgleich das, was in einem Augenblicke geschieht, den Grund G dessen enthalte, was im nächsten als Folge F auftreten solle, so bilde dennoch, wird man meinen, der Verlauf der Zeit eine conditio sine qua non, deren Erfüllung nothwendig sei, um die begründete Folge aus ihrem Grunde wirklich hervorgehen zu machen. Ein Rückblick auf das, was wir früher allgemein über die vom Sprachgebrauch unterschiedenen Arten der Ursachen bemerkten, reicht indessen zu der Ueberzeugung hin, daß auch das, was wir conditio sine qua non nennen, metaphysisch in keinem anderen Verhältnisse zu der entstehenden Wirkung stehen kann, als jede andere mitthätige Ursache; die bloße Gegenwart dessen, was wir etwa unter diesem Namen in jedem Falle meinen, reicht niemals dazu aus, daß eine Folge sich daran knüpfe; die Gegenwart einer solchen ergänzenden Bedingung muß sich vielmehr immer durch eine Wirkung gelten machen, welche sie auf die anderen wirklichen Elemente ausübt, die ohne sie zur Erzeugung der Folge F nicht hingereicht hätten. Nehmen

wir nun, unter solcher Voraussetzung, zuerst an, [illegible] irgend [illegible]n Augenblicke sei in Wirklichkeit ein Thatbestand G [illegible], welcher den vollständigen Grund einer nothwendigen Folge F bildet, so ist nicht denkbar, in wiefern der Verlauf einer leeren Zeit T dazu nöthig wäre oder auch nur dazu nützen könnte, die Bewirkung des F durch G herbeizuführen. Dächten wir uns, daß während der Zeit T sich G unverändert erhalten und weder F noch eine nähere Folge f, die Vorbereitung jener, hervorgebracht habe, so würde sich am Ende der Intervalls T alles verhalten wie an seinem Anfang und die Zeit T völlig unfruchtbar verflossen sein. Wäre aber G während derselben in die Reihe der Folgen f_1 f_2 f_3 . . übergegangen, deren jede sich dann zur nächsten wie Grund zur Folge verhielte, so würde dasselbe sich in Bezug auf je zwei benachbarte Glieder dieser Reihe wiederholen; ist f_2 der vollständige Grund von f_3, so kann der Verlauf des kleineren Intervalls leerer Zeit $t_3 - t_2$ auch ihm nichts nützen und nicht nothwendig sein, diese seine Wirkung f_3 zu verwirklichen. Nun wird man mir freilich einwerfen, darin bestehe das Unrichtige dieser Darstellung, daß wir irgend einen Thatbestand G so fixiren, wie er augenblicklich ist, und ihn so, in völliger Identität mit sich selbst, als die bewirkende Ursache einer Folge ansehen; dazu werde eben G immer nur durch einen Zeitverlauf, in welchem es selber immerwährend wird; deshalb entfalte sich die Reihe bestimmter Gründe und ihrer Folgen zu einem Geschehen, während sie nach unserer Voraussetzung freilich zeitlos bleibe, dafür aber auch immer nur ein System von Gliedern bilde, die in abgestuften Abhängigkeitsverhältnissen ewig stehen, ohne sich in ihnen jemals zu bewegen. Dieser Einwurf trifft ohne Zweifel einen ganz wesentlichen Punkt; er verlangt völlig mit Recht jene unablässige Bewegung oder jenes unabgebrochene Werden im Wirklichen; denn gewiß, wenn irgend einmal die völlig ruhende Thatsache G als gegeben anerkannt würde, dann würde die in ihr begründete Denkfolge F in theoretischer Gültigkeit immer zugleich mitbestehen, als Wirklichkeit aber entweder auch immer mit ihr zugleich sein oder niemals aus ihr entspringen; denn dann würde der hinzukommende Verlauf einer leeren Zeit t die in G nicht vorhandene Bewegung überhaupt nicht, und nicht mehr oder minder gut erzeugen, als der Verlauf von o . t

oder $\infty . t$. Wir wollen dies ſpäter bedenken; für den Augenblick kommt es mir darauf an zu zeigen, daß eben für jenes Werden ſelbſt die an ſich verlaufende Zeit nicht ein Hülfsmittel ſein könne, durch deſſen irgendwie mögliche Benutzung es erſt zu Stande käme. Dieſen Nachweis aber glaube ich allerdings ſchon in dem Obigen enthalten; denn es iſt hier in der That völlig gleichgültig, ob wir nur von einer Reihe discreter Gründe reden, deren jeder ſprungweis ſeine Folge erzeugt, oder ob wir, zur Stetigkeit übergehend, unter $f_1\ f_2\ f_3\ \ldots$ nur willkürlich fixirte, in ſich ſelbſt wieder bewegte Glieder dieſes continuirlich ſich weiter begründenden Fluſſes verſtehen. Die innerliche Bewegung, durch welche dem f_2 gelänge, f_3 aus ſich hervorzutreiben, würde auch dann nicht abhängig ſein können von dem Verfluß der leeren Zeit $t_3 - t_2$, ſo daß ſie nicht geſchehen könnte, wenn nicht zuvor er geſchähe. Um einen ſolchen Einfluß zu begreifen, müßten wir annehmen, der Verlauf leerer Zeit könne ſich dem f_2 bemerklich machen, und zwar die Vollendung der Strecke $t_3 - t_2$ anders als die der größeren $t_4 - t_2$, damit im erſten Falle das Werden nur von f_2 bis f_3, im zweiten bis f_4 fortzuſchreiten Veranlaſſung habe. Aber die Endpunkte beider Strecken ſind einander völlig gleich und gleich jedem anderen Augenblicke der leeren Zeit; der Eintritt des einen unterſcheidet ſich nicht ſo von dem des anderen, um für f_2 das Signal zu dieſer oder jener Weite des Fortſchritts geben zu können. Und ebendeswegen kann auch die Summe der ineinander verfließenden Momente, welche die Dauer jeder Strecke ausmacht, ſich der wirkenden Kraft f_2 nicht als Maßſtab der zu leiſtenden Werdewirkung bemerklich machen. Nur ſo vielmehr, wie wir für unſere Erkenntniß die Länge eines Zeitraums meſſen, nur ſo könnte dieſe Länge ſich auch dem f_2 anzeigen, um die Größe ſeiner Veränderung zu beſtimmen: durch die Anzahl der Wiederholungen eines gleichartigen Geſchehens, das am Ende eines Zeitelementes einen anderen Thatbeſtand der Wirklichkeit darſtellt als an deſſen Anfang. Für unſere Erkenntniß würde hierzu die Wahrnehmung der verſchiedenen Stellungen genügen, die etwa ein Pendel am Beginn und am Schluß ſeiner Schwingung einnimmt; für eine Wirklichkeit, welche den Verlauf der Zeit beachten müßte, um ihr Werden nach ihm zu richten, würde die allmähliche Summirung von Eindrücken

nöthig sein, welche sie von einem anderen wirklichen Vorgang erlitten, und durch die sie selbst, oder ihr eigner Zustand sich so verändert hätte, daß er als Zeiger der verflossenen Zeitlänge dienen könnte. Dies läuft, wie man sieht, darauf hinaus, daß ein Werden W, welches der verlaufenden Zeit bedürfte, um von statten zu gehen, bereits eine Reihenfolge verschiedener Stadien durchlaufen haben müßte, um an ihr die Längen der Zeitstrecken zu empfinden, nach denen es sich richten und die es angeblich benutzen sollte, um den Uebergang von einem Stadium zum anderen erst auszuführen.

148. Diese Ueberlegung führt uns nicht sogleich zum Abschluß; ich fasse den Ertrag derselben, den wir nicht wieder aufgeben, zunächst nur dahin zusammen: es ist ganz unzulässig, den Zusammenhang bestimmter Gründe und Folgen, welche den Inhalt eines Ereignisses characterisiren, auf die eine Seite zu stellen und auf der anderen einen Strom leerer Zeit verfließen zu lassen, dann jenen Inhalt in diesen Strom zu werfen und zu hoffen, daß sein simultanes systematisches Gefüge sich in dessen Flüssigkeit zu einem successiven Verlaufe erweichen werde, in welchem jedes der abgestuften Abhängigkeitsverhältnisse den entsprechenden Zeitpunkt und die Dauer seiner Darstellung finden könne. Nur in dem Inhalt des Geschehenden selbst, nicht in einer außer ihm vorhandenen Form, in die es hinein fiele, kann der Grund seiner successiven Ordnung und zugleich der Grund seiner Succession liegen. Der andere Gedanke beginnt daher sich aufzudrängen, das Werden und Wirken sei das Vorangehende und bringe aus sich entweder den wirklichen Verlauf der Zeit oder in uns den Schein eines solchen hervor. Den beständigen Widerspruch, den gegen diese Umkehrung der gewohnten Vorstellungsweise unsere Einbildungskraft einlegen würde, könnten wir so wenig entfernen, als unsere Gewohnheit, von Aufgang und Untergang der Sonne zu sprechen; aber wir könnten hoffen, jenen Schein zu begreifen wie diesen. Sind wir doch auch gewöhnt, von allgemeinen Gesetzen zu sprechen, die außer den Dingen und den Ereignissen stehend, von oben her deren Verlauf regieren; und doch haben wir uns überzeugen müssen, daß sie keine Wirklichkeit haben außer in den verschiedenen besonderen Fällen ihrer Anwendung. Was in bestimmten Formen geschieht und wirkt, ist allein das Wirkliche; das allgemeine

Geſetz aber iſt das Erzeugniß unſerer Vergleichung der verſchiedenen Fälle; nachdem wir es gefunden, erſcheint es uns nun als das Erſte, und die Wirklichkeiten, aus deren Betrachtung es entſtanden war, als abhängig von dieſem Vorangehenden. Ganz ebenſo, nachdem einmal in zahlloſen Beiſpielen das mannigfaltige Geſchehen Formen zeitlicher Succeſſion für uns angenommen hat, mißverſtehen wir den allgemeinen Character dieſer Formen, den wir aus ihrer Vergleichung gewonnen, die leere fließende Zeit, und halten ſie für eine vorhergehende Bedingung, der das Geſchehen ſich zu fügen hätte, um möglich zu ſein; daß wir uns hierin irren und daß die Wirkſamkeit einer ſolchen Bedingung undenkbar iſt, dieſer apagogiſche Nachweis, den ich zu führen geſucht habe, iſt allerdings nun das Einzige, was jener unvermeidlichen Gewohnheit unſers Vorſtellens entgegengeſetzt werden kann.

149. Der poſitive Gedanke nun, den wir an die Stelle der zurückgewieſenen Meinung ſich drängen ſahen, iſt noch zweideutig: erzeugt das Geſchehen, indem es geſchieht, eine wirkliche Zeit oder nur den Schein derſelben in uns? Auch die Antwort kann nicht einfach eines der Glieder dieſer Alternative bejahen. Das freilich iſt klar, daß es mit dem Erzeugen der Zeit immer ſeine beſondere Bewandtniß würde haben müſſen: ſie bleibt nicht als ein verwirklichtes Product hinter dem erzeugenden Werden zurück; ſie liegt auch nicht als ein Stoff vor ihm, aus dem es ſich beſtändig ergänzen könnte. Vergangenheit und Zukunft ſind ja eben nicht, und die Vorſtellung, welche beide als Dimenſionen der Zeit faßt, iſt in der That nur eine lediglich in unſerem Vorſtellen beſtehende künſtliche Projection des Unwirklichen auf die Ebene, in welcher wir den wirklichen Thatbeſtand der Welt enthalten denken. Ganz gewiß iſt daher die Zeit, als unendliches Ganze mit ihren beiden entgegengeſetzten Ausdehnungen gefaßt, nur unſere ſubjective Anſchauung, oder vielmehr ein Verſuch, durch Bilder, welche vom Raume entlehnt ſind, einem Gedanken Anſchaulichkeit zu geben, welchen wir über die innere Abhängigkeit der einzelnen Inhaltstheile des Geſchehens hegen. Was wir vergangen nennen, betrachten wir zunächſt als die Bedingung, ohne welche das Gegenwärtige nicht iſt, und in dieſem ſehen wir die nothwendige Bedingung des Künftigen; dieſes einſeitige Abhängig-

leitsverhältniß, abgetrennt von dem Inhalte, der in ihm steht, und ausgedehnt über alle Fälle, die es seinem Sinne nach zuläßt, führt auf die Vorstellung der unendlichen Zeit, in welcher jeder Punkt der Vergangenheit den Durchgangspunkt zu Gegenwart und Zukunft, nicht aber diese den Durchgangspunkt zu jenem bilden. Daß dieser Fortgang unendlich erscheinen müsse, bedarf kaum der Erinnerung; in völliger Inhaltslosigkeit kann die Bedingung eines Inhalts niemals liegen; jeder Thatbestand mithin, den wir für einen Augenblick uns als den Anfang der Wirklichkeit dächten, würde uns sogleich entweder als Fortdauer eines früheren gleichen oder als das Erzeugniß ungleicher erscheinen, jedes augenblicklich angenommene Ende als Bedingung der Fortdauer desselben oder doch wieder als Anfang eines neuen; dächte man sich endlich den Weltlauf als eine Geschichte, welche wirklich Beginn und Schluß hätte, so würde über beide hinaus sich für unsere Vorstellung dennoch die unendliche Leere einer Vergangenheit und Zukunft erstrecken, ganz ebenso, wie zwei Richtungen im Raume, die sich an der Grenze des Wirklichen schnitten, immer darüber hinaus die leere Ausdehnung verlangen, in der sie wieder divergiren könnten.

150. Aber daß wir hiermit noch nicht am Ende unserer Zweifel sind, wird man dennoch fühlen; man wird behaupten, daß das Werden zwar keine bleibende Zeit schaffe, daß es aber doch den zeitlichen Verlauf wirklich hervorbringe oder einschließe, durch welchen den verschiedenen in jenem Abhängigkeitsverhältnisse stehenden Theilen des geschehenden Inhalts, die zuerst nur Zukünftiges waren, der Reihe nach der Character des Gegenwärtigen und des Vergangenen zufällt. Wollten wir einzig bei dem entwickelten Gedanken verweilen und die Dimensionen der Zeit nur als Ausdrücke der Bedingtheit oder der Bedingungskraft ansehen, so würde sich der ganze Weltinhalt wieder in ein ruhendes systematisches Ganze verwandeln und es würde auf die Stellung ankommen, welche ein überblickendes Bewußtsein sich einem Theile m desselben gegenüber willkührlich wählte. Von diesem Anfangspunkte m aus würde es zur Vergangenheit $m-1$ Alles rechnen, worin es die begründenden Bedingungen des Inhalts von m, zur Zukunft $m+1$ Alles, worin es die denknothwendigen Folgen von m erkannt hätte, und diese Ver-

theilung der Namen würde wechseln, je nachdem wir m oder n zum Ausgangspunkt dieser Beurtheilung gemacht hätten. Aber so ist es doch nicht; diese Fähigkeit, vorwärts und rückwärts den Zusammenhang der Begebenheiten zu zergliedern, würde nur einem Bewußtsein möglich sein, das außerhalb des abgeschlossenen Weltlaufs stände, und kommt uns nur zu in Bezug auf die Vergangenheit, so weit sie unserer Kenntniß durch Ueberlieferung erhalten ist; aber die unmittelbare Erfahrung ist auf bestimmten Gang beschränkt und für sie ersetzt weder die Erinnerung des Vergangenen seine Fortdauer noch die sichere Voraussicht des Künftigen, in den wenigen Fällen wo sie möglich ist, den wirklichen Eintritt des vorausgesehenen Ereignisses. Was bedeutet nun eigentlich die Wirklichkeit, die wir in diesem Gedankenzusammenhange nur der Gegenwart zuzuerkennen pflegen? oder umgekehrt, worin besteht dieser Character der Gegenwart, von dem wir meinen, daß er in unabänderlicher Reihenfolge den sich auseinander begründenden Ereignissen zukomme, und gleichbedeutend sei mit Wirklichkeit? Ich will nicht versuchen, die Antwort hierauf vorzubereiten und zu finden, sondern aussprechen, was mir scheint geantwortet werden zu müssen. An dem Inhalt der Begebenheiten hängt darum allein, weil sie geschehen, dieser Character noch nicht; im Gegentheil, was damit gesagt sein soll, daß sie geschehen, wird erst klar durch den Ausdruck der Gegenwart, in welchem die Sprache glücklich die Nothwendigkeit eines Subjectes fühlbar macht, dem gegenüber erst der denkbare Inhalt des Weltlaufs entweder blos denkbar und abwesend oder wirklich und gegenwärtig sein kann. Aber um dies deutlich zu machen, bin ich zu einer Weitläufigkeit genöthigt, für die ich um Entschuldigung und Geduld bitte.

151. Richten wir unsere Aufmerksamkeit auf eines der endlichen geistigen Wesen S, die uns ähnlich sind. In dem gesammten Weltinhalte M, den wir uns zunächst wie früher nur als ein systematisch geordnetes Ganze von Gründen und Folgen denken, hat auch S seinen systematischen Ort in m zwischen einer Vergangenheit $m-1$, die seine bedingenden Gründe enthält und einer Zukunft $m+1$, von der es selbst eine Mitbedingung ist. Nun wollen wir zuerst annehmen, der Ort m des S in M sei ohne Ausdehnung, womit ich sagen will, daß nur in diesem einzigen Durchschnitt m durch

die mannigfach in einander greifenden Reihen von Gründen und Folgen, welche den Inhalt des M bilden, aber in keinem andern $m-1$ oder $m+1$, jenes S die Bedingungen seiner Existenz habe; zugleich aber möge jedes Element des M, also auch S, ein nicht erst zu erwerbendes sondern unmittelbares Wissen um den ganzen Bau und Inhalt des M besitzen. Unter dieser Voraussetzung würde nur soviel gewonnen sein, daß S nicht mehr beliebige gleichwerthige Standpunkte sich zu seinem Ueberblicke des ganzen M aussuchen könnte; indem es sich selbst nur in den Ort m versetzen darf, wird ihm Alles, worin es eine Mitbedingung seines eignen Seins erkennt, zu einem andern Zweige $m-1$ des Weltinhaltes zu gehören scheinen, als das, worin es Nachwirkungen seiner auf m beschränkten Existenz findet. Gleichwohl würde dies Wissen, nur mit den übrigen in m enthaltenen Theilen des Weltinhalts in diesem ganzen Bedingungszusammenhange coordinirt zu sein, blos eine theoretische Einsicht bleiben, die dem S kein größeres Interesse und kein anders geartetes für dieses m darbieten würde, als für die Thatsache der Abhängigkeit, in welcher m von $m-1$ und $m+1$ von m stehen; obwohl daher S beide von m ausgehende Zweige dieses Bedingungssystems ihrem Sinne nach unterscheiden würde, so hätte es doch noch keine Veranlassung, beide als Nichtwirkliches oder Abwesendes dem m als dem Wirklichen und Gegenwärtigen entgegenzusetzen. Und dies würde sich noch nicht ändern, wenn wir unsere Annahme dahin umformten, daß S nicht nur in dem einen Durchschnitt m des M enthalten, sondern auch dem Inhalt anderer, $m-a$ und $m+a$, unverändert in sich selbst coordinirt sei. Uns freilich, die wir an die Vorstellung der Zeit gewöhnt sind, würde diese systematische Stellung des S als eine Dauer erscheinen, mit welcher S die Zeitstrecke $2a$ erfüllte; dem S selbst, wenn es jenes unmittelbare Wissen zu besitzen fortführe, könnte sie nur die theoretische Vorstellung seines Verflochtenseins in einen ausgedehnten Abschnitt des M gewähren, welchen noch außerdem als einen gegenwärtigen anderen als abwesenden entgegenzusetzen ihm noch immer jede Veranlassung fehlte. Aendern würde sich nur dann Alles, wenn wir annähmen, was ohnehin angenommen werden muß: daß der systematische Ort des S nicht nur die Bedingungen seines Daseins sondern auch die seines Wissens enthalte. Hiermit soll gesagt sein,

daß nur diejenigen Elemente des m—1 Gegenstand seines Wissens sein können, welche ihm nicht blos als Bedingungen systematisch vorangehen, sondern deren Consequenzen in m enthalten sind und soweit sie dies sind; von allem m+1 dagegen wird erkennbar nur sein der schon in m vorhandene Trieb, der seine Bedingung ist; auch nicht der ganze Inhalt des m bildet ohne Weiteres den Gegenstand der Erkenntniß für S; die Zugehörigkeit zu m ist für jedes Element desselben nur die Bedingung einer specielleren Beziehung zu S, welche wir seine erkenntnißerzeugende Wirkung auf S nennen können. Wäre nun wieder m ein Ort ohne Ausdehnung, so würde das Wissen des S nur eine unveränderliche Vorstellung sein, ohne Veranlassung, in ihr Gegenwärtiges von Abwesendem zu unterscheiden. Fände sich dagegen S in dem ganzen Abschnitt 2a des M enthalten, so würde es jetzt, da sein Wissen auf Einwirkung des Inhaltes beruht, nicht mehr identisch mit sich selbst in allen Punkten des 2a sein, sondern durch s_1 s_2 s_3 zu definiren, entsprechend den verschiedenen Bedingungen, denen es in ihnen unterworfen ist. So aber würde S in eine Vielheit endlicher Wesen zerfallen sein, wenn nicht Etwas hinzukäme, das uns berechtigte, seine behauptete Einheit festzuhalten, und diese Rechtfertigung könnte, wenn sie nicht blos eine zufällige Ansicht über s in uns, sondern eine wesentliche Einheit des s selbst begründen sollte, nur in einem eigenen Thun des s bestehen durch welches es die verschiedenen s vereinigte. Dieser Forderung aber genügen wir nicht schon durch die Annahme eines einheitlichen S, welches in sich die verschiedenen s als seine Zustände unterschiede; dieses S würde noch immer Nichts erleben, sondern der ganze Inhalt seines Wesens würde ihm wie vorher, zwar mit deutlicher Einsicht in den Bildungszusammenhang seiner Bestandtheile, aber doch so simultan gegenüberstehen, wie uns die Gliederung theoretischer Lehrsätze, die uns zeitlich nicht auseinander zu entstehen sondern immer zugleich zu gelten scheinen, obwohl wir ihre Abhängigkeit von einander begreifen. Nur eines der s kann in jedem Falle das wissende Subject sein, aber in ihm, in s_3 etwa, muß der Inhalt des s_2 nicht nur durch seine Folgen enthalten sein, durch welche er die Natur des s_3 mitbegründet, sondern in Gestalt einer Erinnerung muß dieser vorgestellte Inhalt unterscheidbar sein von dem, was dem s_3 als seine

eigne Empfindung oder Wahrnehmung angehört. Dann erst ist es dem s_3 möglich, dies letztere Erlebte als gegenwärtig von jenem vorgestellten Abwesenden zu unterscheiden, und da dieselbe Reproduction des s_1 in s_2 stattgefunden hat, wird sich die ganze Reihe dieser von einander abhängigen Vorstellungsinhalte mit Beibehaltung ihrer innern Ordnung in verschiedene Entfernungen der Abwesenheit hinausschieben. Worauf nun dieses Vermögen begründet ist, vorgestelltes Abwesende von erlebtem Gegenwärtigen zu unterscheiden, darüber mag jede psychologische oder physiologische Aufklärung an ihrem Orte dankbar anerkannt werden; aber sie würde hier nutzlos sein; jetzt kommt es nur auf die Thatsache selbst an, daß wir diesen Unterschied zu machen und Erlebtes vorzustellen im Stande sind ohne es von Neuem zu erleben; hierin allein liegt der Grund der Möglichkeit, daß sich in uns Vorstellungen einer eigentlichen Succession entwickeln, in welcher das Glied n eine andere Art der Wirklichkeit hat als $n+1$. Dies Ergebniß hätte ich bequemer haben können, als durch diese langweilige Entwicklung; ich hielt sie dennoch für nöthig, weil sie zu sonderbaren Folgerungen führt, welche noch eine geduldige Ueberlegung bedürfen.

152. Bis zur Ueberflüssigkeit selbstverständlich wird man nämlich das Gesagte finden, sobald es nur erlaubt sei hinzuzudenken, daß s_2 zu Grunde gehe, wenn es s_3 erzeugt hat, daß es also eine Zeit gebe, in welcher jene Durchschnitte des M oder des $2n$ aufeinanderfolgen; unausführbar aber bleibe es nach wie vor, den Weltinhalt sich als ein zeitlos und nur systematisch gegliedertes Ganze vorzustellen, in dessen Theilen gleichwohl der Schein eines zeitlichen Verlaufes der von ihnen bemerkten Strecken entstände. Denn wenn es eine successive Abwechslung von Sein und Nichtsein nicht gibt, so würde jede Entwicklungsstufe s_2, welche ein Wesen s_3 als eine frühere erlebt zu haben meinte, als ein Grund von s_3 dieselbe Wirklichkeit besitzen, wie diese seine Folge s_3; so würden wir, wie es scheint, genöthigt sein, alles Vergangene, alle Geschichten Handlungen und Zustände der Vorzeit als noch bestehend und sich ereignend zu denken; von sich selbst würde jedes Einzelwesen s_n so viel der Reihe nach sich vervollkommnende Doppelgänger $s_1\ s_2\ s_3 \ldots$ neben sich haben, als es verschiedene Augenblicke in seinem scheinbar von ihm erlebten Dasein zählt. Dem entgegen müssen wir aber behaupten, daß so

ſonderbare Vorſtellungen nicht die conſequente Folge unſerer Leugnung des Zeitverlaufs, ſondern im Gegentheil Folge der Inconſequenz ſein würden, mit der wir dieſe geleugnete Succeſſion dennoch wieder in unſere Gedanken eingemiſcht hätten. Denn nur dieſe Gewöhnung unſerer Einbildungskraft an die Vorſtellung der Zeit konnte uns verleiten, die Elemente der Welt, welche gleichwerthig ſind, nämlich alle gleich unentbehrlich für das Ganze derſelben, dann als gleichzeitig zu behandeln, wenn ſie nicht ſucceſſiv ſein ſollen, obgleich doch unſere Abſicht darauf ging, daß ſie überhaupt jeder Beſtimmung zeitlicher Art unzugänglich ſein ſollten. Wir werden es nie erreichen, uns dieſer Gewohnheit der Phantaſie zu entziehen; nur denkend werden wir, in beſtändigem Kampf gegen unſer Bedürfniß der Anſchaulichkeit, uns überzeugen können, daß aus der feſtgehaltenen Annahme der Zeitloſigkeit die Folgerungen nicht entſpringen, an denen wir eben Anſtoß nahmen. Es gäbe ja dann eben jene Vergangenheit nicht, in welche hinein die bedingende Entwicklungsſtufe hätte verſchwinden ſollen, anſtatt unrechtmäßig in der Gegenwart neben der durch ſie bedingten Folge fortzudauern, welcher allein ſie dieſe Gegenwart überlaſſen ſollte; die vergangenen Geſchichten lebten nicht, in jedem ihrer Momente verſteinert, in dieſer Gegenwart fort neben dem, was noch weiter im Laufe der Dinge geſchähe; s_1 wäre nicht wirklich früher geweſen als s_2 und wunderbar neben dieſem ſtehen geblieben, ſondern es hätte Wirklichkeit nur ſofern es in s_2 enthalten und von dieſem als Früheres vorgeſtellt wäre. So wie nicht ein Raum iſt, in dem die Dinge Platz nähmen, wie vielmehr in den geiſtigen Weſen ſich die Vorſtellung einer Ausdehnung bildet, in welcher ſie ſelbſt ſich zu befinden ſcheinen und ihre unräumlichen Beziehungen zu einander ſich räumlich erſcheinen laſſen: ebenſo verlaufen die Begebenheiten nicht in einer wirklichen Zeit, ſondern in den einzelnen Elementen des Weltganzen, welche einer beſchränkten Erkenntniß fähig ſind, entwickelt ſich die Vorſtellung einer Zeit, in welcher ſie ſich ſelbſt ihre Stellung zu ihren näheren oder ferneren Bedingungen als mehr oder minder lange vergangenen und zu ihren näheren oder ferneren Folgen als mehr oder weniger ſpät zu erwartender Zukunft anweiſen. Ich habe nicht aus Uebermuth ſo weit dieſe paradoxe Vorſtellungsweiſe ausgemalt;

man muß auf sie kommen, wenn man die Ansicht von der blos subjectiven Geltung der Zeit im Verhältniß zu einer zeitlosen Realität sich klar machen will; es ist peinigend, nur die Versicherung dieses Gegensatzes aussprechen zu hören, ohne daß danach gefragt wird, ob seine Annahme sich irgendwie durchführbar an sich und hinreichend zum Begreifen der Erfahrung zeigen würde, von der wir alle ausgehen. Daß dies letztere der Fall sei, wird man nach der gegebenen Schilderung bereits bezweifeln; aber nicht alle Gründe zu diesem Zweifel haben gleichen Werth; auch hierüber muß ich mir, indem ich zu diesem Widerspruche übergehe, noch einige Weitläuftigkeit nachzusehen bitten.

153. Um an Bekanntes anzuknüpfen, wiederhole ich zuerst den Einwurf, der immer wiederkehren wird. Auf die äußere Welt hindeutend wird man fragen: aber geschieht denn nicht immer etwas? ändern sich die Dinge nicht? wirken sie nicht aufeinander? und ist dies alles vorstellbar ohne einen Zeitverlauf? Vorstellbar nun gewiß nicht, und niemals haben wir dies behauptet; aber in welchem Verhältniß stehen zu einander der Zeitverlauf und dieses Geschehen, so daß wir jene unsere Vorstellung für richtig halten dürften? Daß nur in dem Inhalt eines Grundes G die Nothwendigkeit der Folge F liegt und nicht durch den Verlauf einer Zeit T hinzugebracht werden könnte, wenn sie fehlte, verstand sich von selbst; zugestanden war auch, daß dann, wenn G gegeben ist, weder begreiflich wäre, woher der Widerstand kommen sollte, der seinen Uebergang in F verzögerte, noch begreiflich, wie der Ablauf der leeren Zeit T ihn würde überwinden können. Müssen wir also zugestehen, daß unsere Gewohnheit, die Folge nach dem Grunde zu denken, Nichts bezeichnet, was in der Sache selbst zur Bewirkung derselben beiträgt, welchen andern Schluß können wir ziehen als den, daß zeitliche Succession Etwas sei, was unsere Auffassung allein in die Sache hineinträgt, unvermeidlich allerdings für uns, so daß unser Denken über die Sache stets in Widerspruch bleibt mit unserer Gewohnheit sie vorzustellen? Man kann versuchen, sich diesen Gedanken durch beständige Annäherung zu verdeutlichen. Einer bestimmten Zeitstrecke pflegen wir wohl in gewöhnlicher Auffassung eine gewisse absolute Größe zuzutrauen; fragen wir uns jedoch, wie lange eigentlich ein Jahrhundert oder eine Stunde dauert, so erinnern wir uns sogleich, daß wir die Zeit,

welche eine Reihe von Ereigniſſen füllt, immer nur nach ihrem Verhältniß zu einer andern Reihe meſſen, mit deren Endpunkten die übrigen zuſammenfallen oder nicht; unſere gewöhnliche Meinung von der Dauer der Zeitſtrecken ſelbſt iſt das ſchwankende Ergebniß einer ſolchen Vergleichung, bei welcher wir uns des Maßſtabs nicht deutlich bewußt ſind, nach welchem wir meſſen. Dieſelbe Strecke kann uns daher in der Erinnerung kurz oder lang erſcheinen; die Mannigfaltigkeit des in ihr beobachteten Inhalts dehnt ſie für unſere Einbildungskraft aus; die Armuth deſſelben läßt ſie zuſammenſchwinden; ſie ſelbſt hat keine Größe der Ausdehnung, die ihr eigenthümlich zukäme. Wir finden daher keinen Widerſtand bei dem Verſuche, dem Geſammtverlauf der Begebenheiten eine beliebig kurze Zeit unterzulegen; wie klein wir ſie auch denken, ſo liegt doch nicht in ihr ſondern nur in der Abhängigkeit der Ereigniſſe von einander der Grund der Ordnung in welcher dieſe auftreten, und von der ganzen Geſchichte, welche Jahrhunderte füllt, läßt ſich ein ähnliches Bild mit proportionaler Verkleinerung aller Dimenſionen in einen unendlich kleinen Zeitraum verdichtet vorſtellen. Hier aber wird man glauben ſtehen bleiben zu müſſen; wie klein auch immer, einen Unterſchied des Vor und Nach, einen unendlich kleinen Verlauf alſo, müſſe auch dies Differenzial der Zeit haben. Allein warum doch eigentlich? Natürlich würde der Uebergang zu einem völlig ausdehnungsloſen Augenblicke der Geſchichte den Character der zeitlichen Succeſſion entziehen; aber dies iſt ja eben noch unſere Frage, ob das Wirkliche dieſe Succeſſion ſelbſt bedarf, um uns als Succeſſives erſcheinen zu können? Und hierüber müſſen wir immer ſchon Geſagtes wiederholen: weder die Ordnung der Begebenheiten könnte durch die Zeit gemacht werden, wenn ſie nicht durch den inneren Zuſammenhang der Dinge beſtimmt wäre, noch läßt ſich begreifen, wie die Zeit es anfangen ſollte um Begründetes zu einer Wirklichkeit zu bringen, die ihm noch abginge. Dagegen glauben wir zu verſtehen, wie ein Vorſtellen, das dieſe Gewohnheit zeitlicher Anſchauung aus ſeiner eignen Natur ſchöpfte, in dem inneren Bedingungszuſammenhange des Inhalts Veranlaſſung fände, ſeine Theile in beſtimmter Ordnung aufeinanderfolgen und relativ beſtimmte abſolut aber willkührliche Längen dieſer angeſchauten Zeit einnehmen zu laſſen. So würden wir uns auch auf dieſem

Wege, durch die Vorstellung eines unendlich kleinen Augenblickes hindurch, des Gedankens einer völligen Zeitlosigkeit des Weltinhalts bemächtigt haben. Denn jene Ausdehnung der Zeit würden wir ja nun gar nicht mehr hinzudenken, innerhalb deren dieser Augenblick von verschwindender Kleinheit schiene und dem Weltinhalt den Vorwurf flüchtiger und kurzer Existenz im Vergleich zu der Dauer zuziehen könnte, welche ihm die Ausbreitung in die unendliche Zeit versprochen hätte.

154. Mit alle dem, wird eingeworfen werden, habe man die eigentliche Schwierigkeit noch gar nicht berührt. Wenn wir blos auf einen äußeren Weltlauf Rücksicht zu nehmen hätten, so würde es uns freilich wenig Anstrengung kosten, seinen ganzen Inhalt als zeitlos anzusehen, der sich nur für unsere Vorstellung zur Succession entfalte. Aber die Bewegung, die wir so von der Außenwelt ausgeschlossen hätten, wäre um so sicherer nun in unser Denken verlegt worden, das nun selbst von einem der Elemente des Weltinhalts zum andern übergehen müßte, um sie für seine Betrachtung successiv zu machen. Denn die Entfaltung des an sich Zeitlosen zum Zeitlichen könne in uns nicht stattfinden ohne wirklichen Zeitverlauf, der Schein der Succession nicht ohne eine Succession der Vorstellungen im Bewußtsein, ein scheinbarer Uebergang des a in b nicht ohne den wirklichen Uebergang, den wir von der Vorstellung des a zu der des b ausführten. Aber so überredend diese Behauptungen sind, so wenig enthalten sie die ganze Wahrheit; im Gegentheil, wenn Nichts weiter hinzukäme, würde die Annahme, welche sie machen, die Möglichkeit Dessen aufheben, was man begründen will. Wenn die Vorstellung des späteren b in der That nur auf die des früheren a folgte, so wäre zwar ein Wechsel der Vorstellungen vorhanden, aber noch keine Vorstellung dieses Wechsels; es würde ein Zeitverlauf da sein, aber noch für Niemanden der Schein eines solchen. Damit diese Vergleichung stattfinde, in welcher b als das Spätere gewußt wird, ist es doch wieder nöthig, daß die beiden Vorstellungen von a und b die durchaus gleichzeitigen Objecte eines beziehenden Wissens sind, welches völlig untheilbar sie in einem einzigen untheilbaren Acte zusammenfaßt. Glaubt dieses Wissen von dem einen seiner Beziehungspunkte zum andern überzugehen, so wird ihm selbst diese Vorstellung seines

Ueberganges nicht schon durch das Geschehen desselben, sondern nur dadurch möglich, daß es die zeitlich getrennten Anfangs- und Endpunkte seines Weges wieder in einer einzigen Anschauung als Begrenzungen desselben auffaßt; alle Vorstellungen eines Weges einer Entfernung eines Uebergangs, kurz alle, welche eine Vergleichung mehrerer Elemente enthalten und das Verhältniß zwischen ihnen ausdrücken, können so nur als Erzeugnisse eines zeitlos zusammenfassenden Wissens gedacht werden; sie würden alle unmöglich sein, wenn das Vorstellen selbst ganz in der zeitlichen Succession aufginge, welche es als die Eigenthümlichkeit des von ihm vorgestellten Inhalts ansieht. Nehmen wir ferner vorläufig einmal an, daß wir die Vorstellung von a wirklich früher als die von b gehabt haben, gewußt kann doch a als die frühere nur dann werden, wenn sie in einem untheilbaren Acte der Vergleichung mit b zusammengehalten wird; in diesem Augenblicke, in welchem a nicht mehr die frühere und b nicht die spätere ist, erscheint für das Wissen a als die frühere und b als die spätere; beiden aber diese bestimmten Plätze anzuweisen kann die Seele nun blos noch durch irgendwie qualitative Verschiedenheiten ihres Inhaltes angeleitet werden, durch Temporalzeichen, wenn wir so sagen wollen, entsprechend den Localzeichen, nach denen das unräumliche Vorstellen seine Eindrücke in ein räumliches Nebeneinander ausbreitet. So würde die Sache sich verhalten müssen, selbst *wenn* eine Zeit verliefe, in der unsere Vorstellungen nacheinander sich bildeten; unmittelbar als solche würde die wirkliche Zeitfolge für das zusammenfassende Wissen noch nicht der Grund der von ihm vorgestellten Zeitfolge sein, sondern nur mittelbar durch Kennzeichen, welche jedem Inhaltselemente der Ort in der Zeitreihe mitgetheilt hätte, in den es gefallen wäre. Aber verschiedene solche Kennzeichen könnte den verschiedenen Elementen nicht die leere Zeit, auch wenn sie verliefe, aufprägen, da einer ihrer Augenblicke jedem andern gleicht; sie könnten nur von der eigenthümlichen Verflechtung jedes Elements in den Bedingungszusammenhang des Weltinhalts herrühren; eben darum aber bedarf es auch nicht einer wirklichen Zeitfolge, um sie unsern Vorstellungen als characteristische Nebenbestimmungen anzuheften. So könnte mithin allerdings ein Vorstellen, ohne Zeit zu bedürfen, durch Temporalzeichen, zu deren Dasein es

mation unendlich kleiner Theilbeträge von Null an bis zu seinem Endwerthe entstehe, ist eine allgemein zugestandene Ueberzeugung. In diesem Sinne ist Succession, also Zeitverbrauch, der Character jeder Wirkung und unterscheidet sie von einer bloßen Folge, die mit ihrem Grunde gleichzeitig gilt; nutzlos aber, nach dem, was wir in der Betrachtung der Zeit fanden, würde jedes weitere Suchen nach dem unergründlichen Hergange sein, durch den überhaupt Folge der Ereignisse in der Zeit entsteht. Jene Frage ist vielmehr unter Voraussetzung der Verbreitung der Kraft durch den Raum aufgeworfen worden. Ließe sich ein Zeitaugenblick angeben, in welchem eine früher nicht vorhandene Kraft erst entstände, würde sie dann in demselben Augenblicke in alle Entfernungen hinaus diejenige Wirkung ausüben, die ihr an jedem Orte zukommt, oder brauchte sie eine Zeit dazu gleich dem Lichte, das schnell aber nicht momentan die entfernten Gegenstände erreicht und sich nicht eher an ihnen spiegeln kann, bis es sie berührt hat? Es ist nicht nöthig, die Frage so auszumalen, daß sie Bedingungen erwähnt, die jede Beurtheilung unmöglich machen: nicht nöthig anzunehmen, daß im Weltraum plötzlich eine neue Masse aus Nichts entstände oder eine vorhandene verschwände, und dann zu überlegen, ob die Gravitation, die man auch ihr zugestände, oder deren Wegfall, entweder augenblicklich oder erst nach meßbarer Zeit sich an entfernten Sternen merklich machen würde. Man hat Beispiele entstehender Kraft näher; jeder kleinste Zuwachs der Geschwindigkeit von Elementen, die einander durch Fernwirkung anziehen oder abstoßen, bedingt durch die erfolgte Annäherung oder Entfernung auch einen Zuwachs der Anziehung oder Abstoßung, eine neue Kraft mithin, ohne einen neuen Träger derselben. Auch die elektrischen Wirkungen der Körper, abhängig von einem Zustande, der nicht immer ist, geben einen Anfangspunkt der Kraft in der Zeit, und es macht keinen Unterschied, daß dieser Zustand nicht auf einmal mit einem bleibenden Werthe seiner Intensität, sondern selbst allmählich entsteht; jedenfalls gibt es für jeden Werth desselben einen Augenblick, vor welchem er nicht war, und von welchem aus seine Wirkung beginnen muß. In Bezug auf so vorgestellte Fälle kann die aufgeworfene Frage wohl nur verneinend beantwortet werden; eine Bejahung wäre nur möglich, wenn jener Vorgang einer Verbreitung

der Kraft denkbar wäre, den wir unmöglich fanden. Aber auch dann würde man eben die Durchlaufung des Raumes eigentlich als die erſte Arbeit der ausſtrömenden Kraft anſehen müſſen, an welche ſich nur als zweite diejenige anſchlöſſe, welche ſie nach ihrer Ankunft an dem entfernten Objecte hervorbrächte, denn in Bezug auf dieſes wäre ſie dann erſt als Kraft vorhanden, wenn ſie die für nothwendig geachtete Berührung mit ihm erreicht hätte. Aber man würde nicht annehmen können, nach der Entſtehung der Kraft müſſe noch eine leere Zeit t vergehen, bevor ſie ihre Ausbreitungsbewegung beginne, und ebenſo wenig, nachdem ihre bedingende Macht durch Ankunft an dem Objecte perfect geworden ſei, bedürfe es noch der Zeit t, damit ſie wirkſam werden könne. Wäre dieſe Zeit t wirklich leer, ſo würde ſich an ihrem Ende Alles ſo verhalten, wie an ihrem Anfang und man könnte den Eintritt der Wirkung ebenſo gut nach jeder beliebigen andern Zeit nt erwarten; ändert ſich aber während derſelben Etwas in dem Wirklichen, ſo iſt dieſe Aenderung ein Zwiſchenglied, durch welches die früher unvollſtändig vorhandene Bedingung B der Folge F zur Vollſtändigkeit ergänzt wird; derjenige Theil von B aber, der ſchon da war, hat im Augenblick ſeiner Entſtehung auch denjenigen Theil von F unmittelbar erzeugt, deſſen hinlänglicher Grund er war.

207. Nun wird man einwerfen, daß das wirkliche Geſchehen ſich doch, wie ich oben erwähnte, von einem bloßen Bedingungszuſammenhange dadurch unterſcheide, daß der Erfolg immer der hervorbringenden Urſache nachfolge; ohne dieſe Succeſſion würde alles Geſchehen ſich wieder in ein Syſtem gleichzeitiger Glieder verwandeln, die nur noch auf verſchiedenen Rangſtufen der Abhängigkeit von einem Anfangsgliede ſtänden; zwiſchen B und F liege daher zwar kein Intervall leerer Zeit, aber beide berühren ſich doch nur in der Ordnung BF, nicht in der andern FB. Mit dieſer richtigen Bemerkung berührt man nur wieder ein Räthſel, deſſen Unlösbarkeit wir ſchon kennnen. Denn aus noch ſo zahlreichen zeitloſen Berührungen dieſer Art zwiſchen auseinander folgenden Gliedern würde eine zeitliche Succeſſion doch nicht entſtehen; es bliebe bei einer ſyſtematiſchen Ordnung, wenn nicht B und F jedes für ſich eine ausgedehnte Zeitſtrecke füllte; dann, ſcheint es, würde F warten müſſen, bis B ſeine

Zeit vollendet hat. Aber auch diese Ausflucht erledigt die Sache nicht. Möge B sowohl als F aus einer Reihe stetig auseinander folgender Glieder bestehen, aus denen wir b_1 b_2 b_3 und f_1 f_2 f_3 hervorheben; sollen wir dann annehmen, der Eintritt von F sei an die Vollendung der Reihe B, an die Erreichung des Gliedes b_3 gebunden, und es geschehe Nichts vorher von der Art F, bis dieses Glied verwirklicht ist? Es gibt Vorfälle genug, die dies Verhalten zu bestätigen scheinen und uns den Erfolg F an einen bestimmten Werth von B geknüpft zeigen: nähere Betrachtung wird indessen immer finden, daß die Kraft B, während sie noch völlig wirkungslos zu wachsen schien, doch schon mit Hinwegräumung von Hindernissen beschäftigt war, welche dem Eintritt eines Ereignisses der Art F entgegenstanden; mit der Erreichung des Werthes b_3 ist sie damit zu Ende gekommen und es beginnt nun ihr erster positiver und bemerkbarer, aber nicht ihr erster Erfolg überhaupt. Und auch von diesem Erfolge glauben wir nicht, daß ein endlicher Werth f_3 desselben plötzlich mit diesem Endgliede des B entstehe; sondern jedem kleinsten Zuwachse des B entspricht auch ein kleinster des F; zwischen diesen beiden aber liegt keine leere Zeit, sondern dem b_n entspricht ein f_n unmittelbar. Aber auch die Voraussetzung, die wir über B selbst machten, enthält die nämliche Schwierigkeit. Bliebe B unverändert während des ganzen Zeitraums t, den es füllen soll, so wäre der Grund für das Eintreten des F am Ende von t nicht mit größerem Rechte zu finden, als am Anfange dieses Intervalls; lassen wir aber, wie es geschah, B die Werthe b_1 b_2 b_3 durchlaufen, so ist jedes dieser Glieder, da ihre Ordnung feststehen soll, die erzeugende Bedingung des nächstfolgenden, und wieder darf sich, damit eine zeitliche Succession dieser Glieder entstehe, zwischen zwei benachbarte Glieder weder eine leere Zeit einschieben, noch dürfen beide gleichzeitig sein. Man sieht, worauf dies hinausläuft: wie das Werden überhaupt gemacht wird, wissen wir nicht und können seine Entstehung nicht noch einmal construiren; in diesem allgemeinen Sinne hat man Recht, wenn man behauptet, daß jede wirkende Bedingung und jede Kraft ihre Folge und Wirkung nach sich zieht; aber sie bedarf nicht sowohl eines Zeitverlaufs, um dies möglich zu machen, sondern sie ist dieser Zeitverlauf selbst, und nur selbst werdend vermag sie ihren Folgen dasselbe

ſucceſſive Werden zu vermitteln: ein meßbarer Zeitverlauf aber findet zwiſchen der Bedingung b_n und demjenigen f_n, welches eben ſie wirklich und unmittelbar bedingt, nicht ſtatt, ſondern nur dieſe Berührung, deren Wunderbarkeit wir nicht erklären und ebenſo wenig entbehren können. Kehren wir nun von dieſen allgemeinen Ueberlegungen zu den Fernwirkungen zurück, welche den erſten Anlaß zu ihnen gaben, ſo würden wir im Zuſammenhang unſerer Anſicht behaupten müſſen, daß in demſelben Augenblick, in welchem in dem Element p der Uebergang ſeiner wirkſamen Kraft aus b_2 in b_3 erfolgt, auch in dem beliebig weit entfernten Elemente q ſich f_2 in f_3 verwandeln werde, ſobald jener ſympathiſche Rapport innerer Zuſtände, welcher der Grund alles Wirkens iſt, überhaupt b und f mit einander als Bedingung und Folge verknüpft; ſo wie aber in p ſich b_2 in b_3 nur ſtetig durch Annahme aller Zwiſchenwerthe verändert, ſo geht auch in q auf gleiche Weiſe f_2 ſucceſſiv in f_3 über. Dagegen an einen Zeitverlauf zu denken, deſſen es bedürfte, damit die Kraft des p ſich überhaupt bis q verbreite, hindert uns außerdem die Rückſicht auf die Wechſelwirkung beider, welche als nothwendige Annahme allgemein zugeſtanden wird. Es könnte von p keine Kraft nach q hin ſich verbreiten, ſie könnte in p nicht einmal entſtehen, wenn ſie nicht durch q in ihm erregt und ſollicitirt würde; q dagegen könnte dieſe Erregung nicht bewirken, ohne durch p aufgefordert zu ſein. Eine Wirkung zwiſchen p und q würde daher niemals erfolgen, wenn es nöthig wäre, daß von p nach q eine Kraft hinwandelte, die zu ihrem Aufbruch von p nur durch eine andere von q ausgegangne erregt werden könnte, und die doch nie erregt werden würde, weil q umgekehrt von p die erſte Einladung erwartete. Dieſer Zuſammenhang des gegenſeitigen Füreinanderſeins der Elemente, der Grund ihres Wirkens auf einander, *entſteht* nicht irgend einmal durch eine Verbreitung der Kräfte im Raume, ſondern *beſteht* immer und bedingt die Möglichkeit davon, daß die Veränderungen in den Zuſtänden des einen auch Veränderungen in denen des andern nach ſich ziehen.

208. Die unermeßliche Verwicklung mannigfaltiger Bedingungen, die ſich im Naturlauf begegnen, läßt uns keine Hoffnung, jedes Ereigniß auf gradem Wege aus dem Zuſammenwirken der Kräfte zu erklären, die ſich zu ſeiner Erzeugung verbinden. Stets hat man

daher das Bedürfniß gefühlt, gewisse allgemeine Gewohnheiten zu kennen, innerhalb deren sich der Lauf der natürlichen Dinge jedenfalls bewegt, und die uns da, wo uns die Einsicht in den speciellen Zusammenhang mangelt, die Aufstellung von Bedingungsgleichungen gestatten, denen der auf unbekannte Weise herauskommende Erfolg zuverlässig entsprechen muß. Auch auf diese Vorstellungen bringt uns die Erfahrung; sei es nun, daß sie allein sie uns eingibt, oder daß sie Voraussetzungen nur bestätigt, die wir, wie es uns dann scheint, ohne sie hätten machen sollen. Ueber diese Alternative bleiben die Meinungen verschieden. Realistische Ansichten werden geneigt sein, die aufgefundenen Grundsätze dieser Art entweder als Bezeichnungen bloßer Thatsachen aufzufassen, die auch anders sein könnten, oder ihre Allgemeingültigkeit durch Zurückführung auf Das zu begründen, was man selbstverständlich nennt, ohne doch eigentlich sein Gegentheil undenkbar finden zu können. Idealistische Sinnesart dagegen, der wir hier anhängen, kann kein anderes höchstes Gesetz anerkennen, als den einen und unveränderlichen Sinn, der in aller Mannigfaltigkeit der Erscheinungen sich verwirklichen soll; unfähig aber, diesen Sinn sowie die Gebote auszusprechen, die er dem Verhalten der Dinge auferlegt, wird sie jene allgemeinen Grundsätze, so weit die Erfahrung sie bestätigt, doch nur als große Gewohnheiten der Natur ansehen können, gültig für den Umfang unserer Beobachtung, aber nicht zweifellos in Bezug auf das viel größere Bereich dessen, was über Zeit- und Raumgrenzen unserer Forschung hinausliegt. So bleibt mir anstatt positiver Festsetzungen nur das weniger dankbare Geschäft, die unbeschränkte Gültigkeit von Sätzen zu bestreiten, deren beschränkte Gültigkeit zu den wichtigsten und sichersten Hülfsmitteln der naturwissenschaftlichen Untersuchung gehört.

209. Unter ihnen scheint eine der einfachsten Wahrheiten die Unveränderlichkeit und Unverlierbarkeit der Masse. Vom alltäglichen Augenschein nicht besonders und jedenfalls nicht ausnahmslos unterstützt, wird sie dagegen im Zusammenhang der Wissenschaft so allseitig bestätigt, daß es nutzlos wäre, einzelne Gründe ihrer Gewißheit aufzuführen. Aber nachdem sie so feststeht, kann ich sie doch nicht für eine Denknothwendigkeit halten, über deren späte Einsicht man sich wundern müßte. Sie mag selbstverständlich für eine Ansicht

sein, welche sich die Welt aus zusammenhanglosen einzelnen Atomen aufgebaut vorstellt; aus dem völlig Leeren, das allein zwischen diesen sein würde, könnte allerdings kein Reales auftauchen, und der Satz, aus Nichts werde Nichts, würde vollkommen gelten. Aber diese Auffassungsweise haben wir aufgeben müssen; um die Wechselwirkung zu begreifen, ohne die kein Naturlauf denkbar ist, mußten wir die einzelnen Elemente als Wesen bedingter Setzung betrachten, deren Dasein Untergang und Entstehung von der Bestimmung des Einen abhing, von dem sie ihre Natur und die Fähigkeiten ihres Wirkens besitzen. Nun ist es freilich eine natürliche Verlockung, aber es ist keine Denknothwendigkeit, anzunehmen, daß dann dieses Eine wenigstens ein unvermehrbarer und unverminderbarer Bestand von Realität sei, der nur die Formen seines Erscheinens wechsele; und diesem Gedanken haben wir selbst oben nachgegeben, als wir es natürlich fanden, daß jedes einzelne qualitativ bestimmte Element, oder jede Action des Einen, wenn sie dem Plane der Welt gemäß sich in verschiedene Wesen spaltet, dann in jedem einzelnen der entstandenen Theile an Intensität abnehme. Aber diese ganze Welt quantitativer Bestimmungen hat ihre Geltung erst innerhalb der Mannigfaltigkeit der Dinge und Vorgänge, die aus dem Sinne des einen wahrhaft Realen entspringen; durch das, was sie bedeuten und sollen, und durch den Werth, den diese ihre Bestimmung hat, wird den einzelnen Elementen und jeder Kraft erst die Größe bestimmt, welche sie im Vergleiche zu andern haben und gelten machen werden; Das aber, was Allem zu Grunde liegt, ist nicht ein Quantum, das an seine Grenzen ewig gebunden wäre und durch vielfach verschiedene Theilungen nur immer anders dieselbe Summe darzustellen vermöchte. Nichts hindert vielmehr, daß nach den Erfordernissen der Idee, die sich verwirklichen will, die eine Periode des Weltlaufs eine größere, die andere eine geringere Anzahl wirksamer Elemente bedarf und daß gleichzeitig jedem Gliede der größeren Menge auch eine größere Intensität seiner Wechselwirkung mit anderen gehört. Dann würde die Geschichte der Natur einer Melodie gleichen, die nicht mit einförmiger Stärke des Tons fortfließt, sondern ihre Anschwellungen und Schwebungen würde sie haben, die nicht aus Nichts und auch nicht aus einander, sondern jede an ihrem Orte aus der Consequenz des Ganzen entsprängen.

Ich habe nicht die Absicht, zu behaupten, daß es so sei; es ist wohl denkbar, daß in dem Sinne der höchsten Idee, den wir nicht kennen, ein Beweggrund lag, die Erfüllung aller Forderungen an einen festen Bestand realer Elemente zu knüpfen und die Erzeugung des Mannigfachen auf veränderliche Benutzung dieser Hülfsmittel zu beschränken; noch weniger kann uns befremden, wenn der beobachtbare Naturlauf uns von der thatsächlichen Gültigkeit dieser Anordnung überzeugt. Denn soweit wir deutlich sehen können, finden wir die Natur zu einem Kreislaufe bestimmt, der die Selbsterhaltung einmal bestehender Formen sichert; Andeutungen eines Fortschrittes, der von Neuem zu Neuem führte und der am meisten auch die Veränderlichkeit der benutzten Mittel glaublich machen würde, begegnen uns nur aus Zeitfernen herstammend, die sich unserer genauen Forschung entziehen. Es wäre daher thöricht, den Grundsatz von der Unverlierbarkeit der Masse für die Untersuchungen anzuzweifeln, die sich auf diesen uns zugänglichen Schauplatz und auf die Ordnung des physischen Kleinverkehrs in ihm beziehen; aber der Philosophie steht es an, immer auch an die Beschränktheit des Weltausschnittes, den wir übersehen, und an das Dasein des umfassenden Ganzen zu erinnern, das wir freilich nicht zum Gegenstand positiver Erkenntniß machen können.

210. Auch die Summe der Bewegungen in der Welt hat man versucht als eine beständige Größe aufzufassen. Es geschah zuerst in einer Zeit, unter deren übrigen Voraussetzungen die Erfahrung einen solchen Gedanken weder nahe legen noch beweisen konnte. Denn lediglich auf Mittheilung der Bewegung die Wechselwirkung der Dinge zurückführend, konnte man der Folgerung nicht entgehen, daß entgegengesetzte Geschwindigkeiten einander treffender Elemente sich theilweis oder ganz aufhoben, mithin Bewegung aus der Welt verschwände, für die es keinen Ersatz gäbe; und hierfür fand die alltägliche Beobachtung Beispiele genug, die man anders zu interpretiren nicht verstand. Anderseits sah man aus dem Innern lebendiger Wesen jeden Augenblick Anfänge zu neuen Bewegungen hervorgehen, die man in der That für neue Anfänge halten mußte; auch der regellosen Vermehrung der Bewegungen widersprach die Erfahrung nicht. Durch gar Nichts endlich deutete sie an, daß jene Verminderung und dieser Zuwachs sich zur Erhaltung einer constanten Bewegungssumme aus-

gleichen müßten; dieser Gedanke konnte nur aus einer Voraussetzung stammen, die man sich über die allgemeine Signatur des Naturlaufs gemacht hatte. Und dies war eben die Vorstellung eines Systems mit festen Mitteln, das einzig zur Selbsterhaltung bestimmt war; zu diesen Mitteln gehörte jetzt die einmal bestehende Bewegung mit, die zu schonen und in dem Haushalt der Natur nur verschieden zu dispensiren war. Die Neigungen der neueren Physik wenden sich einem ähnlichen Gedanken wieder zu. So viele scheinbar ruhende Eigenschaften und Zustände der Dinge haben sich bereits in unaufhörliches Geschehen umgewandelt, daß es fraglich wird, ob überhaupt Ruhe anders vorhanden ist, als in den verschwindenden Augenblicken der Umkehr kleinster Bewegungen, die alle Dinge durchzittern. Die Philosophie hat keinen Grund, gegen die Annahme einer solchen ewigen Bewegung als Thatsache zu streiten, denn allerdings ist es ein Vorurtheil, die Ruhe eines Elements, die unsere Betrachtung freilich als erstes voraussetzt, um die Erfolge veränderlicher Bewegungsbedingungen zu begreifen, sei in Wirklichkeit als Anfangszustand vorangegangen, um auf das Hinzukommen bewegender Impulse noch zu warten. Aber auch nur als Thatsache würden wir diese unablässige Bewegung betrachten können: damit sie möglich sei, kann nicht blos Mittheilung der vorhandenen Geschwindigkeiten, sondern muß Neuerzeugung dann stattfinden, wenn durch Mittheilung entgegengesetzter Bewegungen an sich allein nur der Verlust beider eintreten würde. Diese Elasticität der Dinge, die nöthig ist, um gegen die Vernichtung der Bewegung zurückzuwirken, ist nicht denkbar ohne innere Zustände aus denen sich bewegungserzeugende Kräfte entwickeln. Es ist möglich, obgleich nicht wahrscheinlich, daß die Fernwirkungen, gegen welche man ein grundloses Vorurtheil hegt, sich auf eine solche Vermittlung durch Bewegungen zurückführen lassen, die von Theil zu Theil irgend eines Medium übertragen werden; aber nicht blos den Begriff der Kraft sondern speciell den der fernwirkenden Kraft wird man dennoch nicht entbehren können, sondern ihn brauchen, um jede der unzähligen Bewegungsmittheilungen begreiflich zu machen, aus deren Summirung man die Wirkung in meßbare Entfernungen hinaus zusammenzusetzen vorzieht. Eröffnet nun die Kraft allein die Hoffnung auf Wiedererſatz deſſen, was durch bloße Mittheilung im Gegensatze zu Grunde

gehen würde, so kann doch sie selbst nicht als die beständige Größe gelten, die man sucht; ihre Intensität wechselt mit den Entfernungen, welche sie selbst ändert. Nur ein innerer Zusammenhang der Ereignisse, aus denen Kräfte entspringen, nur ein allgemeines Gesetz, welches Verknüpfung und Auseinanderfolge ihrer Wirkungen beherrscht, bleibt als das Constante im Naturlauf übrig. So ist als der umfassendste Grundsatz, welcher unsere Beurtheilung der physischen Vorgänge beherrscht, das Princip der Erhaltung der Kraft hervorgetreten, über welches ich hier lediglich im Zusammenhang unserer Ansichten Folgendes hinzufüge.

211. Der einfache Grundsatz, aus Nichts werde Nichts, bedarf noch der näheren Bestimmung, daß auch aus Etwas doch Nichts in der Art entstehen kann, daß jenes Etwas, das Ereigniß B, nur der Grund oder die Veranlassung wäre, welche unverändert fortbestände, nachdem sie ihre Folge F erzeugt hätte; B muß im Gegentheil sich aufopfern, ganz oder theilweis, um seine Folge F zu verwirklichen. Dies ist der vielfach berührte Unterschied zwischen dem Causalnexus des Geschehens und dem bloßen Bedingungszusammenhange zwischen Grund und Folge. Ich erinnere an unsere ontologischen Ueberzeugungen: im einfachsten Falle des Wirkens treten wenigstens zwei Elemente a und b in eine Beziehung c und das Resultat des Wirkens besteht darin, daß a in α, b in β und c in γ übergeht; jede Wirkung ist daher Wechselwirkung zweier Parteien, und keine von beiden kann der andern einen neuen Zustand zufügen, ohne durch Veränderung ihres eigenen einen bestimmten Preis für diesen Erfolg zu zahlen. Wenn a durch fernwirkende Anziehung oder Abstoßung den Ort eines ihm gleichen b verändern will, so erreicht es seine Absicht nur, indem es selbst in entgegengesetzter Richtung seinen Ort um dieselbe Distanz verläßt, um welche es b dislocirt. Man hat keinen Grund, von dieser allgemeinen Regel irgend einen Naturvorgang auszunehmen; sie gilt auch in den Fällen einer Mittheilung der Bewegung, in welchen der Hergang der Bewirkung nicht bis in seine einzelnen Züge übersehbar ist. Eine Bewegung kann nicht dann, wenn sie einem zweiten Elemente eine Geschwindigkeit gegeben hat, unverändert in dem ersten fortdauern, um diese Einwirkung zu wiederholen und so ihren Erfolg ins Unendliche zu steigern; sie er-

ſchöpft ihren Einfluß in dem Maße, in welchem ſie ihn bereits ausgeübt hat.

212. An dieſe allgemeine Betrachtung knüpfen ſich Gedanken von verſchiedenen Graden der Gewißheit. Nehmen wir an, daß der Naturlauf verſchiedene Arten von Vorgängen einſchließe, die ſich als bloße Größen- oder Formenunterſchiede eines gleichartigen Geſchehens nicht faſſen laſſen, ſo haben wir kein Recht zu der Behauptung, jeder Vorgang A werde überhaupt die wirkſame Bedingung zur Erzeugung jedes andern C bilden oder ſich zu ihr unmittelbar verwenden laſſen; es bliebe denkbar, daß der Weg von A zu C nur durch das Mittelglied eines dritten Vorgangs B ginge, A und C dagegen theilnahmlos gegen einander blieben. Kann man daher nicht ſagen, daß zwiſchen jedem A und jedem C eine Wechſelwirkung ſelbſtverſtändlich ſtattfinden müſſe, ſo iſt dagegen gewiß, daß, wenn ſie ſtattfindet, dann ein beſtimmter Werth von A aufgeopfert werden muß, um einen beſtimmten Werth von C zu erzeugen. Es iſt ferner nicht denknothwendig und ſelbſtverſtändlich, daß jede Auseinanderfolge zweier Vorgänge A und C umkehrbar ſein müſſe; allerdings bezeugt jene Verminderung des A, welche zur Erzeugung des C nöthig war, eine Wirkung auch des C auf A; aber es iſt eine hemmende Wirkung, und von ſelbſt leuchtet nicht ein, daß allgemein jedes C, welches ein A aufzuheben vermag, auch ein nicht vorhandenes A hervorzubringen im Stande ſei. Scheint uns dies dennoch natürlich, ſo trägt die Vorausſetzung Schuld, die wir im Stillen zu machen pflegen: der Naturlauf ſei ein lediglich zur Selbſterhaltung beſtimmter Haushalt; ein Geſchehen, welches zur Fortentwicklung beſtimmt wäre, könnte leicht die Ordnung der Vorgänge ſo beſtimmen, daß zwar A zu C führt, von C aber kein Rückweg zu A offen ſteht. Man kann daher nicht a priori behaupten, daß ſelbſtverſtändlich alle Naturvorgänge ſich vorwärts und rückwärts in einander müßten verwandeln laſſen; nur durch Erfahrung kann ermittelt werden, wie weit dieſe Umkehrbarkeit reicht. Aber ſelbſt für diejenigen Vorgänge, für welche ſie gilt, würde auch dann noch nicht gewiß ſein, daß derſelbe Werth c von C, welcher aus dem Werthe a das A entſprang, dieſen alſo aufhob, nun denſelben Werth a wieder erzeugen würde, der ſein Entſtehungspreis war. Man muß zuvor überzeugt ſein, daß in der Natur

jene Tendenz zum Fortschritte nicht liegt; wäre sie vorhanden, so würde Nichts die Möglichkeit hindern, daß in einer Reihe von Vorgängen $ac a_1 \; a_1 c_1 \; c_1 a_2$ jedes Glied die Bedingung einer Steigerung des folgenden enthielte. Diese Behauptung widerspricht den gewöhnlichen Vorstellungen; da ich indessen eine Anwendung derselben auf den thatsächlichen Verlauf der physischen Ereignisse nicht vorhabe, so begnüge ich mich, sie durch Erneuerung des Hinweises darauf zu rechtfertigen, daß nicht eine vorweltliche Mechanik die Natur des Seins und Geschehens beschränkt, sondern daß aus dem Sinne dieses Geschehens alle die Größenbestimmungen fließen, mit denen die Elemente sich gelten machen, so wie die Folgen, die sich an ihre Beziehungen knüpfen sollen. Denken wir uns endlich, nun unter Voraussetzung unbeschränkter Vertauschbarkeit einander hervorrufender Actionen, zwei Elemente a und b in einer veränderlichen Beziehung c, so wird innerhalb bestimmter Werthgrenzen von c die Gesammtwirkung, welche eines am andern hervorbringen kann, eine unveränderliche Größe sein. Bei jedem mittleren Werthe von c besteht die wirksame Fähigkeit fort für den Theil der möglichen Gesammtwirkung, den sie noch nicht erzeugt hat, sie hat dagegen den Theil ihrer Stärke verloren, der nöthig war, um den bisherigen Erfolg zu verwirklichen; dieser Verlust kann nur ersetzt werden durch Rückführung der Elemente in ihren ursprünglichen Zustand, also durch Wiederaufhebung der schon ausgeübten Wirkung. Nennen wir Spannkraft diese Fähigkeit des künftigen Wirkens im Gegensatz zu der lebendigen Kraft, die in Ausübung begriffen ist, so bildet, in diesem Verhältnisse der zwei Elemente, die Summe beider Kräfte eine beständige Größe. So hat das Geld G Kaufkraft für uns, so lange es unausgegeben in unserem Besitze ist und verliert eben so viel, als es angekaufte Waare W erwirbt; nur durch Wiederveräußerung dieser können wir dieselbe Kaufkraft uns wiederherstellen, um sie auf andere Objecte zu richten. Dies Beispiel verdeutlicht unsere obigen Bedenken. A priori konnten wir nicht wissen, daß die Spannkraft, welche der Besitz des Geldes sein würde, durch Entäußerung den Besitz anderer Gegenstände vermitteln kann; daß dieser Zusammenhang der Vertauschbarkeit besteht, beruht auf verwickelten Verhältnissen des menschlichen Verkehrs. Eben so wenig konnten wir mit Gewißheit voraus-

ſehen, daß auch die Waare W durch ähnliche Entäußerung uns in den Wiederbeſitz des Geldes bringen würde, und dieſe Umkehrbarkeit des Handels, gleichfalls auf dem Zuſammenhang menſchlicher Bedürfniſſe beruhend, hat denn auch in Wirklichkeit ihre Schranken; denn man weiß, daß man durch Ankauf und Wiederverkauf der Waare ſein Geld ebenſo leicht vermehren als vermindern kann; es erzeugt alſo in der Umkehrung des Handels keineswegs jede Größe dieſelbe wieder, aus der ſie entſtanden iſt. Es verſteht ſich, und braucht nicht eingeworfen zu werden, daß dieſes Verhalten hier auf wandelbaren Umſtänden und auf dem Einfluſſe beruht, den zur Beſtimmung des gegenſeitigen Verhältniſſes von G und W die Natur des menſchlichen Verkehrs ausübt; in ihm allein, nicht in der eignen Weſenheit von G und W liegt der Grund, der ſie überhaupt in Beziehung ſetzt. Aber Dies iſt es eben, was ich der zuverſichtlichen Gewöhnung der Naturwiſſenſchaft entgegenhalten möchte: auch von den Elementen der Natur iſt es mir nicht ſelbſtverſtändlich gewiß, daß in ihren beſtändigen Characteren G und W der ganze zureichende Grund ihres gegenſeitigen Verhaltens liege, und daß kein größerer Weltverkehr ſtattfinde, der auch ihren Tauſchwerth gegeneinander mit beſtimmte. Ich zweifle darum doch nicht an der factiſchen Gültigkeit des Satzes von der Erhaltung der Kraft für den Bereich unſerer Erfahrung; nur in metaphyſiſchem Intereſſe hatte ich über dieſe Bedenken zu ſprechen und habe jetzt noch einige Nebenvorſtellungen zu erwähnen, die ſich jenem Satze angeſchloſſen haben.

213. Mit Begeiſterung iſt davon geſprochen worden, nun habe ſich ja gezeigt, daß eine einzige Kraft, unvergänglich und immer gleich in ihrer Intenſität, alle die verſchiedenen Vorgänge der Natur bewirke; nur die Form ihres Wirkens wechſele ſie in unaufhörlicher Verwandlung. Namentlich iſt es die wichtige Correſpondenz zwiſchen mechaniſcher Arbeit und Wärme geweſen, die mit etwas eilfertiger Verallgemeinerung dieſen Gedanken eines Ueberganges der Naturkräfte in einander und damit die Unterordnung derſelben unter den Begriff jener allgemeinen Urkraft veranlaßt hat. Es ſcheint mir, daß die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, die unendliche Mannigfaltigkeit der Dinge und Ereigniſſe unter die Einheit eines Princips zuſammenzufaſſen, hier auf eine falſche Befriedigung ihrer Forderung

gerathen ist. Lichtenberg verglich einmal die Vorzeit, die gleich unbefangen an Gott und an Gespenster geglaubt, mit der Gegenwart, die beide leugne; er fürchtete als Ersatz eine Zukunft, die nur noch an Gespenster glauben würde. Etwas der Art scheint hier eingetroffen zu sein. Denn in der That verehrt man doch ein Gespenst, wenn man von einer völlig namenlosen Urkraft träumt, die, an sich formlos und nur eine unbenannte beständige Zahl, wie eine leichte und selbstverständliche Zugabe die wechselnden Benennungen annähme, unter denen sie erscheint. Besinnt man sich aber und macht es gelten, daß diese Urkraft ja niemals nackt und namenlos bestehe, sondern stets nur aus einer der Formen, die sie trägt, in eine andere übergehe, so gibt man damit wieder zu, daß der schöpferische Grund der Erscheinungen immer in der concreten Natur Dessen liegt, dem augenblicklich jene Größe oder ein Theil derselben zukommt; daß ferner der Grund für die Aufeinanderfolge wechselnder Erscheinungen in einem Zusammenhange des Sinnes enthalten ist, der jede von jenen concreten Formen des Seins mit jeder andern verknüpft; daß endlich die Beständigkeit der Größe, die sich in diesem Spiele erhält, nur eine Verhaltungsweise des Realen, nachdem es ist, aber nicht die erzeugende Quelle sein kann, aus der dieses mit seiner Mannigfaltigkeit entspringt. Diese Verkehrung der Ansicht, welche den Schatten an die Stelle dessen setzen möchte, was ihn wirft, verdient kaum eine weitere Widerlegung; ein ernstlicheres Bedenken erhebt sich gegen die ganze Behauptung, die wir eben noch zugestanden, die Erhaltung derselben Kraftsumme sei in der That die Verhaltungsweise der Wirklichkeit. So weit es uns gelingt, zwei Naturvorgänge A und C auf völlig vergleichbare Elementarvorgänge, auf vergleichbare Geschwindigkeiten v vergleichbarer Massen m, zurückzuführen, so weit läßt sich nachweisen, daß der erzeugte Vorgang C dieselbe Größe der Arbeit enthält, die durch seine Verwirklichung dem erzeugenden A verloren ging. Wo jedoch jener Nachweis nicht geführt werden kann, wo mithin nur die Thatsache vorliegt, ein bestimmter Werth a des A erzeuge einen bestimmten Werth c des C, und vielleicht umgekehrt dieser jenen, da ist es im Grunde eine ganz willkührliche Deutung, in c und a dieselbe Summe der Arbeit, nur in verschiedener Form und Vertheilung, wieder zu finden; man kann nur behaupten, daß a und c äquivalent, aber

nicht, daß sie gleich sind. Die vielleicht richtige Hoffnung, daß alle formverschiedenen Vorgänge der äußeren Natur sich zuletzt auf verschieden gruppirte Bewegungen der kleinsten Elemente zurückbringen lassen, unterstützt jene willkührliche Deutung in Bezug auf eben diese Vorgänge; allein der allgemeine Gedanke, der dem Principe der Erhaltung der Kraft zu Grunde liegt, muß ohne Zweifel auch für einen Fall gelten, für welchen jene Hoffnung nicht besteht: für den Zusammenhang der physischen und psychischen Vorgänge. Wie auch immer ein äußerer Reiz R von den Sinnesorganen aufgenommen, geleitet zerstreut oder verändert werden mag: stets wird zuletzt ein Rest r physischen Geschehens übrig bleiben, dem unmittelbar der psychische Vorgang der Empfindung e folgt, und wir zweifeln nicht daran, daß mit der wechselnden Stärke von r auch die der Empfindung wechseln werde. Worin auch immer der geistige Vorgang W des Wollens bestehen und auf andere geistige Zustände einwirken oder durch sie gehemmt werden mag: es wird zuletzt ein Theil w desselben sein, von welchem die erste im Körper beginnende Bewegung b sammt ihren Folgen abhängt, und auch hier zweifeln wir nicht, daß die Größe dieser physischen Wirkung sich nach der veränderlichen Intensität von w richte. Folgen wir nun der gewohnten Auffassung des Geschehens, so kann nicht das bloße Dasein von r und w in der Art einer Gelegenheit oder Veranlassung hinreichen, um e oder b nach sich zu ziehen: damit die Rückwirkung sich veränderlich nach der veränderlichen Größe der Aufforderung richten könne, ist nothwendig, daß diese Aufforderung sich Dem bemerklich mache, dem sie gilt, daß sie also in ihm eine Zustandsänderung von bestimmter Größe hervorrufe. Auch diese Wirkung nun, die der letzten physischen Bewegung auf das empfindungsfähige Subject und die der letzten geistigen Erregung auf das erste von ihr leidende Nervenelement, kann nicht kostenlos geschehen: der erzeugende Vorgang wird auch hier ganz oder theilweis zur Hervorbringung seiner Folge aufgezehrt. Aber es wird niemals möglich sein, r und e oder w und b, geistige und physische Vorgänge, auf einen gemeinsamen Maßstab zurückzubringen; nur unter einander sind die Glieder jeder von beiden Gruppen vergleichbar, aber das Einheitsmaß der einen bleibt disparat mit dem der anderen. Findet also hier ein Ersatz physischer Arbeit durch geistige

oder dieſer durch jene ſtatt, ſo bedeutet es doch Nichts mehr, auch hier noch die Erhaltung einer und derſelben Größe des Wirkens oder der Arbeit zu behaupten; wir ſind darauf beſchränkt, von einer Aequivalenz zweier Actionen zu ſprechen, dergeſtalt, daß einem beſtimmten nach der Maßeinheit m gemeſſenen Werthe rm der einen ein beſtimmter nach der Maßeinheit μ gemeſſener Werth $o\mu$ der andern entſpricht; Niemand aber kann ſagen, ob dieſe beiden Actionen an Größe gleich, oder welche von ihnen die größere iſt.

214. Hieran knüpfen ſich einige andere Betrachtungen. Man kann zuerſt eine Verallgemeinerung des gefundenen Verhaltens verſuchen; überall, darf man ſagen, iſt die Aequivalenz zweier Vorgänge oder Kräfte das in der Erfahrung zuerſt Gegebene und Thatſächliche; wir finden nicht zuerſt, daß zwei Kräfte gleich ſind, und deshalb gleiche Wirkungen erzeugen, ſondern zuerſt ſehen wir immer, daß ſie einander entweder im Gleichgewicht halten oder unter gleichen Umſtänden gleiche Bewegungen erzeugen; aus dieſer Aequivalenz in Bezug auf beſtimmte Wirkungen erſchließen wir ihre quantitative Gleichheit; die qualitative Identität, welche die Anwendung deſſelben Größenmaßſtabes erlaubt, ſetzen wir dabei für die Elemente voraus, um deren Kräfte es ſich handelt. Ich habe kein Intereſſe, hier auf alle die Nebengründe und Nebenbeweiſe einzugehen, welche für ſehr viele phyſiſche Vorgänge dieſe Vorausſetzung unterſtützen; es iſt namentlich die Vorſtellung von der gleichförmigen und unverlierbaren Maſſe, auf welche in dieſer Hinſicht in früher geäußertem Sinne zu verweiſen iſt; es liegt mir metaphyſiſch nur daran, zu erinnern, daß der Satz von der Erhaltung der Kraft, oder wie ich jetzt ſagen würde, von der Aequivalenz verſchiedener Wirkungen, uns nicht die Pflicht auferlegt, alle Naturvorgänge auf die eine Species der Maſſenbewegungen zu reduciren; ſo weit er für dieſe gilt, iſt er ſelbſt nur ein Sonderfall der allgemeineren Correſpondenz auch des Ungleichartigen, welche wir durch dieſen umfaſſenderen Namen der Aequivalenz ausdrücken. Weit entfernt daher, eine monotone Uebertragung immer deſſelben Geſchehens zu ſein, könnte der Naturlauf an unzähligen Punkten Disparates durch Disparates erzeugen; die Aequivalenz aber, die zwiſchen dieſen unvergleichbaren Einzelactionen der maßgebende Sinn der Welt geſtiftet hat, würde die Möglichkeit und Fruchtbarkeit der

zufälligen Ansicht begründen, welche das concret verschiedene Geschehen ebenso auf bloße Größenwerthe eines abstracten einheitlichen zurückführt, wie wir den Werth der verschiedensten Dinge im Verkehr nach dem künstlichen Maßstabe des Geldes bestimmen. Ich weiß recht gut, wie hartnäckig man diese Auffassung bestreiten wird; auch der eben gebrauchte Vergleich wird mangelhaft erscheinen: nur darum sei eine vergleichbare Preisbestimmung der Dinge möglich, weil sie zuletzt doch sämmtlich unsere vergleichbaren menschlichen Bedürfnisse mehr oder minder befriedigen; um dies zu können, müssen ihre Wirkungen auf uns, müsse zuletzt also auch Das gleichartig sein, von dem diese Wirkungen ausgehen. Ich beharre mit derselben Hartnäckigkeit auf meinem Sinne; ich leugne nicht, daß man den verschiedenen Dingen, sofern sie gleichartig auf uns wirken, die Vorstellung gleichartiger und nur größenverschiedener, für diese Beziehung, künstlich substituiren kann; sie selbst aber sind darum nicht gleich, weil sie diese begründete Fiction zulassen. Mag man alle qualitativen Unterschiede für nur scheinbare erklären, so bleibt doch die Verschiedenheit dieses Scheines und sie gehört auch mit zu dem Ganzen der Wirklichkeit; höchstens wird es daher möglich sein, die Außenwelt zu einer Maschinerie gleichartiger Elemente zu machen, die uns diese Scheine erzeugt; aber es kann keine Mathematik oder Mechanik geben, die aus lauter unbenannten Größen benannte oder aus lauter gleichbenannten ungleichbenannte auf analytischem Wege erzeugte; das Geschehen im Großen und Allgemeinen ist synthetische Verknüpfung des qualitativ Ungleichartigen und nur dem Sinne nach Zusammengehörigen, nicht bloße Combination des Identischen.

215. Haben wir aber überhaupt Recht damit, daß auch in dem Verkehr zwischen physischen und psychischen Actionen der veranlassende Vorgang stets zur Erzeugung seiner Wirkung sich selbst aufopfern müsse? Ich habe lange vor der gegenwärtigen Aufregung über das Princip der Erhaltung der Kraft auf dieses Verhalten hingedeutet; aber doch nur unter der Voraussetzung, die wir oben gelten ließen, versteht es sich von selbst: isolirte Elemente können sich nach einander nur richten, wenn sie auf einander zu wirken fähig sind, und keines wird dem andern sich bequemen, ohne von ihm den Preis seiner Folgsamkeit zu verlangen. Sind wir aber einmal genöthigt, sie alle,

a und b, nur als unselbständige Momente des Einen M zu denken, warum sollte dann die Aenderung des a in α nicht in dem Sinne des Occasionalismus hinreichen, um das Signal zu bilden, dem der Uebergang des b in β einfach folgte? ohne eine besondere Anstrengung zu erfordern, welche das hier stets vorhandene Füreinandersein der Elemente erst herstellen müßte? Man sieht indessen, daß diese Annahme, wenn man sie zugestände, aus der Wechselwirkung physischer und geistiger Vorgänge doch nicht einen Ausnahmsfall machen würde; für alles, was zwischen den Bestandtheilen der äußeren Natur geschähe, würde dieselbe Betrachtung gelten; auch die Atome würden in M einen beständigen Zusammenhang haben und die Zustände des einen in dem Augenblicke, in welchem sie entstehen, die Signale sein können, welche, wie der Grund seine Folge, die Veränderungen des anderen nach sich zögen, ohne selbst sich zu ihrer Bewirkung aufopfern zu müssen. Findet sich nun, daß dies letzte Verhalten dennoch besteht, in der äußern Natur sicher, während es zwischen physischen und psychischen Processen schwerlich durch Beobachtung nachweisbar sein wird, so bleibt uns nur übrig, es mit zu dem Inhalte des Sinnes zu rechnen, den die Wirklichkeit darstellen soll oder darstellt, nicht aber zu den durch ein unvordenkliches Verhängniß festgestellten Bedingungen, unter denen allein jede eventuelle Wirklichkeit möglich wäre. Hierauf allein kam es mir mit dieser Bemerkung an; ich wollte wiederholen, daß der gleichzeitige Fortbestand jeder Bedingung neben ihrer Folge, wie er aus jener occasionalistischen Ansicht fließen würde, die Welt wieder in ein blos systematisches Ganze ohne veränderliches Geschehen verwandeln würde; ist aber einmal das Werden, der Wechsel von Sein und Nichtsein, die Signatur der Wirklichkeit, so scheint mir in ihr die Aufopferung der Ursache durch ihre Wirkung ebenso enthalten, wie die Beharrung in dem Begriffe der Bewegung; denn für jene Signale selbst gäbe es keine zweiten Signale, die ihr eigenes Auftreten bestimmten, außer der Succession der Wirkungen; durch die einen würden sie erzeugt, in der Erzeugung anderer müßten sie wieder verschwinden.

216. Wenn man die großen Gewohnheiten aufsucht, welche das Wirken der Natur characterisiren, so pflegt von Grundsätzen der Sparsamkeit die Rede zu sein, die sie befolge; ein Gedanke von

ſehr unbeſtimmtem Umriß, der auch in dem Princip der kleinſten Wirkung eine unzweideutige Formulirung nicht erhalten hat. Klar iſt dieſe Vorſtellung zunächſt nur dann, wenn es ſich um einen Zweck handelt, zu deſſen Verwirklichung unter den gegebenen Umſtänden verſchiedene Mittel gleich möglich ſind, ſo jedoch, daß ſie mit verſchiedener Größe des Aufwandes zu demſelben Ziele führen. Aber der Maßſtab, nach welchem wir dieſen Aufwand meſſen, iſt dann noch von Umſtänden abhängig, welche uns die Erſparung bald an Zeit, bald an Weg, bald an Maſſe wichtiger machen, oder eine gewohnte Verfahrungsweiſe der Mühe eines neuen Verhaltens vorziehen laſſen. Um daher die Frage nach dem Verfahren des kleinſten Aufwandes ſicher zu beantworten, muß die Angabe der Richtung, in welcher die Erſparniß den größten Werth hat, ſogleich in die Definition des Zweckes aufgenommen werden. Schon dies zeigt die Zweideutigkeit der Uebertragung dieſer Gedanken auf Naturwirkungen. Mag die Natur Zwecke verfolgen, ſo kennen wir dieſe doch nicht, und können jene Richtung ihrer nothwendigen Sparſamkeit nicht angeben; das Einzige würden wir vielleicht behaupten, daß ſie weder mit Maſſen noch mit Kräften, weder mit Zeit noch mit Weg und Geſchwindigkeit geizt, welche alle ihr Nichts koſten, wohl aber mit Principien. Dieſe Sparſamkeit iſt es in der That, die wir namentlich in der organiſchen Welt bezeugt glauben; durch Variationen weniger Bildungstypen, durch unerſchöpfliche Modificationen deſſelben Organes, erzeuge ſie die Mannigfaltigkeit der Geſchöpfe und beſtreite ihre verſchiedenen Bedürfniſſe; hier ſcheint ſie uns, wenn unſere kurzſichtige Weisheit dies äußern darf, verſchwenderiſch mit Maſſen und mit Zeit zu gebahren und Manches auf langen Umwegen herzuſtellen, was mit Aufgabe des gewohnten typiſchen Weges kürzer ausführbar ſchiene. Eine Anwendung auf Mechanik, deren Geſetze nicht für einen beſtimmten Typus des Erfolges ſondern für die Verwirklichung jedes Vorgangs zu ſorgen haben, leiden dieſe Vorſtellungen nicht. Wir wiſſen, daß die verſchiedenen Momente einer mechaniſchen Wirkung in gewiſſen Grenzen einander vertreten, die größere Geſchwindigkeit die geringere Maſſe, die längere Dauer die ſchwächere Kraft vergüten kann; nicht an allen kann daher zugleich zur Erreichung eines Zieles z geſpart werden; wir würden den kleinſten Aufwand da ſuchen müſſen, wo die Com

bination der verschiedenen Werthe sämmtlicher Momente den geringsten Werth unter allen Combinationen hat, die unter den gegebenen Umständen des Falles gleichmöglich sind. Allein hier zeigt sich eine andere Zweideutigkeit. Sprechen wir ohne Vorurtheil, so ist jenes z, das wir eben als Ziel bezeichneten, Nichts weiter als das bestimmte Ereigniß z, und es versteht sich von selbst, daß die Wirkungsweisen, die zu ihm führten, genau zureichen mußten, um es hervorzubringen. Aber unter den vorhandenen Umständen des einzelnen Falles bildeten jene Wirkungsweisen zugleich die einzig mögliche Art der Begründung des z. Denn damit in Wirklichkeit ein Weg eingeschlagen werden könne, reicht es nicht hin, daß er keine Widerstände darbiete, sondern auch der positive Antrieb muß vorhanden sein, ihm zu folgen. Es ist daher ganz müssig, verschiedene Wege auszudenken, auf denen im Allgemeinen zu z gekommen werden könnte; man müßte genau den Anfangspunkt A zergliedern, von dem die Bewegung ausgehen soll, und durch Berücksichtigung aller in A enthaltenen Einzelheiten nachweisen können, daß in diesem besonderen Falle jene verschiedenen Wege noch gleich möglich waren. Aber dies wird nie gelingen, weil es einen Widerspruch einschließt; gleich widerstandlos mögen auch im Einzelfalle jene Wege sämmtlich sein, aber es kann nicht auch für jeden einen positiven Antrieb geben ihm zu folgen, ohne daß anstatt des Ereignisses z ein anderes Z, die Resultante aus diesen verschiedenen Antrieben, zu Stande käme. Findet daher unsere Vergleichung, daß der wirkliche Weg w zu dem Ziele z der kürzeste unter vielen im Allgemeinen denkbaren ist, so beruht seine Wirklichkeit doch nicht auf einer Wahl zwischen verschiedenen möglichen, sondern w war in diesem Falle der einzig mögliche, weil zu jedem Umwege W, der auch hätte zu z führen können, die causalen Bedingungen der Verwirklichung fehlten; wären sie in einem anderen Falle da, so würde wieder W den kürzesten Weg zu seinem anderen Ziele Z bilden. Man kann daher von einer Sparsamkeit der Natur nicht in dem Sinne einer Wahl reden, die nur zu den characteristischen Gewohnheiten aber nicht zu den causalen Nothwendigkeiten ihres Verfahrens gehörte; höchstens könnte man noch die Behauptung versuchen: so eben habe die Natur ihre Gesetze ausgesonnen, daß aus ihnen selbst in jedem Falle der kürzeste Weg zu einem Ziele Z mit Nothwendigkeit

folge. Aber auch dies würde nur eine Zweideutigkeit enthalten; denn was dieser Satz Neues zu besagen und wodurch er die Selbstverständlichkeit des vorigen zu überbieten schiene, würde wieder von der Willkühr abhängen, mit der wir als Ziel betrachten, was nur Resultat ist. Es ist wahr, daß nach dem gültigen Gesetze der Zurückwerfung ein Lichtstrahl, von dem Punkte a ausgehend und von der Fläche F reflectirt, den kürzesten Weg zu einem Punkte b nimmt, der in der Richtung seiner Zurückwerfung liegt, oder daß er, zuvor durch ein widerstehendes Mittel gebrochen, in diesem nach dem gültigen Brechungsgesetz den kürzesten Weg zu machen hat, um einen Punkt b zu erreichen, der in der Richtung seines Ausfahrens enthalten ist. Aber wer hieß den Strahl, der von a kommt, grade diesen Punkt b aufsuchen? Daß er ihn findet, ist nicht wunderbar, weil b eben in der Richtung des Weges liegt, den jene Gesetze das Licht zu nehmen nöthigen; aber eben deshalb gelangt der Strahl so an unzählige Punkte c gar nicht, die außerhalb jener Richtung liegen und doch nicht weniger verdienten erleuchtet zu werden. Dächten wir uns die Erreichung von b als eine Art von Zweck, der auf das Verhalten der Mittel irgend wie zurückwirkte, so hätte der kürzeste Weg darin bestanden, daß der Strahl sogleich in a seine Richtung änderte und die grade Linie ab durchlief; dies vereitelten die allgemeinen Gesetze, denen er folgen mußte, und nöthigten ihn zu einem Wege, der nicht schlechthin, sondern nur unter der Bedingung der einmal unvermeidlichen Reflexion der kürzeste ist; denken wir uns mit gleicher Willkühr einen Punkt c als denjenigen, der erleuchtet werden soll, so erscheinen eben jene Gesetze als Hindernisse, welche diesen Zweck nur auf längerem Wege, vielleicht durch mehrfache Reflexion an verschiedenen Flächen, erreichbar machen. Zunächst steht daher nur dies fest: von jedem vollständig bestimmten Anfangspunkte A macht die Natur bis zu der aus A fließenden Folge Z keine Umwege W, zu denen die zwingenden Gründe nicht vorhanden wären, sondern nur den Weg w, der unter den gegebenen Bedingungen der einzig mögliche, zugleich aber nun der nothwendige ist; ihre Sparsamkeit beruht auf der mechanischen Unmöglichkeit grundloser Verschwendung. Etwas bleibt indessen übrig. Es ließen sich zum Beispiel Gesetze der Zurückwerfung denken, nach welchen der Lichtstrahl auch jeden der Punkte,

die dann wirklich in der Richtung seines Ausfalls liegen würden, doch auf einem längeren Wege erreichte als der ist, den er jetzt wirklich durchläuft. Daß es nicht so ist, daß vielmehr in diesem Falle, die Nothwendigkeit einer Reflexion einmal vorausgesetzt, das gültige Naturgesetz sie auf dem kürzesten geometrisch noch möglichen Wege geschehen läßt, Dies und Aehnliches mag die oben geäußerte Meinung begünstigen, die Natur habe ihre concreten Gesetze so getroffen, daß der geringste Aufwand die nothwendige Characteristik ihres Wirkens werden müsse. Man wird aber doch nicht bezweifeln, daß jenes Gesetz selbst eine mechanisch nothwendige Folge der Lichtbewegung, nicht aber ein Codicill ist, das die Natur mit freier Wahl und Vorliebe für Sparsamkeit nachträglich zu Lasten jener Bewegung hinzugefügt hätte. Nur auf den ganz allgemeinen Gedanken kommen wir daher schließlich, der sich auch von selbst versteht: die Ordnung der Natur beruht nicht auf einem zusammenhanglosen Haufen einzelner Satzungen, sondern in den ursprünglichsten Eigenschaften des Wirklichen und in den nothwendigen Wahrheiten der Mathematik zusammengenommen liegt eine wunderbare Rationalität oder Vernünftigkeit, die uns an unzähligen Punkten den Eindruck eines ausgesuchten Zusammenstimmens zu beabsichtigten Zielen gibt. Nicht auf einen fremden Boden des Selbstverständlichen ist nachher mühsam das Zweckmäßige gepflanzt, sondern in dem Selbstverständlichen selbst liegt eine eigene tiefe Zweckmäßigkeit, deren Betrachtung den anziehenden Gegenstand weiterer Untersuchungen bilden könnte.

Achtes Kapitel.

Die Formen des Naturlaufs.

217. Als ich diesem zweiten Buche meiner Arbeit den Namen der Kosmologie gab, wollte ich andeuten, daß es nur allgemeinen Formen und Verhaltungsweisen sich widmen werde, welche uns den Zusammenhang einer Mannigfaltigkeit zu dem geordneten Ganzen einer Welt überhaupt vorstellbar machen; der Wirklichkeit blieb dann noch die Wahl zwischen mancherlei Bildungen, mit denen sie die vorgezeichneten Grenzen ausfüllen mochte; der Naturphilosophie aber hätten wir überlassen, auch diesem Inhalt, dem eigentlichen Inhalt der Wirklichkeit, gerecht zu werden. Wie leicht doch die Erfindung wohlbegründeter Titel künftiger Wissenschaften ist! wäre nur ebenso leicht die Herbeischaffung der Erkenntnisse, die in diese Fächer paßten! Aber nur sehr Weniges haben wir über jene allgemeinen Verfahrungsweisen der Natur feststellen können, die doch dem Gebiete des Denknothwendigen näher zu stehen schienen; in Wahrheit fanden wir auch sie abhängig von dem Plane, der in der Welt sich verwirklicht; noch weniger werden wir, in Unkenntniß dieses Planes, im Stande sein, die concreten Formen der Vorgänge und der Geschöpfe, die ja nur von ihm abhängen können, als Glieder und Stufen einer folgerechten Entwicklung nachzuweisen. Der Idealismus hegte einst diese Hoffnung; Licht und Schwere, Magnetismus und Electricität, chemischen Proceß und organisches Leben ließ er als nothwendige Phasen aus der Evolution des Absoluten hervorgehen, dessen innerste Triebkraft er zu verstehen glaubte; ja es fehlte nicht an kühnen Versuchen, auch die Mannigfaltigkeit der Pflanzen und Thiere als eine geordnete Stufenfolge abzuleiten und nach der Consequenz des vorausgesetzten

Entwicklungsganges unbekannte Glieder zu ergänzen, die nur ein Zufall unserer bisherigen Anschauung entzogen habe. Ich finde keinen Grund, die Kritik dieser Unternehmungen zu wiederholen, welche die Geschichte gerichtet hat; sie täuschten sich, wenn sie glaubten, die Formen der Wirklichkeit, wären sie der Beobachtung noch unbekannt gewesen, aus ihrem Grundgedanken deduciren zu können; sie konnten nur auf diesen Gedanken reduciren, was ihnen die Erfahrung, stets mit einem undeutbaren Ueberschuß nur als Thatsache anzuerkennender Eigenthümlichkeit, vorher dargeboten hatte. In diesen Interpretationen des Gegebenen brauchten sie nicht überall zu irren, und manche fruchtbaren Anregungen, die von ihnen ausgingen, hat die spätere Wissenschaft dankbar befolgt, wenn sie auch das Dargebotene nur unter völlig veränderter Beleuchtung nützlich fand; nach einer Richtung hin würden indessen auch die gegenwärtig herrschenden Meinungen sich vor der Fortsetzung einer ähnlichen Täuschung zu hüten haben. Die letzten Vertreter jener idealistischen Ansichten lebten doch auch unter dem Eindrucke der kosmographischen Anschauungen, welche die neuere Naturforschung entwickelt hatte; weit entfernt von den Phantasien des Alterthums, das in der Erde den Mittelpunkt des Alls und in allem Uebrigen nur Zubehör zu ihrem Dienste sah, gaben sie die Copernikanischen Entdeckungen zu und wußten sich mit aller ihrer Beobachtung an einen excentrischen Punkt des kleinen Planetensystems gefesselt; nichts desto weniger kamen sie dahin, die geistige Entwicklung ihres unendlichen Absoluten an der Küste des mittelländischen Meeres, und seine physischen Gestaltungstriebe in den Formen des pflanzlichen und des thierischen Organismus sich erschöpfen zu lassen, die sie doch beide nur an der Oberfläche der Erde möglich wußten. Gewiß ist es nun eine unfruchtbare Spielerei, Formen des Daseins und Lebens wirklich ersinnen zu wollen, die unter völlig anderen Umständen bestehen könnten; immer laufen solche Versuche doch wieder auf ungeschickte Variationen der speciellen Bildungen aus, die unsere Erfahrung uns kennen lehrt; der richtigen allgemeinen Ueberzeugung, geistiges Leben, der letzte Zweck der Natur, sei seinem Begriffe nach an gar keines der irdisch benutzten Hülfsmittel gebunden, steht keine schöpferische Phantasie zur Seite, die das völlig unerhörte Andere anschaulich darstellen könnte. Aber wie vergeblich

auch dieſe Verſuche ſein mögen, ſo bleibt doch jene allgemeine Ueberzeugung von Werth; hat die Naturwiſſenſchaft guten Grund, einzelne phyſiſche Vorgänge gleichartig über das Weltganze ausgedehnt zu denken, ſo wäre doch voreilig die Behauptung einer allgemeinen Gleichförmigkeit, die uns nirgends in der Welt die Annahme eigenthümlicher und irdiſch ganz unbezeugter Wirkungsweiſen erlaubte. Um ſo weniger iſt es zuläſſig, dieſe concreten Formen der Wirklichkeit, deren vollzählige Summe Niemand kennen kann, auf gleicher Linie mit den Begriffen zu behandeln, die wir in der Kosmologie uns über die überall befolgten allgemeinen Verfahrungsweiſen der Natur zu bilden ſuchten. Ich überlaſſe daher, was über ſie ſich bemerken läßt, der Naturphiloſophie und entſage der herrſchenden Gewohnheit, die Trockenheit metaphyſiſcher Ueberlegung durch das ſtoffliche Intereſſe zu beleben, welches ihr Auszüge aus den farbenreichen Darſtellungen der Erfahrungswiſſenſchaften geben würden.

218. Aber mit Recht würde man einwenden: wenn auch eine Deduction der concreten Naturformen unmöglich ſei, ſo gehöre doch zu den Pflichten der Metaphyſik eben jene Reduction derſelben auf die behaupteten allgemeinen Verfahrungsweiſen. Ich gebe dieſe Pflicht zu und beklage blos, daß Niemand ſie erfüllen kann; Niemand wenigſtens in dem Umfange, den dieſer Einwurf meinen würde. Die Phänomenalität des Raumes und die innere Regſamkeit der Dinge, die wir als Quelle des Geſchehens an die Stelle äußerer Relationsänderungen unſtörbarer Elemente ſetzten, ſind die beiden Punkte, über die wir am meiſten der gewöhnlichen Anſicht widerſprachen. Die Nothwendigkeit nun, überall auf jene inneren Zuſtände zurückzukommen, um nur die ſcheinbar bedingende Kraft äußerer Umſtände möglich zu finden, habe ich im Allgemeinen zu zeigen nicht verſäumt; im Einzelnen aber die Beſonderheiten dieſer Zuſtände nachzuweiſen, verböte ihre zugeſtandene Unerkennbarkeit auch dann, wenn wir der Vermuthung, ſie ſeien geiſtiger Art, weitere Folge als bisher geben wollten; dieſer Mangel praktiſcher Verwendbarkeit beeinträchtigt jedoch den Werth einer Vorſtellung nicht, die wir nothwendig fanden und gegen deren Zuläſſigkeit weder in ihr ſelbſt noch in den gegebenen Thatſachen ein Einwand beſteht. Was aber die Phänomenalität des Raumes betrifft, ſo habe ich nicht minder, und wahrſcheinlich mit

mißfallender Ausführlichkeit, zu zeigen versucht, wie im Allgemeinen die scheinbare Räumlichkeit und ihre scheinbaren Veränderungen auf ein unräumliches wahres Geschehen zurückzuführen sind, und ich bedalte nur eine Ergänzung hierzu der Psychologie vor; aber als eine ganz unbillige Zumuthung müßte ich auch hier das Verlangen einer Durchführung dieser Ansicht im Einzelnen zurückweisen. Würde es in Bezug auf die speciellen Wahrnehmungen des täglichen Lebens gestellt, so würde es der andern unerhörten Forderung gleichen, nicht nur zu sehen, was geschieht, sondern von allem, was wir sehen, auch gleich die physischen Ursachen zu wissen, die es grade so sichtbar machen; nur anstatt dieser physischen Ursachen hätten wir allemal die übersinnlichen Beziehungen der Elemente in dem Sinne der Welt zu durchschauen, die ihre räumliche Erscheinung begründen. Indessen man beschränkt sich vielleicht darauf, nur für die verschiedenen großen Gruppen natürlicher Vorgänge die bisher unter Voraussetzung des wirklichen Raumes ausgebildeten Hypothesen durch andere ersetzt zu wünschen, welche unter der Annahme der Raumlosigkeit des wahren Seins gleiche Erklärungskraft entwickelten. Dann wird man etwas verlangt haben, was allerdings, wie ich glaube, in Zukunft gewiß gethan werden wird, was aber jetzt nicht, oder, soweit annähernd sich etwas Aehnliches leisten läßt, doch nicht als eine leichte Zugabe erfordert werden darf. Um eine solche Uebersetzung physikalischer Auffassung in metaphysische möglich zu machen, müßte vor allem der ganze vollständige Text unzweifelhaft feststehen, der diese Uebertragung erfahren soll. Nichts ist weniger der Fall als Dies. Schon jede einzelne der Hypothesen, die den verschiedenen Gebieten der Naturerscheinungen untergelegt werden, muß, um allen Eigenheiten ihres Gegenstandes gerecht zu werden, eine Mehrheit ursprünglicher Thatsachen annehmen, die, wenn sie überhaupt noch mit einander vereinbar sind, doch nur neben einander bestehen und nicht aus einander fließen; noch viel unsicherer sind unsere Kenntnisse über die Grenzgebiete, in welchen verschiedene dieser Kreise von Naturwirkungen zusammenstoßen. Was hülfe es nun viel, wenn wir, was an sich schon schwer sein würde, von jedem einzelnen Zuge dieser Hypothesen zeigen könnten, er sei ersetzbar, mit gleicher Fruchtbarkeit, durch eine Vorstellung, welche den angenommenen räumlichen Thatbeständen oder

Bewegungen bestimmte übersinnliche innere Beziehungen und Erregungen der wahren Elemente substituirte? Wir würden doch immer diese innern Zustände nur auf demselben Wege bestimmen können, auf welchem die Physik jene äußerlichen fand: wir würden immer diejenigen als ursprüngliche Thatsachen annehmen müssen, welche die gegebenen Erscheinungen zu Erklärungsgründen verlangen. Aber die Metaphysik, wenn sie einmal auf diese Aufgabe sich einließe, müßte mehr leisten; sie müßte im Stande sein, alle diese nothwendig anzunehmenden Einzelthatsachen zugleich als verständliche Folgen solcher inneren Zustände zu entwickeln, welche dem wahrhaft Seienden zuzutrauen sie in der Natur oder Bestimmung desselben glaubhaften Grund fände. So lange Dies, was allerdings wieder auf eine Art der Deduction des Wirklichen hinausliefe, uns unmöglich ist, hat es wenig Werth und zugleich keine Aussicht auf Erfolg, die Reduction desselben auf übersinnliche Thatsachen zu versuchen. Ich überlasse daher, was in dieser Richtung versucht werden kann, anderen Betrachtungen, und füge über das Verhältniß der Speculation zu den Gewohnheiten der Erfahrungswissenschaften nur noch folgende allgemeine Bemerkung bei.

219. Der Mensch muß genügsam sein und eine schätzbare Kenntniß nicht deswegen ablehnen, weil sie nicht sofort die gewünschte tiefste Erkenntniß ihres Gegenstandes bietet; zwischen den allgemeinsten Gesichtspunkten, denen wir die Objecte unserer Betrachtung unterwerfen möchten, und dem wirklichen Wissen um sie, das wir irgendwie ermöglichen, wird in allen Wissenschaften eine bemerkliche Lücke bleiben, und diese Lücke wird weder gegen die Richtigkeit jener höchsten Gesichtspunkte noch gegen den Werth der Verfahrungsweisen sprechen, durch welche wir das Einzelne mit Erfolg erforschen. Vor dem Doctrinarismus hat man sich zu hüten, der kein Ergebniß anerkennen möchte, wenn es nicht im Paradeschritt eines methodischen Vorgehens erreicht wird, darin ähnlich Molieres Ärzte, der vom Kranken nur verlangt qu'il mourût dans les formes; alle angewandte Logik hat vielmehr dem cynischen Worte des Kaisers Vespasian einiges nachzugeben: jedes Verfahren ist löblich, das zu einem sicheren Ergebniß führt; jede an sich noch so gräuliche Hypothese, wenn sie wirklich die sichere Ableitbarkeit der Ereignisse aus einander begründet, ist mehr

werth als ein speculativ sauber frisirter Begriff, aus dem Nichts folgt. Mit dieser Gesinnung kann ich wenig Antheil an dem oft wiederholten Bemühen der Philosophie nehmen, in den Grundvorstellungen, welche die Physik benutzt, Unzulänglichkeit Unzusammenhang und mancherlei Widerspruch nachzuweisen; ohne Gerechtes und Ungerechtes an diesem Tadel zu sondern, gebe ich ihn im Ganzen gleichmüthig zu; aber nicht auf diesen Mängeln haftet mein Blick, sondern mit ungetheilter und aufrichtiger Bewunderung auf den höchst mannigfaltigen zusammenstimmenden und sicheren Ergebnissen, zu denen mit so unvollkommenen Hülfsmitteln unermüdliche Sorgfalt der Beobachtung und glänzender Scharfsinn der Beurtheilung geführt haben. Ich hoffe und vertraue auch darauf, daß im Verfolg dieser gewissenhaften Arbeit manche jetzt nur nebeneinander nothwendigen, manche anderen scheinbar widersprechenden Annahmen in ein näheres und besseres Verhältniß zu einander treten und sich als verschiedene Folgen eines und desselben ursprünglichen Verhaltens erweisen, daß überhaupt, wie am Ende einer langen und verwickelten Rechnung, ein einfaches Facit zurückbleiben werde, welches dann die Philosophie der Zukunft auch ihren eigenthümlichen Forderungen anpassen mag. Erreicht kann aber dieser wünschenswerthe Erfolg gewiß nur werden, wenn man die Forderungen, welche die beobachtete Natur der Sache stellt, zunächst durch eine anschauliche Hypothese zu befriedigen sucht, und in jedem Augenblicke an ihr, den neu entdeckten Zügen der Sache gemäß, die nöthigen Aenderungen und Umformungen nachholt, gänzlich unbekümmert um die Unförmlichkeit, welche auf diesem Zwischenwege zum Ziele der Ausdruck unserer Voraussetzungen annimmt; erst das erreichte Ziel kann ihm die ersehnte Einfachheit und Durchsichtigkeit geben. Keine andere Verfahrungsweise kann diese ersetzen; nicht die an sich scheinbar empfehlenswerthe aber in der Anwendung völlig unfruchtbare Ermahnung des Positivismus, ohne Einmischung von Vorstellungen über den inneren Zusammenhang der Dinge nur allgemeine Formeln für den beobachtbaren Zusammenhang der Thatsachen zu suchen; nicht das vornehme poetische Hinschauen, mit welchem eben nur ein großer Dichtergeist den Menschen wie mit einem wirklichen Mittel zur Findung der Wahrheit irrig imponiren konnte; nicht irgend eine speculative Deduction, die ungeduldig das Urtheil

vor vollendetem Zeugenverhör ſprechen möchte. Es bleibt dabei: Moſes mag auf dem Berge der Speculation die Arme erheben und um Reinhaltung der Begriffe flehen; die Sachen werden nur durch das bezwungen, was Joſua im Thale thut. Nach dieſem Bekenntniſſe kann meine jetzige Aufgabe nur noch in der Erörterung der Begriffe beſtehen, welche die Philoſophie zu benutzen pflegt, um die Fülle der Naturvorgänge in Gruppen zu ſondern, in deren jeder ſie entweder ein eigenthümliches Princip des Wirkens oder eine beſondere Benutzungsweiſe der allgemeinen Principien zu finden glaubt, und die ſie zugleich als verſchiedenartige Glieder in der Verwirklichung des umfaſſenden Naturplanes betrachtet.

220. Mit dem vieldeutigen Namen des Mechanismus bezeichnen die modernen Schulen theils eine Art des Wirkens theils ein Gebiet ſo erzeugter Wirkungen, welche ſie beide, mit kenntlicher Geringſchätzung, einem anderen für höher geachteten Naturlauf entgegenſetzen. Was hiermit gemeint iſt, lernen wir ſchwer aus den nicht einſtimmigen Definitionen der Schule, leichter aus dem allgemeineren Sprachgebrauch, mit welchem alle Völker der Gegenwart auch von einem Mechanismus der Staatsverwaltung, der Steuererhebung, zuletzt jeder Geſchäftsführung reden: offenbar verſtehen ſie unter dieſem Ausdruck die Gliederung der Mittel, durch welche entweder ein beſtimmter Zweck verwirklicht oder die Bereitſchaft zur Erfüllung verſchiedener zuſammengehörigen Aufgaben geſichert wird. Aber ſie reden nicht von einem Mechanismus der Politik, ſondern erwarten die Erfüllung der politiſchen Zwecke von einer Staatskunſt, die ſie tadeln würden, wenn ſie ihr Verfahren mechaniſch fänden. Nemtlich drückt durch dieſe Unterſcheidung der Sprachgebrauch die weitere Beſtimmung aus, jene Gliederung der Mittel ſei nur auf die allgemeinen Verhältniſſe berechnet, die in einer Anzahl verwandter Aufgaben gleichartig vorkommen und erfülle zugleich die geſtellten Forderungen durch ein gleichmäßiges Verfahren nach allgemeinen Geſetzen. Nun iſt es niemals möglich, ein Geſetz nur im Allgemeinen zu befolgen; jede Anwendung kann nur zu beſtimmten Werthen einer Bedingung beſtimmte Werthe derjenigen Folge erzeugen, die der allgemeine Ausdruck des Geſetzes nur im Allgemeinen von jener abhängig macht. Bis zu gewiſſen Grenzen liegt daher aller-

dings schon in Wesen und Begriff des Mechanismus auch die Berücksichtigung der Verschiedenheit seiner einzelnen Anwendungsfälle: so weit zunächst, als die von ihm befolgten Gesetze selbst den vorgefundenen Umständen proportionale Erfolge verlangen, dann aber auch, so weit Eigenthümlichkeit Rückwirkung und Widerstand dieser Umstände die von ihm in Thätigkeit versetzten Kräfte und ihre Verbindung, gleichfalls nach allgemeinen Gesetzen, umändern und auch unter nicht vorher bedachten Bedingungen ihm so die Ausführung der beabsichtigten Wirkung möglich machen. Die Technik unserer Zeit bietet Beispiele genug von dieser Selbstregulirung der Maschinen; ihre wachsende Vielseitigkeit und Feinheit hebt dennoch die Grenzen nicht auf, in welche der erwähnte Sprachgebrauch die Leistungsfähigkeit des Mechanismus einschränkt. Nur die Kunst des Erfinders hat diese Tauglichkeit der Maschine geschaffen; nur seine Berechnung, den gewünschten Zweck mit den Mitteln und den Hindernissen der Verwirklichung vergleichend, hat ihn befähigt, Naturkräfte so zu verknüpfen, daß sie nach den allgemeinen von ihm unabhängigen Gesetzen ihres Wirkens nun von selbst zu dem gewünschten Erfolge führen müssen. Seinem Scharfsinn mag es gelungen sein, im Voraus durch die Combination der Wirkungsmittel vorherzusehenden Störungen so zu begegnen, daß sie selbst die Rückwirkungen auslösen, welche zu ihrer Ausgleichung führen müssen; selbst unvorhergesehene mögen durch glücklichen Zufall sich an der inneren Zweckmäßigkeit des Apparates und seiner anpassungsfähigen Veränderlichkeit brechen; aber alle diese günstigen Erfolge haben ihre Grenze; sie treten ein, so weit sie nach allgemeinen Gesetzen die nothwendigen Folgen des Zusammenwirkens der Maschine mit den gegebenen Umständen sind; sie bleiben aus und das Kunstwerk geht zu Grunde unter Bedingungen, für welche ihm nicht von außen, durch den Geist des Erfinders oder durch einen glücklichen Zufall, eine von ihm selbst unerzeugbare Widerstandskraft gegeben ist. Darin unterscheidet sich mithin das Verfahren des Staatsmannes, wie jede praktische Kunst. Zwecke verfolgend, welche sich nicht von selbst verwirklichen, ist jede Kunst auf den Gebrauch von Mitteln verwiesen, welche sie nicht machen sondern zuletzt nur vorfinden kann; keines dieser Mittel kann sie nöthigen, Wirkungen auszuüben, die seiner Natur nicht möglich oder in ihr nicht begründet sind; sie kann nur

die gegebenen Mittel in Verbindungen bringen, in denen eben die allgemeinen Geſetze ihres Wirkens ſie nöthigen, den gewünſchten Erfolg als unvermeidlich nothwendigen hervorzubringen. Jede höhere Thätigkeit mithin, die wir in der Natur annehmen möchten, ſelbſt jede völlig unbeſchränkte Freiheit, die aber doch in der Welt wirkſam zu werden wünſchte, iſt an eben dies mechaniſche Wirken gebunden, das wir zuerſt ihr entgegenſetzen wollten; nur darin beſtände ihr Vorzug, daß ſie die einzelnen Theilſtücke dieſes Wirkens ihren Abſichten gemäß veränderlich combiniren und bald auf dieſen bald auf jenen Theil des Mechanismus fußen kann, um ihm die ihnk möglichen Folgen abzugewinnen; aber ihre Aeußerungsfähigkeit endet da, wo Das, was ſie wünſcht, aus keiner Verknüpfung mechaniſcher Wirkungen als Erfolg hervorgehen kann, oder wo ihr die Möglichkeit fehlt, die Verknüpfung herzuſtellen, die dieſen Erfolg haben könnte.

221. Kommen wir nun zu der ſpeciellen Bedeutung, welche die Philoſophie innerhalb ihrer Naturconſtructionen dem Mechanismus zu geben pflegte, ſo meinte ſie ohne Zweifel zunächſt mit ihm eine characteriſtiſche Wirkungsweiſe, deren Herrſchaftsbereich noch dahingeſtellt blieb; aber deutlich glaubte ſie zugleich ein eigenes Gebiet natürlicher Erzeugniſſe der einzigen und unvermiſchten Herrſchaft dieſes Principes unterworfen; keinem dieſer beiden Gedanken könnten wir ohne weſentlichen Vorbehalt beipflichten. Definiren konnte man den Mechanismus nur in Uebereinſtimmung mit dem erwähnten allgemeinen Sprachgebrauche: durchaus a tergo durch die jedesmal vorhandenen Umſtände und allgemeine Geſetze, niemals a fronte durch die Beſonderheit eines zu erreichenden Zieles beſtimmt, ſtand er, worauf ich ſpäter komme, als eine blinde überall unwiderrufliche Verkettung den organiſchen Wirkungsweiſen gegenüber, die mit einer gewiſſen Freiheit Zwecke zu verfolgen ſchienen, dann freilich ſie auch verfehlen konnten. Aber auch innerhalb deſſen, was man als unorganiſches Geſchehen faßte, ſchien der Mechanismus dem Chemismus entgegengeſetzt und an Würde untergeordnet: den Wahlverwandtſchaften gegenüber, mit denen in dem Bereich des letzteren die qualitativen Eigenthümlichkeiten der Körper, alte Formen und Eigenſchaften der Dinge zerſtörend und völlig neue ſchaffend, in den Gang der Ereigniſſe mitentſcheidend eingriffen, zog ſich der Mechanismus die gering-

schöpfige Bezeichnung eines äußerlichen Geschehens zu, das nie die unterschiedliche Natur der Dinge zu Worte kommen lasse, sie alle nur als vergleichbare Massengrößen behandele, und daher auch nie andere Wirkungen als neue Verknüpfungen Trennungen Bewegungen und Anordnungen der innerlich unveränderten hervorbringe. Aber eine Wirkungsweise, welche sie so ansah, hätte die Philosophie niemals für eine Wirklichkeit halten sollen. Der Handlungsweise eines Menschen oder einer Behörde kann man diesen Vorwurf machen, daß sie allgemeine Gesetze oder Vorschriften ohne alle Rücksicht auf Verschiedenheiten der Fälle durchführe, welche Beachtung und Schonung verdienen; Erfolg hat dieses Thun, das wir als mechanisch zu tadeln pflegen, nur durch den Zusammenhang der menschlichen Gesellschaft, der den mißhandelten Eigenthümlichkeiten die Kraft des Widerstandes versagt. Die Dinge dagegen werden durch keine ähnliche Rücksicht an ihrer Selbstvertheidigung gehindert und es kann in der Natur kein Geschehen geben, welches sie abhielte, bei der Begründung jeder Folge ihre Eigenthümlichkeit genau so weit zur Geltung zu bringen, als sie, menschlich gesprochen, daran ein Interesse haben. Nun wird man entgegnen, so sei es nicht gemeint, als wäre der Mechanismus, ähnlich jener rücksichtslosen Obrigkeit, eine Regierungsgewalt der Natur, die mit eigner Macht von außen die Dinge bedrücke; er bedeute nur ein Geschehen, das sich allerdings aus den Gegenwirkungen der Dinge selbst entwickle; aber durch die eigene Interesselosigkeit der Dinge sei er eben characterisirt, die ihre Eigenthümlichkeiten noch nicht herauskehren und mitsprechen lassen, sondern sich vorerst nur als Exemplare gleichartiger Masse verhalten; so weit diese Gleichgültigkeit der Dinge gehe, so weit erstrecke sich der Mechanismus. Allein auch diese berichtigte Vorstellungsweise würde man nur dann festzuhalten Grund haben, wenn sich entweder ein physisches Geschehen nachweisen ließe, welches ohne allen Einfluß der unterschiedlichen Eigenheiten der Dinge zu Stande käme, oder wenn man zeigen könnte, daß Erfolge, in deren Endgestalt der in der That wirksam gewesene Einfluß derselben ausgelöscht *erscheint*, als vorbedachte Bestandtheile eines Naturplanes zu achten wären. Jeder Versuch des ersten Nachweises kann uns nur ein irriges Beginnen sein; nachdem wir darauf gehalten, daß jede Aenderung äußerer Relationen

nur durch eine vorangehende innere Wechselerregung der Dinge möglich sei, kann ein Mechanismus, der die Dinge ohne Rücksicht auf dieses Innere und ohne Mitbetheiligung desselben zu Wirkungen verknüpfte, nicht als eine Wirklichkeit, sondern nur als eine Abstraction der Wissenschaft gelten. Die Wissenschaft bedarf diese Abstraction; wie eigenthümlich verschieden auch die Dinge sein mögen, so müssen doch diejenigen Beiträge, welche sie zur gemeinschaftlichen Erzeugung eines und desselben Ereignisses liefern, durch Werthgrößen vergleichbarer Wirkungen ausdrückbar sein; um ihre Erfolge schätzen zu können, müssen wir die Gesetze, nach denen sie sich richten, zunächst auf ideale einfachste Fälle, auf Nullwerthe oder Maxima, der wirksamen Unterschiede beziehen und nach Ermittelung des so begründbaren Resultates die Modificationen nachholen, die an demselben die jedesmal wirklich gegebenen Werthe jener Mitbedingungen verlangen. So kommen wir auf die unentbehrlichen Vorstellungen der Mechanik: auf das durchaus starre und unveränderliche Atom, aus dem wir noch jede qualitative Umwandlung hinwegdenken; auf den absolut festen Körper, aus dessen Begriff wir noch jede Deformation und alle sonstigen Wirkungen der Zusammensetzung eliminirt haben, auf den Grundsatz endlich, der als kürzeste Characteristik dessen dienen kann, was wir Mechanismus nennen: daß in dem Falle des Zusammenwirkens vieler Kräfte an demselben Object keine die Wirkungstendenz der übrigen ändere, jede vielmehr eben so zu wirken fortfahre, als wären die übrigen nicht vorhanden, und nur die so isolirt berechenbaren Einzelwirkungen sich zu einer Resultante zusammensetzen. Keine dieser Vorstellungen drückt Etwas aus, was wir als thatsächlich vorkommend betrachten dürften; auch der letzte Grundsatz nicht. Wäre er aber ungültig, wie denn in der That seine Gültigkeitsgrenzen a priori nicht bestimmbar sind, änderte also eine Kraft die Intention ihres Wirkens mit Rücksicht auf gleichzeitige andere, so würden wir dennoch diesen Grundsatz brauchen; denn wie diese Aenderung geschähe, könnten wir nicht ermessen, wenn wir nicht zuvor wüßten, wie die ungeänderte Wirkung sein würde, die, auch wenn sie nicht zu Stande kommt, doch immer eine Mitbedingung der erfolgenden Abweichung sein würde. So weit aber der Satz gilt, gestattet er doch nur unserer Erkenntniß die Berechnung des entstehenden Resultats, drückt aber nicht dessen Entstehungsgeschichte

nicht die Kräfte sind gegen einander gleichgültig gewesen und haben keine Rücksicht genommen, sondern sie oder die ihnen zu substituirenden inneren Erregungen der Dinge haben vielmehr auf einander diese Rücksicht genommen, nur daß der Beschluß, zu dem sie kamen, in diesem Falle der Fortbestand der Wirkungstendenz jeder einzelnen war, wie er in einem andern Falle die Abänderung dieser Tendenz hätte sein können. Das will also sagen: eben diejenigen Vorgänge, die der Form des Erfolges nach völlig die characteristische Art des Mechanismus zeigen, kommen doch auf diese mechanische Weise gar nicht zu Stande, und die ganze Vorstellung vom Mechanismus als einer characteristischen Art des Wirkens, die auf jene Gleichgültigkeit gegründet wäre, ist aus der philosophischen Betrachtung der Natur völlig zu entfernen. Auch die Beobachtung unterstützt sie nur anscheinend. Selbst in dem Falle des Stoßes, auf den die meisten der so für mechanisch gehaltenen Vorgänge zurückkommen, entstehen neben der Mittheilung der translatorischen Bewegung bleibende oder elastisch wieder ausgeglichene Deformationen der Körper und innere Schwingungen, die als Schall oder Wärme bemerkbar werden; wie viel von diesen Nebenwirkungen eintreten oder wie rein sich die fortschreitende Bewegung übertragen soll, hängt in jedem Falle von den inneren Gegenwirkungen ab, mit denen die kleinsten Theile der Körper an einander haften, immer also von Kräften, die aus dem Innern der Dinge quellen und verschieden sind nach der Verschiedenheit ihrer qualitativen Naturen. Wir sind gewohnt und methodisch genöthigt, diese Wirkungen als Nebenwirkungen anzusehen, die den reinen idealen Fall stören; aber indem wir ihre Berücksichtigung als Correction zu dem Resultate hinzufügen, welches wir nach den Regeln des letzteren zogen, corrigiren wir in der That unsere abstracte Vorstellung von einem reinen Mechanismus, der als solcher nirgends in der Natur Wirklichkeit hat.

222. Hiernach bliebe der Naturphilosophie nur die zweite der eben genannten beiden Unternehmungen möglich: sie könnte, lediglich auf die resultirende Endform des Geschehens achtend, die Naturvorgänge in Gruppen ordnen, je nachdem die stets vorhandene Mitwirkung der qualitativen Natur der Dinge in diesen Endformen sich verräth oder nicht. Auch an sich schon wäre dies der folgerichtige Gang der idealistischen Betrachtung gewesen. Da sie Erscheinungen

nachweisen wollte, deren Stufenreihe eine Reihe von Naturzwecken verwirklichte, so hätte sie ganz absehen können von der Art, wie alle diese Erscheinungen gemacht werden und sie nur nach Dem in Betracht ziehen, was sie ausdrücken, wenn sie fertig sind; rühren doch alle Mißhelligkeiten, in welche diese Philosophie mit den Naturwissenschaften gerieth, von ihrem Irrthum her, ihre idealen Interpretationen des Sinnes der Erscheinungen zugleich für causale Constructionen ihres Zustandekommens auszugeben. Mit dieser Beschränkung, die wir uns auferlegen, könnten wir zuerst einen Bereich der Vorgänge aufsuchen, in deren Ablaufsform die stete stille Mitwirkung der qualitativen Unterschiede der Dinge völlig ausgelöscht erscheint, oder im Falle der Gleichartigkeit der zusammenwirkenden Elemente überhaupt keine Spur mehr von der beständigen Rückkehr des Geschehens in das Innere der Dinge und seiner Wiedergeburt aus ihm sichtbar ist; diese Gruppe von Wirkungen würde die sein, welche den Schein eines völligen Mechanismus darböte. In den kleinen Ereignissen, die uns alle Tage veränderlich umgeben, in den Bewegungen, welche die einzelnen Körper einander theils auf unsere Veranlassung theils aus unbeachtet bleibenden Ursachen mittheilen, können wir diese Gruppe nicht finden; hier fehlen, obwohl in verschiedener Deutlichkeit, jene Nebenwirkungen niemals ganz, durch die sich die Verschiedenheit der zusammenwirkenden Elemente verräth; wir finden das Gesuchte nur in dem Gravitationsprocesse, oder richtiger, in den geschlossenen Umlaufsbewegungen, die aus der Anziehung der Himmelskörper und einer ursprünglichen Tangentialbewegung entstehen. Die Anziehung selbst kann man nicht als eine äußerliche Zuthat zu den Bestandtheilen der Planeten betrachten; da diese Bestandtheile verschieden sind, würde die Natur eines jeden Theils einen besonderen Grad der Anziehung bedingen; aber aus der verschiedenen Vertheilung der Elemente von größerer oder geringerer Wechselwirkung in den verschiedenen Planeten hat sich Das bestimmt, was wir die Masse derselben nennen; und nun, nachdem wir in den Begriff dieser unveränderlichen Masse alles Das aufgenommen haben, was sich auf die qualitative Natur der Elemente bezog, können wir das weitere Spiel der himmlischen Bewegung berechnen, unter einziger Voraussetzung der ursprünglichen Geschwindigkeiten und Richtungen und des allgemeinen Gesetzes über

die Veränderlichkeit der Kraft mit der Entfernung, und ohne genöthigt zu sein, weiter auf das Innere der Elemente zurückzukommen, aus dem dennoch Dies alles entspringt. So sich selbst beständig erhaltend rechtfertigte diese große Erscheinung die Aufmerksamkeit der Philosophie, die in ihr die erste Stufe in der eignen Entwicklung des Naturgedankens sah: die Darstellung der allgemeinen Ordnung, die ungestört bleibt durch alle innerlichen Regungen des Besonderen. Der Gravitation oder der Materie, die man wunderlich mit ihr identificirt hatte, stellte man als Zweites das Licht, oder eigentlich, da man unter diesem Namen auch den Schall mitbegreifen wollte, die Oscillationsvorgänge gegenüber, die ohne größere translatorische Bewegung empfangene Anstoße allseitig verbreiten. Nicht ganz grundlos sah man in ihnen eine Analogie des Geistes in der Natur; denn allerdings sind sie es, durch welche die veränderlichen inneren Zustände der Dinge sich von einem auf das andere übertragen, so das eine sich gleichsam am anderen abbildet und die Communication hergestellt wird, die der Beziehung des erkennenden Subjects auf seinen Gegenstand ähnelt. Gegen die Subsumption dieser Vorgänge unter den Begriff des Mechanismus und gegen die mechanische Behandlung derselben sträubte sich die Speculation mißverständlich; die gleichförmige Verbreitung des Lichtes nöthigt uns zwar, die Kraft mit welcher jedes Aethertheilchen seinem Nachbar Bewegung mittheilt, aus inneren Zuständen beider stets unter einander sympathisch verbundenen abzuleiten; aber da sie uns nur gleichartige Elemente des Aethers vorauszusetzen befiehlt, so verträgt die weitere Fortsetzung dieses Geschehens völlig dieselbe Behandlung, wie die Bewegungen der Himmelskörper. Erst da, wo es sich um die Berührung dieser Vorgänge mit den körperlichen Massen handelt, bei Reflexion Brechung und Dispersion, macht sich die qualitative Natur der einzelnen Körper durch Einwirkungen gelten, die eine Reihe neuer der Erfahrung zu entlehnenden Ansätze der analytischen Folgerungen nöthig machen. Ich unterlasse auch hier, auf die Tristigkeit der fruchtbaren Hypothesen einzugehen, die das großartige Gebäude der Optik stützen, oder sie durch andere ersetzen zu wollen; nur die ältere Speculation dachte ich darüber einigermaßen zu rechtfertigen, daß sie in diesen Erscheinungen eine neue characteristische und wichtige Form des natürlichen

Geſchehens ſah, in welcher die Einflüſſe der ſpecifiſchen Qualitäten der Dinge zwar nicht ganz ausgelöſcht aber doch nicht als das Dominirende des ganzen Vorganges erſcheinen: die allgemeine Form eines noch thatloſen Füreinanderſeins des Verſchiedenen und Veränderlichen.

223. Dieſer Eindruck änderte ſich, wenn man zur Betrachtung der Electricität und des Chemismus fortſchritt. Der Philoſophie kam hier die ſchon phyſikaliſch ausgebildete Anſicht von den beiden electriſchen Flüſſigkeiten entgegen und beſtärkte ſie in der Annahme, hier die erſte Erſcheinung zu ſehen, in welcher der qualitative Gegenſatz der Dinge als der weſentliche Beſtimmungsgrund des Geſchehenden hervortrat. Die weitere Entwicklung dieſes Theiles der Phyſik wird wohl die beſonderen Grundvorſtellungen nicht entbehren können, die in Folge dieſer Anſichten gebildet worden ſind. Bis jetzt wenigſtens ſcheint keine Hoffnung, den eigenthümlichen Begriff einer Sättigung oder Neutraliſirung, in welcher früher lebhaft wirkſame Kräfte ſpurlos verſchwinden, auf bloßen Gegenſatz von Bewegungen, ähnlich den Interferenzen des Lichtes, zurückzubringen; es bliebe dann doch immer die Frage, nach welchem Princip die Vertheilung dieſer entgegengeſetzten Bewegungen an die Körper geſchieht, an denen die erregte Electricität erſcheint; ſie würde kaum beantwortbar ſein, ohne, an anderem Orte und in anderer Weiſe vielleicht, doch wieder dem Begriffe eines polaren Gegenſatzes qualitativer Art Geltung zu geben. Aber auch Dies geht uns hier nicht an: genug, daß die electriſchen Phänomene, wie ſie auch entſtehen mögen, in der Form ihrer Erſcheinung eben dieſen Gedanken eines urſprünglichen Widerſtreits in den Naturen der Dinge verſinnlichen. Dieſen Einfluß der ſpecifiſchen Weſenheit des Wirkenden glaubte man noch viel offener in den chemiſchen Vorgängen zu ſehen, die gleichfalls ſchon die phyſikaliſche Theorie mit der Electricität in Zuſammenhang gebracht hatte. Wenn man in dem Chemismus im vollen Gegenſatz mit dem angeblichen Mechanismus die eigenthümliche Natur der Dinge erſt aufwachen mitwirken und ſich innerlich umgeſtalten dachte, ſo hatte man für dieſe Deutung eigentlich keinen Anhalt in der Beobachtung. Auffallende Veränderung ſinnlich wahrnehmbarer Eigenſchaften, worauf man ſich zunächſt berief, zeigte die Erfahrung vielfach an bloße Veränderungen des Aggregatzuſtandes gebunden; auch diejenigen, deren

Urſprung empiriſch ſo nicht bezeugt war, konnte daher die Theorie auf unmittelbar nicht wahrnehmbare Verſchiedenheiten in der Anordnung der kleinſten Theile und die daraus entſpringenden Wechſelwirkungen zurückführen. Die mit Vorliebe von der Philoſophie gehegte Anſicht, der chemiſche Proceß erzeuge aus a und b ein drittes neues und einfaches c, in welchem weder a noch b fortdauere, aus dem aber eine Umkehrung des Proceſſes ſie wieder erzeuge, eine Anſicht, die natürlich die völlige und ſtetige Durchdringung der chemiſch wirkſamen Stoffe einſchloß, drückte den Gedanken aus, den die Erſcheinung des Chemismus verſinnlichte; als phyſiſche Theorie blieb ſie unfruchtbar für die Erklärung der bleibenden Verſchiedenheiten von Producten gleicher Zuſammenſetzung, ſo wie der mannigfachen Analogien zwiſchen Verbindungen weſentlich verſchiedener Elemente. Die Chemie ging zu völlig atomiſtiſcher Auffaſſung über, ließ unverändert in dem Producte c die Beſtandtheile a und b fortbeſtehen und leitete die erwähnten Eigenſchaften aus den verſchiedenen Stellungen her, welche in c die mehreren Exemplare von a und b einnehmen können, die ſich in ihm vereinigt haben. Ich verſtehe nicht, wie man zu den oft geſehenen Abbildungen ſolcher inneren Structuren chemiſcher Producte die abſchwächende Warnung hinzufügen kann, dieſe Darſtellungen nicht buchſtäblich zu nehmen; ſollen ſie nur Symbole ſein, ſo führen ſie direct auf eine metaphyſiſche Auffaſſung zurück, die gar nicht mehr von räumlichen Lagerungen ſondern von mannigfachen Spannungen intelligibler Beziehungen zwiſchen den Actionen des Abſoluten ſprechen würde, welche einzeln uns als chemiſche Elemente erſcheinen. Scheuen wir dieſe allerdings nicht verwerthbaren Vorſtellungen, von denen ich früher geſprochen habe, und folgen wir einmal der gewöhnlichen Meinung vom wirklichen Raume, ſo müſſen, wie mir ſcheint, jene anſchaulichen Darſtellungen vollkommen buchſtäblich genommen werden oder ſie haben überhaupt keine angebbare Bedeutung mehr. Ich habe nun nicht die Erfolge zu ſchildern, welche dieſe atomiſtiſche Auffaſſung überhaupt und in neuerer Zeit namentlich die an ſich völlig unwahrſcheinliche Hypotheſe Avogadros gehabt hat; ich erinnere nur, daß wir noch immer doch nur einerſeits die zuſammenſetzenden Beſtandtheile, anderſeits die wirklichen und die wahrſcheinlich zu erwartenden typiſchen Endformen ihrer Verbindung

kennen; der Vorgang, durch den die Verknüpfung zu Stande kommt, der eigentliche chemiſche Proceß, entgeht uns noch immer. An unſere übrigen mechaniſchen Vorſtellungen laſſen ſich unſere Gedanken über ihn nur anſchließen, wenn wir als neue Data die urſprüngliche Verſchiedenheit der Elemente, nicht zurückführbar auf phyſiſche Modification einer gemeinſamen Materie, und die eigenthümlichen Wahlverwandtſchaften dieſer Elemente zugeben, welche ihre Verbindbarkeit überhaupt und die Proportionen ihrer haltbaren Zuſammenſetzungen bedingen. Auch dann bleibt ein Phänomen noch dunkel, das der Chemie ihren alten Namen der Scheidekunſt gab, die Zerſetzung der Verbindungen. Denken wir uns zwiſchen allen Elementen a b c..z nur anziehende Verwandtſchaft mit verſchiedenen Intenſitäten wirkſam, ſo kann, wenn Nichts anderes hinzukommt, eine Wechſelwirkung der Verbindungen ab und cd immer nur zu ihrer Vereinigung abcd führen, nie aber zu der neuen Scheidung in ac und bd; wie ſehr auch die Verwandtſchaften zwiſchen a und c, b und d, die vorigen zwiſchen a und b, c und d, überwiegen, ſo können ſie doch nicht Trennung, ſondern nur dies bewirken, daß in der ganzen Verbindung abcd, die aus lauter Anziehungen nothwendig entſtehen würde, eine äußere Kraft, wenn ſie hinzukäme, a und b oder c und d leichter von einander trennen würde, als a von c oder b von d. Ein abſtoßender Effect muß alſo irgend anders woher entſpringen; da eine unmittelbare Abſtoßung zwiſchen einzelnen Elementen durch Nichts bezeugt wird, ſo muß man ihn wohl in den Nebenumſtänden ſuchen, welche den chemiſchen Proceß begleiten, oder wahrſcheinlich ihn eben ausmachen: in Bewegungen vielleicht, welche die Elemente auseinanderführen oder in ihrer Verwandtſchaft zu den verſchiedenen Electricitäten, deren polarer Gegenſatz ſie dann nöthigen kann, in dieſe Bewegungen zu gerathen. Sei dem, wie ihm wolle; ich hatte nur zu zeigen, daß die Philoſophie mit Recht in dem Chemismus den qualitativen Differenzen der Dinge eine entſcheidende Mitwirkung zuſchrieb, mit Unrecht in dem Mechanismus jede Mitwirkung derſelben leugnete; daß daher die Gegenüberſtellung beider Formen des natürlichen Geſchehens nicht ohne Grund iſt, aber eine ſcharfe Grenzlinie zwiſchen beiden ſachlich unmöglich, welche ſie wie zwei Reiche verſchiedener Wirkungsprincipien von einander ſchiede.

224. Doch dies alles hat jetzt kaum mehr als geſchichtliches Intereſſe; fort dauert der Streit der Anſichten über das Verhältniß der mechaniſchen Wirkungen zu den organiſirenden Thätigkeiten. In dem Aufſatze über Leben und Lebenskraft, welcher das Handwörterbuch der Phyſiologie von Rudolf Wagner eröffnet, habe ich vor ſechs und dreißig Jahren die Rechte der mechaniſchen Auffaſſung verfochten, die damals noch vielfach beſtritten Eingang in dieſes Gebiet ſuchte. Jetzt iſt die wiſſenſchaftliche Stimmung theilweis verändert; nicht nur in der Praxis der Unterſuchung durchgängig, ſondern größtentheils auch in dem Abſchluß ihrer Theorien folgt die Phyſiologie gegenwärtig mechaniſcher Auffaſſung allein; die Gegner aber wiederholen alte Bedenken meiſt in alter Form. Wenn ich, obwohl der Rückkehr zu dieſen Dingen müde, dennoch hier kurz wiederhole, was jener Aufſatz und ſpäter die allgemeine Phyſiologie des körperlichen Lebens (Leipzig 1851) entwickelten, ſo geſchieht es hauptſächlich um einer vielfach überſehenen Bemerkung willen, mit der ich jene erſte Darſtellung ſchloß: ſie hatte nur den einen Theil der zu einer vollſtändigen Biologie nothwendigen Grundlagen enthalten ſollen. Der andere Theil hätte die Frage betroffen, wie die unvermeidliche mechaniſche Behandlung der Lebenserſcheinungen mit den Forderungen ſtimmt, welche ihr gegenüber die alten Neigungen der Philoſophie immer wieder erheben werden. Denn in der That iſt der Zwieſpalt hierüber alt; ich hätte Gelegenheit, von Ariſtoteles zu beginnen, deſſen ſubſtantielle Formen die Herrſchaft des lebendigen Begriffs über die Dinge viel weiter ausdehnten, als der moderne Streit, der ſie auf das Lebendige beſchränkt; ihnen ſtand ſchon im Alterthume in breiter Ausführung die Epikuriſche Phyſik entgegen, die ſie ebenſo allgemein läugnete. Ihr beſonders dringliches Intereſſe hat aber doch dieſe Frage erſt erlangt, ſeitdem die moderne Ausbildung der Naturwiſſenſchaft in ſcharfen Zügen den Zuſammenhang von Gedanken feſtgeſtellt hat, dem man ſich ſträubt die Vorſtellung vom Leben unterzuordnen. Sehen wir ab von anderen mehr äſthetiſchen ethiſchen und religiöſen Gründen, die ich hier nicht zu zergliedern habe, ſo ſind die theoretiſchen Motive dieſes Widerſtrebens immer dieſelben geweſen; die verwickelten und doch feſten Formen der lebendigen Geſchöpfe, deren Erklärung ſich nicht an unſere geringen Kenntniſſe über die geſtalt-

bildenden Kräfte im übrigen Naturlauf anſchloß, verlangten wenigſtens Keime beſonderen Urſprungs, wenn auch deren Entwicklung dem allgemeingeſetzlichen Gange der Dinge zufiel; die eigenthümlichen Erſcheinungen des Wachsthums der Ernährung und Fortpflanzung, das Ineinandergreifen beſtändig thätiger Functionen überhaupt, und die Selbſterhaltung unter vielen Störungen, alles Dies ſchien auch eine ſtete Gegenwart und Fortwirkung des höheren Princips zu verlangen, von dem man zuerſt nur die anfängliche Bildung des Keimes erwartet hatte; endlich der unzergliederte aber überwältigende Geſammteindruck einer durchdringenden Zweckmäßigkeit bezeugte Leitung durch ein vorſchwebendes Ziel, nicht blinden Zwang durch das Vergangne. Die Vorſtellung einer Lebenskraft war die erſte Form, in der man dieſe Gedanken vereinigte.

225. In dieſer Allgemeinheit hingeſagt konnte indeſſen dieſer Ausdruck nur Bezeichnung, nicht Löſung des Räthſels ſein. Man durfte nicht, mit Treviranus, vom Byſſus bis zur Palme, vom Infuſorium bis zum Meerungeheuer, Alles durch die Lebenskraft leben laſſen; auch für den Unterſchied der Palme vom Byſſus mußte geſorgt werden: jede Gattung des Lebendigen mußte ihre beſondere Lebenskraft und jedes Individuum der Gattung ſeinen eigenen Antheil an dieſer oder ſein beſonderes Exemplar derſelben beſitzen. Der allgemeine Name der Lebenskraft konnte daher nur einen gemeinſamen formalen Character bezeichnen, der vielen verſchiedenen noch aufzuſuchenden realen Principien zukam. Es war überdies unangemeſſen, anſtatt von einem Triebe zu ſprechen, die Benennung der Kraft hier anzuwenden, deren Bedeutung die Phyſik ganz anders feſtgeſtellt hatte. Denn wenn jener formale Character geſchildert werden ſollte, ſo ſtellte ſich der Gegenſatz ſo: jede phyſiſche Kraft erzeugt unter denſelben Umſtänden immer dieſelbe Wirkung, unter verſchiedenen verſchiedene, immer bedingt durch ein allgemeines Geſetz, ohne Rückſicht auf kommenden Erfolg: Alles was ſie unter gegebenen Umſtänden leiſten kann, muß ſie auch nothwendig leiſten und vermag weder einen Theil ihrer Wirkung zurückzuhalten noch eine Steigerung hinzuzufügen, die nicht unter den beſtehenden Bedingungen unvermeidlich wäre; dem Triebe dagegen ſchreiben wir zu, zwar mit Rückſicht auf die vorhandenen Umſtände, aber zugleich mit Rückſicht auf einen

Erfolg, der noch nicht vorhanden ist, seine Wirkungsweise abzuändern, Manches zu unterlassen was ihm möglich ist und dafür Neues zu beginnen, wozu in den gegebenen Bedingungen ein zwingender Grund nicht liegt. Da man zuzugeben hatte, daß der Lebenstrieb niemals im leeren Raume Geschöpfe erzeugt, sondern nur an den Stoffen wirksam wird, die ihm der Naturlauf darbietet, so entstand nun die gewöhnliche Vorstellung von der Lebenskraft als einer Macht, die zwar im Allgemeinen an die Materie gebunden, aber den physischen und chemischen Wirkungsgesetzen derselben überlegen, Erscheinungen erzeugt, die nach diesen unableitbar sind.

22) Ich muß mir gestatten, auf den vorerwähnten Aufsatz in Bezug auf viele Einzelheiten zu verweisen, die ich hier nur kurz berühren darf, aber berühren muß, um nicht stets wiederholten Irrthümern gegenüber unvollständig zu sein. Immer wieder begegnen wir den Hinweisungen darauf, wie gar nicht es unsern jetzt so vermehrten Hülfsmitteln gelinge, aus den Elementen irgend eine Bildung künstlich zu erzeugen, die nur von fern einem lebendigen Organismus gliche. Die Thatsache ist einfach zuzugeben. Weder Cellulose noch Eiweiß noch ein anderer von den gewebebildenden Stoffen organischer Körper ist unserer chemischen Kunst erzeugbar, obgleich der einst betonte Unterschied längst alle Bedeutung verloren hat, nur das Leben erzeuge ternäre und quaternäre Verbindungen gegenüber den binären der unorganischen Natur; überwunden ist indessen doch der Wahn, nur die Lebenskraft halte jene Verbindungen zusammen, so lange sie dauert, ein Irrthum, welchen dem nachdenklichen Schriftsteller das Holz des Tisches, an dem er schrieb, sowie Feder und Papier, gleich Anfangs hätten benehmen sollen. Es ist richtig, daß in keinem der Gebilde, die wir künstlich bereiten, sich eine geordnete Reihe chemischer Umwandlungen Formänderungen und Functionen entspinnt, die dem Wachsthum der Ernährung und Fortpflanzung eines organischen Wesens ähnlich wäre; auch die jüngst beobachteten Zellenbildungen aus unorganischen Stoffen, obwohl der Beachtung würdig, werden schwerlich der Anfang künftiger Entdeckungen nach dieser Richtung sein. Aber alles Dies beweist nur, daß in dem gegenwärtigen Naturlauf das Leben ein System von Vorgängen ist, das nur aus sich selbst sich erhält und weiter fortspinnt, und daß nie

außerhalb dieſes Kreiſes eine Combination von Stoffen ſich bildet, in deren Zuſammenſetzung der Entwicklungsgrund ſolcher Erſcheinungen läge. Nichts wird hierdurch über die Bedingungen entſchieden, welche noch gegenwärtig die Forterhaltung dieſes Spieles beherrſchen, und doch müßte man dieſe zuerſt kennen, um die Forderungen zu ermeſſen, die an die Erklärung ſeines erſten Urſprungs zu ſtellen ſind. Weder dieſe Frage nach dem Anfang der ganzen organiſchen Welt noch die Ueberlegungen darüber, ob es künftig nicht doch gelingen könne, ſie künſtlich zu vermehren, dürfen ſich hier verwirrend in den Vordergrund drängen; darum allein handelt es ſich, ob diejenige Lebenskraft, welche die Organismen thatſächlich ausüben, indem ſie wachſend ſich entwickeln und gegen äußere Störungen erhalten, ein Princip des Wirkens anzunehmen nöthigt, welches die unlebendige Natur nicht kennt, und ob jene andere Lebenskraft, die man für dies wirkende Princip ausgibt, an ſich denkbar und hinreichend zur Erklärung der gegebenen Erſcheinungen ſei.

227. Das erſte nun, was wir zur Klarheit fordern müßten, wäre die beſtimmte Angabe des Subjectes, dem die unter dem Namen der Lebenskraft zuſammengefaßten Thätigkeiten zukommen ſollen. Es hat nicht an Anſichten gefehlt, die dieſe Frage aufrichtig zu beantworten ſuchten; von einem allgemeinen Lebensſtoffe ſprachen die einen und fanden ihn bald in einer ponderablen Materie, bald in der Electricität oder einem andern unbekannten Gliede der feineren Familie des Aethers; andere ſahen in der Seele den bildenden Baumeiſter und Beherrſcher des Leibes, indem ſie ſtillſchweigend die Seelen der Pflanzen ſupplirten, die wenigſtens Erfahrungsthatſachen nicht waren. Ich erwähne nur kurz den gemeinſamen Mangel aller dieſer Annahmen: aus einem einzigen gleichartigen Princip kann man Verſchiedenes nicht ableiten, ohne eine hinlängliche Anzahl zweiter Prämiſſen, die jenes Eine nöthigen, hier a dort b oder c zu entwickeln. Immer hätte man, wie ſchon erwähnt, ſo viele verſchiedene Lebensſtoffe annehmen müſſen, als es verſchiedene Gattungen des Lebendigen gab, oder man hätte zeigen müſſen, welche zweiten Bedingungen hinzutreten, um jenem Einen hier die Bildung der Eiche dort die des Walfiſches abzugewinnen; im letzteren Falle hätte man kurzer Hand die Entwicklung des Lebens wieder unter den allgemeinen

Begriff eines Mechanismus gebracht. Denn im weitesten Sinne ist Mechanismus überall da, wo die Erzeugung von Folgen aus der Wechselwirkung verschiedener Elemente, welche sie auch sein mögen, nach allgemeinen Gesetzen hervorgeht, und diese Gesetzlichkeit mußten auch alle diese Ansichten annehmen; sie konnten keineswegs es noch zweifelhaft lassen, ob unter der Mitwirkung einer zweiten Prämisse c jenes eine Lebensprincip sich in das Geschöpf a und nicht lieber in b verwandeln werde. Die Metaphysik hat aber kein anderes Interesse, als die Tristigkeit des Mechanismus in diesem weitesten Sinne zu vertreten; auch die Physik wird nicht eigensinnig behaupten genau nur aus diesen Stoffen und Kräften, die wir jetzt kennen, und nach der bestimmten Analogie der unorganischen Vorgänge, die wir sonst beobachten, müsse auch der Kreis der Lebenserscheinungen begreiflich sein; nur, welche Stoffe Kräfte und Wirkungen auch immer noch entdeckt werden möchten, alle wird sie zu dem Gebiet ihrer Untersuchungen rechnen und von allen voraussetzen, daß sie allgemeinen Gesetzen ihres Zusammenhanges gehorchen. Die Erfahrung ließ jedoch außerdem gar nicht so unbeschränkte Wahl dieser zweiten Prämissen übrig; nicht jede organische Gattung beruht auf eigenthümlichen Stoffen, die sie der einen Lebenskraft zur Benutzung darböte; die verschiedensten Geschöpfe bauen ihren Körper alle aus demselben Vorrath materieller Elemente, welche die Erde darbietet; jedenfalls war mithin das Lebensprincip, wie eigenthümlich auch immer an sich, an die Wechselwirkung mit derselben Materie gebunden, die wir außerdem den physischen Gesetzen ihres Wirkens verpflichtet kennen; was auch immer jenes Princip befehlen mochte, ausführen konnte es seinen Befehl immer nur, indem es diese Stoffe, die ihm zuvorkommend nicht gehorchten, durch Aufgebot von Kräften derselben Art wie diejenigen zwang und bändigte, denen diese ihrer eigenen Natur nach zugänglich waren. Wir wissen, daß allenthalben die Beiträge sehr verschiedenwerthig sein können, welche zur Endform eines Erfolges die verschiedenen mitwirkenden Ursachen liefern; immerhin möchte daher die Form des künftigen Lebens in einer besonderen Substanz irgendwie vorbildlich begründet sein, aber die Verwirklichung dieses Lebens ist allemal das Resultat eines Mechanismus, in welchem jene Substanz nur als prima inter pares so viel bewirkt, als nach

allgemeinen Gesetzen aus ihrem Zusammentreffen mit den anderen Elementen folgen kann. Daß aber thatsächlich sich dies so verhalte, war, wenigstens in Bezug auf so bevorzugte Stoffe, nirgends nachzuweisen; die natürliche Folgerung aus den Thatsachen konnte kaum eine andere sein, als daß die Erscheinungen des Lebens aus einer bestimmten Verbindungsweise materieller Elemente fließen, von denen keines allein, oder in dem angegebenen Maße vorwiegend, ihr Princip zu heißen ausschließlich verdiene; eben jener Umstand, den man für ein ganz besonderes Lebensprincip gelten gemacht, der Umstand, daß das Leben sich nur im Laufe der Fortpflanzung aus sich selbst erhält, mußte vielmehr darauf führen, daß in ununterbrochner Continuität sich eine eigenthümliche Verbindung materieller Elemente als Keim der Entwicklung erhalten und wiedererzeugen müsse. Es ist daher ganz gleichgültig, ob es uns jemals gelingen wird, auch nur den allgemeinen formalen Character einer solchen lebensfähigen Verbindung von Stoffen bestimmt namhaft und ihre Entwicklung im Einzelnen nachweisbar zu machen; jene andere Annahme Eines realen Lebensprincipes ist an sich unmöglich und völlig unfruchtbar, während die mechanische Auffassung zunächst nur die Unerklärbarkeit der ersten Entstehung übrig läßt. Von der Seele werde ich später sprechen; da sie niemals aus Nichts oder aus sich selbst den Körper bildet, so können alle Vorzüge, die sie sonst haben möchte, sie nicht davon entbinden, auch nur als primus inter pares zum Aufbau des Leibes mit den zugeführten materiellen Elementen zusammenzuwirken; auch diese Erweiterung aber verträgt der Begriff des Mechanismus, Regungen eines geistigen Elementes mit Zuständen materieller nach allgemeinen Gesetzen zu verknüpfen.

228. Es ist menschlich, einer Auffassungsweise statt directer Widerlegung theils allgemeines Mißbehagen theils den Hinweis auf die Mängel ihrer Ausführung entgegenzusetzen, und merkwürdige aber doch unwesentliche Unterschiede zu unübersteiglichen Klüften zu erweitern. Aus eignem Antriebe würde ich gewiß den lebendigen Körper nicht eine Maschine nennen und so den Unterschied verwischen zwischen der Kümmerlichkeit unserer scharfsinnigsten Werke und der Großheit der Naturerzeugnisse; aber jene krankhafte Bestrebung, Alles aus der Betrachtung des Lebens zu entfernen, was unter den verhaßten Na-

men mechaniſcher Wirkungsweiſe fällt, verdient doch darauf aufmerkſam gemacht zu werden, daß eben nur der lebendige Körper, und nicht die unorganiſche Natur, die Vorbilder der einfachen Maſchinen enthält, die unſere Kunſt nachahmt: nur in den Kinnbacken der Thiere findet ſich das Muſter der Zange, nur in den beweglichen Gliedern das des Hebels; nur hier werden Bewegungen in Gelenkflächen durch die Seile der Muskeln bewirkt, und deren Zug durch Haftbänder in beſtimmte Wege geleitet; nur der lebendige Körper benutzt die Erzeugung der Luftleere und die Aſpiration der Flüſſigkeiten in ſie, nur er die Preſſe von Wandungen auf ihren Inhalt und die Ventile, welche die Richtung der erzeugten Bewegung vorſchreiben. Wie weit iſt Dies alles entfernt von dem geiſterhaften Wirken ohne Mittel, das man am liebſten der Lebenskraft zueignen möchte! Nicht beſſer begründet ſind die Uebertreibungen, mit denen man den Vorzug der lebendigen Maſchine vor der künſtlichen ſchildert. Eine Uhr, die ſich ſelbſt aufziehe, nennt man den Organismus, ganz uneingedenk der verſchmachtenden Pflanze, die den freiwilligen Zugang des Waſſers durch Nichts erſetzen kann, und des hungernden Thieres, das zwar die fehlende Nahrung ſucht, aber an Entbehrung ſtirbt, wenn es ſie nicht findet. Reizbarkeit nennt man als Eigenthümlichkeit der Organismen: auf gegebenen Anſtoß ſollen ſie in Weiſen reagiren, die nicht aus der Natur des Reizes begreiflich ſeien; damit ſetzte man als Mechanismus eine Wirkungsweiſe, völlige Gleichheit der Wirkung mit den bewirkenden Anſtößen, voraus, die nirgends, in Wahrheit nicht einmal in der einfachen Mittheilung der Bewegung vorkommt und betrachtete ihr gegenüber als Characteriſtik des Organismus, was im Gegentheil die allgemeine Form jeder Wirkung iſt. Denn niemals nimmt ein Element einen fertigen Zuſtand nur auf, um ihn fortzuſetzen; jedes beſtimmt durch ſeine eigne Natur den Erfolg des erfahrenen Anſtoßes mit; ein zuſammengeſetztes Syſtem von Elementen läßt dem Reize um ſo mannigfachere und auffallendere Wirkungen folgen, je vielgliedriger der Zwiſchenmechanismus iſt, welcher den empfangenen Impuls von Punkt zu Punkt fortleitet und verändert. Auf demſelben Grunde beruht die Heilkraft der Organismen, die ſo deutlich das Fortwirken einer dem Mechanismus überlegenen Zweckthätigkeit bezeugen ſoll. Aber wenn in der That dieſe

Widerſtandskraft ſich über die phyſiſchen und chemiſchen Nothwendigkeiten als höhere Macht erhob, warum war ſie dann beſchränkt? einmal unabhängig vom Mechanismus hätte ſie an keiner einzigen Aufgabe ſcheitern dürfen. Aber das unzählige Elend der unheilbaren Krankheiten macht deutlich ihre Schranken bemerkbar: ſo zweckmäßige Vorrichtungen, beſtehend in einmal ausgebildeten Verbindungen von Elementen und Kräften, beſitzt der Körper allerdings, daß ſelbſt bedeutende Schwankungen ſeiner natürlichen Lebensbedingungen in ihm Rückwirkungen anregen, welche die drohende oder begonnene Störung verhüten oder beſeitigen: wie in jedem Mechanismus hat jedoch dieſe Selbſterhaltung ihre Grenze; ſie endet, wo die urſprüngliche Anlage des Körpers eben jene glücklichen Einrichtungen nicht enthielt und nirgends ſehen wir dann dieſen Mangel durch neugeſchaffene Hülfsmittel ausgeglichen, viel öfter die beſtehenden zu Reactionen aufgeregt, die unter den ſpeciellen Umſtänden des Augenblickes nur zu weiterer Zerſtörung führen können.

229. Ich vermeide es, noch weiter dieſe Polemik fortzuſetzen, der ich mich früher hinlänglich gewidmet habe; ich beſtehe einfach auf dem Ergebniß, das ich damals ausſprach: der Zuſammenhang der Lebenserſcheinungen erfordert durchaus eine mechaniſche Behandlung, welche das Leben nicht auf ein eigenthümliches Princip des Wirkens dern auf eine eigenthümliche Benutzungsweiſe der allgemeinen Prin- des phyſiſchen Geſchehens gründet; ſie reicht damit aus, in de.. rganiſchen Körper eine beſtimmt angeordnete Verbindung von Elementen zu ſehen, die auf Grund dieſer ihrer eigenthümlichen Verknüpfungsweiſe im Stande ſind, durch ihre allgemeingeſetzlichen Wechſelwirkungen und unter dem Einfluſſe des äußeren Naturlaufs einen Kreislauf von Entwicklungen zu durchlaufen und in beſchränkter Ausdehnung die Regelmäßigkeit derſelben gegen zufällige Störungen zu vertheidigen. Um ſo mehr beklage ich, daß die Phyſiologie dieſe Vorſtellungsweiſe, welche das nothwendige Regulativ ihrer Unterſuchungsarbeit iſt, zugleich für das letzte Wort ihrer Theorie anſieht und jeden Gedanken, deſſen Mitwirkung ſie für ihre nächſten Ziele entbehren kann, auch von der Geſtaltung ihrer Endanſicht ausſchließt. Sie wird doch niemals den überwältigenden Eindruck auslöſchen, den die Zweckmäßigkeit der organiſchen Bildung auf jedes unbefangene

Gemüth macht, und sie wird nie davon überreden, daß diese wunderbare Thatsache der Nachforschung nach einer besonderen Ursache unbedürftig sei. Daß man von jedem Ereigniß, dessen Verwirklichung zugestandenermaßen die Thätigkeit des Mechanismus voraussetzt, disputatorisch behaupten kann, es erfordere auch nur diese eine Voraussetzung: Dies weiß ich wohl und es ist nicht neu; schon Lucretius lehrt ja, nicht zum Gehen seien dem Thier die Knie gegeben, sondern weil der blinde Lauf der Dinge Knie gebildet, könne das Thier gehen; sagen kann man dies wohl, und in lateinischen Versen nimmt es sich vielleicht besonders gut aus; aber glauben kann man es doch nicht; diese Schulweisheit gehört zu dem Langweiligsten, was ein einseitiger Eigensinn hervorgebracht hat. Nun ist es leider richtig, daß die Ueberzeugung von einer höheren zweckmäßig wirkenden Macht; die das Leben gestalte, zu oft störend und unvorsichtig in die Behandlung der einzelnen Fragen eingegriffen hat, und hieraus erklärt sich die ablehnende Haltung gewissenhafter Forscher gegen die Anerkennung Dessen, was ihnen unfruchtbar scheinen muß; aber es ist nicht zu verkennen, daß einen großen Theil unserer Zeitgenossen ein tiefer Haß gegen Alles beseelt, was Geist heißt, und daß selbst dann, wenn die Berufung auf irgend ein Princip, das diesem ähnlich sähe, keinem ihrer wissenschaftlichen Postulate entgegen wäre, sie dennoch mit Entrüstung sich abkehren würden, um Staub mit Lust zu fressen und sich wonnevoll als Erzeugnisse einer blindesten und vernunftlosesten Nothwendigkeit zu wissen. Gegen die Zuversicht dieser Meinungen ist kein Streit möglich, nur die Schwierigkeiten sind zu bedenken, die dem Glauben der anderen Richtung entgegenstehen.

230. Es darf nicht bei den allgemeinen Reden sein Bewenden haben, die eine höhere Macht nur in ein undefinirbares Verhältniß der Ueberordnung zu dem Mechanismus setzen ohne den Gehorsam des letzteren begreiflich zu machen; vor allem müßte man von diesem zweckmäßigen Wirken, wie von jedem anderen, die Subjecte namhaft machen, von denen es ausgehen soll. Gewiß können wir nun von Zwecken zunächst mit Klarheit nur sprechen, wenn sie als Vorstellungen einer künftigen Wirklichkeit in dem Bewußtsein eines lebendigen und wollenden Geistes bestehen; es war daher natürlich, diese höchste Weisheit in Gott zu suchen, aber eben so natürlich das Bedürfniß,

die ſchrankenloſe Freiheit des Wirkens, die in dem Begriffe ſeines Weſens liegt, mit der Starrheit des Naturlaufs, welche dieſelbe nicht zu bezeugen ſcheint, wieder in ein verſtändliches Verhältniß zu bringen. So entſteht der erſte Verſuch, den die Naturforſchung allenfalls wagt: die göttliche Schöpfung der Welt, die nun, ſich ſelbſt überlaſſen, ſich nur nach den ihr eingeprägten unveränderlichen Geſetzen fortentwickele. Ich will nicht einwenden, daß dieſe Anſicht unſerem Gemüth nur eine mäßige Befriedigung gewährt; aber ich verſtehe ſie theoretiſch nicht. Ich weiß nicht, was die bildliche Vorſtellung bedeuten ſoll, Gott habe ſich von der geſchaffenen Welt zurückgezogen und ſie ihrem eigenen Gange überlaſſen; das iſt verſtändlich von einem menſchlichen Künſtler, der, von ſeinem Werke zurücktretend, die Erhaltung deſſelben der Obhut der allgemeinen Geſetze anheimſtellt, die er ſelbſt nicht gemacht hat und deren Gültigkeit eben ein Anderer für ihn unterhält; aber ich begreife nicht, worin für Gott dies Kunſtſtück der Schöpfung einer ſich ſelbſt erhaltenden Ordnung beſtehen oder wodurch ſich dieſe Annahme von der anderen unterſcheiden könnte, in jedem Augenblicke wolle Gott dieſelbe Ordnung und erhalte ſie eben durch dieſe Identität ſeines Willens. Man käme daher nicht los von der Immanenz Gottes im Naturlauf; folgt dieſer Lauf mechaniſchen Geſetzen, ſo iſt es Gottes Wirken ſelbſt, das ſie, wie wir zu ſagen pflegen, befolgt, eigentlich aber in jedem Momente ſchafft; denn nicht als ein vorgöttliches Recht könnten ſie beſtehen, dem Gott ſich fügte; ſie würden nur für uns der Ausdruck der eigenen Natur ſeines Wirkens ſein. Dieſer unabweislichen Folgerung wird man nicht ſofort und nicht gern zuſtimmen; wie völlig auch die Welt von Gott abhänge, ſo wird man doch in ihr ſecundäre Mittelpunkte eines zweckmäßigen Wirkens wünſchen, die nicht ihren ganzen Erfolg durch die Verkettung des allgemeinen Mechanismus zugemeſſen erhalten, ſondern dieſem aus ſich ſelbſt neue Beſtimmungsgründe ſeines Weiterwirkens zuführen. Dieſen Wunſch drückte Stahls Anſicht von der Seele als zweckmäßiger Bildnerin des Körpers aus. Sie war inſoweit correct, als ſie in der Seele ein lebendiges reales, zum Wirken und Leiden in der That befähigtes Weſen dachte; aber ſie verfehlte ihr Ziel, weil die Bildung des Leibes in ihren weſentlichen und nicht wieder aufhebbaren Zügen zu einer Zeit abgeſchloſſen iſt, in welcher die Seele, vielleicht, einen

Traum ihres Zweckes haben kann, aber gewiß nicht die nöthige Kenntniß der Außenwelt besitzt, um ihren Körper den Bedingungen anzupassen, welche diese ihrem Leben stellt. So gehen die Vortheile verloren, welche die Seele durch ihr Bewußtsein und ihre Ueberlegung für die Zweckmäßigkeit der organischen Entwicklung zu bieten schien; es bliebe nur übrig, ihr ein unbewußtes zweckmäßiges Wirken zuzueignen. Der häufig gemißbrauchte Begriff eines solchen läßt in der That noch eine bestimmte Erklärung zu. Die Naturen der Dinge haben wir immer als mannigfach verschieden betrachtet; obwohl wir nun den wesentlichen Character keines einzigen in irgend einen anschaulichen Ausdruck fassen können, so steht doch Nichts der Annahme einer gewissen Rangverschiedenheit entgegen, wonach, unter der Einwirkung desselben äußeren Naturlaufs, dem Wesen des einen immer nur elementare und einförmige Rückwirkungen abgewonnen werden können, dem Wesen der anderen aber mannigfache und vielförmige, solche vielleicht, deren jede durch ihren Eintritt die Bedingung einer neuen vorher nicht begründeten Fähigkeit wird, solche endlich, die unter einander sich zu dem Ganzen einer auf ein bestimmtes Ziel gerichteten Entwicklung vereinigen. Dann hätten wir in der Seele ein reales Princip des zweckmäßigen und zugleich unbewußten Wirkens, das mit den Anforderungen der mechanischen Ansicht nicht im Widerspruch stände; denn die Verwirklichung alles Dessen, was in den möglichen Consequenzen seiner ursprünglichen Natur läge, würde diesem Wesen dennoch immer nur durch die gesetzlich bestimmte Einwirkung von Reizen abgewonnen, die Schritt für Schritt seine Entwicklung hervorlocken. Indessen wäre doch ersichtlich, daß der Name der Seele dann kaum noch etwas Besonderes und Characteristisches bedeuten würde; mit dem Wegfall des Bewußtseins wäre sie Nichts als ein reales Element überhaupt, und dieselbe Vornehmheit ihrer Natur, die sie zum Ausgangspunkt so reicher Bildungen befähigte, könnte in vielfacher Abstufung auch jedem anderen Element zugetraut werden, das von der specifischen Eigenthümlichkeit der Seele Nichts besäße. Zu derselben Folgerung würde die Frage nach der eigenen Entstehung dieser Seele führen. Soll sie in ewiger Präexistenz dem lebendigen Körper vorangehen, wo und was ist sie dann, da sie doch innerhalb des Naturlaufs wohl bleiben muß? denn sie

neu und plötzlich zu diesem hinzutreten zu denken, würde nur ein anderer Ausdruck für ihre Entstehung sein. Bleibt sie nun im Naturlauf, so kommen wir unvermeidlich darauf, sie als ein natürliches Element neben andern anzusehen und diesen anderen, die nicht schlechter zu sein brauchen, mithin allen, jene innerliche Befähigung zu organischen Entwicklungen zuzutrauen. Und da zeigt sich nun, daß wir ziemlich wieder auf den unbrauchbaren Gedanken eines Lebensstoffes zurückkämen. Denn diese Elemente würden zu den mannigfachsten Bildungen fähig sein, je nachdem sie der Naturlauf so oder anders zusammenführte; diejenige Bildung aber, die in jedem Augenblicke wirklich entstände, wäre entweder das Ergebniß dieses bloßen Mechanismus, wenn auch eines solchen, der nicht nur nach den trivialen Modellen der bekannten physikalisch-chemischen Vorgänge wirkte; oder, wenn eine Spur von Selbstthätigkeit zurückbleiben soll, so müßte die Seele, welche die Wirksamkeit der verschiedenen Elemente zu dieser bestimmten Entwicklung zusammenfaßt, in ihrem Zusammentritt von neuem entstehen; und dann, woher?

231. Diese Schwierigkeit, ein reales Subject der zweckmäßigen Bildungskraft zu finden, hat andere Ansichten zu dem Versuche veranlaßt, es zu entbehren; von der Idee oder dem Typus der Gattung ist die Aeußerung dieser Kraft erwartet worden. Aristoteles ging mit dem unseligen oft wiederholten Spruche voran: im Lebendigen sei das Ganze vor den Theilen, während sonst die Theile vor dem Ganzen; er gab mit diesem Satze den räthselhaften Eindruck freilich wieder, den der Organismus macht; unglücklich genug hat man eine Lösung des Räthsels darin gesehen. Und doch ist die Erkenntniß so einfach, daß Ideen immer nur Gedanken sind, in welchen ein Denkender die Eigenthümlichkeit einer thatsächlich gegebenen Bildung zusammenfaßt oder die einer solchen, welche er als künftig nothwendig entstehend weiß, sobald reale Data vorhanden sind, durch welche sie bewirkt werden kann. Immerhin kann man überzeugt sein, so sei die Wirklichkeit, daß sie in unserer Betrachtung sich als untergeordnet gewissen Ideen Allgemeinbegriffen oder Typen erweist; man kann deshalb auch sagen, daß diese Ideen in der Wirklichkeit gelten und sie beherrschen, aber immer nur als Gebieter, deren Gebote unerfüllt bleiben, wie die jeder legislativen Gewalt, wenn es keine executiven

Organe ihrer Ausführung gibt. Niemals ist daher im Organismus das Ganze vor den Theilen so, daß es vor allen Theilen wäre; es hat ein Dasein nur, so fern es durch die bereits bestehende Verbindung einer Anzahl wirklicher Theile als ein in Zukunft nothwendiges Resultat gesichert ist, das aus diesem Keime, und nie aus ihm allein, sondern zugleich aus der Einwirkung äußerer günstiger Bedingungen hervorgehen muß. Begnügt man sich mit dieser Entwicklung des Ganzen aus den Theilen nicht und wünscht dies Verhältniß umzukehren, so muß man zeigen, wer es ist, der außerhalb der Theile die Idee der Gattung real vertritt und ihr, der an sich selbst unwirklichen, Wirksamkeit auf das Wirkliche verschafft; man muß zeigen, wo diese Ideen der Gattung sich aufhalten, ehe sie eine Entwicklung beginnen, und wie sie ihren Weg zu dem Orte nehmen, an welchem sich eine verlockende Veranlassung ihrer Wirksamkeit findet. Einen anderen Versuch hat in jüngster Zeit K. E. von Baer gemacht; dem liebenswürdigen Forscher wäre völliges Gelingen desselben zu gönnen gewesen; ich kann mich jedoch nicht überzeugen, daß die von ihm vorgeschlagene Vorstellung von der Zielstrebigkeit der Natur uns weiter führen könnte. Wenn dieser Ausdruck nur sagen soll, daß die verschiedenen Kräfte, welche in der Bildung der Organismen thätig sind, in verschiedenen Richtungen nach ihrem Erfolge hin convergiren, so ist ja diese Thatsache nie bezweifelt worden, aber als Thatsache ist sie auch nicht Gegenstand dieser Frage. Darum allein handelt es sich vielmehr, ob der bedingende Grund dieses Zusammengehens lediglich in dem einmal in Bewegung gesetzten Laufe der Dinge liegt, jene Convergenz daher vorkommt, wo diese Bewegung sie eben erzeugt und fehlt, wo dies nicht der Fall ist, oder ob über diesen Zwang der vorangehenden Umstände hinaus irgendwo eine Macht liegt, welche auf den Weg nach einem Ziele Das vereinigt, was ohne ihr Zuthun nicht dahin convergiren würde. Es ist natürlich diese letztere Meinung, welche hier vorgezogen wird; aber es ist doch nicht klar, worin die behauptete Zielstrebigkeit sich von der andern unterscheiden würde, die man recht wohl den fallenden Steinen auch zuschreiben könnte, welche von allen Seiten des Erdballs nach dessen Mittelpunkt convergiren, und doch nur in Folge eines allgemeinen Gesetzes sich bewegen; der Character der Absichtlichkeit, die allein diesen Unter-

ſchied begründen, das bloße Ende eines Vorgangs zum Ziele und die Bewegung nach ihm hin zum Streben machen könnte, ſoll hier zugleich benutzt und doch durch Ablehnung des Bewußtſeins vermieden werden, das ſeine Vorausſetzung iſt. Und wem endlich würde dieſe Zielſtrebigkeit zukommen? Sie könnte nicht den einzelnen Elementen eignen, die ja, mannigfach benutzbar, bald zu dieſem bald zu jenem Ziele zuſammenſtreben, mithin durch eine andere Macht erfahren müſſen, wohin ſie in jedem einzelnen Falle zu convergiren haben; und in der That, die Natur iſt es, die den Ausgangspunkt dieſes Strebens bilden ſoll. Aber die Natur, wo iſt ſie? Gewiß iſt es dem Sprachgebrauche erlaubt, auch in ſolcher Allgemeinheit ihren Namen zu verwenden, aber in den beſtimmten Fällen, in welchen ihre Erwähnung als wirkende Macht die zweifelhafte Wahl zwiſchen andern Subjecten des Wirkens entſcheiden ſoll, dürfte die genauere Beſtimmung ihres Begriffes und des metaphyſiſchen Verhältniſſes nicht fehlen, in welchem ſie, das Ganze, zu den von ihr beherrſchten Theilen ſtehen ſoll. Und eben dieſe Vervollſtändigung der Anſicht ſoll uns jetzt zum Ziele führen.

232. Die Gründe, welche mich zu meiner ſchließlichen Ueberzeugung beſtimmen, ſind in dem ganzen Zuſammenhang dieſer Arbeit ſo ausführlich dargelegt, daß es in der That jetzt nur ein kurzes Corollarium iſt, das ich über dieſe vielbehandelte Frage hinzuzufügen habe: man hat ſich mit Unrecht die Kluft ſelbſt geſchaffen, über welche nachher keine Brücke zu finden iſt. Gar nicht mit beſonderer Rückſicht auf den zu vermittelnden Gegenſatz zwiſchen Lebendigem und Unlebendigem, ſondern aus viel weiter reichenden und allgemeineren Gründen habe ich von Anfang an die Denkbarkeit eines Weltlaufs beſtritten, in welchem eine Vielheit ſelbſtändiger Beſtandtheile nur nachträglich durch allgemeine Geſetze ihres Verhaltens zur gemeinſchaftlichen Erzeugung von Wirkungen verbunden ſein könnte. Schon damit Geſetze von verſchiedenen Elementen gleichmäßig gelten konnten, durften dieſe Elemente nicht ſein wie ſie wollten; wenn nicht unmittelbar gleichartig, mußten ſie doch Glieder eines Syſtems ſein, innerhalb deſſen nach verſchiedenen Richtungen Fortſchritte von angebbarer Größe von Glied zu Glied leiteten; ſo allein konnten ſie und ihre Zuſtände ſubſumirbare Anwendungsfälle für den Inhalt der Ge-

ſetze ſein. Aber die ſo begründete Gültigkeit allgemeiner Geſetze erklärte noch nicht die Möglichkeit ihrer Anwendung im beſtimmten Falle; damit ihnen gemäß hier und jetzt Dies, dort und ein andermal Jenes geſchehe, mußte die veränderliche Weltlage in jedem Augenblick ſich in den Elementen abbilden, die zu gemeinſchaftlicher Erzeugung einer Folge zuſammenwirken ſollten; ganz vergeblich aber war es, nun erſt zwiſchen dieſen urſprünglich geſonderten Elementen ein transeuntes Wirken eintreten zu denken, das ihnen dieſe Weltlage mittheilte und für ſie zur Aufforderung weiterer Thätigkeit würde; ganz unmittelbar vielmehr mußte Das, was dem einen von ihnen geſchieht, auch ein neuer Zuſtand des andern ſein; ſo entſtand uns als nothwendige Vorausſetzung jedes beſonderen Wirkens die Vorſtellung jenes unabläſſigen und allgemeinen ſympathetiſchen Rapports, der alle Dinge beſtändig verbindet und der ſelbſt nur unter Vorausſetzung der völligen Weſenseinheit Deſſen denkbar iſt, was zunächſt uns als eine Vielheit ſelbſtändiger Anfangspunkte des Wirkens erſcheint. Nicht damit dieſe oder jene bevorzugte und beſonders vornehme Art der Ereigniſſe möglich werde, bedurfte es daher des Eingreifens jenes unendlichen Weſens M, das wir als den Grund aller Dinge betrachteten, ſondern jede ärmlichſte Wirkung eines einzelnen Elements auf das andere iſt nur eine immanente Lebendigkeit dieſes Einen und erfordert, um zu geſchehen, ſeine beſtändige Mitwirkung nicht minder als jene. Gibt es ein Gebiet von Naturvorgängen, die wir als blindes und abſichtsloſes Geſchehen unter dem Namen des Mechanismus anderen entgegenſtellen, in denen die bildende Thätigkeit des Einen deutlich hervorzutreten ſcheint, ſo beruht doch der Unterſchied nicht darauf, daß in jenem Gebiet die Herrſchaft einem eigenthümlichen Princip überlaſſen wäre und erſt in dieſem anderen jener einheitliche Weltgrund, nun auf unbegreifliche Weiſe verſuchte, dieſe ihm fremde Gewalt zu meiſtern; hier wie dort war vielmehr nur Es ſelbſt, dieſes ewig Eine, thätig, und der Unterſchied liegt in Dem, was es befahl, dort die ſtets gleiche Verkettung allgemeingeſetzlicher Wirkungen, die die Grundlage aller beſonderen Bedingungen ausmachen ſollten, hier eben die Entwicklung in die Mannigfaltigkeit des Beſonderen. Aber ich will nicht dieſen Gedankengang hier im Allgemeinen wiederholen, ſondern ſeine

Anwendung auf den bestimmten Gegenstand unserer Frage nachholen.

233. Der Keim eines organischen Wesens entwickelt sich nicht in einem leeren Raume, ich meine, nicht in einer Welt für sich, die außer Zusammenhang mit dem Ganzen stände; wo die bildsamen Stoffe vorhanden sind, das ist auch überall das Eine Absolute zugegen, nicht als eine denkbare Idee, nicht als wirkungsloser Typus der Gattung, nicht als Befehl oder Wunsch oder Ideal zwischen neben oder über den zusammengekommenen Elementen; sondern als reales wirkungsfähiges Wesen, in dem Innern jedes Elementes, und nicht wie ein theilbarer Stoff, in verschiedenen Mengen den einzelnen zugetheilt, sondern in jedem einzelnen ganz, als die alle zusammenfassende und begründende Einheit, die vermöge der Folgerichtigkeit ihres ganzen Sinnes in jedem dieser unselbständigen Elemente diejenigen Thätigkeiten begründet, welche die Convergenz des Wirkens zu einem bestimmten Ziele sichern. Aber das Absolute ist kein hexendes Princip; nicht aus dem Leeren bringt es hier Dies dort Jenes hervor, nur weil es dem Sinne Dessen entsprochen hätte, was in seiner Absicht liegt; sondern allem besonderen Wirken legt es eine breite gesetzliche Oekonomie des Wirkens überhaupt unter; ich wiederhole, nicht wie der Mensch, der anders nicht kann, sondern weil auch diese Gebundenheit an die Consequenz allgemeiner Grundsätze zu dem Inhalt Dessen gehört, was sein soll. So geschieht es, daß jede organische Entwicklung Schritt für Schritt aus den Gegenwirkungen zu geschehen scheint, die den verbundenen Elementen ihre constante Natur zur Nothwendigkeit gemacht hat, und nirgends braucht sich das Leben der mechanischen Auffassung seines Zustandekommens zu entziehen. Aber auch nirgends haben wir ein Recht, von einer blos mechanischen Entwicklung desselben zu sprechen, als läge Nichts hinter ihr; hinter ihr liegt vielmehr immer als die eigentliche Thätigkeit, die diese Form der Erscheinung annimmt, jene vereinigende Regsamkeit des Absoluten. Selbst dies können wir zugeben, daß sie anscheinend die gewöhnlich angenommenen Schranken des Mechanismus durchbricht. Ich habe früher erwähnt und wiederhole hier, wie wenig an sich jener Grundsatz der gegenseitigen Gleichgültigkeit allgemein gerechtfertigt ist, welchen die Mechanik über die Wirkungen gleichzeitig concurrirender

Kräfte aufstellt. Das vielmehr würden wir als allgemeine Ansicht behaupten müssen, daß jedes Element a, welches die Wirkung irgend einer Bedingung p erfährt, eben hierdurch zu etwas Anderem, zu einem $a = a_p$ geworden ist, und daß nun jede neue Kraft q nicht mehr auf dies veränderte dieselbe Wirkung auszuüben strebt, welche sie gegen das unveränderte ausgeübt hätte; daß also der letzte Erfolg nicht ein a_{pq} oder $a_{(q+q)}$ sondern ein a_r sein wird; dies r aber würde auf keine Weise aus blos logischer oder mathematischer Verknüpfung von p und q analytisch zu gewinnen sein, sondern, nur ableitbar aus dem Sinne des ganzen Weltlaufs, synthetisch zu jenen beiden Bedingungen hinzutreten. Die gewöhnliche Auffassung wird es so ausdrücken, daß an die Vereinigung vieler Elemente zu einer gleichzeitigen Wirkung Effecte geknüpft sein können, welche nicht bloße Consequenzen der Einzeleffecte sind, die durch die Wechselwirkung zwischen je zweien dieser Elemente entstehen. Von diesem allgemeinen Verhalten würde dasjenige nur ein specieller Fall sein, welches wir jetzt, mit Unrecht, als das allgemeine und selbstverständliche betrachten, das, in welchem sich viele Wirkungen ohne gegenseitige Modification in einem gemeinschaftlichen Resultate nur summiren. Ich lasse dahin gestellt, ob und wo die Untersuchung des Lebens sich genöthigt sehen wird, auf diese Möglichkeit zurückzukommen; aber offen erhalten muß sich für sie unsere Auffassung. Ihre Zulassung würde zunächst den Begriff des Mechanismus nicht zerstören, sondern nur erweitern, denn auch von jenen neuen Bestimmungsgründen, die in das Spiel der Ereignisse eintreten, würden wir vorerst behaupten, daß auch ihre Entstehung nicht principlos, sondern nach Regeln erfolgt, die nur unserer Erkenntniß schwieriger zu fassen sind; zugleich aber wäre das Leben nicht mehr blos das blinde Nachspiel einer Kraft, die sich von dem abrollenden Mechanismus zurückgezogen hätte, welchen sie einst gestiftet, sondern sie selbst, in lebendiger beständiger Aeußerung sich erneuernd, führe fort in ihm wirksam zu sein. Wie wir weiter über diese Dinge denken müßten, habe ich hier nicht zu entscheiden. Es ist Nichts hier mit völliger Ueberzeugungskraft gegen diejenigen einzuwenden, welche nun dies ganze zusammengefaßte Wirken des Weltgrundes, seine ganze innere Bewegung, aus der alle diese Ereignisse hervorgehen würden, doch wieder als eine bloße Thatsache ansehen

mögen, als eine Richtung, die nun eben der Weltlauf von Ewigkeit nimmt, ohne daß in ihr etwas Dem ähnliches vorhanden wäre, was wir als Absicht Wahl oder Bewußtsein eines Zieles verstehen. Viel würde mit einer solchen Ansicht freilich nicht gewonnen sein im Gegensatz zu dem Mechanismus, dem man zu entgehen suchte; auch diese Entwicklung der Welt würde eine nothwendige Verkettung ohne freie Anfänge eines neuen Geschehens sein; nur die äußerste Aeußerlichkeit wäre vermieden: dieser Mechanismus würde nicht mehr mit einem eisernen Bestand vorhandener Kräfte wirken, der nur noch Relationsänderungen vorhandener Elemente gestattete, sondern künstlicher würde er selbst an bestimmten Punkten die neuen Wirksamkeiten hervorbringen, von denen, als ihrem nächsten Princip, organische Gruppen zusammengehöriger Erscheinungen abhingen. Ich hege meinerseits keinen Widerwillen gegen die andere Ansicht, die vor Allem dies ganze stumme Spiel von Kräften durch inneres Leben aller Elemente und durch das Bewußtsein eines zusammenfassenden Geistes beseelt denkt; ich werde selbst den Versuch an seinem Orte nicht scheuen, die wirkliche Freiheit ganz neuer Anfänge zu vertreten, welche an sich auch diese Auffassung nicht nothwendig einzuschließen brauchte; aber diese Ueberlegungen liegen über die Grenzen der Metaphysik hinaus. Sie würden uns zu einem Räthsel führen, an welches schon die bisherigen Betrachtungen streifen. Ich habe früher einmal geäußert: nicht blos ein beständiges Streben zur Selbsterhaltung sei den Dingen zuzutrauen; auch ein Streben zur Verbesserung ihrer Zustände lasse sich hypothetisch als Erklärungsgrund der Erscheinungen benutzen. Was so von den einzelnen Elementen denkbar schien, wird fast zur Nothwendigkeit, wenn wir nicht mehr von ihnen als einzelnen sprechen, sondern sie alle, das was sie sind und das was sie leisten, nur als Aeußerungen Eines umschließenden Weltgrundes fassen, in dessen Auftrag sie handeln. Nun würde ich freilich als selbstverständlich zugeben, daß diese Annahme eines Strebens zum Besseren zwar die letzte ratio legis wäre, aus der alle speciellen Gesetze des Wirkens der Dinge flössen, aber daß sie für uns, die dies Bessere nicht definiren können, immer nur die letzte Beleuchtung unserer Weltansicht und das Colorit derselben bestimmen, nicht aber als Princip für die Ableitung jener Gesetze dienen könnte. Aber dieselbe Frage, die wir der

Lebenskraft entgegenhielten, würde ſich doch hier wieder regen: warum, wenn es ſo iſt, erreicht das Streben zum Beſſeren nicht allenthalben ſeinen Zweck? woher kommen die vielen ſchädlichen Gegenwirkungen, mit denen der Naturlauf, ſo wie er iſt, die vollen Erfolge derſelben Triebe ſo oft hemmt, die er doch ſelbſt hervorruft? Der Widerſtreit der Kräfte in der Natur iſt, ebenſo wie das Daſein des Böſen in der ſittlichen Welt, das harte Räthſel, deſſen Löſung die vollſtändige Kenntniß des letzten Weltplanes vorausſetzen würde. Die Metaphyſik behauptet nicht dieſen Plan zu kennen; ſie behauptet nicht einmal, daß es ein Plan ſei, der, von der Vorſtellung der Abſicht eines bewußten Weſens untrennbar, den Lauf aller Ereigniſſe beherrſche; beſchränkt ſie ſich aber auf die Ueberzeugung, daß ein einziges reales Princip, worin auch immer ſeine concrete Natur beſtehen möge, die Wirklichkeit begründet, ſo können dieſe letzten Räthſel nicht zur Wiederaufhebung ihrer Feſtſetzungen nöthigen. Denn eben Dies will ich hier ausdrücklich hinzufügen, daß ich zwar altfränkiſch genug bin, für die religiöſen Bedürfniſſe, die hier rege werden, empfänglich zu ſein, daß aber nicht auf ihnen, ſondern auf blos theoretiſchen Gründen die Anſichten beruhen, die ich hier verfochten habe; gar kein Weltlauf, weder ein harmoniſcher noch ein unharmoniſcher, iſt mir ohne die Vorausſetzung jener Einheit begreiflich, die alles gegenſeitige Wirken des Einzelnen erſt möglich macht; die Störungen der Dinge durch einander bezeugen die beſtändige Gegenwart dieſes Einen eben ſo eindringlich, wie das Zuſammenſtimmen der Kräfte zum Zweck.

234. Dieſelbe Beſchränktheit der Metaphyſik nöthigt uns, aus ihren Grenzen die vielbehandelte Frage auszuſchließen, ob der Begriff der Gattung in der organiſchen Welt die ſachliche Gültigkeit habe, die wir ihm zuzuſchreiben pflegen. Es verſteht ſich, daß wir nicht dahin zurückkommen dürfen, den Typus einer Gattung als ein reales auf ſich ſelbſt fundirtes Princip anzuſehen, das aus eigner Kraft in der Welt wirkſam werden könnte; nur darnach fragt es ſich, ob die Geſammtheit des Naturlaufs ſo angeordnet iſt, daß die in ihm wirkſamen Kräfte ſich ſtets nur in einer beſtimmten Anzahl von Formen zu haltbaren und entwicklungsfähigen Geſchöpfen vereinigen können, oder ob unzählbare Zwiſchenglieder zwiſchen dieſen Typen, welche dann nur noch Maxima der Stabilität bedeuten würden, mit verſchiedenen

Graden ihrer Festigkeit und Selbsterhaltungsfähigkeit möglich sind. Diese Frage gehört nur der besonnenen naturgeschichtlichen Forschung zur Entscheidung; die Philosophie genügt ihrer Pflicht, wenn sie für unbegründetes Vorurtheil jeden Grundsatz erklärt, der hierüber a priori zu bestimmen versuchte. Unsere Hinneigungen hängen hier von den unbeweisbaren Annahmen ab, die wir uns über den Gesammtcharacter des Weltlaufs machen. Auch wenn wir im Großen nicht bloße Selbsterhaltung, sondern fortschreitende Geschichte in ihm voraussetzen, auch dann ist doch die Vorstellung denkbar, in diesem Weltalter, in welchem wir uns befinden, ohne seine Grenze abzusehen, habe die Natur nur ein unvermehrbares System von Lebensformen begründet, ebenso wie sie unvermehrbare Massen einer festen Anzahl von Urstoffen zum Aufbau ihrer Geschöpfe verwendet; dann wird Alles, was die Ereignisse in anderen Formen zusammengeführt haben, nur eine verschwindende Wirklichkeit haben und sich durch Weiterwirkung derselben Kräfte wieder auflösen, durch deren Erstwirkung es entstand. Nichts aber hindert uns anderseits, jene Entwicklung in die Grenzen dieses beobachtbaren Weltalters hineinzuziehen und Nachschöpfung neuer, Untergang alter Formen, die allmähliche Verwandlung der einen in die andere, als mögliche Ereignisse anzusehen. Auf das, was hierüber die Gegenwart bewegt, führt mich sogleich eine letzte umfassende Frage zurück: die nach der Endlichkeit oder Unendlichkeit der Welt.

235. Ob die Reihe der Ereignisse in der Zeit endlich oder unendlich sei, darüber ist jede Weitläuftigkeit überflüssig. Niemand ist im Stande, sich einen Ursprung der Wirklichkeit aus Nichts oder ihren Untergang in Nichts vorzustellen, und nie hat Jemand auch nur versucht, diesen Gedanken auszusprechen, ohne doch in dem Nichts bereits Grund oder Urheber der Schöpfung vorhanden, und der schöpferischen That dieses Grundes eine anfangslose ruhende Existenz desselben vorauszudenken. Welche Räthsel daher auch immer der unendliche anfangs- und endlose Lauf der Ereignisse einschließen mag, so ist doch seine Vorstellung unvermeidlich. Nicht länger braucht uns die Frage nach der Begrenzung der Welt im Raume zu beschäftigen. Gilt der Raum als eine Wirklichkeit, so ist nur seine eigene Unendlichkeit, die dann eben die Unendlichkeit eines Seienden sein würde, ein Punkt der Schwierigkeit: ich überlasse ihn denen, die jene An-

ſicht aufrecht erhalten mögen. Die Welt dagegen, ſobald nur ihr eigner Inhalt das Prädicat der Endlichkeit verträgt, brauchte auch dann den Raum nicht auszufüllen; vollkommen genügend würden wir mit Herbart ſagen, daß ſie, durch ihn nicht begrenzt und beſchränkt, in jedem Augenblick ſich ſoviel Platz in ihm nehmen würde, als ſie für ihre Bewegungen bedarf; mit ſtets veränderlichem Umriſſe würde ſie im Leeren ſchweben. Faſt Daſſelbe kann ich im Intereſſe meiner eigenen Anſicht ſagen: die Unendlichkeit der Anſchauung des Raumes wird immer Platz genug haben, um jeder Veränderung der wahren Wechſelwirkungen des Wirklichen ihre Erſcheinung als Geſtalt Lage und Bewegung für uns möglich zu machen, aber Nichts zwingt die Wirklichkeit, in jedem Augenblick alle die leeren Orte zu füllen, die unſere Anſchauung eventuellen Eindrücken anbietet. Darauf alſo kommt die Frage zurück, ob die Summe des Realen in der Welt begrenzt oder unbegrenzt ſei, und hier ſchwanken wir zwiſchen entgegengeſetzten Antrieben. Die Unendlichkeit ſchmeichelt, durch ihre Unausdenkbarkeit, unſerem Bedürfniß der Bewunderung für dieſe übermächtige Wirklichkeit, der wir uns gern unterordnen, aber ſie ſtört uns durch die Unmöglichkeit, zugleich dies Grenzenloſe als Ganzes oder als Einheit zu faſſen; die Annahme der Endlichkeit erleichtert uns die Erfüllung des letzteren Verlangens, aber ſie beläſtigt uns durch den Nebengedanken eines äußeren Hinderniſſes, das die Möglichkeit des Größerſeins ſchiene abgeſchnitten zu haben. Aber dieſer letzte Gedanke wenigſtens iſt deutlicher Widerſinn. Die Wirklichkeit allein iſt es, deren Natur in den Geiſtern, die mit zu ihr gehören, die Vorſtellung unzähliger Möglichkeiten entſtehen läßt, die nicht ſind; daraus entſpringt für uns der Mißverſtand, ſie für begrenzt und bedingt zu halten durch Das was ſie nicht hervorbringt, deſſen leeren Gedanken aber doch nur ſie ſelbſt in unſerem Innern möglich gemacht hat. Und dieſer Mißverſtand hat dann gar keine Grenze. Was hülfe es uns nun, eine unendliche Anzahl realer Elemente angenommen zu haben, wenn doch jedes einzelne von dieſen endlich wäre? ſchöner wäre es ja noch, wenn auch jedes Element unendlich wäre; und auch dann hätten wir immer noch blos Eine unendliche Anzahl unendlicher Elemente; warum ſollte es nicht vielmehr, um jede Schranke zu verneinen, unendlich viele unendlich große Welten

aus unendlich großen Elementen geben? Nichts würde daher zunächst gegen die Endlichkeit des Realen sprechen; seiner Unendlichkeit aber stellt die physikalische Betrachtung nicht sowohl deren Unausdenkbarkeit überhaupt, sondern besondere mechanische Schwierigkeiten der Vorstellung entgegen: in der grenzenlosen Zerstreuung des Stoffes gäbe es keinen gemeinschaftlichen Schwerpunkt mehr; jeder Punkt würde den gleichen Anspruch auf diesen Namen haben. Wer hieß uns aber jenen Schwerpunkt suchen? und was soll er eigentlich bedeuten? Sein Begriff würde nur denkbar sein unter der Voraussetzung, ganz selbstverständlich sei die Gesammtheit alles Realen denselben Gesetzen gegenseitiger Beziehung unterworfen, welche zwischen den Bestandtheilen unsers Planetensystems als Gravitation bestehen. Ich empfinde recht wohl, wie unerhört der Zweifel an dieser Annahme ist, die mit dem Gefühle der größten Sicherheit gemacht zu werden pflegt, und die doch nur, ohne directe Bestätigung durch Beobachtung, ein gewagter Schluß der Analogie ist. Ich kann es durchaus nicht für selbstverständlich halten, daß dies Band der Gravitation bis in die entlegensten Fernen des unendlichen Raumes hinaus alle realen Elemente, grade als wären sie gar Nichts als selbstlose Beispiele benutzbarer Masse, nach einem gleichen Gesetze verbände; nur für die Körper unseres Planetensystems wissen wir die Gültigkeit dieses Gesetzes; nur für manche Doppelsterne mag die Vermuthung richtig sein, daß auch sie durch eine ähnliche gegenseitige Anziehung, deren Gesetz wir aber noch nicht kennen, in ihren Bahnen erhalten werden; daß aber dieselbe Wirkung von einem zusammengehörigen Systeme materieller Elemente im Weltraume sich natürlich auch auf jedes andere in sich zusammengehörige erstrecke, das ist keineswegs so bewiesen und so unwiderleglich, wie allerdings die gleichartige Fortpflanzung der Lichtundulationen durch alle Räume es ist. Mein Weg scheidet sich hier aus einem schon oft berührten Grunde von den gewohnten Auffassungsweisen der Naturwissenschaften. Dächte ich mir wirklich die Anzahl der realen Elemente oder der aus ihnen gebildeten Systeme unendlich groß, so würde ich freilich diese vielen nicht untereinander zusammenhangslos vorstellen, aber eben so wenig durch eine so monotone Beziehung verknüpft, daß sie als bloße Beispiele einer gleichartigen Masse, an die allenthalben dieselbe Kraft geknüpft wäre, die

Frage nach ihrem gemeinschaftlichen Mittelpunkt oder Schwerpunkt überhaupt rege machen könnten. In jedem dieser einzelnen Systeme könnten die inneren Beziehungen seiner Theile ganz eigenthümlicher Art sein, entsprechend dem Sinne, der seine Bildung beherrscht; eben so verschieden könnten die andern Beziehungen sein, welche das eine dieser Theilganzen mit anderen zu der Einheit eines Weltplanes verknüpfen. Ich führe dies indessen nicht an, um für die Unendlichkeit des Realen einzutreten, die ich eben so wenig behaupte, als seine Endlichkeit, sondern die ganze Ansicht möchte ich zurückweisen, für welche diese Frage, so gefaßt, eine wesentliche Bedeutung hat. Mehrmals habe ich mich dahin geäußert, die unbeschränkte Gültigkeit des Mechanismus, aber zugleich seine durchaus untergeordnete Bedeutung im Ganzen der Welt zu behaupten; ich weiß nicht, ob ich so verstanden worden bin, wie ich diese Aeußerung meinte. So war sie jedenfalls nicht gemeint, als bestände erst ein vorweltlicher Rechtscodex absoluter Mechanik nebst einem eisernen Bestand realer Elemente, und dann käme eine ordnende Macht und sähe zu, wieviel sich mit diesen Hülfsmitteln anfangen ließe; das Erste war mir vielmehr immer die lebendige Natur des Wirklichen, jenes Einen, dessen Wesen, wenn es dafür den Versuch einer menschlichen Auffassung geben soll, nur durch den Sinn eines Gedankens ausdrückbar sein würde; aus diesem Sinne folgte, aber nicht vorher ging ihm, wie eine Bedingung die Grundlage allgemeinster Gesetze, die es sich für all sein Thun gibt; nur, eben abhängig von diesem Sinne ist diese Grundlage reich und biegsam genug, um nicht blos für die Einförmigkeit eines überall gleichen Geschehens, sondern für die mannigfachsten Formen des Wirkens hinzureichen, welche die belebende Idee des Ganzen verlangt. Ich würde der letzte sein, den großen Werth und die Unentbehrlichkeit der anderen Auffassung zu leugnen, welche in unserer Mechanik mit den abstracten Begriffen der Masse und ihrer Constanz, der Kraft und ihrer Unverlierbarkeit, der Trägheit und der Unveränderlichkeit der Elemente rechnet, und welcher wir nicht nur das Meiste von dem verdanken, was wir von der Natur wissen, sondern der wir auch ohne Besorgniß in dem ganzen Bereich unserer möglichen Beobachtungen weiter folgen können; aber ich bin auch der letzte, diesen Auffassungen, Abstractionen aus dem Bruchtheile des

Weltlaufs, das uns zugänglich ist, die metaphysische Wahrheit zuzuschreiben, die sie befähigte, eben diese alle Erfahrung übersliegenden Fragen zu entscheiden. Was ich nun, zurücklehrend zu unserem Gegenstande, zu sagen habe, ist on mehreren früheren Orten bereits vorbereitet. Ist es ein Gedanke, der in jedem Augenblick sich verwirklichend das Reale der Welt bildet, so hat in Bezug auf ihn selbst die Frage nach seiner Endlichkeit oder Unendlichkeit so wenig Sinn, als die andere, ob eine Bewegung süß oder sauer sei; was aber die Beziehungspunkte betrifft, durch deren veränderliche Relationen er sich verwirklicht, so würden wir zuerst behaupten, daß ihre Anzahl weder schlechthin endlich noch unendlich, überhaupt gar nicht constant ist, sondern in jedem Augenblicke nur vollständig diejenige, welche die Verwirklichung jenes Gedankens verlangt und seine lebendige Wirksamkeit hervorbringt. Diese ketzerische Behauptung habe ich früher bereits, entgegen dem Dogma von der Constanz der Masse, gewagt; glaubte man einen Maßstab zu besitzen, nach welchem gemessen die Summe des Realen in einem gegebenen Weltmoment = m wäre, so würde Nichts hindern, daß sie in einem zweiten Moment = μ gefunden würde; ebenso wie die Welt sich im Raume so viel Platz nähme, als sie jedesmal brauchte, eben so würde die sie belebende Idee so viele reale Elemente sich bilden, als sie zur Vollendung ihrer Entwicklung jedesmal brauchte; und zwar weder so, daß sie einen ewig vorhandenen Stoff blos verschieden zertheilte, noch so daß sie neuen aus Nichts schüfe; aus sich selbst vielmehr, dem Grunde von Allem, würde sie diesen neuen Zuwachs erzeugen. Doch genug hiervon; es würde hoffnungslos sein, die Denkbarkeit dieser Gedanken dem einzureden, der einmal sich an die Vorstellung eines von Ewigkeit her quantitativ bestimmten Stoffes hingegeben hat. Ob nun in irgend einem Augenblicke die Anzahl der wirklichen und wirksamen Elemente unendlich ist, oder ob sie veränderlich immer nur zwischen endlichen Grenzen schwankt, weiß ich nicht zu entscheiden. Die Frage selbst ist unklar, so lange nicht die Einheit feststeht, deren Wiederholungszahl gesucht wird; sie würde völlig nichtsbedeutend für die, welche eine endlose Theilbarkeit der Materie zugeständen. Deutlich ist sie nur, auf untheilbare Atome oder auf discrete Zusammensetzungseinheiten bezogen, auf die Anzahl zum Beispiel der Sterne. Hier

aber bekenne ich kurz, daß die Annahme einer endlichen Zahl mich befriedigt, so lange sie für die Gebote der Idee hinreicht, und daß eine unendliche mir eben so wenig widerstrebt, so lange sie dieselbe Bedingung erfüllt; ihre Unauszählbarkeit durch die Synthese unserer Vorstellungen würde nur ein Mangel in uns sein, aber nicht eine der Wirklichkeit widerstrebende Sünde ihrerseits.

236. Der Fortschritt der Beobachtung hat uns von einer allmählichen Bildung unserer Erdrinde überzeugt, mit deren verschiedenen Zeiträumen das Bestehen der jetzigen organischen Welt nicht vereinbar sein konnte; so sind wir genöthigt, einen Entwicklungsgang derselben aufzusuchen, der sie von einfacheren Anfängen zu ihrem gegenwärtigen Stande geführt habe. Der leidenschaftlich geführte Streit hierüber sollte zwei zu trennende Fragen nicht vermischen. Nur die eine fällt der Metaphysik zu: die nach den wirkenden Principien, welche in jener Entwicklungsgeschichte thätig gewesen sind. Ueber sie die noch immer anschwellende Literatur zu vermehren darf ich um so mehr unterlassen, als ich vor dem Aufflammen dieses ganzen Streites mich bemüht habe, Alles zusammenzustellen, was zu Gunsten einer in der Geschichte der Philosophie wohlbekannten Absicht, alle vorhandene Zweckmäßigkeit aus der Concurrenz absichtloser Zufälle abzuleiten, mit einigem Anspruch auf Beachtung zu sagen war. Das zweite Kapitel im vierten Buch des Mikrokosmus hatte ich ausdrücklich diesem Ursprunge der geordneten Welt aus dem Chaos gewidmet, und ich habe mich nicht überzeugt, daß der neuentstandene Streit den seit alten Zeiten bekannten Gesichtspunkten, die ich dort erwähnt, neue der Berücksichtigung werthe hinzugefügt hätte. Auf diese Darstellung erlaube ich mir in Bezug auf das Einzelne zu verweisen; die Gesammtheit meiner Ueberzeugung bedarf jetzt einer Wiederholung nicht; den weiteren Streit aber wird die Zeit beschwichtigen, so weit er von wissenschaftlichen Bedürfnissen und nicht von dem festen und unüberwindlichen Hasse gegen jeden Gedanken ausgeht, welcher einer Neigung zur Religiosität verdächtigt werden könnte. Jene Hoffnung sehen wir theilweis schon erfüllt; ein Sprüchwort läßt die, die zu viel beten, sich durch den Himmel hindurchbeten und jenseits die Gänse hüten; es ist denen besser gegangen, die in aufrichtigem wissenschaftlichen Interesse anfänglich dem blinden

Zufall und dem absichtlosen Stoffe die Erzeugung der organischen Welt glaubten abgewinnen zu müssen; in beide Principien haben sie allmählich so viel Vernünftigkeit und inneres Bestreben hineindichten müssen, daß nur noch die Caprice des Sprachgebrauchs, Stoff Mechanismus und Zufall genau Das zu nennen, was sonst Geist Leben und Vorsehung heißt, ihre Rückkehr zu lebhaft bekämpften Ueberzeugungen zu verhindern scheint.

237. Die andere Frage ist ganz nur Gegenstand naturgeschichtlicher Forschung: die nach dem Gange, welchen die Entwicklung der organischen Welt genommen hat, und die Philosophie hat gar kein Interesse, dem vorbeugen oder widersprechen zu wollen, was empirische Nachweise hierüber uns wirklich lehren werden. Selbst der religiöse Sinn dürfte Gott nicht vorschreiben wollen, auf welchem Wege er seine Schöpfung weiter entwickeln sollte; wie wunderlich auch dieser Weg sein möchte, wir dürften überzeugt sein, daß darum die Leitung den Händen Gottes nicht entschlüpfen würde. Der Mensch, welcher täglich sein Leben durch Verzehrung der gemeinen Naturstoffe fristet, hat nicht Grund, eine namenlos vornehme Entstehungsart dieses seines Körpers zu beanspruchen und überhaupt soll er sich nach dem schätzen, was er ist, und nicht nach dem, woraus er entstanden ist; es reicht hin, wenn wir uns nicht mehr als Affen fühlen und es ist gleichgültig, ob entfernte Vorfahren, deren wir uns nicht erinnern, dieser niedrigeren Stufe des Lebens angehörten; schmerzlich wäre blos, wenn wir wieder Affen werden müßten und dies Ereigniß in naher Zukunft bevorstände. Mit vollkommenem Gleichmuth kann daher, wie ich glaube, die Philosophie diesen wissenschaftlichen Bewegungen zusehen; jedes Ergebniß, welches nicht blos als Vermuthung beliebt, sondern wirklich zwingend bewiesen würde, könnte sie als Erweiterung der Erkenntniß anerkennen; einstweilen darf sie der großen Fülle höchst merkwürdiger naturgeschichtlicher Thatsachen, welche Darwins unermüdliche Beobachtungskunst aufgefunden hat, sich ebenso herzlich erfreuen, wie sie mit vollkommenster Geringschätzung über seine anspruchsvollen und verfehlten Theorien hinweggeht. Das Einzige, was sie selbst zur Klärung der Ansichten beitragen kann, ist die Warnung vor unbegründeten Voraussetzungen, welche, selbst einigermaßen philosophischen Ursprungs, die vorurtheils-

lose Untersuchung beeinträchtigen könnten. Welches auch immer der Zustand der Erdoberfläche gewesen sein mag, welcher die erste Entstehung organischer Wesen veranlaßte: unwahrscheinlich bleibt es immer, daß nur an einem einzigen Punkte sich die nöthigen Bedingungen dieser Entstehung sollten gefunden haben; unwahrscheinlich ferner, daß bei der Verschiedenheit der irdischen Elemente, die hier im Allgemeinen gleichartigen Einflüssen unterlagen, an allen Stellen nur organische Keime derselben Art sollten entstanden sein; unwahrscheinlich endlich, daß diese der Bildung günstige Zeit nur ein schöpferischer Augenblick sollte gewesen sein und nicht so lange gedauert haben, daß die inzwischen sich langsam verändernden Umstände auch neue Schöpfungen den früheren, ohne auf bloße Fortbildung dieser beschränkt zu sein, hätten hinzufügen können. Daß dennoch alle diese Bildungen verschiedener Orte und verschiedener Zeiten zahlreiche Analogien des Baues darbieten mußten, versteht sich ohne Schwierigkeit; die Gleichung, welche die Bedingungen lebensfähiger Verbindung der Elemente enthielt, schloß die Möglichkeiten der Lösung in bestimmte formelle Grenzen ein. So ist die ursprüngliche Mannigfaltigkeit einfacher und entwicklungsfähiger organischen Typen jedenfalls die wahrscheinlichere Vermuthung.

Hier halten wir inne und folgen nicht weiter den Phantasien, mit denen die Gegenwart das letzte Ende der Dinge und ihren ersten Anfang zu erreichen sucht. Was wir über die Schicksale glauben sagen zu dürfen, welche unserem Erdball in Zukunft bevorstehen, das hat wenigstens in unserer Kenntniß seines jetzigen Zustandes und der auf ihm wirkenden Kräfte eine zwar unvollständige aber doch unverächtliche Grundlage, und es ist wichtig für die Wissenschaft, zu überlegen, zu welchem Ende zuletzt die Vorgänge, welche wir geschehen sehen, dann führen würden, wenn Nichts ihre Fortdauer nach den jetzt beobachteten Gesetzen ihres Verlaufs hinderte. Von diesem Gesichtspunkte aus wissen wir die scharfsinnigen Berechnungen zu schätzen, die aus unsern Erfahrungserkenntnissen über die Oekonomie der Wärme den Endzustand der Welt abzuleiten suchen; aber freilich sind sie nur nothwendige Rechenexempel, welche die Consequenzen dieses

Theils unſeres Naturwiſſens ziehen. Ob die hypothetiſche Annahme der Fortdauer zutreffen wird, welche wir zu dieſem Behufe den wirkſamen Verhältniſſen der Gegenwart zuſchreiben müſſen und ob nicht in Kurzem oder in ſpäter Zeit neue Entdeckungen hinzutreten werden, die das jetzt vorauszuſehende Ergebniß völlig ändern würden, kann Niemand entſcheiden. Die meiſten ſtatiſtiſchen Vorberechnungen des Zukünftigen haben indeſſen bisher dies ungünſtige Schickſal gehabt; man muß ſich daher hüten, für eine aſſertoriſche Vorausverkündigung der Zukunft die Angabe deſſen zu halten, was unter der willkührlichen Vorausſetzung ausſchließlicher Geltung gewiſſer Bedingungen allerdings deren nothwendige Folge ſein müßte. Noch weniger, als in dieſe Berechnungen, vertiefen wir uns in die Träume Derer, die uns, als wären ſie dabei geweſen, die erſten Hergänge der Bildung ſchildern: wie entweder die unorganiſchen Elemente der Erdrinde ſich zu imbibitionsfähigen Kryſtallen und lebendig fortwachſenden Syſtemen zuſammengefunden, oder wie die Atmoſphäre der Urwelt, als urſprünglich organiſcher Schleim, ſich auf die Erde herabgeſenkt und in ihr mannigfaltige Wurzeln geſchlagen habe. Dieſe Ungenügſamkeit, über die allgemeinen Grundſätze hinaus, die wir zur Beurtheilung dieſer Probleme noch aufbringen können, auch noch die ſpeciellen Umſtände errathen zu wollen, die wir nun einmal nicht wiſſen können, mag man beſchönigend zu dem geſchichtlichen Sinne rechnen, der die Gegenwart auszeichne, in vortheilhaftem Gegenſatz zu dem ſpeculativen der Vorzeit, die nicht im realen Hergang der Dinge, ſondern in Ideen ohne Zeit und Ort die Wahrheit geſucht habe. Aber ich wüßte nicht, worin die Würde der Geſchichte beſtände, wenn ſie wirklich das Geſchehene nur als hier oder dort geſchehen berichtete und nicht in dem Inhalt und der Zeitfolge der Begebenheiten auch die wirkſamen Nerven bloslegte, welche den Zuſammenhang der Dinge ewig und allgemein beherrſchen. Dazu aber muß die Geſchichte vor allem wahr ſein, und jede Thatſache der Vergangenheit, welche wir durch unabweisliche Zeugniſſe ſicher ſtellen können, werden wir gern als eine wirkliche und ſchätzbare Erweiterung unſerer Erkenntniß aufnehmen. Jene Sprünge eines beweglichen Vorwitzes dagegen, unterhaltend am Anfang und langweilend in ihrer Wiederholung, gehören nicht dieſem achtbaren geſchichtlichen Sinne

an, sondern der bedenklichen Hinneigung zu dem rein Anekdotenhaften, mit der sich unsere Zeit, allerdings im Gegensatze zur Philosophie, über die Unklarheit ihrer principiellen Ueberzeugungen durch lebhafte Beschäftigung der sinnlichen Einbildungskraft zu trösten sucht. Wo sich in einem vergessenen Sumpfe Pfahlbauten finden, da sammeln wir mit Andacht die schnöden Reste einer albernen Vergangenheit und bilden uns ein durch ihre Betrachtung klüger zu werden und zu lernen, was uns jeder Blick in das tägliche Leben müheloser lehren würde. Wie ungünstig stehen diesen Dingen gegenüber die philosophischen Ideen, in denen Jahrtausende sich über Das klar zu werden suchten, was ewig gilt! Wenn sie doch sich ausstopfen ließen! Dann würden neben einem schönen Exemplar der platonischen Idee und einer wohlerhaltenen Entelechie des Aristoteles vielleicht auch die bescheideneren Grillen, die ich hier eiliger Vergessenheit gewidmet habe, den nachdenklichen Blick eines sonntäglichen Besuchers auf sich ziehen.

Drittes Buch.

Von dem geiſtigen Daſein.

(Pſychologie.)

Erſtes Kapitel.

Der metaphyſiſche Begriff der Seele.

Als die alte Metaphyſik der Schule auch rationale Pſychologie zu ihren Aufgaben rechnete, konnte ſie darunter nicht eine Lehre verſtehen, für welche die erfahrungsmäßige Kenntniß ihres Gegenſtandes entbehrlich wäre; nur die allgemeinen Formen des Verhaltens, welche an ihm die Beobachtung kennen gelehrt, hatte ſie in Zuſammenhang mit den Ueberzeugungen zu ſetzen, die ſie über die Möglichkeit jedes Seins und Geſchehens hegte. Ich unterlaſſe hier zu erörtern, wie viel oder wenig ſie geleiſtet; auf das Ziel aber, das ſie zu erreichen ſuchte, ſchränke auch ich meine folgende Darſtellung ein. Der lebhaften Neigung, welche ſich jetzt für empiriſche Erforſchung der mannigfaltigſten Erſcheinungen des pſychiſchen Lebens regt, trete ich nicht entgegen, wenn ich auch einiges Mißtrauen gegen die Sicherheit ihrer Ergebniſſe zugeſtehe. Im Allgemeinen kann über den Hergang der Aſſociationen von Eindrücken, durch welche ſich zuletzt die Geſammtheit unſerer ſinnlichen Weltauffaſſung ſowohl wie der Schatz unſerer geiſtigen Cultur entwickelt, kein erheblicher Zweifel ſein; allein die ſcharfſinnigen Verſuche, nachzuweiſen, auf welchem Wege einzelne Theile dieſes Beſitzes wirklich entſtanden ſind, haben nicht dieſelbe Gewißheit; anſtatt ſich auf empiriſche Belege zu gründen, ſchildern ſie häufig nur Vorgänge, die ohne bemerklichen Widerſtand unſerer Phantaſie ſich als probable Entſtehungsweiſen des Unterſuchten zugeben laſſen; zuweilen doch auch ſolche, von deren Möglichkeit wir uns nur überreden, weil wir Gewohnheiten des geiſtigen Lebens, deren Erklärung noch unſere Aufgabe ſein müßte, ſchon als ſelbſtverſtändliche Mittel der Erklärung benutzen. Aber ich hege nicht die

Absicht, diesen stets sehr schätzbaren Bemühungen die verdiente Theilnahme zu verkümmern; nur, indem ich sie von diesem Buche ausschließe, das doch ein Ende haben muß, möchte ich für einen Augenblick wenigstens die Mißgunst überwinden, welche jeder metaphysischen Behandlung dieser Gegenstände entgegenzukommen pflegt. Die Wahl eines empirischen Standpunktes kann doch nicht nur dies bedeuten, daß man auf diesem Punkte stehen bleiben will; er wird immer nur den Ausgangspunkt bilden sollen, von welchem aus wir das umliegende Gebiet der Erfahrung in Besitz zu nehmen denken. Als solchen Ausgangspunkt nun kann ja keine Psychologie die Kenntniß der Thatsachen entbehren, welche uns die Erfahrung liefert; selbst diejenigen Versuche, die am meisten den Tadel transscendenter Behandlung auf sich zogen, sind doch zuletzt nur Interpretationen des Inhalts gewesen, den ihnen die Breite der Beobachtung dargeboten hatte. Der Zwiespalt beginnt in Wahrheit erst, wenn es sich um die Methoden der theoretischen Besitzergreifung Dessen handelt, was wir von jenem empirischen Standpunkte aus alle gleichmäßig sehen. Ich habe früher in Bezug auf die physikalische Naturforschung erwähnt, wie gering und mühselig die Fortschritte einer bloßen Beobachtung sein würden, die es sich versagte, durch Hypothesen über die unbeobachtbare Natur der Dinge die gegebenen Thatsachen zu verknüpfen; ich kann mich jetzt auf die vortrefflichen Versuche berufen, die in der Psychologie gemacht worden sind, um an einem Punkte wenigstens, über das Verhältniß der Empfindungsstärke zu der des äußeren Reizes, zum Anfang einer exacten Wissenschaft zu kommen: sie haben sofort in eine Menge theoretischer und speculativer Fragen verwickelt, zu deren Entscheidung künftige Erfahrung vielleicht immer noch viel, aber gewiß nicht alles wird beitragen können. Wenn es nun nöthig ist, über die Verbindung physischer und psychischer Erscheinungen eine Hypothese zu Grunde zu legen, warum sollen wir diese Hypothese aus heiler Luft herunterlangen? und warum nicht versuchen, durch Rückgang auf die allgemeinsten Vorstellungen, die uns über alles Sein und Wirken nothwendig sind, die Grenzen zu bestimmen, innerhalb deren unsere Vermuthungen sich hier mit Zuverlässigkeit dort wenigstens mit Wahrscheinlichkeit bewegen können? Wäre es aber selbst möglich, für die Methoden der speciellen Untersuchung frucht-

bare Ausgangspunkte zu finden, die gar kein feſtes Vorurtheil über die eigentliche Natur der Sache ſelbſt einſchlöſſen, ſo würde zwar für eben dieſe ſpecielle Unterſuchungsarbeit ein ſolcher Verzicht möglich ſein, aber unannehmbar für den ganzen Menſchen. Die Ermahnung, von der Ueberlegung Deſſen abzuſtehen, was nach den beſonderen Verfahrungsweiſen einer beſtimmten Wiſſenſchaft nicht zu ermitteln ſcheint, wird das menſchliche Geſchlecht nie abhalten, zu dieſen Räthſeln zurückzukehren, über welche eine in ſich zuſammenhängende Anſicht ihm gleich wichtig und unentbehrlich iſt, wie die in dieſem Gebiet ſtets nur fragmentariſch möglichen Aufklärungen der Beobachtung. Ich verſuche daher die metaphyſiſchen Ueberlegungen noch über das Gebiet der Pſychologie auszudehnen und zum Abſchluß zu bringen. In Bezug auf manche Ausmalungen des Einzelnen darf ich mir eine Rückverweiſung auf die entſprechenden Abſchnitte des Mikrokosmus erlauben; hier will ich die weſentlichen Punkte der „mediciniſchen Pſychologie“ (Leipzig 1852), welche ich nicht erneuern werde, mit Ergänzung des metaphyſiſchen Zuſammenhanges zuſammenſtellen, welcher in jenen beiden Schriften nicht hinlängliche Beachtung finden konnte.

238. Sehen wir vorläufig ganz von Dem ab, was unſere früheren Betrachtungen uns als Grundlage der weiteren darbieten könnten, ſo haben wir zuzugeſtehen, daß geiſtiges Leben uns nur in ſteter Verbindung mit körperlichem als Gegenſtand der Beobachtung gegeben iſt; ſo liegt daher die Annahme nahe, daß es auch nur ein Erzeugniß der phyſiſchen Organiſation ſei, mit deren Bildung es in unſern Geſichtskreis tritt. Gleichwohl iſt eine ſolche Anſicht immer nur Meinung der wiſſenſchaftlichen Schule geweſen; der Name der Seele, der in allen Sprachen gebildeter Völker wiederkehrt, beweiſt uns, daß die menſchliche Phantaſie erhebliche Gründe zu dem Wagniß der Vermuthung gehabt haben muß, den Erſcheinungen des inneren Lebens liege ein eigenthümliches Weſen als Träger oder Urſache zu Grunde. Ich habe geglaubt, jene Gründe auf drei, von ſehr verſchiedenem Werthe, zurückführen zu können. Der, den ich jetzt zuerſt nenne, die Berufung auf die Freiheit, welche das geiſtige Leben im Gegenſatze zu der Nothwendigkeit der Natur auszeichne, iſt von keinem Gewicht. Es iſt eine Vorüberzeugung der Unterſuchung, an welcher wir feſthalten, daß alles Geſchehen in der äußern Natur einen un-

unterbrochenen Zuſammenhang cauſaler Verknüpfung nach allgemeinen Geſetzen bilde; allein eine Thatſache der Beobachtung iſt dieſe Nothwendigkeit nicht; noch immer gibt es große Gebiete der Natur, deren innerer Zuſammenhang uns lediglich unbekannt iſt, und die mithin jener methodiſchen Vorausſetzung keine empiriſche Beglaubigung verſchaffen können. Für das geiſtige Leben aber kann auch Der, dem Freiheit nicht überhaupt ein unmöglicher Begriff iſt, ſie nicht als allgemeinen Character anſehen, ſondern ſie nur an einem beſtimmten Punkte, für die Entſchließungen des Willens, verlangen; alles Uebrige, der geſammte Verlauf der Vorſtellungen, Gefühle und Strebungen, iſt nicht nur, in thieriſchen und menſchlichen Seelen, einem allgemeingeſetzlichen Zuſammenhange ſichtlich unterworfen, ſondern die Verneinung deſſelben höbe ja ſofort die Möglichkeit jeder pſychologiſchen Unterſuchung auf, die, wie jede andere Unterſuchung, nur auf die Auffindung allgemeingültiger Bedingungen gerichtet ſein kann.

239. Der zweite Grund für die Bildung des Begriffes der Seele war die völlige Unvergleichbarkeit aller inneren Vorgänge, des Empfindens Vorſtellens Fühlens und Begehrens, und jener Zuſtände der räumlichen Bewegung Lage Geſtalt und Kraftwirkung, welche wir an den Elementen der Materie zu beobachten glauben, oder als ihnen zuſtoßende uns dann denken können, wenn wir in der Materie eben Nichts als Dasjenige ſehen, wofür die phyſikaliſche Naturbetrachtung ſie ausgibt. Die Anerkennung dieſer Unvergleichbarkeit iſt ein ſehr alter Beſitz der Philoſophie und bedurfte neuer Entdeckung und Bekräftigung nicht; ſie hat nur Denen gefehlt, die aus Vorurtheil für einen Schluß, zu dem ſie kommen wollten, den logiſchen Irrthum nicht ſcheuten, Zweierlei blos deshalb für gleicher Art zu halten, weil eine thatſächliche Verknüpfung beider Glieder beſteht. Wie verwickelt wir uns auch immer eine Mannigfaltigkeit von Bewegungen materieller Elemente denken mögen, niemals kommt doch ein Augenblick, wo wir ſagen könnten, jetzt verſtehe es ſich nun von ſelbſt, daß dieſe Summe von Bewegungen nicht mehr Bewegung bleiben könne, ſondern in Süßigkeit Helligkeit oder Klang übergehen müſſe; ſie wird immer nur neue und andere Bewegungen ſelbſtverſtändlich bedingen. Anſtatt einer analytiſchen Herleitung der Empfindung aus der Natur ihrer phyſiſchen Erregungsurſache wird

ſtets nur eine ſynthetiſche Verknüpfung beider möglich ſein; nur dann, wenn jene Bewegungsſumme auf ein Subject trifft, in deſſen eigengearteter Natur die Fähigkeit liegt, Empfindung aus ſich ſelbſt hervorzubringen, wird jenes phyſiſche Ereigniß zur Bedingung für die Entſtehung der Empfindung. Eine Schranke iſt hierdurch ſogleich aller phyſiologiſchen und pſychologiſchen Unterſuchung gezogen: es iſt völlig unfruchtbar, nachweiſen zu wollen, wie allmählich ein phyſiſcher Nervenproceß ſich in Empfindung oder einen andern geiſtigen Vorgang verwandele; Nichts bleibt übrig als die andere an ſich doch ſehr werthvolle Aufgabe, zu ermitteln, welches pſychiſche Ereigniß α ſich an welchen phyſiſchen Reiz a durch einen allgemeinen Naturzuſammenhang thatſächlich knüpfe, und nach welchem Geſetze ſich α um eine beſtimmbare Differenz in β verwandelt, wenn a ſich um eine gleichfalls, aber nach eignem Maßſtabe, beſtimmbare Differenz in b verändert hat. An dieſem Punkte tauſchen die angeblich empiriſche und die metaphyſiſche Behandlung ihre Rollen. Jene, wenn ſie dem Traume einer Identität phyſiſcher und pſychiſcher Vorgänge nachhängt, verläßt weit den Boden der Erfahrung und ſtreitet gegen die unmittelbarſte Gewißheit der Nichtidentität beider; dieſe, indem ſie ein Ereigniß zu beſchreiben aufgibt, das gar nicht ſtattfinden kann, hebt darum nicht den Zuſammenhang zwiſchen beiden Reihen von Ereigniſſen auf, beſchränkt aber die Unterſuchung auf die nützliche Erforſchung der Geſetze, nach denen ſich die Veränderlichkeit der Reſultate dieſes Zuſammenhanges richtet, und unterläßt die vorläufig wenigſtens vergebliche Forſchung nach der Art, wie er in allen Fällen eigentlich zu Stande kommt.

240. Eben hierüber aber dürfen wir anderſeits nicht zu viel feſtſetzen wollen. Die Unvergleichbarkeit der phyſiſchen und der pſychiſchen Vorgänge macht es nur unvermeidlich, für jede der beiden Gruppen ihren beſonderen Erklärungsgrund feſtzuhalten; aber es würde ein Ueberſchuß der Behauptung ſein, die beiden ſo zu ſondernden Principien ſeien, nothwendig an zwei verſchiedene Sorten von Subſtanzen vertheilt. Nichts hindert vorläufig die andere Annahme, jedes Element der Wirklichkeit vereinige in ſich die beiden Ureigenſchaften, aus deren einer geiſtiges Leben entſpringen könne, während die andere die Bedingung der Erſcheinung als Materie enthalte. So

stände nicht ein eigenthümliches Geschlecht von Seelen ohne jede physische Wirksamkeit einer völlig selbstlosen Gattung materieller Elemente gegenüber, sondern auch in den letztern könne sich, in mannigfaltigen Abstufungen, ein inneres Leben regen, unserer Beobachtung freilich stets entzogen und auch nicht errathen, so lange für uns verständliche Formen der Aeußerung ihm abgehen. Welcher Grund es sei, der diese beiden Attribute in dem Seienden vereinige, würde diese Ansicht mit demselben Rechte völlig dahingestellt lassen, mit dem auch die unsere sich nur auf eine thatsächliche Verknüpfung zweier Reihen von unvergleichbaren Vorgängen berufen konnte. Es scheint mir, daß jede Vorstellungsweise, die sich selbst Materialismus nennt, zuletzt auf dieser Annahme beruht, oder bei einigem Nachdenken auf sie zurückkommen muß; die Materie, aus welcher sie die geistigen Erscheinungen abzuleiten denkt, ist ihr von Haus aus heimlich etwas Besseres, als sie, von außen angesehen, zu sein scheint. So kommt es, daß es für eine wohlgestellte Aufgabe gelten kann, aus den Gegenwirkungen der psychischen Regungen der körperlichen Elemente das geistige Leben eines Organismus ebenso abzuleiten, wie als eine Resultante aus dem Zusammenflusse ihrer physischen Kräfte das leibliche Leben desselben entsteht. So lange wir nun auf äußerliche Beobachtung eines fremden Seelenlebens beschränkt wären, wüßte ich nicht, was man völlig Entscheidendes dieser Annahme entgegenstellen könnte, nach welcher jede psychische Aeußerung das letzte Ergebniß einer uncentralisirten Vielheit von Componenten wäre; aber die innere Erfahrung bietet uns die Thatsache einer Einheit des Bewußtseins als den dritten und nicht zu überwältigenden Grund dar, auf welchem allerdings die Ueberzeugung von der Selbständigkeit eines Seelenwesens in einer sogleich auszuführenden Weise sicher beruhen kann.

241. Man hat es als nothwendige Voraussetzungslosigkeit der empirisch beginnenden Theorie empfohlen, am Anfang nur von Empfindungen oder Vorstellungen zu sprechen und die Erwähnung der Seele zu unterlassen, der man sie zuzuschreiben mit Unrecht eile. Ich möchte im Gegentheil behaupten, daß eben ein solcher Anfang sich sogleich willkührlich von dem entfernen würde, was in der Erfahrung wirklich gegeben ist. Nirgends kommt eine bloße Empfindung ohne Subject als eine Thatsache vor, und so wenig es möglich

iſt, von einer nackten Bewegung zu reden ohne der Maſſe zu gedenken, deren Bewegung ſie iſt, ſo wenig iſt eine Empfindung denkbar als beſtehend, ohne die Mitvorſtellung Deſſen, der ſie hat, oder richtiger Deſſen, der ſie empfindet: denn auch dies gehört mit zu dem gegebenen Inhalt der Erfahrung, daß das Verhältniß des empfindenden Subjects zu ſeiner Empfindung, wie es auch weiter zu faſſen ſein mag, jedenfalls ein anderes iſt, als das des bewegten Elements zu ſeiner Bewegung. So allein iſt die Empfindung eine gegebene Thatſache; von dieſer Beziehung zu ihrem Subject darf nicht deswegen, weil ſie räthſelhaft iſt, abſtrahirt werden, um einen ſcheinbar bequemeren aber empiriſch völlig unverbürgten Anfangspunkt der Unterſuchung zu erlangen. Ich will hiermit nicht die häufig vorkommende aber übertriebene Behauptung wiederholt haben, in jedem einzelnen Acte der Empfindung oder Vorſtellung ſei ein ausdrückliches Bewußtſein vorhanden, welches beide nur als Zuſtände eines Ich anſehe; jeder kennt vielmehr die hingebende Verſenkung in den Inhalt einer ſinnlichen Wahrnehmung, die uns häufig ihm gegenüber gänzlich unſere Perſönlichkeit vergeſſen läßt; allein daß wir das Vorhandengeweſenſein ſolcher Fälle auch nur gewahr werden können, ſetzt ſelbſt voraus, daß wir ſpäter nachholen, was wir früher unterließen: die Anerkennung, daß jene Wahrnehmung in uns, als unſer Zuſtand, dageweſen ſei. Es gibt indeſſen andere Thatſachen, welche deutlicher machen, was an den einzelnen Empfindungen zweifelhaft bleiben möchte. Jede Vergleichung zweier Vorſtellungen, die damit endet, ihre Inhalte gleich oder ungleich zu finden, ſetzt die völlig untheilbare Einheit Deſſen voraus, was dieſe Thätigkeit der Vergleichung ausführt: ſchlechthin Daſſelbe muß es geweſen ſein, was zuerſt die Vorſtellung des a faßt, dann die des b, und was zugleich ſich der Art und der Weite der Differenz bewußt wird, die zwiſchen beiden beſteht. Und dann werden die verſchiedenen Acte ſolcher Vergleichung und Beziehung wieder zu Gliedern, deren gegenſeitiges Verhältniß eine neue Thätigkeit des Vergleichens zum Bewußtſein bringt; ſo baut ſich die ganze Gedankenwelt unſers Innern auf, nicht als bloßes Zugleichſein oder Aufeinanderfolgen mannigfacher Vorſtellungen, ſondern überall von dieſer einheitlichen beziehenden Thätigkeit durchzogen, die dieſe einzelnen Glieder zuſammenhält und ordnet. Dies iſt es

nun, was wir unter der Einheit des Bewußtſeins verſtehen und als den hinreichenden Rechtsgrund für die Annahme einer untheilbaren Seele anſehen. Neben den tauſendfachen Bethätigungen dieſer Einheit, die in jedem ausgeführten Acte einer Beziehung zweier Vorſtellungen auf einander liegen, iſt es gleichgültig, ob in jedem Augenblicke auch noch die beſondere Beziehung ausdrücklich ausgeführt wird, alle dieſe inneren Zuſtände eben als das was ſie ſind, als Zuſtände der thätigen Einheit aufzufaſſen; viele Bedingungen ſind denkbar, welche dieſe mögliche Reflexion dennoch häufig nicht geſchehen laſſen; daß ſie aber überhaupt geſchehen kann, beweiſt uns die Einheit des thätigen Subjects, welches ſie vollzieht.

242. Dieſer Schluß jedoch bedarf noch verſchiedener Erörterungen ſeiner Unzweifelhaftigkeit ſowohl als ſeines Sinnes. Denn zuerſt: wenn wir nun auch dieſe Einheit des Bewußtſeins zugeben, warum müßte ſie auf die Untheilbarkeit eines beſonderen Subjects zurückgeführt werden und ließe ſich nicht ebenſo wie eine reſultirende Bewegung aus dem Zuſammenwirken vieler Componenten herleiten? Auch dieſe Reſultante gibt ſich ja vollkommen einfach und enthält keine Andeutung der Vielheit mehr, aus der ſie entſtanden iſt. Allein nur ein läſſig verkürzter Ausdruck des mechaniſchen Geſetzes, auf das man ſich beruft, kann einen ſolchen Verſuch möglich ſcheinen laſſen. Man darf nicht ſagen: aus zwei Bewegungen entſteht eine dritte einfache; ſondern vollſtändig: wenn auf einen und denſelben materialen Punkt gleichzeitig zwei verſchiedene Antriebe einwirken, ſo ſetzen ſie ſich an dieſem Punkte zu einer dritten einfachen Bewegung eben dieſes Punktes zuſammen; ſie würden es nicht thun, wenn ſie verſchiedene Elemente getroffen hätten, und die Reſultante würde Nichts bedeuten, wenn ſie nicht Bewegung eben deſſelben Elementes wäre, an dem jene zuſammenſtießen. Dieſe unerläßliche Angabe des Subjects, deſſen Zuſtände ſie combiniren will, dürfte auch die analoge Conſtruction des Bewußtſeins nicht verſäumen. Es mögen nun a b c . . z die Elemente eines lebendigen Organismus ſein, jedes von ihnen zugleich phyſiſcher und pſychiſcher Natur und jedes befähigt, in Gemäßheit beider Naturen zu wirken; ſo können doch dieſe Wirkungen nicht in das Leere hinaus, als Niemandes Zuſtände, ausgeſtrömt werden, ſondern beſtehen immer in Zuſtänden, welche das eine

Element in anderen hervorbringt. Fände dieſe Wechſelwirkung zwiſchen allen ganz gleichmäßig ſtatt, ſo würde bei der Gleichheit der empfangenen und der ausgetheilten Eindrücke das Ende des Vorgangs nur darin beſtehen, daß jedes einzelne dieſer Elemente in denſelben Endzuſtand Z geriethe, die Reſultante aller einzelnen Antriebe; und wäre Z ein Bewußtſein, ſo würde dies Bewußtſein ebenſo vielmal vorhanden ſein, als es gleichartige Elemente gibt; niemals aber würde ſich außer neben oder zwiſchen dieſen Elementen ein neues Subject bilden, welches den Vorzug beſäße, der perſonificirte Gemeingeiſt dieſer auf einander wirkenden Geſellſchaft zu ſein. Jene Gleichartigkeit wird nun allerdings nicht ſtattfinden; verſchiedene Beſtandtheile ihrer Natur nach verbindet der Organismus und gibt ihnen verſchiedene, für die Verbreitung ihrer Wechſelwirkungen mehr oder minder günſtige Stellungen; in welchem Augenblicke wir uns auch den Verlauf derſelben abgeſchloſſen denken, ſo wird das Ende wahrſcheinlich darin beſtehen, daß die verſchiedenen Elemente in verſchiedene Endzuſtände A B . . Z gerathen ſind, je nachdem jedes die Einwirkungen der andern mehr oder minder lebhaft empfing und ſie vollſtändig in ſich zu concentriren vermochte oder nicht. Um ſo unmöglicher iſt es zu ſagen, welches der vielen ſo entſtandenen Beiſpiele eines reſultirenden Bewußtſeins dasjenige iſt, das wir als die Seele dieſes Organismus zu conſtruiren wünſchten; außer und neben ihnen aber entſteht gewiß auch in dieſem Falle kein neues Subject, welches in ſeinem eignen Bewußtſein die inneren Zuſtände dieſer vielen Elemente ſo zuſammenfaßte und vergliche, wie allerdings wir, die Unterſuchenden, in der Einheit unſers Bewußtſeins dieſe Vergleichung anſtellen können. Nichts würde übrig bleiben, als auf den Gedanken Leibnitzens zurückzukommen, zwiſchen den unzählbaren Monaden, die, weſentlich gleichartiger Natur, das lebendige Geſchöpf zuſammenſetzen, befinde ſich doch eine prima inter pares, eine Centralmonade, welche theils durch Vorzüge ihrer qualitativen Natur theils durch die Gunſt ihrer vortheilhaften Stellung zwiſchen den übrigen zur Entfaltung des intenſivſten geiſtigen Lebens und zur Beherrſchung aller befähigt wäre; ſie würde Das ſein, was wir unſere Seele, das Subject unſers einheitlichen Bewußtſeins nennen; die andern, gleichfalls innerlich ſeeliſch erregt, würden doch für unſere innere Erfahrung un-

mittelbar gleich unzugänglich ſein, wie in der Geſellſchaft das Innere einer Perſon es iſt für jede andere. So würde dieſer Conſtructionsverſuch zu einem anderen Ende als dem vorausgeſetzten führen. Auch er würde die völlig untheilbare Einheit des Weſens anerkennen müſſen, welches den Träger unſers innern Lebens bilden ſoll; die Hoffnung, dieſe Einheit als Reſultante des Zuſammenwirkens Vieler zu erweiſen, wäre zu der Annahme ermäßigt, dieſe Vielheit ſtehe zu jenem einen Weſen in mannigfachen Verhältniſſen der Wechſelwirkung. Nichts iſt dieſer Anſicht noch eigenthümlich, als die Vorſtellung einer für unſer eignes Seelenleben unerheblichen Beſeeltheit aller Körperelemente, und, zwar nicht bei Leibnitz, aber im Zuſammenhang der Hypotheſe, die ich hier ſchildere, der zweifelhafte Vortheil, dem einen Seelenweſen zugleich die Prädicate eines in der Weiſe der Materie wirkſamen Elementes beilegen zu dürfen.

243. Ich erwähnte, daß nicht nur die Unabweisbarkeit der anzunehmenden Einheit der Seele, ſondern auch der Sinn dieſer Annahme noch weitere Bemerkungen erfordere. Im Zuſammenhange dieſer metaphyſiſchen Arbeit ſollte ich allerdings nicht zu befürchten haben, über dieſen Sinn ſo mißverſtanden zu werden, wie ich es in Folge früherer Darſtellungen erfahren habe. Es iſt gewöhnlich, unſere jetzt aufgeſtellte Folgerung dahin auszudrücken, daß die Seele eine untheilbare und einfache Subſtanz ſei, und ich habe dieſen Ausdruck als verſtändliche Bezeichnung arglos gebraucht. Wie er mißverſtanden werden kann, lehrt mich die Art, wie Fechner in ſeiner Atomenlehre meine Anſicht der ſeinigen gegenüber characteriſirt. Meinem hochverehrten Freunde lag es als Naturforſcher nahe und wurde ihm durch Vertrautheit mit den eminenteſten Vertretern der Herbartiſchen Philoſophie wahrſcheinlich noch näher gelegt, Subſtanz in dem Sinne eines phyſikaliſchen Atomes oder eines einfachen realen Weſens jener Schule zu faſſen. Beſondere Veranlaſſung zu dieſem Mißverſtändniß hatte ich nicht gegeben, vielmehr den Satz ausgeſprochen, der nicht unbemerkt geblieben ſein konnte, weil er getadelt ward: nicht durch eine Subſtanz ſeien die Dinge, ſondern ſie ſeien dann, wenn ſie den Schein einer in ihnen vorhandenen Subſtanz zu erzeugen vermögen. Ich habe in der Ontologie hinlänglich hiervon geſprochen und ziehe nun blos die Folgerungen für die gegenwärtige

Frage. Wenn ich von der thatſächlich gegebenen Einheit des Bewußtſeins dazu überging, das Subject dieſes Wiſſens Weſen oder Subſtanz zu nennen, ſo konnte ich gar nicht die Abſicht haben, hiermit einen Schluß zu machen, der aus ſeinen Prämiſſen etwas ſachlich Neues, das in ihnen noch nicht enthalten geweſen wäre, folgern ſollte. Ich hatte ja für den Begriff der Subſtanz gar keine andere Definition, als die, daß er Alles bezeichne, was zu wirken und zu leiden fähig iſt, ſofern es hierzu fähig iſt; ſo war dieſer Ausdruck ein Titel, der um einer geſchehenden Leiſtung willen dem zukam, welches dieſelbe ausführt; nicht im mindeſten aber konnte er den Grund das Mittel oder die Urſache bedeuten ſollen, aus dem dieſe Leiſtung begreiflich würde. Zu groß wäre der Widerſinn geweſen, in einer allgemeinen Subſtanz dieſe Fähigkeit zum Wirken und Leiden überhaupt begründet zu denken, und dann zu hoffen, daß ein Körnchen derſelben, in jedes einzelne Ding verſenkt, dieſe allgemeine Fähigkeit zu den beſondern Arten des Wirkens und Leidens werde erwachſen laſſen, durch die dieſes ſich von allen andern Dingen unterſcheidet; anderſeits würde die Annahme, jedes Ding ſei eine Subſtanz für ſich und nicht aus dem allgemeinen Subſtanzſtoffe zugeſchnitten, unmittelbar darauf zurückgeführt haben, in dem Namen der Subſtanz, ſo wie es ſein muß, nur die allgemeine formelle Bezeichnung jeder Art des Wirkens und Leidens zu ſehen, aber nicht die reale Bedingung, auf der in jedem Einzelfalle Möglichkeit und beſonderer Character dieſes Verhaltens beruht. Sehr weit war ich daher von der Anſicht Derer entfernt, welche die Seele als ein hartes und unzerſprengbares Atom neben andern oder als ein unaufhebliches reales Weſen in den Lauf der Ereigniſſe einführen, und in dieſem ihrem Character als Subſtanz die Grundlage zur Conſtruction ihres übrigen Verhaltens zu finden glaubten; die Thatſache der Einheit des Bewußtſeins iſt es, die eo ipso zugleich die Thatſache des Daſeins einer Subſtanz iſt, nicht aber auf eine ſolche wie auf die Bedingung ihrer Möglichkeit erſt durch einen Schluß zurückgeführt zu werden braucht, durch einen Schluß, der ganz irrig in einer vorher bekannten anderweitigen Natur und Vortrefflichkeit der Subſtanz die Quelle ſuchte, aus der der Seele und jedem einzelnen Dinge erſt die Fähigkeit zuflöſſe, als einheitlicher Mittelpunkt eines mannigfachen Wirkens und Leidens ſich aufführen

zu können. Warum ich es dennoch nicht für Ueberfluß hielt, die Seele als Subſtanz oder reales Weſen zu bezeichnen, erwähne ich ſpäter im Gegenſatz zu Fechners Vorſchlag einer pluraliſtiſchen Anſicht; es kam mir nicht ſowohl auf ihre Subſtantialität, als auf ihre Einheit an, und ich wollte den Gedanken lebendig erhalten, daß Wirken und Leiden überhaupt in eigentlichem Sinne keiner Vielheit, ſondern nur einer untheilbaren Einheit zukommen können, ein Gedanke, deſſen weitere Verdeutlichung ich im Mikrokosmus (I S. 178) verſuchte. Daran aber konnte ich die Einbildungskraft gewöhnt vorausſetzen, dieſe Vorſtellung der Einheit mit dem Namen der Subſtanz oder der realen Weſen zu verknüpfen und ſo mochten beide Ausdrücke, auch in dem oben abgelehnten Sinne, immerhin im Gebrauche als dienliche Abbreviaturen des einmal feſtgeſtellten wahren Verhaltens gelten.

244. Es iſt ſehr natürlich, hier an die Kantiſche Behandlung des Paralogismus der reinen Vernunft zu denken, welcher die Subſtantialität der Seele feſtzuſtellen ſucht. Daraus, daß wir uns in unſeren Gedanken als das beharrliche Subject unſerer Zuſtände vorkommen, folge nicht, daß die Seele eine beharrliche Subſtanz ſei; denn, hierauf läuft in Kurzem die Erörterung Kants zurück, auch jene Einheit iſt zuletzt nur unſere ſubjective Auffaſſung, und gar Vieles kann anders an ſich ſein, als es uns nothwendig ſcheinen muß. Aber dieſer letzte freilich unwiderlegliche Gedanke würde wenigſtens Das nicht treffen, worin der Nerv unſerer Folgerung liegt. Ich komme auf eine frühere Aeußerung zurück: nicht deswegen glauben wir an die Einheit der Seele, weil ſie ſich als Einheit vorkommt, ſondern deswegen, weil ſie überhaupt ſich etwie vorkommen oder erſcheinen kann. Die einfache Thatſache, daß ſie ſich ſelbſt als Subject mit irgend einem Prädicate verbindet, beweiſt uns die Einheit Deſſen, was dieſe Beziehung ausführt; und geſchähe es, daß die Seele ſich ſelbſt als eine Vielheit vorkäme, ſo würden wir aus demſelben Grunde ſchließen, daß ſie hierin ſich unſtreitig irre, wenn ſie dieſen Inhalt ihrer Erſcheinung für Wahrheit nehmen wolle; jedes Urtheil, gleichviel was es ausſagen möge, bezeugt dadurch allein, daß es gefällt wird, die untheilbare Einheit des Subjectes, welches es ausſpricht. Aber hiermit werde ich freilich dem Vorwurfe nicht entgehen, die ſchöne und ſubtile Unterſcheidung zu vernachläſſigen, welche Kant

zwiſchen dem Subject der inneren Erfahrung, deſſen Einheit er ja zugeſteht, und der Einheit des Seelendinges an ſich macht, auf welche zu ſchließen er verbietet. Ich halte es für ſchwierig und habe gar kein Intereſſe daran, die letzten Gedanken Kants in dieſem Abſchnitte der Vernunftkritik zu zergliedern; ich begnüge mich deutlich zu machen, worin meine Anſicht der Sache von ſeiner muthmaßlichen abweicht. Im Gegenſatze zu jenem hergebrachten Schluſſe auf die Subſtantialität der Seele, den dieſe erſchloſſene Eigenſchaft zum medius terminus neuer Folgerungen, etwa der Unſterblichkeit, zu machen wünſcht, hat Kant ohne Zweifel Recht; aber darin doch Unrecht, daß er hier überhaupt noch ein Ziel ſieht, das wir nur unglücklicher Weiſe nicht erreichen können. Denn indem er jenen Schluß von der Einheit des Subjects auf die Einheit der Subſtanz zu machen verbietet, gibt er eben damit zu, daß derſelbe etwas Wichtiges bedeuten würde, wenn er nur gemacht werden dürfte; es fehlen ihm blos die Mittelglieder, durch die wir berechtigt werden könnten, die Seele unter dieſen fruchtbaren Begriff der Subſtanz ſammt allen ſeinen legitimen Conſequenzen unterzuordnen. Wie Kant von dieſem Gedanken ſich nicht befreit, zeigt eine Anmerkung unter dem Text, die in der erſten Ausgabe der Vernunftkritik der Lehre von den Paralogismen hinzugefügt iſt. Sie lautet: Eine elaſtiſche Kugel, die auf eine gleiche in grader Richtung ſtößt, theilt dieſer ihre ganze Bewegung, mithin ihren ganzen Zuſtand (wenn man blos auf die Stellen im Raume ſieht) mit. Nehmet nun, nach der Analogie mit dergleichen Körpern, Subſtanzen an, deren die eine der andern Vorſtellungen ſammt deren Bewußtſein einflößte, ſo wird ſich eine ganze Reihe derſelben denken laſſen, deren die erſte ihren Zuſtand ſammt deſſen Bewußtſein der zweiten, dieſe ihren eignen Zuſtand ſammt dem der vorigen Subſtanz der dritten, und dieſe ebenſo die Zuſtände aller vorigen, ſammt ihrem eigenen und deren Bewußtſein mittheilte. Die letzte Subſtanz würde alſo aller Zuſtände der vor ihr veränderten Subſtanzen ſich als ihrer eigenen bewußt ſein, weil jene zuſammt ihrem Bewußtſein in ſie übertragen worden, und dem unerachtet würde ſie doch nicht eben dieſelbe Perſon in allen dieſen Zuſtänden geweſen ſein. So würde mithin nach Kant auch ohne die numeriſche Einheit der Seele doch die Identität des Bewußtſeins unſer ſelbſt in verſchiedenen Zeiten

möglich ſein. Die verſchiedenen Annahmen, welche der Eingang dieſer Bemerkung macht, ſind ſo ſonderbar, daß die Prüfung ihrer Zuläſſigkeit an ihrer Weitläuftigkeit ſcheitern würde; man kann nur ſagen: allerdings, wenn es ſo wäre, ſo wäre es eben ſo. Iſt aber die Einflößung eines fertigen Zuſtandes ſammt dem Bewußtſein deſſelben möglich, warum ſoll man nicht weiter gehen und ſich dem wirklichen Verhalten durch die Annahme nähern, auch die Thatſache dieſer Einflößung werde ein Gegenſtand des Bewußtſeins für die empfangende Seele ſein? Dann würde ſich die Sache einigermaßen ſo verhalten, wie in der Fortpflanzung der Bildung durch Tradition und Unterricht; die fleißige Seele wenigſtens ſammelt ſo die Gedanken früherer, iſt ſich aber zugleich bewußt, daß es fremde ſind, die ihr mitgetheilt wurden; darin zum Glück trifft auch dann der Vergleich nicht zu, daß die Mittheilung der Gedanken ſie den früheren Eigenthümer verlieren ließe. Doch dies iſt alles gleichgültig; was aber will der Schluß: es ſei nicht eben dieſelbe Perſon in allen dieſen Zuſtänden geweſen? Im Gegentheil: nicht dieſelbe Kugel iſt es geweſen, die der Perſönlichkeit zum Aufenthalt diente; die Perſon iſt dagegen in demſelben Sinne eine, in welchem jede entwicklungsfähige Subſtanz es überhaupt ſein kann, am Anfang ihrer Geſchichte natürlich ärmer an erinnerten Erlebniſſen, als ſpäter; nur eine ſeltſame Seelenwanderung iſt hier behauptet, durch welche die Perſönlichkeit an Inhalt wachſend zugleich auf andere Subſtrate übergeht. Ich will nicht länger an den Seltſamkeiten dieſes unglücklichen Vergleiches haften; das Ernſthafte iſt dies, daß für Kant der Gedanke immer noch etwas zu bedeuten ſcheint, der concreten und inhaltvollen Natur eines Weſens liege in der intelligiblen Welt ein inhaltloſes Ding an ſich, als Feſtigungsmittel ſeiner Wirklichkeit, oder als was eigentlich? zu Grunde, und es mache für die Einheit des Bewußtſeins einen Unterſchied, ob ihr das erſte das zweite oder dritte, ob immer daſſelbe oder ſucceſſiv viele dieſer Dinge als Unterlage dienen, obgleich doch das eine von den andern ſich noch weniger unterſchiede, als jene elaſtiſchen Kugeln untereinander, für die wenigſtens ihre Lage im Raume einen Grund abgibt, ſie für viele zu halten. Das war es auch eigentlich gar nicht, was man durch jenen Paralogismus zu erreichen ſuchte; wer die Unſterblichkeit geſichert wünſchte, dem konnte

es nur auf jene Continuität ſeines Bewußtſeins ankommen, die nicht verloren gehen ſollte; übrigens durfte ihm herzlich gleichgültig ſein, ob dieſer Fortdauer das nte oder (n + 1)te Ding an ſich zum Träger diente. Darauf alſo komme ich zurück, daß eben jene Identität des Subjectes der inneren Erfahrung das Einzige iſt, was wir brauchen; ſo fern und ſo lange die Seele ſich als dies identiſche Subject weiß, iſt und heißt ſie eben deswegen Subſtanz; der Verſuch aber, die Befähigung zu dieſer Leiſtung in der numeriſchen Einheit einer andern unterliegenden Subſtanz zu ſuchen, iſt nicht ein Schluß, welcher ein an ſich richtiges Ziel nur verfehlte, ſondern er hat gar kein Ziel. Das was als Einheit in der Mannigfaltigkeit nicht nur von Anderen gedacht wird, ſondern ſich ſelbſt als ſolche weiß und gelten macht, Das iſt eben dadurch die wahrſte und untheilbarſte Einheit, die es geben kann; bei Kant, ſo ſcheint es mir wenigſtens, läuft immer wieder das Vorurtheil unter, es gebe ein gewiſſes Einheit ſein, und dies ſei metaphyſiſch noch viel vornehmer, als jedes bloße Sichgeltenmachen als Einheit, das allenfalls auch dem nicht wahrhaft oder numeriſch Einen zukommen könne.

245. Die Frage wird ſich nun allerdings nicht unterdrücken laſſen, worauf denn dieſe lebendige Einheit des ſich ſelbſt faſſenden Bewußtſeins beruhe, oder wie man kürzer zu ſagen pflegt: was denn eigentlich die Seele, und wonach über ihre Schickſale zu entſcheiden ſei, wenn die Entſcheidung nicht mehr aus den Rechtsanſprüchen fließe, die jede Subſtanz, nach ihrem hergebrachten Begriffe, zu erheben hätte. Auch hierauf habe ich die Antworten nur durch Anwendung unſerer ontologiſchen Vorüberzeugungen nachzuholen. Wir wiſſen: das geſuchte Was eines Dinges pflegt zweierlei in dieſer Frage zu bedeuten: Das zuerſt, wodurch ein Ding ſich vom andern unterſcheidet; dann aber Das, wodurch es Ding iſt wie andere; der Irrthum aber, den wir zu vermeiden wünſchten, beſtand in dem Glauben, dieſen beiden Beſtandtheilen unſers Begriffes entſpreche in Wirklichkeit eine Zweiheit von Momenten, die zu einander in ein ſachliches Verhältniß treten könnten; am meiſten aber widerſtand uns die Gewohnheit, noch ein Drittes hinzuzudenken, das beiden fremd, doch ihre Verbindung verbürge: jenen leeren Exiſtenzſtoff, an dem der Inhalt der Dinge hänge. Wer einmal geneigt wäre, mir in dieſen

ontologiſchen Erörterungen Recht zu geben, muß es völlig unbegreiflich finden, wie man nach dem Was eines Weſens fragen und es doch noch in Etwas anderem ſuchen kann, als in Dem, was dieſes Weſen iſt und thut, und wie man nach ſeinem Sein fragen und wieder dies anderswo ſuchen kann, als in ſeinem eignen Thun und Treiben; wie man alſo glauben kann, die Seele noch nicht zu kennen, wenn man alle ihre Thaten kennt, aber leider die elaſtiſche Kugel noch nicht, an der nach jenem Gleichniſſe Kants dieſe ihre Natur befeſtigt iſt, oder wie man ihre lebendige Wirklichkeit nicht in ihrem Handeln, im Vorſtellen Fühlen und Streben finden, ſondern in einem namenloſen Sein ſuchen könnte, an welchem dieſe concreten Formen des Benehmens, die aus ihm nicht fließen würden, doch auf nie aufzuklärende Weiſe participirten. Aber ich will nicht wieder auf dieſe abgethanen Allgemeinheiten zurückkommen; jede Seele iſt Das, als was ſie ſich gibt: in beſtimmten Vorſtellungen Gefühlen und Strebungen lebende Einheit; wäre ſie ſo allein in der Welt, ſo würde jede Frage darnach müſſig ſein, wie dieſe ihre Wirklichkeit möglich ſei, denn wie Dinge gemacht werden, haben wir uns zu fragen längſt verboten; nur da die Seele in dieſe größere Welt verflochten iſt, innerhalb deren ſie Schickſale erfährt, ſind wir aufgefordert die Bedingungen aufzuſuchen, an welche dies umfaſſende Ganze ihr Daſein und deſſen Entſtehung oder Erhaltung knüpft. In dieſem Zuſammenhange, ſofern ſie in ihm verhältnißmäßig als ſelbſtändiger Mittelpunkt ein- und ausgehender Wirkungen ſich benimmt, und ſo lange ſie dies thut, mag ſie den Titel der Subſtanz tragen, den ſie durch dieſes Thun ſich verdient; niemals aber kann aus dem leeren Begriffe der Subſtanz, als wäre in ihm der Rechtsgrund ihres Verhaltens zu finden, ein nothwendiger Schluß auf ihre Geſammtſtellung in der Welt gezogen werden. Man weiß worauf dieſe Bemerkung zielt. Ein Pluralismus, der die Ordnung der Welt aus einer Mehrheit nachträglich durch Geſetze verbundener und gegen einander völlig ſelbſtändiger Elemente entſtehbar glaubt, kommt natürlich darauf, Unzerſtörbarkeit und Unveränderlichkeit in die urſprüngliche Natur dieſer Elemente hineinzudenken; wünſcht er dann die Seele nicht als einen hinfälligen Nebeneffect an die Conſtellationen dieſer beſtändigen Atome zu knüpfen, ſo bleibt ihm nur übrig, auch ſie unter die An-

zahl ſo ewiger Weſenheiten aufzunehmen; nun kann die Seele auf dies vorweltliche Subſtanzenrecht pochen und gewiß ſein, daß ihr in jedem Weltlauf, wie er auch ſein mag, weder Urſprung noch Untergang zugemuthet werden darf. Schon die unbequeme Doppelheit dieſer Folgerung könnte abſchrecken; wir würden wohl gern die in ihr liegende Bürgſchaft für Unſterblichkeit annehmen, obgleich doch durch die bloße Fortdauer wenig für unſere Wünſche gethan iſt, ſo lange die Art derſelben unbeſtimmt bleibt; aber die unendliche Präexiſtenz vor dieſem uns bekannten irdiſchen Leben, die uns zugleich aufgenöthigt würde, bleibt ebenſo wie die Unſterblichkeit jeder thieriſchen Seele, eine unwahrſcheinliche Seltſamkeit. Aller dieſer Gedanken hat ſich unſere moniſtiſche Auffaſſung längſt entſchlagen; die Ordnung der Welt, Daſein und Wirkungsfähigkeit jegliches Dinges hat ſie ganz und rückhaltlos in die Hand des einen unendlichen Weſens geſtellt, auf dem die Möglichkeit aller Wechſelwirkungen allein beruhte, und nirgends hat ſie eine Vorwelt begrifflicher Nothwendigkeit anerkannt, aus welcher die Dinge Anſpruch auf andere Schickſale herleiten könnten, als diejenigen, welche ihnen der Sinn des Ganzen zu ſeinem Dienſte beſtimmt. Aus dem Bereiche der Metaphyſik ſcheidet daher vor allem die Frage nach der Unſterblichkeit der Seele aus. Kein anderer Grundſatz ſteht uns außer der allgemeinen idealiſtiſchen Ueberzeugung zu Gebote: fortdauern werde jedes Geſchaffene, deſſen Fortdauer zu dem Sinne der Welt gehört und ſo lange ſie zu ihm gehört; vergehen werde Alles, deſſen Wirklichkeit nur in einer vorübergehenden Phaſe des Weltlaufs ſeine berechtigte Stelle hatte. Daß dieſer Grundſatz keine weitere Anwendung in menſchlichen Händen geſtatte, bedarf kaum der Erwähnung; wir kennen ſicher die Verdienſte nicht, die dem einen Weſen Anſpruch auf ewiges Beſtehen erwerben können, noch die Mängel, die ihn anderen verſagen.

246. Nicht ganz ebenſo ſchnell können wir hier über die Entſtehung der Seele hinweg gehen. Wie es freilich gemacht werde oder wie die ſchaffende Kraft des Abſoluten es anfange, um ein Weſen zu Stande zu bringen, das nicht nur nach allgemeinen Geſetzen im Zuſammenhang mit andern wirke leide und ſich ändere, ſondern das vorſtellend fühlend und ſtrebend ſich als verhältnißmäßig ſelbſtändiger Mittelpunkt von dem Alles umfaſſenden Grunde löſe:

dieſe Frage werden wir hier ſo wenig als in anderen ähnlichen Fällen beantworten. Wir haben nicht die Aufgabe, die Welt zu machen, ſondern nur die, den innern Zuſammenhang der verwirklichten zu verſtehen; darum war es uns nöthig, jene Grenzvorſtellung des Abſoluten und ſeiner innerlichen Erzeugung unzähliger endlicher Weſen feſtzuſetzen als die Vorſtellung einer letzten Thatſache, deren Möglichkeit nicht wieder durch Bilder von Vorgängen erklärt werden kann, welche ſelbſt nur auf unerklärbare Weiſe aus ihr entſpringen. Aber das Seelenleben, wenn es entſteht, entſteht vor unſern Augen, in beſtändiger Verknüpfung mit der phyſiſchen Entwicklung des Organismus; ſo regt es Fragen über das gegenſeitige Verhalten zweier Ereignißreihen an, die man, nach unſeren früheren Bemerkungen über ihre Unvergleichbarkeit, als unzugänglich für einander halten möchte. Aber doch könnte nur eine an ſeltſame Bilder gewöhnte Phantaſie fragen, wo die Seele entſtehe und auf welchem Wege ſie in den beginnenden und für ſie beſtimmten Körper gelange, wenn ſie nicht, als Nebenerzeugniß der phyſiſchen Kräfte, eben in dieſem Körper ihren natürlichen Geburtsort haben ſolle. Man darf nicht in irgend einer entfernten Gegend des ausgedehnten Raumes jenes Abſolute getrennt von der Welt ſeiner Schöpfungen vorſtellen, ſo daß eine Entfernung und ein Weg übrig bliebe, den ſeine Einwirkung zurückzulegen hätte, um an die Dinge zu kommen; allgegenwärtig in jedem Punkte würde ſeine untheilbare Einheit auch dieſen Raum füllen; noch weniger beſteht nach unſerer Anſicht von der Phänomenalität dieſes Raumes für unſere Phantaſie zwiſchen dem Alles umfaſſenden Grunde und den endlichen Weſen eine Kluft, die durch wunderbare Wanderungen erſt auszufüllen wäre. Wo auch immer in dem erſcheinenden Raume ſich ein organiſcher Keim gebildet hat, da iſt auch, an derſelben Stelle und nicht entfernt von ihr, jenes Abſolute gegenwärtig, das, ich wiederhole es nochmals, nicht allein von uns zu Hülfe gerufen wird, um den ungewöhnlichen und vornehmen Vorgang der Bildung des Lebendigen und Beſeelten möglich zu machen, ſondern das ebenſo die ärmlichſte Gegenwirkung zweier Atome erſt durch ſeine Gegenwart in ihnen begründet. Und ebenſo wenig ſtellen wir uns ſein Hierſein vor als einen bloßen gleichmäßigen Hauch, der auch dieſe Stelle durchdränge, etwa jenem

ſeinen formloſen homogenen Aether ähnlich, von dem ſo viele wunderliche Meinungen ſich die Belebung zu mannigfachſten Geſtaltungen möglich denken; ſondern mit dem ganzen innerlichen Reichthum ſeiner Natur iſt das Abſolute auch hier untheilbar gegenwärtig, nach der Geſetzlichkeit ſeines Wirkens, die es ſich ſelbſt feſtgeſtellt, nun genöthigt, zu den einfachen Verknüpfungen der Elemente, die ſelbſt nur ſeine ſtets unterhaltenen Actionen ſind, mit einfachen Ergänzungen, zu den verwickelteren mit größeren und werthvolleren hinzuzutreten. Ueberall nur die Folgerungen ziehend, die an jedem Punkte des Ganzen zu den Prämiſſen gehören, welche es vorher an dieſem Punkte verwirklicht hat, theilt es jedem Organismus die Seele mit, welche ihm gebührt, und weder ein Weg iſt zu erſinnen nöthig noch Vorſorge für die richtige Wahl zu treffen, welche jedem thieriſchen Keime die ſeiner Gattung entſprechende Beſeelung verbürgen müßte. Mit dem Verzicht auf ſolche Vorſtellungen eines äußerlichen Zuſammenkommens fällt auch jede Veranlaſſung hinweg, den Zeitpunkt beſtimmen zu wollen, in welchem die anfangs nur phyſiſch arbeitende Entwicklung den Zutritt der Seele erfahre, die freilich, ſo lange ſie untheilbare Subſtanz war, nicht ſtückweis ſondern nur in einem einzigen Augenblick in den Körper eintreten konnte. Als ewig und unabläſſig fortgehend haben wir jene Wechſelwirkung des Abſoluten mit allen Elementen der Welt immer betrachtet; ſo ſtetig iſt ſie auch in der erſten Entwicklung des Keimes vorhanden, und Nichts hindert uns, auch die Bildung der Seele als einen zeitlich ſich ausdehnenden Vorgang anzuſehen, in welchem allmählich das Abſolute dieſes ſein Erzeugniß weiter geſtaltet. Gewiß werden wir niemals uns eine anſchauliche Vorſtellung dieſes Ereigniſſes entwerfen können; aber untriftig würde wenigſtens eingewandt werden, daß ſo allmähliche Bildung der Einheit des Seelenweſens widerſtreite. Denn es iſt nicht von einer Zuſammenſetzung aus discret ſchon vorhandenen Stücken, ſondern von einer ſucceſſiven Umbildung eines anfänglich Begründeten die Rede. Scheint aber auch dies dem Begriffe einer einheitlichen und unveränderlichen Subſtanz zu widerſprechen, ſo komme ich auf meine vorigen Behauptungen zurück: nicht erſt iſt die Seele Subſtanz und Einheit und macht ſich in Folge deſſen als ſolche gelten, ſondern ſie iſt Subſtanz und Einheit, ſo bald und in dem

Maße, als ſie ſich als ſolche gelten macht; thut ſie dies nach und nach in größerem Maße und in wachſender Bedeutung, ſo würde mich Nichts abhalten, auch unzählige verſchiedene Grade der Subſtantialität und der Intenſität ihrer Einheit zu unterſcheiden, die ſie allmählich in ihrer erſten Bildung durchläuft, und deren letzten und höchſten ſie vielleicht während ihres ganzen irdiſchen [illegible] überirdiſchen Daſeins nicht zu erreichen vermag. Faſſe ich alle [illegible]e dieſes nun ſo veränderten Bildes zuſammen, ſo kann ich auf eine früher gethane Aeußerung zurückkommen: wäre Jemand im Stande, die erſte Entwicklung der Seele ebenſo zu beobachten, wie die mikroſkopiſche Beobachtung der phyſiſchen Entwicklung des Keimes gelingt, ſo würde ihm unfehlbar Alles genau ſo vorkommen, wie der Materialismus glaubt, daß es ſich wirklich verhalte. Mit der fortſchreitenden Gliederung der Structur würde er nach und nach, und nicht auf einmal, die ſchwachen und allmählich ſich vervielfältigenden Spuren ſeeliſcher Thätigkeit auftreten ſehen, aber nirgends würde er einen plötzlichen Eingriff einer Macht gewahren, die dem Spiele der hier wirkſamen Elemente fremd zu ſein ſchiene; der ganze Thatbeſtand würde vorliegen, durch den man ſich berechtigt glaubt, das ganze Seelenleben als einen Nebeneffect der phyſiſchen Bildungsbewegung anzuſehen. Jenen Thatbeſtand geſtehen wir zu und lehnen dieſe Anſicht ab. Alle einzelnen hier beobachtbaren Aeußerungen könnte man allenfalls als Producte des Zuſammenwirkens der phyſiſchen Elemente betrachten, aber die Einheit des Bewußtſeins, welche die innere Erfahrung ſpäter bezeugt, kann nicht ohne Subject die bloße Reſultante der Thätigkeiten einer Vielheit ſein, und ebenſo wenig kann dieſes Subject durch ſie geſchaffen werden. Auch nicht aus Nichts wird die Seele geſchaffen oder bringt ſie das ſchöpferiſche Abſolute hervor, ſondern, um ein Bedürfniß der Phantaſie durch dieſen Ausdruck zu befriedigen, aus ſich ſelbſt, aus ſeinem eignen realen Weſen entläßt das Abſolute die Seele als die Ergänzung, die nach dem maßgebenden Sinne deſſelben zu ſeiner anderen Thätigkeit, dem Naturlauf, hinzugehört.

247. Ich weiß ſehr wohl, wie unſere metaphyſiſchen Ueberlegungen beſtändig von Nebengedanken begleitet werden, die eiferſüchtig wachen, ob nicht hier unſer Verſtand Feſtſetzungen trifft, die den Bedürfniſſen des Gemüths ſpätere Befriedigung entziehen. Muß

nicht die Geſetzlichkeit, die wir hier auch in die Entſtehung des ſeeliſchen Lebens einführen, den ganzen Weltlauf wieder in jene nothwendige Entfaltung einer bloßen Natur verwandeln, in welcher keine Stätte für irgend einen freien Anfang und folglich auch keine für eine leitende Vorſehung iſt? Ich gebe den Grund ſolcher Bedenken zu, aber nicht meine Pflicht, ihnen hier zu begegnen. Läßt ſich das Bedürfniß rechtfertigen, das in ihnen ſich ausſpricht, ſo kann doch nur dort, wo dieſe Rechtfertigung gelingt, der Verſuch ſeiner Befriedigung gemacht werden, ohne Das wieder aufzuheben, was wir zu theoretiſcher Begreiflichkeit des Weltlaufs vorher nothwendig fanden. So lange nun pſychiſches Leben in unzähligen Beiſpielen nach denſelben allgemeinen Muſtern ſich verwirklicht, und ſo lange in jeder einzelnen Seele dieſelben Vorgänge ſich zu unzähligen Malen wiederholen, ſo lange kann ein allgemeingeſetzlicher Zuſammenhang nicht in Abrede geſtellt werden, nach welchem auch hier gleiche Bedingungen gleiche Erfolge und gleiche Veränderungen auch gleiche Veränderungen dieſer nach ſich ziehen. Es mag dahingeſtellt bleiben, ob dieſer Zuſammenhang Alles iſt, was die Wirklichkeit verbirgt oder einſchließt; welches aber auch die zu ihm nöthige Ergänzung ſein mag: er ſelbſt kann auf keine Weiſe geleugnet werden. In doppelter Richtung darf daher eine mechaniſche Betrachtung ſich dieſer Gegenſtände bemächtigen; ſie hat es längſt verſucht in Bezug auf das innere Seelenleben, und pſychiſcher Mechanismus iſt unſerer Vorſtellungsweiſe kein ungewohnter Begriff mehr; weniger habe ich Zuſtimmung für den andern eines phyſiſch-pſychiſchen Mechanismus gefunden, der den Verkehr zwiſchen Seele und Körper auf eine ähnliche Reihe von Gedanken zu gründen ſuchte, wie diejenigen, welche wir über die Wechſelwirkungen phyſiſcher Elemente hegen. Indem ich mit Dank den gefälligeren Namen des pſychophyſiſchen Mechanismus vorziehe, den Fechners geiſtvolle Unternehmungen in die Wiſſenſchaft eingeführt haben, verſuche ich noch einmal gegen Anſichten, welche meine Abſicht unmöglich, und gegen andere, welche ſie überflüſſig finden, die früher (mediciniſche Pſychologie 1852) von mir bezeichneten Grundzüge meiner Auffaſſung zu vertheidigen. Sie beſtand im Weſentlichen darin, die Seele als ein einheitliches Weſen und den Körper als eine verbundene Vielheit anderer Weſen für die beiden weder identiſchen noch

zuſammenhangloſen Parteien anzuſehen, aus deren Wechſelwirkung das geiſtige Leben hervorgeht, ſeiner Möglichkeit nach begründet in der eigenen Natur der Seele, aber zur Wirklichkeit erregt durch die Einwirkungen der Außenwelt.

248. Ich kann kurz ſein gegen Die, welche die Unvergleichbarkeit pſychiſcher und materieller Weſen als Einwurf gegen jede Möglichkeit einer Wechſelwirkung zwiſchen beiden anführen. Bliebe es bei dieſer Unvergleichbarkeit, ſo würde es dennoch ein unbegründetes Vorurtheil ſein, nur Gleiches könne auf Gleiches wirken, und ein Irrthum, zu glauben, in dem Falle einer Wechſelwirkung zwiſchen Leib und Seele bleibe uns ausnahmsweiſe das unerforſchlich, was wir in jeder Wirkung zwiſchen Stoff und Stoff verſtänden. Nur die falſche Meinung, Wirkung ſei ein fertiger Zuſtand, von einem Subſtrat auf das andere übertragbar, konnte zu jener Forderung der Gleichartigkeit als einer Bedingung des möglichen Einfluſſes verleiten; dann freilich mußte b, welches die übergehende Wirkung empfing, dem a, das ſie entließ, ähnlich genug ſein, um ihr dieſelbe Behauſung, wie jenes, darbieten zu können. Aber die Form jeder Wirkung geht aus der Natur desjenigen hervor, auf welches die äußere Urſache wirkt, und wird nicht einſeitig durch die letztere beſtimmt; keine Art von Bedingungen aber läßt ſich angeben, unter deren Vorausſetzung allein ein Weſen a dem andern b eine Anregung zu dieſer Aeußerung ſeiner eigenen Natur geben könnte. Nur unſere ſinnliche Einbildungskraft, für deren Anſchauung ſich freilich nur die Wechſelwirkung gleichartiger Elemente wenigſtens in ihrer äußerlichen Erſcheinung als ein zuſammenhängendes Bild darſtellt, ſucht für jeden Fall der Wirkung dieſelbe Gleichartigkeit feſtzuhalten, welche ſie hier als weſentliche Bedingung zu verſtehen glaubt. Und hierin eben täuſcht ſie ſich. Ich habe öfter darauf hingewieſen, wie häufig wir da ſchon zu verſtehen glauben, wo eine mannigfaltige und lückenloſe Reihe von Erſcheinungen lediglich Beſchäftigung für unſere Sinne gibt. Von außen meinen wir den Gang einer Maſchine freilich nicht zu begreifen; aber wenn ſie geöffnet iſt und wir ſehen, wie jedes Glied des Getriebes in das andere greift, und wie durch dieſe Vermittlungen hindurch ein Enderfolg entſteht, welcher dem urſprünglichen Antrieb völlig unähnlich iſt, ſo glauben wir nun den Gang

der Wirkung vollkommen begriffen zu haben. Und in der That iſt er jetzt uns klar geworden, ſo weit Erklärung eines verwickelten Geſchehens in der Zurückführung auf eine Verkettung einfachſter Wirkungen beſteht, die wir als verſtändlich gelten zu laſſen uns entſchloſſen haben; aber zwiſchen je zweien dieſer einfachſten Glieder der Kette iſt doch der Zuſammenhang des Wirkens ebenſo unbegreiflich wie vorher, gleichviel ob die Glieder gleichartig ſind oder nicht, zwiſchen denen er ſtattfindet. Jede Maſchinenwirkung beruht bis jetzt auf der Feſtigkeit einzelner von ihren Theilen und auf der Mittheilung ihrer Bewegungen; wie aber die Elemente es anfangen, einander zu unveränderlicher Geſtalt feſtzuhalten, oder wie ſie es machen, Bewegungen zu übertragen, dieſes Weſentliche des Wirkens zwiſchen Stoff und Stoff, bleibt ſeinem Hergang nach unſichtbar und die Gleichartigkeit der wirkenden Parteien trägt nichts zu ſeiner Begreiflichkeit bei. Sprechen wir daher von einer Wirkung zwiſchen der Seele und materiellen Elementen, ſo entbehren wir Nichts als die Anſchauung der äußerlichen Scenerie, welche uns die Einflüſſe von Stoff auf Stoff vertrauter machen, aber ſie nicht erklären; den Stoß allerdings werden wir nie ſehen, den das letzte Atom des Nerven auf die Seele oder ſie auf dieſes ausübt; aber auch zwiſchen zwei ſichtbaren Kugeln iſt der Stoß nicht die verſtändliche Urſache der Bewegungsmittheilung, ſondern nur die anſchauliche Form, unter welcher ſie unbegriffen geſchieht. Derſelbe Irrthum, unerläßliche Bedingungen jedes Wirkens kennen zu wollen, wiederholt ſich nur in anderer Geſtalt, wenn man die maſſenloſe immaterielle Seele für unfähig hält, eine mechaniſche Wirkung auf die derbe materielle Maſſe auszuüben, oder ſie, wie einen unverletzbaren Schatten, den Angriffen der körperlichen Welt unzugänglich denkt. Unbedenklich würden wir im Gegentheil die Seele eine beſtimmte Maſſe in jedem Augenblicke nennen können, in welchem ſie eine Wirkung ausübt, welche ſich durch Bewegung einer körperlichen Maſſe meſſen läßt; ſie verlöre nichts hierdurch an ihrer immaterjellen Natur; denn auch die Körper ſind nicht erſt Maſſe, und wirken dann in Folge deſſen; ſondern nach dem Maße ihrer Wirkungen heißen ſie beſtimmte Maſſengrößen. Leiden aber kann die Seele durch Anregungen von Seiten materieller Elemente nicht minder, auch wenn ſie nicht in gleich anſchaulicher

Geſtalt ihnen gegenüber ſteht; denn auch zwiſchen dieſen Elementen ſelbſt beſtimmen Geſtalt und Bewegung Stoß und Druck nur die äußere Erſcheinung und den Schauplatz, hinter der und auf dem der unanſchauliche Vorgang des Wirkens ſtattfindet. Und endlich, im Zuſammenhang unſerer metaphyſiſchen Betrachtung hätten wir ohnehin unterlaſſen können, auf dieſe Einwürfe einzugehen; jene kurze und reinliche Trennung des Wirklichen beſteht für uns nicht mehr, die auf die eine Seite die Materie auf die andere den Geiſt ſtellt, ſicher und gläubig in Bezug auf jene, zaghaft und zweifelhaft über dieſen. Alles, was wir über die Materie als ſelbſtändiges und klares Weſen zu wiſſen glaubten, hat ſich längſt in die Ueberzeugung aufgelöſt, daß ſie ſelbſt, ſammt dem Raume, deſſen Ausfüllung der überzeugendſte Beweis ihrer eigenthümlichen Natur ſchien, doch nur eine anſchauliche Erſcheinung für uns iſt, entſpringend aus den gegenſeitigen Wirkungen, welche an ſich überſinnliche Weſen auf einander und in Folge deſſen auch auf die Seele ausüben, die nun von ihnen anderweitig vielleicht, aber nicht mehr durch die Kluft jener Unvergleichbarkeit, das angebliche Hinderniß aller Wechſelwirkung, getrennt iſt.

249. So lange dieſe Kluft geglaubt wird, iſt es freilich natürlich, ſie überbrücken zu wollen und die ſchale Frage nach dem Bande aufzuwerfen, welches Leib und Seele zuſammenhalte. Wozu ſonſt dient ein Band, als dazu, zuſammenzuhalten, was wegen völliger Gleichgültigkeit gegen einander und wegen des Mangels eigner Wechſelwirkung auseinanderzufallen droht? Und wodurch anders löſt ein Band ſeine Aufgabe des Bindens, wenn nicht durch den Zuſammenhang ſeiner eigenen Beſtandtheile, den man nicht wieder durch neue Bänder zwiſchen ihnen, ſondern zuletzt doch nur durch die eignen Wechſelwirkungen der Theile hergeſtellt denken kann? Und wenn es nun hier klar iſt, daß im Bande ſelbſt die verbindende Kraft eben in den Wechſelwirkungen beſteht, die aus der inneren Beziehung der Theile auf einander quellen, warum ſoll es anders ſein zwiſchen Leib und Seele? Darin beſteht vielmehr auch ihre Verbindung, daß ſie auf einander zu wirken befähigt und genöthigt ſind und keine Umſchlingung eines äußerlichen Bandes würde dieſe Nothwendigkeit und Fähigkeit erſetzen, wenn ſie in den Naturen beider nicht ohnehin

begründet wäre. Und wie ärmlich iſt außerdem dieſe Vorſtellung eines einzigen Bandes, auf die man ſparſam ſich glaubt beſchränken zu können! Wäre es nun da, woher käme dann der poſitive Grund für die Art und Form derjenigen Wirkungen, die wirklich ſtattfinden? Sie alle würden doch wieder nicht in dem gleichgültigen Bande, ſondern nur in der Eigenthümlichkeit der Verbundenen begründet ſein: ſo vielerlei Wechſelwirkungen Leib und Seele durch das Verhältniß ihrer Naturen auszuüben vermögen, ebenſo viele Bänder gibt es, die ſie vereinigen und zuſammenhalten; vergeblich aber, widerſinnig und langweilig iſt es, das eine namenloſe zu ſuchen, das dieſe alle erſetzen könnte. Nicht einmal in der Bedeutung iſt es annehmbar, eine conditio sine qua non für die Ausübung der anderweitig begründeten Fähigkeiten zu ſein; denn niemals ſind Leib und Seele getrennt geweſen gleich zwei Stoffen, deren chemiſche Wechſelwirkung ihre vorherige Zuſammenbringung verlangt. Mit einem Worte nur gedenke ich endlich des Spottes, der uns vorwirft, die Perſönlichkeit des Menſchen aus zwei Beſtandſtücken zu addiren: eben nicht dieſe Addition wollen wir, wie ſie jenes eine äußerliche Band ausführen würde, ſondern die Mannigfaltigkeit eines vielfach gegliederten Zuſammenlebens; die Perſönlichkeit aber ſuchen wir dennoch nicht in beiden auf gleiche Weiſe, ſondern in der Seele allein; in dem Körper nur Nachklang oder Erſcheinung ihres Wirkens, denn er iſt und bleibt ein Gebiet der Außenwelt für ſie, nur dasjenige freilich, auf welches ihre Herrſchaft und ihre Empfänglichkeit ſich am unmittelbarſten ausbreitet.

250. Dieſe Reihe von Bemerkungen macht von ſelbſt die andere Frage wieder rege, auf die ich kommen wollte. Wenn wir die Wechſelwirkung zwiſchen Leib und Seele ſo leicht finden, warum gehen wir nicht noch einen Schritt weiter, ſondern halten vielmehr dieſe Trennung in zwei wechſelwirkende Parteien überhaupt noch aufrecht? In wie vielen Punkten ſtehen wir ſchon einer entgegenſtehenden Anſicht nahe! Wir haben die Seele nicht als ein von Ewigkeit auf ſich beharrendes Weſen, als einen unauflöslichen Subſtanzkern in das Getriebe der leiblichen Bildung eintreten laſſen, ſondern ihren Urſprung gleichzeitig mit dieſer zugegeben; ſelbſt ihre allmähliche Entſtehung, in dem Maße als die körperliche Organiſation ſich ihrer

Vollendung nähert, haben wir nicht unmöglich gefunden; was hindert uns nun zuzugeſtehen, daß ſie überhaupt nur eine Conſequenz dieſer phyſiſchen Verkettung von Atomen iſt? Und wenn nun von der andern Seite eingeräumt wird, daß nach den bisher gewohnten Vorſtellungsweiſen der Phyſik aus dem Zuſammenwirken materieller Atome die Entſtehung eines ſeeliſchen Vorgangs unableitbar ſei, warum folgen wir nicht jener erweiterten Anſicht, nach welcher an den Zuſammentritt vieler Elemente, in dem Maße als die Anzahl der verbundenen Theile und die Mannigfaltigkeit ihrer Beziehungen wächſt, ganz neue Wirkungen geknüpft ſein können, die der Wechſelwirkung zweier Atome allein nicht zukommen und die wir daher auch niemals entdecken können, ſo lange wir die Ergebniſſe ſo zuſammengeſetzter Prämiſſen nur durch Addition der Zwiſchenwirkungen zwiſchen je zweien ſuchen? Zur Erwiederung auf dieſe Frage muß ich zunächſt auf Früheres zurückkommen. Geſetzt, wir billigten rückhaltlos ſolche Vorſtellungen, ſo müßten wir ſie doch dazu benutzen, Dasjenige aus ihnen abzuleiten, was die Erfahrung uns gibt, dürften dies aber nicht als zweifelhaft bei Seite laſſen, weil unſere Vorausſetzungen nicht bis zu ihm führen würden. Nun knüpfen ſich an die Geſellungen jener vielen Elemente nicht blos pſychiſche Zuſtände Erſcheinungen Ereigniſſe, oder wie man ſie ſonſt nennen will; ſondern jede dieſer Reſultanten verlangt unerbittlich ein Subject, deſſen Zuſtand oder Erregung ſie wäre; das Seelenleben aber, ſo weit es ein gegebener Gegenſtand innerer Erfahrung iſt, ſchließt für uns die Thatſache einer Einheit dieſes Subjectes ein, auf welches jene Ereigniſſe, als Das was *ihm* widerfährt, bezogen werden oder bezogen werden können. Ich erneuere meine Darlegungen darüber nicht, daß niemals die Analogie phyſiſcher Reſultantenbildung zur Gewinnung dieſer Einheit führen kann, wenn nicht die Einheit des Subjects vorher feſtſteht, an dem ſich Verſchiedenes zuſammenſetzen ſoll; ich füge nur hinzu, daß in den jetzt erwähnten Vorſtellungsweiſen kein neues Hülfsmittel liegt, das über jene Ableitung von Reſultanten hinausführte. Da ſo viel Neues aus der Verbindung der Atome entſpringen ſoll, ſo müßte man ſich, wie mir ſcheint, auch zu dem letzten Schritte noch entſchließen, und behaupten, daß aus einer beſtimmten Form dieſer Verbindung auch jenes Subject, ein neues Weſen, eben jene Seele ent-

ſtehe, welche die Zuſtände in ſich zuſammenfaßt, die vorher nur zerſtreut in den Einzelſubjecten der Atome vorhanden waren. Aber das einfache Zugeſtändniß, daß pſychiſche Einheit aus phyſiſcher Vielheit entſpringe, iſt einestheils kein Verdienſt dieſer Theorie, da ſie zu der bloßen Behauptung, es ſei ſo, die ein ſehr bekanntes Räthſel ausdrückt, aus eigenen Mitteln keine fernere Erklärung hinzufügt; anderntheils liegt hierin kaum eine Eigenthümlichkeit dieſer Auffaſſung; denn dieſe pſychiſche Einheit iſt eben Das, was wir meinen, wenn wir den Namen der Subſtanz brauchen. So, nun als Subſtanz, würde die Seele der Betrachtung ihres übrigen Lebens zu Grunde zu legen ſein, denn ſo erſt hätten wir den Poſtulaten genügt, welche die Erfahrung an unſere Erklärungsverſuche ſtellt. Und nun würde ich mir die Erlaubniß nehmen, in derſelben Vorſtellungsweiſe noch weiter fortzufahren. Kann einmal, nach dem Geiſte derſelben, ein Thatbeſtand der Realgrund einer Folge ſein, die wir analytiſch nicht aus ihm ableiten, ſondern nur als ein Neues an ihn knüpfen können, ſo kann auch die Seele, einmal entſtanden, fernerhin ihre eigenen Wege gehen und Thätigkeiten entfalten, die nur in ihr, der einmal entſtandenen, ihren zulänglichen Grund haben, aber keineswegs in den andern Thatſachen ſelbſt, die zu ihrer Erzeugung führten. Kein Schatten einer Nothwendigkeit beſtände daher dann noch für die Annahme, jede Thätigkeit der Seele an eine entſprechende des Leibes wie an ihre erzeugende Bedingung zu knüpfen, ſondern eben zu jenem pſychophyſiſchen Mechanismus kommen wir zurück, der den beiden Parteien ein Gebiet der Wechſelwirkung, zugleich aber jeder ein Gebiet eigner Thätigkeit geſtattet, an welcher die andere nicht beſtändig Theil nimmt.

251. Eine andere Ergänzung hätte ich noch hinzuzufügen. Es iſt ein gefälliger und anſchaulicher Ausdruck, zu ſagen, an die Combination der Elemente p q r . . in der Form F ſei eine Wirkung Z geknüpft, die aus den Einzelwirkungen der paarweis genommenen Elemente nicht folge. Aber wer hat ſie eigentlich daran geknüpft? Oder, um nicht unbillig an dem Worte zu haften, wie läßt ſich die Thatſache denken, daß für die verſchiedenen Elemente p q r . . . ein Geſetz gilt, welches ihrer Verbindungsform F die Wirkung Z beſtimmt? und wie die andere Thatſache, daß jene Elemente bemerken,

ob in gegebenem Augenblicke dies F, also ein Anwendungsfall des Gesetzes bestehe, der in einem andern Augenblicke nicht bestände? oder endlich, wenn wir uns erinnern, daß jene Verbindungsform Nichts anderes als ein schon bestehendes Leiden der Elemente bezeichnet, so daß sie, die nur vorher p q r . . waren, jetzt eigentlich $\pi\ \pi\ \varrho$ . . sind, so würde dennoch die Frage übrig bleiben, wie dieser veränderte Zustand jeder einzelnen jeder anderen merkbar würde und so alle zu der Erzeugung der weiteren Wirkung Z conspiriren könnten? Ich habe diese Fragen schon öfter aufgeworfen und geglaubt sie dahin beantworten zu müssen, daß der Weltlauf eben nicht begreiflich ist für einen Pluralismus, der an eine ursprüngliche Vielheit von Elementen, die einander nichts angehen, nachträglich die Nothwendigkeit zu gegenseitiger Rücksichtnahme durch das bloße Gebot von Gesetzen anzuknüpfen hofft. Ohne die Einheit des umfassenden Realen, welches alle Dinge zugleich ist, ihr Sein und ihre Natur bestimmt, ist an gegebenem Ort und in gegebener Zeit die Entstehung keiner Wirkung begreiflich, weder derjenigen, deren Inhalt wir aus den vorhandenen Umständen ableitbar glauben, noch der, welche wir nur als neuhinzutretend betrachten müßten. Ich wiederhole dies hier, um die Hypothese des vorigen Paragraphen zu vertheidigen. Denn das würde ich freilich Niemandem zumuthen, aus zehn Elementen ein elftes gleich reales entstehen zu lassen; nicht aus ihnen würde die Substanz der Seele, und auch nicht über zwischen oder neben ihnen aus Nichts entspringen; sie würde eine neue Schöpfung sein, welche das Eine umfassende Wesen aus sich selbst als Ergänzung seiner eben hier stattfindenden physischen Wirksamkeit hervorbrächte.

252. Es würde bis zu einem gewissen Grade ohne Zweifel nur ein Wortstreit sein, wenn ich diese Behauptungen weiter gegen Fechner verfolgen wollte, dessen Begeisterung für eine ideale und zugleich wirksame Einheit aller Dinge in seinen Werken so zahlreiche Zeugnisse gegeben hat. Es ist jedoch nicht ganz ein Wortstreit, sondern ich habe ein Interesse daran, mich gegen eine Auffassungsweise erklären zu dürfen, welche wenigstens aus den von ihm gewählten Ausdrücken vermuthet werden kann. Ich brauche nach dem Vorigen nicht zu wiederholen, daß ich in der Erfindung des Namens eines psychophysischen Geschehens, oder eines solchen Processes, keinen Fort-

ſchritt zur Klarheit ſehen kann; ich geſtehe zu, daß der Ausdruck Bedeutung haben mag für ein einzelnes Element, in welchem man, wie früher erwähnt, phyſiſche und ſeeliſche Erregungen zuſammendenkt; aber ſein Gebrauch zur Erklärung des Seelenlebens, das ſich aus dem Zuſammenwirken eines Syſtemes entwickeln ſoll, ſcheint mir in der That nur durch ſeine Unklarheit beſtechend; wir haben alle einige Schwachheit für ſolche Vorſtellungen, welche ein ſchwer zu definirendes Verhältniß zwiſchen zwei Beziehungspunkten, die geſchieden bleiben müſſen, als eine urſprüngliche Einheit faſſen und dadurch den Gegenſtand unſerer Frage aus der Welt ſchaffen; hier fehlt mir immer die deutliche Angabe des beſtimmten einzelnen Subjectes, dem jeder Einzelfall dieſes Geſchehens zugeſchrieben wird, ſo wie Rechenſchaft über die Art, wie dieſe Wirkungen ineinandergreifen und ſich zu einem Ganzen zuſammenſetzen. Wichtiger iſt es mir aber, auf eine Verſchiedenheit der Beleuchtung hinzuweiſen, die, vielleicht auf denſelben Gedankeninhalt, in unſern beiderſeitigen Auffaſſungen fällt. Die allgemeinen Betrachtungen, welche den zweiten Band von Fechners Elementen der Pſychophyſik ſchließen (S. 515), veranlaſſen mich zu dieſer letzten Bemerkung. Grade hier iſt, in eigenthümlicher Form, berückſichtigt und hinzugefügt, was ich an anderen Darſtellungen der pluraliſtiſchen Hypotheſe vermißte. Ich bezweifle nun keineswegs, daß für denjenigen, der ſich dieſem Sprachgebrauch anbequemt hat, die Wellen und Hauptwellen der pſychophyſiſchen Thätigkeit ſo wie ihr Sinken oder Steigen über gewiſſe Schwellen, nicht blos kurze Bezeichnungen anſchaulicher Art für thatſächliche Vorkommniſſe im Seelenleben darbieten, ſondern auch ſolche, die durch ihre Fähigkeit, mathematiſche Form anzunehmen, zu beſtimmteren Ausſagen über die gegenſeitigen Beziehungen jener Thatſachen führen können. Allein ich habe das Gefühl, daß in den Bezeichnungsweiſen des Geſchehenen zugleich die reale Bedingung ſeines Geſchehens geſucht, wenigſtens dies Mißverſtändniß, wenn es eines iſt, ſehr nahe gelegt wird. Denn wenn Nichts der Art mitgeſpielt hätte, ſo würden viele der dort gegebenen Erklärungen doch eigentlich nur elegante Transſcriptionen bekannter Gedanken in dieſe Zeichenſprache ſein, zunächſt ohne weiteren Fortſchritt; gewonnen wird dem Leſer nur dann etwas zu ſein ſcheinen, wenn er die gebrauchten Bilder für Entdeckungen eines früher

nicht bekannten Verhaltens, der Inſtrumentation ſo zu ſagen, nehmen darf, auf welcher die Verwirklichung der pſychiſchen Vorgänge beruht. Woran ich nun anſtoße, mag einer der letzten Sätze des berühmten Werkes verdeutlichen (S. 546). Das Subſtrat des Pſychiſchen ſei ein durch die ganze Welt verbreitetes und durch allgemeine Kräfte zu einem Syſteme verknüpftes; die Quantität des Bewußtſeins hänge überhaupt nur von der Quantität, nicht aber von der Qualität der pſychophyſiſchen Bewegung ab, dieſe ſei vielmehr nur mit der Qualität der Bewußtſeinsphänomene in Beziehung zu ſetzen. Hiernach würde jede Bewegung, unter welcher Form und an welchem Subſtrate ſie auch auftritt, wenn ſie einen gewiſſen (näher beſtimmten) Werth erreicht, einen Beitrag zum Bewußtſein, ſei es zu unſerem oder anderem oder einem allgemeinen Bewußtſein geben, und jede beſondere Bewegungsform, d. h. Zuſammenordnung und Folge von Geſchwindigkeitsmomenten, würde im Stande ſein, ein pſychiſches Phänomen von zugehöriger Form zu tragen, wenn die in dieſe Form eingehenden Momente gemeinſam einen gewiſſen Größenwerth überſteigen. „Auf ſolche Weiſe erſparen wir uns den magiſchen Zauber, die qualitas occulta, welche nur dieſe oder jene exceptionelle Bewegungsform zur pſychiſchen Leiſtung befähigen ſoll;“ „Bewußtloſes und Bewußtes in der Welt wird nur zwei Fälle derſelben Formel darſtellen, welche zugleich maßgebend für ihr Verhältniß und ihren Uebergang in einander iſt.“ Ich behaupte Nichts über den beabſichtigten Sinn dieſer Worte; ich behaupte nur, daß ſie leicht als Empfehlung einer Anſicht verſtanden oder mißverſtanden werden können, deren Zuläſſigkeit ich allerdings beſtreite. Wie man auch immer das Verhalten zweier verſchiedenen Reihen von Vorgängen unter eine und dieſelbe Formel bringen mag, was ich als möglich nicht beſtreite, ſo bezeichnet doch allemal die Formel blos dies Verhalten, nachdem es da iſt, aber ſie begründet ſeine Wirklichkeit nicht; wenn alle jene Hoffnungen des pſychophyſiſchen Calcüls erfüllt wären, die hier ausgedrückt ſind, ſo würden wir doch jene qualitas occulta eben nicht entbehren können, welche, nicht zu einer exceptionellen Art von Bewegung, ſondern zu jeder Bewegung überhaupt, die Fähigkeit zu einer Leiſtung hinzubringt, die in ihr nun einmal nicht liegt. Man wird mir einwenden können, daß in dem Character der Bewegung als

pſychophyſiſcher, bereits eingeſchloſſen ſei, was ich noch vermiſſe; auch will ich hier nicht ſowohl gegen den Inhalt als gegen das Colorit der Ausdrucksweiſe in dieſen Sätzen ſprechen. Als Erſtes erſcheint doch überall eine allgemeine Mechanik, die es von ſelbſt mit ſich bringt, daß an gewiſſen Formen der Bewegung, als ihre an und für ſich nothwendige Folge, eine geiſtige Thätigkeit, ohne eine andere Wurzel zu bedürfen, entſtehen müſſe; denn auch die Formel, welche Bewußtes und Bewußtloſes als zwei Fälle einſchließen ſoll, wird als das Gemeinſame, deſſen Fälle ſie ſind, natürlich nicht die bloße Formel ſelbſt, ſondern doch immer wieder das an ſich Bewußtloſe, die Bewegung, meinen müſſen. Die ſchönen Gedanken, durch welche Fechner dieſer Deutung widerſpricht, werden die Meiſten als entſchuldbare Träumereien bei Seite laſſen, aber ſeine Ausdrücke werden Viele benutzen, um ihre Lieblingsmeinung von der generatio aequivoca alles Vernünftigen aus dem Vernunftloſen durch einen großen Namen zu decken.

Zweites Kapitel.

Die Empfindungen und der Vorstellungsverlauf.

253. Durch Empfindungen, welche uns die Außenwelt verschafft, wird in jedem Augenblick das Spiel des geistigen Lebens von neuem angeregt. Ursache der Empfindung aber werden die äußeren Dinge für uns nicht durch ihr bloßes Dasein, sondern nur durch Wirkungen, die sie auf uns ausüben, durch Bewegungen, mit denen sie entweder selbst sich der Oberfläche unsres Körpers bis zur Berührung nähern, oder welche sie, an ihren Orten bleibend, irgend einem Medium mittheilen, das von Atom zu Atom sie bis zu jener Oberfläche fortpflanzt. Die transitiven Ausdrücke, mit denen die Sprache die Dinge als Objecte unsres Sehens oder Hörens bezeichnet, dürfen daher nicht die Vorstellung einer hinauswirkenden Thätigkeit erwecken, mit welcher unsere Sinne, oder unsere Seele durch sie, die äußern Gegenstände aufsuchte und sie zur Wahrnehmung brächte; völlig zuwartend verhalten wir uns vielmehr in diesem Anfang, und Alles was wir bei angestrengtem Lauschen oder Spähen in Auge und Ohr von solchem Hinauswirken zu fühlen glauben, ist nur Empfindung einer anderen Thätigkeit, durch welche wir unsere Organe in den Zustand größter Empfänglichkeit für die erwarteten Reize versetzen. Daß nun Empfindungen, die wir bald haben bald nicht haben, nur durch Veränderung eines früheren Zustandes und mithin nur durch irgend eine Bewegung entstehen können, welche diese Veränderung herbeiführt, ist für sich selbstverständlich; es war daher, von allem Andern abgesehen, an sich schon ein falscher Gedanke der früheren Zeit, die bloße Annahme eines eigenthümlichen Wärmestoffs als hinreichend für die Begründung unsers Wärmegefühls anzusehen; mochte er auch da sein

der Bewegung bedurfte er, um dieſe Empfindung zu erzeugen, nicht minder als zur Hervorbringung der andern Wirkungen, an denen wir ſeine Gegenwart erkannt hätten. Gegen dieſe allgemeine Abhängigkeit unſerer Empfindung und Wahrnehmung von Bewegungen der Dinge, die ihre Objecte werden ſollen, muß ich nun befürchten, jenen ſympathetiſchen Rapport aller Dinge eingewandt zu hören, den ich ontologiſch als den letzten Grund jeder möglichen Wechſelwirkung anſah. Warum, wenn dies richtig iſt, ſollten die Elemente der Welt nicht ohne jede phyſiſche Vermittlung für einander ſein können und wir die Dinge unmittelbar wahrnehmen, ohne den Stoß abwarten zu müſſen, den ſie durch fortgepflanzte Bewegung auf uns ausüben? Aber jene Sympathie, deren Namen ich einem bedenklichen Gedankenkreiſe entlehnte, war für uns nicht die Bezeichnung einer unabgeſtuften und ordnungsloſen Gemeinſchaft aller Dinge; in ſehr vielfältigen engeren und weiteren Beziehungen ſtanden vielmehr die Elemente des Ganzen, denen wir dieſe unmittelbare und künſtlicher Herſtellungsmittel unbedürftige Sympathie zuſchrieben; das Maß dieſer Engigkeit oder Weite des Füreinanderſeins beſtimmt für je zwei Elemente die Anzahl der Zwiſchenglieder, ohne welche eine Wechſelwirkung beider nicht ſtattfindet; nicht deswegen, weil ſie nach den Geboten einer vorweltlichen Mechanik ohne dieſe Vermittlung unmöglich wäre, ſondern weil ſie ohne dieſelbe dem Grade und der Art jener Beziehung, die ihr Grund iſt, und dem Sinne des Ganzen widerſprechen würde, welcher ſeinerſeits der Grund aller in der Welt geltenden Mechanik iſt. So erſcheinen uns die Bewegungen, die phyſiſchen Sinnesreize, nicht ſowohl als die inſtrumentalen Bedingungen, welche alle Dinge unter einander und zu uns erſt in Beziehungen ſetzen, ſondern als Ausdrücke des beſtehenden und unaufhebbaren Bedingungszuſammenhanges, welchen der Sinn der Welt zwiſchen ihren Zuſtänden geſtiftet hat. Wir wiſſen, wie jede Kette, durch welche eine Wirkung ſich fortpflanzt, zuletzt eine völlig unmittelbare Wirkung zwiſchen je zwei nächſten Gliedern derſelben nothwendig vorausſetzt; dem ſchwärmeriſchen Gedanken, der dieſen unmittelbaren Wechſeleinfluß auf Beliebiges ausdehnt, und ſo auch die Seele mit entfernten Gegenſtänden phyſiſch unvermittelte Gemeinſchaft pflegen läßt, kann daher ein theoretiſcher Beweis ſeiner Unmöglichkeit nicht

entgegengestellt werden. Aber es ist eine große Kluft zwischen der Unausführbarkeit der Widerlegung einer Vorstellungsweise und dem Glauben an ihre Triftigkeit; das ganze wache und bekannte Leben der Seele, durchgängig auf jene physische Vermittlung gebaut, läßt uns nur den entschiedensten Unglauben für angebliche Erfahrungen einer Unterbrechung dieses Zusammenhangs übrig, die nur Beachtung zu verlangen hätten, wenn sie für so bedeutende Ausnahmen im Weltlaufe auch ebenbürtige Veranlassungen nachweisen könnten.

254. In unsern Körper eingedrungen treffen die äußern Reize auf das zu ihrer Aufnahme bereitete System der Nervenfäden; die Veränderung, welche sie in diesen zu stiften vermögen, wird nun als innerer Sinnesreiz die nähere Ursache unserer Empfindung. Wir überlassen der Physiologie die Ermittelung dessen, was eigentlich hier geschieht, des Nervenprocesses. Die Beantwortung dieser Frage würde psychologisch nur dann von Werth sein, wenn sie so vollständig gelänge, daß wir aus den verschiedenen Modificationen des gefundenen Vorganges nach einem allgemeinen Gesetze auch die entsprechenden Gestaltungen der Empfindung ableiten könnten; die bloße Unterordnung des Nervenprocesses unter einen Artbegriff hat nur Wichtigkeit, so weit es sich darum handelt zu entscheiden, ob wir in ihm einen blos physischen Vorgang oder selbst schon ein psychisches Geschehen zu suchen haben. Man begegnet der letztern Ansicht häufig: in dem Nerven soll die Empfindung bereits gebildet und durch ihn dem Bewußtsein übermittelt werden. Um klar zu sein, würde diese Annahme das bestimmte Subject namhaft machen müssen, dem sie das Empfinden zueignen will; denn Empfindungen, ohne Jemand der sie hat, können keine Wirklichkeiten sein. Das Ganze des Nerven nun, ein Aggregat ungezählter Theile, könnte an sich schon dieses Subject der Empfindung nicht bilden; nur jedes einzelne untheilbare Atom, so viele man sich deren in ihm aneinandergereiht denken wollte, möchte für sich ein empfindendes Wesen sein. Aber eine bekannte Thatsache kommt außerdem hinzu: nur dann wird der äußere Sinnesreiz zur Ursache einer Empfindung in uns, wenn der gesammte Verlauf des Nerven von seiner peripherischen Reizungsstelle bis zu den Centraltheilen des Nervensystems ununterbrochen ist; die Trennung seiner Stetigkeit durch Schnitt hebt die Einwirkung des äußern

Reizes auf unſer Bewußtſein auf. Ob die natürlich ſich hieran knüpfende Vorſtellung von einem örtlichen Sitze der Seele Recht hat, zu dem der ankommende Eindruck geleitet werden müßte, oder aus welchem andern Grunde dieſe Unverletztheit des Nervenfadens unentbehrliche Bedingung für die Entſtehung unſerer Empfindung iſt, kann hier dahingeſtellt bleiben; jedenfalls geſchieht im Nerven ſelbſt eine Fortpflanzung der Erregung und nicht alle ſeine Theile können ſich zugleich in dem vorausgeſetzten Zuſtande der Empfindung befinden. Aber nicht ein und daſſelbe Empfindungsexemplar kann von Atom zu Atom des Nerven gleich einem übertragbaren Paket weiter gegeben werden; jedes einzelne Element kann durch den Zuſtand, den es ſelbſt erfährt, nur zu einem Reize für das andere werden, den gleichen Zuſtand in ſich ſelbſt von Neuem zu erzeugen. Daß nun dieſe Anregung nicht durch unmittelbare Sympathie erfolgt, beweiſt die Verhinderung der Fortpflanzung, welche die Folge jeder mechaniſchen Continuitätsverletzung iſt; jene Sympathie würde über die Schnittſtelle ungeſtört hinüberreichen und nicht durch Aenderungen phyſiſcher Verhältniſſe leiden, von denen ſie ihrer Natur nach unabhängig wäre. Wir ſind daher genöthigt, ein phyſiſches Zwiſchenglied der vorausgeſetzten Wirkung einzuſchalten. Durch den äußern Sinnesreiz wird in einem erſten Nervenelement der phyſiſche Zuſtand r und in Folge davon in demſelben Element der Empfindungszuſtand e hervorgebracht; durch dieſe Aenderung wird es dann genöthigt, auch in einem zweiten, ſeinem Nachbar, denſelben Zuſtand r und in Folge davon auch die Empfindung e zu erwecken; ſo würde ſich, durch die phyſiſchen Anſtöße, welche die Elemente einander geben, auch die Erzeugung der ihnen gehörigen Empfindungen fortpflanzen. Aber wo würde dies enden? Wo und wie auch dieſe Kette von Atomen und ihren inneren Erregungen zuletzt an die Seele anſchließen mag, die Empfindung dieſer, *unſere* Empfindung, würde aus dem Innern unſerer Seele eben ſo nur durch die Einwirkung des letzten r entſtehen, mit welchem das letzte Nervenatom ſie erregt, wie ſie in der Kette ſelbſt ſo von Glied zu Glied erzeugt wurde. Derjenige Dienſt daher, welcher von dem Nerven zum Zweck der Begründung unſerer Empfindung geleiſtet werden kann, wird ebenſo gut geleiſtet, wenn durch ihn hindurch nur ein phyſiſcher Vorgang geleitet wird, als wenn jedes ein-

zelne Atom selbst in den seelischen Zustand geriethe, der am Ende des ganzen Vorgangs in uns entstehen soll; eine Nachricht, die brieflich durch eine Reihe von Boten von Hand zu Hand geht, kommt ihrem Empfänger nicht sicherer zu, und wird von ihm nicht besser verstanden, wenn jede jener Mittelspersonen sie zu eigner Kenntniß und zu gemüthlichem Antheil nimmt. Niemals freilich werden wir anschaulich machen, wie jenes letzte r auf die Natur der Seele wirkt; aber ebenso wenig gelingt dies, wenn wir ihm, dem physischen Vorgang, den psychischen der Empfindung e unterschieben; auch dies e könnte nur auf völlig unnachweisbare Art die Veranlassung zur Erzeugung unserer Empfindung E werden, nicht aber fertig in uns übergehen; bis zu diesem mysteriösen Augenblick aber in dem Nerven die Fortpflanzung eines physischen Vorgangs r anzunehmen sind wir durch die angeführte Thatsache der Erfahrung genöthigt. Es reicht daher hin, den Nervenproceß als eine örtlich und zeitlich, in bestimmter Bahn und mit bestimmter Geschwindigkeit erfolgende Fortpflanzung irgend eines Vorgangs anzusehen, auf dessen eigne Natur wenig ankommt und der eben deshalb, weil nur diese Formen seiner Verbreitung von Wichtigkeit sind, als ein blos physischer bezeichnet werden mag.

255. Die bewußte Empfindung selbst, das Roth oder Blau, das wir sehen, der Ton, den wir hören, ist das dritte und letzte uns bekannte Glied dieser Reihe von Ereignissen. Die völlige Unvergleichbarkeit dieser Empfindungsinhalte sowohl mit den äußeren Sinnesreizen als mit den Nervenprocessen kennen wir; durch Nichts deutet die Röthe des Roth oder die Bläue des Blau oder der Klang des gehörten Tones auf eine größere oder geringere Anzahl von Schwingungen eines Mittels hin, welche unsere Wissenschaft auf Umwegen als ihre äußern Entstehungsursachen kennen gelernt hat; ebenso wenig verrathen sie uns über ihre nächsten Veranlassungen, über das, was im Sehnerven und Gehörnerven in dem Augenblicke vorgeht, da sie uns diese Empfindungen verschaffen; sie sind Folgen, aber nicht Abbilder der Reize. In diesem Sinne, sie für innere Erscheinungen in der Seele zu halten, ist der Lehrsatz von der Subjectivität aller Empfindungen ein altes Eigenthum der Philosophie und bedurfte in der That der Kenntniß der Nervenfunctionen nicht; in dem anderen

Sinne, die Empfindungen auch nur für innere Erſcheinungen, die Außenwelt dagegen als weder hell noch finſter, weder laut noch ſtill, ſondern auf mathematiſche Prädicate der Zahl der Größe der Bewegungen und ihrer Complicationen beſchränkt anzuſehen, in dieſem Sinne war jener Satz ſchon im Alterthum eine nicht hinlänglich bewieſene Folgerung und iſt eine ſolche auch für die Phyſiologie der Gegenwart geblieben; keiner der Beweiſe, auf die man ihn hier zu gründen pflegt, ſchneidet der entgegengeſetzten Anſicht jede Ausflucht ab. Wer es durchſetzen möchte, daß die Dinge ſelbſt roth oder ſüß blieben, wird behaupten, wie auch wir, daß ſie uns doch nicht durch ihr Sein ſo erſcheinen können wie ſie ſind, ſondern nur durch Wirkungen, die ſie dieſer ihrer Natur gemäß auf uns ausüben. Solche Wirkungen aber, die als Sinnesreize von ihnen ausgehen, ſind freilich nur Bewegungen, und ſelbſt weder roth noch ſüß; aber was hinderte die Annahme, daß ſie durch unſere Nerven hindurchwirkend zuletzt in unſerer Seele dieſelbe Röthe und Süßigkeit als unſere Empfindung wieder entſtehen ließen, die als Eigenſchaft auch an den Dingen ſelbſt haften? Es würde ſich nicht wunderbarer ſo verhalten als mit den Leiſtungen des Telephons, das Schallwellen empfängt, ſie in ganz anderer Form der Bewegung fortleitet und ſie zuletzt in Schallwellen zurückverwandelt dem Ohre zuführt. Alles, was den Dingen das Medium entzieht, durch welches ſie dieſe Erregungen uns zukommen laſſen wollten, oder Alles, was dieſem Mittel im Voraus Bewegungen mitgetheilt hat, durch die jenen der Zugang verwehrt iſt, würde natürlich die Dinge uns gar nicht oder unter andern Eigenſchaften erſcheinen und uns deshalb vermuthen laſſen, daß überhaupt keine dieſer Eigenſchaften ihnen ſelbſt gehöre. Dennoch, obwohl dieſe Behauptungen durch Einzelbeweiſe nicht zu widerlegen ſein würden, dennoch hat jener Satz von der bloßen Subjectivität der Empfindungsqualitäten gewiß Recht. Ihre eigene Natur macht es uns unmöglich, ſie uns ſo als Eigenſchaften der Dinge wirklich vorzuſtellen, wie wir zu können vorgeben. Es iſt gar Nichts mehr bei der Rede von einem Glanze zu denken, den durchaus Niemand leuchten ſähe, von dem Klang eines Tones, den Niemand hörte, der Süßigkeit, die Niemand koſtete; ſie ſind alle ſo unmöglich, wie ein Zahnſchmerz, den Niemand hätte. Alle dieſe Inhalte haben

nur einen Ort ihres möglichen Daſeins: das Bewußtſein eines empfindenden Weſens, und nur eine Art des Daſeins: das Empfundenwerden durch dieſes Weſen. Allerdings alſo ſind die Dinge nur roth, ſo fern ſie uns erſcheinen; an ſich irgendwie ausſehen könnte Etwas nur, wenn es ſich anſehen könnte.

256. Ein Lehrſatz von den ſpecifiſchen Energien hatte behauptet, daß jeder Nerv, durch welche für ihn beſtimmten oder nicht beſtimmten Reize auch immer angeregt, ſtets Empfindungen einer und derſelben Art, die eigenthümlichen ſeines Sinnes, hervorrufe. Wäre es ſo, ſo würde der phyſiſche Grund dieſes Verhaltens nicht ſchwierig zu denken ſein. Ein zuſammengeſetztes Syſtem von Theilen wird, ſo lange äußere Reize nicht heftig genug ſind, um ſeine inneren Verbindungen zu zerſtören, von ihnen in Formen der Bewegung und des Zurückſtrebens zum Gleichgewicht verſetzt, die weſentlich von dieſer ſeiner bleibenden Structur abhängen; ſo würde auch der Nerv entweder durch größere Störungen gelähmt werden, oder weniger heftigen Reizen immer durch dieſelben ſeinem Baue eigenthümlichen Rückwirkungen antworten. Nur damit jeder einzelne Nerv ſich in dieſen Reactionen von jedem andern unterſcheiden könnte, würde eine Verſchiedenheit des Baues in den verſchiedenen nöthig ſein, die wir in ihnen ſelbſt nicht eben finden, aber vielleicht in den Centraltheilen ſuchen dürfen, zu denen ſie führen. Allein die Thatſachen ſelbſt ſind in jenem Satze mehr verallgemeinert, als die Beobachtung wirklich beſtätigt. Man weiß Nichts von Schallwellen, die im Auge Lichtempfindung oder von Lichtwellen, die im Ohre Töne erzeugt hätten; die Hauptſtütze der Annahme liegt in den häufigen Lichtempfindungen, die durch Stoß und Druck ſo wie durch elektriſche Reizung im Auge entſtehen. Allein da aus andern Gründen in den Medien des Auges derſelbe Aether angenommen werden muß, welcher der Verbreitung des äußern Lichtes dient, ſo iſt eigentlich kaum denkbar, wie durch Stoß die ponderablen Elemente des prall geſpannten Augapfels in Erſchütterung gerathen könnten, ohne dieſe auch auf den Aether fortzupflanzen; durch ſie, ebenſo wohl durch elektriſche Strömungen, kann dieſelbe objective Lichtbewegung im Auge erregt werden, die ſonſt als adäquater Reiz von außen her zu kommen pflegt, nicht hinlänglich, um nach außen bemerkbar zu ſtrahlen, aber ſtark genug, um dem

Nerven Veranlaſſung zu Erregung von Lichtempfindung zu geben. Auch von den unadäquaten Reizen, welche wirklich Klangempfindung erzeugen, bleibt billig dahingeſtellt, ob ſie es nicht durch eine Nebenerregung ſolcher Schwingungen thun, die den natürlichen Reiz der Gehörnerven bilden; Geſchmackserregung durch Electricität hängt gewiß von dem adäquaten Reiz, den hier eintretenden chemiſchen Proceſſen, ab; daß ſie auch durch Zerrung der Zunge erregt werde, iſt wohl eine Täuſchung geweſen und die Hoffnung vergeblich, faden Gerichten hierdurch nachzuhelfen; von den übrigen Empfindungen endlich wiſſen wir gar nicht, welches die adäquate Form der Reize iſt, die wirklich an die Nerven gelangen müſſen, um ſie hervorzurufen. Der Phyſiologie mag daher die Entſcheidung überlaſſen bleiben, ob nicht die jetzt ſich verbreitende Anſicht von der Theilung der Arbeiten im Gegentheil dahin zu verſtehen ſei, daß jeder Nerv nur durch den beſtimmten ihm adäquaten Reiz zu ſeiner Function angeregt, durch andere aber unangeregt gelaſſen oder geſtört wird, daß indeſſen Reize mannigfaltiger Art bei ihrer Einwirkung auch jene adäquaten als Nebenerzeugniſſe häufig hervorbringen. Die Pſychologie hat hieran nur das Intereſſe, gegen die Vorliebe für eine myſteriöſe pſychiſche Thätigkeit zu ſtreiten, die man, auf dieſe Thatſachen geſtützt, lieber den Nerven zuwenden möchte, als der Seele, der ſie gehört. Von einer Sehſinnſubſtanz zu ſprechen, welche jede mögliche an ſie kommende Bewegung in Lichtempfindung verwandle, iſt nicht ein Ausdruck von Thatſachen, ſondern ein Stück phyſiologiſcher Metaphyſik, von deren größerer Eleganz im Vergleich zu der der Philoſophie wir nicht überzeugt ſind.

257. So völlig nun die Trennung zwiſchen den Empfindungen und den Reizen iſt, welche ſie veranlaſſen, ſo werden wir die blos thatſächliche Verknüpfung beider Reihen von Ereigniſſen doch nicht als eine principloſe betrachten; immer wird unſere Vorausſetzung dahin gehen, daß ähnlichen Gruppen von Reizen ähnliche, verſchiedenen verſchiedene Gruppen der Empfindung entſprechen; daß die Differenz dieſer Empfindungsklaſſen proportional der Verſchiedenheit ſei, welche zwiſchen den Klaſſen der Reize beſteht; daß da, wo die Reize derſelben Gruppe ſich in eine fortſchreitende Reihe ordnen oder in ihrem Fortſchritt ausgezeichnete Punkte erreichen, auch die entſprechen-

den Empfindungen durch ähnliche Reihenbildung ſowohl dieſen Fortſchritt als ſolche Auszeichnungen nachahmen, daß endlich in der Einheit der Seele ihre verſchiedenen Arten des Empfindens nicht nur zuſammen ſind, ſondern nach irgend einer wenn auch mathematiſch unausdrückbaren Regel ihrem Sinne nach zuſammengehören. Aber nur in ganz ſchwachen Spuren finden wir dies vorausgeſetzte Verhalten empiriſch beſtätigt. Es iſt nicht blos unmöglich zu ſagen, warum Aetherwellen als Licht empfunden werden müßten; ſondern auch wenn dieſe Thatſache als Anfangspunkt gegeben wäre, könnte keine Theorie, welche noch ſo ſehr die Einheit der Seele betonte, den Nachweis führen, daß dieſelbe Seele nun folgerecht Schallwellen als Töne, andere Einwirkungen als Geſchmack oder Geruch wahrnehmen müſſe. Für unſere Einſicht gehen vielmehr die verſchiedenen Empfindungsklaſſen völlig unvermittelt nur neben einander aus einer ganz unbekannten Natur jener Einheit hervor, und ſelbſt nachdem wir ſie kennen, vermögen wir an ihren Eindruck nur ganz unbeſtimmte Phantaſien über die Gliederung eines allgemeinen Empfindungsreiches zu knüpfen. Auch von den einzelnen Gruppen beſtätigt nur die der Töne unſere Vermuthung. Der wachſenden Wellenzahl in der Zeiteinheit entſpricht hier die zunehmende Tonhöhe; ebenſo deutlich eine Steigerung, wie jene Zunahme der Wellenzahl und doch ihr völlig unähnlich, wiederholt die aufſteigende Scala in ihrer ganz eigenthümlichen Weiſe den Fortſchritt in der Reihe der Reize; wo dieſe durch Verdoppelung einer früheren Wellenzahl einen ausgezeichneten Werth erreicht, folgt auch die Empfindung mit dem ausgezeichneten Eindruck der Octave des Grundtons, und verſinnlicht auch hier auf ihre ganz beſondere Weiſe Gleichheit und Unterſchied beider. Aber die Farben, obgleich in ihrer prismatiſchen Ordnung auf einer ähnlichen Vermehrung der Wellenzahl beruhend, bieten keinem Unbefangenen den Eindruck eines gleichen Fortſchrittes; möglich, daß die Eigenthümlichkeit des zwiſchen Reiz und Empfindung liegenden Nervenproceſſes, den wir nothgedrungen außer Acht laſſen, weil wir ihn nicht kennen, Urſache dieſes Verhaltens iſt. Für die übrigen Sinne kennen wir weder die Natur ihrer Reize genau genug, noch iſt es gelungen, feſte Verhältniſſe zwiſchen ihren einzelnen Empfindungen aufzufaſſen; nicht einmal Namen beſitzen wir für die Verſchiedenheit

der Gerüche außer ſolchen, die ſie durch Urſprung oder Nebenwirkungen bezeichnen, und nur die vier Formen des Sauern und des Alkaliſchen, des Süßen und des Bittern, können wir als wohl characteriſirte aus der Mannigfaltigkeit der Geſchmäcke hervorheben. Hypothetiſche Theorien führen nicht weiter. Nur von Geſicht und Gehör wiſſen wir, daß jede ihrer Empfindungen auf der Geſammtwirkung einer ſehr großen Anzahl einander folgender Impulſe beruht und mit der Aenderung dieſer Anzahl in der Zeiteinheit ſich ändert; ob überhaupt und wie der einzelne Stoß einer Licht- oder Schallwelle uns ſinnlich bemerkbar werden würde, iſt uns völlig unbekannt. Nicht ohne Wahrſcheinlichkeit können wir indeſſen dieſes Verhalten verallgemeinern; nicht auf einem beſtändigen unterſchiedloſen Erregungsſtrome beruhen vielleicht alle Empfindungen, ſondern auf der Anzahl von Abwechſelungen zwiſchen Erregung und Nichterregung, die eine beſtimmte Zeit einſchließt, und weniger wichtig, vielleicht für alle Nerven gleich, könnte die Natur des Vorgangs ſein, der in dieſer Form der Oscillation die Seele erregt. Aber auch dieſe Muthmaßung erleichtert es uns nicht, die verſchiedenen Arten des Empfindens unter einander zu einer fortſchreitenden Reihe zu verbinden; müſſen wir doch außerdem die Möglichkeit zugeben, daß unſere menſchlichen Sinne nicht alles Empfindbare einſchließen, ſondern andern lebendigen Weſen für Vorgänge, die unſerer Wahrnehmung völlig entgehen, noch andere uns unbekannte Formen der Empfindung gegeben ſind.

258. An einem Punkte wenigſtens haben die pſychophyſiſchen Unterſuchungen der Neuzeit den Anfang einer exacten Kenntniß über das Verhältniß zwiſchen Empfindung und Reiz gefunden. Die gewöhnlichſten Beobachtungen eines aufglimmenden Lichtes oder eines anſchwellenden Tones zeigen uns, wie unſere Sinne für ſehr geringfügige Veränderungen in der Stärke eines Eindrucks empfindlich ſind. Niemals kommt indeſſen ein Augenblick, wo wir blos nach dem unmittelbaren Eindrucke urtheilend ſagen könnten, eine Helligkeit ſei zwei oder dreimal ſtärker oder ein Ton halb ſo ſtark als der andere. Dieſe Unfähigkeit, das wahrgenommene Mehr und Minder auf Zahlenwerthe zu bringen, macht es unmöglich, durch Zuſammenſtellung einer Reihe von Werthen der Reize mit den Werthen der zugehörigen

Empfindungen die Formel eines allgemeinen Geſetzes zu finden, nach welchem die Intenſität der letzteren von der Stärke jener abhängt. Nur ein Urtheil können wir, zwar nicht mit völliger, aber mit hinlänglicher Sicherheit fällen: dies, daß zwiſchen zwei Empfindungen ein merklicher Unterſchied überhaupt vorhanden iſt oder nicht. Darauf richteten ſich daher die Verſuche, zuerſt die Größe des Zuwachſes zu finden, welche ein Reiz bedarf, damit die dem angewachſenen zugehörige Empfindung ſich von der ſeiner früheren Stärke zu unterſcheiden beginne, oder die Grenze der Kleinheit, bis zu welcher der Unterſchied zweier Reizſtärken ſich vermindern läßt, ohne die Möglichkeit der Unterſcheidung aufzuheben. Für das Gebiet mittlerer Reize, die ſtark genug ſind, um die Empfindung deutlich zu erregen ohne ſich der Grenze zu nähern, bei der ihre Intenſität die Function des Nerven ſtört, haben die äußerſt zahlreichen Verſuche, die auf E. H. Webers Vorgang durch Fechner und viele andere ſeitdem gemacht worden ſind, mit hinlänglicher Uebereinſtimmung ergeben, daß der Unterſchied je zweier Reize, welcher die Unterſcheidung der zugehörigen Empfindungen eben noch möglich macht, nicht eine conſtante Größe iſt, ſondern für jede Empfindungsklaſſe einen beſtimmten Bruchtheil der Intenſität beträgt, welche der eine von beiden Reizen bereits beſitzt. Es hat kein Intereſſe für uns, die verſchiedenen mathematiſchen Formulirungen dieſes Weberſchen Geſetzes und die hinzugefügten Correctionen zu verfolgen, welche ſeine Anwendung nöthig erſcheinen ließ; die letztern dürfen wir dem Einfluß der beſonderen Umſtände zurechnen, unter denen das Geſetz, an ſich gültig, doch wie die meiſten Naturgeſetze einen reinen Erfolg nicht leicht finden kann. Weiteres als dies ſagen die Experimente an ſich nicht aus; ſie laſſen vorläufig unentſchieden, ob jener Unterſchied der Reize uns zur Unterſcheidung der entſpringenden Empfindungen durch einen Unterſchied der Stärke befähigt, den er auch zwiſchen ihnen hervorbringt, oder ob qualitative Veränderungen des Empfindungsinhaltes, die von jenen Differenzen der Reize abhängen, uns hier zu Hülfe kommen. Nichts als der unmittelbare Eindruck, den wir von dem Vorgange haben, kann hierüber entſcheiden, und es ſcheint mir allerdings, daß dieſer nicht ganz rein für die erſte dieſer Annahmen ſpricht. Eine concentrirte Löſung einer Säure gibt wohl nicht einfach denſelben Geſchmack

nur stärker, den eine verdünnte schwächer gibt, sondern sie schmeckt auch anders; zwei Wärmegrade, obwohl auf Intensitätsunterschieden desselben Reizes beruhend, scheinen doch auch in dem verschieden, was bei ihnen gefühlt wird, und nicht blos in dem Stärkemaß der gleichen Empfindung; ist dies weniger deutlich bei geringen Differenzen, so ist um so deutlicher, daß der unmittelbare Eindruck die Menschen immer von Kälte und Wärme als zwei positiven Gegensätzen sprechen und keineswegs in ihnen nur Graduntersciede erkennen läßt; wer endlich Versuche über Helligkeit mit Schatten und ihrem Untergrunde macht, ist nicht sicher, nur Intensitätsdifferenzen derselben Empfindung zu vergleichen; der Schatten ist nicht nur geringere Beleuchtung, sondern er sieht anders aus, als der hellere Untergrund, schwarz, wenn dieser weiß ist. Ich will kein großes Gewicht auf diese Bedenken legen; aber hinweggeräumt müßten sie doch erst sein, ehe wir mit ganzer Sicherheit der Theorie folgen könnten, welche aus jenen Versuchen ein Gesetz über die eigne Stärke der Empfindung und die Abhängigkeit derselben von der Stärke der Reize ableitet. Man würde dann den Uebergang von der Gleichheit zweier Empfindungen zu dem eben merklichen Unterschiede derselben überall als einen gleich großen Zuwachs ansehen, welchen die Stärke der einen von ihnen erfahren hat und könnte dem fraglichen Gesetze die Form geben, daß ein Zuwachs der Empfindungsintensität um gleiche Differenzen, in arithmetischer Progression mithin, eine Zunahme der Reizstärke in geometrischer Progression voraussetzt. Es würde dann die Thätigkeit des Empfindens zur Klasse derjenigen Thätigkeiten gehören, deren Steigerung immer schwieriger wird, je lebhafter bereits ihre Ausübung ist.

259. Die letztgenannte Thatsache, wonach die Empfindung nicht mit gleicher Schnelligkeit dem Anwachsen der Reizstärke folgt, würde für sich selbst kein außergewöhnliches Räthsel sein; aber unerklärt bleibt es nach jeder der Theorien, die sich hier gebildet haben, warum einer stetigen Wachsthumscurve der Reizstärken die langsamer ansteigende Curve der Empfindungsintensitäten nicht stetig folgt; warum vielmehr ein Intervall bleibt, durch welches hindurch der Reiz sich erfolglos verstärkt, um erst mit dem erreichten Endwerthe einen merklichen Unterschied der Empfindung hervorzubringen. Am leichtesten scheint mir dieser Frage noch die physiologische Auffassung zu genügen,

die den Grund des Verhaltens in der Erregungsweise der Nerven sucht. Es ist eine lösbare Aufgabe für die Mechanik, ein System materieller Theile so zu construiren, daß eine stetig antreibende Kraft, um innerer Hemmungen willen, doch nur stoßweis in bestimmten Augenblicken ihre Wirkung ausüben kann; nach dieser Analogie müßte man einen Bau des Nerven so voraussetzen, daß von jedem erreichten Grade der Erregung an eine bestimmte Sammlung und Steigerung derselben nöthig ist, um eine Bewegung zu erzeugen, die von ihm als Reiz für die Entstehung einer neuen Empfindung abgegeben werden kann; diesen Anregungen würde dann die Empfindung proportional an Intensität zunehmen. Wir wissen gleichwohl nicht im Entferntesten, wie und wo im Nervensystem eine solche Einrichtung zu vermuthen wäre. Unwahrscheinlicher würde mir dagegen die zweite Annahme sein, welche die nervöse Erregung dem Reize proportional und stetig wachsen läßt, und dann in der Natur des Empfindens den Grund sowohl der Verlangsamung des Wachsthums als den seiner Discontinuität suchen müßte; eben in dem Begriffe des Empfindens liegt Nichts, was mit Wahrscheinlichkeit die hier unmögliche Zwischenmaschinerie ersetzen könnte. Auch der dritten Ansicht gelingt die Lösung nicht überzeugender; die Empfindung, behauptet sie, nehme an Stärke proportional dem Reize und dem Nervenprocesse zu, aber die Wahrnehmung bringe die wirklich gewachsene Intensität der Empfindung in anderem Verhältniß und unstetig zum Bewußtsein. Die Trennung dieser beiden Leistungen, der Empfindung und der Wahrnehmung des Empfundenen, werden wir später rechtfertigen können; allein sicher kann in der Natur einer wahrnehmenden Thätigkeit an sich kein Grund gefunden werden, einiges nicht wahrzunehmen; könnte man glaublich machen, daß die Unterscheidung zweier Eindrücke, die stets zugleich eine Vergleichung ist, nicht nach Differenzen derselben, sondern nach ihrem geometrischen Verhältniß verfahre, so wäre damit doch nur abgeleitet, daß sie in zwei Paaren von Eindrücken gleich große Verschiedenheit der Glieder sähe, wenn in beiden diese zu einander in demselben Verhältniß ständen; aber ich weiß nicht, warum sie diejenigen gar nicht unterscheiden sollte, die von diesem Verhältniß abwichen.

260. Noch ist keine Methode gefunden, um experimentell die

Folgen zu bestimmen, welche aus gleichzeitigen Eindrücken auf verschiedene Sinne entstehen, selbst über das Verhalten zusammentreffender Anregungen desselben Sinnes besteht Zweifel. Dem Versuche, nachdem wir an den Mechanismus der Vorstellungen gewöhnt sind, diesem auch einen Chemismus derselben gegenüberzustellen, darf wohl nur mit größtem Mißtrauen begegnet werden. So lange die Wirkungen zweier äußeren Reize a und b sich noch in demselben Nervenelement befinden, kann, auf diesem physischen Gebiete, die Bildung derjenigen Resultante c nicht ausbleiben, welche nach allen hier zusammentreffenden mechanischen Bedingungen möglich und deshalb nothwendig ist. Dieser Resultante c, welche nun allein als erregendes Motiv zur Seele gebracht wird, entspricht dann die einfache Empfindung γ, nicht als Resultante der beiden Empfindungen α und β, welche jene beiden Reize getrennt erzeugt haben würden, sondern anstatt ihrer, die jetzt nicht entstehen konnten. Sobald aber a und b, durch Leitung in verschiedenen Nervenelementen oder weil sie innerhalb des Nerven eine unterschiedlose Resultante nicht bildeten, es einmal dahin gebracht haben, die beiden Empfindungen α und β wirklich zu erzeugen, so findet, im Bewußtsein, eine Vermischung ihrer Inhalte zu einer einfachen dritten nicht statt, sondern beide bleiben gesondert, die nothwendige Vorbedingung jeder höheren Geistesthätigkeit der Vergleichung und Beurtheilung. Ich muß indessen Bedenken gegen diese Ansicht einräumen. Die theoretische Behauptung, die Einheit der Seele nöthige sie zu dem Bestreben, alle ihre inneren Zustände in ein intensives Eins zu verschmelzen, könnte wohl Nichts entscheiden, so lange die innere Erfahrung uns kein Beispiel dieses Erfolges darböte. Aber gleichzeitige Bestürmung verschiedener Sinne oder auch desselben durch mannigfache Reize versetzt uns allerdings in einen Zustand verworrenes Gemeingefühls, in welchem wir jedenfalls einer deutlichen Unterscheidung der verschiedenen Eindrücke uns nicht bewußt sind. Es folgt indessen hieraus nicht, daß unser Gemüthszustand in diesem Falle die positive Wahrnehmung einer wirklich erfolgten Mischungseinheit des Vorgestellten wäre; vielmehr scheint er mir in dem Bewußtsein der Unfähigkeit, Das zu sondern was in der That verschieden geblieben ist, und in dem Gemeingefühl der Störung zu bestehen, welche der gleichzeitige Angriff der Reize in unserer körperlichen

Oekonomie hervorbringt. Was das erste betrifft, so komme ich auf denſelben Unterſchied der Wahrnehmung von der Empfindung zurück, den ſchon früher die pſychophyſiſche Theorie zu Hülfe nehmen mußte; die Unterſcheidung zweier Empfindungen iſt niemals eine einfache Empfindung, ſondern eine That des Beziehens und Vergleichens, die zu jenen hinzukommen kann, aber nicht überall hinzukommen muß; wo ſie verhindert iſt, ſchmelzen darum die Empfindungen nicht zuſammen, ſondern nur der Act ihrer Unterſcheidung fehlt; und auch dieſer gewiß nicht ſo weit, daß die Thatſache des Unterſchieds überhaupt unwahrgenommen bliebe, ſondern nur die Beſtimmung ſeiner Weite und die Auffaſſung anderer Beziehungen zwiſchen den verſchiedenen Eindrücken mißlingt. Wen zugleich Gluthhitze blendendes Licht betäubender Lärm und ein übler Geſchmack peinigen, Der wird ſicher nicht dieſe disparaten Empfindungen zu einer einzigen verſchmelzen, deren einfacher Inhalt ſinnlich anſchaubar wäre; ſie bleiben ihm getrennt und er iſt nur außer Stand, ſich der einen abgeſondert von den andern bewußt zu werden. Außerdem aber wird er ein Gefühl von Unluſt haben, das ich als zweiten Beſtandtheil ſeines Zuſtandes oben erwähnte. Denn jeder Reiz, der dem Bewußtſein einen beſtimmten Empfindungsinhalt verſchafft, nimmt außerdem zugleich die Kräfte der Nerven als ein beſtimmter Grad von Störung in Anſpruch, und die Summation dieſer kleinen Veränderungen, die als ſolche Störungen nicht eben ſo verſchieden ſind, wie jene Inhalte des Bewußtſeins, bringt dieſes Gemeingefühl hervor, das zuſammen mit jener Unfähigkeit der Unterſcheidung uns fälſchlich an die wirkliche Unterſchiedsloſigkeit unſerer Empfindung glauben läßt. Nur auf ähnliche Weiſe könnte ich mir auch den Anfangszuſtand denken, den man zuweilen unſerer ganzen Bildung ſo gibt, daß erſt eine ſondernde Thätigkeit ſeinen einfachen Inhalt in verſchiedene Empfindungen getheilt hätte. Wo wirklich Nichts verſchieden wäre, könnte keine ſondernde Thätigkeit der Welt Unterſchiede machen, denn ſie fände keine Gründe für die Orte, wo ſie dieſelben anbringen und für die Weite, die ſie ihnen geben ſollte. Nur aus der Mengung verſchieden gebliebener Eindrücke kann eine Scheidung dann hervorgehen, wenn günſtige Gelegenheiten nach einander die einzelnen Beſtandtheile verſtärkt über die andern geſchwächten hervorheben und ſo die Vergleichung und das Be-

wußtwerden der Weiten der einzelnen Differenzen erleichtern; mit den einmal gewonnenen Vorſtellungen der Einzeleindrücke mag dann ihre Diſſociation auch in dem ungünſtigen Falle jener vorigen Mengung gelingen. So könnte es vielleicht ſein, daß manche uns noch einfach ſcheinende Empfindung ſich in mehrere ihrer Art diſſociiren ließe, daß wir in einer Farbe die andern Farben trennten, die ihre Beſtandtheile wären, in einem Tone die Partialtöne, die uns zuerſt unbewußt bleiben, in Geſchmäcken und Gerüchen die vielfach verſchieden combinirten Elementarempfindungen, die wir jetzt noch nicht kennen. Iſt daher in dieſem geringen Umfange auch ein wirklicher Chemismus der Empfindungen nicht undenkbar, der Verſchiedenes zu einer neuen Empfindungsqualität zuſammenſetzte, ſo bleibt doch nach allen unſern bisherigen Erfahrungen ungewiß, ob nicht dieſe Vermiſchung zu Reſultanten in allen Fällen bereits zwiſchen den phyſiſchen Erregungen im Nerven oder in den Centraltheilen des Nervenſyſtems ſtattgefunden hat. Man würde aus dieſen Prämiſſen noch über die Contraſtempfindungen urtheilen, die zu andern ohne beſondern äußern Reiz hinzutreten; ich glaube nicht, daß man ſie für phyſiſch unveranlaßte Reactionen der Seele halten dürfte. Von den falſchen Größenſchätzungen, die nach betäubendem Lärm eine plötzliche Stille, nach blendendem Licht die Dunkelheit beſonders tief erſcheinen laſſen, wäre es möglich, ſo zu denken, denn Das ſind nicht Empfindungen ſondern Vergleichungen; und doch iſt auch in dieſen Fällen der im Nerven nicht minder große Sprung zwiſchen den Graden der Erregung die wahrſcheinliche Urſache jenes Urtheils. Aber eine Farbe β kann nicht durch bloße Reaction der Seele contraſtirend oder complementär zu einer andern α hinzutreten; denken wir uns auch in der Seele eine Störung, die compenſirende Ausgleichung ſucht, ſo könnte ſie doch an ſich nur auf ein entgegengeſetztes Non $-\alpha$ gerichtet ſein, ohne zu wiſſen, wo ſie es fände; daß es eben β iſt, welches die gewünſchte Befriedigung gewährt, wiſſen wir blos aus Erfahrung und entdecken den Grund dafür in einer Vergleichung der beiden Eindrücke α und β keineswegs als ſelbſtverſtändlich; er muß in der Thätigkeitsweiſe des Nerven liegen und dieſe muß die Erregung, die zu β führt, als Gleichgewichtsbeſtrebung zu der hinzuordnen, welche die Empfindung α erzeugt.

261. Weder Beobachtung noch Theorie hellen bis jetzt den Zeitraum auf, welcher zwischen der Empfindung und ihrem Scheiden aus dem Bewußtsein liegt. Beschreibungen, wie sie allmählich an Stärke stetig abnehme und zuletzt mit einem Nullwerth oder unter eine Schwelle des Bewußtseins verschwinde, sagen nur, wie man hinterher sich den Vorgang glaubt denken zu können; beobachten kann ihn Niemand, ohne durch die hierzu nöthige Aufmerksamkeit ihn selbst unmöglich zu machen. Ob nun diese hypothetische Vorstellungsweise theoretisch hinlänglich gerechtfertigt ist, bleibt zweifelhaft. Außer der Voraussetzung, nur stetig könne die vorstellende Thätigkeit von dem Stärkegrade, den sie in einem gegebenen Augenblick hat, bis zum Verschwinden abnehmen, benutzt man das physische Gesetz der Beharrung, um die ungeschmälerte Fortdauer der Empfindung als das natürliche Schicksal, ihr Verschwinden aus dem Bewußtsein als Problem der Erklärung hinzustellen. Der letztere Gedanke ist nicht ganz ohne Bedenken. Dem materiellen Atom begegnet während seiner Bewegung, so wie man wenigstens diese gewöhnlich ansieht, innerlich gar Nichts, und es befindet sich an jedem neuen Orte q völlig ebenso wie am vorigen p; begreiflich daher, daß in ihm kein Grund liegen kann, sich an irgend einem Punkte der weiteren Bewegung zu widersetzen; die Ursache der Aenderung oder Hemmung muß von außen kommen. Die Seele dagegen, wenn sie α empfindet, ist dadurch in einen andern innern Zustand versetzt, als wenn sie β empfindet; hält man einmal ihre Natur für fähig, auf Reize zurückzuwirken, so kann in ihr selbst der beständige Grund liegen, welcher sie anregt, sich jeder ihr aufgedrängten einseitigen Aeußerung ihrer Fähigkeit zu widersetzen, mithin auch den Empfindungszustand zu eliminiren, der ihr durch den äußern Reiz aufgezwungen ist. Sie müßte ganz impassibel und deswegen zu Wechselwirkungen ungeschickt sein, wenn ihr die völlige Annullirung des Geschehenen gelingen sollte; aber könnte nicht ihr Gegenstreben hinreichen, um die Empfindung in einen bleibenden unbewußten Zustand herabzudrücken? Lassen wir indeß dies, was sich nicht entscheiden läßt, so finden wir Gründe der Hemmung theils in den neuen Eindrücken von außen, theils in denen, welche, viel weniger bekannt, durch die veränderlichen Zustände des Körpers beständig der Seele zugeführt werden. Auf die ersten, auf den Streit der Vor-

stellungen untereinander, hat Herbart seine Theorie vom inneren Mechanismus des Seelenlebens begründet. Ich lasse hier die Bedenken bei Seite, welche seine metaphysische Begründung erweckt: die Unveränderlichkeit der Seele, die doch veränderliche innere Zustände erfährt, ihr Bestreben, diese alle zur Einheit zu verschmelzen, das doch an den Verschiedenheiten der Vorstellungen scheitert, die Annahme endlich, es gewähre ihr Befriedigung, wenigstens die Stärke der Parteien zu mindern, deren Gegensätze sie dulden muß. Wir nehmen einfach als eine Hypothese auf, was er uns als Grundlage anbietet, die Annahme, daß die Vorstellungen einander nach dem Maß ihrer Stärke und ihres Gegensatzes hemmen, und benutzen seine richtigen Zurückweisungen bildlicher Redensarten: das Bewußtsein sei kein Raum, in welchem die Vorstellungen nebeneinander aufträten, und wäre es ein Raum, so wären doch sie nicht ausgedehnte Gestalten, die einen bestimmten Platz verlangten, starre Körper, die ohne die Möglichkeit der Verdichtung aus der Enge dieser Bühne einander herausdrängten; endlich auch eine ursprüngliche Abstoßung finde nicht zwischen ihnen statt, sondern nur die Einheit der Seele, in der sie zugleich sein sollen, veranlasse ihre Verschiedenheit zum Widerstreit gegeneinander. Es fragt sich dann, ob die innere Beobachtung diese Annahmen bestätigt.

262. Zweierlei ist in Gedanken zu sondern, was freilich in Wirklichkeit nie getrennt vorkommt: der Inhalt auf welchen die vorstellende oder empfindende Thätigkeit sich richtet, und diese Thätigkeit selbst, die ihn zum empfundenen oder vorgestellten macht; auf beide könnte man jene Begriffe des Gegensatzes und der veränderlichen Stärke anzuwenden versuchen. Nun kann ich zunächst in der innern Beobachtung Nichts finden, was eine Hemmung der Vorstellungen nach Maßgabe ihres Inhaltsgegensatzes bezeugte. Eine gleichzeitige Empfindung entgegengesetzter Inhalte durch dasselbe Nervenelement halten wir freilich für unmöglich; aber ich wüßte nicht, daß die Vorstellung des Positiven und der Bejahung die des Negativen und der Verneinung vorzugsweis verdrängte; im Gegentheil würde jede Möglichkeit einer Vergleichung des Entgegengesetzten die Nichthemmung beider Vergleichungsglieder einschließen. Wenden wir aber den Gegensatz auf die vorstellende Thätigkeit an, so ist freilich selbstverständlich,

daß zwei Acte derselben, sofern sie in Bezug auf das Wirken entgegengesetzt sind, einander aufheben werden; aber dieser Satz ist zugleich ganz fruchtlos, denn wir haben gar kein Recht zu der Voraussetzung, die Vorstellungen zweier entgegengesetzten Inhalte beruhten auf einem Gegensatze der vorstellenden Thätigkeiten in Bezug auf ihre Wirkungsweise; wir wissen also gar nicht, wo wir solche Gegensätze von mechanischem Werthe überhaupt vermuthen sollen. Gleiche Bedenken erweckt mir der Begriff veränderlicher Stärke der Vorstellungen. Für die Empfindungen eines eben einwirkenden Sinnesreizes hat es mir gleichgültig geschienen, diese Unterscheidung zu machen; das Hören des stärkeren Klanges oder das Sehen des helleren Lichtes ist allemal zugleich eine größere Thätigkeit Erregung oder Affection, und es ist nicht möglich, den lauten Donner, als lauten, dennoch schwach, oder das hellere Licht, als helleres, weniger stark zu empfinden, als ein trüberes. Aber anders dürfte es sich mit den Vorstellungen verhalten, unter welchem Namen wir hier, dem Sprachgebrauch gemäß, die Erinnerungsbilder eines abwesenden Eindruckes den Empfindungen des anwesenden entgegensetzen. Der Unterschied zwischen beiden ist bemerkbar genug: das erinnerte Licht glänzt nicht, wie das gesehene; die erinnerten Töne klingen nicht, wie die gehörten, obgleich ihre Folge die feinsten Verhältnisse einer Melodie wiederholt; die Vorstellung der intensivsten Qualen schmerzt nicht und ist Nichts gegen die Realität der kleinsten wirklichen Verletzung. Ich lasse dahingestellt, ob dieser Unterschied auf der Miterregung des Körpers beruht, welche der Vorstellung als einer in der Seele allein entsprungenen Erinnerung fehlt, während sie jede Empfindung als Ursache der Entstehung und Fortdauer begleitet, oder ob Diejenigen Recht haben, die in beiden, durch diesen unmittelbaren Eindruck der inneren Beobachtung nicht sehr unterstützt, nur einen Gradunterschied stets vorhandener physischer Nervenerregung annehmen. Nun können wir gewiß Das, was wir erinnern, in allen Gradabstufungen vorstellen, deren sein Inhalt fähig ist, aber es ist nicht eben so klar, daß die auf diesen Inhalt gerichtete Vorstellungsthätigkeit dieselben Größenveränderungen erfahren könnte. Denselben Ton von bestimmter Höhe und Stärke, dieselbe Schattirung einer Farbe können wir nicht noch mehr oder weniger vorstellen, der Versuch, es zu thun, schiebt eine

Veränderung des Inhalts unter, und wir stellen einen stärkeren oder schwächeren Ton, eine leuchtendere oder trübere Farbe vor anstatt desselben Tones und derselben Farbe, die wir nur mehr oder minder vorzustellen dachten. Und ebenso wenig finden wir in der inneren Beobachtung eine Berechtigung, diese Thätigkeit des Vorstellens allemal, so wie die des Empfindens, dem Inhalt proportional anzusehen, auf den sie sich richtet; die Vorstellung des Stärkeren erfordert und verursacht keine stärkere Erregung oder Anstrengung als die des Schwächern; die Erinnerungsbilder gleichen den Schatten, die nicht die Verschiedenheiten des Gewichtes mit den Körpern gemein haben, von denen sie geworfen werden. So scheint es zunächst, als wenn, auf Vorstellungen bezogen, der Begriff einer veränderlichen Stärke nur ihren Inhalt, aber nicht die seelische Thätigkeit träfe, auf welche die beginnende mechanische Theorie ihn jedenfalls mit anzuwenden dachte.

263. Diesen Behauptungen kann man einwerfen, daß ein willkührlich angestellter Versuch uns nicht über die Steigerungsfähigkeit der Vorstellungsthätigkeit belehren könne; er werde natürlich immer das Maximum vor Augen stellen, welches dieselbe in Bezug auf den gewählten Inhalt erreichen könne, und bringe die minderen Grade nicht zur Beobachtung, auf die sie sinke und durch welche hindurch sie erlösche; man könne nicht läugnen, daß die Bezeichnungen dunkler und hellerer Vorstellungen Etwas bedeuten, was im Bewußtsein wirklich vorkommt und jene nicht direct beobachtbaren Gradabstufungen des Vorstellens bestätige. Ich kann mich jedoch nicht überzeugen, daß die innere Beobachtung uns kurzer Hand die Wirklichkeit dunkler Vorstellungen in diesem Sinne bezeugte. Das Bild eines zusammengesetzten Gegenstandes ist in unserer Erinnerung nicht darum dunkel, weil es mit der geordneten Gesammtheit aller seiner Theile vorhanden und nur im Ganzen von einem schwächeren Lichte des Bewußtseins bestrahlt wäre; sondern es ist lückenhaft geworden; einzelne Theile fehlen ihm ganz; vor Allem aber pflegt die genaue Verbindungsweise der noch vorhandenen zu mangeln und wird nur durch den Gedanken ersetzt, daß irgend eine Art der Verknüpfung zwischen ihnen stattgefunden habe; die Weite des Spielraums, innerhalb dessen wir, ohne uns entscheiden zu können, diese oder jene Verknüpfung

gleich wahrscheinlich finden, bestimmt den Grad der Dunkelheit, den wir dieser Vorstellung zuschreiben. Von dem Geschmacke einer seltenen Frucht haben wir entweder eine vollständige Vorstellung oder gar keine; eine dunkle wirklich zu haben bilden wir uns nur ein, weil wir anderweitig wissen, daß Früchte Geschmack haben, und weil wir durch die übrigen der Erinnerung gegenwärtigen Kennzeichen, welche die Art der Frucht characterisiren, bewogen werden, nur an eine bestimmte Klasse von Geschmäcken zu denken, welche dieser Art natürlich sind; die Anzahl derjenigen, zwischen denen wir innerhalb dieser Grenzen unentschieden schwanken, bedingt wieder den Grad der Dunkelheit der Vorstellung, die wir zu haben glauben, in Wahrheit aber blos suchen. Besinnen wir uns lange auf einen Namen und erkennen dann einen uns angebotenen sofort als den richtigen an, so beweist dies nicht, daß wir die dunkle Vorstellung des richtigen hatten und sie nun durch Vergleichung mit dem ausgesprochenen Namen für die richtige anerkennen; denn worauf sollte sich eigentlich diese Anerkennung stützen? könnte nicht auch der genannte Name falsch sein, so daß erst nachzuweisen wäre, daß diejenige dunkle Vorstellung in uns, mit welcher er identisch gefunden wird, dieselbe ist, welche wir suchten? Diese gesuchte unterscheidet sich nun von anderen, welche wir jetzt nicht suchen, durch die Verbindungen, in denen sie mit Erinnerungen an irgend welche Eigenschaften des Gegenstandes steht, dessen Name sie ist, oder dessen Inhalt sie bedeutet; denn man kann nicht den Namen von Etwas suchen, wenn dies Etwas nicht von Anderem unterschieden werden kann, was man nicht meint. Darum nun, weil der Klang des genannten richtigen Namens ohne alle Reibung und Widerstand zu diesen anderen Erinnerungen an den Gegenstand paßt und seinerseits dieselben von neuem hervorruft oder erweitert, erscheint er uns als der richtige; jeder genannte falsche würde diesen entgegenkommenden Vorstellungen fremd sein. Und wäre es wirklich nur ein unverstandenes Wort, das wir zu erinnern suchten, so wird doch auch von ihm irgend eine Erinnerung schon zurückgeblieben sein müssen, mit welcher das erneuerte stimmen muß, sei es die Sylbenzahl oder der Tonfall oder die Färbung der Vocale oder ein hervorstechender Consonant oder endlich nur die Umstände, unter denen wir es hörten, oder das augenblickliche Gemeingefühl, mit welchem sich

sein gehörter Klang einst verbunden hatte. In allen diesen Fällen haben wir daher nicht eine dunkle Vorstellung, sondern sind nur auf dem Wege, die Vorstellung, die wir gar nicht haben, mit Unterstützung der angeführten Hülfsmittel zu suchen. Weder eine einfache Vorstellung aber noch eine zusammengesetzte, die wir wirklich haben, läßt sich an Stärke des Vorstellens steigern, die letztere nur scheinbar, so lange sie unvollständig ist. Wer alle Theilvorstellungen, welche die des Dreiecks bilden, sammt ihrer richtigen Verbindungsweise denkt, kann sein Vorstellen dieses vollständigen Inhalts nicht weiter verstärken; scheint der Geometer hierin dem Anfänger überlegen, so ist es nicht, weil er diesen Inhalt mehr, sondern weil er mehr als diesen Inhalt vorstellt, die unzähligen Beziehungen nämlich, die im Zusammenhange des Wissens sich an diese Figur knüpfen.

264. Ich läugne darum doch nicht, was wir wohl alle als richtige Interpretation der Thatsachen ansehen, die Annahme nämlich, daß Vorstellungen einander aus dem Bewußtsein verdrängen und in bleibende unbewußte Zustände der Seele verwandeln; für diese behalten wir den an sich widersprechenden Namen unbewußter Vorstellungen bei, um anzudeuten, daß sie aus Vorstellungen entstanden und unter Umständen fähig sind, sich in solche zurückzuverwandeln. Aber jene Annahme besagt eigentlich Nichts weiter, als daß die Vorstellungen gegen einander eine gewisse Macht ausgeübt haben und einige von ihnen Sieger über andere geblieben sind; es versteht sich nicht von selbst, obwohl es am nächsten liegt, so zu denken, daß sie diese Macht einem Stärkegrade verdankt haben müßten, der ihnen an sich eigenthümlich gewesen wäre; in der That hätten wir gar kein Mittel, diese ihre Stärke vor dem Kampfe zu messen, sondern schreiben sie ihnen blos rückwärts nach dessen Ausgange zu; der Sieg aber kommt nicht immer dem an sich Stärkeren, sondern auch dem Schwächeren durch Gunst der Umstände zu. Nun fanden wir diese Annahme einer veränderlichen Stärke nur auf den Inhalt der Vorstellungen, nicht auf die vorstellende Thätigkeit, anwendbar; erfahrungsmäßig aber können wir gar nicht behaupten, daß jederzeit die Vorstellung des stärkeren Inhalts die des schwächeren überwinde, vielmehr das Gegentheil beobachten wir unendlich häufig; so sind wir veranlaßt, den Quell der ausgeübten Macht in Etwas zu suchen, was an

die vorstellende Thätigkeit sich anschließt und seiner Natur nach einer Gradabstufung der Intensität fähig ist. Ich will mich sogleich dahin ausdrücken, diese Macht beruhe weder auf einer eignen Stärke des Vorstellens noch auf der des vorgestellten Inhalts, sondern auf der Größe des Interesses, welches sich an den letzteren knüpft. Könnten wir die ersten Regungen einer noch erfahrungslosen Seele beobachten, so würden wir gewiß finden, daß diejenige sinnliche Empfindung, welche in ihrer Gesammtwirkung die größere Erschütterung des Gemüthes ist, also die stärkere ihrem Inhalte nach, die anderen überwindet, die nach demselben Maßstabe schwächer sind; in dem ausgebildeten Leben dagegen, welches wir allein beobachten, tritt die Stärke der Empfindung sehr zurück gegen das, was sie für uns im Zusammenhang unserer Erinnerungen Absichten und Erwartungen bedeutet bezeichnet oder voraussagt. Viele äußere Reize entgehen daher unserer Beachtung, wenn die starken Empfindungen, zu deren Hervorrufung sie berechtigt wären, keine Beziehung zu unserem augenblicklichen Gedankenlauf haben; sehr geringe ziehen unsere Aufmerksamkeit auf sich, wenn sie in solche Beziehungen verflochten sind; noch mehr geschieht Gleiches in dem Verlaufe unserer bloßen Erinnerungen, die durch keine eben vorgehende körperliche Erregung unterstützt sind. Dieses Interesse der Vorstellungen, in welchem ihre Macht besteht, hat einen constanten und einen veränderlichen Bestandtheil. Ich kann mir nicht denken, daß irgend ein sinnlicher Eindruck ursprünglich völlig gleichgültig geschehen könnte; jeder, als eine Veränderung des eben vorhandenen Zustandes, scheint mir ein Element der Lust oder Unlust erzeugen zu müssen, je nachdem er eine Ausübung möglicher Functionen innerhalb der Grenzen veranlaßt, in denen diese Ausübung den Bedingungen der Wohlfahrt und Fortdauer des Ganzen entspricht, oder Veränderungen erzeugt, die nach Form oder Größe diesen Bedingungen widersprechen. Da die allgemeine Oekonomie der Lebensverrichtungen nahezu als constant gelten darf, so wird auch an spätere Wiederholungen desselben Eindruckes sich dasselbe Element des Gefühls immer wieder knüpfen, grade so, wie dieselbe Art der Lichtwelle tausendmal nach einander auch immer wieder die gleiche Farbenempfindung hervorruft. Aber dieser feste Theil des Interesses wird sehr überwogen durch den veränderlichen, welchen ein Eindruck im

Lauf des Lebens durch seine verschiedenen Verknüpfungen mit anderen erlangt, die er dann in der Erinnerung wieder hervorzurufen im Stande ist; der eine, an sich von einem unbedeutenden constanten Gefühlselement begleitet, aber verknüpft mit einem anderen, der ein starkes mit sich führt, kann ein lebhafteres Interesse erregen als ein dritter, dessen eignes Lust- oder Unlustelement zwischen beiden steht. Veränderlich aber ist dieses Interesse eines Eindruckes nicht blos nach der Anzahl und dem constanten Gefühlsantheil derjenigen, mit denen er sich verbunden hat, sondern auch nach dem augenblicklichen Gemüthszustande, den seine Einwirkung antrifft und für welchen sein Gesammtinhalt mehr oder minder Werth hat, je näher oder entfernter derselbe mit Dem verwandt ist, was in diesem Momente das Gemüth lebendig bewegt. So schwer es war, der vorstellenden Thätigkeit als solcher verschiedene Grade ihrer Stärke nachzuweisen, so selbstverständlich erscheint die gradweis verschiedene Intensität aller Gefühle; auf dieser Verkettung mit ihnen scheint mir daher die Macht der Vorstellungen zu beruhen; von ihrer Stärke würden wir blos sprechen, indem wir dieses Wort nur als Ausdruck für die so und nicht anders geschehende Thatsache ihres Sieges über andere brauchten.

265. Weniges ist über die Verknüpfung der Vorstellungen nachzuholen, auf welche diese Betrachtungen uns bereits führten. Wir wissen, daß bei Gelegenheit der Erneuerung einer Vorstellung a auch eine andere früher gehabte b, in das Bewußtsein zurückkehren kann, ohne eines eignen sie veranlassenden äußern Grundes zu bedürfen. Diese Thatsache, die allein den Gegenstand unmittelbarer Beobachtung bildet, deuten wir als eine Reproduction der Vorstellung b durch die andere a, ohne mit diesem Worte irgend eine Rechenschaft über den Hergang verbinden zu wollen, durch welchen der a die Wiederbringung der b gelingt. Dann aber schließen wir hieraus, daß auch während der Zeit, in welcher beide, a und b, aus dem Bewußtsein verschwunden waren, doch zwischen ihnen eine engere Verknüpfung stattgefunden haben müsse, als diejenige, die ihnen, zugleich aber auch allen übrigen, ihre Zugehörigkeit zu einer und derselben Seele schon an sich verschafft. Diese specifische Verbindung nennen wir die Association der Vorstellungen a und b, gleichfalls

ein Name, der eine nothwendige Voraussetzung bezeichnet, ohne Aufklärung über den Vorgang, in welchem diese Verbindung besteht und welcher sie von jener weitläuftigeren Verknüpfung aller Zustände desselben Subjects characteristisch unterscheidet. Jede hierauf gerichtete Untersuchung würde fruchtlos sein; nur die andere Frage müßte man beantworten, nach welchen allgemeinen Regeln diese an sich nicht weiter erklärbare Vereinigung der Vorstellungen geschieht. Man pflegt vier Klassen der Associationen zu unterscheiden, von denen ich zwei für Hirngespinnste halte, die andern beiden in eine zusammenziehe. Daß nämlich ähnliche oder gleiche Vorstellungen einerseits, entgegengesetzte anderseits sich vorzugsweis associiren sollen, sind die beiden erstgenannten Behauptungen, denen mir Nichts in der inneren Beobachtung zu entsprechen scheint; ich wüßte wenigstens nicht, daß eine Tonvorstellung alle andern Töne, eine Farbe alle andern Farben in die Erinnerung zu rufen pflegte und ebenso wenig, daß die Vorstellung der Helligkeit die der Finsterniß, die Empfindung der Hitze die Erinnerung an die Kälte erregte; wo Aehnliches zu geschehen scheint, hat es offenbar andere Ursachen, als die einfache Association dieser Vorstellungen an sich; der Rechnende, der sich jetzt eben in Vergleichung und Beziehung von Größen bewegt, hat seinen besondern Grund, bei der Vorstellung des Plus, welche er bejaht, auch an das Minus zu denken, das er ausschließt; bei Nacht haben wir, beschäftigte Menschen mit Plänen für die Zukunft, mancherlei Grund an den Tag zu denken, den wir herbeiwünschen; und so Vieles, was aufzuzählen nicht der Mühe werth ist. Die dritte und vierte Klasse, die Associationen der Eindrücke, welche als gleichzeitige Theile eines simultanen Ganzen, oder in unmittelbarer Aufeinanderfolge als Theile eines successiven wahrgenommen worden sind, finden in jedem Augenblicke des täglichen Lebens, dessen zusammenhängende Führung ganz und gar auf ihnen beruht, die mannigfachsten Zeugnisse. Aber unnöthig scheint mir die Zerfällung dieser Vorgänge in zwei Klassen. Nicht deswegen, weil auch die Auffassung eines räumlichen Ganzen, wie man meint, durch eine successive Bewegung des Blickes erfolge, welcher die Umrisse desselben umläuft; ich werde später zu berühren haben, warum diese Bewegung zu sicherer Reproduction nöthig ist; aber es ist doch zweifellos, daß auch die momentane Beleuchtung

durch einen elektrischen Funken Gegenstände wahrnehmen läßt und Erinnerungsbilder von ihnen liefert. Wichtiger ist mir, daß in zeitlicher und räumlicher Auffassung eben das Fehlen beobachtbarer Zwischenglieder zwischen a und b die Bedingung ist, um deren willen grade diese beiden sich enger und vorzugsweis so verbinden, daß wir ihre Verbindung allein mit dem Namen der Association belegen, obgleich zwischen a und c, b und d doch eine Verbindung überhaupt auch nicht ausbleiben kann. Ich komme auf diesen Punkt sogleich zurück, und erwähne vorher noch, wie überflüssig es ist, von der bisher betrachteten **mittelbaren** Reproduction einer Vorstellung b durch eine andere a die **unmittelbare** Wiederbringung desselben a durch a zu unterscheiden. Man könnte ja von dieser Thatsache, von der Reproduction eines früheren a durch das jetzige a gar Nichts wissen, wenn beide blos, ununterscheidbar, zugleich da wären; um das jetzige als Wiederholung des früheren zu erkennen, müssen wir beide unterscheiden können, und dies geschieht, indem das wiederholte a nicht nur jenes frühere ihm gleiche, sondern dieses auch die mit ihm, aber nicht mit dem jetzigen, associirten Vorstellungen c d mit sich führt, als Zeugnisse dafür, daß es bereits früher einmal, aber unter andern Umständen, Gegenstand der Wahrnehmung gewesen ist.

266. In Bezug auf die große Leichtigkeit, mit welcher eine successive Reihe von Vorstellungen, in ihrer Reihenfolge, reproducirt wird, eine Thatsache deren Belege anzuführen Ueberfluß wäre, hat Herbart eine ansprechende Ansicht entwickelt. Folgen sich in der Zeit die äußern Eindrücke A B C . ., so wird die Vorstellung A, welche der erste erweckt, in dem Bewußtsein, welches nie leer ist, sofort durch dessen gegenwärtige Anfüllung eine Hemmung erleiden, welche ihre Stärke bis auf a herabgedrückt hat in dem Augenblicke, in welchem die neue Vorstellung B erst erregt wird. Nur zwischen a und B bildet sich mithin die Association aB, dagegen eine andere, AB, im Bewußtsein gar nicht. Auch diese Combination erfährt dieselbe Hemmung und wird bis zu dem Stärkegrade *ab* geschwächt sein in dem Momente, in welchem C seinen Eindruck C macht; so entsteht die Association *ab*C, und keine andere. Auch wenn D einwirkt, findet es *ab*C bis zu a*β*c gehemmt vor; nur dieses verknüpft sich daher mit D. Wiederholt sich nun die Reihe der äußern Ein-

drücke oder die ihrer Vorstellungen, so hebt auch A nicht sofort und nicht gleich lebhaft alle übrigen hervor, mit denen es ja gar nicht wirklich verbunden war; sondern erst, wenn es selbst auf die Stärke a gesunken ist, erweckt es B wieder, mit dem allein eine Association bestand; erst, wenn auch aB auf ab gesunken ist, reproducirt dieses wieder C, und so entwickelt sich die Reihe in der Erinnerung nach der ursprünglichen Folge ihrer Glieder. Die Vortheile dieser Auffassung hängen nicht unablösbar mit dem Begriffe einer veränderlichen Stärke der Vorstellungen zusammen, dessen wir uns enthielten. Associationen finden nicht nur zwischen denjenigen Eindrücken statt, die wir als gesonderte Vorstellungen von deutlichem Inhalt aus einander halten, sondern jede Vorstellung verknüpft sich ebenso mit dem augenblicklichen Colorit G des allgemeinen Lebensgefühls oder des Gemeingefühls unsers Gesammtzustandes im Augenblicke ihres Eintritts; und ebenso lebhaft, wie viele Erfahrungen bezeugen, reproducirt auch die Wiederkehr des Gemeingefühls G die Vorstellungen, die früher mit ihm verbunden waren. Aber auch jede neu hinzukommende Vorstellung A ändert dies Gefühl G in g_1; mit dieser Association Ag_1 verbindet sich dann die zweite Vorstellung B und ändert ihrerseits g_1 in g_2; nur mit dieser neuen Association verknüpft sich C; auf diese Weise wird die Aufeinanderfolge dieser g_1 g_2 g_3 der Leitfaden, nach dem sich auch die Reproduction der Vorstellungen ordnet; G muß wieder in g verwandelt werden, ehe durch die Association gB auch B wieder erzeugt werden kann. Ich werde im folgenden Kapitel Gelegenheit haben, diese Auffassungsart von andern Seiten her zu empfehlen; ich begnüge mich hier zu erwähnen, daß sie für die Reproduction der Bestandtheile eines Raumbildes durch einander einen Vortheil verspricht. Nähme man an, daß die Wahrnehmung des Raumbildes ABCD geschähe, indem der Blick successiv und wiederholt nach verschiedenen Richtungen ABCD, ACDB, ADCB ... dies Ganze durchliefe, so würde noch fraglich bleiben, wie es zugehen sollte, daß ein späteres Bewußtsein die verschiedenen Reihenfolgen, die durch diese willkührlich gewählten Wege entstehen, als blos subjective verschiedene Auffassungen der objectiven und einzigen Anordnung ABCD verstände. Hierzu wird immer nöthig sein, daß bei jedem beliebigen Schritt innerhalb A ... D

die Lage jedes Elementes zum nächsten durch ein bestimmtes in dieser Bewegung entstehendes Gemeingefühl g der Art angezeigt werde, daß die verschiedenen g, die bei verschiedener Richtung der Bewegung von Theil zu Theil entstehen, unter einander verglichen und ausgeglichen, eben diese bestimmten wirklichen Plätze der Einzelvorstellungen in der Gesammtordnung ABCD ergeben. Wie dies weiter denkbar sei, verfolge ich später.

Ich endige hier diese kurze Betrachtung der Mächte, die im Vorstellungsverlauf thätig sind, und zwar ohne noch die allgemeinere Betheiligung des Körpers berücksichtigt zu haben. Ich halte sie für sehr bedeutend, aber nach einer andern Richtung gelegen; weder für Associationen noch für Reproductionen gibt es physische Analogien, und die Behauptung, daß auch diese Ereignisse nur Producte des Zusammenwirkens von Nervenströmungen seien, hat bis jetzt auch die allgemeine Nachweisung nicht geliefert, welche wir verlangen dürften, wie nämlich diese Vorgänge überhaupt mechanisch construirbar wären. Auch hierauf aber sind wir später zurückzukommen genöthigt.

Drittes Kapitel.

Von dem beziehenden Vorstellen.

267. Werfen wir einen kurzen Blick auf eine Anzahl ordnungslos neben einander gelegter Münzen, so erzeugt jede von ihnen, sobald keine die andere deckt, ihr Bild in unserem Auge, und jedes dieser Bilder die ihm entsprechende Vorstellung. Dennoch sind wir häufig nicht im Stande, wenn wir den Blick abwenden, die Anzahl der gesehenen anzugeben. Daß wir aber alle einzelnen gesehen haben, ihre Bilder mithin bewußte Vorstellungen gewesen sind, lernen wir daraus, daß es zuweilen noch gelingt, sie in der Erinnerung nachzuzählen, ohne Erneuerung des äußeren Eindrucks zu bedürfen. Diese Erfahrung und unzählige ähnliche überzeugen uns, daß die Unterscheidung nicht ohne Grund ist, welche wir zwischen Empfindung und Wahrnehmung des Empfundenen machen, bestimmen uns jedoch zugleich, diese Behauptung darauf zu beschränken, daß das Bewußtsein der Verhältnisse, welche zwischen verschiedenen Einzelempfindungen bestehen, und zu denen wir hier die Summe rechnen, welche sie vereinigt bilden, nicht schon durch das thatsächliche Bestehen dieser Verhältnisse zwischen ihnen gegeben sei. Wir haben bisher nur die Einzelvorstellungen betrachtet, wie sie entweder gleichzeitig im Bewußtsein vorhanden sind und auf einander wirken oder successiv einander ablösen; aber es besteht in unserem Innern nicht blos diese Mannigfaltigkeit und dieser Wechsel der Vorstellungen, sondern auch Vorstellung dieser Mannigfaltigkeit und dieses Wechsels. Nicht blos ihrem Begriffe nach haben wir diese zweite Leistung, die beziehende und vergleichende Auffassung bestehender Verhältnisse von der bloßen Empfindung der einzelnen Beziehungsglieder zu unterscheiden, sondern

jene Erfahrungen, nach denen beide in Wirklichkeit trennbar ſind, berechtigen uns, das beziehende Vorſtellen als eine höhere Thätigkeit dem bewußten Empfinden und Vorſtellen einzelner Inhalte überzuordnen; höher in dem beſtimmten Sinne, daß das Höhere das Niedere zu ſeiner nothwendigen Vorausſetzung hat, aus ihm aber nicht an ſich nothwendig hervorgeht. So wie die äußeren Sinnesreize der Seele als Anregungen dienen, um die einfachen Empfindungen zu erzeugen, ſo dienen ihr die entſtandenen Verhältniſſe zwiſchen der gleichzeitigen oder ſucceſſiven Mannigfaltigkeit der ſo entſtandenen Vorſtellungen als ein neuer innerer Reiz, welcher ſie zur Ausübung dieſer neuen reagirenden Thätigkeit veranlaßt.

268. Die Möglichkeit jeder Beziehung und Vergleichung beruht auf dem unveränderten Beſtande der zu beziehenden Glieder und ihres Unterſchiedes. Wenn zwei Eindrücke a und b, als Vorſtellungen, Roth und Blau, einmal entſtanden ſind, ſo bilden ſie nicht durch Miſchung, in der ſie zu Grunde gingen, die dritte Vorſtellung c des Violet; geſchähe dies, ſo würde ein Wechſel einfacher Vorſtellungen vorhanden ſein ohne die Möglichkeit einer Vergleichung; dieſe ſelbſt iſt nur möglich, wenn eine und dieſelbe Thätigkeit a und b zuſammenfaßt und zugleich auseinanderhält, aber bei ihrem Uebergange von a zu b oder von b zu a ſich zugleich der Aenderung ihres Zuſtandes bewußt wird, welche ſie durch ihn erfährt; ſo entſteht die neue dritte Vorſtellung γ, die eines beſtimmten Grades zwiſchen a und b obwaltender qualitativer Aehnlichkeit und Unähnlichkeit. Sehen wir zugleich ein ſtärkeres Licht a und ein ſchwächeres gleichfarbiges b, ſo entſteht nicht anſtatt beider die Vorſtellung c eines Lichtes, deſſen Stärke die Summe der Intenſitäten beider wäre; entſtände ſie, ſo wäre wieder das Material verſchwunden, auf welches ſich die Vergleichung beziehen könnte; ausgeführt wird die Vergleichung nur, indem eine mit ſich identiſche Thätigkeit, zwiſchen a und b übergehend, ſich wieder der hierbei erlittenen Veränderung ihres Zuſtandes bewußt wird; ſo entſteht die Vorſtellung γ, die eines beſtimmten quantitativen Unterſchiedes. Wären endlich die Eindrücke a und a gegeben, ſo würde nicht aus ihnen ein dritter = 2a entſtehen, ſondern zwiſchen den geſchieden bleibenden auf gleiche Weiſe übergehend würde jene Thätigkeit ſich bewußt werden, eine Veränderung ihres Zuſtan-

des nicht erlitten zu haben und die neue Vorstellung γ würde entstehen, die der Gleichheit. Alle diese verschiedenen Beispiele des γ sind wir berechtigt, als Vorstellungen höherer oder zweiter Ordnung anzusehen; sie sind nicht auf gleiche Linie zu stellen mit denen, aus deren Vergleichung sie entstanden; während die einfache Vorstellung des Roth oder Blau vor uns schwebt, ohne uns an eine Thätigkeit zu erinnern, durch deren Ausübung wir zu ihrem Dasein beigetragen hätten, dafür aber auch einen unmittelbar anschaulichen Inhalt gibt, entbehren jene γ des eigenen für sich anschaulichen Inhalts völlig; sie werden daher niemals eigentlich in dem einfachen Sinne *vorgestellt* wie jene, so nämlich, daß sie nun als ruhende anschauliche Bilder vor uns *ständen*; ihre Vorstellung ist nur möglich unter gleichzeitiger Reproduction irgend welcher Beispiele der a und b, und unter Wiederholung der geistigen Bewegung, aus welcher sie entstanden sind.

269. Ich kann den Einwurf erwarten, daß meine Beschreibung des Verfahrens der beziehenden Thätigkeit seltsam und einer klaren Nachconstruction nicht fähig sei; diesen Einwurf gebe ich zu, ohne in ihm einen Tadel zu sehen. Es ist möglich, daß sich bessere Ausdrücke finden lassen, um zu bezeichnen, was ich meine; mir kam es zunächst nur darauf an, über diesen Vorgang in so weit deutlich zu werden, daß Jeder in seiner inneren Beobachtung die Wirklichkeit desselben bestätigen kann. Es ist richtig, daß Denen, die von dem gewohnten Anschauungskreise der physischen Mechanik ausgehen, der Begriff einer Thätigkeit, oder natürlich eines thätigen Wesens, befremdlich sein muß, das zwei Zustände a und b nicht blos gleichzeitig erleidet ohne sie zu einer Resultante zu verschmelzen, sondern von einem zum andern übergehend die Vorstellung eines dritten eben hierdurch erzeugten Zustandes γ gewinnen soll; dennoch findet dieser Vorgang statt, und das Mißlingen des Versuchs, ihn in seiner Entstehung nach den Analogien physischer Mechanik zu begreifen, fällt nur der unrichtigen Neigung zur Last, das völlig eigenthümliche Gebiet des geistigen Lebens nach einem ihm fremden Modell zu construiren. Ich halte diese Neigung für das nachtheiligste der Vorurtheile, welche das Gedeihen der Psychologie bedrohen und trenne ausdrücklich noch einmal an diesem Punkte, der für mich zu den wichtigsten gehört, meinen

Weg von den Ansichten, die sich jetzt weitverbreiteter Zustimmung erfreuen: zuerst von den Versuchen, materialistisch psychophysisch oder physiologisch das Seelenleben ohne Berücksichtigung seiner specifischen Eigenthümlichkeit zu construiren, dann aber auch von der stets mit Achtung zu nennenden Auffassung des psychischen Mechanismus, durch welche Herbart der Wissenschaft bis zu einem gewissen Wendepunkt große Dienste geleistet hat. Was jene ersten betrifft, so gehen sie über das Räthsel, woher die Einheit des Bewußtseins rühre, die sich in jeder ärmlichsten Ausübung eines vergleichenden Vorstellens bezeugt, entweder beharrlich hinweg, oder sie täuschen uns durch die scheinbare Leichtigkeit, mit welcher aus dem Zusammenthun einzelner Formeln, welche sie für einzelne psychische Ereignisse gefunden zu haben glauben, neue Formeln entstehen, in denen sie nun auch die gesuchte Einheit zu haben meinen. Aber dies ganze Aufbauen von Oscillationen über Oscillationen, von umfassenden Wellen über Partialwellen, das Finden von einheitlichen Durchschnittspunkten für verschiedene Curven, alles Dies führt blos zu angenehmen Holzschnitten, aber nicht zum Begreifen der Vorgänge, die man so versinnlicht. Mathematische Formeln bestimmen an sich nur quantitative Beziehungen zwischen den Beziehungspunkten, die man in sie durch allgemeine Bezeichnungen eingeführt hat; sie subsumiren daher die bestimmten realen Elemente oder Vorgänge, auf die man sie anwendet, unter eine allgemeine Regel, unter welche sie allerdings in Rücksicht auf diejenigen Eigenschaften gehören mögen, um deren willen man diese Unterordnung vollzog; aber die allgemeine Regel, eben weil sie in ihrem formalen Ausdrucke an die Eigenthümlichkeit des Anwendungsobjectes nicht weiter erinnert, läßt theils durch verschiedene Werthe, die man den in ihr enthaltenen Größen gibt, theils durch Combination mit andern Formeln eine Menge Folgen zu, von denen durchaus fraglich bleibt, ob sie in der Anwendung auf jenen bestimmten Gegenstand überhaupt noch etwas bedeuten, oder, wenn sie etwas bedeuten, welches dann die wirklichen Vorgänge und Wirksamkeiten sind, die in der Sache ein dem Rechnungsresultat entsprechendes Ereigniß herbeiführen. Auf den ersten Fall will ich nicht weiter eingehen, obwohl Beispiele desselben anzuführen wären; hat man einmal die Bedingungen, unter denen eine Wirkung eben eintritt, eine

Schwelle genannt, so will man natürlich auch Etwas haben, was über diese Schwelle steigt oder unter sie sinkt, und diese Ausmalungen der Consequenzen eines Bildes gelten dann leicht für selbstverständliche Thatsachen; kommt man in einer Rechnung, in welcher x die Lebhaftigkeit einer Empfindung bedeutete, auf ein negatives x, so hält man sich für berechtigt, auch von negativen Empfindungen zu sprechen. Es gibt verschiedene Arten, Mythologien zu erzeugen; gegenwärtig scheint die mathematische Richtung der Phantasie darin die Vorhand zu haben. Einfacher wird man mir das Andere zugestehen: Formeln bringen die Ereignisse nicht hervor, sondern bilden sie, und zwar immer nur in Bezug auf einzelne Seiten, dann ab wenn sie durch reale Ursachen erzeugt werden; niemals kann deshalb irgend eine Coincidenz der Formeln beweisen, daß die in ihnen zusammentreffenden oder sich verschmelzenden Ereignisse auch in der Sache selbstverständlich verschmelzen, ohne Mitwirkung einer besonderen Ursache, die diese Einigung hervorbringt. Nur wenn diese Ursache, welche zur metaphysischen Begreiflichkeit des Geschehens gehört, mit in Rechnung gezogen werden könnte, und zwar so, daß jede Eigenthümlichkeit ihres Verfahrens einen mathematisch präcisen Ausdruck fände, nur dann könnte der Calcül aus den allgemeinen Verhältnissen dieser jetzt erst richtig benannten Größen die weiteren Erfolge mit Zuverlässigkeit vorausbestimmen.

270. Auch gegen Herbart muß ich die Bedenken noch jetzt wiederholen, die ich vor längerer Zeit in den Streitschriften (I Leipzig 1857) geäußert habe. Indem Herbart Das, was in dem einfachen realen Wesen bei seinem Zusammen mit anderen geschieht, als Selbsterhaltung bezeichnet, macht er uns Hoffnung, daß in seiner Weltansicht der specifische Begriff der Thätigkeit zur Geltung kommen werde, ein Begriff, von dem wir immer glauben werden, daß er etwas Eigenthümliches und in der Welt wirklich Befindliches bezeichne, obwohl wir es ganz unmöglich finden, das, was wir mit ihm im Gegensatze zu bloßem Geschehen meinen, auf irgend eine mechanischer Construction sich annähernde Weise zu definiren. War dies aber doch eine Täuschung über Herbarts Gesinnung? und hätten wir in der Selbsterhaltung nur eine active Sprachform für ein bloßes Geschehen sehen sollen, welches, ohne daß von irgend Jemand etwas

gethan wird, lediglich mit dem thatsächlichen Ergebnisse schließt, daß Etwas erhalten bleibt, dessen Nichterhaltung wir als das muthmaßliche Ende dieses Geschehens eher erwartet hätten? Der weitere Verlauf der Herbartischen Psychologie würde diese Deutung rechtfertigen. Denn wenn überhaupt die Seele einmal thätig gewesen ist, so ist sie es nach ihr doch nur einmal gewesen; gegen die Reize, die von außen kommen, hat sie durch Erzeugung der einfachen Empfindungen sich behauptet; aber von da an ist sie passiv geworden und läßt ihre inneren Zustände thatlos sich über den Kopf wachsen; Alles, was weiter in ihr geschieht, die Bildung ihrer Begriffe, die Entwicklung ihrer verschiedenen Vermögen, die Festsetzung der Grundsätze nach denen sie handelt: alles Dies sind die mechanischen Resultate der Gegenwirkungen jener einmal erregten primären Selbsterhaltungen, und niemals zeigt sich die Seele, der Boden auf dem dies geschieht, vulkanisch und reizbar genug, um mit neuen Rückwirkungen in das Spiel der Zustände einzugreifen und ihnen Wendungen zu geben, die nicht analytisch aus ihnen allein schon nach allgemeinen Gesetzen ihrer Wechselwirkungen hervorgingen. Diese Beschränkung auf so kärgliche Grundlagen ist weder von Anfang an theoretisch nothwendig, noch hat sie sich durch ihre Ergebnisse empfohlen. Der Streit gegen eine frühere Gestalt der Psychologie hat sie herbeigeführt, gegen die Annahme einer Vielzahl ursprünglicher Vermögen, in denen man allerdings zum Schaden der Wissenschaft die fertigen Gründe zu Leistungen sah, deren allmählich sich bildende Begründung hätte Gegenstand der Erklärung sein müssen. Hier liegen die unstreitigen Verdienste Herbarts, die meiner wiederholten Anerkennung nicht bedürfen, dicht neben dem, was ich allerdings bedaure seinen Irrthum nennen zu müssen. Die bloße Vielheit jener Seelenvermögen, selbst ihr blos thatsächliches Nebeneinanderdasein, ohne daß ihr Zusammengehören begreiflich war, konnte für sich allein Herbart nicht berechtigen, im Gegensatz hierzu die geistige Entwicklung auf eine einzige Art des Geschehens und seine Consequenzen zu gründen. Denn er wußte auch und sprach es aus, daß eben jene einfachen Empfindungen genau gleich unabhängig neben einander stehen; daß keine Consequenz erdenkbar ist, nach welcher eine Seele, sobald sie Aetherwellen als Farben empfindet, Luftwellen als Schall wahr-

nehmen müſſe; daß es alſo ebenſo viele auf einander gar nicht zurückführbare Urvermögen der Seele gibt, als ſie einzelne von einander verſchiedene Empfindungen beſitzt. Die Einheit der Seele gab er darum nicht auf und zweifelte nicht, daß in ihr dennoch ein Zuſammenhang dieſe Mannigfaltigkeit verbinde, der freilich uns völlig entgehe. Konnte nun dieſelbe einheitliche Natur der Seele ſimultan, oder ſo zu ſagen auf gleichem Niveau ihres Wirkens ſo vielfache Aeußerungen ihres Weſens hervortreiben, warum ſollte ſie nicht ebenſo ſucceſſiv in verſchiedenen Perioden ihrer Entwicklung handeln, warum nicht ihre eignen innern Zuſtände durch ihre zunehmende Mannigfaltigkeit ihr neue Rückwirkungen abgewinnen, zu denen die einfacheren Geſtaltungen derſelben noch keine Veranlaſſung gaben? Gewiß ſteht Nichts dieſer Möglichkeit einer beſtändig erneuerten Reaction entgegen, mit welcher das ſtets gegenwärtige ganze Weſen der Seele neue Keime der Entwicklung in das Getriebe der inneren Zuſtände würfe, und die Anſicht, welche dieſe Hülfsquelle verſchmäht, würde nur durch vollſtändigen Erfolg die Ueberflüſſigkeit derſelben haben beweiſen können. Daß ich dieſen Erfolg nicht überall finde, werde ich ſpäter noch berühren müſſen; drei Punkte erwähne ich hier. Zuerſt die Ableitung der Raumanſchauung, deren Unmöglichkeit ich früher beſprochen und auf die ich nicht weitläuftig zurückkommen will; man wird ſich begnügen müſſen, ſie als eine neue und eigenthümliche Form der Auffaſſung anzuſehen, die aus dem Weſen der Seele als Rückwirkung der geſchilderten Art zu einer beſtimmten Mannigfaltigkeit der Eindrücke hinzu kommt, aber nicht von ſelbſt aus dieſer Mannigfaltigkeit hervorgeht. Ich werde zweitens der Aufmerkſamkeit, im unmittelbaren Verfolg der jetzigen Betrachtung, ſogleich zu gedenken haben; das Dritte iſt, daß eben für jede Handlung des Vergleichens und Beziehens mir in Herbarts Pſychologie das Auge zu fehlen ſcheint, welches die beſtehenden Verhältniſſe zwiſchen den Einzelvorſtellungen wahrnimmt; das Bewußtſein des Unterſuchenden, welches dieſe Aufgabe gelöſt hat, tritt überall an die Stelle des unterſuchten Bewußtſeins, welches ſie für ſich zu löſen hätte. Man kann keineswegs erwiedern, daß es im Begriffe der Seele als eines vorſtellenden Weſens an ſich ſchon liege, alles wahrzunehmen, was in ihr beſteht und vorgeht, folglich auch die Verhältniſſe, in welchen zu

einander ihre Einzelvorſtellungen ſtehen; das Bedürfniß einer Deduction der Raumanſchauung reicht allein ſchon hin, dieſe Behauptung zu entkräften. Denn auch für Herbart ſind die Eindrücke, die in dem einfachen Weſen der Seele ſich verſammeln, unräumlich in ihr beiſammen; das Bewußtſein, welches ihre gegenſeitigen Verhältniſſe ſelbſtverſtändlich wahrnähme, würde ſie nur ſo wie ſie ſind, als unräumliche, auffaſſen können; aber es ändert ſie vielmehr und gibt in Anſchauungen des räumlichen Nebeneinander Das wieder, was an ſich nur unräumlich mit einander iſt. Hier iſt alſo das Gewahrwerden zugleich Neuſchöpfung der Form, in welcher es ſtattfindet; aber auch da, wo wir durch die Neuheit der Reaction nicht überraſcht werden, iſt die Wahrnehmung von Verhältniſſen nicht ein bloßes Abſpiegeln ihres Beſtehens, ſondern mindeſtens eben die Neuſchöpfung ihrer Vorſtellung ſelbſt.

271. Sollte ich in der Redeweiſe Herbarts meine Anſicht ausdrücken, ſo würde ich ſie folgendermaßen ſchildern. Angeregt durch die äußern Sinnesreize r_1 als Reize erſter Ordnung, bildet die Seele die einfachen ſinnlichen Empfindungen, die wir kennen, und denen vielleicht, als Erzeugniſſe gleich kurzer Entſtehung die einfachſten Gefühle ſinnlicher Luſt und Unluſt beizuzählen ſein möchten; die verſchiedenen Verhältniſſe aber ſowohl der gleichzeitigen Mannigfaltigkeit als der zeitlichen Succeſſion, die zwiſchen den Empfindungen oder den von ihnen nachgebliebenen Erinnerungsbildern ſtattfinden, finden nicht blos ſtatt, ſondern bilden neue Reize r_2, Reize einer zweiten Ordnung für die Seele, auf welche ſie mit neuen Rückwirkungen verſchiedener Art antwortet, entſprechend der Verſchiedenheit dieſer Anregungen, und nicht aus ihnen ſelbſt, ſondern nur aus der noch unerſchöpften Natur der Seele erklärbar, der dieſe zweiten Reize Veranlaſſung zu früher nicht motivirter Aeußerung geben. Zu dieſen Reactionen rechnen wir die räumliche Anſchauung, die gewiſſes gleichzeitige Mannigfache zuſammenfaßt, die Zeitvorſtellungen eines Wechſels, die nicht ſchon durch die Thatſache des zeitlichen Wechſels gegeben ſind, endlich neben jenen Vorſtellungen der Art γ, welche theoretiſch die beſtehenden Verhältniſſe zwiſchen verſchiedenen Inhalten meſſen, unter andern auch die Gefühle des Angenehmen und Unangenehmen, die an ſie geknüpft ſind. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß nach dieſer

Auffassung jeder Zustand des Gemüths oder jede Reihe beziehender Thätigkeiten, welche auf verschiedene Vorstellungsinhalte vergleichend oder urtheilend verwandt sind, ebenso zu neuem Reize für die Seele, zum Gegenstand einer noch höheren Reflexion, werden kann; aber es würde Spielerei sein, Rückwirkungen dritter und vierter Ordnung aufzählen zu wollen, so lange man nicht in einer ausführlichen Psychologie, die dieses Ortes nicht ist, in der inneren Beobachtung genau die Vorgänge nachweisen könnte, welche diese Stufenfolge der Ueberordnung rechtfertigten. Metaphysisch kommt man hierdurch nicht weiter als mit der einmaligen Anerkennung dieses Verhältnisses der Seele, nirgends der bloße Umfassungsraum für das Getreibe der innern Zustände zu sein, sondern der lebendige Boden, welcher durch jede augenblickliche Schöpfung, die auf ihm gewachsen ist, zugleich neue Bedingungen zur Hervorbringung höherer in sich erzeugt hat.

272. Nur von einem Punkte aus setze ich daher diese Betrachtung fort. Jene Vorstellungen γ, deren Entstehung ich oben erwähnte, waren an sich noch bestimmte Einzelvorstellungen einer quantitativen oder qualitativen Differenz oder eines einzigen Falles der Gleichheit. Erst wenn wir uns auf viele Wiederholungsfälle ähnlicher Art dieselbe Thätigkeit des beziehenden Wissens angewandt denken, entstehen auf gleiche Weise die allgemeinen Vorstellungen der Größe und der Qualität. Ueber den Ursprung allgemeiner Begriffe überhaupt findet man nun zuweilen die Angabe, sie entständen aus der Vereinigung vieler Einzelbeispiele, indem die gleichartigen Bestandtheile derselben sich summirten, die entgegengesetzten sich aufhöben, die unähnlichen einander trübten. Aber diese mechanische Entstehungsart würde voraussetzen, daß die Einzelvorstellungen verloren gingen, indem sie sich zur Erzeugung des Allgemeinen ausglichen; allein sie bestehen im Gegentheil fort, und nicht aus ihnen, sondern neben ihnen wird das Allgemeine erzeugt; könnte es doch eben als Allgemeines, das für sie mitgälte, gar nicht empfunden werden, wenn sie verschwunden wären und nur dieses ihr Erzeugniß zurückgelassen hätten. Es ist die Aufgabe der Logik, den sehr mannigfachen Bau der verschiedenen Arten der Allgemeinbegriffe zu zergliedern; die Psychologie kann ihre Entstehung nur auf eine mehr oder minder verwickelte Ausübung beziehender Thätigkeit gründen, durch welche die

verſchiedenen Verhältniſſe der in ihnen zu verbindenden Beſtandtheile aufgefaßt werden. Dieſe Gruppe von Thätigkeiten erzeugt nicht eine Vorſtellung derſelben Art, wie diejenigen, die als unmittelbare Ergebniſſe äußerer Eindrücke einen anſchaulichen ruhigen Inhalt darſtellen: der einfach erſcheinende ſprachliche Name eines Begriffs iſt immer nur der Ausdruck einer Regel, nach der wir ſelbſt uns auffordern, ſelbſt ſchon allgemein gedachte Beziehungspunkte unter einander zu verknüpfen. Ausführen können wir dieſe Aufforderung nur, wenn wir unſerer Phantaſie geſtatten, irgend ein einzelnes Beiſpiel vorzuſtellen, welches dieſer Regel genügt, wenn wir aber ſeine Anſchauung zugleich mit dem Nebengedanken begleiten, daß nicht es allein und ausſchließlich, ſondern viele andere Beiſpiele zugleich daſſelbe Recht haben, als anſchauliches Symbol des an ſich Unanſchaulichen zu dienen.

273. Ich wollte in dieſem Zuſammenhange noch der Aufmerkſamkeit erwähnen. Aeltere Pſychologien ſchilderten ſie als ein bewegliches Licht, welches der Geiſt auf die ihm zugefügten Eindrücke richte, um ſie entweder überhaupt erſt zum Bewußtſein zu bringen oder doch die in ihm ſchon befindlichen aus ihrem Dunkel zu ziehen. Die erſte Leiſtung würde unmöglich ſein; denn was nicht im Bewußtſein iſt, würde auch jenes Licht in ihm nicht aufſuchen können; die andere läßt das Dunkel wenigſtens ſehr dunkel, in welchem die Vorſtellungen ſich, ohne einen angegebenen Grund dieſes Schickſals, befinden ſollen. Daß endlich die Richtung dieſes beweglichen Lichtes nicht zufällig, ſondern an beſtimmte Bedingungen gebunden, und daß es dann natürlich die Vorſtellungen ſelbſt ſein müſſen, welche die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, würde als nothwendige Ergänzung zu dieſer Anſicht hinzugehören; aber darin glaube ich ſie im Rechte, daß ſie die Aufmerkſamkeit als eine von der Seele ausgeübte Thätigkeit anſah, deren Objecte die Vorſtellungen ſind, und nicht als eine Eigenſchaft, zu der ſie die Subjecte wären. Herbart zog dieſe letztere Anſicht vor: wo wir ſagen, daß wir unſere Aufmerkſamkeit auf die Vorſtellung b gerichtet haben, ſei Nichts geſchehen, als daß b durch eigene anwachſende Stärke ſich im Bewußtſein über die übrigen Vorſtellungen erhoben habe. Wäre ſelbſt, in Bezug auf Vorſtellungen, jener Begriff veränderlicher Eigenſtärke unbedenklich, ſo würden doch ſo die Leiſtungen nicht erklärlich ſein, die wir von der Aufmerkſamkeit erwarten;

nicht eine gleichmäßig wachsende Intensität des vorgestellten Inhalts, so wie er ist, sondern eine zunehmende Deutlichkeit desselben suchen wir durch sie zu gewinnen, und diese beruht überall auf der Wahrnehmung der Verhältnisse, die zwischen seinen einzelnen Bestandtheilen obwalten. Selbst da, wo die Aufmerksamkeit auf einen völlig einfachen Eindruck sich richtet, besteht ein Nutzen ihrer Anstrengung nur in der Auffindung von Beziehungen; sie würde Nichts leisten und ein endlos gesteigertes Hinstarren auf den Gegenstand ihrer Bemühungen völlig unfruchtbar sein, wenn es Nichts an ihm oder um ihn herum zu unterscheiden und zu beziehen gäbe. Wo wir eine Saite rein stimmen wollen, da vergleichen wir entweder ihren Klang mit dem einer andern, die als Vorbild dient, und suchen uns des Unterschiedes oder der Gleichheit zu versichern, oder wir vergleichen den Klang mit sich selbst in verschiedenen Augenblicken seiner Zeitdauer um zu wissen, ob er mit sich gleich bleibt und nicht unrein zwischen verschiedenen Höhen schwankt. Es wird gewiß kein Fall zu finden sein, in welchem die Aufmerksamkeit nicht in dieser beziehenden Thätigkeit bestände: wohl aber gibt es Augenblicke der Fassungslosigkeit des Gemüthes, in denen ein starker Eindruck uns ganz erfüllt, dennoch aber nicht deutlich wird, weil die übermächtige Erregung die Entfaltung jenes nachconstruirenden Vergleichens hindert. So sehr ist die Deutlichkeit eines Inhalts an diese Thätigkeit geknüpft, daß wir selbst ein sinnliches Bild, dessen Umrisse unser Auge wiederholt durchlaufen hat, unserer Erinnerung durch einen neuen Umweg zu sichern suchen: wir setzen seinen Eindruck in eine Beschreibung um, die mit Hülfe der sprachlich ausgebildeten Bezeichnungen seine inneren Verhältnisse allgemeinen Beziehungsbegriffen der Lage Richtung Verknüpfung und Bewegung unterordnet und uns eine Regel angibt, den Inhalt des Eindruckes durch eine Aufeinanderfolge von Vorstellungs- oder Denkhandlungen wieder zu erzeugen.

274. Das augenblickliche Interesse einer Vorstellung a, welches aus ihrem festen Gefühlswerth und der veränderlichen Bedeutung entsteht, welche dieser selbst für den eben vorhandenen Gesammtzustand des Gemüthes besitzt, ist nun die Bedingung, welche die Aufmerksamkeit theils erweckt und fesselt, theils ablenkt und zerstreut. Das letzte geschieht, wenn die associirten Vorstellungen b c, welche a reproducirt,

an augenblicklichem Interesse den Anfangspunkt überwiegen, der sie hervorgerufen hat; so bewegt sich der Gedankenlauf in jenen seltsamen Sprüngen, die wir kennen, in ihren allgemeinen Bedingungen verstehen, aber im einzelnen Falle selten in ihren Richtungen verfolgen können. Darin aber, daß die Vorstellung a mehr oder weniger im Stande ist, durch ihre Associationen die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und zu sich zurückzuführen, darin besteht die größere oder geringere Macht, die sie über den Vorstellungsverlauf ausübt und das Maß der Stärke, das wir ihr als inhärirende Bestimmung zuzuschreiben pflegen. Wenn a nur als Durchgangspunkt zu schneller Erweckung anderer b c gedient hat, deren keine auf a zurücklenkt, so betrachten wir a als eine schwach gewesene Vorstellung, die sich nur wenig über die Schwelle des Bewußtseins erhoben habe, und mit diesem bildlichen Ausdrucke glauben wir leider dann oft die sachliche Bedingung ihres geringen Einflusses bezeichnet zu haben. Aber in dem Augenblicke, in welchem a durch das Bewußtsein geht, schätzen wir sie weder hell noch dunkel, weder stark noch schwach; später erst, wenn andere Gelegenheiten sie reproduciren und uns überzeugen, daß sie in einem früheren Augenblicke im Bewußtsein gewesen sein muß, dann erst erscheint sie uns als eine schwach gewesene, weil wir uns keiner beziehenden Aufmerksamkeit erinnern, welche sie damals durch Zergliederung ihres eignen Inhalts stark gemacht oder durch Verfolgung ihrer Beziehungen zu anderen ihr eine bestimmte Stelle in dem Zusammenhang unsers innern Lebens angewiesen hätte. Es versteht sich endlich nach unserer allgemeinen Ansicht von selbst, nicht nur daß jede ausgeübte Thätigkeit der Aufmerksamkeit Gegenstand eines höheren Bewußtseins werden, sondern auch daß diese Reflexion auf das Gethane fehlen kann. Je öfter gleichartige Verhältnisse zwischen einer Anzahl von Beziehungspunkten das Object einer Vergleichung und Beziehung gewesen sind, desto mehr knüpft sich in der Weise einer befestigten Association an das neue Beispiel die Vorstellung der allgemeinen Relation, unter welche seine Verhältnisse zu subsumiren sind; manche Verknüpfung und Beurtheilung der Eindrücke, die in ihren ersten Fällen nicht ohne eine bewußte Ueberlegung der vorzunehmenden Vorstellungshandlungen möglich war, geschieht in ihren Wiederholungsfällen ohne Reflexion

auf dieſe; ſo entſteht eben der Schein, der uns ſo leicht betrügt, als ſei hier gar nichts zu leiſten geweſen und das bloße Beſtehen der Verhältniſſe zwiſchen den Einzeleindrücken habe ſofort auch die Wahrnehmung derſelben ſelbſtverſtändlich gemacht.

Dieſer beziehenden Thätigkeit habe ich dieſen Abſchnitt allein widmen wollen, um ihre entſcheidende Wichtigkeit hervorzuheben; ich erinnere noch, daß ſie es eigentlich iſt, deren Feinheit unmittelbar durch die pſychophyſiſchen Verſuche über Unterſcheidungsfähigkeit für Eindrücke gemeſſen wird, und daß alle Behauptungen über die Stärke der Empfindungen, ſofern ſie auf dieſen Verſuchen beruhen, theoretiſche Folgerungen aus dieſem nächſten Reſultate der Beobachtungen ſind.

Viertes Kapitel.

Von der Bildung der Raumvorstellungen.

275. Die Schlußbemerkungen des vorigen Kapitels können unmittelbar zur Einleitung der Betrachtung dienen, welche über die psychologische Entstehung unserer Raumvorstellungen und die Localisation der Sinneseindrücke folgen soll. Aber ich muß hier mich derselben Erlaubniß bedienen, auf welche alle Diejenigen Anspruch machen, welche mit mir über die nur subjective Natur unserer Raumanschauung einig sind. Folgerecht würden wir natürlich auch unsern eignen Körper so wie die Sinnesorgane, durch die er sich der Außenwelt bemächtigt, nur für Erscheinungen in uns halten müssen; für den geordneten Ausdruck nämlich einer andern nicht räumlichen Ordnung, die zwischen denjenigen übersinnlichen realen Elementen stattfindet, welche der umfassende Sinn des Weltbaus zu einem Systeme nächster Vermittlungsglieder zwischen unserer Seele und den übrigen Bestandtheilen der Welt gemacht hat. Es ist nicht unmöglich, im Allgemeinen sich diese Anschauungsweise klar zu machen und einzusehen, daß die hier vorkommenden Fragen über unsern sinnlichen Verkehr mit der Außenwelt sich in ihrer Sprache würden ausdrücken lassen; allein die Ausführung im Einzelnen würde eine ebenso unerträgliche als überflüssige Weitläuftigkeit verursachen. Ueberflüssig deswegen, weil dann, wenn einmal unsere geistige Natur uns die Anschauung des Raums als unsere Art der Auffassung geschenkt hat, nun auch diese Anschauung für uns zu Recht besteht, und wir nicht die Absicht haben können, dies wirksame Mittel zu verschmähen, Klarheit und Anschaulichkeit über Beziehungen zu verbreiten, die nicht in ihrer wirklichen Gestalt, sondern eben nur so, Gegenstände unserer

Wahrnehmung werden sollten. Nur einmal hatten wir nöthig, in der Metaphysik uns darüber gewiß zu werden, daß Räumlichkeit nur unsere Form der Auffassung, vielleicht auch die jedes geistigen Wesens ist: nachdem im Allgemeinen gezeigt ist, wie jene wahren intelligiblen Verhältnisse der Dinge eine geordnete Erscheinung innerhalb dieser Form zulassen, dürfen wir jetzt auch dies specielle Beispiel derselben, den Bau unsers eignen Körpers, jener allgemeinen Betrachtung auch nur im Allgemeinen unterordnen; in der weiteren Betrachtung aber werden wir allenthalben dem unanschaulichen Begriffe jenes Systems intelligibler Vermittlungsglieder zwischen uns und der Welt das anschauliche Raumbild des Körpers substituiren. Wir setzen daher jetzt die gemeine Ansicht voraus, nach welcher die Welt sich um uns räumlich ausdehnt, wir und die Dinge in ihr bestimmte Plätze einnehmen, die Wirkungen von jenen auf uns sich in bestimmten Richtungen zu der Oberfläche unsers Körpers fortpflanzen und, auf die Seele irgendwie übergehend, in ihr ein räumliches Anschauungsbild erzeugen, dessen Bestandtheile genau oder innerhalb bestimmter Grenzen, dieselbe gegenseitige Lage besitzen, wie die Außendinge von denen sie als Empfindungen erregt worden sind.

276. Die räumliche Wahrnehmung der Außenwelt läßt uns der unmittelbare Eindruck, den wir von ihr empfangen, als ein Geschenk erscheinen, das uns ohne jede Mühe zu Theil wird; nur die Augen brauchen wir zu öffnen, um die ganze Herrlichkeit so zu besitzen, wie sie ist. Mancherlei Erfahrungen erinnern uns indessen bald an Das, was wir ohnehin wissen: nicht durch ihr bloßes Dasein sind die Dinge Gegenstände unsers Wahrnehmens, sondern nur durch ihr Wirken auf uns; auch ihre räumlichen Verhältnisse können zu unserer Kenntniß nicht durch ihr einfaches Bestehen zwischen ihnen gelangen, sondern nur durch eine Coordination ihrer Wirkungen auf uns, die den relativen Lagen ihrer Ausgangspunkte entspricht; umgekehrt, nur so weit in der Fortpflanzung ihrer Wirkungen die ursprüngliche Nebenordnung derselben bis zu ihrem Eindruck auf uns erhalten bleibt, können wir hoffen, aus dem, was wir von ihnen erleiden, auf die Raumverhältnisse ihrer Ursachen richtig zurückzuschließen. Aber hier beginnen die Mißverständnisse, welche unsern weiteren Weg verwirren. Die körperlichen Organe bieten noch eine Ausdehnung dar,

auf deren verschiedenen Punkten jene Eindrücke in ähnlichen Stellungen sich gruppiren können, wie die Punkte der Außenwelt, von denen sie ausgingen; diese Möglichkeit eines hier entworfenen Bildes, das uns denselben Anblick bietet, wie der Gegenstand dessen Bild es ist, hat oft hinlänglich geschienen, jede weitere Frage überflüssig zu machen, und doch hat sie die Frage nur verdoppelt. War es noch unklar, wie wir den Gegenstand selbst wahrnahmen, so ist es ebenso unklar, wie wir sein Bild wahrnehmen, und die Auffassung des einen wird nicht deutlicher durch seine Aehnlichkeit mit dem andern. So lange dies Bild in Nichts sonst besteht, als in einer Anzahl von Erregungen nervöser Punkte, vertheilt in einer Figur, die der Figur eines äußeren Gegenstandes entspricht, so lange ist es nichts als eine genäherte oder verkleinerte Copie desjenigen, was das Object einer künftigen Wahrnehmung sein *kann*, ohne dagegen den Vorgang, durch den es dazu *wird*, im mindesten besser zu begründen. Wie nun diese Thatsache Gegenstand des Wissens für die Seele wird, darüber gehen die nächsten Meinungen auseinander. Manchen erscheint Alles besonders klar, wenn sie unmittelbar im Auge die Seele vorhanden sein und wie eine tastende Hand sie gleich dort mit tausend Nervenspitzen die einzelnen Farbenpunkte genau in der Lage erfassen lassen, die sie dort eben besitzen; sie vergessen, daß es gleich schwierig sein würde, zu zeigen, wie aus den Tastgefühlen, welche die zufassende Hand empfängt, die Berechtigung flösse, die verschiedenen ergriffenen Punkte auf bestimmte Raumstellen zu beziehen; man müßte voraussetzen, daß der jedesmalige Ort der Hand im Raume schon Gegenstand der Wahrnehmung sei, die man eben noch erklären wollte; dann freilich wäre es gewiß, daß jeder Farbenpunkt im Raume da liegt, wo sie ihn faßt. Andere berufen sich auf die physiologische Thatsache der Leitung der Nervenerregungen bis zum Gehirn durch isolirte Fasern, die dort in den Centraltheilen muthmaßlich in derselben Ordnung neben einander endigen, in welcher sie im Sinnesorgan beginnen; so werde jeder Eindruck für sich, und unvermischt mit anderen, alle aber in denselben geometrischen Lagenverhältnissen fortgeleitet, die sie in jenem Organe besaßen. Auch diese Vorstellung führt nur so weit, daß die Copie, welche an die Stelle des entfernten Außendinges getreten ist nun noch etwas näher an den Ort gebracht wird, an welchem man

ſich den geheimnißvollen Uebergang der phyſiſchen Erregung in Wiſſen von ihr vorgehen denkt. Wie aber kommt dieſes zu Stande? wie erlangt die Seele eine Kenntniß der Thatſache, daß in dieſem Augenblick drei centrale Nervenpunkte gereizt ſind, die an den Ecken eines Dreiecks oder in einer graden Linie liegen? Nicht blos Das, was in dieſen Punkten geſchieht, müßte auf die Seele eine ſeiner verſchiedenen Qualität entſprechende Wirkung ausüben, ſondern auch das Raumverhältniß der gereizten Punkte dürfte zwiſchen ihnen nicht blos beſtehen, ſondern müßte nicht minder ſich durch ſeine Wirkung der Seele bemerklich machen. Vielleicht dächten wir uns nun die Seele ſelbſt oder ihr Bewußtſein als einen ausgedehnten Raum, in welchen hinein die Erregungen der Nerven ſich mit Beibehaltung ihrer Richtung und Ordnung fortſetzen könnten; ein bloßer Uebergang ſchiene dann die ganze Löſung des Räthſels zu ſein. Aber wenn nun in der Seele die vielen Eindrücke in der That ſich ſo aufgeſtellt hätten, wie ſie von den äußern Objecten kamen, ſo wäre doch dieſe Thatſache noch nicht die Wahrnehmung dieſer Thatſache; ſelbſt wenn wir jede einzelne dieſer Erregungen nicht nur als eine Vorbedingung zu künftiger Empfindung, ſondern bereits als Zuſtand der Seele, als bewußte Empfindung anſähen, ſo würde dennoch die Wahrnehmung der Verhältniſſe zwiſchen ihnen die Leiſtung eines beziehenden Bewußtſeins bleiben, deſſen einheitliche Thätigkeit die räumlichen Unterſchiede nicht zuläßt, die zwiſchen ſeinen Objecten beſtehen. Wenn wir die Punkte a b c in dieſer Ordnung neben einander wahrnehmen, ſo ſetzt zwar unſer Bewußtſein a links neben b und c rechts von ihm; aber die Vorſtellung von a, durch welche wir a ſo vorſtellen, liegt nicht links, und die des c nicht rechts neben der von b; nur den vorgeſtellten Punkten gibt die Vorſtellung dieſe Prädicate, welche ſie ſelbſt nicht beſitzt. Und umgekehrt, dächten wir uns wirklich, in jenem als Raum behandelten Bewußtſein liege die Vorſtellung a links von der des b, ſo würde doch dieſe Thatſache nicht gleichbedeutend ſein mit dem Wiſſen um ſie; immer würde ſich die Frage wiederholen, wie ſelbſt die ausgedehnte Seele dazu gelänge, die Punkte ihres eignen Weſens zu unterſcheiden, welche in einem beſtimmten Augenblicke Orte ihrer Reizung ſind, und wodurch ſie ſich die Anſicht der Raumlinie oder Entfernung bilde, die beide von

einander trennt? Das zuſammenfaſſende beziehende und vergleichende Bewußtſein, welches dieſe Aufgabe löſte, würde immer nur eine unausgedehnte intenſive und einheitliche Thätigkeit ſein, auch wenn das ſubſtantielle Weſen, dem wir ſie zuſchrieben, Ausdehnung beſäße; in dieſes unräumliche Bewußtſein müßten die Eindrücke doch zuletzt übergehen und wir gewinnen deshalb zur Erklärung der Raumanſchauung Nichts durch die Zwiſchenſchiebung jener für uns ohnehin unmöglichen Annahme.

277. Kehren wir daher zu der anderen zurück, der eines überſinnlichen nur durch die Natur ſeiner Thätigkeit characteriſirten Weſens. Nun iſt es allerdings nicht richtig, die Seele unter dem Bilde eines Punktes vorzuſtellen, denn das an ſich Unräumliche darf auch die Ausdehnung nicht auf räumliche Weiſe verneinen; zuläſſig bleibt indeſſen dieſe Vergleichung hier, wo wir nur jene Verneinung zu Folgerungen zu benutzen denken. Dann verſteht es ſich von ſelbſt, daß alle jene geometriſchen Relationen, die zwiſchen den ankommenden Sinnesreizen und den durch ſie veranlaßten Erregungen der Nerven beſtehen, völlig zu Grunde gehen müſſen in dem Augenblick des Uebergangs in dieſen Einheitspunkt der Seele, welcher ihrer Entfaltung keinen Platz mehr bietet. Mögen die einzelnen Eindrücke noch ſo weit, jeder mit Schonung ſeiner Eigenthümlichkeit, durch iſolirte Nervenfaſern fortgeleitet ſein, mögen endlich ſelbſt in den Centraltheilen des Nervenſyſtems, obwohl wir ſie hier nicht kennen, ähnliche Sonderungen fortbeſtehen, zuletzt hören doch, beim Uebergang in das Bewußtſein, alle Scheidewände auf; in ſeiner Einheit befinden ſie ſich ſo wenig räumlich getrennt, als die Lichtſtrahlen, die von verſchiedenen Punkten auf eine Sammellinſe fielen, in den Brennpunkten, in welchen ſie ſich durchſchneiden, noch nebeneinander ſind. Dieſen Strahlen freilich verſchafft die Bewegung, mit der ſie zuſammenkamen, die Möglichkeit, jenſeit dieſer Brennpunkte in ähnlicher geometriſcher Lage wieder zu divergiren; in unſerem Falle iſt es nicht eine Wiederausbreitung der Eindrücke in einen wirklichen Raum, was wir als Fortſetzung dieſes Vorgangs verlangen, ſondern die Entſtehung der Vorſtellung von einem Raume und der Lage der Eindrücke in ihm. Dieſe Anſchauung kann nicht fertig uns überliefert werden; aus dem völlig unräumlichen Beiſammenſein, in

welchem die einzelnen nur durch ihren qualitativen Inhalt sich unterscheiden, ähnlich den gleichzeitigen Tönen eines Accordes, die gesondert zugleich und doch nicht räumlich nebeneinander gehört werden, aus diesem Beisammensein muß die Seele völlig von neuem das zu Grunde gegangene räumliche Bild wieder erzeugen, und mithin im Stande sein, jedem einzelnen Eindruck die relative Lage anzuweisen, die er in diesem Bilde neben den übrigen einzunehmen hat. Vorausgesetzt also, was wir nicht als Gegenstand noch weiterer Erklärung ansehen, vorausgesetzt, daß der Seele aus unbekannten Gründen Fähigkeit und Nöthigung zukommt, eine gegebene unräumliche Mannigfaltigkeit von Eindrücken überhaupt in Raumformen aufzufassen, so wird sie irgend eines Leitfadens bedürfen, nach dessen Angabe sie für jeden die Stelle findet, an die er gehört, damit das entstehende Vorstellungsbild dem verschwundenen Raumgebilde ähnlich sei.

278. Sehr einfache Verrichtungen erläutern uns diese Forderung. Wenn eine Sammlung in einem neuen Orte dieselbe Aufstellung erfahren soll, die sie in ihrem früheren hatte, so ist es doch nicht nöthig, während der Ueberführung die gewünschte Ordnung aufrecht zu erhalten; man richtet sich nach den Bequemlichkeiten des Transports und ordnet nach seiner Beendigung die einzelnen Stücke nach Maßgabe der aufgeklebten Nummern. Ein solches Kennzeichen seiner früheren Oertlichkeit müßte jeder Eindruck besessen und an sich behalten haben während seines ortlosen Zusammenseins mit allen andern in der Einheit der Seele. Von den Orten des äußern Raums, aus welchen die Sinnesreize stammen, bringen sie solche Zeugnisse ihres Ursprungs nicht mit; woher auch ein blauer Lichtstrahl kommen mag, von oben oder unten von rechts oder links, darüber sagt er Nichts, sondern ist in allen Fällen derselbe; erst dann, wenn gleiche Reize unsern Körper berühren, unterscheiden sie sich nach den verschiedenen Punkten, in welchen sie die Ausdehnung unserer Sinnesorgane treffen; hier kann die Ursprungsstelle der Kennzeichen sein, welche, jedem einzelnen eigenthümlich und verschieden für jeden andern, in Folge der Wirkungen die sie hier ausüben, mitgegeben werden. Nun wird uns die Thatsache wieder wichtig, in der wir früher die Lösung dieser Aufgaben nicht so kurzer Hand finden konnten: die solirten Leitungsbahnen der Nervenfäden. Ich kann im Vorbeigehen

die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Physiologie diesen Bau des Nervensystems zu ausschließlich mit dem Zwecke der unvermischten Fortleitung einzelner Erregungen in Verbindung bringt. Dieselbe Structur, die wir im Sehnerven dieser Bestimmung gewidmet finden, besitzt der Geruchsnerv nicht minder und doch zeigt er sich sehr wenig fähig, eine Mannigfaltigkeit gesonderter Empfindungen zu erwecken, welche der Anzahl seiner einzelnen Fäden entspräche; und nicht blos in den Nerven, sondern auch in den Muskeln finden wir diese langgesponnenen unverzweigten Fasern angewandt, obgleich isolirte Anregung einer einzigen hier gewiß nicht beabsichtigt ist, jeder nützliche Erfolg vielmehr von der gleichzeitigen und gleichartigen Erregung vieler abhängt. Ich glaube daher annehmen zu müssen, daß die weite Verbreitung dieser Faserstructur allgemeinere Gründe hat; vielleicht war den Kräften der organischen Gestaltbildung nur die Herstellung solcher Formen, dagegen die eines Substrats für größere Wirkungen nur durch Summen solcher Elementarorgane möglich; vielleicht auch sind die physischen Vorgänge, auf welchen die Lebensthätigkeiten beruhen, innerhalb enger Grenzen an die Feinheit des Durchmessers gebunden und könnten nicht in Massen geschehen, deren Dicke dem unbewaffneten Blicke erkennbar wäre. Wie dem auch sein mag, nachdem diese Structur vorhanden ist, kann sie ohne Zweifel für die gewünschte Sonderung der Sinneseindrücke benutzt werden: da, wo sie den Reiz empfängt, kann jede einzelne Faser jenen Nebeneindruck beifügen, und ihn so characterisirt, durch ihre Isolirung vor Vermischung mit andern physischen Erregungen behütet, dem Bewußtsein zuführen.

279. Um diesen Vorgang für die Localisirung der Eindrücke nutzbar zu machen, bedürfen wir allerdings der weiteren Annahme, daß gleiche Reize in jeder Nervenfaser einen besonderen Nebeneindruck verursachen, der für jede verschieden ist von dem jeder andern, und sich mit dem von der Qualität des Reizes abhängigen Haupteindrucke in der Weise einer Association verbindet, so mithin, daß keiner von beiden die eigenthümliche Natur und Färbung des andern stört. Wir müssen einräumen, daß wir so mannigfache Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Nervenfasern, wie diese Annahme sie einschließt, anatomisch nicht kennen; sie könnten indessen nicht blos in Eigenschaften

bestehen, welche sich den Mitteln unserer äußerlichen Beobachtung entziehen, sondern in der örtlichen Lage selbst, theils sofern in einer neben einander angeordneten Menge von Fasern Wechselwirkungen denkbar wären, welche verschiedene Dispositionen der Empfänglichkeit für die an verschiedenen Orten eines solchen Systems gelagerten hervorbrächten, theils sofern die nicht minder mögliche Einwirkung dessen, was in den umgebenden Geweben geschieht, den Erregungen jeder Faser ein besonderes Colorit gäbe. Auch dies können wir dahingestellt sein lassen; gewiß ist, daß keine andere Ansicht der Sache eine ähnliche Annahme entbehren kann. Um bei geschlossenen Augen zu wissen, ob ein Stoß unsere Hand oder unsern Fuß traf, muß der Gesammteindruck der übrigens ganz gleich abgemessenen Stöße in beiden Fällen verschieden sein; es hilft uns hier nicht, uns auf Associationen zu berufen, wonach in einer früheren Erfahrung der Eindruck des Stoßes sich mit der gleichzeitigen Gesichtswahrnehmung der getroffenen Stelle verbunden habe und bei seiner Wiederholung nun diese reproducire. Denn leider im Laufe des Lebens sind wir so oft an alle Körperstellen gestoßen worden, daß dieser Eindruck sich ziemlich unterschiedslos mit den Bildern aller associirt haben wird; auf welche er daher im Wiederholungsfalle zu beziehen sei, kann nur entschieden werden, wenn dieser Fall noch einmal selber sagt, worauf er bezogen sein will; wenn also der jetzt geschehende Eindruck mit einem deutlichen Kennzeichen seines jetzigen Ursprungs versehen ist. Bezeichnen wir daher mit A B C drei verschiedenartige Reize, mit p q r drei verschiedene Stellen eines Sinnesorgans, mit α $\varkappa$ ϱ die drei specifischen Nebeneindrücke, welche jene Stellen an die durch A B C veranlaßten Hauptempfindungen knüpfen, so würde die Verschiedenheit jener angeknüpften Localzeichen α $\varkappa$ ϱ der Leitfaden sein, nach welchem die auf p q r fallenden Empfindungen in unserer Raumanschauung dislocirt werden können. Die Associationen Aα A$\varkappa$ Aϱ würden drei gleiche Erregungen bedeuten, welche auf die verschiedenen Stellen p q r des Sinnesorgans gefallen sind, und die eben durch diese Differenz ihrer Localzeichen von dem Verschmelzen in eine Empfindung abgehalten werden, welches nicht verhindert werden könnte, wenn die 3 A völlig identisch wären, denn wo keine Unterschiede sind, kann auch keine Thätigkeit des Bewußtseins deren

machen. A_π $B_\varkappa$ C_ϱ dagegen würden drei verſchiedenartige Eindrücke bedeuten, die zugleich auf jene verſchiedenen Stellen des Organs treffen, und die, qualitativ verſchieden, ſchon an ſich nicht verſchmelzen würden, von π $\varkappa$ ϱ aber nur ihre räumliche Anordnung erwarten. $A_\varkappa$ $B_\varkappa$ $C_\varkappa$ endlich würden dieſelben drei verſchiedenen Reize ſein, aber auf dieſelbe Stelle $\varkappa$ des Sinnesorgans einwirkend und deshalb wohl nur denkbar als ſucceſſiv an demſelben Punkt unſerer Raumanſchauung erſcheinend.

280. Ich will gar nicht die Schwierigkeiten verhehlen, die wir bei der Fortſetzung dieſer Ueberlegungen finden. So lange wir, ohne auf die Verſchiedenheit der Sinnesorgane einzugehn, nur im Allgemeinen unſere Anforderungen feſtzuſtellen ſuchen, können mancherlei Anſichten über Natur und Entſtehung der Localzeichen gefaßt werden. Als die einfachſte dürfte die erſcheinen, die ich oben flüchtig erwähnte, die, daß in derſelben Nervenfaſer, welche der Einwirkung eines äußeren Reizes unterliegt, ſich auch unmittelbar, zunächſt als phyſiſche Erregung, der Nebenvorgang bilde, welcher den Haupteindruck zu begleiten beſtimmt iſt. Von der Form der Erregung, welche die allgemeine Thätigkeitsweiſe der Nerven wäre, würde es dann abhängen, ob ſie zwei verſchiedenen Vorgängen gleichzeitige Leitung ohne Vermiſchung geſtattete, und wäre dies nicht in Bezug auf zwei gleichartige Erregungen der Fall, ſo könnte es dennoch für dieſen anders gearteten Nebenproceß möglich ſein, welcher die vom Reiz herrührende Hauptbewegung begleitete. Allein die ganze Annahme dieſer Doppelleitung würde ihren Zweck verfehlen. Denn die Vorausſetzung, welche ſie ſtillſchweigend einſchlöſſe, zwei Vorgänge, die ohne weiteren Zuſammenhang nur durch dieſelbe Nervenfaſer verliefen, würden zu einer bleibenden Aſſociation beſtimmt ſein, käme auf den Gedanken zurück, den wir unbrauchbar fanden, nämlich die Thatſache des blos räumlichen Beieinanderſeins zweier Erregungen für den hinlänglichen Grund der Vorſtellung ihres Zuſammengehörens anzuſehen. Wir brauchen nicht an einem vorhin gebrauchten Bilde zu haften und das Bewußtſein als ein einziges Gefäß anzuſehen, in welchem zuletzt unterſchiedlos alle Eindrücke zuſammenflöſſen, die bis zu ihrem Ausguß dahin in verſchiedene Kanäle vertheilt waren; gleichviel, wie man den Uebergang in das Bewußtſein ſich veranſchaulichen will, das bloße räum-

liche Zusammengewesensein von A und $\varkappa$, B und $\varkappa$, C und ϱ, wird demselben doch kein Kennzeichen darbieten, sie grade so, und nicht lieber A mit $\varkappa$, B mit ϱ und C mit $\varkappa$ zu verbinden. Es scheint mir daher die andere Annahme natürlicher, daß aus dem Haupteindruck und der Nebenerregung in der That in jeder Faser ein Gesammtzustand entstehe, der als solcher fortgeleitet auch nur eine Gesammtempfindung veranlaßt. Diese würde, wenn sie für sich allein bliebe, keine Veranlassung erzeugen, in ihr etwas zu unterscheiden, so wie etwa das Violet, wenn wir es allein kännten, uns nicht Roth und Blau in ihm zu sondern auffordern würde; aber da viele verschiedene Reize nach und nach sich mit demselben Nebenvorgange verknüpfen, so könnte aus der Vergleichung dieser Fälle die sondernde Thätigkeit entstehen, welche die Gesammteindrücke in ihre Componenten zerfällte, dann aber zugleich lernte, das so getrennte Vocalzeichen in jedem Falle auf denjenigen qualitativen Eindruck zu beziehen, von dem es eben nur in Gedanken abgesondert wurde. Auch dieser Vorgang würde nicht ohne Beispiele seines wirklichen Vorkommens sein. Die Einwirkung eines Tones müssen wir gleichfalls als eine zunächst in jenem Sinne einheitliche Erregung auffassen; allein nicht nur die Vergleichung vieler successiven läßt uns die Klangfarbe von der Höhe unterscheiden, sondern auch in dem gleichzeitigen Wahrnehmen mehrerer sind wir im Stande jede Klangfarbe auf die Höhe des Tones zu beziehen, aus dem sie so abgeschieden worden war. Man kann gegen die Künstlichkeit einer solchen Vorstellungsweise mißtrauisch sein, allein man vermeidet sie nicht leicht auf anderen Wegen. Verlassen wir ganz jenes unwesentliche Bild, das uns die Seele als einen punktförmigen Einmündungsort für alle zugeleiteten Eindrücke darstellte, nehmen wir vielmehr an, was wir ohnehin später bestätigen werden, daß sie die physischen Nervenvorgänge unmittelbar, da wahrnehme, wo sie die Endgestalt erreicht haben, in welcher sie zu Gegenständen ihrer Wahrnehmung bestimmt sind, so bleibt doch immer die Frage zurück, die man am liebsten umgehen möchte: mag die Seele nach einander oder gleichzeitig viele Eindrücke so aufgefaßt haben, was bestimmt sie dann, da sie doch jeden von ihnen in jene Componenten zerfällen kann, diese Bestandtheile nicht auseinanderfallen zu lassen, sondern sie entsprechend der Verbindung beisammen

zu halten, aus welcher ſie dieſelben geſondert hat? Die Künſtlichkeit liegt daher in der Sache ſelbſt oder in derjenigen Anſicht von der Sache, die uns jetzt allein zugänglich iſt, in der Räthſelhaftigkeit der Aſſociationen überhaupt. Ich habe früher erinnert, daß wir mit dieſem Namen nur eine nothwendig anzunehmende Thatſache bezeichnen, ohne irgend eine Rechenſchaft über die Mittel geben zu können, durch welche ſie zu Stande kommt. Und nun ſcheint es mir, daß unſere Zweifel an dieſer Stelle eben daher rühren, daß wir es nicht über uns gewinnen, die Sucht nach einem Mechanismus aufzugeben, welcher dieſe Verbindung der Zuſtände nach Analogie phyſiſcher Vorgänge vermittelte; eine ſolche Conſtruction werden wir gewiß nie finden; die Aſſociationen dagegen als eine Eigenthümlichkeit der pſychiſchen Thätigkeit anzuerkennen, welche nirgends ein Analogon hat, werden wir abgehalten, weil uns allerdings ein verſtändlicher allgemeiner Geſichtspunkt noch fehlt, welcher in allen Fällen die ratio legis darſtellte und nicht blos die Verbindung hier, ſondern auch die Nichtverbindung dort, rechtfertigte; ſtatt deſſen ſind wir in jedem Einzelfalle zu Annahmen genöthigt, die künſtlich erſcheinen, weil ſie immer ad hoc gebildet werden. Ich glaube daher zwar, daß die Hypotheſe, von der ich hier ſprach, die von der Entſtehung des Localzeichens in dem gereizten Nerven ſelbſt, ſich würde aufrecht erhalten laſſen; aber ich werde ihr ſpäter doch eine andere von mehr mittelbarer Hinzuerzeugung deſſelben vorziehen, nicht weil ſie nicht dieſelben Schwierigkeiten hätte, aber weil ſie andre Vortheile bietet. Noch einen Augenblick wollen wir jetzt in unſern allgemeinen Ueberlegungen fortfahren.

281. Wenn die Localzeichen x x ϱ nur überhaupt qualitativ verſchieden wären, ſo würden ſie zwar hinreichen, um drei völlig gleiche Reize nicht zuſammenfallen, ſondern ſie als drei Beiſpiele deſſelben Empfindungsinhaltes erſcheinen zu laſſen; aber ſie könnten ſo doch nur einen Trieb zur Auseinanderhaltung überhaupt begründen, ohne ein Motiv für die beſtimmte künftige Raumſtellung der erzeugten Empfindungen zu enthalten. Das iſt es, was man dann nicht berückſichtigt hat, wenn man die iſolirte Leitung dreier Eindrücke durch drei Faſern bereits als hinlänglichen Grund ihrer getrennten räumlichen Wahrnehmung anſieht. Wäre auch dieſe Iſolation ohne hinzu

kommende Localzeichen die genügende Bedingung für die Unterscheidung der drei Eindrücke als dreier, so könnte doch, ob sie an den Ecken eines Dreiecks oder in einer graden Linie vorgestellt werden sollen, nur durch eine Seele entschieden werden, die bereits im Besitze der Localisirungsfähigkeit wäre, welche wir jetzt erst zu verstehen suchen. So würde sie, mit einem neuen innern Auge gleichsam, der aufgeschlagenen Claviatur der centralen Nervenenden gegenüber stehen, diese alle bereits neben einander sehen und die ankommenden Erregungen nun freilich leicht auf die Orte beziehen, wo sich die Tasten befinden, an denen sie sich durch irgend eine Bewegung bemerklich machen. So wenig dies nun möglich ist, so wenig könnten auch die mitgegebenen Localzeichen eine wirkliche Localisation der Empfindungen bewirken, wenn sie nur verschieden und nicht zugleich vergleichbar wären. Sie müssen nothwendig Glieder von Reihen oder eines Systems von Reihen sein, in deren jeder von jedem einzelnen zu jedem andern eine irgendwie meßbare Differenz innerhalb eines gleichen allgemeinen Characters besteht. Erst dann, wenn $x = \alpha + \triangle$, $\varrho = \alpha + 2\triangle$ oder $x = \varrho - \triangle$ ist, können diese Zeichen der Grund sein, warum eine Anschauung, welche diese arithmetischen Unterschiede überhaupt räumlich aufzufassen fähig und genöthigt ist, Bx nirgends anders als in die Mitte zwischen $A\alpha$ und $C\varrho$ setzen darf. Und sind mehrere solche Reihen verflochten, so daß der allgemeine Character der Localzeichen in der einen sich qualitativ von dem der andern unterscheidet, so muß doch selbst bei dem Uebergang von Reihe zu Reihe diese Aenderung der Qualität irgendwie um meßbare Differenzen fortschreiten, damit erkennbar werde, um wieviel, räumlich ausgedrückt, mehrere Eindrücke von der anzuschauenden gradlinigen Aufstellung anderer decliniren.

282. Dieses Postulat hängt sehr eng mit der Entscheidung über eine andere Frage zusammen. Unstreitig sind die Localzeichen Anfangs, mögen sie entspringen wo sie wollen, physische Erregungen, die auf Veranlassung des Reizes in der besondern Eigenthümlichkeit der erregten Stelle entstehen; wir haben dann als selbstverständlich angenommen, daß sie ebenso gut Empfindungen, Zustände des Bewußtseins, erzeugen, wie die Haupteindrücke, denen sie sich zugesellen, und daß durch eine beziehende Thätigkeit aus der Vergleichung der

ſo entſtandenen Aſſociationen die Entſcheidung über den relativen Ort erfolgt, den jeder Eindruck zwiſchen den übrigen einzunehmen hat. Iſt dies nun nothwendig? oder genügt es, jene $\pi \times \rho$ lediglich als phyſiſche Vorgänge zu betrachten, welche, ohne im Bewußtſein ſelbſt zu erſcheinen, nur eben die Direction beſtimmen, nach welcher dieſes jeden Eindruck in ſeinem angeſchauten Raume an ſeinen Ort verweiſt? Allein wenn man das zweite Glied dieſer Frage bejahen wollte, ſo müßten doch auch für die unbewußte Localiſirungsthätigkeit die Localzeichen in denſelben gegenſeitigen Verhältniſſen ſtehen, um ihr die Gründe für jene beſtimmten Directionen zu verſchaffen. So lange wenigſtens wäre dies nothwendig, als man jene allgemeine Rationalität des Verhaltens hier feſthält, auf der überall das Intereſſe jedes Erklärungsverſuches beruht; denn natürlich könnte man auch rein fataliſtiſch behaupten, ſo ſei es nun einmal, daß mit der Reizung der einen Stelle p der Ort x, mit der der Stelle q der Ort y der entſtehenden Empfindung verbunden ſei, ohne daß es eine Conſequenz und Regel gäbe, nach welcher, wenn das eine ſtattfände, das andere folgerecht ſtattfinden müßte. Mit ſolcher Annahme wären alle weiteren Hypotheſen über die Natur der Localzeichen überflüſſig, aber ebenſo überflüſſig jede Unterſuchung überhaupt, die nun keinen Gegenſtand mehr hätte. Gibt man aber jene allgemeine Rationalität zu, ſo kann ich die Annahme einer unbewußten Leitung unſerer anſchauenden Ortsbeſtimmung nicht für einen hinlänglich klaren Gedanken halten. Der Grund, welcher die jedem einzelnen Eindruck in dem Anſchauungsraume zu gebende Stelle beſtimmt, würde doch immer mit dieſem einzelnen, und mit ihm ausſchließlich, zuſammenbleiben müſſen, denn nur für dieſen gilt er, aber nicht für irgend einen andern; er würde nicht blos ein vorangegangner dieſe künftige Localiſation beſtimmender Vorgang ſein können, ſondern eine bleibende nähere Beſtimmung der Vorſtellung ſelbſt, zu deren Localiſation er dienen ſoll; da nun ſie im Bewußtſein auftritt, ſo iſt es ſchwer, ſich eine an ihr haftende Nachwirkung jenes Grundes zu denken, die ſich durch Nichts im Bewußtſein gleichfalls gelten machte, obwohl ſie eben in ihm ihre Wirkung ausübt. Auch hier liegen allgemeinere Schwierigkeiten, die uns ſtören. Es iſt wieder die Gewöhnung an die Beobachtung der Außenwelt, welche uns den

Gedanken nahe legt, jedes durch Urſachen erzeugte Geſchehen in einen vorangehenden Eindruck und eine nachfolgende Rückwirkung zu trennen. In einer Kette von Vorgängen, in der jedes Glied der zureichende Grund nur für das nächſte iſt, mag man dieſen Unterſchied zwiſchen dem erſten a und dem letzten z machen; aber es kann Nichts helfen, zwiſchen zwei nächſte a und b noch einmal einen Eindruck einzuſchieben, den a vorher gemacht haben müßte, ehe es im Stande wäre b als Reaction hervorzurufen. Dieſe falſche Trennung des einheitlichen Geſchehens, das vielmehr Leiden und Rückwirkung zugleich iſt, läßt uns auch hier es natürlich erſcheinen, daß der äußere Reiz in der Seele zunächſt einen Eindruck hervorbringe, der noch nicht Bewußtſein iſt, und daß erſt auf dieſen als Reaction die bewußte Empfindung folge; aber man ſieht leicht, daß dieſe Einſchaltung eigentlich immer weiter fortgeſetzt werden kann: auch die Thätigkeit des Empfindens könnte auf den unbewußten Eindruck dann erſt zurückwirken, wenn er ſie gereizt, alſo auch in ihr einen zweiten noch unbewußten Zuſtand erzeugt hat, dem ſie nun erſt mit ihrer bewußten Aeußerung antwortet. Ich pflichte hierin der richtigeren Meinung Herbarts bei: die bewußte Vorſtellung iſt unmittelbar die Selbſterhaltung gegen eine Störung, die nicht geſondert zuerſt erfolgt und nachträglich jene als Rückwirkung hervorruft; die Störung ſelbſt hat nur gedroht und ihre Drohung iſt wirkſam nur geweſen oder ſie ſelbſt exiſtirt nur in ſo weit, als ſie in der Vorſtellung ſelbſt, die ohne ſie nicht dageweſen wäre, zur Geltung kommt. Ich will indeſſen dieſe Zweifel nicht fortſetzen, die keine beſtimmte Entſcheidung zulaſſen; denn wenn auch gewiß zwiſchen zwei nächſte Glieder eines Wirkungszuſammenhanges jener todte Punkt eines bloßen Eindrucks nicht eingeſchaltet werden darf, ſo bleibt doch unentſchieden, ob thatſächlich die phyſiſche Erregung im Nerven und der pſychiſche Vorgang der Empfindung zwei ſolche nächſte Glieder einer Kette ſind: iſt es nicht nöthig, ſo iſt es doch möglich, daß erſt das Zwiſchenglied eines unbewußten Seelenzuſtandes den zureichenden Grund für die Entſtehung einer Empfindung oder Vorſtellung enthalte. Ich bezeichne es daher nur als eine Hypotheſe meiner Wahl, wenn ich meine, daß jene phyſiſchen Vorgänge $\alpha\ \beta\ \gamma$ nicht als ſolche und nicht vermittelſt unbewußter Eindrücke, welche ſie in der Seele erwecken, ſondern in Geſtalt bewußter Empfindungen,

die ihnen folgen, die unmittelbar benutzten Localzeichen sind, nach denen ein beziehendes Vorstellen den Ort der Empfindungen in dem angeschauten Raume bestimmt. Auf Einwände, die dieser Annahme entgegenstehen, werde ich im Einzelnen zurückkommen.

283. Die allgemeinen Postulate, die wir an die Localzeichen stellen, sind hiermit abgeschlossen und nur in ihnen besteht Das, was ich als eine nothwendige metaphysische Grundlage der räumlichen Anschauungen betrachte; kurz ausgedrückt: in der Ersetzung aller Raumverhältnisse der einwirkenden Reize durch ein System abgestufter qualitativer Kennzeichen. Wenn ich nun einige Beispiele specieller Ausführung hinzufüge, so bin ich mir der vielen bleibenden Schwierigkeiten völlig bewußt, welche nur eine genaue Berücksichtigung aller gemachten und noch zu machenden Erfahrungen beseitigen könnte. Denn nur die Erfahrung kann uns über die Mittel belehren, durch welche die verlangten Localzeichen wirklich hergestellt werden, und ich glaube nicht, daß es für die beiden Sinne, die hier in Betracht kommen, auf gleiche Weise geschieht. Für das Auge zunächst hielt ich die erst angeführte Vermuthung nicht für wahrscheinlich, die der unmittelbaren Entstehung der Localzeichen in der gereizten Stelle. Wenn auch dieselbe Lichtart L, auf verschiedene Punkte der Netzhaut treffend, etwas verschiedene Farbenempfindungen erzeugt, F in dem Punkte p und f in q, so wird es doch immer auch eine andre Lichtart l geben, welche in q dieselbe Empfindung F veranlaßt, welche durch L in p erregt wird; in dieser verschiedenen Qualität des Eindrucks kann daher der Grund nicht liegen, ihn auf eine bestimmte Stelle p oder q zu beziehen. Dagegen schien mir von Wichtigkeit die Abstufung der Reizbarkeit, die von dem gelben Fleck aus, oder sagen wir für unsern Zweck: von dem Mittelpunkte E der Netzhaut, dem Punkte der größten Empfindlichkeit, nach allen Seiten abnimmt und an den Rändern der halbkugelförmigen Nervenausbreitung völlig verschwindet. Auch diese Thatsache reicht für sich allein für unsere Absicht nicht hin; ein schwächer Reiz einer Stelle, die dem Punkte E näher liegt, würde dieselbe Wirkung haben müssen, welche ein stärkerer auf einer von E entfernteren Stelle hervorbrächte. Aber ein Lichtreiz, welcher auf eine dieser seitlichen Stellen p fällt, veranlaßt zugleich eine Drehungsbewegung des Auges von der Größe und Richtung, welche

hinreicht, um dem ankommenden Strahle anstatt p die Stelle E des deutlichsten Sehens unterzuschieben. Diese Richtung des Blickes, wie wir sie gewöhnlich nennen, geschieht ohne Vorstellung des Zweckes, den sie thatsächlich erfüllt, so wie ohne Kenntniß der Mittel, durch welche sie ausgeführt wird; sie darf daher, ursprünglich wenigstens, nicht als eine Handlung der Absicht, sondern als eine automatische Bewegung angesehen werden, welche hinter dem Rücken der Seele als physisch begründete Folge des Reizes entsteht. Die Annahme schien daher zulässig: in den Centralorganen seien die einzelnen Fasern des Sehnerven mit den motorischen Nerven des Systems der Augenmuskeln in eine solche mechanische Verbindung gesetzt, daß aus der Reizung jeder einzelnen von ihnen eine bestimmte Erregung des letzteren, das Motiv einer bestimmten Drehung des Auges entspringt. Auf welche Weise jene mechanische Beziehung der sensiblen und motorischen Nerven hergestellt ist, kann für unsere Zwecke unentschieden und den physiologischen Untersuchungen überlassen bleiben, welche für viele andere Reflexbewegungen dieselbe Frage aufzuwerfen und eine Antwort auf sie zu suchen genöthigt sind.

284. Diese geschehenden Bewegungen würden an sich den Forderungen genügen, welche wir an die Localzeichen stellen; für jeden Punkt p würde der Bogen pE, dessen Durchlaufung nöthig wäre, um dem Reize des p die empfindlichste Stelle E unterzuschieben, ein anderer sein, als der Bogen qE, der für den Reiz der q denselben Dienst leistete; alle diese Bewegungen aber würden sich nur nach Größe und Richtung unterscheiden. Nach meiner Annahme sollten jedoch nicht sie selbst, sondern die Empfindungen, welche sie erregen, die unmittelbar benutzten Zeichen α $\varkappa$ ϱ der Stellen p q r sein. Daß nun eine Bewegung, indem sie geschieht, uns eine Empfindung oder ein Gefühl unsers Befindens veranlaßt, welches sich von einem Gefühle ihres Nichtgeschehens unterscheidet, und daß wir selbst während der Ruhe die durch frühere Bewegungen herbeigeführte augenblickliche Stellung der Glieder von derjenigen unterscheiden, welche jetzt nicht stattfindet, bedarf als eine bekannte Thatsache weiteres Beweises nicht, gleichviel wie einfach oder verwickelt die Entstehungsbedingungen dieser Gefühle sein mögen. Größeres Bedenken würde die nothwendige weitere Annahme erregen, daß auch die wahrnehm-

baren Unterschiede dieser Gefühle den minimalen Unterschieden der Bewegungen entsprechen, welche das Auge braucht, um den Blick von einem Punkte des Sehfeldes auf seine nächsten Nachbarn zu lenken. Indessen scheint mir dieses Bedenken sich mit Recht nur gegen Etwas zu richten, was hier nicht entscheidend ist. Thatsächlich nämlich bemerken wir jene minimalen Bewegungen des Blickes doch, die nöthig sind, um von einem Punkte des Sehfeldes zu einem nächsten und von diesem zu seinem nächsten überzugehen; allein durch unmittelbares Gefühl erscheinen sie uns so doch wohl nur als ein Mehr oder Minder einer Veränderung unseres Zustandes überhaupt, die immer in demselben Sinne fortschreitet; die Möglichkeit, die Größe dieser Schritte auf vergleichbare Zahlenwerthe zu bringen, und den einen als das Doppelte oder die Hälfte des andern zu schätzen, tritt hier so wenig ein als bei unseren übrigen Sinnesempfindungen; erst die Anzahl der unterscheidbaren Punkte, welche die geschehenden Bewegungen nach und nach in die Stelle des deutlichsten Sehens rücken und deren Bilder nicht sofort wieder verschwinden, sondern neben einander der Empfindung erhalten bleiben, scheint mir jene Unterschiede der Bewegungsgefühle auf gleiche oder ungleiche durchlaufene Räume oder auf bestimmte Differenzen derselben deutbar zu machen. Ein nicht sehendes oder geschlossenes Auge also würde durch sein unmittelbares Bewegungsgefühl allerdings erkennen lassen, daß der Bogen pE kleiner ist als der Bogen qE, welchen es bei weiterer Fortsetzung derselben Bewegung durchläuft, und dieser kleiner als rE; allein es würde nach diesen Gefühlen nicht die Coordinaten des Punktes x im Sehfeld bestimmen können, welchen sein Blick dann treffen würde, wenn es sich öffnete oder sehend würde; erst die Reihe der Bilder, die dem sehenden während seiner Bewegung vorüberzieht und eine Zeit lang vergleichbar neben einander bleibt, lehrt die verschiedenen Abschnitte einer Reihe von Bewegungsgefühlen quantitativ genauer deuten. Verfolgen wir eine vorgezeichnete gleichfarbige Linie von Anfang zu Ende, so werden wir uns unstreitig einer fortdauernden und gleichartigen Bewegung des Blickes bewußt; ist uns jedoch ein kleiner aliquoter Theil der Linie an ihrem Anfang durch einen Theilstrich angegeben, so sind wir nicht im Stande die Anzahl der gleichen Theile zu errathen, welche der Rest der Linie enthält; erst die Hinzu-

fügung der übrigen Theilſtriche lehrt uns dieſe Anzahl und zugleich die Gleichheit der Theile kennen. Auch dies letztere, die Gleichheit der unterſchiedenen Theile, lernen wir nicht ſo, daß wir mit conſtanter Stellung des Kopfes nur eine Drehung des Auges vornähmen, welche jene Theile der Linie von a bis z nach und nach in die Richtung des deutlichſten Sehens brächten, und daß wir dann die von verſchiedenen Anfangsſtellungen des Auges beginnenden Bewegungen bc cd de bis yz, die in der That nicht einmal gleiche Größe haben würden, als gleich große ſchätzten und nach ihnen die Gleichheit der Theile ab bc .. yz beſtimmten; jeder Verſuch zu genauer Schätzung wird vielmehr ſo ausgeführt, daß wir dem Anfangspunkt a b oder c jeder Strecke ab bc cd gegenüber dem Auge die Stellung geben, daß die Richtung ſeines Blickes mit der Richtung der zu prüfenden Strecke denſelben Winkel, z. B. einen rechten macht; die Bewegungen, welche dann das Auge zu vollziehen hat, um von a nach b, von b nach c, von y nach z zu kommen, ſind nicht blos gleich groß, wenn jene Strecken gleich ſind, ſondern ſie ſind identiſch, da ſie von gleicher Anfangsſtellung zu gleicher Endſtellung führen; ſind aber die Strecken ungleich, ſo wird die eine Bewegung, da ſie wenigſtens von gleicher Anfangsſtellung mit der andern ausgeht, leicht für kleiner oder größer als dieſe, ohne genauere Beſtimmung der Differenz, empfunden. Wie bei allen Empfindungen würde daher die urſprüngliche Fähigkeit quantitativer Schätzung der Eindrücke, Ergebniſſe der Uebung abgerechnet, auf der Möglichkeit beruhen, völlig Gleiches als gleich, Verſchiedenes als verſchieden überhaupt zu erkennen. Eine ſchärfere Empfindlichkeit nun, als dieſe hier beſchriebene, würde ich für unſere Zwecke nicht für nöthig halten; ich meine nicht, daß die beiden Localzeichen $\pi = pE$ und $\rho = rE$ (wenn ich mit den Buchſtaben rechts anſtatt der Bewegungen ſelbſt jetzt die ihnen entſprechenden Gefühle bezeichne) die Seele befähigen würden, ſofort die beiden mit ihnen verknüpften Empfindungen A und B an beſtimmte Punkte eines kreisförmigen Sehfeldes zu verſetzen: es reicht hin, wenn dieſe Zeichen ihren Eindrücken ihre relativen Stellungen zu einander ſichern, wenn alſo B nur zwiſchen A und C verſetzt werden muß. Unter dieſen näheren Beſtimmungen glaube ich bei der Annahme bleiben zu können, daß jene Bewegungsgefühle $\pi \times \rho$ die unmittelbaren Localzeichen der

Empfindungen sind. Jedes von ihnen selbst aber ist im Grunde eine Reihe augenblicklicher Stellungsgefühle, je nach dem veränderlichen Orte, den das Auge während seiner Bewegung durchläuft; um die Zeichen nicht zu sehr zu häufen, führe ich dies kurz an und verstehe unter π die ganze Reihe der successiven Empfindungen $\pi_0, \pi_1, \pi_2 \ldots$, welche bei der Drehung durch den Bogen pE auf einander folgen.

285. Die weitere Anwendung dieser Voraussetzungen würde nun folgende sein. Nehmen wir an, der erste Lichteindruck im Leben habe die seitliche Stelle p getroffen, so wird die Bewegung pE wirklich ausgeführt worden und während derselben die Reihe π der auf einander folgenden Stellungsgefühle des Auges abgelaufen sein. Wiederholt sich derselbe Eindruck, so wird dieselbe wirkliche Bewegung entstehen und das Vorhandengewesensein des früheren gleichen Reizes keinen Vortheil haben. Es wird sich anders verhalten, wenn im Augenblicke des zweiten Reizes ein anderer die Stelle q erregt, deren Reizung dem Auge die entgegengesetzte Bewegung von der durch p verlangten mit gleicher Stärke zumuthet. Das Auge würde dann in Ruhe bleiben, aber die beiden mechanischen Bewegungsantriebe, welche sich in ihren Effecten aufhöben, würden doch nicht Null sein; sie würden eben so, als Erregungen der Nerven, fortdauern, wie die Schwerkräfte zweier Massen, die sich an der Wage im Gleichgewichte halten. Die Wirkung der letzteren besteht in der Biegung des Wagenbalkens und in dem Drucke, den der Aufhängungspunkt erfährt; ich sehe keinen Grund, welcher die Annahme verböte, daß in unserem Falle jene beiden Erregungen außer dem Bewegungseffect, der ihnen nun unmöglich ist, in der Seele dennoch durch zwei bestimmte Gefühle vertreten würden und so das Gleichgewicht entgegengesetzter Kräfte sich von der Ruhe einfacher Nichterregung unterschiede. Dies erfordert allerdings eine letzte Umformung der Vorstellung, die wir uns von π oder $\varkappa$ machten. Wir haben bisher diese Gefühle als solche betrachtet, welche aus der geschehenden Bewegung entspringen; sie würden daher fehlen müssen, wenn diese nicht zur Ausführung kommt. Ich hege jedoch keinen Zweifel daran, daß die Erregung der Stelle p, auch abgesehen von der wirklichen Bewegung, die sich an sie knüpft, durch ihr eigenes Dasein und Geschehen ein Gefühl erzeugen kann, durch welches das Bestehen eines

nicht ausführbaren Antriebes dem Bewußtsein verrathen und von dem Nichtbestehen desselben unterschieden wird. Dieses Gefühl würden wir jetzt als das Anfangsglied π_0 der Reihe $\pi = pE$ betrachten, welche während der Bewegung pE erzeugt wird, und deren jedes Glied π_m sowohl als momentanes Stellungsgefühl wie auch als Ausdruck des augenblicklichen Restes an noch unausgeführtem Bewegungsantrieb zu gelten hätte. Für sich allein nun würde π_0 eben nur ein Gefühl, eine Art und Weise sein, wie uns zu Muth ist, ohne von selbst auf seine Ursachen oder seine möglichen Folgen hinzudeuten. Aber in jener ersten Erfahrung hat sich an dieses Anfangsglied die weitere Reihe π angeschlossen; diese mit π_0 associirte Reihe wird jetzt durch seine Erneuerung reproducirt. Obwohl daher das Auge sich nicht bewegt, so entsteht doch die Erinnerung zunächst an eine größere oder geringere Leistung, welche ausgeführt werden muß, um die schwächer empfundenen Reize auf p und q zur deutlichsten und stärksten Empfindung zu bringen; wenn aber die Seele die Kenntniß davon erworben hat, daß die Bewegungen des Auges, welche ihr durch ihre Gefühle bemerklich werden, eben Bewegungen d. h. Aenderungen des Verhältnisses sind, in welchem das empfindende Organ zu einer Vielheit zunächst feststehender gleichzeitiger Objecte sich befindet; wenn endlich die Fähigkeit und Nöthigung besteht, die Unterschiede solcher Verhältnisse als räumliche aufzufassen: dann verwandelt sich die Vorstellung jener auszuführenden Leistung in die einer größern oder geringern räumlichen Entfernung, um welche die auf p und q fallenden Eindrücke von dem Mittelpunkt des angeschauten Raumes abstehen, der der Stelle E des Auges entspricht. Wenn wir endlich hinzufügten, daß an jeden der vielen Reize, welche gleichzeitig die Stellen p q r ... der Netzhaut erregen, nun die entsprechende Reihe $\pi\ \varrho$ der reproducirten Gefühle sich knüpfe, so würde dann, auf Grund früher erfolgter und nun erinnerter Bewegungen auch das ruhende Auge jedem Eindrucke seine Stelle zwischen den übrigen anweisen können.

286. Es verriethe wenig Unbefangenheit, wenn ich nicht selbst über die Künstlichkeit dieser Vorstellungsweise etwas erschräke. Einerseits war es indessen nicht so sehr meine Absicht, diese Hypothese um jeden Preis zu empfehlen, als vielmehr aufrichtig alle die Voraus-

ſetzungen aufzuführen, die ſie nicht entbehren kann; anderſeits weiß ich doch nicht, ob man einfacher zum Ziele kommen würde, und ob die Künſtlichkeit nicht wirklich mehr in der Sache ſelbſt als in unſerer Vorſtellung von der Sache liegt. Denn hinlänglich wunderbar iſt doch die Thatſache an ſich ſelbſt, die nicht hinwegzuräumen iſt, die, daß wir eine ungezählte Menge verſchiedenfarbiger Punkte gleichzeitig ſehen und unterſcheiden können; Das muß alſo doch geleiſtet werden können, was wir verlangen: ſehr viele Eindrücke müſſen im Bewußtſein ohne gegenſeitige Vermiſchung ſein können; an jedem von ihnen muß irgend ein Grund haften, der jetzt ſeine Erſcheinung an dieſer, ein andermal an einer andern Stelle des Raumes beſtimmt, und auch dieſe verſchiedenen Gründe, gleichzeitig vorhanden, müſſen ihre Wirkungen unvermiſcht entfalten und jeder in ausſchließlichem Bezug auf den beſtimmten Eindruck, zu welchem er gehört; dieſelben verwickelten Verhältniſſe mithin, die wir zwiſchen jenen Bewegungsgefühlen annahmen, müſſen zwiſchen irgend welchen andern Elementen doch ſtattfinden, die wir an ihre Stelle ſetzen möchten. Es würde ſich nur fragen, ob in unſerer inneren Erfahrung Zeugniſſe für unſere Hypotheſe oder ſonſt unüberwindliche Schwierigkeiten gegen ſie vorhanden ſind. In Bezug auf das erſte kann ich freilich nicht wiſſen, ob Andere in ſich daſſelbe finden, was mir begegnet: was es für eine ſo zu ſagen unperſönliche Erkenntniß heiße, daß zwei Elemente p und q von einander entfernt ſeien, kann ich mir mit Hülfe der Vorſtellung des allgemeinen Raumes denken, in welchem ich mir gar keine beſtimmte Stelle zuweiſe; für meine ſinnliche Anſchauung der geſehenen Punkte p und q aber hat die Behauptung, ſie ſeien entfernt von einander, gar keinen andern Sinn als dieſen, daß eine beſtimmte Bewegungsgröße nöthig iſt, um den Blick von einem auf den andern zu richten; die verſchiedenen Lagen der einzelnen Punkte empfinde ich gradezu nur als ebenſo viele Aufforderungen zur Bewegung. Aber hierauf kann ich Nichts bauen; denn dieſe individuelle Dispoſition läßt ſich nicht mittheilen; ich kann daher die nicht beſtreiten, welche Nichts von dieſen Bewegungsgefühlen zu bemerken behaupten, obwohl ich überzeugt bin, daß ſie ſich täuſchen und die Gefühle, welche ſie wirklich haben, nur nicht für das erkennen, was ſie ſind. Möge daher dieſen gegenüber darauf verwieſen ſein, daß

nach unserer Meinung die räumliche Anschauung der Welt nicht ein plötzliches Geschenk der Natur, sobald wir die Augen öffnen, sondern in der That das Erzeugniß einer successiven Erfahrung und Einübung sein würde; nur fällt diese Uebung in die erste Zeit unsers Lebens, in welche keine deutliche Erinnerung zurückreicht. Die Virtuosität des Klavierspielers erscheint uns auch, nachdem sie ausgebildet ist, wie eine mühelose natürliche Gabe; an den Blick auf die Noten knüpft sich unmittelbar die mannigfache Bewegung der Hand; hier aber wissen wir, welche peinliche Lehrzeit voranging, und wie mühselig die Associationen der Vorstellungen unter einander und mit den Bewegungen eingeübt werden mußten, lauter Mittelglieder, die im Bewußtsein des ausgebildeten Künstlers gar nicht mehr vorhanden erscheinen. Ganz ebenso braucht keine deutliche Erinnerung an die wirklichen Bewegungen im Bewußtsein übrig zu sein, durch deren Ausführung wir einst die Localisation unserer Empfindungen lernten. Auch das, wird man aber sagen, sei nur wahrscheinlich für die langsame Entwicklung des menschlichen Kindes, das in der That den helleren Lichtschimmer mit dem Auge sucht; aber den Thieren falle die räumliche Kenntniß der Welt zu mühelos zu, um so lange Vermittlungen glaublich zu machen. In der That aber wissen wir eben gar nicht, was die Thiere wirklich unmittelbar nach ihrer Geburt sehen und was für Raumanschauungen sie besitzen mögen; da wir, um nur überhaupt den frühzeitigen Gebrauch ihrer Glieder zu begreifen, zahlreiche Mechanismen der Reflexbewegung in ihnen annehmen müssen, so wäre es nicht undenkbar, daß die Sicherheit, mit welcher sie auf einen in der Richtung ihres Blickes gelegenen Gegenstand losgehen, wirklich nur auf einer durch diesen Reiz ausgelösten Reflexbewegung beruhte; manches Ungeschick ihrer übrigen anfänglichen Bewegungen würde dann bezeugen, daß auch sie die geordnete Kenntniß der übrigen außer der Richtung des Blickes gelegenen Räumlichkeit allmählich erwerben. Die wenigen Erfahrungen über die Entstehung einer optischen Raumvorstellung bei operirten Blindgebornen sind ebenfalls zur Entscheidung nicht tauglich. Alle diese Kranken hatten in ihrem Vorleben durch Tastsinn und Bewegung sich in der räumlichen Welt orientiren gelernt; die Vorstellungen zwar, die sich so entwickeln, mögen weit von dem abweichen, als was der Raum

dem Sehenden erscheint; da der Tastsinn nur wenige Punkte auf einmal erfassen und entfernten sich nur durch umfängliche Bewegungen nähern kann, so mag der Raum der Blinden weit mehr ein künstliches System von Begriffen der Bewegung Zeit und Anstrengung sein, und in der That berichten die wenigen Erzählungen von der Verwunderung, mit welcher der glücklich Operirte erfährt, wie der Raum oder die Raumwelt aussieht. Dennoch kann man nicht ermitteln, wieweit diese Vorübungen der späteren Gesichtsauffassung Vorschub leisten; ein Analogen der ersten Bildung aller Raumvorstellungen sind sie jedenfalls nicht; und endlich hat es selbst Schwierigkeit, zu wissen, was eigentlich zuerst gesehen wird, da der, welcher erst zu sehen beginnt, seine ersten Affectionen nicht in der Sprache des Sehenden ausdrücken kann.

287. Es ist nicht Aufgabe der Metaphysik, auf die zahlreichen Fragen einzugehen, welche eine psychologische Optik über die weitere Ausbildung der Raumvorstellungen zu lösen hätte. Ich erwähne nur kurz, daß zu allen jenen Meinungen kein Grund ist, die der Seele ursprüngliche Tendenzen zuschreiben, ihre Eindrücke nach außen und zwar so und nicht anders, zu projiciren; alles Dies muß durch Combination der Erfahrungen gelernt werden. Wie es der Reihe nach wirklich gelernt wird, läßt sich nicht ermitteln; wie es gelernt werden kann, ist im Allgemeinen leicht, im Einzelnen theilweis noch gar nicht zu begreifen. Was wir bis jetzt abgeleitet haben, ist Nichts weiter als die Ordnung der Punkte im Sehfelde, die innere Zeichnung dieses Gesammtbildes; als Ganzes hat dies Bild noch gar keinen Platz und keine Stellung; denn die Anschauung des Gesammtraumes fehlt noch völlig, in dem es Ort und Lage haben könnte. Da die Bewegungen des Auges, seine Oeffnungen Schließungen und Drehungen, das gesehene Bild veranlassen aufheben oder ändern, so ist es natürlich, dies Bild mit dem Auge so zu associiren, daß es jedenfalls vorn, in der spätern Sprache der entwickelten Raumanschauung, gedacht wird; was hinter uns ist, ein Ausdruck, der eben jetzt noch gar keine Bedeutung hat, ist gar nicht und ist dem Raume so fremd, wie das Gemeingefühl, das wir in Hand oder Fuß haben, weder hell noch dunkel ist. So würde es bleiben, wenn unsere Körperstellung unbeweglich und dem Auge nur unbedeutende Drehungen

möglich wären; sobald wir aber uns um unsere Axe zu drehen und die entstehenden Bewegungsgefühle auf ihre wirkliche Ursache, die Bewegung, zu deuten gelernt haben, finden wir, daß das erste Sehfeld abc nicht plötzlich ganz verschwindet, sondern der Reihe nach in bcd cde... xyz yza zab und abc übergeht. Diese ununterbrochne und in sich zurückkehrende Folge von Bildern erweckt uns die Vorstellung eines lückenlosen ringförmig geschlossenen Raumes, die durch ähnliche Drehungen des Auges nach andern Richtungen bald in die gewöhnliche Anschauung der allseitig uns umgebenden Raumkugel übergeht. Sie würde indessen so weder entstehen können noch Klarheit haben, wenn nicht zugleich die Vorstellung der Raumtiefe sich bildete. An sich hat die Seele gewiß den Trieb nicht, ihre Gesichtseindrücke nach außen zu versetzen; sie kennt dies Außen noch nicht und könnte ja Nichts nur überhaupt dorthin versetzen, sondern jeden Eindruck doch nur in bestimmte Entfernung, wofür ihr jeder Grund der Entscheidung noch fehlt; sie kann eben so wenig, wie man gemeint hat, sie unmittelbar auf dem Auge liegend vorstellen, denn auch dies würde nur Verneinung einer Entfernung sein, welche man schon kennen müßte, um sie verneinen zu können; die Eindrücke sind vielmehr einfach da und werden gesehen, haben aber gar keine angebbare Stelle in der dritten noch unbekannten Richtung des Raumes. Daß es eine solche gibt, lernen wir nur aus Erfahrung, am leichtesten aus unserer eigenen Bewegung durch die gesehnen Bilder hindurch, und aus den mannigfachen Verschiebungen, die dabei die einzelnen erfahren, Deckungen der einen, sichtbarem Hervortreten früher gedeckter. Um so schwieriger ist die Anwendung der so gewonnenen allgemeinen Vorstellung zur Schätzung des Entfernungsmaßes im einzelnen Falle, eine Aufgabe, die wir der Physiologie und der speciellen Psychologie der Sinneswahrnehmungen überlassen. Mit einem Worte nur erwähne ich endlich eine vielbehandelte Schulfrage: warum sehen wir die Gegenstände aufrecht, da doch ihr Bild auf der Netzhaut verkehrt steht? Aber dies Bild in unserem eignen Auge beobachten wir nicht mit einem zweiten Auge, das überdem im Stande wäre, seine Lage mit der des Gegenstandes zu vergleichen. Für uns ist nur dies Bild vorhanden, und wie alle geometrischen Verhältnisse seiner innern Zeichnung bei dem Uebergang in das Bewußtsein völlig

zu Grunde gehen, so enthält auch seine Stellung als Ganzes im Auge gar kein Präjudiz für die Art, in welcher es später in eine anderweitig vermittelte Raumanschauung aufgenommen werden wird. Dieser andern Anschauung bedürfen wir durchaus; gäbe es nur einen gesehenen Raum, so würde die Frage ganz unbeantwortbar sein, was in ihm Oben oder Unten wäre; beide Ausdrücke erhalten nur Sinn, wenn man eine andere Raumvorstellung voraussetzt, für welche diese beiden Richtungen nicht blos entgegengesetzt überhaupt, sondern unvertauschbar verschieden sind; erst dann wird man in der gesehenen Welt dasjenige oben nennen, dessen Bild in der festen Richtung nach dem Oben dieses andern Raumes befindlich oder zu suchen ist. Unser Muskelgefühl, oder der Gemeinsinn, welcher uns über die Stellung unsers Körpers auch ohne Hülfe des Gesichtssinnes unterrichtet, gibt uns diese andere Raumanschauung, in welcher, bei gewöhnlicher aufrechter Körperstellung die Richtung nach Unten, als Richtung der Schwere, durch eine Menge Gefühle der Anstrengung, welche eine Wirkung ihr entgegen unsern Kräften auferlegt, von der nach Oben eindeutig und unvertauschbar unterschieden ist. Dasjenige gesehene b erscheint uns daher als das untere im Vergleich zu a, dessen Anblick oder Berührung durch eine im Sinne des Muskelgefühls nach unten gehende Bewegung erreicht wird, oder dessen Bild stets zugleich, bei aufrechter Körperstellung, mit den Bildern unserer unteren und nie zugleich mit denen unserer oberen Körperpunkte in das Gesichtsfeld tritt. Die letztere Aufgabe wird für ein Auge, dessen bilderzeugende Fläche hinter dem Drehpunkte liegt, eben durch die, wie man gewöhnlich sagt, verkehrte Lage des Netzhautbildes erfüllt und würde durch aufrechte Stellung desselben erfüllt sein, wenn das Bild vor dem Drehpunkte auf der vorderen convexen Fläche des Auges entstände. Ein Widerspruch zwischen der Aussage der Augen und des Muskelsinnes tritt daher ein, wenn wir, durch ein umkehrendes Fernrohr, unserem Netzhautbilde aufrechte Stellung verschaffen. Auch wenn wir dann außer dem Fernrohrbilde keine andere Wahrnehmung durch die Augen haben, mit der wir es vergleichen könnten, bemerken wir sofort seinen Widerstreit gegen die Angaben des Muskelsinns; um die gesehenen Wipfel der Bäume zu erreichen, müßte unsere Hand nach einer Richtung gehen, die für diesen Sinn nach unten geht.

288. Ich habe noch der Localisation der Eindrücke zu gedenken, welche durch den Tastsinn erfolgt. Grundlage unserer Vorstellungen sind auch hierüber die Versuche, durch die E. H. Weber die Bedingungen unserer Fähigkeit festzustellen strebte, zwei gleichartige aber local verschiedene Eindrücke auf die Haut zu unterscheiden. Sie ergaben, daß die beiden abgestumpften leise aufgesetzten Spitzen eines Cirkels an verschiedenen Körperstellen sehr verschiedene Cirkelöffnungen erfordern, um als zwei unterschieden zu werden. Während die Zwischenentfernung von einer halben Linie für die Fingerspitzen die Lippenränder die Zungenspitze hinreicht, müssen an manchen Stellen des Armes des Beines der Rückenhaut beide Schenkel des Cirkels bis auf 20 Linien auseinanderstehen, um als zwei unterschieden zu werden. Die Erklärung schien sogleich die Structur der Nervenfäden zu bieten: isolirt während ihres Verlaufs und unverzweigt, theilt sich doch die sensible Nervenfaser an ihrem peripherischen Ende in eine Anzahl kurzer Zweige, mit denen sie sich über ein kleines Hautgebiet zur Aufnahme von Reizen ausbreitet. Alle Erregungen nun, welche eines dieser Enden gleichzeitig treffen, schienen durch die Einheit der Faser, welche sie weiter leiten muß, zur Bildung einer Resultante bestimmt und der Unterscheidung unfähig: traten sie nacheinander ein, so konnten sie nach ihrem qualitativen Character sich unterscheiden, ohne aber einen Grund für locale Unterschiede zu enthalten. Diejenigen zwei Eindrücke dagegen, welche auf zwei verschiedene dieser kleinen Nervengebiete fielen, sollten darum allein noch nicht, sondern erst dann als zwei unterscheidbar sein wenn zwischen beiden Gebieten ein drittes oder mehrere ungereizte liegen. Diese letzte Annahme ist jedenfalls unzulässig; denn ungereizte Nervenfasern gibt es in jedem Augenblicke sehr viele; um bestimmte von ihnen zur Unterscheidung zweier Eindrücke a und b benutzen zu können, müßte man ihnen anmerken können, daß sie zwischen den beiden gereizten Nervengebieten liegen und würde so die Ortbestimmung der Empfindungen, welche erklärt werden soll, als bereits ausführbar voraussetzen. Auch sonst enthält diese Vorstellungsweise hinlängliche Grundlagen für die Localisation der Empfindungen nicht; sie war auch nicht eigentlich dazu bestimmt, sondern nur zur Erklärung der bald stattfindenden bald vermißten Unterscheidung zweier Eindrücke überhaupt.

Aber auch hierin habe ich ihr nicht beiſtimmen zu können geglaubt. Zwei Cirkelſpitzen, welche gleichzeitig aufgeſetzt nur einen Eindruck geben, laſſen dennoch oft zwei unterſcheiden, wenn ſie abwechſelnd auf die Haut wirken, und dieſe beiden Eindrücke erſcheinen als örtlich verſchieden, obgleich eine genaue Angabe ihrer Differenz nicht gelingt; auch innerhalb eines Empfindungskreiſes kann die Bewegung eines weitergeführten Stäbchens von der Fortdauer ſeiner Einwirkung auf derſelben Stelle unterſchieden werden. Die Fortleitung endlich der entſtandenen Erregungen durch dieſelbe oder durch verſchiedene Nervenfaſern konnte mir Nichts zu entſcheiden ſcheinen; da die Scheidewände der Faſern doch ſich nicht in das Bewußtſein fortſetzen, ſo kamen in dieſem doch ſchließlich alle Eindrücke zuſammen, qualitativ unterſcheidbar, wenn ſie eben verſchieden waren, ununterſcheidbar, wenn ſie es nicht waren; für gleiche aber und für verſchiedene fehlte noch jeder Grund, ſie local überhaupt zu ſondern und noch mehr jeder Leitfaden, um jedem von ihnen ſeinen eigenen Ort anzuweiſen.

289. Ich war genöthigt, auch hier Localzeichen aufzuſuchen, bleibende Certificate des localen Urſprungs, welche ſich in Geſtalt qualitativ unterſcheidbarer Nebeneindrücke π $\varkappa$ ϱ an alle Reizungen A B C anſchließen, je nachdem ſie die Hautſtellen p q r berühren. Träfe ein local ganz beſchränkter Reiz, vielleicht der Stich einer Nadelſpitze, die Hautſtelle p, ſo iſt es wegen des Zuſammenhanges der Haut doch unmöglich, daß ſeine Wirkung ſich auf einen völlig unausgedehnten Punkt beſchränkte; jede Veränderung, welche er unmittelbar an ſeinem Angriffsorte hervorbrächte, würde eine Vielheit kleiner Dehnungen Preſſungen und Verſchiebungen über die nächſte Umgebung verbreiten. Trotz der allgemeinen Gleichförmigkeit ihres Baues iſt nun die Haut an verſchiedenen Körperſtellen den mannigfachſten Unterſchieden ausgeſetzt; hier durch dickere Epidermis bedeckt, dort durch zarte, bald durch Befeſtigung an Knochenpunkten geſpannt, bald in weiten Grenzen verſchiebbar; nicht weniger iſt ſie verſchieden nach der Art ihrer Unterlagen; über ein Fettpolſter gebreitet wird ſie ſich anders verhalten, als über Knochen über Fleiſch über Hohlräume geſpannt; endlich gehen ſo verſchiedene Situationen an verſchiedenen Körperſtellen entweder langſam oder ſprungweis in einander über. Die Vorausſetzung dürfte daher zuläſſig ſein, daß an

jedem Körperpunkte dieſe Nebenwelle π kleiner Erſchütterungen, welche ſeine Reizung hervorruft, verſchieden ſein werde von jeder andern $\varkappa$, welche die Reizung einer Stelle q begleitet. Dieſe geſchehenden Nebenerregungen würden jedoch uns Nichts helfen, wenn ſie nur geſchähen, aber nicht Gegenſtände unſerer Wahrnehmung würden; dies aber wird von der Verbreitung der Nervenfaſern abhängen. Denken wir uns, jetzt innerhalb des Verbreitungsgebietes einer und derſelben Faſer, p q r als die einzelnen Enden derſelben, ſo wird das Localzeichen π der Stelle p in den Empfindungen der Nebenerregungen beſtehen, welche die unmittelbare Reizung von p auch in der Umgebung erzeugt, und deren Fortleitung zum Bewußtſein eben durch die Nervenenden q und r geſichert iſt, welche ſie aufnehmen. Wäre nun innerhalb dieſes Gebietes die Structur der Haut völlig gleichförmig, ſo würde in der Nervenfaſer, welche p q r vereinigt, derſelbe Endzuſtand entſtehen, gleichviel, welches von dieſen Enden der Ort der unmittelbaren Reizung war; die Eindrücke würden ſimultan und ſucceſſiv ununterſcheidbar ſein. Aendert ſich jedoch innerhalb dieſes Gebietes der Bau der Haut, ſo wird die Reizung von p andere Nebenerregungen in q und r erzeugen, als die nämliche Reizung von q in p und r hervorbringt; die gemeinſame Faſer führte daher denſelben Eindruck A, wenn er ſucceſſiv verſchiedene Stellen getroffen, mit verſchiedenen Localzeichen π $\varkappa$ ϱ dem Bewußtſein zu, und es würde ein Motiv zur Sonderung von drei Empfindungen, obwohl noch keines für eine beſtimmte Localiſation derſelben entſtanden ſein. Treffen die Eindrücke gleichzeitig zuſammen, ſo muß dahin geſtellt bleiben, ob die einheitliche Faſer ihnen nebeneinander unvermiſchte Leitung, oder dieſe nur einer Reſultante aus ihren Einwirkungen erlaubte. Wir kehren nun zu der andern Vorſtellung zurück und verſtehen unter p q r drei verſchiedene Nervenfaſern, laſſen dagegen den Reiz A auf eine Stelle des Gewebes einwirken, an welcher eine Nervenendigung nicht liegt; die hier entſtandene Wirkung muß ſich dann ſo weit fortverbreiten, bis ſie eine Nervenendigung findet, in die ſie einmünden kann. Bliebe im Geſammtgebiet von p q r die Structur der Haut identiſch, ſo würde ich für gleichgültig halten, ob die entſtandenen gleichen Eindrücke, deren Localzeichen nun auch gleich ſein müßten, durch eine oder zwei dieſer Faſern aufgenommen würden; unterſchieden könnten

ſie keinesfalls werden, die Mehrheit der Faſern würde nur dienen, um den Eingang der Reize in das Nervenſyſtem überhaupt zu ſichern; denn ohne Zweifel würde ſich der Erregungszuſtand des Gewebes nicht auf ſehr beträchtliche Entfernungen hin fortpflanzen. Aendert ſich aber in dieſem Geſammtgebiet der Zuſtand der Haut ſchnell, ſo würden die verſchiedenen Localzeichen, die hier von Strecke zu Strecke entſtänden, nutzlos ſein ohne eine große Anzahl dicht benachbarter Nervenenden, deren jedes die entſtandene Erregungswelle eines kleinen Bezirks aufnehmen kann, ehe ſie durch Zuſammentreffen mit anderen, die anderswo entſprungen ſich durch daſſelbe Gebiet verbreiten, ihre characteriſtiſche Eigenthümlichkeit verloren hat. Es ſcheint mir, daß dieſe Annahmen den Ergebniſſen der Beobachtungen genügen; auf den langehin gleichförmig gebauten Hautſtrecken des Rückens und des Leibes finden wir Unterſcheidung der Eindrücke nur in großen Diſtanzen; an Armen und Beinen iſt ſie ſchärfer, wenn wir nach ihrer Längenaxe fortgehen, nach welcher auch die unterliegenden Muskeln ſtreichen, ſchärfer in ringförmiger Richtung um die Glieder herum, wo bald Muskelbäuche bald Zwiſchenräume zwiſchen ihnen eine wechſelnde Unterſtützung geben.

290. Im eigentlichen Sinne Localzeichen könnten wir nun nicht jene Nebenerregungen, ſondern nur die Empfindungen nennen, die ſie uns verurſachen. Von ihnen fällt nun ſogleich auf, daß ſie eine von uns geſtellte Forderung gar nicht erfüllen; ſie ſind zwar qualitativ verſchieden und haben dabei ihre Aehnlichkeiten, wie denn z. B. die Berührung einer über Knochen geſpannten Haut, gleichviel ob Stirn Kniescheibe oder Ferſe, deutlich Gefühle von gemeinſchaftlichem Colorit erzeugt; aber quantitativ abſchätzbare Glieder einer Reihe oder eines Syſtems von Reihen ſind ſie nicht. Unmittelbar können ſie daher gar nicht zur Feſtſtellung der Oertlichkeit ihrer Urſachen dienen; ohnehin verlangen wir in dieſem Falle nicht die Localiſation der Empfindungen innerhalb eines abſoluten Raums, ſondern innerhalb der veränderlichen Körperoberfläche, auf deren Punkte ſie bezogen werden ſollen. Die Geſtalt dieſer Oberfläche muß man vorher kennen gelernt und durch Beobachtung ermittelt haben, zu welcher Stelle p derſelben ein durch das Localzeichen $\varkappa$ characteriſirter Eindruck A gehört; erſt dann läßt ſich ein Reiz B$\varkappa$

auf dieſelbe bekannte Körperſtelle beziehen. Dieſe Aufgabe löſt der Sehende natürlich ſehr leicht; aber wie gelingt Gleiches dem Blinden, dem außer dieſen Gefühlen nur noch die Bewegung zu Hülfe kommt? Ohne Zweifel iſt die Unterſtützung durch die letztere entſcheidend, aber die Möglichkeit ihrer Benutzung ſtellt man ſich häufig zu leicht vor. Während die Bewegung geſchieht, haben wir freilich ein beſtimmtes Gefühl, das ihr Geſchehen begleitet; aber an ſich iſt auch dieſes Gefühl Nichts als eine Art, wie uns zu Muthe iſt; daß eine Bewegung der Glieder ſeine Urſache iſt, ſagt es uns nicht ſelbſt, ſondern wir müſſen es errathen. Auch dies iſt leicht für den Sehenden, der den Ortswechſel ſeiner Hand bemerkt, während ihm jenes Muskelgefühl zu Theil wird; der Blinde muß auf andere Weiſe dahinter kommen, daß die Aenderung ſeines Gemeingefühls nicht blos ein Wechſel innerer Zuſtände iſt, ſondern von der veränderlichen Beziehung abhängt, die er oder ſeine körperlichen Organe zu einer Reihe bleibender äußerer Objecte eingehen. Die Bedingung nun, die uns dieſe Erkenntniß erreichbar macht, ſcheint mir darin zu beſtehen, daß die Haut ebenſo wie das Auge eine Vielheit empfindlicher und beweglicher Punkte beſitzt. Stellen wir uns vor, ein Taſtorgan in Geſtalt eines Fühlhorns trüge an ſeiner Spitze den einzigen empfindungsfähigen Hautpunkt des ganzen Körpers, und auch ſeine Fähigkeit ſei darauf beſchränkt, immer nur einen einzigen Objectpunkt A zur Wahrnehmung zu bringen; dann würde, wenn eine Bewegung dieſes Glied von A zu B führt, die Wahrnehmung von A völlig verſchwinden und die ganz neue von B eintreten; allerdings würde währenddem ſich ein Muskelgefühl x eingefunden haben; allein wie ſollte man darauf kommen, es auf eine räumliche Bewegung als Urſache zu deuten? So oft man auch von A zu B und von B zu A überginge und die Gefühle + x erhielte, man würde nie herausbekommen, was das eigentlich iſt, was durch dieſelben angedeutet wird; es bliebe eine ganz myſteriöſe Procedur, durch welche eben unſere Vorſtellung A in B umgewandelt würde. Kann dagegen die Hand, gleich dem Auge, die drei Eindrücke ABC zugleich empfinden, ändert ſich dieſes Druckbild bei der Bewegung ſtufenweis in BCD CDE, und kann man durch entgegengeſetzte Bewegung die verſchwundenen Theile wieder erreichen, oder ſie mit der einen Hand faſſen, während

die andere sich von ihnen entfernt, so sind gewiß diese Umstände der Erzeugung des Gedankens günstig, daß die Muskelgefühle, welche den Wechsel der Empfindungen begleiten, von einem veränderlichen Verhältniß unser selbst zu unabhängigen Objecten, also von Bewegung herrühren. Nachdem man dies weiß, kann die unbegrenzte Mannigfaltigkeit der Combinationen zwischen den Empfindungen des berührenden und des nicht minder empfindlichen berührten Körpertheils, auf eine Weise die ich hier nicht weiter zu schildern habe, zu der Kenntniß unserer Körperoberfläche und zur Einordnung der Einzelempfindungen in sie führen.

Fünftes Kapitel.

Die leibliche Begründung geiſtiger Thätigkeit.

Indem ich mich zu einer Ueberlegung über die Formen wende, in denen die Wechſelwirkungen zwiſchen Seele und Körper geſchehen, kann ich es nicht für meine Aufgabe halten, eine Reihe ſpecieller Fragen zu behandeln, zu deren Beantwortung noch jede zulängliche Unterlage fehlt. Nur die Grundbegriffe, welche die verſchiedenen Theorien zu ihrer Deutung der Thatſachen benutzen, können den Gegenſtand dieſer metaphyſiſchen Betrachtung bilden; ausſchließen dürfen wir die unendliche Anzahl ſogenannter Erfahrungen, die mit ſehr verſchiedenen Graden der Beglaubigung, und von Tag zu Tag ſich mit den Fortſchritten der Beobachtung ändernd, vielmehr den Gegenſtand künftiger Theorie nach und nach feſtſtellen werden, als daß ſie, bis jetzt wenigſtens, zur Kritik dieſer metaphyſiſchen Grundlagen beitragen könnten.

291. So weitfaltige Ausdrücke wie die, welche die Seele ideal Daſſelbe ſein laſſen, was der Körper real iſt, oder beide als die verſchiedenen Seiten eines Ganzen faſſen möchten, können unſere Bedürfniſſe nicht befriedigen. Nachdem wir einmal Seele und Leib als zwei Parteien unterſchieden haben, zwiſchen denen mannigfache Wechſelwirkungen ſtattfinden, müſſen wir über die Vorgänge, durch welche der Einfluß der einen auf die andere geſchieht, beſtimmtere und anſchaulichere Vorſtellungen faſſen können. Zu den Fragen nun, die zur Klarheit eine ganz unzweideutige Antwort verlangen, gehört vor allem die nach den Raumverhältniſſen der Seele, nach ihrem Sitze, wie man zu ſagen pflegt. Wie ſehr auch eine Zeit lang philoſophiſche Anſichten mitleidig auf das Ungeſchick herabſahen, das

sich schon in der Stellung dieser Frage verrathe, so werden sie doch nie bewirken, daß sie nicht von jedem Unbefangenen immer aufs Neue gestellt werde; eine Antwort ist daher anstatt des Ignorirens nothwendig. Ich könnte sie jetzt, im Zusammenhange dieser Arbeit, sogleich zu geben versuchen, aber ich ziehe vor, unabhängig von dem selben die Ueberlegungen zu wiederholen, durch die ich meiner Ansicht mich früher zu nähern suchte; wir wollen daher untersuchen, welche von den verschiedenen uns verständlichen Vorstellungen, die wir über die Oertlichkeit eines wirkungsfähigen Wesens haben und anzuwenden pflegen, den besonderen Verhältnissen der menschlichen Seele entspricht.

292. An einem Orte sein heißt Nichts anderes, als von diesem Orte aus wirken und von den Wirkungen leiden, die diesen Ort erreichen; sehen wir von beidem ab, so ist nicht mehr zu sagen, was wir von einem Dinge noch dadurch behaupten, daß wir es an diesem Orte p sein lassen und nicht an einem andern q, an dem es gleichfalls weder wirkte noch litte. Nun wäre ein Wesen denkbar, welches mit allen andern Elementen der Welt in einem unmittelbaren und zugleich unabgestuften Zusammenhang der Wechselwirkung stände. Diese Vorstellung ist uns in einem Falle ganz geläufig; sie drückt das aus, was wir als Allgegenwart Gottes denken: kein Ding hat nöthig, seine Zustände auf einem Wege, der zurückgelegt werden müßte oder durch Vermittlung anderer Gott zu nähern und zu seiner Kenntniß zu bringen; keinen Weg haben anderseits Gottes Einwirkungen zu durchlaufen, um die entlegenen Dinge zu erreichen; völlig unmittelbar ist daher die Wechselwirkung beider. Aber sie ist auch unabgestuft; einen Maßstab der Entfernung wenigstens gibt es nicht, nach welchem sie lebendiger oder schwächer erfolgen müßte; nur darum mag ihr Inhalt größer oder geringer sein, weil die Bedeutung der Dinge oder dessen, was in ihnen geschieht, Größeres oder Geringeres seinem Inhalt nach begründet. Hierin allein besteht unser Begriff von Allgegenwart; die unendliche räumliche Ausdehnung, welche ihren Schauplatz bildet, schreiben wir keineswegs Gott als eine Eigenschaft seines Wesens zu, und eben so wenig finden wir in der Vielheit der Punkte, an denen seine Thätigkeit erscheint, einen Widerspruch gegen die vollkommene Einheit seines Wesens. Man hat oft versucht, diese Allgegenwart, beschränkt freilich auf die kleinere Welt des Leibes, der in ihm

wohnenden Seele beizulegen; meiſtens verführt durch den äſthetiſchen Eindruck, der uns das Ganze des Leibes durchdrungen von pſychiſcher Lebendigkeit und jeden Theil der Geſtalt als unmittelbaren Sitz der Empfindung und als unmittelbares Organ des Willens erſcheinen läßt. Sehr einfache phyſiologiſche Erfahrungen zeigen uns, daß dieſer vorhandene ſchöne Schein der Allgegenwart das Ergebniß vieler Vermittlungen iſt; daß der Seele der ankommende Reiz verborgen bleibt und ihre Fähigkeit Bewegung zu erzeugen verloren geht, ſobald die Continuität der leitenden Nerven verletzt iſt; daß alſo der räumliche Bereich, in welchem die unmittelbare Wechſelwirkung zwiſchen Leib und Seele vor ſich geht, beſchränkt und irgendwo, ſeinen Grenzen nach noch unbeſtimmbar, in den Centraltheilen befindlich iſt, zu welchen hin alle Eindrücke geleitet werden und von welchen her alle Impulſe zu willkührlicher Bewegung ſtammen. Es hilft Nichts, hiergegen ungläubig einzuwenden, das uns allen natürliche Gefühl, nach welchem die Seele unmittelbar in der taſtenden Hand empfinde, ſei durch ſolche Vermittlungen nicht erzeugbar; eine eigenthümliche Art zweifacher Berührungsgefühle, welche entſtehen, ſo oft wir ein beweglich gehandhabtes Werkzeug auf ein Object einwirken laſſen, würde uns mit demſelben Recht zu ſchließen erlauben, bis in die Spitze des vortaſtenden Stockes oder der Sonde könne ſich die Seele zeitweis verlängern; denn unmittelbar dort glauben wir die Berührung beider mit einem fremden Körper zu empfinden.

293. Die Naturwiſſenſchaften haben uns an die Vorſtellung einer anderen zwar unmittelbaren aber abgeſtuften Wechſelwirkung der Dinge gewöhnt. Von den anziehenden und abſtoßenden Grundkräften der Maſſen denken wir ſo; ſie bedürfen keiner Vermittlung; auf unendliche Fernen hinaus wirken ſie, mag der Raum, durch den ihre Wirkungen hindurchgehen, leer oder erfüllt ſein; aber die Intenſität ihres Wirkens nimmt mit der zunehmenden Entfernung ab. Die Anwendung dieſer Vorſtellung würde uns an einen punktförmigen Sitz der Seele oder doch an einen beſchränkten Bereich des Gehirns denken laſſen, wo ihre Wechſelwirkungen mit der Umgebung ein Maximum der Intenſität beſäßen, von da an zwar an Stärke abnähmen, eigentlich aber doch ins Unendliche reichten. Keine beſonnene Beobachtung jedoch würde Zeugniſſe dieſes Hinauswirkens finden; der ge-

ringste Zwischenraum, welcher die Dinge von unsern Sinnen trennt, läßt sie für uns völlig abwesend sein, so bald nicht nachweisbare Vorgänge mittelbarer Wirkung zwischen ihnen und uns über diese kleine räumliche Kluft hinüberreichen. Vielleicht, bei der völligen Willkühr, die in solchen Annahmen erlaubt ist, läßt man die Kraft der Seele mit einer sehr hohen Potenz der Entfernung abnehmen: dann könnte sie schon ohne bemerkliche Wirkung bleiben auf Strecken der Nerven, die nur um weniges von ihrem geheimnißvollen Sitze entfernt sind; gewiß ist nur: so nahe auch eine Continuitätstrennung des Nerven an seiner Wurzel geschieht, niemals ist die ausströmende Kraft der Seele im Stande, über diese Trennung hinüber dieselben Wirkungen zu erzeugen, welche sie [redacted]n dem Nerven hervorbringt. Anzunehmen aber, daß an einer bestimmten Grenze, sei dies die Körperoberfläche oder die kleinere Zone, in welcher die Nervenwurzeln liegen, die ausströmende Kraft unwirksam werde, würde gleichbedeutend mit dem Aufgeben dieser ganzen Vorstellungsweise sein; eine bestimmte Kugelfläche leeres Raums kann Nichts vor einer andern so voraus haben, daß eben sie die Verbreitungsgrenze einer Wirksamkeit bildete; gibt es eine solche Grenze, so muß sie darin begründet sein, daß die Kraft von Haus aus nicht ziellos durch den leeren Raum ausstrahlt, sondern andere sachliche Bedingungen ihrer Wirksamkeit und Nichtwirksamkeit hat.

294. Es lohnt indessen der Mühe nicht, diese Vorstellung einer beschränkten Fernwirkung weiter zu verfolgen: man hat ihr stets die entschiedenere letzte Ansicht vorgezogen, die an so vielen Naturvorgängen ihre Zeugnisse hat: die Wirkung ausschließlich in Berührung, und damit einen einzigen festen oder veränderlichen punktförmigen Sitz der Seele, wie er einem einheitlichen immateriellen Wesen ohnehin zuzukommen schien. Mit dieser Annahme sah man sich jedoch in eine Menge von Schwierigkeiten verwickelt. Verlangte man einen festen Sitz der Seele, so war entweder eine Vereinigung aller Nervenfäden in diesem Kreuzungspunkte nöthig, oder irgend ein formloser Raum, Parenchym oder Höhlung, in welchen alle nervösen Erregungen münden und hier auch die Seele antreffen konnten, die an irgend einem Punkte desselben sich aufhielt. Jenen Schlußpunkt des Nervengewölbes hat die Anatomie nicht gefunden, sondern nur sein Vor-

handensein unglaublich gemacht; ebenso wenig ist jener formlose Raum zu entdecken, der allen an seinen Ufern endigenden Nervenfasern Verbreitung ihrer Erregungen durch ihn hindurch bis zum Antreffen der Seele gestattete. Es wäre möglich, daß diese keine Urversammlung aller Primitivfasern verlangte, sondern unmittelbaren Wechselverkehr nur mit wenigen Delegirten derselben pflöge; aber auch dies macht bis jetzt keine anatomische Thatsache wahrscheinlich. Ein beweglicher Sitz der Seele anderseits würde uns auf eine beschränkte Fernwirkung zurückführen; um in jedem Augenblicke an dem Orte zu sein, wo eine ankommende Erregung ihrer harrt um Empfindung zu werden, müßte sie von diesem Orte aus schon eine Einwirkung erfahren haben, die sie dorthin lockte; um endlich dahin zu eilen, von wo sie einen Impuls auf motorische Nervenwurzeln ausüben möchte, würde sie, da diese noch unthätigen unmöglich sie einladen können, ihren Weg mit einer Localkenntniß wählen und verfolgen müssen, die Niemand für zulässig halten wird. War Dies alles aber nothwendig? mußte man die Thätigkeit der Seele unterschiedlos entweder den ganzen Körper oder mit abnehmender Intensität den Raum als Raum durchdringen oder sie endlich, auf einen Punkt beschränkt, nur in der Berührung wirken lassen? Es scheint, daß nur eine unklare Vorstellung von der Natur einer wirkenden Kraft und ihrem Verhältniß zum Raume alle diese Verlegenheiten hervorbringt, und es fehlt nicht an anderen Mustern, nach denen wir eine triftigere Vorstellung bilden können.

295. Jede Kraft entsteht zwischen zwei Elementen aus einer Beziehung ihrer qualitativen Naturen, welche für sie, aber nur für sie und ihres Gleichen, die Nothwendigkeit einer Wechselwirkung begründet. Keineswegs aber dürfen wir eine Kraft als einen Wirkungshunger ansehen, der sich über einen Raum ausbreitete, und mit unterschiedsloser Gier Alles ergriffe, was er in ihm fände. An die magnetische Kraft hätten wir vielmehr denken sollen, die in dem Bereiche, über welchen sie sich erstreckt, ihre Wirkungen nur auf magnetisirbare Körper ausdehnt und gleichgültig für die bleibt, die in demselben Raume enthalten aber ihr nicht wahlverwandt sind; an die chemischen Reagentien, die in eine Flüssigkeit gegossen wirkungslos vorbeigehen an Stoffen, die für sie indifferent sind, aber diejenigen

ausfüllen, mit denen ihre chemiſche Natur ihnen eine ſolche Verbindung zur Pflicht macht. Dieſe Beiſpiele beweiſen Nichts, aber ſie machen den Gedanken anſchaulich, der ihrer nicht bedarf, um an ſich verſtändlich zu ſein: nicht die räumliche Lage nöthigt den Elementen ihre Wechſelwirkung auf oder macht ſie ihnen unmöglich; ſondern ihre eigenen Naturen und die Beziehungen zwiſchen dieſen machen die einen gleichgültig gegen einander und erfordern das lebhafte Zuſammenwirken anderer. Wenden wir dieſe allgemeine Vorſtellung an, ſo würden wir zunächſt behaupten: wo auch der eigentliche Sitz der Seele ſein möge, den man noch glauben könnte feſthalten zu müſſen, die Ausdehnung ihrer Thätigkeit würde doch nicht durch ihn beſtimmt ſein; ſie würde durch ihn weder auf ausſchließliche Wechſelwirkung mit denjenigen Nervenelementen beſchränkt ſein, welche die berührende Umgebung dieſes ihres Ortes bildeten, noch würde ſie von ihm aus, gleich einer phyſiſchen Fernkraft, mit abnehmender Intenſität ihre Wirkſamkeit über alle Elemente erſtrecken müſſen, die in zunehmender Entfernung ſich um jenen Punkt gruppirten; überall da würde ſie vielmehr thätig zugegen ſein, wo Elemente ſich befinden, mit denen ſie ihre Natur und Beſtimmung zu Wechſelwirkungen verpflichtet und befähigt; überall da würde ſie nicht ſein oder nicht zu ſein ſcheinen, wo dieſe Aufforderung zum Wirken fehlt. Unſerer Einbildungskraft nun ſagt es allerdings zu, diejenigen Nervenelemente, die ſo in ſympathiſcher Beziehung zur Seele ſtehen, auch räumlich einander genähert zu denken, und wo möglich eine kleine ausgedehnte Provinz des Gehirns, am liebſten einen einzigen Punkt vorzuſtellen, an welchem ſie alle verſammelt wären; ernſtlich aber verbindet uns Nichts zu dieſer Annahme. Nachdem wir uns überzeugt haben, daß räumliche Lagen und Entfernungen Bedingungen für Ausübung oder Nichtausübung von Kräften nicht an ſich, ſondern nur deswegen bilden, weil ſie ſelbſt nur Erſcheinung bereits wirkſamer Kräfte ſind, die das weitere Fortwirken beſtimmen; nachdem wir geſehen haben, daß Sein an einem Orte nichts Anderes heißt als an dieſem Orte wirken und leiden, und daß hiervon die Gründe nie anderswo liegen, als in den intelligiblen Beziehungen der an ſich unräumlichen Weſen: jetzt können wir die Vorſtellung jener Allgegenwart der Seele im Körper, die wir angebrachter Maßen ablehnen mußten, mit beſſerer

Begrenzung wieder aufnehmen. Nicht mit dem Ganzen der Welt, auch nicht mit dem Ganzen ihres Leibes steht die Seele in jenem Zusammenhang unmittelbarer und unabgestufter Wechselwirkung, sondern mit der beschränkten Anzahl jener Elemente, welche die Weltordnung ihr zu nächsten Vermittlungsgliedern ihres Verkehres mit der übrigen Schöpfung bestimmt hat. Nichts aber hindert, diese Elemente, um anderer Zwecke willen, die sie zu erfüllen haben, auch im Raume zerstreut zu denken und eine Anzahl discreter Punkte des Gehirns als ebenso viele und gleichwerthige Sitze der Seele vorzustellen, an deren jedem sie vollkommen ebenso sehr, wie an jedem andern vorhanden ist, aber nicht ebenso unterschiedlos, an jedem vielmehr eine der verschiedenartigen Thätigkeiten ausübend, die man niemals in die formlose Vorstellung einer ausströmenden Kraft überhaupt hätte zusammenfassen sollen. So wenig wir nun, in dem geläufigen Begriffe der Allgegenwart, Gott selbst als Prädicat seines Wesens die unendliche kubische Ausdehnung beilegten, die seine Wirksamkeit füllt, oder seine Einheit durch die unendliche Anzahl der discreten Punkte gefährdet dachten, welche die Schauplätze seiner Wirksamkeit bildeten, so wenig wird die Einheit der Seele durch diese Vielheit ihrer örtlichen Sitze aufgehoben: jeder von ihnen ist nur in der Sprache unserer Raumanschauung, Ausdruck einer der mannigfachen Beziehungen, in welche die Seele im intelligiblen Zusammenhange der Dinge gleichzeitig verflochten ist. Unserer Phantasie ist es natürlich und unvermeidlich, diese bleibende Einheit auch räumlich zu symbolisiren; man wird daher geneigt sein, diesen vielen Orten der Seele doch noch einen eigentlichen und wahren entgegenzusetzen: vielleicht den festen geometrischen Mittelpunkt aller, vielleicht auch einen veränderlichen, den man sich nicht blos geometrisch, sondern dynamisch bestimmt dächte, indem man die räumlichen Coordinaten jener discreten Sitze mit den Intensitäten der eben in ihnen vorgehenden psychischen Thätigkeiten zusammensetzte. Solche Vorstellungen sind unschädliche Unterstützungen der Anschauung; sachlich bedeuten sie gar Nichts; denn ein so herausgerechneter Punkt würde weder eine wirkliche augenblickliche Fixirung der Seele in ihm, noch einen Grund ausdrücken, aus welchem sich das Geringste über das Verhalten der Seele im nächsten Augenblicke bestimmen ließe.

296. Von anderer Seite her begegnet jedoch unſerer Vorſtellung ein Einwand, der zu einer letzten Umformung derſelben nöthigt. Die Beobachtung zeigt uns zwiſchen den Elementen des Gehirns keine ſolche Verſchiedenheit, durch welche einige wenige Punkte allein ſich zu der vornehmen Beſtimmung der Seelenſitze vor anderen eigneten; und doch müſſen wir ſolche Vorzüge vorausſetzen; denn eine Erweiterung unſerer Vorſtellung bis zu der Annahme, daß jene unmittelbare Wechſelwirkung der Seele mit allen Beſtandtheilen des Gehirns ſtattfinden könne, würde völlig den Sinn des ſorgſamen und verwickelten Baues unverſtändlich machen, den wir in dieſem finden. Iſt es aber nothwendig oder auch nur möglich anzunehmen, ein reales Weſen A ſtehe mit anderen B und C ein für allemal in dem Zuſammenhang der Wechſelwirkung, weil B eben B und C dies C iſt, mit D und E aber nicht, weil und ſofern ſie dieſe ſind? Worin könnte einerſeits das Bſein des B und das Cſein des C beſtehen, wenn nicht darin, daß unter einer Reihe verſchiedener Bedingungen B die Zuſtände β_1 β_2 β_3 . . . aber nicht γ_1 γ_2 γ_3 . . . erfährt, C aber unter gleichen Bedingungen die letzteren und niemals jene? und worin beſtände anderſeits die Wechſelwirkung zwiſchen A und B, von der wir doch meinen, daß ſie einmal geſchieht und ein andermal nicht geſchieht, wenn A und B einſilbig immer blos A und B wären und nicht veränderliche Zuſtände α_1 oder α_2 des A für B die Signale würden, gleichfalls aus der Zahl der ihm möglichen Zuſtände entweder β_1 oder β_2 zu verwirklichen? Ohne Zweifel haben wir daher einen unvollſtändigen Gedanken geäußert, als wir die Seele S in einen unmittelbaren und unabgeſtuften Zuſammenhang der Wechſelwirkung mit verſchiedenen Nervenelementen B C D, als ſolchen, zu ſetzen ſuchten; die Dinge ſind nicht reizbar für ihre unveränderlichen Naturen, ſondern gegenſeitig für das, was in ihnen vorgeht; die Ereigniſſe alſo, $\beta\ \gamma\ \delta$, welche in B C D verlaufen und ſofern ſie in ihnen verlaufen können, machen dieſe Punkte und andere nicht, zu Sitzen oder Orten jener unmittelbaren Wechſelwirkung mit der Seele. Hiernach würden wir folgerecht über die Bedeutung der Centralorgane unſere metaphyſiſche Anſicht ſo feſtſtellen: die Verflechtung der Nervenfäden hat die erſte Beſtimmung, die von außen durch die Sinnesorgane kommenden Erregungen ſo zu verarbeiten, zu ver-

knüpfen zu ſondern zu ordnen, daß als Ergebniß ihrer Function diejenigen letzten Zuſtände $\beta\ \gamma\ \delta$ entſtehen, die nun erſt als ſolche, welche ſie jetzt ſind, zur Cognition der Seele zu kommen beſtimmt ſind, oder für deren Zuſtandekommen allein ſie reizbar iſt; die andere Aufgabe iſt die entſprechende umgekehrte: die Erregungen, welche aus dem Innern der Seele ſtammen, in phyſiſche Vorgänge ſo gegliedert und geordnet umzuſetzen, daß ihr centrifugales Weiterwirken auf die beweglichen Glieder des Körpers zweckmäßigen Einfluß auf die Geſtaltung der Außenwelt geſtattet. Da wo dieſe Arbeiten geſchehen und vollendet ſind, iſt ein Sitz der thätigen Seele, der Ort einer der verſchiedenen Functionen, in deren Verbindung ihr Leben beſteht. So habe ich früher dieſe Vorſtellungsweiſe als eine der Hypotheſen aufgeführt, die man im Anſchluß an die zu erklärenden Thatſachen verſuchen könnte; man wird jetzt finden, daß ſie eigentlich nur die Fortſetzung unſerer ontologiſchen Ueberzeugungen iſt. Wir ſind ſehr weit von der Anſicht abgekommen, welche ſich die Welt auf eine Anzahl ſchlechthin ſeiender Elemente Weſen oder Atome, als das Erſte, gegründet denkt und dann zwiſchen ihnen Wirkungen geſchehen läßt, für deren Inhalt ſo wie für deren Geſchehen ein bedingender Grund ſich nur noch äußerlich an jenen feſten Beſtand anſchließen läßt; das wahrhaft Wirkliche war uns nur das eine ewig bewegte Reale, in deſſen Entwicklung jedes Glied mit einem anderen nur nach dem Sinne des Ganzen zuſammenhängt, und dann nicht zuſammenhängt, wenn zwiſchen ihm und jenem dieſes Mittelglied der Berechtigung fehlt; erſt dieſer Zuſammenhang der Ereigniſſe iſt es, der einzelne bleibende Conſtellationen dieſer mannigfachen Begebenheiten uns als Weſen an ſich erſcheinen läßt, in der That nur Durchſchnittspunkte oder Mittelpunkte aus- und eingehender Wirkungen, welche der ſinnvolle Verlauf des Werdens conſervirt, und wirkliche Weſen nur dann, wenn ſie wie die Seele nicht nur Anderen als ſolche Centra erſcheinen, ſondern ſich ſelbſt dazu machen, indem ſie bewußt und handelnd ſich der Außenwelt entgegenſetzen.

297. Unſere vorige Beſtimmung über die Aufgaben der nervöſen Centralorgane würde folgern laſſen, daß ſie überhaupt nur den Verkehr zwiſchen der Seele und der äußeren Welt herzuſtellen haben; die innere Thätigkeit des Geiſtes ſchiene ihrer Mitwirkung nicht zu

bedürfen. Ich lehne dieſe Conſequenz im Ganzen nicht ab, obwohl ſie weſentlich zu beſchränken ſein wird; ich bedaure aber viel mehr, daß ſelbſt in Bezug auf jene anderen Leiſtungen, zu deren Erfüllung körperliche Mitwirkung von Allen verlangt wird, eine weitere Aufklärung nicht möglich iſt. Wir unterliegen in ſehr vielen Fällen der traurigen Unvollkommenheit, nicht nur die Mittel nicht nachweiſen zu können, welche einen verlangten Dienſt leiſten würden, ſondern ſelbſt nicht zu wiſſen, welche beſtimmten Dienſte wir zu verlangen haben; in dies Bekenntniß begreife ich nicht blos meine Auffaſſung ein, ſondern auch manche andere, welche ſich ſehr ſträuben würde, Gleiches zu geſtehen. Nachdem man die Netzhaut des Auges und die Nervenenden in ihr kennen gelernt, nachdem durch die Dioptrik der Gang der Lichtſtrahlen und ihre Vereinigung auf jenen Enden nachgewieſen war, was fehlte uns eigentlich noch? ſchienen nicht alle Bedingungen, ſo weit ſie im Auge erfüllbar ſind, vollkommen vorhanden, welche die Entſtehung unſerer Geſichtswahrnehmung vorauszuſetzen hätte? Und nun hat doch die weitere Unterſuchung neue Schichten der Netzhaut von wunderlicher Structur entdeckt, von deren Beſtimmung wir Nichts wiſſen, und die doch nicht vergeblich da ſein werden. Wir überzeugen uns daher, daß wir uns irrten, wenn wir ſchon am Ende zu ſein glaubten, und nun für dieſe neuentdeckten Anſtalten keine Aufgaben mehr wiſſen; aber dennoch errathen wir bis jetzt immer noch nicht, welchen Beſtandtheil der hier zu verrichtenden Arbeit wir eigentlich überſehen haben. Nun, in gleicher Rathloſigkeit ſtehen wir nicht nur dem größten Theil der Structur des Gehirns gegenüber, in welcher wir allenthalben die merkwürdigſten Anſtalten getroffen ſehen, ohne zu wiſſen wozu; ſondern auch da, wo Erfahrungen uns hinlänglich über die Exiſtenz von Beziehungen belehren, welche zwiſchen einzelnen Theilen des Gehirns und pſychiſchen Leiſtungen obwalten, kommen wir über dieſes weitfaltige Obwalten nicht hinweg; Niemand kann ſpecificiren, was denn eigentlich dieſe Elemente phyſiſch zu leiſten haben, damit dieſe oder jene beſtimmte Aeußerung der Seelenthätigkeit möglich werde. So ſprechen wir denn ſehr obenhin von Organen dieſes und jenes geiſtigen Vermögens, ohne viel zu wiſſen, warum denn die Seele unfähig geweſen wäre, ohne dieſes Organ ſich zu äußern, durch welche denkbaren Eigenſchaften ferner

dieſes im Stande ſei, ihr die mangelnden Bedingungen zu ergänzen, oder endlich, wie dann ſie wieder dazu gelange, ſich ſein, als ihres Werkzeugs, zu bedienen. Dieſer letzte Begriff freilich, der eines Werkzeugs, iſt der unpaſſendſte von allen, die hier könnten angewandt werden. So kann man wohl die Glieder des Körpers nennen, die zwar auch unſern Vorſtellungen folgen, wir wiſſen nicht wie, aber deren im Einzelnen unverſtandene Bewegungen wir doch wenigſtens als Mittel einer Abſicht mit Bewußtſein verknüpfen können. Mit einem gefrornen Gehirn, hat man geſagt, könne der Menſch nicht denken; nur die gefällige Präpoſition *mit* gibt dieſem Worte das Anſehn, etwas zu bedeuten; denn ſie läßt merken, daß man begreifen könne, wie durch das Inſtrument des ungefrornen Gehirns das Denken prächtig von Statten gehe; erſetzt man ſie durch den conditionalen Satz, den ſie eigentlich zu bedeuten hat: *wenn* das Gehirn gefroren ſei, könne der Menſch nicht denken, ſo erinnert der Satz nur an das Bekannteſte, an die vielen Bedingungen, an denen das Leben überhaupt und damit jede geiſtige Thätigkeit hängt, ohne die mindeſte Aufklärung über die Art des Dienſtes, welchen ſie zur Verwirklichung derſelben leiſten. Dieſen Zuſtand unſerer Unwiſſenheit kann nur die Vermehrung genauer Beobachtungen beſſern; uns bleibt nur übrig, die wenigen allgemeinen Gedanken zu äußern, deren Berückſichtigung wir bei der Auslegung dieſer erwarteten Zuwüchſe unſerer Kenntniſſe nicht vernachläſſigt wünſchten.

298. Von einem Sensorium commune ſprach die ältere Pſychologie, ohne es eigentlich nachweiſen zu können, und zu ſeiner Annahme ſchwerlich durch etwas Anderes, als durch den unbeſtimmten Wunſch bewogen, in ihm alle Empfindungen zu gemeinſchaftlichem Bewußtſein zu verſammeln. Wir können uns hier in dem Falle befinden, den ich oben anführte; vielleicht gibt es wirklich eine von uns überſehene Arbeit, die zu dieſem Zwecke von den phyſiſchen Organen geleiſtet werden muß; gewiß iſt es nur, daß wir eine ſolche nicht kennen; ſo lange daher wir beſtimmte Verarbeitungen nicht anzugeben vermögen, welche alle Eindrücke erfahren haben müßten, um Gegenſtände des Bewußtſeins werden zu können, iſt die Annahme dieſes Sammlungsortes für ſie völlig haltlos. Von einem Motorium commune hat die neuere Phyſiologie zuweilen geſprochen und ge-

glaubt, es im kleinen Gehirn zu finden. Aber die höchſt mannigfachen Bewegungen des Körpers ſind unter dieſem claſſificatoriſchen Titel, eben Bewegungen zu ſein, keineswegs enger mit einander verbunden, als mit anderen Functionen des Geiſtes, mit denen ſie in der Oekonomie unſers Lebens zuſammengehören. Man kann ſich denken, daß die vielfachen Erregungen der Muskeln, die jede Thierart zu ihrer characteriſtiſchen Locomotion und zur Erhaltung des Gleichgewichts in verſchiedenen Körperſtellungen bedarf, in der That von einem Centralorgan abhängen, welches ſie in zweckmäßiger Gruppirung zuſammen zu geſchehen nöthigt; aber ich wüßte keinen Grund, von demſelben Centrum auch alle andern Bewegungen bedingt ſein zu laſſen, die zu anderen Zwecken und auf andere Veranlaſſungen hin in den verſchiedenen Gliedern erregt werden. Auch dies allgemeine motoriſche Organ ſcheint mir daher nur einer logiſchen Eintheilung der ſeeliſchen Thätigkeiten entſprungen, aber nicht der Rückſicht auf die Verknüpfung, in welcher ſich die verſchiedenen zu dem Dienſte des Lebens unterſtützen müſſen. Viel größere Wahrſcheinlichkeit hat es, daß ſenſible Nerven mit motoriſchen in vielfacher Weiſe zu Mittelpunkten für ganze Complexe auf einander berechneter Aeußerungen verbunden ſind. Schon jenes Motorium, dem wir die Aufrechthaltung des Gleichgewichts zutrauten, kann ſeine Aufgabe nicht erfüllen, wenn es nicht in jedem Augenblicke einen Eindruck der gefahrdrohenden Lage empfängt, der es durch compenſirende Bewegung entgegenwirken ſoll; iſt es nun auch möglich, daß dieſe Leiſtung völlig mechaniſch ohne Betheiligung der Seele ausgeführt würde, ſo pflegt ſie doch im gewöhnlichen Verlauf der Dinge zugleich Gegenſtand unſerer Wahrnehmung zu ſein: wahrſcheinlich iſt uns deshalb, daß auch dies Organ in einer ſyſtematiſchen Verbindung ſenſibler Faſern mit motoriſchen beſtände, obgleich nicht immer die erſten ihre Erregungen zum Bewußtſein führen, ſondern mit der Bewegung ſich begnügen, welche ſie durch Uebertragung ihrer Reizung auf motoriſche Faſern erzeugen. Zu den Organen nun, welche ich mir auf dieſe Weiſe gebildet dächte, würde ich vor allem ein Organ der Raumanſchauung rechnen, von dem ich völlig überzeugt bin, ohne es freilich im mindeſten beweiſen zu können, daß es in allen höheren Thierklaſſen, einer hier überall gleichmäßig vorkommenden Function gewidmet, einen anſehnlichen Theil der Ge-

hirnſubſtanz bildet. Hätte ich Recht mit der Hypotheſe, welche ich über die Localzeichen der Geſichtsempfindungen wagte, ſo würde die Arbeit dieſes Organs in der Verbindung der optiſchen Eindrücke mit den Bewegungsantrieben des Auges beſtehen; wie ſie aber geleiſtet werden kann, und in welcher Form der wirkſame Zuſammenhang der ſenſiblen und der motoriſchen Nerven hergeſtellt iſt, darüber unterlaſſe ich jede Vermuthung.

299. In Bezug auf eine Leiſtung, welche zu dem zweiten Theile der Aufgabe der Centralorgane gehört, zur phyſiſchen Ausgeſtaltung innerer Impulſe der Seele, ſcheinen die Beobachtungen der neueſten Zeit zu einem ſicheren Ergebniß gelangt zu ſein: ein Organ der Sprache iſt an einer beſtimmten Stelle der großen Hemiſphären des menſchlichen Gehirns mit zulänglicher Sicherheit nachgewieſen. Um ſeine Aufgaben uns verſtändlich zu machen, werfen wir einen Blick auf die verſchiedenen Entſtehungsweiſen unſerer Bewegungen überhaupt. Ich laſſe die zweckloſen Zuckungen beiſeit, die in einzelnen Muskeln aus inneren meiſt unbekannten Reizungen entſtehen; auch von den Bewegungen aber, die wir willkührlich nach unſern Abſichten hervorrufen, müſſen wir bekennen, den Hergang ihres Geſchehens nicht zu wiſſen. Weder der Bau der Glieder, der ſie geſtaltet, noch die Lage der Muskeln und Nerven, welche ſie zur Ausführung bringen, ſind uns von Natur bekannt; und wären ſie es, ſo bliebe uns doch verborgen, was auch die Wiſſenſchaft noch nicht weiß: was wir eigentlich anzufangen hätten, um dem Nerven jenen erſten Impuls zu geben, der dieſen ganzen vorbereiteten Mechanismus in die erwünſchte Wirkſamkeit verſetzt. Die kurze Zeit, die den neugeborenen Thieren genügt, um ſich die ihrer Gattung characteriſtiſche Herrſchaft über ihre Glieder zu erwerben, nöthigt uns, nicht nur eine Reihe zufälliger Erfahrungen, welche ſie nach und nach von der Brauchbarkeit derſelben unterrichtet, ſondern zugleich innere Antriebe anzunehmen, welche dieſe Erfahrungen herbeiführen; theils die äußern Reize werden durch Uebertragung der Erregungen auf motoriſche ſogleich zuſammenhängende Gruppen zweckmäßig combinirter Bewegungen hervorrufen, theils mag der centrale Apparat, der dieſe Verbindung begründet, durch veränderliche Zuſtände des Körpers von innen zur Thätigkeit angeregt werden. Indem nun die ſenſible

Erregung zugleich dem Bewußtsein eine Empfindung des Reizes, zugleich aber die geschehende Bewegung ihm die ihres Geschehens und die Wahrnehmung des Erfolges verschafft, würde die Seele, die sich hier nur als Zuschauer verhielte, die verschiedenen Elemente einer Association erhalten haben, die sie später zu ihren Zwecken reproduciren kann. Nicht immer gelingt es ihr, aus sich selbst den wirksamen Anfangszustand herzustellen, welcher die Bewegung wiedererzeugen könnte; zuweilen verlangt diese, um sich zu wiederholen, volle Wiederkehr des körperlichen Reizes, von dem sie als wahre Reflexbewegung entsprang: man kann Husten und Niesen bis zu gewissem Grade willkührlich nachahmen, aber doch weder das letztere in Wahrheit noch das Erbrechen, ohne neue Einwirkung ihrer physischen Erregungsursachen zu Stande bringen: selbst die Bewegungen, welche von Zuständen des Gemüths abhängen, knüpfen sich nur wenig an die erneuerte Vorstellung nicht vorhandener Lust oder Unlust, sondern nur an die erneuerte Wirklichkeit dieser selbst. Dies ist die bekannte Ausstattung mit körperlichem Ausdruck und Geberden, welche wir nicht erfunden, sondern die Natur uns geschenkt hat, unwillkührliche Erscheinungen ihrer inneren Zustände, welche die Seele geschehen läßt, ohne sie zu wollen und meist ohne sie hindern zu können.

300. Was aber ist der Anfangspunkt, den die Seele erzeugen muß, damit der motorische Mechanismus eben diejenige Bewegung ausführt, die in bestimmtem Augenblicke ihrer Absicht entspricht? Denn davon gewiß kann nicht die Rede sein, daß sie bis ins Kleine hinab selbständig und mit Bewußtsein dirigirend den einzelnen in Anspruch zu nehmenden Nervenfäden die Größen der Erregung zumäße, welche die Richtung und Stärke der gewünschten Bewegung sicherten. Anstatt gleichartiger Impulse, die sie nur verschieden lenkte, muß sie für verschiedene Bewegungen A und B qualitativ verschiedene innere Zustände α und β erzeugen, welche sie nicht lenkt, sondern welche, weil sie diese und nicht andere sind, ihren Weg selbst suchen und finden. Sind a und b zwei verschiedene motorische Centralpunkte, von denen a die zu A, b die zu B nothwendigen Einzelerregungen zu einem Ganzen verknüpft, so wird α nur in a, β nur in b einen wirksamen Widerhall finden, während es andern Nerven gleichgültig bleibt; hängen beide Bewegungen A und B von demselben Central-

punkt nur mit verſchiedener Größe ſeiner Erregung ab, ſo würden α und β durch ihre eigene Stärke auch die dieſer Erregung bedingen; erfordert dieſelbe Bewegung die gleichzeitige Wirkſamkeit beider Organe, ſo wird der innere Zuſtand γ, der ſie erzeugen ſoll, auch die beiden Componenten α und β enthalten müſſen, welche den Antheil von a und b an dem gemeinſchaftlich zu erzeugenden Ergebniß beſtimmen. Dieſe Auffaſſung des Bewegungsurſprungs, die den gewohnten Vorſtellungen wenig entſpricht, läuft auf den oft wiederholten Gedanken zurück, daß der Grund jeder Wirkung zuletzt in einem unmittelbaren Füreinanderſein der Elemente liegt, die in dieſem Zuſammenhang des Wirkens ſtehen, in einem unmittelbaren ſympathetiſchen Rapport, wenn man dies Wort zulaſſen will, welcher das eine empfänglich macht für die Stimmungen des anderen. Es kann viele Vermittlungsvorgänge geben, welche die Bedingungen dieſes Füreinanderſeins herſtellen oder ſeine Hinderniſſe beſeitigen; aber ſie alle ſind nur äußerliche Vorbereitungen; das Wirken ſelbſt, das nach ihrer Beendigung zu Stande kommt, kann nicht wieder durch eine ähnliche Maſchinerie erklärt werden, die zwiſchen je zweien ihrer Theile doch wieder jene unmittelbare Sympathie nothwendig machen würde. Der Einbildungskraft würde unſere Vorſtellung nur Schwierigkeit machen, wenn man unſern obigen Ausdruck ernſtlich nähme, daß jener innere Zuſtand α oder β ſeinen Weg zu a und b finden werde; er hat aber in Wahrheit keinen Weg zurückzulegen, denn die Seele, in der er entſtanden iſt, hat nicht einen entfernten Sitz im Raume, von wo aus ihr Einfluß die dienenden Organe aufzuſuchen hätte; ſie iſt, ohne daß darum ihre Einheit gefährdet wäre, überall da ſelbſt, wo der Zuſammenhang aller Dinge ihren eignen Zuſtänden Folgezuſtände anderer Elemente zuordnet.

301. Aber es iſt natürlich, nun weiter zu fragen, worin eigentlich dieſe inneren Anfangspunkte beſtehen, die dann, wenn die Seele ſie in ſich wieder erzeugt hat, nun ohne ihr weiteres Zuthun und Wiſſen darum, einem von uns unerfundenen und verborgen bleibenden Mechanismus gehorchend, die wirkliche Bewegung als letzten Erfolg hervorbringen? Man hat ſich bereits unſerem Standpunkt ſehr genähert, wenn man behauptet, um die Bewegung zur Ausführung zu bringen, müſſe man nicht ſie ſelbſt, ſondern ihren Zweck wollen,

dann erfolge sie von selbst. Es fragt sich indessen noch, worin dies Wollen des Zweckes besteht. Die Nachahmungsbewegungen, mit denen der andächtige Zuschauer die Stöße des Fechtenden oder des Kegel schiebenden begleitet, der unbeholfene Erzähler die beschriebenen Gegen stände malt, könnten uns überreden, daß die bloße Vorstellung der Bewegung, sobald kein Widerstand ihr entgegen wirkt, von selbst in wirkliche Bewegung übergehe. Den Einfluß des Willens können wir in der That durch diese Vorstellungsweise aus unserer Betrachtung be seitigen; denn worin er nun auch sonst bestehen, und was er zur Be gründung der Bewegung außer dem bloßen Mangel des Widerstandes positiv noch hinzufügen mag, so wird doch in Bezug auf eine be stimmte Bewegung a, die sich von einer andern b unterscheidet, seine Leistung immer wesentlich in der Begünstigung des bestimmten Grun des α oder β bestehen, der zu der einen oder zu der andern führt; um diesen inhaltvollen Anfangspunkt aber war es uns zu thun. Ihn aber glaube ich nun allerdings nicht in der Vorstellung, wenig stens nicht in der Gesichtsvorstellung der Bewegung suchen zu müssen, obgleich unzählige der kleinen Handlungen des täglichen Lebens un mittelbar, ohne Ueberlegung und Beschlußfassung des Willens, sich an die aufgetauchten Vorstellungen einer möglichen und wünschens werthen Bewegung, ja scheinbar selbst ohne dieses Mittelglied an die bloße Wahrnehmung des Gegenstandes knüpfen, dem die Handlung gelten kann. Für sich allein würde jene Gesichtsvorstellung nur die gewissermaßen abstracte Thatsache bedeuten, daß ein bewegliches Glied jetzt an der Raumstelle p und dann an der andern q wäre; aber sie würde nichts von dem concreten Interesse enthalten, welches jene Thatsache für uns besitzt, weil wir ihre Ursache und unsere Glieder Das sind, um dessen Ortsbestimmungen es sich handelt. Nicht diese Vorstellung mithin, sondern das Gefühl, welches wir während der Ausführung der Bewegung durch ihre Ausführung erhalten, denke ich mir als den Anfangszustand, den die Seele in sich reproduciren muß, damit sich nun umgekehrt an ihn die wirkliche Bewegung an schließe. Die Physiologie spricht häufig jetzt von Innervationsgefühlen. für Das, was ich meine, würde ich diesen Namen nicht wählen. Denn ich glaube nicht, daß es ein hier oder dort hin gerichteter im Uebrigen gleichartiger Act der Beeinflussung des Nerven ist, was

einerseits wir fühlten und was anderseits je nach der Richtung, die ihm gegeben würde, diese oder jene Bewegung a oder b erzeugte, sondern eben jenes Gefühl selbst, sein bloßes ungehindertes Dasein, ist der innere Zustand der Seele, der eine von ihr ausgehende Innervation, und zwar stets die eines bestimmten Complexes von Nerven bewirkt. Sehr einfache Erfahrungen scheinen mir diese Auffassung zu bestätigen. Nicht blos einen Ton der Scala oder einen bestimmten Sprachlaut zu treffen ist dem Anfänger schwer, weil hier die nöthigen Bewegungen nicht vollständig sichtbar werden; auch jede andere einigermaßen künstliche Bewegung, die vollständig übersehbar ist, bleibt für uns so lange eine Schwierigkeit, bis sie uns einmal gelungen ist. nun wissen wir, wie uns zu Muth sein muß, wenn wir sie wiederholen wollen; jenes Gefühl x, oder, dem früher so bezeichneten Vocalzeichen ähnlich, das Anfangsglied x_1 jener Reihe augenblicklicher Muskelgefühle, welche sich während der wirklichen Bewegung folgten, haben wir zu reproduciren um sie zu erneuern, und sie wird uns wieder gelungen und unserer Absicht entsprechend scheinen, wenn die erneuerte Reihe x der erinnerten gleicht.

302. Kehren wir mit diesen Voraussetzungen noch einmal zu jenem Sprachorgan zurück, so wird die Vorstellung des zu bezeichnenden Inhalts die Lautvorstellung seines Namens und diese die Vorstellung des zu seiner Aussprache nöthigen **Muskelgefühls x** erwecken, an diese sich die Bewegung der **Sprachwerkzeuge knüpfen. Aber hier sind wir am Ende unserer Einsicht und nicht im Stande, die Leistungen zu bestimmen, die das Organ zu diesem Zwecke beizutragen hat.** Da jenes **Gefühl x entstanden** ist aus den physischen Erregungen, welche die Muskeln bei der ersten Ausführung der Bewegung erfuhren, so mag es annehmbar scheinen, daß auch seine Wiedererweckung in der Seele zunächst einen allgemeinen physischen Erregungszustand des Organs hervorbringen muß, der sich nun, dem Bau und den inneren Zuständen desselben gemäß, in die verschiedenen Componenten spaltet, welche den ausführenden Nerven und Muskeln ihre einzelnen Impulse geben. Die krankhaften Erscheinungen, welche die Verletzung des Organs hervorruft, so wie sehr viele einfachere des täglichen Lebens, der leidenschaftlichen Stimmungen, des Rausches und andere, zeigen uns, daß diese Verkettung von Vor-

gängen an verschiedenen Punkten gestört werden kann; zu dem richtigen Bilde der Sache gesellt sich eine falsche Lautvorstellung; wo diese uns noch deutlich ist, bemerken wir mit Unlust, daß das gesprochene Wort ihr nicht gleicht. Auch diese Störungen aber erlauben uns keinen genauen Rückschluß auf das, was in gesundem Zustande die Verrichtung des Organes ist. Von Telegraphenleitungen und ihren verkehrten Verknüpfungen kann man freilich leicht sprechen; aber man drückt so nur bildlich den Thatbestand aus, den man beobachtet; Bilder aber nützen Nichts, wenn man nicht jedem ihrer Züge das sachliche Verhalten gegenüberstellen kann, das ihnen Punkt für Punkt entspricht. Die übrigen Bewegungen des Körpers unterliegen ähnlichen Störungen, deren interessante Schilderung ich den pathologischen Werken überlassen muß; wie auch immer anatomisch jenes Gefühl fundirt sein mag, welches uns über die Stellung Bewegung und Anstrengungsgröße unserer Glieder unterrichtet, überall da wo es vermindert ist oder fehlt, begegnen wir der Schwierigkeit oder Unfähigkeit, Bewegungen auszuführen, deren Vorstellung, als einer zu lösenden Aufgabe, gleichwohl dem Bewußtsein nicht fehlt.

303. Die Leistungen, welche man den höhern Geistesvermögen zuzurechnen pflegt, hat die Phrenologie an körperliche Grundlagen zu knüpfen gesucht. Man wird den Beobachtungen, auf welche sie sich stützt, nicht jede Bedeutung absprechen; aber sie hätte sich auf Talente beschränken sollen, deren Natur unzweideutig ist, die da wo sie sind sich kaum verbergen und wo sie fehlen niemals erheucheln lassen; es konnte wenig helfen, sogleich auch von Eigenthümlichkeiten der Gemüthsart und des Characters zu sprechen, über die sich die Menschenkenntniß leicht täuschen kann, und die selbst, wo sie wirklich vorhanden sind, aus sehr verschiedenen zusammenwirkenden Einflüssen des Lebens und der Erziehung entstanden sein können. Mit jener Selbstbeschränkung würde eine genaue Vergleichung zwar nicht eine erklärende Theorie aber doch glaubhafte Thatsachen liefern können, die einen weiter zu deutenden Zusammenhang zwischen Einzelnheiten der körperlichen und der geistigen Entwicklung feststellten. Man kann nicht wissen, wohin diese gewissenhafte Deutung führen würde; aber ganz unglaublich ist doch die Annahme, für die man Vorliebe gehegt hat, für jede einzelne von den Fähigkeiten und Neigungen, welche die

phrenologischen Schemata aufzuzählen pflegen, sei eine locale Abtheilung des Gehirns als besonderes Organ bestimmt; denn jede solche Eigenthümlichkeit ist ihrem psychologischen Begriffe nach vielmehr das letzte Ergebniß aus dem Zusammenwirken einer Mehrheit allgemeinerer seelischer Functionen, und eine unterscheidet sich von anderen durch die verschiedenen Proportionen, in denen die Aeußerungen dieser allgemeineren Thätigkeiten zusammenwirken. Nur für diese letzteren würde die Phrenologie Hoffnung auf eine erkennbare Abhängigkeit von dem Baue des Gehirns oder seiner Schädelhülle haben, und auch wieder nur unter der sehr zweifelhaften Voraussetzung, daß für solche Grundvermögen, die zu beständiger enger Wechselwirkung bestimmt sind, eine Localisirung der ihnen dienenden Organe an verschiedene Raumstellen passend sein könne. Aber ich breche von diesen Dingen ab, die Niemand entscheiden kann; wenn ich es im Ganzen auch für eine natürliche Annahme halte, daß eine geistige Aeußerung um so intensiver sein werde, je bedeutender die zu ihrem Dienst einmal erforderliche materielle Masse ist, so achte ich doch für das höhere Seelenleben weit wichtiger die Menge Mannigfaltigkeit und Intensität der Reize, welche der Körper zur Anregung einer Thätigkeit liefert, die in dem Eigensten, was sie thut, einer weiteren physischen Beihülfe weder bedürftig noch zugänglich scheint. Die Beiträge aber, welche zu dieser Bestimmung der Lebhaftigkeit und Färbung des Seelenlebens die leibliche Organisation gibt, brauchen nicht ausschließlich in Structurverhältnissen des Gehirns zu liegen; sie können von allen Theilen des Körpers herstammen: von jenen feinen mechanischen und chemischen Verschiedenheiten der Textur, die darum nicht weniger wirklich sind, weil wir sie nur unvollkommen als Gegensatz straffer und laxer Faser bezeichnen; von der Architectur des Ganzen, welche einem Organe größere einem andern beschränktere Entwicklung verstattet. Denn alle diese Eigenheiten der festen Theile, indem sie dem Spiele der Functionen und der Mischung der Säfte ein besonderes Gepräge geben, führen dadurch auch dem Bewußtsein beständig eine große Menge kleiner Reize zu, deren Gesammtwirkung die herrschende Stimmung oder das Gemeingefühl ist, unter dessen Einfluß die geistigen Kräfte stets arbeiten. Man kennt einen Theil dieser Dinge unter dem Namen der Temperamente, deren Beschreibung hier eben

so unnöthig, als ihre bestimmtere Begründung auf physische Unterlagen bisher unmöglich gewesen ist. Als eigenthümliche Formen des Verlaufs innerer Zustände, der größeren oder geringeren, einseitigen oder vielseitigen, vergänglichen oder nachhaltenden Erregbarkeit, des raschen oder langsamen Wechsels der Vorstellungen Gefühle und Strebungen, bedingen sie auf das Ausgedehnteste den Gesammtverlauf der geistigen Entwicklung; ohne unmittelbar durch die physischen Kräfte seiner Massen die Vermögen der Seele zu schaffen, macht dennoch der Körper auf diesem indirecten Wege sich zur mitbestimmenden Macht ihrer Benutzung.

304. Hegen wir nun einestheils die Ansicht gar nicht, welche materialistisch die Thätigkeiten der Seele als Effect ihrer leiblichen Organe fassen möchte, und ist anderseits in der That bisher jeder Versuch vergeblich gewesen, ihre höheren Verrichtungen an bestimmte Substrate zu knüpfen, so fordern doch viele Thatsachen noch zu einer Ueberlegung der Abhängigkeit auf, welche das Bewußtsein überhaupt an Zustände des Körpers knüpft. Man wird den Namen des Bewußtseins dem Sprachgebrauche nicht mehr entziehen können; aber er hat die Unbequemlichkeit, als für sich wirklich Etwas erscheinen zu lassen, was in Wahrheit nur ungetrennt von den veränderlichen Zuständen möglich ist, die wir secundär ihm widerfahrend denken. Wir wissen alle, daß bewußt sein nur heißt: sich eines Inhalts bewußt sein; weder ohne jenes Subject noch ohne dies von ihm gewußte Was ist die Vorstellung des Bewußtseins vollständig; aber in der Behandlung specieller Fragen vergessen wir dies doch oft und träumen in mancherlei Weise bald von einem körperlichen Organ, das Bewußtsein überhaupt bereite, zum Gebrauch für eine Seele, die sich seiner bedienen möchte und anwendbar auf einen Inhalt, der kommen könnte; bald von einem eigenen Vermögen der Seele selbst, welches dasselbe wunderliche Erzeugniß lieferte; bald wenigstens von ihm als dem natürlichen und beständigen Zustand des Geistes, der auch dann nicht eigentlich unwirklich und unwirksam wäre, wenn er vollständig gehemmt ist. Im Gegensatz hierzu wollen wir eingestehen, daß Bewußtsein nur in dem Augenblicke einer Empfindung als die Thätigkeit der Seele besteht, die sich auf den empfundenen Inhalt richtet, als dauernder Zustand aber nur, so fern die Mannigfaltigkeit gleich-

zeitiger oder successiver Ausübungen dieser Thätigkeit selbst wieder, in früher erwähnter Weise, den Gegenstand oder die Erregungsursache eines neuen auf sie gerichteten Vorstellens bildet. Darüber würden wir mithin einig sein, daß eine Seele, welcher niemals der erste von außen kommende Reiz zu Theil würde, auch niemals, wie wir zu sagen pflegen, zum Bewußtsein erwachen würde; aber die Frage bleibt, ob einmal hinlänglich angeregt das Spiel dieser inneren Thätigkeiten sich selbständig fortsetzen könne, oder ob es einer beständigen körperlichen Unterhaltungsursache eben so bedürftig bleibe, wie dieser ersten Erregungsursachen. Die Zustände der Bewußtlosigkeit nun, welche der natürliche Schlaf, die Ohnmachten, Krankheiten und Verletzungen der Centralorgane darbieten, haben es Vielen wahrscheinlich gemacht, daß nur die beständige Fortdauer physischer Vorgänge die erzeugenden Bedingungen des Bewußtseins enthalte. Nicht nothwendig ist dies dahin zu verstehen, daß die Thätigkeit, in der es in jedem Augenblicke seines wirklichen Vorhandenseins besteht, das eigene und einheimische Product eines körperlichen Organes wäre; immerhin mögen die Functionen des letzteren nur Reize sein, die des eigenthümlichen Wesens der Seele bedürfen, um aus ihm die nur ihm mögliche Thätigkeit hervorzulocken; auch so wird doch diese Thätigkeit das Erzeugniß des Organs sein, so lange dessen Erregung die unentbehrliche Ursache ihrer Ausübung ist. Ich habe nun früher geglaubt, erinnern zu müssen, daß das Aufhören einer vorher lebendigen Thätigkeit im Allgemeinen die doppelte Auslegung zuläßt, entweder daß die erzeugenden Bedingungen ihres Geschehens fehlen, oder daß eine hemmende Kraft ihrer Ausübung sich widersetzt. Keine von den erwähnten Erscheinungen schien mir der zweiten Annahme unzugänglich. Wenn ein plötzlicher Schrecken das Bewußtsein aufhebt, so kann der physische Eindruck, den die schreckhafte Thatsache auf die Sinne macht, vollkommen harmlos sein und erst die Deutung, welche die Wahrnehmung durch unser Urtheil erfährt, enthält den Grund der Beunruhigung unsers Gemüths; es ist hier nicht ersichtlich, warum nicht unmittelbar diese psychische Bewegung es sein könnte, welche der Seele die Fortsetzung ihres Bewußtseins unmöglich macht, warum vielmehr erst die körperliche Ohnmacht, die nur in ihr selbst ihre Ursache haben kann, secundär den Verlust der geistigen Thätigkeit

herbeiführen ſollte. Wenn Krankheit langſam das Bewußtſein umnachtet, pflegt dem letzten Erfolge eine Reihe von Unluſtgefühlen voranzugehen, in denen wir die beginnende Hemmung ebenſo ſehen können, wie ſchon geringe Verſtimmungen auch dem Geſunden die nicht unmögliche Fortſetzung ſeiner geiſtigen Thätigkeit verleiden. Aber es iſt überhaupt nicht nothwendig, daß die Einflüſſe, welche das Bewußtſein hindern, in dieſer ihrer hemmenden Thätigkeit Anfangs ſelbſt Gegenſtand unſeres Bewußtſeins ſind; auch von dem, was in unſern Nerven geſchieht und von der Art ihrer Einwirkung auf die Seele erfahren wir Nichts; nur der letzte Erfolg dieſer Vorgänge, die Empfindung oder das Gefühl der Luſt und Unluſt, tritt im Bewußtſein auf und verräth Nichts über die Art ſeiner Bewirkung. Auch da mithin, wo körperliche Erregungen Bewußtſein nicht erzeugen ſondern hemmen, kann die Arbeit ihres Wirkens bis zu dem plötzlichen Eintritt der Bewußtloſigkeit unbemerkt bleiben. Verletzungen des Gehirns endlich werden kaum mit einiger Wahrſcheinlichkeit in den ſauberen Wegfall eines Organs und der von ihm abhängigen Erregungen zu ſetzen ſein; ſie werden wohl ſtets zugleich poſitive Aenderungen der noch beſtehenden Organe und ihrer Thätigkeit einſchließen und aus dieſen ſich hemmende Kräfte gegen das Bewußtſein entwickeln. Allein dieſe allgemeinen Bemerkungen, auf die ich mich einſt verließ, hatten im Grunde nur Bedeutung im Gegenſatz zu der Anſicht, welche das Bewußtſein direct als Arbeitsproduct eines körperlichen Organes auffaßte, ſie wollen wenig ſagen gegen die andere, welche von der beſtändigen Erregung der Nerven die an ſich geiſtige Thätigkeit in jedem Augenblick von neuem provocirt und nur auf dieſe Weiſe der Fortdauer fähig denkt. Manche in neuerer Zeit genauer beobachtete Thatſachen haben dieſe Vorſtellung begünſtigt. Man weiß, daß Thiere eingeſchläfert werden können, wenn ein etwas dauernder ſchmerzloſer Zwang ihnen jede Bewegung und zugleich der Abſchluß aller äußeren Sinnesreize jede neue Empfindung unmöglich macht: die inneren Veränderungen, welche der Stoffwechſel und die Ernährung bedingen, reichen mithin nicht hin, den wachen Zuſtand in ihnen zu unterhalten, der dem Verſuche voranging. Von Thieren auf Menſchen zu ſchließen würde nicht unbedenklich ſein; aber es ſteht ohnehin feſt genug, daß auch der Menſch aus langer Weile einſchlafen kann und erſt kürzlich

hat ein merkwürdiger Fall sehr ausgedehnter Anästhesie (Dr. Strümpell, deutsches Arch. f. klinische Med. XXII.) die Möglichkeit der experimental raschverfolgenden Einschläferung auch des Menschen unter gleichen Bedingungen bewiesen. Gleichwohl bleibt zweifelhaft, ob alle diese Erfahrungen eigentlich Neues und nicht nur Alles unter allerdings sehr merkwürdigen Umständen lehren. Von den Thieren, an denen die Versuche gelingen, wissen wir nicht, ob in ihrem Innern irgend ein Antrieb vorhanden ist, ihren Vorstellungsverlauf beträchtlich über den Inhalt ihrer sinnlichen Wahrnehmung hinaus fortzusetzen; in dem Fall der Langeweile wissen wir, daß dieser Antrieb augenblicklich fehlt, während die Sinnesempfindungen nicht fehlen und nur ihre Interesselosigkeit die Aufforderung ausbleiben läßt, das Wahrgenommene mit beziehender Aufmerksamkeit zu verfolgen. So scheint nur geschehen zu sein, was selbstverständlich ist: wo der Seele die äußeren und inneren Antriebe zur Thätigkeit fehlen, da fehlt diese Thätigkeit selbst, und dieser Mangel kann der Ausgangspunkt für die weitere Herabsetzung der Reizbarkeit der Nerven sein, durch welche sich der Schlaf von dem wachen Zustande zuletzt unterscheidet.

365. Ehe ich hierüber eine abschließende Vorstellung versuche, habe ich noch des Wechsels von Bewußtsein und Unbewußtsein zu gedenken, der in dem Vergessen der Vorstellungen und ihrer Wiedererinnerung vorliegt. Bekannt sind die Ansichten, welche nur durch eine körperliche Begründung Gedächtniß und Erinnerung möglich denken; irgend eine physische Spur müsse in dem Gehirn von jeder Wahrnehmung zurückgeblieben sein, eine Spur, von der man zugeben kann, daß sie allmählich völlig verschwinden würde, wenn keine Gelegenheit käme, sie zu erneuern. Es würde unbillig sein, eine nähere Beschreibung dieser bleibenden Eindrücke zu verlangen; aber eine Ueberschlagung der bestimmten Forderungen, welche sie erfüllen müßten, scheint mir die Vortheile nicht zu gewähren, die man von dieser Hypothese sich mehr verspricht als von der einer nur psychischen Natur dieser Vorgänge. Ich wende Nichts dagegen ein, daß die außerordentliche Menge gleichzeitiger Reize, welche das Gehirn durchkreuzen, ebenso viele Spuren ohne gegenseitige Vermischung zurücklassen sollen; daß sie momentan unvermischt bleiben können, beweisen sie, indem sie uns zu einer gleich großen Menge gesonderter Wahrnehmungen

verbeſſen; aber eben dieſe Thatſache beweiſt zugleich, daß auch die Einheit des pſychiſchen Subjects, welches dieſe Wahrnehmungen in ſeinem Bewußtſein zuſammenfaßt, einer gleichzeitigen Vielheit geſonderter bleibender Zuſtände fähig iſt. Grade dies war es nun aber, wogegen ſich ein urſprüngliches Mißtrauen richtete; zur Aufnahme und Bewahrung einer Vielheit von Eindrücken ſchien ein materielles Syſtem ſehr vieler Theile geſchickter als die untheilbare Einheit einer immateriellen Subſtanz. Allein man kommt dennoch davon nicht los, auch ihr dieſe Fähigkeiten zuzugeſtehn, wenn man nicht zu dem alten Irrthum zurückkehren will, eine im Gehirn zerſtreute Mannigfaltigkeit von Eindrücken für die Wahrnehmung dieſer Mannigfaltigkeit zu halten. Gehen wir weiter, ſo vervielfältigen ſich die Aufgaben auf beiden Seiten in gleichem Maße. Nähern wir uns einem Gegenſtande, ſo wird nur der eine Punkt deſſelben, den unſer Blick fortwährend fixirt, beſtändig ſein Bild auf demſelben Element der Netzhaut entwerfen; alle anderen, indem die ſcheinbare Größe des Gegenſtandes mit der Annäherung wächſt, machen in jedem Augenblick ihren Eindruck auf andern Stellen des Nerven; unzählige Nachbilder verlangt daher ſchon dieſer eine Gegenſtand in kurzer Zeit ſo, daß jeder Theil a deſſelben in unzähligen Elementen $p\ q\ r\ \ldots$ des Gehirns Spuren nachläßt, jedes dieſer Elemente aber von allen Theilen $a\ b\ c\ \ldots$ deren eingeprägt erhält. Eine Vermiſchung der letzteren würde dem Vorſtellen keine Dienſte leiſten, auch jedem einzelnen materiellen Atom wird zuletzt die unvermiſchte Aufbewahrung unzähliger Eindrücke zuzumuthen ſein; daſſelbe was man der Einheit der Seele nicht zutraut; und beiderſeits vermehren ſich die Leiſtungen ins Unabſehbare mit der Vielheit der Gegenſtände, die ihre Wahrnehmung verlangen. Aber nicht auf die Aufbewahrung ſelbſt, ſondern auf den Nutzen kam es an, den ſie der Erinnerung dann bringen kann, wenn nur ein Theil ab eines zuſammengeſetzten Bildes durch neue Wahrnehmung gegeben wird, und die zugehörigen andern cde hinzu ergänzt werden ſollen. Geſetzt nun, dieſelben Nervenelemente p und q ſeien jetzt von dem neuen Eindruck ab getroffen, auf die er früher gefallen iſt, ſo mag es glaublich ſein, daß die noch fortdauernde Spur deſſelben in ihnen irgendwie wieder belebt wird; wie aber kommen p und q dazu, in andern Nervenelementen r und s die Spuren der ihnen

früher zu Theil gewordenen Eindrücke c und d zu erneuern, grade dieser, die mit a und b zu dem zu erinnernden Bilde zusammengehörten? Man kann sich darauf berufen, daß auch die psychologische Ansicht der Sache die eigenthümliche Verknüpfung der Eindrücke verlange, welche gleichzeitig oder ohne Zwischenglied successiv geschehen; dieselbe Solidarität bestehe zwischen den nachgebliebenen Resten der Nervenerregungen; die Zeit als Abscissenlinie gedacht, gehören diejenigen von gleicher Abscisse zu einer solchen Association zusammen. Aber diese schichtweise erfolgte Ablagerung der Eindrücke, wenn wir sie zugeben, würde zwar die Richtung der Reproduction erklären, die von ab nur zu cd und nicht zu einem pq ginge, welches einer andern Schicht gehörte; aber die mechanische Möglichkeit des Vorgangs selbst bliebe dunkel, der diese Richtung nimmt. Denn soweit dürften wir doch das Bild nicht mißbrauchen, daß wir die zu gleichem Augenblick gehörenden Zustände aller Nervenelemente als eine zusammenhängende Schicht ansähen, deren Continuität es dahin brächte, daß eine Erschütterung des einen Punktes auch alle andern zum Mitschwingen in denjenigen Formen veranlaßte, in welchen sie hier, aber nicht in denen, in welchen sie in anderen Schichten früher geschwungen. So konnte doch immer nur die Natur der Eindrücke a und b sein, welche auch die andern c und d wieder belebt, die mit ihnen zusammengehören; und da einzeln a oder b sehr viele andere mit gleichem Rechte reproduciren konnten, so kann nur das Zusammensein beider die Auswahl auf jene zugehörigen beschränken. Dies würde nicht nur eine Wechselwirkung der einzelnen Nervenelemente voraussetzen, in welchen a und b erneuert wäre, damit die Thatsache dieses Zugleichseins sich in eine wirksame Resultante verwandelte, von der die Wiedererweckung von c und d bewirkt werden könnte; auch diejenigen Elemente vielmehr, welche nun c und d liefern sollen, würden zu dieser bestimmten Ergänzung nur vermocht werden, wenn die Thatsache der früheren Gleichzeitigkeit ihrer c und d mit jenen a und b auch in ihnen eine bleibende Disposition zurückgelassen hätte, grade auf diese Aufforderung grade mit dieser Leistung zu antworten. Ich verfolge diese Ueberlegung nicht weiter, deren letztes Ergebniß mir deutlich scheint: in jedes einzelne Nervenatom müßte diese Hypothese vollkommen dieselbe Fähigkeit geordneter Association und Re-

production seiner successiven Zustände verlegen, welche die psychologische Ansicht von der Seele behauptet. Wie diese beiden Ereignisse zu Stande kommen, haben wir eingestanden, nicht zu wissen; aber vergeblich ist jede Hoffnung, sie durch eine physische Construction begreiflich zu machen, ohne dasselbe räthselhafte Geschehen in jedem Elemente der Materie wiederholt zu denken.

306. Alle diese Ueberlegungen würden nutzlos sein, wenn die Störungen der Erinnerung auf Veranlassung körperlicher Leiden eine Erklärung in unserem Sinne völlig ausschlössen. Leider kann ich nicht behaupten, daß sie eine befriedigende möglich machen, ohne daß mir darum die Unmöglichkeit der andern Ansichten abzunehmen scheint, die kurzer Hand einzelne Vorstellungsgruppen oder Erinnerungen an bestimmte Orte der Centralorgane fixiren. Beobachtbar ist eigentlich nicht ein Mangel des Gedächtnisses, sondern nur die Unfähigkeit, Vorstellungen zu reproduciren, die nach gewöhnlicher Ansicht immerhin als unbewußte noch vorhanden sein könnten, nur daß die Associationen fehlen, durch deren Hülfe sie in das Bewußtsein zurückgebracht werden könnten. Ohne weitere Nebenbestimmungen würde dieser Gedanke nur ausreichen, um das völlige Vergessen der Vorstellungen zu begreifen, an die uns eben gar Nichts erinnert; in den Fällen krankhafter Störung des Gedächtnisses sind jedoch häufig die sinnlichen Wahrnehmungen ungehemmt, und bringen eine Menge Eindrücke mit sich, welche mit den vergessenen vielfach associirt waren; dennoch bleibt die hebende Wirkung derselben aus. Nur eine Annahme wüßte ich zu machen, von der ich selbst zweifele, ob sie nicht einen an sich richtigen Gedanken übertreibt. Vorstellungen verbinden sich nicht nur unter einander, sondern sehr eng auch mit dem Gemeingefühl g unsers Gesammtzustandes im Augenblick ihres Ursprungs; ändert sich g in γ und ist es uns unmöglich, g wieder zu erleben, so ist der Weg versperrt, der unsere Erinnerung zu den mit diesem verknüpften Vorstellungen zurückführen könnte; wie zahlreich auch einzelne derselben durch neue Wahrnehmungen wieder hervorgerufen werden, so fehlt ihnen doch das gemeinsame Band, welches sie, als unsere Zustände, aneinander knüpfte und ihre an sich gegeneinander gleichgültigen Inhalte zu gegenseitiger Wiedererregung befähigte. Ich könnte mir so zu deuten versuchen, warum Erlebnisse,

die in schweren Krankheiten oder vor ihrem Ausbruch während eines schon veränderten Gemeingefühls uns begegneten, vergessen bleiben nach der Genesung; warum Vorstellungsreihen eines Fieberparoxysmus während der freien Zeit nicht erinnert, in einzelnen Fällen aber im nächsten Anfall durch die Wiederkehr des krankhaften Gemeingefühls fortgesetzt werden; warum ungewohnte Verstimmungen des Befindens zuweilen längst vergessene Dinge plötzlich zur Erinnerung bringen, in andern Fällen Bekanntes mit einer Affectlosigkeit erscheinen lassen, als wäre es neu, unbekannt und zum Ganzen unsers Lebens nicht gehörig. Ungleich schwieriger als auf solche einzelne Erlebnisse, würde dieselbe Erklärung auf den eintretenden Gedächtnißmangel für bestimmte Inhaltsklassen unserer Vorstellungen anzuwenden sein, auf das Vergessen der Eigennamen, einer wissenschaftlichen Gedankenreihe, einer fremden Sprache. Was würde indessen viel übrig bleiben, als auch diese Fälle, so weit die Beobachtung sie bestätigt, auf ähnliche Gründe zurückzuführen? Man könnte doch die Leistungen, die hier behindert sind, nicht an verschiedene Organe sondern nur an verschiedene Arbeiten der Organe vertheilt denken; auf eine allgemeine Verstimmung derselben müßte man zurückkommen, welche sie abhielte, eine Gruppe von Functionen auszuführen, die zwar zusammengehören, aber doch nicht einmal eine Gleichartigkeit physischer Arbeit erkennen lassen, welche ihrem intellectuellen Zusammenhang entspräche und ihre gemeinschaftliche Verhinderung selbstverständlich machte. Nicht unmöglicher wäre dann auch die Annahme, daß dieser physischen Verstimmung auch ein geändertes geistiges Gemeingefühl an der Stelle desjenigen folgte, welches jene geistigen Verrichtungen zu begleiten pflegt; denn nicht abstracte Wahrheiten bewegen und verknüpfen sich in uns, sondern immer ist unser Gedankenlauf ein Verlauf *unserer* Zustände, und jede besondere Weise unserer intellectuellen Thätigkeit gibt uns das Gefühl einer eigenthümlichen geistigen Haltung, die auch auf das körperliche Gemeinmeingefühl zurückwirkt; macht eine ursprüngliche Veränderung des letzteren diesen Widerhall unmöglich, so würden auch die geistigen Verrichtungen behindert werden durch den Widerstreit der Stimmung die sie vorfinden mit der welche sie begleiten sollte.

367. Die Bemühungen, der Seele einen Bereich vom Körper

unabhängiger Thätigkeit zuzuweiſen, pflegen von dem Wunſche auszugehn, ihre Subſtantialität und damit zugleich die ewige Fortdauer zu ſichern, die um ſo gewiſſer aus dieſem Titel folgt, je entſchiedener man ſie vorher willkührlich in ihn hineingelegt hat. Dieſe Beweggründe haben uns hier nicht geleitet; was hülfe es auch, der Seele alle Rechte der Subſtanz zu retten, wenn die Ausübung dieſer Rechte nicht ebenſo unbeſchränkt iſt? Mit unſern Theorien aber könnten wir doch die Thatſachen nicht ändern: mögen wir in den Centralorganen die erzeugenden Urſachen der geiſtigen Thätigkeit oder gelegentlich in ihnen Urſachen ihrer Hemmung ſehen: ſo wie ſo bleibt es dabei, daß ein Zuſtand beſtändiges Wachens uns unmöglich iſt, daß die Erſchöpfung des Körpers völlige Stillſtände des geiſtigen Lebens herbeiführt, daß umgekehrt dieſes Leben, wie es auch zugehen möge, die Kräfte des Körpers aufzehrt, daß Krankheiten und Verletzungen des Gehirns einzelne unſerer Fähigkeiten lähmen oder uns gänzlich in geiſtige Nacht verſenken. Wenn wir uns daher jenen Bemühungen anſchloſſen, ſo geſchah es nicht in der Hoffnung, in der eigenen Subſtantialität der Seele Bürgſchaft für eine Unabhängigkeit zu finden, die thatſächlich ſo wenig ſtattfindet, ſondern in der Gewißheit, daß ſelbſt dann, wenn genaue Beobachtungen die Thätigkeit der Seele noch viel enger an den Leib und ſeine Regungen gebunden nachweiſen ſollten, als es jetzt bewieſen iſt, dennoch dieſe Abhängigkeit unſere weſentliche Ueberzeugung nicht ändern könnte, die: daß eine Welt der Atome und ihrer Bewegungen dennoch niemals aus ſich heraus eine Spur geiſtiges Lebens entwickeln kann, d. h. ſie vielmehr immer nur ein Syſtem von Gelegenheiten bildet, die einem anderen eigenthümlichen Grunde die Aeußerung nur ihm möglicher Thätigkeit abgewinnen. Aber auch dieſen Ausdruck unſerer Meinung möchten wir am Ende noch umformen. So wenig wir aus einer zuſammenhangloſen Vielheit realer Elemente des Stoffs die Welt gebaut dachten, ſo wenig haben wir freilich auch die einzelnen Seelen, auf welche dieſes Syſtem der Gelegenheiten wirkt, als unaufhebliche Weſen betrachtet; ſie galten uns, wie jene, doch nur als Actionen des Einen wahrhaft Seienden, bevorzugt nur durch ihre wunderbare keiner Einſicht weiter erklärbare Fähigkeit, ſich ſelbſt als thätige Mittelpunkte eines von ihnen ausgehenden Lebens zu fühlen und zu

wissen. Nur darum und nur so weit sie dies thun, nannten wir sie Wesen oder Substanzen; aber wir haben sie doch so genannt; nun aber fragt sich, ob es nicht besser wäre, falls nicht das Bedürfniß einiger Anschaulichkeit es verböte, auch diesen Namen sammt den Folgerungen zu vermeiden, zu denen er immer wieder verführen wird. Wenn wir einmal von den Seelen als Wesen sprechen, so reden wir nun auch von ihren Zuständen, und wagen selbst von solchen zu reden, in denen sich von der wesentlichen Natur Dessen, dem wir sie zuschreiben, Nichts mehr verräth. So lag uns, und aller Psychologie bis jetzt, kein Arg in der Annahme unbewußter Vorstellungen oder solcher unbewußten Zustände, die aus Vorstellungen zurückgeblieben sind und zu Vorstellungen wieder werden können. Mußten sie wirklich so zurückgeblieben sein? und können wir diesem Ausdruck irgend ein Verständniß abgewinnen, wenn wir nicht, wie es natürlich und unvermeidlich immer geschah, unsere Zuflucht zu den grobsten Bildern von Eindrücken nehmen, die eine Raumgestalt verändert haben oder von Bewegungen, die nur in einem Raum denkbar sind? Nichts nöthigte uns zu solchen Versuchen, als die Beobachtung der Wiederkehr der früheren Vorstellungen in das Bewußtsein, aber kann das einst Gewesene auf keine andere Weise der bestimmende Grund des Künftigen sein als dadurch, daß es nicht vergangen ist, sondern fortdauert? Und wenn die Seele in völlig traumlosem Schlafe Nichts vorstellt fühlt und will, ist sie dann und was ist sie? Wie oft hat man geantwortet, daß sie dann nicht sein würde, wenn dies jemals geschehen könnte; warum hat man nicht vielmehr gewagt zu sagen, daß sie dann nicht ist, so oft es geschieht? Gewiß, wenn sie allein in der Welt wäre, dann könnten wir einen Wechsel ihres Seins und Nichtseins nicht verstehen; aber warum sollte nicht ihr Leben eine Melodie mit Pausen sein, während der ewige Urquell fortwirkt, aus dem, als eine seiner Thaten, ihr Dasein und ihre Thätigkeit entsprang? Aus ihm würde sie wieder entspringen, in folgerechtem Anschluß an ihr früheres Sein, sobald jene Pausen vorüber sind, während deren andere Thaten desselben Urgrundes die Bedingungen ihres neuen Eintritts herstellten.

Schluß.

Ich habe diese letzten Andeutungen gewagt, um noch einmal die ganze Zumuthung auszusprechen, die ich uns glaubte stellen zu müssen: die völlige Aufgabe der Neigung, metaphysische Fragen auf dem Wege mathematisch mechanischer Construction zu beantworten. Es ist unnöthig, daß ich noch einmal die vollkommene Hochachtung ausdrücke, die ich gegen die ausgebildete Methode und die geistige Kraft der Naturwissenschaften empfinde: in keiner Weise können sich mit ihren glänzenden Erfolgen die Bemühungen der Metaphysik messen. Aber der Naturforschung selbst ist es begegnet, in Punkten, welche sie lange als einfachste Grundlagen ihrer Theorien benutzen zu können glaubte, eine ganze neue ungeahnte Welt innerer Gestaltung und Bewegung, und in dieser zugleich erklärende Gründe für Ereignisse zu entdecken, die sich vorher nur fremd an diese einfach erschienenen Anfangspunkte hatten anknüpfen lassen. Eine ähnliche Entdeckung hat die Metaphysik stets gesucht, aber von größerer Weite des Schnittes, welcher sie von Dem trennte, was noch Gegenstand unmittelbarer Beobachtung werden kann: die Gründe suchte sie, die es bewirken, daß wir den Grundbegriffen der Naturforschung mit Zutrauen in dem ganzen Bereiche ihrer Herrschaft folgen können, und die zugleich die Grenze dieses Bereiches bestimmten. Es ist ein wahres Wort, daß Gott Alles nach Maß und Zahl geordnet habe; aber nicht Maße und Zahlen ordnete er, sondern Das, was Maß und Zahl zu haben verdiente oder verlangte; nicht ein inhaltloses wesenloses Reale, das nur bestimmt gewesen wäre, mathematischen Bestimmungen als Träger zu dienen und unbenannten Zahlen irgend eine Benennung zu geben; sondern der Sinn der Welt ist das Erste und ist nicht nur Das, was jener Ordnung sich unterwarf, vielmehr aus ihm allein rührt das

Bedürfniß der Ordnung und die Gestalt her, in welcher sie verwirklicht ist. Alle jene Gesetze, welche wir mit dem Gesammtnamen mathematischer Mechanik bezeichnen können, alle selbstverständlichen ewigen Wahrheiten und alle thatsächlich überall gültigen Bestimmungen, welche dieser Name zusammenfaßt, bestehen dennoch nicht aus eigner Autorität als ein grundloses Schicksal, dem die Wirklichkeit sich zu fügen hätte; sie sind, menschlich ausgedrückt, nur die ersten Consequenzen, welche der lebendige thätige Sinn der Welt um deswillen, Was er wollte, dem Zusammenhang aller einzelnen Wirklichkeiten als umfassendes Gebot zu Grunde gelegt hat. Wir kennen den vollen Inhalt dieses Sinnes nicht und sind deshalb nicht im Stande, aus ihm abzuleiten, was wir nur [illegible] einer allgemeinen Ueberzeugung in ihn zurückzuleiten versuchen können; auch dieses Bemühen aber nöthigt zu einer Verkettung von Gedanken, die zu weitläuftig ist, als daß ich nicht gern die Unvollkommenheiten zu gestände, deren dieser mein Versuch sich schuldig gemacht haben wird. Als ich vor mehreren Decennien eine noch unvollkommnere Darstellung wagte, schloß ich sie mit der Aeußerung, der wahre Anfang der Metaphysik liege in der Ethik. Ich gebe das Unzutreffende dieses Ausdruckes Preis; aber noch immer bin ich der Ueberzeugung, auf dem rechten Wege zu sein, wenn ich in Dem, was sein soll, den Grund dessen suche, was ist. Vielleicht ist es möglich, in anderem Zusammenhange zu rechtfertigen, was diese Meinung Unannehmbares zu enthalten scheint; jetzt, nachdem ich vielleicht zu lange die Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch genommen, schließe ich meinen Versuch mit gar keinem Bewußtsein der Unfehlbarkeit, mit dem Wunsche nicht überall geirrt zu haben und im Uebrigen mit dem orientalischen Spruche: Gott weiß es besser.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von Reichel & Lechner in Wien.